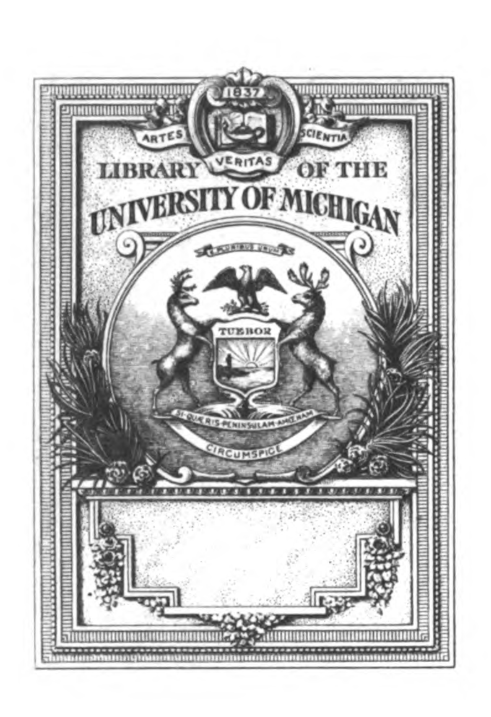

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Oktober 1922—Oktober 1923



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"

3. Verfasser des „Echo des Auslands"

4. Verfasser der Bühnenberichte

5. Verfasser der Proben und Stücke

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)

Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln enthaltenen Einzelbesprechungen)

3. Echo der Bühnen

(Siehe auch Sachverzeichnis, 1. Hauptteil unter „Uraufführungen")

a) Aufgeführte Stücke

b) Bühnen

4. Totenliste

5. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

1922 1. Oktober Heft 1

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 1. — 1. Oktober 1922

Fünfundzwanzig Jahre „Literarisches Echo“

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Mit dem vorliegenden Heft tritt das „Literarische Echo“ in seinen fünfundzwanzigsten Jahrgang ein. Am jahrhundertgemäßen Ablauf der Literaturen bemessen, würde das den Wechsel zweier Generationen bedeuten, die ewig neue Kronprinzen-Tragikomödie, die willkommene und verjüngende Auflehnung der Söhne gegen die Väter. Für die uns bis heute gegebenen fünfundzwanzig Jahre hat es schwereres Gewicht, und unser Schicksal heißt: der Krieg.

An Stelle eines reichen ein verarmtes Land; nicht mehr bewundernd zu uns aufschauende, vielfach noch heute sich feindlich gegen uns abschließende Nachbarvölker; die Heimat beraubt; der Stand, aus dem heraus und für den diese Zeitschrift schafft, sozial gefährdet, wirtschaftlich sehr tief gesunken: so hatten wir uns wiederzufinden — so haben wir uns behauptet. Und innerlich: die vielen, die von uns gingen, und deren Stimme uns nun in anderer Weise vernehmlich wird; das Aufglimmen und Niederflackern einer Begeisterung, die aus trügerischen Voraussetzungen Flamme fing; Abrechnung mit Irrtümern und Irrlehrern; aber auch das Erstehen eines neuen Glaubens; auch ein tieferes Versenken in das Volksganze; ein Erheben des Blicks über das Zeitliche hinaus —: wir mußten uns bis ins Wesenhafte wandeln, wollten wir fürderhin überhaupt irgendwie sein.

Daß diese Zeitschrift, die, in scheinbarem Widerspruch, zugleich auf einen engen Inlandskreis, zugleich auf eine weite Teilnahme des Auslandes angewiesen ist (sie zählte vor dem Kriege allein in Japan sechzig Abonnenten), den Krieg überstanden hat, ist das Verdienst ihrer damaligen Verleger, der nun in die Deutsche Verlags-Anstalt aufgegangenen Firma Egon Fleischel & Co. Sie haben der Zeitschrift in schwerer Zeit nicht leicht wiegende Opfer gebracht. Wir haben Stunden der Sorgen miteinander durchgemacht — nicht einen Augenblick, in dem auch nur die Möglichkeit, die Zeitschrift preiszugeben, erörtert worden wäre. Es war wie stilles Einverständnis: man wirft auch in gefährdendem Wogengange den Motor nicht über Bord, der dem Schiff Fahrt und Bewegungsmöglichkeit sichert.

Innerlich aber hat sich die notwendige Wandlung fast ohne unser aller Zutun vollzogen. Eine Zeitschrift, die überhaupt Lebensberechtigung besitzt, trägt ihr Lebensgesetz in sich, braucht etwas wie einen Hausverwalter, aber beileibe keinen Hausarzt. Sie lebt aus jedem Mitarbeiter und aus jedem Leser heraus. Sie hat die organische Fähigkeit, die naturgemäße Speise aufzunehmen, die unbekömmliche auszustoßen. Als Herausgeber des „Lit. Echo“ muß ich bekennen: ich habe in viel höherem Grade aus dieser Zeitschrift heraus den Krieg und sein inneres Gebot verstehen gelernt, als daß ich ihr Ziele gesetzt hätte.

Wie dem auch sei; heut zu behaupten, das „Lit. Echo“ habe in den fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens keine Wandlungen durchgemacht, wäre nicht nur Lüge, es wäre darunter hinaus dumm. In unserer Wandlungsfähigkeit war unsere Lebenskraft. Wir wollen jung sein mit jeder Jugend!

In einem, und zwar einem sehr wesentlichen freilich, ist das „Lit. Echo“ geblieben, was es von seiner ersten Nummer an war: in seiner gesamten redaktionellen und publizistischen Organisation. Josef Ettlinger, eine beinahe zaghafte Natur, ein Betrachter, Nachsinner, Einfühlender, besaß eine seltene organisatorische Kraft. Die kam dem „Lit. Echo“ in entscheidender Weise zugute. Nicht nur, daß er, fügsamer germanistischer Scholar, bibliothekarische Strenge und Sachlichkeit auf jedes zuflatternde Rezensionsexemplar übertrug, er erwies sich auch als ein Baumeister energischer Linienführung in Hinblick auf die gesamte Stoffgestaltung. In all diesen Beziehungen ist seit dem ersten Heft des „Lit. Echo“ nicht eine namhafte Änderung vorgenommen, mit stets erneuter Dankbarkeit ist an seinem Gesetz festgehalten worden. Die Firma hat noch heute zu zeichnen: „Josef Ettlinger, Nachf.“

* * *

Blättert man in dem ersten Heft des „Lit. Echo“, so findet man da neben literarisch wertvolleren Studien eine Eingangsplauderei „Über literarische Bildung“ von Rudolf v. Gottschall, Stilproben aus

Ludwig Fuldas „Cyrano“-Übersetzung und einen Aufsatz „Ein deutscher Romandichter“, und das ist Theodor Hermann Pantenius, und, indem man die Seiten wieder liest, ist's einem, als blicke man nicht nur in eine sehr fernliegende, sondern auch in eine einigermaßen flache Landschaft.

In einer Beziehung zumal, und das muß ausgesprochen werden, macht sich der Wandel der Jahre und der Ernst der Zeit geltend: das „Lit. Echo“ ist literarisch anspruchsvoller, ist wesenhaft geworden. Es entsprach Josef Ettlingers suchender, tief innerlich bescheidener, begütigender und werbender Art, sich seinen Leserkreis in möglichst breiten Schichten und wo nur irgendwie Empfängnismöglichkeit zu vermuten war, zu suchen. Der Kreis ist seither sehr viel enger abgesteckt worden. Wir machen kein Hehl mehr aus unserer inneren Strenge. Und auch das darf ausgesprochen werden: solche Zurückhaltung hat sich gelohnt. Der enger gesteckte Kreis erwies, auch in Hinblick auf die Teilnahme der Leserschaft, die reichere Ausgiebigkeit. Durch Kappen des Astwerks wuchs der Stamm.

Aber man blickt wieder in dieses erste Heft des „Lit. Echo“ und gewahrt, in wie weitgehender Weise von allem Anfang an die ausländische Literatur berücksichtigt worden war. Und damit war von vornherein Anlaß und Möglichkeit zu jenem Wandel, von dem ich sprach, gegeben: nur die Betrachtung der fremden Literaturen gibt den Maßstab für die eigene. Im Ausgleich mit der Kraft der anderen ist die Bewertung der eigenen Kraft. Das „Lit. Echo“ hat von Anbeginn an den Standpunkt festgehalten, daß die Literaturen der Völker harmonisch zusammentönen, und daß es für jedes Volk nur darauf ankommt, den Klang der eigenen Stimme kraftvoll und rein zu halten. Den fremden Einfluß fürchten, hieße Mißtrauen setzen in die Fähigkeit, die Stoffe im eigenen Körper derart zu verarbeiten, daß sie dem Blut zur Nahrung werden. Eben deshalb aber waren für diese Zeitschrift die Jahre des Abgeschlossenseins und der Verwaisung, die Jahre des Krieges, eine Frist der Erdrosselung. Es weitet sich von neuem der Horizont, wir atmen freier.

Im ersten Heft des „Lit. Echo“ war auch bereits in weitestgestecktem Maße dem Rechnung getragen, was die Namengebung der Zeitschrift bestimmt hat: der Echocharakter.

* * *

Hier nun, in dieser Tätigkeit des Sammlers und Berichterstatters, in der ich als Persönlichkeit bis auf das letzte ausscheide, darf ich von mir selber reden und bekennen: ich habe an dem Echoteil der Zeitschrift meine besondere Freude. Mit einiger Genugtuung verzeichne ich gerade die Urteile, die dem meinen zuwiderlaufen, ich lasse den Begeisterten und Zürnenden, wo immer angängig, auch ihre eigenen Worte, denn ich denke, das Wort als solches ist verräterisch. Für diese Auszüge wünschte ich mir die aufmerksamsten Leser, und ein helles Gehör! Eine gewisse Skepsis kommt dabei zu ihrem Recht. Man wird älter, und glaubt nicht mehr an die allein seligmachende Berechtigung des eigenen Urteils. Man hat Blick in die Zeiten gewonnen und weiß: es gibt in ästhetischen Dingen kaum ein Ja und Nein, und wo ein Brunnen eben verschüttet werden mußte, quillt es manchmal ganz rein und lebenspendend aus dem Boden. Zugleich ist im Für und Wider der Meinungen innerer Kampf, man hört ein Rufen aus der Ferne, was noch eben klug-alte Skepsis war, ist jugendlicher Glaube geworden.

Dem Echocharakter aber verdankt diese Zeitschrift noch sehr viel mehr. Literatur als solche ist doch nur ein Zweig am Stamme, er verästelt mit anderen Zweigen, über seine Triebkraft entscheidet der Stamm. Literatur als solche, in Absonderung von den anderen Künsten, losgelöst von der Willensregung und Schicksalsfügung des Volkes zu betrachten, ist beinahe eine Unmöglichkeit. Es mußte trotzdem der Rahmen eingehalten werden. Da aber bot sich denn aus dem Echocharakter die Möglichkeit und ist mit aller Bewußtheit genutzt worden, den Zeitungen und den anderen Zeitschriften das zu entnehmen, was für die Entwickelung der Literatur entscheidend wurde, den Säftezustrom bedingte, den Zusammenhang mit dem Gesamtorganismus gewährleistete. Der Echocharakter allein hat es ermöglicht, dem Nachkriegserlebnis wenigstens einigermaßen gerecht zu werden.

Trotzdem: im „Lit. Echo“ ein „Echo“ zu sehen, wäre falsch. Aus unserem innerlichen Streben machen wir kein Hehl. Für das, was uns zukunftskräftig scheint, treten wir ein. Die Spreu zu worfeln macht uns Pläsier. Die Tatsache schon, daß zu dem „Lit. Echo“ ein mehr oder minder geschlossener, in Wesentlichem gleichgestimmter Mitarbeiterkreis steht, sagt zur Genüge, daß sich die Zeitschrift zu ihrem eigenen Namen in einigem Widerspruch befindet.

Es ist denn auch erwogen worden, mit Beginn dieses eben eintretenden fünfundzwanzigjährigen Jahrganges den Namen zu ändern. „Die Literatur“ wäre treffendere Bezeichnung, sie würde zugleich gut zu der in unserem Verlage jetzt wieder erscheinenden „Die Musik“ stimmen. Wir haben trotzdem von der Namensänderung abgesehen. Die Erinnerung an unsere liebe alte Verlagsfirma „Egon Fleischel & Co.“, die mit jedem Tage neugeweckte Dankbarkeit für das Werk Josef Ettlingers hinderte uns neben anderen Gründen daran.

* * *

Wir blättern noch einmal in diesem ersten Heft des „Lit. Echo“ aus den Oktobertagen 1898 und haben an manchen wunderlichen Verästelungen unsere spitzbübische Freude. Es steht da eine Buchbesprechung von dem jetzigen Herausgeber, und sie gilt Theodor Fontanes neuem Roman „Der Stechlin“. Es findet sich aber auch unter den Nachrichten des Heftes folgender Hinweis:

Am 3. und 4. September ds. Js. feierte eine unserer größten buchhändlerischen Anstalten, die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Am 1. September 1848 hat Eduard Hallberger unter seinem Namen eine Firma gegründet, die hauptsächlich dadurch zur Blüte gelangte, daß der Chef mit sicherem Blick die Bedeutung des illustrierten Zeitschriftenverlages erkannte und sich auf diesen Zweig warf. 1881 wurde das inzwischen zu einer buchhändlerischen Macht gewordene Hallbergersche Geschäft als „Deutsche Verlags-Anstalt“ in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und dehnte sich als solche noch weiter aus. Sie besitzt gegenwärtig außer den beiden alten Hallbergerschen Familienzeitschriften „Illustrierte Welt“ und „Über Land und Meer“ das eigenartige Unternehmen „Aus fremden Zungen“, die neuerdings wieder zu Ansehen gelangte „Deutsche Revue“ und Stuttgarts gelesenste Tageszeitung „Neues Tagblatt“. Ihr Buchverlag berücksichtigt hauptsächlich Prachtwerke, Belletristik und Memoirenliteratur. Eine aus Anlaß des Jubiläums erschienene Festschrift und eine Festnummer von „Über Land und Meer“ führen in Wort und Bild diesen buchhändlerisch-literarischen Großbetrieb nach seinen verschiedenen Seiten hin vor.

Das ist, als hätten in der Wiege des „Lit. Echo“ bereits die Visitenkarten der Erben gelegen.

Ich hoffe, daß Josef Ettlinger, der die Zeitschrift genau die Hälfte der abgelaufenen Frist, also zwölfeinhalb Jahre, geleitet hat, mit Entwickelung und Schicksal der Zeitschrift nicht unzufrieden wäre. Soviel ist sicher: daß das „Lit. Echo“, nach wie vor von opferfreudiger verlegerischer Kraft getragen, in, sei es langsam, gesundendem Lande an Wirkungsmöglichkeit gewinnt, hat sich bereits gezeigt. Daß es nach Überwindung so schwerer Zeitläufte, vielen in Deutschland befreundet, auch wieder in die Bibliotheken des Auslandes eingenistet, seinen Weg machen wird, ist unsere Zuversicht.

Meisterballaden*)

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

V.

Theodor Fontane

1819—1898

„Archibald Douglas“

(1854)

Bürgerliche und adlige Helden — Englische Helden in deutschen Balladen — Die beiden Douglas-Balladen — Karl Loewes Vertonung des „Archibald Douglas“ — Schädigung eines Gedichtes durch Vertonung — Überschrift dieser Ballade — Strophenbruch durch Aufschreckung — Reine Jamben im Deutschen Verse — Gleiche Stilmittel, verschiedene Wirkungen — Einsilberverse am Gedichtbeginn — Länge der Douglas-Reden — Entsprechungen — Armut an Stilmitteln — Loewes Bedeutung — Einfalt der dichterischen und musikalischen Ballade — Lyrischer Schluß — Handlungsballade und psychologische Ballade — Weltanschauungsballade — Verdichtung der Stoffe beider Douglas-Balladen

Man kann den Dichtern ganz gewiß nicht nachsagen, daß sie sonderlich zu Speichelleckerei, Kriecherei vor den Großen dieser Welt und Knechtseligkeit neigen. Sie haben allezeit ein gerüttelt und geschüttelt Maß von Selbstbewußtsein gehabt und waren, wie alle Künstler, von einem Freiheitsdurst, der sie fast alle in die Reihen der Republikaner trieb.

Nun ist die Ballade das Heldenlied, und man sollte also eigentlich denken, daß diese Künstler ihre Helden in der bürgerlichen Welt gesucht hätten. Man muß jedoch feststellen, daß sie bei diesem Suchen anscheinend nicht viel Erfolg gehabt haben, wenigstens kommen auf den einen braven Mann und die eine alte Waschfrau immer noch hundert Edelleute und Könige, — selbst bei den allerfreiheitlichsten Dichtern.

Und das ist in den Heldenliedern der eingefleischtesten Freistaatler jenseits des Rheines genau so.

Durch den Weg, auf dem die Ballade zu uns gewandert kam, ist es veranlaßt, daß die Geschichte der britischen Geschlechter von jeher häufig auch unseren Balladen Quelle wurde, und da die deutsche Englandbegeisterung zeitlich bald nach dem Bekanntwerden der berühmten englischen Balladensammlungen in unserem Lande einsetzte, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß auch hier, wie so oft, starke Gedichte die Wegbereiter tiefgehender Volksempfindungen geworden sind. Da alle Gebildeten und überdies breiteste Schichten des Volkes schon durch ihre Schullesebücher in den empfänglichsten Jahren von den Taten jener Ritter in tiefen Erschütterungen hörten, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Worte ritterlich und edel (= Adel), herrlich und königlich ihren alten Goldglanz behielten. Und insbesondere die Namen der englisch-schottischen Ritter auch bei uns hoch in Wertung stehen.

Ich glaube der Name Douglas ist in Deutschland ebenso bekannt wie etwa der Name Quitzow!

Von den schönsten Balladen unseres Volkes tragen zwei diesen Namen. Und da diese Aufsatzreihe mit dem strachwitzischen „Herzen von Douglas“ begann, so mag sie mit dem fontaneschen „Archibald Douglas“ schließen!

Fontanes Gedicht (1854) geht auf das des Grafen Strachwitz zurück (1843), beide Dichter gehörten dem berliner Tunnel über der Spree an, beide Balladen sind dort zuerst vorgelesen, von beiden wissen wir, ebenso wie von vielen anderen Balladen unseres Volkes, wie die Freunde daran mitgearbeitet haben, und wie sie von der Schönheit dieser Gedichte mit überschwänglicher Begeisterung erfüllt wurden. Wenn ich auch mit Hans Rhyn Scotts „Minstrelsy of the Scottish Border“ für Fontanes Quelle halte, so ist doch des Grafen Strachwitz Gedicht, das Fontane überaus hochstellte, als wichtige Anregung deshalb nicht geringer zu werten. Überdies ähnelt es jenem durch die gleiche Strophenform und die gleichen Stilmittel der Sprache.

Fontanes Ballade „Archibald Douglas“ ist besonders durch unseres weitaus größten Balladenvertoners Karl Löwes Weise volkstümlich geworden wie kaum eine andere. Das hat sehr seine zwei

*) Vgl. die erste Reihe dieser Aufsätze im „L. E.“ XXI, 961, 1153, 1356; XXII, 15, 129.

Seiten. Ich habe oft gedacht, daß ich die Hälfte meines Vermögens geben wollte, wenn ich einen Tonkünstler von Löwes Rang für meine eigenen Balladen fände. Aber das dichterische Kunstwerk geht doch durch eine solche Vertonung, — und zwar je köstlicher und bekannter sie ist, um so sicherer — in seiner Wirkung zugrunde! Macht den Versuch, meine Freunde, und lest das „Ich hab' es getragen sieben Jahr" euch einmal laut vor: Ihr könnt nur unvollkommen zum restlosen Genuß der **Worte** kommen, weil euch die **Töne** immer dazwischen klingen. Das ist die Kehrseite der Münze, und auch die muß einmal betrachtet werden. —

Campe hatte an dem Beginn der Ballade, die damals „Der Verbannte" hieß, auszusetzen, daß man zu lange im Unklaren bliebe über den Namen des Sprechers, den erst Strophe 4 nennt. Fontane gab deshalb dem Gedicht die Überschrift, die es heute trägt, diese hat für das Werk eine ähnliche Bedeutung wie die Überschrift des Geschichtlichen Liedes. Ich habe in meinem Aufsatz über des gleichen Dichters James Monmouth (L. E. XXI, 1356) davon gesprochen. Wie dort, so ist auch hier die Überschrift ein nicht unwesentlicher Teil des Werkes und vertritt etwa die Stelle der Sprecherbezeichnung im gelesenen Schauspiel.

Das Gedicht zerfällt in zwei etwa gleichlange Teile, und auch im einzelnen zeigt es eine Regelmäßigkeit (3, 3, 2 × 3 — 3, 2, 3, 3 Strophen), auf die ich hier nur kurz hinweisen will, da ich an anderem Orte eingehend darüber gehandelt habe.

Prachtvoll in seiner Steigerung zur Deutlichkeit ist das erste Selbstgespräch des Grafen: In Strophe 1 erfahren wir durch das unbestimmte „Ich hab' **es** getragen..." seine **Last**, in Strophe 2 seine **Erniedrigung**: „Knechtsgestalt", in Strophe 3 den Grund für beides, den „**Groll**". Wie ein Falke schwebt die Darstellung in immer kleineren Kreisen, um sich schließlich in pfeilschnellem Fluge auf einen Punkt herabzustürzen.

Mich hat in Strophe 1 immer das **war** gestört („Da war sie öd und leer") und ich vermute, daß dies Wort es ist, welches auch das Bedenken Campes und der anderen Freunde hauptsächlich verursacht hat, ohne daß sie sich darüber völlig klar wurden. Offenbar müßte es dort **ist** heißen oder **ward**, denn der Zustand besteht ja in höchster Schmerzhaftigkeit in diesem Augenblick noch.

In Strophe 5 (und ähnlich in Strophe 21) verwendet Fontane das gleiche Stilmittel wie Strachwitz in seiner Strophe 16, wo urplötzlich die türkischen Reitergeschwader den Zug der Pilger überfallen: Um die ungeahnte Schnelligkeit des Herannahens des Jagdzuges König Jakobs wiederzugeben, läßt er mitten in einer Strophe die neuen Eindrücke auf uns niederprasseln. Die Strophe beginnt geflissentlich mit einer fast trägen Beschreibung:

> Er trug einen Harnisch rostig und schwer,
> Darüber ein Pilgerkleid, —

Und während wir geruhig die Echos der Reime i[n] einer weiteren ebenso stillen Darstellung erwarte[n], schmettert auf einmal das helle **Da** in unsere u[nd] des Douglas Träumerei herein:

> Da, horch, vom Waldrand scholl es her
> Wie von Hörnern und Jagdgeleit!

Zwei Verse, die zu den Wunderwerken deutsch[er] Sprach- und Verskunst gehören! Noch wissen w[ir] ebenso wie der Graf nicht, **was** es ist, es klin[gt] nur **wie** Jagdhörner, aber fast im selben Augenbli[ck] übereilt der Eindruck der Augen den des Ohre[s]:

> Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
> Herjagte Meute und Mann,

wobei also **Meute** die Erfüllung jenes obige[n] **wie von Jagdgeleit** ist.

Von unvergleichlicher Kunst ist die rhythmisch[e] Behandlung der Strophen. Die Ballade ist in a[b]wechselnd vier- und dreihebige Verse gegossen, w[o]bei die Senkungen nach deutscher Art beliebig ei[n-] oder zweisilbig dazwischen, beziehungsweise (da [es] Jamben sind) davorstehen. So entstehen Ve[rse] von höchster Lebhaftigkeit, von einem gerade [...] sprühenden Leben.

Nun beachtet, wann der Dichter zu rein[en] Jamben greift: Überall da, wo der Vers ganz sti[lle] Dinge erzählt, wie in Strophe 4, in der noch [...] Zäsur den Schritt der Jamben lähmt:

> Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
> Lud ihn zu harter Ruh.

Und überall da, wo der Vers in langen, kön[ig]lichen Galoppsprüngen herstürmt, wie in 5

> Da, horch, vom Waldrand scholl es her,

und andere, von denen Hans Rhyn sagt, „die Ver[se], die den Höhepunkt selbst bezeichnen, sind ga[nz] jambisch gehalten."

Wieder wie so oft sehen wir, daß gleiche S[til]mittel ganz verschiedene, ja entgegengesetzte W[ir]kungen erzielen können, wenn nur ein Meister [sie] handhabt.

Einzig schön ist der schwebende Rhythmus [im] ersten Wort:

> Herjagte Meute und Mann.

Dieser schwebende Versfuß, den man spondei[sch,] jambisch und trochäisch lesen kann, gibt das Schw[an]kende des Eindrucks in dem vom Schlaf auftaum[eln]den Douglas so fein wieder, daß niemand es [an]ders und besser machen könnte.

Gerade am Versbeginn sind solche Ungew[iß]heiten der Betonung sonst eine große Gefahr. W[enn] ein Gedicht so beginnt, merkt man erst im näch[sten] Verse, auf welche „Melodie" man es zu lesen [hat]. Und da diese Ungewißheit am leichtesten eintrit[t bei] Versen aus einsilbigen Worten, die fast im[mer] steigend oder fallend (jambisch oder trochäisch) [ge]lesen werden können, so vermeidet man Einsil[ber]verse am Beginn eines Gedichtes möglichst.

Beispiele lehren!

Ein Gedicht beginnt mit dem Verse:

Du gabst mir das Wort

Das ist völlig zweideutig im Rhythmus und ich wette, Ihr habt es eben gemäß der Sprechmelodie unserer geliebten deutschen Muttersprache trochäisch gelesen, das Du betont und erwartet also etwa einen zweiten Vers

Aber ich dir nicht.

Dieser zweite Vers lautet aber:

Und nahmest es wieder

Nun reitet man eine Volte und nimmt das Hindernis zum zweiten Male an mit der Betonung

Du g a b s t mir das Wort

So etwas ist höchst lästig und deshalb sind diese rhythmischen Ungewißheiten am Eingange unbedingt verpönt. — Übrigens konnte Goethe Einsilberverse überhaupt nicht leiden, was allerdings nicht verhütete, daß er selber gelegentlich einen stehen ließ.

Im weiteren Verlauf eines Gedichtes stören sie nicht, weil das Ohr an dem einmal gefundenen Rhythmus zähe festhält, — oft sehr gegen den Willen des Dichters, der den Ton wechseln möchte.

Des Grafen Rede an König Jakob fällt durch ihre Länge aus dem sonst fast ganz regelmäßigen Bau der Ballade heraus, sie ist 5 Strophen lang, statt der sonstigen Ballung von dreien zu einer Einheit. Gedanklich würden völlig genügen die Strophen 8, 9 und 12.

Gedanklich, aber nicht gefühlsmäßig!

Gerade in den Strophen 10 und 11 liegt nämlich der Hauptreiz der Ballade, gerade sie erzählen mit einer so unsagbar süßen Innigkeit, daß nun seit mehr als einem halben Jahrhundert unzählige Augen über ihnen blank geworden sind, von den Kindheitserinnerungen des Königs. In die schneidenden Trompeten der Heldenballade tönen auf einmal weich und wehmütig die lyrischen Flöten. Und je schriller das Aufeinanderprallen der beiden stahlharten Männer klang, um so holder schallen nun die Laute. König Jakob hat recht:

Es ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

Dieselbe Gefühlswärme tragen dann die Worte des Grafen in den Strophen 18—20. Aber während in der ersten Rede die Gestalt des K ö n i g s den Inhalt trägt und die Worte mit blassem Kinderfinger in die V e r g a n g e n h e i t weisen, spricht der Douglas nun von sich und von der Z u k u n f t. Hier wäre eine Ausdehnung seiner Worte wie oben unerträglich. Von seines Königs geheiligter Gestalt darf der Lehnsmann wohl einmal länger reden, — von sich und seiner Zukunft würde es uns unmännlich erscheinen. Mir ist schon die zeitliche Doppelbestimmung (Pleonasmus) w i e d e r a u f s N e u e in dieser Rede zu viel, aber vielleicht ist die Kennzeichnung der weitschweifigen Rede des Greises beabsichtigt.

Selbst die nebensächlichen Übergangsstrophen 4 und 5 oben und 16—17 hier sind voll feiner Entsprechungen. Nur in ihnen ist von der Landschaft die Rede, — der Stein am Wege, die Felder, drüben der Waldrand und hier der steile Weg. Nur in ihnen vom Wetter und der stechenden Sonne, nur in ihnen von des Grafen Kleidung, dem rostigen schweren Panzerhemde, über dem das Pilgerkleid des Landflüchtigen liegt.

Auch sonst spinnen sich die seidenen Fäden hin und her durch die göttlichen Verse, die s i e b e n J a h r e sind in 1 und 12 angeknüpft, das f r o h e F i s c h e n u n d J a g e n in 11 und 23, das Schwertamt des Douglas in 18 und 22. Alles dies bedeutet eine gewisse Armut in den Motiven, die eins der Kennzeichen der Ballade überhaupt ist. Vielleicht dasjenige, welche diese Dichtungsart den Neueren ein wenig fern rückt, denn die Heutigen sind auf nichts so sehr aus, wie auf immer neue, immer unerhörtere und verblüffendere Wirkungen.

Dies gilt auch für die Vertonung von Balladen.

Darf ein Nichtmusiker auch einmal von dieser sprechen?

Löwes überragende Bedeutung liegt einmal in der unerschöpflichen Melodienfülle, die verschwenderisch über das G e s a m t w e r k des Meisters ausgegossen ist. Daneben aber in der fabelhaften Beschränkung auf ganz wenige Weisen in der e i n z e l n e n Ballade. So sind seine Gesänge geradezu dafür geschaffen ins Ohr zu dringen und im Gedächtnis zu bleiben. Oft ist diese Armut an Motiven, die also völlig derjenigen in der Ballade als dichterischem Kunstwerk entspricht, so groß, daß man von einer Eintönigkeit, ja einer quälenden Eintönigkeit sprechen kann. Aber sie ist selbst dann immer genial.

Daß gewisse billige Tonfolgen vor allem am Ende der Verse uns heute ein wenig altmodisch und ausgeleiert scheinen, ändert an der Bedeutung des Mannes, die von keinem einzigen seiner Nachfahren in der Ballade erreicht ist, gar nichts. Das ist eben Zeitstil und hat nichts mit der Hauptsache zu tun. Ebensowenig wie die oft kindlich eindrucksvolle „Vertonung“ etwa des k l e i n e n D e g e n s Napoleons oder der u n g e h e u e r e n N a s e Kaiser Maximilians.

Trotz aller dieser Eigentümlichkeiten hat Löwe den Thron der königlichen Dichtung innebehalten bis zum heutigen Tage. Opernvertoner sind gekommen und gegangen, Lieder gesungen und wieder verklungen, aber nicht eine einzige Ballade nach ihm ist so gesetzt, daß sie Eigentum der ganzen musikalischen Welt geworden wäre wie Archibald Douglas, wie der Nöck, wie der Mohrenfürst, wie so viele, viele andere.

Wer eine Ballade vertonen will, muß den Mut zu einer gewissen genialen Plattheit haben, und gerade dieser Mut ist es, der unserer Zeit auf allen künstlerischen Gebieten fehlt. Vor nichts haben die Zeitgenossen eine so winselnde Angst, wie davor

altmodisch, simpel, hergebracht, einfältig zu sein, — ach, diese Einfältigkeit des Herzens ist ja gerade das allerhöchste Gut des Genius, — ut in omnibus locupletati abundetis in omnem simplicitatem, damit ihr in allen Dingen reich seid im Überfluß bei aller Einfalt, wie Paulus schreibt.

Man hat oft das Gefühl, als ob die Maler eine Farbe, die Musiker einen Ton, die Dichter ein Wort nur deshalb wählen, weil sie zu feige sind, das richtige und passende ihrer Vorgänger an diese Stelle zu setzen. Nur neu, nur um Gottes willen neu! Es ist der Händlergeist, der nicht zu Ruhe kommen lassen darf, um den Markt für immer andere Nouveautés seiner Branche offen zu halten, es ist der Geist vom Hausvogteiplatz, der in diesen Kunstbetrieben flackert.

Aber während die keuchende Hetzjagd vom Neuen zum Neuesten, zum Allerneuesten rast, — immer schwierigere Tonfolgen, die kein Ungeübter singen, immer wildere Begleitakkorde, die kein Laie spielen kann — stehen alt und still und unverrückbar darüber die leuchtenden Sterne der Kunst „reich im Überfluß bei aller Einfalt“.

Die Jüngsten haben auf einer Seite oft mehr Wortneubildungen, als Goethe in allen seinen Werken. Die Jüngsten stopfen in ein Lied oft mehr „Originalität“ hinein, als die Meister in eine ganze Oper.

Aber daß wir auf dem Wege nicht vom Fleck kommen, das sehen heute schon die allermeisten.

Nun liegt es mir himmelfern, zu den alten Wegen raten zu wollen, — nichts wäre unsinniger und entwicklungsfeindlicher als dies! Aber wir müssen wieder zum Wachstum der Kunst kommen, zum naturhaft-stillen, gesunden und langsamen Wachstum, — dies künstliche Treiben mit widernatürlichen Mitteln im überheizten Glashause schafft uns keine Blumen ewiger Schönheit.

In keiner Kunst und auch nicht in den Balladenvertonungen!

Zurück zu der vielleicht best vertonten Ballade des Jahrhunderts, zum „Archibald Douglas!“

Der Schluß weicht von allen in diesen Aufsätzen behandelten Balladen ab, insofern er nicht einen wirklich in Spannung erwarteten großen Schlag gibt. Der liegt schon in Strophe 21, als der König auf des Grafen Bitte, ihn lieber heute und hier zu töten, die Zügel zur Brust reißt:

> König Jakob sprang herab vom Pferd,
> Hell leuchtete sein Gesicht.

Seht ihr das zweifelnd-flackernde Licht im schwebenden Rhythmus, fühlt ihr die jähe Ungewißheit, welche dieser rhythmische Meistergriff versinnlicht: Gewährung? Versagung?

> Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,

Und auf dessen Schneide schwebt nun sekundenlang das Schicksal des keuchenden Greises da neben den Ganaschen des Hengstes.

Und hier, nicht nur mitten in den Vers, nein in göttlicher Kühnheit mitten sogar in den Satz i die Wende der Ballade gelegt. Bis hier stieg von Strophe zu Strophe die Qual des heimwehkranke flehenden Edelmannes, nun haut des König Schwert sein Letztes, sein jämmerliches Restche Leben aus der narbenbedeckten Brust, schon hat es über dem grauen Haupte seines Lehnsmanne gezückt — — —

> Aber fallen ließ er es nicht.

Noch schließt die Strophe nur verneinend, noch kan ja ein neuer Bannfluch den alten Mann treffe aber nun quellen in überstürzter Wiederholung d gnädigen Worte aus des Königs Brust:

> Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu

nicht (wie gesungen wird) aufs neu, um de königlichen Gang der Jamben in diesen ersten Worte nicht zu stören,

> Und bewache mir meine Ruh,
> Der ist in tiefster Seele treu,
> Wer die Heimat liebt wie du!

Hier haben wir den seelischen Gehalt der Ballad die Heiligsprechung der Heimatliebe! U nun schließt das Gedicht ganz lyrisch in beina knabenhafter Fröhlichkeit, die im Könige wie ei verschüttete Quelle bei den Worten seines Kin freundes wieder ausbricht:

> Zu Roß! — Wir reiten nach Linlithgow
> Und du reitest an meiner Seit',
> Da wollen wir fischen und jagen froh
> Als wie in alter Zeit!

O Gott, wie ist das schön und jung und edelfri und herrlich wie am ersten Tag!

So tief greift Strachwitzens Douglas nicht, - fast in Trauer wende ich mich von der Liebling ballade meiner Jugend ab und diesem Werke z Aber es ist ganz klar, daß jenem etwas fehlt, w dieses hier hat.

Wir stehen am Grenzstein zwischen der erst und zweiten Form der Ballade: Strachwitz ken nur die reine Handlungsballade, in welcher sich i bunten Geschehen die Anteilnahme erschöpft. Ab sein König wie sein Douglas sind ohne feinere se lische Zeichnung, sie muten uns typisch an, sie si ganz erdrückt von der ungeheueren Wucht der T der Handlung. Strachwitzens Douglas ist die größ Handlungsballade des deutschen Schrifttums.

Fontanes Douglas ist die größte psychologisch Ballade des deutschen Schrifttums! Nicht d Douglas Schicksal oder seine Bitte um den T oder des Königs Gnadenhandlung ist ihr Ker sondern des Douglas Seele, die so wunderv aus seinen drei Reden der Ballade hervorleucht und des Königs seelische Wandlung, die so übe zeugend begründet, so tiefst befriedigend aus sein beiden Reden spricht. Deutlich fühlen wir d wichtigen Schritt der Kunst ins Innerliche, der d ganze 19. Jahrhundert kennzeichnet, auch hier

der Geschichte der Ballade. Und es kann kein Zweifel sein, daß der Schritt ein Fortschritt war.

Möchte uns ein gütiges Schicksal geben, daß der dritte mögliche Schritt, der von der Psychologischen zur **Weltanschauungsballade**, von der Bindung an einen Einzelnen zur Freiheit des Allgemeinen, vom Zeitlichen zum Ewigen, — auch einmal von den allein urteilsberechtigten kommenden Geschlechtern als ein Fortschritt angesehen wird.

Zum Schluß noch eine kleine sachliche Anmerkung, die das Dichten, das Verdichten der beiden Douglasstoffe angeht. Beide Dichter haben von dem Götterrechte aller Schaffenden, dem Rechte zu Mord und Zeugung unbedenklich, wie in ihrer Art alle, Gebrauch gemacht, haben Wirklichkeit getötet und Wahrheit dafür geboren.

James Douglas, der Gute, der Freund Robert Bruces, der bei Bannockburn neben ihm kämpfte, sollte zwar das Herz dieses ins Gelobte Land bringen, aber er konnte den Befehl seines Königs nicht ausführen. Er fiel in Spanien, wo er dem König von Kastilien gegen die Mauren beistand am 25. August 1330. In Palästina ist er nie gewesen.

Und König Jakob IV. von Schottland (dessen Witwe übrigens Archibald Douglas' gleichnamigen Sohn heiratete) begnadigte den Grafen trotz dessen Bitten nicht, so daß dieser also in der Verbannung starb. Wie Fontane selber an die Daheim-Schriftleitung schrieb, mißbilligte das Heinrich VIII. mit der Bemerkung:

A kings face
Shall give grace —

Wie dürr und ledern und tot ist die Wirklichkeit der Geschichte, wie ewig-lebendig, wie wundervoll befreiend die Wahrheit der Dichtung! Wie gleichgültig werden schließlich die Urbilder, wie allein richtig bleibt der heilige Segen der Freude am Kunstwerk!

Dies sei das letzte Wort: Freude!

Volksbildung

Von Franz Strunz (Wien)

Zusammenfassend die Volksbildungsarbeit der letzten Jahrzehnte zu überschauen, hieße Kulturgeschichte schreiben. In diesem Beginnen läge aber nicht nur die Freude an der Erinnerung, die zur Mitteilung anspornt, nicht nur die Darstellung des Werdens einer mächtigen geistigen und sozialen Bewegung, die alles das festzuhalten und vor dem Vergessen zu schützen sich bemüht, das richtunggebend war in der Geschichte der Begründung einer volkstümlichen, außerschulmäßigen Unterrichtsform, sondern es müßte auch gesagt werden, wie diese Entwicklung erst langsam tastend, dann immer kräftiger aus guter deutscher Ideologie ins Freie gelangt. Noch ist das alles, was sich mit Recht Volksbildung nennen darf — von den dilettantischen Versuchen der Unberufenen ist hier selbstverständlich nicht die Rede — ein Anfang, noch fehlt der freie Überblick über das Land des Geistes und des Gemütes, noch sind Volk und Publikum Probleme, noch versteht man zu wenig den anderen, noch liegen die eigentlichen Interessen und Neigungen der Massen zu sehr im Dunkeln oder werden durch Unwahrhaftigkeit, Eitelkeit, Vielgeschäftigkeit und den Geist der Verneinung verdeckt. Die Bildungsstatistik ist nur Vermutung, sie gibt keine Tatsachen, ihre Zahlen sind fragwürdige und lückenhafte Anhaltspunkte ohne psychologische Voraussetzungen. Die Zahl erzählt nichts von den Motiven und den Zufälligkeiten der Seele. Wir kennen nicht die verbindende Macht irgendeines Wahns, der Massen zusammenschmiedet, uns fehlt das geistige Band einer Gemeinschaft, das, was die Gesamtheit eines großen gebildeten Kreises ausmacht und mit dieser Ganzheit verschmilzt. Und doch — birgt nicht dieses herrliche Wort „volkstümlich" ein Wunder, einen Prozeß der Freiheit, Maß, Gewöhnung, Väterweise, Herkommen, Frömmigkeit, Ruhe, Würde, Gesittung, Menschlichkeit, die natürliche Einheit der Generationen in sich? Volkstümlichkeit ist Ziel und Weg zugleich. Richard Dehmel hat vor Jahren einmal davon gesprochen, wie sie das Endergebnis einer langen freiwilligen Gewöhnung aller einzelnen Volksmitglieder sei, oder der meisten und menschlich besten. „Man will sich aber an nichts erst gewöhnen, was von Haus aus schon gewöhnlich ist; und man gewöhnt sich auch an nichts, was durchaus bloß ungewöhnlich sein will." Ist dem nicht so? Man denke an eine gute volkstümliche Rede, an ein Buch, Lied, Gedicht oder an eine Darstellung belehrenden Inhalts — welche Beruhigung und Klarheit kommt über uns, da uns solche Sicherheit und hohe Primitivität umgeben! Und andererseits, wie verlieren wir alle geistige Freude und Sicherheit, sobald man uns zwingt, schwächliche und kränkliche Gedanken, unklare und unzusammenhängende Überzeugungen, mißleitende und einengende Lehren als „bildend" anzuerkennen. Nur was in uns den Willen zum geistigen Miterleben der Vergangenheit und Gegenwart und immer vollkommenerer Selbstverwirklichung aufruft — ich meine den Willen als das innigst Menschliche — was auf Leben und Tätigkeit größten Einfluß hat, Leben zu Bewußtsein bringt und zur verständnisvollen Teilnahme am Kulturleben der Nation anregt und aneifert, sollte „Volksbildung" sein. Goethe würde auch sie einer Erziehung zur Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins gleichstellen, dem Zusammendenken und Zusammenempfinden dessen, was war, ist und kommen wird. Alles andere gehört hinaus, denn es verführt nur zur Vielgeschäftigkeit, treibt zu falschen Zwecken hin und ruiniert die eigene schöne Form der Persönlichkeit.

Was leisten wir? Was haben wir noch zu leisten? Wie wollen wir das Volk? Welche Kräfte gehen von den vielen Volksbildungsorganisationen aus, die heute wie ein Netz geistiger Art deutsches Land umspannen? Wie beherrschen wir empirisch das Tatsachenmaterial und wie ordnen wir es nach methodischen Gesichtspunkten? Wissen wir eine eindeutige Antwort darauf? Nein. Berufene und unberufene Verbesserer sind heute rüstig am Werke, diese Fragen zu beantworten, neben einer ernsten und ungeheuchelten Volkserziehung, die mit so klarem, schönem Willen Idealismus in Praxis, Tun, Schule umzusetzen sich bemüht, wuchern allerdings schon reichlich Modevolksbildung und Aufklärung (wie man so schön sagt) in ihren dilettantischen Erscheinungen. Das sind traurige Begleitumstände einer unverdrossenen und selbstlosen Arbeit, die ja schon seit vielen Jahren um das innerlich Wahre des Bildungsstrebens des Volkes — daß es keine verlorene Illusion ist, scheint wohl sicher — ringt. Jeder Kenner und Praktiker weiß, daß wir schon vor dem Kriege den epidemischen „Bildungshunger" nicht ernst nehmen konnten, um so weniger jetzt in unserer unklaren und alles trübenden Zeit, da man als Volksbildner aus Trümmern neu zu bauen anfängt. Der innere Mensch verlangt nach Glauben und Erlösung. Die Darbe der Seele ist etwas anderes als der vielgerühmte „Bildungshunger". Wer von seiner Bestimmung abgeirrt ist und brennenden und blutigen Herzens Stütze, Trost und Halt sucht, der braucht mehr als Wissenschaft und Kunst in Verdünnung: Nicht Bildungshunger treibt ihn, sondern wie kürzlich Eduard Spranger es treffend nannte, ein Hunger nach Verständnis des Menschentums, nach elementarer Menschenkenntnis.

Die Volksbildungsarbeit ist eingegliedert in das tägliche Schaffen der Menschen, in das dichtgedrängte Leben der Großstadt, ihre Bedürfnisse und Entwicklungen, ihre Kulturformen und Stimmungen. So wirken ihr unerschöpflicher Menschenreichtum und seine Interessensphären zurück auf die Gestaltung dessen, was die Volksbildung zu bieten imstande ist. Die Forderungen und Aufgaben der großen Stadt geben vor allem dem Volksbildner die Richtung an, wie und was und in welcher Auswahl er seinen Bildungsstoff mit Wirkung an die Masse heranbringen kann und welche Anknüpfungen er aus dem Umkreis des Großstädters zu wählen hat, die dann wirklich die Verbindung mit bereits vorhandenen Gedanken und Stimmungen ermöglichen. Nur so kann Volksbildung überhaupt mit einer Bevölkerung in genauer Fühlung bleiben und ihrer geistigen Vitalität entgegenkommen. Anders erreichen wir die Vorstellungskraft nicht, wenn wir nicht die Wirkung unserer Veranschaulichungsmittel kennen. Wir bringen darum alles, was einen modernen Großstädter angeht. Nichts ist aussichtsloser als Volksbildung zu treiben, ohne die zu kennen, für die man arbeitet. Nur aus jahrelangem Bemühen um die Einsicht in die Lebensform, Naturbeschaffenheit und den geistigen Ausdruck unseres Volkes kann man allmählich erfahren, wo seine innigsten Interessen liegen. Im letzten greift Volksbildung doch wieder ins tatsächliche Leben; ihm entspringt sie, in seine Begriffs- und Gefühlswelt muß sie zurück. Alles andere ist doch nur Theorie und Idealkonstruktion. Nur in dieser Umformung wird Volksbildung sinnvoll, und nur so gewinnt sie Einfluß auf die notwendige Umgestaltung der Zustände, aber nur so ist sie ein Bemühen um unsere Seelengrundlage überhaupt.

Wer mit weitem Sinn und ohne parteiliche Enge durch lange Jahre verfolgt hat, wie die Bildungsfähigen des Volkes ihren Beschäftigungen, Neigungen, Gewohnheiten und Liebhabereien nachgehen, und wie sie nach einer freieren Übersicht über ihr Gebiet das Verlangen haben, der weiß ja längst, wie man Bildungsstoffe und Volksgemeinschaft zueinander in Beziehung zu setzen hat. Gewiß nicht, indem man ganz laienhaft einfach mit „populären Vorträgen" (wie man sie einst nannte) kommt und Wissenschaft in Verdünnung bietet. Das war der Fehler der volksbildnerischen Versuche, die sich allzu sklavisch an den Lehr- und Lernbetrieb der bekannten angloamerikanischen Typen anschlossen. In den letzteren ist die volkstümliche Darstellung der gesamten Wissensstoffe die Hauptsache. Soviel Wertvolles dieses Bemühen (man kann ja in der Volksbildung vorläufig doch immer nur von einem Bemühen sprechen) enthält, die Fehlerhaftigkeit der Idee ist offensichtlich: sie liegt in einer gewissen Inkongruenz der Stimmung zwischen Vortragenden und Volksgemeinschaft. Das Volk lebt in einer ganz anderen Atmosphäre als in der Wissenschaft, so daß aus der Unbekanntschaft und Fremdheit sehr bald, wenn einmal die erste Neugierde befriedigt ist, Unlust, Gleichgültigkeit, Langeweile sich einstellen. Es sind der Voraussetzungen allzu viele. Nur das lebt, was durch ein inneres Erleben angeschaut werden kann und an Beschäftigungen, Neigungen, Gewohnheiten und Liebhabereien anknüpft. Und so sind für solche Zuhörer nur die Gedanken wahr, die irgendwie die Leute selbst schon bewegt haben, Gedanken, Bilder, Vergleiche, Umstände, Verhältnisse, Schicksale, die irgendwie ins Leben, d. h. in sinnlich anschaubare Wirklichkeiten ausmünden. Schon die dänische Volkshochschule Nikolai F. S. Grundtvigs (1783—1872) hat erfolgreich diesen Zielen zugestrebt und bedeutet darum, in eine spätere Zeit übertragen, eine energische Korrektur der angloamerikanischen Methode. Der Vortragende ist Volkslehrer und nicht der volksfremde Gelehrte auf dem Isolierschemel einer anderen Welt, die nur durch Hörensagen ins Volk dringt; er will die Besonderheit der Volksseele, den Willen und den inneren Menschen, d. h. sein Individuelles an Gedanken, Erfahrungen, Empfindungen und Gemütsrichtungen zu erreichen imstande sein. Lehrt

übrigens nicht alle Volkskunde, daß meist nicht die Bildung das Volk gewandelt, sondern daß umgekehrt das Volk den überkommenen Bildungsschatz nach seinem Willen und seiner Wesensart oft herrisch verändert und aus eigenen Kräften heraus zur Bedeutsamkeit erhoben hat? Die Bildung ist doch nicht allein ein Ziel, sondern auch ein Weg, und zwar ein Weg zu sich selber hin, eine Art biologischer Funktion, kraft welcher der Gesamtgeist sich selber erhält. Wir denken um zu leben. Aber jeder lebt sein eigenes Leben, sein eigenes geistiges Schicksal, und was er als Bildung an sich hat, sind Äußerungen dieses Lebens. Alles geistige Geschehen ist irgendwie verwachsen mit dem ganzen Leben, und so ist auch das, was man Bildung nennt, Lebensergänzung und Förderung des gesamten Lebensgefühles. Auch unsere geistige Existenz wird von der Naturordnung getragen und umfangen. Darum kann nur der an diesem Leben irgendwie als Lehrer, Führer oder Mitarbeiter Anteil haben, der an diese ganze Lebensstimmung oder an diese, gerade diesen Menschenkreisen erlebbare Umgebung anknüpft. Aber da meinen wir nicht Dinge des Schulunterrichtes, denn Volksbildung ist doch Gesinnungsunterricht auf praktisch-nützlicher Grundlage, wir meinen das, was jedem als bestimmte Erkenntnisstufe innerlich eigens angehört als Kraft, Tätigkeit, Verbindlichkeiten und Verantwortungen des Lebens, das Bedürfnis nach Freude, Schwächen, Fehler, falsche Auffassungen, Beunruhigungen und Unzufriedenheit geistiger, d. h. logischer Art. Nur so kann man in der Volksbildung Leben und Wissen vereinen, aber wir vereinen sie, indem wir gemäß der individuellen Begabung und Neigung, der Naturgrundlage arbeiten. Jeder Erzieher weiß, daß alles vergebens ist, wenn wir ohne Kenntnis der Naturanlage und des Gedankenkreises des Zöglings sind, daß aber erfolgreiche Arbeit nur dem beschieden ist, der die anstoßgebenden Gedanken seines Handelns kennt und die Anlage und Eigenart zur vollen Entfaltung bringt. Wir erziehen doch *mit* der Eigenart des Zöglings, nicht *gegen* die Eigenart. Auch das, was die Volksbildung bietet, muß in gleicher Weise der Begabung nach Art und Maß aufs feinste angepaßt sein. Nur so werden Menschen mit selbständigem Urteil und geistiger Selbsttätigkeit erzogen, die dann in der Lage sein werden, sich und andere von der erniedrigenden Herrschaft des Schlagwortes und von dem Dünkel zu befreien, im Besitze der Wahrheit zu sein. Gerade dieser Sehnsucht nach geistiger Selbständigkeit und Selbsttätigkeit, nach Lernfreude, die mehr ist als Wissensfreude, nach eigenem Menschentum versuchen wir entgegenzukommen. Freilich, das alles ist nur möglich, wenn Lehren und Lernen anders ist als gewöhnlicher zwangsweiser Schulbetrieb, aber auch anders als jenes gewisse seichte und platt popularisierende, weder belehrende noch unterhaltende Gerede, das so gar nichts zur Förderung der aktiven Teilnahme des Hörers beiträgt. Gilt es doch *einen* zusammenhängenden Willen zu schaffen, darin das Wollen des Vortragenden und das Wollen des Zuhörenden sich finden müssen. Sonst ist alles vergebens. Wo diese starke Beziehung zum Leben fehlt, und Anlagen, Umkreis der geistigen Möglichkeiten und Aufgaben nicht gekannt werden, kommt niemals persönliche lebendige Auffassung zustande, und es werden Gebildete und Ungebildete dauernd verschiedene Sprachen sprechen.

Es ist schon öfters gegen die praktische Volksbildung bemerkt worden, daß sie den radikalen Versuchen, die Naivität des Volkes gänzlich zu zerstören, widerstrebt. Was ist um diese Sache? Wie steht Naivität zu den feineren geistigen Erlebnissen? Es gibt ein „Erziehen" des Volkes, das einem Zwange gleichkommt, indem man ihm Erlebnisse, geistige Entwicklungen und ein Kulturverstehen zumutet, die es einfach nicht haben *kann*. Jemanden zu Gedanken *zwingen* ist keine freie Volksbildung mehr, und wer zwingt, arbeitet nicht mehr aufbauend von unten, er leistet nicht Erweckungs- und Anregungsarbeit für die Selbstentwicklung, sondern verbiegt Eigenart und Bestimmung. Die Art, wie das Volk *seine* Werte sinnvoll verflicht, ist eben anders als *unsere* gewohnte Sinnrichtung. Auch stammen die meisten Ausdrucksmittel, über die wir verfügen, aus volksfremden Ideenkreisen. Wie wesentlich verschieden ist bei einzelnen Menschen der elementare Vorgang des auffassenden Bewußtseins, jenes seelische Geschehen, das man das Verstehen nennt! Gewiß ist es keine mechanische Übertragung oder eine Art Photographieren, sondern sinnvolle Verknüpfung und Sonderung, Weiterleben, Ordnung des geistigen Besitzes, Sicherung des Wissens. Viele unserer besten Volksbildner gehen heute in der Ablehnung der einseitigen theoretischen Volkserziehung noch weiter — wir denken an Hermann Herrigel und seinen Kreis — und untersuchen mit praktischem Verständnis, Erlebnis und Naivität im Zusammenhange mit dem Problem der Volksbildung. Die Welt der Wissenschaft sei nur dem zugänglich, dem ihre Dynamik und Problematik geläufig ist. Es können bestenfalls ihre Ergebnisse verstanden werden, wenn man sie mit pädagogischem Geschick und lebendig vorbringt. „Vor Ungebildeten gibt es streng genommen keine Popularisierung der Wissenschaft, und jeder Fachmann weiß, wie schwer es ist, Forschungsergebnisse anderen mitzuteilen, ohne mißverstanden zu werden." Das Denken und Verstehen des echten Volkes haben aber ihre eigenen Gesetze, sie kennen keine Krisen und Relativitäten, sie haben ihre vulgäre Logik und ihre besondere geradlinige Weise der geistigen Verarbeitung, ihren unverdorbenen Sinn für das Einfach-Hohe, ihre primitiven Verknüpfungen und Wertverhältnisse, Anlagen, die jeder wissenschaftlichen Läuterung trotzen. Jede seelen- und volkskundliche Betrachtung einer großen, werdenden Bildungsgemeinde macht das Gesagte noch deutlicher, wenn man bedenkt, wie Naturgrundlage, Charakter, Geschichte, Stand und Beruf, und innerhalb dieser wie-

der Rasse, Leidenschaft, Alter, Temperament, Wirklichkeitssinn, Aberglaube u. a. gegebene Elemente sind, mit denen der Volkslehrer zu rechnen hat, ja sie sind als die Naturformen des Menschenlebens die Voraussetzungen seiner volksbildnerischen Bestrebungen, wenn er lebendig und wahrhaft bleiben will. Wer das seelische Geschehen an einem Menschen, oder in unserem Fall das „Bildungsleben", nicht auf dessen Bedingtheiten durch seine natürliche Grundlage oder Naturgestalt zurückzuführen vermag und mit ihnen zusammen und vor allem mit dem Irrationalen, das jeder hat, weckt und bildet, hat wenig Aussicht auf Erfolg; wer dieses Herniederbeugen zu den noch nicht Reifen (so hat man es in der Erziehungskunst genannt), das von dem Lehrenden immer ein ehrliches Abwärtssteigen verlangt, nicht kennt, vermag nicht jene neue und doch individuelle Lebensentwicklung oder Wiedergeburt anzubahnen, die im Kern aller Erziehung steckt. Nichts ist unwirklicher, als der wirklichkeitsfremden Theorie nachzuhängen, daß alle Bildung allen nütze und alle glücklich mache. Das ist ein Wahn. So drängt man Menschen nur in eine gezwungene Lage, aus der gesehen das Leben ganz anders aussieht, als es wirklich ist. Die erworbene Bildung muß zur Naturgrundlage und erlebbaren Umwelt passen. Die Urteilsklarheit hängt davon ab. Alles andere sind nur krankhafte Abirrungen von sich selbst und Unsicherheiten und Schwankungen ohne Halt. Goethe hat unter uns Deutschen für diese Fragen das tiefste und redlichste Interesse gehabt, wenn er immer wieder betonte, daß der Mensch zur beschränkten Lage geboren, einfache und nahe Ziele zu sehen vermag und sich gewöhne, die Mittel zu gebrauchen, die ihm zur Hand sind. Er hat ja das schöne Wort gesagt, daß eines recht zu wissen und auszuüben höhere Bildung gäbe als Halbheit im Hundertfältigen. Man lasse die Menschen das suchen und finden, was ihnen gemäß sei, wir verkürzen so die Umwege, durch welche der Einzelne von seiner Bestimmung, nur allzu gefällig, abirren mag. Denn „sobald er ins Weite kommt, weiß er sonst weder was er will, noch was er soll. Es ist immer ein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich nicht durch regelmäßige Tätigkeit verbinden kann". Innere Berufung, äußerer Beruf, Stand und Bildung gehören zusammen. So wird die Bildung ein dauernder Weg, jene Bildung, die auf die Folge unseres Lebens und seiner Neigungen eine große Wirkung ausübt und die wir gar nicht von dem übrigen Leben abtrennen können; sie ist das Symptom der gesamten Lebensführung und persönlichen Zustände.

Ein Problem für sich ist die praktische Volksbildung auf dem Lande. Gewiß muß der großstädtische Volksbildner oder Volkslehrer (wie unbeholfen und wehrlos sprechen oft die Fähigsten unter ihnen vor einem ländlichen Hörerkreis) noch viel mehr aufs Land wandern als bisher. Das Land ist die ursprüngliche, längst vergessene Heimat der Stadt. Es wird auf die Dauer notwendig sein, die Stadt auch geistig nicht ganz vom Lande abzuschnüren, denn vom ruhigen Lande kamen einstens unzersplitterte Kraft, naturwahre Schlichtheit und heimatgegründetes Empfinden. Die schwersten Volksbildungsfragen in der großen Stadt werden nicht hier, sondern außerhalb ihrer Mauern gestellt und beantwortet. Es wirkt hier ein gegenseitiger Austausch, aber wir dürfen nie vergessen, daß wir alles tun müssen, um dem Lande Väterweise und geschlossene Gemeinschaft zu bewahren und verklärt vor Augen zu führen, denn nur so geben wir dem heimatlichen, volkstümlichen Leben neue Schwingen. So soll ein veredelnder Einfluß von der großstädtischen Volksbildung ausgehen, hinein in die Tage des Landmannes und den gleichmäßigen und beruhigenden Kreislauf seiner Jahresarbeit.

Joachim von der Goltz

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Wie nahe liegt es doch den Menschen, namentlich dann, wenn sie für irgendwelches Versagen eine Entschuldigung brauchen, das Schicksal als etwas von außen Kommendes hinzustellen, das der Mitformung oder gar der Umformung durch den persönlichen Willen unzugänglich ist. Und doch zeigt ein aufmerksamer Blick die Fragwürdigkeit solcher Behauptung, die Haltlosigkeit der daraus abzuleitenden Verwahrungen. Wann ist unserem Volke in gleichem Maße ein Schicksal zuteil geworden, das allen gemeinsam war, wie in dem Krieg mit seinem Grauen, seinen Widersinnigkeiten und seiner unermeßlichen Not? Ein Schicksal, dem kein Einziger — nicht hoch oder gering, nicht arm oder reich, nicht Mann oder Frau — ausweichen konnte. Und dennoch: Wievielen bedeutet dieses scheinbar gleiche Schicksal in Wahrheit innerlich Gleiches? Gewiß, es lassen sich einige große, grobe Kurven feststellen, die bei Hunderten oder Tausenden ähnlich, gleich verlaufen. Im Einzelnen aber deckt sich die Erlebnislinie — und sie erst schließt den Schicksalsvorgang ab — bei nicht zwei Menschen unter Millionen. Man vergleiche beispielsweise auf der Tafel ihrer Werke einmal die Schicksalskurven zweier Männer wie Fritz von Unruh und Joachim von der Goltz. Alle Voraussetzungen für dasselbe Erlebnis sind so gleich wie nur erdenkbar. Zwei Adelsmenschen, die Herkommen, Blutserbteil, Beruf zur jauchzenden Hingabe an den Krieg bestimmt; die in der Hölle der widersinnigsten Fronteindrücke zu Zweiflern an ihrem pflichtgebotenen Standesglauben werden; die sich durchringen zum Bekenntnis des freien, bei aller Vaterländischkeit übervölkischen Menschtums. Aber trotz der gleichen Voraussetzungen, trotz der Ähnlichkeit ihres Schicksalsverlaufes im Groben, Großen, trennt das schöpferische Werk Unruhs und Goltzens ein Abgrund voneinander.

Schicksal — es ist nicht das eine oder andere, das Außen oder Innen, es ist das eine und andere, die Durchdringung des Allgemeinen und Persönlichen. Denn weder ist jenes unverrückbar, noch dieses allmächtig. Auch in diesem allerinnersten Bezirk gilt das Gesetz von dem Parallelogramm der Kräfte. So daß man den Ausgang des Widerstreites der außermenschlichen und der innermenschlichen Natur vorherbestimmen könnte, wenn hüben oder drüben die Größen dem messenden Erkennen greifbar wären. Da es nicht der Fall ist, so bleibt überall da, wo wir uns Rechenschaft über Schicksale geben wollen — und das Werk eines Dichters ist der Schicksalhaftigkeit, das Wort in vorgedachtem Sinne aufgefaßt, in viel höherem Maße unterworfen, als man gemeinhin glaubt — bleibt nichts übrig, als hinterher aus dem Ergebnis heraus Rückschlüsse zu tun auf die Kräfte, die allgemeinen und die persönlichen, die es wirkten. Damit wir ihrer Messung nach Menschmöglichkeit nahekommen.

Blickt man aus der Entfernung, welche die verwichenen Jahre — und was für Jahre! — zwischen uns und den Krieg gelegt haben, auf jene Gattung unserer Kunst zurück, die der Läuterung des Waffenerlebnisses unmittelbar diente, da sie allein beweglich genug war, ihm ohne Zeitverlust zu folgen, auf unsere Kriegslyrik, so zeigt sich, daß sie zwei Gipfel hatte. Den ersten, mit ungeheurer, eruptiver Gewalt hervorgetrieben, bildete die Lyrik der Augusttage des Kriegsbeginns. In ihrer Gesamtheit eine gewaltig-gewaltsame Evokation, ein Aufruf zu ungeheuren Erlebnissen, zu einem Bereitsein für das neue, das — vermeintlich — größere Sein. Denn in diesen glaubendurchflammten Aufrufen zu Kampf und Sterben — in den Versen der Dehmel und Kerr, der Lissauer und Löns, der Schickele und Stadler, der Thoma und Zuckermann und mancher anderer noch — schoß das Erlebnis des Volkes und des Einzelnen zu unvergänglicher Einheit zusammen.

Das prophetisch von den Augustlyrikern verkündete neue Sein, die gefühlsmäßig vorweggenommenen ungeahnten Erlebnisse fanden dann aber überraschenderweise weder so schnell, noch da, wo man es allgemein vermutet hatte, ihren deckenden künstlerischen Ausdruck. Nach langer Zeit erst kamen Bücher, kamen Männer, die durch die Kraft ihres Empfindens und ihrer Worte zu Dolmetschern der furchtbaren, dem Erwarteten in allem widersprechenden Wirklichkeit des Krieges berufen waren. Und diese Männer, in deren Versen die Kriegslyrik, will sagen: die Lyrik des deutschen Kriegers, des deutschen Frontsoldaten, des feldgrauen Mannes, ihren zweiten Gipfel erreichte, kamen nicht aus den Reihen des schnell begeisterten, durch literarisches Wissen belasteten gebildeten Bürgertums. Sondern aus jenen breiten, ungebildet gescholtenen Massen, die im Frieden theoretisierend gegen den Krieg Front gemacht hatten, dann aber doch von ihm teils äußerlich übertumpelt, teils innerlich bezwungen wurden und die Leiden und Nöte des Krieges in einer grauenhafteren Ungemildertheit, in einer verwirrenderen Maßlosigkeit, aus einer größeren Nähe erleiden, ertragen, auf sich nehmen mußten als die Gesamtheit der Gebildeten. Aber diese Arbeiterdichter, oder wie man richtiger sagen sollte: die Volksdichter, brauchten zur Klärung und zum wortmäßigen Bezwingen ihrer Kriegserlebnisse zunächst einmal Zeit. Wenn auch einem von ihnen, dem münchen-gladbacher Kesselschmied, in den Augusttagen ein zündendes Abschiedslied gelang — die bedeutsamen Bücher der Heinrich Lersch, Karl Bröger, Max Barthel erschienen erst, als der Krieg bereits Jahre währte. Und das gewaltigste, das urtümlichste Kriegsbuch, das ein aus den Tiefen des Volkes Aufgestiegener uns bescherte, das Gerrit Engelkes, ist gar erst Jahre nach dem Friedensschluß erschienen, so daß in der umfänglichsten Sammlung der deutschen Kriegsgedichte — der Babschen — der Name Gerrit Engelke fehlt.

Die Gebildeten waren mit ihren Kriegsversen schneller bei der Hand. Aber weder die Bürgerlichen noch die Adeligen unter ihnen vermochten trotz der größeren Formkraft ihrer Gedichte den Versen der aus den Volkstiefen Emportauchenden etwas an die Seite zu stellen, das ihnen an Lebendigkeit, an Empfindungsgewalt, an Menschlichkeit gleichwertig gewesen wäre. Wie geringwertig ist seinen herrlichen Augustversen gegenüber fast alles, was Dehmel aus dem Felde an Gedichten schickte! Wohl brachte auch das Bürgertum und das Adelstum eine Reihe von Kriegslyrikern hervor, von denen einzelne Verse als läuternder Erlebnisausdruck des Krieges lebendig bleiben werden. Aber Fritz von Unruh und Karl von Eisenstein, Walter Heymann und Paul Zech, Bruno Frank und Hanns Johst, Curt Corrinth und Rudolf Leonhard, Albrecht Schäffer und Rudolf Alexander Schröder, Eleonore Kalkowska und Ina Seidel, Hermann Claudius und Gorch Fock, Walter Flex und Hermann Hesse, Leo Sternberg und Arnold Ulitz und wie sie weiter heißen mögen, sie alle gaben kein Gedichtwerk, das repräsentativ für die Erlebniswelt des geistigen deutschen Menschen war wie das der Bröger, Barthel, Wöhrle und Lersch für die des Volkes. Selbst der dazu Berufenste, Joseph Winckler, verdarb sich seine Mission durch Gewaltsamkeiten und Großmäuligkeiten. Das Innere der Volksdichter war ein Ackerland, das jahrelang, jahrzehntelang brach gelegen hatte und nun, da der Krieg es besäte, seine aufgespeicherte Kraft, ohne zu verarmen, verschwenden konnte. Das Innere des geistigen Deutschen aber war jahrzehntelang, jahrhundertelang durch eine Überfülle von Erlebnissen entsäftet, und was den Gebildeten einen Überschuß an Kraft zu geben schien — die Vertrautheit mit den Formen unserer Kunst — erwies sich in Wahrheit als Hemmnis. Hinzu kam, daß wohl Wissen und Wollen der Mehrzahl unter den geistigen Menschen vom Kriegsrausch, vom Kriegsglück, vom Kriegsglauben ergriffen wurde, nicht aber — trotz alles gegenteiligen Scheines — Herz und Seele, nicht jene letzten

Wesensschichten, jene Unterbewußtseinstiefen, aus denen Schöpferkräfte aufquellen. Das eigentliche Kriegserlebnis der deutschen Gebildeten setzte erst ein, als der Gefühlsrausch längst verflogen war, als man sich eingestandenermaßen nur noch an sein Wissen und seinen Willen wandte, als statt des Glückes das Leid, statt der freiwilligen Hingabe die Pflicht zum Gott, dem es zu dienen galt, errichtet wurde, als Verbitterte mit zusammengebissenen Zähnen sich zu einem Schutzwall zusammendrängten, Haus und Heimat gegen die Übermacht einer Welt zu schützen.

Somit ist es kein Zufall, sondern innerste Notwendigkeit, daß erst in dem Augenblick, da das Pendel des Kriegsglückgefühls nach dem höchsten Punkt der Gegenseite ausgeschwungen war, da die Mehrzahl der literarisch bestimmten Schaffenden bereits ungerecht gegen den Krieg empfanden, wie anno 1914 gegen den vielverlästerten Frieden, daß erst 1916 jenes Versbuch erscheinen konnte, das als der repräsentative dichterische Ausdruck jenes Empfindens gelten kann, das dem bewußten, dem gebildeten, dem geistigen Deutschen am Krieg als an einer Schicksalsnotwendigkeit festhalten ließ: Die Deutschen Sonette des Joachim Freiherrn von der Goltz.[1]

In bedingungsloser Hingabe an den Krieg sind diese Sonette erzeugt. Nicht dem Kriege gegen etwas hat dieser deutsche Adelsmensch sich ausgeliefert. Das überläßt er lärmenden Bildungspatrioten. Dem Krieg um seiner selbst willen, dem Kriegersein gehören Herz und Seele und Leib. Weil sich in diesem Dasein die Kräfte reiner erfüllen als in den Hürden der kraftfressenden Bürgerlichkeit. Weil der Krieg sein Erleben, sein Ich bereichert, steigert. Auf den Knien dankt der Dichter dem Krieg, der ihm ein Zauberer ist, durch den die graue Welt in ein farbiges Wunder verwandelt ward, der ihm reines Augenlicht gab, ihm den Star schnitt, ihn aus den dunklen Schächten ins blendende Licht geleitete. Nicht einem kämpferischen Ziel, sondern der kämpferischen Leidenschaft als solcher gelten Goltzens urdeutsche Gedichte. Jener Leidenschaft, die immer wieder aus stummen Ichmenschen das große, erlösende Wir aufbrechen läßt. Die deutsche Einsamkeit inmitten eines Meers der Hasser — in diesen Sonetten wird nicht nach ihrem Grund gefragt. Sie wird hingenommen als Tatsache, als Schicksalsgegebenheit. Nicht auf ein Drüben, ein Zukünftiges ist der Blick gerichtet, sondern auf das, was vor Augen steht: auf die unausweichliche Gegenwärtigkeit. Kraft jauchzt trotz des Grauens ringsum in die Welt. Als Mann, als Soldat tritt der Dichter dem Feind der Feinde gegenüber: dem Tod. Denn „Sein!" heißt der tiefste Wille, der heiligste Glaube. Champagneschlacht, Lorettohöhe: Versquadern; Liebe, Heimat: milde, selige Gesänge. Doch auch das vorübergehende Wiederdaheim gibt Einsamkeit, Schwere. So wird nach entmännlichender Ruhe die Schlacht, die Schrankenzermalmerin, gegrüßt, herbeigejauchzt, das Glück, die Seligkeit der Tat gepriesen, der Kriegszeit ein Hymnus gesungen, der Wunsch zum Wort: daß wir ewig Kameraden, Krieger, Soldaten, Kämpfer sein möchten, auch mit der Feder, dem Spaten, dem Hammer. Wenn auch der „Deutsche Musketier 1916" fühlt, daß der Rausch der Zeit verglühte, der Schlachtentanz abblühte, die Zeit des Duldens, der Schmerzen, der Not, der Prüfung begonnen hat — irremachen kann es ihn und seinen Dichter nicht.

„Schicksal, du magst so grausam weiterschalten,
Kannst meinen Mut doch nimmer, nimmer spalten,
Ich bin ein deutscher Mann und fürcht mich nicht;

Will ums Gewehr die harten Hände falten,
Die kampfgekrümmten, will es halten, halten,
Bis Feindes Stirn oder der Schaft zerbricht."

Was die Kleistisch bestimmten „Eisernen zehn Gebote", die Joachim von der Goltz ohne seinen Namen als Erstling (im Panther-Verlag, Leipzig) herausgab, erhoffen ließen, wurde in den Deutschen Sonetten Erfüllung: sie schufen der bedingungslosen Hingabe des geistigen deutschen Menschen, dem deutschen Tat-Erjauchzen, dem gradausblickenden Soldatentum, der ichgewissen deutschen Heldenhaftigkeit ihren ersten umfassenden, dichterisch hochwertigen, repräsentativen lyrischen Ausdruck. Schufen ihn mit den Mitteln und der Formkraft, die dem Gebildeten innerlich vertraut und notwendig sind. Daß der Zeiger der Zeit längst eine andere Stunde zeigt als die, welche in diesem Buch schlägt, daß statt dem „Deutschland, Deutschland über alles", mit dem unser Volk kriegsjauchzend hinauszog und von dem auch heute noch viele, die nicht begreifen können, nicht begreifen wollen, nicht gelassen haben, daß heute in vielen der besten deutschen Herzen das „Menschland, Menschland über alles" wieder rein und stark erklingt, diese Tatsache berührt nur das Stoffliche, nur die Zufälligkeitsvoraussetzungen der Deutschen Sonette. Gegen die Kraft des Künstlers, der sich in ihnen, gebieterisch Achtung heischend, ankündigte, darf es auch heute nicht ungerecht machen. Und noch viel weniger dem Menschentum gegenüber, aus dem die Kraft des Künstlers sich säftete: diesem klaren, tiefen Mannestum, das — gleich frei von Sentimentalität und Hysterie, von Aufgeblähtheit und Unterwürfigkeit — viel zu selten in unseren Tagen geworden ist, als daß man es nicht vorbildlich preisen müßte.

* * *

Was ich beim Erscheinen der Deutschen Sonette als Vermutung aussprach, daß ihr Dichter — mit Goethe zu reden — nicht mehr, wie man, durch sie bestimmt, glauben konnte, in Weimar, sondern längst in Jena sei, das bewies das dramatische Gedicht „Die Leuchtkugel"[2] als unumstößliche Tatsache. Dieses fälschlich Schauspiel benannte dia-

[1]) Im Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1916.

[2]) Verlag Georg Müller, München.

logisierte Bekenntnisgedicht bezeichnet die zweite Station auf dem Golgathawege des deutschen Menschen, den der Krieg als Jüngling anfiel. Wieder ein Kampf auf Leben und Tod. Aber diesmal kommt der Gegner nicht von außen, sondern von innen. In der Brust eines jungen Kompagnieführers tobt der Kampf um den Kriegsglauben. Sämtliche Gestalten, so lebendig sie sind, bleiben doch nur Schattenfiguren, die sich nicht aus eigener Kraft bewegen, sondern von Dichters Hand bewegt werden, um der seelischen Reflexe willen, die ihre Bewegungen in dem auslösen, der ihr Führer war und es auch weiterhin sein möchte, aber nicht Kraft dazu aufbringt, weil der Glaube an seine Mission ins Wanken geraten ist. Alle Versuche, sich selber oder die, für welche er sich verantwortlich fühlt, aus den Schlingen der Schicksalsverstrickung zu erretten, sind vergeblich. Als letzte Rettung bleibt nur eins: gemeinsamer Tod. Der Knoten, der sich nicht lösen läßt, wird zerhauen. Ein Leichtes, die innere Bedeutungslosigkeit des Schlusses nachzuweisen. Ein noch Leichteres, zu zeigen, daß nicht nur der erst halberwachte Dichter hundertfältig von Kleist, Schiller, Goethe und anderen abhängig ist, sondern auch dramatische Gestaltung nicht erreicht wurde, da (außer dem Führer) die bemühten Menschen Figurinen bleiben. Und doch ist von allen Absagedichtungen an den Kriegsglauben diese vielleicht die bezwingendste. Was auf den ersten Blick als Mangel anmutet und es im höchsten künstlerischen Sinne auch ist, daß Goltz noch mitten im Erleben stand, noch zu wenig Distanz hatte, als er seine Verse herausschrie — das erweist sich als die stärkste Kraft dieser Dichtung. Wir werden selber in den Wirbel hineingerissen, in dem der Dichter auf Tod und Leben ringt, müssen an seiner Seite kämpfen und haben so heute noch unmittelbar Teil an den inneren Nöten. Daß dieses dramatische Gedicht kein Gesunder schrieb, der hinter ihm Liegendes gestaltete, sondern ein Kranker, der seine Nöte in einem grauenvollen Durcheinander hervorstößt — es bestimmte ihm im selben Maße seine künstlerischen Grenzen, wie es ihm lebendigste Unmittelbarkeit des Lebensstoffes gab. Wie an ganz wenigen Dichtungen läßt sich noch heute an Goltzens „Leuchtkugel" die Fieberkurve der Kriegszweifelkrankheit Phase um Phase ablesen, die alle unverblendeten Deutschen in mehr oder minder großer Heftigkeit durchmachen mußten. Böte uns die Dichtung keine anderen Erlebnismöglichkeiten, so wäre schon heute von ihr einzig als von etwas Vergangenem zu reden, das nur noch in bedingtem Maße Geltung hat. Aber in dem Führer ist Goltz eine Gestalt gelungen, die über das Tohuwabohu, in dem sie (ohne innerlich ausreichenden Grund) untergeht, hinausweist ins Gegenwärtige, ja, ins Zukünftige. Hundertfach haben sie so vor dem Feind gestanden, die besten ihres Berufes, wie dieser Führersnamen verdienende, zweifelzerrissene Held. Wo aber können wir ihn mit gleicher Lebendigkeit in der Dichtung heute noch schauen? Ich weiß nur einen, der sich seinen Bruder nennen darf (und zwar seinen größeren Bruder, da er die Kraft besessen hat, durch die Hölle hindurch sich seinen Weg zu bahnen), nämlich den, welchen Stefan George so zeichnet:

> Wenn in die heimat du kamst
> aus dem zerstampften gefild
> Heil aus dem prasselnden guß
> höhlen von berstendem schutt
> Keusch fast die rede dir floß
> wie von notwenigem dienst
> Von dem verwegensten ritt
> von den gespanntesten mühn.
> Freier die schulter sich hob
> drauf man als bürde schon lud
> Hunderter schicksal:
>
> Lag noch im ruck deines arms
> zugriff und schneller befehl
> In dem sanft-sinnenden aug
> obacht der steten gefahr
> Drang eine kraft von dir her
> sichrer gelassenheit
> Daß der weit ältre geheim
> seine erschüttrung bekämpft
> Als sich die knabengestalt
> hochaufragend und leicht
> Schwang aus dem Sattel.
>
> Anders als ihr euch geträumt
> fielen die Würfel des streits ..
> Da das zerrüttete heer
> sich seiner waffen begab
> Standest du traurig vor mir
> wie wenn nach prunkendem fest
> Nüchterne woche beginnt
> schmückender ehren beraubt ...
> Tränen brachen dir aus
> um den vergeudeten Schatz
> Wichtigster Jahre.
>
> Du aber tu es nicht gleich
> unbedachtsamem schwarm
> Der was er gestern bejauchzt
> heute zum kehricht bestimmt
> Der einen markstein zerhaut
> dran er strauchelnd sich stieß ..
> Jähe erhebung und zug
> bis an die pforte des siegs
> Sturz unter drückendes Joch
> bergen in sich einen sinn
> Sinn in dir selber.
>
> Alles wozu du gediehst
> rühmliches ringen hindurch
> Bleibt dir untilgbar bewahrt
> stärkt dich für künftig getös ..
> Sieh, als aufschauend um rat
> langsam du neben mir schrittst
> Wurde vom abend der sank
> um dein aufflatterndes haar
> Um deinen scheitel der schein
> erst von strahlen ein ring
> Dann eine krone.

* * *

Jene verantwortungsbewußte Männlichkeit, die in der Führergestalt der „Leuchtkugel" sich ankündigt, diese Dichtung als Ganzes aber — da Goltz sie noch zielhaft vor sich sah — nicht zu formen vermochte, bestimmt den Gesamtcharakter seines dritten Werkes. Darin beruht vielleicht noch mehr als in der dich-

terischen Leistung Wert und Bedeutung des „Dramas aus der Jugend Friedrichs des Großen", das mit seinem Obertitel „Vater und Sohn" die Mächte bezeichnet, die in ihm ringen: daß es eine entschlossene Absage an die Jünglingshysterie ist, die sich über Gebühr jahrelang in unserer Dichtung breit machte. Eine neue Epoche ist angebrochen. Kampf heißt auch jetzt die Losung noch. Kampf auf Leben und Tod zwischen Einst und Jetzt. Aber nun macht sich nicht mehr ohnmächtige Knabenwut eine Vater-Strohpuppe zurecht, die unter dem Geheul von Möchtegernen verbrannt wird. Der Kampf wird da gesucht, wo er allein ausgetragen werden kann: auf dem Schlachtfeld der Wahrheit. Ein Vater wird in all seiner Menschlichkeit vor uns hingestellt, der auch da, wo er Furchtbares tut, das Gute will. Der mit Einsatz all seiner Kräfte um Geglaubtes ringt. Der nicht aus Beschränktheit, sondern aus seiner Vaterhaftigkeit heraus nicht anders kann, als wider seinen Sohn sein, den er nehmen muß, wie er ist, nicht wie er einst (vielleicht) sein wird. Mit einer Inbrunst, die viel zu selten geworden ist, als daß man sie nicht rühmen mußte, wühlt Goltz sich in das tragische Problem hinein. Immer und immer wieder (in Szenen, die in ihrer Prägnanz viel mehr von Büchner als etwa, — wie man um äußerer Ähnlichkeiten willen oft betont hat — von Kleist bestimmt sind), wird die Verstricktheit bloßgelegt. Bis aufs Höchste spannt sich so die Erwartung, ob und wie Lösung möglich ist. Aber derselbe, der nicht müde wird, das Problem zu gestalten, so vielseitig, so eindringlich wie nur möglich, bringt für die Entwirrung keine Kraft mehr auf. In einer Schlußszene von bestürzender Kläglichkeit folgt als lebendes Bild eine Versöhnungsfarce. Weder von seiten des Vaters noch von seiten des Sohnes ist irgend etwas getan, das die Vereinigung der widerstreitenden Elemente rechtfertigen könnte. Das Pendel ist nach der Gegenseite ausgeschlagen. Wie schon während des Stückes (im Gegensatz zu den Anklagedramen der vorliegenden Generation) der Vater mit größerer Lebendigkeit und stärkerer innerer Anteilnahme gezeichnet ist als der Sohn, so triumphiert (nicht nur äußerlich) das Alter über die Jugend. Und doch kommt (wie ich es vor einem Jahrzehnt in meinem „Herzog Heinrich" zu gestalten versuchte) alles darauf an, die Wage nicht nach einer Seite, nach der des Vaters oder des Sohnes ausschlagen zu lassen, sondern sie wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das Siegen muß ein Unterliegen sein. Das freiwillige Sich-Unterwerfen ein Obsiegen; Wiederfinden, Umschlingen, Durchdringen auf einer höheren Erlebnisebene sind es, die Goltz nicht zu gestalten vermochte. Mit der Bloßlegung des tragischen Problems sind seine Kräfte verbraucht. Mannestum — von ihm einst besungen, dann in einer Idealgestalt erträumt — es ist nun freilich in seiner Menschlichkeit da. Aber noch trägt es ein monströses Doppelgesicht auf seinen Schultern.

Auch mit diesem Vater und Sohn hat Goltz das Land seiner Verheißung nicht betreten. Die Kriegswüste liegt hinter ihm. Zu seinen Füßen ruht weitgebreitet das Erbe der Väter. Nun gilt es, hinabzusteigen und es Schritt um Schritt zu erobern. Noch hat der Dichter seine Form nicht gefunden. Trotz starker Bewährung seiner Kräfte im einzelnen — als Ganzes ist das Werk vielfach abhängig. Schlimmer: ist es unentschieden in seiner Haltung. Das drückt sich auch im engeren künstlerischen Bezirk, in der Wortgestaltung, aus. Die Sprache schwankt unfrei zwischen Vers und Prosa hin und her. Partien, die so gehoben sind, daß sie den Vers erfordern, finden nicht den Mut dazu. An anderen Stellen stolpert Goltz plötzlich in den Vers hinein. Neben Gesprächen von prachtvoller Prägnanz stehen Szenen von einer Wortgeschwätzigkeit, daß ein geringer Abstand hätte genügen müssen, ihre sprachliche Unzulänglichkeit zu erkennen und zu bessern.

Aber alle Einwände vermögen den entscheidenden Glauben nicht zu erschüttern. Diesen Glauben: Mit Joachim von der Goltz ist ein Poet auf den Plan getreten, frei von der Anämie und Hysterie, die jahrelang als unbezweifelbare Talentbeweise galten; ein Poet, in dem deutsches Mannestum, dem der Krieg tiefe Wunden schlug, ohne es zerstören zu können, um weithin sichtbaren Ausdruck ringt; ein echtbürtiger, ein vielleicht großer Dichter, dessen eine Führermission wartet, schwerer und verantwortungsvoller, aber auch befreiender und beglückender als die, welche dem todumheulten Jüngling in der Kriegshölle zufiel.

Es wird das Schicksal des Dichters Joachim von der Goltz ausmachen, wie weit er sich an seinem Volke als geistiger Führer, wie weit das deutsche Volk sich an den Führerkräften, die von seinem Werk ausgehen, bewährt.

Autobiographische Skizze

Von Joachim v. d. Goltz

Sehr verehrter Herr!

Ich entspreche gern Ihrem Wunsche nach einem kurzen autobiographischen Beitrag. Meinen inneren Werdegang zu skizzieren halte ich mich freilich nicht für berechtigt. Ein Schriftsteller oder Dichter kann, meinem Empfinden nach, erst dann über sich sprechen, wenn die Teilnahme an seinen Werken so stark und so allgemein geworden ist, daß er mit einem Zeugnis von sich nicht mehr Gefahr läuft, aufdringlich zu erscheinen. Ich begnüge mich daher mit einem Abriß meines äußeren Lebensganges bisher.

Ich bin 1892 geboren. Mein Vater war Landrat in Weilburg an der Lahn. Er war einer von den „Stillen im Lande", ein unermüdlich fleißiger Pfleger seines Kreises, zu sehr Mensch auch als Be-

amter und zu wenig darauf bedacht, von sich Wesens zu machen, um in der nachbismarckischen Ära zu höheren Posten aufzusteigen. Er starb, als ich zwölf Jahre alt war. Weil er die Zukunftslosigkeit des Kaiserstaates, soweit ihm das bei seinen anerzogenen Empfindungen möglich war, voraussah, bestimmte er mich für den kaufmännischen Beruf.

Ich verbrachte meine Jugend bei meiner Mutter, die aus einer sächsischen Industriellenfamilie stammt, und in zweiter Ehe mit dem Arzte Georg Groddek verheiratet war, in Baden-Baden. Dort besuchte ich das Gymnasium. Mein Stiefvater wurde mein Erzieher. Er war Schüler und Freund von Ernst Schweninger, dem Arzte Bismarcks, und ist ein Enkel des berühmten Literarhistorikers Koberstein. Er ist heute einer der angesehensten Vertreter der psycho-analytischen Bewegung.

Nach meiner Schulzeit war ich längere Zeit in Holland und England. Einer unserer Freunde, ein amsterdamer Bankier, der mich auf meine kaufmännischen Talente prüfen sollte, beschloß sein Urteil mit den Worten: „He is too contemplative." Ich studierte also. Natürlich Rechtswissenschaften. Immer nebenbei, oder in der Hauptsache mit poetischen Produktionen beschäftigt, war ich nacheinander in Genf, Heidelberg, Freiburg und Berlin, wo ich das Staatsexamen machte. Zwischenhinein hatte ich bei den 76ern in Freiburg gedient, galt als schlechter Soldat und wurde mit knapper Not Unteroffizier.

Von den soldatischen Talenten meiner Vorfahren hatte ich anscheinend wenig mitbekommen, während ich immer mehr fühlte, daß mein Großvater (Baumeister in Westfalen und Verfasser der „Westfälischen Idyllen", die dortzulande noch heute volkstümlich sein sollen) mir die Lust zum Dichten vererbt hatte. Indes habe ich immer an verschiedenen, auch praktischen Disziplinen Gefallen gefunden und bin der Ansicht, daß das Dichten am besten mit einem gut bürgerlichen Beruf vereinigt wird. Das Gegenteil ist ja eigentlich erst seit Hebbel bei uns modern geworden.

Aus meinen ersten dramatischen Arbeiten (ich war als Referendar in Königs-Wusterhausen) holte mich der Krieg. Ich stand drei Jahre in vorderster Front zwischen Arras und Verdun, ohne andere Unterbrechung als kurze Urlaube. Im Januar 1915 wurde ich Leutnant und sofort, als Feldartillerist, in das dezimierte Infanterieregiment 142 geschickt. Ohne die einfachsten Kommandos der Infanterie zu kennen, habe ich auf den Lorettohügeln monatelang eine Kompagnie in blutigsten Kämpfen geführt. Die von mir geführte Kompagnie erstürmte Ende Mai die im Heeresbericht genannte Zuckerfabrik von Souchez. Als Beobachtungsoffizier und Batterieführer machte ich bis zum Herbst 1917 die „unlieblichsten" Schlachten mit. Ich kann heute sagen, daß ich (es mag noch so paradox klingen) niemals so viel Menschlich-Schönes erlebt habe wie in diesen Kriegsjahren. In diese Zeit fallen auch meine ersten Veröffentlichungen.

Folge des Krieges war eine mehrjährige schwere Erkrankung, die allmähliche Gesundung brachte mir das Drama „Vater und Sohn".

Seit 1919 lebe ich auf dem Lande im nördlichen Schwarzwald, der meine zweite Heimat geworden ist.

Ein nordischer Löns

Von Erwin Magnus (Berlin)

Olai Aslagsson ist sein Name. In Norwegen geboren, ging er als Fünfzehnjähriger zur See, gondelte auf einem alten hölzernen Kahn zwischen der Heimat und englischen Häfen hin und her, bis ein jähes Ende kam: Ein großer, eiserner Schwede übersegelte die kleine Schute im Nebel, zerschnitt sie in zwei Teile, und mit Mühe und Not konnte die Mannschaft geborgen werden. Abenteuer hatte der Junge gesucht, und so konnte det Schiffbruch ihn nicht abschrecken, das glückliche Bestehen lockte ihn wieder hinaus. Die Nordsee ward ihm zu eng, er ließ sich auf einem Vollschiff anmustern und ging jetzt auf die große Fahrt. Drei Jahre Seemannsleben brachten nur Einförmigkeit, konnten den Träumen von neuem Erleben nicht zur Erfüllung verhelfen. So gab er es auf und versuchte sein Glück in der Neuen Welt.

Von Staat zu Staat, von einer Küste zur andern führte ihn jetzt sein Weg. Fahrgeld sparte er: Heimlich schlich er sich in Güterzüge, kauerte auf dem Kuhfänger, wo die Steine ihm um die Ohren sausten und ihn jeden Augenblick treffen und unter die Räder schleudern konnten, ließ sich auf den Wagendächern von der Sonne schmoren, bis die Bahnbeamten ihn entdeckten und — zuweilen mitten in der Fahrt — unsanft hinunterbeförderten. Zwischendurch arbeitete er: Als Lastträger in Chikago, als Holzhauer in Michigan, als Streckenarbeiter in Dakota und Minnesota, in anderen Berufen in Mississippi, Louisiana, Alabama. Dann wieder kurze Ausflüge aufs Meer, die ihn nach Westindien führten. Und stets beseelt von nie erlöschender Unrast. Kaum einige Wochen, bestenfalls ein paar Monate, so trieb es ihn wieder fort. Da fing ihn die Prärie.

In Montano und Wyoming liegen noch Tausende von Meilen unberührter Natur. Wild und einsam sind diese Steppen, die von hohen, schneebedeckten Bergen begrenzt werden und heute noch die letzte Zuflucht von wilden Pferden, Büffeln, Coyoten und Wölfen sind. Von den Bergen stürzen im Frühjahr ungeheure Ströme herab, die im Sommer austrocknen, und dann graben die Goldgräber in ihren Betten, um den Fund im Winter in den Städten wieder durchzubringen. Noch ziehen Trapper einsam durch die Prärie, riesige Trupps halbwilder Kühe und unübersehbare Schafherden weiden dort.

Hier, fern von allen Menschen, fand Aslagsson endlich die Ruhe, die er so lange gesucht. Die Men-

schen hatten ihm nicht allzuviel gegeben, desto mehr empfing er jetzt von den Tieren. Sie wurden seine Freunde, und mit ihnen lebte er jahrelang und fühlte das Weben der Weltseele, die Tier und Natur verband.

Wenn er an stillen Sommerabenden am Wachtfeuer lag, die Schafherde wie einen unendlichen Flockenteppich vor sich, und die Coyoten rings von den Höhen heulen hörte, dann wuchs dies Empfinden in ihm zum Schöpferischen.

Winters saß er in seiner Blockhütte am prasselnden Herde und sah alles wieder vor sich. Und da stahl sich ihm die Feder in die Hand, und er begann das Geschaute niederzuschreiben. So entstanden die ersten Erzählungen.

Dann rief die Heimat ihn wieder. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit kam er zurück und lebt jetzt in Stavanger, still für sich, und auch hier in der Zurückgezogenheit und Einsamkeit, die er in den Prärien Amerikas lieben gelernt hat.

*

Natürlich hinkt der Vergleich, und letzten Endes wäre es nur die Äußerlichkeit, daß beide, Löns und Aslagsson, das Leben der Tiere geschildert haben, wenn ihnen nicht die unendliche Feinheit der Beobachtung und mancher Zug des Erzählens, des Schilderns gemein, wenn nicht beiden das Einfühlen in die tiefste Seele der Natur eigen wäre, das das Herz des Lesers so mitschwingen läßt.

Wesentlich verschieden ist die Behandlung des Objektes. Löns läßt seine Tiere zu Menschen werden, sein Mümmelmann ist ein biederer Alter, der sich den Wind um die Ohren hat wehen lassen und menschliche Erfahrungen gesammelt hat. Krähen und anderes Getier schwätzen lustig miteinander, alles im Stil des alten Tiermärchens.

Anders Aslagsson. Bei ihm bleibt das Tier Tier, nimmt nie menschliche Eigenschaften an, hat seine Erfahrungen aus seinem eigenen Leben und dem seiner Vorfahren gesammelt, der Instinkt bewahrt es vor Gefahren, es ist völlig eins mit der Umgebung, undenkbar ohne sie, wie sie ohne das Tier. Und obgleich das Tier nie vermenschlicht wird — oder gerade deswegen — ergreift Aslagsson mehr als Löns. Er deckt Verborgenes aus der Tierseele auf, schenkt uns ein Erkennen an Stelle staunenden Mißverstehens.

*

Es ist Winter. Die Prärie liegt unter einer tiefen Schneedecke, wochenlang hat es unaufhörlich geschneit und immer noch rast der Schneesturm. Eine große Kuhherde tappt durch den Schnee, sinkt bei jedem Schritte knietief ein. Ein kleines, schwaches Kalb kann nicht weiter. Aber die Mutter läßt ihr Kind nicht im Stich. Sie bleibt bei ihm und wehrt die beiden hungrigen Coyoten ab, die seit Tagen beutelüstern der Herde gefolgt sind. Um das Kalb zu retten, opfert sich auch die Kuh, und schließlich fallen beide den Coyoten zum Fraße.

Dieser hoffnungslose Marsch durch die verschneite Einöde ist grandios.

„Die Mutterkuh hat nicht die Fähigkeit zu denken bekommen. Ein Mensch würde das Unmögliche einsehen, eine Kuh aber sieht es nicht. Sie setzt das Unmögliche fort, weil sie es nicht sieht."

Und: „Solange im Menschen Leben ist, ist auch Hoffnung. — Er lebt von der Hoffnung, bis der Tod ihn befreit. Solange im Tiere Leben ist, ist Leben, und es lebt nicht von der Hoffnung, sondern vom Leben, bis es stirbt. —

Die entsetzliche Arbeit, die grausame Mühsal durch den tiefen Schnee schreckt nicht die Kuh, macht sie nur müde. Sie sieht nicht den Tod im Schneefelde. Die Kuh besitzt glücklicherweise keine Phantasie. Sie sieht nur den Tod in dem, was lebt in den Coyoten, die sich hinterherschleichen, und die sie aus Instinkt fürchtet."

Mit ein paar Strichen zeichnet er die Stimmung des Winterabends:

„Die Landschaft wird auf einmal so öde. Eine wunderlich einsame, verlassene Bläue liegt über ihr. Etwas Schweres, etwas Drückendes, etwas Gewaltiges schleicht sich ein zwischen Sonnenuntergang und Dämmerung, etwas, das man mehr fühlt als sieht; etwas Imponierendes und Unerklärliches, das alles umfaßt vor Eintritt der Dunkelheit. —"

Sieht man nicht die Prärie vor sich, spürt man nicht das Nahen des Todes, einer Katastrophe für zwei Leben, für Mutter und Kind? Aslagsson schreibt ganz unliterarisch, wirft die Sätze kurz und abgehackt hin, ohne je daran zu denken, daß er Literatur machen könnte. Aber gerade das erhöht den Eindruck, gibt das Gefühl der Echtheit, des Selbsterlebten.

Da ist seine Hundegeschichte „Nero". Sie wirkt stellenweise intim und eindringlich wie Tagebuchblätter. Ganz nebenbei sieht man in dieser Erzählung das Treiben in einer Goldgräberstadt; alles könnte hier leicht an Jack London gemahnen, tut es aber nicht, und das beweist, daß Aslagsson trotz des großen Vorbildes — er kennt Jack London sicher gut — Kraft und Eigenart genug besessen hat, um sich selber treu zu bleiben. Entzückend feine, liebevoll beobachtete Züge der Tierseele durchpulsen diese wie andere Geschichten. So, wenn sich der kleine Pudel, der dem großen Rivalen nicht gewachsen ist, am Abend sterbenskrank stellt, um zu der in der Hütte eingeschlossenen Hündin gelassen zu werden. Oder der Schäferhund in der Erzählung vom Coyoten, der von seinem Herrn einen Weg geschickt wird, wo er zweien der gefürchteten Präriewölfe gerade in den Rachen läuft. Hals über Kopf jagt er zurück, und als sein Herr sich vor Lachen schüttelt, ist er den ganzen Tag tief gekränkt.

Am schönsten vielleicht ist die Erzählung vom Wildpferde, das nach langer vergeblicher Mühe in der Grube gefangen wird, sich jedoch als unzähmbar erweist, zuletzt aber seinem Herrn im Schneesturm das Leben rettet. Als der ihm dafür die Freiheit

schenken will, geht es zunächst nicht, sondern kehrt Abend für Abend in den Stall zurück, bis doch der Frühling die Übermacht in seinem Blute gewinnt und das edle Tier wieder auf die Prärie zu seinem Rudel lockt.

Der feine, verhaltene Humor kommt wieder zur Geltung bei „Tip", dem Kaninchen, das Menschen in die Prärie gebracht haben, und das dort verwildert ist und nun — im Gegensatz zu den monogam lebenden wilden Genossen — die im Verkehr mit den Menschen angenommenen schlechten Sitten ausübt und ein Don Juan des Kaninchengeschlechtes wird, bis er in den Fängen des Goldadlers sein junges, verruchtes Leben endigt. Der Ausgang ist wieder schwermutsvoll und gibt in drei, vier Sätzen die wunderbare Abendstimmung der Steppe, über die der Todesschrei des durch die Luft entführten kleinen Helden hallt.

Von „Gopher", dem Maultier, vom Windhunde „Nero", der seinem verwundeten Herrn das Leben rettet und selbst an dem, jenem zugedachten Bisse der Klapperschlange zugrunde geht, von „Kerberos", dem Sohne, den Nero mit einem gefangenen Coyotenweibchen gezeugt hat, und von „King", dem Coyoten, seinem Kampf mit der Bulldogge, seinem Krieg mit den Schafhirten, von alledem erzählt Aslagsson.

Er ist kein Vielschreiber, nicht mehr als drei Bücher mit Tiererzählungen („Der Coyote", „Weit, weit draußen" und „Die Einöde") hat er bisher herausgegeben, aber jede Erzählung ist ein Kleinod.

Aslagsson ist nicht der einzige Tiererzähler im Norden. Der auch in Deutschland bekannte Svend Fleuron gibt sich literarischer, wirkt aber gerade deshalb nicht so stark; O. Lie Singdahlsen wieder schreibt ganz anders, faßt seine Tiere mehr in der Art Kiplings auf. Bei ihm reden die Tiere wie bei diesem, wenn sie auch nicht zu Menschen werden wie bei Löns. Aslagssons Tiere reden nicht. Sie tun überhaupt nichts, was fremd ist, ihre Gedanken gehen nicht über ihre Sphäre hinaus, ihre Schicksale vollziehen sich mit der Folgerichtigkeit, die schließlich jedes freilebende Tier einem gewaltsamen Tode entgegenführt. Werden Sie nicht von den Stärkeren gefressen, so fallen sie einer Naturkatastrophe zum Opfer, oder sie erliegen dem schlimmsten aller Feinde der Tierwelt, dem Menschen!

Und mit Wehmut erkennt man aus diesen Büchern wieder wie alles der selbstsüchtigen Brutalität des Menschen weichen muß, wie hunderttausendjährige Geschlechter vor ihm dahinschwinden, und wie die Erde vor seinem Schritt verödet.

Wenn Aslagssons Bücher in deutscher Sprache erscheinen, werden sie ihm bei uns ebenso viele Freunde schaffen, wie sie es in seiner Heimat getan haben, und sie werden eine Mission erfüllen:

Sie werden das Verständnis von der Tierseele und ihrem Bunde mit der Natur, das Löns uns erschlossen hat, in seinem Sinne weiterpflegen.

Echo der Zeitungen

Die Gerhart-Hauptmann-Festspiele in Breslau

„Es kommt nicht darauf an, daß der Becher aus Gold sei, — voll Wein muß er sein!

In diesen Tagen, die grau und unterscheidungslos den acherontischen Abhang hinabgleiten, sich bewußt werden, daß es die geistigen Kräfte sind, die über Sein und Werden eines Volkes entscheiden, die seelisch Gleichgestimmten finden, den innerlichen Besitz feiern, ist Aufgabe und kann zur Tat werden. Wenn in diesen Tagen Breslau, die Hauptstadt der Heimatprovinz des Dichters, darangeht, Hauptmann-Festspiele zu veranstalten, so ist das nun doch wie ein Weckruf der Geister.

Die Frage ist nicht, ob Hauptmann der große Dichter sei, nach dem die Sehnsucht eines Volkes zu allen Zeiten ruft. Die Gewißheit ist: der Mann und sein Werk sind derart, daß alle geistig Suchenden des heutigen Deutschlands sich und irgendeine Erfüllung stummer Sehnsucht bei ihm finden können. Und daß er darum berufen ist, ein Wort der Sammlung auszugeben.

Wir feiern Gerhart Hauptmann als — ein Symbol. Wir sind uns bewußt, nur zum Teil ist die Kraft in ihm, zur anderen Hälfte muß sie in uns selber sein. Wird sie aber entbunden, so kann sie auf lange und hellere Tage hinaus wirksam werden."

(Frankf. Ztg. 585 — 1 M.) Ernst Heilborn

„Der Achtziger Goethe brauchte die Volksfeier nicht und — im Grunde freilich hat sie auch der Sechziger Gerhart Hauptmann nicht nötig. Recht fein sprach Alfred Kerr, der als schlesischer Landsmann des Dichters während der offiziellen Feier das Wort ergriff, von dem ‚bißchen Schiller-Preis', der Gerhart Hauptmann einst von den Richtern zugesprochen war und von der Krone versagt wurde. Seither hat man ihm von Stockholm den Nobelpreis und von Oxford das Doktordiplom gesandt, und, was mehr als dergleichen bedeutet, hat manches seiner Werke einen lebensvollen Welterfolg davongetragen. Nein, auch Hauptmann braucht diese geräuschvollen Ehrungen und Huldigungen nicht. Aber sein Volkstum braucht unter dem Druck von Gewaltsamkeiten sondergleichen eine große ehrliche Dichterfeier, die das unzerstörbare, unvergängliche Teil der Volksnatur ins Bewußtsein ruft. Zu solcher Selbstbesinnung und Selbsterhebung hat es sich Gerhart Hauptmann ausersehen. ‚Sein Wirken und sein Dichten', sagte Reichspräsident Ebert, dieser da und dort unterschätzte Mann, dieser ehemalige Sattler und Gastwirt, der wie Lincoln durch viele Berufe hindurchgegangen und in allen sich vergeistigt und zum Mittler geklärt hat, ‚sein ganzes geistiges Wesen', sagte er, ‚ist uns zum Symbol geworden.' Und er fügte den Dank der Republik an den Mann hinzu, der das Volk im großen Lebensbilde aus der toten Mechanik des Staatswesens erlöst und zur freitätigen selbsthandelnden Gemeinschaft gemacht hat. Und feingeistig rühmte Professor Kühnemann von der breslauer Universität den Gefeierten als den Dichter der ringenden ‚Unfertigkeit', der den ganzen Inhalt einer unfertigen Zeit ausspricht, die aus dem untergegangenen Deutschland von gestern sich in das kaum dämmernde Deutschland von morgen hinübersehnt. Was aber dem Volkstum am deutlichsten ins Bewußtsein tritt, das ist der ehrliche Naturlaut des Leidens, der aus allen Dichtungen Hauptmanns, aus den stärkeren und aus den schwächeren, an die bedrückten Gemüter herandringt. Diesen Grundton versteht man, fühlt man nach, so dunkel der Menge manches in seinen Schöpfungen bleiben mag. ‚Ihm gab ein Gott, zu sagen, was er leidet,' und er sagt es ehrlich, ohne fälschende Versöhnungs- und Beschwichtigungsabsicht, voll Mitleid mit allen, in die er sich eingelebt hat, aber ohne sänftigende Verhüllung."

(N. Fr. Presse, Wien 20827.) Alfred Klaar

„Er gab wohl Bruchstücke, köstliche Bruchstücke der deutschen Seele, nicht aber die deutsche Seele in ihrem Letzten, Tiefsten, den faustischen Menschen. Das sei beileibe kein Vorwurf. Sei der Klarheit wegen gesagt. Man soll nicht mit schönen Worten Brücken über Abgründe bauen wollen. — Gewiß ist dies Schicksal tragisch; wie ja Hauptmanns Generation selbst ein tragisches Schicksal hat. Eingekerbt in bitterste Nöte, geblendet, geknetet von den Wundern der Naturwissenschaften und Technik, mußte dieser Zeitwille zerspellt werden, mußten Naturalismus, Relativismus und Pessimismus negativ wirken, um Platz für das neue Münster zu schaffen, das wir Jungen, Werdenden hoffen und daran wir bauen wollen. — So weisen die breslauer Gerhart-Hauptmann-Festspiele auf mannigfache Blickfelder. Und in diesem Sinne dürften sie jedem etwas geben. Auch uns, einer kommenden Generation, die in dem schlesischen Meister wohl einen starken Künstler und schöpferischen Menschen sieht, sich seine Vitalität wünscht, aber in ihm keinen Führer und Wegweiser über diese Welt hinaus begrüßen kann.

Dies aussprechen zu dürfen, ist sicher nicht nur Vorrecht der Jugend. Ist Pflicht. Denn unser Blick muß über Festartikler, Reisende in Salbe und Prosa, Reklamesintflut und Jahrmarktlärm weiter schweifen. Unendlich ...“

(Germania 438.) Alfons Hayduk

„Ein Fest für die Wenigen und für die Vielen — alles durchgeistigt, aber doch voll von Sinnlichkeit. Eine ganze Stadt ist auf den Beinen ... für die Kunst. Und für einen Landsmann, der nicht nur Bewohnern dieser väterisch herrlichen Ecke Deutschlands etwas geworden ist — sondern ferne Träumer anderer Kontinente durch sein gestaltendes Wort erbeben läßt; und ihre Herzen, trotz dem fremden Sprachklang, aufrührt; und Menschen besser macht. Das ist es: einer, der fernhin Menschen sittigt. Ein Schlesier.

Wunderbares vollzieht sich heut' in dieser Stadt ... wo Lassalle geboren ist und Menzel und die Sorma. Ich bin auch hier geboren, zum Donnerwetter! ... Als die Massen abends in die Jahrhunderthalle strömten; als die Masse nach Scheitnig zu, dem Scheitnig meiner Jugend, voll war von Wagen und Wanderern, — das hatte was Isthmisches. Ein schönerer, ein neuer Hauch war merklich. Ein innerer Vorstoß. Ein Schritt vorwärts. Ja, es gibt Genugtuungen in dieser umtobten, vielleicht sturznahen Gegenwart. Wir haben viel verloren ... und viel gewonnen.

(Berl. Tagebl. 360.) Alfred Kerr

Vgl. auch: Oskar Mysing (Köln. Ztg. 577, Lit. Beil. 585a); Emil Faktor (Berl. Börs. Cour. 384); Monty Jacobs (Voss. Ztg. 381, 382, 391); Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 350, 352); Karl Strecker (Tag 253); S. (Deutsche Tagesztg. 355); Kurt Aram (Zeit 327, 328); Paul Rilla (N. Bad. Landesztg. 406, 415); Karl Strecker (Hamb. Nachr. 376); Adolf Dannegger (Hamb. Nachr. 383); Hans Heckel (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 172); Erich Köhrer (Berl. Börs. Ztg. 357, 361, 365); Manfred Georg (Nationalztg. 180); Bernd Stanner (Freiheit 305); Manfred Georg (Münch. N. Nachr. 344); A. St. (Südd. Ztg., Abdbl. 343); Oskar Wilda (Leipz. N. Nachr. 227); Adolf Dannegger (Hannov. Kur. 376, 77, 384, 85); Hans v. Hülsen (Danz. Ztg. 372); Ilse Reicke (Danz. Ztg. 380); Magdeb. Ztg. (407); Ludwig Goldstein (Königsb. Hart. Ztg. 378, 386, 394).

Else Warburg „Hauptmann und Goethe“ (N. Bad. Landesztg., Kunst 428); Lutz Weltmann „Neue Hauptmannliteratur“ (Berl. Tagebl. 373); Eduard Korrodi „Das Gerhart-Hauptmann-Buch“ (N. Zür. Ztg. 1076); Emil Ludwig „Gerhart Hauptmanns Menschenbild“ (Prag. Presse 227).

„Manche freilich müssen drunten sterben“

Vor einigen Tagen tötete sich in ihrer berliner Wohnung durch Gift die Schriftstellerin Hedwig Caspari. Sie gehörte zu den jetzt völlig gegenzeitlichen Naturen, die, besessen vom künstlerischen Drang, ihr einziges Lebensziel darin sehen, diesem Trieb Form und Behältnis zu verleihen. Diese leidenschaftliche Hingabe an ihre Kunst stand in starkem Gegensatz zu ihrer übrigen schwerflüssigen Veranlagung. Und mag ihr manchen Konflikt bereitet haben. Auch im Sprechen zeigte sich eine physische Unbeholfenheit. Und las sie ihre Dichtungen vor, so hatte man den Eindruck eines immer wieder schmerzhaft Neugebärens. Dennoch war die Flamme in ihr so stark, daß sie auch vom Vortragstisch aus in die Zuhörer hineinzündete und sie zu lautem Beifall zwang. Es war eine fremdartige Vorstellung, daß diese Langsame und Gebundene sich als junges Mädchen hatte zur Tänzerin ausbilden lassen. Später erlernte sie die Geige. Bis sie endlich die künstlerische Erlösung fand in ihren Dichtungen.

Ihr erster Band „Elohim“ (Weltverlag) hatte großen Erfolg bei der Presse. Aber der Kreis ihrer Anhänger blieb klein. Stoffwahl und Verlagswahl trugen dazu bei. Diese blauäugige Blonde hatte in ihrer Stoffwahl ganz in das Judentum, dem sie entstammte, hinein gebohrt. Die großen, scharf umrissenen Gestalten des Alten Testaments gaben ihr die felshafte Stütze für den üppigen Behang ihrer Worte. Efeuartig klammerte sie sich dort ein. In „Elohim“ kommt ein Abschnitt vor, dessen einzelne Gesänge Namen aus dem Geschlechtsregister der „Chronica“ zum Thema haben. Vom Klange ausgehend, gab die Dichterin diesen Namen Seele und Gestalt hinzu. Klang und Farbe: das war ihr Charakteristikum. Und es scheint tiefpersönliches Problem, wenn sie in ihrem Drama „Salomons Abfall“ den gotterfüllten König zeigt, der — zu der heiligen Aufgabe des Tempelbaus berufen — sich allmählich völlig verliert an Holz, Marmor, Gold und Farbe, an Schönheit und Pracht seines Werkes. Und so den schweren Abfall vollzieht von der reinen Gottesidee, der er zu dienen meinte.

Ein neues Gedichtbuch „Inri“, das seinen Stoff aus dem Neuen Testament nahm, war beendet. Und es war ein großer Schmerz für Hedwig Caspari, daß dieses künstlerisch so bedeutsame (dem heute kaufkräftigen Publikum freilich wohl entbehrliche) Buch nicht über die Schwelle des Wartezimmers gelangte, die vom Autor zu den Mittlern zwischen ihm und der Druckerschwärze führt.

Auch das mag beigetragen haben zu dem Entschluß der so reichbegabten Frau. Wir wissen es nicht. Wir kennen ihre individuellen Gründe nicht, kennen nicht das furchtbare Geheimnis ihrer letzten Stunden. Eins aber wissen wir: Sie starb nicht an der und jener Einzelheit, sondern daran, daß es ein sterbender Stand ist, dem sie angehörte. Und wer in den Augen ihrer Berufsgenossen zu lesen verstand, wie sie der toten Schwester nachblickten, dem sich unter Blumen der Flamme entgegensenkenden Sarge nachblickten, betroffen, fast neidisch, der las im Einen und Andern den Wunsch und Sehnsucht, ihr nachzutun. Morituri sind wir Schriftsteller ja heute alle. Am meisten vielleicht die, die „ihren Beruf wechseln“, um leben zu können. Todgezeichnete für ihre Kunst.

Man hätte hoffen können, daß die Not der Zeit aufräumen würde unter den Vielzuvielen, und daß so wenigstens der literarischen Kunst Genesung geschaffen würde. Aber die Hoffnung ist eitel. Nicht die Krämer werden heute verjagt. Die Hüter des Tempels jagen die Priester hinaus. Nur wer käufliche Ware produziert, darf bleiben. (Um die Krämer aber braucht man nicht zu sorgen. Sie sind es, die, ohne irgend ihre Eigenart zu kränken, auch den Beruf wechseln können.) Hedwig Caspari hat das versucht. Sie bereitete sich zur Buchhalterin vor. Und hätte sicherlich auch Anstellung gefunden. Aber sie, Dichterin von Geblüt, wußte, daß sie in der vorgeschriebenen geraden engen Bahn alles das verleugnen und verderben lassen müßte, was ihr eigentliches Leben ausmachte: ihre Kunst.

Sohat sie sich denn aufgemacht, um „drunten zu sterben“. Es gibt ein Wort, das man jetzt immer wieder hört unter uns Morituri und das am besten ausdrückt, weshalb so viele von uns sterben gehen; ein österreichisches Wort: „Es steht nicht dafür“. Die Reihe unserer Versunkenen ist schon sehr lang. „Doch ein Schatten fällt von ihnen“, die „an den Wurzeln des verworrenen Lebens liegen“, hinauf zu jenen, die „mit leichten Händen am Steuer sitzen“ und mit silber-

träufendem Ruder die Toten streifen. Und in ihre heiteren Gesänge mag sich manchmal mahnend der Nachhall schwerer dunkler Rhythmen mischen, den die Versunkenen aus ihrem Dunkel emporsenden.

(Frankf. Ztg., 614 A.) Anselma Heine

David Kalisch
Zum 50. Todestage

„Man feierte ihn als ersten Possendichter Deutschlands, als modernen Aristophanes, die Leierkästen spielten die Melodien seiner Couplets und seine köstlichen humoristischen Typen wurden volkstümlich. Es ist merkwürdig, daß es Kalisch als geborenem Schlesier so schnell gelang, sich den berliner Witz anzueignen und ihn so vollendet zu beherrschen. — Im Mai 1848 begründete Kalisch den ‚Kladderadatsch', der unter seiner Leitung bald zu großem Ansehen gelangte und das beste Witzblatt Deutschlands wurde. Die bekannten Typen Müller und Schulze und Karlchen Mießnick waren seine Erfindung, er lieferte auch die besten Beiträge in Prosa und Poesie, gab den ‚Kladderadatsch-Kalender' heraus und schrieb die ersten Bände von ‚Müller und Schulzes Reisen am Rhein und im Harz'. — Seine größten Triumphe feierte Kalisch mit seinen Possen im Wallner-Theater, wo Helmerding, Neumann, Reusche, Marie Stolle, Ernestine Wegner und andere die Hauptrollen glänzend verkörperten. Couplets wie ‚Röschen hatte einen Piepmatz', ‚Ein armer Reisender', ‚Denn ich bin ja der Oberbürgermeister', ‚Das Lied von der Tante Bente' usw. waren in aller Munde und machten ihren Weg durch ganz Deutschland. Zu den bekanntesten Possen des Dichters, die heute vereinzelt noch gegeben werden, gehören: ‚Ein gebildeter Hausknecht', ‚Doktor Peschke', ‚Der Aktienbudiker', ‚Berlin wie es weint und lacht', ‚Einer von unsere Leut', ‚Der Goldonkel', ‚Verplefft' und ‚Die Mottenburger'. Sie erlebten zahllose Aufführungen und brachten ihrem Verfasser glänzende Einnahmen, so daß seine ungünstigen Verhältnisse sich endlich besserten."

(Kreuzztg., Lit. 33.) Ernst Edgar Reimerdes

„Ganz heiter hatte sich Kalischs Dasein auch dann nicht gestaltet, als der Erfolg gekommen war. Auch er gehörte zu den Humoristen, die im Leben nicht allzuviel gelacht haben. Von Haus aus von schwacher Gesundheit, hatte er in seiner trüben Jugend den Keim zur Hypochondrie empfangen, und wenn seine Werke wenig von den dunklen Stunden im Leben ihres Autors andeuten, so verraten sie auch nichts von dem Ernst und dem aufreibenden Eifer, dem sie ihre Entstehung danken. In unermüdlicher Tätigkeit sammelte Kalisch Beobachtungen, sammelte er die einzelnen Züge und glücklichen Wendungen, die er dann für seine Stücke verwendete. Durch seine Heirat war er mit einer großen Familie aus dem breiten berliner Bürgertum verbunden, und wie ihm hier nicht zum geringsten Teil das Material, das er brauchte, zufloß, so wurde ihm seine tüchtige Gattin als Vertreterin des echten berliner Volkstums das nie übergangene, unfehlbare Orakel, von dem er das Urteil über die Wirkung seiner Schöpfungen empfing."

(Berl. Börs. Cour. 387.) Heinrich Taschner

Vgl. auch Waldemar Gröhn (Deutsche Allg. Ztg. 362 und Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 173).

Northcliffe

Aus Rudolf Kirchers Aufsatz (Frankf. Ztg. 609 — 1 M.) heben wir die folgenden Abschnitte heraus:

Die Plakate der „Daily Mail" zeigten Lord Northcliffe im Profil. Es war ein schöner Kopf. Die hohe, stolze Stirn war von einer Haarwelle halb bedeckt, das Auge schien klar und offen und die Linien des Gesichtes deuteten auf einen edlen Schnitt. Der Mund etwas affektiert verkrampft. Bartlos. Gab man dem Kopf eine halbe Drehung nach vorn — doch nur wenige Bilder dieser Art wurden gezeigt — so bemerkte man eine unnatürliche und krankhafte Aufgeschwemmtheit. In seinem letzten, tragischen Artikel über Deutschland gab Lord Northcliffe das Rezept der Entfettungskur, der er sich unterwarf, um auf seiner Weltreise, ich weiß nicht wieviel Dutzende von Pfunden abzunehmen.

* * *

Northcliffe war wie alle Menschen, die einen genialen Zug haben, von dem Grade an, wo sich seine Besonderheit zeigte, weniger ein Mann des Verstandes als des Instinkts. Er hatte Inspiration und Phantasie. Aber das Korrelat fehlte ihm, was dem Instinkt seine Gefahren nimmt: Kenntnisse und Kritik. Er wußte alles über die Presse und ihre Technik und vieles über einen begrenzten Teil der Welt und der Menschen, aber den Rest ignorierte er. Das hängt wohl ebenso sehr mit seiner Veranlagung wie mit seinem Werdegang zusammen. Als Sohn eines Rechtsagenten war er von Anfang an nicht ohne Chance, aber es war nicht nach Alfred Harmsworth' Sinn, sich mit der klassischen Bildung und Erziehung zu befassen, die, sei es um ihrer selbst willen, sei es aus Snoberie, noch immer ein kostbares Privileg in diesem Lande ist. Statt dessen spielt der junge Alfred schon sechsjährig mit dem Druckerkasten, verdiente mit siebzehn ein Pfund pro Woche als junger Journalist — und war mit dreißig ein Millionär. Er begann mit kleinen Eigengründungen nach neuer Methode, erwarb als junger Mann die damals schlecht gehenden „Evening News", verwandelte sie in kürzester Zeit in ein hochrentables Unternehmen, gründete bald darauf die „Daily Mail" — neben mehreren Dutzend anderer Dinge — erbaute in Neu-Fundland gewaltige Papierfabriken und erklomm schließlich den höchsten Journalistenthron Englands: er erwarb hohen Anteil an den „Times" und sicherte sich die Leitung dieses Blattes. Geld spielte für Northcliffe schon nach kurzer Zeit in Fleet Street keine Rolle mehr, denn seine Unternehmungen brachten phantastische Gewinne.

* * *

Literarisch und politisch war er ohne Talent. Er schrieb wohl in früheren Jahren sehr viel, aber er schrieb niemals auffallend gut, mitunter sogar auffallend schlecht. Er betrieb nie eine durchdachte, konsequente Politik. Er war viel zu unstet, um politisch führend sein zu können. Er griff heute einen Gedanken auf und stürzte sich mit einem schlechthin elementaren Temperament auf ihn, — morgen ließ er ihn vielleicht als völlig gleichgültig beiseite. Er konnte nicht „verweilen", war ohne Geduld und ohne wahren Ernst. In einigem war er beharrlich: in der Propaganda für Automobile und Flugzeuge — zu einer Zeit, da nur wenige daran glaubten —, und in seiner fast landesverräterischen Aufdeckung des englischen Munitionsmangels im Kriege. In solchen Momenten war er bewundernswert kühn. Beharrlich war er vor allem auch in seiner tiefen Abneigung gegen das aufsteigende Deutschland und in seinen Warnungen und Hetzartikeln. Satanisch war er in den Verleumdungen während des Krieges. Es ist sicher richtig, daß Northcliffe mehr als irgend ein anderer Engländer für den „unvermeidlichen" Krieg gearbeitet hat, und es ist ganz gewiß, daß er mehr als irgend ein anderer Mensch während des Krieges — und auch darnach — dazu beigetragen hat, den guten Namen Deutschlands in der Welt zu ruinieren.

Zur deutschen Literatur

Friedrich von Logaus Bedeutung für unsere Zeit legt Julius Fey (Zeit, Zeitstimmen 142) dar. — Mit Christian Günther („Ein Ungezügelter"), dessen Gedichte Robert Hohlbaum neu im Rikolaverlag herausgab, beschäftigt sich Paul Wertheimer (N. Fr. Presse, Wien 20824). — Herder als Opernparodist schildert Leopold Hirschberg (Berl. Börs. Cour. 397).

Die Wiederkehr von Goethes Geburtstag rief zahlreiche Gedenkblätter ins Leben. — Über Rudolf Schades neuen Goethefund (Deutsche Rundschau, Juli) unterrichtet

Draheim (Tag, 17. August). — Im Anschluß an den Goethefund bietet Rudolf Schade selbst einen Aufsatz „Goethe und die Musik“ (Germania 453, Aus Zeit 37, 38), sowie (Germania 465) „Ein Blatt zu Goethes Geburtstag mit einem Brief Goethes vom 20. Mai 1797 an Hufeland und einem Brief Schillers“. — Goethe in seinem Verhältnis zur Religion behandelt Wilhelm Teufel (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 48). — Wie Goethe die Schweiz sah, schildert Alfred Hein im Anschluß an Bodes neue Veröffentlichung (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 376), „Was Goethe in Berlin sah“ zeichnet Eugen Zabel auf (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 179). — Über „Goethe und die Sprache“ läßt sich Ernst Wasserzieher (Rhein. Westf. Ztg. 654) vernehmen. — Aus Goethes Theaterleitung berichtet Eugen Kilian (N. Zür. Ztg. 1121). — A. v. Sternbergs Schilderung von Goethes Arbeitszimmer wird (Kreuzztg. 378) wiedergegeben. — Goethes „Gestalten der freien Luft“ würdigt G. v. Graevenitz (Tgl. Rundsch., Unt.-Beil. 178), Graevenitz betont auch (Zeit, Zeitstimmen 145) was Goethe unserer heutigen Jugend zu bedeuten habe. — Über „Goethe und die Naturwissenschaften“ plaudert Th. Zell (Tag, 25. August). — „150 Jahre Goethes Werther“ überschreibt Stefan Michendorf einen Aufsatz (Deutsches Tagebl. f. Berg und Mark 186 a). — Der „natürlichen Tochter“ widmet T. eine dankenswerte Studie (N. Zür. Ztg. 1118). — Grillparzers Großneffen (Ludwig Grillparzer) gilt ein Aufsatz von Hans Adler (N. Fr. Presse, Wien 20832).

Über Jakob Grimm und das Elsaß schreibt J. K. Horleur (Südd. Ztg. 351). — Dem pfälzer Volksdichter K. G. Nadler widmet Ernst Traumann eine Studie (N. Zür. Ztg. 1088). — Unbekannte Briefe von Fouqué teilt Josef Körner (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 175, 176) mit. — Einen Eichendorff-Fund aus dem Nachlaß des berliner Romantikers Rudolf v. Beyer teilt Rudolf Schade (Berl. Tagebl. 377) mit. — Über Wilhelm Hauff und seine Schwestern unterrichtet Clara Klaiber-Bürklen (Schw. Merk. 373). — Zu den Aufsätzen über E. T. A. Hoffmann bleibt die Sondernummer des Hamb. Echos (Die neue Welt 11) nachzutragen, mit Beiträgen von Artur Sakheim, Max Hochdorf, Walther Bontin.

Intimes aus Gottfried Kellers Leben erzählt Hilde Stieler (Berl. Tagebl. 359). — Theodor Storms Bücherei schildert Ludwig Bäte (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 365). — Im Anschluß an die neu veröffentlichten Briefe wird „Jakob Burckhardts deutsches Bekenntnis“ (Deutsches Tagebl. Berg und Mark 197 a) dargelegt. — „Vom Küssen bei Gotthelf“ überschreibt Eduard Korrodi eine reizvolle Plauderei (N. Zür. Ztg. 1116). — Friedrich Eggers' dichterische Bedeutung wird (Kreuzztg. 349) dargetan. — Unter der Überschrift „Der andere Dichter-Ingenieur“ erinnert Artur Fürst an Max Maria v. Weber (Berl. Tagebl. 365), — Erinnerungen am Grabe Theodor Herzls veröffentlicht Sil-Vara (N. Fr. Presse, Wien 20834). — Als einen Dichter des Grauens charakterisiert Guido K. Brand (Germ. 441, Georg Heym. — Gustav Landauer widmet Karl v. Felner (Kref. Ztg., Kultur 364) ein Gedenkblatt mit Auszügen aus dem Shakespearebuch.

Zum Schaffen der Lebenden

Über Jakob Boßhart liegen drei Aufsätze vor: Hans Benzmann (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 643); Hartwig Jeß (Weserztg., Lit. Beil. 149); Heino Schwarz (Duisburg. Generalanz. 55). Benzmann schreibt: „Dieser schweizer Epiker, dessen Dichtungen — sechs Novellenbände erschienen bei H. Haessel, Leipzig, der Zeitroman ‚Ein Rufer in der Wüste‘ bei Grethlein, Leipzig — durchweg einen Menschen- und Schicksalsgestalter ersten Ranges, einen Vertreter des Prosastils von hoher Natürlichkeit und Selbständigkeit erkennen lassen, setzt die Reihe der großen Erzähler der Schweiz, der Jeremias Gotthelf, Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, in der ihm eigenen bodenständigen und doch großmenschlich und künstlerisch freien Art fort. Wie Jeremias Gotthelf hat Boßhart herrlich urwüchsige und eigenwillige bäuerliche Menschen geschaffen, aber sein eigenes geläutertes, Wesensart und Schicksal der Menschen dämonisch-ethisch, also unfrei-frei deutendes Menschentum hat diese Gestalten selbstverständlich ganz individuell aus dem Heimatboden heraus- und emporwachsen und sie zugleich zu typisch-individuellen Erscheinungen des Phänomen Mensch werden lassen. Er ist ein Humanist des Gemüts, doch — und hierin sich als ein Künstler von sicherstem Kunstgefühl offenbarend — ganz ohne eine Spur von Sentimentalität. Ein Menschendichter und in diesem Sinne wohl auch ein Heimatdichter.“ — Mehr als nur „Heimatkunst“ findet Oskar Jancke in Josef Pontens Werk (Kref. Ztg. 362): „Es ist an der Zeit, daß Pontens Kunst, in vielem mit der Kleists verwandt, auch im übrigen Deutschland die Beachtung findet, die ihr am Rhein zuteil wird. Sie ist mehr als Heimatkunst, und mehr vielleicht gerade deshalb, weil sie bodenständig ist. Sie ist modern, insofern sie mit der Technik des heutigen Zeitstils arbeitet, jedoch aus innerem Zwang, nicht aus äußerlicher Anpassung. Ein angeborener Sinn für Architektur verleiht Ponten die Fähigkeit, eine sorgfältige Behandlung der Sprache nicht dem Formgefühl untertan zu machen, sondern einer stark schwingenden inneren Rhythmik, die ein Stück Leben aus der Unendlichkeit greift und in bewegten Takten aufzimmert, bis es wieder ins Unendliche mündet. Doch man prüfe diese Empfehlung am Werk.“ — Eine moderne Romantikerin nennt Richard Müller-Freienfels (Tag 16. August) Sophie Hoechstetter: „Wir haben in Deutschland nicht zu viel echt künstlerische Prosa. Die Kunst des Erzählens, nie so straff diszipliniert wie die Architektonik des Dramas, ist in Gefahr, unter dem Einfluß des Expressionismus noch mehr zu verwildern. Es ist nur natürlich, daß eine Dichterin, die in ihrer sonstigen dichterischen Haltung so viel Tradition im besten Sinne hat wie S. Hoechstetter, auch im Stil diese gute Tradition aufweist. In jüngster Zeit spürt man in Wortwahl, Satzbau, Komposition neuere Einflüsse; doch bleibt im ganzen auch dort, wo er mit gelockertem Zügel einherkommt, der Stil streng und gefaßt. Es sei mit Nachdruck auf diese Dichterin, der man von sehr verschiedenen Seiten nahen kann, verwiesen.“ — Als einen Meister der plattdeutschen Novelle rühmt F. Wippermann Fritz Lau, der am 10. August seinen fünfzigjährigen Geburtstag beging (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 650): „In Westdeutschland ist von diesen trefflichen Erzählern der in Möltenort bei Kiel geborene und jetzt in Glückstadt lebende Fritz Lau wohl am wenigsten bekannt geworden. Seine träumerische, stille, herbe, äußerst zurückhaltende Art, die dem Leser nicht sofort mit offenen Armen entgegenkommt, deren tiefe Herzenswärme nur dem aufgeht, der ihm verständnisvoll und besinnlich in seine kleine Welt folgt, ist wohl die Hauptursache dafür gewesen, daß Lau südlich der Elbe noch nicht so bekannt geworden ist, wie er es verdiente. Und doch ist er ein würdiger Nachfolger der großen Novellenmeister, der die reife Klein- und Feinkunst, eines Groth, Fehrs, Timm Kröger in ebenbürtiger Weise fortsetzt, ohne dabei seine Eigenart einzubüßen.“ — Dem fünfzigjährigen Bernard Wieman (31. Mai) schreibt Walther Lampe (Hannov. Kur. 252) den Gruß, er rühmt die Musikalität seiner Empfindung.

Einen Aufsatz über Eberhard Königs „Dietrich von Bern“ beschließt Adolf Bartels (Kreuzztg., Lit. 34) mit den Worten: „Ein sehr beachtenswerter Versuch ist Königs ‚Dietrich von Bern‘, einer der kühnsten, der in unserer Zeit gemacht wurde, und es besteht die Verpflichtung der deutschen Bühne, die Trilogie aufzuführen. Ob es aber möglich sein wird, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, ob der dichterische Eindruck, wie man vom wirklichen Drama verlangt, einfach, zwingend und tief sein wird, das lasse ich einstweilen dahingestellt.“ — Karl von Felners Legenden und Märchenspiele empfiehlt Oskar Jancke (Aach. Anz. 503): „Karl von Felners Dichtungen haben den großen Vorzug der leichten Spielbarkeit, was die Ausstattung anbelangt. Sie sind auf die moderne Stilbühne eingestellt und geben bühnenbildnerischer Gestaltung Raum zur freiesten Entfaltung. Als zarte Kinder dichterischen Schaffens verlangen sie Vornehmheit des Spiels und leise gestimmte Regie, dazu strenge Rhythmik, deren Unterbrechung Vergewaltigung

bedeuten würde. Diese Forderungen kennzeichnen sie als Kunstgebilde im Gegensatz zu den dem Volksmunde nacherzählten Prosamärchen. Dennoch bleiben sie volkhaft und somit dem naiven wie dem ästhetisch eingestellten Zuschauer zugänglich."

Von Christoph Netzles „Weltgesang" (H. Haessel) sagt Carl Friedrich Wiegand (Frankf. Ztg. 395): „Christoph Netzle verleugnet den Stern nicht, auf dem er geboren wurde. Er betrachtet die Dinge aus dem Gesichtswinkel der größten Not. So wird er zum Apostel seines Herzens. Die durch kosmische Phantasie bewegte Dichtung stellt sich Aufgaben für die Fortsetzung des ‚Weltgesangs', die an großen Vorbildern gemessen werden wollen. Die Bewältigung einer Dichtung in hundert Gesängen ist auch eine ethische Leistung. Möge der Dichter ihr gewachsen bleiben!" — Einen „Spitzweg der Feder" nennt F. W. Illing (Wiener Stimmen 144) Ludwig Bäte in Hinblick auf sein Gedichtbuch „Die Amsel" (C. Leopold, Warendorf und Leipzig), dem er Kleinstadtzauber nachrühmt.

„Seltene, schöne, harmonische" Gaben nennt Carola Freiin von Crailsheim-Rügland die Romane Otto Freiherrn von Taubes (Kreuzztg. 357). — Unter der Überschrift „Ein gescheiterter Deutscher" begrüßt Merkel (Münch. N. Nachr. 341) Ina Seidels Roman „Das Labyrinth", ein Lebenslauf aus dem 18. Jahrhundert, der Georg Forsters Gestalt zu neuem Leben ruft (Eugen Diederichs, Jena).

Über den zweiten Band des Spenglerschen Werkes liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Th. Haering (Heidelb. Tagbl., Brücke 8); Theodor Haering (München-Augsb. Abendztg., Sammler 99); Alfred Doren (N. Zür. Ztg. 1072, 1077). — Ricarda Huch wird als Denkerin (Deutsche Allg. Ztg. 372) von Annie Harrar geschildert. — Hans Brandenburgs Eichendorff-Biographie (Becksche Verlagsbuchhandlung) rühmt und empfiehlt Ziesemer (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 400). — Friedrich von der Leyens „Deutsche Dichtung in neuer Zeit" (Eugen Diederichs) nennt Hans Franck (Berl. Börs. Cour. 393) „eine Pfuscherei, ein hilfloses Sichbewegen auf einem fremden, dem Verfasser nicht zustehenden Gebiet".

Zur ausländischen Literatur

Zu den neu aufgefundenen Pindar-Fragmenten schreibt Otto Schroeder (N. Zür. Ztg. 1073 — 1083).

Als einen Geistesverwandten der Frau von Staël schildert Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 1056) Auguste Duvau (1771—1831). — Über unbekannte Balzac-Briefe („Revue des deux mondes") wird (Prag. Presse 217) Bericht gegeben. — Eine dankenswerte Studie über Jules Lemaître veröffentlicht Max Rychner (N. Zür. Ztg. 1092, 1098) im Anschluß an die neue Biographie von Henri Bordeaux (Plon). — Über Verlaine in Deutschland läßt sich Bruno Werner (N. Zür. Ztg. 1055) vernehmen. — Ein Bild von Anatole France als Mensch zeichnet F. M. Huebner (Prag. Presse 219). — Einen Besuch bei Henri Bergson schildert John Landquist (N. Fr. Presse, Wien 20 823). — Zum sechzigsten Geburtstag von Maurice Maeterlinck schrieben u. a.: Ernst Friedrichs (Danz. Ztg. 400); Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Deutsche Allg. Ztg. 376); Egon Friedell (Prag. Presse 220); Max Hochdorf (Berl. Tagebl. 386); Karl von Felner (N. Bad. Landesztg. 134); Deutsches Tagebl. Berg (202 a).

Jonathan Swift nimmt Herbert Eulenberg zum Thema (N. Fr. Presse, Wien 20 817). — Eine Studie über Matthew Maris und Walter de la Mare bietet Edward Garnett (Prag. Presse 229). — Ebenda (219) schreibt John Meddleton Murray über Lascelle Abercrombie, den englischen Ästhetiker. — Über Charles B. Cochran und das londoner Theaterleben berichtet Ernest Burckhardt (N. Zür. Ztg. 1049). — Neue englische Romane würdigt Mary Agnes Hamilton (Prag. Presse 218). — Ein Aufsatz über Walt Whitman aus der Feder von Eugen Kalkschmidt wird (Münch. N. Nachr. 355) geboten.

Über Casanovas Grab schreibt Emil Waldmann (Voss. Ztg. 381).

Religiöse Probleme bei Ibsen erörtert Artur Brausewetter (Kreuzztg., Lit. 32). — Mit dem Problem in Ibsens Brand beschäftigt sich Ludwig Schellenberg (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 167).

Nikolaus Gogol widmet A. Diez eine Betrachtung (Münch. N. Nachr. 337). — Vier unveröffentlichte Briefe von Dostojewski werden (Prag. Presse 227) bekannt gegeben. — Russische Theatermalerei der Gegenwart erörtert Dietrich (Kref. Ztg. 360). — Lapplands ersten Dichter Matti Aikio würdigt Niels Hoyer (Prag. Presse, Dichtung 34).

Zum 50. Todestag von Petar Preradovic schreibt Hermann Wendel (Prag. Presse 225).

Der malaiischen Dichtung Hikayat Hang Tuah (in Übersetzung bei Georg Müller) widmet H. Overbeck eine Betrachtung (Kref. Ztg., Kultur 371).

„Literaturwissenschaft?" von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 587 — 1 M.).

„Die Juden in der modernen deutschen Dichtung" von Albert Ehrenstein (N. Zür. Ztg. 1055).

„Die Lage der deutschen Dichtung" von Hanns Martin Elster (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 670).

„Der Volksroman" von Hans Franck (Berl. Börs. Cour. 401).

„Der Dichter und das Reich" von Fritz Gerathewohl (Danz. Ztg. 376).

„Wortatmosphäre" von F. M. Huebner (Prag. Presse 230).

„Religiöse und profane Weltanschauung" von Heinrich Klinkenberg (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 35).

„Revolutionspoesie" von Julius Knopf (Berl. Börs. Ztg. 375).

„Menschen oder Probleme?" von C. Laroche (Berl. Börs. Ztg. 359).

„Gestaltungen der Natur" von Emil Lucka (N. Fr. Presse, Wien 20 825).

„Stagnation der jungen Kunst" von Kurt Pinthus (Voss. Ztg. 401).

„Der Zeitungsroman und Hedwig Courths-Mahler" von Richard Rieß (N. Bad. Landesztg. 407).

„Die Entstehung des Sprichwortes" von Hermann Schönhoff (Berl. Tagbl. 375).

„Über das Exotische in der neuesten deutschen Literatur" von Willy Seidel (Braunschw. Landesztg., Lichtung 6).

„Die Vorherrschaft der Fremde im deutschen Lied" von Karl Storck (Hamb. Nachr., Ztschr. f. Wissensch. 401).

„Sizilianische Volkstheater" von Curt Bauer (Bund Bern 363).

„Die Erneuerung des deutschen Theaters" von Hanns Martin Elster (Berl. Börs. Ztg. 379).

„Zum Jesus-Drama" von Karl von Felner (Krefeld. Ztg. 367).

„Die Tragik des Theaters" von Paul Friedrich (Kreuzztg. 381).

„Die Weltgeltung deutscher Kultur und das deutsche Theater" von Arthur Hoffmann (Tägl. Rundsch., Unt. Beil. 174).

„Schauspieler und Liebhaber" von Hermann Kienzl (Weserztg., Lit. Beil. 149).

„Dichter und Theater" von Wilhelm Schmidtbonn (Prag. Presse 222).

„Die Zukunft des gemeinnützigen Theaters" von Ernst Leopold Stahl (Köln. Ztg., Lit.-Bl. 594 a, 602 a, 611 a).

„Aus der Festspielstadt Salzburg" von Edmund Weber (Deutsches Volksbl., Wien 12 067).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXIII, 8. Das Augustheft der „Neuen Rundschau“ ist in einer Fülle wertvoller Beiträge nahezu ausschließlich dem Gedächtnis Walther Rathenaus geweiht. Wir heben neben Rathenaus eigener letzter Aufzeichnung Sätze heraus, die Jakob Wassermann aufgezeichnet hat:

„Seit einer langen Reihe von Jahren gehörte es zu den feststehenden Gepflogenheiten meines jeweiligen berliner Aufenthaltes, daß ich ein bis zweimal einige Stunden mit Rathenau verbrachte, meist in seinem Hause und meist allein mit ihm, denn er liebte es, allein mit Menschen zu sein, denen er etwas zu sagen hatte und denen er etwas zu bedeuten glaubte. Er liebte es, einen solchen Menschen ins Licht zu setzen, ohne Figur gesprochen, sich selbst aber in den Schatten, ebenfalls ohne Figur. Er liebte es dann, zu philosophieren, breite Ausblicke ins Allgemeine zu geben, sein Verhältnis zur Welt zu erörtern, über Personen und Dinge, über Gesellschaft und Staat, über Zustände und Geschehnisse, über Werke und Institutionen, über Fragen, die ihn bedrängten, wie sie mich bedrängten, in einer ruhigen, eindringlichen, gemessenen und sehr profunden Art gleichsam Vortrag zu halten. Er liebte nicht besonders die Gegenrede des Partners; am Stichwort war es ihm genug; er hatte keine auffallende Neigung für das Zuhören, aber ich habe niemals bemerkt, auch gegen den Geringsten nicht, daß er es ohne Wohlwollen tat, höchstens mit der verschleierten Ironie, mit der ein gutmütiger Riese das Piepsen eines komischen kleinen Zwerges hinnimmt. Er liebte es, sich zu entfalten; eine gewisse Königlichkeit war ihm darin eigen, die ihm das Kreuz und Quer lebhafteren Gesprächs zu meiden riet, wahrscheinlich weil er eine Fremdheitsschranke aufrecht erhalten wollte, und deren Unbequemes gemildert war durch einen Ernst, welcher im Ausdruck des Physischen sowohl wie des Geistigen mit jedem Kontur in eine nicht leicht faßliche Tragik der Erscheinung hinüberfloß.

Ich entsinne mich eines Abends im April 1918, als ich von Brüssel kam und im ganzen Volk die Ahnung der nahen Katastrophe wie eine Erstarrung fühlbar war, da merkte ich die ihm und seinem Wesen eigentümliche lastvolle Schwere, diese dumpfe niederbeugende Tragik mit einer außerordentlichen Schärfe. Ich war völlig irritiert, völlig bestürzt, und ich entsinne mich, daß ich tagelang nachher in demselben verstörten Zustand blieb. Er übersah natürlich die Situation; er kannte die Morschheit der Fundamente; seine Hoffnungslosigkeit war zermalmend; sein Pessimismus bedeckte die Erde, die Zukunft mit einem Bahrtuch; ich haßte ihn deshalb oder etwas in mir haßte ihn, denn man muß sich ja wehren, der animalische Lebenstrieb bäumt sich auf, die kleinen Freude-Erwartungen wollen sich nicht ganz zertreten lassen; er aber war kalt wie ein Cyniker und unbeirrbar wie ein Prophet. Ich weiß nicht mehr, ob alle seine Analysen stichhaltig waren oder nicht; ich weiß nicht, ob alle seine Voraussetzungen indessen zugetroffen sind oder nicht; ich glaube nicht, aber es kommt auch darauf nicht an, alles das war es auch im Grunde nicht, was mich so tief und nachhaltig berührte.

Es war da ein Mann, Würdenträger im besten Sinn, Repräsentant im schönsten und einleuchtendsten, ein von seiner Sache erfüllter, von seiner Mission beschwingter Geist, edler Überzeugungen voll, reich an Gedanken, feurigen Willens, rein von Sitten, Fanatiker der Arbeit, unbestechlich, geborener Herr. Und dennoch: woher kam es, diese Sache und der Mann stießen an irgendeinem Punkt im Raume hart zusammen. Die Sache wie eine herzlose Geliebte, die sich verweigert; der Mann wie ein unbedingt und grenzenlos sich Hingebender, der keinen Lohn findet oder den rechten Lohn nicht, den nicht, auf den er Anspruch erheben darf. Das erkennend, gibt er mehr und immer mehr, verschwendet sich, achtet Tag und Nacht für nichts, das Übermaß seiner Kraft für nichts, und muß doch sehen und erfahren, daß an seiner Leitung selbst dort noch Abstriche geschehen, wo ihr keine gleiche an die Seite gesetzt werden kann, daß seine Person selbst dort noch bezweifelt wird, wo sie allen anderen überlegen ist. Das Opfer wurde mißachtet, die Liebe verschmäht.

So hatte ich es also heraus, da lag es, und so verrat ich es und verrat es der Welt. Die Tragik der unerwiderten Liebe, nie erwiderten Freundlichkeit und Bereitschaft hat den seltenen Menschen unheilbar verdüstert und sein Gemüt vergiftet. Er ist damit sozusagen dem Tod ein Stück Wegs entgegengegangen, denn der Tod trifft in der Regel dorthin, wo wir ihm die entscheidende Blöße bieten. Kein neuer Fall; kein vereinzelter auch, nur ein sehr erhöhter, sichtbarer und schmerzlicher.“

*

Walther Rathenaus eigene letzte Aufzeichnung lautet:

„Der Gegensatz: Ich und Welt, der unser Geistesleben beherrscht, erscheint verinnerlicht als die Polarität unseres Gefühlslebens. Wir suchen das Glück in uns und nennen es Liebe; wir werden getrieben, das Glück außer uns zu erringen und nennen es Tatendrang. Die Liebe sagt: ruhe hier; höheres als Seligkeit kann dir draußen nicht erblühen. Der Mut sagt: diese Seligkeit ist vollkommen, aber nicht würdig.

Herkules am Scheidewege und Tannhäuser im Venusberge: beide haben schlecht gewählt. Goethes Schatzgräber gibt die Lösung und Losung.“

Die Neue Zeit. XL, 22. In der Untersuchung von Konrad Haenisch „Gerhart Hauptmann und der Sozialismus“ finden sich wertvolle Ausführungen:

„Wenn Hauptmann einmal, wie in den ‚Webern‘, über die Darstellung des nur leidenden Proletariers hinauswächst, dann doch eben höchstens bis zur Darstellung des revoltierenden, niemals aber bis zur Darstellung des im Sinne des sozialistischen Klassenkampfes revolutionären Arbeiters. Den Dichter deswegen zu tadeln, wie einzelne parteigenössische Kritiker es hier und dort getan haben, ist ganz verkehrt — hängt dieses unwiderstehliche Hingezogensein gerade zum hilflosen Armen doch aufs engste mit der weichen, ganz von wehem Mitleid erfüllten Natur des Dichters zusammen. Immer will Hauptmann zwar für die Armen kämpfen — daß sie selbst anders als durch gelegentliche Verzweiflungsausbrüche für ihre Sache einstehen: dieser Gedanke ist ihm politisch natürlich geläufig, zum Gegenstand der Dichtung aber hat er ihn niemals gemacht.

Im übrigen ist es von hohem Interesse, zu beobachten, wie der christliche Mitleidsgedanke bei Hauptmann sich im Laufe der Zeit immer mehr emporläutert zum sozialen Rechtsgedanken. Schon im ‚Promethidenlos‘ hatte der Dichter auf die von ihm an das armselige Bettelvolk Neapels gerichtete Frage:

Was fordert ihr mit euren Gramgesichtern?

selbst die Antwort gegeben:

Ich weiß, ich weiß: ihr fordert euer Recht!

Dieses soziale Rechtsgefühl steigert sich immer mehr, bis, in Hauptmanns großem Bauerndrama der Titelheld Florian Geyer, durch das schöne Wort gekennzeichnet wird: ‚Ein brennendes Recht fließt durch sein Herz‘. Ein Wort, das ebensosehr für den Dichter des ‚Florian Geyer‘ selbst gilt.

An einer anderen Stelle des Geyer-Dramas steht das Wort: ‚Itzt hab' ich einer göttlichen Sache gedient, itzt dien' ich keinem Könige mehr!‘ Die göttliche Sache — das ist die Sache des armen Bauernvolks. Und wie der Hauptmann so besonders ans Herz gewachsene schwarze Ritter Florian kein Fürstendiener sein wollte, so hat sich auch der Dichter selbst niemals zum Hofpoeten erniedrigt und sich gerade dadurch den ehrenvollen Haß Wilhelms des Zweiten zugezogen, der ihn zur Vergeltung ein Vierteljahrhundert lang mit Ungezogenheiten überhäuft hat.“

Die Christliche Welt. XXXVI, 34. In einer Studie über Gertrud Prellwitz, die zunächst eine Frage nach der religiösen Geltung ihres Werkes ist, gelangt Reinhard Liebe auch zu einer künstlerischen Wertung:

„Über die Kunst bei Gertrud Prellwitz ein kurzes Wort. Ob sie wohl eine ganz große Dichterin ist, deren tiefster Wert erst später hervortreten wird? Man sagt, daß ihre Stücke, im richtigen Kreise von innerlich hingegebenen Menschen dargeboten, die denkbar tiefste Wirkung entfalten. So lange ich noch nicht Gelegenheit habe, sie zu hören, darf ich mir ein entscheidendes Urteil nicht gestatten. Vielleicht fehlt auch hier ein Letztes an wirklichkeitsschwerer Vollkraft, an jener erdgesättigten Vollmenschlichkeit, die — geistig gemeistert und dichterisch durchgestaltet — erst den ganz großen Künstler macht. Die große Verklärung ist überall da; aber es will mir scheinen, als ob sie manchmal zu leicht gewonnen würde, als ob ein Letztes, Schwerstes vom Rohstoff achtlos am Boden liegen bliebe. Die geflissentliche photographische Treue in Einzelheiten, die daneben gelegentlich überrascht (‚Seine Welt'), ist dafür natürlich kein Ersatz, sondern eher eine Verschärfung des Mangels und ein Beweis für sein Vorhandensein. Aber darin kann man sich täuschen. Soviel jedoch wird man auf jeden Fall behaupten dürfen: In diesem ganzen Werk wird mit erstaunlicher Sicherheit die große Linie weiter gezogen, die von Goethe (‚Faust'!) und Schiller (‚Die Bühne als moralische Anstalt'!) über Kleist (den besonderen Liebling unserer Dichterin) zum ‚Expressionismus', zu Haas-Berkow und zum neuen Volks- und Jugendspiel führt. Längst ehe irgend jemand von ‚Expressionismus' sprach, mitten im Zeitalter des strengrealistischen ‚Impressionismus' und ‚Naturalismus', gestaltete diese Frau in großem Wurfe Ideendramen aus einem Guß, die ein reiner Ausdruck von Innenwelten waren unter bewußter Ausschaltung alles realistischen Nebenwerks, alles historischen und psychologischen Raffinements (‚Oedipus', ‚Zwischen zwei Welten'). Und damit war bereits die Wendung angedeutet, die neuerdings die Schauspielkunst nimmt oder zu nehmen den inneren Drang spürt: von den hohen Brettern feinnervig artistischer Zivilisation hinaus auf die Wiese, ans Herz des Volkes."

Deutscher Pfeiler. II, 6. Kritisch setzt sich Hans Brandenburg mit der Romantik auseinander:

„Liebe ist an sich noch nicht gleichbedeutend mit Zeugungskraft. Die Liebe der Romantik besteht einzig aus Pietät und Sehnsucht. Die Pietät, die es immer mit der Vergangenheit zu tun hat, genügt, wie wir sahen, das unbestreitbarste romantische Verdienst hervorzubringen; die Sehnsucht, die, auch wo sie rückwärtsgewandt zu sein glaubt, immer die Zukunft zum Elemente hat, kann, selber grenzenlos, nur in engen Grenzen produktiv sein. Und so besteht fast allenthalben ein beschämendes Mißverhältnis zwischen dem Wollen aller Romantik und ihrem Gelingen. Ihr Ahnen, Denken, Reden, Programmesetzen fordert die Jahrtausende in die Schranken, ihr Tun findet oft kaum die Waffen, den Tag zu bezwingen. Gefühl ist hier alles, in der Kunst aber ist alles die Gestalt. Da die Romantik Kultur schaffen möchte und damit etwas will, was gar nicht gewollt werden kann, weder von den einzelnen noch von einer einzelnen Strömung, sondern, aus hundert Keimen, organisch wächst, aus hundert Quellen von selber fließt, muß sie das Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft, die Gegenwart, ausschalten, findet sie nicht die Wirklichkeit, die uns als einzige Brücke zwischen jenen beiden Ufern gegeben ist, und schwebt, ohne Boden unter den Füßen, in der Luft.

So wird es ihr Verhängnis, daß sie, die am stärksten nach Gemeinschaft und Volkstümlichkeit dürstet, am meisten der subjektiven, volksfremdesten Willkür der Einzelnen verfällt. Sie macht aus der Not eine Tugend: der großen Form, die sie vergeblich sucht, ermangelnd, spottet sie aller Formen und treibt mit ihnen ein zersetzendes Spiel, das seine Rechtfertigung in der intellektuellen Überlegenheit des Künstlers finden soll. Aber nur der schmerzlich empfundene Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen ist es, der alle, sich selbst am meisten ironisierende, Ironie der Romantik erzeugt und den die Seiltänzersprünge des romantischen Witzes überflügeln müssen. Der nicht zu erzwingende große Mythos, der die Kräfte des Alls kultisch bändigt und versinnlicht, wird zum Spuk kleiner Naturkobolde, der Glaube an das Geheimnisvolle und Wunderbare, der sich nicht mehr restlos in die mittelalterlichen Formen pressen kann, zu Furcht und Grauen, die Phantasie zur Phantastik, und die liebliche oder unheimliche Nacht, die man sucht, und die nüchterne Tagesklarheit, der man nicht entrinnen kann, werfen wehmütig oder fratzenhaft ihre dunklen und grellen Spiegelbilder einander zu.

Die menschlich reinsten und folgerichtigsten Romantikerschicksale enden im Schoße der alten Kirche. Aber romantische Sehnsucht wird durch Erfüllung vollends nicht produktiv. Und die romantischen Hervorbringungen haben es zur Klassizität zumeist nur da gebracht, wo sie im eigentlichsten Sinne überhaupt nicht romantisch sind, wo nämlich der Künstler den Boden der alten Kirche nie verlassen hat, wo seine Sehnsucht ganz die ihrige ist, und von der Romantik fast nur die Zeitfärbung und ein reizendes Maskenspiel übrig bleibt."

Die Weltbühne. XVIII, 34. Einen kleinen Aufsatz über Andreas Ady leitet Ernst Goth mit den Worten ein:

„Der Mann mit dem müden, weichen Antlitz und den kranken Nerven, der diesen Namen trug, war der größte Lyriker Ungarns. Er starb, zweiundvierzig Jahre alt, im Januar 1919, wenige Monate, nachdem er noch den Zusammenbruch des feudalen Klassenstaates erlebt hatte, dem zwanzig Jahre lang sein Mahnen und Fluchen gegolten. Wie Petöfi einst der Sturmvogel des Jahres 1848 gewesen, so hatte Ady in prophetischer Erleuchtung das Nahen der Oktoberrevolution verkündet und die Katastrophe vorausgesehen, der sein in östlich rückständiges Behagen versunkenes Land entgegenging. Die ganze Jugend des Landes stand hinter ihm — Alle, die, der Väterscholle treu verbunden, nach Befreiung vom uralten Bann dünkelhaft fortschrittfeindlichen Banausentums lechzten. Alle, die dieses Land liebten und ihm ob seiner kulturellen Verstocktheit grollten. Diese grollende Liebe des Enttäuschten, sie klang zuerst als stärkste Stimme aus den ungebärdigen — anfangs verständnislos, ja höhnisch aufgenommenen — Liedern des Sängers Es war ein neuer, ein nie gehörter Klang, und er war allen Ohren peinlich, die nur an zärtlich begeisterte Verhimmlung ungarischer Art gewöhnt waren. ‚Das ist gar nicht ungarisch!' schrien die Akademiker. Und sie hatten recht. Ihr Ungarisch, das Ungarisch der preisgekrönten Trink- und Liebeslyrik war das nicht. Denn so einmalig, unvergleichlich und unerhört die Erscheinung Adys war, so verblüffend und überwältigend neu war seine Sprache."

„Zu Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns hundertjähriger Todesfeier am 25. Juni 1922." Von Leopold Hirschberg (Die Bergstadt X, 10).

„E. T. A. Hoffmanns Stellung zu den ‚demagogischen Umtrieben' und ihre Bekämpfung." Von Gottfried Fittbogen (Preußische Jahrbücher CLXXXIX, 1).

„Joseph von Eichendorff in seinen Liedern." Von H. Riesch (Sonnenland XI, 16).

„Graf Franz Pocci, ein Spätromantiker." Von Hans Benzmann (Der Wächter V, 7).

„Gustav Freytag als Hausfreund. Briefe Gustav Freytags aus den Jahren 1858 bis 1887." IV, V. Mitgeteilt von Sara Janson, geb. von Holtzendorff (Westermanns Monatshefte LXVI, 11/12).

„Ferienbriefe aus dem Jahre 1859 von Paul Heyse und Emanuel Geibel." Mitgeteilt von Erich Petzet (Westermanns Monatshefte LXVI, 12).

„Nietzsche und das Christentum." I. Von Karl Quenze (Die Neue Zeit XL, 20/21).

„Alfred von Berger." Von Herbert Joh. Holz (Die Wage III, 33).

„Bruno Pompecki." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte III, 5).

„In memoriam Walther Rathenau." Von Alexander Moszkowski, Albert Einstein, Harry Graf Keßler, Otto Flake, Johannes v. Jensen, Karl Renner, Emil Ludwig, Oskar Loerke, Hans Reisiger, Hugo Geitner, Gabriele Reuter, Georg Reicke (Die Neue Rundschau XXXIII, 8).

„Der Wirtschafter Rathenau." Von Georg Bernhard (Die Neue Rundschau XXXIII, 8).

„Aussprache an Freunde." Von Walther Rathenau (Die Neue Rundschau XXXIII, 8).

„Walther Rathenau." Von S. Saenger (Die Neue Rundschau XXXIII, 8).

„Dem ermordeten Freunde [Walther Rathenau]." Von Ernst Troeltsch (Die Neue Rundschau XXXIII, 8).

„An Walther Rathenau." Von Fritz von Unruh (Die Neue Rundschau XXXIII, 8).

„Karl Henckell." Von Karl Bienenstein (Roseggers Heimgarten XLVI, 11).

„Hermann Wette." Von F. Wippermann (Die Bücherwelt XIX, 8).

„Gerhart Hauptmann und der Sozialismus." I. Von Konrad Haenisch (Die Neue Zeit XL, 21).

„,Geistiges' Selbstporträt des Herrn Gerhart Hauptmann." (Die Aktion XII, 31/32.)

„Über Herrn Kriegssänger Gerhart Hauptmann." Von Franz Pfemfert (Die Aktion XII, 31/32).

„Jakob Boßhart." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt II, 88).

„Gustav Frenssen, Der Pastor von Poggsee." Von Friedrich Falk (Dithmarschen III, 1).

„Die Schweiz des seligen Bruders Klaus, wie Federer sie schaute." Von Sigmund Stang (Stimmen der Zeit LII, 11).

„Der Literarhistoriker Kurt Martens." Von Hanns Ulmann (Der Kritiker IV, 1. u. 2. Juliheft).

„Zu Hans Försters ‚Altländer Fahrten'." Von Ludwig Benninghoff (Deutsches Volkstum 1922, 8).

„Westpreußische Dichter II [Hans Kyser, Oskar Loerke, Albrecht Schaeffer]." Von Herbert Saekel (Ostdeutsche Monatshefte III, 5).

„,Die Kegelschnitte Gottes.' Roman von Sir Galahad [A. Langen München]." Von Leo Gilbert (Die Wage III, 33).

* * *

„Der geächtete Nobelpreisträger [Anatole France]." Von J. Kliche (Die Neue Zeit XL, 21).

„Balzac." Von Paul Clemens Korth (Sozialistische Monatshefte XXVIII, 18).

„Gargantua [Rabelais]." Von Arnold Zweig (Die Weltbühne XVIII, 33).

„Rabindranath Tagore." Von Hermann Herz (Die Bücherwelt XIX, 7).

„Russische Literatur 1922." (Die Wage III, 32.)

* * *

„Dramatische Stoffe." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt II, 81).

„Theaterprobleme der Romantik. Unbekanntes von Clemens Brentano." Aus dem handschriftlichen Nachlaß mitgeteilt von Richard Smekal (Deutsche Rundschau XLVIII, 11).

„Zur Frage der Stilbühne." Von Reinhold Zimmermann (Hellweg II, 33).

* * *

„Morgenländisches in unserer Sprache" III. Von W. Berg (Die Grenzboten LXXXI, 30).

„Vom Wesen der Romantik." Von Else Dosenheimer (Das neue Deutschland X, 21/22).

„Sozialistische und katholische Kulturpolitik und Kulturziele in der Nachkriegszeit." Von Hans Grundei (Literarischer Handweiser LVIII, 8).

„Die moderne religiöse Bewegung im Sozialismus." Von R. G. Haebler (Die Glocke VIII, 21).

„Romantische Ärzte und Mystiker." Von Otto Hamann (Der Wächter V, 7).

„Sprach- und Stilbildung." Von Max Krell (Der Zwiebelfisch XIV, 1/3).

„Dichter der Ostmark." Von Paul Laskowsky (Ost-Heimat, Schneidemühl 1922, 9/10).

„Das isländische Königskaldentum." Von Felix Niedner (Deutscher Pfeiler II, 6).

„Die stehlenden Dichter." Von Carl Sternheim (Das Tagebuch III, 33).

„Der Stand des Volksbildungswesens in Deutschland." Von Adolf Waas (Deutscher Pfeiler, Is, 5).

Echo des Auslands

Belgischer Brief

Mit dem Austritt des Kultusministers Jules Destrée aus der Regierung hat behördlicherseits die Teilnahme für das Literaturleben des Landes stark nachgelassen; die Teilnahme, welche bei Destrée eine lebendig anregende war, ist nun wieder in die bloß verwaltungsmäßige übergegangen, so daß es nicht lohnt, hier die Literaturpreise aufzuzählen, die in den letzten Monaten verteilt wurden; die Wahl fiel auf gleichgültige Personen, auf gleichgültige Werke. Auch die Taten der belgischen Akademie, eines Instituts, das Destrée nach dem Kriege begründet hatte, wälzen das Land nicht um. Wenn mit vielem Pomp die Französin Mathieu de Noailles und nach ihr der schweizer Waadtländer Benjamin Valloton als Mitglied aufgenommen wurden, so sind das nur gesellschaftlich-repräsentative Angelegenheiten; eine Befruchtung der Geister übt diese Akademie ebensowenig aus wie ihre Schwesterkörperschaft, die flämische Akademie, die übrigens älter ist und vor dem Kriege auch deutsche Sprachforscher zu ihren Mitgliedern zählte. Auch die Debatte im Senat über die Unterstützungsnotwendigkeit der Schriftsteller ist nur akademischer Natur gewesen, wenn es schon interessieren dürfte, daß sich der Dichter G. Vemeylen dabei auf den Standpunkt stellte, nicht die Dichter müßten vom Staate durch Zuschüsse gefördert werden, sondern die Werke; der Staat selber solle als Verleger auftreten. Welche Amtssorgen man sonst noch hat, zeigt das Preisausschreiben für eine flämische Fassung des belgischen Nationallieds „La Brabanconne"; das Preisausschreiben hat übrigens bei den wallonischen Partikularisten Entrüstung hervorgerufen. Eine Jury wallonischer Schriftsteller wurde beauftragt, die Übertragung dieses französischen Liedes in die verschiedenen wallonischen Mundarten anzubahnen.

Wesentlicher ist eine neue brüsseler Theatergründung, die hier bereits angekündigt wurde und die sich inzwischen verwirklicht hat. Es ist die Künstlerbühne des „Théâtre du Marais", ein Unternehmen ohne geschäftliche Erwerbsabsichten, hervorgegangen aus dem Idealismus des Schauspielers und Schriftstellers Jules Delacre. Dieser machte als Flüchtling während des Krieges die Bekanntschaft englischer und französischer Stilbühnen, was ihn veranlaßte, die gerade in Belgien so nötige Theaterreform zu wagen. Er begann bei der Dekoration, und diese ist noch jetzt die Hauptanziehungskraft des kleinen Theaters; die schauspielerischen Kräfte vermochte Delacre bisher noch nicht auf die Höhe zu heben, die ihm stilistisch vorschwebt. Man spielt Ibsen, Molière, Synge, Shakespeare, Tristan Bernard. Außerhalb Brüssels wären natürlich derartige Reformversuche unmöglich. Immerhin rühren sich auch in flämischen Kreisen Kräfte, welche dem alten sentimentalen Schlendrian ein Ende machen wollen. Die zielbewußteste Persönlichkeit ist Dr. de Gruyten, der während des Krieges ein flämisches Volkstheater leitete, danach im flämischen Teil Belgiens Gastvorstellungen gab,

auch in Niederland mit Aufführungen antiker Stücke Aufsehen erregte, und der nun endlich das zentrale flämische Theaterinstitut, die „Vlaamsche Schouwburg" in Antwerpen auf mehrere Jahre in Pacht genommen hat. Zu den literarischen Stücken, welche der flämische Spielplan aufweist, ist in jüngster Zeit ein neues gekommen: „Der verlangsamte Film" von Hermann Teirlinck. Die Uraufführung fand am 3. April zu Brüssel statt, und die flämische Kritik ist der Meinung, das Stück werde seiner Güte wegen auch über nichtbelgische Bühnen gehen. Es heißt, daß es im Herbst vom Londoner Playwrights Theatre gespielt werden wird. Mit Spottsucht und unterstrichener Gefühlsseligkeit, wie das die Art Teirlincks, dieses wahrhaftigen Eulenspiegels, ist, wird in Anlehnung an die Filmtechnik das Vorleben eines Liebespaars dargestellt: In ihrer Erinnerung spielen sich die Stationen ihrer Liebesneigung nochmals ab bis zum Ende, wo nichts mehr davon übrig geblieben ist.

Im „Lit. Echo" noch nicht vermeldet wurde das Erscheinen der „Introduction à la littérature française et flamande de Belgique", eines dickleibigen Werks von Paul Hamelius, dem Anglisten der lütticher Universität. Die Arbeit bewegt sich im Rahmen der Pirenneschen Geschichtsauffassung, nämlich daß eine einheitliche „âme belge" bestehe, deren literarischer Ausdruck demzufolge gleichfalls einheitlicher Natur sei. Vom Mittelalter bis zur Neuzeit sucht Hamelius den Zusammenklang des wallonischen und des flämischen Literaturschaffens nachzuweisen, was ihm freilich, nach den ausführlichen Widerlegungen von Kritikern wie A. Vermeylen, nicht gelungen sein dürfte. Kurz nach dem Erscheinen seines Buches ist Hamelius gestorben.

Am 23. Juli wurde in dem flämischen Scheldedörfchen Sint Amands eine Gedenktafel am Geburtshause des Dichters Emile Verhaeren angebracht. Verhaeren wurde hier 1855 geboren. Seine Mutter hieß Adelaïda de Bock und war eines Brauers Tochter; sie war ergebene Katholikin, wie übrigens auch Verhaerens Vater. Ohne die Kindheitserlebnisse seines Heimatdorfes ist des Dichters Entwicklung nicht zu denken; die flämische Sprache, die er damals sprach und die er erst zu verlernen begann, als er zu den Jesuiten ins „Institut Louis" nach Gent gegeben wurde, wirkt kräftigend aber auch hemmend in sein literarisches Schaffen lebenslang hinein; denn es ist nun einmal so, daß Verhaeren es niemals zum Schreiben des echten gallischen Französisch brachte. Die Enthüllung der Gedenktafel gab den Blättern Gelegenheit, an den wohltätigen Einfluß der Gattin des Dichters, Frau Marthe Verhaeren-Massin zu erinnern, die heute noch lebt.

Von weit kleinerem Umfang und durch beständige übermäßige Eigenzergliederung in sich selbst gefährdet war das Talent des Dichters Prosper van Langendonck, der im November 1920 an Auszehrung starb. Seine große Zeit liegt wenig Jahre zurück; seit 1900 hat er nichts mehr veröffentlicht. Am 3. Juli wurde für ihn in der flämischen Akademie Gent eine Gedenkfeier veranstaltet, die beitragen sollte, die Summen für die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals nach dem Entwurfe von Julius Lagae zusammenzubringen.

Unter den Lebenden weilt glücklicherweise noch Pol de Mont, der auch in Deutschland wohlbekannte, einfach an[illegible]kate, an Hoffmann von Fallersleben erinnernde antwerpener Dichter. Er ist fünfundsechzig Jahre altgeworden, weshalb ihm als Kämpfer für Flanderns kulturelle Verselbständigung eine festliche Huldigung bereitet werden soll.

Eine immer größere Gemeinde gewinnt Felix Timmermans. Für sein in der Inselbücherei auch deutsch erschienenes Stillebengeschichtchen „Jungfer Symforosa" erhielt er den Dreijahrespreis der Stadt Antwerpen. Die [illegible]lamische Zeitschrift „The Dial" veröffentlichte eine englische Übersetzung unter dem Titel „The Beguine Symforosa".

Zu den wesentlichen Literaturzeitschriften des Landes „De Waarheid" und „l'Art libre" ist eine neue getreten: „La Flandre Littéraire", eine Monatsschrift, an der Horace van Offel, Hubert Krains, James Ensor und Georges Romaekers mitarbeiten. Die „Art libre" kündigt an, daß sie in der bisherigen Form nicht weitererscheinen, sondern sich vergrößern wird zu einer umfänglichen Revue, die den Titel „Europe" führen soll. Die erste Nummer dieser sorgfältig vorbereiteten Revue, an der von Deutschen die linksdemokratischen Schriftsteller H. Mann, R. Schickele, C. Sternheim, K. Edschmid, M. Buber mitarbeiten werden, wird im Oktober erscheinen. Immer größere Bedeutung gewinnt auch die antwerpener Literaturzeitschrift „La Lumière", das Organ einer Gruppe von Dichtern und Holzschneidern, die sich im geistigen Sinne als Internationalisten fühlen. Das letzte Heft der Zeitschrift war mit Beiträgen von Belgiern, Franzosen, Engländern, Niederländern, Deutschen dem hungernden Rußland gewidmet. Leiter der Zeitschrift und des damit verknüpften Buchverlags ist Roger Avermaete, der als Verleger beides in sich vereinigt: Organisationsgabe und kräftigen Unternehmungswillen. Die letzte Unternehmung der Gruppe ist die Gründung eines Marionettentheaters mit flächigen, bemalten Puppen, auf dem Stücke von Maeterlinck, Francis Jammes, Verlaine gespielt werden. Unter den Lyrikern dieses Kreises sei besonders auf Bob Claessens hingewiesen, von dem zwei Gedichtbände „Voyage" und „Vibrance" vorliegen, ein überschwellendes, in der Gegenstandswahl und in der Sprachbehandlung ganz modernes Temperament und auf Frank von den Wijngaerdt. Dieser schreibt, im Gegensatz zu Claessens und Avermaete nicht französisch, sondern niederländisch. Seine Gedichtbücher heißen „De derde Nacht" und „Belijdenis" (Bekenntnis). Seine Beredsamkeit hat nichts spielerisches, nichts nur rhetorisches: diese in freien, modernen Rhythmen hinfließende ursprüngliche Sprachkunst ist immer von sittlichen Auffassungen getragen und hervorgebracht. Doch hat man hier, in Flandern und im Falle dieses Dichters unter Gesinnungslyrik nicht, wie in der Lyrik mancher zentraleuropäischen Großstadtdichter, eine abgezogene Gedankenreimerei zu verstehen; es steckt in diesem flämischen Expressionismus vielmehr immer genug Sinnlichkeit, Humor, Derbheit, so daß die gedankliche Anschauung sich körperhaft auswächst.

Im Haag F. M. Huebner

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Brüderlichkeit. Von Walter Bloem. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 380 S.

Der Titel weist Richtung und Ziel: Die große Volksgemeinschaft, in der alle Schranken von Partei und Rasse, von Konfession und Religion fallen und nur deutsches Wollen und deutsche Gesinnung herrschen, ist das Ideal, das dem Helden, Hans Joachim Eichholz, vorschwebt.

Als Fliegeroffizier hat er den Krieg durchgemacht, den Orden Pour le mérite und jede erdenkliche Auszeichnung erhalten. Bei der Rückkehr ist sein Vater gestorben und er selber der Erbe eines großen Vermögens.

Als Fuchs begibt er sich in sein Korps Franconia in Schafflingen zurück, in das er gerade vor Beginn des Krieges eingetreten war.

Der Verfasser hat nun ausgiebige Gelegenheit, seine bereits in seinem Erstlingsroman „Der krasse Fuchs" bewährte Meisterschaft in der Darstellung des studentischen, insbesondere des Verbindungslebens, zu zeigen. Kneipe, Konvent, Paukerei, Mensur und alles Dazugehörige wird in starker Gestaltung und plastischer Anschaulichkeit vorgeführt.

Aber das ist nicht der eigentliche Zweck dieses Tendenzromans. Es ist nur das Um und Dran. Die Hauptsache ist dem Verfasser die Aufrollung der Judenfrage.

Neben dem ausgesprochenen Germanen befindet sich sein Busenfreund, Ludwig Löwenstein, in dem feudalen Korps. Wie er hineingekommen? Sein Vater war zu Zeiten, da man in den Korps noch anders über die Juden dachte, beliebter Korpsstudent gewesen. Wenn auch eine starke Strömung gegen die Aufnahme des Juden einsetzt, dem jüdischen alten Herrn gelingt es, die Aufnahme seines Sohnes durchzusetzen.

Die Folge ist klar: Der junge Löwenstein kommt, obwohl er sich als tadelloser Korpsstudent bewährt, wegen seiner Konfession in Konflikte und Händel mit dem anders denkenden Teil seiner Kommilitonen und fällt, ein Held und Märtyrer, im schweren Duell.

Nur um so ernster wird jetzt Hans Joachim seinen Gedanken von der alle umgreifenden Brüderlichkeit zur Tat zu machen suchen. Man muß sich die Gabe der Wiedergeburt verdienen durch Reifen und Tat, das ist seine Losung. Als „Soldat seines Vaterlandes“ auch nach dem Kriege will er der Pionier der großen Verbrüderung werden, will lernen und lehren, was es heißt, ein Deutscher zu sein. Daß er dazu sein Glück an der Seite der Schwester des gefallenen Freundes, Ruth Löwenstein, findet, ist für ihn erfreulich und gehört zu einem Roman, den das Publikum gerne liest.

In der Schilderung eines Tanzabends in einem anrüchigen Schieberlokal, in dem Tanze eines mondänen Tänzerpaares, in der Vorstellung in einem Varietétheater zeigt der Verfasser seine oft erprobte Gewandtheit und sein Geschick als Romanschriftsteller. Mehr aber auch nicht.

Danzig — Artur Brausewetter

Frühlicht. Heimatbilder aus der niederdeutschen Welt. Von Hans Ehrke. Bordesholm, Nordischer Heimatverlag H. H. Nölke, G. m. b. H. 111 S.

Das erste Buch eines jungen Talents. Probestücke, Versuche in Prosa und in gebundener Rede, in Hoch- und Niederdeutsch. Es sieht ein bißchen bunt aus und ist doch durch einheitliche Stimmung zusammengehalten. Das Schwergewicht liegt nicht auf den Prosastücken, novellistischen Skizzen, die in weich gemalten Gefühlen schwimmen und kaum irgendwo über den Durchschnitt landläufiger Feuilletonistik hinausragen. Die eigenste Wesensart Ehrkes kommt erst in den lyrischen Gedichten zum Ausdruck, und zwar in den mundartlichen noch stärker als in den hochdeutschen. Man darf unterschreiben, was Wilhelm Lobsien, der dem Bändchen ein Geleitwort mitgegeben hat, darin Ehrke nachrühmt: „In hohem Maß ist ihm eine köstliche Frische der Form eigen, ein feines Gefühl für Rhythmus und Klang, ein schönes, warmes Naturempfinden, ein scharfer Blick für das Charakteristische und die glückliche Gabe, stille, weiche Stimmungen zart und seelenvoll zu malen.“

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Das Farbenfest. Von Arthur Silbergleit. Berlin 1922, Mosaik-Verlag. 79 S.

Wie Märchengestalten, keusch und zärtlich, weben Menschen an ihren Träumen, malt, schönheitsselig, ein Dichter seine Schau der Erde. Mehr als einmal gehört die Prosa dieses Büchleins zu dem Lyrischsten, zu dem Klangvollsten und Zartesten, was das deutsche Schrifttum seit einer Reihe von Jahren besitzt. Aus dem hellen falten- und spitzenverzierten Kleide einer schönen, wissenden Sprache leuchten Gedanken von wundervollem Glanz aus letzten Tiefen. Es ist keine Skizzenreihe, rasch hintereinander zu lesen mit Ungeduld im Herzen und drängender Erwartung nach stofflicher Entwicklung — es ist eine Sammlung von Gedenkzeichen, farbenfreudig und klangfroh verweilend, die irgendwie verwandt ist mit Psalm und Andacht.

Leipzig — Hans Georg Schick

Madonna. Drei Legenden. Von Alfred Fankhauser. Bern 1922, Verlag Seldwyla. 70 S. M. 16.—.

Im Tone der Evangelisten: episch und balladisch, ausschmückend und verweilend, werden hier ungemein wertvolle Legenden geboten, deren Mittelpunkt mehr die Gesta Josephs als die Marias bildet. Das Menschliche, Zweifel vo allem und blindes Wollen, ist der eigentliche Gegenstand Die Psychologisierung in einem sprachlich ausgewählten Gewande macht das Besondere dieses schönen Bändchens au

Leipzig — Hans Georg Schick

Frau Maries Gast. Roman. Von Max Mohr. Münch 1922, Dreiländer-Verlag. 154 S.

„Tag und Nacht und Süden und Norden . . . es ist zu Rahmen geworden — um dich.“ So wird zu Einer gesproch und so sind die Menschen und Dinge der Erzählung zu Rahmen geordnet um das Bild einer schönen, stillen Fra Ein Minimum von Handlung wird bewegt von zartbeschwin ter Erotik, die selbst in der Erreichung leise und unkörperl bleibt. Es ist ein ungemein feines Buch, das mehr verschwei als es ausspricht und das man gern in Händen weitfühlend verstehender Frauen wüßte.

Wien — Herbert Joh. Holz

Die Abtrünnige. Von Hermann Blumenthal. Wie Brünn, M. Hickl Verlag. 53 S.

Nachdem man sich, sine ira et studio, darüber verständ hat, daß dies Büchlein weder mit Kunst noch mit Litera etwas zu schaffen habe, läßt sich ganz gut darüber red Ein strenggläubiger Jude hat eine Tochter, die einen Chris heiratet und sich taufen läßt. Der Vater verstößt sie und d Ehe geht ebenfalls in die Brüche. Die Moral daraus ist schwer zu ziehen. Ich kann den Fall nur so betrachten: M Freund, was tätest du? — Wenn ich Jude wäre, würde m Entzücken auch mäßig sein, falls meine Tochter der al Firma den Rücken kehrte und zur jüngeren Konkurrenz üb ginge, aber da ich kein Jude bin und auch keine Jüdin heiratet habe, so geht mich die Sache eigentlich nichts Denn, wie schon gesagt, von Kunst ist hier nicht die Rede!

Berlin-Halensee — E. A. Greeven

Verschiedenes

Die Stadt Konstanz. Historische Stadtbilder I. Albert von Hofmann. Stuttgart-Berlin, Deutsche lags-Anstalt. 164 S.

Albert von Hofmann sagt in seinem Vorwort zur „St Konstanz“, indem er damit die ganze geplante Samml einleitet, die als zweiten Band später Regensburg brin soll: „Unsere deutschen Städte bilden vielleicht den allen barsten Niederschlag unserer Geschichte. Der Stadt als ein Denkmal der Geschichte sollen die neuen Stadtbilder widmet sein. Es soll ihre Aufgabe sein, die Geschichte ei Stadt zu zeichnen, aber losgelöst von lokalen Gesichtspunk Ein äußeres Bild der Stadt zu zeichnen, ein historisches aber losgelöst von dem noch vorhandenen Denkmälerbesta Es soll die Aufgabe endlich dieser Bilder sein, auch die D mäler einer Stadt verstehen zu lehren, aber losgelöst dem Gedanken, irgendwie führen oder gar registrieren wollen.“ Der Verfasser erläutert dann, wie auf diese A das Stadtbild aus seiner bisherigen Begrenzung her gehoben wird, wie der Weg solcher Betrachtung unwei lich in die große Geschichte einmündet.

Für Konstanz führt er nun in geistvoller und beg deter Weise, die Stadt so mit den Ereignissen im ganzen teil, wenigstens in seiner schon geschichtlich lebenden verbindend die Linie von der Römerzeit (die Stadt is Süden aus gebaut, liegt also wie Mainz, Koblenz, linksrheinisch) über das Mittelalter (entscheidend ihre zwischen Schwaben und Schweiz, der Bischofsitz und Einfluß, das Marktrecht, Verhältnis zu Zürich usw.), Reformation, den Verfall unter Österreich bis in unsere Gerade wenn man die Geschichte der Stadt, wie sie sich dem Standpunkt des Chronisten, dessen Blick örtlich bunden und eingeengt ist, darstellt, schon genau kennt, man noch einen besonderen Genuß an dem Buche, in man bekanntes Material plötzlich in eine höchst sinnv klare Ordnung treten sieht, aus der nun für den Leser

...nsicht über den gesamten Weg der Geschichte in der dar-
...stellten Zeit fließt.

Ich möchte für die Leser des „Lit. Echo" immer wieder ...s sehr belehrende Übergreifen des Buches ins Allgemeine, ...s Darstellen des Besonderen als einer Auswirkung des ...anzen betonen, weil das Buch nicht nur örtlich interessierte ...ser verdient, sondern für jeden geschichtlich denkenden, ...schichtlich sich beschäftigenden Menschen voll reicher An-...ungen ist. So ist aus diesem Buche auch politisch zu lernen, ...weitsichtige und kurzsichtige Politik in deutlichen Beispielen ...s den Schicksalen der alten Reichsstadt zu belegen und ... erkennen. Vor allem aber ist die bauliche Entstehung der ...tadt — auch sie für Konstanz und für das Wesen „deutsche ...tadt" überhaupt — im Zusammenhang mit der Geschichte, ...t den großen Bewegungen, den politischen wie denen ...r wechselnden Stile, und mit den bestimmenden großen ...rsönlichkeiten fesselnd dargestellt. Und hier begrüße ich ... besonders, daß der am häufigsten übersehene und ver-...nnte, aber allerwichtigste Teil ihrer baulichen Gestalt, ...r gleichzeitig der geschichtlich aufschlußreichste ist, der ...rundriß, das „altehrwürdige Gassennetz" den ihm ge-...hrenden Platz erhält.

Unter den mehreren, sehr guten Registern würde ein ...teraturverzeichnis zu begrüßen sein. Wenn es auch, streng ...nommen, bei der Art, wie das Thema des Buches gefaßt ..., nicht erforderlich scheint, ich glaube, daß Hofmanns Werk ...nche Leser verlocken wird, nun noch mehr in die Einzel-...iten der Konstanzer Geschichte und Kunstgeschichte einzu-...ngen; ihnen wäre mit einem Überblick über die in Betracht ...mmende Literatur gedient.

Seeheim b. Konstanz Wilhelm von Scholz

...ser Wissen von Gott. Von Wilhelm Bode. Leipzig 1922, H. Haessel. 118 S. M. 19,— (30,—).

Nach Ablauf von sechs Lebensjahrzehnten blickt Bode, ...r Goetheforscher, zurück und läßt uns mit ihm zurück-...ken auf ein Werden, das eine dem Umfange nach reiche, ...m Wert nach umstrittene Ernte brachte. In diesem Büch-... freilich wird nur das Werden zum Wesen gezeigt, und ...s Wesen sieht Bode in seiner religiösen Erfahrung. Im ...en Teil sagt er uns, wie er sie am Leben, am Wege den ...hicksalen entlang gewann, im zweiten gibt er Auszüge aus ...er Theorie der Religion, einem ungedruckten Werk: ...schlichkeit als Religion." Der Titel sagt uns schon, in ...lcher religionsphilosophischen Gegend wir den Verfasser ...suchen haben.

Die Bedeutung der Schrift liegt hauptsächlich in diesen ...t übel populären Abschnitten, die ganz modern die ...ologie über die Theologie stellen, wobei immerhin zweifel-...t bleibt, wie ein Gottesbegriff neben dem Lebensbegriff ...ehen soll, wenn Leben und Gott identifiziert werden. ...st (nicht nur bei Bode) nicht einzusehen, warum man ...n das Wort Gott nicht resolut streicht, ja man fragt sich ...itlich, ob in dieser Art des ethischen Monismus, dessen ...glichkeit ich übrigens nicht bestreite, nicht auch das Wort ...igion überflüssig wird.

Der biographische Teil des Buches enttäuscht, insofern ... die bohrende Individualpsychologie mangelt. Auch ...den wir keine Spur von der für jede echte Lebensbe-...ibung unentbehrlichen Psychoanalyse, die mir gerade ... dem Religionsproblem untrennbar verknüpft zu sein ...int. So hat man den Eindruck weniger einer Konfession ...ines Berichts, den der Historiker Bode über den Menschen ... innerhalb konventioneller Grenzen der bürgerlichen ...elbständigkeit abstattet, und das Packende und Erschüt-...nde bleibt aus.

Berlin-Steglitz Rudolf Paulsen

...tte um Liebe. Von Carl Ehrenstein. Berlin 1921, Ernst Rowohlt Verlag. 86 S.

Die Nachkriegsdichtung hatte das Wort von der all-...ürlichen Liebe, wenn auch nicht immer erlebt, so doch ...hr leuchtendes Panier geschrieben. Das neue Ethos gab ... eigene Form, die auch da, wo sie nur ekstatischem Kunst-denken entsprang, ein Versprechen an die Zukunft enthielt. Die Ichquälerei des sterbenden Impressionismus erhielt ihren letzten Todesstoß; es dämmerte Weltgefühl. Heute sieht man mit Erschrecken, daß einzelne Dichter ihre rein privaten Seelenspannungen bereits ebenso auf den sterbenden Expressionismus abwälzen und sich unter der Flagge des brüderlichen Urgefühls nichts weiter als ihre gereizte Sinnlichkeit vom Leibe schreiben. Die Klage, die Carl Ehrenstein in seiner seelischen Registratur „Bitte um Liebe" anstimmt, ist die Sehnsucht des Mannes nach der Frau ohne geistige Verallgemeinerung des erotischen Problems, ist der Erlösungsschrei nach dem Ich der anderen aus dem Gefühl persönlicher Unrast heraus, ist der Ekel des hilflos Zerquälten, nicht der Schicksalsweg des ewigen Juden. Darum greift dieser Hunger nicht an unser Herz, die Ekstase verklingt, und es bleibt nur weniges im Strom der Worte bestehen. Auch das unnötig gespreizte Nachwort, das Albert Ehrenstein dem Bruder mitgibt, vermag dem Werk keine größere Zündkraft zu verleihen.

Halle a. S. Edgar Groß

Die Urideen im Zeitgesetz. Von Kristina Pfeiffer-Raimund. Frankfurt a. M. 1921, Englert & Schlosser. 383 S. M. 25,— (28,—).

Die durch ihre „Briefe einer Frau an Walther Rathenau" bekanntgewordene Verfasserin nennt ihr neues Werk „Seherbriefe einer Frau", einen Beitrag zur Transzendenz der kommenden Dinge, einen Weg aus den Völkerwirren. Die aus dem Geiste der Uridee geborene Erneuerung alles Seienden, das Naturgesetz der Zeitenwende zur Selbstverjüngung, das Kulturgesetz der Völker zur Weltverjüngung, das Ordnungsgesetz der Gegenwart zur Zeitverjüngung, das Königsamt der Zukunft und der Sammelruf der Stunde zum Ideendienst der Zeit, das sind die Lichtzeichen, um die ihre vielfältigen Gedanken, Ideen, Anregungen und Ausblicke kreisen, die nur dem Erwachen der schöpferisch lebendigen Uridee im Zeitgesetz und ihrem Erfüller Wege weisen wollen. (Inwieweit dies gelang, muß einer größeren Abhandlung vorbehalten bleiben.) Dieses Werk wuchs wirklich aus dem Herzen unserer suchenden Tage, und manche seiner Grundideen zitterten schon, unbewußt, als Sehnsucht in dem Werden und Wirken der chaotischen Gegenwart, der eins fehlt: Lichtliebe. Gegründet auf die Spannung zwischen christlichen und antichristlichen Elementen der Seele, geschaut aus dem Geist des Erhabenen, gestaltet aus dem Willen heraus, mitzuhelfen in wirkendem, wachsamem Tätigsein am Bau einer neuen, einer größeren Gemeinschaft, ist dies Werk, das uns in die Sphäre künstlerisch verklärter Geistigkeit hebt. Dichterisches Schauen und philosophische Besonnenheit waren hier im Bunde mit einem umfassenden kulturellen Wissen. Die Schemen ahnenden Weistums füllt die Seherin mit Blut. In den überaus interessanten kosmischen Schlußbetrachtungen über Welten- und Menschenseele nähert sie sich dem indischen Prinzip von der Einheit alles Körperlichen und Geistigen, von der Auflösung aller Gegensätze in jene große letzte Einheit, die erst der Vollendete, der Heilige zu schauen vermag, der biblische Gerechte jedoch in seltener Stunde höchstens erahnen kann. Der Gerechte unterliegt immer noch dem Satze vom Grunde, während der Heilige, der Vollendete schon in die Bezirke des Metaphysischen hineinragt.

Was Augustinus in seinem Jugendwerk „De vita beata", was Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben" will, eine von allem Fremden freie Mystik der Kontemplation, das erstrebt auch Kristina Pfeiffer-Raimund. Aus diesem opferstarken Streben klingt uns Heutigen der Ruf nach Sammlung und Einkehr, nach „Zurückziehung unserer Liebe aus dem Mannigfaltigen auf das Eine", das letzte Menschheitsziel, zu unserer eigenen Gesundung und Weiterentwicklung entgegen, wie Glocken aus verhangener Ferne, unsichtbar und dennoch unüberhörbar — — —

Berlin-Grunewald Hans Sturm

Nachrichten

Todesnachrichten. Hedwig Caspari ist am 22. August in Berlin in jugendlichem Alter verstorben. Sie galt als eine starke Begabung, als ein zugleich leidenschaftliches und schwerblütiges Temperament und war in ihrem Wesen und in ihren Dichtungen von tiefem religiösen Empfinden getragen. Ihr erstes Buch „Elohim“ hatte die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt, ihr Drama „Salomons Abfall“ den Glauben an ihre kraftvolle Begabung verstärkt. Sie plante die Herausgabe eines Gedichtbuches unter dem Christuszeichen „I. N. R. I.“ (vgl. Sp. 35).

Karl Fuchs ist am 25. August, fast vierundachtzigjährig, in Danzig gestorben. Er genoß als Musikschriftsteller hohes Ansehen und ist in seiner „Orthometrie des Chorals“ für grundstürzende Neuerungen der Kirchenmusik eingetreten. Bekannt ist Karl Fuchs auch durch seine Freundschaft mit Nietzsche geworden, dessen spätere Wagnerfeindschaft auf ihn nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Richard Foerster ist am 7. August im achtzigsten Lebensjahr in Breslau verschieden. Er war in Görlitz geboren, hatte an den Universitäten Jena und Breslau klassische Philologie studiert, war Gymnasiallehrer in Breslau gewesen, hatte sich dort habilitiert und war schließlich als ordentlicher Professor nach Breslau zurückgekehrt, wo er bis zum Jahre 1919 gelehrt hatte. Neben seinen zahlreichen philologischen Abhandlungen finden sich auch Beiträge zur Geschichte des Humanismus und der neueren Kunstgeschichte.

Julius Websky ist am 13. August zweiundsiebzigjährig in Weimar gestorben. Er war aus Festenberg gebürtig, hatte in Breslau und Jena Theologie studiert und in den Jahren 1876 bis 1896 die „Protestantische Kirchenzeitung“, seit 1896 die „Protestantischen Monatshefte“ herausgegeben. Die züricher theologische Fakultät hatte ihn 1883 zum Ehrendoktor ernannt.

Lord Northcliffe ist am 14. August in London siebenundfünfzigjährig einer schweren geistigen Erkrankung erlegen, deren Anzeichen sich bereits im Frühjahr gezeigt hatten. Alfred Charles William Harmsworth war am 15. Juli 1865 in dem irländischen Städtchen Chapelizod geboren worden, hatte sich sehr frühzeitig dem journalistischen Berufe zugewandt, war mit siebzehn Jahren bereits festangestellter Redakteur gewesen, hatte mit zweiundzwanzig Jahren eine Wochenschrift gekauft und mit dreißig Jahren die „Daily Mail“ gegründet, war später, namentlich durch die Erwerbung der „Times“, zum einflußreichsten Publizisten Englands geworden. In welcher Weise Harmsworth, der im Jahre 1905 zum Grafen Northcliff und Mitglied des Oberhauses ernannt worden war, seinen Einfluß gegen Deutschland und für Frankreich geltend gemacht hat, ist bekannt. Während des Krieges war Lord Northcliff zum Leiter des englischen Propagandadienstes ernannt worden, war aber später Lloyd George, sobald der seine eigene Politik verfolgte, in heftiger Preßfehde entgegengetreten (vgl. Sp. 37).

Ernest Lavisse ist am 18. August achtzigjährig in Paris gestorben. Er galt als der anerkannte Führer und Organisator der französischen Geschichtswissenschaft. Bereits vierzigjährig hatte er die Lehrbücher verfaßt, die für den französischen Schulunterricht maßgebend geworden sind. Als Sekretär des bekannten Unterrichtsministers Victor Duruy (1867 bis 1869) hatte er die bestimmende Anregung zu seiner erzieherischen Tätigkeit empfangen. Er lehrte, nachdem er längere Zeit als Gymnasiallehrer gewirkt hatte, als Professor an der philosophischen Fakultät der pariser Universität. Auch seine eigene wissenschaftliche Tätigkeit ist vorwiegend organisatorischer Art. Nachdem er zunächst mit Rambaud die „Histoire universelle“ herausgegeben hatte, veröffentlichte er selbständig die „Histoire de la France jusqu'à la Révolution“ und seit dem Kriege die analog angelegte „Histoire de la France contemporaine“. Auch in die Tageskämpfe hat Lavisse, zumal im „Temps“ häufig eingegriffen; eine gewisse Rhetorik kennzeichnet auch seinen Stil als Geschichtschreiber. Zeitlebens hat Lavisse die Auffassung vertreten, daß eine Erbfeindschaft zwischen Frankreich und Deutschland geschichtliche Notwendigkeit sei.

* * *

Felix Pfeifer hat in längerem Zusammensein mit Gerhart Hauptmann auf Hiddensee eine Hauptmannplakette geschaffen.

Reinhard Goering ist aus der Haft entlassen worden. Ein Prozeß gegen ihn wird voraussichtlich nicht zum Austrag kommen.

Das Nordische Institut in Greifswald hat eine Preisaufgabe ausgeschrieben, deren Thema lautet: „Dänen und Schweden auf der Ostsee von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts“. Bedingung ist eine quellenmäßig belegte Darstellung. Der Umfang der Arbeit bleibt dem Bearbeiter überlassen. Arbeiten in deutscher oder einer der nordischen oder in lateinischer Sprache sind bis zum 1. August 1923 bei dem Nordischen Institut der Universität Greifswald, Domstraße 14, einzureichen. Der Preis beträgt 3000 Mark.

Die Johannes-Rehmke-Gesellschaft erläßt unter Aussetzung eines Preises von 600 Mark ein neues Preisausschreiben: „Wie lösen sich bei grundwissenschaftlicher Fragestellung die Probleme der Erkenntnistheorie?“ Näheres durch den Geschäftsführer Dr J. E. Heyde, Stettin, Deutsche Straße 34.

Das Manuskript der Tagebücher der Goncourt ist, aufs neue versiegelt, in das Geheimarchiv der französischen Nationalbibliothek zurückgestellt worden, nachdem Henry Céard das Gutachten erstattet hat, daß es unmöglich sei, die Tagebücher ohne eine durchgreifende Reinigungsarbeit zu veröffentlichen, da sie abgesehen von ihrem anstößigen Inhalt, auch Verdächtigungen noch lebender Personen enthalten.

* * *

In Amerika werden bereits jetzt Vorbereitungen zu einer großen Feier anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages Goethes getroffen. Professor Karl Schreiber ist damit betraut worden, zu dieser Gelegenheit eine Reihe von Studien zu veröffentlichen und hat mit dieser Aufgabe unter Mitwirkung der „Modern Language Association“ bereits begonnen.

Im dritten Heft 1922 der Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“ (Wien, Carl Fromm) erscheint ein größerer Aufsatz von Hanna Hellmann, worin der Nachweis geführt wird, daß der von Heinrich v. Kleist in der Zeit seiner Erschütterung durch die Kantische Philosophie gelesene Roman „Der Kettenträger“ ein Werk von Maximilian Klinger, und zwar der für vernichtet gehaltene zehnte Band seiner Philosophischen Romane ist, in dem Klinger unter mannigfacher Verhüllung seinen Entwickelungsgang und die geschichtlichen Ereignisse der Zeit darstellt. Die Schilderung des Lebens an einem kleinen Hofe, eine der zahlreichen Episoden darin, verweist auf Weimar und Goethe und gibt damit auch der Goetheliteratur neue Kenntnis.

Im Marbacher Schillermuseum ist eine große Sonderausstellung von Illustrationen zu den Werken Schillers, Wielands, Uhlands, Hauffs, Kerners, Mörikes, Gerocks, Auerbachs veranstaltet worden.

Der Verband deutscher Bühnenschriftsteller hat sich trotz der ergangenen abschlägigen Antwort erneut an das Reichsjustizministerium mit der Anregung gewandt, die Verlängerung der Schutzfrist von dreißig auf fünfzig Jahre anzubahnen. Arthur Eloesser weist in einer Begründung dieses erneuten Vorgehens (Voss. Ztg., 398) darauf hin, daß die Berner Übereinkunft, die durch die Friedensschlüsse wieder gültig geworden ist, eine fünfzigjährige Schutzfrist angenommen hat, daß Frankreich seit 1866 eine achtzigjährige Schutzfrist, Belgien seit 1886 eine fünfzigjährige Schutzfrist besitzt, daß ein Band des nicht mehr geschützten Goethe nicht billiger zu haben sei, als einer des noch geschützten Wedekind und daß das Billett zu einer Shakespeare-Aufführung nicht

weniger koste als zu einer Gerhart-Hauptmann-Aufführung. Arthur Eloesser vertritt die Ansicht, daß die Vorteile, die theoretisch der Volksgemeinschaft zugedacht sind, den Unternehmern oder Verlegern zugute kommen.

* * *

Einem Aufruf der Nietzsche-Gesellschaft ist zu entnehmen, daß die Gesellschaft in der Absicht gegründet wurde, einen Sammelpunkt für alle zu schaffen, denen das Werk Friedrich Nietzsches zum entscheidenden Erlebnis geworden ist.

„In der Überzeugung, daß diese Philosophie begründeten Anspruch erhebt, nicht allein als Phänomen abstrakten Denkens ein Objekt kritischer Forschung zu bleiben, sondern als Forderung und Beispiel heroischer Haltung des Geistes in das lebendige Dasein des Einzelnen einzugreifen, finden wir Rechtfertigung und Zuversicht zu solcher Sammlung der Geister, deren vereinsamte Wirkung erst in bewußtem Zusammenschluß eine reinere Atmosphäre des Lebens zu schaffen verspricht.

Das peinliche Schauspiel, den Namen Friedrich Nietzsches immer wieder in irgendeinem politischen Sinne mißbraucht zu sehen, nötigt uns zu der ausdrücklichen Betonung einer völligen Uninteressiertheit unserer Gesellschaft an allen derartigen Strebungen. Wir erblicken vielmehr unsere Hauptaufgabe in der Pflege eines durchaus unpolitischen, aber wahrhaft europäischen Geistes. Die Mitgliedschaft wird erworben durch eine durch den Vorstand der Nietzschegesellschaft ausdrücklich zu bestätigende Anmeldung an die Hauptgeschäftsstelle oder an eine der Nebengeschäftsstellen. Die Mitgliedschaft verpflichtet zur Zahlung eines Jahresbeitrages von 125, 225, 1000 Mark, je nachdem die Jahrespublikation in einfacher, mittlerer oder kostbarer Ausstattung geliefert werden soll. Gründungsmitglieder haben eine Zahlung von mindestens 15 000 Mark zu leisten."

Am 8. Oktober wird in Landau als Bekenntnis zu deutscher Art und Kultur von den Landesvereinen der Redakteure von Pfalz, Baden und Saar ein Pressefest veranstaltet. Zu der Festschrift haben u. a. bereits Hermann Oncken, E. Traumann, A. Paquet, Emil Strauß, Auguste Supper, Julius Haarhaus Beiträge geliefert.

Vom 23. bis 30. September hat in Köln in den Räumen des kölnischen Kunstvereins eine von der Gesellschaft für Rheinische Literatur in Verbindung mit der Gesellschaft für deutsche Bildung und dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltete Ausstellung stattgefunden, deren Zweck es war, Werke rheinischer Verleger und Autoren der Öffentlichkeit näher zu bringen.

* * *

Gelegentlich der Volksfestspiele auf dem Hohentwiel ist „Der verlorene Sohn" des Burkard Waldis (1527) in Neubearbeitung und Neuübersetzung von K. H. Osterburg zur Aufführung gelangt und zu starker Wirkung gebracht worden.

* * *

Ein offener Brief an Georg Witkowski und die darauf erfolgte Antwort des leipziger Gelehrten ist uns zugegangen:

Mein sehr verehrter Herr Professor!

In Ihrer Abhandlung über „Goethe-Schriften" in Heft 22 dieser Zeitschrift sagen Sie, von dem Altonaer Fund des dem jungen Goethe zugeschriebenen „Joseph"-Epos sprechend: ich zöge „vor allem (in meinem Büchlein „Goethes Josephbilder — Goethes Josephdichtung") Bildermaterial heran, das dem Knaben Goethe zugänglich gewesen sei und für die Auffassung und Einzelschilderung seines Epos Material geliefert haben soll" ... Auf den Platz bezogen, den ich in meiner Schrift den Bildern gegeben, mag dies „Vor allem!" schon stimmen. Aber wichtiges und wichtigstes kommt danach, und das haben Sie leider übersehen: die durch eine ganze Reihe von Zitaten nachgewiesene Benutzung der im Jahre 1749 zu Leipzig erschienenen „englischen Bibel" des Romanus Teller durch den „Joseph"-Dichter, jenes Werkes gerade, mit dem Goethe sich recht eingehend in demselben vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" beschäftigt, das die etwas wunderliche Geschichte seines Josephgedichtes erzählt. Des gleichen Werkes, das Herr Rat Goethe im Herbst des Jahres 1762 (wie in seinem zu Weimar aufbewahrten Haustagebuch zu lesen) für etliche Taler und Groschen angekauft hat. Zu derselben Zeit, da der dreizehnjährige Wolfgang seinen „Joseph" dem Dr. jur. Clauer zu diktieren begann.

Ich darf Sie, mein sehr verehrter Herr Professor, in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam machen, daß dieser Nachweis den Irrtum einiger sehr bedeutender Fachgelehrten, zu denen ich auch Sie zähle, richtig gestellt hat, wonach der sogenannte altonaer „Joseph" unbedingt fünfzig bis hundert Jahre vor Goethes Geburt (von einem ungebildeten Reimschmied dazu) verfaßt sein müsse. Diesem Nachweis ist niemals widersprochen worden und kann auch nicht widersprochen werden. Der oberflächlichste Blick in die Tellersche Bibelübersetzung und die einigen englischen Theologen entnommenen Kommentarnoten genügt, meine Behauptung sowohl, wie die Wahrscheinlichkeit für des Knaben Goethe Autorschaft an diesem „Joseph" immerhin zu bekräftigen.

Indem Sie aber diesen Punkt gänzlich unerwähnt lassen, mein sehr verehrter Herr Professor, und, auf Berendsohns Buch „Goethes Knabendichtung" übergehend, sich auf früher Gesagtes berufen, das — verzeihen Sie! — unzutreffend sein mußte, weil Ihnen damals die Zusammenhänge zwischen „englischer Bibel" und dem Altonaer Funde nicht bekannt waren, setzen Sie uns arme Wahrheitssucher, wie mir scheinen will: unbilligerweise, ins Unrecht. Ja, Sie gehen noch weiter. Sie deuten an, daß es ein Leichtes wäre, Berendsohns Widerlegung „aller Einwände der Gegner" zu widerlegen — „aber ein ganzes Heft dieser Zeitschrift würde dazu nicht ausreichen". Ich fürchte sehr, daß auch das Papier der vierzigbändigen Jubiläumsausgabe von Goethes sämtlichen Werken hierzu nicht langen möchte, weil doch Tatsachen — unter ihnen steht für mich nicht an letzter Stelle Professor Pipers unanfechtbarer Nachweis der Beziehungen zwischen den altonaer Herrnhutern (aus deren Kreisen ihm die Josephhandschrift überkam) zu den Brüdergemeinden in Gnadenfrei und Frankfurt am Main und zu Susanne v. Klettenberg — sich am Ende übersehen, niemals aber widerlegen lassen.

Ich bin, Herr Professor, heute wie stets — ich darf wohl daran erinnern, daß Sie mir für mein Buch „Der Fall Potiphar" lange vor dem altonaer Funde, dem es dann in seltsamer Fügung die ersten Zeugen brachte, wichtige Fährten gezeigt haben — bin heute wie stets in herzlicher Verehrung

der Ihre!

Berlin, 21. August 1922 Manuel Schnitzer

Zu diesem Schreiben teilt uns Georg Witkowski mit:

Verehrter Herr Dr. Heilborn!

Sie hatten die Güte, mir den freundlichen Brief des Herrn Schnitzer zur Meinungsäußerung zu senden. Hätte ich in der Joseph-Frage den angeblichen Einwirkungen der Englischen Bibel auf das Gedicht irgendeinen Wert beimessen können, so wäre davon auch im „Lit. Echo" gesprochen worden. Aber ich erkenne hier nur Parallelen, die für die Autorschaft, den Punkt, auf den es ankommt, nichts besagen. Ich zähle nicht zu denen, die den „Joseph" auf eine Zeit vor Goethes Geburt datiert haben; doch erscheint mir eine Notwendigkeit, nunmehr das umstrittene Epos erst nach der Englischen Bibel anzusetzen, nicht gegeben. In allen diesen Dingen kommt es letzten Endes nicht auf die Einzelheiten an, sondern auf die geistige Optik. Die meinige ist nun einmal anders geschliffen und in bezug auf die zulässigen wissenschaftlichen Beweismittel weit enger abgegrenzt als die des Herrn Professor Piper und seiner Mitstreiter, was insbesondere auch von Pipers Hypothesen über die Herkunft der Joseph-Handschrift gilt. Und das verwehrt mir, mich anders

zu stellen, als ich's bisher tun mußte, wobei nach wie vor der gute Wille und das ehrliche Wahrheitsstreben der Paladine Josephs nicht angezweifelt werden soll.

Mit verbindlichen Grüßen Ihr sehr ergebener
Witkowski.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1922/23 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

Aachen (Technische Hochschule): Brüggemann, Friedrich Hebbels Leben und dichterisches Schaffen. Lesen und Besprechen deutscher Novellen. Walther, Einführung in die Benutzung der Bibliothek und der wichtigsten bibliographischen Hilfsmittel. Scharff, Neuere französische Literaturgeschichte. Brussow, Neuere englische Literaturgeschichte. — **Basel:** Nußberger, Deutsche Literaturgeschichte im 16. Jahrhundert. Soziale Probleme im modernen Drama. Zinkernagel, Die deutsche Literatur des Mittelalters. Goethes Leben und Werke. Kleist's Dramen. Roches, Romanciers d'aujourd'hui. Tappolet, Molière, sa vie et ses œuvres. Walser, La littérature française de Rabelais à Montaigne. Fehr, Geschichte der englischen Literatur 1830—1880. A Survey of English Literature. Janner, La Divina Commedia. Walser, Coltura e letteratura del rinascimento. — **Bern:** Fränkel, Goethe, II. Teil (Die weimarer Jahrzehnte). Schillers ästhetische Schriften. v. Greyerz, Niklaus Manuels Dichtungen. Maync, Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation, der Renaissance und des Barock. Das Drama des 18. und 19. Jahrhunderts. Kohler, A Vinet, sa vie, son milieu. Fénelon. de Reynold, Histoire de la littérature française moderne: L'Evolution des idées au 18e et au 19e siècle. Répétitions sur l'histoire de la littérature française. Müller-Heß, Geschichte der englischen Literatur im 19. Jahrhundert. Repetitorium der englischen Literaturgeschichte. Jaberg, Studi sulla letteratura italiana moderna. Storia della letteratura italiana. Letteratura e commento d'autori italiani. Niggli, L'Orlando Furioso di L. Ariosto. — **Bonn:** Enders, Rheinische Dichtung. Hankamer, Hamann, Herder und ihre Generation. Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. Walzel, Deutscher Frühklassizismus. Überblick über deutsche Dichtung. Besprechung neuerer Literatur. Gaufinez, Le romantisme français. Lecture commentée, de pages de Mérimée. Gerckens, Lecture et Interprétation d'auteurs du XIXe siècle. Menzerath, Conversations sur la „Comédie humaine" de Balzac. Spitzer, Die französische symbolistische Lyrik. Dibelius, Englische Literatur im 19. Jahrhundert. Shelley. Amoretti, Francesco Petrarca. — **Breslau:** Drescher, Deutsche Literaturgeschichte vom 14. bis 17. Jahrhundert. Heckel, Geschichte der deutschen Literatur von Opitz bis Gottsched. Die deutsche Lyrik des Renaissance- und Barockzeitalters. Koch, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Rückkehr aus Italien bis zu den Befreiungskriegen. Kühnemann, Die Weltanschauung Schillers und Goethes. Schücking, Shakespeare (von Hamlet bis zu seinem Tode). Hanisch, Russische Literatur des 19. Jahrhunderts. Palgen, Les poètes du Parnasse et du Symbolisme. Diels, Polnische Literatur im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Praetorius, Arabische Dichter. Giese, Lektüre moderner osmanischer Dichter. Interpretation des Hafis. — **Dresden** (Sächsische Technische Hochschule): Janentzky, Das Zeitalter des Sturms und Drangs (Der junge Goethe). Aus der Zeit der deutschen Klassik. Fritz Reuter. Klemperer, Die französische Literatur seit 1850. Fischer, Geschichte der englischen Kultur und Literatur im Anfang des 18. Jahrhunderts sowie auch in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Viktorianische Dichter. Beowulf. — **Erlangen:** Pirson, Molière, sein Leben und seine Komödien. Brotanek, Geschichte des englischen Dramas. Shakespeares Othello. Hell, Geschichte der arabischen Dichtung im Umriß. Saran, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. — **Frankfurt a. M.:** Korff, Die vorgoethische Lyrik und ihre Geschichte seit der Blüte des Volksliedes. C. F. Meyers Gedichte. Naumann, Höfische Lyrik. Das deutsche Schauspiel des Mittelalters. Pfeiffer-Belli, Die großen Regisseure des 19. Jahrhunderts. II.: Der Herzog von Meiningen. Dingelstedt und ihre Nachfolger. Schultz, Die deutsche Romantik. Deutsche Dichtung neuester Zeit. Ausgewählte Fragen der deutschen Literaturgeschichte des 16. bis 19. Jahrhunderts. Sommerfeld, Das deutsche Drama seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Sprengel, Schiller und Kleist im Blickwinkel deutscher Bildung. Viëtor, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock. Bernay, Le drame en vers de Victor Hugo à Edmond Rostand. Curtis, Shakespeare and his age. Printz, Indische Dichtung. — **Freiburg i. B.:** Cohn, Goethes Weltanschauung. Witkop, Das deutsche Drama im 19. Jahrhundert. Das deutsche Drama von Gerhart Hauptmann bis zur Gegenwart. Sturm und Drang. Schillers und Hebbels Fragmente. Heiß, Französische Literatur im 16. Jahrhundert. Wege der französischen Lyrik im 19. Jahrhundert. Paufler, Erklärung der Fabeln Lafontaines. Chateaubriand, sa vie, son œuvre. Schürr, Von der Aufklärung zur Romantik in der französischen Literatur. Brie, Englische Literatur im Zeitalter der Romantik (zirka 1760—1830). Eckhardt, Shakespeare, King Henry IV. Schürr, Ariosto, Orlando furioso. — **Gießen:** v. Aster, Das Philosophische in Goethes Faust. Behaghel, Geschichte der altdeutschen Literatur. Collin, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. II. Teil: Von Hebbel bis Hauptmann. Goethes Faust. Karstien, Geschichte des deutschen Dramas bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Behrens, Lektüre und Erklärung der altfranzösischen Chantefable „Aucassin und Nicolette". Lektüre und Erklärung ausgewählter Dramen Molières. Horn, Die englische Literatur des 18. Jahrhunderts. Spira, Neuere englische Literatur. Stephens, Prophets and Reformers in recent English Literature. Ramondt, Die niederländische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Franz, Das klassische Theater der Spanier und seine Bedeutung für die Weltliteratur. — **Graz:** Eichler, Abriß des Buch- und Bibliothekswesens vom Altertum bis zur Gegenwart. Seuffert, Deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Zauner, Aucassin et Nicolette. Eichler, Geschichte der altenglischen Literatur. — **Greifswald:** Ehrismann, Mittelhochdeutsche Literaturgeschichte von 1170 bis 1500. Merker, Goethe. Literatur und Kunst Deutschlands in ihren historischen Beziehungen. Grabbes Dramen. Schmekel, Theorie der Dichtkunst und ihre Geschichte. Lommatzsch, Das französische Theater im 19. Jahrhundert. Olivier-Henrion: Auteurs français de la fin du XIXe siècle. Spies, Chaucer und seine Zeit. II. Shakespeares Macbeth. Schaaffs, Lord Byron. Mewaldt, Geschichte der hellenistischen Literatur. Merker, Ibsen. De Boor, Schwedische Literatur des 19. Jahrhunderts. Nordlund, Svensk litteratur under upplysningens och romantikens tid. Rosenquist, Vorlesungen über die finnische Literaturgeschichte. — **Halle-Wittenberg:** Liepe, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert (bis Lessing einschließlich). Schneider, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Romantik. Literaturwissenschaftliche Probleme des 17. bis 18. Jahrhunderts. Zachariae, Einführung in die vergleichende Literaturgeschichte. Lavoipière, L'exotisme colonial dans la littérature française au XIXe siècle. Le mouvement littéraire contemporain. Molière. Mulertt, Die großen französischen Erzähler des 19. Jahrhunderts. Pughe, English Poets from Cowper to Tennyson. Ritter, Geschichte der englischen Literatur von 1740 bis 1798. Weyhe, Shakespeares Meisterdramen. Mulertt, Spanische Literatur. Lezius, Geschichte der russischen Literatur (neuere Zeit). Bartolomäus, Polnische Literaturgeschichte. — **Hamburg:** Berendsohn, Die Dichtung der deutschen Romantik. Borchling, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang der althochdeutschen Zeit. Die neuniederdeutsche Literatur. Meyer-Benfey, Geschichte der deutschen Lyrik seit Opitz. Weltgeschichte des Dramas: I. Die attische Tragödie. Pitsch: Der junge Goethe und seine Zeit. Schillers prosaische Jugendschriften. Die Theorie des Dramas und ihre Geschichte. Rosenhagen, Einführung in die deutsche Literatur des späten Mittelalters. Brulez, Die französische Literatur des 17. Jahrhunderts. Schädel, Einführung in die altprovenzalische Sprache und Literatur. Urtel, Die großen literarischen Persönlichkeiten in Frankreich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wolff, Milton und seine Zeit. Der englische Roman von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Samuel Butler und Shaw. Gerring, Svensk litteratur pa 80- och 90-talen. Petsch, Henrik Ibsen und das Drama seiner Zeit. Meriggi, Italienische Literatur des 19. Jahrhunderts. Froberger, Ausgewählte Kapitel aus der spanischen Literatur Amerikas. Krüger, Haupttypen der älteren spanischen Literatur; Lektüre katalonischer Märchen. Nedjati Bey, Lektüre eines älteren türkischen Dichters. Schaade, Die arabische Volksliteratur. Lektüre der „1001 Nacht" (arabisch). Franke, Einführung in die buddhistische Literatur der Chinesen. Florenz, Erklärung japanischer Dramen. — **Heidelberg:** Boucke, Heinrich Heine und das junge Deutschland. Lessings Laokoon und verwandte Probleme im Lichte der neueren Aesthetik. Gundelfinger, Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Panzer, Dichtung und bildende Kunst des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen. Frhr. v. Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Einführung in das Studium der deutschen Literaturgeschichte.

…ll, Die griechische Tragödie. Zimmer, Einführung in die …ndische Literatur. Olschki, Französische Literatur der Re…ssance. Hoops, Erklärung von Chaucers „Canterbury Tales". Boucke, Geschichte der skandinavischen Literatur von …lberg bis Strindberg. v. Bubnoff, Dostojewski. — **Jena:** …mann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte seit 1806. …es Gedichte. Michels, Geschichte der deutschen Literatur …Mittelalters. Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts und …Gegenwart. Gelzer, Die französische Literatur im 19. Jahr…dert, Teil II. Schultz-Gora, Voltaire und Rousseau. …dan, Byron, Shelley und Keats im Zusammenhang mit … englischen Romantik. Kirchner, The Women Novelists of … 19th century. Slotty, Ausgewählte Hymnen des Rigveda. — **Kiel:** Kauffmann, Volkspoesie in Schleswig-Holstein. …ing, Geschichte der niederdeutschen Literatur von den …fängen bis zur Gegenwart; Burkhard Waldis „Der verlorene …n". Wolff, Geschichte der deutschen Literatur und Bühne … Mitte des 19. Jahrhunderts. Goethes Gedichte. Bühnen…chichte von Goethes „Faust". Ebeling, Geschichte der fran…schen Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. (1660—1700). …ay, Edmond Rostand. Holthausen, Geschichte der …telenglischen Literatur. Koelbling, Ausgewählte Gedichte … Alfred Tennyson. Vogt, Geschichte der isländischen Saga II. … Lagerfeldt, Werner von Heidenstam, Leben und Werke. …zel, Türkische Literaturgeschichte. — **Köln:** Barthel, …ter als Denker (Goethe, Schiller, Novalis, Wagner, Tolstoi, …dberg). Bertram, Deutsche Dichtung im 18. Jahrhundert. … Frenken, Die christliche Legende des Abendlandes. …even, Mythus, Märchen und Heldendichtung der Ger…nen (bis zum Ausgang des Mittelalters). Deutsche Mystik. …en, Dramatiker der Gegenwart. Saitschick, Goethes … 2. Teil, der symbolische Sinn des Werkes). Wrede, …nolied und die ältere deutsche Legendendichtung. Die …ische Heimatdichtung. Perrot, Flaubert et ses disciples. … Das altfranzösische Rolandslied. Schröer, Erklärung … Shakespeares Hamlet, nach einer kurzen Einführung in das …dium des Dichters. — **Königsberg i. Pr.:** Unger, Der …mer Goethe 1775—1805. Das deutsche Drama von Kleist … Hebbel. Ranke, Geschichte der deutschen Literatur von den …ngen bis ins 12. Jahrhundert. Ziesemer, Kellers Grüner …ich. Pillet, Geschichte der französischen Literatur im …Jahrhundert. Servais, Le roman moderne. Oeuvres …les de la littérature française. Graz, Dramen und Sonette … Auswahl aus Shakespeare). Rost, Volksdichtung der … insbesondere der Russen). Trautmann, Ausgewählte … von Ševčenko. Rost, Lektüre polnischer Dichter. — …**zig:** Köster, Goethe. Neumann, Das mittelhochdeutsche …e Epos. Witkowski, Geschichte der deutschen Literatur …talter der Renaissance, des Barock und Rokoko. Becker, …chte der französischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert. …mann, Der französische Roman im Zeitalter des Na…mus (1870—1900). Neubert, Geschichte der provenza… Literatur alter und neuer Zeit. Förster, Englische … und Literatur; Chaucers Leben und Werke. Die Haupt…ungen der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. …, R. L. Stevenson, J. M. Barrie and other modern Scottish … Jolles, Übersicht der niederländischen Literatur. Hol…e Prosa des 17. und 18. Jahrhunderts. Törnqvist, Über… die schwedische Literatur seit Mitte des 19. Jahrhun… Schwarz, Altarabische Gedichte. — **Marburg:** Budde, …che Dramaturgie zeitgenössischen deutschen Schauspiels, … Neuere deutsche Lyrik und Novellistik. Elster, Geschichte …tschen Dichtung des klassischen und des romantischen …ters. Richard Wagner als Dichter. Helm, Geschichte der …en Literatur vom Ausgang der althochdeutschen Zeit bis zu …fängen des Humanismus. Curtius, Die französische …tur im 17. Jahrhundert. Glaser, Das Drama der ro…en Völker in seiner geschichtlichen Entwicklung. Zur Ge… des französischen Stils. Deutschbein, Haupttypen der …en Literatur von 700 bis 1500. Shakespeare. Freund, … Stuart Mill, „On Liberty". Viktorianische Dichtung. — …**chen:** Borcherdt, Geschichte des deutschen Dramas von … Anfängen bis zu Heinrich v. Kleist. Kutscher, Empfind… und Sturm und Drang in der deutschen Literatur des …hunderts. Die deutsche Literatur seit 1900, insbesondere …sionismus. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur …thes Tod. Goethes „Faust". Lessings Schriften. Strich, …sche Romantik. Deutsche Renaissance- und Barock… 16. und 17. Jahrhundert). Woerner, Das deutsche … des 19. Jahrhunderts, von Heinrich von Kleist bis auf …enwart. Lerch, Baudelaire. Voßler, Französische … im Zeitalter Ludwigs XIV. Französische und italie…teratur der Renaissance. Schick, Lord Byron und … Wells, Englische Literatur im 18. Jahrhundert. …im, Erklärung des Diwans des persischen Dichters Hafis. — **Münster i. W.:** Baader, Mittelhochdeutsche Lyrik. Jostes, Geschichte der althochdeutschen Literatur. Kluckhohn, Geschichte und Methoden der deutschen Literaturgeschichte. Die deutsche Romantik. Schwering, Schiller: Sein Leben und seine Werke. Die Hauptströmung in der europäischen Literatur der letzten 30 Jahre. Decroos, Le théâtre français de 1850—1900. Wiese, Geschichte des französischen Dramas. Keller, Englische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Beowulf. Schönemann, The Life and Works of Mark Twain. Magon, Deutsche Dichtung in Skandinavien. — **Rostock i. M.** Flemming, Literatur und Kultur im Zeitalter des deutschen Barock. Spangenberg, Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. Güntert, Über Sprache und Literatur der Kelten. Spehr, Littérature française: 1. Le roman français au XIXe siècle. 2. La poésie française de 1800—1885. Zenker, Einführung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur. Victor Hugos Lyrik. Imelmann, Altenglische Literatur. Dickens, Thackeray und ihre Zeit. Shakespeare. Korten, Literatur (englische) der Aufklärung. Mann, Einführung in die dänische Literatur. — **Stuttgart** (Technische Hochschule): Meyer, Die deutsche Dichtung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Goethes Leben, Werke und Weltanschauung. Das Drama Richard Wagners. Ott, Französische Literatur [Corneille]. Dierlamm, English Literature (1700-1800). — **Tübingen:** Bebermeyer, Gottfried Keller. Schneider, Geschichte der deutschen Literatur im Reformationszeitalter. Goethes „Faust". Schillers dramatische Fragmente. Haas, Französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Das französische Theater von 1552 bis 1650. Pfau, Histoire de la littérature française au 16e siècle. Goll, Thomas Carlyle. Franz, Altenglische Literatur und Interpretation des Beowulf. — **Würzburg:** Maußer, Geschichte der deutschen Literatur in der klassisch-mittelhochdeutschen und spät-mittelhochdeutschen Zeit [Fortsetzung]. Roetteken, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis zu den Münchenern einschließlich, unter Ausschluß Hebbels und Ludwigs. Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Hämel, Das französische Drama im 16. und 17. Jahrhundert. Bernay, Le roman social en France de G. Sand à H. Barbusse. Ziriczek, Interpretation von Beowulf. Englische Literaturgeschichte von 1770 bis 1832. Jolly, Indische Literaturgeschichte (II. Teil). — **Zürich:** Bachmann, Althochdeutsche poetische Denkmäler. Ermatinger, Goethe. Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Übungen über die Literatur des 17. Jahrhunderts. Faesi, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, C. F. Meyer. Vom deutschen Realismus zum Naturalismus. Nietzsche. Pestalozzi, Germanische und deutsche Dichtung von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen. Lektüre des mittelniederdeutschen Epos Reinke de Vos. Übungen über das höfische Epos. Jud, Der altfranzösische Roman des 12. und 13. Jahrhunderts. Spörri, Histoire de la littérature française au XVIIe siècle. Vetter, Die englische Literatur unserer Zeit. English Literature of the 18th Century. Lektüre von Dramen John Galsworthys. Volkslieder und Verwandtes. Gauchat, Geschichte der italienischen Literatur im 19. Jahrhundert. — **Zürich** (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Deutsche Dichtung von heute: Th. Mann, Wedekind, Morgenstern, Werfel, A. Steffen, Gottfried Keller. Medicus, Nietzsche. Schaer, Probleme der lyrischen Ästhetik. Seippel, Les grands artistes littéraires: Flaubert, les Goncourt, Alphonse Daudet etc. La poésie idéaliste en France à partir de Baudelaire. Exercices littéraires. Vetter, Lektüre von Dramen John Galsworthys. English Literature of the XVIII century. Pizzo, La letteratura del Rinascimento II. G. Pascoli e G. d'Annunzio Lettura di autori moderni e conversazioni. Ermatinger Henrik Ibsen. Schaer, Ibsens Dramen der Frühzeit.

Nachtrag. **Berlin:** Herrmann, Gerhart Hauptmann. Neckel, Die nordgermanischen Sprachen und Literaturen im Überblick. Erklärung der Völsungasaga. Petersen, Geschichte des Dramas und Theaters in Deutschland. Conrad Ferdinand Meyers Gedichte. Reich, Antike Mystik und ihre Einwirkung auf die neueste Mystik und Theosophie. Richter, Aufgaben und Ziele der deutschen Literaturgeschichte. Roethe, Allgemeine deutsche Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Wolfram von Eschenbach. Wulff, Goethes Kunstschriften. Milléquant, Verlaine und Rimbaud. Rousseau. La poésie belge d'expression française. Wechßler, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Brandl, Englands Hauptdichter im 18. Jahrhundert. Englische Literatur als Ausdruck englischen Volkstums. von Farkas, Petöfis erzählende Dichtkunst. Gragger, Alexander Petöfi, sein Leben und seine Zeit. Hecker, Interpretation aus Leopardi. Wechßler, Dantes Purgatorio und Paradiso. Bolland, Geschichte der türkischen Literatur und Lesen neuer Schriftsteller. Brockelmann, Altarabische Dichter. Marcus, Strindbergs Epik in Verbindung mit seinem Leben. Neuere nordische Lite-

raturgeschichte. **Öhmann**, Finnische Literaturgeschichte. **Brückner**, Polnische Literaturgeschichte. — **Genf: Bohnenblust**, Goethes „Faust“. Die Literatur des 18. Jahrhunderts. Conrad Ferdinand Meyers Novellen. — **Karlsruhe** (Badische Technische Hochschule): **Holl**, Shakespeare in der deutschen Dichtung. — **Lausanne: Bohnenblust**, Die literarische Kritik. Deutsche romantische Lyrik. 16. und 17. Jahrhundert von Luther bis Leibniz. Mystische Texte des deutschen Mittelalters.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Auernheimer, Raoul. Lustspielnovellen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 181 S. Geb. M. 150,—.

Candill, Großvaters Garten. Magdeburg, R. Zacharias. 183 S.

Dominik, Hans. Die Macht der drei. Roman aus dem Jahre 1955. Leipzig, Ernst Keils Nf. (August Scherl). 359 S. Geb. M. 120,—.

Flake, Otto. Die Simona. Roman. Berlin, S. Fischer. 157 S.

Harrar, Annie. Das Goldtier. Die Geschichte eines Dämons. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 273 S. Geb. M. 100,—.

Jacques, Norbert. Siebenschmerz. Roman. Berlin, S. Fischer. 199 S.

Lent, Gertrud. Der Wels. Eine chinesische Liebesgeschichte. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 174 S. Geb. M. 70,—.

Nüchtern, Hans. Der große Friede. Eine Mozartnovelle. Wien, Wila. 53 S.

Rey, Christian. Der Hidalgo. Novellen. Wien, E. P. Tal & Co. 154 S.

Rummel, Walter von. Der Reiter und die Frau. München, Verlag Parcus & Co. 206 S. M. 60.— (75.—).

Schlaf, Johannes. Ein freies Weib. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 266 S. Geb. M. 90,—.

Soyka, Otto. Käufer der Ehre. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 346 S. Geb. M. 100,—.

— Herr im Spiel. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 150 S. Geb. M. 60,—.

Zobeltitz, Fedor von. Der Beutezug der Liebe. Berlin, Verlag Ullstein. 347 S.

Lyrisches und Episches

Petzold, Alfons. Gesang von Morgen bis Mittag. Eine Auswahl der Gedichte. Wien, Wila. 181 S.

Schlaf, Johannes. Das Gottlied. Weimar, Fritz Fink. 46 S. M. 30,—.

Schulte, Rob. Werner. Der heimliche Abend (Lyrik). Abschied (Eine Szene). Hans Trutzing (Epistulae). Charlottenburg, Oesterheld & Apel. 62 S.

Literaturwissenschaftliches

Berland, Prim. Hermann Marggraff und die Schillerstiftung. Jena, Junkelmanns Buchhandlung. 29 S.

Leon, Dora. Ferdinand Wittenbauer, der Techniker als Dichter. Ein Vortrag. Graz, Verlag des steiermärkischen Landesvereins deutscher Ingenieure und Techniker. 24 S.

Meister Eckhart. Ewige Geburt. Deutsche Reden und Schriften. Ausgewählt, in unser Deutsch übertragen und mit Einleitung versehen von Wilhelm Willige. Greifswald, Verlag Dr. Karl Moninger. 152 S. M. 28,— (36,—).

Schlenther, Paul. Gerhart Hauptmann. Leben und Werke. Neue Ausgabe, umgearbeitet und erweitert von Arthur Eloesser. Berlin, S. Fischer. 320 S. M. 80,— (140,—).

Verschiedenes

Boehm, Karl. Begriffsbildung. (Wissen und Wirken, II. Bd.) Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchhandlung. 46 S.

Buschbeck, Erhard. Die Medelsky. (Die Wiedergabe I, 3.) Wien, Wila. 34 S.

Christliche Theosophen. Eingeleitet und hrsg. von William Frhr. v. Schröder. (Frommanns philosophische Taschenbücher II, 2.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 94 S. M. 20,—.

Croce, Benedetto. Randbemerkungen eines Philosophen zum Weltkriege. Übersetzt von Julius Schlosser. Wien, Amalthea-Verlag. 318 S.

Fechner. Tagesansicht und Nachtansicht. Eingeleitet und hrsg. von B. Frhr. v. Weizsäcker. (Frommanns philosophische Taschenbücher II, 4.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 94 S. M. 20,—.

Finnendahl, Friedrich. Werdegang der unaufhaltsam nahenden Idealkultur. Nesselwangen, Horn-Verlag, Hermann Hoffmann. 43 S.

Friedrichs, Theodor. Zur Psychologie der Hypnose und der Suggestion. Mit einem Vorwort von Arthur Kronfeld. Stuttgart, Julius Püttmann. 32 S.

Gregor, Joseph. Das Wiener Barocktheater. (Die Wiedergabe I, 1.) Wien, Wila. 63 S.

Kronfeld, Arthur. Über Gleichgeschlechtlichkeit. (Erklärungswege und Wesensschau.) Ein Vortrag. Stuttgart, Julius Püttmann. 43 S.

Marilaun, Karl. Adolf Loos. (Die Wiedergabe I, 5.) Wien, Wila. 44 S.

Mehl, Max. Alfred Roller. (Die Wiedergabe I, 2.) Wien, Wila. 52 S.

Mohl, Ottmar von. Ägypten. II. Teil der „Fünfzig Jahre Reichsdienst“. Leipzig, Paul List. 284 S.

Mystische Geisterseher. Eingeleitet und hrsg. von William Frhr. v. Schröder. (Frommanns philosophische Taschenbücher II, 1.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 79 S. M. 20,—.

Rathenau, Walther. Cannes und Genua. Berlin, S. Fischer. 79 S.

Rieger, Erwin. Die gute alte Zeit der Wiener Operette. (Die Wiedergabe I, 9.) Wien, Wila. 50 S.

— Phantasie über Don Juan. (Theater und Kultur 5.) Wien, Wila. 99 S.

Peter Paul Rubens. Sammlung der von Rudolf Oldenbourg veröffentlichten oder zur Veröffentlichung vorbereiteten Abhandlung über den Meister. Hrsg. von Wilhelm v. Bode. Mit 131 Abbildungen. München, R. Oldenbourg. 219 S. Geb. M. 500,—.

Rundt, Artur. Maria Mayer — Karl Ettlinger. Zwei Verkannte. (Die Wiedergabe I, 7.) Wien, Wila. 41 S.

Salten, Felix. Das Burgtheater. Naturgeschichte eines alten Hauses. (Die Wiedergabe II, 1/2.) Wien, Wila. 123 S.

Schelling. Clara oder über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch. Hrsg. und eingeleitet von Hans Ehrenberg. (Frommanns philosophische Taschenbücher II, 5.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 98 S. M. 20,—.

Schopenhauer. Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt. Eingeleitet und hrsg. von G. F. Hartlaub. (Frommanns philosophische Taschenbücher II, 3.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 95 S. M. 20,—.

Schultz, Franz. Steinmar im straßburger Münster. Ein Beitrag zur Geschichte des Naturalismus im 17. Jahrhundert. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger W. de Gruyter & Co. 15 S.

Silling, Marie. Jugenderinnerungen einer Stettiner Kaufmannstochter. Greifswald, Verlag Dr. Karl Moninger. 149 S. M. 25,— (32,—).

Specht, Richard. Wilhelm Furtwängler. Eine Studie über den Dirigenten. (Die Wiedergabe I, 4.) Wien, Wila. 52 S.

Stefan, Paul. Anna Bahr-Mildenburg. (Die Wiedergabe I, 6.) Wien, Wila. 38 S.

Ullmann, Ludwig. Die Roland. (Die Wiedergabe I, 8.) Wien, Wila. 50 S.

Wellesz, Egon. Der Beginn des musikalischen Barock und die Anfänge der Oper in Wien. (Theater und Kultur 6.) Wien, Wila. 82 S.

Wymetal, Wilhelm. Marie Jeritza. (Die Wiedergabe I, 10.) Wien, Wila. 51 S.

Redaktionsschluß: 9. September

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text:** Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Karl Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107. **Erscheinungsweise:** monatlich zweimal. — **Bezugspreis:** vierteljährlich 120 Mark. — **Zusendung unter Kreuzband** vierteljährlich: in Deutschland und Österreich 138 Mark. — **Inserate:** Viergespaltene Nonpareille-Zeile 6 Mark. Beilagen nach Übereinkunft.

1922 15. Oktober Heft 2

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin



PHILIPP WITKOP

Frauen im Leben deutscher Dichter

mit 9 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Broschiert ca. Mark 350.—, Ganzleinen ca. Mark 500.—
handgeb. Ganzleder ca. Mark 2000.—

In vier Abschnitten – Die Mutter (Elisabeth Goethe, Elisabetha Keller), Die Schwester (Cornelia Goethe, Ulrike von Kleist), Die Gattin (Christiane von Goethe, Marianne Immermann, Christine Hebbel), Die Geliebte (Friederike Brion, Ulrike von Levetzow, Heines Mouche, Diotima) – behandelt Witkop die ewigen Wechselbeziehungen zwischen Dichter und Frau. Nicht an zufälligen Beispielen, sondern an typischen Gestalten, an denen das Ewig-Menschliche in Leben und Erleben herausgehoben wird, gibt er eine Reihe wundervoll tiefer und klangreicher Variationen über das Thema Mann und Frau

Die genannten Preise sind unverbindlich

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Diotima-Klassiker

Auf feinstem holzfreien Papier gedruckt. Tiemann-Fraktur. Solide Buchbinderarbeit. Dies die äußeren Vorzüge der mit größter Sorgfalt hergestellten Ausgaben.

Es liegen vor:

Hölderlins Werke

in vier Bänden

Herausgegeben von Dr. Manfred Schneider

4 Ganzlederbände . .	feinstes Ziegenleder	M. 4400.–
4 Halblederbände . .	auf Bünde gearbeitet	M. 2800.–
4 Halbleinenbände	. . . .	M. 1650.–

Aus dem Inhalt: **Band 1:** Vorwort / Lebensabriß / Vorbemerkung zu Hyperion / Thalia-Fragment zu Hyperion / Hyperion / Frühe Gedichte bis 1793 / Faksimile. **Band 2:** Vorbemerkung zu den Gedichten / Jugendgedichte seit 1794 / Gedichte der Reifezeit / Gedichte aus der Wahnsinnszeit / Faksimile. **Band 3:** Vorbemerkung zu Empedokles, den Aufsätzen und den Übersetzungen / Empedokles / Aufsatzentwürfe / Übersetzungen nach Sophokles / Faksimile. **Band 4:** Vorbemerkung zu den Briefen / Übersetzungen nach Pindar / Briefe / Faksimile.

Novalis Werke

in einem Band

Herausgegeben von Dr. Wilhelm von Scholz

Ganzleder Nr. 1–250	feinstes Ziegenleder	M. 1200.–
Halbleder	auf Bünde gearbeitet	M. 800.–
Halbleinen	. . . .	M. 500.–

Inhaltsangabe: Gedichte (Hymnen an die Nacht, Marienlieder, Geistl. Lieder, Vermischte Gedichte). Heinrich von Ofterdingen I. und II. Teil / Ludwig Tieck über die beabsichtigte Fortsetzung des Ofterdingen / Bruchstücke zur Fortsetzung des Ofterdingen / Das Gesicht / Die Lehrlinge zu Sais / Die „Christenheit" u. „Europa" / Fragmente (Zu Lebzeiten des Dichters gedruckte Fragmente. Fragmente aus dem Nachlaß) / Faksimile.

Weitere Ausgaben in Vorbereitung!

Walter Hädecke Verlag, Stuttgart

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH ✶ LEIPZIG ✶ WIEN



Kleine Amalthea-Bücherei

I. SERIE

Band 1. ***Anakreon.*** Auswahl nach Mörike. Bildschmuck von O. Friedrich.
Band 2. ***Marie de France.*** Liebesmärchen. Auswahl nach Hertz. Bildschmuck von K. A. Wilke.
Band 3. ***Der heilige Franz: Legenden.*** Übersetzt von Karl Toth. Bildschmuck von M. Liebenwein.
Band 4. ***Rinconete u. Cortadillo*** von Cervantes. Bildschmuck von F. Wacik.
Band 5. ***Vathek*** von Beckford. Übersetzt von Karl Toth. Buchschm. von K. A. Wilke.
Band 6. ****Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen*** von Gaudy. Bildschmuck von G. Poppe.

II. SERIE

Band 1. ****Khalifah.*** Ein Märchen aus 1001 Nacht. Nach der Übersetzung von Henning. Bildschmuck von O. Larsen.
Band 2. ***Der rote Vorhang*** von Barbey d'Aurevilly. Deutsch von A. Schurig. Bildschmuck von O. Goetzke.
Band 3. ****Mogens*** von J. P. Jacobson. Bildschmuck von F. Staeger.
Band 4. ***Visionen*** von J. Turgenjeff. Bildschmuck von Ch. L. Martin.
Band 5. ***Spiegel, das Kätzchen.*** Ein Märchen von G. Keller. Bildschm. v. M. Liebenwein
Band 6. ***Die Judenbuche*** von A. Droste-Hülshoff. Bildschmuck von Bernd Steiner.

Preis jedes Bändchens M. 300.— (freibleibend).

IV. SERIE

Band 1—2. ***Lebensansichten des Katers Murr*** von E. T. A. Hoffmann. Bildschmuck von M. Liebenwein. Preis M. 700.—

Die mit einem * bezeichneten Bändchen sind in Vorbereitung.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 2. 15. Oktober 1922

Psychologie und Literaturforschung

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin)

I.

1.

Daß die bis ins letzte Jahrzehnt vorherrschende Art der Literaturforschung, die historisch-philologische, in vieler Hinsicht auf totes Geleise geraten ist, wird selbst von solchen Forschern zugegeben, die im wesentlichen aus dieser Schule hervorgegangen sind. Unter den neuen Perspektiven aber, die sich der vom alten Schema wegstrebenden Forschung eröffnen, gehört ohne Zweifel zu den lockendsten eine Methodik, die es unternimmt, die Werke der Dichtung wie der Kunst überhaupt mit den Mitteln der modernen Psychologie zu durchleuchten. Seit Jahren gehöre ich selbst zu denen, die sich bemühen, diese neuen Wege gangbar zu machen: indessen habe ich wiederholt von solchen, die dadurch angeregt, sich psychologischen Studien zugewandt, d. h. eins der mehr oder weniger ausführlichen Handbücher der Psychologie durchgearbeitet haben, mündlich und schriftlich zu hören bekommen, die Psychologie sei doch längst nicht weit genug, um so feine Probleme, wie sie die Literaturforschung stellt, in Angriff nehmen zu können; sie sei sich über ihre wichtigsten Grundbegriffe nicht einig und kaum über das kleine Einmaleins hinaus: wie solle sie da reif sein für eine geistige Differentialrechnung, wie sie die Kunstwissenschaft erfordere.

Demgegenüber zunächst ein Wort über das, was unter „moderner Psychologie" zu verstehen ist. Dasjenige, was in den Lehr- und Handbüchern vermittelt wird, ist nämlich nur ein Teil der Gesamtwissenschaft, ist gleichsam der Stamm, von dem aus sich erst jene Äste und Zweige abtrennen, die die Früchte tragen. Der Stamm selbst muß natürlich stehen und kräftig verwurzelt sein, aber ernten kann man nicht von ihm, sondern nur von dem mannigfachen, von ihm ausgehenden Gezweig, an dem erst die Früchte hängen. Es ist auch zuzugeben, daß gewisse Grundbegriffe noch sehr im Flusse sind: indessen teilt die Psychologie dies mit fast allen anderen Wissenschaften, bei denen ebenfalls neue Entdeckungen zu unablässigem Umbau der Fundamente führen, oder — um in meinem Bilde zu bleiben — das Wachstum der Zweige muß stets von einem Wachstum und stärkerer Umbildung der Wurzeln getragen werden, wenn der Gesamtorganismus des Baumes haltbar sein soll.

Nennen wir den „Stamm" der Psychologie die allgemeine Psychologie, die die Erforschung der allgemein-menschlichen Struktur der Seele sich angelegen sein läßt, so können wir mehrere Äste unterscheiden, die wiederum in kleinere Zweige auseinanderstreben. Und zwar kann die Forschung von jener allgemeinen Struktur aus sich entweder der Besonderung, der Individualisierung des Seelenlebens zuwenden oder den Gemeinschaftsbildungen, der Sozialisierung des Seelenlebens. Individualisierung wie Sozialisierung jedoch stehen wieder in mannigfachen Wechselbeziehungen: denn sowohl innerhalb der Individualisierung gibt es mannigfache Gruppenbildungen, wie es innerhalb der Sozialisierung mannigfache Besonderungen gibt, so daß wir außer einer reinen Individualpsychologie eine typisierende, und außer einer allgemeinen Sozialpsychologie (Völkerpsychologie) eine individualisierende Sozialpsychologie unterscheiden können. Natürlich ist die Fülle der neuen Forschungswege mit der Angabe dieser allgemeinen Richtungen nicht erschöpft; auch diese spalten sich wieder in mannigfache Sonderpfade, die zum Teil ohne klares Zielbewußtsein im Zickzack hin- und herkreuzen oder mit einseitiger Einstellung das Ganze der psychologischen Forschung nicht beachten. Zumal das große Publikum hört oft einzelne, besonders laute Rufer im Streite und ihre Parole, ohne zu überschauen, wie sich diese einordnen in den Gesamtbetrieb einer Wissenschaft, der selbst das rechte Einheitsbewußtsein noch fehlt. Vielleicht ist es deshalb nützlich, zunächst einmal mit möglichster Schärfe eine Übersicht der Bestrebungen zu geben, in die wir nachher jene Sonderbestrebungen einzuordnen haben.

Zur Verdeutlichung diene zunächst folgendes Schema:

Allgemeine Psychologie

Individualisierende Psychologie — Sozialpsychologie

Reine Individualpsychologie — Typenpsychologie — Allgemeine Völkerpsychologie — Individualisierende Gruppenpsychologie

Diese höchst mannigfachen Forschungen sind zurzeit für den Nichtfachmann sehr schwer zu überschauen. Sie sind in zahllosen Büchern und Zeitschriften zerstreut, und es gibt kein Sammelwerk, das sie alle zusammenfaßte. Es kann natürlich auch nicht die Aufgabe dieses Überblicks sein, einen ausführlichen Bädeker für die Bereisung dieser weiten Gefilde zu liefern. Es kann sich nur darum handeln die wichtigsten Straßen, die man angelegt hat zu kennzeichnen und die Perspektiven anzudeuten, die sich bei deren Beschreiten eröffnen. Und zwar werde ich versuchen, das durch Charakterisierung besonders typischer Werke zu erreichen, deren Studium die Plattform für weitere Forschung zu geben vermag. Denn das ist schon heute offenbar, daß die Wendung zur Psychologie nicht eine vorübergehende Mode, sondern eine Notwendigkeit ist und daß schon heute bedeutsame Resultate vorliegen, deren Wert nur darum der Öffentlichkeit wenig bekannt geworden ist, weil es an einer umfassenden Zusammenfassung mangelt.

2.

Nach einer verbreiteten, aber sicherlich einseitigen Meinung wäre die Methode der Literaturforschung (wie die aller Geisteswissenschaften) individualisierend. Es wäre das Ziel, die bedeutsamen Erscheinungen der Geschichte in ihrer Einzigkeit „verstehen" zu lassen. Und vielleicht wird man sagen, im Grunde habe bereits die ältere Literaturforschung, die möglichst exakte Biographien der Dichter herauszuarbeiten bestrebt war, diesen Weg so gründlich beschritten, daß es nicht nötig sei, hier von neuer Methodik zu sprechen.

Nun soll gewiß nicht geleugnet werden, daß ein hoher Wert der Forschung in einer exakten Feststellung biographischer Tatsachen liegen kann. Aber man ist ja dabei nie stehengeblieben, sondern war bestrebt, diese Tatsachen auch kausal zu verknüpfen. Um das zu erreichen, legte die ältere Forschung, die nicht auf wissenschaftlicher Psychologie aufbaute, die Vorstellungen und Begriffe der volkstümlichen Seelenkunde zugrunde, und hier ruht die Schwäche jener Forschung. Denn die populäre Seelenkunde, die „Menschenkenntnis" des Alltags, ist außerordentlich primitiv und oberflächlich, und so wird auch die biographische Forschung, soweit sie sich über reine Tatsachenfeststellungen zu erheben strebt, nicht umhin können, sich mit der neueren psychologischen Wissenschaft auseinanderzusetzen.

Nun scheint im Begriff einer individualisierenden Wissenschaft von der Seele ein Widerspruch zu stecken: denn vielfach hat man die wissenschaftliche Methodik auf das Begrifflich-Gesetzliche festgelegt, und sicher ist, daß die Wissenschaft auch dort, wo sie sich dem Singularen zuwendet, das auf Grund allgemeiner Feststellungen tun muß. Das rein Individuelle als solches ist der Wissenschaft überhaupt unzugänglich, faßbar ist ihr nur das in allem Individuellen stets enthaltene Allgemeine.[1] Das ganz Individuelle kann nur durch eine mehr künstlerische als wissenschaftliche Einfühlung erfaßt werden: wissenschaftlich greifbar ist das Individuelle nur insofern, als es sich als Verknäuelung allgemeiner Sätze begreifen läßt; es ist freilich trügerisch, wenn man vorgibt, damit das Letzte der Individualität faßbar gemacht zu haben, so etwa, wenn man glaubt, nach dem Taineschen Rezept die historische Persönlichkeit aus Rasse, Milieu, Moment und dominierender Eigenschaft errechnen zu können. Diese Rechnung ist schon darum trügerisch, weil alle diese Faktoren keineswegs feste, bekannte Größen sind, sondern völlig unbestimmte, dehnbare Pauschalansätze, so daß das Resultat nur darum den Anschein einer Folgerichtigkeit zu bekommen pflegt, weil bewußt oder unbewußt die Prämissen bereits im Hinblick auf das ja bereits bekannte Ergebnis zurechtgebogen zu werden pflegen.

Eine vertieftere Psychologie der Geistesgeschichte ist in neuerer Zeit besonders von Dilthey und seinen Schülern angebahnt worden. Zwar verzichtet diese Richtung auf ein „Erklären" im naturwissenschaftlichen Sinne, sie nennt ihre Psychologie „beschreibend" und stellt sie bewußt der üblichen „naturwissenschaftlichen" Psychologie gegenüber. Eduard Spranger hat neuerdings in einem tiefbohrenden Werke die Grundlinien dieser geisteswissenschaftlichen Psychologie dargelegt, die er in einen gewissen Gegensatz zur naturwissenschaftlichen bringt. Versucht diese die Bewußtseinsvorgänge in ihre letzten Elemente zu zerlegen, so ist die Dilthey-Sprangersche Methode Strukturpsychologie, d. h. sie denkt die individuelle Seele als sinnvollen Zusammenhang von Funktionen, in dem verschiedene Wertrichtungen durch die Einheit des Ichbewußtseins aufeinander bezogen sind. Die Struktur einer Persönlichkeit beruht auf der Richtung und Schichtung ihrer Wertdispositionen. Eine

[1] Die Problematik des Individualitätsbegriffs erörtert in prinzipieller Darlegung meine „Philosophie der Individualität" (F. Meiner, 1921, 2. Aufl.).

bestimmte Richtung des Wertens steht jeweilig an der Spitze Die andern sind untergeordnet, in mannigfach wechselnder Stärke und inhaltlicher Färbung. Um solche seelischen Strukturen nun aufzufassen, hat diese Richtung eine besondere Methode ausgearbeitet, die die Geistesstrukturen erkenntnismäßig formt: das Verstehen. Diese Auffassung geistiger Erscheinungen ist kein bloßes Abbilden, vielmehr erwächst die geistig-geschichtliche Welt in unserem Bewußtsein als Produkt einer Auslese und Formung, die auf dem Grundverfahren sinnhaften Deutens beruht. Das Verstehen ist ein Heraustreten aus sich und ein Wieder-in-sich-Hineinnehmen, eine Ausweitung und eine Aneignung. Freilich schließt ein solches Verstehen auch ein Stellungnehmen, ein Werten durch den Forscher ein. Aber es müssen diese Werturteile aus einem objektiv bestimmten, geläuterten und vertieften Bewußtsein stammen.

Gewiß geht diese Methode in vielem über das, was man wissenschaftliche Psychologie nennt, hinaus, aber es kommt nicht auf polizeihafte Absteckung von Grenzen, sondern auf Fruchtbarkeit an. Und ohne Zweifel bietet sich der Literaturforschung hier ein weites neues Feld, wenn die durch Spranger[2]) bedeutsam vertieften und geklärten Diltheyschen Lehren zur praktischen Anwendung gebracht werden. Zwar sind die Aufsätze Diltheys, die unter dem Titel „Erlebnis und Dichtung" zusammengefaßt sind, sehr bekannt geworden, ich möchte aber auch mit Nachdruck auf die glänzende, kürzlich neuherausgegebene „Jugendgeschichte Hegels"[3]) verweisen, die mit Meisterhand eine literarisch-philosophische Entwicklung deutet und die Fäden aufzeigt, aus denen das Gewebe einer großen Persönlichkeit sich bildete. Alles, auch Widersprechendes in dem irrationalen Keimen dieses Geistes erhält Sinn, man gewinnt den Eindruck einer immanenten Notwendigkeit. Wir sehen, wie von Anfang an ein zunächst gewiß nicht klar erkanntes Ideal seinem Schaffen und Forschen Richtung gibt, wie er eingestellt ist auf die Erfassung des immanenten göttlichen Zusammenhangs der Dinge und die Realisation dieser Idee in der menschlichen Gemeinschaft. — Von neueren Anwendungen Diltheyscher Gedanken für die Literaturforschung ist besonders Gundolfs Buch über Goethe zu bekannt geworden, als daß es nötig wäre, dabei zu verweilen.

Trotz dieser und anderer Ansätze scheint mir die Methode der neueren Forschung noch lange nicht genügend nutzbar gemacht zu sein. Aber man kann den jüngeren Forschern nicht warm genug sagen, daß hier Wege sind zur Erschließung fruchtbaren Wachstums auf Feldern, die bisher infolge einseitigen Anbaus in den Verruf der Sterilität zu geraten drohten.

[2]) Spranger, Lebensformen. 3. Aufl. Niemeyer 1922. Ders., Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften. B. G. Teubner 1922.

[3]) Dilthey, Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhandlungen. B. G. Teubner 1921.

3.

In einem ganz anderen Sinne als die Diltheysche Individualpsychologie gehört doch unter den gleichen Begriff die sehr viel beachtete psychoanalytische Methode. Es ist heute nicht ganz leicht, für die mannigfachen, zum Teil stark divergierenden Richtungen derselben eine gemeinsame Kennzeichnung zu finden. Sie hat sich vielfach weit von dem Ausgangspunkt, der in der Aufdeckung von solchen seelischen vor allem dem Sexualgebiet angehörigen Tatbeständen, die ins Unterbewußtsein abgedrängt sind und von dorther ins Bewußtseinsleben, mannigfach verkappt, hineinwirken, entfernt. Gemeinsam aber ist allen Arten der Psychoanalytiker im Gegensatz zu den meisten anderen Gattungen von Psychologen die Richtung aufs Individuum, wie sich denn auch ganz richtig die besonders von A. Adler geführte Gruppe als „Individualpsychologie" bezeichnet.[4]) Gewiß gehen sie alle mit gewissen allgemeinen Erkenntnissen an das Individuum heran, sie suchen jedoch gerade das in demselben zu erfassen, was hier sich aus dem einmaligen Lebensschicksal des Menschen herausgebildet hat. Daß diese Allgemeinerkenntnisse der Psychoanalytiker vielfach schematisch gehandhabt werden, darf nicht über ihren tatsächlichen Wert täuschen. Die Brauchbarkeit eines Werkzeugs wird nicht dadurch widerlegt, daß es in ungeschickten Händen sich als unbrauchbar erweist. Da sich viele ungeschickte Hände in der Tat der psychoanalytischen Methode bedient haben, so ist diese stark angefochten worden. Es gilt darum, sich klar werden darüber, was daran dauernd wertvoll ist. Dazu rechne ich vor allem die Theorie der verdrängten Komplexe, d. h. daß gewisse Erlebnisse, die dem Individuum unangenehm sind, aus dem Bewußtsein eliminiert werden, darum aber nicht etwa ganz geschwunden sind, sondern als latente Mächte beständig ins Tagesbewußtsein hineinwirken. Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich gerade das für alle Literaturforschung zentrale Problem des dichterischen Schaffens in ganz neuem Lichte fassen: wir verstehen jetzt, wie ein Erlebnis in Verkappung und symbolhafter Ausweitung zu einer Erfüllung hinstrebt, die ihm die Wirklichkeit versagt. Die uralte Lehre von der Verwandtschaft von Traum und Dichtung bekommt jetzt eine physiopsychologische Grundlage. Wir lernen die Dichtungen als „Wunschträume" verstehen, d. h. als eine sublimierte geistige Befriedigung von verborgenen Strebungen, die sich im Leben nicht erfüllen. Aber nicht alle Dichtungen sind „Wunschträume"; es gibt auch solche mehr negativen Charakters, in denen die schaffende Seele quälende Erlebnisse abzureagieren strebt, und die man deshalb als „Entspannungsdichtungen", ja oft sogar als „Gerichtsdichtungen" ansprechen kann. Vielfach verquicken sich die verschiedenen Arten in merkwürdiger Weise: so ist die Goethesche „Stella"

[4]) Vgl. Vorlesungen über Individualpsychologie 1920.

in ihrer ersten Fassung „Wunschdichtung", der Clavigo „Gerichtsdichtung", der „Egmont" eine „Entspannungsdichtung", obwohl in jedes von ihnen Züge der anderen Kategorie eingehen, wie denn die „Stella" in der späteren Fassung den „Wunschtraumschluß" mit einem „Gerichtsschluß" vertauschen muß. All diese Tendenzen des Entspannens, des Richtens, der Triebsublimation, der Wunscherfüllung und vieles Verwandte stehen unter der einheitlichen Tendenz der Lebenserhaltung und der Lebensentfaltung.

Das was die psychoanalytische Seelendeutung, speziell die Richtung A. Adlers, mit der Dilthey-Sprangerschen — so grundverschieden ihre wissenschaftliche Einstellung auch sonst ist — gemein hat, ist die teleologische Auffassung des Seelenlebens statt einer rein kausalen. Die Seele wird als Spontaneität aufgefaßt, und Erkenntnis dieser Spontaneität heißt „Verstehen". Mag man mit Dilthey und Spranger die Richtung auf Werte, mit den Psychoanalytikern den Kampf und die im Dienste der Lebenserhaltung stehende Auseinandersetzung mit unbewußten Komplexen als leitende Spontaneität ansehen, — das eben ist der unterscheidende Grundzug gegen frühere Seelenzergliederung, daß das Individuum als ein zielstrebiges Wesen aufgefaßt ist, dessen Zielstrebigkeit zu erfühlen eben heißt, in seinen Sinn eindringen, es begreifen und auch in seine dem oberflächlichen Hinschauen verschlossenen Tiefen hinabschauen. Die Psychologie gibt hier das, was man in breiteren Kreisen stets von ihr erhofft und bisher vergeblich bei ihr gesucht hat: Menschenkenntnis und Menschenverständnis auch für die individualisierten Ausprägungen.

(Zwei weitere Aufsätze folgen.)

Hans Franck

Von Josef Winckler (Mörs)

Hans Franck gehört zu den Dichtern, die man als Ganzes nehmen muß, die nicht nach diesem oder jenem Werk zu beurteilen sind, deren jedes nur immer wieder eine andere Seite des vieldeutigen Mannes zeigt, ohne jene Wiederholung, die das Stigma aller „Auch-Dichter" ist, so daß der Leser des Autors Ende schon im Anfang ahnt. Auch Hans Franck wuchs schwer heran, er stieg vom Volksschulmeister herauf durch eigene Kraft über die Stufe des Dramaturgen und Schauspiellehrers zur Würde des frei in sich ruhenden Schöpfers. Der hünenhafte, blondbärtige Norddeutsche, der so verkniffen, fast verschlossen schweigsam hinzuhören vermag und dann mit dem Urteil unbekümmert nicht spart, zeigte eine unverhoffte Fruchtbarkeit, sobald die Brotfessel gesprengt war und der erste wirkliche Erfolg einsetzte. In seinen Versen windet sich noch gedanklich Erquältes, so daß der volle Orgelton des bildhaft gefühlsgroß Verschwebenden, des einfach Natürli in einer seltsamen Verfilzung von eigenwilli Rhythmus und stoppelnder Wortbildung zu oft ebbt und die innerste Herzhaut nicht löst, aber sprudelnde Schlag aller Adern setzt sofort ein, w er in sein eigentliches Element geschaltet ist: in zählung oder Drama. Da ist's denn ganz erstaun mit welcher Leichtigkeit — man spürt förmlich n die Geburtswehen des Schaffens zwischen den len! — mit welch wogender Sicherheit Satz für verströmt. Man lese nur so eine kleinbürgerl Kriegervereinsgeschichte im „Glockenbuch", wie aus behaglicher Philistrosität und idyllischer Ki lichkeit zu erschütternder Tragik aufwächst und zu besten deutschen Novellen gehört, ohne jede ba Ziererei und durchs Hirn mühsam gefilterte Wo verstiegenheit, die der Mode letzte Ausgeburt Damit will ich nicht sagen, daß bei gewissen Stoff auch furiose, explosive Wortmächtigkeit nicht Recht hätte! Aber sie darf nicht zum Schema werde Wenn beispielsweise Edschmid den donnernden Wo sturm des „Timur" auf europäisch banale Schil rungen überträgt, springt Manier fratzig herv Franck versteht im Roman selbst zu philosophier („Das dritte Reich"), ohne der Langeweile h zern zu verfallen. Nordische Blutschwere redet m eigenem Mutterlaut, so daß klügelnde Tiefsinnigkei nicht vorgetäuscht wird, sondern unversehens d massive Lebensernst dazwischen fließt. Aber zu wah haft dichterischem Transparent aller rätse voll Hintergründigkeit verflicht er seine Kunst, wen er sich dem gefühl-gelösten Spieltrieb seiner reinen unbefangenen Natur überläßt, wenn er seine Haus schuhe anzieht, die Fensterläden schließt und sag „So — nu will ich mal was vertellen, paßt auf Man lese vor allem Francks Märchen „Machtnir wie aus einem Kinderwort seiner Familie, aus eine süßen Zufälligkeit ein geniales Werk aufblüht Wundervoll! Wundervoll! Zum Weinen wunder voll! Da ist der echte Dichter ganz zu sich selber ge kehrt, und Symbole unheimlich tief schürfende Welterklärung und Weltverklärung spielen von alle Seiten wie Zaubergesichter herein. Nirgends ist ein Situation ihrer selbst wegen gebaut, immer erscha als Auslösung dieser oder jener Eigenschaft des He den oder zum kosmischen Spiegel des Erdendasein gebogen. Es webt und wittert geisterdunkel un legendärgolden um die spaßigen, ernsten, märcher haft kindlichen Gestalten, daß man, ganz in Wehm und Fröhlichkeit getaucht, die Welt vergißt, um si wesenhafter wiederzufinden. Vom Erzähler Fran erwarte ich noch ein ausgereift Großes.

Mehr als der reine Lyriker, aus sich selber sin gend wie die Memnonsäule unterm Hauch eines Ur begriffenen, der Phantasie eigenen Gesetzen hin gegeben, mehr als der dem Augenblick und seinen orphischen Taumel Verfallene, mehr muß der Er zähler Stofflichkeit der Dinge in sich haben, Fähi

, tief und breit verhärtete Zusammenhänge aus
r Bedingtheit zu lösen und sie frei spielend
terialgerecht!) zu neu organischen Gebilden zu
weben, ohne sie zu subjektivieren oder objekti-
ren. Wie der „Äther" alles Materielle durchdringt,
e den es nicht wäre, der nicht ohne das Materielle
re, so wird der schöpferische Mensch das Gebildete
merklich merklich bestimmen, durchfließen, ihm
rm und Farbe geben, denn eben dies ist das Kri-
ium wahrer Kunst: daß weder das eine noch das
dere primär ist, sondern a priori beide Teile ein
lösbares Ganzes sind, das höchste aller irdischen
änomene: künstlerische Weltanschauung! Diese
chste Einsicht, die eins ist mit der Kraft ihrer
iedergabe, ist das Schöpferische, das Wesenhafte
r Kunst. Wie man keiner Pflanze den Finger
ottes ansieht in mühsamer Arbeit, wie man nur im
nersten Gewebebau biogenetisch die Konstruk-
nsspuren des gestaltenden Schöpferwillens nach-
nen kann. Immer des Wunders gewärtig ist, das
ne Imitation vollbringt. Darum ist Expressionis-
us als Programm schöpferische Impotenz. Wessen
atur nicht so geladen ist mit dämonischem Element,
ß er muß, wie er tut, der bleibt kalter Macher und
ag er funkeln und knattern vom Brillantfeuerwerk
odernsten Kunstdogmas! Daher die große Uner-
issenheit, die betäubende Leere, die letztlich von all
esen absichtsvoll eifernden Werken ausgeht, da das
emüt, das goethisch Dumpfe, d. i. das elementar
rängende keinen Anteil an ihnen hat, das Gemüt,
s eher im Übersturm die Form vernachlässigt und
llt und kindlich tappt — ach! wie naiv fassen uns
rade die höchsten Kunstwerke aller Zeiten an! —
e Rührung wie Schrecken uns überfällt, die voll-
detste Routine nicht weismachen kann.

Und Franck hat Gemüt.

Des Dramatikers bester Vorzug scheint die gerad-
nige Alfresko-Knappheit der Charaktere. In straffer
ucht hält er die Figuren beisammen, man spürt die
aust des durch Erfahrung und gründlichste Kennt-
isse gereiften „Fachmanns". Szenen halluzinato-
scher Eindringlichkeit und Großartigkeit fliegen
orüber wie jene Nachtstraße der „Opfernacht". Von
pannung berstende, wie keiner Lösung mehr offene,
rauenhaft verknotete Höhepunkte dramatischer Kunst
hlechthin erschüttern im Revolutionsdrama „Freie
nechte", während in der „Godiva" — Francks
ekanntestem Werk — der Zauber der Romantik
in wortbunt schillerndes Gewand über die Realistik
ünstiger Schwüle wirft, die, Naturschrei, senti-
entale Schnüffelei als Erotik ausspie. Francks
iebesprobleme offenbaren sich in allen Wand-
ungen durchaus triebfrisch, wie ein Vollmensch liebt
nd leidet, wie er nie vom Literarischen schöpft.
Selbst in Gott ist Erde," sagt Franck einmal. Dies
Wort sei ihm gedankt. Man wende es auch auf ihn.
Darum glaube ich nicht, daß er der übertellurischen
Weisheit des ewigen Pazifismus, trotzdem er auch
iesem Zeitgötzen opferte, im Innersten dient.
Das Wesen des Norddeutschen prägte sich typisch
seinem Schaffen auf: die Härte der Konturen, die
Knappheit der Form, der Sinn suchende, nüchterne
Ernst wie der fröhliche Humor — er ist kein eigent-
licher Phantasiemensch, sondern eine strenge Tat-
sachenseele, grundgütig im Innersten, von großer
Verstandesschärfe, die sich in den Dialogen glänzend
offenbart, nichts Krankhaftes, Verstiegenes, zur
Theatralik Aufgedonnertes — mit Menschen seines
Schlags schließt man Freundschaft und weiß, was
man an ihnen hat. Das ist mehr als literarisches
Lob: Charakter und Wert der Persönlichkeit! Darum
bildet der Mensch diese Einheit mit seinem Werk
und gab ich lieber einen kurzen Umriß des Dichters
als umständliche Zergliederung einzelner Dichtungen.

Man erzählt folgende Anekdote von ihm:

Als Hans Franck gestorben war, kam er (leider!)
in die Hölle. Das ist bekanntlich schon größeren
Männern passiert und kommt in den besten Fa-
milien vor. Bald nachher erschien ein Kritiker und
begann sofort über Kunst zu reden. Man denke:
eine Ewigkeit über Kunst reden! Das schien Franck
so ungeheuerlich, der keiner Richtung, keiner Gruppe
angehört hatte, nie in Kaffeehäusern verkehrte,
daß er hin und her auf seinem Sündenroste rutschte
und endlich losplatzte: „Was wir tun, das tun
wir immer ganz — jetzt brennen wir, Herr Professor!"

Lyrischer Aufschwung in Läuterungskreisen

Von Ferdinand Gregori (Berlin)

I. Von Überflüssigem und Allzuflüssigem

Brennendes Ich. Gedichte von Ott J. Krause-Seifert. Boden b. Radeburg i. Sa. 1921. Sachsen-Verlag. 56 S.
Du bist mein Hohes Lied. Neue Gedichte von Carl Salm. Köln 1921. Rheinland-Verlag. 78 S.
Flöte am Abend. Von Friedl Schreyvogl. Wien 1920. Wallishausserſche Buchhandlung. 69 S.
Das Jahr der Maria. Von Grete von Urbanitzky. Wien 1921. Wiener literarische Anstalt. 68 S.
Phantasien zu Rafael. Von Benedikt Lochmüller. Drei Teile. Berlin-Wilmersdorf 1921. Euphorion-Verlag. I. Teil: 52 S. II. Teil: 67 S. III. Teil: 43 S.
Musik der Träume. Gedichte von Erich Bockemühl. Leipzig 1922. Erich Matthes. 97 S.

Immer wieder ist der Mensch das Maß der Dinge, auch der künstlerischen, auch der dich-
terischen. Wäre dies Maß einheitlich, so be-
dürfte kein Werk einer Kritik, weder einer emp-
fehlenden noch einer ablehnenden: es entspräche
dem Begriffe Mensch und damit gut. Wie lang-
weilig! Nun aber teilen sich, noch bevor die Schaffen-
den in Persönlichkeiten, Individualitäten und Mit-
läufer zerfallen, die am Kunstwerk Beteiligten in
Schaffende und Genießende: hier wird gegeben,
dort aufgenommen, hier ausgeboten, dort verlangt,
hier offenbart, dort geglaubt oder — gehöhnt.
Stünde wenigstens jedem Buche an der Stirn,
für was für Menschen es geschrieben worden ist,

so wäre die Luft drum herum reinlich. Aber die liebe Eitelkeit der Nichtigen und Kleinen sorgt dafür, daß alles das, was an ihren Versuchen mit groben Augen erfaßt werden kann, sich ganz und gar mit der äußeren Form der großen Schöpfungen deckt. Grammatik, Syntax, Metrik meist fehlerlos: wär's ein Schulaufsatz, er müßte eine Eins bekommen, die man bekanntlich nicht einmal Goethen zuerkennen kann, wenn er sich in der „Braut von Korinth" verzählt, Kleisten, wenn er in lateinischen Satzkonstruktionen schwelgt, Hebbeln, wenn er die Präpositionen zu und nach verwechselt. Auch die Wortwahl stößt nur selten ab, der Rhythmus ist wechselvoll, die Gliederung des Stoffes handwerksmäßig gelungen; reine Reime, schöne Binnenklänge, onomatopöetische Buntheiten vervollständigen das Arsenal, aus dem auch — wenn es sich um Lyrik handelt — Mörike seine Siege bestritt. Und doch!

Immer wieder werden Versuche für nachsichtige Verwandte und auchdichtende Freunde geschrieben und — oft heißt es in einem ebenso überflüssigen Vorwort: — auf das Drängen der Umgebung, die Zeuge einer häuslichen Vorlesung sein durfte, herausgegeben. Aber auch wenn ich an die Ehrlichkeit solcher Aufmunterung glaube, ist diesen „Drängern" denn gegenwärtig, ist's ihnen jemals zum Erlebnis geworden, was ein Gedicht sein kann, sein muß? Fühlen sie wirklich einen ursächlichen Zusammenhang, einen Zusammenklang mit „Füllest wieder Busch und Tal ...", mit „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel ...", mit „Augen, meine lieben Fensterlein ..."? Schlägt ihnen das Gewissen nicht?

Ott J. Krause-Seiferts Verse (sind's überhaupt welche?) haben mit Dichtung so gut wie nichts zu tun, und wir hätten, wenn sein „Brennendes Ich" eine Familienangelegenheit geblieben wäre, vielleicht ein gutes Buch mehr, durch die Freiwerdung des Papiers. Er dankt seiner Frau in einer Widmung, sie habe ihm die Seele geweckt — das mag schon sein, aber Seele haben und Dichter sein ist nicht dasselbe. Er liebt den ungereimten Kurzvers und könnte doch gut und gern fünfzehn davon in drei fortlaufende Prosazeilen bringen, ohne daß man an den Begriff Gedicht dächte. Doch auch der Reim veredelt seine Ausdrucksweise nicht, wofür ein Beispiel angeführt sei:

Der Narr

Ein Horizont, der eng beschränkt,
Ist meistens nur aus Pappe —
Und wenn er dreimal vor sich drängt,
Bleibt immer er Attrappe.

Mit faulem Wort begründet er
Den eingefress'nen Blödsinn —
Und weiß zu sagen er nichts mehr,
Treibt's ihn zur Bosheit hin. (!)

Ein Horizont, der gar nicht da,
Verwischt im Dreck das Heute
Mit viel Geschrei — Tatütata
Wie närrisch sind die Leute.

Er hat sich gewiß einmal in einer politischen De-
batte über einen Andersdenkenden geärgert un
glaubt nun, es werde ein Gedicht daraus, wen
er nur ein paar Reime darüber hinschreibe.

Carl Salm hat eine viel gepflegtere Schreil
weise, schon weil er mehr gelesen hat, aber d
Notwendigkeit seiner Äußerung ist damit nicht e
wiesen. Darf eine Lapperei wie sein „Galante
Lied" über das Konzept hinauskommen, in d
Reinschrift, in die Korrektur, ins Buch, in die Wel
Wie falsch ist die Romantik im „Herbst am Rhein
gestimmt: sein Mädel soll, indem es einschenkt, m
ihm die letzten Stunden ihrer gemeinsamen Freu
„an den Rhein tragen". Wie ist das zu mache
Und wie „trägt" man Stunden an den Rhein
Preisaufgabe! Und warum die „Juninacht", d
nur Sehnsucht und Erfüllen ist, zur Liebe „u
zum Sterben" lockt, bleibt auch sein Geheimni
doch wohl nicht um des Reimes willen wie Morge
sterns „Wiesel" inmitten „Bachgeriesel"? Darf m
als Mensch von Geschmack, der ein Dichter schlie
lich auch sein muß (besonders wenn er soviel Sor
falt auf die Buchausstattung legt wie Salm) de
Heiland in der Wiege singen: er hab' „so süß,
herzig süß gelacht"? Wo ist Mörikes Rettig? Au
bei der „Liebkosung" hätte ich den gern zur Han

Ich streichle leise, Zug um Zug,
Dir deine aufgeblühte Wange,
Zu der ich zart mein Lächeln trug,
Daß ich dein Glücklichsein empfange.

Man stelle sich das vor: er trägt sein Lächeln
Wange der Geliebten und empfängt dafür
Glücklichsein! Heiliger Molière, hättest du di
zwei Verse für das Sonett im „Misanthrop" geha
sie wären schon 250 Jahre lang belacht worde

Nur liederliches Lesen kann die Verse Fri
Schreyvogls bis zur dritten Auflage geschol
haben, oder die niedliche Form des Elzevirbä
chens, das Hubert von Zwickle mit niedlichen Ze
nungen durchschossen hat. Hofmannsthal muß s
Wesen darin zur Lüge verzerrt gespiegelt seh
Wir erfahren auch, ohne gefragt zu haben,
welchen Monaten des Jahres 1920 diese Flöt
töne erstmalig geblasen worden sind; dann st
frei nach Wildgans, hinter „Widmung" in Klamm
quasi prologus. Und solcher Feinheiten mehr! (
ganz am Schluß gesteht er, daß er seine W
gar „nicht so meint", wie sie die andern hö
Die Silben „du stirbst" z. B. betören ihn nur
ferne Flöte, die die Nacht durchweint." Na,
auch wenn der Tod einst mit Verlaub ihn zu
Brüderl komm!? Vielleicht aber läßt sich dies
kenntnis auf alle diese „Erlebnisse" übertragen

Um uns war Rausch und war so tief und sch
Wie Nebel, die auf breiten Bergen liegen.
Wir mußten unser ganzes Leben biegen,
Denn Schein der Ewigkeit fiel auf uns her.

Also wenn die Ewigkeit scheint, muß man das Le
„biegen" — man lernt nie aus. Sehr seltsam

auch die Gärtner bei Schreyvogl geartet: sie schneiden ihren Bäumen alle Wurzeln ab und gehen dann „stolz" vorbei. Natürlich ist dieser stolze Gärtner nur ein Bild für andre böse Menschen, die dem Dichter und seiner Geliebten alle Daseinsmöglichkeiten genommen haben. Immerhin, wir wissen, Friedl Schreyvogl „meint's nicht so", und wir sehen ja, die Verse über diesen Gegenstand finden sogar Käufer: sein Dasein ist gesichert!

Schon viel weniger verrenkt und verbogen ist das „Marienleben" der Grete von Urbanitzky, ja, manchmal erinnert's an die schlichte Inbrunst des Novalis (so etwa in dem Adventgesang und in der „Maifeier"); und doch springt da und dort ein unerlebtes Wort über den Weg des Lesers, oder eine ganze Strophe quält sich mühsam durch preziöse Gitterchen: wie klingt es ganz und gar nicht jesuhaft, sondern von oben herab, wenn der Heiland am Grabe der schmerzenreichen Mutter nichts zu sagen hat als: „Ich will, daß stolz der Himmel deine Liebe kröne!" Wie ist dieser „Stolz" irdisch! Wie tut es weh! Oder aus den Kinderjahren des Erlösers:

> Es wuchs des Abschieds graues Flaggenhissen
> Um jedes Lächeln dir und ward ein Bangen,
> Je näher er den steilen Weg gegangen
> Zum Ziel, das seine Schläfen wund gerissen.

Diese Umständlichkeit, dies Herumstreichen um die Sache in den beiden ersten Zeilen; und dann meint sie doch „je weiter", nicht „je näher"; endlich, wie kann das noch nicht erreichte Ziel ihm die Schläfen wundreißen! Der Weg könnte es vielleicht, nicht das Ziel.

Elf raffaelische Madonnen und heilige Familien ergänzt Benedikt Lochmüller durch — ja, was? Er nennt's „Freigesänge", ich finde, es sind Beschreibungen, ästhetische Auseinandersetzungen, Predigten mit Kehrreimen; die kürzeste noch viel zu lang, die langen nahezu unerträglich in ihrem Wortreichtum. Gnade uns Gott, wenn Lochmüller alle Raffaele vornimmt wie diese elf! Drei Bände sind bereits seiner armen Weisheit und seines noch ärmeren Humors voll. Im dritten kommt ihm sogar die Erleuchtung, der Maler habe ihm das, was er gern sagen möchte „abgenommen, vorgenommen, vorweggenommen, vorausgenommen auch"

> Denn könnte ich
> Mit Worten jemals die Granduca deuten?

Nein, das kannst du nicht, rufen wir, ihm erleichtert zustimmend; also laß es sein! Aber er nudelt den klebrigen, faden Teig seiner Worte weiter; sogar dieser Granduca gehören trotz der Erkenntnis noch etwa 200 Blankverse. Um uns die Wirkung der „Sixtinischen" zu verlebendigen, heißt's bei ihm:

> Ich bin ein Mann, der nie erschrak vorm Schrecken,
> Doch schier empfindlich stimmt mich solche Schönheit.

Da haben wir's! Nicht wahr, in einer Zeile! — An diesem Wunderwerke macht ihm besonders der Vorhang bange und der Geängstigte hofft nur, er werde, wie er zur rechten Stunde sich hob, auch zur rechten Stunde fallen,

> Daß keiner von den Geistern sich erkälte...

Die kleinen Engel könnten sonst Durchfall bekommen; man sieht, dieser Mann hat wirklich Mitgefühl, oder, wie er's dichterischer ausdrückt: sein „Dichterherzpuls liebeschauert". Wer nun noch von Lochmüllers Humor eine Vorstellung haben will, der mag selbst die langen Versseiten in der „Heiligen Familie mit der Stechpalme" nachlesen, wo er sich einen „wolkenlosen, südentrückten Wüstling" schilt, der sich der „Lust" ergeben hat. Er meint das, Gott soll mich davor bewahren, natürlich nicht im Ernste, sondern wir sollen über diesen Witz — wenn wir können — von Herzen lachen. Ich kann's nicht.

Erich Bockemühl ist strophenselig wie einige der verschwommensten Romantiker; hätte er Humor, wären's Bierreden geworden, die bekanntlich auch ohne Gipfel und Ende hinschleichen und durch irgendein gewaltsames „Halt" von außen unterbrochen werden müssen. Ein Lexikon wohlerprobter Klänge: Herz-Treu-Geliebte, Seligkeit, Harmonie, Ewigkeit, Sehnsucht, Lied, Unendlichkeit, Melodie, blütenweiß — das plätschert Seite für Seite an unserem Auge vorbei:

> Heim-Traum-Sang, selig leise —
> Ach, ist so süße Ruh
> In deiner alten Weise
> Mir so Geliebte, du.
>
> Heim-Traum-Sang selig ringend —
> Aus Fernen fuhr ich zu —
> Aus stillem Haus du winkend,
> Aus deiner lieben Ruh.
>
> Ruh-leise silberflüsternd
> Der Stille Lied so fried —
> Laß uns die Nacht umdüstern —
> Traum-Wunder-tief erblüht.
>
> Herz-Traum-Glücks süße Weise —
> Lieb-Herz-Vertraulichkeit.
> Heim-Traum-Sang selig leise —
> Lieb-Glücks-Verbundenheit...

So noch dreizehn Strophen weiter! Und nirgends ein Zeichen dafür, daß sich ein Setzer geweigert habe, das süßliche Zeug in Lettern zu übertragen! Es kommt ihm auch nicht darauf an, eine schöne Zeile Gustav Falkes zu kopieren: das „Sommersegenswort: ich hab' dich lieb". Dabei läßt sich nicht leugnen, daß Bockemühl Einfälle für lyrische Gedichte hat; er verliebt sich dann aber so in sie, daß er sie nicht wieder losläßt, bis sein Wortschatz leer geworden und mehrmals repetiert worden ist.

II. Vom teutsch- und deutschen Vaterland

Weltweihe. Ein Weg in Versen. Von Hermann Graebener. München 1921, Verlag Die Wende. 58 S.
Sibirien. Gedichte von Carl Albert Lange. Hamburg 1921, Konrad Hanf Verlag D. W. B. 78 S.
Narrenspiel. Bilder aus dem neuen Deutschland. Von Alfred Erich. Freiburg i. Br. 1921, J. Bielefelds Verlag. 104 S.

Lebensfeier. Neue Dichtungen. Von Emil Hadina. Leipzig 1921, L. Staackmann. 104 S.
Über alles in der Welt. Gedichte eines Sudeten-Deutschen. Von Robert Hohlbaum. Eger 1921, Böhmerland-Verlag. 15 S.
In Gottes Krieg. Sonette von Uriel Birnbaum. Wien 1921, R. Löwit. 276 S.
Trutznachtigall. Lieder und Gedichte von Erika Spann-Rheinsch. 2. Aufl. Eger 1920, Böhmerland-Verlag. 22 S.

Auf Hermann Graedeners „Weg in Versen" geht sich's anfänglich schwer: er ist gar sehr teutsch. Es raunt in Runen, und man hat schon große Mühe, die einzelnen alliterierenden Versteile zu verstehen; im ganzen gelingt's überhaupt nicht. Was ist das überhaupt für eine Quälerei! Von der Nacht heißt's:

> Schmiegesehnen seidenschmeidig, Schmeichelschmelz besiegeschwellend,
> Schimmersinken schlummerglimmend, dämmerknisternd rieselschlankes Schlafgerank...

Und nachdem er vierzig solcher dunklen Ungeheuer hat aufmarschieren lassen, nennt er das: „lichtestes Lied" und hofft, daß es „zwinge, zeuge, leuchte, fliege, singe und siege." Die Erde betet er unter anderem, unter vielem anderen mit dem Dithyrambus an:

> Wehrwebend leidgeleitetes Wuchswunder, Fruchtfreude liebefühlgeführt, knorrknospiger Klarglanz.

Das sind Wortverknüpfungen, die niemals die poetische Lizenz erfahren haben, solange deutsch gesprochen wird. Und Graedener kann ja auch anders. Mittlerer Prägung sind ein paar kleine lyrische Stücke dieses Buches, die vom Kriege behaucht sind, stark steht inmitten sein „Spruch zum Anfang", aus dem geradezu ansteckender Glaube an eine deutsche Zukunft weht, und prachtvoll gekrönt wird das Gelungene durch sein „Vermächtnis", einen Niederschlag pantheistischen Fühlens und Gestaltens in Whitmans Art: Liebe ist alles; Liebe zum Kleinsten, zum Größten:

> Der Hilfschrei eines kranken Kätzchens hat mir die Welt finster gemacht.
> Die Singfreude eines frohen Finken hat mir über einen Wald voll Licht geleuchtet.
> Ich habe unverlöschlich geliebt alle Arten der Erden, Gestein und Gestirn, Gewebe der Welt,
> Sterbende Sterne, säende Sonnen, — Sehnen, Suchen des atmenden Alls.

Die Kriegsbücher, die sich heute noch hervorwagen, haben einen anderen Zuschnitt als die zwischen 1914 und 1918. Was ist dieser Carl Albert Lange für ein Kerl! Die sibirische Gefangenschaft mit ihren unsäglichen Erlebnissen weckt seine dichterische Kraft. Er schildert Höllenkreise des Grauens wie einer, der drin zuhause ist. Kein Appell ans Mitgefühl wird laut, und doch sind wir erschüttert: eine andere Welt, die jahrelang in sich Bestand gehabt hat! Mit fast leichter, immer rhythmisch schwingender Hand wirft er Blöcke, die unsere Friedenswelt aufwühlen müßten, wenn sie den Boden erreichten. Aber wer hört darauf? — Die Gefangenen finden in einer Abortzelle ein nacktes ausgesetztes Kind zu Eis gefroren, brechen es aus der eklen Umgebung los, grabens ein und — es ist gerade Weihnacht — der Dichter sieht einen Heil'genschein um das arme Ding: der Heiland ist ihm erschienen. Daneben die Zartheit:

> Doch quält mich Gram, werf ich mein Netz
> In der Erinnrung weites Meer
> Und ziehs heraus — und immer ist's
> Von Kostbarkeiten überschwer,
> Denk ich an dich!

Vielleicht als kulturgeschichtliches Dokument noch bedeutender denn als dichterisches, aber auch dichterisch zwei Drittel aller Kriegsgesänge überragend.

Alfred Erich schaut in wenigen Strophen auf die Opfer des Krieges zurück, und keine darunter, die nicht eine feine Gipfelung hätte. „Die raschen Gräber werfen keinen Schatten" — wie ist diese Tatsache, die jeder kennt, der mit draußen war, zum Symbol geworden! Oder dieselbe Empfindung, anders gestaltet:

> Und dürre Gräser, die sich zitternd neigen.
> Kein Mal, kein Pfahl gibt hier dem Wandrer Kunde;
> — Die bei den Toten schläft im welschen Grunde,
> Von deutscher Ehre redet nur das Schweigen.

Doch das ist noch nicht das beste seines Buches. Zwar die Heraufbeschwörung Bismarcks und der „Fürstentag" verlangen weitere Distanz, als sie uns heute möglich ist, oder einen erlösenden Gedanken, der dem Dichter nicht zu Gebote steht; aber wo er ins Idyllische abbiegt (Vossens „Luise" taucht nahebei auf und etwas ferner Goethes „Hermann und Dorothea"), da ist dieser Alfred Erich ganz köstlich, und ich wünschte, sein „Stammtisch" auf Hexametern ruhend, würde an tausend Orten an Stelle der sich ewig wiederholenden Kannegießereien und Wochenmarktgespräche zum besten gegeben, damit die Leutchen sähen, daß sie nichts Neues vorbringen und daß nun seit Jahren überall derselbe Kohl gewärmt wird. Der Dichter führt so viele Personen ein — und mit glücklichstem Detail — daß wirklich jede Meinung zum Wort kommt, die heute wichtig ist oder wichtig tut, und am Schlusse legt er einem Fremden vom Nebentische seine eigenen Hoffnungen in den Mund: vernünftig und stark wie — ja wie die Schlußworte des neunten Gesangs in Goethes von der Schule hundert Jahre lang zerpflückten Hexameterwerk. Nach diesem unübertrefflichen Genrebilde, aus dem bürgerlichen Geiste der Zeit geboren, fällt dann die Betriebsratssitzung „Im Himmel" etwas ab; aber eines köstlichen Einfalls muß ich doch gedenken: als die revolutionär gestimmten Engel sich zum grünen Tische begeben, um ihre Forderungen durchzudrücken, steht der noch monarchisch gesinnte Raffael auf und beginnt feierlich zu deklamieren:

> Die Sonne tönt nach alter Weise
> In Brudersphären Wettgesang...

Weiter kommt er nicht, der Herr selbst winkt ab: „Die neue Ära schafft den Himmelsstil auch neu.“

Weit weniger richtig als Alfred Erich sehen unser deutsches Volk heute die Österreicher; sie schwärmen im Grunde immer noch von dem Deutschland, wie es bis 1914, bis 1916 war. Emil Hadina spricht nur für einen geringen Bruchteil:

So ziehn wir in die Schande
Und wünschen ein frühes Grab...

Denn wir sehen rund um uns die frevelhafteste Lebenslust aus allen Poren atmen. Hadina weiht auch der „Dunklen Weihnacht“ ein paar Strophen der Trauer — wer schreibt die Ironie dazu, die der verbrecherischen Verschwendungssucht von heute ein Ankläger wird? Wo dann der Dichter einmal dieses Packs gedenkt („Führe uns nicht in Versuchung!“) bleibt er leider im Greifen an der Oberfläche. Ein wenig gilt diese Einschränkung auch dem Zyklus „Erde“, der ihm zu leicht in die Form gelaufen ist. Ich könnte mir denken, daß man von Deutschlands Schönheit und Schande singe, ohne sich immerfort von dem buntscheckigen Begriff „deutsch“ billig unterstützen zu lassen. Ja, das neue Deutschland wird gut tun, sich, indem es sich wieder auf seine Gaue und Stämme besinnt, eine neue Unterlage zur Definition seines Wesens zu schaffen. Denn bis heute nahmen wir eigentlich alle guten Eigenschaften, die es in der Welt gab, für uns ganz allein in Anspruch. Wer so zarte Juwele schleifen kann wie „Nur von ferne...“ und „Je mehr sterben...“ der kann auch bei vaterländischen Gedichten seine schreibende Hand ab und zu festhalten, ehe sie ein abgegriffenes schemiges Wort in den Vers gleiten läßt.

Bedeutend sorgsamer arbeitet da Robert Hohlbaum. Und ihm stünden, da er für die Sudeten-Deutschen wirkt, in einer Flugschrift obendrein, kleine politisch-geschärfte Hypertrophien eher zu Gesicht. Das Ganze ein einziger Heimwehgesang: Paraphrase über Hoffmanns „Lied der Deutschen“, Abschied von Prag, wehmütiger Prolog und Nachruf zu den Taten des „Deutschen Schulvereins“ — Seite für Seite, Vers für Vers mit Tränen überströmt. Endlich das Vertrauen auf die Scholle, die reden soll, wenn die Menschen schweigen:

Wenn Menschen nicht mehr ahnen, daß ich war,
Dann soll'n's die Blumen sagen Jahr um Jahr.

Wer denkt da nicht an Justinus Kerners ganz unpolitisches, ganz und gar romantisches: „Weint auch einst kein Liebchen...!“ Von der Zartheit Hohlbaumscher Trauer gibt das erste Gedicht des Heftchens das beste Zeugnis:

In dieser dunklen Stunde
Tast ich nach eurer Hand.
Ihr tragt dieselbe Wunde
Wie alles deutsche Land.
Laßt uns zusammenrücken,
Da draußen fällt der Schnee,
Laßt uns die Hände drücken,
Dann tut es nicht so weh.

Um die zwei letzten Zeilen könnte man den Dichter beneiden, wenn's keine Dummheit wäre, sich darüber nicht von Herzen zu freuen.

Wie reich ist ein frommer, gottgewisser Mensch; wie viel reicher noch, wenn er ein Dichter ist! Dieser Uriel Birnbaum schlägt mit seinem Kriegswerke, einem Band unvergänglicher Sonette, die seinen Weg bis zur Front, seine Verwundung und Genesung und über alles hinweg, alles durchdringend, seinen Glauben an die göttliche Vorsehung darstellen, er schlägt die Klugheit der Klüglinge, die das Elend vorhergesagt haben wollen, schlägt die Behauptung der Skeptiker, daß der seelische Aufschwung von 1914 Lüge gewesen sei, mit seinen herrlichen Versen wie mit Ruten und Peitschen zu Boden. Wenn man einmal so weit sein wird — es wird noch lange dauern —, neben der Durchforschung der Archive in die Volksseele dieser Zeit hinabzutauchen, wird dieser edle Jude zum Symbol werden für die wenigen oder vielen, die den Krieg von vornherein als Schicksal gefühlt und sich ihm wie getreue Kinder Gottes gefügt haben. Körperliches Ungemach — Birnbaum hat beide Beine verloren — vermochte nichts über seine Seele, die sich selbst und die ganze Menschheit für sündig erkannt hatte, reif für die Sichel des Jüngsten Gerichts.

Alttestamentarischer Prophetengeist ruft, schreit aus ihm. Er ist der dreizehnte. Er vereinigt in sich die Fluchgewalt der einen und die Mildigkeit der anderen, und der Adel seiner Formung erhebt ihn über sie alle. Man denke: Sonette, diese zierlichen Gebilde, zu Buß- und Dankpsalmen zu machen und zu Trägern groben Schlachtenunrats! An die 240 Stück! Und jedes wirkt, als sei es das erste, ein einziges. Das macht, sein Gott ist groß genug, um die Welt zu erfüllen; sein Mensch so nichtig, daß er sich selig preisen muß, wird er Gottes Nähe nur einmal im Leben gewahr. Dies eine Mal ist da. Gott offenbart sich durch diese Völkerprüfung. Ich mag nichts zitieren, ich täte Metzgerarbeit. Ich kann es auch nicht — wo sollte ich beginnen! Das Werk ist eine Erschütterung. Man glaube nicht, daß hier ein Fatalist sich aus Passivität ins Unvermeidliche füge. Dieser jüdische Gläubige hat seine Zweifel wie eine andere große katholische Gläubige, wie Annette von Droste-Hülshoff; neben den von Granaten zerpflügten Schlachtfeldern geht es tief, tiefer hinab in die des Herzens. Immer aber wächst am Ende aus dem Gefühl menschlicher Armseligkeit die Größe Gottes triumphierend auf: Turm über allen Türmen!

Das Schönste aus dieser Gruppe zuletzt. Wohin gehört eigentlich Erika Spann-Rheinsch? Gleich neben Agnes Miegel und Ina Seidel. Aber wer stellt sie dorthin, da sie doch kein Mensch in Deutsch-

land kennt! — Hier gibt auch sie nur etwas Flugschriftartiges wie Hohlbaum, aber, wie sie äußerlich das bißchen Vergängliche, was der Flugschrift anhaftete, in dieser zweiten Ausgabe getilgt hat, so hebt ihre Kraft und ihre Kunst die einzelnen Stücke aus jeder Enge empor. Ihre „Nächtliche Zwiesprach", ihr „Vaterland" sind Red- und Antwort-Zweizeiler, wie sie Arndt zuerst versucht hat, wie sie nur Kleist gekonnt hätte. Auch Erika Rheinsch kann's.

Wie mögen wir je genesen nach solchem Schlag?
„Jetzt ist es Nacht — drum rüstet für den Tag!"

Oder:

Vaterland, Vaterland, wie tief hinab reicht denn dein Grund?
„Und steigst du nicht in dein Herz hinab, wird er dir nimmer kund!"

Und an anderer Stelle ruft sie beim Namen Deutschland aus: „Ist's möglich, daß einer dich fühlt, und dich nicht liebt?" Wie weit von ihr, unter ihr liegt Partei und die Frage, ob Kaisertum, ob Republik! Ganze Ströme vaterländischer Überzeugung rauschen in ihr, und wenn ihr lerneifriger Jünger Clarus seinen Meister Paracelsus fragt, wie er Weisheit und Einsicht jeglichen Dinges erlangen könne, läßt sie ihn erwidern:

Wenn du im Herzen den Gott, der im Gesetz ist, erkennst!
Einer nur ist der Quell des Guten, Schönen und Wahren,
Und das Gewissen, es reicht jegliches Wissen dir dar!

Das Gewissen! Eine Mystikerin, eine von den Frauen, die Tacitus in Deutschland sah: ahndevoll! Man höre die Antwort, die sie den Feinden gab, da sie Deutschböhmen nahmen:

Verbietet uns, Gott Gott zu nennen,
Wir werden dennoch in ihm blühn und brennen!
Laßt uns zur Mutter nimmer Mutter sagen,
Wir bleiben doch ihr Kind, die uns getragen!
Laßt uns das Vaterland nicht mehr beim Namen heißen,
Laßt Mut nicht Mut sein, Eisen nicht mehr Eisen,
Mann nicht mehr Mann und Treue nicht mehr Treu —
Nehmt hin die Namen! Namen sind nur Spreu!
Es sind die Namen nur des Schwertes Scheide —
Entblößt das Schwert nicht! Fürchtet seine Schneide!

Ist das groß? Hat das Schlagkraft? Ist das nicht friedlich und kriegerisch in herrlichster Vereinigung? Und wie friedfertig ist diese Dichterin, wie romantisch-friedfertig! Hört sie, eine Dichterin:

Laßt das Gold der Erde andern,
Ich will über Veilchen wandern...
Herrsch, o Welt, auf deinem Throne,
Mir laß meine Blumenkrone!

III. Kreis der Mitte

Blühend steigt ein Rauch ins Blau. Gedichte von Walther Lentz. Leipzig 1921, Erdgeist-Verlag. 30 S.
Fluren und Gesichte. Eine Lese. Von Fritz Michel. Jena o. J., Landhausverlag. 44 S.
An die schöne Frau. 73 Sonette von Willy Alexander Kastner. Leipzig 1921, Erdgeist-Verlag. 77 S.
Erlösendes Lied. Gedichte von Max Roden. Wien o. J., Amalthea-Verlag. 62 S.
Erdgesänge. Gedichte von Helene Otto. Köln 1920, Salm-Verlag. 15 S.
Heimaterde. Judenlieder von Marek Scherlag. Wien 1922, R. Löwit. 62 S.
Maleen. Gedichte von Ehler W. Grashoff. Wilhelmshaven 1921, Friesen-Verlag, Ad. Heine. 60 S.
Opfere! Gedichte von Karl Maertin. Berlin 1922, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toeche. 77 S.
Spielende Lichter. Gedichte von Anna Mirgel. Stuttgart-Cannstatt, Phaethon-Verlag. 24 S.
Die Landung. Gedichte von Elisabeth Janstein. München 1921, Drei Masken Verlag. 92 S.
Don Juan. Ein Zyklus von Inga Russel. Berlin 1922, Wir-Verlag, Dr. Kurt Bock. 13 S.
Sommerhaidenweg. Neue Gedichte von Paul Wertheimer. Wien 1921, Rikola-Verlag. 60 S.
Das unnennbare Licht. Ein Buch der seltsamen Andacht von Hans Nüchtern. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt. 79 S.
Eros-Licht. Wege eines Ringenden. Von Friedrich Jakich. Reichenberg i. B. o. J., Gebr. Stiepel. 51 S.
Gedichte von Walther Harich. Berlin, Erich Reiß. 44 S.
Helldunkle Welt. Gedichte von Friedrich Leopold. Berlin 1921, Bruno Cassirer. 52 S.
Das Buch der Liebe. Gedichte von Max Brod. München o. J., Kurt Wolff. 125 S.
Ringelreihen. Kindergedichte von Albert Sergel. Berlin 1921, Franz Schneider. 92 S.
Jenseits der Straße. Gedichte und Stimmungen von Albert Sergel. Hannover o. J., Adolf Sponholz. 174 S.
Nacht-Sonette von Max Bruns. Minden (Westf.) o. J., J. C. C. Bruns. 63 S.
Das Fest der Sonne. Eine Sommervision von Max Bruns. Minden (Westf.) o. J., J. C. C. Bruns. 20 S.
Das Fest der Lemuren. Eine Tragi-Groteske von Max Bruns. Minden (Westf.) o. J., J. C. C. Bruns. 23 S.

Walther Lentz hängt Goethe sichtbar am Rockschoß: das „Mailied" und „Schäfers Klagelied" bildet er nach, ohne die Spuren verwischen zu können. Die Gedanken stehen ihm wohl hoch, aber den großen Vorwürfen, wie der „Sinfonie der Nacht", den „Ragenden", der „Strömenden Erlösung" mangeln noch Glut und Sturm der gestaltenden Kräfte. Die Begabung aber ist unverkennbar, und was Lentz schon heute auszeichnet, die Ehrlichkeit in jedem einzelnen Wort und Klang, macht ihn zu einem poëta designatus.

Fast die gleiche Hoffnung setze ich auf Fritz Michel, einen Sehnsüchtigen von nicht wenig Graden. Auch hier kein Fehlgriff mehr im Worte und größerer Reichtum obendrein. Die Entwicklung ebensowenig abgeschlossen und ebenso der Ermunterung wert.

Willy Alexander Kastner beruft sich auf einen wahrhaft Berufenen, auf Anatole France; er will dem tiefen Verfall unserer Tage „schöne Dinge" entgegenstellen, von denen sein Franzose sagt, sie seien „ganz leicht". Ja gewiß, wenn sie in ihrer Vollkommenheit dastehen, sehen sie so aus. Aber auch Anatole France weiß, was für Mühe sie machen; er sagt's nur nicht! Kastner gehört nicht zu den Banausen, denen die großen Lyriker fremd geblieben sind; im Gegenteil, seine Kunst leidet an geschichtlicher und ästhetischer Überlastung. Er schwärmt vom Dichten, schwärmt für die Dichter und erweist seine Unterwürfigkeit mehr, als seiner Kunst gut ist. Man darf nicht zuviel knien, wenn man nicht das Stehen auf eigenen Füßen verlernen will. Das Sonett gehört zu den höheren Kunstformen, worin sich die triebhafte Lyrik nicht gern

ausspricht; es greift mit Vorliebe einen Namen auf, der schon allgemeine Geltung hat (man denke an Paul Heyses Dichtersonette) und preßt das künstlerische Wesen, das hinter ihm steht, in vierzehn innig verschlungene Zeilen. Kastner aber tut da zuviel. Er wirft die Namen hin und überläßt es uns, das Nötige mit ihnen anzufangen. Oft gleich zu dritt: Kleopatra, Ninon, Diana; dann Beethoven, Goethe, Tizian. So schickt er unsern Geist noch zu Don Juan, Indra und Odin, zu Hafis, Byron und dem von Kürenberg, zu Praxiteles, Pygmalion, Rubens und Böcklin, zu Plato, Petrarca, Bojardo, Camoens und Platen und wohin nicht noch! Bildungslyrik, allerdings aus den feinsten Stoffen gewoben, und in einer Form, die nicht nur der „schönen Frau", die auch Platen gefallen müßte. Wäre nur die gestaltende Kraft mehr mit Blute durchsetzt als mit Geist!

Auch bei Max Roden bleibt manche Zeile der weichen wienerischen Tradition allzu eng verbunden. Aber man fühlt, er macht sich los, sucht derberes Material für seinen Griffel und weitet den Blick fast ins Brutal-Politische; freilich nur, um die Menschheit — in wohlgebildeten Sechszeilern — aufzurufen, in ihrem wirtschaftlichen Elend der Dichter und Propheten nicht zu vergessen. Ein stiller Träumer, der Sehnsucht nach Vulkanausbruch und Sturm hat; Abel, der gern Kain sein möchte, und dann ein Kain, empörerischer als der biblische! Vielleicht findet er den Ausgleich auf einer Mittellinie. Seine Begabung weist ihn, scheint es, auf das hin, „was sich nie und nirgends hat begeben". Dort gäb's dann auch für ihn ein Bleiben.

Helene Ottos „Erdgesänge" künden viel eher ein zeitlich-humanes als ein ewig-irdisches Evangelium. Edle Wärme durchzieht diese freien Rhythmen des Mitleids und der Hoffnung. Nur, scheint mir, hat die Zeitung und der Leitartikel zu großen Anteil daran, als daß man von Gedichten reden könnte, die voraussetzungslos sich an politisch unbeeinflußte Sinne wenden. Daß sich in jedem Generalstreik („Wille einer Masse und ein Gehirn") der „Völkerwille kundgetan", will denen, die das mit Schmerzen und schuldlos des öfteren erlebt haben, und die auch das Recht beanspruchen, zum Volke gerechnet zu werden, nicht einleuchten. Dem Dichter läge es ob, Symbole zu formen (auch aus solchen Ereignissen), die keinen Widerspruch zulassen.

Wie Helene Otto für die früher entrechteten Europäer, tritt Marek Scherlag für die heimatlosen Ostjuden ein. Auch mit leidenschaftlicher Liebe; freilich mehr des Wollers als des Könners. Man braucht nur einen seiner Psalmen mit einem der lissauerschen zu vergleichen, um zu erkennen, was hier fehlt: gedankliches Ziel, knetende Faust, Persönlichkeit. So werden die Nachdichtungen nach S. Frug und Jaroslav Vrchlicky und die Sulamith-Episode aus dem Hohenliede die befriedigendsten Gaben des Buches, das trotzdem wohl in engeren Kreisen die Mission, für ein neues Zion den Weg zu ebnen, erfüllen kann.

In Ehler W. Grashoff spüre ich Charakter, vorläufig menschlichen, noch nicht künstlerischen. In russischer Gefangenschaft, wo diese Verse entstanden sind, findet er sich und bleibt fast unberührt von den Demütigungen, an denen andere zerschellen. Die Ode ist sein Liebling, und nur selten verleitet sie ihn zu störenden Inversionen. Hölderlins Schicksallied spukt:

> Wer außerhalb des Stundenreigens stehen könnte,
> Der uns in seine Kreise zwingt! —
> Aber es schlägt
> Hallend uns eine, hallend die andre
> Und es lässet uns nicht.

Aber der Abstand — gleich in der ersten zitierten Zeile! Dann mengt sich gar gewöhnliche Prosa ein:

> Zuweilen, ja, es fügt sich,
> Wie wir es dachten...

Und weshalb macht er, der sonst nichts Äußerliches vom Expressionisten an sich hat, die Mode der Artikellosigkeit mit?

> In Fernen verlieren
> Sie Herz sehnsüchtig, und kühler
> Wird Leben ganz erdenfremd...

Kleine Gerundetheiten: „Kühle Straße, die ich verlor..." und „Von diesen Wäldern möcht ich Ruhe..."

Einen neuen Arbeiter-Dichter führt Julius Hart ein. Karl Maertin ist Steinmetz von Beruf und hat etwas von der adeligen Art in sich, die den Steinmetzen oft in die Nähe des Bildhauers rückt. Als Westfale wohl beharrlich, aber nicht klobig. Das Wort ist nicht sein Handwerkzeug von Jugend auf. „So" als Füllsel läuft ihm ab und zu unter:

> Um die Weiden hängt sich
> Nun der Nebel so dicht...
>
> Annelor, Annelor, deine Äuglein so hell,
> Deiner Lieder so perlender jauchzender Quell...

Ohne die beiden gesperrt gedruckten „so" wär's viel hübscher! Ungeschickt ist's zu sagen:

> Und schlägt seine Pranken
> In die, die da gehen,
> In die, die da stehen,
> In die, die da flehen,
> In die, die da sanken...

Mitleidsgedichte von der Art „Im Sonnenlicht" hat Dehmel zwar auch einmal gemacht, aber in seinen „Gesammelten Werken" findet man sie gottlob nicht mehr. So wird's wohl auch den Maertinschen Lappalien (wie „Reingefallen") ergehen. Das „All-Ich" könnte auch von Julius Hart sein: ganz die herrliche Ekstase, die diesen Reinen, Gütigen, Gläubigen über alle nächtigen Dämonen hat triumphieren lassen! Wie hübsch ist auch der Gedanke, daß den Menschen allüberallhin ein Lied begleite

(Fromme würden dafür „Gott" sagen), aber wie unbeholfen dann das nüchterne Aufzählen:

Die Stunde flieht —
Die Wolke flieht —
Die Gattin flieht —
Und alles flieht —
Nur leis das Lied ...
Geht nicht von dir.

Ob der Dichter auch einmal mit den Thronen hart ins Gericht geht oder den Kampf eines Wahnsinnigen mit einer daherrasenden Schnellzugslokomotive zum Vorwurf nimmt, er gibt sein Schönstes in stilleren Gefilden. Man glaubt die Strophe schon gehört zu haben, und doch ist sie gewiß hier zum ersten Male aufgeschrieben worden; in ihr singt Maertin für alle:

O komm! So schön ging nimmer
Wie heut der Tag zur Ruh.
Schon hängt ein Purpurschimmer
Weithin die Wipfel zu.
Die Gräser locken, beben
Und schwellen weich und warm,
Dein junges, warmes Leben
Halt ich in meinem Arm ...

Ein junges fröhliches Gesicht zeigt Anna Mirgel: dem Leben ergeben, der Liebe geneigt; aber auch bereit, mitten im hellen Sonnenschein dem Tode ein halbes Stündchen des Gedenkens zu schenken. Die Verse freilich, in denen sie auf ihre Jugend pocht und auf die Unverwüstlichkeit des dichterischen Lebensmutes, sind ihre schwächsten; mir ist sie am ehesten Dichterin, wo sie elegisch den bonner Friedhof besingt und die Unvergleichlichkeit Italiens in bewundernden Worten rühmt. Ihr Temperament hat sie, scheint es, vom Rhein.

Hofmannsthal hat uns nur wenige lyrische Gedichte gegeben, und wie lange ist's her, daß er sie niederschrieb! Aber er wirkt noch heute dämonisch in einer Jugend fort, die ein volles Lebensalter von ihm trennt. Und wenn er's nicht ist, so ist's die Phäakenluft Wiens selbst. Elisabeth Janstein kämpft einen Kampf um die Schlichtheit; unter Tränen und Martern; so ehrlich, daß sie es in ihren Versen fort und fort beichtet. Eine ungewöhnliche Begabung, klangvolle und nicht eben tote Worte im Fließen zu halten. Wer sich ihr ergibt, wird's wie einen Opiumrausch empfinden, auf den Wellen ihrer Kunst zu schwimmen. Diese Hingabe ist gefahrvoll, sie entfremdet uns den ganz lebendigen Gebilden der Lyrik. Bei Elisabeth Janstein stehen wir vor transparenten Gestalten, denen die Eingeweide fehlen.

Wir Zuspäten und Verfrühten,
Überschneit zur Zeit der Blüten ...

Meine Worte sind wie Blumen
Von den Wurzeln fortgerissen ...

Blaß entrückte Gegenstände
Sind mir Linie und Figur ...

Worte, Worte, schreiben, schreiben —
Würgt mich Atemlosigkeit?

Wird mir Kern und Geltung bleiben,
Wenn euch großer Wind verstreut? ...

Ich will meiner Worte Zuviel
Abtun, ein buntes Kleid ...

Man könnte diese feingeformten Verse unter Andrian, Stefan Zweig und Beer-Hofmann verteilen, und daß sie sich und ihresgleichen „Taschenspieler des Lebens" nennt, käme dann Hofmannsthal zu. Wir erkennen, welcher Zeit wir angehört haben und nun entrückt sind. Der Tätige empfindet sie wie einen überwundenen Traum, ja wie Raub am Leben.

Wie nach und nach die schlimmen Kerle der Geschichte und Kulturgeschichte durch die Notwendigkeit plastischer Betrachtung zu Engeln aufgerückt sind — so Kain, so Judas Ischarioth — so betitelt Juga Russell seine zarten, gesangsmäßigen, romantischen Liebeslieder „Don Juan" und behauptet in einem Motto: „Auch du bist Don Juan, der du die Liebe erleidest ..." Ich finde das recht antijuanisch, denn das stellt den großen Sünder auf den Kopf. Es steckt eher etwas Schäferliches in diesen Anbetungen, freilich schon im parfümierten Gewande Watteaus. Und vielleicht steht gar der Dichter, der sich für ein bißchen verrucht hält, der Reinheit Will Vespers näher, als er denkt.

Auch Paul Wertheimers Verse fließen geschwind, wie ein Hügelchen hinab, aber vorm Auseinanderfließen und Versickern bewahrt sie ein gegenständlicher Sinn. Mir scheint er sein Bestes in kleinen Versplaudereien zu geben und als Gracioso der festlichen wiener Kongreßzeit. Davon ist hier nichts aufgenommen. Die Natur hat's ihm angetan, ihr tritt er sehnsüchtig nahe. Der Tag verbraucht ihn im Amt, deshalb Sonntags- und Ferienlieder: der Wald, die See werden begrüßt; deshalb der „Brunnen im Abend". Und wir dürfen am Ende dem Anfange zustimmen: der Quell ist rein geblieben, den er in sich rauschen hört:

Manchmal wird er vom Rauch des Tages grau,
Und ich sorge: nun bin ich des Gottes leer ...

Manchmal in des Tages Jagen und Raub
Horch ich fürchtend und fromm nach innen.
Heimlich, heimlich in Lärmen und Staub
Fühl ich noch immer des Lebens Quelle rinnen.

In Hans Nüchterns dichterischen Umschreibungen zu Landschaften aus dem Salzkammergut wechselt das Sonett mit der Siziliane ab, beide mit gutem Gefühl für Rhythmus und Reim aufgebaut. Der Sprache haftet etwas Überhitztes an; Wortklitterungen gesuchter Art sind da, die dem sonst schlichten Sinne des jungen Poeten nicht recht entsprechen. Überall spürt man die Liebe zu den Stätten, nicht die Liebe eines Reisenden, sondern des eingeborenen Österreichers, der nicht an den Grenzen der einzelnen Kronländer Halt macht, dem Niederösterreich nicht herzensnäher ist als Salzburg, die Steier-

mark, Tirol und Kärnten Ausflugsorte bedeuten, wo man daheim ist wie in Wien. Im Mozarthäuschen ruft er aus, was jeder fühlt: „Wie wenig braucht der Genius der Erde, um eines Himmels Tiefstes zu ergründen?!"

Friedrich Jaksch ist wohl Deutschböhme: kräftiger Schlag, verglichen mit dem österreichischen Großstädter, der leicht müde wird, wenn er nicht schon müde geboren ist. Hier ist Manneskampf, hier ist nicht angelesenes Prometheustum, sondern der Menschheitsbefreier und Gottesverächter wird neu geboren (die beigegebene Steinzeichnung ist viel zu zahm, zu sehr „Akt"). Am deutlichsten aber tritt Jaksch hervor, wo er einen seiner Eros- oder Lichtrufe in ein paar Zeilen zusammendrängt:

Herr!
Stoß in mein Herz deine Hand
Wie einen Pflug,
Der aus Wirrnisland
In reißendem Furchenzug
Acker schafft.

Tief in mich schlage
Leben ein wie Samen!
Und Kraft, Herr! Herr, gib Kraft!
Daß ich es hin zu reifer Ernte trage!
Amen!

Das ist mehr als ein expressionistischer Schrei, das ist ein Gedicht!

Durch den Samt der Wiesen gehen Walter Harichs Füße, weich, leise! Zarteste Stimmen werden ihm hörbar, und seine Stimme, die für uns Mittlerin ist, tönt fast nicht lauter. Er wird sich, wenn er sie noch nicht hat, eine kleine, feine Gemeinde schaffen, die vielleicht über seinen dämmerigen Melancholien alle lärmende Lust des Lebens vergißt. Man glaubt's ihm, daß zwischen ihm und der Geliebten immerfort Lieder entstehen, die der Niederschrift spotten; „in Küssen sind wir Gedicht!" Eine Probe:

Mondnacht

Wir auf dem Lager fühlten nicht die Wände,
Die dunklen Räume nicht. Uns trug die Luft
In Fahrt dahin. Die Tauben unsrer Hände
Schwebten im Silberlicht und sandten Duft.

Wo Laut bebt, unsre Leiber bebtens nach.
Der Himmel schien mit Sternen durch die Decke.
Die Nacht sprach Liebesworte. Von dem Dach
Schmolz blauer Mond in Tropfen in die Hecke.

Friedrich Leopold — eine dichterische Natur von sensibelster Struktur! Er setzt Punkte, Pünktchen, wo andere Linien geben. Das führt zur Verdichtung und neigt sich manchmal sogar der Unklarheit, ja der Verarmung zu. Jedenfalls fordert er Mitarbeit des Genießenden, zuzeiten mehr als die anspruchsvolle Droste (vgl. ihren „Mondesaufgang" mit Leopolds „Erlösung"). Beim Vorlesen — ich habe es versucht — wirkt er sinnvoll und sinnlich selbst in geistigster Sphäre. Das spricht sehr für ihn. Er kann, durch Kulturen durchgegangen, sehr einfach sein; man höre die Antithese:

Der Himmel mondbeglänzt. Das Herz in Not.
Die Sterne stehn. Wir kämpfen mit dem Tod.

Max Brod gehört zu den sich gern Wandelnden. Er zerstört, was er früher angebetet. Jetzt ist's die Liebe, die seinem Dichten Inhalt geben soll. Kein verächtlicher Schollengrund. Aber Werfel hat mehr von ihr. Und Werfel singt bedächtiger. Mir ist immer — vor langen Jahren wie heute — als ob Brod vorm Verse nicht die rechte Ehrfurcht habe. Die Worte sollen darin enger verklammert sein als in der Romanprosa. Brod aber nimmt beides gleich leicht. Vielleicht beweist das die „Inschrift" auf sein Grab am besten: wie läuft das auseinander, statt zusammen! Ich möchte sie nicht auf seinem Grabe lesen, denn sie zeigt nichts von ihm, ist eher eine Huldigung für die Geliebte. Und darf man in dem Vierzeiler (aus dem „abgesagten Rendezvous")

Liebe hat wie ein Gestrüpp
Alle Pfade mir versponnen,
Hat mit süßem Schatten mir
Ungangbarkeit auch gewonnen ...

die rhythmische Abscheulichkeit „Ungangbarkeit" stehen lassen? Aber darüber hinaus: wie schief, wie gequält ist das ausgedrückt! Und um Lappalien zur Dichtung zu erheben, muß einem mehr einfallen, als woraus Brod den „Geärgerten" zusammensetzt. Er ist kein Neuling, dem man Nachsicht schuldig ist; sein Talent verpflichtet — ihn und uns.

Von Albert Sergel liegen zwei Bändchen in neuen Auflagen vor. Man freut sich, daß er für seine Kindergedichte, die von Ernst Kutzer allerliebst geschmückt sind, das Publikum gefunden hat, das er, ein getreuer Eckart, sich nur wünschen mag. Die Kinder, sie hören es gerne; besonders die allerkleinsten. Wo er die größeren anredet, im „Hurlemann", in „Ritter und Wasserfee", wird seine Stimme kaum durchdringen: ein Blick in „des Knaben Wunderhorn" macht seine Balladen erblassen. Auch in dem Buch für die ganz Großen kann ich das Balladenhafte nicht für voll nehmen und aus manchem anderen Gedicht guckt ein magistrales Gesicht. Er vergleiche selber einmal seine „Abendfrage" mit Gustav Falkes „Tageslauf"! Am reinsten und liebwertesten gibt er sich „hinter Dorn und Heckenrosen"; die „Lichtungen" zeigen Flaischlens Spuren deutlicher, als gut ist. Das Glas, aus dem Sergel trinkt, das nicht groß ist, sollte wenigstens ganz und gar sein eigen sein. Und es wäre so, wenn er seine hübschen Einfälle nicht zu nahe aneinanderrückte, mit andern Worten, wenn er etwa den Flaischlen-Ballast auswürfe. Natürlich müßten so köstliche Sachen wie die „Stäubchen" stehen bleiben. Und wenn es ginge: von der Art des „Liedes" dürften getrost ein paar Dutzend neue hinzukommen — nur daß ich da die letzte, überflüssige Zeile ließe!

In zwei Distichen- und einem Sonettbändchen spricht sich Max Bruns aus, als wolle er sich

kurz nacheinander von drei Seiten zeigen, da es ihm nicht gelingt, den Weltgläubigen mit dem Spielfrohen und dem Schwermütigen in einem Werke zu vereinen. In der Tat: liest man die Sonette mit der schmerzlichen Widmung an Michelangelo und dem düsteren Vorspruch aus Dantes „Hölle", so glaubt man den Dichter ganz und gar an die nächtigen Gewalten verloren. Kein gemalter heiliger Sebastian reicht mit seinen Qualen an den Dichter heran, der um die Anerkennung seines Volkes ringt; ja, bis zum Bilde des Gekreuzigten wächst sich der Verkannte empor. Das sind Überzeichnungen; man braucht nur kurz nachher seine Distichen zu lesen, um zu erkennen, wie er in den Sonetten seinen Schmerz überschätzt und wohl auch seine Kraft, denn sein Werk trägt durchaus nicht „des rostzerfressenen Eisens rauhe Farbe", sondern ist von wohlgeglätteter, edler sprachlicher Prägung und Stück für Stück aus ruhiger Seele zur Geschlossenheit ausgereifter Kunst gediehen. Und daß nicht, wie es in den Sonetten heißt, „alles Lebende aus Nacht geboren" ist, zeigen diese Distichen auch: ein Sommertagstraum von strahlender Helle die einen, ein grotesker Aufstand kopischer Geister die anderen. Nicht im Einfall liegt hier der Reiz (obwohl die „Lemuren", Neidinge, verschimmelte Wichtelchen, aus dem Leben geschiedene Schieber und Raffer, die den heiteren Menschen mit kleinen Niederträchtigkeiten und Gestank die Freude verderben wollen, sehr originell geschaut sind), sondern wiederum im Vers. Nur die wenigen seien zitiert, die das giftige Völkchen von ihrem häßlichen Vorhaben abhalten:

Horch! und horch! Mit silbernem Ton, gleich lichter Kaskade,
Tönt aus dem Blütengebüsch bebend der Nachtigall Ruf,
Lockt und schnalzt in trunkener Lust und zieht seines Liedes
Faden selig und schwer um die bezauberte Welt ...

IV. Bund der Sonderlinge

Panoptikum. Von **Peter Scher.** Dachau o. J., Einhorn-Verlag. 59 S.

Bei den gefangenen Tieren. Von **Hedda Sauer.** Wien 1920, Amalthea-Verlag. 32 S.

Im Schnee der Zeit. Gedichte von **Rudolf Paulsen.** Berlin-Lichterfelde 1922, Charon-Verlag. 127 S.

Gedichte von Otto Zoff. Erste Reihe der „Zwölf Bücher", hrsg. von Carl Seelig. Zürich und Wien 1920, E. P. Tal & Co. 67 S.

Mit dir ertanze ich den nächsten Stern. Gedichte von Franz Johannes **Weinrich.** München 1921. Patmos-Verlag. 62 S.

Schöpfung. Gedichte von **Otto Schneider.** Berlin o. J., Erich Reiß. 55 S.

Das Terzett der Sterne. Ein Bekenntnis in drei Stationen von **Paul Zech.** München 1920, Kurt Wolff. 48 S.

Der himmlische Zecher. Ausgewählte Gedichte von Alfred **Mombert.** Leipzig 1922, Insel-Verlag. 139 S.

Aus dem „Bücherwurm" und dem „Simplizissimus" hat Peter Scher sein „Panoptikum" losgelöst, und ich brauche wohl nichts dazu zu sagen. Man kennt nicht alle diese kleinen, mit Stacheln versehenen Medaillons aus unserem Großstadtgetriebe, (eigentlich aus dem, was man Betrieb nennt) aber jeder kennt Peter Scher als einen, von dem man nicht genug kriegen kann. Er schwingt sich zwischen den andeutenden Galgenliedern Christian Morgensterns und den Deutlichkeiten Wilhelm Buschs auf und ab, in einem dritten Reiche, dessen Odem nicht die Stille, sondern der Lärm, der falsche, ist, und spielt nun den ganz und gar ruhigen philosophischen Betrachter, der mit kecken Reimen und anderen Pointen jongliert, daß den Betroffenen die Augen übergehen. Die süße Niedertracht des Harmlosen!

Nach langen Jahren tritt **Hedda Sauer** wieder hervor, gereifter in der Anschauung des Lebens, knapper in der künstlerischen Formung. Kleine Amulette hängt sie ihren gefangenen vierfüßigen, ihren flüggen und schwimmenden Lieblingen um den Hals,und der Mensch, der sie betrachtet, findet sich in jedem Tierschicksale wieder. Wie kostbarsten Wein schlürft man die wohlabgewogenen Attribute von der nun in Einsamkeit „entsetzten" Antilope, die in Herden geschaffen ist, vom „goldschlangengehörnten" Widder, der von Pan gefangen wurde,

Wo über Klippen und Kanten
Auf der Trommel des Felsgrunds, der nackten, weithingespannten,
Einst der Wirbel brausender Hufe ging.

Wie feine Dichterohren gehören zu dieser „Trommel"! Gleich auf dem nächsten Bilde:

Geheimnisvoll wie aus des Urwalds Flüstern,
Titanenwut im Blick, gebläht die Nüstern,
Von Schauern des Alleinseins krank, der Elch.

Beim Hirsch: „vielzackiger Brand des Geweihes"; beim Nilpferd: „aus Wasser und Metall, ein Götze stumpf und dumpf"; Elefanten: „die Ohren Baldachine von grauem Brokat", „die Füße stumpfe Türme"; Papageien: „ein Tulpenbeet, das gefangen im Glashause steht"; die Möwe: „in ein Wölkchen hat Gott Leben gehaucht"; „entfaltete Schwäne, ihr seid der Lilien Schwestern"; usw. über die Bewohner des Aquariums hinweg bis zum Löwen, der

Stöhnt, das schwere Haupt gekrönt
Von der Mähne, der goldzieratbehangenen,
Über den Garten hin, zu allen Tieren dröhnt
Aus schwarzem Rachengrund der Schrei des Gefangenen.

Er bleibt sich seines Königtums bewußt. Man sieht, das Buch geht nicht nur die Besucher des Zoologischen Gartens an.

Rudolf Paulsen hat einmal in einer überschwenglichen analysierenden Broschüre nichts Geringeres zu beweisen versucht, als daß die wahre Lyrik eigentlich erst mit Otto zur Linde, also mit der Charon-Bewegung, beginne. Keiner von uns hatte Linde je die lyrische Begabung abgesprochen, aber keiner konnte doch schließlich die Vordermänner aus dem Gedächtnis tilgen, die recht Beträchtliches geleistet hatten. Nun liegt von Paulsen selbst ein Bändchen vor, nicht sein erstes. Das hübsche Bild vom „Schnee der Zeit", das ihm den Namen

gegeben, wird im Eingangsgedicht geradezu zu Tode gehetzt, und dieses unaufhörliche Wiederkehren, Wiederkäuen könnte Paulsen sicherlich in einem deutschen Aufsatz als eine ganz neue, alles Dagewesene überstrahlende Art des Gestaltens begründen. Ich gebe zu, daß sein Rhythmus und seine Wortwahl ästhetische Werte haben: das Einschneien wird durch beide Mittel wirksam symbolisiert, aber sind dazu 51 Verse nötig? In dreien bringt Mörike den ganzen Frühling zu uns, in vieren Gottfried Keller das Erstarren des Winters. Man höre Paulsen:

Wir sehn im Flockenschnee nicht weit;
Die Zeit mit weißen Bienen-Trauben
Kann keine Raum-Aussicht erlauben,
Schnee-Schleier um uns weit und breit.

Erste und vierte Zeile konzediert! — Aber was sollen in diesem winterlich-fröstelnden Bilde die Bienen? „Bienen-Trauben" sind im Frühling und Sommer sichtbar, beim Königin-Fluge. Und das „kann erlauben" und die „Raum-Aussicht" sind so unerlebt und ungeschaut wie nur möglich. Andere Entgleisungen gehen ans Dalbrige heran: „Biene ... hat den Honig ausgesogen, gute Blume hat's erlaubt"; und aus derselben „Sonnenblume": „wann an deinem Himmelsmunde hang ich: Honigbienentier?" Sieht das nicht wie Reimnot aus, oder kennt Paulsen nicht die Grenzen zwischen kindlich und kindisch? Seine Zweifel ehren ihn:

Hab' ich gemeißelt in den Stein
Der Ewigkeiten oder den der Zeit ...?

War ich ein Segler hoher Meere,
Ein Führer hoch im Sturmgefecht?
Lag ich im Dunkel der Galeere,
Des Lebens müder Ruderknecht?

Auch da, wo er es beklagt, seine Mutter nicht gekannt zu haben:

Fehlt ein Federchen an meiner Uhr:
Tiefstes Atmen schaffender Natur.
Niemals ist mein Segel ganz voll Wind ...

Hört man da nicht plötzlich ganz reine Klänge! Da also, wo er sich vom Charon-Programm löst und ganz nur Mensch ist und — Dichter! Ein andres Mal steht er am Wehre und — wiederum der Dichter in ihm erkennt, wie alle Geräusche der Welt in ihm ruhen:

Wir brauchen ins Wasser nicht niederzutauchen,
Uns rauscht in der Welt überall dieses Wehr,
Wir baden im ewigen rauschenden Rauchen
Des Wassers am Wehre, das Ohr unser Meer.

Und wie fein kommt durch den gleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, dem sich auch der Sinn fügt, die Melodie des Wassers heraus. Seinem Zweifeln möchte man seinen eigenen Spruch entgegensetzen: „Sieh nur voraus: Zukunft hat keinen Tod." Und diese Zukunft sollte nur etwas kritischer und weniger beredt sein.

Otto Zoff, der schon über deutsche Bühnen geschritten ist und sich im Bühnenleben verankern wollte, dessen unsäglich schöner Novelle „Van der Goes" ich einmal in der Grillparzer-Gesellschaft zu Wien zu starkem Erfolg verhelfen durfte, hat ein ganz merkwürdiges Bändchen Lyrik gefüllt. Schwermut hat wohl immer schon einen Teil von ihm ausgemacht, aber sie tritt nun ganz klösterlich zutage. Selbst sein „Trinklied" wird sie nicht los. Wie will er im Leben stehen, fragt man sich; wie hat er den Theaterbetrieb an den münchner Kammerspielen so lange ausgehalten! Ein Kind, ein Mönch; von Engeln erzählt er, und glücklich preist er, wer sich von Menschen und Dingen trennt! Wie heißen diese einsiedlerischen Gebilde: „Nächtlicher Ausflug", „Belohnung der Märtyrer", „Abendmahl der Toten", „Der Tote", „Der Leichenwagen", „Im Herbst", „Besuch des Toten", „Welklaub"! Und die nicht so heißen, stehen dem Inhalte nach ihnen nahe. Gepflegte Sprache, wohlabgewogenes Gleichgewicht zwischen Klang und sinnlicher Bedeutung, da und dort an Hölderlin heranreichend:

Lang schon vergaß ich den Rauch der fruchtbaren Acker,
Auch die Torfahrt vergaß ich,
Die breitgeschwungene — und ach,
Die Greisin auch,
Wie sie gebrechlich
Am Lärme der Enkel sich wärmte ...

Aber noch tragen Bäume die Frucht
Und ewig noch stampfet der Landmann
Zwischen Torgang und Acker
Und Schwalben fliegen und kehren zurück
Und unbarmherzig erneut sich die Welt
Und ewig
Über zerbrochenem, menschlichem Schicksal.

Sein Talent bedarf ganz besonderer Schutzgeister, wenn es sich durchsetzen soll, denn wer ist unsrer Zeit so fern wie er!

Um mich brausen die Einöden Gottes ...
Ich will Säule sein
Unendlich in Gott hinein!

Das ist Franz Johannes Weinrichs Werkstatt, das ist sein Ziel! Es geht um Großes, ums Größte: um Gott, die Geliebte und eine neue starke Menschheit. Kein abgebrauchtes Wort drängt sich vor, seine Bilder bricht er aus dem Weltraum heraus, ohne unsre Erde je unter den Füßen zu verlieren. Er verschwistert uns geradezu mit den Sternen, seine Ekstase hat ansteckende Kraft: er ist eine Erfüllung des Expressionismus, ohne ihm verschrieben gewesen zu sein und ohne auch nur eine der weitbeschrieenen Vergewaltigungsforderungen dieser „Richtung" zu beachten. Adelig von innen heraus, Herr über Seelen und Sinne und doch den Einfältigen zugetan, den Armen ein Labsal:

O Gott! Ein Schiff sein, das den Ländern Brote bringt!
O kleine Orgel, die auf dunklen Höfen singt!
Und helles Blau am Kleide der geliebten Frau —
Auf daß ich jedem Freude bin und frohe Schau!

Otto Schneider dagegen steht noch mit einem Fuße in der expressionistischen Schlinge und hätte

es gar nicht nötig, sich anzulehnen. Auch er will wie der beste Teil unserer Jugend zum Licht, zum Licht; „aus Knochenfäulnis wird ein buntes Kleid“; „Säule errichtet, die Verwesung übertrifft“. Aber er bedient sich dabei mancher Verkürzungen, die Mißverständnissen Tür und Tor öffnen; eliminiert gern Interpunktionszeichen, an denen wir doch wahrhaftig keinen Überfluß haben. Zum Gedicht rundet es sich noch nicht, was er sagen will; er speit Funken, Strahlen, Lavablöcke, die vorläufig noch Chaos bleiben. Aber trächtiges Chaos, das fruchtbarer ist als die zierlich gekünstelten Perl- und Strohblumen einer übermüdeten Sprachkultur.

Auch die Stationen **Paul Zechs** weisen nach oben, zu Gott, zu einer geläuterten Menschheit, deren Häuser nicht mehr Zwinger sind; was etwa Konr. Ferd. Meyer in den drei Strophen „Alle“ vorgeschaut hat. Zech spricht sich in frei behandelten Sonetten aus, frei im Reim, frei in den Verslängen. Sein Ton überschlägt sich manchmal, so hoch ist er gestimmt. Aber die Reinheit seines Wesens beglückt seelisch in jeder Zeile und die „Suada seines Mundes“ reißt uns in die Bezirke seiner Andacht, seines Glaubens und seiner Hoffnungen hinein.

Alfred Mombert trägt „die Welt, die Welt unter seinen Schwingen“ und das Meer ist seine Geliebte. Das ist nicht sein ausschweifendstes Bild, aber es genügt, um zu verstehen, warum sich so wenige seinem Fluge anvertrauen. Wenn er Sterne schafft, so kommt uns der Baccalaureus nicht in den Sinn, kein Lächeln der Überlegenheit in die Mundwinkel. Mombert ist schon einer ganz für sich, und ob er sich auch an der Seite Dehmels in dem großen Triumphzug sieht (Beethoven allein wird noch für würdig gehalten als Dritter mitzuschreiten) — der Förstersohn Dehmel hat seinen Himmel immer noch mit Keulen aus Erdenbäumen erstürmt, während Mombert sich um solche Realitäten den Teufel kümmert. Und doch sind mir die Stücke, die noch etwas Scholle an sich haben, am liebsten auch bei ihm. In der Komposition Conrad Ansorges spielte ich eines vor einigen zwanzig Jahren:

Schlafend trägt man mich
In mein Heimatland.
Ferne komm ich her,
Über Gipfel, über Schlünde,
Über ein dunkles Meer
In mein Heimatland.

Hier finde ich's wieder und liebe es von neuem. Und der Dichter selbst! Braucht er nicht die Geige der Geliebten, die ihm eine Kinderweise spielt, während er „über den finsteren Gewässern“ liegt und „in fürchterlicher Brunst“ die Himmellichter schafft! Versenkt er nicht in „den dunklen Leib“ der Frau „all seinen Glanz“, wo noch in seiner Seele die Meere der Nacht stürmen und die Speere der Schlacht leuchten! Die Luft wird gar so dünn auf seinen wagehalsigen reinkosmischen Fahrten, und auch die Kunst atmet da oben nur unter Herzklopfen; es wird ihr nicht recht wohl, wenn sie die Erde ganz aus den Augen verliert. Momberts Vorläufer war Klopstock — nur daß der Messias unter dem Jauchzen der Seraphim die letzten Höhen zum Vater hinaufschwebt, während Mombert selber stürmt, tanzt, jubelt. Seine Nachfahren überbieten den Meister wieder, indem sie die Worte überhaupt nicht mehr zu Sätzen zusammenballen, sondern als einzelne Schrottkörner in die Leere werfen: „Da sehet ihr zu! Wir sind Geist! Betet uns an!“ Wir tun's mit nichten; Geistgestaltern aber, wie Alfred Mombert es oft ist, beugen wir das Knie.

V. Triangel der Liebe

Der Weiler Gottes. Von **Josef Magnus Wehner.** München o. J., Delphin-Verlag. 94 S. und 10 Holzschnitte.
Befreite Stunde. Neue Gedichte von **Franz Karl Ginzkey.** Leipzig 1922, L. Staackmann. 169 S.
Neue Gedichte von **Hans Böhm.** München 1921, Georg D. W. Callwey. 236 S.

Wer deutsche Sprache in fast lutherischer Ursprünglichkeit wieder einmal erleben will, der greife nach diesem knorrigen Idyll — man verzeihe die Koppelung, die der Seltsamkeit des dichterischen Eindrucks entspringt — nach diesen ganz aus der Art schlagenden Hexametern eines deutschen Katholiken, Hexametern, wie sie kaum je so deutsch gebildet worden sind wie hier. **Josef Magnus Wehner** hat wohl gar nicht nach einem Stoff gesucht, als es ihn trieb zu schreiben. Er sah sich um, wo er gerade ging und stand, da der Geist über ihn kam, und nannte das Stück Heimaterde, auf der es nur zwei Pole gibt — Natur und Religion —, den „Weiler Gottes“. Er selber ist so ein Weiler Gottes, und was er als Dichter anfaßt, wird durch seine Berührung göttlich im Sinne von „geweiht“. Wie er träumt, so können wir uns fruchtbaren Ackergrund im Frühling träumend denken; in seinen Händen wird jedes Wort zum Samenkorn. Die Fabel ist nebensächlich; wichtig ist nur der schöpferische Hauch dieses Geistgesandten: Pfingstgeist, der über die Einfältigen kommt, daß sie in tausend Zungen reden. Wovon? Vom Tage, vom heute gewesenen Tage, von ländlichen Gepflogenheiten, einer Tiertaufe und einer Hausweihe, von Liebe, klösterlichem Entsagen, Tod, Begräbnis, Verlobung, von Tüchtigkeit und guter Hauszucht: wieder sei es gesagt, daß diese seelischen und leiblichen Begebnisse erst durch den Dichter zu Taten und Tugenden werden, weil er in sich die Feuer- und Wasserströme glühen und strömen hat, aus denen wahrhaft geboren wird. Solange wir noch Männer und Frauen haben wie diese Wehnerschen — Jeremias Gotthelf kannte sie auch — und Dichter, die nichts Höheres fühlen als mit ihnen eins zu sein, solange darf niemand von der Armut des Vaterlands sprechen und seinen Untergang befürchten; denn wer vermag unser Volk zu zwingen, daß es untüchtig und seinem Gotte untreu werde!

Franz Karl **Ginzkey**, der Fünfzigjährige, läßt seine „Befreite Stunde" neu erscheinen und ergänzt sie — vorsichtig, wie es seine Art ist — durch einige ganz neue und einige ganz alte Lieder, so daß das immer noch zierliche Bändchen den Dichter in der Nuß umschließt. Von seinen Kriegsversen hat er manches gestrichen, aber doch wenigstens die völkerversöhnenden, die „Flöte" und den „feindlichen Flieger", stehen lassen, die besondere Dauer versprechen; ganz in ihrer Nähe auch das [illegible]mißbare, köstliche mathematische Vierblatt „Geometrie": ich kenne noch immer keinen weiteren Beleg (außer Lissauers nur im Vorwurf ähnlichen „Kreis") dafür, daß ein Stückchen exakte Wissenschaft so ganz und gar in freundliche Dichtung gekleidet worden wäre. Ginzkey ist nie so stürmisch jung gewesen, daß seine ersten, nun hier aufgenommenen Verse (aus den „Ergebnissen") herausfielen, wie denn auch die zwischen 30 und 40 entstandenen sich von denen des Fünfzigjährigen kaum unterscheiden. Es ist eben alles durchgeglüht bis zum letzten Ziselierungsprozeß. Und wenn dem berufenen Dichter beim „Gastmahl des Lebens" der Name C. F. Meyers, bei der „Auferstehung" der Gottfr. Kellers auftaucht, so nur um einer hochwürdigen Patenschaft willen; denn auch diese beiden Stücke sind durchaus ginzkeyisch: aus der relativen Sphäre menschlichen Erfahrens, wie es jedem Menschen offensteht, hinaufgerückt in die absolute künstlerischen Gestaltens, das kein Oben und kein Unten mehr kennt.

Hans **Böhm**, der sparsam Schaffende und noch sparsamer Darbietende, hat sein lyrisches Werk aus [illegible] Jahren in einem Bande vereinigt, dem zweiten seines Gesamtschaffens. Das ist nun ein gar ge[illegible]tiger Halsschmuck seiner Muse geworden; Perlen, schwarz und silbern, Edelsteine in allen sieben Regenbogenfarben, einzeln kostbar gefaßt und das Ganze wiederum aufs feinste gegliedert. Von nicht allzu schweren jungen Tagen des Verliebtseins wölbt sich ein Bogen über Natur und Lebenskampf hinweg zum jüngsten Tag, an dem er Christus auferstehen und — den Herrn um Gnade bitten läßt. Wie aus lauter kleinen Selbstverständlichkeiten setzen sich die Gedichte zusammen und ergeben stets einen geheimnisvollen Mikrokosmos. Wir folgen deshalb einer aufzeichnenden Hand so leicht wie das Kind dem klugen guten Lehrer, wie der Jünger dem Sokrates, und sind am Schlusse erstaunt über die [illegible]liche Ladung, die wir, scheinbar aus uns selbst genommen, heimtragen. Überall steht ein zweiter Sinn dahinter, durch einen Schleier schimmernd, der nur [illegible]ender Liebe offenbar wird. Auch Böhm läßt manches Komma fort, weil es grausam zerschneidet, aber nirgends kommt ein Mißverständnis auf, wenn wir langsam genug lesen. Schönere Ritornelle hat auch Storm nie fertiggebracht, zartere Mädchen[illegible] wären Eichendorff nicht gelungen. Was sind das für vielverschlungene Glaskunstwerke aus der dekadenten Zeit, diese „Marquise", diese „Römische Kurtisane": in Kristall geblasene Orchideen, Blumen des Bösen! Die straffe Ballade vom kranken „Kaiser von Byzanz", der um die Wahrung seines Gottesgnadentums zugrunde geht und menschliche Hilfe weit von sich wegweist; die lockere von „Logos", der den Sokrates schmäht und dafür gründlich abgeführt wird; das rührende Genrebild vom „Witwer", der die Verstorbene noch in tausend Dingen um sich behält; die geradezu metallenen zwei Vierzeiler vom „Meister der Madonnen", der nur ein Weib zu kennen brauchte, um Himmel und Hölle malen zu können; vom sehnsüchtigen Wiking, der die marmorne Aphrodite zertrümmert, weil sie ihm nicht Rede steht, von Christus endlich, dem am Jüngsten Tage als Wunder erscheint, daß sein Evangelium die Jahrtausende überdauert hat! Diese arme Aufzählung sagt nichts vom eigentlichen Werte der Dichtungen, will nur darauf aufmerksam machen, daß dieser Schatzhalter, von einem Dichter gebaut und gehütet, nunmehr Gemeingut werden kann und daß er neben manchem Nichtgewöhnlichen, über das ich berichtet habe, das Ungewöhnlichste ist.

Echo der Bühnen

Kiel

„De Slömer" oder „Dat Speel von Jedermann." Nach Johannes Strickers Drama in fünf Akten bearbeitet von Otto Mensing. (Uraufführung im Kieler Schauspielhaus am 3. September 1922.)

Schon um die Osterzeit d. J. versuchte die flensburger „Späldeel" durch die Aufführung des „Redentiner Osterspiels" dem alten niederdeutschen Schauspiel auf der modernen Bühne und mit neuen bühnentechnischen Mitteln eine Heimstätte zu verschaffen, und nun versucht Otto Mensing dasselbe mit einer Bearbeitung des im Jahre 1584 von dem holsteinischen Pastor Johannes Stricker verfaßten Dramas „De Slömer". Das Mittelalter ist reich an solchen lediglich im Dienst kirchlicher Moral stehenden Spielen, die zur Hauptsache mit allegorischen Figuren arbeiten und unsagbar breit und weitschweifig angelegt sind. Stricker hat sich als einer der ersten in erfreulicher Weise von dieser übertriebenen Fülle losgemacht, direkt in das menschliche Alltagsleben hineingegriffen, Personen von Fleisch und Blut auf die Bühne gestellt und ein außerordentlich lebendiges und anschauliches Bild der ihn umgebenden Welt dramatisch festgehalten. So deutlich erkennbar hatte er u. a. die rauf- und sauflustigen holsteinischen Junker gezeichnet, daß sein Patron, der Amtmann Detlev von Rantzau sich in der Hauptgestalt wiedererkannte und den Dichter von Amt und Haus vertrieb. Natürlich haftet dem Original vieles an, was in unsere Zeit nicht mehr hineinpaßt, und darum ist es ein großes Verdienst Mensings, das Drama einer durchgreifenden Bearbeitung unterzogen zu haben. Mit fester und künstlerisch sicherer Hand hat er das Bedeutsamste zusammengerafft, die wortreichen Monologe von allem Nebensächlichen befreit und so ein Werk geschaffen, das in seiner rührenden Naivität außerordentlich fesselt, weil es letzten Endes, trotz aller Unwahrscheinlichkeiten, eine blutvolle Dichtung ist, in der Menschliches und Ewiges wundersam gepaart sich finden.

Wilhelm Lobsien

Echo der Zeitungen

Das deutsche Drama von heute

In seinem Aufsatz „Das deutsche Drama von gestern und heute" spricht Robert Petsch (Tägl. Rundsch. 399) von der sich anbahnenden Richtung, in der er Zukunftskräfte sieht:

„Die neue Kunst, die im Werden ist und die sich auch im Drama meldet, ist eine Kunst der Synthese, und zwar noch in anderem Sinne, sie richtet weder starr ihren Blick auf die Menschheit im großen, noch verbohrt sie sich in psychologische Details: sie sieht den Menschen in seiner persönlichen Eigenart, sie sieht ihn als Träger hoher Werte, die er in Wirklichkeit umsetzen will, aber sie sieht ihn inmitten der Lebensbeziehungen, in die ihn Geburt und Beruf hineingestellt haben und mit denen er sich so oder so auseinanderzusetzen hat, sie verwendet alle äußeren Formen, welche die Geschichte darbietet, aber nicht in kaleidoskopartiger Vermischung nach Art des Expressionismus, sondern entsprechend ihrer natürlichen Bestimmung zur symbolischen Darstellung der inneren Form des Dramas. Diese innere Form aber, das sieht man heute wieder ein, ist diejenige des sich selbst mit Naturnotwendigkeit entfaltenden Gegensatzes, der doch wieder von einer erhabenen Warte aus zu einer Einheit höheren Grades zusammengeschaut werden kann. Ein Beispiel möge die neue, ‚persönliche' oder ‚synthetische' Kunst erläutern, die nunmehr den Expressionismus abzulösen berufen ist. In dem geschichtlichen Drama ‚Vater und Sohn' stellt ein junger Dramatiker, Friedrich v. d. Goltz, Friedrich den Großen als genialen, aber leichtlebigen preußischen Kronprinzen seinem ernsten, ja harten Vater gegenüber, dem die Pflicht das oberste Gebot ist. Der Gegenstand ist oftmals im Drama behandelt worden, aber niemals mit solcher Tiefe, auch der ewige Gegensatz ‚Vater und Sohn' zwischen dem ‚noch nicht' und dem ‚nicht mehr' ist vom Expressionismus alle Tage auf die Bretter gebracht worden, aber nie mit der gleichen farbigen Anschaulichkeit, mit der gleichen Wärme. v. d. Goltz drückt sich um die Schwierigkeit des Problems nicht herum; er verschleiert die Furchtbarkeit des Gegensatzes nicht, den das Leben selbst unerbittlich mit sich bringt und den keine Macht aus der Welt schaffen wird, solange die Geschlechter nicht bloß aufeinander folgen, sondern nebeneinander aufwachsen. Aber er zeigt, wie in dem bittern, ernsten Ringen zwei große Charaktere, die sich als Gegner gegenüberstehen, allmählich einander in ihren menschlichen Werten erkennen; der Prinz überzeugt sich, daß sein Vater kein blutdürstiger Tyrann ist, der König erkennt in seinem Sohn den Edelmann und Offizier an. So können sie sich über die Kluft hinweg die Hand reichen, und es kommt ein ehrlicher Friede zustande, kein faules Theaterkompromiß. Da ist ein Ringen der Menschen, begründet in der ewigen Problematik des äußeren Lebens, das aber die ewigen und unvergleichlichen Werte der Persönlichkeit enthüllt. Dieses Ringen beherrscht die dramatischen Dichtungen eines v. d. Goltz, eines Ernst Lissauer, und eines Hans Franck: an den verschiedensten Stoffen und unter den verschiedensten Formen kommt immer wieder der Glaube an Leben zum Ausdruck: an dies Leben, das Kampf und Schrecken ist, das aber eine Fülle von verborgenen Reichtümern und Herrlichkeiten enthüllt. Ein Volk, das diesen Glauben hat, und ihn künstlerisch zu gestalten weiß, kann nicht untergehen."

Zur deutschen Literatur

Über den göttinger **Hainbund** (Sept. 1772/Sept. 1922) schreiben Karl Demmel (Hamb. Nachr., Ztschr. f. Wissensch. 422) W. H. Lange (Berl. Börs. Cour. 427), C. E. v. Welck (Kreuzztg. 402), Karl Kreisler (Tagesb. f. Mähren, 11. Sept.), Hans Gäfgen (Mitteld. Ztg., Welt 36, u. Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 109), Albert Malte Wagner (Frankf. Ztg. 653 — 1 M.), Eugen Roth (Münch. N. Nachr. 383), Rich. Weißenfels (Göttinger Ztg., Spinnstube 35) und Marianne Wychgram (Tag, 9. Sept.). — Interessante Mitteilungen aus dem ersten göttinger Semester (1786) des Studenten **Lavater** aus Zürich bietet Heinrich Funck (N. Zür. Ztg. 1164).

„Wie **Goethe** war und nicht war" schildert M. A. von Lütgendorff (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 104). — Goethes letzte Geburtstagsfeier beschreibt K. Woltereck (Hamb. Nachr. 405). — Dem musikalischen Goethe widmet Rudolf Schade auf Grund des neuen Goethefundes einen Aufsatz (Berl. Tagebl. 405). (Vgl. Kreuzztg., Lit. 389.) — Neues vom Theaterdirektor Goethe hat Hans Knudsen (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 401) zu berichten. — Die Schweiz, wie Goethe sie sah, schildert Alfred Hein auf Grund der Bodeschen Publikation (N. Bad. Landesztg., Lit. Umsch. 30). — Über den Dichter **Lenz** läßt sich Hans Franck (Königsberger Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 424) vernehmen. — Mitteilungen aus **Grillparzers** Geheimpapieren werden (Köln. Volksztg. 696) geboten. —

Eine Parallele zwischen Jean **Paul** und Beethoven (1833) von Ernst Ortlepp gibt Leopold Hirschberg (Berl. Börs. Cour. 421) bekannt. — „Und immer wieder Annette **Droste**" überschreibt M. Herbert eine Plauderei (Köln. Volksztg. 694). — Über Ernst Elias **Niebergall** bietet Karl Neurath eine Studie (Weserztg. 560).

Intimes aus Gottfried **Kellers** Leben erzählt Hilde Stieler (Kref. Ztg. 383). — Zu Jakob **Burckhardts** „Kultur der Renaissance" und ihrer üblen Bearbeitung durch Ludwig Geiger macht Walter Goetz (N. Zür. Ztg. 1158) treffende Bemerkungen. — Die Ausführungen über **Nietzsche** und Carl Fuchs von Walter Petry und Anselm Ruest aus dem Berl. Tagebl. werden (Danz. Ztg. 414) wiedergegeben. — Aus dem Briefwechsel zwischen **Geibel** und **Heyse** werden (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 107, 108) Mitteilungen über das münchener Dichterbuch und Heyses „Rafael" gegeben. — „Klaus **Groth** und Theodor **Storm**" überschreibt Gertrud Storm (Tägl. Rundsch., Unt. Beil. 183) eine willkommene Betrachtung. — Erinnerungen aus den guten Beziehungen **Fontanes** zu **Hauptmann** veröffentlicht Friedrich Fontane (Voss. Ztg. 429).

Zum Schaffen der Lebenden

Den pessimistischen Zug der Brüder **Ehrenstein** kennzeichnet Max Herrmann-Neisse (Prag. Presse 240). — Ernst Ludwig **Schellenberg** wird (Kref. Ztg. 379) von Gerhard Deutsch dahin charakterisiert: „Ein Abseitiger, einer, der nicht in Hast und Geschrei unserer Tage die Stimme gewaltig und übertönend erschallen läßt, sei in diesen kurzen Zeilen den aufhorchenden, stillen Lesern empfohlen, die noch Besinnung und Einkehr kennen. Wenn auch sein Name jetzt in fast allen bedeutenden Zeitungen oder Zeitschriften zu lesen ist, — seine Bücher erreichten doch noch nicht jene Bekanntheit, die sie zweifellos verdienen. Ich meine Ernst Ludwig Schellenberg, den Thüringer." — In einem Aufsatz „Der Weg Hans **Brandenburgs**" von Hans Franke (N. Bad. Landesztg., Lit. Umsch. 29) liest man: „Brandenburgs erstes und stärkstes Werkzeug ist das Auge. Dies Organ ist ihm die Tür — weitgeöffnet —, durch welche die Welt die Erscheinungen, des Lebens Wider- und Wechselspiele in ihn eindringen. Sein Inneres, heiß, bluthaft und bewegt, wird von Eros regiert, der die Magnetnadel seiner Schwingungen war, ehe er Pol seines Wesens wurde. Sinnlich Empfangender und sinnlich Bedrängter steht er im Leben, das er also umfaßt und also erfährt. Nicht zugleich mit dem Erwachen zum Dichten aber (das bei Brandenburg sehr frühe fällt; denn den ‚Erich Westenkott' schrieb er vor dem zwanzigsten Jahre) wurde ihm bewußt, daß Eros als formende, schaffende Kraft ihrem Träger und Bedrängten die Pflicht des Erziehers auferlegt." — Von Fritz **Droop** sagt Willibald Omankowski (Weserztg. 495): „Es ist, um es vorweg zu nehmen, das Ethos der reinen Gesinnung, das Droops Schaffen kennzeichnet und von Grund aus adelt. Diese Ge-

sinnung in den Menschen hineinzutragen, galt ihm Zweck und Ziel, als er, ein halber Jüngling, das Katheder des Jugendbildners mit der Tribüne des Journalisten tauschte und sich damit einer größeren und reiferen Gemeinde zuwandte. Sein Weg führte ihn aus der Heimat in den Osten, der ihm viel dankt und es nicht vergaß; dann in die Mark und von dort ins Badener Land. Lange ein Stiller, meist betrachtend oder, wenn es der Mühe wert schien, fest zupackend zu erheben oder zu zerschlagen, hat ihn nun das Gebot der Stunde aus der Abseitigkeit herausgezwungen, und er hat in einer Reihe von Bühnendichtungen, von denen ‚Unschuld' und ‚Der Freispruch' an beträchtlichen deutschen Bühnen aufgeführt wurden, weitere Male seines Schaffens hinterlassen, das der Rettung sinkender Werte oder ihrem Neuerwerb gilt." — Sehr warm empfiehlt Emil Kläger (N. Fr. Presse, Wien 20 838) neue Bücher Egon Friedells. — Als Dorfgeschichtenerzähler nimmt Hans Reyhing nach der Ansicht von Rudolf Krauß (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 49) einen guten Rang ein: „Die Bedingungen für Gelingen der Dorfgeschichte werden von Hans Reyhing restlos erfüllt. Seine Erzählungen spielen alle in und um Burrenhardt — ein Albdorf mit fingiertem Namen, das nichts anderes bedeutet als Reyhings Geburtsort Bernloch im Oberamt Münsingen. Einem kleinbäuerlichen Hause entstammt, ist er mitten unter Bauern und in frühzeitiger Beteiligung an der bäuerlichen Arbeit herangewachsen. Vierzehnjährig trat er dann im Jahre 1896 (er ist am 1. Oktober 1882 geboren) in das Seminar Nagold ein, erhielt seine erste Anstellung als Lehrer im stuttgarter Vorort Gaisburg und wurde 1908 nach Ulm an die Mittelschule versetzt. Er ist in ununterbrochener Fühlung mit dem Volke geblieben, und auch sein Beruf diente ihm dazu, diese Quelle seines Wesens lebendig zu erhalten." — Über „J. C. Heer und Deutschland" läßt sich H. Nägele (Leipziger N. Nachr. 250) vernehmen. — Ein Gruß zum 40. Geburtstag von Hinrich Wriede („Ein Finkenwärder Erzähler") findet sich (Kreuzztg. 390). — Warm gedenkt Alfred Schaer (N. Zür. Ztg. 1161) des 50. Geburtstages (6. September) von Maja Matthey: „Ein starkes Empfinden für anschauliches, kernhaft bildnerisches Gestalten, eine ausgesprochen kampfesfreudige und lebensmutige Tüchtigkeit sind die Hauptmerkmale und die anerkannten Vorzüge ihrer dichterischen Schaffenswelt und ihrer menschlichen und künstlerischen Weltanschauung. In feiner, hellseherischer Vorahnung und Erkenntnis dieser immer deutlicher sich offenbarenden Eigenschaften ihrer Dichternatur hat J. V. Widmann einst bei Gelegenheit seiner Besprechung der Gedichtsammlung ‚Von Alltag und Sonntag' vom Jahre 1902 im ‚Bund' die wesentliche Eigenart ihres künstlerischen Wesens mit den drei bedeutungsreichen Worten ‚reif — frei — fière' treffend und verständnisvoll gekennzeichnet."

Gerhart Hauptmanns bremer Rede wird (Zeit 347) wiedergegeben. Es stehen da die Worte: „Ich bin etwa solch ein Passagier: ein Mensch, der im Rahmen des auf Leben und Tod mit dem Schiff verbundenen Mitreisenden nach Maßgabe eigenen Denkens, wenn auch fehlbaren Denkens, dem Schiff und seiner Rettung dienen will. Deutschland ist also dieses Schiff. Und so rufe ich allen hundert Millionen Europäern deutscher Zunge zu: bleibt einig im Hoffen, im Glauben und in der Gewißheit, daß Deutschland den Hafen erreichen wird. Ich rufe denen zu, die, wie die Ratten das Schiff verlassen wollen, im Wahnsinn der Verzweiflung oder in einem sogenannten Rettungsboot: kommt zur Besinnung, habt Geduld, es ist immer noch Zeit, euch selbst zu morden. Das einige Schiff, das einige Deutschland, es muß den Hafen erreichen, es kann nicht untergehen." — Vom Urbild des „Kollege Crampton", dem Maler James Marshall, wird (Kreuzztg. 395) erzählt.

Von Adam Müller-Guttenbrunn sagt Fritz Heinz Reinesch (Zeit, Zeitstimmen 156): „Adam Müller-Guttenbrunn ist Allgemeingut des deutschen Volkes; er ist aber mehr als ein Dichter, und um dies zu feiern, rüstet sich die Heimat. Er ist der Erwecker seines Volkes aus jenem narkotischen Schlaf gewesen, der es fast vergessen gemacht hat, daß es deutsch ist. Es ist hier nicht Raum dafür, all die Machenschaften zu erläutern, die das Schwabenvolk eingelullt hatten und in eine magyarische Staatsidee, anstatt eine ungarische hineinwachsen ließ. Der Schlaf ist aus! Heute stehen die 700 000 Banater Schwaben wie ein Mann hinter ihrem greisen geistigen Vorkämpfer Adam Müller-Guttenbrunn! Er war ihr geistiger und nationaler Erwecker, ist ihr getreuer Eckart; sein Same ist aufgegangen und trägt reiche Frucht!" — Unter der Überschrift „Ein seltsamer Frauenroman" spricht Karl Strecker (N. Tag, 2. Sept.) von Clara Ratzkas Roman „Sie, die ich nicht kenne" (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin): „Clara Ratzka ist eine feine Natur und eine seltene Detailkünstlerin, als solche gehört sie zu unseren Besten. Aber ihr fehlt die gerade Linie, das Ziel, der künstlerische Sinn für die Komposition. Vielleicht verschmäht sie das alles. Vielleicht will sie auch hier nur den flüchtigen Rausch des Schaffenden, der wie ein Schmetterling über den Dingen gaukelt. Immerhin ist es schade bei solcher Begabung. Der Roman fällt auseinander. Er glänzt und glitzert wundervoll, aber wie ein zerbrochener Spiegel. Das hat den Vorteil, daß man nun in jeder Scherbe ein Stückchen Welt sieht. Recht wunderliche: so bei dem ‚Affchen und dem Kondor' einer alten Blumenmacherin und ihrer Tochter, bei Mutter Stöwesand, aber auch bei jungen Menschen, die sich freuen und sich lieben. Humor lächelt dazwischen. Innigkeit fehlt nicht. Schärfe und Liebe der Beobachtung setzen in Erstaunen. Feinheiten, wie sie nur eine Frau findet, leuchten auf. Ein Buch zum Lesen, zum Lieben."

Den Typus des Kritikers zeichnet Hermann J. Broch (Prag. Presse, Dichtung 37) in Alfred Polgar: „Kraus hat Polgar einmal einen ‚Hämling' genannt. Nichts ist als solches unrichtiger. Doch was er damit gemeint hat, ist vielleicht der Mangel an Pathos, an dem die Polgarsche Satire entschieden krankt. Aber man kann und darf ihm diesen Mangel nicht vorwerfen. Denn auch dieser entspringt aus seiner anständigen Ehrlichkeit, die nicht mehr zu geben erlaubt, als wirklich durch ihn gesehen wird, und eben nichts pathetisiert. Ein Mörike der Kritik, bleibt er in seinem eigenen Kreis beschränkt, einem Kreis, der von einer besonderen und ethischen Reinlichkeit erfüllt bleibt."

Über Spenglers Werk liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Robert Drill (Frankf. Ztg. 621 — 1 M.); Franz Meyer (Königsberg. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 389); Kurt Walter Goldschmidt (Berl. Börs. Cour. 417). — „Ricarda Huchs Glauben" umschreibt Hellmuth Falkenfeld (Freiheit 328). — Unter der Überschrift „Das tragische Deutschland" äußert sich Hans Ehrenberg (Frankf. Ztg. 631 — 1 M.) eingehend über Max Brods „Heidentum, Christentum, Judentum". Es heißt da: „Wir gelangen hier in die zentrale, leider aber unklare Position des Brodschen Bekenntnisses: Judentum und Christentum! Die These Max Brods lautet: das Christentum kenne nur das edle, das Judentum sowohl das unedle wie das edle Unglück; damit soll dem Judentum der Preis erstritten werden. Jedoch die Vergleichsmethode Brods ist falsch: den vergangenen Höhepunkten des Judentums stellt er die Niederungen des modernen Christentums gegenüber; fernerhin wägt er so, daß die Schale des Christentums Bücher des Glaubens, der des Judentums Menschen des Glaubens das Gewicht geben. Immer aber wiegen Personen schwerer als Werke. Daher ist Brods Buch in den Hauptfragen des Geisteskampfes zwischen Christentum und Judentum ein Fehlschlag. Es gibt uns aber nicht nur tiefe Einblicke in das Wesen des Judentums, die unserer Zeit nur nützen können, und nicht nur eine kraftvolle Kritik des Pseudo-Christentums, sondern vor allem auch ein wertvolles Idealbild für die Wirklichkeit eines Glaubens." — Wertvolle kritische Betrachtungen widmet Moritz Heimann (Frankf. Ztg. 634 — 1 M.) der von Hugo Bieber so trefflich neubearbeiteten Literaturgeschichte von Rich. M. Meyer. — Herbert Levins „Die heidelberger Romantik" (Parcus & Co.) rühmt Kurt Meyer-Rotermund (Bürger, Braunschweig, Leuchtfeuer 3). — Fritz Strichs „Deutsche Klassik und

Romantik" (Meyer und Jessen) wird (Berl. Börs. Cour. 420) ein bedeutsames Buch für die Stilgeschichte der Dichtung genannt.

Zur ausländischen Literatur

Unter der Überschrift „Das Grab Prévosts" gibt Hans Pfeifer (Frankf. Ztg. 624 AA.) wertvolle Mitteilungen zum Tode des Abbé Prévost d'Exiles. — „Flaubert und der Spießer" überschreibt Eugen Lerch eine Studie zu Bouvard und Pécuchet" (Berl. Tagebl. 388). — Die deutschen Verlaine-Übersetzungen läßt Bruno E. Werner (Berl. Börs. Cour. 411) Revue passieren. — Zum 60. Geburtstag Maeterlinds schreibt auch Alexander Gottlieb (Arb. Ztg. Wien 237). — „Neufranzösisches Schrifttum" würdigt Franz Wugk (Kreuz-Ztg., Lit. 36). — Sehr interessante Mitteilungen aus dem Tagebuch der Marie Lenéru (gest. 1918), (Crès, Paris) bietet Max Konzelmann (N. Zür. Ztg. 1149).

Casanova widmet Rolf Düren eine Betrachtung (Berl. Börs. Ztg. 395).

Eine eingehende Würdigung von Brandls neuem Shakespeare bietet Waldemar Ohlke (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 187). — Über Walt Whitman schreibt Eugen Kaltschmidt (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 182). — Claire Golls Anthologie jüngster amerikanischer Lyrik bespricht Anton Schnack (Braunschw. Landesztg., Lichtung 6). Er sieht in dieser Lyrik den Geist eines ungehemmten Vitalismus.

Dänisches im deutschen geistlichen Liederschatz ist ein Aufsatz von Hermann Petrich (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 186) überschrieben. — Eine Studie über Otto Rung von Friedrich Binz findet sich (Saarbr. Ztg. 195).

Über „Griechenlieder" schreibt Richard May (Berl. Börs. Ztg. 104).

„Über die katholische Romantik" von Hermann Bahr (Germ. 484).

„Escheberg, ein deutsches Dichterheim" von Curt Bauer (Berl. Börs. Ztg. 391).

„Vom deutschen Burschenlied" von Max Burckhardt (Deutsche Hochschulztg. 14).

„Zeitungswesen als Unterrichtsfach" von W. Kapp (Berl. Tagebl. 395).

„Drama und Theater" von Hans Knudsen (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 722).

„Der Menschenflug in der Dichtung von Goethe bis Keller". Von Franz Leppmann (N. Zür. Ztg. 1180).

„Die Krise in der schönen Literatur" von Alfred Maderno (Deutsche Tagesztg. 393, 395 u. a. O.).

„Ehrfurcht vor dem Wort und Freude am Wort" von Wilhelm Matthießen (Münch. N. Nachr. 380).

„Die katholische Lutherforschung der Gegenwart" von N. Paulus (Köln. Volksztg. 690).

„Von Dichtung und Dichtern" von Heino Schwarz (Cobl. Ztg. 428, 429).

Echo der Zeitschriften

Die Tat. XIV, 5. Den Kern des religiösen Sozialismus sucht Wilhelm Loew zu ergründen:

„Für das Suchen nach der Formel der Zeit gibt es mehr abschreckende als ermunternde Beispiele. Am Beginn einer jeden Geschichtswende steht der Mythus. Wenn in einer Geschichtsperiode sich Fragen ausgebildet haben, die zu charakteristischen, beherrschenden Fragen geworden sind, und wenn sie darüber zu einem ihr eigenen Wollen gekommen ist, beginnt sie, von sich aus die Weltgeschichte rückwärts und vorwärts zu lesen. Sie begreift sich als eine Stunde, die nicht gleichgültig ist unter Tausenden im endlosen Ablauf, die vielmehr die Stunde ist, „aufzustehen vom Schlaf". Solche Stunden rufen den Menschen, der sie spürt, auf, sein Leben nicht als vegetativen Vorgang im großen Weltleben zu nehmen, in dem es lediglich darauf ankommt, ein Sein zu entfalten im Für-sich-sein; sie stellen ihn vor einen Sinn des Ganzen, an dem sein Leben zum Sinn erwachen soll. Er findet sich dem Unbedingten gegenüber als einer, der trotz aller Bedingtheit und aller Bedingungen eines soll, zu einem berufen ist: sein Leben zu verlieren und zu finden im Dienst der Stunde.

Das ist der Kern dessen, was man religiösen Sozialismus nennen kann. Die Situation ist einfach erlebt als unbedingtes Schicksal und unbedingte Aufgabe. Nun aber enthält der Sozialismus neben diesem religiösen von Anfang an in sich ein mythisches Element. Er fand ein Weltbild von mythisch großen Zügen in der Geschichtsphilosophie des Marxismus. Mythus ist Stärke und Schwäche einer Bewegung; Stärke insofern, als er die innere Bestimmtheit in einer Weltanschauung befestigt; Schwäche insofern, als Weltanschauungen in ihrem Bestand durch die allgemeinen geistigen Wandlungen berührt werden.

Solche in Weltanschauung umgesetzte Religion, wie es die Geschichtsphilosophie des Marxismus ist, ist ein Versuch, das, was der Sinn eines Zeitalters ist und den Menschen besitzen will, gleichsam außerhalb des Menschen als einen objektiven, vom menschlichen Mitgehen unabhängigen Vorgang darzustellen. Die geschichtliche Lage ist so unbedingt sicher, daß es dem Mythus als eine Verkleinerung der Macht der Stunde erschiene, wenn er an den Menschen appellierte als an eine Stelle, ohne die die Bewegung, die in der Luft ist, sich nicht vollziehen könnte. Während die Religion von der Lage des Menschen gegenüber dem Absoluten spricht, redet der Mythus von der Welt. Das Nachdenken über die Zeit, in der der Betrachtende sich befindet, wird zur Gelegenheit der Verkündigung eines Geschichts- und Weltbildes, in dem sich Kulturschichten lagern und zu einem Gipfel aufbauen. Geschichtsgefühl des Augenblicks setzt eine Geschichtskonstruktion aus sich heraus, eine Kosmologie, die aus Vergangenheit zur Zukunft führt. Denn von beidem hat Kosmologie von jeher geredet, von Ursprung und Ziel, die nach dem alten tiefen Verständnis engstverwandte Begriffe sind. Und irgendwo an einer Weltwende steht das Jetzt, erhellt von Anfang und Ende, vollbedeutend durch seine Einordnung."

Die Glocke. VIII, 23. In Alfons Paquets Aufsatz „Christentum und Sozialismus" liest man:

„Im Herzen der Arbeiter lebt die Möglichkeit einer ethischen, sagen wir sogar gläubigen Einstellung zu dem Ideal ihres Kampfes, und die innerste Kraft ihrer Führer ist durchaus von der Zuversicht abhängig, daß es möglich sei, durch alle die materiellen Kämpfe der Zeit hindurch ein menschliches Ideal zu erarbeiten. Es ist ein Erfahrungssatz, daß bei der Vorbereitung aller der großen Umwälzungen, die die Geschichte des Menschengeschlechts bezeichnen, daß auch bei Ereignissen, die objektiv nur die Dialektik der ökonomischen, soziologischen Gegebenheiten zum Ausdruck bringen, das Verbindende zwischen den Menschen in der psychologischen Sphäre liegt. In den europäischen Revolutionen wie bei der amerikanischen Sklavenbefreiung; immer war es diese Erscheinung. Große Ereignisse werden stets mit der Erinnerung an die Seelenkämpfe und die heldenmütigen Entschlüsse einzelner Menschen verbunden sein, die sich zum Opfer brachten.

Der Opfergedanke ist es, der im Christentum tief verstanden wird, er wirkt auch in der Erfassung des Sozialismus als einer geistigen Bewegung; er allein gibt letzten Endes jedem Kampf das, was man seine Heiligung nennt und was dem Sozialismus in seiner gegenwärtigen, überaus kritischen Epoche fast zu fehlen scheint. Den Massen ist freilich die Sprache der Bibel fremd, die Vorstellungswelt

der Kirche mit ihren Propheten, Heiligen und Aposteln ist ihr gänzlich wie vom Monde. Und doch ist in den Herzen der Massen gleichsam eine Kapelle mit den Bildern der blutbefleckten Märtyrer des Sozialismus, seien es Karl und Rosa, seien es die gehenkten Opfer des Haymarketprozesses, oder die Erschlagenen aus dem Bauernkrieg. Von manchen dieser Bilder geht auf die Gemüter eine größere Macht aus als von den feierlichen Statuen im goldenen Dämmer der Schamanenhäuser. Und was die Bekenntnislosigkeit der Massen angeht, so hat Blumhardt recht, wenn er sagt: „Es gibt einen Unglauben, der aus der Ehrfurcht kommt." Auch die Quäker wissen davon, wenn Carl Heath sagt: „Mankind is uncurable religious."

Die neue Dichtung. (Die Flöte) V, 1. Aus dem reichhaltigen und wertvollen Inhalt des vorliegenden ersten Heftes, das auf die vier vorangehenden Jahrgänge der „Flöte" aufgebaut ist, verdienen die klugen Äußerungen Waldemar Bonsels' über schöpferische Phantasie hervorgehoben zu werden:

„Phantasie ist nicht das lockere Geschick und der leicht entzündbare Hang zum Vielerlei, sondern die Kraft zur Einheit. Nicht wer die Welt und ihre Erscheinungsformen in ein buntes Chaos verwandeln kann, hat Phantasie, sondern derjenige, der aus dem geringsten Bruchteil im Chaos ein Ganzes zu erkennen, zu ahnen und endlich zu gestalten vermag. Nicht wer tausend Trümmer in ein amüsantes Arrangement bringt, hat Phantasie, sondern derjenige, welcher aus einer kleinen Scherbe geistig den ganzen Krug zu bilden vermag. So ist die Phantasie des Künstlers nicht seine Fähigkeit zu beliebigen Einfällen, sondern seine Kraft, unter seinen Einfällen Ordnung zu schaffen. Die Funktion der wahren Phantasie ist die ordnende, aufbauende Kraft im Künstlergeiste. Nicht Jean Paul, dessen Bedeutung hier nicht in Frage gezogen sein soll, sondern Schiller ist uns Repräsentant des in großer Bedeutung Phantasievollen. Gerade Jean Paul, dem Phantasie am bereitwilligsten zugestanden wird, hat von den Großen des vergangenen Jahrhunderts am wenigsten Phantasie.

Es gibt für den Namen Phantasie ein älteres deutsches Wort, das ihren Sinn in wundervoller Klarheit enthält, dies ist das Wort Einbildung. Es ist in Verruf geraten, da man für gewöhnlich damit verbindet, daß ihr Träger sich in traurigem Irrtum befindet. Aber diese Nebenbedeutung berührt den ursprünglichen Sinn dieses Wortes nur beiläufig, es entstammt dem Begriff, der ihm einfach zugrunde liegt, und diese Bedeutung heißt einbilden, eine Einheit bilden. Wer imstande ist, selbst aus dem kleinsten Bruchteil, der ihm Gelegenheit bietet, aus Eigenem, das Bild des Ganzen in sich entstehen zu lassen, der ist mit Phantasie begabt, mit der Kraft, sich im Geist ein Bild zu schaffen, sich etwas einzubilden. Ein auf diese Art veranlagter Kopf hat in Wahrheit schöpferische Phantasie."

Zeitschrift für Ästhetik. XVI, 3. In einer nachdenkenswerten Studie über das deutsche Drama und seine Form sieht Theodor A. Meyer das Drama Schillers in enger Verbindung mit dem der Franzosen. Er führt aus:

„Die Franzosen haben im Unterschied von dem noch mit epischen und lyrischen Bestandteilen durchsetzten griechischen Drama das rein dramatische Drama geschaffen. Bis in seine letzten Szenen haben sie das Drama aufgelöst in Redekampf und Leidenschaft des Kampfs. Bei diesem Gesamtcharakter des Dramas bedeutet es nicht viel, ob die Einheit von Ort und Zeit bewahrt wird oder nicht. Schiller hat trotz seiner Freiheit in der Behandlung von Ort und Zeit das Wesen dieser Dramenform glänzend erfaßt. Man betrachte seinen ‚Wallenstein', und man wird finden, daß er sich ganz im Rahmen dieser Form hält. Er ist vom Anfang bis zum Schluß Redegefecht der ihren widerstreitenden Willen mit dem Wort verfechtenden Persönlichkeiten. Nur zweimal, in der Unterschriftenszene der Piccolomini und dann in der großen Szene des Max und seiner Pappenheimer im dritten Akt von ‚Wallensteins Tod' zeigt sich der Einfluß Shakespeares: Das äußere Geschehen wird auf die Bühne gebracht. Aber auch diese Szenen sind aus der Shakespeareschen Form in die französische übersetzt. Das Geschehen wird eingebettet in einen großen Redekampf, in dem die im Geschehen sich auswirkenden Konflikte durchgekämpft werden.

Die bezwingende Folgerichtigkeit, mit der das französische Drama das eigentlich Dramatische durchbildet, erklärt den großen Eindruck und die beherrschende Stellung, die es gewonnen hat. Aber nicht nur die Folgerichtigkeit allein; es hat den weiteren Vorzug, daß es an unmittelbarer Bühnenwirksamkeit alle anderen dramatischen Formen übertrifft. Das Drama hat neben dem Dialog als zweites Darstellungsmittel die szenische Aufführung, und merkwürdigerweise erfüllt die höchste Materialgerechtigkeit in der Verwendung des Dialogs, die diese Form erreicht, auch die Forderung der Materialgerechtigkeit in der Verwendung der Bühne. Das Drama, das den Zuhörer drei Stunden lang auf einem oft unbequemen Platz unentwegt festhält, ist darauf angewiesen, den Zuhörer aufs kräftigste zu bannen und bei sich festzuhalten. Am meisten erregende und den Zuschauer bannende Kraft hat aber der Kampf. Der Kampf weckt im Kämpfenden erregte Leidenschaften, er zieht den Zuschauer in die Erregung des Kämpfenden herein und erfüllt ihn mit der leidenschaftlichen Spannung auf den Ausgang des Kampfes. Dasjenige Drama wird also den Anforderungen der Bühne am meisten genügen, das sich in unausgesetzten Konflikten und den sich daraus ergebenden Spannungen bewegt. Von Anfang bis ans Ende auf den mit Worten ausgefochtenen Konflikt gestellt, trägt das französische Drama in jeder Szene die Spannungen und Erregungen der großen Leidenschaft in sich, die so gewaltig packen, hinreißen und erschüttern."

Volksbühne. III, 1. In seinem Aufsatz „Romantik oder Offenbarung" stellt Richard Seidel Betrachtungen über die Dynamik der Masse an, die für die Theater der vielen Tausende wichtig werden und denen unseres Erachtens durchaus beizustimmen ist:

„Es ist richtig, daß die Sehnsucht nach erlösender Offenbarung gegenwärtig in der Masse ungeheuer lebendig ist. Daher die ‚beinahe leidenschaftliche Vorliebe für das gedankliche Drama', wie Heilborn sagt, bei einem Teil der Volksbühnenmitglieder. Bis hierher konnten wir Paul Tillich vollkommen zustimmen. In anderer Hinsicht aber unterscheiden wir uns von ihm, wenn wir ihn recht verstanden haben. Die kultische Sehnsucht der dynamischen Masse entzündet und befriedigt sich nicht erst dann, wenn dieser letzte Offenbarer gefunden ist, nicht erst dann, wenn das Kunstwerk ganz rein aus dem Miterleben des Massenschicksals entstanden ist, sondern schon sehr viel früher. Auch die Bewegung der dynamischen Masse ist eine auf- und abschießende Woge und umschließt wiederum verschiedene Stadien des geistigen Werdens. Sie sind im Wesen gleich, in den Stufungen ihrer Vollkommenheit aber verschieden. Und das künstlerisch-religiöse Erlebnis der Masse ergibt sich nicht nur aus dem, was der Künstler der Masse entgegenbringt, sondern auch aus dem, was die dynamische Masse von sich aus dem Kunstwerk hinzufügt. Ist die Masse imstande, mitschaffend aus dem eigenen seelischen Gehalt dem Kunstwerk entscheidende Elemente beizufügen, besitzt sie diesen eigenen Gehalt bereits und ist sie sich dessen bewußt — dann ist der Zustand der dynamischen Masse bereits gegeben, und dann entsteht jenes mystische Verhältnis der Masse zur Kunst, bei dem ‚das gleiche sich wiederholt, in jedem von neuem', dann lockt ‚wie ein Wechselstrom das Erlebnis des einen das gleiche Erlebnis des anderen' hervor. Das geschieht angesichts jeder wahrhaft künstlerischen Tat — wenn eben der Zustand der dynamischen Masse gegeben ist. Er aber entsteht ursprünglich aus gesellschaftlichen und historisch-politischen Ursachen. Die dynamische Masse besitzt gewiß vom ersten Tage ihres revolutionären Auftretens an einen ihr eigenen geistig-sittlichen Gehalt.

Die Sehnsucht und das bewußte Streben der Masse nach kultischer Formung dieses Gehalts mit den Mitteln der Kunst fügt die Entwicklung jedoch erst später hinzu.

Das alles bedeutet, daß die Masse durchaus nicht auf jenen letzten Offenbarer zu warten braucht, um zum künstlerisch-religiösen Erlebnis aus Eigenem zu gelangen."

Hellweg. II, 34. Sein Urteil über den Lyriker Hans Böhm (geb. 1876 in Köln) faßt Carl Meißner dahin zusammen:

„Bezwungene Fülle, das ist der Gesamteindruck! Nicht alles liest sich ‚bequem', weil das Werk stets knapp und oft tief sinnbeschwert ist. Aber die Hemmungen, welche die literarisch verabredete Zwischensprache modischer Ausdrucksweise für den unmittelbar des Fühlens Fähigen oft schafft, bereitet Hans Böhm nie. So eigenwüchsig seine Bildkraft, so allerpersönlichst sein Vorstellungsinhalt oft ist, stets gibt die vornehme Natürlichkeit seines inneren Erlebens das Gefühl organischen Wachstums."

„Nötkêr der Deutsche, zu seinem 900. Todestag." Von Joseph Weisweiler. (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 5.)

„Johannes Reuchlin." Von Karl Preisendanz (Rheinische Thalia II, 2).

„Goethes Stellung zum Handwerk." Von Hilde Tirschtiegel (Die Tat XIV, 6).

„Anthroposophie, ‚Goetheanum' und Goethe". Von Fritz Haenfelt (Hellweg II, 34).

„Besuch im Kreise Hofbauers." Von Heinrich Güttenberger (Der Wächter V, 8).

„E. T. A. Hoffmanns theatralische Schriften". Von Friedrich Walkhoff (Die Szene XII, 7/8).

„Königsbergs E. T. A. Hoffmann-Ehrung". Von Regiomontanus (Ostdeutsche Monatshefte III, 6).

„E. T. A. Hoffmanns Jugendzeit." Von Richard von Schaukal (Ostdeutsche Monatshefte III, 6).

„Baden-Baden im Spiegel der deutschen Dichtung 1. Max von Schenkendorf." Von Oskar Fritz Schuh (Baden-Badener Bühnenblatt II, 96).

„Grillparzer." Von Walther Brecht (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 5).

„Annette v. Droste-Hülshoff in ihren Briefen." Von Josef Riehemann (Der Gral XVI, 12).

„Theodor Fontane als Dichter der bürgerlichen Welt." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt II, 91/92).

„Albert Dulks Briefwechsel mit Paul Heyse (1860 bis 1882)." Von Ernst Rose (Ostdeutsche Monatshefte III, 6).

„Briefe Rudolf Hildebrands an Michel Bréal." Von Helmut Wocke (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 5).

„Die Einheitlichkeit der Gedankenwelt Nietzsches. Zum Erscheinen der neuen Nietzsche-Ausgabe." Von Max Oehler (Die Grenzboten LXXXI, 31/32).

„Über Carl Ludwig Schleich." Von W. Schweisheimer (Wissen und Leben XV, 19).

„Konrad Fiedler." Von Hans Paret (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XVI, 3).

„Walter Rathenau." Ein Wort zu seiner schriftstellerischen Bedeutung. Von F. Schönemann (Die Neue Zeit, Chicago IV, 30).

„Gerhart Hauptmann." Von Hans Franck (Rheinische Thalia II, 1).

„Gerhart Hauptmanns ‚Sommernachtstraum'." Von Herbert Joh. Holz (Die Szene XII, 78).

„Die erste Schulzeit." Von Gerhart Hauptmann (Rheinische Thalia II, 1).

„Bei Gerhart Hauptmann." Von Arthur Eloesser (Rheinische Thalia II, 1).

„Der politische Dichter [Gerhart Hauptmann]." Von Otto Baumgard (Hellweg II, 35).

„Der Ketzer von Soana [Gerhart Hauptmann]." Von Stefan Großmann (Rheinische Thalia II, 1).

„Augustin Wibbelt." Zu seinem sechzigsten Geburtst[ag] am 19. Sept. 1922. Von Cornelius Schröder O. F. [M.] (Literarischer Handweiser LVIII, 9/10).

„Aus meinem Leben." Von Jakob Boßhart (D[er] Türmer XXIV, 12).

„Bahrs ‚Kritik der Gegenwart'." Von Johann[es] Mumbauer (Literarischer Handweiser LVIII, 9/10).

„Albrecht Schaeffers ‚Parzival'." Von Otto Schmi[dt]hals (Hellweg II, 35).

„Josef Wincklers ‚Irrgarten'." Von Julius Bab (D[ie] Tat XIV, 6).

„Ein ostpreußischer Poet [Walter Scheffler]." Vo[n] Kopernikulus (Ostdeutsche Monatshefte III, 6).

„Victor Curt Habicht." Von Hanns Martin Elst[er] (Die Neue Dichtung V, 1 [Die Flöte]).

* * *

„Der Roman eines Negers [René Maran, ‚Batuala']." Von Peter R. Rohden (Rheinischer Beobachter 1922, 3[…]).

„Der Psalter der Demokratie [Walt Whitman]." V[on] Edgar Hahnewald (Die Glocke VIII, 22).

„Die Shakespeare-Frage." Von K. Schneider u[nd] A. Brandl (Der Türmer XXIV, 12).

„Benedetto Croce und die Ästhetik." Von Alfr[ed] Baeumler (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Ku[nst]wissenschaft XVI, 3).

„Aus Tolstois unveröffentlichtem Tagebuch." (Wi[ssen] und Leben XV, 19.)

* * *

„Die Erneuerung des religiösen Volksspiels." V[on] Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt II, […]).

„Das Spiel von den zehn Jungfrauen." Von Ju[…] Havemann (Der Türmer XXIV, 12).

„Bekenntnis zum Theater." Von Max Herrma[nn] (Der Kritiker IV, 1. u. 2. Augustheft).

„Zum dramatischen Schaffen der jüngsten Zeit." V[on] R. C. Muschler (Hellweg II, 36).

„Dilettantentheater." Von S. Nestriepke (V[olks]bühne, Berlin III, 1).

* * *

„Religion und Volkshochschule." Von Franz Angermann (Die Tat XIV, 4).

„Eine rheinische Literatur- und Buchwoche." Von [...] Bourfeind (Rheinischer Beobachter 1922, 35).

„Die Renaissance der Zukunft." Von Werner Deu[…] (Feuer III, 9).

„Die Lage der deutschen Dichtung." Von Hanns Ma[rtin] Elster (Die Neue Dichtung V, 1 [Die Flöte]).

„Die neue Kunst der Kirche." Von E. K. Fischer (Ku[nst]wart XXXV, 12).

„Die Religion und wir von heute." Von Hans Fr[…] (Die Tat XIV, 6).

„Das Problem des Expressionismus." Von W. H[…] (Die Neue Zeit XL, 24).

„Über die Beziehungen der analytischen Psycho[logie] zum dichterischen Kunstwerk." I. Von C. G. Jung (W[issen] und Leben XV, 19).

„Das kulturelle und geistige Leben nach 1871 in E[lsaß-]Lothringen und der Einfluß der deutschen Kultur." [Von] W. Kapp (Die Gegenrechnung II, 8).

„Vom Erfolg." Von Rudolf Klein-Diepold (Hel[lweg] II, 35).

„Die nationale Stellung zur Kunst." Von A. Kuhr (Hellweg II, 36).

„Die Verantwortung der Dichtung." Von Frie[drich] von der Leyen (Hellweg II, 35).

„Vom modernen Lied." Von Artur Liebscher (Ku[nst]wart XXXV, 12).

„Die Literatur auf dem Nebengeleise?" Von Frie[drich] Muckermann S. J. (Der Gral XVI, 12).

„Das erotische Moment in der neuen Lyrik." [Von] Eduard Oskar Püttmann (Der Kritiker IV, 1. u. 2. Au[gust]heft).

„Der göttliche Ursprung des Clowns." Von Hermann Reich (Baden-Badener Bühnenblatt II, 89).

„Charaktere in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts." (Der Verbrecher.) Von Hans Röhl (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 5).

„Die Not der Dichter und des Volkes." Von Georg Schäfer (Literarischer Handweiser LVII, 9/10).

„Die deutsche Romantik." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Germanische Heimat und Heimatkunde IV, 8).

„Vom religiösen Atheismus." Von Oskar A. H. Schmitz (Der Neue Merkur VI, 5).

„Deutsche Rechtssprichwörter." Von Leonhard Winkler (Preußische Jahrbücher CLXXXIX, 3).

„Dichter und gedichtfeindliche Gegenwart." Von Paul Zech (Volksbühne, Berlin III, 1).

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Sinclair Lewis ist dieser Tage von einer einjährigen Europareise zurückgekehrt. Er ist der Verfasser des vielgenannten amerikanischen Kleinstadtromans „Main Street", der mehr als ein anderes Buch im letzten Jahre auf das geistige Leben Amerikas gewirkt hat. Über seinen Aufenthalt in Deutschland hat Lewis nicht viel zu sagen gehabt, er scheint auch dort nicht besonders hervorgetreten zu sein. Aber mit unverhohlener Deutlichkeit hat er sich beim Landen für Loslösung der amerikanischen Literatur von der englischen ins Zeug gelegt. Die herablassende Bevormundung der letzteren müsse aufhören, meinte er, denn England versteht die neuen Wege des amerikanischen Schrifttums nicht und kann deshalb nicht darüber zu Gericht sitzen. Die große Mehrzahl englischer Schriftsteller schätzt amerikanisches Leben falsch ein und damit auch die Leute, die darüber fabulieren; nur wenige wie Walpole, Galsworthy, Wells und Shaw haben das richtige Verständnis, darum sei Selbständigkeit die Parole, die Vorstellung vom Mutterland muß abgelöst werden von der der Großjährigkeit Amerikas. Das alles durfte der Verfasser sagen, und die großkapitalistischen Tagesblätter Neuyorks haben es gedruckt. Sind sie wirklich mit ihm derselben Meinung, besonders bezüglich der letzten Forderung? Man fragt vergebens, hofft aber doch, daß sie nicht nur nasführen wollen. Im Volke, jedenfalls innerhalb gewisser Schichten, läßt sich das intellektuelle Vorwärtsstreben, das der Krieg geweckt hat, nicht mehr zurückdämmen. Die Machthaber suchen ihm Rechnung zu tragen, besonders unter der Jugend.

Um zu einer „Neuordnung kritischer Bewertung" beizutragen, ließ kürzlich die Zeitschrift „Vanity Fair" zehn der jüngeren literarischen und Musikkritiker ihr Urteil über zweihundert der bekanntesten Meister der Kunst, Literatur und Politik aller Zeiten und Völker abgeben. Die Beurteilung geschah nach Art der biometrisch-biologischen Berechnungen, wie sie bereits die Dadaisten angewandt haben, d. h. jeder Name wurde mit einer Indexziffer von + 25 bis — 25 bewertet. Auf diese Weise hoffte man die Ansichten der sich bahnbrechenden neuen Schule über allgemeine historische oder aktuelle Fragen, wie klassische Kunst und Philosophie, moderne Malerei und Musik, die internationale Politik der Gegenwart, den Weltkrieg, Kapital und Arbeit u. dgl., festzulegen. Das Ergebnis brachte manche Überraschungen Cézanne, Picasso und Matisse wurden für größere Maler als Raphael, Giorgione und Ingres erklärt, Ludendorff ist größer als Foch, Lenin ist der bedeutendste Staatsmann, Wilson steht um 25 Punkte höher als Roosevelt, aber beide auf der Minusseite, Arnold Schönberg und Mac Dowell werden unter den Komponisten von Irving und Berlin überragt, Nietzsche ist der hervorragendste Philosoph aller Zeiten und der Apostel Paulus kann sich mit Augustin und dem heiligen Franz von Assisi nicht vergleichen. Waren dies gleich einige von den merkwürdigsten Ergebnissen, so stellen sie doch den Wert des Gesamtresultats in Frage. „Bookman", eine andere Monatsschrift, war daher nicht zufrieden und legte die Liste neun Schriftstellern und Dichtern wie Boyd, Dell, Untermyer u. a. vor. Bei ihnen standen auf der Plusseite als die zwölf Höchsten: Shakespeare, Goethe, Beethoven, Milton, Dante, Plato, Bach, Lincoln, Leonardo, Shaw, Walt Whitman und Molière, also ein sehr achtenswerter Bildungsdurchschnitt. Auf der Kehrseite fanden sich Woodrow Wilson, Metternich, mit Recht auch Ibanez und dazu eine Anzahl kaum in Deutschland bekannter nationaler Kleinheiten.

So sehr auch diese Bemühungen, wie überhaupt die im Maiheft des „Lit. Echo" besprochene jungamerikanische Bewegung ein Aufwärtsstreben der intellektuellen Kreise andeuten, so wenig darf man doch die Wirkung auf die Massen überschätzen. Auf der letzten Jahressitzung der Verleger wurde bitter Klage über den schlechten Gang des Buchhandels geführt, der, mit europäischen Ländern verglichen, außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt. Zum Teil ist natürlich das stark ausgebildete Bibliothekswesen dafür verantwortlich. Dagegen kann kaum, wie behauptet wurde, das bei uns ebenso stark ausgebildete und offenbar sehr erfolgreiche Geschäft mit den zahllosen Monats-, Halbmonats- und Wochenschriften als Ersatz für das gute und billige Buch angesehen werden. Der Wettbewerb zwingt zu allzu flacher Volkstümlichkeit der technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Beiträge, und die belletristischen Darbietungen sind meistens handwerksmäßig nur für den Augenblick geschaffen und daher selten von bleibendem Wert.

Daß trotz des ernsten Wollens Jungamerikas der intellektuelle Aufschwung kein schnelleres Tempo annimmt, liegt zum Teil auch an dem Geschäftssinn und vor allem an der Selbstüberschätzung gewisser Autorenkreise. Die letztere tritt ganz besonders kraß in einem Bande hervor, der betitelt ist: „My Maiden Effort". Hier erzählen einige dreißig Autoren über ihre ersten, zum Teil in den Kindheitsjahren liegenden schriftstellerischen Versuche. Daß man beim Publikum dafür Interesse erwartet, ist nur dadurch zu erklären, daß sich diese Leute mit Heldentenören und Bühnentragöden als eine Künstlergruppe auffassen und von Backfischen angeschwärmt werden wollen. Sehr traurig und zu bedauern ist es, daß die Authors' League of America die Verantwortung für diese Geschmacklosigkeit trägt und dann noch auf dem Buchumschlag erzählt, wie ihre leitenden Mitglieder zur Berühmtheit, d. h. zu finanziellem Erfolg gelangt sind.

Diese traurige Geschäftsmäßigkeit ist der Pflege wirklicher Wertschätzung echter Dichtkunst nicht förderlich. Und doch zieht der Wunsch, diese zu pflegen, immer weitere Ringe. Man hat vielfach akademischen Kreisen den Vorwurf gemacht, daß unter ihnen ästhetischer Sinn und Kunstverständnis weit hinter berechtigten Erwartungen zurückblieben. Um diesem Mangel zu begegnen, ließ sich die Princeton Universität den englischen Dichter Alfred Noyes kommen, der fast zwei Jahre dort in anregender Weise unter Studenten und Lehrern gewirkt hat. Die Universität des Staates Michigan folgte diesem Beispiel und hatte im verflossenen Studienjahr den amerikanischen Naturlyriker Robert Frost in ihrer Mitte. Im ganzen sind die Berichte über seine Tätigkeit günstig; aber in unseren akademischen Massenbetrieben müßten doch wohl eine ganze Anzahl von echten Dichtern auf Jahre hinaus angestellt werden, wenn mit ihrer Hilfe ästhetischer Sinn unter der studierenden Jugend gefördert werden soll. Ob man dann die Dichtkunst beglückwünschen oder bedauern muß, dürfte nicht schwer zu erraten sein.

Immerhin sind wir so weit, daß sich selbst die breiten Massen für die bedeutendsten Gedenktage der Kunst interessieren lassen. Wie im Vorjahr Dante, namentlich unter Führung italienischer Kreise, wurde im Frühjahr Molière anläßlich der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages gefeiert durch Aufführung seiner Werke, feierliche Versammlungen mit Reden und Rezitationen usw. Sogar die bedeutenderen Tagesblätter — und da liegt der Fortschritt —

brachten als Leitartikel beachtenswerte Würdigungen des großen Franzosen. Eine gute Ausstellung von ersten Drucken, zeitgenössischen Stichen, Holzschnitten und Karten, illustrierten Ausgaben, Übersetzungen und vor allem mehreren sinnreichen Modellen der Molièreschen Bühnen hatte die große Neuyorker Bibliothek aus eigenem Bestande und mit Hilfe der Columbia Universität, sowie einer Anzahl privater Sammler veranstaltet.

Wie bei jedem jungen Wachstum zeigt sich leider auch in unserer neuen Bewegung die Kinderkrankheit der Steckenpferde. Zuerst stritt man sich um den Vers libre, dann beutete man Freud und die Psychoanalyse aus, und neuerdings ist man auf die Drüsentheorie verfallen. Welcher Art die Beschäftigung damit ist, bezeichnet ein seit dem letzten Herbst in fünfter Auflage erschienenes Buch „The Glands regulating personality“ von Louis Berman (Macmillan Comp.). Der Verfasser ist Arzt, hat aus Physiologie und Psychologie alles Mögliche zusammengetragen, dann auf historische Persönlichkeiten angewendet und zieht zuletzt aus allen allgemeingültige Folgerungen über die Bedeutung der Drüsenabsonderungen für den menschlichen Charakter. So lernen wir Napoleons Glück und Ende, sowie Shakespeares große Leistungsfähigkeit verstehen. Seine Gunst beim Volk verdankt das Buch in erster Linie dem flüssigen, verständlichen, zum Teil wirklich reizvollen Stil seines Verfassers.

Sehr viel schwerere, aber leider auch weniger begehrte Kost ist J. M. Robinsons „The Mind in the Making“ (Harper Brothers). Das Buch ist nur scheinbar eine Geschichte des menschlichen Geistes, seine eigentliche Absicht wird klar durch den Untertitel: „The Relation of Intelligence to social Reform“. Natürlich denkt der Autor dabei lediglich an Reform der amerikanischen Gesellschaft. Er war jahrelang Geschichtsprofessor an der neuyorker Columbia Universität, auf europäischen Universitäten ausgebildet, schriftstellerisch sehr vielseitig tätig und als tiefgründiger Gelehrter im ganzen Lande bekannt. Philosophisch steht er auf dem Hegelschen Standpunkt, daß es keinen Beharrungszustand gibt, alles ist im Werden begriffen. Darin aber liegt das Grundübel der Gegenwart, daß der konservative und reaktionäre Teil der Gesellschaft das nicht sieht, vielmehr gegen alle Natur diesen Beharrungszustand schaffen will. Der Radikale dagegen erkennt richtig die Lehre der Kulturgeschichte, daß die Zukunft anders ist als die Vergangenheit; nur begeht er den Irrtum, daß er für diese Zukunft dauernde Zustände schaffen will, die sich von der Vergangenheit wesentlich unterscheiden. Die Wissenschaft hat die sieben Siegel vom Buch der Vergangenheit gelöst und uns Wesen, Bedeutung und Bestimmung menschlichen Daseins enthüllt. Das zu erkennen, ist Robinsons Forderung an die gegenwärtige Gesellschaft, und mit dieser Erkenntnis fordert er die Willigkeit, der Wissenschaft weiter zu folgen und in ihrem Sinne die Fragen der Gegenwart zu erfassen und zu durchdenken.

Ein Buch, das ebenso viel Interesse wie Widerspruch erregt hat, das von vielen zitiert und von ebenso vielen angegriffen wird, das sogar von den Schriftleitern verschiedener Tagesblätter anerkannt oder abgelehnt worden ist, das für die Beziehungen Deutschlands zu Amerika Wichtigkeit besitzt, ist Ludwig Lewisohns „Up Stream“. Er schildert das Verpflanzen seiner Familie von Berlin nach Neuorleans mit allen üblen Begleitumständen dieses Prozesses, besonders ihre allmähliche Vereinsamung wegen ihres Judentums. Er beschreibt seine Kindheit, das allmähliche Bewußtwerden des Zwiespalts zwischen der deutschen und der amerikanischen Umwelt, den Werdegang als Jüngling, das Fiasko, Lehrer der englischen Sprache und Literatur zu werden, weil er Jude ist, sein Ringen um das tägliche Brot als Schriftsteller, den Kompromiß zwischen Ideal und Leben, indem er Professor des Deutschen wird und schließlich die namenlosen Leiden und brutalen Angriffe auf ihn als Deutschgeborenen während des Krieges. Das ist in großen Zügen der Inhalt dieses heut oft genannten und viel gekauften Buches. Wie der Verfasser das eigene und das allgemeine Leben Amerikas innerhalb gewisser Kreise und Berufe sieht und einschätzt, wie weit er mit seinen Urteilen im Recht oder im Unrecht ist, wieviel am ganzen Buch Wahrheit und wieviel Dichtung ist, das läßt sich innerhalb dieses Briefes nicht untersuchen und feststellen. Darauf möchte ich gelegentlich zurückkommen.

Schon beginnt ein anderes biographisches Werk die lesende Welt zu beschäftigen, nämlich die von seiner Tochter Margarete herausgegebene Lebensbeschreibung Hugo Münsterbergs, erschienen bei Appleton unter dem Titel: Hugo Münsterberg, his Life and Work. Es ist keine Verteidigungsschrift, wiewohl eine solche angesichts der unverantwortlichen Angriffe, unter denen Münsterberg zusammenbrach, berechtigt wäre. Margarete Münsterberg straft diese Erlebnisse in richtiger Einschätzung mit verächtlichem Schweigen. Sie zeigt vielmehr, wie ihr Vater von den bedeutendsten Männern seiner Zeit hoch geschätzt wurde. Durch deren Briefe, Widmungen und Schriften wird das bewiesen, unbeschadet, ob sie sich während der Kriegsjahre darin selbst treu geblieben sind oder nicht. Wer Münsterbergs Umgebung kennt, fragt sich allerdings, wann haben diese Bewunderer sich maskiert, in seiner Gegenwart oder in seiner Abwesenheit? Mit lebhaftem Interesse verfolgt man den Lebensgang des wissenschaftlich wie politisch außerordentlich rührigen Mannes und seine vielseitige Betätigung auf den verschiedensten Gebieten und beobachtet dabei, wie er in seinem Leben seine philosophischen Grundsätze zu verwirklichen suchte. Sein langjähriger Kollege, Professor G. T. Moore, hat dem Buch ein sehr freundlich gehaltenes, verständnisvolles Vorwort mit auf den Weg gegeben.

Weniger aktuell, aber auch weniger gelungen ist eine andere kürzlich herausgekommene Biographie, nämlich „The Life and Times of Juliette Récamier“ von Della Austrian. Vom eigentlichen Leben dieser merkwürdigen Frau erzählt uns die Verfasserin nicht sehr viel, um so mehr versucht sie ihre seelische Verfassung zu ergründen und geht dabei sehr schonend und entschuldigend zuwege.

Beim Besprechen von Lebensbeschreibungen sei mir gestattet, eine Unterlassungsünde wieder gutzumachen. Schon vor Jahresfrist erschien ein für die Walt-Whitman Forschung wichtiges Büchlein: „Walt Whitman in Mickle-street“ von Elizabeth Leavitt Keller. Es ist im Grunde ein Blick in die letzten Lebenstage des Dichters, vor dreißig Jahren beschrieben von der Pflegerin Mary Oakes Davis, die ihn mit selbstloser Hingabe während seiner letzten sieben Jahre gepflegt hat. Wer Whitmans „Blades of Grass“ mit ihrer anmutenden Stimmung und Lebensweisheit in ihrem Entstehen begreifen will, dem wird die Schrift unentbehrlich werden.

Das Ende der Theaterspielzeit berechtigt zu mancher Hoffnungen für die Zukunft. Für die Theaterleiter war der ganze Winter eine Zeit schwerster Sorgen mit großen finanziellen Krisen; aber literarisch lassen sich die ersten Anzeichen vom Werden eines ausgesprochen amerikanischen Dramas erkennen. Eine führende Stellung nimmt dabei Eugene O'Neill ein. Von ihm wurden gespielt: „The Straw“, „Anna Christie“ und mit besonderem Erfolg das fast brutale „The Hairy Ape“, eine mutige, beinah erbarmungslose Anklage gegen die Gesellschaft. Erwähnenswert entweder wegen ihres Bühnenerfolges oder wegen ihres künstlerischen Wertes sind „Ambush“ von Arthur Richman, „The Verge“ von Susan Glaspell und „The Hero“ von Gilbert Emery. Das Ausland brachte an Werken von Bedeutung Andrejews „He who gets slapped“, Shaws „Back to Methuselah“, das unverkürzt, auf drei Abende verteilt, neun Wochen gespielt wurde, und schließlich ganz neuerdings eine Übersetzung von Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternachts“. Das Verdienst für diese Aufführungen gebührt der Theater Guild, einer sich schnell ausdehnenden Vereinigung von Förderern des Dramas, die neben dem Neighborhood Playhouse und den Provincetown Players, zwei sehr strebsamen lokalen Gesellschaften, für die übrigen Erfolge verantwortlich ist.

Als Übersetzungen bemerkenswerter deutscher Werke werden angezeigt A. Schnitzlers „The Shepherd's Pipe“,

...elected Letters of Friedrich Nietzsche" von O. Levy ...usgegeben, „The Nietzsche-Wagner Correspondence" ... einer Einleitung von dem bekannten Kritiker und ...annten H. L. Mencken und ebenso Nietzsches Brief...piel mit Wagner.

...ierbei zum Schluß eine Berichtigung: „Envy" ist nicht, ... es in meinem letzten Briefe hieß, eine Übersetzung von ...denbruchs „Das edle Blut", sondern seiner 1900 er...enenen Erzählung: „Neid".

A. Busse.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen

...igram. Erzählungen. Von Bruno Frank. München ...22, Musarion-Verlag. 216 S. M. 100.— (250,—).

...on diesem kleinen Erzählungsband Bruno Franks ... ein großer Trost aus und eine wärmende Freude. Es ... in Deutschland sehr viele interessante Novellen ge...ieben worden in den letzten Jahren, stark in der Idee ...irtuos erzählt. Aber ging man ins Innerste, so waren ... sehr gekonnten Geschichten eben doch zumeist nicht ... als interessanter und meinethalb sehr edler Zeitver...b. Oder sie waren gespannt von einem fanatischen und ...rischen Mitleid mit der gequälten Kreatur, oder sie ...giftgrüne Verhöhnung des Bestehenden. Der Dichter ... ich, zog er sich nicht auf das rein Artistische zurück, ...am mit einer Welt, die in Scherben war, riß sich und ... Leier die Seele wund daran. In diesem kleinen und ...weltweiten Buch Bruno Franks (das im Musarion...lag in München erschienen ist) ist nichts von solchem ... und Umsichschlagen. Ein großes, mildes Wissen ist ... ein Erlebthaben, das sehr hoch hinaufgeflogen und ... Schlünde hinuntergestiegen ist, und das sich jetzt ... starke und frohmachende Ruhe und Luzidität ge...en. Willkommen, Gut und Bös! so grüßt dieser Dichter ... und mild die Welt.

...ind die drei mittleren Erzählungen gemeisterte No...n, wie sie aber schließlich in Deutschland auch andere ...ben können, so ist die erste Erzählung „Der Goldene" ... die Erzählung „Bigram", die das Buch beschließt, etwas ... Einmaliges. Wie im „Goldenen" alle Wirbel des ...brechens zusammenschießen, ins Schwärzest-Tiefste reißen ... in ...eiligenden Kreisen sich entwirren zu einer großen, ...enden Fläche, das ist bei aller bändigenden Meister... der Form von einer so wilden, sprengenden Fülle, ... selbst gewachsen, ohne den kleinsten Schuß modisch ...ierenden Literatentums, daß man nur staunen kann, ... einer zerstückten Welt etwas so Rundes, Leuchtendes, ... entstehen konnte. Und gar erst die heitere Luft der ... „Bigram"! Bei allem fröhlichen Gelärm kein ...achen Naturburschentum, bei aller Gefeiltheit der Dik... kein Rüchlein Geschmäcklerisches oder Artistisches. Diese ... Weisheit! Dieses fröhliche, sichere, unbekümmerte ...! Diese lichte, durchsichtige, freudewehende Luft! ...eine, nur aus Licht gewebte Erzählung hebt hinauf, ...schwerlos; man geht durch sie wie durch eine fröhliche ... ersten Sommer.

...chen Lion Feuchtwanger

...-Rot. Roman. Von Hans Janson. Düsseldorf ... Essen, El-Franzis-Verlag. 163 S.

Der Roman baut um die Familiengeschichte des Ober...meisters Simon Zirener ein zeitgeschichtliches Bild ... der Not. Die bewegten Ereignisse des Jahres 1918/19 ...en, bildkräftigen Darstellungen von Straßen und ...men, von Betriebs- und Beamtenratssitzungen sind ... engste mit den Familienereignissen verknüpft und geben in ihrer Gesamtheit ein Bild der wirksamen Gegensätze innerhalb des rheinischen Volkes. Die Mannigfaltigkeit in ihrem Auseinanderstreben wird durch die gemeinsame Liebe zum Rhein zu einer Einheit besonderer Art verbunden, die zumal in Zeiten der politischen Not sich im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem ganzen deutschen Reiche auswirkt.

Mit Recht darf man dieses Werk als politisches Gegenwartsbuch bezeichnen, allerdings nicht im Sinne kleinlicher Parteipolitik, sondern bewußter überparteilicher Gegenwartsschilderung. Man wünschte dem Roman etwas größeres Format und weniger Romantik. Kräftiger in Form und Farbe dürften die ausgesprochen rheinischen Charaktere sein, farbiger und persönlicher auch wohl die Landschaft, die auf den Niederrhein hinweist. Man muß sie greifen können, diese Landschaft, in der die Liebe und Einheit des rheinischen Volkes wurzelt. Vielleicht hat Janson den Landschaftskreis zu sehr beschränkt, sicherlich aber ist er kein Landschafter großen Formats. Es kommt dabei nicht auf die Ausdehnung der landschaftlichen Schilderung an, sondern auf die besondere Art des dichterischen Schauens.

Trotzdem ist der Roman zu begrüßen als ein Zeugnis rheinischen Geistes.

Köln-Lindenthal Paul Bourfeind

Das Gottlied. Von Johannes Schlaf. Weimar, Fritz Fink. 46 S. M. 30,—.

Ein freies Weib. Von Johannes Schlaf. Berlin, August Scherl & Co. 266 S. Geb. M. 90,—.

Mit ungeheurem Pathos schickt sich Johannes Schlaf an, das Wunder des kosmischen Werdens zu besingen. Die Worte, die er findet, die Rhythmen, die er hämmert, die Sätze, die er zimmert, entströmen einer schweren Seele. Es ist nicht ein franziskanischer Sonnengesang, der ihm gelingt. Die neue Sprache des selig Beglückten wird ihm versagt. Er reißt den Hymnus mühselig aus sich los. Gegenwärtig ist ihm wohl die Natur, aber er schleppt das Wissen, das er sich aus Folianten erwarb, in sein Preislied hinein. Solche Stimmung ist höchst kostbar für den formenden Dichter. Sie hebt den Dichter bis zum Firmament. Sinkt er wiederum zur Erde, so ist er aber derartig mit Visionen überfruchtet, daß er nur noch lallt. Das Gelalle Schlafs erschließt dem Betrachter einen tiefen Einblick in die geistige Verfassung des Mannes. Er hat die Kosmogonie durchrodet. Die Gestirne lösen sich. Der Urstoff gestaltet sich, noch ein monotoner Stoff, der sich nicht in Geschlechtlichkeit offenbart. Die Trennung des Männlichen vom Weiblichen und das Vergatten des Männlichen mit dem Weiblichen hierauf, das Zeugen, das Wachsen, das Blühen, das Buntwerden, das Erklingen, das Bewegtwerden, das Hineintauchen in den Raum, Dinge alles, Erscheinungen alles, die Johannes Schlaf wild bepsaltert.

Inneres Feuer ist diese Wildheit wohl, doch was aus ihr sprüht, wird schnell im Verstande abgekühlt. Dann maskiert sich die Kälte durch das prophetische Gestottere. Und es bleibt für den Empfangenden, der geweiht sein will, nur diese Müdigkeit der Formbildung. Eine Höhe, erklommen im Erfassen, die Höhe nicht behauptet im Widerhall und Wiederschenken. Der Hymnolog entartet fast zur tragischen Erscheinung. Er gruppiert das Abspringen der Rassen. Er holt schließlich aus zum letzten Weltenwunder, d. i. die Entwicklung des Radiums, dessen Urkraft die Sonnenkraft auslöschen soll. Reigen möge anheben, getanzt von den Gesegneten, denen dieses Mirakel noch zuteil wurde.

Selige Orgie wächst herauf!
Urparadies naht! — = —
Liebe! Liebe! Liebe!:

Es fragt sich, ob dieses glutende Hervorstoßen der Ewigkeitsbegriffe nicht doch ein knabenhaftes Beginnen ist. Am Ende ist die Meisterschaft über die Welt und ihren Undank das Entscheidende, nicht aber die Knechtschaft und das Versagen vor ihr; nicht entscheidet das Erstarren im Worte, das Beredtsein entscheidet allein. Und diese äußerste, diese schönste, diese göttlichste, einschmeichelnde Beredsamkeit, das himm-

lische Heiligengeschwätz, das Rauschgift, das jeden Sinn bindet, fehlt diesem Gottesliede.

So bliebe ja noch, sofern es sich um weniger ätherische Dinge handelt, die helle Vernunft und die prüfende Gelassenheit des Forschers. Mag er astronomische Rätsel enthüllen, mag er winzigere und zeitlich wichtigere Alltagsmaterie aufdecken und gliedern, der Schriftsteller wird schon seinen Ruf rechtfertigen, wenn sich ihm ein Leser in Andacht gesellt. Aber Johannes Schlaf macht es auch in seinem Wirklichkeitsroman dem Freunde sehr schwer, ihn zu loben. Die Soziologie, die er berechnet, galt vielleicht, als er das Problem dieses Frauenbuchs ausgrübelte. Die Proletariertochter, die einige Aufklärung und gute Manieren lernte, dann einen Millionär zum Gatten empfing und trotzdem unbefriedigten Herzens blieb, ist eigentlich eine abgeblaßte Gestalt. Es mangelt diesem freien Weibe die Ursprünglichkeit. Sie ist so typisch, daß sie mit der Maschine und nicht mit dem Menschengehirn erschaffen scheint. Und es tröstet auch nicht, daß sie ihre Hand schließlich in die Hand des Schwärmers legt, der sie zur amerikanischen Erde entführen will. Dazu noch der Stil des Schriftstellers für diesen Roman! Er ist merkwürdig abgegriffen. Er hat gar keinen Halt in der Persönlichkeit. Geborgt so vieles. Schwäche, die sich entpuppt.

Auf der einen Seite zu verstiegen, auf der anderen zu niedrig haftend am Allergewöhnlichsten. Ist denn gar kein Ausweg? Gleichgewicht, geschärfte Kultur und gezügeltes Temperament mangeln. Und man hätte ihn doch gern in Liebe umfangen, diesen sechzigjährigen Sternseher, Europäer und Erdenbetrachter!

Berlin — Max Hochdorf

Der schwarze Strich. Eine Grillparzergeschichte. Von Egid Filek. Wien 1922, Carl Konegen. 119 S.

Dichterromane sind die große Mode. Es fehlt nicht viel, dann ist jede leidlich berühmte Persönlichkeit Mittelpunkt eines solchen Unternehmens, das meistens sehr nötig hat, Milderungsgründe der Pietät im Hinblick auf die tragende Gestalt zu beanspruchen. Denn seltener liegt die Absicht zugrunde, den Betreffenden (oder soll man sagen: Betroffenen?) als menschliche Persönlichkeit näher zu bringen und so Erlebnisse des Werkes neu zu vermitteln oder anzubahnen, als eine Spekulation auf die menschliche Neugier aus der Kammerdienerperspektive. Dazu kommt die Bequemlichkeit, aus Autobiographischem, Werkauszügen, Biographien u. a. alles Wesentliche: Geleis und Ziel fertig herübernehmen zu können, das es dann nur mit einiger Phantasie auszuschmücken gilt. — Was den Spezialfall Egid Filek anlangt, so ist das eine harmlose, nette Kleinigkeit, die von der Italienfahrt Grillparzers als dem vergeblichen Versuch erzählt, einen Strich unter das bisherige kleinbürgerliche wiener Beamtenleben zu ziehen. Der Verfasser macht sich Charakterzeichnung und -entwicklung nicht allzu schwer, was dem Publikumserfolg hoffentlich keinen Abbruch tun wird.

Leipzig — Hans Georg Schick

Dramatisches

Des ewigen Vaters einig Kind. Ein weihnachtlich Singspiel nach alten Spielen, Liedern und Chorälen. Von Paul Girkon. Jena 1922, Eugen Diederichs. 30 S. M. 5,—.

Dieses Weihnachtsspiel ist von einem in der Praxis stehenden Geistlichen für praktische — also liturgisch gottesdienstliche — Zwecke zusammengestellt. Der Verfasser, Pfarrer an der herrlichen Wiesenkirche in Soest, berichtet darüber in der Einführung: Es sei an zwei Weihnachtsfesten in seiner Kirche dargestellt worden und hätte beide Male mehrfach wiederholt werden müssen, da der Zudrang der Zuschauer verschiedenster Stände und Denkarten ungemein stark gewesen wäre. So seien denn auch eine ganze Reihe Gemeinden seinem Beispiel gefolgt und hätten es — mit einer Ausnahme überall in der Kirche — zur Aufführung gebracht. In diesen Tatsachen sieht der Pfarrer Paul Girkon den Beweis für ein Doppeltes, „daß nämlich derartige Spiele als darstellende Gottesdienste in die Kirche gehören und daß in den Gemeinden, ganz besonders in der Jugend, ein nicht zu übergehendes Bedürfnis nach solchen Gottesdiensten vorhanden ist." Der Text, wird weiter berichtet, sei im Anschluß an alte Volksspiele, Lieder und Choräle entstanden, die Gemeinde mit gutem Bedacht, durch reichliche Einfügung bekannter Weihnachtschoräle zur tätigen Mitwirkung herangezogen. Damit so der Zweck erfüllt werde, „daß unser evangelischer Gottesdienst weit mehr als es im allgemeinen bisher geschah, darauf eingestellt werde, Andacht, unmittelbares Erleben der Gegenwart des Heiligen zu erwecken."

Dieses Spiel kann mithin vom künstlerischen Standpunkt aus nicht beurteilt werden. Ja es ist, genau betrachtet, nicht einmal, was der Titel verheißt, „ein weihnachtlich Singspiel" also die Übersetzung, Bearbeitung und Mundgerechtmachung eines der organisch gewordenen mittelalterlichen Mysterien. Die Grenzen, die durch seine liturgischen Zwecke gezogen werden, sind streng geachtet. [illegible] verdient, falls man diesem Zweck uneingeschränkte Berechtigung zugesteht, aufrichtige Anerkennung. Zumal Herr „Pfarrer an St. Maria zur Wiese in Soest" [illegible] Aufgabe mit Geschick und Takt durchgeführt hat und [illegible] alten unvergänglichen Lieder, Choräle und Szenen [illegible] Wirkung wieder einmal nicht verfehlen. Anders aber [illegible] die Sache, wenn man die Berechtigung des Zweckes [illegible] zur Debatte stellt. Dann muß gesagt werden: Es ist [illegible] vom Gottesdienste auszugehen, dem altes Dichtung[illegible] dienstbar zu machen ist, damit er wieder größere M[illegible] über die Herzen gewinne. Es ist vielmehr von dem [illegible] reich vorhandenen künstlerisch geformten Kulturgut [illegible] zugehen und der Gottesdienst so umzugestalten, daß [illegible] ihm seine heimatliche, seine bleibende Statt finde. [illegible] alle Erfolge der „Aufführungen" kirchlicher Spiele [illegible] nicht darüber hinwegtäuschen, daß für sie die innerste [illegible] aussetzung fehlt: das Leben und Weben einer Gemein[illegible] in der religiösen Vorstellungwelt, durch das Darite[illegible] aus der Heilsgeschichte zu innerer Notwendigkeit, [illegible] bieterischem Bedürfnis wird. Statt — wie jetzt — [illegible] aber für die Wandlung der Gemüter ungewichtige [illegible] taten zu bleiben. Es gibt in der Bibel ein bitteres [illegible] das bildhaft alles sagt, was zu diesem Spiel und [illegible] Zwecken zu sagen ist: das von dem neuen Lappen, den [illegible] nicht auf einen alten Sack setzt. So gut er sich ausnehmen mag, der neue Lappen, er wird sich nicht auf dem mor[illegible] Alten zu halten vermögen, noch gar — worauf e[illegible] kommt — es neu machen.

Frankenhorst i. Meckl. — Hans Fra[illegible]

Verschiedenes

Heidentum, Christentum, Judentum. Ein Bekenntnisbuch. Von Max Brod. Zwei Bände. München, Kurt Wolff Verlag. 319 u. 359 S. Je M. 60,— [illegible]

Vielleicht ist die Beurteilung eines „Bekenntnisbuches", wenn es ein wirkliches ist, eine der mühevollsten Auf[gaben] des Berichterstatters, besonders aber auch dann, wenn [er] vom Autor desselben so gut wie nichts weiß als einige [Ti]tel, oder sich erinnert, zwei bis drei fein geschriebene [Auf]sätze desselben in der „Neuen Rundschau" oder sonst [ge]lesen zu haben. Aber das kann andererseits die Meinung, [die] man über ein Werk hat, unbestechlicher und vorurteil[sloser] machen. Ich kenne den Verfasser nicht. Aus welche[n ver]borgenen Maschen des Herzens diese Mannigfaltig[keit des] persönlichen Lebens kommt, kann ich darum nur „liter[arisch"] erraten, denn die letzten Quellen liegen ja im Re[ligiösen,] viel zu tief. Sie sind nicht mehr lotbar. Religion i[st Er]bungssache und setzt einen bestimmten Bewußtseins[zustand] voraus. Sie ist unübertragbar. Nur der Religiöse vers[teht ihre] Sprache und nur der weiß, was religiöses Leben i[st, wel]chem Lebensdrang, Wollen, Gefühls- und Vorstellun[gs-] und Bedürfnis nach Ergänzung des eigenen Seins [ent]springt. Ganz abgesehen von den produktiven Geist[es-]

und der einheitgebenden Bindung des religiösen Erlebens, die am Aufbau dieses Ich beteiligt sind. Der Privatverkehr mit Gott ist eine intime Angelegenheit. Über den Wert oder Unwert des religiösen Geheimnisses zu Gericht zu sitzen, ist leerer Dilettantismus. Jede lebendige Religion hat ihr individuelles Sondergut, das unwiederholbar ist. Dieses Sondergut läßt sich nicht in andere Religionen übersetzen, denn alle Vermittelungen und Angleichungen sind nur Spiele der Unreligiösen. So sicher es ist, daß religiöser Friede unter allen Bekenntnissen nur vom guten Willen und Zutrauen der Menschen abhängt, so sicher ist es auch, daß eine Esperanto-Religion ins Reich der Utopien gehört. Das Tiefste dieser Herzangelegenheiten kann man nicht in Zustände eines anderen Subjektes überschreiben. Es ist das in den Menschen, wonach sie sich gesehnt haben und was ihnen fehlt. Nur das erleben und erleiden sie in stummem Schauer.

Max Brod schrieb hier ein Buch sowohl über seine eigenen religiösen Nöte und Auseinandersetzungen, als auch über den Zusammenbruch des abendländischen Christentums. Er schreibt als Jude. Vom Judentum aus hat alles für ihn Bedeutung, vom Judentum aus ist für ihn alles belebt. Sein Herz ist voll von den Begebnissen seiner Geschichte und seines Schrifttums. Er steht hoch genug, um seine Urteile zu begründen, oft mehr mit natürlicher Gescheitheit, viel Geschmack und interessanter Eigenheit, als mit den religiösen Empfindungen eines bewegten zärtlichen Herzens. Brod stellt Fragen an die großen historischen Erscheinungen der Geschichte der Frömmigkeit, die, trotz all der Bedenken, die sie hervorrufen, nicht gewöhnlich sind und auf ein tiefes psychologisches Verinnerlichen schließen lassen. Die Fragestellung ist oft wertvoller als die Antwort. Das Buch ist als Bekenntnisbuch ernst zu nehmen, es sagt Dinge, die den, der schon seit früher Jugendzeit in dieser Atmosphäre lebt, aufhorchen machen, es fallen Entscheidungen über Unglück und Demut, edles und unedles Unglück, Judentum als Religion der Freiheit, Gnade, Liebe und „Diesseitswunder" (Kierkegaard und Dante), die christliche Liebe als spiritualer Egoismus, die falsche Grundkonstruktion des Christentums (Entwertung des Diesseits, Erbsünde und Gnade), Geheimnis, Kraft der Wahrheit und Begeisterung, Glaube und Ritus, die christliche Verallgemeinerungsgnade, Paulus, Jesus, die christlich-heidnische Amalgambildung, das Christentum der Zukunft, Talmudisches, Judentum und Internationalismus usw. Ich kann hier an dieser Stelle nur in Schlagworten die Wege andeuten, die Brods Empfindungen und Gedanken gehen. Er sieht im Judentum eine noch nicht entdeckte Religion des Diesseits, indem es weder Diesseitsfortsetzung (Heidentum) noch Diesseitsverneinung (Christentum) ist. Das Judentum hat sich niemals mit dem Heidentum amalgamiert. Es nimmt zwar zum Diesseits positive Stellung, es kennt die Liebe nur als unmittelbare Sorge von Mensch zu Mensch, es liebt nicht durch das Medium Gott den Menschen, es liebt direkt; es ist, wie gesagt, diesseitig und doch nicht, denn es schwebt in dem Wunder der reinen Gnade. Brod stellt das Diesseits hinter die Gnade, hinter das Wunder, hinter das Absurde, hinter die „Flamme Gottes". Man sieht durch das Wunder hindurch das Wirkliche, das nun viel klarer und deutlicher wird. Jede Gnade ist eine neue Erweiterung der Lebensansichten und Verstärkung der irdischen Kräfte. Wie ist das zu verstehen? Das Judentum ist die Religion des Diesseitswunders, es ergreift Gott kraft des Absurden, sein Ideal ist „die durch das Paradox zurückgenommene Endlichkeit". Das ist auch Kierkegaards Christentum: „Es gehört ein rein menschlicher Mut dazu, allem Zeitlichen zu entsagen, um das Ewige zu gewinnen . . . aber es gehört ein paradoxer und demütiger Mut dazu, um die ganze Zeitlichkeit **kraft des Absurden** zu ergreifen, und das ist der Mut des Glaubens. Durch den Glauben gab Abraham den Isaak nicht auf, sondern durch den Glauben bekam er ihn." Hinter dem Glauben stand das erstarkte Wirkliche. Zuerst das Wunder, dann die Wirklichkeit. Dieser, ich muß sagen, ergreifende Gedanke mit der weiten Spannung seines religiösen Horizontes geht als Leitmotiv durch das ganze Brodsche Werk und ist der Ausdruck von Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls. Gewiß auch hier kann man sagen: an der Bibel erzogen und an ihrer Kraft genährt! Seine von großen Gesichtspunkten ausgehende „Gnadenlehre" hat trotz manches Unannehmbaren und Schiefen etwas wohltuend Freies, das gewiß nicht in der stickigen Abgeschlossenheit einer theologischen Orthodoxie ins Blühen gekommen ist. Die Begnadung, von der Brod spricht, ist Leben, mehr Leben noch, als man ohnehin ist, lebensmächtiges, lebensfähiges Leben. Wunder und Menschenarbeit, Wunder und wahre Taten der Menschlichkeit, Wunder und die große geniale Liebestat sind Nachbarn. Das diesseitige Leben des Judentums ist aber nicht das heidnische Diesseits, sondern ein „zunächst in Verzweiflung untergegangenes und dann gnadenweise wiedergeborenes Diesseits, ein Geschenk Gottes". Dieses „Wunder" des verlorenen und wiedergefundenen Diesseits steht im Mittelpunkt des Judentums, wie „im Mittelpunkt des Christentums die Sorge um ein verlorenes und wiedergefundenes Jenseits". So wird dem Judentum das Wunder die gnadenreichste Voraussetzung eines geordneten Kreises von Tätigkeiten, und auch im Naturlaufe stellt sich ihm das Flüchtigste als durch Gnade verklärt dar: das Glück, die Seligkeit ist nichts anderes als das von der Gottesgnade getragene Dasein. Es schließt sich greifbar in der heiligen Geschichte des vom Erfolg der Gnade gekrönten Ring an Ring, ein Geschlecht an das andere.

So möchte ich das Kernhafte des Buches in einigen knappen Sätzen festhalten. Man hat nicht die Empfindung, daß Brods Gedankengänge überall ganz ohne spekulative Bemühungen sind. Es ist manches erdacht und wächst nicht aus jenem umfassenden Lebensgrunde religiösen Geschehens, das zu den beharrenden Naturformen der Menschenseele und zur Allgemeinheit der Ichgeschichte gehört. Manches in diesem Werk ist noch in einem schweren Ringen begriffen. Die Lehre vom christlichen Leben, von der Versöhnung durch Jesus und von der gemeinschaftlichen Gottesverehrung kennt es nur aus den Darstellungen orthodox-katholischer Herkunft. Das ist nicht das Wesen des Christentums. Der Verfasser übersieht ganz, daß die christliche „Vollkommenheit" in der Erzeugung des sittlichen Lebenswerkes und in der Ausbildung des sittlichen und religiösen Charakters ruht, daß **nicht** die guten Werke, sondern das in sich geschlossene einheitliche Lebenswerk die wahre Nachfolge Jesu sind. Die guten Werke sind nur Erscheinungen jenes einheitlichen Lebenszustandes. (Jak. 1, 4; 1. Petr. 1, 17; Hebr. 6, 10; 1. Thess. 5, 13; Gal. 6, 4; 1. Kor. 3, 13—15; Jak. 3, 13; 2. Kor. 9, 8. Kol. 1, 10.) Gerade diese sittlichen Funktionen des pflichtgemäßen Handelns im besonderen Beruf und der sittlichen Tugendbildung machen die perfectio christiana aus, wie sie seit den ersten Tagen des Frühchristentums bis auf Martin Luther, Schleiermacher, Albrecht Ritschl und den neuen Theologen eines freien Gegenwartschristentums immer wieder verstanden wurde. Nur wenn das Handeln aus der Liebe gegen den Nächsten der letzte Beweggrund des Handelns ist und sich nicht außerhalb der natürlichen Ordnungen des Lebens stellt, ist es sittlich im Sinne Jesu und des Neuen Testaments. Alle andere Deutung ist Pietismus und Verfallserscheinung. Liest man nicht auf jeder Seite der synoptischen Evangelien, daß es unmöglich ist, nach Gott Verlangen zu haben, wenn man nicht weiß, was gut ist? Der Weg zu Gott führt nur über das Gute, das man aus sich selbst heraus erzeugt. Auf die eigene Erkenntnis der Wahrheit kommt es an, denn nur so spricht man aus der Wahrheit, nur so läßt sich Gott finden und nur darin liegt der unendliche Wert der Menschenseele beschlossen. Anders läßt sich, theologisch gesprochen, die Nähe Gottes nicht erfahren. Es findet so der Mensch die Spur Gottes in seinem Leben und erhebt sich aus dem Leben der Welt zu ewigem Leben. Das ist keine blinde Jenseitsreligion. Gewiß nicht. Etwas von einer Interimsethik wird freilich das Jesustum immer an sich haben, denn seines Stifters Leben (nicht „Lehre") trat als eine apokalyptisch-eschatologische Botschaft in die Welt. Bringt Jesus das „Reich Gottes" oder verheißt er es? War damals das Christentum so wenig fertig wie heute? Vielleicht liegt sein Wesen und seine Vollkommenheit im Wachstumsprozeß

und nicht im Besitz. Das Evangelium ist nicht ein Petrefakt. Es handelt sich vielleicht im Kern doch immer wieder — Ernst Troeltsch hat das so fein gezeigt — um Hingabe an das bereits Erworbene und um Neuschöpfung des Zukunftswertes aus einer persönlichen Aneignung des Erworbenen. Das „Objektive" liegt nicht bereit, es wird jedesmal neu geschaffen und hat „seine Verbindlichkeit in dem Ineinander des historischen Besitzes und der persönlichen gewissensmäßigen Fortbildung und Umwandlung". Dieses Objektive verlangt freilich den Mut des Glaubens (in einem gewissen Sinne flammt auch hier wieder das Absurde und das Paradox auf, von dem Brod so tief erfaßt ist), jenen demütigen Mut kraft des Absurden an die Objektivität dieses Objektiven zu glauben. Aber dieser Mut des Glaubens kommt nur aus dem Herzensidealismus und der Heiligung der Gefühle, die das Wesen der Frömmigkeit sind. Die Liebe ist früher als die Gotteserkenntnis und der Glaube. Wir lieben, um zu glauben, wir preisen, um zu besitzen. Wie hat Augustinus in den Bekenntnissen gefragt: Wer ruft dich an, wenn er dich nicht kennt? Oder ruft man dich vielleicht an, eben um dich zu erkennen?

Wien Franz Strunz

Psychologie der Kunst. Band 1: Allgemeine Grundlegung und Psychologie des Kunstgenießens. Von Richard Müller-Freienfels. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 9 Tafeln. Leipzig, Berlin 1922, B. G. Teubner. 248 S.

Die „Psychologie der Kunst" von Richard Müller-Freienfels ist bei ihrem ersten Erscheinen im 15. Jahrgang, Heft 8, S. 577ff. des „Lit. Echo" ausführlich von mir gewürdigt worden. Die mit dem vorliegenden Bande beginnende neue Auflage des bedeutsamen Werkes verdient einen kurzen erneuten Hinweis: unter Wahrung der Grundhaltung, die nicht ästhetischen Theorien, sondern psychologischen Tatsachen des künstlerischen Lebens gilt, hat der Verfasser eine umfassende Erweiterung, Umformung und Umgruppierung vorgenommen. Vielleicht sind die großen Linien zugunsten der Beobachtungsfülle etwas beeinträchtigt worden, aber dieser Mangel ist nur die Bedingung für Vorzüge, die nicht hoch genug angeschlagen werden können.

Weimar Heinrich Lilienfein

Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. Von Wilhelm Schäfer. München 1922, Georg Müller. 556 S.

„... nur deine Liebe kann seine Seele erwecken: sei du das Volk, oder es ist dir nicht da! Nur im Brunnquell der Herkunft kannst du in ihm, kann dein Volk in dir auf Erden beheimatet sein." Diese beherzigenswerten und guten Worte setzt Wilhelm Schäfer einem Werke voran, in dem er es unternimmt, die deutsche Seele in ihrem geschichtlichen Werden dem deutschen Menschen anschaulich und verständlich und damit in ihren Höhen, Tiefen und Abgründen über alles liebenswert zu machen. Vom germanischen Götter- und Heldenmythus bis in den mörderischen Weltkrieg und die notvolle Wirrnis unserer Tage geht der Weg über eine Fülle von Gestalten und Geschehnissen. Schon die Aufgabe, die hier gestellt ist, verdient Achtung. Sie zu bewältigen — eines Volkes innere Geschichte in der äußeren zu deuten, das historische Werden in typischen Szenen und Persönlichkeiten festzuhalten, Geheimstes in Schauung und Gefühl umzusetzen — bedarf es des Forschers und des Geschichtschreibers, des Philosophen und Psychologen, des Sprachmeisters, des Dichters, des Sehers in einer Person. Ich denke gewiß nicht gering von Wilhelm Schäfers Fähigkeiten. Gerade deshalb hätte ich mich gefreut, im Eingang oder Ausklang seines Buchs irgendwie angedeutet zu finden, daß er selbst das notwendige Mißverhältnis zwischen der Riesenhaftigkeit der gestellten Aufgabe und seiner, ja vielleicht jeder Kraft empfunden hat. Schäfer ist uns zuerst durch die meisterliche Erzählung von Anekdoten lieb geworden. Man soll einen Schaffenden nicht auf seine ersten Leistungen festnageln. Davon kann auch gar nicht die Rede sein. Aber zwischen der glücklichen Findung und Formung des Anekdotischen, ja auch noch zwischen der feinen Lebensgeschichte eines Menschenfreunds und einer Geschichte der ganzen deutschen Seele liegt eine weite Möglichkeit des Könnens und Versagens. Es wäre ungerecht, mit Schäfer dem Historiker und Geschichtsphilosophen zu rechten: Wertungen und Deutungen im Bereich der Geschichte sind viel zu individuell, als daß sich solcher Streit lohnte. Zumal gegenüber den Ereignissen und Personen der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit ist so ziemlich jedes Urteil falsch. Doch ich vermag auch den Schriftsteller und Dichter der „Dreizehn Bücher" nur mit Einschränkung gutzuheißen. Ich vermisse zu wahrer Größe des Stils die Einfachheit: er ist mir mehr als einmal zu wortreich, ja schwülstig, und die immerwährende Gehobenheit ermüdet. Der Dichter bleibt mir an nicht wenigen Stellen die plastische Kraft des Schauens und des Gestaltens schuldig. Liebhaber werden gern wieder und wieder Geist, Seele und Sinne durch ein blätterndes Lesen in Schäfers Buch sich anregen lassen. Als Ganzes, als eine Art Bibel der deutschen Seele und ihrer Geschichte, bleibt es hinter den Erwartungen und Ansprüchen, die es weckt, schmerzlich zurück.

Weimar Heinrich Lilienfein

Deutsche Wurzeln der elsässischen Kultur. Ein Gedenkbuch. Hrsg. vom Verband Elsaß-Lothringischer Studentenbünde. Berlin 1920, Willy Ehring. 116 S. M. 20,—.

Solange das Elsaß wieder unser war, haben sich die wenigsten Deutschen so recht mit ihm bekanntgemacht. Selbst die straßburger Professoren und Beamten, die aus Deutschland zugezogen waren, kannten nur eben ihren eigenen Kreis und etwa die Elsässer, mit denen sie amtlich zu tun hatten. Ihre Ausflüge machten sie lieber in den Schwarzwald als ins Elsaß. Und doch haben sich damals bereits die Wissenschaftler bemüht, durch Schrift und Bild darzutun, daß Elsaß' Blüte aus rein deutschen Wurzeln erwachsen ist, daß der Glanz des roi soleil sowie später die entflammenden Ideen der französischen Revolution es nicht vermocht haben, den Bauer und kleinen Bürger zu verwelschen. Was jetzt die elsaß-lothringischen Studentenbünde anstreben mit ihrer neuen Veröffentlichung, ist die logische Fortsetzung damaliger Bemühung. Aber sie wird auf bereiteren Boden fallen, als die früheren es vermochten. Denn wie nach 70 der Elsässer sich aufs Französische zu versteifen suchte, nur schwer sich dem neuen Deutschland eingewöhnte (das so ganz anders war als das mittelalterliche und naive, das in ihnen unverfälschter weiterlebte als irgendwo im deutschen Kaiserreiche), so klammert der Elsässer sich jetzt, unter der neuen französischen Herrschaft, sich enttäuscht an Deutschland an: „Das sind die Franzosen nicht mehr, wie sie früher waren —" Und so kommt diese inhaltsvolle patriotische Gabe zu guter Zeit zu ihnen. Und wird auch bei uns bessere Kenntnis, besseres Verständnis für Elsaß verbreiten.

Berlin Anselma Heine

Callots neueingerichtetes Zwergenkabinett. Herausgegeben von Wilhelm Fraenger. Faksimilierte Neuausgabe mit 50 Kupferstichen in groteskem Rahmen. Erlenbach-Zürich und München-Leipzig 1922, Eugen Rentsch.

Es ist eine bittere Erkenntnis und stimmt weder hochgemut noch heiter, daß Werke großer Kunst zuvor banalisiert und gemein gemacht werden müssen, ehe sie den Weg zum goldenen Herzen der Menge finden; und unsere Hochachtung vor dem Menschengetier wird nicht größer dabei. Es ist der bildenden Kunst nicht anders und glimpflicher ergangen als Dichtung und Musik. Um Gipfel weht herbe Luft — jene Atmosphäre, die Herr und Frau Piefke mit vollem Recht „ungemütlich" nennen. Und es hat stets und überall Mittler, Mächler und Profiteurs gegeben, deren Geschäft es war, aus anderer Leute Kunstwerk eine marktgängige, lohnende Ware zu schnitzern und zum Entzücken des Publikums eine

gemütliche Atmosphäre zu schaffen. Auch dazu gehört Geschick und besondere Begabung; der Weg zum Kitsch ist letzten Endes gar keine Sache des Wollens, sondern tiefster Wesenheit. Wilhelm Fraenger, der im gleichen Verlag die ebenso reich und sorgfältig ausgestattete Monographie der Zizenhausener Tonfiguren herausgab, die ich (L. E. XXIV, 890) hier besprach, hat eine ausgeprägte Vorliebe für diese schwachblütig gewordenen Ausläufer der Kunst, für die Versandung des einstmals Lebendigen und Starken. Seine Bücher sind eine Paraphrase obgenannter bitterer Erkenntnis, wobei ich unentschieden lasse: ward nicht ein großer Aufwand hier umsonst vertan?

Jacques Callot entwarf in seiner florentiner Frühzeit die Reihe der Gobbi, jener Zwerge, die das Leid ihrer Gebresten mit dem Adel geschmeidigster Kunst bedecken. Höckerbrust und Schwellbauch sind zu linearem Spiel erhoben, eingegangen in das Reich skurriler Formen, auferstanden aus niederer Körperwelt zu Callots mikrokosmischen Himmeln. So sah es Jacques Callot, so schuf seine Nadel — aber für Herrn und Frau Pieske mußten erst hundert Jahre vergehen, mußte alle Geschliffenheit der Form und des Geistes ins Allergröbste verballhornt werden, ehe sie ihr Behagen an dem „neueingerichteten Zwergenkabinett" fanden, in dem von Callots Kunst und Seele auch nicht ein Hauch mehr zu spüren ist, über dem sein Name nur wie eine lästerliche Blasphemie verzeichnet steht. Aber diese Gnomen und Zwerge des Kabinetts haben Schule gemacht, haben in halb Europa auf Ofenkacheln und Lebkuchenformen ein langes, vielgeliebtes Leben geführt und in den Gärten Pieskes als tönerne Wichtelmänner ihre letzten Enkel gefunden.

Wer kennt die Gobbi von Callot? — Aber die Wichtelmänner mit Gießkanne und Harke sind Allgemeingut des Volkes, sind fester Kulturbesitz. Gibt es nicht ein Bild von Millet, das mit blutigem Abendrot überm Bett jeder Näherin betet und spukt nicht der Spruch von der Sonne im Herzen durch das Allerheiligste jeder Engelmacherin und Masseuse?

Berlin E. A. Greeven

Mozart, sein Leben und seine Werke. Von Ludwig Schiedermair. München, C. H. Beck. 495 S.

Die Mozartliteratur ist im Aufnehmen begriffen. Nach Schurigs zwei Bänden (die man Anti-Jahn nennen könnte), nach Aberts monumentaler Neugestaltung Jahns bringt nun Ludwig Schiedermair eine Mozart-Biographie, die durch ihre Schlagkraft Eindruck macht: nur ein Band, kaum 500 Seiten und doch die Fülle des Stoffs mit allen anekdotischen Ornamenten, also ungefähr das Viertel von Aberts Gewaltleistung. Schiedermair kommt auch zu den gleichen Ergebnissen wie Abert, ohne von ihm beeinflußt zu sein — sein Werk entstand gleichzeitig — bringt aber Neues, vor allem durch die Ausblicke: die Nachwirkung Mozarts auf die klassischen Epigonen, die Romantiker und die Moderne bis Richard Strauß, die Kehrseite von Mozarts Aneignungskraft. Muß man doch in Mozart das aufnehmende und das verarbeitende Genie unterscheiden. Ein besonderer Vorzug Schiedermairs ist, daß man leicht Daten finden, die Werke in ihrer Herkunft (Duni, Monsigny, Philidor, Guglielmi, Schobert, Londoner Bach) übersehen, mit einem Wort, daß man, so simpel es klinge, nachschlagen kann, ein Vorzug, der vielen rein ästhetisierenden Biographien als Vorbild dienen darf. Man nimmt in Kauf, daß er Konstanzens Bild zu ihren Gunsten, das Mozarts als Ehemann zu dessen Ungunsten färbt, wohl eine Reaktion auf Schurig, bei dem Konstanze zum weiblichen Ungetüm wird (ihr Zeitgenosse, Peter Winter nannte sie ja nur „Luder"). Schiedermairs kulturgeschichtliche Umsäumungen der einzelnen Kapitel sind ausgezeichnet, er stellt den Musiker in die Zeitsphäre, tut darin nur manchmal zu viel. Die erste Einleitung (Protestantenvertreibung aus Salzburg) würde nur dann Eröffnungsakkord sein können, wenn Mozart vorwiegend katholischer Musiker gewesen wäre wie Bruckner. Die Einleitung zum prager Kapitel finge besser mit dem zweiten Absatz an („Böhmen im 18. Jahrhundert, das Vaterland der deutschen Musik"), als mit dem Dreißigjährigen Krieg. Auch störte mich der Gebrauch von „monatlich" und „wöchentlich", wo monatig und wöchig stehen muß, wie etwa bei Abert der ewig wiederkehrende „Absenker". Das sind Kleinigkeiten, die den überragenden Wert des mit wissenschaftlicher Ruhe und Reife informierenden Werks nicht schmälern, die man nur erwähnt, weil man es schätzt. Kurz: man freut sich, nach den beiden „langen" einen „kurzen" Mozart zu besitzen, der dem Musiker wie dem Laien dienlich ist.

Wien Ernst Decsey

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

X

Neue Deutsche Beiträge

Von Alfred Brust (Heydekrug)

Von den Literaturen aller Völker ist die deutsche diejenige, welche ihre Eigenart am wenigsten zu wahren gewußt hat. Natürlich hat darunter auch die Dichtkunst gelitten; denn es wird jeder gebildete Mensch die dänische, die schwedische, die englische, die französische, die russische, die japanische usw. Dichtkunst, wenn auch nicht mit wenigen Worten fest umreißen, so doch ein klares Bild derselben im Geiste fassen können. Und wieder hieraufhin wird er sich mit Sicherheit ein ziemlich oder restlos einwandfreies Urteil über Menschheitsweg und Geist des betreffenden Volkes bilden. Dies aber will doch sagen, daß die Dichtung in jenen Völkern bodenständig geblieben ist, daß Übersetzung fremdländischer Dichtung in die Sprachen jener Völker ihrer eigenen Dichtung nichts habe antun können. Jene Dichter singen unbeeinflußt durch das Fremdland aus dem Busen ihrer Völker.

O Heimatsbrüder! Nicht sagen darf ich dies von unseren deutschen Dichtern, wenn ich sie als Gesamtheit fasse und von ihren Einzelwesenheiten absehe. Und als Gesamtheit muß ich sie doch fassen, wenn ich ihrer in bezug auf die fremdvolklichen Dichtungen gerecht werden will. Nicht kümmern soll uns hier der Stoffkreis deutscher Dichtung, der in seinem Umfang Erd- und kosmischen Geist verrät. (Das Kleben des Stoffes an dem Boden ist in einem Zeitalter, wie wir es zu durchleben haben, eine schmerzliche Armut.) Kümmern aber muß uns doch die Feststellung der Kritik, daß bei ganz bedeutenden Werken deutscher Dichtung deren Schöpfer diesem oder jenem fremdländischen Einfluß unterlegen ist. Und das Gesamtbild deutscher Dichtkunst ins Auge gefaßt, wird man aussagen müssen, daß die deutschen Dichter am Werke sind, die deutsche Dichtung zu entvolklichen. Ich will nicht den Beweis antreten — nicht weil es schwer, sondern weil es zu umfangreich würde — welche Dichter und Werke (mitunter unbewußt) fremdländischen Einflüssen erlegen sind und welchen Eindruck und welche Verbreitung sie sich im deutschen Volke errungen haben. Wenn wir hinzufügen die musterhaften Übersetzungen fremder Dichtkunst in deutsche Sprache, so kommt nur ein Bruchteil deutschlebige Dichtung in unser Volk und wieder hiervon wird nur Einzelnes verstanden, während das Meiste dem Verständnis späterer Generationen vorbehalten bleibt. Die notwendige Folge davon ist die Entnationalisierung des deutschen Volksgeistes, was ich nicht womöglich mit „schlimm" oder „schlecht", sondern mit „schwer" bezeichnen möchte. Denn das Deutsche lodert unentwegt im deutschen Menschen — und genau durchdacht, gelangt man zu der erschütternden Gewißheit, daß das Deutschtum das schwere Erbe des der Erfüllung entgegenneigenden Judentums in überschwänglicherem, in mystischem, in ganz unabsehbarem Maße wird antreten müssen.

In diesen Abwärtsstrom der Entnationalisierung (man wird ihn einst Emporsturz heißen!) werden von Zeit zu Zeit schwere Dämme gebaut. Die sind wichtig, daß der Strom nicht verflache und versande. Und solch ein neuer Damm ist im Werden begriffen. Ich meine die Publikation „Neue Deutsche Beiträge", die Hugo v. Hofmannsthal im Verlag der Bremer Presse in München erscheinen läßt. Der ersten

Folge erstes Heft (es erscheinen drei Hefte im Jahre) liegt vor. Elf Bogen Umfang.

Diese neue Schrift konnte sich gar nicht passender einführen, als mit den beiden hauptsächlichen Beiträgen ihres ersten Heftes: „Das Salzburger große Welttheater" von Hofmannsthal und „Goethes selige Sehnsucht" von Florens Christian Rang. Kleinere, mit unbedingt sicherem Griff gewählte Beiträge runden das Heft zu einer unantastbaren Geschlossenheit, die nur mit einem Ausdruck zu umreißen ist: Gewaltig Deutsch! — Von allem, was von Hofmannsthal vorliegt, ist „Das Große Welttheater" in grober Holzschnittmanier ein Höhepunkt. Stark, aber glasklar ist die Zeichnung, ist das Seelenspiel mit heutzutag einzig dastehender Sicherheit zu Ende geführt. Ein halb Dutzend Seelen, ein Engel und das hier in Vorwitz und Widerspruch geteilte Wesen, das morgenländische Völker den „Flüsterer" nennen, führen das ewige Spiel vom Schmerz des leiblichen Lebens vor; zu demjenigen Ende, das uns die Religionen aller Völker verbürgt haben. Es ist nicht ersichtlich, wie weit sich Hofmannsthal an das altdeutsche Mysterienspiel gehalten hat — und das ist auch nicht wichtig. Wichtig festzustellen aber ist, daß ihm diejenige Naivität fehlt, die jene alten Spiele über jede Dramatik von heute weit hinaushebt. Wo Hofmannsthal naiv ist, ist er nicht urwüchsig, sondern schöngeistig. Doch ich bin entfernt davon, dieses als Mangel hinzustellen. Es ist ein Unterschied.

Florens Christian Rang gibt in seinem Aufsatz voll unerhörter Wucht eine vollkommene Neueinfühlung in den Gedankenkreis Goethes. In einer Zeit wahl- und sinnloser Goetheanbetung tat diese Stimme bitter not. Hier paßt ein Mensch, mit reichstem Innenleben, seine christliche, seine apokalyptische Weltauffassung Goethes Gedicht „Selige Sehnsucht" und darüber hinaus dem ganzen Diwan an, ohne jedoch Goethe zu sich hinüberziehen zu wollen. Von jedem Wort des Leitgedichtes aus öffnet Rang eine große, in Weisheit und Seligkeit erschütternde Innenwelt. Und auch wer Goethe weniger sympathisch gegenübersteht als die allermeisten Mitmenschen, wird zum wenigsten bekennen müssen: Wenn schon Goethe, dann nur so! — — Sollten die Goetheforscher nun endgültig beweisen können, daß der Vers: „Und so lang du das nicht hast" — nicht von Goethe, sondern aus einem alten Stammbuch herrührt, so werden einige Abschnitte dieser Arbeit in bezug auf Goethe hinfällig werden; in bezug auf die Menschheit aber niemals! Und dies ist hier diesmal die Hauptsache ...

Derartige grunddeutsche Beiträge sind natürlich nicht dazu angetan, die oben gekennzeichnete Entnationalisierung des deutschen Geistes, die Dehmel so herrlich in seinem Gedicht „Deutsche Sendung" besingt, aufzuheben oder auch nur aufzuhalten! Gerade die tiefe Wirkung des west-östlichen Diwans läßt das gar nicht mehr zu. Aber sie sind ungemein wichtig zur Prägung derjenigen Eigenart, die der deutsche Mensch der Zukunft als die Krone des Daseins zu tragen hat.

Wer das nicht versteht, mag wenigstens diese Tatsache seinem Bewußtsein beiprägen, daß England das Fleisch der Erde in seinen Besitzkreis einbezog; Deutschland aber eignete sich den Geist dieser Menschheit an. Gewöhnt man sich daran, auch ein ganzes Volk als „Ein Mensch" zu betrachten, dann wird es nicht schwer fallen, an Hand des trotz aller Buntheit stets üblichen Menschenschicksals die Zukunft und die Lösung eines Volkes zu erschauen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Henrich Seedorf ist nach einer Meldung vom 11. September, im Alter von neunundfünfzig Jahren, in Bremen gestorben. Er war Direktor der dortigen Stadtbibliothek und als Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch tätig.

Georg Christian Stephany, der seit 1919 dem Redaktionsverband der Düsseldorfer Nachrichten angehörte, ist im Alter von vierundvierzig Jahren in Düsseldorf gestorben.

Frederic W. Dickingson ist nach einer Meldung vom 2. September in London gestorben. Er war lange Jahre hindurch Chefredakteur des Reuterschen Bureaus.

Jindrich Fleischner ist in Berlin, Mitte August, in seinem einundvierzigsten Lebensjahr gestorben. Er galt als einer der hervorragendsten tschechischen Schriftsteller und hat sich namentlich durch seine philosophischen, auf der Grundlage der modernen Technik aufgebauten Essays rühmlichst hervorgetan. Seine Liebe zu Goethe hat er durch eine sorgfältige Übersetzung der „Wahlverwandtschaften" an den Tag gelegt. Seine Äußerungen zur Judenfrage wurden viel beachtet.

Servác B. Heller, der langjährige Leiter der „Národni listy" ist am 2. September in Bad Kissingen, siebenundsiebzigjährig, verschieden. Der namhafte tschechische Journalist, der mit S. Cech lange Jahre die führende belletristische Monatsschrift „Kvety" herausgab, war auch politisch tätig. Seine zahlreichen Romane, zumal aus dem russischen Leben, sind beliebte Unterhaltungslektüre; höher dürfte jedoch der Wert seiner literarischen, politischen und gesellschaftlichen Erinnerungen anzuschlagen sein.

* * *

Hermann Stegemann ist zum Honorarprofessor für neuere Geschichte an der Universität München ernannt worden, eine Berufung, zu der seine vierbändige „Geschichte des Krieges" den Anlaß gegeben hat. Stegemann hat in München und Zürich Philosophie und Literatur studiert, war Professor am Internationalen Institut daselbst und Dramaturg des züricher Theaters. Er war später Feuilletonredakteur des „Bundes" in Bern.

Friedrich Munding, bislang Chefredakteur der „Konstanzer Zeitung", ist mit dem Titel Regierungsrat in die Presseabteilung der Mecklenburger Regierung berufen worden.

Ernst Toller ist von dem Auslandkomitee der „Internationalen Arbeiterhilfe", der er den Ertrag aus der Buchausgabe seiner „Maschinenstürmer" in Höhe von 5000 M. überwiesen hat, zum Ehrenmitglied ernannt worden, eine Ehrung, die außer ihm nur Maxim Gorki zuteil geworden ist.

Friedrich Düsel, feierte am 1. Oktober sein fünfundzwanzigjähriges Redakteurjubiläum an „Westermanns Monatsheften", für die er seit 1900 als verantwortlicher Leiter und Herausgeber zeichnet und an denen er vorher neben seinem Vorgänger, Adolf Glaser, tätig war.

Anläßlich des zehnten Todestages von Jaroslav Vrchlický sind dessen Geburtshaus in Lausanne und sein Todeshaus in Taus mit Gedenktafeln geschmückt worden.

Im Ratibower Tal, das den Schauplatz der tschechischen Landidylle „Babička" (Die Großmutter) von Božena Nemcova bildet, ist im Sommer ein originelles Denkmal enthüllt worden, das die Hauptpersonen der berühmten Erzählung versinnbildlicht.

Auf dem wilnaer jüdischen Friedhof ist ein Denkmal zur Erinnerung an A. Weiter (Eisik Meier Devinski) enthüllt worden, der in den Pogromtagen des Jahres 1919 ums Leben gekommen ist. Weiter hat sich durch seine Dramen „Der Stumme" und „Im Feuer", sowie durch essayistische Publikationen ein bleibendes Andenken gesichert.

* * *

Das thüringer Ministerium für Volksbildung hat der deutschen Schillerstiftung einen Betrag von 10000 M. überwiesen.

Friedrich Dülbergs Schrift „Drama und Reichsgedanke", von der Hans Knudsen (L. E. XXIII, 699) sagt, daß sie von einem Manne geschrieben sei, der von gekränktem Nationalismus ebenso frei sei, wie von der jetzt üblichen dekadenten Anbiederei, der seine Deutschheit betone, ohne die Pflicht zu verkennen, „am gemeinsamen Geistesau-

…ich der Kulturvölker teilzunehmen", ist in den Verlag …Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart übergegangen.

Eine tschechische Übersetzung von Immermanns …erlin" ist aus dem Nachlaß von Jaroslav Vrchlicky …Ottokar Fischer (mit einem Vorwort und Anmer-…gen des Herausgebers) veröffentlicht worden. Sie stammt …dem Frühling 1904.

Das bekannte Handbuch der tschechischen Literatur-…ichte „Prehledne dejiny ceske literatury" von Jan …Novak und Arne Novak ist bereits in der dritten …ndlich umgearbeiteten Auflage erschienen, die den Stoff …in unsere Tage sichtet und zusammenfaßt.

Uns wird geschrieben:

Der von Friedrich Schönemann (L. E. XXIV, 1402) …eteilte Brief des Bürgermeisters Binder, datiert: „Nürn-…, den 19. Februar 1833" entspricht Wort für Wort der …Binder nach dem Tode Hausers veröffentlichten Anzeige.

In dem (Nürnberger) „Korrespondenten von und für …chland" vom 19. Dezember 1833, in der „Allgemeinen …ung" (Augsburg) vom Freitag, den 20. Dezember …34) und der „Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung" … 21. Dezember 1833 liest man:

Todes-Anzeige.

Kaspar Hauser, mein geliebter Curand, ist nicht mehr. …arb zu Ansbach gestern nachts 10 Uhr an den Folgen … am 14. d. durch einen Meuchelmörder erlittenen Ver-…ung.

Ihm, dem Opfer greuelvoller elterlicher Unnatur, …um die Rätsel gelöst, an welche die Vorsehung sein …ges Dasein geknüpft hatte. Im ewigen Frühling …eits wird der gerechte Gott ihm die gemordeten Freuden … Kindheit, die untergrabene Kraft der Jugend und die …ichtung für ein Leben, das erst seit fünf Jahren ihn … Bewußtsein des Menschen erhoben hatte, reich vergelten. Friede seiner Asche!

Nürnberg, am 18. Dezember 1833.

Binder, erster Bürgermeister.

Das von Schönemann mitgeteilte Datum des 19. Fe-… 1833 muß ein Irrtum sein, denn Hauser starb am …Dezember 1833. Wenn Binder den Brief persönlich …rieben hat, so ist entweder der Monat Februar oder das … 1833 falsch. Mutmaßlich muß es „den 19. Dezember …" lauten. Er kann den Brief aber den 19. Februar 1834 …rieben haben, was mir jedoch unwahrscheinlich ist.

Görlitz Simon

Unser polnischer Mitarbeiter, Hermann Sternbach, …ow (Gal. Polen) schreibt uns:

Zur Notiz des Herrn Alfred Brust (L. E. XXIV, … erlaube ich mir folgende Mitteilung zu machen: Der … „Tamara" geht auf „Tamar" zurück und ist nicht …ischer, sondern biblischer Herkunft. Wir finden ihn Ge-…8,6: „Und Juda gab seinem ersten Sohn Ger ein Weib, …ieß Tamar." Ferner Samuelis II, 13: „Und es begab … darnach, daß Absalom, der Sohn Davids, hatte eine … Schwester, die hieß Thamar; und Amnon, der Sohn …ids gewann sie lieb." Die in dem erwähnten Kapitel …uelis berichtete Liebe Amnons zu Thamar hat — … mir bekannt — literarisch zuerst der hebräische Schrift-… A. Mapu (gest. 1867) in seinem Roman „Ahawath … (Die Liebe Zions) verwertet (es ist auch eine deutsche …etzung des Romans vorhanden), wo Amnon und Thamar …ermaßen Romeo und Julie des Orients sind. Ohne … Rücksicht zu nehmen, wie die Liebesaffäre in Samue-… verläuft, sagen die Juden des Ostens noch heute von … — zumal schönen — verliebten Paar: „Sie lieben … wie Amnon und Thamar" (Sich = einander).

Thamar heißt hebräisch: die Palme und zwar die …palme (arab.: tamar hendi = Tamarrinde). Das an-…te a am Ende — Tamara — ist eine Slawisierung des …ens, wie sie uns auch bei Miriam—Mirjama, Esther—… und anderen weiblichen Namen biblischer und christ-licher Herkunft begegnet. Das End-A bezeichnet im Slawischen zugleich eine Feminisierung, sofern der Name männlichen Ursprungs ist. So: Albin—Albina, Ludwik—Ludwika, Wladimir—Wladimira, Karol—Karola, Marcel—Marcela usw. Daß das Grusinische in diesem Falle (Tamar—Tamara) vom Russischen beeinflußt ist, scheint mir ohne Zweifel."

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Bechstein, Ludwig. Hexengeschichten. Hrsg. von Gustav Meyrink. Wien, Rikola-Verlag. 300 S.

Boßhart, Jakob. Zwei Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Hartwig Jeß. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bd. VI.) Leipzig, H. Haessel. 104 S.

Bruun, Laurids. Bedingt begnadigt. Roman. Berlin, Gyldendalscher Verlag, A.-G. 204 S.

Däubler, Theodor. Das Nordlicht. (Genfer Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag. Bd. I: 615 S. Bd. II: 622 S.

Haas, Rudolf de. Unter den australischen Goldgräbern. Berlin, Aug. Scherl G. m. b. H. 274 S. Geb. M. 100,—.

Huna, Ludwig. Die Mädchen von Nettuno. (Der Borgio-Trilogie Schlußband.) Leipzig, Grethlein & Co. 478 S.

Kapralik, Eduard. Geschichten aus dem Trödelladen. Wien, Rikola-Verlag. 160 S. M. 65,— (90,—).

Kurts Maler. Prinzessin Lonkadia Wengerstein. Ein Lieblingsroman des deutschen Volkes. (Die Mitteilung dieses von adliger Warte geschriebenen Romans an die Tiefen der Menschheit ist übernommen worden von Alfred Hein.) Freiburg i. B., Ernst Guenther. 63 S. Geb. M. 60,—.

Nitschke, Wilhelm. Der neue Glaube. Ein Arbeiterroman. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 182 S.

Stratz, Rudolf. Die zwölfte Stunde. Novellen. Berlin, Aug. Scherl G. m. b. H. 113 S.

Weittenhiller, Eberhard von. Flirrebunt. Die Geschichte eines Gedankens, der sich selbständig machte. Reichenberg i. B., Gebrüder Stiepel G. m. b. H. 155 S.

Zerkaulen, Heinrich. Mit Federkiel und Tintenklecks. Menschen, Fahrten, Zwischenklänge. Warendorf, Heimatverlag der J. Schnellschen Buchhandlung, C. Leopold. 151 S.

Nerval, Gérard de. Erzählungen. In drei Bänden. Ausgewählt und übertragen von Alfred Wolfenstein. München, Drei Masken Verlag. 134 S.

Deledda, Grazia. Die Mutter. Roman. Berechtigte Übersetzung von Frida Schanz. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 144 S. Geb. M. 40,—.

Desmond, Shaw. Demokratie. Roman. Übersetzt von Hermynia zur Mühlen. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 245 S.

Gábor, Andor. Dr. Niemand. Die Geschichte einer Karriere Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ernst Goth. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl). 313 S. Geb. M. 100,—.

Szép, Ernö. Lila Akazien. Ein altmodischer Roman. München, Drei Masken Verlag. 303 S.

Barbarani, Berto. I sogni. Roma-Milano, A. Mondadori. 207 S.

San Secondo, Rosso di. Ho sognato il vero dio. Viaggio in paradiso. Roma-Milano, A. Mondadori. 30 S.

Lyrisches und Episches

Altdeutsche Minnelieder. Übertragen aus dem Mittelhochdeutschen von R. Zoozmann. (Amalthea-Damenbrevier, Kleinodien der Liebe, Bd. IV.) Wien, Amalthea-Verlag. 63 S.

Ehrenkrook, Gustav Adolf von. Das Hohelied und der Psalter. (Minnesang und Liebesmesse.) Sulzbach, J. E. v. Seidel. Geb. M. 40,—.

Haas, Wilhelm. Des Herzens wundersam Gebet. Neue Verse. Cassel, Edda-Verlag, Max Ahnert. 28 S.

Lehmann, Henni. Es singt das Meer. Sonette und Terzinen. Weimar, Wolf von Kornatzki. 96 S.

Östliche Rosen. Liebeslieder aus Sonnenaufgangsländern. Gesammelt und hrsg. von Richard Zoozmann. (Amalthea-Damenbrevier. Kleinodien der Liebe. Bd. V.) Wien, Amalthea-Verlag. 84 S. Geb. M. 130,—.

Schneller, Karl. Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. 115 S.

Dramatisches

Croce, Benedetto. Ariost. Shakespeare. Corneille. Übertragen von Julius Schlosser. Mit 3 Bildnissen. (Amalthea-Bücherei, 26. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag. 395 S. M. 125,— (175,—).

Hofmannsthal, Hugo von. Das Salzburger Große Welttheater. Leipzig, Insel-Verlag. 97 S.

Stümcke, Hellmuth. Wanderseele. Leipzig, Quelle & Meyer. 92 S. M. 40,—.

Literaturwissenschaftliches

Ehrismann, Gustav. Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Teil. Die mittelhochdeutsche Literatur. 1. Frühmittelhochdeutsche Zeit. (Handbuch des deutschen Unterrichts, Bd. VI, 2.) 358 S.

Frey, Adolf. Lieder und Gesichte. Ausgewählt und eingeleitet von Gottfried Bohnenbluft. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. IV.) Leipzig, H. Haessel. 78 S.

Geßner, Salomon. Dichtungen. Ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. II.) Leipzig, H. Haessel. 92 S.

Haenisch, Konrad. Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 191 S.

Hoffmann, E. T. A. Briefe. Eine Auswahl. Hrsg. und eingeleitet von Richard Wiener. (Romantik der Weltliteratur.) Wien, Rikola-Verlag. 231 S. M. 100,— (125,—).

Fechter, Paul. Gerhart Hauptmann. Dresden, Sibyllen-Verlag. 158 S.

Das gut alt teutsch Schwankbuch. Aus dem Mittelhochdeutschen sinngetreu, gereimt und ungereimt, in unserer Zeiten Sprache übertragen von Ernst von Wolzogen. Wolfenbüttel, Verlag der Freude. 142 S. M. 40,— (80,—).

Marcuse, Ludwig. Gerhart Hauptmann und seine Werke. Berlin, Franz Schneider. 220 S.

Meyer, Conrad Ferdinand. Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Eduard Korrodi. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. III.) Leipzig, H. Haessel. 113 S.

Steinitzer, Alfred. Shakespeares Königsdramen. Geschichtliche Einführung. Mit 37 Vollbildern, 5 Kartenskizzen und 14 Stammtafeln. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 347 S.

Wehrhan, K. Das niederdeutsche Volkslied „Van Herrn Pastor siene Koh“ nach seiner Entwicklung, Verbreitung, Form und Singweise. Leipzig, Otto Lenz. 105 S. M. 18,—.

Burnet, Gilberti. Des berühmten englischen Bischoffs zu Salisbury getane Reise durch die Schweiz, Italien, auch einige Oerter Deutschlands und Frankreichs und derselben curieusen Beschreibung aus dem Jahre 1693. (Der Brunnen.) Wolffenbüttel, Verlag der Freude. 89 S.

Verschiedenes

Alliata, Giulo. Die Planetenanomalien im Weltbild der Äthermechanik. Leipzig, Otto Hillmann. 16 S. M. 7,50.

— ! Negative Elektronen! Kritische Betrachtung. Leipzig, Otto Hillmann. 16 S. M. 7,50.

Bauernrätsel. (Böhmerwäldler Volksbücherei, Heft I.) Passau, M. Waldbauer. 59 S.

Bierbaum, Max. Papst Pius XI. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit 20 Abbildungen. Köln, J. P. Bachem. 180 S. Geb. M. 110,—.

Boehn, Otto. Wege zur Freimaurerei. Gedanken über die Entwicklung des Menschentums. Berlin, Alfred Unger. 92 S. M. 16,—.

Brupbacher, Fritz. Um die Moral herum. Hamburg, Carl Hoym Nf. 182 S.

Buchenau, Artur. Gegenwartsaufgaben und Zukunftsprobleme der deutschen Freimaurerei. Berlin, Alfred Unger. 14 S. M. 4,—.

Frontstimmen zur Frage: Konnten wir im November 1918 weiterkämpfen? Bearbeitet von von Held und Anker. (Flugschrift „Der Anker“, 2.) Berlin, Verlag Universitas. 37 S.

Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe 1881—1882. Leipzig, K. F. Koehler. 186 S. Geb. M. 240,—.

Heide, Walther. Deutschlands Verletzungen des Völkerrechts im Urteil feindlicher und neutraler Stimmen. (Flugschrift „Der Anker“, 4—6.) Berlin, Verlag Universitas. 98 S.

Historische Volkslieder der deutschen Schweiz. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Otto von Greyerz. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. I.) Leipzig, H. Haessel. 85 S.

Keller, Ludwig. Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und des öffentlichen Lebens. Mit einer Einführung von August Horneffer. Berlin, Alfred Unger. 169 S. M. 45,— (70,—).

Kracauer, Siegfried. Soziologie als Wissenschaft. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung. Dresden, Sibyllen-Verlag. 176 S.

Morin O. S. B., Dom Germain. Mönchtum und Urkirche. Übersetzt von Benedikta von Spiegel O. S. B. München, Theatiner-Verlag. 197 S. Geb. M. 80,—.

Neumann, Otto Philipp. Freimaurertum. Geschichte, Wesen und Ziele mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Freimaurerei. Berlin, Alfred Unger. 112 S. M. 40,—.

Richter-Bozen, Gustav. Gott und die Wissenschaft. Eine Streitschrift. Leipzig, Otto Hillmann. 64 S. M. 20,— (36,—).

Schmidt, Paul Ferdinand. Biedermeiermalerei. Zur Geschichte und Geistigkeit der deutschen Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit 137 Abbildungen. München, Delphin-Verlag. 254 S.

Strohmeyer, Hans. Vom Geist und Wesen der Erziehungskunst. Ein Wegweiser für Lehrer und Erzieher. Berlin, Otto Salle. 127 S. M. 18,—.

Thurnwald, Richard. Psychologie des primitiven Menschen. (Handbuch der vergleichenden Psychologie, I, 2.) München, Ernst Reinhardt. 320 S. M. 80,—.

Newman, John Henry. Sankt Philippus Neri. Zwei Vorträge über seine Mission nebst einer Novene und Gebeten zu den Heiligen. Zur 300. Wiederkehr der Kanonisation des Heiligen. München, Theatiner-Verlag. 110 S. Geb. M. 55,—.

Bibliothek der Kunstgeschichte. Bd. 16. Schmidt, Die romanische Kunstgewerbe in Deutschland. — Bd. 17. Strzygowski, Die Landschaft in der nordischen Kunst. — Bd. 18. Luz, Holzfiguren der deutschen Gotik. — Bd. 19 20. Wulff, Donatello. — Bd. 21. Börger, Griechische Münzen. — Bd. 22. Friedländer, Die niederländischen Romanisten. — Bd. 23. Mayer, Der spanische Nationalstil des Mittelalters. — Bd. 24. With, Chinesische Steinschnitte. — Bd. 25. Kuhn, Anselm Feuerbach. — Bd. 26. Schlosser, Francisco Goya. — Bd. 27. Tietze-Conrat, Die Delfter Malerschule. — Bd. 28. Römstedt, Die Anfänge der Gotik in Deutschland. — Bd. 29. Pinder, Die Pietà. — Bd. 30. Burchard, Chinesische Grabkeramik. — Leipzig, E. A. Seemann. Durchschnittlich 10 S. Text und 20 Abbildungen.

Inselbücherei. Nr. 340. Der erste Beernhäuter. Mit Bildern von Marcus Behmer. — Nr. 341. Tolstoi, Der lebende Leichnam. Übersetzt von H. Röhl. 77 S. — Nr. 342. Aus Gerhard Tersteegens Briefen. 65 S. — Nr. 343. Moore, Die Wildgans. Übersetzt von Clara Barth und Max Freud. 79 S. — Nr. 344. v. Scholz, Vincenzo Trappola. 61 S. — Nr. 345. Fechner, Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen. 76 S. — Nr. 346. Kalidasa, Sakuntala. Übersetzt von Carl Cappeller. 91 S. — Nr. 347. Altjüdische Legenden. Eine Auswahl aus dem Born Judas von M. J. bin Gorion. 75 S. — Nr. 348. Eugène Delacroix, Englische, marokkanische und spanische Reise. Übersetzt von Hans Graber. 73 S. — Nr. 349. Stefan Zweig, Die Augen des ewigen Bruders. Eine Legende. 63 S. — Nr. 350. Auslegung des Lebens Jesu Christi. Eine Holzschnittfolge aus dem Leben Jesu Christi. 60 S.

Redaktionsschluß: 16. September

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: K... Haug, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107. Erscheinungsweise: monatlich zweimal. — Bezugspreis: vierteljährlich 120 Mark. — Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich: in Deutschland und Österreich 138 Mark. — Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile 6 Mark. Beilagen nach Übereinkunft.

1922 1. November Heft 3

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

An unsere Leser!

Der Beginn des 25. Jahrgangs unseres **„Literarischen Echo“**, der uns von allen Seiten erneute Beweise lebendigsten Interesses brachte, ist in eine Zeit täglich wachsender, ungeahnter wirtschaftlicher Schwierigkeiten gefallen. Preissteigerungen wie: 500facher Papierpreis, 250fache Druckkosten usw., denen bis jetzt eine nur 30fache Erhöhung des Echo-Bezugspreises gegenübersteht, werfen jede Vorausberechnung über den Haufen. Doch wir wollen, allen Hindernissen zum Trotz, unsere Zeitschrift auch im neuen Vierteljahrhundert weiter- und emporführen, müssen aber unsere Freunde, die uns geistige Gefolgschaft leisten, bitten, auch ihr wirtschaftliches Verständnis zu zeigen und uns für die Monate November/Dezember eine Nachzahlung von je 40 Mark, also im ganzen

80 Mark

zu bewilligen, wodurch, wie wir ausdrücklich bemerken möchten, noch nicht entfernt auch nur die Kosten der Herstellung gedeckt sind. Wir bitten Sie, uns den Betrag durch beiliegendes Postscheckformular gütigst überweisen zu wollen.

Verlag des Literarischen Echo

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 3. 1. November 1922

Die meistgelesenen Bücher

Nach einer Anfrage an Volksbüchereien

Von Hans Joachim Homann (Charlottenburg)

Ebenso wie im Vorjahr hat die Schriftleitung des „Lit. Echo" auch jetzt bei einer großen Anzahl deutscher volkstümlicher Büchereien (Stadtbüchereien und Lesehallen) eine Umfrage nach den meistgelesenen Büchern des vergangenen Jahres (1921—1922) veranstaltet. Die Ergebnisse sollen hier mit einigen erläuternden Anmerkungen mitgeteilt werden. Durch die Resultate der Umfrage des Vorjahres belehrt (vgl. den Bericht in der „Ernte des L. E.", Bd. 3, S. 96 ff.), wählte man diesmal eine Form der Fragestellung, die zweierlei Auskunft erbat: „welche Autoren (bzw. Bücher) von der Leserschaft unserer volkstümlichen Büchereien selbst am meisten verlangt, und welche von den Büchereien selbst am meisten gepflegt werden". Denn es mußte bedacht werden, daß „die Tatsache der Meistgelesenheit eines Autors oder eines Werkes sozusagen die Diagonale im Parallelogramm zweier Kräfte darstellt, nämlich des literarischen Massengeschmacks und der literarischen Mode einerseits und der literarisch-pädagogischen Bemühungen der Büchereien andererseits". Erst die Kenntnis jeder einzelnen von diesen beiden Kräften ermöglicht eine richtige Beurteilung jener Tatsache der Meistgelesenheit, eine richtige Einschätzung der allgemeinen „Beliebtheit" eines Autors und ebenso eine gerechte Bewertung der Arbeit der Büchereien im Dienste des guten Buches.

Folgende deutsche Autoren wurden als meistverlangte genannt: Herzog (18mal genannt), Ganghofer (15), Viebig (14), Löns (14), Stratz (12), Fedor und Hans von Zobeltitz (11), Heer (10), Paul Keller (9), Frenssen (8), Zahn (8), Sudermann (8), Gerstäcker (8), Boy-Ed (7), Bonsels (7), Ompteda (6), Polenz (6), Speckmann (6), Hesse (6), Freytag (6), Rosegger (5), Gottfried Keller (5); je viermal genannt: Zahn, Gerhart Hauptmann, Höcker, v. Lauff, Raabe, Schreckenbach, Fritz und Richard Skowronnek, Stegemann; je dreimal genannt: Bartsch, Busch, Diers, Ebner-Eschenbach, Fock, Grabein, Greinz, Handel-Mazetti, Holländer, Thomas Mann, Perfall, Rose, Rittland, Villinger, Voß, Thoma; je zweimal genannt: Berend, Bloem, Brackel, Brausewetter, Enking, Fontane, Carl Hauptmann, Kellermann, Kretzer, Heinrich Mann, Gabriele Reuter, Storm, Wassermann, Wildenbruch, Wolzogen; je einmal genannt: Adlersfeld-Ballestrem, Anzengruber, Auerbach, Berlepsch, Blomberg, Böhlau, Brandenfels, Lilly Braun, Bülow, Burg, Christaller, Max Dauthendey, Dill, Eschstruth, L. Frank, Gillhoff, Hegeler, Herbert, Hoffensthal, Eduard Graf Keyserling, Kolbenheyer, E. König, Kühl, Land, Lie, Liliencron, Lilienfein, Möllhausen, v. Molo, Müller-Guttenbrunn, Nabl, Riese, Parlow, Presber, Fritz Reuter, Sapper, Schanz, Schlicht, Schnitzler, Stehr, Sommer, Supper, Werder, Julius Wolff, Zabel.

Die nur selten und gar die vielen nur einmal Genannten unter diesen Autoren mögen ihre Erwähnung oft einem belanglosen Zufall verdanken. Die Liste wurde trotzdem in voller Ausführlichkeit hier mitgeteilt, weil jede Auslassung willkürlich hätte sein müssen und weil gerade die Vielfältigkeit der Interessen der Leserschaft recht charakteristisch ist. — Ein im strengen Sinne genaues statistisches Zahlenmaterial über die meistverlangten Bücher läßt sich nicht beschaffen. Die Büchereien zeichnen — wohl ausnahmelos — nicht die einzelnen Anfragen, Wünsche und Bestellungen der Leser auf, sondern nur die Entleihungen. Nun pflegt gerade von den beliebtesten Autoren ein Buch oft ein dutzendmal verlangt zu werden, während es verliehen ist (obwohl gerade von diesen Werken meist mehrere Exemplare eingestellt werden), und diese vergeblichen Anfragen werden nicht notiert. Andererseits ist es der Kontrolle der Bücherei selbstverständlich stets entzogen, ob ein Buch nur vom Entleiher und nicht auch von seinen Verwandten und Bekannten gelesen wird. Beide Umstände aber würden, wenn sie nachgewiesen werden könnten, zweifellos eine noch stärkere zahlenmäßige Überlegenheit der angeführten Autoren herbeiführen.

Wenn man nun diese Reihe von Namen überschaut und sein Augenmerk auf die 30—50 Meistgenannten richtet, wenn man ferner sein gewohntes literarisch-ästhetisches Urteil über die Autoren zunächst einmal in den Hintergrund schiebt und mehr an

die primitiveren Werte ihrer Bücher für die Unterhaltung auch literarisch anspruchsloser Leser, für die Erweiterung ihres Gesichtskreises, die Ausbildung ihrer Lebenskenntnis denkt, so wird man diese Auswahl, die die Leserschaft der Büchereien selbst getroffen hat, im ganzen nicht zu unerfreulich nennen können. Am bezeichnendsten ist wohl, daß der vor Jahren nahezu allein herrschende reine Gesellschafts- und Liebesroman sehr zurückgetreten ist. Neun Zehntel der jetzt meist gelesenen Autoren sind den Heimatdichtern im engeren oder weiteren Sinne zuzurechnen. Die Vorliebe für optimistische, ein wenig schönfärberische Bücher ist bestehen geblieben. Im ganzen hat man sich aber an etwas derbere Kost gewöhnt. Wenn auch ein wirklich echter Realismus noch nicht oft gewünscht wird, so hat man sich doch der übelsten Backfisch-Sentimentalität entwöhnt. So ist z. B. die Eschstruth, die im Vorjahr an fünfter Stelle stand, weit in den Hintergrund gerückt. Die typischen Optimisten, Herzog und Ganghofer, haben ihre „führende Stellung" behauptet. Löns ist, wohl teilweise infolge der nahezu aufdringlichen Reklame seiner Freunde und Verwandten, weiter nach vorn gerückt, dagegen ist das durch Reklame aufgepeitschte Interesse an Heinrich Mann recht abgeflaut und beschränkt sich jetzt auf enge Kreise. Die Bonsels-Schwärmerei hat noch nicht nachgelassen. Brausewetter wird nur noch im Osten viel gelesen. Bloem hat auch mit seinen neuesten friedlicheren Büchern den ersten Platz, den er zeitweilig wohl innehatte, nicht wieder erreichen können.

Von ausländischen Autoren wurden folgende als meistverlangte genannt: Dostojewsky (15mal genannt), Tolstoi (12), Strindberg (11), Rolland (9), Zola (9), Hamsun (8), Tagore (8), Dumas (7), Sick (4), Flaubert (3), Geijerstam (3), Gorki (3), Ibsen (3), Marryat (3); je zweimal genannt: Andersen-Nexö, Balzac, Barbusse, Dickens, Franck, Gjellerup, Lagerlöf, Maupassant, Sienkiewicz, Marc Twain, Verne; je einmal genannt: Bang, Elvestad, Green, Jacobsen, J. V. Jensen, Kipling, Knudsen, Maartens, Scott, Turgenjew, Wilde.

Das Niveau dieser Liste ist im ganzen genommen höher als das der deutschen Autoren. Unter den Ausländern wird schon durch Verlag und Übersetzer eine strengere Auswahl getroffen. Das Durchschnittsgut wird kaum übersetzt, sondern außer den Größten in der Regel nur die Sensationsschriftsteller wie Verne, Marryat ehemals, Elvestad, Green und Genossen heute.

Es ist selbstverständlich, daß auch in dieser sozusagen von der Leserschaft selbständig getroffenen Auswahl — unter den Deutschen wie unter den Ausländern — zahlreiche der besten Namen stehen: trägt doch diese Auswahl schon den Niederschlag langjähriger bibliothekarischer Einwirkungen auf die Leser der Büchereien in sich. Von dieser Einwirkung soll noch gesprochen werden. Zunächst noch eine andere Betrachtung: Es wäre falsch, anzunehmen, diese Listen zählten nun etwa die „Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes" oder etwas Ähnliches auf. Auch diese Listen sind vielmehr schon entstanden in einer Wechselwirkung zwischen dem ganz freien Geschmack des Publikums und der sichtenden Arbeit der Büchereien. Sie zählen ja nur auf, welche Bücher oder Autoren sich die Leserschaft aus den Beständen der Büchereien am liebsten aussucht. Eine Rundfrage bei allen erwachsenen Deutschen, vielleicht auch eine Rundfrage bei den dem Publikumsgeschmack fast ganz passiv gegenüberstehenden buchhändlerischen Leihbibliotheken würde ein ganz anderes Bild ergeben, sie würde möglicherweise zeigen, daß die Lieblingsautoren des deutschen Volkes jetzt etwa Anny Wothe oder Helene Courths-Mahler wären, Autoren also, die in einer gut geleiteten Bücherei kaum vertreten sein dürften. — Das Niveau, das der Bücherbestand einer Bücherei aufweist, bestimmt bis zu gewissem Grade das Niveau ihrer Leserschaft. Leser, die nur die Marlitt, Eschstruth u. ä. oder nur Conan Doyle und seine meist weit schlimmeren Genossen oder nur Marie Madelaine u. ä. lesen mögen, finden das Gewünschte in den Büchereien nicht. Sie bleiben fort, oder bequemen sich, anderes zu lesen, was ihnen zunächst vielleicht nicht so ganz behagt, woran sie aber allmählich vielleicht doch auch Gefallen finden. So wird die Leserschaft und dann auch wieder die Bücherauswahl dieser Leserschaft — selbst wenn das wirksamste Mittel der Leserbeeinflussung, die Beratung bei der Ausleihe, nicht wäre — weithin bestimmt durch den Charakter der Bestände der Bücherei. Es ist kaum zweifelhaft, daß Namen wie: Adlersfeld-Ballestrem, Brandenfels, Eschstruth, Herbert, Möllhausen, Schlicht nach der unbeeinflußten Meinung eines ungesiebten Massenpublikums viel weiter an den Anfang jener Autorenreihe zu setzen wären. Sie stehen jetzt am Schlusse, weil nur wenige Büchereien sie überhaupt aufnehmen, und sie werden vermutlich bald aus der Liste verschwinden, weil die wirtschaftliche Not die Büchereien zu immer strengerer Auswahl zwingt.

Allerdings ist mit dieser strengeren Auswahl durchaus nicht eine Sichtung im einseitig literarisch-ästhetischen Sinne gemeint. In diesem Sinne sind die mitgeteilten Listen, zumal die erste, gewiß recht unerfreulich. Es stehen zwar viele der besten Namen drin, aber nicht am rechten Platz. Die meisten von den „Meistgelesenen", die ersten 30 etwa der Liste, stehen hart an der unteren Grenze dessen, was noch literarisch Beachtung verdient. Aber die literarisch-ästhetische Beurteilung eines Werkes ist für den Volksbibliothekar — das sei nochmals betont — nicht die allein maßgebende. Es ist keineswegs die einzige Aufgabe des Bibliothekars, dafür zu sorgen, daß das gute Buch viel gelesen werde. Das erste Ziel seiner Arbeit ist, daß der Leser, der sich ihm anvertraut, das ihm gemäße Buch erhält, das ihm Freude, Lebenssteigerung, Erlösung vom lastenden Alltag bringt. Und ob das Buch dies leisten kann, hängt durchaus

nicht allein von seinem literarisch-ästhetischen Wert ab. Unsere gewohnte literarisch-ästhetische Beurteilungsweise wird wohl jeder, der in praktischer Arbeit und nicht nur durch theoretische Deduktion Einsicht in das Verhalten verschiedener Volks- und Bildungsschichten zur Dichtung und Literatur gewonnen hat, etwas skeptisch ansehen. Fast jeder wird angesichts der unendlich verschiedenen Erlebnisformen in den verschiedenen Schichten duldsamer werden gegen die Liebhaber „minderwertiger" Literatur. Er wird, nicht aus erzwungener Nachgiebigkeit gegen den Massengeschmack, sondern in bewußter und gern geübter Toleranz, in gewissen Grenzen auch den „Kitsch" gelten lassen, jene Literatur, die strengen Forderungen des Geschmacks und der Kunst nicht genügt, die unoriginell oder sentimental oder unwahr ist, die Schönfärberei treibt oder kritiklos billigen Effekten nachjagt; hierzu gehört die Mehrzahl der angeführten meist verlangten Autoren. Streng ausscheiden wird der Bibliothekar nur den Schund, das Schädliche in der Literatur, das Rohe, Aufreizende, Unsittliche, die verzerrte Darstellung sozialer Verhältnisse und Beziehungen.

Wenn der Bibliothekar in dieser Weise Toleranz übt dem ungeschulten und auch dem unschulbaren Geschmack gegenüber, so braucht er darum noch nicht seine andere, ihm wohl meist liebere Aufgabe zu vernachlässigen, die neben jener ersten, der Versorgung des Lesers mit einem ihm gemäßen Lesestoff, vielleicht gar über ihr, jedenfalls aber nicht als einzige Aufgabe vor ihm steht: dem guten Buch recht viele Leser zu verschaffen, die zu ihm passen, es verstehen.

Zur Charakterisierung der Richtung dieser Arbeit der deutschen Volksbüchereien werden im folgenden die Antworten zusammengestellt, die die Büchereien einsandten auf die Frage: „Welche Verfasser von Belletristik suchen Sie besonders zu verbreiten?" Auch hier läßt sich eine vielleicht etwas ermüdende Länge der Namenlisten nicht vermeiden, da nur in dieser Ausführlichkeit ein rechtes Bild von dem Geist gegeben werden kann, in dem die Büchereien im Dienste des guten Buches und besonders der deutschen Dichtung wirken, von seiner Vielseitigkeit, Weitherzigkeit und Tendenzlosigkeit im guten Sinne.

In den folgenden Listen der von den Büchereien **gepflegten und empfohlenen** Autoren werden zahlreiche Namen aus der ersten Liste der meistverlangten Autoren wieder auftauchen. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß in der einen Bücherei Werke gepflegt werden müssen, die in der anderen aus irgendwelchen Gründen schon viel verlangt werden. Es erklärt sich ferner aus den auch in der bibliothekarischen Welt unvermeidlichen gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten über den Wert literarischer Werke. Schließlich aber und hauptsächlich: Es darf angenommen werden, wenn es sich auch nicht zahlenmäßig beweisen läßt, daß von den besten unter den meistverlangten Schriftstellern die meisten eben mit Hilfe jahrelang vorhergegangener Werbearbeit der Büchereien zu dieser Beliebtheit gelangt sind. Gerade die Übereinstimmung beider Listen zeigt so aufs beste, wie die Volksbücherei die wichtigste Werbestelle für alle wertvolle Schöne Literatur ist, namentlich, soweit sie außerhalb der modischen Schätzung steht. Die Wirksamkeit der Büchereien in dieser Richtung könnte noch bedeutend gesteigert werden, wenn das Interesse der breiteren Öffentlichkeit an ihrer Arbeit nicht so erstaunlich gering wäre.

In den folgenden Listen sind deutsche und ausländische Schriftsteller nicht gesondert.

1. **Empfohlene Schriftsteller für höhere Bildungsschichten:** Hesse (11mal genannt), Raabe (7), Ricarda Huch (7), Fontane (6), Kolbenheyer (6), Wilhelm Schäfer (5), Gottfried Keller (4), Thomas Mann (4), Andersen-Nexö (4), Friedrich Huch (3), Ponten (3), Nabl (3), L. Frank (3), Heidenstam (3), C. F. Meyer (2), Gerhart Hauptmann (2), Carl Hauptmann (2), Fleuron (2), Gjellerup (2); je einmal genannt: Binding, de Coster, Dauthendey, Dehmel, Eulenberg, Geijerstam, George, Hofmannsthal, Jacobsen, Ina Seidel, Shaw, Spitteler, Timmermanns, Werfel, Arnold Zweig, Stefan Zweig u. a. m.

2. **Empfohlene Schriftsteller für einfachere Leser:** Federer (7), J. V. Jensen (7), Riese (7), Supper (7), Villinger (6), Kröger (5); je viermal genannt: Eyth, Geißler, Gillhoff, Haas, Lagerlöf, Schieber, Zahn; je dreimal: Berend, Böhlau, Christaller, Finckh, Jürgensen, Herm. Kurz d. J., Paquet, Raithel, Sapper, Speckmann, Strauß und Torney; je zweimal: Bock, Diers, Dose, Ebner-Eschenbach, Enking, François, Franzos, Geißler, Hans Grimm, Hermann Horn, Huggenberger, Laßwitz, Lienhard, Poe, Polenz, Rosegger, Schröer, Schussen, Sohnrey, Storm, Voigt-Diederichs; je einmal: Bröger, Boßdorf, Dreyer, Fehrs, Hansjacob, Hauckland, Jegerlehner, Karwath, Kinau, Ratzka, Schmitthenner, Skjoldborg, Emil Strauß, Watzlick, Wriede u. v. a. m.

In der Praxis werden diese Schriftsteller der Leserschaft in der Weise nahegebracht, daß an Stelle eines gewünschten ästhetisch minderwertigen Buches ein im Stoff, Problem usw. möglichst ähnliches, ästhetisch wertvolleres, aber doch nicht durch zu großen Abstand getrenntes empfohlen wird. Es lassen sich dafür im einzelnen viele Reihen aufstellen, die vom minderwertigen Buch hinaufführen bis zum ästhetisch absolut wertvollen, das natürlich selten verliehen wird. Hier seien zur Veranschaulichung nur zwei große und grob zusammengestellte Gruppen angeführt:

a) Für Marlitt und Herzog-Leser: Berend, Böhlau, Bülow, Ad. Gerhard, Diers, Ebner-Eschenbach, Schieber, Supper, Voigt-Diederichs, Finckh, Enking.

b) Als Ersatz für Abenteuerromane (Karl May, Roussel, Marryat u. ä.): Gerstäcker, Sealsfield, Cooper, Stevenson, Daiber, Mader. — Gillhoff,

Deßner (4 Jahre unter Kannibalen), Volß (Im Dämmer des Rimba), Roberts (Gestalten der Wildnis), Jürgensen, Hans Grimm. — Marc Twain, Bret Harte, Bonde (Schimannsgarn), Jacobs (Seemannshumor), Jonas Lie, Kielland, Xylander, Janson (Die Spekulation von Costa negra), Sörensen, Hermann Horn (Mannschaft des Aolus, Meer und Matrosen). — Poe, Laßwitz, Wells. — Paquet (Erzählungen an Bord), J. V. Jensen, Willy Seidel.

Wieviel Erfolg der Bibliothekar mit diesen Versuchen hat, das Minderwertige durch etwas Ähnliches, aber Besseres zu ersetzen, hängt sowohl von seiner persönlichen Geschicklichkeit ab, als auch von dem Menschenschlag, mit dem er arbeiten muß. Die Antworten der Rundfrage berichten im allgemeinen von zufriedenstellenden Erfolgen. Insbesondere scheint es überall leicht zu gelingen, gute Heimatliteratur einzubürgern. Nur aus Bayern kommt eine Nachricht von sehr geringer Beeinflußbarkeit der Leser.

Anhangsweise sei noch berichtet, daß sich in diesem Jahr keine Modebücher der Belletristik feststellen ließen, die in ganz Deutschland besonders begehrt waren. Überall wurden dagegen noch immer am meisten gelesen: Spenglers „Untergang des Abendlandes" und Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen", an vielen Orten auch nach wie vor Bonsels „Indienfahrt".

Die Rundfrage wurde an die volkstümlichen Büchereien (Stadtbüchereien, Volksbüchereien, Lesehallen oder Bücherhallen) der im folgenden aufgezählten Städte geschickt; von den eingeklammerten liegt keine Antwort vor:

Augsburg, Barmen, (Berlin), (Bielefeld), Bochum, (Bonn), Braunschweig, Bremen, Breslau, Charlottenburg, Danzig, (Darmstadt), (Dessau), (Dortmund), (Dresden), Düsseldorf, (Duisburg), (Elberfeld), (Elbing), Essen-Stadtbücherei, Essen-Kruppsche Bücherhalle, (Frankfurt-Main), Frankfurt-Oder, (Friedrichshafen-Bodensee), Gelsenkirchen (Gera), (Gleiwitz), Hamburg, Hannover, (Jena), Kiel, Köln, (Leipzig), (Liegnitz), (Lübeck), Magdeburg, (Mannheim), (Meißen), Memel, (München), (Münster i. W.), (Nürnberg), (Plauen i. V.), Stettin, Stolp i. Pomm., Stuttgart, (Trier), (Tübingen), (Ulm), (Weimar).

Josef Ponten[1]

Ein Grundriß von Hans Roselieb (Münster i. W.)

Zwischen den verschiedenen Kunstgattungen gibt es seltsame Wechselbeziehungen. Maler zeigen uns in ihren Bildern oft eine fast musikalische Tiefe, die Ton werden möchte. An den Bauwerken der barocken Zeit finden wir Stirnseiten, die in ihren Licht- und Schattenspielen malerisch empfunden sind und so wirken sollen. Dichtungen werben malerisch ebensosehr um das Auge wie um die Seele und andere in ähnlicher Weise um das Ohr. Beim Lesen der Romane und Novellen von Josef Ponten spürte ich gleich anfangs stark, daß hier ein architektonisches Empfinden am Werke sei, mit Worten und in Worten zu bauen. Dieser Eindruck bestätigte sich bis in Einzelheiten des Handwerks.

Rein äußerlich fallen in der Hinsicht seine Stoffe auf. Im „Babylonischen Turm" handelt es sich um die Geschichte eines kühn aufstrebenden Baumeisters innerhalb der wirtschaftlichen Verhältnisse vor dem Kriege mit Kapitalisten, Handwerkern, Edelleuten, Geistlichen, Arbeitern, alles Menschen, die streben oder es nicht können, die irgendwie bauen oder zuschauend sich dazu äußern. Im Roman „Siebenquellen" sind es ebenfalls werkaufbauende oder zerstörende Menschen, Bauern, Gutsbesitzer, Priester, Industrielle, Arbeiter, Schmuggler. Sie alle formen am Gesicht der Landschaft und an ihrer sozialen, gewerklichen und geistigen Kultur. Es ist Grenzland zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien und dadurch besonders reich und vielsinnig. Die Novelle „Die Bockreiter" ist die Übertreibung eines guten Bau- und Arbeitssinnes durch jene, denen es vor lauter Tüchtigkeit zu wohl wird. Im „Meister" wird versucht, die Schicksalslinie eines schlechten, eines halben Baumeisters mit der Jugend eines echten tragisch zu kreuzen. In allen Pontenschen Arbeiten sind rein stofflich die Schilderungen aller bautechnischen und handwerklichen Einzelheiten gediegen.

Aber der architektonische Sinn zeigt sich auch in der äußeren Form. Einer der charakteristischen Pontenschen Absätze heißt:

„Er ging einher in der weißen Mittagsglut und wußte nicht, wo er ging. Er sah die schattenkühlen Schuppen, aber er bemerkte sie nicht. Der Schweiß lief ihm über das Gesicht, er trocknete es immerfort ab, ohne zu bedenken, woher die Glut kam, ob von außen oder von innen. Er setzte sich auf einen weißblauen Block, der als Grabstein halbvollendet liegen geblieben war, und vergaß der Sonne zu achten, bis sie selbst ein Einsehen hatte und lächelnd hinter einen Schuppen ging. Lange saß er und dachte nichts; konnte nichts denken, denn sein Gehirn war voll von Bildern dieses Weibes. Zwei Stunden saß er auf dem hellen, harten Steinplatz, der dalag wie ein Harnisch, mit dem sich die Erde gepanzert. Und zwei Stunden rasselten die goldenen Sonnenpfeile nieder auf die glänzende Rüstung. Nach zwei Stunden kam er dazu, etwas zu denken, aber auch nur, daß er jetzt wieder gehen müsse.

Und er ging."

Das ist nun einer der Absätze, worin Ponten gestaltet (es gibt auch andere). Darin wird nicht erzählt, nicht der Verlauf einer Handlung oder eines Werdens geschildert. Er enthält keine Motivierung

[1]) Nach den Romanen: „Der babylonische Turm" und „Siebenquellen". Nach den Novellen: „Jungfräulichkeit", „Die Bockreiter", „Der Meister", „Die Insel", sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin, und „Knabe Vielnam" bei S. Fischer, Berlin.

er ist nackte seelische Tatsache. Er ist die Modellierung eines seelischen Zustandes durch Worte, die einen körperlich sichtbaren Eindruck vermitteln.

Pontens Gleichnisse und Bilder tragen in schöner Anschaulichkeit dieselbe Prägung. Zum Beispiel: „Ihr glattes Kleid schlich knapp über ihre Formen hin wie die Schale über eine reife Frucht.“ Oder: „Sein Gebet wurde erhört und als er oben stand, fühlte er Unnahbarkeit seinen Körper überziehen wie eine hörnene Haut.“ Hier ist eine seelische Bewegung, nämlich die Erhörung eines Gebetes, zu einer sichtbaren Form geworden, wobei zu beachten ist, daß die Bewegung als Vorgang nur genannt, ihre Wirklichkeit aber festgehalten wurde. Ponten schreibt eine plastisch gegliederte Sprache.

Ähnlich schafft er ein ganzes Werk. Am klarsten in der Novelle „Jungfräulichkeit“. Es handelt sich um Jungfräulichkeit sowohl beim Weibe wie beim Manne. Im Anfange erfahren wir, daß ein armes Kötterpaar ihren ersten Sohn von der Geburt an dem Priesterstande weiht. Gleich im Anfang überrascht die mangelnde Begründung. Man möchte auf Leichtfertigkeit im Motivieren schließen, läßt sich aber bald packen durch den Ausdruck der Tatsachen. Diese Tatsachen werden als seelische Erscheinungen, nicht als seelische Bewegungen mit einer Herkunft und einem Ziel geformt, also nicht motivisch, sondern eher dynamisch. Die Stärke, womit eine seelische Erscheinung ins Wort tritt, die wiegt, drückt, paßt auf die vorherige Erscheinung und trägt die folgenden Flächen und Massen als seelische Dichtigkeiten. Sie ordnen sich, bauen sich als Teile auf zu einem Gesamteindruck, der wie bei Gebäuden immer ein Verhältnis ist. In diesem Fall das Verhältnis zwischen männlicher und weiblicher Jungfräulichkeit. Wenn der Dichter zu seinem Schluß kommt, ist es, als baue er einen Giebel, möchte ich sagen, und das ist hier wunderbar schön, wie aus zweien sich eines, die Ehe, bildet, indem jeder Teil sich an den anderen hingibt, sich an ihn faltet, ein drittes erzeugt und dabei sich wohl in der Funktion, doch nicht im Wesen ändert. Hier wird, wie man sieht, durch die Form selbst Seelisches vollkommen nach außen sinnlich faßbar geschaffen. Keins der Werke Pontens hinterließ auf mich einen so geschlossenen Eindruck wie diese Novelle.

Die Menschen entstehen bei Ponten nicht, sie sind. Sie erscheinen erst durch Beziehungen, sei es zu anderen Menschen oder zu Werken, oder zu Landschaften. Die Summe aller solcher Beziehungen könnte er den Gottesdienst der Dinge nennen. Was er davon gibt, sind immer Zustandsschilderungen, die er zwar äußerlich aneinander reiht, die aber so wirken als türme er sie auf. So geschieht es im „Babylonischen Turm“, wo auch die Kapitelüberschriften Stockwerke genannt werden. Oder seine Zustandsschilderungen erbauen so, als lagerten sie sich gleich einer Landschaft. So geschieht es in den „Siebenquellen“. Obschon der „Babylonische Turm“ mehr durch die Beziehungen der Menschen zur Arbeit und „Siebenquellen“ mehr durch die Beziehungen der Menschen zur Landschaft und ihrer Sitte ihre Besonderheit erhalten, verraten beide, wie jedes gute Bauwerk, die Scholle, worauf sie stehen, die Luft, die sie bei Sonnenschein und Unwetter umatmet. Diese Werke sind seltsam bodenständig mit scharf profilierten Linien. Sie wirken viel unmittelbarer als etwa mehr lyrische Heimatdichtung.

Stimmungen kennt Ponten kaum. Seine Gebilde sind viel zu derb, viel zu fest umrissen. Es ist auch fast nichts Weltanschauliches darin. Ich meine Weltanschauung, die zu einem seelischen Wohnraum wird. Seine Gedanken sind wie Tragbalken von gesunder Bürgerlichkeit, auf das Zweckmäßige gerichtet, kaum um ihrer selbst willen da. Er gehört trotz einiger katholischer Zierate oder Prunkpfeiler in die Reihe jener Dichter, die von Goethe über Gottfried Keller geht und die bürgerliche diesseitige Ordnung gestalten, die Wirklichkeit mit ihrem barocken Gemisch von halbem, ererbtem, katholischem Glauben, Freigeisterei oder kindlicher, von außen gesehener Frömmigkeit, Aberglauben und pantheistischem Denken. Das diesseitige Leben als Schattenwelt der Jenseitigen aufzufassen ist ihnen fremd. Alles, was sich nicht in die bürgerliche Vernunft fügen will, wird denn auch für Ponten zum Spott, zum Witz, oder zur Satire, oft auch zur gütigen Schalkheit.

Seine Novelle „Die Insel“ zeigt ihn auf dem Wege dazu. Sie ist ein Gegenstück zu der Novelle „Jungfräulichkeit“. Auch hier streben jungfräulich gehaltene Männlichkeit und Weiblichkeit nach einem gegenseitigen Ausgleich. Aber die seelischen Zustände, die hier ein Mann und eine Frau erleben, sind weniger allgemein und mehr absonderlich gefaßt. Sie sind fast ins Pikante gezirkelt. Der Mann ist ein Mönch und die Frau fast eine Abenteuerin. Sie treffen sich auf einer Insel, wie denn die wirklichen Treffpunkte zweier Menschen meistens Inseln sind in der Meereswüste der Geschlechtereinsamkeit. Es ist fast ein hebbelisches Motiv, ohne die hebbelische weltanschauliche Typisierung. Da sich die Gegensätze nur pikant, mehr neugierig als fruchtbar finden, vereinigen sie sich nicht, sondern trennen sich mit Schrecken. Diese Novelle steht eben durch jene feinschmeckerische, absonderliche Zuspitzung im Lichte der Satire. Satire kommt aber mehr aus dem Willen zum Schaffen. Sie ist mehr kritisch, ist mehr schriftstellerisch als dichterisch.

Es entsteht ein anderer Ponten ohne seine architektonische Begabung. Nicht mehr seelische Zustände gestaltet er zu eindrucksvollen Verhältnissen. Jetzt reiht er in oft glänzender aphoristischer Form Ursache an Wirkung. Die Novellen des „Knabe Vielnam“ sind ganz kleine Zustandsschilderungen, so kurz, als ob sie photographisch geknipst wären und dann vermengt mit kausalen Schilderungen teils ironischen, teils anarchistischen Zuges. Dabei fehlt fast, oder tritt kaum stark hervor jener große positive bürgerliche Gesichtspunkt, jenes Winkelmaß, womit der

andere Ponten dichtet. Auch seine Romane erhalten durch solche rein schriftstellerischen Stellen oft etwas Verwirrendes oder Blendendes. Oft auch löst er durch sie die erste Wirkung auf. Man empfängt durch sie den Eindruck, als ob er in zu feinsinniger Bewußtheit mehr von außen an die Stoffe herangehe und sie gestalte. Die „Bockreiter" sind mir ein Beispiel dafür. Hier könnte der Gedanke: Überfülle an Tüchtigkeit und im Wohlergehen erzeugt Übermut und bockreiterische Streiche, zur Verulkung des eigenen tiefsten Wesens, eben des bürgerlichen Menschen führen. Hier hätten aus dem innersten Pontenschen Empfinden heraus mehrere komische Figuren als große Bockreiter entstehen können. Doch der andere Ponten, der witzige, der bewußt geistreiche, der schriftstellerische, löste, so scheint mir, die zur Plastik drängenden Figuren des Baumeisters Ponten in das nicht mehr innerlich erwachsende schattenhaft scharfe Gestrichel satirischer Abenteuer auf.

Nach diesem Grundriß seiner starken und eigenartigen, aber zweipoligen Begabung müßte man es bedauern, wenn Ponten in der Art des „Knaben Vielnam" fortführe zu schaffen. Doch er selbst dürfte solche nur logische Folgerungen überflüssig finden. Sagt er doch selbst mal von einem seiner Menschen: „wenn er nicht dazwischen gekommen wäre, lebten sie beide; und wenn ... Aber er erkannte bald, daß das müßigste Tun ist, mit verspäteten Wenn und Aber zu überlegen. Und daß das Größte und Gewaltigste doch im letzten Grunde immer nur die Wirklichkeit ist." Und so mag diese Wirklichkeit Josef Ponten doch mehr sein als eine Gelegenheit zur Kritik, sie mag nun doch wohl immer sein wie „Topferde, weich, fest, elastisch, irdenes Gummi, zum Kneten und Formen herausfordernd".

Selbstbildnis[1])

Von Josef Ponten

In den Uffizien von Florenz gibt es einen Saal der Selbstbildnisse. Durch ein Jahrhundert wurden Maler von Beruf aufgefordert, ihr Selbstbildnis in diesen Saal zu geben. Eine merkwürdige Sammlung! Selbstbildnis ist Kind der Ehe von Selbstbewußtsein und Selbstkritik. Schlappheit in der Haltung nie geschmackloser als im Selbstbildnis. Nicht ironisch spöttelnde Selbstbeäugelung (in Wahrheit ist niemandem etwas wichtiger als er selbst), auch nicht „Dichtung und Wahrheit" (zu ernst ist die Aufgabe) steht dem Selbstbildnis an. Das größte aller Selbstbildnisse ist das heroisch-grausame des alten Rembrandt aus dem Jahre 1668 in München.

Was man von seinem Leben erzählen kann, ist fast belanglos für den Fremden. Was wichtig ist, das Gesetzliche, weiß man nicht, und was man weiß, das Zufällige, ist nicht wichtig zu wissen. Auch das, was die Adligen aus Galerie und Archiv von ihren Ahnen kennen, ist meist das, was zu kennen nicht frommt. Das „Geschichtliche" geschah. War. Weist in die Vergangenheit, aber höheren Reiz hat die Zukunft. Das Dunkle, Geheime, Triebhafte ist Bedingung und Bestimmung der Zukunft.

Das Individuum ist nicht begrenzt durch die Hauswand der Haut. Es gibt ein merkwürdiges Überindividuum, das über zwei oder viele Glieder der natürlichen Menschenfolge greift. Meine Naturleidenschaft ist älter als ich. In dem Augenblicke, da ich ein phantastisches Naturgesicht habe, steht der nicht gekannte mütterliche Großvater über mir, der, bevor es die Eifelbahn gab, Fuhrmann war auf der Straße von Aachen nach Monscha, hält seinem verschnaufenden Pferde einen Heuwisch vor und verliert sich, mit dem Arme die Augen überschattend, über Hochflächen und Moore. Schlaf der Väter wird Tag der Kinder, das Unbewußte Urvaters des Enkels Wesen und Werk. Vater und väterlicher Großvater, die als Handwerksgesellen in Belgien wanderten, bereiteten mir die Straßen, wenn ich mich zwölf Jahre lang umhertrieb zwischen dem Wende- und dem Polarkreise. Der seefahrende Bruder-Amerikaner und der in Asien verschollene Großonkel sind andere Auswirkungen gleichen fernseligen Blutes. Die Verachtung der Städte unserer Zivilisation ist alter Häusermassenhaß voreltlerlicher Bauern, Einsamkeitstrieb und Schweigsamkeitslust Erbe der mythischen mütterlichen Hirten. Daß die väterlichen Väter im saftnassen Holze sägten und mit Kalk und Stein umgingen, wurde mir Leidenschaft zu allem groß, himmelhoch Gebauten: stürmische Höhensehnsucht jagte mich hinauf auf die Türme der meisten Dome zwischen Rhein, Seine und Meer. Daß ich in den Truhen bei den mütterlichen Bauern und Hirten nichts Gedrucktes außer einem Leben der Heiligen fand, ist gewiß mir ein früher Grund für den tiefen Haß, den ich der „Literatur" entgegentrug. Der unbändige Freiheitsdrang, der Vater und seine Brüder sich rühmen ließ, es habe niemals ein Mann der Familie die militärische Zwangsjacke getragen, lebt in mir als Unmöglichkeit irgendeiner Bindung durch Würde und Amt. Er gab dem Vater die stolze Freiheit des Vertrauens, mich als Knaben nächtlich streifen, im deutschen Westen und, kaum das erste Französisch gelernt, in Welschland wandern zu lassen. Not der Väter und eigener Daseinskampf entwickelten Willen in einem starken, oft schädlichen Maße. Der Väter und eigene Arbeit im Auslande — ich drehte vor zwanzig Jahren, als das Kinounwesen aufkam, die Filmspule in einer belgischen Stadt —, die steinwurfnahe Grenze der Kinderzeit führten den Blick aus nationalistischer Kurzsichtigkeit in die Weite allmenschlicher Zusammenhänge. Ungemischtes Blut der menschenalterlang in rassereinem Lande sitzenden Ahnen weckten Schwarm und Liebe für alles Edel-Nationale. Herkunft aus dem niederen arbeitenden Volke schufen das tiefe Behagen an völkischem Denken, Sprechen und Schaffen.

Was bedeuten diesen Ahnungstatsachen gegenüber die Neugiersdaten, daß ich 1883 in einem Dorfe der Landschaft des heutigen Zwangsbelgiens, bei Eupen, geboren wurde (wenn nicht das unermeßliche Glück, im grenzenlosen grünen Lande statt in gelber starrender Steinstadt haben aufwachsen zu dürfen)? Daß ich die Hochschulen in Genf, Bonn und Aachen besuchte? Wie dunkler Jugend dornige Pfade liefen? Welche glückhaften Umstände lichtere Manneszeit schufen? Dunkelblütige Natur änderte weder das eine noch das andere. Ich war ein fauler sperriger Schüler im Pflichtpensum und von heiligem Nächtefleiß im Freigewählten, zum Leide der Lehrer begabt — denn nur das Mittelmäßige ist Lehrer- und Bürgerideal —, so daß sie mir nie ein Bein stellen konnten. Aber was sie zu tun vermochten, mir die Dinge des Schönen zu verleiden, haben sie ehrlich getan und die angeborene Abneigung gegen die Literatur vertieft. Vielleicht war es gut so. Denn Liebe, die aus Haß wird, darf glauben, daß sie werden mußte! Konnte ich mich für den Ablauf künstlerischen Geschehens besser schulen als nachts auf dem Dache, wenn ich mit dem Rohre der Revolution der Planeten, dem heroischen Wandeltritt der Gestirne folgte und mich mit Ahnung von Gesetzes Majestät erfüllte? Das Lernbare der Kunst steht in drei Zeilen, das Unlernbare nicht in Büchereien. Konnte ich das organische Geheimnis des Kunstwerkes besser kennen lernen als in dem unbegreif-

[1]) Zuerst veröffentlicht in der „Kölnischen Zeitung". Vorabdruck aus dem demnächst erscheinenden Bande „Kleine Prosa" (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin).

lich sinnvollen Aufbau der Steinbrüche? Langsamkeit ist das Kennzeichen des Organischen und organisch das des Künstlerischen. Das Bewußte, zweckvoll Organische der Kunst ver[...]icht sich unmittelbar aus menschlichem Aufbegehren gegen das schauervolle Erlebnis der Jahrmillionengeduld der unbewußten, zwecklos organischen Natur. Das Geheimnis dichter Wälder, der unergründlich stumme Baum, der einsam im leeren Himmel hangende Sperber, das läutende, fressende, sich pflanzende Vieh der Weiden sind bessere Gesellschaft für werdende Dichter als Bücher. Gab es dann vor den Ängsten der Welterfühlung keine andere Rettung mehr als den plötzlichen grellen Einfall, das Verhaßte zu umarmen, den dumpfen Zwang, das scheinbar Unmögliche zu versuchen, so ward vielleicht der Dichter geboren, denn Dichter sein heißt: nichts Besseres sein können, heißt: sich von Gott zertreten fühlen und dem Schöpfer mit eigenem Schöpfungsversuche trotzig begegnen — Dichter wider Willen!

Freilich, ein Buch las ich, doch es ist fast kein Buch mehr, ob es auch „das Buch" heißt, die Bibel. Aber ich schäme mich dieser „Literatur" nicht.

Natur war Schule, aber auch die Kirche. Frömmigkeit der Heiligen wurde gelebt (ob es auch damals kirchlich gebundene Frömmigkeit war), aber davon zu sprechen verbietet die Scham.

Doch fast wirklicher als das dinglich Vergangene ist das gespensterhaft Zukünftige, denn jenes ist der Bewußtheit halb und dem Willen ganz entrückt, dieses ist der Bewußtheit ganz und dem Willen halb anheimgegeben. Wille ist Wesenheit (was wir mit dem Willen erreichen, gehört in geheimer Weise schon nicht mehr zu uns). Den lebenden Menschen kennzeichnet sein Charakter, erst den toten seine Bedeutung. Denn der Charakter hat nur Sinn in bezug auf die Zukunft, die Bedeutung in bezug auf die Vergangenheit. Unseres Charakters sind wir halbwegs mächtig, unserer Bedeutung ganz unmächtig. Charakter kann man von uns fordern, Wollen von uns wollen — Bedeutung zu verlangen ist unvernünftig und schamlos. Charakter des Künstlers ist sein Ideal. Ideal lebt von bluthaftem Wollen. Ideal ist maßlos. Nach dem Tode gibt es kein Ideal mehr, nur Vollendung — sie ist niemals maßlos, immer mäßig. Ideal kennt keine Bescheidenheit, Vollendung immer Bescheidung.

Ideal ist: wahr sein wie der Tod wahr ist, echt sein wie der Stein echt ist, schlicht sein wie der Untergang eines Sternenkosmos schlicht ist — und fragwürdig wie das Verenden eines Hundes, prächtig wie das Flügelwunder des Falters, architektonisch wie der Bau des Schneekristalls. Vor keinem alten Gotte scheuen, wenn er ein Götze ward, und nicht den flüchtigen Tagesgöttern räuchern. Nicht bänglich bewahrerisch sein und nicht modisch umstürzlerisch, sondern organisch hineinwachsen in einen Zusammenhang deutschen und menschlichen Denkens und mitschaffen an dem, was den Deutschen am meisten fehlt: Bewußtsein ihrer selbst, Selbstbewußtsein und Überlieferung. Denn wenn nicht schon die Vernunft, so lehrt die Erfahrung der Geistesgeschichte, daß die apollinisch-nüchternen Franzosen ihre unbestrittene Höhe im Kulturleben der Welt dadurch erlangten, daß trotz allem revolutionären Gebaren der Nachfolger bescheiden in die Stapfen des Vorgängers trat. Der Deutsche aber glaubt in [...]ischem Drange für sich jedesmal die Welt titanisch einreißen und prometheisch wieder aufrichten zu müssen. Ethisch ist das menschlich hoch und edel, aber geschichtlich unwirksam [...]während kindlich. Steht bei den Franzosen auf geebnetem Grunde der schlichtwuchtige Geistesbau eines Volksblocks, so bei den Deutschen auf klüftereicher Flur eine labyrinthische Stadt mit babylonisch-ungeheuren Grundrissen zu Bauwerken der [...]ien, die aber, weil niemand am Gebäude des andern mitbauen wollte, aus Mangel an Bauleuten selten über die [...] genialischer Fundamente hinausgedieh. Heroisch — und tragisch! Wirkungslos in der Welt und tiefste Ursache [...]samen Volksschicksals. Kein großes Volk der weißen Rasse hat eine so traurige Geschichte wie das deutsche — aber es verdiente es nicht besser. Die bittere Wahrheit muß man deutsch, d. i. deutlich den Deutschen sagen — und sich selbst, wenn man auf halbem Lebenswege, aus dem Walde jugendlich dumpfen Dranges hinaustritt auf das Blachfeld frei zu wählender, männlich zu beschreitender Pfade. Denn ich erkenne es als meines Wesens innersten Kern, was ich tadelnd den Deutschen vorhalte: Alles aus sich selbst schaffen wollen! Niemandem etwas danken! Nichts Gedachtes hinnehmen, sondern es selbst ausdenken! Praktisch gesprochen: Hatte ich ein Buch etwa der Kunstgeschichte mit Abbildungen vor mir, so las ich den Text nicht, sondern griff wild im Jakobstrotze des „ich lasse dich nicht" die Bilder an, bis ich selbst gefunden zu haben glaubte, was der Verfasser mit ihnen zu belegen suchte. Was denn auch manchmal gelang, wie die spätere, nur der Überprüfung der eigenen Arbeit dienen sollende Lesung ergab. Es erschien mir unmännlich, unehrlich, unanständig, schamlos, mir fremde Gedanken anzueignen, mochte der Erfinder sie mir auch anbieten. Probleme waren zu lösen, nicht der Probleme, sondern des Lösens willen. Das Studium war weniger eine geistige als eine moralische Anreicherung. Übung des Geistes schien mir das Ziel aller Bemühung des Geistes, und, dem Gymnasium entwachsen, blieb ich in ewigem Gymnasium. Ich sage es mit allem Stolze auf die Leistung und aller Bescheidenheit wegen der Torheit: es haben bloße Andeutungen genügt, daß ich mir daraus auf meine Weise ahnungsvoll Forschungsarten der Erdkunde, Arbeitsmethoden der Geschichte und der vergleichenden Kunstbetrachtung aufbaute, die ich später in allgemeiner Übung fand. Der Knabe war eine Art Robinson auf einer geistigen Insel, und ich glaube, es hat mich geschmerzt, daß das Einmaleins bereits erfunden war. Doch dieses Treiben, soviel Größe es hatte, hätte nur Vernunft gehabt, wenn der Mensch nicht sechzig, sondern sechshundert Jahre alt würde. Aber wer wird der süßen reinen Torheit des überehrlichen Knaben und Jünglings sein Mitgefühl versagen? (Nebenher frage ich: ist es wirklich wahr, daß der Fremde dich besser kennt als du dich selbst? Niemand schaut so tief in dich wie du.) So liebenswert, töricht und — deutsch war ich, ich, der ich aus einem, wie es neueste politische Geschichtsnotzucht im Dienste der Eroberung durch Verträge will, angeblich undeutschen Lande stamme.

Ursprünglich, original wollte ich sein — und war auf dem Wege, „ein Original" zu werden, nach Notwendigkeit, Gesetz und Typus strebte ich — und hätte beinahe das erreicht, was der Franzose mit „un type" meint, ironisch meint.

Da — aus dem Walde dumpfer Jugend in die Freiheit der Welt hinaustretend, traf ich auf die eigene Spur. Sah, daß ich in ungeheurem Kreise gewandert, zwar moralisch aber nicht geistig vorangeschritten war. Das war der Augenblick des Entschlusses, nicht mehr um jeden Preis auf den eigenen Füßen zu wandern, sondern mit den Mitteln des öffentlichen Verkehrs für das übliche Entgelt zu reisen — der Augenblick, den Haß gegen die „Literatur" als die Summe des vom allgemeinen Menschen Gedachten abzulegen. Ich bereue den Umweg nicht. Ob er mich auch tief ins Hintertreffen der Gleichstrebenden mit geringeren Skrupeln brachte. Was deutsch war, habe ich tief erfahren, und deutschen Jünglingen gleicher Geistesart widme ich diese kritische Selbststudie zu Lehr und Nutzen. Nun darf ich ohne Schaden die Literatur lieben (wie liebe ich sie!), sie kann des gereiften Menschen in Notwendigkeit heilige, fatalistisch gegebene Naturveranlagung nicht mehr zerstören. Und wenn ich jetzt die Namen Meister Eckhart, Spinoza, Shakespeare, Beethoven, Kleist und Tolstoi nenne, so stecke ich mir leuchtende Fackeln ehrfürchtig an meinem Wege auf.

Eines jeden Dichters, Schöpfers in Worten, erste Pflicht ist, was ich mir vorschrieb: zugleich innigen und zornigen, demütigen und kühnen Dienst an unserer göttlichen Sprache — sie ist nicht göttlicher als andere Sprachen auch sind, aber sie ist die göttlichste, weil sie uns Erbe und Pflicht ist.

Man kann gar nicht anders als aus seinem Volke fühlen. Ohne Volk sein, schlägt um in: ohne Charakter sein. Denn das Volk und seine Blutsdränge sind die unbewußte Hälfte unseres Charakters und der größte Teil des Unterbewußten unserer Seele. Nur Dummköpfe leugnen es. Vor dem Volke fliehen heißt vor sich selbst entlaufen. Man kann sich seiner Eltern schämen, aber seine Abstammung kann man nicht un-

wirklich machen. Wir sind die letzte Wirkung geheimer vorelterlicher Ursachen und sind nicht nur wir selbst, wie ich gezeigt habe. Wir waren, bevor wir waren, und werden sein, wenn wir nicht mehr sind — im Volke. — Spreche ich für Nationalismus? Meinem Herzen liegt Pazifismus näher. Aber die Menschen des 20. Jahrhunderts erheben sich noch wenig über die Tiere; der Generalbeweis ist eben geliefert. Der an der Völkergrenze Erwachsene ist behütet vor nationalen wie übernationalen Überschwenglichkeiten. Er kennt die drei Tugenden und dreißig Laster jedes der Völker. Den Völkern wurden wie den einzelnen Menschen jedem gerade seine Eigenschaften verliehen, und diese schließen in charaktervollen Wesen oft genug einander aus. Der Deutschen bester und ihnen vorbehaltener Teil ist ihre Innigkeit (wie will man das Wort ins Französische übersetzen?), der Welschen großes Erbgut ihr Formtalent. Die zwei Begabungen schließen sich nicht aus, wie die Geschichte lehrt. Die französische, überfranzösisch innige Gotik des 12. Jahrhunderts ist nicht zu denken ohne das Zumünden des germanischen Blutstroms der Völkerwanderung, und so heißt es nur, für ein Geschenk ein Gegengeschenk würdig empfangen, wenn zur Formlosigkeit neigendes deutsches Wesen sich romanischer Formengröße willig (doch vorsichtig) öffnet. Wenn ich mir selbst das Ziel stelle, nach hohem Umriß und architektonischer Gewalt des Dichtwerkes zu streben, so leite ich die Aufgabe schon aus meinem Namen ab, der besagt, daß die Ahnen in einem Orte saßen, wo die Römer mit allen Künsten des Bauens eine sperrige Holzbrücke über einen westlichen Fluß des (von Rom aus) „diesrheinischen Germaniens" schlugen oder eine schönbogige Steinbrücke wölbten, während die rechtsrheinischen Germanen noch in Weidenflößen über ihre Flüsse setzten.

Fragt mich aber von jungen Mitstrebenden einer, wo man Kunst, soweit sie lernbar sei, lernen könne, so weise ich ihn dorthin, wo ich sie am meisten lernte, soweit sie lernbar war: in die gotischen Dome. Freilich sollte er zeichnen können und rechnen, wissen, wie Steine beschlagen und versetzt werden, daß sie hier körperschwer lasten und dort gewichtlos fliegen, unten erdnah ruhen und oben himmelauf rauchen, und die Zahlengeheimnisse der Statik verwalten (oh, wenn ihr wüßtet, wieviel göttliche Form eine mathematische Rechnung enthält!), und ein Begabterer als ich braucht vielleicht keine drei Jahre Mühens um die Architektur wie ich. Ahnung ist Triebwissen. Ahnung und Begeisterung — sie dürfen grenzenlos sein! — sind das fast einzige, was ein Künstler braucht, das übrige lernt sich in einer halben Stunde. Das wahre Kunstwerk ist steinern gediegen und wesenlos geistig, irdisch gebunden und überirdisch entfesselt. Schauernd, schaudernd habe ich in der Kathedrale von Reims gestanden, ohnmächtig an die Säulenplinthe gebannt wie ein Wurm und mit den Engeln gottselig geschwebt um die Gesimse. Im Steinrausch der Westseite war der Himmel geborsten, die Blöcke blühten die Engel rauschten, die Heiligen atmeten, und Gottes Herrlichkeit war entfaltet ... Als ich im Kriege, in den kurzen Tagen unseres Siegeslaufes, die Kathedrale als Uniformierter wieder betrat — ich hatte Tränen in den Augen.

Vor dem Anfange der Zeiten mit der Kenntnis der Zeiten beschenkt und gefragt, wann ich geboren und was ich werden wollte, hätte ich sicherlich nicht unser unseliges Zeitalter des Geldes, der groben nationalistischen Macht und der schamlosen wirtschaftlichen Ausbeutung nach englischer Lehre gewählt, sondern das französisch-gotische der Gottesfreundschaft, als die Franzosen noch Franken waren wie ich einer bin, und wäre Bildhauer, Glasmaler, Baumeister am Dome von Reims geworden — oder auch Handlanger.

Shakespeare neu und alt

Von Albert Ludwig (Berlin-Lichtenberg)

Vor zwei Menschenaltern trug schier jeder Deutsche, der als Dichter oder Philologe etwas auf sich hielt, den Gedanken einer Shakespeareübersetzung — natürlich seiner — im Sinne. Wenn wir hören, daß Fontane eine plante, Mörike dazu aufgefordert wurde, der Philologe Karl Lachmann den „Sommernachtstraum" und die Sonette übersetzte, so zeigt das schon, was für unerwartete Namen in der Reihe der deutschen Shakespearedolmetscher auftauchen oder doch hätten auftauchen können, wenn eben die Sachen so leicht beieinander wohnten wie die Gedanken. Dann legte sich der Eifer: statt Neues schaffen zu wollen, begnügte man sich damit, das Beste, was man nach allgemeiner Meinung hatte, von einzelnen Mängeln zu befreien, die Zeit der Revisionen des Schlegel-Tieck begann. Man durchlief die Bahn von der Ausmerzung zweifelloser Irrtümer bis zur grundsätzlichen Umgestaltung alles dessen, was einer Besserung fähig schien: noch sind die Fehden, die da entbrannten, nicht vergessen, deckt doch erst seit wenigen Jahren der Rasen den reisigsten Kämpen für eine durchgreifende Erneuerung des altberühmten Textes, Hermann Conrad.

Jetzt scheint es, als näherten wir uns wieder einer Zeit der Übersetzungen, freilich hatten die neuen Versuche dabei bisher unterschieden zwischen Schlegels Anteil und dem der unter Tiecks Flagge segelnden Übersetzer. In zwei Ausgaben liegt *Gundolfs* großes Werk abgeschlossen vor: bei den von Schlegel übertragenen Stücken setzt er „Schlegels Übersetzung durchgesehen" auf das Titelblatt; im Erscheinen begriffen ist die Ausgabe des Inselverlages (Shakespeares Werke in Einzelausgaben), hinter der eine Reihe von Übersetzern — *Max J. Wolff*, *Ludwig Fränkel*, *Max Förster* u. a. — stehen: hier liest man etwa beim „Sommernachtstraum": „Auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels übersetzt", bei der „Verlorenen Liebesmüh": „Unter Benutzung der Baudissinschen Übertragung übersetzt" — ein gewisser Zusammenhang mit der Überlieferung wird also immer noch hier wie dort angestrebt.

Grundsätzlich scheint diesen Zusammenhang Hans *Rothe* lösen zu wollen, dessen Werk der Reklameumschlag darum auch stolz den bestimmten Artikel zuerkennt: „Die neue Shakespeareübersetzung auf Grund moderner Forschungsmethoden" lesen wir auf ihm. Drei Dramen liegen vorläufig vor: „Wie es Euch gefällt", „Macbeth" und „Troilus und Cressida";[1] „König Lear" und „Richard II." werden angekündigt; als Ziel wird man angeben können, daß uns hier Shakespeares wirkliches Werk, frei von Entstellungen der englischen Überlieferung, geboten werden soll. Das ist zweifellos sehr schön, und die Möglichkeit kann ruhig zugegeben werden, daß die

[1] Verlag Meyer und Jessen, München 1922. Je M. 60,— (80,—).

Urausgaben des Dichters gegenüber seiner nun einmal verlorenen Handschrift Zutaten, Weglassungen, Umstellungen enthalten können — eine ganz andere Frage ist aber, ob wir die Möglichkeit haben, alle diese Dinge zweifelsfrei zu erkennen; erst dann könnte erwogen werden, ob wir ein Recht haben, den Versuch einer Besserung zu machen. Denn wohlgemerkt: es handelt sich nicht um eine Theaterbearbeitung, sondern um eine Übersetzung.

Wie verfährt Rothe? In „Wie es Euch gefällt" erklärt er gewisse Szenen als Zutaten, für die ursprünglich andere gestanden haben müßten. Einfach weggelassen könnten diese Szenen nicht werden; um nicht das Werk aus seinem szenischen Gleichgewicht zu bringen, müsse es also beim Foliotext sein Bewenden haben. Dazu ist nichts zu sagen: die Frage der Echtheit ist philologisch und geht die Beurteilung der Übersetzung nichts an. Anders steht es schon im „Troilus", vor allem aber beim „Macbeth"; hier wird versucht, „den Text im Sinne des Shakespeareschen Originals zu reinigen". So wenig wie nun Rothe im Rahmen seines Nachwortes jede einzelne Änderung anführen und erläutern kann, so wenig ist hier möglich, sich bei jedem Punkte auf besondere Auseinandersetzungen einzulassen. Für die grundsätzliche Stellungnahme genügt der Hinweis auf den Schluß des „Macbeth": Rothe behauptet und beruft sich dabei auf eine in der Folio irrtümlich stehen gebliebene szenische Bemerkung, Shakespeare habe Macbeths Ende anders gestaltet, er sei von Macduff fast ohne Widerstand erschlagen worden (wie Hektor von Achill). So läßt er denn den Thronräuber, als die letzte Prophezeiung der Hexen sich als Trug erweist, in Verwünschungen ausbrechen und schließen:

„Den mächtigen Schild
wirfst du vor deinen Leib, willst Zug um Zug —
ich kämpfe nicht mit dir — (Macduff schlägt ihn nieder) halt
ein — genug."

Ich muß gestehen, daß ich hier nicht mitkann: es heißt schließlich Macbeth die Worte im Munde verdrehen, wenn das aus dem „before my body I throw my warlike shield" wird. Überhaupt: mit welchem Recht spricht Rothe „von theatralisch wirksamem Heroismus" bei Macbeths Ende in der Form, wie wir es gewöhnlich lesen? Hektor im „Troilus" fällt durch Verrat — das ist noch kein Grund dafür, daß der schlachtengewohnte Schotte sich wie ein Stück Vieh niederschlagen lassen soll, und jene stehen gebliebene Bühnenanweisung der Folio „Enter fighting and Macbeth slain" ist eine etwas schmale Grundlage, um einen eigenen Schluß darauf aufzubauen. Nein, da wir nun einmal eine eigene Ausgabe „letzter Hand" von Shakespeare entbehren, wollen wir uns doch halten an das, was Heminge und Condell uns gegeben haben; leichtsinnig sind sie bei der Herstellung der Folio nicht verfahren: es heißt der Willkür Tür und Tor öffnen, wenn man ihren Text so behandelt, wie einst die Philologen die handschriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte und des Nibelungenliedes sezierten.

Die Übersetzung strebt danach, von Schlegels klassizistischer Form loszukommen, was indessen gar nicht so leicht ist. Vorläufig wetteifert Rothe mit Schlegel selbst nur in „Wie es Euch gefällt", d. h. also in einem Drama, dessen Verse uns nicht so vertraut geworden sind wie die manches anderen. Zweifellos klingt in seiner Übersetzung vieles moderner und flüssiger, wozu ich freilich nicht rechne, daß der Artikel (freilich eine Krux des Übersetzers aus dem Englischen) gar manchmal fortbleibt, wo eine ältere Zeit ihn noch für unerläßlich erachtete (As you like it II, 7: the lover sighing like furnace, Schlegel: der Verliebte, der wie ein Ofen seufzt, Rothe: seufzend wie Schornstein). Gegenüber den Erneuerungen Tiecks bleibt Rothe manchmal zurück. In „Macbeth" I, 2 wird der hin und herwogende Kampf verglichen mit two spent swimmers, that do cling together and choke their art. Rothe: „wie wenn zwei matte Schwimmer sich umklammern und würgen sich" — da fehlt der Gedanke, daß ihnen nun ihre Kunst nichts mehr nützt. D. Tieck: „wie ein erschöpftes Schwimmerpaar sich packend die Kunst erdrückt"; H. Conrad: „wie zwei erschöpfte Schwimmer sich umklammernd ersticken ihre Kunst". Überhaupt wird man bei diesem Drama mancherlei auszusetzen finden, was schließlich bei seinem gedrängten Stil kein Wunder ist: Macbeth „stirnt" einen Rebellen — was ist das? Im Urtext steht das alltägliche Wort to face: eine glückliche Neubildung ist die Wendung gerade nicht. Aber ich will nicht ins Einzelne gehen; ich bin gern bereit, die Übersetzung als tüchtige Arbeit anzuerkennen: worüber ich nicht wegkomme, ist die Art der Textbehandlung — das Drama als solches muß stehen bleiben, wie es die Überlieferung uns gibt, oder wir wollen eben sagen, daß wir „auf Grund von Shakespeare" neu dichten.

Den Gegenpol zu Rothes Unternehmen bietet die neue Auflage des Schlegel-Tieck, die Alois Brandl in Meyers Klassiker-Ausgaben[2]) veranstaltet und von der die Bände mit den Königsdramen vorliegen. Vor einem Menschenalter erschien die erste Auflage; ihr Grundsatz ist geblieben: es handelt sich darum, den Text des berühmten Übersetzungswerkes, so wie ihn seine Schöpfer haben wollten, zu bieten, weil diese Übersetzung an sich zu den großen Gütern unseres Volkes gehört; auf sinnstörende Fehler wird in den Fußnoten hingewiesen, die auch die richtige Übertragung bieten. Fern liegt dabei dem Herausgeber der Wunsch, den Schlegel-Tieck als Übersetzung zu kanonisieren; das Ringen um den besten deutschen Shakespeare soll weitergehen und wird weitergehen in Erneuerungen dieses Textes wie in Neuschöpfungen, aber zugänglich soll doch auch die alte Form bleiben, und dafür werden sehr viele dankbar sein, denen nun einmal diese Verse im Ohre klingen, denen

[2]) Shakespeares dramatische Werke. Bd. I—III. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Leinen geb. je M. 100,—.

sie lieb sind, gerade weil sie die Sprache von Weimar und Jena reden.

Die Zugaben des Herausgebers sind wesentlich erweitert und erneuert worden; die Einleitung will natürlich keine Biographie ersetzen: sie umreißt die äußeren Tatsachen von Shakespeares Leben, gibt eine ausführliche Darstellung der Theaterverhältnisse, die einen Einblick in die Bedingungen gewährt, denen sich das Drama Shakespeares anpaßte, charakterisiert die Art dieses Dramas und berichtet vor allem über das Nachleben des Dichters in England, die Geschichte seiner Aufnahme in Deutschland. Gerade dieser letzte Abschnitt ist besonders willkommen: wer heute zu Shakespeare greift, soll wissen, daß der Brite ein deutscher Dichter geworden ist, daß er zu dem Besitz gehört, den niemand uns rauben kann, wenn wir das Erbe der Väter immer neu gewinnen. Dazu muß uns aber bewußt werden, daß der Dichter eingegangen ist in die Geistesentwicklung vieler deutscher Geschlechter: er ist niemals als Sensation von außen gekommen (wofür es ja andere Beispiele gibt), hat nie bloß seine Zeit gehabt und ist wieder beiseite gelegt worden, sondern in langem, mühsamem Ringen gegen allerlei Widerstände ist er eingedeutscht worden, er ist jeder Generation etwas gewesen und jede hat sich ihr neues Bild von ihm gemacht — wo ist ein besserer Ort, von dieser gegenseitigen Durchdringung eines Dichters und eines Volkes zu reden als in der Einleitung zur Ausgabe der Übersetzung, die ihn einst in deutsche Herzen trug?

Die Einleitungen zu den Dramen hüten sich davor, zum ästhetischen oder literaturgeschichtlichen Kommentar zu werden — auch sie sind erweitert gegen früher, bewahren aber trotzdem knappe Form. Sie vermitteln, was zum geschichtlichen Verständnis nötig ist, besprechen das Verhältnis zur Quelle und zur etwa schon vorhandenen literarischen Überlieferung — im übrigen aber soll das Drama reden. Am stärksten erweitert sind die Anmerkungen am Schluß der Bände: sie gehen auf Einzelheiten ein, bringen geschichtliche Nachweise, erläutern Anspielungen, machen auf besondere Züge aufmerksam: kurz, sie sind für den bestimmt, der nicht mit dem Gesamteindruck sich zufrieden geben will, sondern der beginnt, sich in seinen Dichter hineinzubohren, der über das Was? hinaus zum Wie? gelangen will, und an solchen Shakespeareanern höheren Grades hat es in Deutschland in allen Ständen nie gefehlt, seit Ulrich Bräker, der „arme Mann im Tockenburg", das höchste Glück seiner Erdentage in den Shakespearebänden Wieland-Eschenburgs fand.

Wir aber wollen uns freuen, daß in einer Zeit, da wieder mit Eifer um einen neuen deutschen Shakespeare gerungen wird, auch unser alter Schlegel-Tieck in Ehren bleibt; er soll niemandem im Wege stehen, allen bleibt die Bahn offen; aber auch wenn einem neuen Geschlecht ein neuer Text in Herz und Sinn klingt — und soweit hat es bisher doch wohl noch keiner der Nachfolger gebracht — mögen seine Bände nie ganz von unseren Bü[illegible] brettern verschwinden: sie bleiben ein Denkmal de[illegible] scher Geistesgeschichte, ein Ehrenmal deutscher K[illegible] quistadoren.

Neue Kunstliteratur

Von Emil Utitz (Rostock)

Bibliothek der Kunstgeschichte. Hrsg. von Hans Tie[tze]. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Durchschnittlich 10 Seiten [Text] und 20 Bildtafeln. 1. Heinrich Wölfflin, Das Erklären [von] Kunstwerken. 2. Heinrich Schäfer, Das Bildnis im a[lten] Ägypten. 3. Max J. Friedländer, Die niederlän[dischen] Manieristen. 4. Hans Tietze, Michael Pacher und sein K[reis]. 5. Emil Waldmann, Wilhelm Leibl. 6. J. Schlo[sser], Oberitalienische Trecentisten. 7. C. Raschniker, Kr[…] Kunst. 8. E. Panofsky, Die sixtinische Decke. 9. Curt Gla[ser], Vincent van Gogh. 10. Karl With, Japanische Bau[kunst]. 11. K. Z. v. Manteuffel, Das flämische Sittenbild des 17. [Jahr]hunderts. 12. A. Matějček, Die böhmische Malerei des 14. [Jahr]hunderts. 13. William Cohn, Alt-buddhistische M[alerei] Japans. 14. W. Waetzoldt, Bildnisse deutscher Kunsthi[storiker]. 15. A. Grisebach, Deutsche Baukunst im 17. Jahrhund[ert].

Deutsche Kunsthistoriker (von Sandrart bis Ru[…]). Von Wilhelm Waetzold. Leipzig 1921, E. A. Seemann. [illegible]

Österreichische Kunstbücher. Wien, Österreichische Verla[gs]gesellschaft Ed. Hölzel & Co. 24 Textseiten und 12 Bildta[feln]. 26. Band: P. Ludwig Koller, Das Benediktinerstift Go[…] in N.-Ö. 27. Band: Thiemo Raschl und P. Ri[…] Strelli, Das Benediktinerstift St. Paul in Kärnten. 28. Ba[nd]: Kurt Frieberger, Die spanische Hofreitschule.

Süddeutsche Kunstbücher. Wien, Österreichische Verla[gs]gesellschaft Ed. Hölzel & Co. 20 Textseiten und 10 Bildta[feln]. 5. Band: Franz Martin, Bad Reichenhall und Umgeb[ung].

Die Jesuitenkirche zu Glogau und die Kirche [in] Zeitsch (zwei schlesische Barockbaudenkmäler) von Bern[hard] Patzak. (Glogau 1922, Verlag Hellmann. (Erstes Heft [der] Beiträge zur schlesischen Kunstgeschichte.) 36 S.

Velhagen & Klasings Volksbücher. Bielefeld [und] Leipzig 1921, Verlag von Velhagen & Klasing. 10. Band: [Al]brecht Dürer von Hans W. Singer. Vierte Auflage. [Mit] 60 Abbildungen, darunter 6 farbigen. 96 S. 26. Band: Raf[fael] von Ernst Diez. Zweite Auflage. Mit 62 Abbildun[gen], darunter 5 farbigen. 88 S.

Künstlerbriefe. Herausgegeben und eingeleitet von Ar[thur] Rößler. Wien und Leipzig 1922, Verlag Leopold Hei[…]. a) Karl Schuch, 43 S. b) Carl Rahl, 35 S. c) Rud[olf] von Alt, 43 S.

Unbekannte Aufsätze Jakob Burckhardts (aus Par[is], Rom und Mailand). Eingeleitet und herausgegeben von J[…] Oswald. Basel 1922, Benno Schwabe & Co. 149 S.

Die komische Bibliothek. Erlenbach-Zürich und Le[ipzig] 1922, Eugen Rentsch Verlag. 1. Wilhelm Fraeng[er], Die Masken von Reims. Mit 38 Abbildungen, […] Einleitung und der Legende „Der Tänzer unserer lieben Fra[u]" ins Deutsche übertragen von Curt Sigmar Gutkind. 4[…] S. und 32 Tafeln. 2. Die trollatischen Träume des Pantagruel. Ein Holzschnitt-Fratzenbuch mit 120 Bild[ern] und einem kräftigen Prolog Johannes Fischarts. Herausgegeben von Wilhelm Fraenger. 22 Textseiten und 120 Bi[ld]tafeln.

Die heilige Stadt der Wüste (unsere Entdeckun[gen], Grabungen und Funde in der altchristlichen Menas[stadt] weiteren Kreisen in Wort und Bild geschildert). [Von] C. M. Kaufmann. Mit einem Farbendruck und 189 Abbi[l]dungen. Zweite und dritte Auflage. Kempten 1921, Ver[lag] Josef Kösel & Friedrich Pustet. XII und 223 S.

Die Reiterschöpfungen der phidiassischen Kun[st]. Von August Biehl. Mit 17 Tafeln und einem Titelb[ild]. Berlin und Leipzig 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Ver[]leger, Walter de Gruyter & Co. XII und 131 S.

Antike Bronzestatuetten. Von Karl Anton Ne[u]gebauer. Mit 8 Text- und 67 Tafelbildern. Berlin 192[1], Schoetz und Parrhysius. 132 S.

Die Kunst der Griechen. Von Arnold von Sal[is]. Zweite Auflage. Mit 68 Abbildungen. Leipzig 1922, Verla[g] von S. Hirzel. X und 303 S. und 52 Bildtafeln.

oskanische Malerei im 18. Jahrhundert. Von Oswald Sirén. Berlin 1922, verlegt bei Paul Cassirer. 340 S. und 130 Bildtafeln.
eutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830. Mit 108 Abbildungen. Von Paul Ferdinand Schmidt. München 1922, R. Piper & Co. Verlag. 104 S. und 86 Bildtafeln.
lastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung. Mit 18 Textabbildungen und 42 Tafeln. Von A. E. Brinckmann. München 1922, R. Piper & Co. 80 S.
unst. Von Clive Bell. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Westheim. Dresden 1922, Sibyllenverlag. 183 S. und 16 Bildtafeln.

Eingeleitet durch einen prachtvollen, meisterlich abgewogenen und sprachlich geradezu klassischen Aufsatz von H. Wölfflin hält die erste Serie r groß angelegten „Bibliothek der Kunstgeschichte" ren Einzug auf dem Büchermarkt. Den schmucken, einen, gut illustrierten Bändchen — geschrieben von rvorragenden Kennern — winkt sicherer Erfolg. nd doch scheint mir die Atomisierung zu weit zu hen: denn so bewundernswert es ist, wie viel etwa urt Glaser auf acht winzigen Seiten über Vincent an Gogh zu sagen weiß, es bleibt notgedrungen ürftige Skizze. Zwar würde vielleicht eine weit usgespannte Kunstgeschichte einem einzelnen Maler uch nicht mehr Raum widmen, und doch prägten ch in ihrem einheitlichen Zusammenhang sein Platz nd Wesen schärfer aus; die Linien empfängen eutlicheren Umriß. Und ich bezweifle, ob in so engem lahmen auch so hervorragende Kenner wie William ohn oder K. With eine auch nur halbwegs anemessene und füllige Vorstellung von der altbuddhistischen Malerei Japans oder der japanischen Bauunst zu erwecken vermögen. Gern weist ein Bändjen auf das andere hin; und darum erschiene es ohl besser, gleich das Verwandte zusammenzuassen oder die Liliputmonographien zu wahren inzeldarstellungen anwachsen zu lassen. So bleiben e Leckerbissen — wie sie etwa die „Dame" ihren esern serviert — für den Kenner reizvolle Kleinigeiten, für den Anfänger zwar Anregungen, aber eine feste Nahrung. Wieder — wie jetzt so häufig — eigt sich die starke Abhängigkeit des Büchermarktes on den Verlegerinteressen und die — Not unserer age: die Sehnsucht nach dem billigen Buch mit Abildungen, wobei die Hefte immer schmächtiger erden. Und doch ist die Billigkeit nur eine scheinare: denn schließlich kommt der immer teuerer weg, er sich mit Leckerbissen füttert, statt mit sättigender Speise. Unsere kurzatmige, hastige Zeit wird in ihrem hythmus bestärkt durch ein elegantes Auftischen olcher Niedlichkeiten, die eben zu flüchtigem Nippen nd Probieren einladen, sicherlich nicht zur beschauichen, ruhigen Lektüre. Aber ungerecht wäre es zu erschweigen, daß innerhalb der hier gezogenen renzen geschickt und umsichtig das höchst Mögliche eleistet wird, wofür schon der Name des Herausebers — Hans Tietze — bürgt. In dieser Sammung hat auch Wilhelm Waetzoldt die Bildnisse eutscher Kunsthistoriker von Joachim von Sandrart is Herrman Grimm und Carl Justi zusammengestellt nd so eine anschaulich lebendige Einführung zu einer großen und schönen Arbeit über „Deutsche unsthistoriker von Sandrart bis Rumohr" geboten. Wir werden von kundiger Hand geführt von den Anfängen deutscher Kunstgeschichtsschreibung bis zur Begründung einer kunstgeschichtlichen Fachwissenschaft (durch Johann Domencio Fiorillo und Carl Friedrich von Rumohr); die Entstehung der Kunsthistoriographie in Deutschland ist das Thema dieses Buches. Der Beginn der Kunstgeschichtsschreibung in Deutschland führt in die Tage Dürers, in eine „Glanzzeit schöpferischer deutscher Kraft". Drei Männer melden sich hier zu Worte, grundverschieden nach Anlagen, Herkunft, Lebensschicksalen, schriftstellerischen Absichten und Fähigkeiten: ein Mönch, ein Gelehrter, ein Künstler; — Johannes Butzbach, Christoph Scheurl, Albrecht Dürer. Diesen ersten Abschnitt beschließt Joachim von Sandrart, der nach den „leidigen Kriegsläuften (des Dreißigjährigen Krieges) die schlummernde Fräulein Pictura wieder aufweckte, die Nacht zertrieb und ihr den Taganbrecher machte". Was Sandrart gab, war das Beste, was ein gelehrter Künstler geben konnte: Standeswissenschaft. Sie ging aus von den Bedürfnissen der deutschen Künstlerschaft, war geschrieben auf Drängen vornehmer Kunstliebhaber und berechnet für den geistig geschlossenen Kreis der Künstler und Kenner, der „virtuosen und kuriosen" Herren. Und doch hat Sandrart in der Ruhmeshalle deutscher Kunstforscher nicht Anspruch auf einen Ehrenplatz. Wenn das Zusammentragen von Stoffmengen zur Mehrung und Beglaubigung bereits feststehender, weil von Autoritäten geschaffener Wahrheiten den Gelehrten ausmacht, so besaß Sandrart Gelehrsamkeit; aber sie ist nur ein vorwissenschaftlicher Geisteszustand. Wissenschaft beginnt erst mit selbständigem Denken und Schaffen, in der Kunstgeschichtsschreibung hebt sie daher an mit Johann Joachim Winckelmann, von dem Goethe zu Eckermann sagte: „Er ist dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Sinne trug. Man lernt nicht, wenn man ihn liest, aber man wird etwas". Waetzoldt hat ihm ein ausgezeichnetes, bei aller Wärme in der Wertung besonnenes Kapitel gewidmet. Und nun folgt die bunte „Maler-Ästhetik", innerhalb derer — neben Öser, Hagedorn u. a. — Anton Raphael Mengs eine besonders eingehende Würdigung erfährt. Zwar fehlte Mengs die Intuition, die Winckelmann im höchsten Grade besaß; er zergliederte, aber er vermochte nicht zusammenzusehen und zusammenzubinden. Wohl hielt er Teile begrifflicher Natur in der Hand, aber kein Genius verriet ihm das Zauberwort, sie wieder zu atmender Gestalt, zu geschichtlicher Wirklichkeit sich zusammenschließen zu lassen. Für die Kluft zwischen Lernbarem und Eingeborenem, Akademismus und Schöpfertum bleibt Mengs als Maler wie als Kunsthistoriker ein bezeichnendes Beispiel. Er ist tot, seine Versuche zur Stilanalyse und Geschichte formaler Probleme sind vergessen und überholt, aber der Geist dieses wahren Sohnes des Winckelmann-Jahrhunderts ist auch heute noch lebendig. Wieder ist es ein Künstler — diesmal ein Bildhauer — gewesen, der zu seiner Begabungsform das Geschichtsbild und die Theorie des Klassizismus fand und der kunstwissenschaftlichen Forschung entscheidende methodische Anregungen gab. Die rationalistische Kunsttheorie Mengsens ist in modernem, psychologischem Gewande auferstanden in Adolf Hildebrands „Problem der Form in der bildenden Kunst", wie Winckelmanns Kunstgeschichte in Wölfflins Beiträgen zu einer Geschichte des Sehens. Und nun durchrauscht Sturm und Drang die Kunstliteratur: J. J. Wil-

helm Heinse schreibt seine düsseldorfer Gemäldebriefe; er ist der erste deutsche Kunstfeuilletonist geworden. Er hat diesen Typus für Deutschland, wie Diderot für Frankreich geschaffen. Kunstkritik, nicht Kunstgeschichte heißt sein Herrschaftsgebiet; seine Nachfolger werden der Dichter Heinrich Heine und der Gelehrte Richard Muther. 1772 entdeckt Goethe — „von deutscher Baukunst“ — nicht bloß die Gotik für den ästhetischen Genuß, sondern gibt ihr auch sofort eine bestimmte Bedeutung: sie ist die wahrhaft deutsche Kunst. Nicht als ein Zeitphänomen, sondern als ein Nationalstil trat die Gotik wieder in das Bewußtsein des deutschen Volkes, aus dem sie Renaissance und Klassizismus verdrängt hatten. Und ein zweites Kapitel über Goethe leitet den Abschnitt Klassizismus ein. Das letzte kunstgeschichtliche Wort Goethes galt der „künstlerischen Behandlung landschaftlicher Gegenstände“. Es ist der Weg des allgemeinen Kunstempfindens vom Mittelalter bis zur Neuzeit, die Entwicklung vom architektonischen zum landschaftlichen Sehen überhaupt, die Anfang und Ende Goethescher Kunstgeschichtsschreibung gleichnishaft spiegeln. Daß der kleine Schriftstellerkreis der Romantik für die Kunstwissenschaft von entscheidender Bedeutung geworden ist, daß schon die erste romantische Bekenntnisschrift tiefer und weiter wirkte als Goethes, Herders und Heinses kunsttheoretisches Arbeiten, das hat wohl seinen letzten Grund darin, daß die Romantiker wirklich zu Organen der deutschen Kunstsehnsucht wurden, in ähnlicher Weise, wie ein halbes Jahrhundert vorher Winckelmann der Mund der Wünsche und Hoffnungen seiner Zeit gewesen war. Während sich in Goethes „Einleitung in die Propyläen“ (1797) die Welt der begrifflichen theoretisierenden Kunstauffassung des Klassizismus noch einmal repräsentativ und wie in abendlichem Glanze zusammenfaßte, ergoß sich schon aus dem Herzen des jungen Wilhelm Wackenroder der quellfrische Strom eines rein gefühlsmäßigen Kunsterlebens. Auf dem Boden eines neuen Kunstempfindens und Kunstwollens erwächst schließlich auch eine neue, die romantische Geschichtsauffassung, die freilich im Weltbild des jungen Goethe und Herders schon vorgebildet war. Die romantischen Kunstforscher gaben sich als Kunstfreunde, als Menschen, welche die Kunst lieben. Und Goethes früheste Schriften über Kunst waren noch Früchte am Baum einer ästhetisch orientierten Kunstwissenschaft, die von Malern, Dichtern und Sammlern getrieben wurde. Goethes letzter fragmentarischer Kunstaufsatz ist geschrieben in der Geburtsstunde der mit streng historischer Methode arbeitenden Kunstgeschichtsschreibung: Rumohrs „Italienische Forschungen“ lagen 1831 vollendet vor. Drei Jahre später erschienen Schnaases „Niederländische Briefe“. Die Wissenschaft von der Kunst war in die Hände von Fachleuten übergegangen. Schon diese sehr kärglichen Andeutungen zeigen wohl, daß hier nicht nur eine Geschichte der Kunstgeschichtsschreibung vorliegt, sondern darüber hinaus ein wichtiger und fesselnder Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte. Wer einigermaßen das spröde und unübersichtliche Material kennt, wird dankbar begrüßen, wie straff Waetzoldt es bändigt, wie vorzüglich er es beherrscht, wie klar und packend er es darstellt, und welche Großzügigkeit das ganze Werk durchschwingt.

Von den österreichischen Kunstbüchern — deren Erscheinen schon im letzten Bericht (L. E. XXIV, 536) angezeigt wurde — liegen drei neue Bändchen vor, stolze und zugleich wehmütige Beweise der adeligen Kultur des armen, dahinsiechenden Österreich. Diese Hefte genießen gegenüber der Bibliothek der Kunstgeschichte den Vorteil, daß sie in sehr weitgehender Spezialisierung bestimmte Kunststätten — in diesem Fall zwei Benediktinerstifte und die wiener spanische Hofreitschule — zum Gegenstand haben, die in keiner anderen allgemein zugänglichen Veröffentlichung so sachkundig und eingehend behandelt sind. Leider stört die miserable Illustrierung, die von jeder Ansichtskarte übertroffen wird. Von den süddeutschen Kunstbüchern — die ganz gleiche Ausstattung zeigen und von den nämlichen Absichten geleitet werden — liegt eine sehr anziehende Probe vor: Bad Reichenhall und Umgebung. Hoffentlich werden die vielen Kurgäste und Touristen an dieser Kunstgabe nicht achtlos vorübergehen und durch sie angeleitet den Naturgenuß auch einmal zugunsten einer wahrhaft lohnenden Kunstbetrachtung unterbrechen. Dem Kreise dieser Heimatkunsthefte dürfen wir auch die Studien von Bernhard Patzak anreihen über zwei schlesische Barockbaudenkmäler, und zwar zwei Kirchen, einen Beweis kundiger und liebevoller Lokalforschung, die sicherlich entsagungsreiche und mühselige Arbeit verlangt. Sie mag eine gewisse Selbstgefälligkeit des Vortrages entschuldigen. Von den weitverbreiteten Velhagen & Klasings Volksbüchern sind in neuer Auflage „Raffael“ von Ernst Diez und „Albrecht Dürer“ von Hans W. Singer erschienen. Die reich illustrierten, mühelos verständlichen Schriften sind schon so eingebürgert, daß sie fraglos zu den bestehenden Freunden weitere gewinnen werden. Die Darstellung schürft zwar nicht tief und erhebt keine üppigen Ansprüche, aber sie hält anständiges Niveau, paßt sich geschickt ihrem Zwecke an. Es mangeln zwar Glanz und leuchtende Farbenpracht, aber es wird eine gediegene Hausmannskost aufgetischt. Nur soll man nicht mit diesen Büchern enden, so sehr man mit ihnen anfangen darf; denn schließlich muß man die Volksschule auch einmal überwinden. Eine ganz neue Sammlung bildet die bisher kleine Reihe von Künstlerbriefen, die Arthur Rößler herausgibt. Es scheint mir ein sehr guter Gedanke, die Künstler selbst in ihren Briefen plaudernd vorzuführen, gleichsam von ihrer intimsten und charakterologisch oft sehr aufschlußreichen Seite. Nur die Beschränkung auf Wien — Carl Rahl, Rudolf von Alt, Carl Schuch — muß fallen; denn die Hauptsache ist doch, bedeutende und interessante Künstlerpersönlichkeiten in ihren Briefen sich widerspiegeln zu lassen. In diesen Zusammenhang gehören auch mittelbar die bisher unbekannten Aufsätze Jakob Burckhardts aus Paris, Rom und Mailand. Sie kerben zwar dem Bilde, das wir von Burckhardt besitzen, keine wesentlich neuen Züge ein, doch war die Auffindung dieser Artikel — in denen Burckhardt als Journalist uns entgegentritt — ein glücklicher Fund, den Josef Oswald sehr verständnisvoll ausgewertet hat. Eine sehr originelle Sammlung ist die „Komische Bibliothek“, die Wilhelm Fraenger herausgibt. Die „Songes drolatiques de Pantagruel“ sind zwölf Jahre nach dem Tode Rabelais' im Jahre 1565 bei Richard Breton zu Paris erschienen. 120

groteske Holzschnitte illustrieren den Band. Der Zeichner dieser Traumgesichte ist unbekannt; die Originale sind verschollen. Verschiedene Neuausgaben wurden veranstaltet, doch auch sie verschwanden vom Markt. Hier wird nun ein Vorwort von Johannes Fischart hinzugefügt, denn „lebendiger, als je ein Kommentar vermöchte, führt Fischarts sprachgewordener Mummenschanz in die schalksteufeltolle Gaukelei des Büchleins ein". Die Zielscheibe des Spottpfeils dieser Bilder ist die „verrostende Ritterschaft, die mannigfache Untugend der Möncherei, die Trunksucht und die Prasserei des Volkes, der Putz- und Modenarr und Liebesschwelg, kurzum das allzumenschliche Gebresten, das Luther in seinen Flugschriften wider die Lasterteufel erklecklich befehdete; das vollgerüttelt Maß der Menschentorheit, womit Sebastian Brand sein „Narrenschiff" befrachtet hatte; der wirre Jahrmarkt aller Eitelkeiten, den jener Eulenspiegel aus dem Niederland, Pieter der große Bauernbrueghel, in dem moralisch-allegorischen Panoptikum weltweiser Bilderbogen schilderte." Den Hauptinhalt des zweiten Bandes bilden die großartigen „Masken von Reims". Während an den Dompforten der Kathedrale die steinernen Bilder der Heiligen in gemessener Haltung stehen, nistet in Nischenwinkeln und am hohen First, an Fensterlaibungen und an Konsolen ein Pandämonium grotesker Fratzen. Diese von aller Leidenschaft durchquälten Masken sind in dem Tafelteil des Buches zu einer Abfolge geordnet, die „im Geiste mittelalterlicher Physiognomik das Mienenspiel des Lachens und des Grauens, der Sinnenfreude und Verzweiflung, als die sich aus dem Menschenangesicht empordrängende Teufelsmaske deutet." Spielmannslegenden sind uns überliefert, darin der lachlustige Stand der Gaukler sich vor der Kirche zu rechtfertigen bestrebt und sich kraft frommer Devotion vom Bann todsündiger Verdammung loskauft. Der strengen Kirchensatzung gegenüber stützt sich der Spielmann auf die Himmelsgnade, die manchem seiner Genossen in offenbarem Wunder widerfuhr. Der Urteilsspruch asketischer Moral wird umgekehrt und die verfemte Laienkunst des Spielmanns als gottesdienstlich gutes Werk verherrlicht. In andächtiger Unterwürfigkeit geübt, darf sie sogar als Mittel der Askese dienen, wie die pikardische Legende von dem „Liebfrauen-Tänzer" es ausdrücklich lehrt. Mild versöhnliche Bescheidenheit schimmert wie zartes Lächeln über dem Geschehnis, daß in dem regelstrengen Ordenshause dem unscheinbarsten aller Laienbrüder holdestes Marienwunder widerfuhr. „Und dieses Gauklerlächeln der Legende hat sich dem sinnenniederen Bann entrückt und zu der schwebeleisen Freudigkeit geläutert, darin die tänzerisch beschwingte Seele jener Mechthild von Magdeburg den Christus-Jüngling ihrer Visionen beim Lobetanz im Paradiese grüßte." Diese von Curt Gutkind übertragene Legende — begleitet von Zeichnungen Villard de Honnecourts — umspielt gleich melodischer Musik das mächtige Brausen jener Masken.

In die Welt christlicher Antike führt Carl M. Kaufmann die große Schar seiner Leser und veranschaulicht seine Darlegungen durch eine reiche Fülle vorzüglicher Illustrationen. „Mitten im Randgebiet der unendlichen afrikanischen Wüste harrte ein einst hochberühmtes altchristliches Heiligtum der Entzauberung, ein vielbegehrtes und oft gesuchtes Kleinod, die Menasgruft." Sie galt es wieder zu entdecken. Verlauf und Ergebnisse dieser Expedition schildert der Verfasser. Dreißig Tage lang durchquerte seine Karawane die glühenden Einöden, bis endlich die Todmüden und Entmutigten, schon geraume Zeit ohne Wasser und fast völlig ohne Lebensmittel, eine unbekannte, altchristliche Stadt fanden: es war Menapolis, die Menasstadt, ein altchristliches Lourdes. Ihre Gründung fällt noch in die konstantinische Epoche, die Konsekration der Gruftkirche erfolgte Ende des 4. Jahrhunderts unter Kaiser Theodosius I.; unter Kaiser Zeno, also gegen Ende des 5. Jahrhunderts, entwickelt sich das Heiligtum zur Stadt, und die Menasstadt erhält eine Garnison. Das 5. und 6. Jahrhundert sind die Glanzzeit des Menaskultus, die Epoche der großen Pilgerzüge. Bald aber beginnt der Abstieg; das 9. Jahrhundert sieht die Plünderung der Menaskirche durch Khalif Mutiwekil, den Raub des Tempelschatzes und schließlich den Verfall der heiligen Stadt. Doch sind die erhaltenen Reste so stattlich und zahlreich, daß auch schon vom künstlerischen Standpunkt die Expedition sich lohnte. Zur klassischen Antike hat August Diehl — ein begeisterter Reiter und Pferdefreund — einen sehr spezialisierten, aber doch allgemein interessierenden Beitrag geliefert über „Die Reiterschöpfungen der phidiassischen Kunst". Die Frage ihrer Stellung zur Natur erfährt da eine scharfe Belichtung. Antike Bronzestatuetten in Bild und Wort führt Karl Anton Neugebauer vor. Nur als Bausteine für die allgemeine Geschichte der Plastik im Altertum sind die Bronzestatuetten bisher kunstgeschichtlich verwertet worden. Als solche füllen sie in der Tat manche Lücke, die sich durch einen Mangel an Werken der Monumentalplastik gebildet hat, und tragen andererseits, wo der Vergleich mit gleichzeitigen Schöpfungen der großen Skulptur möglich ist, den Stempel desselben Zeitgeistes wie diese. Indessen unterliegt die Kleinplastik ihren eigenen technischen und ästhetischen Voraussetzungen, so daß sie, für sich betrachtet, notwendigerweise ein von der Monumentalkunst verschiedenes Gesamtbild ergeben muß. Die Unterschiede betreffen sowohl den Aufbau des Kunstwerkes, die Auswahl aus den von Natur gegebenen Darstellungsmöglichkeiten des ruhigen Standes, der Bewegung, der Handlung und Gruppierung, als auch die Durchbildung der einzelnen Formen. Über dieses Thema hat nun Neugebauer ein gediegenes, belehrendes, aber etwas brav nüchternes Buch geschrieben. Dafür schimmert uns der kostbare Glanz der Antike entgegen, wenn wir zu der „Kunst der Griechen" greifen, die Arnold von Salis mit meisterhafter Beherrschung der Sprache darstellt, straff und doch lebendig. Und wie in dieser Richtung die Verwandtschaft mit seinem Landsmann Wölfflin hervortritt, so auch in der ganzen Stellung zur Kunst und Kunstentwicklung, Stil und Periodizität der Stile. Man darf wohl sagen, daß von Salis für die griechische Antike das geleistet hat, was Wölfflin methodisch und sachlich zur Einsicht in die neuere Kunst. Ist so die Schülerschaft und damit die Abhängigkeit von Wölfflin deutlich, muß andererseits betont werden, daß eben von Salis diese Auffassungsweisen in das Reich klassischer Archäologie verpflanzte, was keine bloße Übernahme bedeutet, sondern neue

Orientierung an einem ganz anderen Material. Über die Absicht der Arbeit belehren am besten einige Sätze aus dem Vorwort: „Wenn in der archäologischen Literatur die Erörterung von Angelegenheiten, die mit Kunst nur in einem losen oder in gar keinem Zusammenhang stehen, oft einen unverhältnismäßig breiten Raum einnimmt, so liegt das an der besonderen Beschaffenheit des Stoffes, denn schon nach der rein inhaltlichen Seite stößt das Verständnis überall auf Hindernisse sprödester Art. Es wäre ungerecht, hier denselben Maßstab anlegen zu wollen wie an Arbeiten aus dem Gebiete der neueren Kunstgeschichte, die es in dieser Hinsicht nun einmal viel leichter hat. Indessen wird man, allen Schwierigkeiten zum Trotz, doch immer wieder zu einer streng methodischen Klärung der Begriffe sich zwingen müssen. In unserem Fall handelte es sich darum, das Werden und die Wandlungen der hellenischen Kunst in ihren organischen Zusammenhängen zu schildern, so wie eben eine Lebensgeschichte geschrieben werden soll, unter Berücksichtigung aller wirklich treibenden Faktoren. Dem Anteil des einzelnen Künstlers ist dabei eine bescheidenere Rolle gegönnt worden, als es sonst wohl zu geschehen pflegt; nicht um seine Bedeutung zu verringern, sondern weil nach unserer Überzeugung das andere Moment bisher zu stiefmütterlich behandelt worden ist: die innere Gesetzmäßigkeit der Entwicklung." In fünf Abschnitten baut sich das Werk auf: Die Kunst der Frühzeit leitet ein. Dem strahlenden Erwachen (Naturalismus, die lose Zierform, das Untektonische) folgt Erstarrung. Die archaische Kunst setzt ein. Ihre Organisation erstrebt Festigung, Verdeutlichung und Klärung. Ihre Beschränktheiten und ihre Beschränkung offenbaren sich in Einseitigkeit, Schematismus und der Weise der Ornamentierung. Im Manierismus spitzt sich die Form, und die Art verfeinert sich. Die klassische Kunst bringt Befreiung und durch sie Schlichtheit und Größe, den Willen zur Wahrheit und zu geistigen Werten. Die Gesetze der Freiheit enthüllen sich in Bewegtheit, Schönheit und Harmonie. Doch die Form entkräftet, sie lockert weich und weichlich sich auf. Neue Ziele locken die hellenistische Kunst: Pracht und Reichtum, Erkenntnis und Illusion; ein erregtes und aufgereiztes Temperament braust auf, sich auswirkend in verschiedenen Spaltungen und Spielarten. Die Kunst der Spätzeit beruhigt und vereinfacht; Korrektheit, Ordnung und Zucht zeigt ihr Klassizismus. In diesem Buch ist nur von den Veränderungen die Rede, welchen die Kunst der Griechen im Verlauf ihres langen Lebens unterworfen war; was aber ist das Dauernde in allem Wechsel, das zähe Mark, das nie verloren geht? Bescheiden erwidert der Verfasser: Es ist „das letzte Geheimnis dieses strahlenden Wesens, das aus dem Schaum des Ägäischen Meeres geboren ward und nur unter dem lichten Himmel Griechenlands zur vollen Entfaltung seiner Pracht und Schönheit kam. Und das nur einmal da war auf der Welt." Strebt man nach Zugang zu diesem Geheimnis, keinem besseren Führer als Arnold von Salis wird man sich anvertrauen können.

Die Brücke zur neueren Kunst schlägt das äußerlich stattliche und innerlich nicht minder gewichtige Werk von Oswald Sirén über „Toskanische Maler im 13. Jahrhundert". Der Verfasser ist der Überzeugung, daß die besten Werke der Duocentomaler die interessanteste und reinste Form religiöser Malerei in Italien darstellen. Nahe Berührungspunkte ergeben sich „mit den lebenskräftigsten Strömungen in der modernen Kunst wie auch mit der alten religiösen Malerei in China und Japan". Aber Sirén bleibt dankenswerterweise streng auf historischem Boden und widersteht der billigen Verlockung schwärmender Ausschweifung oder windiger Hypothesen. Er gibt eine gediegene Darstellung der wichtigsten Erscheinungen der Malerschulen in Lucca, Pisa und Florenz im 13. Jahrhundert und liefert damit einen bedeutenden Beitrag zur Erkenntnis und gerechten Würdigung dieser bisher allzuwenig erforschten Kunst, die eine ganze Reihe guter Meister ihr eigen nennt. Ein prachtvolles Reproduktionsmaterial erhöht den Wert des Werkes. Aus der Ferne folgen wir Paul F. Schmidt in die Heimat, wenn er die deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830 schildert. Trotzdem diese Kunst gar nicht so weit zurückliegt, erscheint sie doch erstaunlich unbekannt und noch keineswegs entwirrt. Mit fast zärtlichem Fleiß hat sich der bekannte dresdener Museumsleiter in diese Kunst vertieft, uns ein sehr fesselndes Material vorgelegt und dieses wohltuend gesichtet. Er beschränkt sich dabei nicht auf die Gemälde, sondern zieht auch Zeichnung und Graphik heran. Denn, „wollte man dem deutschen Volke das echte Bild seiner Kunst in jenem Jahrhundert um 1800 vor Augen führen, so müßten die Museumssäle zum mindesten ebensoviel Raum der Zeichnung, dem Aquarell und der Radierung einräumen wie den Gemälden. Solange dies nicht geschieht, wird das wundervolle Schauspiel jener Entwicklung zu deutscher Form nur unklar oder gar nicht sichtbar werden." Besonders zu rühmen ist die vortreffliche Ausstattung des Werkes, dem ich es sehr wünschen würde, ein echtes deutsches Hausbuch zu werden. In schnellem Fluge führt A. E. Brinckmann durch die Kunstgeschichte — von Gotik bis zu Belling, Hodler und Cézanne. Den Höhepunkt bildet das deutsche Rokoko: „Steigerung ist nicht mehr möglich. Die Materie scheint besiegt, es ist, als ob alle Körperlichkeit nur noch den Rausch des Emportreibens kennt. Alle Geistigkeit der künstlerischen Inhalte stellt sich im Tempo des Schwelgens dar. Mit beiden Harmonisierungen im Formalen und Inhaltlichen, schwebend und schwelgend, erreicht deutsches Rokoko letzten, höchsten Triumph; unlösbare Einheit der gesamten künstlerischen Erscheinungswelt ist gewonnen. Die Leistungen übersteigen jeglichen Maßstab, den Kunstepochen anderer Länder bis dahin aufgestellt haben. Erst in Vierzehnheiligen, im Kaisersaal des Würzburger Schlosses ist jene vollkommene Harmonisierung aller Künste erreicht, die mit der Cappella Medicea in der Vorstellungswelt Michelangelos zum erstenmal aufgetaucht war und die Inhalt, Form, Bewegung eines Riesenensembles auf einen Generalnenner bringt. Alles ist im einzelnen, einzelnes besteht nur im All. Endlich hat Deutschland, nicht mehr behindert durch unglückselige Zeitereignisse, dem Barock strahlend den Tribut geboten, der ihn zur Vollendung führte." In einer großzügigen, souveränen Subjektivität ist das alles entwickelt, aber durchaus folgerichtig als Ausdruck einer eigenwilligen Persönlichkeit, als Ausfluß einer bestimmten Stellung zur Kunst. Sicherlich ist sie nicht philosophisch unterbaut, auch nicht erstlich historisch orientiert; sie ent-

springt einem entscheidenden Erlebnis, das uns die Kategorien der Betrachtung und Wertung liefert; und das Erlebnis weitet sich zu einem System, dessen Berechtigung in jenem wurzelt. Der leicht beschwingten Skizze merkt man an, daß sie nicht Programm kommender Arbeit ist, sondern daß unzählige Erfahrungen und eine ungemein verbreitete Kunstkenntnis hinter ihr stehen; sie verleihen ihr Reichtum und Fülle. Zum Schluß weise ich noch auf das geistreiche und ein wenig irrlichternde Buch hin, das Clive Bell geschrieben hat, ein bekannter und führender englischer Kunstschriftsteller. Der deutsche Herausgeber applaudiert etwas zu geräuschvoll. Gewiß, das Buch ist flott und frisch in seiner ganzen Haltung; Cézanne ist ein trefflicher Führer, die „bedeutungsvolle Form" ein sehr fruchtbarer Begriff, vieles sehr beherzigenswert und klug formuliert. Aber darf man sagen: Rembrandt ist der typische Ruin seiner Zeit? „Denn von einigen Spätwerken abgesehen, verliert sich sein Gefühl für Form und Zeichnung ganz und gar in einem Gewebe von Rhetorik, Romantik und Helldunkel." Solches verstiegene Gerede ist Journalismus im schlechten Sinne des Wortes; Gablonzer Glaswerk und kein Brillant.

Echo der Bühnen

Weimar

„Das neue Leben." Tragödie in fünf Akten von Karl Schmitz. (Der Trilogie „Kains Geschlecht" dritter Abend.)

Aus Anlaß der letzten Tagung der „Neuen deutschen Dante-Gesellschaft" in Weimar gab es wieder einmal eine Uraufführung, aber nicht im Deutschen Nationaltheater, sondern an einer in stiller Arbeit zumeist modernen Dichtern dienenden kleineren Bühne, die jedoch in den nächsten Monaten vielleicht von sich wird reden machen, da ein Zyklus von Werken jetzt lebender Dichter daselbst aufgeführt werden soll.

Das neueste Drama bietet die, ich weiß nicht wievielte Bearbeitung der Franzeska-Episode im fünften Gesange der „Hölle" von Dantes „Divina Commedia". Durch den Stoff wurde der Dichter dazu verlockt, auch die Gestalt des Florentiners selbst auf die Bühne zu bringen, ein mißlicher Versuch, vor dem ihn besonders der Fehlschlag von z. B. Oehlenschlägers „Correggio" hätte abhalten sollen. Dem großen Dichter wird so eine etwas salbungsvolle Vermittlerrolle zuerteilt, ihm werden eine Reihe von Schmitz geschickt übersetzter Sonette zur Deklamation in den Mund gelegt, ohne dramatische Nötigung. Übrigens darf man bei dem Titel des Stücks nicht an Dantes Selbstbekenntnisse in seiner „Vita nuova" denken. Das „neue Leben" heißt das Drama wohl deshalb, weil die Heldin und ihr geliebter Paolo, der schweren Prüfung unterlegen, einem verklärten „neuen Leben" nach ihrem Untergange entgegensehen. Freilich sieht der Zuschauer am Ende des halb als Staatsaktion, halb als Familienkatastrophe erscheinenden Stückes zwei Leichen vor Augen, während Dante zwei Seelen hingezaubert hatte. Sonst sind die Träger des Stückes neben den genannten Hauptpersonen die bekannten Herren von Ravenna und Rimini, zu denen als scharf geprägter Charakter die Mutter der feindlichen Brüder, Cornelia, und als belebende Nebenfiguren der Florentiner Cavalcanti, sowie die Maler Cimabue und Giotto hinzutreten. Die stellenweise etwas laute Handlung, die geschickt und spannend aufgebaut ist, fließt in logischer Folgerichtigkeit, zuweilen in breit ausladender Strömung dahin. Das kulturhistorische Milieu ist im wesentlichen getroffen, wie auch die Charaktere sich durch scharfe Ziselierung wirkungsvoll voneinander abheben. Die Sprache in zumeist wohlklingenden Jamben leidet gelegentlich an kleinen stilistischen Gebrechen und Unstimmigkeiten, denen aber durch geringe Nachhilfe leicht abgeholfen werden kann.

O. Francke.

Echo der Zeitungen

Schriftsteller und Staatsanwalt

In einem Aufsatz von Arthur Eloesser liest man (Berl. Börs. Cour. 449):

„Es ist in Deutschland über die Fachkreise hinaus kaum bekannt, daß der Schriftsteller unter einer Ausnahmegesetzgebung, mindestens Gesetzesauslegung steht, und daß ihm sein Arbeitsprodukt weit weniger als das irgendeines anderen Hervorbringers geschützt wird. Nicht das Gesetz an sich, wohl aber der Geist, in dem es gehandhabt wird, die Praxis der Gerichte und vor allem der Staatsanwaltschaft haben für den geistig Schaffenden eine Inquisition erfunden, die ihn rechtlos, schutzlos, vogelfrei macht. Das ist der Paragraph 184 des Strafgesetzbuches, nach dem jeder,' der unzüchtige Schriften, Abbildungen, Darstellungen feilhält, verkauft, vertreibt usw., Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bis zu eintausend Mark zu beanspruchen hat. Gewiß, die Schund- und Schmutzliteratur soll namentlich im Interesse der Jugend bekämpft werden, und sie würde wahrscheinlich noch wirksamer bekämpft werden, wenn die Anklagebehörden und die Gerichte die ernste und problemhaltige Literatur in Ruhe lassen wollten. Aber geben wir einmal zu, daß ein Staatsanwalt zwischen einer gemeinen pornographischen Spekulation und „Frühlings Erwachen" nicht unterscheiden will, daß ein Richter nicht unterscheiden kann, so bleibt der Schriftsteller immer noch in der merkwürdigen und ganz einzigen Lage, daß er wegen seines Sittlichkeitsvergehens zwar definitiv verurteilt, aber nie definitiv freigesprochen werden kann. Jeder andere Verbrecher bis hinauf zum politischen Lustmörder steht sich besser."

Und zum Schluß: „Man soll die Jugend verhindern, sich Schnaps zu kaufen, aber man soll sich um den erwachsenen Menschen nicht ängstigen, wenn er es dazu hat, sich ein Glas Sekt zu leisten. Die Schnüffelei hat in Deutschland seit der Revolution zugenommen; es sind die Nasen der mit der Umwälzung politisch Unzufriedenen, die überall Unrat wittern, und sie gehören zu Köpfen, die sich gegen Literatur und Kunst als etwas Illoyales, Illegitimes immer fremd und feindselig verhalten haben. Solche Reaktionen geschehen oft unbewußt, aber ihre auffallende Steigerung ließ fast auf einen heimlichen, kleinen, sehr kleinlichen Krieg schließen, der gegen einen inneren Feind zur Genugtuung für andere Enttäuschungen gewonnen werden sollte. Der innere Feind ist der Geist; der geistig Schaffende wird im allgemeinen zum Vortrupp der Menschheit gehören. Aber die Reaktion an sich, sagt Gottfried Keller, bedeutet nicht mehr als die Schwielen unter den Füßen der marschierenden Menschheit."

Die Entwicklung der Bücherpreise

In der Frankf. Ztg. (665 A.) liest man in einem S. W. gezeichneten Aufsatz:

„Die Hauptursache dieser Preisumwälzungen am Büchermarkt liegt in der täglich fortschreitenden Verteuerung aller Herstellungskosten begründet. Den Hauptausschlag geben dabei die Papierpreise, die bald ins Unermeßliche steigen. Ein Kilo gewöhnliches Druckpapier kostet heute 32 bis 40 M.!

Die Löhne für Satz und Druck steigen von Woche zu Woche, die Gehälter verschlingen riesige Summen, Porto- und Materialkosten machen eine großzügige Propaganda bald unmöglich. Ein wichtiger, für die Preisbildung am Büchermarkte mit ausschlaggebender Faktor ist die Buchbinderarbeit, deren Kosten heute neben dem Papier in der Kalkulation einen der größten Posten bilden. Wenn die Autorenhonorare leider auch nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Gesamtkosten eines Buches ausmachen, so sind sie für die Preisfestsetzung eben doch mit von Bedeutung um so mehr, als heute wohl in den meisten Fällen die Autoren prozentual am Verkaufspreise ihrer Bücher beteiligt sind. Zu alledem kommen noch die wesentlich erhöhten Generalspesen hinzu, die heute bei jeder kaufmännischen Kalkulation eine große Rolle spielen.

Von größter Wichtigkeit für die Entwicklung der Bücherpreise ist aber der Zwischenhändlerrabatt. Darüber ist in der Presse schon oft und viel gesprochen worden, und gerade in diesem Punkte bestehen zweifellos die größten Meinungsverschiedenheiten. Der deutsche Sortimenter erfüllt als Vermittler zwischen Buchverlag und Publikum zweifellos eine sehr wichtige Aufgabe, und ihm ist es an erster Stelle zu danken, daß das Buchwesen in Deutschland einen so erfreulichen Aufschwung genommen hat. Seine wirtschaftliche Lage war aber zu keiner Zeit beneidenswert, nach dem Kriege erst recht nicht. Er hat unter der allgemeinen Teuerung und dem ängstlichen Zurückhalten der Bücherpreise ganz besonders zu leiden gehabt. Durch strenge Verordnungen an den vom Verleger vorgeschriebenen festen Ladenpreis gebunden, mußte er sich, lange nachdem die Geschäftsspesen um ein mehrfaches gestiegen waren, mit einem Gewinn begnügen, der einfach unzulänglich war. Er griff daher zur Selbsthilfe und setzte, nicht ohne schwere Kämpfe, die sogenannte Notstandsordnung durch, die es ihm erlaubte, auf den vom Verleger vorgeschriebenen Ladenpreis noch einen besonderen, örtlich festgesetzten Zuschlag, den sogenannten Sortimentszuschlag zu erheben. Trotzdem diese Maßnahme von allen Seiten, insbesondere von Verlegerseite stark angegriffen wurde, hat sie sich bis zum heutigen Tage nicht nur durchgehalten, sondern wurde sogar immer stärker erweitert. Aus den anfänglichen 10 Prozent sind 25—30 Prozent Zuschlag geworden. Aber die diesjährige Hauptversammlung des „Börsenvereins der Deutschen Buchhändler" vermochte trotz des schärfsten Kampfes, den Verlegerkreise gegen die Sortimentermaßnahme führten, der Notstandsordnung keinen Abbruch zu tun. Das einzige, was erreicht wurde, war, daß das Schmerzenskind einen anderen Namen erhielt und in ‚Wirtschaftsordnung' umgetauft wurde."

Zur deutschen Literatur

Über alte deutsche Schwänke schreibt Hans Benzmann (Münch. Augsb. Abendztg., Sammler 114). — **Luthers** Septemberbibel widmet Gustav Roethe einen Aufsatz (ebenda 112). Vgl. A. Schröder (Leipz. N. Nachr. 254). — Dem abenteuerlichen Treiben von Johann Georg **Schrepfer** geht Adolf Ledna in einem Aufsatz nach (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 109). — Als vaterländischen Dichter schildert Ludwig Bäte (Götting. Ztg., Spinnstube 35) Friedrich Leopold von **Stolberg**. — Ein unbekannter Brief **Höltys** wird nach der Veröffentlichung der göttinger Universitätsbibliothek (Hamb. Nachr. 439 und N. Bad. Landesztg. 466) wiedergegeben. — Zu den Aufsätzen über den Hainbund ist: Waldemar Gröhn (N. Bad. Landesztg. 458) nachzutragen.

„**Goethes** Wahlverwandtschaften und der moderne Eheroman" nimmt Wilhelm Schenkel zum Thema (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 760). — Zum „Joseph" ergreift Wolfgang Goetz noch einmal das Wort (Tägl. Rundschau 415). — Über Goethe und die Anfänge der deutschen Naturforscherversammlungen läßt sich Karl Sudhoff (Leipz. N. Nachr. 256) vernehmen. — Über Goethe und die Herrnhuter schreibt Hans Gäfgen (Königb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 436). — Den Kampf der mannheimer Freimaurer gegen **Schiller** schildert Julius Schwering (Köln. Volksztg., Neue Zeit 38). — Schiller und die Musik behandelt Hans Gäfgen (Tag 280).

Notiz über **Hölderlin** findet sich (Anh. Anz., Aus Zeit 218). — Eine Studie über Charlotte **Stieglitz** bietet Käte Menzer (Heidelb. Tagebl., Brücke 8). — Ein Bild der Caroline von **Günderode** zeichnet Frieda von Oppeln (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 191). — Neue Erinnerungen an Jean **Paul** werden nach Alfred v. d. Leyens Veröffentlichung in der Deutschen Rundschau (N. Zür. Ztg. 1231) notiert.

In Wesen und Werk des Friedrich Albert **Dulk** führt Heinrich Spiero ein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 413). — Eine dankenswerte Studie über **Fontanes** Lyrik bietet Ernst Lissauer (Hannov. Kur., Unt. 448/449). — **Nietzsche**-Monographien würdigt Hellmuth Falkenfeld (Freiheit, Unt.-Beil. 335). — Falkenfeld bietet auch einen Aufsatz „Zwischen Kant und Nietzsche" (Prag. Pr., Dichtung 38). — Ein Hinweis auf die neuen Briefe Jakob **Burckhardts** gibt H. W. (Kreuzztg., Lit. 38). — Zum Gedächtnis August **Seemanns** (gef. am 2. Juli 1916) schreibt Hans Benzmann (Berl. Börs. Ztg. 409).

Zum Schaffen der Lebenden

Eine Begegnung mit Gerhart **Hauptmann** schildert Emil Kläger (N. Fr. Presse, Wien 20 845). — Über Gerhart Hauptmann und sein Werk läßt sich Alfred Maderno (Mannh. Generalanz. 415) vernehmen. — In einem Aufsatz über Armin T. **Wegner** von Herbert Eulenberg (Frankf. Ztg. 604 — 1 M.) liest man: „Manchem wird Wegners Art vielleicht zu weich und zu pazifistisch sein, eine Bezeichnung, die für viele ja noch als das schlimmste Schimpfwort gilt. Aber wo es sein muß, kann dieser Freund der Menschen und der Städte bitter und hart werden wie der vielgeliebte Stahl, den die Männer der Tat so gerne preisen. Ich denke dabei an manche herben Briefstellen aus seinem Buch ‚Der Weg ohne Heimkehr', das er aus solchen Schriftstücken zusammengestellt und ein Martyrium in Briefen genannt hat. Besonders an jenen anklagenden Brief an seine Mutter, die geistig hochstehende Frauenkämpferin, der, von unserer Briefzensur festgehalten, die Rückberufung Wegners aus der Türkei veranlaßte. Aus solch einem Schreiben vom Mai 1916 stammend, das sein ‚j'accuse' seiner vertrauten Mutter zuruft, zittert ein Mut, wie ihn stärker auch unsere Kämpfer auf den Schlachtfeldern nicht beweisen konnten. Bis in jenen Aufschrei hinein: ‚O meine Mutter, wie arm und schwach sind wir geworden. Wir sterben vor Scham, in einer Welt leben zu müssen, die so wenig dem Abbild unseres Herzens gleicht.'" — Eine bemerkenswerte Charakteristik von Hermann **Bahrs** Stil gibt Joh. Eckardt (Germ., Aus Zeit 45): „Diese geistige Weltgewandtheit, diese umfassende Bildung gab dem alten Österreicher auch eine flüssige, schmiegsame Form, die unwillkürlich bezauberte. Sein Stil hatte Grazie, Bildhaftigkeit, Farbe, Bewegung und Sinn für innere Kultur; sein Ausdruck war gewählt, sein Satzbau gegliedert. Er war geistreich und niemals schwerfällig, eher hatte er den leichteren Plauderton des klassischen Feuilletonisten; der war im alten Österreich zu Hause; Kürnberger, Speidel, J. J. David, Hevesi seien u. a. genannt. Zu ihnen zählt Hermann Bahr. Alles, was er schreibt, hat jene fesselnde, leichte Grazie, die wie die herbstliche Reife wirkt, sonnig, schwer vom Duft der Trauben, mit weiten Blicken und doch zusammengefaßt in dem Gefühl der Behaglichkeit; nichts Gestelztes, Gewolltes, Gespreiztes. Mitunter vielleicht zu breit, lässig, aber auch in diesem Sichgehenlassen anmutig, gefällig und immer jugendlich frisch und keck."

Eine tief einführende Betrachtung der Weltanschauung von Franz **Werfel** bietet H. W. Keim (Düsseld. Lok. Ztg. 2. Sept.). — Von Rudolf **Borchardt** sagt Harry Böhmann (N. Bad. Landesztg., Lit. Umsch. 31): „Ein Prosaist von der Art und der hohen kulturellen Einstellung Grimms und Burckhardts, ausgerüstet mit der Gabe unerhörter Beherrschung aller Sprachmittel, von einer Großartigkeit des Stils, die mit wenigen Ausnahmen alles, was in Deutschland geschrieben wird, weit hinter sich läßt, eint sich hier mit einem

Forscher und Wissenden von seltener Sachlichkeit hinsichtlich des Objekts und einer faszinierenden Eigenart der kritischen Deutung." — Zur Charakteristik von Konrad Weiß bemerkt Hans Benzmann (Germ. 498): „Die Dichtungen von Weiß sind infolge ihrer zusammengeballten und doch expressiven Form nicht leicht verständlich. Ein eigenartiger, willkürlich anmutender, sich den gewöhnlichen Gesetzen der Sprache nicht unterordnender Stil ist ihnen eigen. Man muß diese Gedichte mehrmals lesen, um ihren Vorstellungen, ihrem Wesen und Eigenleben näher zu kommen, und auch dann wird manches unverständlich bleiben. Man hat den Eindruck, daß hier der expressionistische Zeitstil in ganz individueller Auswirkung oder unmittelbarer gesagt, daß hier eine impulsive Natur sich ganz eigentümlich, ganz eigenwillig offenbart. Wie ein ungestümer Erdgeist mutet der Dichter an, der aus der Tiefe die Erdschollen emporwirft, wahllos sie zyklopenhaft aufschichtet, der durch Klüfte und Felsengründe sich zum Licht emporrichtet und sich gen Himmel reckt." — Neues von Hermann Burte bringt Hans Knudsen unter warmer Empfehlung zur Anzeige (Zeit, Zeitstimmen 150). — Eine Charakteristik des Bischofs Keppler als Kunstgelehrter und Schriftsteller entwirft J. Sauer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 36, 37). — Von Franz Lüdtke heißt es (Rhein. Tagesztg. 215): „Franz Lüdtke ist ein echter Dichter von Gottes Gnaden, ein wackerer Deutscher von altem Schrot und Korn, ein klarblickender, tiefgründiger, lauterer Künder der Frömmigkeit, der Familientreue, der Vaterlandsliebe, der Herold einer reineren, besseren Zukunft, ein zuverlässiger Führer zu lichten Höhen, besonders auch für die Jugend. Möchte sich der Kreis seiner Verehrer stetig erweitern!" (Vgl. auch Paul Dobbermann [Deutsche Nachr., Bromberg 55]).

Zum 60. Geburtstag von Max Dreyer (25. Sept.) schreiben Alfred Klaar (Voss. Ztg. 454), Adolf Paul (Tägl. Rundsch. 427), Heinrich Taschner (Tägl. Anz. f. Berg 257) den Gruß. Bei Taschner liest man: „Die Heimatfärbung, die viele seiner Bühnenwerke tragen, konnte in den erzählenden Schriften Dreyers erst recht zur Geltung gelangen. Schon sein Geschichtenbuch ‚Lautes und Leises' aus derselben Zeit wie der ‚Probekandidat' hat ihm zwar keinen so lauten Erfolg wie dieser, aber bei einer rasch gewonnenen Gemeinde einen um so echteren und nachhaltigeren eingebracht. Mit Werken wie ‚Ohm Peter' und ‚Auf eigener Erde' hat ihn der Dichter festzuhalten gewußt. Ein neues Werk dieser Art kündigt er jetzt in dem Roman ‚Die Siedler von Hohenmoor' an, den er ein Buch des Zorns und der Zuversicht nennt." — Zum 60. Geburtstag von Augustin Wibbelt (19. Sept.) ergriffen F. Wippermann (Köln. Volksztg. 713 und Germ. 505), Richard Dohse (Weserztg., Lit. Beil. 152) das Wort. Wippermann führt aus: „Wibbelt ist eine für einen Westfalen ungewöhnliche Beweglichkeit eigen, aber die Unruhe und Leidenschaftlichkeit, die Krausheit, die Wettes ewige Jugend kennzeichneten, sind bei dem priesterlichen Sänger mit starker Hand beherrscht, ja, manchmal zur Gedankenfühle gebändigt. Wohl hat Wibbelt nicht Wettes geniale Gewalt über Wort und Vers, die allerdings auch oft zur Sprachvergewaltigung führt, aber auch er ist einer der großen Meister der niederdeutschen Sprache, ein großer Künstler des Verses. Das Plattdeutsch seiner Lieder, vor allem aber seiner letzten Gotteslyrik, des schelmischen Reimspiels ‚In 't Kinnerparadies' und der inbrünstiger Andacht vollen ‚Hillgenbeller', ist so klangschön, so reich und glockenklar, wie es noch nimmer erhört war in plattdeutschen Zungen, auch in Groths Liedern und Balladen nicht." — Aus den zahlreichen Presseäußerungen zu Hans Vaihingers 70. Geburtstag (25. Sept.) seien hervorgehoben: Emil Utitz (Berl. Tagebl. 430); E. Krüger (Magdeb. Ztg. 483); A. Horneffer (Münch. N. Nachr. 403); Ludwig Marcuse (Berl. Börs. Cour. 451); Otto Gramzow (Tag, 24. Sept.); dazu Vaihingers eigene Ausführungen über das Als-Ob im täglichen Leben (Hannov. Kur. 444/445 u. a. O.).

Von Eberhard Königs „Dietrich von Bern" sagt B. Wilm (Tag, 16. Sept): „Jetzt hat Eberhard König, der gedankenreiche Künder deutschen Wesens, den beiden ersten Teilen seines ‚Dietrich von Bern' den dritten, ‚Die Rabenschlacht' folgen lassen und hat damit die alte Sage in künstlerisch vollendeter Form dem deutschen Volke neu geschenkt. Drei Abende füllt das gewaltige Schauspiel, und immer höher, immer bewußter strafft sich die Gestalt des Helden empor, der mit seinen wenigen Getreuen den Kampf aufnimmt gegen die Welt voll Lug und Trug, die doch nach seiner eigenen tiefsten Erkenntnis nie zu überwinden ist."

Zu Spenglers Werk sind folgende Aufsätze zu verzeichnen: Curt Heinrich (Berl. Börs. Ztg. 427); Manfred Schroeter (Münch. N. Nachr. 391); Leopold v. Wiese (Köln. Ztg., Lit. Beil. 637a).

Zur ausländischen Literatur

Als einen „Führer zur Schönheit Homers" grüßt Robert Petsch Tassilo von Scheffer (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 741). — Einen Aufsatz „Griechische Antike und modernes Deutschtum" bietet Julius Werner (Kreuzztg. 407).

Über neufranzösisches Schrifttum berichtet Franz Wugk (Kreuzztg., Literatur 38). — Henry Murgers erste Dichtungen würdigt Ernst Sander (Braunschw. Landesztg. Lichtung 8). — Über die Stanzen von Jean Moréas, übertragen von Rolf Freiherrn von Ungern-Sternberg (Wir-Verlag) berichtet Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 480).

Über Tegnèrs Geisteskrankheit wird (N. Zür. Ztg. 1226) Bericht gegeben. — Eine Studie über Björnstjerne Björnson veröffentlicht Artur Brausewetter (Kreuzztg., Literatur 37).

Über das russische Volkslied schreibt Hans Benzmann (ebenda 38).

Nachricht über das Theaterwesen in Bulgarien gibt Theodor Jankov (Prag. Presse 250).

Ein Aufsatz Santagana von Hermann Bahr findet sich (Berl. Börs. Cour. 437).

„Die Nöte der Zeitungen und der Zeitungsschriftsteller" von Herbert Eulenberg (N. Bad. Landesztg. 478).

„Romantische Lyrik" von Walter Heinsius (Köln. Ztg. Lit. Bl. 656 a u. 665 a).

„Das Elsaß in der Romanliteratur" von Aloys Hirsing (Köln. Volksztg. N. Zeit. 37).

„Von einer kommenden Literatur". Utopisches von Immanuel (Prag. Presse 261).

„Der Mensch und das Buch" von Alfred Lehmann (Leipz. N. Nachr. 266).

„Kunststil und Kunstwert" von Heinrich Leis (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 722).

„Die Krise in der schönen Literatur" von Alfred Maderno (Hamb. Nachr. 433).

„Alemannische Dichtung" von Margarethe Schwab-Plüß (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 192, 193).

„Der Schriftsteller und sein Werk" von Ewald Silvester (Königsb. Hart. Ztg. 448).

„Genesis und Geist der neuen Dichtung" von Viktor Wittner (Prag. Presse 251).

„Geistige Hilfeleistung" (o. p.) (Prag. Presse 10. Sept.).

„Manuskript-Drucke" von Otto Brieslander (Prag. Presse 254).

„Mit Trommeln und Pfeifen" (Schlachtendichtung) (Südd. Ztg. 398).

*

„Theatererneuerung" von Hans Brandenburg (Braunschw. Landesztg. Lichtung 8).

„Problemwandel im Drama" von Rudolf K. Goldschmit (Heidelb. Tagebl. Brücke 9).

„Drama und Theater" von Hans Knudsen (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 722 u. a. O.).

„Tragiker und Komiker" von Friedrich Märker (Rhein.-Westf. Ztg. 730).

„Wanderbühne einst und jetzt" von Ernst Leopold Stahl (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 189).

„Der Niedergang der berliner Theaterkultur" von Ernst Leopold Stahl (N. Bad. Landesztg. Aus Kunst 480).

„Der Sinn des Theaters“ von Karl Vogt (Rhein.-Westf. Ztg. Kunst 760).

„Person oder Gestalt im historischen Drama“ von Otto Zarek (Berl. Börs. Cour. 453).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Revue. XXXXVII, Sept. „Zum Problem der geistigen Entwicklung“ führt Max Silber aus, welche Gefahren den geistig Hochentwickelten drohen:

„Solche Menschen haben es ganz verlernt, aus einer gewissen ‚Dumpfheit‘ heraus zu erleben und zu reagieren. Während beim Durchschnittsmenschen alles mehr von der Peripherie aus, ja, man möchte fast sagen reflektorisch abgetan wird, geschieht bei ihnen alles von einem letzten geistigen Zentriertsein aus — sie setzen deshalb auch immer ihre Totalität ein. Was Wunder, daß die Gefahr für sie außerordentlich geworden ist? Sie riskieren ja stets alles! Was sie überhaupt beeindruckt, greift sie stets zentral an — eine ungeheure Belastung gegenüber dem reflektorisch-triebhaften Erleben und Reagieren des Durchschnittsmenschen! In sie ‚fällt der Stein stets wie in einen tiefen Brunnen‘.

Wie ein tiefer Brunnen ist ein Einsiedler. Leicht ist es, einen Stein hineinzuwerfen; sank er aber bis zum Grunde, sagt, wer soll ihn wieder herausbringen?

Besonders für den künstlerischen Menschen und seinen höchsten Typus, das Genie, ist dieses Verhalten in hohem Maße charakteristisch. Die enorme Erregbarkeit bedeutet wohl nichts anderes, als daß er bei einem äußerst differenzierten nervösen Apparat stets in seinem Zentrum getroffen wird, während der ‚gewöhnliche‘ Mensch die Mehrzahl seiner Erlebnisse mehr peripherisch abtut. (Damit in Zusammenhang steht auch das oft weiblich Wirkende des Künstlers. Denn das Weib ist von Natur aus dazu veranlagt, zentral und in seiner Seinstotalität betroffen zu werden.)

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß mit der fortschreitenden Vertiefung, d. h. Vergeistigung des Menschen eine tragische Spannung geschaffen wird. Stets muß der Fortschritt nach einer Seite mit Opfern auf einer anderen erkauft werden. Aus diesem Grunde hat Nietzsche fraglos recht mit dem Satz: ‚Der Mensch ist kein Fortschritt gegen das Tier.‘ — Als Gattungswesen ist er es sicher nicht, sondern nur dann, wenn man die höhere Zentralisierung als Wertkriterium anerkennt und festsetzt.

Ein Gesetz der Entwicklungsgeschichte lehrt, daß jede ‚Spezialisierung‘, d. h. eine Einstellung auf eine bestimmte Leistung, mit einem relativen Verlust an Anpassungsfähigkeit und demnach Entwicklungsmöglichkeit nach anderen Richtungen einhergeht.

So wird auch ein Mensch von hochentwickelter Geistigkeit, wenn diese Spezialisierung zu weit geht, immer für andere Leistungen mehr oder weniger verdorben sein. Der Typus des Gelehrten ist ungesellig; der Weise ist dem normalen Durchschnittsmenschen in tausend Dingen des praktischen Lebens unterlegen.“

Der Weg. I, 1. In einem Aufsatz „Die Literatur des deutschen Freistaats“ berührt Ernst Heilborn die Frage nach einem Lesebuch für die heranwachsende Jugend. Sowohl in der Literatur des 18. Jahrhunderts wie in Gerhart Hauptmanns Werk erblickt er die Hauptquellen, die nutzbar zu machen wären:

„Es müßte eine Lust sein, der deutschen Jugend aus vielen, zum Teil vielleicht verstaubten Büchern heraus das Buch zu geben, dessen sie innerlich bedarf, um dem neuen Tag zu begegnen. Alle Tendenz, auch die scheinbar willkommene, auch die der Freiheitsdichtung der vierziger Jahre, sollte aus solchem Buch ausgeschlossen sein. Rein menschliche Fragen würden darin behandelt, von Politik dürfte kaum die Rede sein, aber es würde leuchten in jenem Menschentum des 18. Jahrhunderts, es würde erbeben machen in jenem anderen, dem Mitleid seine Schatten gab. Ein sehr menschliches Buch würde es sein.

Es hat sich immer erwiesen, daß die deutsche Literatur, im Gegensatz zu anderen Literaturen, etwa der französischen, nur da ihre eigene Kraft findet, wo sie sich absichtslos gibt. Wo sie nur den Menschen sucht, findet sie den vollkommenen Bürger. Wo sie ihrem Mitleid nachgeht, schafft sie ihr Recht. Ihr Wort hat tieferen Klang als ihr Schrei.

Ein sehr menschliches Buch würde das Buch für die Jugend des neuen Freistaats sein. Gewiß fänden sich Bausteine aus der älteren vor Lessing liegenden Literatur, die Jüngsten nach Hauptmann bringen viele willkommene Gaben: es kam hier nur darauf an, die geologischen Lagerungen zu bestimmen. Die Zeitspanne zwischen Goethe und Hauptmann bleibt gewiß nicht leer. Die Satire der Romantik — ich denke an das Menschentum des Katers Murr und des Meisters Floh — gewinnt hier positive Bedeutung, die schweizer Literatur der Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer hat blanke Steine in ihrer Bürgerkrone, es stehen Seiten in Fontanes „Stechlin“, die für den Freistaat zukunftweisend bleiben.

Man könnte aus der deutschen Literatur den Nachweis führen, daß die Revolution nicht Dolchstoß, sondern Ergebnis eines unendlich langsamen, organischen Wachstums war.

Gleichviel! Man blicke mit neuen Augen in die deutsche Literatur, und sie wird die geforderte neue sein.“

Hochland. XIX, 12. Eine beachtenswerte Charakteristik der Bühnendichtungen Kokoschkas gibt Joseph Sprengler:

„Ja, ein Traumspiel ist es, was Kokoschka gibt. Alles, was er bisher geschrieben hat, ist ein Traum. Ich möchte sagen: absoluter Traum. Grillparzer hat im ‚Traum ein Leben‘ noch ein psychologisches Traumspiel gedichtet. Hauptmann mit ‚Hannele‘ auch. Daß Rustan, der wilde Jäger, und das fiebernde Hannele erst auf die ländliche Erde, zwischen Baum und Fels, Dorf und Weiher gesetzt sind, daß sie demnach eines realistischen Auftakts bedürfen, um von da aus ihre Gestalten in die Entrückung verwebend hinüber zu nehmen, darin besteht die psychologische Verflechtung ihres Einzelerlebnisses, darin der Zusammenhang von Außen- und Innenwelt, darin die Kausalität, darin ein Rest von Stoff. Auch der Träumer Strindberg hat noch viel der Stofflichkeit, man kann geradezu sagen: der Naturalismen, der rohen Fetzen aus dem häuslichen Leben in seinen Gespinsten. Er und Grillparzer sind zudem Moralisten, wenn sie träumen. Der österreichische Klassiker offenbar bis zur lehrhaften Sentenz: ‚Breit es aus mit deinen Strahlen!‘ Strindberg, der Moderne, versteckter, aber kaum minder tief. Wenn man nämlich seinen Visionen bis in die innere Form nachgeht, wird sich finden, daß sie ihren Ursprung gar nicht so sehr in der Phantasie als im Gewissen haben; daher sowohl in ‚Damaskus‘ wie im Traum von Indras Tochter dieses ‚Noch-einmal-hin-durch-müssen‘ durch etwas: durch die Rosenkammer der Liebe, durch die Folterkammer der Ehe, durch die Kämpfe um Mensch und Gott. Diese Wiederholung von Bildern und Szenen, dieses Auftauchen von vergangenen Menschen und Wünschen, es ist zumeist nichts anderes als eine Lebensabrechnung, ein rollendes Verarbeiten des Gewissens, das alle Wege und Furchen, Wunder und Wunder wieder aufreißt. Wie sehr Strindberg trotz des seelischen Drängens dabei auf regelrechte Gliederung auf künstlerische Komposition bedacht war, zeigt der erste Teil seiner Trilogie, ein Vulkan, der sich gleichsam geometrisch auf- und abbaut.

Bei Kokoschka ist kein Bau, keine Linie, wie gesagt kein Faden weder des epischen noch des intellektuellen Verknüpfens, dafür vielleicht jene Dichtung, die Novalis einmal verlangte, Dichtung, die ‚dem Wahnsinn verwandt ist, ‚Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Asso

ziationen wie Träume'. Der Vorhang hebt sich, und wir sind ohne Einführung, ohne Übergang mitten in einer Traumfremde, die, wer weiß, vielleicht schon am Schöpfungstag zwischen Menschenmutter und -vater begann. Und der Vorhang senkt sich, und wir sind froh, nicht daß der Traum aus ist, aber daß er zerreißt wie der brennende Turm, daß wir aus- und aufatmen dürfen, daß es lichtet, daß der Hahn kräht. Das ist nämlich das merkwürdig Einbeziehende an der Kunst Kokoschkas: Er gibt nicht bloß den Traum, er gibt den Schlaf samt allen Regungen des Leibes, samt allen Erscheinungen rundherum hinzu: die Finsternis von Dämmerung durchädert, den Alpdruck mit den Stößen der ringenden Brust, das Stöhnen, den Aufschrei in der Nacht, die Morgenluft, den Fackelschein, der durchs Fenster fällt. Wenn man darum diese Dichtung zu Novalis hinleitet, so ist sie andererseits von ihm doch wieder so weit entfernt wie das Endliche vom Unendlichen. Ihr fehlen nämlich, im Bilde gesprochen, zunächst die Sterne. Und ob auch Kokoschka Romantiker, nichts als Romantiker ist, er ist es im Zeitalter Karl Ludwig Schleichs. Er romantisiert fürs erste statt der Seelen die Physiologie."

Die Rheinlande. XXII, 2. Aus einem Aufsatz von Otto Doderer über Fritz v. Unruh heben wir den folgenden bemerkenswerten Absatz heraus:

„Der Dichter Unruh steht in dem Konflikt zwischen Soldat und Mensch, zwischen preußischer Offizierspflicht, Adelsehre, verkalkter Tradition und eigenkräftiger Persönlichkeit, lebendigen Idealen, liebendem Menschentum. Er sucht sich anfangs abzufinden und einzufügen in die durch Bestimmung und Überlieferung vorgeschriebenen Wege. In seinem ersten Stück ruft der Oberst ihm zu: Zeig' dich deiner Väter wert! Der junge Offizier, den die Öde der Tatenlosigkeit erstickt, antwortet: In meinem Alter waren sie Helden!, worauf der Oberst entgegnet: Vergleich nicht! Geh deinen Weg unbeirrt ... den geraden Weg der Pflicht ... Wie du ihn gehst, mein Sohn, darin sei Held. Im Krieg klaffen dann die Abgründe des Konflikts auseinander: Wer Mensch sein will, trägt aller Tiere Fluch, doch wehe, wenn ein Gott im Blut erwacht, und der Dichter denkt radikal zu Ende: nur ein Gesetz der seelischen Pflicht gibt es, kein Gesetz knechtischen Gehorchens; hohle, veräußerlichte Lockungen wie Macht und Ruhm, um derentwillen die Völker in das Morden des Kriegs getrieben wurden, sind Ausgeburten des Ungeistes, der Unbildung, Unwahrhaftigkeit, Unwürdigkeit und Unmenschlichkeit innerhalb des starren Mechanismus, in dem die Menschheit von heute steckt; Geist, Lebendiges sei an die Stelle des Götzen gesetzt und Liebe an Stelle des Hasses; auch nicht Ungebundenheit der Masse erlöst, sondern die Zucht der Einzelnen. Unruh wird Tempelreiniger, Revolutionär, und es ist der Fehler seiner Tugend: daß er, bisher noch, lediglich Kritik und Verneinung gibt. Jedoch ist sein Hauptwerk, die Trilogie, ja noch Bruchstück und ihre Fortführung abzuwarten.

Über allem als Leitsatz das Wort aus dem Louis Ferdinand: In meinem Reich will ich nur große Gedanken besolden. Das Verlangen nach Großem, Umfassendem treibt ihn, der Zeit ihren neuen Mythos zu schaffen. Und doch steht er noch zu wenig außerhalb der Zeit und zu sehr in ihren wirren Labyrinthen und seinem eigenen Konflikt. Die Problematik würgt ihn selbst noch zu sehr, als daß er sie mehr als denkerisch und schon gestalterisch bewältigen könnte. Er schleppt sie wie einen Klotz an den Füßen. Sie ist noch nicht losgeeist. Er übersetzt sie nur in große, groteske Zerrbilder. Er schreit in sie hinein und speichert ihre Gifte, Moräste und Gewürme ineinander. Aber Kraft ist darin und Kühnheit, Zähigkeit und Witz, fliegender Atem und Siedetemperatur. Die Sprache wuchert vor gewalttätiger Unmäßigkeit des Gefühls manchmal aus, wird verstiegen, überladen, aber sie hat quellende Fülle, und sie packt, hat Schwung und selbstherrliche Prägung."

Die Weltbühne. XVIII, 37. Über Gerhart Hauptmanns „Anna" urteilt Wolfgang Schumann:

„Hier und da las man gerührte Besprechungen des Werkes. Der eine oder andere erinnerte sich des blonden Gerhart Hauptmann, dessen jugendliches Liebesleid in Lutz Holtmanns Schmerzen auferstanden sei, erinnerte sich der schönen Jahre vor Sonnenaufgang, da der Frühschein alle Keime in dem werdenden Träger deutscher Zukunft weckte. Und es ist wahr, trotz aller Blässe liegt über dem Gobelin, darein der Alternde seine Erinnerung knüpfte, ein Schein milden, herzgewinnenden Lichts. Eine unterdrückte Stimme lockt zwischen den klangarmen Zeichen der Liebe, dem Weh, dem Unsäglichen allen uns hinzugeben das gepreßt ward in das „ländliche Liebesgedicht". Da und dort flackert die Glut auf, hell und jach, die, über Jahrzehnte hin zu erhalten, ja doch allein Anlaß gewesen sein kann, von Lutz und Anna heute noch zu reden. ‚Anna' ist eben doch von Hauptmann und nicht von Grosse oder Halbe. Nur, allein darum, allein um Hauptmanns unvergänglicher Wesensteile willen können wir nicht lassen von dem Begehren, daß Leidenschaft leidenschaftlich gegeben, Gestalten gestalterisch umrissen, Stimmungen verdichtet werden; daß wir hingerissen und erschüttert sein wollen, wo wir fühlen: diese Begebenheiten sind dazu angetan, uns hinzureißen und zu erschüttern; daß wir den Bericht des Gealterten, sei es selbst wehmütig und freudig, ja wider unseren hingebungsfreudigeren Willen unterscheiden von dem Gedicht des Erlebenden."

„Goethes selige Sehnsucht." Von Florens Christian Rang (Neue Deutsche Beiträge I, 1).

„Emil Ludwigs ‚Goethe'." Von Fritz Schwiefert (Die Weltbühne XVIII, 38).

„Schleiermachers ethische Forderungen." Von Heinrich Meisner (Deutscher Pfeiler II, 4).

„Hölderlins Wahnsinn." Von Norbert von Hellingrath (Neue Deutsche Beiträge I, 1).

„Adam Müller und Metternich. Ein Beitrag zur Charakteristik Adam Müllers." Von Johannes Hofer C. Ss. R. (Hochland XIX, 12).

„Büchners ‚Woyzeck'. Das Schicksal einer Handschrift." Von Georg Witkowski (Rheinische Thalia II, 3).

„Stoff und Ziel in ‚Woyzeck'." Von Max Zobel von Zabeltitz (Rheinische Thalia II, 3).

„Der Fall ‚Woyzeck' in Wahrheit und Dichtung." Von Fritz Bergemann (Rheinische Thalia II, 3).

„Leute, die ich kannte ... [Der alte Reder, Holger Drachmann, Überbrettl, Georg Queri]." Erinnerungen aus dem Nachlaß von Ludwig Thoma (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 1).

„Zur Charakteristik Ferdinand Lassalles. F. Lassalle und sein berliner Freundschaftskreis." Von Karl Friedrich Müller (Die Neue Zeit XL, 25/26).

„Nietzsche in Frankreich." Von Bernhard Groethuysen (Wissen und Leben XV, 20).

„Erinnerungen an Grete Meisel-Heß." Von Franz Graetzer (Die Neue Generation XVIII, 6).

„Sozialismus und Naturalismus [Konrad Haenisch, Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk]." Von Paul Kampffmeyer (Die Neue Zeit XL, 25).

„Karl Henckells ‚Gesammelte Werke'." Von Hans Benzmann (Die Grenzboten LXXXI, 33/34).

„Friedrich Lienhard." Von Franz Lüdtke (Wachtfeuer VIII, 18).

„Zur Bibliographie von Thomas Mann." Von Willy Tappolet (Schweizerische Pädagogische Zeitschrift XXXII, 9).

„Wilhelm Müller-Rüdersdorf, ein Dichter und Erforscher deutschen Ostlandes." Von Max Leischner (Ostland III, 9).

„Theodor Etzels Roman ‚Das nächste Leben'." Von Hans Krüger-Welf (Die Fahne III, 4).

„Stirner und Toller. Zur Entwicklung des revolutionären Gedankens." Von Oswald Pander (Der Freihafen, Hamburg V, 1).

* * *

„Romain Rolland." Von Klara M. Faßbinder (Die Bücherwelt XIX, 9).

„Ein Roman, den Anatole France empfiehlt: Michel Corday, ‚Die Hochöfen' [Les hauts Fourneaux]." (Die Wage III, 34.)

„Flaubert und Dostojewski." Von Richard von Schaukal (Hochland XIX, 12).

„Buch und Bühne in Frankreich." Von Paul Lainé (Die Heimat II, 9).

„Vom Geiste der französischen Jugend." Von David Wolfinger S.J. (Stimmen der Zeit LII, 12).

„Propheten des europäischen Chaos. II. Mereschkowski." Von Charles Pfleger (Die Heimat II, 9).

* * *

„Die Erneuerung des deutschen Theaters." Von Hanns Martin Elster (Hellweg II, 37).

„Abschied von der Bühne." Von Herbert Eulenberg (Das Tagebuch III, 37).

* * *

„Psychologie und Dichtung." Von Friedrich Grossart (Hellweg II, 37).

„Über die Beziehungen der analytischen Psychologie zum dichterischen Kunstwerk." Von C. G. Jung (Wissen und Leben XV, 20)..

„Deutsches Volkslied und Kirchenlied zu Luthers Zeit." Von Fritz Körner (Daheim LVIII, 51/52).

„Der Philister." Ein Beitrag zu seiner Naturgeschichte. Von Max Lohan (Deutsche Rundschau XLVIII, 12).

„Deutschkunde." Von Ulrich Peters (Deutsches Volkstum 1922, 9).

„Germanische Götter und Helden." Von Hermann Schneider (Deutsche Revue XLVII, September).

„An unsere Germanisten und Historiker." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum 1922, 9).

Echo des Auslands

Polnischer Brief

Außer den in früheren Briefen des „Lit. Echo" bereits erwähnten Zeitschriften rückt eine neue in die erste Reihe heran. Sie erscheint in Warschau und heißt „Ponowa" („Erneuerung"). Im Gegensatz zu den Hypermodernen haben die Dichter und Kritiker, die sich um dieses Organ gruppieren, Achtung vor der Vergangenheit, sind aber auch von dem Bewußtsein durchdrungen, daß das Gewesene der Vergangenheit zeitgemäß war, daß das Werdende nach anderen Äußerungsformen suchen müsse, wenn es seiner Zeit und ihren Menschen gerecht werden will. Sie streben eine Synthese von Kunst und Leben an und bringen beiden gleiche Pietät entgegen. Die Kunst ist ihnen aber „kein Festtagsspiel, keine patriotische Feier, ist vielmehr lebendiger Inhalt des Tages, ist Wort, Farbe, Gehalt, Klang, Mimik, Geste und Bewegung, ist etwas, das sich immer und überall in allem verwirklicht". Die Kunst soll ihnen das tägliche Brot sein, nach dem sie wie alle Menschen hungern. Sie rufen: Wir sind Menschen und unsere Sache sei es, das All-Menschliche in die Form zu bringen, die von unserer Ortsgebundenheit bedingt ist. Kein Wunder, daß sie der Volkspoesie sich zuwenden, in ihr den Born künstlerischen Ausdrucks gewahren, der durch seine Unmittelbarkeit zu allen spricht. Die Kritiker und Ästheten der „Ponowa" gehen der Poesie, dem künstlerischen Schaffen überhaupt bis auf den Grund, verspinnen sich schier hebbelisch in seine Tiefen, suchen seine Probleme zu ergründen, zu deuten. Es ist darum auch in Ordnung, wenn man in dieser Zeitschrift gerade dem besten polnischen Hebbel-Kenner begegnet, einem Schüler weiland Richard Maria Werners und dem Verfasser der tiefgründigen Abhandlung „Hebbel als Dichter der Notwendigkeit" („Hebbel jáko poeta koniecznósei" — Karl Irzykowski. Ob er auch an Jahren älter ist als all die anderen dieser Gruppe, wußte er doch zu ihnen das richtige Verhältnis zu finden. Von ihm bringt die „Ponowa" einen schweren und doch höchst interessanten Artikel „Futuryzm a szachy" („Der Futurismus und das Schachspiel"). Stefan Kolaczkowski schreibt über „Unser Verhältnis zur Volkspoesie", B. Gubrynowicz: „Um nationale Kunst", J. N. Miller: „Über die Klangharmonie in der neuen Dichtung", während W. Jurczyk in gerechter Weise über die „Zeitgenössische deutsche Literatur" informiert. Die wissenschaftlichen und kritischen Artikel der bisher erschienenen Hefte tragen einen echten inneren Ernst, kennen kein oberflächliches Manövrieren, kein Gaukeln, kein Tausendkünstlertum, zeigen vielmehr ein heißes Bemühen in Tiefen zu dringen und von dort Kostbares zu holen. Das macht diese Hefte so sympathisch. Sie bieten Gutes und streben nach dem Besten. Und „schreien" nicht, daß sie allein seligmachend seien. Zu dem poetischen — engeren — Kreis dieser Gruppe gehören Frau Rosa Czekanska-Heyman, Strumph-Wojtkiewicz, Brzeczkowski, Bunikiewicz, Mankowski, Frau (oder Fräulein) Rosciszewska, Oricz, Miller, Zegadiowicz u. a. Allein auch mancher wohlbekannte Kuckuck von auswärts flüchtet sich gelegentlich in dieses Nest und macht sich nach einiger Zeit dort heimisch. Czekańska-Heyman ist in ihrer Sammlung „W mgle i słondcu" („In Nebel und Sonne") zwar von dem Konventionellen noch nicht ganz frei, haftet zu sehr noch an manchem Vorbild, lenkt aber gelegentlich vom betretenen Pfade ab, wagt sozusagen einen Seitensprung auf eigenem Weg. Die „Balladen" („Ballady") von W. Bunikiewicz verraten stellenweise eine epische Geste, einen Ruck ins Volkstümliche, bleiben aber selbst mit den Kriegsreminiszenzen doch nur am Lyrischen haften.

Daß soviel Lyrik produziert und verlegt wird, könnte leicht den Glauben aufkommen lassen, daß sie auch in dem Maße gelesen und genossen werde. Dem ist aber nicht so. Es macht sich bloß ein Drang bemerkbar, der die Herzen sprengt, die in das All hinausstrebenden, das All fassen wollenden Herzen. Dieser Drang spricht noch unbeholfen aus den „Opowiesci" („Erzählungen") des S. Strumph-Wojtkiewicz, freier aus der Sammlung „Płone i bledne" („Ich glühe und blasse") desselben Verfassers, aus den „Steppen und Gängen" („Stepy i chodniki") Brzeczkowskis, und auch aus dem Büchlein des der Ponowagruppe fernstehenden dichtenden Ehepaares Wanda und Jerzy Pogonowski (Blyski godzin — Kaprysy" — „Schimmer der Stunden — Launen"). Der männliche Teil hat auch eine Sammlung Skizzen herausgegeben „Z boju chwili",, („Vom Kampf des Augenblicks"), die eigentlich nichts anderes sind als in Prosa aufgelöste expressionistische Gedichte, die das Grausen des Kriegs künstlerisch zu bewältigen suchen, weshalb ich dies Buch neben andere Lyrikbücher stelle. Aus ihrer ansehnlichen Zahl mögen noch einige Berücksichtigung finden.

Daß in einer solchen Zeit, wie es unsere ist, die Lyrik (wer hätte es auch geglaubt?), die reinste Dichtungsform, geradezu so üppig hervorsprießt, ist für die Zeit ein charakteristisches Zeugnis, nicht minder charakteristisch aber für diese Dichtungsform, die bisher zumeist wenn nicht mißachtet so doch unbeachtet, heute sich den ernstesten Problemen gewachsen zeigt. Sie ist nicht mehr ein Tirilieren bloß, sie versteht es auch männlich stark zu sprechen. Während J. Iwaszkiewicz in seinen „Dyonisien" sich heiser schreit und J. Wirski die russische Revolution („Rewolucja") stark, wenn auch bisweilen prosaisch „singt", kündet Alexander Galuszka „Das Lächeln Gottes" („Uśmiechy Boga"). Er möchte, ein Mittler des Herrn, unter die Menschen gehen, ihre Tränen trocknen, ihre Not lindern, die Welt durchwandern und an jeder Schwelle das heilige Evangelium des sonnigen Gottes erzählen. Dem All fühlt er sich verbunden, den rauschenden Feldern mit ihrem Leben und Weben. In die Zeit

der kommenden Menschheit, der Nachkriegsmenschheit führen uns die „Poesien“ A. Waskowskis. Er sieht im Frieden (im jetzigen!) erst den rechten Krieg, den blutigen Völker- und Klassenkampf erwachsen, der drei (symbolische) Tage und drei Nächte dauern wird, da einer den anderen unbarmherzig zerreißt, zerfleischt und erst nach diesem gegenseitigen Sich-zerfleischen wird eine Morgenröte kommen, die nicht mehr untergeht. Andere Lyrikbände und -bändchen tragen noch viel Konventionelles und sind keine Notwendigkeiten. Immerhin aber ist es beachtenswert, wie die Lyrik auch hier zu Lande immer mehr Boden sich erobert und um den ihr in der Literatur gebührenden rechten Platz ringt. In einer sorgfältigen Auswahl ist sie jüngst dem großen Publikum geboten worden in der mit einer schönen, sachkundigen Einleitung versehenen Anthologie „Od Asnyka do poetow wielkiej wojny“ („Von Asnyk bis zu den Dichtern des großen Krieges“) von dem Lyriker Josef Mirski.

Auch auf dem Gebiet der Prosa regt es sich. W. Perzynski und K. Matuszynski haben ältere Sachen, um neue vermehrt, frisch herausgegeben. („Das Wunderkind“ — „Schreckliche Abenteuer“.) Edwin Jedrkiewicz ist zeitweilig der Lyrik entlaufen und den Novellisten beigetreten. Seine Novellensammlung „Swiatki i centaury“ („Heiligenbilder und Zentauren“) läßt vermuten, daß er bei E. T. A. Hoffmann und H. H. Ewers gelernt hat. Das Dämonische, Grauenerregende, Unheimliche zieht ihn an. Allein er kopiert nicht. Er findet für seine Motive Stil, Spannung, Gedanken und ein nicht gering zu schätzendes Können.

Die Romane sind zumeist noch mit den Wunden des Kriegs oder mit den Schwären des Friedens behaftet. Leon Szereszewski gibt im „Weg“ („Droga“) seine Eindrücke von Krieg, Gefangenschaft, Lazarett, Flucht und Heimkehr. K. Zdziechowskis weitläufiger, moralisierender und stellenweise langweiliger Roman „Das Verbrechen“ „Zbrodnia“ spielt sich im Rußland älteren Regimes ab, während in J. Bandrowskis Roman „Tolle Hunde“ („Wściekle psy“) das anarchistische und bolschewistische Rußland den Hintergrund abgibt. Ebenfalls nach Rußland, dem Rußland zu Anfang des Krieges, und zwar nach Sibirien, führt der Roman von W. Sieroszewski „Der Abgrund“ („Topiel“) und „Der Sohn“ („Syn“) von E. Slonski. Diese Romane sind zu beweisen bemüht, wie verderblich die russische Umgebung auf den polnischen Menschen einwirkte, ihn immer tiefer in den Abgrund des Bösen senkte, der Niedertracht, des Materialismus, der Selbstsucht. Allgemeines, Europäisches von philosophischer Tiefe ist dem stilvollen Roman von Waclaw Berent eigen: „Zywe Kamienie“ („Lebende Steine“). (Andrzej Strugs neuesten Roman „Der Grabhügel des unbekannten Soldaten“ [„Mogila nieznanego zolnierza“] kenne ich noch nicht.) Die Gewissenhaftigkeit und der Name des Verfassers gebieten mir noch einen Roman zu erwähnen, der einer literarischen Würdigung eigentlich nicht wert ist, an dem aber, wie an einem Musterbeispiel dargetan werden kann, daß in Haß gezeugte Kinder doch nur Mißgeburten sind. Josef Weyssenhoff hat sich in seinen zwei ersten Romanen als trefflicher Erzähler bewährt. „Die folgenden Werke“ — sagt Brückner — „wurden desto ausführlicher, je unbedeutender sie waren.“ Den Gipfel des Unbedeutenden aber hat er in seinem letzten Roman „erklommen“. „Cudno i ziemnia cudeńska“ („Cudno und das cudnische Land“.) Als Motto könnte diesem Roman der Satz vorangestellt werden, den eine Figur dort ausspricht: Ohne Talent geschriebene Bücher sind langweilig, und „Tendenz“ nannte jemand die mißlungene Ausführung des künstlerischen Vorhabens. Das Buch ist in der Tat künstlerisch nicht zu werten. Bei seinen 328 Seiten ist es nichts anderes als eine im Hetzrednerton geschriebene Broschüre für Preußen- und Judenhaß, in dem der Verfasser das einzige Heil des neu auferstandenen Polens sieht. Cudno (= das Wunderreiche, das wunderreiche Land) ist Warschau oder eigentlich Polen. Im Lande sind zwei Parteien, die einander befehden: die „Roby“ (die Wirkenden, Tatenreichen) — das sind die Nationaldemokraten, und die „Popsuje“ (die Verderber) — das ist die P. P. S., die polnische Sozialistenpartei. Die ersten sind lauter Catone und Platone, die anderen lauter Franz-Moore und Juden. Die in der Mitte stehen: von Juden genasführte „Gojim“.

Nachdem alle erdenklichen und unerdenklichen Sünden der Juden dargetan worden sind, wird zur Lösung der Judenfrage geschritten. Der alte Joachim, Edwins Oheim, hat ein probates Mittel gefunden: nach allen vier Winden verjagen, daß keine Sohle von ihnen zurückbleibe. Aber Lodzia, das Dienstmädchen, bei dem sich Edwin Rat holt — es wird gerade das Fest der Geburt Christi gefeiert —, weiß ein besseres. „Abschlachten würde ich sie —“ sagt sie zu Edwin, der ob der „Einheit des Rasseninstinkts“ gerührt ist. Sapienti sat. — Der vorurteilsfreie Leser kann schon aus dem wenigen hier Angedeuteten ersehen, welches Verständnis der Verfasser der Zeit und ihren Geschehnissen entgegenbringt, von welcher Treffsicherheit und Weite sein Blick ist. Eins hätte er noch den Juden vorzuhalten: ihre Schuld ist es, daß ein so mißgestaltetes, hirnkrankes Kind aus Gift und Geifer geboren wurde.

Antisemitismus ist die Religion der Dummen — sagt irgendwo Bebel. Haß hat dieses Buch diktiert und Blindgeschlagenheit. Es ist ohne Herz, ohne Hand und Fuß zur Welt gekommen. Der Verfasser gibt sich nicht die geringste Mühe, einer Partei oder Person irgendwie gerecht zu werden, ein Motiv zu entfalten, um es zumindest psychologisch wahrscheinlich zu machen. Es ist dies Buch nur ein Zeugnis für eine besondere Art von Seelenkultur, ein beschämender Tiefstand in einer Zeit, da die zermarterte Menschheitsseele nach Frieden, Verstehen und Versöhnung schreit.

Sambor Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Parzival. Ein Versroman in drei Kreisen. Von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1922, Insel-Verlag. 633 S.

Die innere Fülle und Grundkraft Schaeffers scheint mit jedem neuen Werk neu aufzuquellen. Aus tiefstem Urgeheimnis fließt Schöpfungsdrang, in unbekannten seelischen Fernen wuchert Samen: ein Mensch voll Unerschöpflichkeit in Gestaltung, Schau der Dinge und Spürung ihrer Rätselhaftigkeit hebt aus seinem Innern Sein um Sein, am Ende so stark und voll Atem wie zu Beginn, den Bogen spannend bis in die höchste Wölbung und wurzelnd immer in göttlich gelockertem, verschwenderisch schenkendem Boden. Noch staunte man über die Architektonik des „Göttlichen Dulders“, über die Maße seines Sprachraums, als er uns beschenkt mit einem Versroman, den man nicht hierhin oder dorthin stellen kann, sondern nur lebendig in sich haben muß, denn er ist vom ersten bis zum letzten Wort voll Übermacht der Sprache, des Schrittes seiner Menschen, der Glut seiner Dinge, voll Eindringlichkeit seiner Bildkraft, voll Reinheit seines Versmaßes und linearer Vollendung ihrer Schicksale. Wolfram von Eschenbach gab uns den mittelalterlich-gütigen Anblick eines Menschen voll Sehnsucht, Verwirrung und Erlösung, umstellt von dem Rankwerk dunkler Überlieferung und Sage. Geschehen türmt sich auf Geschehen. Parzival oft entführend unseren Blicken; aufleuchtend erkennen wir einen anderen. Es ist die Hilflosigkeit der inneren Bedrängnis, die dem Chaos nicht Herr wurde. Wolframs Werk und Schaeffers Parzival entkeimten einer Wurzel, doch die Früchte entblühten anderen Säften. Es ist ein neuer Mensch geworden, mit neuen Schicksalen, neuen Begegnungen und Kämpfen, in der Idee dem Urbild gleichend nur. Sichtbarlich geordnet ist Werden und Wandel von der Geburt her, dem Aufwachsen in Einsamkeit und Wildnis, die übermächtige Sehnsucht nach Ferne, der Ausritt, die Kämpfe. Sein Hochstieg

blendet, bis seine Kurve unterbrochen wird: er stellt die Frage in der Gralsburg nicht. Nicht erlahmen seine Kräfte; äußerlich wächst er ins Riesenhafte, aber innerlich zerfrißt Qual und ewige Sehnsucht sein Herz. Sein Sturz in die Tiefe reißt ihn in Knechtschaft, an dem ewigen Juden, an Franz von Assissi vorbei, drängt ihn zum unerkannt Dienenden seines Weibes Kondwiramur, stößt ihn in die Einsamkeit, wo Kinder Scherz mit ihm treiben. Und wieder zieht er aus, der Ewig-Ruhelose, doch sich Ewig-Treue, durch Brezeliand in das Tal seiner ersten Jahre. Dort baut er mit an einem Kloster, wird zum Meister und Schöpfer großer Figuren und Gesichter, zuletzt Amfortas Antlitz, ungekannt von anderen, meißelnd. Achtzig Jahre ist Parzival geworden, eh' ihm Erfüllung seines Lebens wird. Suchend, immer suchend, unbeirrt, voll Auflehnung gegen Gott manchmal und doch bezwungen, erreicht er das Ziel:

„Weil er wußte bei dem Auferstehen,
Daß es Zeit sei, einen Weg zu gehen,
Welcher, in Verborgenheit gegründet,
Heute war in seiner Tür gemündet."

Was zwischen Anfang und Ende dieses Lebens liegt, ist Schönheit und Düsternis zugleich, Traumwirrnis und offen-selige Landschaft, mittelalterlicher Schrei nach Gott und ewig-menschliche Inbrunst nach Erlösung. Taumelnd überkommen uns die Gesichte seiner Nächte, die maßlosen Qualen seiner Demut, seines Ringens und Wartens. Frühlinghaft springen Kräfte aus seinem Herzen, seinem Körper, überragend alle um sich, mit dem Tiefsten immer: Der Treue.

In Schaeffers Gestalten ist Parzival von einer unabwendbaren Notwendigkeit. Sind nicht alle seine Menschen gekennzeichnet durch jenes Wort: sich treu zu sein?, heißt nicht das letzte Wort im „Helianth": unwandelbar? Und schließt nicht jener Vers im Parzival die Runde:

Das ist der Sinn, wenn ich ihn recht gefunden:
Ein Tiefstes ist, das bleibt unwandelbar . . .

So liegt ein Gesetz voller Urgrund im Wesen eines Dichters, den es in die Fülle der Schicksale drängt.

Berlin — Guido K. Brand

Seekönig und Graspfeifer. Erzählungen. Von Ludwig Finckh. Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 147 S. Geb. M. 250,—.

Zwei ältere Skizzenbücher des liebenswürdigen Dichters sind hier in würdigerer Ausstattung als bisher zu einem hübschen Bande vereinigt; neu hinzugekommen ist nur das Schlußstück „Nikodemus". Der Bodensee, an dessen Ufern Finckh heimisch geworden ist, bildet das verknüpfende Band für diese meist auf den idyllischen Ton gestimmten Plaudereien, zu denen Erlebnisse des eigenen Alltags und Beobachtungen der Umwelt den Stoff geliefert haben. Die aus des Erzählers warmem Gemüt aufleuchtende Helle ist es, die den Kleinigkeiten ihren besonderen Wert verleiht.

Rohr-Stuttgart — R. Krauß

Die Dachserin. Geschichten aus dem Nachlaß von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. 211 S.

Ein inhaltreiches Buch, tiefer als der oberflächliche Leser wahrzunehmen glaubt, ist aus dem Nachlaß des Dichters zusammengestellt. Ludwig Thoma hebt sich jetzt festgezeichnet aus der Menge literarischer Erscheinungen, ein gemütvoller Humorist, wie die Zeit kaum einen andern kennt. Köstliche Gerichtsszenen spielen sich ab, Naturschilderungen voll feinster Poesie und sozialpolitische Studien aus dem praktischen Leben verleihen dem kleinen Band einen Reichtum, der über die Stunden des Lesens hinausreicht und, nachdem man sich mit Thoma gut unterhalten hat, zum Nachdenken reizt. Das Gespräch der münchner Maurer über die gute alte Zeit mit dem Zwölfstundentag sollte jeder lesen, der sich mit Politik und Volksbeglückung abgibt, und ebenso den Brief des früheren, jetzt „arbeitslosen" Dienstmädchens, das den Kino hat, seit „der Kabidalismus nicht mehr ist". Schlaglichter in tiefes Dunkel, Geschichten zum Lachen und zum Weinen . . . von einer Kunst erfüllt, die im Leben gereift ist und zur besten Literatur gehört, weil der Dichter nie versucht hat, „literarisch" zu werden. Das Verzeichnis der Werke Ludwig Thomas, das am Ende des Bandes gegeben ist, zeigt, mit welchem Erfolg Romane, Erzählungen und Komödien in die Welt gegangen sind, denn die Auflagen gehen hoch in die Tausende. Sie haben der bayrischen Heimat manchen Freund gewonnen, und auch solche, die nicht volles Verständnis für urwüchsiges Wort und Leben haben, genießen die unwiderstehliche Art, in der Thoma mit wenig Strichen seine Welt vor uns hinzuzaubern verstand.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Lustspielnovellen. Von Raoul Auernheimer. Stuttgart, Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 181 S. Geb. M. 400,—.

Die in diesem Bande vereinigten sieben Novellen weisen einen guten Stammbaum auf. Das Thema einer jeden könnte dem Boccaccio eingefallen sein, der es freilich konzentrierter und weniger spielerisch durchzuführen verstanden hätte. Man bedauert bisweilen, daß ein ausgezeichneter Einfall obenhin und ohne genügende Fundierung ausgeführt wird und würde gelegentliche Breite der Zuständlichkeit gern für straffere Führung des eigentlichen Konfliktes tauschen. Allen gemeinsam ist das Gepräge heiteren Lebensgenusses, der die Beziehung der Geschlechter als Delikatesse bei „des Lebens Fest" wertet.

Über dieses Niveau erhebt sich „Der Mörder Babinsky", das beste Stück des Buches. Hier wird ein prächtiger, echt novellistischer Einfall mit feiner Gestaltungskraft gesehen, das qui pro quo zwischen einem Bruder Mörder und einem Bruder Klostergärtner mit freundlicher Beschaulichkeit verquickt und gelöst. Es scheint, daß die Entfernung vom Großstadtmilieu die Eigenart des Verfassers wachsen läßt und die Gefahr einer allzu kapuanischen Weltgestaltung bannt.

Wien — Herbert Joh. Holz

Die Badejungen von Zoppot. Ein Bild unserer Zeit. Von Artur Brausewetter. Leipzig, Max Koch. 305 S.

Sonne ins Leben. Von Artur Brausewetter. Leipzig, Max Koch. 112 S.

Eine große Reihe von sogenannten Zeitromanen haben uns die letzten Jahre beschert, denn mit Recht suchen auch die Dichter ihrerseits die mannigfachen Probleme unserer Tage zu beleuchten und so oder so Stellung zu ihnen zu nehmen. Zu den besten Werken solcher Art möchte ich Artur Brausewetters neuen Roman zählen. Zwanglos wächst die Fabel aus der Zeit heraus und mehr und mehr in die Zeit hinein. Die Handlung selbst ist spannend und unterhaltend genug. Mit ungewöhnlichem Geschick sind die so verschieden gearteten Badejungen von Zoppot, trotzdem sie nicht eigentlich die Träger der Ereignisse sind, doch stets aufs neue in den Mittelpunkt des Geschehens gestellt. Immer wieder greifen sie in die Handlung ein und charakterisieren in ihrer späteren Laufbahn typisch die gerade heute so entgegengesetzten Entwicklungsmöglichkeiten eines Menschen aus dem Volke. Hinzu kommen die Typen der alten gesellschaftlichen Klassen auf der andern Seite, so daß sich ein buntes Bild von starkem sozialem Reiz entrollt. Von Anfang bis zu Ende nimmt den Leser die Fabulierkunst des Verfassers gefangen. Noch mehr aber wird man gefesselt durch die klare Zeichnung der Zeitverhältnisse selbst, die offen und ehrlich in all ihren Schattierungen beleuchtet werden: die Welt der Schieber und Glücksritter, der Drückeberger und Zeitdiebe und auf der anderen Seite diejenigen, die, vom Taumel des Geldes unbeirrt, ihren geraden, ehrlichen Weg gehen und die, denen aus angeborener Vornehmheit der Gesinnung und unverrückbarem Deutschbewußtsein heraus ihr harter und dornenvoller Pfad durch die Wirrnis unserer Zeit gewiesen ist. Gerade hier birgt der Roman ein paar Prachtgestalten, wie den Grafen Gunther Trockau, die herbe Inge von Rochow, den allen Stürmen der Zeit trotzenden rechtlichen Badejungen Tor Tehnzen u. a. Es würde zu weit führen, die ganze Fülle der Gesichte

zu bannen, die dieses künstlerisch wie sittlich gleich feine und tiefe Buch in sich faßt. Nur nachdrücklich sei noch einmal gerade der Wert eines solchen leicht eingänglichen und trotzdem tiefschürfenden Zeitromans hervorgehoben.

Eine zweite wertvolle Gabe des Dichters ist das schmale Bändchen mit dem schönen Titel „Sonne ins Leben". Es sind hier gewiß nur Gedanken zusammengetragen, die ihm der Tag gebracht, und an ähnlichen Büchlein (ich brauche nur an die von Ludwig Finckh zu erinnern) ist kein Mangel. Aber Brausewetter hat auch hier seine eigene Note. Er schöpft aus dem Innern, aus der Freude heraus, andern Freude zu bereiten, aus der Liebe, seinen Mitmenschen Liebe zu erweisen, und seine kurzen Skizzen sind trotz ihrer Knappheit reich an Lebensweisheit, die in dem schönen Bestreben gipfelt, ein paar Samenkörner mit dazu beizutragen, dem Menschen den grauen Alltag zu vergolden und sein Leben, wie es auch äußerlich beschaffen sein mag, innerlich zu einem reinen Kunstwerk zu gestalten. Darum wird auch dies Büchlein besinnlichen und nachdenklichen Menschen ein willkommenes Lebensbrevier sein.

Frankfurt a. M. Richard Dohse

Die Wandlung. Roman. Von Johannes Schlaf. Dessau, C. Dünnhaupt. 235 S.

Vor allem möchte ich wissenschaftlich ungebildete Leser vor der Lektüre dieses Buches warnen, denn es ist kein Roman, sondern eine ganz erstaunlich tiefgründige, geistvolle psychoanalitische Studie oder Monographie eines Intellektuellen zur Zeit der verflossenen Jahrhundertwende, mit [illegible]sinnigen sozialökonomischen, sozialethischen, hygienischen, kosmischen Ausblicken. Was es an erzählenden Momenten besitzt, ist bloß Anekdotenhaftes. Die Naturschilderungen erinnern in ihrer Plastik und Farbigkeit an die berühmten Frühlingsdichtungen Schlafs. Ermüdend wirkt die oft sehr unnotwendige Anhäufung von Fremdwörtern und die langatmigen Ausführungen über das Vegetariertum, für das Schlaf in diesem Buch eine Lanze nach der anderen bricht. Anzukreiden ist die ganz miserable buchtechnische Ausstattung.

Kitzbühel Alfons Petzold

Lichtenbergs Idyll. Von Julius Berstl. Berlin 1922, Mosaik-Verlag. 94 S.

In dem vorliegenden vierten Band der Mosaikbücher veröffentlicht Julius Berstl zwei kleine Stücke, die eher als Skizzen, denn als ausgereifte Erzählungen zu bewerten sind, zudem hat der Verfasser dem zweiten Stück selbst den Namen einer Groteske gegeben. „Hille Bobbe aus Haarlem" ist in der Tat nichts weiter als ein groteskes Porträt der häßlichen Alten, das deutlich an das Meisterwerk von Franz Hals erinnert. Bemerkenswert ist nur die saubere und eindrucksvolle, wirksame Gestaltung der Sprache, die den Wert des kleinen Stückes ausmacht, das eine geistige Durchdringung im übrigen nicht erfahren hat. Wenn man mit mehr Befriedigung von dem Bändchen Abschied nehmen möchte, tut man darum gut das erste Stück „Lichtenbergs Idyll" zuerst zu lesen. Auch dieses Stück zeigt bei allem skizzenhaften Charakter des Dichters Kraft zur Gestaltung eindringender Impressionen. Aber sie entspringen hier vor allem der seelischen Durchdringung, die er seinem Stoffe gibt. Die Psychologie des alten Hofrats Lichtenberg, des treuen Famulus und des naiven, aufblühenden Mädchens ist fein gegeben. Durch scharfe einfache aber fest gezogene Striche erzielt Berstl seine Wirkung. Das oft behandelte Motiv erhält durch die Art, wie es der Verfasser angegriffen und gelöst hat, eine eigene Note. Dichterische Gestaltung, selbständiges Formbewußtsein sind keineswegs zu verkennen. Sie machen sich besonders angenehm in der Behandlung des Schlusses geltend, wo sich Berstl von aller Sentimentalität fernhielt; und in der feinen Ausmalung der Umwelt, in der er besonders den Geist der gelehrten Welt in seine Dichtung einzufangen wußte und sie wiederum sinnig gegen die Impression des Schlusses abtönte, der der Idylle einen seltsam berührenden, wehmütigen Ausklang verleiht. Alles in allem eine bescheidene, nicht erschütternde, aber auch nicht rührselige Gabe, ein Idyll stofflich und formal.

Waiblingen bei Stuttgart Otto Heuschele

Die Macht der Drei. Ein Roman aus dem Jahre 1955. Von Hans Dominik. Leipzig 1922, Ernst Keils Nachf. (August Scherl). 359 S. Geb. M. 120,—.

An stürmisch fortreißender Handlung fehlt es auf keiner Seite: Entführung vom elektrischen Hinrichtungsstuhl, Flucht im Flugschiff (mehrere Male), Hypnose in ausgiebigster Anwendung, Krieg zwischen dem von einer Art Cromwell unumschränkt regierten Amerika und England, Ränke aller Art, eine gehörige Dosis orientalischer Mystik und über allem waltend das Geheimnis der beliebigen Verwendung der Raumenergie, das seine Beherrscher zu den Herren der Erde macht. Gut herausgekommen ist der Gegensatz zwischen dem eifrigen Treiben der Menschlein in Diplomatie und Industrie, auf den Flotten in Meer und Luft und dem verborgenen Schalten der drei, welche die wirkliche Macht in den Händen haben; gut ist auch, daß Dominik seinen Roman nicht mit einem Lehrbuch der Physik verwechselt, daß er erzählt und nicht Apparate beschreibt — der phantastische Roman geht die Phantasie an, und das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Nur sollte der Welteroberer auf dem Papier auch etwas von der genialen Nüchternheit haben, die Mommsen an seinem Helden, dem wirklichen Welteroberer Cäsar, preist. Die Fülle dessen, was hier in einen Roman gepackt ist, überwältigt den Verfasser; er verfährt im einzelnen gar zu summarisch, läßt seine Menschen gar zu ungeniert das tun oder lassen, was ihm für seine Zwecke paßt, und verdirbt sich dadurch die nachhaltigere Wirkung. Die Geschichte geht auch einigermaßen aus wie das Hornberger Schießen; aber das ist vielleicht nur vorläufig: „Verzahnungen" (um goethisch zu reden) für eine Fortsetzung sind da, und ein spannender, flott erzählter Roman würde die schon werden; dafür hat Dominik den Befähigungsnachweis erbracht.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Der ewige Strom. Rheinische Erzählungen. Herausgegeben von Leo Sternberg. Dortmund, Verlag „Der Garten Eden". 176 S.

Unter dem Titel „Der ewige Strom" sind Erzählungen von Brües, Eulenberg, Moreck, Philippi, Ponten, Raymann, Schäfer, Schmidtbonn, Schwarzkopf, Sternberg, Stückrath, Windler und Zech zusammengefaßt. Leo Sternberg hat eine Einführung in das rheinische Schrifttum vorausgeschickt, die geistesgeschichtlich die Vielheit der Erscheinungen zu einer Einheit im Symbol des ewigen Stromes zu binden sucht. Und von den Erzählern, die Sternberg herausstellt, gleicht keiner dem andern. Mannigfaltigkeit in Auffassung, Temperament, in Form und Bildung, scheint das hervorstechende Zeichen, und damit könnte man ihr Beisammensein als Zufälligkeit deuten oder äußerlich rheinischer Zugehörigkeit zuschreiben. Und doch ist allen der Zug zum Anekdotenhaften eigen — dominierend bei Schäfer, abklingend bei Windler und Zech —, der alle diese verschiedenen Dichter in ihren Beiträgen auf die gleiche Ausgangslinie stellt, ob auch das Landschaftliche des Rheingebietes teils verhalten, teils breiter ausströmend als Hintergrund oder Mutterboden der Handlung gestaltet ist. Schäfers Formstrenge, Otto Brües erdleichte Heiterkeit, Eulenbergs romantische Düsterheit, Schmidtbonns Humor —, wo soll man in dieser Fülle beginnen, um ins Einzelne zu steigen. Es ist eine verdienstvolle Tat des Herausgebers zu nennen, einmal die besten rheinischen Erzähler in einem Band zu vereinen und dem Publikum zu zeigen, wie oft man vergißt und übersieht, welchen Anteil das Rheinland am deutschen Schrifttum hat, was auf rheinischem Boden gewachsen ist. Mögen die rheinischen Schriftsteller sich ihrer Gemeinsamkeit bewußt bleiben und dessen, was umgekehrt das deutsche Kulturganze für ihre engere Heimat bedeutet. Pflege der Sonderart innerhalb der deutschen Kulturgemeinschaft bedeutet die Vorbedingung für die glückliche Entwicklung deutscher Kultur. Deutlicher vielleicht als anderswo spiegelt

sich in der aus Sinnenfreudigkeit und metaphysischem Bedürfnis gemischten rheinischen Eigenart der jeweilige Zustand deutscher Gesamtkultur.

Köln-Lindenthal Paul Bourfeind

Wahnfried. Ein Richard-Wagner-Roman. 3. Teil. Von Zdenko von Kraft. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 354 S.

Dieser letzte Band der Wagner-Trilogie von Krafts ist wohl der beste. Die Vorzüge sind noch gesteigert: liebevolle Versenkung und Benutzung der besten Quellen, womit die sonst unerträgliche Fabelei dieser an sich stets heiklen biographischen Romane möglichst verhindert wird; die Fehler, vor allem die hier früher gerügten Anachronismen, sind meist vermieden. („Radau" ist ein in den siebziger Jahren entstandener Berolinismus, 1866 in der Schweiz unmöglich. — Das „blinde Vertrauen" auf Moltke konnte Wagner vor dem Kriege dieses Jahres nicht aussprechen, da der Feldherr noch ganz unbekannt war; ebensowenig hat sich Wagner damals als „Bismarckmann" bezeichnet, was für Hans v. Bülow wohl paßt. — „Allerhand Achtung" klingt in seinem Munde wenig hübsch.) S. 236 muß es Schlesier statt Schlesinger heißen.

Den Mittelpunkt des Romans bildet das Triebschener Idyll und „die drei Einsamsten", die dort bei Wagner einkehren, „einer im dunkeln Mantel, einer im schwarzen Priesterkleid, einer mit zerbrochenem Leben" (Ludwig II., Liszt, Bülow); auch Nietzsche meldet sich schon. Recht gut ist Cosima Liszt geschildert, die dort dem Meister die traute Stätte zu weltentrückter Stille weiht. (Merkwürdig, daß ihre Augen einmal als „groß und abgründig", dann wieder als „etwas ausdruckslos" geschildert werden.)

Sehr schwer war es wohl dem Verfasser, ein Gespräch zwischen dem Meister und seinem König nachzuzeichnen; wer möchte sich dessen erkühnen? Aber sicher ist, daß Wagner nicht „Sie" sondern „Eure Majestät" in der Anrede brauchte.

Man legt den Roman von Krafts nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand. Er schließt mit der Grundsteinlegung in Baireuth 1872.

Berlin-Zehlendorf R. Sternfeld

Der Beutezug der Liebe. Roman. Von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Ullstein A.-G. 347 S.

Der Titel ist irreführend, und auch das Symbol des Umschlags: eine unter Palmen fischende Frau. Nicht eins jener, etwa unter Monte Carlos Palmen nach Beute gierendes Dämchen ist die Fischerin dieses Romans. Es rauschen märkische Kiefern über einem alten Herrensitz, den die aufrichtige Herzensneigung einer vollendeten Dame als Köder benutzt, an dem sich der fangen soll, den sie liebt. Auf ein Problem — Erziehung zur Arbeit und zur Liebe, durch die Liebe zur Arbeit — geht des Dichters Absicht; nicht eine spannende Handlung mit Intrigen und Verwicklungen sind ihm Hilfsmittel dazu, sondern psychologische Vertiefung. Wenn der Baron Driesberg endlich seine Regina als geliebtes Weib in die Arme schließt, hat sich in ihm und in ihr eine seelische Entwicklung vollzogen, die eine Fülle feiner und kluger Gedanken dem Leser vermittelt. Daß Zobeltitz, zumal er sich in dem ihm vertrauten und von ihm geliebten Milieu des märkischen Landjunkers mit all seinen eigentümlichen Reizen bewegt, es auch an behaglichem Humor und an charakteristischen Typen, die sich um das Hauptpaar gruppieren, nicht fehlen läßt, ist selbstverständlich. Dabei versäumt er nicht die sich bietende Gelegenheit, über Landwirtschaft und Pferdezucht und Rennsport manches gute und wertvolle Wort zu sagen.

Berlin Fritz Carsten

Käufer der Ehre. Roman. Von Otto Soyka. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl). 346 S. Geb. M. 100,—.

Herr im Spiel. Roman. Von Otto Soyka. Ebenda. 150 S. Geb. M. 60,—.

Beides sind schon vor einer ganzen Anzahl von Jahren erschienene Arbeiten Soykas, die in neuem Verlage, soweit ich sehe, unverändert erscheinen, freilich kann ich es nicht mit wünschenswerter philologischer Genauigkeit feststellen. Nur der Roman, der mir noch immer als Soykas Meisterwerk erscheint, hat sich eine Umtaufe gefallen lassen müssen. „Das Herbarium der Ehre" hieß er früher, und ich würde den alten Titel auch heute vorziehen. Aber vielleicht ist der neue wirksamer, und wenn er dieser meisterlichen Kritik einer in Äußerlichkeit versunkenen Zeit neue Leser zuführt, sei er begrüßt. Veraltet ist sie gar nicht — im Gegenteil: nur die Summen, welche diese Käufer der Ehre anwenden, müßten eigentlich jedesmal als Goldmark ausdrücklich bezeichnet werden, sonst fühlt sich kein Zeitgenosse mehr getroffen. Von den Romanen selbst habe ich früher hier geredet (L. E. XXI, 1222); die Schutzumschläge der Neuausgabe sind reichlich grell, der Einband dagegen geschmackvoll, das Papier bleibt freilich zurück hinter dem, was man früher gewohnt war.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Gottesgarten. Roman. Von L. vom Vogelsberg. Dresden 1922, Deutsche Buchwerkstätten. 253 S.

Ein Roman für die Familie, vielleicht für die reifere Jugend. Ganz nett, aber in den psychologischen Fundamenten ziemlich schwach. Ein Sommerfrischenbuch, das uns an den Sieg der Tugend glauben machen will und an den Untergang des Lasters. Dieses ist schwarz, jene ist blond. Und dazwischen eingeklemmt der Held der Geschichte. Auf Seite 25 aber weiß man schon, wer wen kriegt, und daß alles gut ausgehen wird. Denn nicht nur des Herrn Wege, sondern auch die der romaneschreibenden Damen sind wunderbar. Daher auch der Name „Gottesgarten". In diesem Dorfe wird man gesund, sofern man von der dunklen Hexe zum Lichtelflein findet. Einige abenteuerliche Zutaten werden mit hineingestrickt... warum soll ich den „Inhalt" verraten? Jedenfalls kommt nichts Unanständiges vor, da sei ganz ruhig, lieber Leser! Hier brennen nur wohlgehegte Weihnachtskerzen, und kein Vulkan der Leidenschaft gefährdet das zivilisierte Europa. Wir sind in behaglicher Vorkriegszeit. Wir sitzen in der Gartenlaube.

Berlin-Steglitz Rudolf Paulsen

Der Reiter und die Frau. Von Walter von Rummel. München, Parcus & Co. 206 S.

Aus dieser einfach erzählten, freundlich empfindsamen Geschichte liegt warm und kräftig der Hauch des Lebens, die Gestalten treten aus dem achtzehnten Jahrhundert, gerade weil sie historisch richtig gesehen sind, uns zur Seite. Wir genießen den Liebesroman des Herrn von Ried und seiner Jugendfreundin Marie Rose, als ob er sich unter persönlichen Freunden zugetragen hätte. Der junge Offizier aus der Armee Friedrichs des Großen, der den Siebenjährigen Krieg hinter sich hat und in seine schweizer Heimat zurückkehrt, die Jugendliebe zu treffen, findet sie als vollerblühte, elegante Frau, die Gattin eines französischen Kammerherrn von Héricourt, in einem Schlößchen der welschen Schweiz. Sie steht unter den Einfluß Rousseaus, ist aber eine durchaus brave Frau und macht es trotz ihrer kußbereiten Empfindsamkeit dem andringenden Jugendfreund schwer, sie zu erobern. Wie der Verfasser den Gatten ins Unrecht setzt dadurch, daß er seine „welsche" Dienerschaft zu einem Mordanschlag auf Ried bestimmt, wie auf nächtlichem Ritt die Frau entführt und auf der Rousseauinsel im Bieler See versteckt wird, wie dort eine liebliche Idylle sich abspielt und der als Diener verkleidete Freund Rieds — vielleicht die sympathischste Figur des Romans — das Abenteuer ermöglicht, hat der Verfasser höchst angenehm und spannend zu berichten gewußt. Naturschilderungen und kulturhistorische Einzelheiten heben die Einfühlung ins künstlerische Gebiet. Nicht nur als Stimmungselement, sondern wirklich mitspielend, wie es das Leben mit sich bringt, nimmt Wetter und Landschaft an der Handlung teil, die Pferde werden zu Personen, die unser Interesse wie die Menschen fesseln, und wir verstehen die ethische Lehre der Geschichte, daß der Mensch, ein Teil der Natur, in Wahrheit und mit Recht nur von den Gesetzen abhängt, die ihm von der Natur ins Herz gesenkt sind.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Bummel durch Europa. Von Mark Twain. Herausgegeben und übertragen von Ulrich Steindorff. Berlin 1922, Ullstein & Co. M. 30,— (40,—).

Die Verdeutschung von Mark Twains „A Tramp Abroad“ fügt zu den im gleichen Verlag erschienenen beiden Bänden von Tom Sawyers Abenteuern und Huckleberry Finns Fahrten und Abenteuern einen neuen Mark Twain, dessen Bekanntschaft sich für weitere deutsche Kreise voll lohnt, zumal es sich um einen deutschen Stoff handelt. Der Hauptteil des Buchs ist nämlich die ergötzliche Beschreibung einer Reise durch den Schwarzwald. Im Anhang findet sich Mark Twains Aufsatz über die „schreckliche deutsche Sprache“, der mit seinen unglaublichen Übertreibungen bei den Englischsprechern zahllose Freunde gefunden hat und besonders von den Gegnern deutscher Kultur häufig angeführt wird, wobei natürlich Mark Twains lebenslange Hochschätzung der deutschen Sprache und Literatur verschwiegen bleibt. Dieses Reisebuch, zuerst 1880 erschienen, hat ganz ähnlichen Ton und Wert wie Mark Twains „Innocents Abroad“; es zeigt dieselbe einzigartige Mischung von scharfer Beobachtung und unverantwortlicher Phantastik, einen unnachahmlich frischen Stil und lebendigen Humor, kurz alles, was wir Deutschen an Mark Twain verstehen und schätzen. — Der deutsche Titel und der bunte Einband, der einen verrückten Angelsachsen aus den „Fliegenden Blättern“ darstellt, entsprechen kaum dem Inhalt des neuen Bandes, dessen Deutsch jedoch recht lesbar ist und dem sonst gutausgestatteten Buch einen guten Weg sichert.

Münster i. W. Friedrich Schönemann

Der Kamerad. Roman von Cyril-Berger. Autorisierte Übersetzung von Werner Klette. München 1922, Georg Müller Verlag.

Während der Kriegsroman von Henri Barbusse an Schlagkraft viel verloren hat, denn sein Fanatismus ist Scheidemünze geworden, gewinnt ein anderer französischer Kriegsroman bei verminderter Aktualität und bei wiederholtem Lesen immer größere Eindringlichkeit: Cyril-Bergers Roman „Pendant qu'il se bat“, in einer flüssigen, geschickten Übersetzung von Werner Klette unter dem Titel: „Der Kamerad“ bei Georg Müller erschienen.

Dieses Buch ist trotz des literarischen Namens des Autors gar nicht literarisch. Es ist so hinerzählt in einem raschen, manchmal geradezu journalistischen Französisch, es hat eigentlich nicht den geringsten Willen zum Stil. Es hat auch keine große, umwerfende Idee, sein Kern ist vielmehr von unglaublicher Schlichtheit. Der Verkäufer eines Vorstadtbasars zieht ins Feld und geht kaputt, der Besitzer des Basars bleibt zu Hause, beträgt sich patriotisch und wird reich. Aber wie diese simple Geschichte komponiert ist, die hinreißende, an die größten romanischen Meister gemahnende Fabulierkunst macht aus einfältiger Alltagshistorie eine atembeklemmende, herzaufreißende Angelegenheit, zehnmal eindringlicher als die Wirklichkeit und hundertmal wirksamer als alle fanatischen Friedenspredigten.

Der Trick ist, daß im Gegensatz zu ähnlichen Werken dieser Art die Menschen nicht überpointiert sind. Pointiert ist die Situation, nicht der Mensch. Der Poilu muckt nicht auf, er fühlt sich durchaus nicht als Märtyrer, es ist auch kein Räsonneur in dem Buch, der ihn als Märtyrer hinstellte. Im Gegenteil, der Held des Romans, der Poilu Arsène, haßt nicht, sondern — und das ist das wahrhaft Geniale und Erschütternde des Buches — er blickt bewundernd empor zu dem auf seine Kosten Geschäfte machenden, pathetisch patriotischen Heimkrieger. Und auch der ist keineswegs etwa eine giftgrüne Karikatur; nein, er ist behaglich, fast liebenswürdig, ein weitläufiger Abkömmling des Tartarin aus Tarascon. Wie denn überhaupt Luft von der Luft Daudets in dem Buch ist. Die Menschen sind mit der größten Selbstverständlichkeit in Situationen gestellt, die einfach durch die Schlagkraft ihrer Erfindung ohne jeden Krampf einprägsamer sind als eine meinethalb an sich geniale Verzerrung. In dem ganzen Roman ist kein revolutionäres Wort, keine antimilitaristische Geste. Aber wenn etwa die beiden Soldaten, die nach vielen Monaten Dreck und Strapazen und Krankheit und Gefahr der Front auf Urlaub in Paris sind, in ein Vorstadttheater gehen, und wenn ihnen da zehn Tänzerinnen letzten Ranges in Feldgrau mit Getrippel und Gewackel ihrer dicken, behosten Hintern den frisch-fromm-fröhlichen Krieg vorhopsen, geschminkt und bengalisch beleuchtet und unter dem Gequieke einer patriotischen Vorstadtmusik, und wenn dann die beiden Soldaten vor diesem süßen und niedlichen Variétékrieg nicht etwa Scham und Ekel und Graus spüren, sondern johlend und verzückt in ihre armen, mächtigen, verstümmelten Hände klatschen, so erklärt diese kleine, nicht pointierte, sondern nur bunt und lebendig vorgetragene Szene die lange Kriegsdauer besser, als zehn gute psychologische Aufsätze. (Merkwürdig ist übrigens, daß Heinrich Manns „Untertan“ und Cyrils „Kamerad“ sich in der Fabel mehrfach berühren, trotzdem beide Werke fraglos völlig unabhängig voneinander sind.)

Es ist eine ungewöhnlich simple Geschichte, die der französische Kriegsroman uns erzählt; aber sie ist fabelhaft erzählt und wirkt gerade, weil sie ohne alle Aufmachung vorgetragen ist. Henri Barbusse hat schon recht, wenn er in seinem schönen Vorwort bekennt: Wenig Begebenheiten sind so tragisch wie die Geschichte dieses Arsène in ihrer packenden Simplizität.

Ich wünschte, der sehr unliterarische Roman würde ein Volksbuch. Er empört nicht, er ruft das allen eingeborene Mitleid auf, ja, er scheut manchmal vor der Sentimentalität nicht zurück. Aber das macht ihn nicht schwächer. Denn Barbusse wird wohl wiederum recht haben, wenn er glaubt: Solange nicht Vernunft und Gerechtigkeit die Welt zusammenhalten, ist Mitleid die schönste Vorahnung einer besseren Erde.

München Lion Feuchtwanger

Literaturwissenschaftliches

Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Von Wolfgang Liepe. Halle a. d. S. 1920, Max Niemeyer. 277 S.

Dieses Buch bringt eine Reihe von wichtigen Ergebnissen. Es hellt die dunklen Anfänge des deutschen Prosaromans auf, beantwortet die Frage nach seiner Abhängigkeit klar und erschöpfend und zieht die Gestalt Elisabeths von Nassau-Saarbrücken aus dem Dunkel, in dem sie lange stand. Wolfgang Liepe ist nicht nur fleißig und gründlich, sondern auch klarblickend. Er sieht nicht nur die Tatsachen, sondern auch ihre Bedeutung. Er gewinnt seinem spröden Stoff alles wesentliche ab, wobei ihm eine auffallende Begabung für Sprachanalyse zu Hilfe kommt.

Angreifbar scheint mir nur, was Liepe über die Entstehungsbedingungen der deutschen Romanprosa sagt. Er betrachtet das Prosaepos gegenüber dem Versepos als eine Verfallserscheinung und erklärt diese aus der inneren Zersetzung der aristokratischen Standeskultur, aus dem Schwinden des ritterlichen Ethos und der Vergröberung des Geschmackes. Schon die einzige Tatsache, daß die Dichtung der Meistersinger trotz ihrer Vergröberung den Vers beibehält, spricht gegen diese Zusammenstellung. Aber ist denn Prosa überhaupt etwas Minderwertiges, etwas, das man als Verfallsprodukt bezeichnen kann? Verdanken wir nicht eben ihrem Eintritt in die Dichtung die größte Befruchtung und Bereicherung der Kunst? Hat nicht sie erst die Dichtung zum anpassungsfähigsten Werkzeug des menschlichen Geistes gemacht? Gewiß steht die Prosadichtung des 15. Jahrhunderts tief unter dem höfischen Epos, aber jede neue Technik bringt einen gewissen Rückschlag mit sich, bis man sich ihrer ganz bemächtigt hat. Die neue Form der ungebundenen Rede, der neue Inhalt des jungen bürgerlichen Zeitalters mußten die Dichtung vorerst ungeschlacht und schwerfällig machen, ohne daß diese Schwerfälligkeit ein Beweis von Verfall wäre.

Der Übergang von der Poesie zur Prosa muß in Wirklichkeit überall dort eintreten, wo an der Stelle des mensch-

lichen Einzeldaseins das Gemeinschaftsleben sich entwickelt. In diesem gestaltet sich die Umgangssprache immer feiner aus, den Notwendigkeiten des Verkehrs entsprechend. Zumal am Ende des Mittelalters begünstigt das Städteleben und die wachsende Rolle des Handels jene Ausbildung der Rede, welche der Entwicklung der Prosa zugute kommt und sie zum künstlerischen Werkzeug immer geeigneter macht.

Dazu kommt noch, daß die Dichtung am Ende des Mittelalters aus einer Kunst fürs Ohr eine Kunst fürs Auge wurde. Die Zeit war vorbei, in der die Formen der Geselligkeit und ihre Sammelpunkte, die Burgen und Höfe, den rezitatorischen oder musikalischen Vortrag begünstigten, in der außerdem die Seltenheit der Lesekunst und die Schwerfälligkeit der Handschriften den Vorleser nötig machten und eine große Zahl von gemeinsamen Assoziationen ihm allgemeines Verständnis sicherte. Die Zentren verschwanden, mit der Buchdruckerkunst wurde die Dichtung allgemein zugänglich und das Lesen eine häufige Fertigkeit, das Städte- und Handelswesen aber zu vielfältig, als daß es das homogene Publikum, welches der Vorleser braucht, hätte liefern können. Reim und Rhythmus, ursprünglich für das Ohr bestimmt, wurden nun beim Selbstlesen überflüssig, ja unverständlich und hielten sich deshalb hauptsächlich in Gattungen, welche noch akustisch wirkten: im Drama und der Lyrik, die durch das Lied zu einer Zwischengattung wurde. Erst nach und nach begann das durch das Auge aufgenommene Reimbild im Gehirn ein Klangbild zu erzeugen, so daß in späteren Zeiten der gelesene Reim wieder verständlich und auch im Epos wieder verwendbar wurde. Am Ausgang des Mittelalters aber drängte alles zur Prosa hin.

Das ist aber nur eine jener Meinungsverschiedenheiten, welche sich immer einstellen, wenn man ein gutes Buch liest; sie beeinträchtigt seinen Wert nicht. Daß Wolfgang Liepes Arbeit sich mit der Geschichte des Romans beschäftigt, ist doppelt erfreulich, da sie lange Zeit hindurch von den Literarhistorikern ungebührlich vernachlässigt wurde; hoffentlich verläßt er dieses Gebiet nicht so bald.

Wien Christine Touaillon

Heinrich Hansjakob. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und Schrifttums von Oswald Floeck. Mit Bildnissen und Handschriften. Karlsruhe und Leipzig, Hofbuchhandlung Friedrich Gutsch. 502 S. M. 160,— (200,—).

Zweifel lassen sich nicht ganz unterdrücken, ob nicht der Umfang dieser Lebensbeschreibung im Mißverhältnis zur Bedeutung Hansjakobs steht. Der Verfasser verkennt keineswegs, daß der badische Volksschriftsteller auf den Künstlernamen nur in bescheidenem Maß Anspruch erheben durfte und sein poetisches Talent in enge Grenzen gebannt blieb. In der Erwägung, daß es sich hier um eine besonders kraft- und saftvolle Persönlichkeit handelt, die auf den verschiedensten Gebieten starke Spuren ungemein vielseitigen Wirkens hinterlassen hat, mag eine gewisse Rechtfertigung für die große Ausführlichkeit liegen. Das betrifft aber höchstens das rein Biographische. Jedenfalls geht die Analyse und Inhaltsangabe der einzelnen Erzählungen Hansjakobs zu weit, wodurch überdies die Gefahr entsteht, daß die Nacherzählung als Ersatz für die Lektüre selbst genommen wird. Aber auch die breite Darstellung des Lebensgeschichtlichen, soweit sie auf Hansjakobs autobiographischen Schriften fußt, erscheint als überflüssig, weil sie eben in der ursprünglichen Fassung genußreicher ist; eine Lebensbeschreibung darf aber immer nur den Werken eines Autors zur Ergänzung dienen, sie niemals verdrängen. Abgesehen von diesem Vorwurf echt deutscher Übergründlichkeit, der vielleicht dem Verfasser von andern zum Verdienst angerechnet wird, hat Floeck ein angenehm lesbares Buch geschaffen, das, wenn es auch die streng wissenschaftliche Linie nicht überall einhält, doch auf Grund umfassenden Materials und gediegener Kenntnisse uns seinen ur- und eigenwüchsigen Helden menschlich wie literarisch nahe bringt und zugleich ein lebendiges Bild der geistigen Zeitströmungen, in die der freiburger Stadtpfarrer mit hineingerissen war, entwirft. Bei allem liebevollen Versenken in Hansjakobs Persönlichkeit verhält sich der Verfasser ihr gegenüber doch keineswegs kritiklos. Ohne seinen katholischen Standpunkt zu verleugnen, vertritt er diesen maßvoll und duldsam; Zelotismus wäre ja für einen Biographen Hansjakobs auch durchaus nicht angebracht gewesen. Die an sich berechtigte Trennung der Lebensschilderung von der Charakteristik des Mannes und Schriftstellers hat mancherlei Wiederholungen zur Folge gehabt, wodurch die Breite der Darstellung noch mehr in die Augen fällt.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Der Gotteskampf der Droste. Ein Beitrag zum Verständnis der religiösen Seele von Joseph Werle. Mainz 1921, Matthias Grünewald. 60 S.

In vier Kapiteln: Glaube und Zweifel, der Gottesgedanke, Christusinnigkeit, Zöllnerstimmung, schildert Werle den Kampf des tiefen und ursprünglichen religiösen Gefühls in Annette von Droste mit den Zweifeln, die ihr scharfer kühler Verstand und die Zeitstimmung ihnen entgegenstellten, und ihre Läuterung zur reifen christlichen Persönlichkeit. Der literaturgeschichtlichen Forschung bietet das Büchlein nichts neues und will es auch nicht. Es wird vielen Katholiken willkommen sein als eine verständnisvolle, mit inniger Versenkung der Eigenart der Dichterin nachspürende Ausdeutung des „geistlichen Jahres", das Werle die größte religiöse Dichtung des vergangenen Jahrhunderts nennt. Zu bedauern ist es, daß nirgends die Verbindungslinien zu Annettens anderen Schöpfungen gezogen werden.

Charlottenburg Hans Joachim Homann

Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat. Von Max Herrmann-Neisse. Berlin-Wilmersdorf, Verlag Die Aktion.. 32 S.

Lunadtscharsky, Volksbeauftragter der russischen Sowjetrepublik für Wissenschaft und Künste, schrieb mir, welche Kunst die Proletarier seines Landes wünschen und brauchen. Es sei eine Dichtung, die aus allen Quellen des Volkes strömt, befruchtet von den Söhnen des arbeitenden Volkes, geformt von ihnen. Wohl lebten in der Gemeinschaft der Weltgeister, die mit einem etwas elastischen Begriff als Republik der Geister bezeichnet wird, auch Genies, die zum Herzen und Verstand des Proletariers gelangen. Aber — —

Dieses Aber erläutert Max Herrmann mit Verbitterung und Energie, die ihn ehren. Da er den Künstler nur als Exponenten der Zeit kennen, nicht aber ahnen will, daß der freieste Künstler gerade ein Opponent seiner Zeit werden kann, spitzt sich ihm das Problem sehr scharf zu. Die Philister sind in Goethe entlarvt; mit Hilfe Börnes. Noch hundert andere Kronzeugen wären ja zu nennen. Die negative Methode ist Betrachtungsart des heftigen Kritikers, dessen lodernde Sehnsucht eine allem Volk gehörende demokratische Kunst sieht. Wenn die Sehnsucht zeugen könnte! Aber nur die Genies zeugen. Also warten? Nichts anderes bleibt uns zu tun.

Berlin Max Hochdorf

Schneiders Bühnenführer. Berlin und Leipzig, Franz Schneider Verlag.

Was diese Sammlung will, macht das Vorwort des Verlages jedem Gutgläubigen hinlänglich klar. Sie soll „lediglich der schnellen, augenblicklichen Orientierung" des Theaterbesuchers über die verbreitetsten Bühnenwerke dienen. Mir liegen die sieben ersten Hefte vor, in denen Büchner, Emil Gött, Rolf Lauckner, Ibsen, Björnson, Tagore und Shaw von verschiedenen Mitarbeitern teils analysierend, teils inhaltlich behandelt werden. Solche Einführungen haben ihren unzweifelhaften Wert, wenn sie in den heute beliebten Hauszeitschriften der Theater und Volksbühnen Platz finden oder wenn sie im Rahmen einer größeren Sammlung die künstlerische Einstellung des Zuschauers auf ein höheres Niveau zu heben trachten. Hier aber sehe ich nur das Be-

streben, der Bequemlichkeit und Denkfaulheit des Pseudopublikums, das heute unsere Theater füllt, entgegenzukommen. Das heißt mit der Parole „Erziehung des Publikums" geschäftlichen Mißbrauch treiben. Die Ablehnung gilt nicht den einzelnen Schriften, für die zum Teil namhafte Kräfte aufgeboten sind, sondern der Absicht des verlegerischen Unternehmens, das falsche Bindungen auferlegt.

Halle a. S. Edgar Groß

Der Kampf ums Theater. Von Herbert Ihering. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag. 110 S.

Wenn man von einem Buch sagen kann, daß es vom ersten bis zum letzten Wort fesselt, daß es zur Hälfte begeisterte Zustimmung, zur Hälfte Widerspruch auslöst, so ist damit seine Wesentlichkeit erwiesen. Durch zweierlei wird sie bei Ihering bestätigt: Er zeigt innerste Verbundenheit mit dem Theater als soziologischem Problem, und er hat Blick für den geistigen Gesamtprozeß der Schauspielkunst. Er will das Theater der Zukunft bauen helfen, darum untersucht er die [illegible]lichen Voraussetzungen, auf denen die Bühne von heute aufgebaut ist; er will den Boden für eine seelisch gesteigerte Schauspielkunst — „seelisch-heroische Kunst" nennt er sie — bereiten, darum prüft er die gestaltenden Kräfte der prominenten Darsteller und Regisseure. Ihering schreibt ein Kampfbuch, und darum sucht er den Einzelfall, von dem aus er Grundlinien ziehen kann; er analysiert und verallgemeinert, er geht ohne System zu Werke, und er hat das Auge doch ohne Abschweifung auf einen Zielpunkt gerichtet. Seine Schlüsse sind ebenso von seiner Grundeinstellung, wie von seinem Temperament diktiert. Er sagt sehr viel überzeugendes, aber er findet auch für das Einseitige eine kluge Formulierung. Er sieht in Werner Krauß und der Straub allein den Prototyp des mit reicher Kraft verbundenen Kunstwillens, er stellt bei Fehling als Regisseur die glücklichste Durchdringung der Ausdrucksformen fest; er erlebt ebenso Klöpfer, Wegener und Reinhardt, aber er geht an sie mit eigenwilliger Beurteilung heran, wie er auch die naturalistische Schauspielkunst nur als psychologisch retardierende Stilart verkennt. Alles in allem: in seiner von gesuchtem Ästhetentum freien Betrachtungsweise gehört das Buch nicht immer zu dem Allgemeingültigsten, aber doch zu dem Eindringlichsten, was in letzter Zeit zu dem Kapitel Theaterkultur geschrieben worden ist.

Halle a. S. Edgar Groß

Hermann von Grauert, Graf Joseph de Maistre und Joseph Görres vor hundert Jahren. — **Eduard Schubert,** Der Ideengehalt von Görres' Schriften „Teutschland und die Revolution" und „Europa und die Revolution". Köln, J. P. Bachem. 89 S. M. 15,—.

Es ist eine befremdliche Tatsache, daß eine Gestalt wie die Görres' weiten Kreisen fremd geblieben ist, daß man im höchsten Fall ein verschwommen-romantisches Bild von dem Glied des heidelberger Kreises hat, darüber hinaus aber scheint er den meisten ein unbeschriebenes Blatt. Daß dies auf keinen Fall berechtigt ist, zeigt deutlich die obige Schrift. Die zweite, wertvollere, der beiden Abhandlungen gibt, im Anschluß an die genannten Schriften des Denkers und Kämpfers, einen Umriß seiner eigenartigen Gedankenwelt. Wir entdecken hier Gedankengänge von geradezu verblüffender Weite neben mystischen Spekulationen. Wir sehen in Görres einen Mann, der es verdient hätte, gehört zu werden. Nicht einseitiger Politiker, sondern gleichzeitig wohl bewandert in der Philosophie und Geschichte, in der Literatur vieler Zungen, in dem Geiste vieler Völker, sucht er dieses Wissen, verbunden mit einer Macht der Spekulation, die er von den Philosophen der Romantik geerbt, seiner Zeit zum Heil zu verwenden. „Zu wachen und zu merken auf die Zeichen, zu rufen und zu warnen ohne Unterlaß". — Wer sagte das nicht auch in unseren Tagen? Freilich die Zeiten haben so manche Ähnlichkeit, und auch aus unserer Weltwende wird mehr als ein Görres hervorgehen. Denn Görres war doch im tiefsten Grunde ein Kind seiner Zeit, einer Zeit, die vorübergeht wie die unsere; altes kämpft in ihm mit neuem, das aber macht sein Denken zu einem zeitlich begrenzten Schatz. Wenn auch mancher Einzelgedanke ewig leben wird, sein Werk als solches beruht für uns in seiner sprachlichen Meisterschaft; in seinem Stil, der, geschult an den alttestamentlichen Propheten, in manchem an Nietzsche erinnert, besonders die unerschöpfliche Größe seiner herrlichen Bilder mahnt an jenen Kämpfer, an jenes Zeitgewissen am Ausgang der Epoche, die durch Görres und die Seinen eingeleitet wurde. Dieses herrliche Gut freilich sollten wir nie vergessen! Vielleicht führt diese kleine tiefschürfende Abhandlung manchen zu dem Sprachschöpfer Görres zurück, man möchte daher wünschen, daß sie nicht nur in die Hände von Fachgelehrten käme.

Mehr für diese aber scheint mir der etwas einseitige Vortrag (gehalten in der Görres-Gesellschaft) Grauert's, der die Beziehungen zwischen Görres und dem ihm in mancher Hinsicht so verwandten Joseph de Maistre aufzeigt. Mit tiefer Eindringlichkeit entwirrt er die Fäden, die herüber- und hinübergehen, besonders viel liegt dem Verfasser daran, die interessanten Gedankengänge über Religion und Staat, Papsttum und Kirche herauszuarbeiten. Er verfolgt die weiteren Wirkungen der beiden Denker im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Besonders interessant gestalten sich seine Ausführungen über die Kämpfe, die beide zu bestehen hatten, er wirft damit ein feines Licht auf die allgemeine Kulturgeschichte jener geistigen und politischen Revolution.

Waiblingen b. Stuttgart Otto Heuschele

Das Drama der Gegenwart. Von Max Freyhan. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. 120 S. M. 17,50.

Ein brauchbares und besonnenes Buch. Brauchbar, weil es das Drama unserer Zeit gegen den Naturalismus mit guten Klarstellungen abhebt und — was Diebold tief begründet hat — in die Zusammenhänge mit Strindberg und Wedekind einreiht. Brauchbar weiter, wie es das dynamische Drama, etwa Kaisers „Gas", vom ekstatischen, etwa Unruhs „Geschlecht" und „Platz", Rudolf Pannwitz' „Befreiung des Ödipus", scheidet. Und darüber das synthetische Drama überbrückend aufzubauen, scheint mir wohl fruchtbar, und für das historische Stück, wohl auch für Wildgans, mag man zustimmen; ob man aber auch Barlachs „Echte Sedemunds" hier unterbringen und von Hermann Burte z. B. ganz schweigen darf (da man doch eben die Spitzentypen herausarbeiten wollte), das scheint mir zweifelhaft. Auch mit sonstigen Einreihungen kann ich nicht einverstanden sein; wenn Freyhan Kokoschkas „Brennenden Dornbusch" in hohe Höhe hebt oder der Else Lasker-Schüler „Wupper" allzu modern ansieht. Aber im wesentlichen ist Freyhans Schrift sodann auch ein besonnenes Buch; weil es Abstreichungen zu machen versteht, an Sternheim oder Hasenclever; weil er vor allem die Maßstäbe und Einstellungen nicht von außen herholt, sondern mit Auge und Ohr im Zentrum des Werkes selbst steht und zu sehen sich bemüht, welches Gesetz die Dichtung sich selbst gibt und mitbringt. Und wie er dann zum Schluß seinen positiven Standpunkt zum heutigen Drama formuliert, sein Zutrauen zu Werk und Verkündern, sein Vermissen des Führers (wie ihn der Naturalismus in Gerhart Hauptmann besaß), auch das ist besonnen an dem Buche eines Belesenen. Man wird zwar bei Diebold umfassender und begründeter beraten; aber für eine erste Einführung ist das Buch Freyhans willkommen.

Berlin-Steglitz Hans Knudsen

Das Mitleid bei Gerhart Hauptmann. Psychologisch-ästhetische Betrachtungen. Von Joachim Hans Marschan. Dortmund 1919, Fr. Wilh. Ruhfus. XIX, 155 S.

Eine fleißige Arbeit mit vielen stofflichen Wiedergaben und Zerlegungen; planmäßig aufgebaut, sogar zu sehr zergliedert in I, 1, A, a α und β. Es wäre gedeihlicher gewesen, dafür die Grundgedanken zu schärfen und vor allem an Hauptmanns Werk den Formenausdruck des Mitleids sichtbar zu machen. Darüber aber gibt Marschan kaum etwas. Er weist lediglich dessen Erbarmen an der Wahl der Fabel, an den Schicksalslagen, an den Charakteren, an den Mo-

tiven, an den Motivänderungen nach. Und tut darin schier wieder des Guten zuviel, wenn er den und jenen Tod einfach als einen erlösenden Akt dichterischen Mitleids hinnimmt. Daß der Glockengießer Heinrich die Erlösung erfleht und der junge Kramer sie im Tod findet, wird doch zuerst in ihrer inneren Tragik begründet sein, ohne daß es dazu eines milden Eingriffs von außen bedurfte. — Und ebensowenig geht es an, sie alle, die Fehlenden und Leidenden, kurzweg in die große „Alogie“ der Weltordnung einzustellen, um damit die Schuldlosen für um so bejammernswerter zu erklären. Es ist sicherlich wahr, daß Hauptmann niemand wegen seiner Schuld verurteilt, aber heißt das schon Schuld und Sühne verneinen? So glatt darf man über das Feinste des Gewissens nicht hinwegsetzen. Der Ästhetiker Grillparzer hat einmal über die Unterschiede von Wissenschaft und Dichtung ganz tiefes gesagt. Die Poesie schließe die Gedanken keineswegs begrifflich ab, sondern führe sie in ein ahnungsvolles Unübersehbares fort. Nicht zu Ende geführte Gedanken seien die Logik der Poesie. Nun dermaßen stehen wohl auch bei Hauptmann die Gedanken von Schuld und Sühne im Raume des Unendlichen, des Unbestimmbaren, Werk für Werk, so daß man über sie wie über des Dichters gütiges Herz ein Buch füllen könnte. Und es fragt sich überhaupt, ob die Schuld in einem weiteren mythischen Sinn nicht eben so sehr in der Tragödie inbegriffen ist wie das Mitleid; denn daß es gerade das Mitleid sei, worauf es in der Tragödie ankomme, das ist wieder einmal aristotelischer als Aristoteles. „Leid und Mitleid sind das Wesen der Tragödie“, schreibt Marschan. Ja, sie gehören zum Wesen der Tragödie; aber der Wille, der dunkle Antrieb ebenso; und das Schicksal doch auch.

München Joseph Sprengler

Die Heidelberger Romantik. Von Herbert Levin. Preisschrift der Corps-Suevia-Stiftung der Universität Heidelberg. München 1922, Parcus & Co. 153 S. M. 50,—.

„Die Einsiedler und ihre Fehde“ stehen im Mittelpunkte der heidelberger Romantik und ihnen widmet auch Levin mit Recht das längste Kapitel seiner sehr sorgfältig gearbeiteten Schrift. Aber man kehrt von diesem Kapitel gern zu Friedrich Pfaffs Einleitung in Arnims „Tröst Einsamkeit“ zurück, die, 1883 geschrieben, gewiß etwas einseitig romantikerfreundlich und in Einzelheiten überholt, im ganzen doch noch heute unentbehrlich und um vieles angenehmer zu lesen, lebendiger und tiefgreifender ist als Levins Arbeit. Was inzwischen an wertvoller Forscherarbeit — namentlich von Steig — geleistet wurde, ist gewiß berücksichtigt; aber nun war es an der Zeit, einmal dem Sinn und der Bedeutung dieser Fehde nachzuspüren — und gerade da versagt die Schrift, nicht nur in diesem Kapitel, sondern auch in den vorhergehenden und nachfolgenden. Was Levin schreibt ist nicht Geistes-, sondern Personen- und Lokalgeschichte. Unter anderem erfahren wir genau, wo Arnim und Brentano gewohnt haben, und so wissenswert das sein mag: wichtiger wäre z. B. gewesen, wenigstens einmal die Frage nach dem Grunde des Symbolikstreites aufzuwerfen. Mir scheint, daß Creuzer der erste war, der das Dionysische im griechischen Wesen entdeckte, dem dann erst Nietzsche zu seiner Anerkennung verhalf, und daß Voß, der nur das apollinische Griechentum kannte, deswegen über Creuzer so erbittert war, weil durch diese neue, vermeintliche „After“-Weisheit nicht nur seine Weltanschauung, sondern die des ganzen Winckelmannschen Zeitalters aufs schwerste gefährdet wurde. Bei Levin, der übrigens durchaus sine ira et studio schreibt, hat es dagegen am Ende fast den Anschein, als ob alles auf Machenschaften, Zwischenträgereien und eitel Zanksucht beruht hätte.

Köln Walter Heinsius

Biographisch-literarisches Lexikon. Von Joh. Groß. Leipzig 1922, Otto Hillmann. 258 S.

Dieses Buch ist miserabel, überflüssig und sogar schädlich. Der Lexikograph ist nicht nur von allen Musen verlassen, er ist auch ein schlampiger Arbeiter, der die nötigsten Gesetze der Sorgfalt mißachtet. Aus Quellen, die nicht leicht zu kontrollieren sind, schöpft er sein Wissen. Das würde nichts schaden, wenn er ein brauchbares Nachschlagebuch zusammengestoppelt hätte. Er hat aber wahllos und ziellos gearbeitet, und die Proben, die der Leser nimmt, zeigen, daß der Lexikograph der deutschen Literatur nicht einmal mit den Gesetzen der deutschen Sprache vertraut ist.

Einige Beispiele: S. 68 Artikel Ebner-Eschenbach: „Gilt als eine der gefeiertsten deutschen Erzählerinnen.“ Wie scheußlich dieser Superlativ des Partizips! Statt zu sagen, wie die Frau geistig beschaffen war, und irgendein knappes, selbständiges Urteil zu suchen, wird irgendwoher abgeschrieben, daß die selige Ebner sommers in ihrer mährischen Heimat, winters in Wien lebte. In einem Lexikon, wo alles auf Knappheit und wissenschaftliche Erkenntnis ankommt, sollte solche Reportage und Kolportage keine Rolle spielen. Doch derartige Daten sind dem Lexikographen in hundert Artikeln am wichtigsten. Ibidem wird Mirjam Eck Miriane getauft. Unzuverlässigkeit des Korrektors. S. 40 Moritz v. Egidy: „War Offizier, erst in preußischen dann in sächsischen Diensten.“ Die notwendige Interpunktion fehlt. Zwei Worte, daß dieser Mann einer der reinsten Idealisten war, fehlen. S. 41. Kurt Eisner: „Außer seinen gesammelten Schriften“ 1920 (2 Bände) erschien auch das Drama ‚Götterprüfung‘ für deren Aufführung der ‚Vorwärts‘ eingetreten ist.“ Wieder falsches Deutsch, da sich das Relativum natürlich auf Drama beziehen muß. Und welche Armut der Charakteristik! S. 42 wird bei Georg Engel „Jörn Uhl“ als Werk angegeben. S. 64 Goethe: U. a.: „In allen Gattungen der Prosa und der Poesie hat er Formvollendetes geschaffen.“ Kann man es einfältiger sagen?

Das Buch wird niemandem nützen: weder dem Gelehrten noch dem Kunstfreunde. Es ist schlechteste Handwerkerei. Warnung sei mit Nachdruck erhoben.

Berlin Max Hochdorf

Des Präsidenten de Brosses vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739—1740. Übersetzt von Werner und Maja Schwartzkopff. Mit 77 Bildbeigaben. 2 Bände. München 1918—1922, Georg Müller.

Charles de Brosses (1709 bis 1777), ein vollsaftiger Vertreter jenes patrizischen Beamtentums des ancien régime, Präsident, d. h. Oberrichter zu Dijon und, wie sein Zeitgenosse Voltaire (mit dem er sich wegen der ihm gehörenden, an Voltaire verpachteten Grafschaft Tournay bös verzankte) ein äußerst vielseitiger Schriftsteller, unternahm als dreißigjähriger eine Reise nach Italien, zunächst um einer kritischen Sallust-Ausgabe willen, und schrieb den Freunden in der Heimat, zu denen der große Buffon gehörte, ausführliche Reiseberichte, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und ihr erst sechzig Jahre später durch die Indiskretion eines republikanischen Beamten bekannt wurden; 1835 hat R. Colomb sie unter Mithilfe der Familie von neuem herausgegeben. Nun erscheinen sie zum ersten Male deutsch: in einer so sorgfältigen und schönen Ausgabe, wie die Franzosen sie nicht besitzen. Und bei uns können gerade wegen Goethes italienischer Reise diese Briefe seines Vorgängers, die er nicht gekannt hatte, auf Interesse rechnen. Sind sie doch wesentlich anders geartet: die vornehme Welt Italiens, in der der Franzose verkehrte und von der er so viel erzählt, war anderen Reisenden nicht zugänglich, und Goethe hat sie absichtlich gemieden. Eine Betrachtung dieser Briefe mit Rücksicht auf Goethe findet man bei Camillo von Klenze, „The Interpretation of Italy“, Chicago 1907; de Brosses sieht Italien weniger ernst und weniger ehrfürchtig als Goethe: er sieht es, wie Voltaire es gesehen hätte, und Stendhal, der ihn stark benutzt hat, nennt ihn „den Voltaire unter den Italienreisenden“. Vieles bringend, wird er, der wahrhaftig de omnibus rebus et quibusdam aliis spricht, jedem etwas bringen: der Historiker findet hier eine Schilderung der Papstwahl Benedikts XIV., der Naturwissenschaftler einen Bericht an Buffon über den Vesuv, der Archäologe Erzählungen über die eben begonnenen Ausgrabungen von Her-

…ulaneum, der Liebhaber der schönen Künste lange Beschreibungen von Bildern und Bauwerken, Betrachtungen über die italienische Literatur, eine reizvolle Vergleichung der französischen und italienischen Oper und Musik, und auch wer nur zum Vergnügen liest oder weil er in Italien war oder gern in Italien wäre, kommt durch die flotten (mitunter ein bißchen schnoddrigen) Plaudereien eines geistreichen Menschen über Land und Leute, über legitime und andere Frauen, den Klatsch aus der großen Gesellschaft auf seine Rechnung. Dabei erweist sich de Brosses durchaus als Kind seiner Zeit: in seinen Urteilen über Kunstwerke ist er Rationalist, Aufklärer, Anhänger des Renaissancegeschmackes: alles Mittelalterliche, alles „Gotische" ist ihm zuwider. Dante z. B. mag er nicht, weil er einem die Seele verdüstere — gleichwohl sei der Florentiner ein seltenes Genie, zumal in Anbetracht der Zeit, in der er gelebt hat . . . Und so ähnlich über bildende Kunst und Musik. Doch tut Sainte-Beuve, der ihm auf Grund des Buches von Foisset einen „Lundi" widmete (VII, 85), ihm unrecht, wenn er ihn als einen Nachzügler des Renaissancejahrhunderts betrachtet: er sieht nicht, daß der Sallust-Philologe sich mit Montesquieu, de Caylus und anderen in eine große Bewegung einordnet, die L. Bertrand als „Retour à l'Antique" bezeichnet hat (Paris 1897) und die sich in der Malerei Davids, im Panthéon Soufflots, in den Opern Glucks, in André Chéniers Versen, im Römer- und Griechenkult der Revolution, im Empirestil und schließlich im Klassizismus unserer Klassiker am deutlichsten ausspricht.

Einleitung und Anmerkungen … er Übersetzer (in diesen 100 Seiten steckt viel mühsame Arbeit), die sorgsam gewählten Bildbeigaben nach zeitgenössischen Originalen, und die Buchausstattung (von Paul Renner) sind allen Lobes würdig.

München-Pasing Eugen Lerch

Gargantua und Pantagruel. Von François Rabelais. Verdeutscht von Engelbert Hegaur und Dr Owlglaß. München 1922. Verlag Albert Langen. 2 Bände. I. 378, II. 303 S.

Als wir jung waren und den alten Rabelais zum erstenmal lasen, erschien uns seine Weisheit einigermaßen billig und, mit Verlaub zu sagen, von der Straße aufgelesen — von mittelalterlicher Gasse, in der es auf ein bedenklich Gerüchlein mehr oder weniger nicht ankommt. Wir lasen Rabelais in des alten Regis berühmter Übersetzung und so gewiß sie unübertrefflich ist als ein Beispiel hingebend fleißiger Gelehrtenarbeit und auch sprachlich eine starke Leistung, so ihr blieb ihr Genuß doch auf weite Strecken eine saure Mühe, denn es lag zuviel scholastisches Gestrüpp auf allen Wegen. Das haben die neuen Bearbeiter klüglich ausgerodet und so den Weg zu dem, was heute noch lebt von Rabelaisschen Geiste, gesäubert und frei gemacht; das ist ihr Verdienst, und er soll nicht geschmälert werden. Aber vielleicht geht uns heute des Alten Witz auch deshalb leichter ein und wir schätzen seine Weisheit um ein gut Teil höher als damals — heute nach zwanzig Jahren, weil wir inzwischen bescheidener punkto Weisheit geworden sind und wissen, daß über manches und vieles wirklich nichts Klügeres gesagt werden kann, als was wir alle — du und der alte Rabelais und ich — aus einem Glase guten Weins … chenden Mundes herauslesen!

Berlin-Halensee E. A. Greeven

Modern thought in the German lyric poets from Goethe to Dehmel. By Friedrich Bruns. (Univ. of Wisconsin studies in language and literature, No. 13.) Madison 1921. 103 S. 1 $.

Im Titel sollte der bestimmte Artikel fehlen; denn wenn Bruns die Entwicklung der modernen Lebensanschauung (Gottesbegriff, Willensfreiheit, Lebenswertung) in der deutschen Lyrik seit Goethe verfolgen will, so darf er eigentlich nicht, wie er es tut, nur diejenigen Dichter herausgreifen, in denen er die Träger dieser Lebensanschauung erkennt, er müßte vielmehr fragen, welche Lyriker jedesmal den Zeitgenossen als die bedeutendsten galten und ihre Stellung zu dem Problem untersuchen. Dabei würde sich ja wohl ergeben, daß zeitweilig „modern thought" in der herrschenden Lyrik, zeitweilig in ihren Unterströmungen zu finden ist — die Arbeit hätte dann einen reicheren kulturgeschichtlichen Überblick gewährt, wäre allerdings wohl auch an Umfang bedeutend gewachsen; darum darf eigentlich jemand, der das Dollarzeichen des Preises mit den entsprechenden Gefühlen hingemalt hat, solche Ausstellung gar nicht machen. Was Bruns bietet, ist auf jeden Fall eine Reihe von anziehenden Aufsätzen, welche die Entwicklung der von ihm als charakteristisch ausgewählten Gedanken gut zum Ausdruck bringen; die Gruppe Grisebach-Lorm-Schönaich-Carolath nimmt sich freilich zwischen Keller-Hebbel auf der einen, Nietzsche-Dehmel auf der andern Seite etwas schwach aus — hier hätte wenigstens Fr. Th. Vischers gewaltiges „Glaubensbekenntnis" einen Platz verdient.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Francis Bacon und sein Tod in Stuttgart im Jahre 1647. Von H. A. W. Speckman. Deutsch von Wolfgang Schaumburg. 12 S. (Ohne Verlagsangabe.)

Unkundige müssen zunächst wissen, daß ein richtiger Baconianer nicht an den Tod seines Helden im Jahre 1626 glaubt; die meines Wissens letzte Wundermär ließ ihn nach Holland flüchten und dort ein Alter von nahezu 104 Jahren erlangen — Speckman weiß es ganz genau: siehe oben den Titel. Beweis: ein Brief des schwäbischen Theologen und Erbauungsschriftstellers J. V. Andreae, der meldet, daß am 18. Dezember 1647 in seinem Hause im neunzigsten Jahre Paulus Jenischius aus Antwerpen in einer Verbannung von mehr als fünfzig Jahren gestorben sei. Was in dem Briefe an tatsächlichen Angaben steht, stimmt zwar alles nicht zu Bacon; indessen das tut nichts: er steckt hinter Jenischius, denn dieser sei in keinem biographischen Sammelwerk zu finden (es sei denn, daß die Angaben eben auf jenen Brief zurückgingen), er sei also niemand anders bekannt gewesen als Andreae, folglich sei er eben Bacon. Das ist ja nicht die Logik gewöhnlicher Menschen; doch abgesehen davon stimmt die Behauptung nicht, Jenisch sei gänzlich unbekannt. Gemeint ist, trotz S. 5 f., Paul Jenisch aus Augsburg: der hat ganz wirklich einen „Seelenschatz", nämlich ein Erbauungsbuch verfaßt (einen Thesaurus animae schreibt Andreae seinem Jenisch zu), der wird anderweitig als aus „seiner Vaterstadt Augsburg verbannt" bezeichnet — die genaueren Nachweise werde ich an anderer Stelle aus dem 1617 erschienenen „Kurtzer Extract aus einer geschriebenen Chronik, was sich mit ihm zu Augsburg . . . zugetragen" geben (Exemplar in der Preußischen Staatsbibliothek). Unglücklicherweise lassen die Gelehrtenlexika diesen Jenisch, der 1591 schon Pastor war, erst 1602 geboren werden; er ist aber zweifellos Andreaes Freund. Wenn der Antwerpiae (deutsch Antorf) geboren sein soll, so haben wir es mit einem Schreib- oder Druckfehler für Augustae zu tun — die Baconianer werden sich schon nach einem andern Fortsetzer von ihres Helden Erdenwallen umsehen müssen.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Hamlet-Erkenntnisse. Von Karl A. Kuhlmann. Kiel 1922, Walter G. Mühlau. 32 S.

Man wird sich freuen dürfen, wenn jemand das Hamletproblem ernsthaft anpackt — ob sich darum freilich gleich die Veröffentlichung der Ergebnisse lohnt, ist eine andere Frage. Kuhlmann hätte sich doch wohl in der neueren Hamletliteratur mehr umschauen und seine Ansichten an ihr nachprüfen sollen: er nennt die erste Quarto den Ur-Hamlet (S. 13), weiß also nicht, daß diese Bezeichnung gang und gäbe ist für das vorshakespearische Hamletdrama, dessen Vorhandensein sicher bezeugt ist — damit fallen denn auch die Ausführungen über Shakespeare und Saxo Grammaticus (S. 31). Die Darlegung des Hamletcharakters deckt sich mit dem, was Wolff in seiner Shakespearebiographie vorträgt, kann also auf Neuheit keinen Anspruch machen; Wolffs Folgerungen aus dem Befunde scheinen mir aber bei weitem die einleuchtenderen. Im übrigen finden sich besonders im ersten Teil manche

gute Beobachtungen, freilich auch schiefes. Weshalb soll es verwunderlich sein, daß Hamlet sehr bald von der Absicht, ihn nach England zu verschicken, weiß? Vor der Schauspielszene hat der König davon zu Polonius gesprochen, und zwar durchaus nicht als Geheimnis. Anderseits: wieso sollen Rosenkranz und Güldenstern über den Zweck des Auftrages genau unterrichtet sein? (S. 5). Das Gegenteil ist anzunehmen. Alles in allem: des Verfassers Hamlet-Erkenntnisse sind sicherlich für ihn als selbst erarbeitet wertvoll, als objektive Förderung des Problems werden sie kaum gelten können.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Literargeschichtliche Anmerkungen
XXXXII
Gracious
Von Ludwig von Wildenbruch (Berlin)

Die Übersetzung fremdsprachiger Dichtungen wird immer eine schwierige Aufgabe bleiben, nur selten allgemeine rückhaltlose Anerkennung finden. In jeder Sprache begegnet man Redewendungen und Worten, die sich nur mit Mühe und oft unvollkommen wiedergeben lassen; so wird es selbst den sprachgewandtesten Franzosen nicht gelingen, der Innigkeit und dem spezifisch deutsch-volkstümlichen Zauber, die über Goethes Gretchensprache walten, einigermaßen gerecht zu werden. Wie soll man z. B. das scheinbar so einfache Wort Gretchens „Meine Ruh ist hin" ins Französische übersetzen? Ein Deutscher, Schropp, sagt in seiner Faustübersetzung „Ma tranquillité est perdue". Das mag ja korrekt und richtig sein, klingt aber doch verzweifelt nüchtern. Ich ziehe dieser Übersetzung eine andere, die der Suzanne Pasquier vor „C'en est fait de ma paix".

Wenn ich in Nachstehendem versuchen will, auf die Schwierigkeit der Übersetzung des englischen „Gracious" hinzuweisen, so steht mir dabei keine geringere Autorität als die Goethes zur Seite. Am Schluß seines Aufsatzes „Erste Ausgabe des Hamlet" sagt Goethe, nachdem er die Bühnenanweisung, der zufolge der Geist im dritten Akt im Gemach der Königin im Schlafrock (night-gown) erscheint, als feinsinnig anerkannt hat: „Auch hätte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlets, als er in dieser Szene den Geist erblickt: ‚What would your gracious Figure?' schon belehren können, denn es gibt nicht Worte genug auszudrücken, was Angenehmes, Anmutiges alles die Engländer sich unter ‚Gracious' denken. Gnädig und günstig, freundlich und gütig, alles, was mild und wohltätig auf uns wirkt, wird in einem Worte zusammengefaßt: Fürwahr keine Anrede an einen geharnischten Helden."

Schlegel sagt bekanntlich in seiner vorzüglichen Hamletübersetzung: „Was will dein würdig Bild." Diese Wendung hat auch Gundolf in seinem kürzlich erschienenen „Shakespeare in deutscher Sprache" beibehalten, während Conrad, der vor einigen Jahren die Schlegel-Tiecksche Übersetzung einer Revision unterzog, „Was will dein hehres Bild" schreibt. Dies erscheint mir in Rücksicht auf das Kostüm des Geistes nicht günstig, dazu müßte er in der Rüstung erscheinen.

Es mag dem Urteil des Lesers überlassen bleiben, welcher Wendung er sich anschließt. Jedenfalls wird er die Schwierigkeit erkennen, einen Ausdruck zu finden, der der Situation vollkommen entspricht, das „Gracious" erschöpfend wiedergibt. Goethe nennt als das erste deutsche Wort für „Gracious" gnädig. Vielleicht wäre die Anrede: „Was will dein gnädig Bild" den anderen vorzuziehen; sie dürfte auch aus folgendem Gesichtspunkt betrachtet zutreffend sein: gracious ist im Englischen ein Attribut der Majestät. Die Bezeichnung „His oder Her gracious Majesty" wird man häufig in englischen Zeitungen und Schriften finden. Hamlet aber begrüßt den Geist, zumal im ersten Akt, nicht nur als Vater, sondern auch ausdrücklich als König: I'll call thee Hamlet, king, father, royal Dane.

Sehr häufig erscheint „gracious" auch im Sinne von heilig, gnadenvoll. Am Schluß der ersten Szene des ersten Aktes im Hamlet sagt Marcellus, daß die Geister zur Weihnachtszeit ihre Ruhestätte nicht zu verlassen vermögen, denn „So gnadenvoll und heilig ist die Zeit", „so hallow'd and so gracious is the time".

Schließlich sei noch einer dritten Stelle im Shakespeare gedacht, wo dem „gracious" wiederum eine andere Bedeutung innewohnt. Der von der Erstürmung Coriolis nach Rom zurückkehrende Coriolan begrüßt seine Gattin, welche im Gegensatz zu seiner Mutter vor innerer Bewegung beim Wiedersehen kein Wort des Willkommens über die Lippen zu bringen vermag, mit der Anrede: „My gracious silence hail". Eine Stelle von wunderbarer poetischer Schönheit und tiefster Innigkeit, durch welche die liebenswürdige Figur Virgilias vortrefflich charakterisiert wird. Dorothea Tieck hat sie meines Erachtens zutreffend übersetzt: „Mein lieblich Schweigen heil". Auch hier weicht Conrad in seiner Revision ab, indem er sagt: „Mein heil'ges Schweigen sei gegrüßt."

Der Leser wird bei Shakespeare zahlreiche Stellen finden, wo ihm „gracious" begegnet, und nicht immer dürfte es ihm leicht fallen, das entsprechende präzise Wort im Deutschen zu setzen.

Nachrichten

Todesnachrichten: Jean Kren ist in der zweiten Septemberhälfte im Alter von sechzig Jahren in einem berliner Sanatorium gestorben. Er hatte sich ursprünglich wissenschaftlich betätigen wollen, war aber dann in den Theaterverlag von Felix Bloch eingetreten, Hausdichter bei Emil Thomas, Adolf Ernst und Richard Schultz im Zentraltheater geworden und hatte vor nahezu fünfundzwanzig Jahren mit Richard Schultz zusammen das Thaliatheater übernommen. Von seinen zum Teil sehr erfolgreichen Possen sind „Berliner Vollblut", „Polnische Wirtschaft" und „Bis früh um fünf" zu nennen.

Gabriel Seailles ist nach einer Meldung vom 18. September im Alter von einundsiebzig Jahren in Paris gestorben, wo er als Professor an der Sorbonne und Vizepräsident der Liga für Menschenrechte gewirkt hat.

Karel Mašek, der in der tschechischen Literatur eine gute Stellung eingenommen hat, ist in Prag am 13. September in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahr gestorben. Seine literarische Tätigkeit, in der er bisweilen den Decknamen „Fa Presto" benutzte, war sehr mannigfaltig; neben lyrischen Gedichten, Dramen und Erzählungen, schrieb er auch Feuilletons, Parodien und Satiren, die von einem feinen Humor zeugen. Karel Mašek hat als städtischer Magistratsbeamter in Prag gelebt, sich aber auch viel journalistisch betätigt.

* * *

Die Satzung der Stiftung, für die der weimarische Landtag seinerzeit ein Stiftungsvermögen von zehn Millionen Mark und einen jährlichen Zuschuß von 200 000 Mark ausgeworfen hat, ist nunmehr gerichtlich festgelegt. Sie hat ihren Sitz in Weimar und dient der Erhaltung der weimarer Kunst- und Erinnerungsstätten. Die Verwaltung der Stiftung wird einem aus sieben Personen bestehenden Ausschuß übertragen.

Die berliner Akademie der Wissenschaften hat für das Jahr 1925 einen internationalen Wettbewerb ausgeschrieben zu dem Thema: „Der Gedanke der Säkularisation vom Westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands." Die neue Aufgabe läuft bis zum 31. Dezember 1924. Ihr Ergebnis wird in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1925

verkündigt werden. Die Bewerbungsschrift kann deutsch, französisch, englisch, italienisch oder lateinisch abgefaßt sein. Der Preis beträgt 5000.— Mark.

Die Kant-Gesellschaft ist durch ihr Mitglied, Professor Dr. Philipp Kohnstamm (Amsterdam) in die Lage versetzt worden, ein neues Preisausschreiben zu erlassen. Das Thema lautet: „Personalismus und Idealismus als Grundtypen der Weltanschauung, erläutert und beurteilt an den gegenwärtigen Versuchen einer personalistischen Philosophie." Preisrichter sind: William Stern, Hamburg, Karl Jaspers, Heidelberg, Theodor Litt, Leipzig. Näheres durch Professor Dr. Arthur Liebert, Berlin W 15, Fasanenstr. 48.

Herbert Eulenberg ist von der Leitung der „Neuyorker Staatszeitung" zu einer zweimonatigen Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten eingeladen worden. Er soll in Städten mit deutscher Bevölkerung aus eigenen Dichtungen sprechen.

Das grundlegende Werk T. Masaryks „Rußland und Europa" ist von Ettore Lo Gotto ins Italienische übersetzt und in den Schriften des „Instituto per l'Europa orientale" veröffentlicht worden.

In dem Pinienwald von Viareggio soll zur hundertsten Wiederkehr von Shelleys Todestag ein Weihealtar nahe dem Meere an der Stelle aufgestellt werden, wo seine Asche nach seiner Verbrennung ins Meer gestreut worden ist.

Im Juni ds. Js. fand in Kassel eine Tagung der deutschen Volksbibliothekare statt, auf welcher der im September 1921 begründete deutsche Bücherverband seine endgültige Konstituierung erfuhr. In diesem Verband haben die deutschen Volksbibliothekare aller Richtungen und aller Gegenden (auch der abgetrennten Gebiete und Deutsch-Österreichs) endlich die lang erwünschte Vertretung aller ihrer Berufs- und Standesinteressen erhalten. Der Verband vertritt die Selbständigkeit des volksbibliothekarischen Berufes, er setzt sich vor allem ein für die Schaffung und Erhaltung vieler Zentralen und Beratungsstellen für das volkstümliche Büchereiwesen und sucht auf alle Weise die ideelle und materielle Förderung der deutschen Volksbüchereien zu betreiben. Vorsitzender des Verbandes ist Professor Dr. Fritz, Volksbüchereidirektor von Großberlin und Stadtbüchereidirektor von Charlottenburg, Geschäftsstelle ist die Bücherei von Charlottenburg.

Die kasseler Tagung war von sechzig Bibliothekaren aus allen Teilen des Reiches besucht. Zum erstenmal vereinigte sie erfreulicherweise Vertreter aller volksbibliothekarischen Richtungen und führte zu einer allgemeinen Einigung, von der sich die günstigsten Wirkungen erhoffen lassen.

Eine sehr beachtenswerte „Genfer Ausgabe" von Theodor Däublers „Nordlicht" ist in zwei Bänden im Inselverlag zu Leipzig erschienen. Die beiden in Antiqua gedruckten, sehr vornehm ausgestatteten Bände der wertvollen Dichtung Däublers werden Bücherliebhabern neue Freude bereiten. — Beachtenswert sind auch die Neuerscheinungen der Insel-Bücherei Nr. 340—350 (Vgl. L. E. XXV, 128) Die Werke von Stefan Zweig, Wilhelm von Scholz und George Moore werden eine eingehende Würdigung zu erfahren haben. Unter den übrigen Erscheinungen ist auf die gute Auswahl aus Tersteegens Briefen, auf „Der erste Beernhäuter" mit eindrucksvollen Bildern von Marcus Behmer, sowie auf die Holzschnittfolge aus dem 15. Jahrhundert, Auslegung des Leben Jesu, besonders hinzuweisen.

Ludwig Kunz schreibt uns:

„Hans Knudsen schreibt gelegentlich einer Betrachtung des verstorbenen Dichters Bruno Arndt von einem noch „ungedruckten" Roman: „Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kiekbusch". Er schreibt (L. E. XXIV, 1500): „Man wird dieses Buch nun ganz gewiß drucken." Hierzu sei bemerkt, daß dieser Roman schon vor einiger Zeit im Verlage Friedrich Lintz in Trier erschienen ist. Bei dieser Gelegenheit seien die Freunde des Dichters auf das kleine „Bruno Arndt-Buch" von Max Tau (im gleichen Verlage) hingewiesen. Tau zeichnet darin ein charakteristisches Bild, das durch literarische Proben Arndts ergänzt wird."

Josef Körner, Prag I, Veleslavinova 10, bittet alle offiziellen und privaten Autographensammler, die Briefe von und an August Wilhelm und Friedrich Schlegel sowie deren Frauen besitzen, ihm die Schriftstücke zugänglich zu machen, oder doch davon Nachricht zu geben. Auch die Mitteilung andersgearteter Handschriften der Brüder Schlegel wäre ihm willkommen.

* * *

Trotzki hat ein Drama „Die beiden Welten" beendet, das demnächst in einem moskauer Theater zur Aufführung gelangen wird.

Das tschechische Theater in Brünn, das sich bisher der deutschen Dramatik verschlossen hatte, hat nunmehr Hauptmanns „Biberpelz" mit starkem Erfolg zur Darstellung gebracht.

Nachtrag zum Vorlesungs-Verzeichnis

Köln: Barthel, Dichter als Denker (Goethe, Schiller, Novalis, Wagner, Tolstoi, Strindberg). — **Wien:** Arnold, Wesen und Werden des Dramas; Grundriß der Geschichte der neueren deutschen Literatur (Romantik und Antiromantik). Brecht, Geschichte der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Geschichte der deutschen Literatur von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf Gottsched; Grillparzers Prosa. Castle, Gerhart Hauptmanns Werke im Zusammenhang mit der Entwicklung der Moderne; Geschichte des Wiener Burgtheaters. Hock, Grillparzers Leben und Werke. Payer, Der Orient in der deutschen Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert. Touaillon, Moderne deutsche Lyrik (von Liliencron bis Werfel); Die Anfänge des deutschen Romans im 16. Jahrhundert. Brunner, Die englische Literatur in den Vereinigten Staaten. Luick, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter Miltons, Drydens und Popes; Shakespeares Hamlet. Wild, Neuere Strömungen in der englischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Küchler, Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Romantik. Wurzbach, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Küchler, Dante. Wurzbach, Boccaccios Dekameron, seine Quellen und sein literarischer Einfluß. Junker, Geschichte der ägyptischen Literatur. Geyer, Arabische Literaturgeschichte.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

a) Romane und Novellen

Atlantis. Volksmärchen der Kabylen. Bd. II. Das Ungeheuerliche. Hrsg. von Leo Frobenius. Jena, Eugen Diederichs. 293 S.

Bruck, Günther. Frauen. Novellen. Leipzig, W. Härtel & Co. Nf. 69 S.

Dill, Lisbeth. Das bißchen Liebe. Roman. Dresden, Max Seyfert. 376 S.

Frank, Bruno. Bigram. Neue Erzählungen. München, Musarion-Verlag. 216 S. M. 100,— (250,—).

Frey, Alfred Arnold. Pankraz Heimwalder. Roman. Sontra i. Hess., Verlag Deutsch-Ordens-Land. 327 S. Geb. M. 150,—.

Giese, Fritz. Briefe um Sigrid. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer. 287 S. M. 75,—.

Kohne, Gustav. Die Gottsucher von Bergenstedt. Roman. Leipzig, F. W. Grunow. 301 S. M. 180,— (355,—).

Lobsien, Wilhelm. Der Pilger im Nebel. Roman. Berlin, Martin Warneck. 294 S.

Muschler, Reinhold Conrad. Der lachende Tod. Roman. Leipzig, Fr. W. Grunow. 271 S. M. 165,— (340,—).

Older, Balder. Kilimandscharo. Ein Roman aus Deutsch-Ost. Berlin, Gyldendalscher Verlag. 243 S.

Prilipp, Beda. Johannisnacht. (Mosaik-Bücher, Bd. 9.) Berlin, Mosaik-Verlag. 99 S. Geb. M. 60,—.

Reinacher, Eduard. Der Bauernzorn. Alexia. Christine. Granne. Akrostos. Dramatische Dichtungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 266 S. Geb. M 400.—

Rosen, Erwin. Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes. (Memoiren, Bd. VI, 4.) Stuttgart, Robert Lutz. 284 S.

Schelver, Hugo von. Die Mondscheingräfin. Historischer Roman aus den Zeiten der Bauernaufstände in England. Karlsruhe, Badenia. 403 S. M. 65,— (110,—).

Wenger, Lisa. Der Vogel im Käfig. Roman. Leipzig. Grethlein & Co. G. m. b. H. 353 S.

Glyn, Elinor. Man and Maid. [Renaissance.] (Tauchn. Ed., Vol. 4577.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 287 S.

Jerome, Jerome K. Alle Wege führen nach Golgatha. Roman. Übertragen von Hermynia zur Mühlen. München, Drei Masken Verlag. 367 S.

Shaw, Bernard. Back to Methuselah. A Metabiological Pentateuch. (Tauchn. Ed., Vol. 4578.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 295 S.

Tempel Thurston, E., The Eye of the Wift. (Tauchn. Ed., Vol. 4579.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 253 S.

Twain, Marc. Durch Dick und Dünn. Hrsg. und übertragen von Ulrich Steindorff. Berlin, Ullstein & Co. 343 S. M. 40,— (60,—).

Puschkin, Alexander. Die Erzählungen Bjelkins. Fünf Novellen. Deutsch von Johannes von Guenther. München, Orchis-Verlag. 118 S.

Saltykow-Stschedrin, Michail. Satiren. Übersetzt von Fega Frisch. München, „Der Neue Merkur". 226 S.

b) Lyrisches und Episches

Aellen, Eugen. Gedichte. Basel, Benno Schwabe & Co. 42 S. Fr. 2,— (2,50).

Eisenstein, Karl von. Menschenseele. Drei Folgen Gedichte. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 122 S.

Fischer-Friesenhausen. Frau Inge. Eine lyrische Erzählung. Halle, Otto Thiele. 136 S.

Neumann, Ernst Ferdinand. Marein. Die Tragödie zweier Menschen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 131 S.

Saenger, Eduard. Weg und Wesen. Gedichte. Berlin, Wir-Verlag. 61 S. M. 40,—.

Schaukal. Richard von. Jahresringe. Neue Gedichte. (1918 bis 1921.) Braunschweig, Georg Westermann. 139 S.

Stoffregen, Otto. Erlebnis und Bekenntnis. Gedichte. Berlin, Wir-Verlag. 53 S. M. 40,—.

Stranik, Erwin. Der innere Schrei. Wien, Neuer Akademischer Verlag. 18 S.

Sova, Antonin. Gedichte. Übertragen von K. v. Einstein. Dresden, Heinrich Minden. 82 S.

c) Dramatisches

Kivi, Alexis. Die Heideschuster. Bauernkomödie in 5 Akten. Übersetzt von Gustav Schmidt. Dresden, Heinrich Minden. 156 S.

d) Literaturwissenschaftliches

Adrian, Walter. Die Mythologie in Carl Spittelers Olympischem Frühling. (Sprache und Dichtung, 25.) Bern, Paul Haupt. 61 S.

Krenzer, Oskar. E. T. A. Hoffmann und Bamberg. Bamberg, Bamberger Tagblatt. 32 S.

Paul, Jean. Der ewige Frühling. Eine Auswahl aus dem Werk von Carl Seelig, mit einem Vorwort von Hermann Hesse und Bildern von Karl Walser. Wien, E. P. Tal & Co. 374 S.

Rathenau, Walther. Eine Würdigung zu seinem Gedächtnis. Von Max Scheler, Eduard Heimann, Arthur Baumgarten. Köln a. Rh., Marcan-Block-Verlag. 40 S. M. 30,—.

Wieland, Christoph Martin. Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen. (Teils neu erfunden, teils neu übersetzt und umgearbeitet.) Mit einem Vorwort von Albert Ehrenstein. Wien, Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte. 268 S.

Euripides, Die Bacchen. Übertragen von Hans Bogner. München, Max Huebner. 63 S. M. 15,—.

Flaubert, Gustave. Werke. Bouvard und Pécuchet. Übertragen von Bertha Huber. Ausgestattet von Marcus Behmer. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 479 S. Geb. M. 300,—.

— Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Übersetzt von Luise Wolf. Ausgestattet von Marcus Behmer. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 511 S. Geb. M 300,—.

Gorki, Maxim. Erinnerungen an Lew Nikolajewitsch Tolstoi. München, Verlag „Der Neue Merkur". 56 S.

e) Verschiedenes

Bericht über das 28. Schuljahr (1921) der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko (Colegio Aleman). Hrsg. von Traugott Böhme. Mexiko, Druck von Cia. Mex. de Cortes graficas. S. A. 62 S.

Buchholtz, Fritz. Elsässische Sagen. (Elsässisch-Lothringische Hausbücherei, Teil I/II.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter. 69 S. und 97 S.

Deutsche Bühne, Jahrgang 1922. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 128 S. M. 40,—.

Die Lokomotive in Kunst, Witz und Karikatur. (Festschrift.) Hannover-Linden, Hanomag. 129 S. M. 150,—.

Friedell, Egon. Das Jesusproblem. Mit einem Vorwort von Hermann Bahr. Wien, Nikola-Verlag. 85 S.

Gründler, Otto. Elemente einer Religionsphilosophie auf phänomenologischer Grundlage. Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 136 S.

Hertling, Georg von. Vorlesungen über Metaphysik. Hrsg. von Matthias Meier. (Sammlung Kösel, 93.) Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 137 S.

Huber, Johanna. Körperliche Erziehung im Kindergarten. Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 96 S. M. 65,—.

Imle, F. Christusideal und Katholisches Ordensleben. Ein Blick in die Seele unserer religiösen Orden. Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 104 S.

Parrot, Käti. Myrtenkranzmoral und Dirnentum. Eingeleitet von Erwin Stranik. Wien, Neuer Akademischer Verlag. 30 S.

Plaßmann, Joseph. Die Fixsterne. Mit 5 Sternkarten und 4 Bildertafeln. (Sammlung Kösel, 3.) Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 178 S.

Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Preußen, 18. Bd. Hrsg. vom Preuß. Statistischen Landesamt, Berlin. 431 S. M. 25,—.

Weigl, Franz. Der Unterricht in der Biblischen Geschichte nach den Grundsätzen der Arbeitsschule in der Mittel- und Oberstufe der Volksschulen. (Religion und Leben, 3. Teil.) Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 84 S.

Haukland, Andreas. Elch. Eine Königssage aus der Wildnis. Übersetzt von Luise Wolf. Berlin, Gyldendalscher Verlag A.-G. 119 S.

f) Kataloge

Bibliophile Mitteilungen 1922, Nr. 2. Hrsg. von Oskar Rauthe. Berlin-Friedenau.

Das Autogramm, 1922. Nr. 3–6. Hrsg. von Oskar Rauthe. Berlin-Friedenau.

Werke aus allen Gebieten. Anzeiger 1922, Nr. 5. Wien, Antiquariat der Seidelschen Buchhandlung.

Bulletin périodique de la librairie Stock, 1922, Nr. 6. Paris.

Geschichten aus der Geschichte. (Leipzig, Hachmeister & Thal.) Nr. 9. **Martens**, Die Pulververschwörung 1603 bis 1606. 64 S. — Nr. 10. **Cüppers**, Des Gothenkönigs Alarich Ruhm und Ende. 56 S. — Nr. 11. **H. L. Rosegger**, Die Kaisertragödie von Queretaro. 63 S. — Nr. 12. **Pauls**, Der Gang nach Canossa. 63 S. — Nr. 13/14. **Ferdinands**, Um die Kaiserstadt Trier. 128 S. — Nr. 15. **Ebermann**, Der Markgraf von Meißen. 47 S. — Nr. 16. **Gumtau**, Die Verschwörung der Pazzi (Florenz 1478). 63 S. Je M. 36,— pro Nummer.

Redaktionsschluß: 28. September

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text**: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; **für die Anzeigen**: Karl Haug, Stuttgart. — **Verlag**: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse**: Berlin W 57, Bülowstraße 107. **Erscheinungsweise**: monatlich zweimal. — **Bezugspreis**: vierteljährlich 200 Mark. — **Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich**: in Deutschland und Österreich 218 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

1922 — 15. November — Heft 4

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 4. 15. November 1922

„Der Ton"

Von Felix Stössinger (Berlin)

Vor dreizehn Jahren habe ich hier zum ersten Male über Arno Nadel anläßlich seines Aphorismenbuches „Aus vorletzten und letzten Gründen" Rechenschaft abgelegt. Der Dichter hat seitdem eine große Entwicklung durchgemacht und ein Werk von gewaltigstem Umfang geschaffen. Leider ist nur sehr wenig davon erschienen und bis vor kurzem kein Hauptwerk. Die Prosa, der sich Nadel in seinem Jugendwerk zum Teil recht farblos bediente, ist vollständig dem Vers gewichen. Aber nicht einmal der Vers an sich ist die Form von Nadels Produktion. Jedes seiner großen Werke ist ein in sich geschlossenes Gedichtbuch, von dem ein jedes wieder aus vielen hundert oder vielen tausend Gedichtstücken besteht.

Nadels Schaffen bildet trotz der Verschiedenartigkeit seiner Stoffe eine Einheit. So wie er in seinen Aphorismen nach der Wahrheit, nach der letzten, der heutigen, der noch nicht gefundenen Wahrheit Gottes suchte, so ist alles, was er sonst geschrieben hat, ein Gesang und eine Lehre von Gott. Alle seine Werke haben einen methaphysischen und mythischen Charakter. Alle realen Dinge sind bei ihm an Gott gebunden.

Nadel entstammt dem litauischen Judentum, und ein Bruchteil seiner Lebensarbeit gilt ja auch der Niederschrift und Übertragung jüdischer Texte und Melodien. Seine Metaphysik kommt aus dem alten Bethause her, sie hebt an mit der Melodie des Beth-Hamidrasch. Aber Nadel gehört als Ostjude zu dem Volke, das sich in dem rationalistischen Europa, bis zum Chassidismus des 18. Jahrhunderts, allein die Kraft bewahrt hat, den Mythos immer neu zu erschaffen. Nadels Ostjudentum ist daher bedeutsam als einer der Urgründe, aus dem sein religiöses Schöpfervermögen herkommt. Denn was er schafft, hat nichts mehr mit dem alten Judentum zu tun. Man muß aber sagen: nur ein Jude, nur ein Mensch, dessen Lebenslinien aus einem weiten und dunklen Osten hergesponnen sind, hat heute noch die Fähigkeit ein metaphysisches Lebenswerk zu schaffen. Stets knüpft Nadel, darin ein echter Jude, die Dinge der Welt an die ewige Urtat des Lebens an. Sein Hauptwerk „Der Ton" (jetzt im Inselverlag erschienen) ist aber noch mehr: es ist das Zentralwerk seiner religiösen Schöpfungen, es ist eine große und kühne in den Brand unseres Lebens hineingeschriebene systematische Darstellung des ganzen Seins in der göttlichen Wirklichkeit.

Obwohl Nadel in den dreitausend Gedichtstücken des „Tons" die Summe seines religiösen Wissens niedergelegt hat, mit so leichter Hand, daß man wohl sagen kann, er war das Medium dieser Niederschrift, hat er doch noch die Linie seiner metaphysischen Schau über den „Ton" hinaus fortgezogen. Von seinen nach dem „Ton" entstandenen fünf Gedichtwerken sind zwei, „Der weissagende Dionysos" und „Die Musik des Dung Ting-Sees", Visionen eines fremden Mythos, empfangen und gestaltet in der Welt des „Tons". So ist also der „Ton" der Urgrund von Nadels Schaffen, aus dem ihm seine Freiheit in Gestalten zufließt, und darüber hinaus, wie ich anzunehmen bereit bin, eine religiöse Offenbarung, die Gottes Wesen und Willen neu aus dem heutigen Tage heraus empfangen hat.

Gottes Wesen und Willen neu aus dem heutigen Tage heraus zu empfangen, ist das Ziel des religiösen Strebens unserer Zeit. Nachdem das 18. und 19. Jahrhundert Gott entthronen mußte, um unter neuen Verhältnissen der Erkenntnis und dem Freiheitsdrang des Menschen Raum zu schaffen, bemüht sich das 20. die ungeheure Wirrnis, die uns übrig blieb, zu durchdringen. Viele großen Künstler der letzten Jahrzehnte befanden sich in einem Schwebezustand, weil sie ihre Kräfte im Suchen zerrieben und im Widerstreit zwischen Freiheit und Bindung zu keinem großen und überzeugenden Weltgefühl kommen konnten. Einige gingen zugrunde, einige sanken zerknirscht ans Kreuz, einige versuchten wie Dostojewski das Religiöse aus den gegebenen Elementen neu zu schaffen, oder wie Tolstoi zu einer vergessenen Wahrheit zurückzukehren, und doch kann nur eine ganz neue Religion, nur ein neuer Bund an einem neuen Horeb den Menschen erlösen. Niemand, der die Größe des alten

Gotteswissens auch nur ahnend erfaßt, wird die Ewigkeit des alten Gotteswissens bezweifeln. Aber doch ist alle Offenbarung nur bedingte Offenbarung, bedingt durch die Befangenheit, die, in jedem Zeitalter anders, den Menschen beschränkt. Daß der Erleuchtete nicht allen Zeiten der Erleuchtete ist, daß alle tausend Jahre ein neuer Buddha kommt, ist eine der schönsten Weisheiten des weisesten Gautama.

Und wie sollten auch die Religionsvorstellungen früherer Zeiten dem modernen Menschen restlos genügen. Der Taoismus predigt das Nichthandeln: wir aber müssen handeln. Der Buddhismus verneint das Leben und sucht auf dem achtfachen Pfad den Kreis der Leben und Tode zu durchbrechen: Wir aber wollen, und zwar in den Grenzen dieses unseres Lebens, die ganze Lust; wollen uns nach Möglichkeit dem Ziel einer Erdgemeinschaft ohne Not und Wehe nähern. Das Christentum lehrt den Verzicht auf das materielle Leben und tröstet den Armen mit der Seligkeit der Armut. Wir aber wollen auch das materielle Leben ordnen, weil Unrecht und Unterdrückung keiner Gottheit wohlgefällig sein kann, weil Gott vielmehr die höchste und weiseste Ordnung ist und es daher eine göttliche Aufgabe sein muß, die höchste Ordnung schon auf Erden nachzubilden. So nahe der christliche Brudergruß vor der letzten Kreatur unsere Seele berührt, wir verneigen uns vor Christus, aber wir folgen ihm nicht. Wir wollen dem Armen sein Himmelreich geben, aber auch das Erdenreich, ohne jeden Verzicht.

Was unsere Zeit erwartet, ist: Eine Religion, die alles Wissen und dieses Wollen des modernen Menschen in sich schließt. Eine Offenbarung Gottes für unsere heutige Zeit. Wir suchen sie nicht wie die religiösen Hysteriker alter Jahrtausende, die das kindliche Wunder, den brennenden Dornbusch, die Auferweckung der Toten erwarteten; sondern unsere Seele will und braucht das neue und tiefe Offenbarwerden des göttlichen Seins im Geist, in der Seele des heutigen Lebens.

Es steht mir nicht an, zu erklären, in welchem Maße der „Ton“ eine religiöse Offenbarung ist, oder inwieweit er älteren, mystisch religiösen Schriften gleichzusetzen ist. Jeder Vergleich, jeder Anspruch auf Rang wäre unfromm, wäre gegen den Sinn des Tons. Der „Ton“ ist für jeden soviel, als er aufzunehmen imstande ist. Und er erfüllt den von ihm Verwandelten mit eben soviel göttlicher Nähe, als es im Schicksal des Einzelnen liegt. Der „Ton“ ist keine fertige Religion, denn Religion ist die zur Norm gewordene praktisch und menschlich brauchbar gemachte Konzentration vieler religiöser Offenbarungen. Der „Ton“ ist das religiöse Dokument eines göttlichen Schauens, er ist die Niederschrift eines neu und einzig erlebten Gottesbegriffes, er ist ein vom heutigen Menschen empfangenes, von ihm durchdachtes Gottwissen, das allerdings repräsentativ sein will für das moderne Gotteserlebnis überhaupt. Der „Ton“ ist ferner ein System, aber er ist nicht die Darstellung eines Systems. Er wächst sich vielmehr zu einem System aus. Er hebt wie im Traume an mit einer tiefen Ahnung von Gott, aber ohne das wesenhafte Wissen, das er sich nach und nach erwirbt. Der „Ton“ prunkt nicht mit Geboten und Lehren, aber er teilt Zug um Zug das ganze Erlebnis Gottes durch ein vom Schicksal begnadetes Ich mit, und lehrt und gebietet durch den Hauch seiner Worte. Der „Ton“ hält das Suchen und die Verzweiflung eines Ich im Worte fest, er zeichnet seine Launen und seine Demut auf, sein Stammeln und seine Klarheit, seinen Gesang und seine Logik, seinen trotzigen Hohn und seine Anrufungen der Allmacht. Und daraus entsteht die Wesenheit des Werkes. Indem der „Ton“, der genau so hingeschrieben wurde, wie er heute gedruckt vorliegt, aus allem Suchen und Ahnen heraus eine Lehre wird, eine große Lehre, die größte göttliche Lehre unserer Zeit, ist diese ursprünglich planlose Folge von Versen als Ganzes ein Gottessystem von aufwühlender Größe, durch das uns der Plan und die Macht Gottes wieder wie zum erstenmal in die Seele geschrieben wird.

Dem einfachen Menschen, der den „Ton“ zur Hand nimmt — und vor dem „Ton“ ist jeder ein einfacher Mensch; nur die Stärke seines Wollens ist verschieden — dem stellt sich das Werk als ein Band von Gedichten dar, von denen fast alle ohne Titel sind, während ihre Größe wechselt. Es gibt im „Ton“ viele Stücke von ein oder zwei Zeilen, während andere sechs Seiten und mehr umfassen. Das Werk ist in neun Teile gegliedert, und in der schönen Dünndruckausgabe wirkt das Werk durch seinen Umfang nicht erschreckend.

Trotzdem fühlt sich der Leser bald ohnmächtig vor dem Ganzen. Es läßt sich nicht ohne weiteres aus der Mitte herauslesen, je weiter man vordringt, um so größer wird die Zahl unverständlicher Begriffe, die zum Teil durch neugebildete Wörter ausgedrückt sind. Auch das umfangreiche Sachregister, das ich bearbeitet habe, ist nur für den, der wirklich tief in das Werk eindringen will, eine Hilfe. Wer nur lesen will, den leitet es nicht.

Wie ist also dem „Ton“ beizukommen? — Nur durch ein langes und ernstes Studium. Oft heißt es im „Ton“, daß die Lehre nur durch die reine Folge, das ist die Aufeinanderfolge der Stücke in der Niederschrift, erfaßt werden kann. Wie die indischen Religionslehrer von ihren Jüngern zwanzig, fünfzig, achtzig Jahre des Lernens verlangten, so fordert auch der „Ton“ ein langes, in die Tiefe des Stoffes hineinwachsendes Denken. Jeder Tonbegriff soll nicht nur verstanden, er soll auch gefühlt, im Klang oder, wie es im „Ton“ heißt, im Umlaut gewußt sein, er soll erlebt, getan und schließlich vergessen werden.

Die letzte Wirkung des „Tons“ ist die Verwandlung, und da sie nicht ohne Bemühung er-

folgen kann, wirbt der „Ton" um keine raschen und lieblosen Leser, sondern nur — nur! — um Jünger, gottsuchende und doch ganz in diesem trüben und freudigen Leben stehende Menschen, die das Wort in Fleisch, die Lehre in Sein, das Sein in Ton verwandeln. Darin ist der „Ton" wie überhaupt in vielen Formen und Begriffen asiatisch, befremdend für den Europäer, und natürlich auch für unsere Modeasiaten, wie ja der Urgrund seines Schöpfers asiatisch ist, von der gewaltigen Fruchtbarkeit und der bannenden Gottnähe asiatischen Bodens. Den „Ton" zu propagieren, die Krummen und Trotzigen, die ihm widerstreben, zu gewinnen, liegt daher nicht im Willen des „Tons". Denn was hätten sie zu gewinnen! Nicht seine Lehre, sondern nur einige Lehrsätze.

Der „Ton" enthält zwar ein großes, weit verzweigtes Wissen, aber die Lehre aller Lehren, das Wissen des Wissens ist, daß das Wissen des „Tons" kein Buch und kein Verstehen, sondern ein Wesen, das Sein eines reinen Teils, ein unverratbares Geheimnis, ein Vergessen, ein Laut, ein Schicksal ist. Um dahin zu gelangen, muß man allerdings alle Lehren, alles lernbare Wissen des „Tons" in sich aufgenommen haben, da man ja nur durch das Wissen zum Vergessen des Wissens gelangen kann. Der „Ton" enthält daher beides: Lehre zum Lernen und Begreifen, logische und sachliche Bestandteile, die in tausend Versen erläutert werden und darüber hinaus die Lehre von der Nichtlehre, das eigentliche Wissen vom „Ton" Gottes, das Wissen vom „Ohne — Wort". Der „Ton" ist exoterisch und esoterisch, im Exoterischen faßbar und lehrbar, im Esoterischen reicht er bis in die dünnste Schicht menschlichen Fassungsvermögens.

Der exoterische „Ton" ist die Lehre von Gottes Wissenschaft. Der „Ton", der nicht Gott ist, sondern nur Gottes Umlaut, sucht Gott nicht im Rätsel seines Rätsels, in seinem Dunkel, außerhalb seiner ihn erhellenden Schöpfertat zu enträtseln, sondern er will Gottes Rätsel in Sinn und Stoff lösen. „Gottes Rätsel selbst will niemand lösen."

Der exoterische Ton ist nicht nur eine Gotteslehre, sondern auch eine Ontologie. Gott, Sinn und Stoff sind die Grundwesenheiten unserer Gesamtwelt, des Lebens. Der Stoff ist das tote Element, der Sinn ist das empfangende Element, das eigentliche Denken, Fühlen und Leben. Gott ist die schaffende Kraft, die sich des Stoffes und Sinns als Mittel zur Darstellung des Lebens bedient. Der Ton ist also weder monistisch noch dualistisch, sondern trialistisch, wenn auch Stoff und Sinn nicht Gott beigeordnete Elemente sind, sondern Mittel seiner Schöpfung. Über die Beziehungen von Gott, Sinn und Stoff, über Gottes Wirken in Stoff und Sinn, über das Wirken des Sinnes im Stoff, über die Verdichtungen des Seins zu Räumen, dem Stoffraum, Sinnraum, Gottraum und über deren Ineinandergreifen handeln viele hundert Stücke des „Tons". Diese Lehre von den Grundbestandteilen und dem Aufbau der Welt ist aber nur ein ganz geringer Teil der Lehre des „Tons" und der am wenigsten religiös metaphysische.

Der „Ton" faßt in großen Abständen die Ergebnisse des Wissens in sogenannten kurzen Lehren zusammen. Diese Katechismen des „Tones" sind ganz kurz und sachlich und so geheimnislos, daß sie, des Umlauts entkleidet, nur die begriffliche, aber nicht die wesenhafte Wahrheit des „Tons" zum Ausdruck bringen. Der Leser, der sich an Hand des Registers die kurzen Lehren zusammensucht, wird vielleicht eine Übersicht über die Lehrsätze des Tons, aber nicht über den „Ton" selbst erhalten.

Zunächst: Gott ist, er existiert als Wesen außerhalb alles Geschaffenen, er ist das dauernde Schaffen, das alles Geschaffene erhält. Gott ist die allwissende Tat, die alles umgibt. Gott sieht, hört, führt uns, ohne uns willenlos zu machen. Im reinen Abbild können wir Gott gleichen, im Sinn die Tat als Abbild wiederholen, in Wissen die Summe unseres Lebens empfangen. Höheres als Wissen, höhere Lust als Wissen, höheres Leben als wissendes Leben ist niemand gegeben. Wer im Wissen lebt und im Wissen, daß es eine Kraft hinter unserem Leben gibt, dieser Kraft nahe kommt, ist der Nahe, ist das wissende und helfende Abbild Gottes. Wie die Mystik des Nahen lehrt, ist im Nahen Tat, was sonst Sein ist. Dieser Nahe ist eine Zentralfigur der Tonwelt und daher von größter Bedeutung.

Der Nahe des Tons ist die außergöttliche Vollkommenheit. Sein Leben ist Wissen, Milde, Schicksal und daher vollkommen. Kein anderes Leben ist reiner. Kein Geheimnis gibt es außer dem Geheimnis des Nahen und dieses ist unlehrbar. Um dieses Geheimnisses willen hat der Nahe jene Ruhe des Lebens, die der Mensch in fleckenloser Lust, durch letzte Bejahung oder letzte Verneinung, zu erringen strebt. Von dieser Ruhe des Nahen heißt es im „Ton", sie ist „Die Wahrheit und das Ganze, solange diesem Raum das Leben ward".

Der Unterschied zwischen der Tonwelt und der früheren Religiosität läßt uns die Gestalt des Nahen erkennen. Er ist nicht wie die Erfüllergestalt von alten Religionen ein anderer Mensch als wir. Er lebt wie wir, er leidet wie wir, er nimmt an Lust und Schmerz teil. Er hat keine Würde, die uns bange von ihm trennt, oder ihn von unserem täglichen Leben ausschließt. Er hat Frau und Kinder, Ämter und Ehrgeiz, Beruf und Launen, er hat Kunstliebe, Weibliebe, Nahrungsliebe, er stirbt wie wir und wird durch den Tod für alle Zeit von diesem Leben geschieden. Er hat keine Askese und kein höheres Besitzrecht. Er verbirgt sich nicht im Schweigen oder im Nichthandeln, er hat keine Besessenheit und keine Hauslosigkeit. Die ganze Welt gehört ihm wie uns, er ist die ganze Welt, mehr als wir, weil er, nur er, das ganze Geheimnis hat, das ist die Nähe.

Wie dem Nahen versagt der Ton auch dem Menschen einfacher Art nicht dieses ganze Leben mit seiner Lust. Ist doch alles Leben von Gott nur um der Lust und, was besonders bedeutsam ist, nur um des ganzen Lebens willen geschaffen. Diese Idee drückt der „Ton“ durch den Begriff des „Um um Alles“, aus. Jeder ist nichts als ein „Wegen“, welches „wegen“ eines anderen, welches wegen alles anderen da ist. Daß der Mensch lebe, nicht in düsteren Kulten Gottes gedenke, will der Schöpfungsplan des Tones. Alle Fragen, alle Verzweiflung, alle Skrupel um den Sinn des Seins, alle toten und lähmenden Pausen, löst der Ton milde mit seiner Lehre von der Lust, die überall da ist, in ungezählten Stufungen, von der niedrigsten Fleischeslust bis zur vollkommensten, der Lust der Nähe. Alle Lust wird vom Ton aus dem Dunkel des Lebens in sein lichtes, dankerfülltes Wissen gehoben und dem Menschen gezeigt, der es in seinem Trotze leugnet. Und wenn der Mensch es weiter leugnet, dann fragt der Ton „Fisch und Vogel“, die alle lange die Wonne hier genießen wollen.

Der Ton ist eine Abschrift des Lebens, und er will die Welt, er will ganz wie die Welt sein. Weit gefehlt, daß er das Leiden leugnete! Der Ton erklärt das Leiden als eine Notwendigkeit, die sich aus der Tatsache der Lust ergibt. Alle Dinge sind nur durch die Steigerung möglich. Wo Lust ist, muß Leid sein, wo Leben ist, muß Tod sein. Damit Lust sei, heißt es im „Ton“ —

> „Daß dieses sei, sind Pausen, Schmerz, Unglück,
> Sind Wunden, Schrecken, Fäulnis, Wahnsinn,
> Entstellung und die ganze trübe Größe.“

Aus dieser Erkenntnis gegenseitiger Bedingtheit ergibt sich die Lehre von den Freuden und von den Leiden, wie auch dieses Gesetz der „Steigerung“ mit dem Gesetz des „Um um Alles“ eng zusammenhängt. Eines muß größer als das andere, eines muß anders als das andere sein. Nur durch die Skala läßt sich das Leben aufbauen. So kann nicht einer alles haben oder alles sein. Ein jeder bezahlt für das, was er hat. Und alle Steigerungen und Skalen und alle „Um um Alles“ schaffen wieder diese Welt mit ihren Bedingtheiten ohne Zahl. Damit hängen auch die Fragen des Schicksals, des Wissens, des Geheimnisses, der Ruhe, der Nähe zusammen, was darzustellen weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausreicht. Genug, daß im „Ton“ die größte Lust, das größte Leid aneinander gemessen werden und das Ganze dann doch ein Dank an die Gottheit wird. Das Weib und das Tier, die Sterne und die Städte des Abends, alle Zeichen der Gottheit, tauschen im Umlaut des Wissens ihr Licht.

Im esoterischen Ton, von dem viel in den exoterischen hinüberreicht, enträtselt das Wort nicht nur das Sein Gottes in Stoff und Sinn, sondern es versucht das Sein der Gottheit auch jenseits ihrer uns sichtbaren Emanationen zu erfassen. Der Gott des Tones, dessen Formen und Wesenheiten tausende Verse mit neuen Namen nennen, ist im Grunde nur der Schöpfer, der Tat-Gott aller alten Verkündigungen. Über diesen Gottesbegriff hinaus sucht der Ton das übermenschliche, übergöttliche, überschaffende Wesen aller Wesenheiten, enen Gott, der noch mehr ist als ein Ich aller Iche, und den er im Das erkennt. Das Das ist die letzte Schöpfung des Tons, und mit dem Das reicht der Ton in eine neue, nie berührte Schwärze des Gottesgeheimnisses hinein. Das Das ist das reine Vorhandensein, das unaussinnbare „Über über-m Über“ und doch das „Faßbare — Andre“. Das Das ist „Gott über Gott und beides Einheit“. Das Das ist Gottes Sein im „Ohne—Wort“.

Die Abschnitte über das Das im neunten Teil des „Tons“ sind ein wesentlicher Teil der Mystik des Tons. Diese Mystik ist aber dem Tone schon vom Anfang an immanent. So heißt es vom Ton selbst schon ganz früh (Seite 131): „So wird der Ton zu Gottes Sinn und Abbild, Und kehrt als Dasein sich zum Ursprung“.

Urneu und dabei einfach und ihr Gesetz nur aus sich empfangend, ist die Sprache und die künstlerische Form des „Tons“. Der „Ton“ will keine Kunst sein, aber er ist es; während alle unsre moderne Kunst, die Religion sein will, beides nicht ist. Weil der „Ton“ Lehre und Gebet ist, und daher frei von Eitelkeit, frei vom Selbstbewußtsein, frei von der Freude an der anziehenden Schönheit, die Kunst sein will, um zu gefallen, deswegen ist der „Ton“ auch rein dichterisch von einer Neuheit, die sich aus dem unmeßbaren Sinn dieses Werkes ergibt. Die Sprache des „Tons“ hat den Reichtum und die Pracht der Kunst, Plastik, Schmiegsamkeit, Demut, Härte, Größe, Gräßlichkeit und Einfalt. Die Form des gereimten deutschen Gedichtes ist vom „Ton“ völlig abgetan. Statt Metrik herrscht Rhythmik, statt der Strophe eine innere Form mit eigener Gliederung. Auch die Versmelodie ist neu, urgezeugter Ton des Tones. An kein Kunstgedicht, an keine religiöse Dichtung irgendeiner Art klingt der „Ton“ an. Hier ist ein Anfang, der mythisch aus dem Unbekannten herkommt.

Die Bedeutung des „Tones“ ist also die: Die tiefste Wesenheit des Denkens und Lebens ist aus unserer Zeit heraus neu erschaffen. Eine Bindung zwischen der rationalen und der religiösen Wirklichkeit getroffen; eine neue Grundlage der Weltgestaltung gegeben. Wie lange es währen wird, bis der abendländische Geist den „Ton“ in sich aufgenommen haben wird, ist allerdings schwer zu ermessen. Aber das Wirken aller tiefen Wesenheiten ist zeitlos:

> Die Zeit ward Tiefe,
> Das Wort ward Stoff,
> Der Glaube Wissen,
> Das Leben ohne Ende.

Proben und Stücke

Sprüche aus Arno Nadels „Der Ton" [1])

I, 96

Gottes Weisheit
Ist nicht im Stoff,
Und ist von anderer Art
Als unsere Weisheit.
Sie ist auch nicht in unserm Sinn.
Doch schafft sie stets in Sinn und Stoff.

Wir ahmen Gott nach, wie im Traum.
Das will so seine Weisheit.
Er ist und ist noch außerdem vollkommen.

I, 100

Und was ist, das dich endlich zweifeln ließe? —
Der Schmerz?
Sieh: selber Gott ist ohne Schmerz nicht.
Er muß die Täubchen sehn,
Wie sie im Kopf der Schlange bluten.
Er muß durch alle Zeiten blicken.
Und dennoch ist der Mensch so froh. —
Ist Gott wie du, du bist wie Gott!
Nimm hin den Schmerz, du nahmst die Freude zehnmal.
Und leidest du unsäglich,
Will ich dich nicht beraten.
Doch niemand wandelt schadlos ohne Gott.
Er ist der Schmerz, die Freude und der Sinn.
Auch ist nicht überall die Weisheit nötig.

I, 154

Ob Menschen reden,
Ob Tiere schweigen,
Das ist Gott einerlei.
Die Welt ist nur aus Lust und Leid gewoben.

Gott — was ist hinter Gott?
Er lebt als ewige Melodie.
Und tönt vorüber jeder Frage.
Ich frage nicht, ich weiß: er lebt.
Das ist mir Seligkeit bis in das Nichts.

II, 174

Blätter, ganz durchsonnt vom Morgen,
Fester Same Gottes,
Ein Wiegen und ein Stillestehn.
Ihr müßt die Luft berauschen,
Grüner Wein — ihr heilt auch mich.
Ich bin, was ich ersehnte: Schweigen, Leben.

VII, 46

Ich werde es nicht zu Ende sinnen.
Wie ich die Welt nicht schuf,
Schaff ich sie auch nicht nach, —
So sprichst du trüb,
Und willst den Laut nicht mehr. —
Das ist nur eine Pause.
Du sollst ja nichts zu Ende sinnen,
Die Welt nicht neu erschaffen.
Du sollst im Abbild leben,
Du sollst im Schicksal leben,
Und ruhen und vergessen, wie du magst.
Hast du das Wissen,
So hast du Sinnens Macht und Ende.
Der Nahe lebte, lebt nicht anders.

VIII, 173

Mein Vater, wenn ich spreche:
Du wirst die Seele, die du mir gegeben,
Einst von mir nehmen
Und sie mir wiedergeben, wenn es dir gefällt —
Was sind das für erhabene Worte,
Wie gänzlich frei von meiner Tat!
Ja, sprech ich sie, so fühl ich deine Größe.
Was wir auch denken, mag es noch so tief sein,
Du bist noch tiefer, bist ja selbst die Tiefe.
Die Welt könnt ich in Zeichen wandeln,
Um deine Herrlichkeit zu malen.
Dein Lob ist alle Wahrheit,
Ist wahrer Klang und selige Hülle,
Wie wir in unserer Kindheit dich empfunden,
In aller Reinheit, aller Feier. —
Du bist die unaussprechliche Unendlichkeit der Hoheit,
Und dennoch gänzlich Vater, gänzlich Güte,
Dem Weib, dem Mann, den Völkern Güte.
Dem Tier in seiner Unschuld Ohr und Milde
Und uns — wir sind nicht allzuviel vor dir, —
Verzeihen, Sinn und Wonne.
Darum ist unsere Seele rein,
Wenn sie dich kennt,
Und kennt sie dich, dann lebt sie dich,
Solang sie deinen Atem atmet.

VIII, 174

Die Fragen

Ist dieses unser Leben einmal nur? —
Das Wissen weiß es nicht, doch ahnt es dieses:
Das Leben, wie es ist, ist einmal nur,
Der Mensch ist nur in Grenzen Mensch.
Doch ist das Ich ein Teil der Gottheit
Und wandelt sich im Sprung in andres Leben,
In andre Wesenheit, in andre Wonne.
Denn sein in Gott ist Wonne. —
Wird Ich im Sprung der Wandlung Gottheit schauen? —
Das Wissen weiß es nicht und sinnt's nicht aus.
Doch legt es alle Seele froh in Gott.
Der ist die Sicherheit und wird's vollbringen. —
Was ist nun ernst: ist's Leben oder Tod? —
Das Leben ist's, mehr als der Tod.
Gott will das Leben, nicht den Tod.
Tod ist nur Mittel, Leben: Zweck und Wonne.
Der Tod ist ernst zu seiner Zeit.
Erhaben als die tiefste Ahnung.
Heil dem, der nahe ist.

IX, 171

Was klagst du, tiefe Seele?
Klagst du, daß du nicht sorglos bist?
Daß du nicht weißt, ob du auch immer, immer
Zu essen habest?
Du weißt, man soll dem Schöpfer trauen
Und selber tätig sein,
Als wäre nichts zu trauen.
Das klagst du, ja das klagst du.

Was klagst du mehr noch, tiefe, einzige Seele?
Du klagst, daß du den Ruhm nicht hast,
Daß du nicht von den Andern allen hörst:
Er, er ist etwas, wir sind nichts:
Er wird uns Hilfe sein,
Er nur ist Gottes Gott und unser Herrscher.
Das hörst du nicht und grollst und trübst darum.

Was klagst du ferner, tiefe, alte Seele?
Herz, irgendwo, und was ich bin.
Du willst genießen.
Willst Frauen und willst ferne Dinge sehn,
Willst Diener, Köche, Ärzte, — alle Wonne.
Ha, wie das Wasser dir im Munde fließt!

Was willst du noch, du schönes, junges Herz?
Willst noch und noch, wenn du dies alles hättest.
Du willst — am Ende ist's: du willst nicht wollen.
Vielleicht: du willst ins andre Leben gehen,

[1]) Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig.

Willst nicht dies Leben, das da will.
Herz, schweige und erinnre dich:
Du lobtest, wie du klagst.

Herz, hülle dich in tiefe Demut.
Du kannst nicht Gott sein.
Herz, sei dies Herz nur,
Bedecke dich mit dunkler Erde,
Daß dir die Glut aufs neue lebe.
Du sprichst und wirst und fällst bei jedem Laut.

So klage, wie der Vogel klagt,
Wie jedes Tier in seiner großen Weisheit,
Und fasse einsam an die Brust dich
Und wisse: dies nur, dies nur ist das Leben.
Denn alle Dinge, die du willst, die hast du.
Das ist das selige Geheimnis.

Goethes sesenheimer Märchen

Eine Untersuchung von Dichtung und Wahrheit seiner Bekenntnisse

Von Ernst Traumann (Heidelberg)

Am Ende des zehnten und am Anfang des elften Buches von „Dichtung und Wahrheit“ berichtet Goethe, daß er den Pfarrerstöchtern in der Laube zu Sesenheim das Märchen von der „Neuen Melusine“ erzählt habe, das er „hernach aufgeschrieben“. Man kennt es allgemein aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ und weiß, wie ein geschwätziger, fahrender Barbier, den der Dichter das Abenteuer selber vortragen läßt, eine Schöne zur Geliebten gewinnt, die vorübergehend Menschengestalt angenommen hat und aus dem Reich der Zwerge stammt, wohin sie auch jeweils zurückkehrt, indem sie in ein Kästchen schlüpft, das sie ihrem Freunde zur sorgsamsten Behütung auf die Reise mitgegeben hat. Nachdem er das Gelübde der Mäßigkeit, der Enthaltsamkeit von Wein und Weibern, an das sein Glück gebunden ist, wiederholt gebrochen, ja seine Geliebte ob ihrer wahren Natur, die er zufällig entdeckte, geschmäht hat, ist sie im Begriff, ihn für immer zu verlassen, doch vermag er sie dadurch festzuhalten, daß er sich vermittels eines Ringes mit ihr ehelich verbindet und so selbst zum Zwerge wird. Aber er empfand in sich einen Maßstab voriger Größe, was ihn unruhig und unglücklich machte, er hatte ein Ideal von sich selbst und erschien sich manchmal im Traum wie ein Riese und darum durchfeilt er den Ring und wird wieder frei.

Goethe hatte sich im September 1812 mit der Absicht getragen, das Märchen an den Schluß des zehnten Buches seiner Autobiographie zu stellen, wie ja auch der gekürzte Roman des Ritters De Grieux und der Manon Lescault das fünfte Buch als Illustrierung der Liebesgeschichte mit dem frankfurter Gretchen beenden sollte, aber, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ erklärt, rückte er es nicht ein, weil er „der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die die gefällige Umgebung bilde, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete“. Warum aber hatte er dieses Bedenken nicht, als er das Märchen beim Beginn seines sesenheimer Idylls den Mädchen erzählte? Dem wahren Grund, es „ungeschrieben zu lassen“, rückt er schon näher, wenn er im elften Buche angibt, es sei ihm in der Laube durch den Kopf gefahren, daß es vielleicht unschicklich sei, den guten Kindern solche Fratzen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt blieben, und ihnen von den Männern so schlechte Begriffe zu geben als sie von der Figur des Abenteurers sich notwendig bilden mußten. Aber Goethe hat die „Neue Melusine“ in Sesenheim nicht nur nicht niedergeschrieben, sondern er hat sie dort überhaupt nicht erzählt; denn er konnte es nicht, weil der tiefe Sinn des Märchens damals noch nicht erlebt war, weil der straßburger Student und Landfahrer in seiner ersten Liebesglut an solche „Fratzen“ wie Untreue und Scheiden der Männer gar nicht dachte. Der Dichter gebraucht mit der Erwähnung der wunderbaren Liebesgeschichte vielmehr einen Kunstgriff, er lenkt die Phantasie des Lesers auf einen Vergleich des irrenden Ritters mit seiner eigenen Person, die auch ein Ideal von sich selbst hatte und in ihrem Traume sich ein Riese dünkte. Und diese Tendenz hat Goethe auch auf dem Scheitelpunkt des sesenheimer Idylls mit nackten Worten ausgesprochen, indem er bei der Vorlesung des „Landpriesters von Wakefield“, in dessen Spiegel sich seine Zuhörerinnen geschmeichelt wiedererblicken, bemerkt: „Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugeteilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden und im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist.“ Längst hat die Forschung, auf den Spuren des sesenheimer Pfarrers Lucius wandelnd, die Nutzanwendung dieser hochbedeutsamen Sentenz auf Goethes Verhalten gegenüber Friederiken erkannt, womit uns Goethe bedeuten wollte, daß die Ehe eines Riesen mit einer Zwergin ungemäß, unnatürlich, unrecht sei. Wenn er aber die „Neue Melusine“ nicht erzählt hat, was hat er den Mädchen vorgetragen?

Einen Fingerzeig gibt uns der einzig erhaltene Brief Goethes an Friederike vom 15. Oktober 1770, den er am Tag nach seiner Rückkehr vom ersten Besuche des Pfarrhauses der „neuen Freundin“ — in der Form einer unverhüllten Liebeserklärung —

schrieb und worin es von ihm und seinem Begleiter Weyland lautet: „Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen, die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte; so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treu unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein. — Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? Oh, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's raten oder Sie glauben's nicht". Der Dichter versetzt uns in das Fabelreich, in dem wundertätige Herrscherinnen über das feuchte Element walten, das ihnen eigen ist und dessen Kräfte ihnen jederzeit zu Gebote stehen, sei es im wogenden Wasser oder rieselnden Regen. Einen irrenden Ritter (der zu Pferde gekommen und gegangen ist) haben die Prinzessinnen durch Liebeszauber ihrer Flutenwelt vermählt, die er wieder verläßt, um zu den Menschen heimzukehren. Da schicken sie ihm, dem Wankelmütigen, auf der Reise als Zeichen ihrer Treue einen Boten, der ihn, kurz vor dem Ziele, nochmals in ihrem Bann gefangen halten will, der aber zu schwach ist, ihn zu binden: den leise mahnenden Regen. Nur dies kann der Sinn der für uns so geheimnisvollen, für Friederike aber so verständlichen Andeutungen des Dichters sein, der am Schlusse seines Briefes von „unsern niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten" schrieb, worunter sicherlich ein in der Laube zu Sesenheim, bei „freundlichstem Himmel" erzähltes Märchen gehörte.

Dieses Märchen ist, wie alle Kunsterzeugnisse Goethes, aus seiner seelischen Verfassung erwachsen und durch die Umwelt, in der er sich befand, als wahres „Gelegenheitsgedicht" ans Tageslicht entbunden. In seiner Heldin verkörpert sich das Element der Gegend, in der er jetzt zum ersten Male heimisch wird, des wasserreichen Niederelsasses. Stets betont der Dichter in seinen Lebenserinnerungen diesen Charakter des „paradiesischen" Erdstrichs, dessen Merkmal der Rhein ist. Die Gewässer des Rheins ziehen ihn auf dem Rückweg von seiner lothringer Reise „nach sich", gen Sesenheim zu. „Die Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins" — so bezeichnet er auf dem Gipfel der Idylle ihren Inhalt und ihre Umrahmung. Ihrem Lebenselement entzogen, fühlt sich die sprudelnde Olivie „wie der Fisch auf dem Strande". Sie und ihre sinnige Schwester sind die Feen dieses Wasserreichs, seine Nixen. In dieser Gestalt erscheinen dem zu ihnen verschlagenen, wandernden Dichterjüngling die beiden Mädchen. Durch sie fühlt der Ritter sich an den (in Goethes Rötelzeichnung verewigten) Ziehbrunnen des Pfarrhofs gebannt wie Raymond an Melusine. Und diesem Erlebnis entsprach sein Märchen, dessen ursprünglicher Held weder ein breitschultriger Fremder (Fassung von 1817) noch ein lächerlicher Barbier (1821) war, sondern ein ernsthafter Ritter, wie auch die Heldin kein winziges Pygmäenweibchen war, sondern eine Undine. Diese frühere Version des Märchens schimmert durch die spätere schriftliche Fixierung wie der erste Text in einem Palimpsest, wenn z. B. der trunkene Barbier seiner Schönen, die ihn vom Weingenuß zurückhalten will, die ganz unzutreffenden Schmähworte zuruft: „Wasser ist für die Nixen!"

Als Goethe das Märchen zum erstenmal im Jahre 1817 im „Taschenbuch für Damen" veröffentlichte, erklärte er im Vorwort, er werde es „in seiner ersten unschuldigen Freiheit jetzo nicht überliefern", es sei „lange nachher aufgeschrieben worden und deute in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit" als die, mit der er sich in seinen Bekenntnissen am Ende des zweiten Bandes, d. h. in der sesenheimer Geschichte, beschäftigt habe. Lange hat es der Dichter, der von seiner Mutter die Gabe geerbt und früh geübt hatte, Märchen zu erzählen und — selbst im Erzählen — zu erfinden, mit sich herumgetragen, es gehörte zu seinen Lieblingen, er erwähnt es unter den Volksbüchern, die er als Knabe beim Trödler kaufte, und es hat ihn wohl schon in Frankfurt beschäftigt, als er am 30. Dezember 1868 seinem leipziger Käthchen vertraute, er zeichne viel und schreibe Märchen. Dann taucht der Stoff im Jahre 1774 auf, indem der junge Werther in einem seiner ersten idyllischen Briefe schreibt: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern." Diese Stelle ist sehr interessant; denn sie zeigt uns, daß Goethe das ursprüngliche Märchen, worin nur Melusine, nicht aber ihre beiden Schwestern Melior und Plantine, an den Brunnen gebannt ist, bereits gemodelt hat: Er macht alle drei Schwestern zu Meerfrauen, zu Wasserfeen, in einer so prägnanten, zur festen Vorstellung gewordenen Anschauung, daß jene Wandlung bereits im sesenheimer Märchen von den „Prinzessinnen", deren Liebe und Treue geprüft werden, vollzogen sein mußte. Offenbar vermengte der Dichter damals schon seinen Stoff mit andern Märchenmotiven, wie der Geschichte des letzten Grafen d'Orgevillier, die er in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" verwertet und nach den Memoiren des Nachkommen jenes Grafen, des Marschalls von Bassompierre, erzählt. Sie schließt mit dem Vermächtnis der drei Talismane von seiten seiner schönen Geliebten, einer Waldfee, die ihn alle Montage besucht hatte, bis ihr heimlicher Verkehr von der Gattin des Grafen entdeckt wurde, an dessen drei rechtmäßige Töchter, Geschenke, die, sorgfältig aufbewahrt, ihren Geschlechtern Glück und Segen bringen sollten. „Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten

ähnlich," sagt — für uns sehr vielbedeutend — in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" Luise zum Erzähler Karl.

Ich glaube in der bedeutend veränderten und vermehrten Neuauflage meines auf Weihnachten bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig erscheinenden Buches „Goethe, der straßburger Student" wahrscheinlich gemacht zu haben, daß das Märchen vom Grafen von Orgewiler (Engelweiler) und der Fee den Dichter schon auf der Reise beschäftigt hat, die er in den Johannisferien 1770 durch das Elsaß nach Lothringen machte, daß er die bekannte (von Grimm und Aug. Stöber mitgeteilte) Legende entweder schon auf dem sagenumwobenen Bastberge bei Buchsweiler oder auf seinem Ritte zwischen Finstingen und Ingweiler vernahm, wo sie heimisch war. Einen Widerschein solcher inneren Gesichte sehe ich auch in dem Brief an die Freundin in der Heimat, den er am 27. Juni in Saarbrücken, am Tage nach seiner Ankunft von der Reise verfaßte und der noch ganz den Waldeszauber, die Johannisnachtsstimmung atmet, von der auch das Märchen erfüllt ist — ein Brief, der den Schreiben an die gleiche Freundin und an Friederike vom 14. und 15. Oktober in merkwürdiger Weise präludiert (vgl. Morris, Der junge Goethe, Band II, S. 5 f. u. S. 14 ff.). Daß das lothringische Märchen bereits in das Sesenheimer einfloß, vermeine ich aus der Andeutung des Briefes an Friederiken zu erkennen: „Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch?" Die Geliebte hatte ihm diese — so sorgfältig behütete — Rolle, die wahrscheinlich ein Heft zur Aufzeichnung des eben vernommenen Märchens und künftiger Gedichte enthielt und ihm, wohl mit einer Widmung von ihrer Hand, als Pfand der Erinnerung und Treue anvertraut ward, mit auf die Reise gegeben, es hatte seine Zauberkraft unterwegs bewährt und behielt sie auch in der fortdauernden Liebe seines Inhabers fernerhin. Indem Goethe seiner ersten Fassung den „Talisman" einverleibte und ihr damit einen versöhnlichen, tröstlichen, in eine glückliche Zukunft weisenden Schluß gab — ganz im Gegensatz zu dem unglücklichen Ausgang der „neuen" Melusine! — behandelte er den alten Sagenstoff „mit Freiheit"; „unschuldig" aber war die Erzählung, weil sie noch keine Nebenabsicht, keine Tendenz in sich barg wie die spätere und weil ihre Heldin wie die der Überlieferung noch eine Nixe war, die den Geliebten in ihrem Elemente festhielt, gleich der Liebsten des weimarer Liedes, deren mildes Auge im Bunde mit dem sanften Monde das „bewegliche", glühende Herz des Dichters — „dieses Herz in Brand" — wie ein Gespenst an den Fluß bannte.

Dann wurde, auf Goethes dritter Schweizerreise, die Nixe zum Zwittergeschöpf, zum „undenischen Pygmäenweibchen". Er führe, wie dieses, so schrieb er im August 1797 aus Frankfurt an Schiller, was noch idealistisch an ihm sei, in einem Schatullchen wohlverschlossen mit sich und hoffe, jenes Reisegeschichtchen auf der Reise zusammenschreiben zu können. Schon hat sich also einer der Talismane — Fruchtmaß oder Becher — in das Kästchen der Zwergin verwandelt, dem sich wohl auch bereits der dritte, der Ring, in veränderter Symbolik als Pfand ehelicher Treue zugesellte. „Aufgeschrieben" aber wurde die „neue Melusine" erst zur Zeit, als Goethe mit anderen Erzählungen der „Wanderjahre" sich trug, in den Tagen vom 21. bis 31. Mai 1807, wie seine Tagebücher und Annalen, die besonders den „Schluß" des Märchens für dieses Jahr verzeichnen, melden. Im sesenheimer Kapitel, dessen unvergleichliche Poesie ja die „Wahrheit" der Darstellung zugunsten der „Dichtung" mehr denn jedes andere verschiebt, meint Goethe, „der neue Paris" verhalte sich zur „neuen Melusine" wie der Knabe zum Jüngling. Aber nur das „Knabenmärchen", das auch allein in seine Lebensgeschichte aufgenommen wurde, steht an richtiger Stelle; denn es bezeichnet in überzeugender Symbolik den Eintritt des Knaben in das Reich der Phantasie. Die „neue Melusine" mit ihrer bitteren Lebenserfahrung dagegen als „Jünglingsmärchen" ausgeben zu wollen, wäre ein allzu kühnes Unterfangen gewesen, das Reisegeschichtchen paßte besser zu den „Entsagenden", in Goethes „Wanderjahre", als in die Darstellung der Zeit seiner sesenheimer Liebesglut und seines idyllischen Liebesglücks.

Afrikanische Heldensagen

Von Will Scheller (Kassel)

Der Stolz des Europäers auf die eigene Kultur hat nicht allein infolge des letztmalig auf dem Boden des alten Kontinents mit soviel kulturell zweifelhaften Mitteln ausgefochtenen Kampfes viel von seinem Nimbus verloren. Die Erkenntnis vielmehr, daß die geschichtliche Entwicklungslinie, die zu dem jeweils gegenwärtigen Kulturzustande führt, nicht ohne Parallelen ist und solche sich sogar in der Tiefe tropischen Barbarentums finden, dürfte auch ihrerseits wesentlich dazu beigetragen haben, das europäische Selbstgefühl neuerdings mehr oder weniger korrekturbedürftig erscheinen zu lassen. Wie dem aber auch sei: wenn Leo Frobenius, der Afrikaforscher, bei seinen Sammlungen und Untersuchungen innerafrikanischer Poesie gelegentlich zu dem Ausruf sich gezwungen sieht, „tout comme chez nous", dann muß es sich wohl um Ergebnisse einer übrigens an sich schon durch Geduld, Eifer und Verständnis hervorragenden Arbeitsleistung handeln, zu deutsch um Tatsachen, die geeignet sind, eine überaus wichtige Kultur-

frage, nämlich die nach dem familiären Charakter der Menschheit, auf interessante Weise zu beleuchten. Ist dies mit den beiden ersten Bänden des von Leo Frobenius bei Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Werkes „Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas", schon der Fall gewesen, so wird es durch einen neuen Band desselben, der unter dem Titel „Spielmannsgeschichten der Sahel" herausgekommen ist, in erheblichem Umfang bestätigt, was um so wichtiger erscheint, als gerade dieser Teil von „Atlantis" in einer gewissen Breite sich auf geschichtliche Überlieferungen stützt.

Sahel — das ist ein dem europäischen Bewußtsein ziemlich fern liegendes Land zwischen Sudan und Sahara, das im Westen etwa vom Senegal, im Osten ungefähr vom linken Ufer des südwärts strömenden Niger begrenzt wird. Es ist im allgemeinen ein Land der Steppe und damit ein Land der Viehzucht und des groß gearteten Besitzes, der zu einer stark materiell gerichteten Erziehung zur Persönlichkeit führt. Besitz ruht auf eigener Kraft, ihn, gleichviel, wie, zu erwerben und zu erhalten, ist ein Lebensgrundsatz, der einen gewissen Feudalismus zum Vorschein und zur Auswirkung bringt. Die geschwisterliche Ähnlichkeit desselben mit europäischen Entwicklungsvorgängen erscheint aber um so erstaunlicher, als es sich in der Sahel um Kulturwelten handelt, die, wenigstens zu der Zeit, als ihre dichterischen Spiegelungen entstanden, durch die natürliche Lage des Landes von der weiteren Umwelt abgeschlossen waren. Wenn sich also auf diesem abgeschlossenen Ausschnitt der Erdoberfläche eine Heldenverehrung entwickelte, die nicht nur sachlich in vielen Punkten mit der Nordeuropas übereinstimmte, sondern auch ihren Ausdruck in dichterischen Erzählungen fand, die inhaltlich und formal an manches viel später entstandene Dokument europäischer Prägung gemahnen, und wenn dann dazu noch festzustellen ist, daß der traditionelle Stil dieser Poesie sich dort in Afrika bis auf den heutigen Tag erhalten hat, dergestalt, daß gegenwärtig wie vor Jahrtausenden Spielleute, fahrende Sänger, Barden oder wie sie genannt werden mögen, Träger dieser Tradition sind, dann ist im Vorhinein nicht zweifelhaft, wie ein wertender Vergleich zwischen Afrika und Europa ausfallen möchte. Aber solch ein Vergleich ist unfruchtbar, weil er notgedrungen einseitig bleibt, und so bedarf es auch an dieser Stelle seiner nicht.

Wichtiger ist auch, zu wissen, wie die Dinge sachlich liegen. Und da erscheint es von Belang, zu erfahren, daß der auf Grund jener Besitzverhältnisse in Erscheinung getretene Feudalismus folgendermaßen zu verstehen ist: der Besitz war allerdings Familieneigentum, wurde jedoch nicht durch Erbteilung zersplittert, sondern ging an den ältesten Sohn über, dessen Brüder nun als landsuchende Adelssöhne auf Abenteuer ausgingen, um irgendwie selber zu Besitz zu kommen. In Begleitung eines Knappen und eines Sängers zogen sie hinaus und kämpften mit Menschen und Drachen, und der Preis war nicht immer nur Vieh, sondern oft auch eine Frau, so daß am Ende ein echtes und rechtes Raubrittertum, dem europäischen nicht unähnlich, hervorkam, das in Frauenraub, Viehdiebstahl und Überfall nichts Ehrenrühriges erblickte, vielmehr Anlaß, dem Spielmann neuen Stoff zur Erweiterung seines Heldensangs zu geben.

Dieser Spielmann ist nun eine ganz besondere Erscheinung, die auf bestimmte geschichtliche Vorgänge zurückgeführt werden kann. Die eben angedeutete feudalistische Entwicklung hatte naturgemäß einen strengen Ahnenkult zur Folge, dem es nur entspricht, daß in dem ganzen Volk eine deutliche Kastengliederung sich bildete und erhielt. Und zwar kristallisierte sie sich aus der wechselseitigen Unterwerfung der einzelnen Stämme heraus, und dem Gesetz der Stammesreinheit entsprach es wieder, daß die Unterworfenen solche Funktionen übernahmen, die den Herrschenden nicht geziemten. So gingen denn die Sänger jeweils aus den Unterworfenen hervor, deren Intelligenz im Sinne der Herrschenden ausgemünzt wurde, ohne doch dadurch standesgemäß zu werden. Sie sangen nicht nur die Ehre der herrschenden Geschlechter, sondern waren außerdem Schildträger und Mitkämpfer, spielten als Berater eine Rolle und wurden gern als Boten und Unterhändler verwandt, hatten aber grundsätzlich keinen entscheidenden Einfluß. Höflinge zweiten Grades, ohne Aussicht, höher hinauszukommen, suchten sie ihre Befriedigung neben der Kunst vor allem im Trunk und sonstiger Ungebundenheit des Lebens, weshalb in bezug auf sie nicht ohne Grund von zentralafrikanischen Bohemiens gesprochen werden kann. War ihr „Beruf" schon nicht allzu ehrlich, indem sie bei den Preisliedern auf ihre Herren oft genug ihre Phantasie reichlich spielen und die Wahrheit links liegen ließen, so war er geeignet genug, ein Vagantentum hervorzubringen, das nur durch eine gewisse Leichtlebigkeit über die eigene Misere hinauskam.

Die Forschung unterscheidet nun gewisse Stoffgebiete, die auch in der Gliederung des vorliegenden Buches berücksichtigt werden. Da ist zunächst das „Dausi", das eigentliche Heldenbuch; ursprünglich eine zusammenhängende Dichtung, wurde es durch islamitische und negroide Einflüsse hinsichtlich der Form zerstört, läßt aber immer noch den Zug der „alten Garamanten" erkennen, die von der Küste des Mittelmeers nach Innerafrika wanderten und viermal ihre Königsstadt aufbauten und verloren. Das „Pui" war ursprünglich eine Sammlung von zwölf Erzählungen, die zwölf verschiedene Helden zum Gegenstande hatten. Wenn es nun gelungen ist, immerhin acht von diesen Erzählungen zu retten, so ist doch zu bemerken, daß die jetzt gebräuchlichen Namen nicht mehr mit den

ursprünglichen übereinstimmen. Das „Baudi" ist sicherlich jünger, denn es wirkt, von einem geradezu chauvinistischen Rassenstolz, materiellen Begierden und derben, aber ganz harmlos erzählten Ferkeleien durchsetzt, diesseitiger als die andern, und um so mehr, als festzustellen ist, daß viel von seinem Inhalt auf der Aneignung fremden Geistesguts beruht. In ihm finden sich übrigens auch echt novellistische Gebilde, die ebenfalls zu einer jüngeren Datierung Anlaß geben. Den Beschluß des ganzen bilden legendarische Trümmer aus den Homburi-Bergen. Es handelt sich da um ein rätselhaftes Volk, das unter ganz besonderen geographischen Bedingungen, zum Teil in einem zerklüfteten Felsengebiet, zum Teil in der Ebene wohnt und nicht einmal einen bestimmten Namen hat. Die kulturellen Antithesen seiner Lage haben eine großzügige Entwicklung nicht aufkommen lassen und wirken sich auch in der schmalbrüstigen Gestaltung dieser Legenden aus, deren Aufspürung besonders Mühe gemacht hat.

So ist abschließend zu sagen: Diese afrikanischen Heldenepen erinnern in vielfältiger Beziehung an gleichartige Erscheinungen der europäischen Kulturentwicklung. Im übrigen sind es, hiervon abgesehen, nicht nur zahlreiche Motive, die den europäischen Leser fast heimatlich anmuten, sondern es ist auch die soziale Stellung des Dichters selbst, die zur Analogie herausfordert. Frobenius hat also mit dem erwähnten Ausruf nicht so ganz Unrecht gehabt.

Psychologie und Literaturforschung

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin)

II

4

Mindestens ebenso fruchtbar wie die früher behandelten Methoden der reinen Individualpsychologie sind die Methoden der typisierenden Individualpsychologie, die man auch differentielle oder vergleichende Psychologie nennt. Bei deren Methodik kommt es nicht so sehr auf das Individuum als Singularität an, sondern auf seine Gleichheit oder Verschiedenheit im Hinblick auf andere Individuen. In dieser Betrachtungsweise ordnete sich die zunächst scheinbar unübersehbare Masse der Einzelcharaktere zu Gruppen an, die — ohne etwa mit klassenmäßiger Genauigkeit im naturwissenschaftlichen Sinn abgrenzbar zu sein — dennoch sich zu mannigfachen Typen zusammenschließen.

Streng genommen ist natürlich diese Methode die notwendige Ergänzung der reinen Individualitätspsychologie, wie sie selbst diese auch als Komplement erfordert. Es ist daher auch kein Wunder, daß die meisten derjenigen Forscher, die uns zunächst als reine Individualitätspsychologen entgegentraten, zugleich auch Typengruppen aufgestellt haben, wie alle guten Typiker auch daneben den Blick für das unauflösbar, unvergleichbar Einzige der Individualität haben.

Die Typenforschung ist in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem besonders gepflegten Zweig der Psychologie geworden. Die einzelnen Richtungen unterscheiden sich hauptsächlich dadurch voneinander, daß sie verschiedene Prinzipien ihrer Typisierung zugrunde legen. Soweit sie von solchen Gruppenbildungen, die man nach räumlicher oder zeitlicher Zusammengehörigkeit unterscheidet, also von ethnologischer oder historischer Typik ausgehen, werden sie von uns später bei den sozialpsychologischen Untersuchungen zu besprechen sein. Hier betrachten wir zunächst nur diejenigen Typengruppen, die nach rein physiopsychologischen Gesichtspunkten unterschieden werden. Als eine solche Typenlehre kann man die von Rutz[1]) aufgestellten Typen der Körperhaltung nennen, die auch von der Literaturforschung bereits aufgegriffen sind. So hat sich besonders Ed. Sievers ihrer zur Erforschung der Metrik mit allerdings noch umstrittenem Erfolge bedient. Wertvoll für den Literaturforscher sind jene Umformungen der Lehre, die H. Nohl vorgenommen hat, indem er die Rutzschen Ergebnisse mit Diltheyschen Forschungen verband und die typischen Merkmale auch unabhängig von Körpereinstellung und Klangfarbe festzustellen suchte, sie nicht bloß von außen, sondern von innen in ihrer geistigen Struktur und Bedeutung zu erfassen strebte. Er gelangt dabei zu drei Grundtypen, die sich in der gesamten Lebensstellung unterscheidbar kennzeichnen.[2])

Einerlei, wie man sich zu Rutz' Ergebnis stellt, man kann jedenfalls gegen eine rein physiologische Ordnung der Menschheitstypen mancherlei einwenden, vor allem das, daß die Psyche nicht bloß als Abhängige des Körpers anzusehen ist, daß sie vielmehr ihre eigene Gesetzlichkeit hat, die auch auf den Körper zurückwirkt. Ob man grundsätzlich den Standpunkt des Parallelismus oder der psychophysischen Wechselwirkung annimmt: auf keinen Fall geht es an, das Psychische nur als Abhängiges der Physis anzusehen, im Gegenteil: ist auch der Satz, daß der Geist den Körper baue, nicht absolut gültig, so ist doch keine Frage, daß der Geist stark mitbaut am Körperlichen, ja daß vieles Körperliche nur vom Geistigen her zu begreifen ist. So ist z. B. die Körperhaltung gewiß von Einfluß auf den Geist, sie ist jedoch auch vielfach nur „Ausdruck" seelischer Faktoren. Und deshalb ist es mindestens ebenso berechtigt, die Typik von der Seele her aufzubauen.

Das ist denn auch die Methode der meisten neueren Psychologen, die nach typischer Übersicht über die Mannigfaltigkeit der geistigen Erscheinungen streben. Und zwar haben die meisten den methodisch

[1]) Rutz, Wort und Körper als Gemütsausdruck. 1911.
[2]) Nohl, Stil und Weltanschauung. 1911.

m besten von William Stern[3]) ausgebauten Weg
schritten, der das Prävalenzverhältnis der
eelischen Grundfunktionen als Ausgangs-
unkt der Beobachtungen empfiehlt. Die Methode
er Psychographik vor allem sucht zu ermitteln,
n welchem Grade die einzelnen seelischen Funk-
ionen bei Individuen und Gruppen von solchen
ervortreten. Das heißt, man sucht zu ergründen,
velche Bedeutung etwa die visuelle oder auditorische
Wahrnehmung für den Ausbau der dichterischen
Weltanschauung hat. So haben z. B. Karl Groos
nd seine Schüler versucht, statistisch zu ermitteln,
vieviel Farben- oder Klangbezeichnungen bei Goethe,
Schiller, R. Wagner und anderen vorkommen, um
araus Schlüsse auf die Gradverhältnisse der seelischen
unktionen der betreffenden Individuen zu ziehen.[4])

Mag das Verfahren auch mannigfacher Korrek-
turen bedürfen, da Zeitgeschmack und anderes stark
die rein funktionale Veranlagung durchkreuzt, so ist
doch der Versuch auf jeden Fall interessant.

Nicht so sehr von Einzelheiten, die immer
chwankend und mannigfachen Zufällen unter-
orfen bleiben, ausgehend, als vielmehr die Ge-
amtheit des Lebenswerkes zugrunde legend, bin ich
elbst in meinen Untersuchungen über das Verhältnis
on „Persönlichkeit und Weltanschauung"[5])
zu Werke gegangen und habe dabei nicht nur für
ie Dichtung, sondern auch für die anderen Künste,
ür Religion und Philosophie eine Typik aufgestellt,
ie das Verhältnis der seelischen Funktionen zu-
runde legt. Ich konnte dabei feststellen, daß sich
ast bei jedem schaffenden Künstler eine typische
Affektveranlagung nachweisen läßt: daß es Menschen
von depressivem und von gesteigertem Ichgefühl gibt,
daß gewisse Grundhaltungen der geistigen Verar-
beitung äußerer Reize die gesamte Weltanschauung
und also auch den dichterischen Stil entscheidend be-
stimmt. Die Geistesgeschichte, die bisher wesentlich
eine Kausalität des Nacheinander kannte, erscheint da-
durch in einem ganz anderen Lichte, es ergibt sich
neben jener eine Kausalität des „Nebeneinander",
nicht bloß äußerer Einfluß formt die Seele, sondern
die nebeneinander, relativ unabhängig voneinander
sich bildenden Persönlichkeiten prägen die Welt-
anschauungen aus, die sich — unabhängig von Raum
und Zeit — wieder zu großen Gruppen vereinigen
lassen. Die Bedeutung des „literarischen Einflusses",
der von der historischen Beobachtungsweise stark
überschätzt worden war, findet zu seiner Ergänzung
die Methodik der psychologischen Fundierung,
d. h. es muß bei jedem Einfluß zunächst gesagt wer-
den, warum er überhaupt wirksam werden konnte,
neben der äußeren Tatsache der Berührung, nun
vor allem die innere Tatsache der Empfänglichkeit
untersucht werden und um diese zu verstehen, gibt
eben die Typik bedeutsame Hilfen.

Außer den Forschungen von Nohl haben auch
andere Schüler Diltheys dessen Typik, die zunächst
an der Philosophie gewonnen war, nutzbar zu machen
gesucht, vielfach mit etwas unkritischer, schematischer
Übertragung auf die Dichtung. Eine eigene, wie ich
glaube, fruchtbarere Typik rührt von Eduard Spran-
ger her, der die spezifische Werteinstellung der
Individuen zum Typenkriterium gemacht hat. Im
Gegensatz zu meiner mehr kausal orientierten Typik
ist die Sprangers teleologisch orientiert, obwohl, wie
mir scheint, kein ausschließender Gegensatz zu meiner
Auffassung zu bestehen braucht, da die spezifische
Zweckeinstellung der Sprangerschen Typen in ge-
wissen Prävalenzverhältnissen der seelischen Anlage
bedingt ist. Jedenfalls sei aber darauf hingewiesen,
daß die Sprangerschen Typen auch für die Literatur-
forschung höchst fruchtbar werden können, daß es
sehr wertvoll sein wird, innerhalb der äußerlich sich als
ästhetisch gerichtet darstellenden Komplexindividuali-
täten, religiös, politisch, ökonomisch usw. eingestellte
Charaktere auszusondern und danach in ihre seelische-
Grundhaltung einzudringen, sie in einem tieferen
Sinn zu „verstehen".[6])

Die Typenforschung nimmt in den letzten Jahren
einen größeren Umfang an. Auch die Psychoanaly-
tiker (Jung) haben Typen herausgestellt. Gewiß
lassen sich unendlich viele Typen unter wechselnden
Gesichtspunkten aufzeigen: eine Gefahr besteht aber
darin, daß die Typisierung, wenn sie rein äußerlich
betrieben wird und die Zurückbeziehung auf die wirk-
lich fundamentalen Tatsachen außer acht läßt, statt
Ordnung zu bringen, was ihr Sinn ist, Verwirrung
stiftet. Immerhin, es eröffnen sich in dieser Richtung
fraglos viele Perspektiven und die bestehende Gefahr
der Verirrung in undurchdringliches Dickicht darf
die Forschung nicht abschrecken, in den Urwald der
seelischen Mannigfaltigkeit energisch einzudringen.[7])

(Schluß folgt)

[3]) W. Stern, Die differentielle Psychologie. 1920. Aufl.

[4]) Erschienen in der „Zeitschrift für Ästhetik".

[5]) Persönlichkeit und Weltanschauung. 1922, B. G. Teubner. Neue, umgearbeitete Aufl.

[6]) Vgl. Spranger, Lebensformen. 1922. 3. Aufl.

[7]) Auf eine sehr wesentliche Dualität von fundamentaler Bedeutung sucht die Vielheit der Typen zurückzuführen das soeben erschienene geistvolle Werk von Julius Schultz: Die Philosophie am Scheidewege. 1922.

Tirolische Nachkriegsliteratur

Von Alois Brandl (Berlin)

Berge und Leute im Andreas-Hofer-Land stellen den Dichter vor eigenartige Seelenprobleme. Die Berge dräuen und locken, entsetzen und entzücken; sie treiben den Kraftvollen aus ihrer Enge hinaus ins Flachland und ziehen ihn doch immer wieder zurück mit der Kette des Heimwehs; Selbstvertrauen, Freiheitsstolz und Sangeslust flößen sie ein, aber häufig wendet sich die Erhabenheit, die von ihnen ins Leben ihrer Bewohner überspringt, zu Tragik. Die Leute sitzen an der Grenzscheide zweier

alter Kulturvölker, haben dadurch in Krieg und Kunst eine reiche Geschichte gewonnen, vereinen das Spaßtemperament des Weintrinkers mit dem Religionsernst des Elementarmenschen und durchlaufen zwischen Leichtsinn und Sittenstrenge oft eine Reihe Gemütsgewitter. Alle diese Gegensätze hat der Weltkrieg tiefer als jemals aufgewühlt. Wer ihnen dichterisch gewachsen sein will, braucht scharfe Augen und ein ungewöhnliches Mitempfinden.

Zum Glück hat das Ländchen selber seit vielen Jahrhunderten eine Menge Gestalter hervorgebracht, die mit den Heimatsaufgaben rangen und sie oft mit innerlicher Erfassung bewältigten. Mit Gilms „Jesuitenliedern" entsprang vor achtzig Jahren ein moderner Sangeswettkampf, der in Adolf Pichlers markanten Epen vom „Hexenmeister" (1870) und „Fra Serafico" gipfelte. Es folgte eine dramatische Blüte, getragen von Exls Theatergesellschaft; noch leben und schaffen die beiden Autoren, die auf diesem Gebiete hervorstachen, Kranewitter und Schönherr; in den „Todsünden" und in „Erde" haben sie Bauernerlebnisse zu allgemein menschlicher Bedeutung erhoben und neben Anzengruber noch Originelles geleistet. Gleichzeitig gelang dem Innsbrucker Rudolf Greinz ein Roman, der eine Priesterleidenschaft im kleinen Glurns zu einem großen Sittengemälde weitet: „Das stille Nest"; und nicht geringer sind die fein ziselierten Herzensgeschichten der Südtiroler Hoffensthal und Trentini bewertet worden. Es war ein prächtiges literarisches Gedeihen, in dem die halbe Million Deutschtiroler vom Weltkrieg betroffen wurde.

Begreiflich, daß der Alpengau, auch als ihn Kanonenschüsse jahrelang vom Süden bis an den Inn durchhallten, ein Schrifttum entwickelte, wie es von 1914 bis 1918 nur wenige von Deutschlands größeren Stämmen aufzuweisen hatten. Vom vaterländischen Pathos Bruder Willirams und den militärischen Stimmungsbildchen Wallpachs herab zu den intern-persönlichen Bekenntnissen Oberkoflers, der in den „Stimmen aus der Wüste" (1917) sein theologisches Christusideal an den grauenhaften Wirklichkeiten maß, erscholl ein Chor von Lyrik hinter der Ampezzo-Tonal-Linie. Der Schützengraben fand eine Reihe Schilderer in Prosa; „Der Hiesl im Krieg" ist ein Strauß Humoresken vom bozener Stadtarzt Rudl; ernsthafte Prosaskizzen gab es eine Menge, z. B. Dörrers „Vom Isonzo bis in die Seisera" (1916) und „Kampf mit Italien" (1918); in ansprechendem Volkston berichtete der Reimmichl, d. h. Kaplan Rieger bei Hall, so daß auch den Bäuerinnen das Wissen und der Mut nicht ausging. Breitwuchtig setzte Schönherr sein Andreas-Hofer-Stück „Volk in Not" auf die Bühne; vergleicht man es mit Gerhart Hauptmanns „Weißem Heiland", so tritt erst seine unverwüstliche Raufkraft ins Licht. Dürftig war der literarische Widerhall, den einst die Franzosenkämpfe im Umkreis des Berg Isels weckten; damals war wesentlich nur das Herz der Dörfler und Älpler bei der Sache; unseren Weltkrieg aber fochten auch die Städter mit, in Bangen und Hungern, und um so interessereicher fiel sein künstlerischer Schatten aus.

Vollends sprengte die Zerreißung Tirols nach dem Zusammenbruch den letzten Mann im Landl, der die Feder gebrauchen konnte, auf den Plan. Politiker, Geographen, Geschichtschreiber, Volks wirtschaftler, ja der ganze Senat der Universitä Innsbruck verfaßte Broschüren, um die natürliche historische, heißgeliebte Einheit des Landes zu ver teidigen. Erfüllt vom Worte Wilsons und seine stolzen Amerika, daß man heutzutage nicht meh Völker wie Marktvieh ungefragt verschachern dürfe wehrte sich der deutschtirolische Geist wie ein Man gegen die Aufteilung. Ein verzweifelter Ausdru dafür ist der Sammelband „Süd-Tirol, Land un Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause", den der Präsident v. Grabmayr 1919 im Verein mit de namhaftesten Kennern und Schilderern der Eisac Etsch-Inntäler 1919 herausgab (Berlin, Ullstein); vo aller Nachwelt zerbläst er die Ausrede der Freiheits rhetoren bei den pariser Diktaten, als hätten sie au Unwissenheit gegen ihre Grundsätze und Verspre chungen gehandelt; mit Protest stand die gesamt Heimatsliteratur beim Begräbnis des Vaterlandes und als Anklägerin sitzt sie noch heute auf den Leichenhügel.

Inzwischen ist es ruhiger, obwohl nicht friedliche geworden in den Gletschergründen zwischen Ortle und Glockner, und es verlohnt sich zu fragen, wie sic das Denken und Schaffen des kulturell unteilbare Tirolervolkes jetzt fortsetzt.

In erster Linie ist da zu nennen Albert Tren tinis Roman „Deutsche Braut";[1] denn wa Deutschtirol bei der Annexion seines Südteils durc Italien empfand, ist in dieser Nicht-Liebesgeschicht mit ungewöhnlicher Lebenstreue verkörpert. Abe obwohl ein nationales Thema behandelt wird, i die Darstellung so künstlerisch auf einen allgemei menschlichen Seelenkonflikt gerichtet, daß sich da Werk weit über eine bloße Tendenzschrift erhebt Wie die Liebe in „Romeo und Julia" gegen di Familienfeindschaft steht, so in diesem Roman gege Völkerfeindschaft; allerdings mit dem Unterschied daß Shakespeares Paar aus dem Streit der Mon tagues und Capulets sich gar nichts macht, währen Trentinis Paar durch den Zwiespalt zwischen deut schem und italienischem Wesen innerlich ergriffen tief durchschüttert und schließlich getrennt wird.

Trentini hat auch nicht einen feindlichen oder ga einen niedrigen Gesellen zum Vertreter Italiens ge wählt. Sein Romanelli hat an deutscher Hochschul Technik studiert und unsere Geistesart verstehen ge lernt; er schätzt das unberührte Gemüt seiner Ger trud, zeigt sich nobel und freigebig, verrät sogar eine Zug ins Große; er wird als „weltweiter Tatsachen mensch" bezeichnet. Was ihm in den Augen Ger truds schadet, ist zunächst seine Umgebung, vom zier lich-spöttischen Vater Commendatore bis zum vul gären Branntweinhändler; dann seine Unliebe fü den Wald und seine Vorliebe für gebratene Sing vögel; auch die romanische Glut seiner Leidenschaft endlich — und in entscheidender Weise — seine Er oberungslust auf Tirol bis zum Brenner. Es ist, al wollte Shakespeares Romeo sich einen Flügel de Hauses Capulet aneignen. Andererseits ist Gertru durchaus nicht eine ganz ideale Deutsche. Ihr sinnig minniges Benehmen hält den feurigen Verehre recht lange im Ungewissen; ihr Ja läßt sie sich etwa passiv von ihrem Vater auslegen; als ein gedrückte

[1] Wien 1921, Literarische Anstalt. 428 S.

Mädchen aus beengter Beamtenfamilie bringt sie gegenüber dem freigebigen Romanelli erst spät eine tapfere Herzhaftigkeit auf. Sie besitzt auch nicht viel von der Vernunftfrische, die an der wirklichen Deutschsüdländerin häufig entzückt. Nicht völkischer Haß hat Trentinis Feder geführt, sondern völkische Psychologie. Immer ist es eine Schwierigkeit, wenn sich zwei Menschenkinder von verschiedener Muttersprache, Sitte und Denkgewohnheit zu engster Lebensgemeinschaft zusammenfügen sollen; ein sehr italienischer Mann und ein sehr deutsches Mädchen hätten es auch in Friedenszeiten miteinander nicht leicht gehabt; unter dem Druck aktueller Politik zerreißt ihre von vornherein etwas einseitige Neigung.

Umgebung, als der Störefried der Liebe, hat schon im „Romeo" viel zu besagen: noch mehr hier, wo die Verhältnisse über die Leidenschaft siegen. Die Stammbürger Bozens, wo die Geschichte spielt, sind ausführlich als ein selbstbewußtes Geschlecht gezeichnet; sie lieben ihr Stadt- und Landhaus, ihren Rotwein und Kirchenstuhl, was ja seit Menschengedenken zum Patrizier des Ortes gehört, aber nicht den Nachbar im Süden; ungern sehen die meisten die Herzensverirrung Gertruds, und mit Jubel begrüßen sie die Entlobung. Das sind Sympathiefiguren, durch die sich die Parteinahme des Dichters verrät; um ihnen mehr Bedeutsamkeit zu geben, hat er ihnen lebhafte Gespräche über Goethe und eine natürliche Kritik des Wilhelminischen Berlins in den Mund gelegt, wie man sie beim geselligen Becher in der Talverstadt tatsächlich hören konnte. Wirksam sticht von diesem in sich gefestigten Kreise das Beamtenhaus ab, aus dem die Geliebte stammt; Gertruds Vater ist als kerndeutscher Mann in seiner österreichischen Kanzleilaufbahn gehemmt worden, und seine Frau hat manche Not mit ihrer Küchenrechnung und Köchin mit Recht betont Trentini die Gedrücktheit dieser staatlichen Gruppe gegenüber dem starken Volkstum ringsum. Der Einblick, den wir dabei in dies Spiel der gesellschaftlichen Mächte und in den ganzen genius loci an der Südmark der deutschen Zunge gewinnen, ist hochinteressant und macht den Roman für die weitesten Schichten unserer Gebildeten lesenswert. Im Schatten bleibt das Italienertum, aus dem sich Romanelli entwickelte; freilich, hätte es Trentini breiter ausgemalt, so wäre er vielleicht zu tief in die Satire geraten. Sein Maßhalten wirkt günstig; unter seinen vielen schönen Leistungen ist die „Deutsche Braut" gerade durch diese kunstgerecht verhaltene Energie zum Meisterwerk geworden.

„Königin Heimat" von Rudolf Greinz[2]) behandelt eine schlichtere Frage, aber mit ebensoviel Wahrheit und Formgeschick. Es handelt sich um etliche Familien von Hinterwäldlern, die sich der Verkrüppelung durch eine übergewaltige Natur entziehen, indem sie auswandern; als Sängergesellschaft haben sie viel Erfolg; doch halten sie es auf die Dauer ohne die Sitte der Berge nicht aus; sie verlieren in den großen Städten draußen den inneren Halt und bald auch das äußere Glück; die Rückkehr zur angestammten Scholle erspart den meisten unter ihnen nicht den Untergang; die Berge, denen sie die Kraft, das Temperament und den Gesang verdanken, sind ihnen zu stark, und nur wer für andere lebt, vermag sie zu überwinden. Das ist gewiß ein seelenbewegliches Thema, zutreffend und auf einen tieferen Gedankenkern begründet; ebenso geschickt ist die Ausführung. Im Tun der Sänger, besonders ihres Führers, der später einen großen Gasthof für Fremde in der Heimat aufbaut, erinnert mancher Zug an den einst berühmten Reiner, den Erbauer des Seehofs am Achensee; das gibt der Geschichte Wirklichkeitswert. Tragisch gestaltet sich das Schicksal der sieghaft auftretenden Vef; aus einer ebenso heiteren wie armen Häuslerin entwickelt sie sich zur Hauptsängerin ihrer Truppe, nimmt an den Möglichkeiten des Erwerbes und Genusses immer skrupelloser mit teil, wird zu einer kommandierenden Dirne, fällt aber ertappt unter die Hand ihres Mannes; im Elend findet sie den letzten Trost im Kirchentum; durchaus ein Charakter von origineller Wildheit. Ihr Mann, ursprünglich ein bescheidener Jungbauer, erwacht durch ihre Sünde zu einem traurigen Richter; indem er mit den Händen sie züchtigt und unwissentlich vor die Geschworenen bringt, vermag er sich selber vor dem Bettel, Trunk und halben Wahnsinn nicht zu bewahren; durch ihn waltet eine höhere Ordnung. Auch das Alpenhotel, in dem die führende Familie der Sängergesellschaft ihren zweifelhaft erworbenen Mammon anlegte, geht durch ihn in Flammen auf; er rächt die vergessene und gebrochene Sitte der Berge. Diesen Fegefeuergestalten steht bergtreu der gutherzige und kluge Krämer Veit gegenüber, der zuerst ins Ausland zog, rechtzeitig zurückkehrt, seiner alternden, unfruchtbaren Frau durch ein angenommenes Kind einen Lebenszweck gibt und in seiner Selbstlosigkeit allein unversehrt bleibt. Sein Pflegekind wird Priester; dem Dämon der Berge stellt sich in ihm der Segen religiöser Nächstenliebe entgegen; er läßt die Bauern nicht in Dummheit und Lippengebet und Habgier dahindämmern, sondern erzieht sie zu einem edlen Stolz, hauptsächlich durch sein Beispiel.

Moralisieren heißt es, wenn ein Darsteller seine gutgemeinten Gedanken nicht völlig in Handlung und Erlebnis umzusetzen weiß; der Überschuß seiner Verstandestätigkeit wirkt dann als Predigt. Diese Ausstellung trifft bei Greinz nicht zu. Niemals hat er Weisheit in bloßen Reden und Gesprächen abgeladen. Seine Gestalten haben Blut und gehen uns nahe. Aber ernsthafter als früher führt er die Fabel und läßt die Folgen der Geschehnisse sich auswirken; die schwere Gegenwart hat ihn gehaltiger gemacht, und überall merkt man bei ihm die Frage durch: Was wird aus meinem Volk? Zugleich ist er bestrebt, bewegliche Gemütsbilder zusammenzugruppieren und ihre Vorbedingungen erst nachträglich aufzudecken; er läßt sich nicht mechanisch von der Zeitfolge lenken, sondern komponiert. Endlich weiß er ohne seltsame Neuwörter und gesuchte Rhetorik auszukommen; jeder Satz und jeder Ausdruck bleibt im Volkston. Er ist ein Erzähler von Meisterschaft.

Schrott-Fiechtl geht einen andern Weg. „Seine Bäuerin auf der Vogeltenn"[3]) ist weniger eine Geschichte als eine Sittenschilderung, wie die Kriegszeit auf einem unterinntaler Bauernhof

[2]) Leipzig 1921, L. Staackmann. 355 S.

[3]) Ein Tiroler Bauernroman von Rieder-Schwarz. Karlsruhe, Badenia. 166 S.

empfunden, durchgerungen und von einer praktisch-gescheiten Jungbäuerin aus München glücklich überwunden wurde. Die volle Kenntnis der landwirtschaftlichen Verhältnisse, Arbeiten und Geschäfte, durch die sich der hellschauende Zillertaler seit Jahren in vielen lesenswerten Bauernbüchern ausgezeichnet hat, ist hier abermals entfaltet, aber verbunden mit einer Enthüllung der Kriegsdummheiten, für deren herzhafte Offenheit ich kein Gegenstück weiß. Von den österreichischen Offizieren sagt er: „Leut, die um und um nichts können und wissen und dastehen wie der Erzengel Gabriel, muß man nehmen wie goldene Eichkatzeln" (S. 35). Beamten, Geistlichen und Schulleuten wird ins Gewissen geredet, in wärmster Liebe zum Heimatlandl, so daß trotz manchen derben Ausdrucks nicht der Eindruck einer Schimpferei entsteht. Von den Monarchien glaubt der mit seinem Volke denkende Autor, daß sie sich überlebt haben, weil sie stets „am alten Schimmel festhielten"; aber auch die Republik, überhaupt eine neue Staatsform ist nicht die Hauptsache, sondern die Verwaltung und die Menschen (S. 133 ff.). Der Hauptfeind des Bauern aber ist sein blindes Festhalten an alten Manieren, alter Unvernunft, alter Selbstvernachlässigung; „den Bauern muß man zum Menschen machen" (S. 92); man muß ihn äußerlich säubern und ihm einen inneren Stolz beibringen — in letzterem Punkt berührt er sich auffallend mit Greinz, der dasselbe Heilmittel empfiehlt. Das Ganze ist mit den Augen der Jungbäuerin aus der bayerischen Hauptstadt geschaut, die mit ihrer Schwiegermutter, der Altbäuerin, auf dem Hofe haust, während ihr Mann im Felde steht; sie hat es mit einem Oberstleutnant, einem Regimentsarzt, einem Bürgermeister usw. zu tun, mit verbesserten Hühnern und Schweinen, mit Mägden und Hypotheken, doch sind die wirtschaftlichen Dinge „nur das Dach, nicht das Haus"; immer gilt die Rechtschaffenheit des Geistes und Herzens als der Kern des Gedeihens.

Ohne den Krieg und die Politik hereinzuziehen bieten andere Darsteller, die ebenfalls in fruchtbarer Tätigkeit sich bereits einen festen Stil angeeignet haben, biographisch modellierte Skizzen des heimatlichen Volkslebens, offenbar im Gefühl dessen unerschöpflichen Reizes. Der Reimmichl bringt eine frische Erzählung „Der Wetzsteinhans".[4]) Ein Bursch, der mit sich selber nichts Rechtes anzufangen weiß, erhält den Rat, als Hausierer mit Wetzsteinen, Sensen, Tüchern u. dgl. sich aufzutun, und gewinnt dabei nicht bloß Lebensunterhalt und Charakter, sondern auch — trotz gefährlicher Verleumdung — allmählich die geliebte Lebensgefährtin. Mit ihm durchziehen wir das Unterinntal bis zum Tauern, die Wirtshäuser, Einzelhöfe, Schneiderstuben, Gerichte, Alpenhütten, kurz das breite Theater des Bauernlebens, das dem Verfasser gefällt, wie es ist, und das auch den Leser als ein elementares, notwendiges, im ganzen wohltätiges Gebilde anmutet. — Neben dem fleißigen Herrn Kaplan arbeiten etwas gefühlvoll zwei Damen. H. von Schrott-Pelzel malt in „Peter Andersag"[5]) die Schicksale eines Buben aus ärmlichem Talwinkel aus, der es bis zum Schulrat und Abgeordneten bringt. M. von Buol[6]) im „Sparkassenbuch" hält sich fein an das Seelchen einer Bauernmagd, die sich zum Klosterleben entschlossen hat und jahrelang das erforderliche Geld für die Ausstattung zusammenlegt; der so gewonnene Besitz macht sie aber unsicher am geistlichen Beruf; erst der Verlust gibt ihr das alte Ziel und einheitliche Wollen zurück. — Wirken solche Bändchen auch nicht gerade aufregend, so kommen sie doch einem lebhaften Bedürfnis der Leserkreise entgegen; kaum vermag der Verlag genug Exemplare für den Markt zu schaffen, der Gegenstand, nämlich das tirolische Gebirge und seine Bewohner, ist so beliebt, daß es nur eines schlichten Erzählers bedarf, um viel Zuhörer anzulocken.

Ein neues, aufstrebendes Talent ist Franz Josef Kofler. „Der Sieger", ein Bergroman,[7]) verrät eine Märchenphantasie, die noch nicht die Tonart festzuhalten vermag, aber doch eine Gestalt geschaffen hat, die man nicht leicht vergißt: Jörg, den mächtigen, wildaussehenden Almenhirten mit dem Kinderherzen, der fast umsonst seinem Bauern dient, all seine Habe und Rechte an ein lernbegieriges Bürschlein wendet und, unfähig der Selbsthilfe, noch mit grauen Haaren wie ein Säugling an der Brust der Mutter Bergnatur hängt. Damit sich Jörgs fossiles Wesen vor uns entfalten kann, ruft ihn immer wieder sein Schützling an: in früher Knabenzeit, als Student, als Stadtmensch. Durch Jörg bleibt dieser auch als Professor in Wesenseinheit mit dem Bergvolk; seine Ehe ist nicht glücklich, bis sich seine Frau, die sich anfangs vor den Felsen, Hochwäldern, Wildbächen und Firnengewittern fürchtet, dazu bekehrt. Das Thema ist also, wie dreierlei Menschen mit dem in den Schneehalden schlummernden Dämon ringen. Am schwächsten ist dabei die Frau geraten: wer dem Gatten so untreu wird, wie Else, muß ein besonderes Temperament haben, um auf einmal durch eine Spitzenersteigung ins Heroische zu wachsen; Kofler hat noch mehr zu leisten.

Eine Stellung für sich gebührt dem Roman „Über die Brücke"[8]) von Josef Weingartner. Der Propst der innsbrucker Hauptkirche, früher Konservator der historischen Kunstdenkmäler, hat sich nicht gescheut, mit vollem Namen als Erzähler aufzutreten; das ehrt sowohl ihn als die Schriftsteller des Landes. Sein Stoff ist überdies das Priesterleben seiner Diözese, wie es im bischöflichen Seminar zu Brixen geformt wird. Die jungen Theologen sind nicht alle fleißig und nicht alle zur Seelsorge berufen; mancher ging über „das Brüggl", das vor dem Seminargebäude liegt, mit halbem Eifer, und etliche kehren auch zurück in die Weltlichkeit. Dem Helden bleiben Zweifel nicht erspart, und sogar eine Eva, jung und hübsch, liebevoll und vermöglich, winkt dem angehenden Hochwürdigen mit Briefen und Blumengrüßen. Arme Bertha Comploier! Du bist nur als Versucherin an die Wand gezeichnet, damit die Charakterstärke deines Theologiefreundes durch dich sich erprobe; der Strauß weißer Rosen, den du ihm zum Abschied sendest, scheint für dich ein hoffnungsloses Altjungferntum zu bedeuten. Sie gleicht der Liebhaberin im „Generalfeldoberst", der einst Wildenbruch zu seinem Zorne nur die Liebe zu einem

[4]) Innsbruck 1922, Tyrolia. 176 S.
[5]) Innsbruck 1921, Tyrolia. 364 S.
[6]) Innsbruck 1921, Tyrolia. 195 S.
[7]) Innsbruck 1922, Tyrolia. 243 S.
[8]) Innsbruck 1918, Tyrolia. 280 S.

Hohenzollern, aber nicht die Neigung eines Hohenzollern andichten durfte. Die Episode erläutert den Ausspruch des Verfassers, daß es beim Geistlichen in erster Linie nicht auf das Gemüt, sondern auf den Willen ankommt. Im übrigen herrscht im Buch eine weitgehende Toleranz gegenüber Literatur, Kunst und Musik und anderen harmlosen Freuden. Im Versammlungszimmer der Dichterfreunde hängen die Bilder von Goethe und Schiller, in ihrer Bücherei stehen die modernsten Werke bis Liliencron und Hauptmann (S. 147); der Klerus des Landes ist mit Bewußtsein poesiefreundlich, und nur vor übermäßiger literarischer Eitelkeit will der seelenkundige Propst ihn warnen. Die Gottesgelehrtheit gilt als eine Wissenschaft des Heils, die man nicht engherzig betreiben, vielmehr zuerst an sich selber gründlich erproben und dann erst dem Volke bringen muß (S. 232); als oberster Grundsatz wird dabei aufgestellt: „Allseitige harmonische Ausbildung der Persönlichkeit und aller ihrer positiven Kräfte" (S. 200). Hiemit entstand nicht gerade ein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes, wohl aber ein wahrheitsgetreues Faksimile der geistlichen Schule, mit deren festgefügten Zöglingen es jeder zu tun hat, der sich in Tirol mit Wissenschaft, Dichtung, Kunst, Politik und Bildern täglicher Lebensweise befassen will. Der Wanderer, der nicht bloß Berge anlaufen und Hüttenwirte kennen lernen, sondern auch in das Volkstum schauen will, gehe an diesem bedeutsamen Pastoralroman nicht vorüber!

Ein Sammelbändchen mit Erzählungsproben fast von allen genannten Autoren und von vielen anderen erschien unter dem Titel „Tiroler Novellen der Gegenwart", herausgegeben von Anton Dörrer.[9] Es spiegelt die Vielheit und Buntheit der bodenständigen Volksschilderer, verzeichnet von jedem die wichtigsten Lebensdaten, ist vollgerüttelt von Kreuzköpfen, Sinnierern und Empfindungskämpfen, und sollte im Rucksack keines Touristen fehlen. Dieses tirolische Paradies der leiblichen Erholung verdient im Vorbeigehen auch einige geistige Aufmerksamkeit.

Überblicken wir das Ganze der Nachkriegsleistungen, so ergibt sich, daß die Tiroler vom Norden und Süden des Brenners noch mehr als vor dem Kriege ihrer Sonderart sich bewußt sind, sie schätzen, pflegen, beobachten und der übrigen Welt erklären. Sie haben die Literatur als die große und fast einzige Waffe, die ihnen zur Erhaltung ihrer Einheit geblieben ist, erfaßt und gebrauchen sie eifrig. Wo deutsche Dichtung so blüht, ist für das Fortleben der deutschen Sprache nicht zu fürchten.

Echo der Bühnen

München

„Trommeln in der Nacht". Komödie in fünf Bildern von Bert Brecht. (Uraufführung in den Münchener Kammerspielen am 23. September 1922.)

Diese Äußerung eines temperamentvollen Menschen hätte leicht mehr werden können, wenn es derzeit üblich wäre, Dramen zu bauen. Immerhin spürt man hier Ansätze, über die Bildersucht wenigstens zu einer gesteigerten Handlung zu gelangen, und schon dies gibt einem frohere Hoffnung für den Verfasser. Wenn sein Erlebnis den ganzen Stoffkreis, den er wählte, oder der ihn wählte, in seinen Bann gezwungen hätte, so gäbe es jetzt ein Drama der Übergangszeit vom Krieg zur Revolution.

Das Erlebnis hat sich jedoch fruchtbar nur für die Hauptgestalt erwiesen, für den nach jahrelanger afrikanischer Gefangenschaft heimkehrenden Soldaten, der in die Revolution hineingerät. Der hat den leidenschaftlichen Ton echten Menschentums, das von ungeheurem Leid bis an den Rand des Irreseins gepeitscht ist. Er hat die Gedrücktheit seiner Knechtschaft in sich und das große Gefühl, das aus dem bestandenen Leid in den einfachen Naturen wach geworden ist. Er lebt in der inneren Gesetzlichkeit dieser Welt, die eine andere Ordnung in sich trägt, als die europäische Staatsordnung, unbewußt, dumpf, mit schicksalsvoller Notwendigkeit.

Wie aber in Wirklichkeit aus dem Zusammenstoß dieser Welt mit der geschichtlichen Tradition nichts Befreiendes entstanden ist, so versandet auch im Drama der Konflikt, weil, wie schon gesagt, das Erlebnis des Dichters die Umgebung des Helden nicht gleich stark in seinen Bann gezogen hat. Diese Umgebung ist nicht aus ihren Wurzeln erfaßt, die weibliche Gegenspielerin ist etwas leer und oberflächlich geschaut, das schieberische Bürgertum konventionell gegeben, die ins Unrecht gestoßene Masse nicht von tragischen Scheinen beleuchtet. Diese Masse hätte aus demselben Urgrund entwickelt werden müssen, wie der Soldat, aus dem Leid, weniger aus dem weichen Schlamm der Großstadt. Doch tauchen auch hier einzelne wuchtige Schicksale auf, die für die Begabung des Verfassers zeugen, der wohl nur noch zu jung ist, um seine Gesichte völlig herauszuarbeiten.

Das Motiv der Trommeln, die durch die aufgewühlte Nacht die Handlung begleiten, hat einen starken Stimmungsgehalt, der sich zuweilen zu symbolischer Wirkung erhebt. Auch da vermißt man noch das letzte Zusammenzwingen mit den Einzelheiten der Handlung.

Jedenfalls muß man den Weg des Verfassers, von dem ein noch nicht gespieltes Drama mir einen weit geschlosseneren und ursprünglicheren Eindruck hinterließ, mit Aufmerksamkeit verfolgen.

Ludwig Gorm

Echo der Zeitungen

Die steile Stufe

Die überhandnehmende Notlage zwingt heute bereits viele aus unserem Kreise sich einen andern Erwerb zu suchen als den, den ihnen ihr schriftstellerischer Beruf bisher bot. In seinem Aufsatz „Überführung geistiger Arbeiter in praktische Berufe" (Berl. Tagebl. 441) läßt J. von Bülow die vorhandenen Möglichkeiten Revue passieren, er bietet damit wertvolle Fingerzeige, und einiges daraus sei hier wiedergegeben:

„In Berlin wird versucht, die geistigen Arbeiter, die zum Nachweis kommen, in die Abteilung einzureihen, denen ihr Beruf äußerlich am nächsten steht. So wird der Schriftsteller nach einigen Fragen der kaufmännischen Abteilung überwiesen. Da wird er dann versuchsweise den Arbeitgebern zugesendet, die einen höher gebildeten Angestellten wünschen. Am ersten kommen die Banken in Betracht. Bei ihnen sind schon viele Schriftsteller untergekommen, doch ist da Voraussetzung die Jugend, weil die Großbanken Pensionskassen haben, für die ältere Neulinge zu belastend wären. Auch die Syndikatsbureaus größerer Werke sind aufnahmefähig für Schriftsteller, besonders, wenn diese einen akademischen Grad erreicht haben. Ebenso kommen die Werbeabteilungen für sie in Betracht. Immerhin wird die

[9]) Leipzig 1920, Reclam. 318 S.

Zahl der angebotenen Stellen viel zu klein sein, wenn sich die Not der freien Schriftsteller vergrößert, sie in Massen untergebracht werden sollen."

Weiterhin heißt es:

„Umlernen — das ist schwer und zeitraubend, und die Lehrzeit hindurch zu leben, wird den meisten nicht möglich sein. Da gibt es nun eine tatsächliche Hilfe durch den Staat. Arbeitgeber, die bereit sind, solche Arbeiter einzustellen, die umlernen wollen, erhalten dafür, daß sie diese Leute voll bezahlen, obwohl sie anfangs noch unproduktive Arbeit leisten, einen sehr erheblichen Staatszuschuß, der im Verhältnis zu der Erwerbslosenunterstützung steht, die sonst für den betreffenden Arbeitslosen gezahlt werden müßte. Mit anderen Worten: der Umlernende wird während der Lehrzeit voll bezahlt wie jeder andere ungelernte Arbeiter. Und das ist heute zum Leben vollkommen ausreichend. Denn die Arbeiter sind alle durch Tarife geschützt.

Die Branche ist da gleichgültig. Wenn sich der Lehrherr findet und wenn nach Ansicht der Behörden in dem betreffenden Gewerbe Aussicht auf dauernde Beschäftigung vorliegt, so geht alles weitere seinen Gang. Nicht einmal Mittellosigkeit ist Voraussetzung, sondern nur Erwerbslosigkeit und drohende Verelendung. Wer noch über 10000 M. verfügt, gilt noch nicht als unterstützungsbedürftig, doch ist auch die Summe dehnbar, unter Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse.

Die Möglichkeit ist also da, den geistigen Arbeitern zu helfen, wenn auch nicht in befriedigender Weise, so doch in einer, die das Leben fristen hilft. Nur darüber soll sich keiner täuschen: Nach acht Stunden Lohnarbeit ist nur den wenigsten noch die Möglichkeit gegeben, produktiv zu schaffen. Körperliche Arbeit ruht den Geist nicht aus, das anzunehmen, wäre ein gefährlicher Irrtum. Nur ganz junge, ganz spannkräftige Leute können danach noch geistig schaffen.

Aber schließlich wird ja die Zeit des Elendes, in der wir uns befinden, auch einmal ein Ende haben, und dann bleibt immer die Rückkehr in den alten Beruf. Die Arbeitspause wird den wenigsten schaden, vor allem nicht den wahren Talenten. Das hat die Kriegszeit gelehrt. Die hat viele aus der schaffenden Arbeit jahrelang hinausgerissen, ohne daß sie nachher einen Schaden davon verspürten.

Mein Rat ist zusammenfassend der: Wer klar sieht, daß er in seinem Beruf nicht mehr lange zu leben findet, und noch die Energie hat, neues zu lernen, der gehe lieber heute als morgen daran. Es werden heute noch nicht viele sein, die in Betracht kommen, morgen werden es Tausende von uns müssen. Den Weg zeigt der nächste Arbeitsnachweis."

Die Anekdote

Von der Anekdote in ihrer höchsten künstlerischen Ausgestaltung entwirft Hans Franck (Hamb. Nachr., Zeitschrift für Wissenschaft 470) das Bild:

„Die Anekdote begnügt sich keineswegs mit dem Vortrag einer bloßen Wort- oder Geschehnis-Pointe. Ebensowenig aber schielt sie nach dem Ruhmeskranz des Novellen oder Romane formenden Handlungsbildners. Wo sie — ihrer inneren Entstehung nach — von einer Pointe ausgegangen ist, schafft sie dieser einen Unterbau an Menschlichkeit, daß daraus eine Tatkrönung wird, die in dem Glanze des Wortes besonders hell aufleuchtet. Wo aber — im Gegensatz dazu — das menschlich Bewegende die Veranlassung zu der Gestaltung war, da sucht sie in einem Vorgang oder einem Ausspruch symbolhafter, bei aller Außergewöhnlichkeit tiefmenschlicher Kraft zusammenzudrängen. Immer ist das oberste Ziel der Anekdote: Kristallisation eines Geschehnisses zu einem Kunstgebilde von klarschönen Massen und wundervoller Durchsichtigkeit. So unscheinbar sie auf den ersten Blick auch sein mag — geht man nicht hastigen Schrittes daran vorüber, verweilt man, betrachtet man sie von verschiedenen Standpunkten aus, so wird sie stets in vielen Farben spielen. Denn in der wahrhaften Anekdote ist durch einen Künstlerwillen, der von Anbeginn auf das Wesentliche bedacht war, während eines langen inneren Schaffensverlaufes eine große, eine ungeheure Summe von Menschentum auf die kleinste Form gebracht worden. Durch diese künstlerische Verdichtung bleibt der Anekdotenerzähler immer im Zentrum des wahrhaften Dichtertums. Denn nicht oft genug kann daran erinnert werden, daß Dichter sein Verdichter sein im sinnbildlichsten Sinn des Wortes bedeutet. In dem schlackenfreien, zusammengedrängten, sprachkünstlerischen Ausdruck irgendwelcher ergreifender, bewegender, belächelnswerter, schicksalhafter Menschlichkeiten beruht der Hauptwert der Anekdote."

Das Musikalische im Drama

In seinem Aufsatz „Der musikalische Mensch und das Drama" sucht Karl von Felner (Kref. Ztg. Kultur-Umschau 406) den Nachweis zu führen, daß die musikalischen Elemente im Drama mehr und mehr zu entscheidenden werden. Es ist ihm wohl kaum unbedenklich beizustimmen, doch sind seine Ausführungen beachtenswert, wenn er schreibt:

„Das vorwiegend Lyrische aller poetischen, namentlich dramatischen modernen Produkte ist das deutlichste Symptom dafür, daß alle seine Poesie des Erlebens schon unbewußt musikalisch empfangen und geboren, daß sie eben die Poesie des musikalischen Menschen ist. Der viel gebrauchte und mißbrauchte Begriff der Stimmung ist nichts als eine unklare Umschreibung für musikalische Schwingung. Es ist durchaus kein sogenannter glücklicher Zufall, etwa eine abnorme Laune der Natur — die Natur hat überhaupt keine Launen, wie der launische Mensch nach sich selbst annimmt — daß das größte dramatische Genie nach Shakespeare und Kleist mit der scheinbar doppelten musikalisch-poetischen Schöpferkraft begabt war: es war Naturnotwendigkeit in der glücklichsten, vollendeten, individuellen Erscheinung. War das Musikalische bis dahin bis zum Höhepunkte seiner Alleinherrlichkeit in Beethoven gelangt, so bedeutete sein nächster Schritt darüber hinaus geradezu einen Auflösungsfaktor für jene Poesiegattung, die wir als Nachkommen der redenden Plastik des griechischen Dramas bis zu unserer Epoche fortgeführt haben. Hatte schon das Drama Shakespeares die plastisch-antiken Formen des Dramas gesprengt (ohne daß Shakespeare das griechische Drama kannte — also in sicherster triebhafter Naturnotwendigkeit!), so suchte das Drama Schillers aus den inzwischen auf uns gekommenen griechischen Kulturtrümmern (also in didaktischer Absichtlichkeit!) nochmals eine uns angepaßte Erneuerung und aus ihr eine neue dramatische Form zu gewinnen. So konnte das Neue nicht erstehen; wir erhielten es erst mit der musikalischen Umschmelzung der ganzen Kulturmaterie und im Erkaltungsprozesse der musikalisch-dramatischen Gestaltung in neuen reinen Kristallen. In der Tat hat kein Wortdrama neben und seit der Schöpfung des Musikdramas dessen Monumentalität auch nur annähernd erreicht. Alle Emanzipationsakte der dramatischen Kunst zurück zum reinen Wortdrama sind, selbst in den vorzüglichsten Fällen, wenigstens bis heute, nichts als natürliche Reaktionsphänomene gegen das Drama des musikalischen dramatisch-schöpferischen Menschen, Versuche künstlicher Reinkulturen außerhalb der lebendigreifen musikalischen Kulturzone. Als solche mußten sie auf halber Höhe stehen bleiben; wie alle gleichzeitigen rein musikalischen Formulierungen wieder im weiten kulturellen Abstande vom Musikdrama blieben. Vor den logisch hier sich anschließenden Mutmaßungen einer Weiterentwicklung mache ich Halt. Wir sind wohl zu einer historisch-analytischen Geschichte der Genesis der künstlerischen Phänomene verpflichtet, nicht aber zu einer synthetisch-ästhetischen Spekulation über die vorhandenen realen künstlerischen Werte hinaus berechtigt."

Zur deutschen Literatur

Auf Grund der neu entdeckten Goethehandschriften schildert E. W. Pawel Goethes religiöse Krisis (Voss. Ztg. 177). — Auf die Bedeutung des neuen Goethefundes macht Rudolf Schade (Kreuz-Ztg., Lit. 39) aufmerksam. — Die Goethebiographie von Georg Brandes wird von H. A. Korff (Frankf. Ztg. 701 — 1 M.) durchaus wohlwollend beurteilt, doch bleibe es fühlbar, daß Goethe Brandes doch sehr viel ferner stehe, als wir es tun. — Als Typus „Die Frau des Genies" betrachtet Philipp Witkop Christiane; darüber wird (Rhein.-Westf. Ztg. 810) Bericht gegeben. — Zu der Frage, ob Schiller das Griechische beherrscht habe, ergreift Nestle nochmals das Wort (Staatsanz. f. Württ. Bes.-Beil. 10).

Auf die E. T. A. Hoffmann-Nummer des „Hamb. Echo" (Neue Welt 11) ist hier bereits aufmerksam gemacht worden, wir sind heute in der Lage, die einzelnen Beiträge zu verzeichnen: Arthur Sackheim „E. T. A. Hoffmann"; W. B. T. „Hoffmann und wir"; Max Hochdorf „Hoffmann, der Bühnenheld"; Weem „Hoffmann und die Musik"; „Dichterglossen zu Hoffmann". — Im Anschluß an die nachgelassenen Vorträge von Norbert v. Hellingrath schreibt Friedrich Seebaß (Braunschw. Landesztg., Lichtung 9) über Hölderlin. — Ein Bild von Caroline von Humboldt entwirft Frau Charlotte Ullmann (Hannov. Kur. 456/57). — An Luise Brachmann, die einst Novalis in die Literatur einführte, erinnert Carry Brachvogel (Münch. N. Nachr. 415). — Zur Geschichte der kleinen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm machte H. Gürtler (†) dankenswerte Mitteilungen (Köln. Volksztg. Neue Zeit 40). — Über Eichendorff und die neue Eichendorff-Biographie von Hans Brandenburg liegen zwei von warmer Anerkennung getragene Aufsätze vor: Bonifaz Rauch (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 39) A. (Tägl. Rundsch. Unter.-Beil. 194). — Viktor Wall schreibt (N. Wiener Tagbl. 224) über Nikolaus Lenau als Geisteskämpfer und (N. Wiener Journ. 10 339) über Nikolaus Lenau und die Frauen. — Die Beziehungen Annette von Drostes zur Schweiz untersucht Eduard Arens (Köln. Volksztg. 770).

Ernst Elias Niebergall widmet Karl Neurath eine dankenswerte Studie (Weser Ztg. 560, 586). — Die Erinnerung an den „vergessenen deutschen Fabeldichter" Johann Benjamin Michaelis (gest. am 15. Sept. 1722) weckt Waldemar Gröhn (Tag 292).

Dem „Meister der Bauerngeschichte" Jeremias Gotthelf widmet P. N. eine Betrachtung gelegentlich des 125. Geburtstages (4. Okt.) (Rhein.-Westf. Ztg. 804). — Mit Stifters „Nachsommer" beschäftigt sich Hermann Herrigel (Frankf. Ztg. 682 — 1 M.) — Ernst Lissauers bedeutsamer Aufsatz über Fontanes Lyrik wird (Hannov. Kur. 460/1) fortgeführt. — Über Wilhelm Raabe in italienischer Beleuchtung (Lorenzo Bianchi) schreibt Heinrich Goebel (Münch. N. Nachr. 405 u. a. O.). — Ein wertvolles Erinnerungsblatt an Hermann Conradi bietet Max Stempel (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 195). — Auf einen unbekannten Roman Peter Roseggers weist Hans Ludwig Rosegger (Tag, 3. Okt.). — Einen beachtenswerten Aufsatz über Reinhard Johannes Sorge schreibt Emil Heß (N. Zür. Ztg. 1285). — Als einen Führer unserer Tage betrachtet Karl Peter Cäsar Flaischlen (Königsb. Hart. Ztg. Lit. Rundsch. 460). — Zu Richard Dehmels Briefen ergreift Arthur Eloesser das Wort (Prag. Presse 265).

Zum Schaffen der Lebenden

Gerhart Hauptmann ist eine Nummer (14) der Neuen Welt, Beilage des Hamburger Echo gewidmet: „Gerh. Hauptmanns Sendung" von Fritz Ph. Baader; „Hauptmanns Drama und die hamburger Arbeiterschaft" von C. A. Hellmann; „Vor Sonnenaufgang" von Walther Bontin; „Hauptmann-Feier und Politik". — Über „Gerh. Hauptmann und Goethe" schreibt Hans Knudsen (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 799). — Der Aufsatz von Fritz Droop über Wilhelm Schmidtbonn wird (Weser-Ztg. Lit. Beil. 153) wiedergegeben. — Zu Wilhelm Hegeler und seiner Entwicklung bemerkt S. v. Klösterlein (Hannov. Kur. Unt.-Beil. 472/3): „Der Wille zur Wahrheit, auch auf die Gefahr der Plattheit im Dialog, bestimmt, wenn nicht den Aufbau, so doch den Ton der früheren Romane. Eine gewisse Rauheit und Härte, eine Prägnanz, die durch ihre Eckigkeit manchmal verletzt, und der das Letzte doch entgleitet, ist charakteristisch für den Schilderer der Leiden Horstmanns und des Pastor Klinghammer. Wenn man damit einige Seiten aus dem Schlußteil der „Zwei Freunde" vergleicht, so wird man finden, daß der neue Ton nicht nur eine Befreiung von kunsttheoretischen Fesseln und eine größere Geschmeidigkeit, sondern vor allem ein Wachstum der Seele bedeutet. Auch für Hans Bokelmann, dem der beiden Freunde, der es wirklich ist, kommt die Stunde, da die Glasbläsereien seines Jugendtraumes zerbrechen. Aber der klirrende Ton zerbricht nicht auch ihn, sondern weckt eine neue Saite seiner Seele. Während Hegelers frühere Gestalten im Ringen um ihre Wiedergeburt zugrunde gingen, findet er den Weg zu einem neuen, seinem eigentlichen Leben." — In einem Aufsatz von Max Spanier über Richard Wenz (Köln. Ztg. Stadtanz. Unt.-Beil. 80) liest man: „Fragt man sich, wieso Richard Wenz, der schon so viele Romane, Novellen und Skizzen geschrieben, sogar seinen rheinischen Landsleuten wenig vertraut ist, so findet man die Antwort schnell. Seinen Arbeiten fehlt all das, was das Lesepublikum zu Ullstein und Engelhorn lockt, Sensation oder erotisches Feuerwerk. Der Dichter selbst ist kein Vordränger, sondern ein stiller Einsamer, der verträumt durchs Leben zieht. Auch hat er nicht das Glück gehabt, einen jener großen Verleger gefunden zu haben, die den Autor „machen". Die Wenzschen Romane atmen Heimaterde. Irgendwo im Moseltal und seinen Bergen muß seine Heimat sein, und seine Sehnsucht wirft ihn stets dorthin, wo das Maar träumt, Ebereschen am Wegrand glühen, stumme Mahner alter Burgmauern Längstvergangenes raunen, wo die Traube von sonnigen Hängen grüßt und ein erdstarkes Geschlecht über fruchtbaren Ackerboden schreitet. Seine Gestalten sind so eigenwillige Kinder, ja fast zu eigenwillig, daß man ein eigenartiger Mensch sein muß, um mit seinen trotzigen Gestalten zu fühlen und zu leiden." — In einer Charakteristik der Dichterin Dora Barnos von Anton Schnack heißt es (Kref. Ztg. 417): „Ihre Proben sind Versuche im Romantischen. Versuche, aber noch nicht vollkommene Geglücktheiten. Doch ihre Romantik wurzelt nicht allein in trunkener und rätselhafter Naivität, nicht allein in einer voll Blau und Dämmerung stehenden Seele, sondern auch in einer gewissen Schicht weltmännischer Geistigkeit — um nicht zu sagen Intellektualismus — die nicht überstark ist, nicht das vorherrschende Element ihrer Wesentlichkeit bildet, aber fraulich kultiviert mit viel Spiegelglanz versehen, sehr für das Farbige und Vielfältige empfänglich und reagierend ist. Doch schließt der Humus Geistigkeit nicht eine Unterströmung Sentimentalität aus, die als störend gefühlt wird, als unträchtig und disharmonisch, gegen die gekämpft wird mit Analyse und Beobachtung. Dies alles wirkt sehr reizvoll und helläugig. Dies alles gibt dem Pastell ihrer Novellen eine ganz bestimmte Nuance von Reiz und Farbe." — Zu Ilse von Stach äußert sich Hans Benzmann (Germ. Sonntagsbeil. 538): „Die beiden Gedichtbände von Ilse von Stach „Missa poetica" und „Requiem" (beide im Verlage Jos. Kösel, Kempten und München), die für die religiöse Lyrik der Dichterin vornehmlich in Frage kommen, sind ganz der inbrünstige feierliche Ausdruck eines unbeirrbaren Glaubens. Kennzeichnend ist, daß jede Sammlung eine liturgische Einheit darstellt. Wenn auch in persönlichen dichterischen Intuitionen und Vergeistigungen, Deutungen und Erlebnissen der Andacht und Erhebung, so folgen die Gedichte dort dem großen Vorbilde der Messe, hier dem des Requiems. Fugenartig strömen Empfindungen und Gedanken aus der Tiefe der Seele, musikalisch und harmonisch fließen sie ineinander, die Leiden und das Ringen, die Schuld der Seele lösen sich auf in Andacht und Bekenntnis. Das problematische Element ist nicht schöpferisch unmittelbar

tief in die Seele greifend. Das religiöse Empfinden ist stärker als die poetische Gestaltungskraft. Das darf nicht verkannt werden. Aber man findet, namentlich in der Hymnenreihe des „Requiems", auch seelisch eigenartige Gesänge."

Zu Max Dreyers 60. Geburtstag sind die Aufsätze von Ernst Lemke (Rhein.-Westf. Ztg. Kunst 779) und von Ernst Sander (Braunschw. Landesztg. 266) nachzutragen. — Zu Wilhelm Lobsiens 50. Geburtstag bleibt der Aufsatz von Richard Dohse (Hamb. Nachr. Zeitschr. f. Wissensch. 457) bemerkenswert. — Zum 60. Geburtstag von Otto Ernst (7. Oktober) schrieben den Gruß: Adolf Bartels (Kreuz-Ztg. 447); C. A. P. (Hamb. Nachr. 467); Hanns Martin Elster (Anh. Anz. Aus Zeit 236). Elster meint: „Die große Besinnung auf seine deutsche Art wurde für Otto Ernsts Persönlichkeit entscheidend. Sein Nachkriegsroman ‚Hermannsland' stellt klar die Aufgabe unserer Zeit vor uns hin: in unsern Kindern Deutschland wiederaufbauen. Es geht von Otto Ernsts Werk und Persönlichkeit ein Geist aus, der entscheidende Macht unter der deutschen Jugend und den Eltern gewinnen muß. Möglich ist dies ohne weiteres, weil Ernst es auch als Lyriker versteht, im gleichen Sinne ans Herz zu rühren, weil er in Vers wie in Prosa die Hoffnung auf bessere Zeiten wacherhält. Er weiß es — wie Asmus Semper — aus Erfahrung: nach dunklen Tagen kommt doch immer wieder Sonnenschein, auf Trauer folgt Frohsinn. Otto Ernst weckt Mut und Zukunftsstreben in uns. Deshalb soll sein 60. Geburtstag überall gefeiert werden."

Den Dramatiker Bert Brecht charakterisiert Hubert Ihering in den Zeilen (Berl. Börs. Cour. 467): „Der vierundzwanzigjährige Dichter Bert Brecht hat über Nacht das dichterische Antlitz Deutschlands verändert. Mit Bert Brecht ist ein neuer Ton, eine neue Melodie, eine neue Vision in der Zeit. — Nicht das ist das künstlerische Ereignis, daß Bert Brecht in seinem ersten Stück „Trommeln in der Nacht" Zeitereignisse gestaltet, die bisher beredet wurden. Das Ereignis ist, daß die Zeit als Hintergrund, als Atmosphäre auch in den Dramen ist, die jenseits aller stofflichen Aktualität sind. Brecht ist in seinen Nerven, in seinem Blut vom Grauen der Zeit durchdrungen. Dieses Grauen ist als fahle Luft und halbes Licht um Menschen und Räume. Es ballt sich in den Spielpausen und in den Szeneneinschnitten. Es läßt die Figuren frei und schluckt sie wieder ein. Die Gestalten phosphoreszieren. — Brecht empfindet das Chaos und die Verwesung körperlich. Daher die beispiellose Bildkraft der Sprache. Diese Sprache fühlt man auf der Zunge, am Gaumen, im Ohr, im Rückgrat. Sie läßt Zwischenglieder weg und reißt Perspektiven auf. Sie ist brutal sinnlich und melancholisch zart. Gemeinheit in ihr und abgründige Trauer. Grimmiger Witz und klagende Lyrik."

Mit Franz Nabls Roman „Die Galgenfrist" setzt sich Viktor Wall (Deutschösterr. Tagesztg. 177) kritisch auseinander.

Auf Ernst Martins Schrift „Der Schwank" (Filser u. Co., Augsburg) macht Arthur Silbergleit nachdrücklich aufmerksam (Berl. Börs. Ztg. 437). — Harry Kahn erblickt in Max Picards „Der letzte Mensch" (E. T. Tal u. Co., Wien) ein „flammendes Pamphlet gegen die Menschheit dieser Zeit" (Pester Lloyd 214). — Oskar A. H. Schmitz' Aufsatz über Thomas Mann „Der Typus des großen Schriftstellers" wird (Kref. Ztg. 398) wiedergegeben.

Zur ausländischen Literatur

Über den Sinn der geistigen Kämpfe des modernen Frankreich schreibt Hermann Platz (Köln. Volksztg. Neue Zeit 764). — Neufranzösisches Schrifttum unterzieht Franz Wugk einer Betrachtung (III) (Kreuz-Ztg., Lit. 40). — Shakespeareprobleme behandelt Werner Kautzsch („Ein Vielumstrittener" Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 786). Die in Aussicht stehende neue englische Shakespeareausgabe der Shakespeare League kennzeichnet Karl Arns (Mannh. Tagebl. 224). — H. G. Wells' neuer Roman „The secret places of the Heart" analysiert Helene Richter (N. Fr. Pr. Wien 20 863). — Das Haus, in dem E. Allan Poe in Neuyork wohnte, beschreibt Henry F. Urban (Münch. N. Nachr. 407).

Unter der Überschrift „Der gute alte Holberg" erinnert Heinrich Goebel (Berl. Tagebl. 438) an Holbergs 200jähriges Bühnenjubiläum, die Holberg-Tage in Kopenhagen werden (Köln. Ztg. Lit. Bl. 682 a) geschildert.

Die von Karl von Eisenstein (Heinrich Minden, Dresden) veranstaltete deutsche Sova-Anthologie würdigt und anerkennt Paul Eisner (Prag. Presse 268).

Von dem argentinischen Schriftsteller, Schauspieler, Dichter und Redner Belisario Roldán wird (Köln. Ztg. Lit. Bl. 700 a) ein lebendiges Bild entworfen: „Im letzten Jahre seines Lebens hat Belisario, wie man ihn kurzweg nannte, kaum noch öffentlich gesprochen. Er hatte sich der dramatischen Produktion zugewandt und durch sie Ehren sowie das ach so dringend benötigte Geld verdient. Sein Versdrama El rosal de las ruinas gehört zu dem festen Bestand des argentinischen Nationaltheaters und erweist bei jeder Neueinstudierung seine unverwüstliche Zugkraft. Nur im engern Freundeskreise ergriff er noch manchmal das Wort zu einer Tischrede oder, noch lieber, um Anekdoten zu erzählen, eine Kunst, in der er gleichfalls Meister war. Aber das letztemal, als ich ihm zuhören konnte, wurde er in seinen Erzählungen von einem schweren Husten- und Erstickungsanfall unterbrochen, so daß er die Tafel verlassen mußte. Er hat dann in dem Kurort Alta Gracia, in den Bergen der Provinz Cordoba, Linderung für sein unheilbares Leiden gesucht, ohne sie zu finden. Als die Anfälle sich mehrten, hat er eines Tags seinen Schreibtisch geordnet, auf einem Blatt Papier mit wenigen Worten Abschied von den Seinigen genommen und dann zum Revolver gegriffen."

„Deutsch-französische Theaterverständigung" von Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 443).

„Deutsche Klassik und Romantik" (Zu Fritz Strichs gleichnamigen Buch) von Guido K. Brand (Germ. Sonntagsbeil. 538).

„Literatur-Bolschewismus" (zu Max Hermann-Neiße „Bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat") von Erich Everth (Voss. Ztg. 475).

„Rudolf Bernauer: Die Forderungen der reinen Schauspielkunst" von Karl von Felner (Kref. Ztg. Kult. Umsch. 392).

„Literaturerschließung" von E. K. Fischer (Tag, Unt. Rundsch. 290).

„Die Formen der Erzählung" von Hans Franck (Berl. Börs. Cour. 465).

„Der Sinn des Expressionismus" von Egon Friedell (Prag. Pr. Dichtung 40).

„Schundliteratur im 18. Jahrhundert" von Hans Gäfgen (Kreuz-Ztg., Lit. 40).

„Die Schweiz im deutschen Geistesleben" von Hans Gäfgen (Königsb. Hart. Ztg. Lit. Rundsch. 472).

„Welttheater" von Oskar Jancke (Kref. Ztg. 408).

„Ein offener Brief an Henri Lichtenberger" von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1279).

„Lob des Mimus oder Mimus und Mimus-Rummel" von Hans Knudsen (Berl. Börs. Cour. 469).

„Die Verjudung der deutschen Literatur" von S. Meisels (N. Wiener Journ. 10 332).

„Theaterreform durch Besucherorganisationen" von Erich Murawski (Kref. Ztg. 390).

„Das deutsche Drama der Gegenwart" von Karl Neurath (Mannh. Tagebl. 251).

„Begriff und Grenzen der mundartlichen Literatur" von Karl Neurath (Weser-Ztg. 579, 581).

„Der Niedergang der berliner Theaterkultur" von Ernst L. Stahl (N. Bad. Landesztg. Aus Kunst 493).

„Eigennamen als Wortschöpfer" von M. Ostrop (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 806).

Echo der Zeitschriften

Imago. VIII, 3. In seinem Aufsatz „Der Mythus der Erde" gibt Emil Lorenz gute Übersicht darüber, was die Erde dem primitiven Menschen bedeuten mußte. Es heißt da:

„Ein Teil der Libido, welcher an der Mutter-Imago haftet, mußte auf die Erde übertragen werden. Zugleich ergibt sich aber daraus eine im Vorbeigehen festzustellende Modifikation an der Hypothese, welche den Ackerbau als die Grundlage der Mutter-Erde-Vorstellung betrachtet, in dem Sinne, daß es vielmehr der Hackbau ist, aus dem die mythische Vorstellung erwachsen ist.

Auf jeden Fall haben wir bis jetzt den Zusammenhang eines Mythus oder einer mythischen Vorstellung mit den Lebensbedingungen einer bestimmten Kulturstufe festgestellt. Das läßt nun dem Wunsche Raum, die Entwicklungsreihe noch weiter nach rückwärts zu verfolgen. Hier kommt uns nun die Erwägung zu Hilfe, daß das psychische Integral als ein ebenso altes und wichtiges determinierendes Moment das des Schutzes enthalten muß. Denn die Mutter ist ebensosehr schützende wie ernährende Macht. Dieses Motiv ist sogar vielleicht noch älter. Bereits vor dem Auftreten des Hackbaues (spätpaläolithische Periode) gibt es schützende Erdhöhlen, Grotten und überhängende Felsendächer (Abris). Eine ähnliche Überlegung wie zuvor ergibt, daß diese als Zufluchtstätten vor allem Ungemach der Witterung, vor wilden Tieren und Feinden unter den Mitmenschen sowie als Aufenthaltsort der Frauen, zu dem die Männer von Gefahren und Abenteuern zurückkehren, als etwas Weiblich-Mütterliches empfunden worden sind."

Deutsche Revue. XXXXVII, Okt. Von der Shakespearebühne gibt Friedrich Brie eine sehr klare Vorstellung, wenn er unter Vergleich mit den modernen Darstellungsmöglichkeiten ausführt:

„Die dreiteilige Bühne Shakespeares arbeitete folgendermaßen: Während auf der Vorderbühne eine Handlung vor sich ging, konnte auf der Hinterbühne hinter dem geschlossenen Vorhang die Dekoration gewechselt werden. Die Verbindung der beiden Bühnenfelder ermöglichte etwas, was die moderne Bühne kaum nachzumachen imstande ist, das sichtbare Sichbewegen der Spieler von einem Orte nach dem anderen, etwa von einem Zimmer ins andere. Da mit Hilfe der immer fertigen Oberbühne drei Spielfelder zu Gebote standen, konnte nach mittelalterlicher Art ohne jede Pause gespielt werden. Dieses pausenlose Spiel, das schon in der Antike üblich gewesen war, bot außerordentliche Vorzüge. An und für sich würde es sich mit Hilfe der Drehbühne auch heute wieder ermöglichen lassen, aber die Theaterdirektoren machen mit Rücksicht auf ihr künstlerisch zu wenig erzogenes Publikum kaum Gebrauch davon. Als ein vollgültiger Ersatz kann indessen auch die moderne Drehbühne schon darum nicht gelten, weil die Verdunkelung beim Szenenwechsel den Zuschauer allzusehr aus der Illusion reißt. Auf der anderen Seite hafteten aber auch, vom modernen Standpunkt aus gesehen, der Shakespearebühne schwere Mängel an. So fehlten der Vorderbühne, die ja ganz frei in die Arena hineinsprang, selbstverständlich alle Kulissen, und auch die Hinterbühne verfügte statt deren nur über allerhand Vorhänge, über deren Beschaffenheit wir nicht genauer unterrichtet sind. Alles, was zur Unterstützung der Illusion da war, waren Möbel und Versatzstücke, Bäume, Zäune, Lauben, Brunnen, Denkmäler usw., die man auf die Vorder- oder Hinterbühne stellte. Standen diese Gegenstände aber einmal auf der Vorderbühne, so konnten sie während des Stückes von dort kaum wieder entfernt werden, da die Vorderbühne ja über keinen Vorhang verfügte. Ein Brunnen oder Baum blieb ruhig in den Zimmerszenen stehen, ohne daß das Publikum daran Anstoß nahm. Schwieriger lag der Fall, wenn jemand im Verlauf der Handlung auf der Vorderbühne getötet wurde; dann konnte er allerdings nicht liegenbleiben, sondern der Leichnam mußte irgendwie herausgetragen werden.

An die Illusionsfähigkeit des Zuschauers wurden auch sonst Ansprüche gestellt, denen ein heutiges Publikum nicht mehr gewachsen wäre. Während wir heute die Tageszeit durch Lichteffekte andeuten und den Ort und die Jahreszeit durch Kulissen, mußte auf der Bühne Shakespeares all das durch die Worte des Schauspielers und die Mimik angedeutet werden. Aus dem Benehmen von Bernardo und Francisco, die einander zu Beginn des ‚Hamlet' anrufen, schloß der Zuschauer, daß es Nachtzeit sei. Die gespenstige Nacht, in der Duncan ermordet wird, die Heide im ‚König Lear' und der Mondschein im ‚Kaufmann von Venedig', wurden dem Publikum nur durch die Worte des Schauspielers vermittelt. Gelegentlich wurde die Nachtzeit auch so angedeutet, daß Personen mit brennenden Fackeln oder Lichtern auftraten."

Neue Elsässer Hefte. I, 7. Von dem verstorbenen Arthur Babillote, der auch zu den Mitarbeitern des „Lit. Echo" gehörte, werden Ausführungen über René Schickeles Lyrik geboten, die beachtenswert erscheinen:

„Hier habt ihr die Abgrundtiefe, das Geheimnisvolle dieses Dichtergehirns. Es ist viel Grübelei in seinen Versen; das Herz spricht nicht das entscheidende Wort, das Herz klingt nur die Begleitung zur berauschten Melodie seines Hirns. Das macht seine Verse so quälend, so atemraubend und wuchtig. Man spürt das Gären einer Gehirnmasse in ihnen. Auch von Taten der Weltgeschichte, von plastischen Menschen singt er. Ich denke da an seinen ‚Julian'. Der Tod des Apostaten wächst riesig aus den straffen Zeilen des ersten Teils dieses Gedichtes. Aus allen Worten starrt eine ins Riesenhafte gedehnte Schwüle. Lest sie laut, diese Verse! Und es wird euch sein, als hörtet ihr ein ungeheures Heer weit drüben auf harten Felsen vorüberstampfen. Es wird euch sein, als stünde am Horizont eine gigantische, nachtschwarze Wolke, verderbenschwanger. So sind diese Verse. So sind alle Verse Schickeles, in denen er von Männern der Tat und von Taten der Vergangenheit erzählt. Am machtvollsten braust diese niederzwingende Gewalt in einem Fetzen der ‚Heroika', veröffentlicht im Stürmer (Heft 2, 15. Juli 1902). So ist die Kreuzigung Christi nie gemalt worden. Ich meine, mit solch grellen, blutigen Farben, über denen ein Morgenrot glänzt. Unendlich überschäumend ist die Auffassung. Unklar, zerrissen, sprunghaft. Aber es ist ein Ansatz zu Starkem, ein Ringen nach der Erlösung. Und Ringen nach der Erlösung, das ehrlich gemeint ist, sollt ihr ehren. Das Ziel, das sich Schickele in der ‚Heroika' gestellt, lag weit; eine Gottesenergie gehörte dazu, die sich entgegentürmenden Schwierigkeiten zu bewältigen. So blieb ‚Heroika' ein Versuch. Später ist René Schickele aus diesen Höhen einer durch und durch wesen- und wirklichkeitslosen Phantasie herabgestiegen ins tätige Leben. Aber die ‚Heroika' ist ein wichtiges Dokument für seine geistige Entwicklung. Sie steht seinem Gedichtband ‚Sommernächte' zur Seite und bildet einen Übergang zu der Sammlung ‚Pan, Sonnenopfer der Jugend'."

Dithmarschen. III, 2 u. 3. Von Wilhelm Lobsien, der am 30. September seinen fünfzigsten Geburtstag beging, sagt Hans Ehrke:

„Kampf ist in seinen Büchern, innerer und äußerer. Einzelschicksale sind es zumeist, die er in seinen Novellen ‚Wellen und Winde', ‚Hinterm Seedeich', ‚Wattentod', ‚Das rote Segel' und ‚Renate Elvershoi' darstellt. Da ist ‚Binne Hayens', die mit ihrem Gott zerfallen ist und durch die warme Menschlichkeit des Predigers zu ihm zurückgeführt wird. Da ist Maike Tönnies (‚Rinnender Sand'), die durch die Liebe des verwachsenen Ocke Hehmsen, von Qual befreit, zu stillem Verzeihen eines erlittenen Unrechts kommt. Melf Taden (‚Renate Elvershoi') findet den Weg durch die selbstlose Treue seiner betrogenen Frau. Immer neue

Kämpfe schaut und schildert Lobsien in dieser Einsamkeit. Und der Kampf geht immer um reines Menschentum. Eine alles verstehende und allumfassende Liebe ringt sich sieghaft durch. Nicht gering ist die Zahl der Novellen, die man schlechthin als meisterhaft ansprechen kann. Eine kräftig gestaltende Hand vereinigt fließende Handlung mit einer klingenden Sprache. Stimmung ist in diesen Novellen, die gleichsam lyrisch durchflutet sind, mag er drohende Sturmnacht, sonnenblanken Sommertag oder verglimmenden Abend als Hintergrund für seine Gestalten malen.

Weiter spannt er den Rahmen in seinen Romanen, die von außerordentlicher Gestaltungskraft zeugen. Auf breiter Basis sind sie angelangt. Mit zwingender Folgerichtigkeit baut sich die Handlung auf. Und wieder geht das Ringen um die Menschlichkeit."

Die Neue Rundschau. XXXIII, 9. Eugen Lundbergs Studie über die jüngste russische Literatur entnehmen wir die folgende fesselnde Charakteristik Andrei Bjelis:

„Andrei Bjeli ist in ständiger Bewegung begriffen. Er ist überaus musikalisch, und dieses musikalische Feingefühl für die Welt der Erscheinungen ist wahrscheinlich mit eine der Ursachen für seine Zerrissenheit. Wenn Bjeli in den Zustand der Ruhe versinkt, so hört er vermutlich auf zu sein — entsprechend der Vibrationshypothese vom Wesen der Materie. Er bewegt sich, folglich ist er. Und nicht, daß er sich nur einfach bewegte, — nein, — er fliegt auf, er zerreißt sich in Stücke, er zerstäubt. Wollte man die Dimensionen nach Mereschkowski bemessen, so wirbelt er im unteren und oberen Abgrund.

Wenn ich Bjeli sehe, so glaube ich nur an seinen Willen, alle Stagnation wie ein Feuer zu verzehren und in Wirbel aufzulösen. Darauf beruht sein ganzer Zauber. Das gibt ihm den Stil. Bjelis philosophische Schemata sind gleichgültig. Er fliegt auf den Stern einer neuen Philosophie, wie ein Reisender eine Herberge aufsucht, um dort zu übernachten oder zu speisen, um seine verstreuten Gedanken schnell aufzuschreiben. Steiners Eklektizismus hat ihn verführt. Bjeli pflegt seine Herbergen gar zu schnell mit dem Namen ‚Jerusalem' zu belegen, hat er sie aber einmal so genannt, so zögert er, sich von ihnen zu trennen, obwohl es ihn doch weitertreibt.

Im Werk Andrei Bjelis müssen seine philosophischen Aufsätze als am wenigsten gelungen bezeichnet werden. Die Mischung von Theosophie und Neu-Kantianismus ist eine sehr gefährliche. Bjeli scheint — ihm selber unerwartet — für lange hierin stecken geblieben zu sein, und nun kann er nicht mehr loskommen. Als Dichter hat Bjeli viel Eigenart. In freien, abgerissenen Zeilen formt er eine überraschende, große Symphonie. In der Poetik Bjelis spielt der Laut, die Assonanz eine bedeutende Rolle. In dieser Hinsicht ist er ein höchst bemerkenswerter Theoretiker; seine dichterischen Essays über das Wort und den Laut haben eine große Zukunft."

„Goethe als Theaterleiter." Von Wolrad Rube (Baden-Badener Bühnenblatt II, 108/9).

„Zur Kleist-Literatur." Von Eugen Kilian (Baden-Badener Bühnenblatt II, 103).

„Eine Dichtung von Clemens Brentanos Bruder Christian." Von Herbert Levin (Baden-Badener Bühnenblatt II, 108/9).

„Joseph von Eichendorff." Von Hans Brandenburg (Deutscher Pfeiler II, 7).

„Zu Nikolaus Lenaus 120. Geburtstag." Von Viktor Wall (Roseggers Heimgarten XLVI, 11).

„Paul Heyses ‚Kinder der Welt' im Urteil des Dichters und Emanuel Geibels." Aus dem Briefwechsel von Geibel und Heyse. Mitgeteilt von Erich Petzet (Daheim (LIX, 1/2).

„Zwei österreichische Publizisten: I. Heinrich Friedjung. II. Moriz Benedikt." Von Sigmund Munz (Deutsche Revue 1922, Oktober).

„Das Werk Georg Heyms." Von Kurt Offenburg (Die Glocke VIII, 26).

„Carl Hauptmann." Von Paul Medenwaldt (Baden-Badener Bühnenblatt II, 100).

„Karl Henckell." Von Karl Bienenstein (Roseggers Heimgarten XLVI, 11).

„Gerhart Hauptmann." Von Hans Franck (Das deutsche Drama V, 4).

„Zu Gerhart Hauptmanns Schaffen." Von Fritz Hammes (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 3).

„Gerhart Hauptmanns ‚Armer Heinrich'." Von Martin Dibelius (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 3).

„Arthur Schnitzler. Zu seinem 60. Geburtstag am 15. Mai." Von Friedrich Wallisch (Das deutsche Drama V, 4).

„Der Erzähler Rudolf G. Binding." Von Georg Schott (Neue Blätter für Kunst und Literatur, Frankfurt a. M. V, 1).

„Briefe an René Schickele." Von Kasimir Edschmidt (Neue Elsässer Hefte I, 7).

„Robert Walter." Von Hans Harbeck (Der Freihafen, Blätter der hamburger Kammerspiele V, 2).

„Georg Stammler als Dichter." Von Rudolf Zwengardt (Urquell-Mitteilungen I, 1).

„Georg Kaisers ‚Frauenopfer'." Von Hermann Grussendorff (Baden-Badener Bühnenblatt II, 106).

* * *

„Mäcenas als Liebhaber und Dichterfreund." Von Theodor Birt (Daheim LIX, 1/2).

„Shakespeare und die Musik." Von Julius Bab (Rheinische Thalia II, 4).

„Proben englischer Kriegsdichtung." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, Bd. XXI, 2).

„Zwei italienische Bücher. 1. Gallarati-Scottis ‚Vita di Fogazzaro'." Von Eduard Platzhoff-Lejeune (Die Christliche Welt XXXVI, 38).

„Die Wahrheit über Strindbergs Roman ‚Tschandala'." Von Karl Strecker (Der Freihafen, Blätter der hamburger Kammerspiele V, 2).

„Chinesische Dichtung und Dichter." Von Rolf Gustav Haebler (Baden-Badener Bühnenblatt II, 112).

* * *

„Hamlet." Von Julius Bab (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 3).

„Querschnitt durch das deutsche Drama von heute." Von Lion Feuchtwanger (Der Weg I, 2).

„Der Kampf ums Theater." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt II, 103).

„Dramen-Rückschau." Von Rudolf Kayser (Die neue Rundschau XXXIII, 9).

„Bühne und Drama." Von Heinz Dietrich Kenter (Baden-Badener Bühnenblatt II, 106).

„Theater und Stilgefühl." Von Eugen Kilian (Baden-Badener Bühnenblatt II, 97).

„Drama und Theater." Von Hans Knudsen (Baden-Badener Bühnenblatt II, 104).

„Bemerkungen zum heutigen Drama." Von Manfred Schneider (Deutscher Pfeiler II, 7).

„Zur Bühnengeschichte des Wilhelm Tell." Von Oskar Fritz Schuh (Baden-Badener Bühnenblatt II, 111).

„Der bestrafte Brudermord [Der älteste deutsche ‚Hamlet']." Von Ernst Leopold Stahl (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 3).

* * *

„Stillstand und Ausblick." Von Kurt Heynicke (Hellweg II, 39).

„Der Mühldorfer Streit in deutscher Dichtung." Zum 600. Gedächtnistag der Schlacht von Mühldorf. Von Eugen Kilian (Baden-Badener Bühnenblatt II, 110).

„Vom Problem des hamburger Romans." Von Carl Müller-Rastatt (Der Freihafen, Blätter der hamburger Kammerspiele V, 2).

„Die Religionspsychologie am Scheidewege." Von Oskar Pfister (Imago VIII, 3).

„Das Religiöse in der Kunst." Von Friedrich Schrey (Dithmarschen III, 2/3).

„Die Zeitungskrise." Von Leopold Schwarzschild (Das Tagebuch III, 38).

„Romantik einst und jetzt." Von Arnold F. Stolzenburg (Die Christliche Welt XXXVI, 40/41).

„Faust." Eine Studie zur Entwicklungsgeschichte der bürgerlichen Geistigkeit." Von Richard Wagner (Der Kampf XV, 6).

„Die germanische Wiedergeburt." Von Eberhard Westfal (Hellweg II, 38).

„Rheinische Lyrik." Von Heinrich Zerkaulen (Rheinischer Beobachter 1922, 38).

Echo des Auslands

Serbokroatischer Brief

Die erste autochthone Literaturbewegung, seitdem sich Südslawien als Staat und einheitliche Nation bekennen darf, heißt Zenitimus und ist wie alle Ideen, die genial erfunden, von unbegabten Trabanten jedoch zu Tod und zur Blamage gehetzt werden, eine kritisch zu bekämpfende Angelegenheit. In Agram, der Heimatstadt des Zenitimus, läßt man sich durch derlei Extravaganzen nicht mehr aus seiner prosaischen Verfassung jagen, in Belgrad weiß, glaube ich, kein Mensch etwas von dieser neuen literarischen Erfindung. Nur als Zeiterscheinung verdient sie gewertet und beachtet zu werden. Denn sie ist ein paralleles Stiefkind zum deutschen Dadaismus, der auch schon vergessen, doch nicht überholt ist. (In der dadaistischen Zentralschrift „Bleu", die in Mantua erscheint, wird noch manchmal daran erinnert.) Der Zenitimus aber treibt in Jugoslawien ein kindisch-freches Spiel und will eine konstruktive Kunstrichtung schaffen. Stolz nennt sich sein Organ „Zenit", das Ljubomir Mičič in Agram herausgibt: „die erste balkanische Zeitschrift für Europa und die erste europäische Zeitschrift auf dem Balkan." Daß sie allermodernst gelaunt ist, wird mit pathetischem Ernst fast auf jeder Seite wiederholt. Ursprungstag: „Von dem Dichter Mičič am 1. Februar in die Welt geschleudert." Das Manifest des Zenitimus stammt von Iwan Goll aus Paris und sagt: „Wir müssen wieder Barbaren der Poesie werden. Zenitimus ist intensiv-radikal-elektromagnetisch, international und interreligiös." Mehr braucht man wirklich nicht zu wissen.

Über den Dramatiker und Lyriker Miroslav Krleža, das stärkste, eigenwilligste Talent der Südslawen, wurde im Jahr 1919 an dieser Stelle gesprochen. Nun liegt ein Novellenband von ihm vor: Hrvatska Rapsodija (Kroatische Rhapsodie). Er enthält einige Geschichten, die seinerzeit, in dem nun auch verschwundenen „Plamen" veröffentlicht waren, und einige neue Arbeiten. Am packendsten wirkt noch immer der Dialog im Eisenbahnzug während des Krieges: Soldaten, Kranke, Witwen, Politiker, Gendarmen, sie berichten, schwärmen oder klagen von dem Elend dieser Zeit vor 1918. Eine der Geschichten spielt in einem Zinshaus, auf den Korridoren, wo sich seine Inwohner begegnen. Man erfährt ihr Schicksal. Nicht in langer, epischer Ausführlichkeit, sondern keck und kurz, mit einigen vortrefflichen Strichen skizziert. Und das Drama der kleinen Geschichte sickert so bescheiden, so nebensächlich aus den Einzelerlebnissen. Das ist vielleicht Krležas größtes Talent: seine ganz eigenartige Gestaltungsgabe, die bildhaft wirkt, realistisch aufträgt und harmlos verblaßt. Wenn er Nachahmer finden sollte, so wird es immer sein Stil bleiben, der beschreibt, ohne zu schildern, der schildert, ohne zu gestalten, der gestaltet, ohne zu erzählen. Aber es dürfte schwer fallen, ihm nachzueifern, denn seine Originalität ist allererste Kunst.

In Neusatz, dem serbischen Novisad, ist vor Jahr und Tag eine deutsch-serbische Goethegesellschaft gegründet worden, die heute schon den Mittelpunkt dieser exilierten, deutschen Kulturbestrebungen bedeutet. Ihr Plan ist, Goethes Beziehungen zum südslawischen Kulturkreis restlos zu erforschen und gleichzeitig eine Gesamtausgabe von Goethes Werken in serbokroatischer Sprache zu beginnen. Interessant und erfreulich ist es, daß diese Literaturgesellschaft von serbischer Seite mit unverhohlener Sympathie begrüßt wurde. Allerdings ist Goethe hier unten sehr populär, hauptsächlich deshalb, weil er als erster die serbischen Volkslieder dem literarischen Westeuropa vermittelt hat. Bezeichnend bleibt immerhin ein Begrüßungsartikel in der „Nowa Vojvodina", einer neuen Zeitschrift der akademischen serbischen Jugend, in dem es zum Schluß heißt: „Wir wünschen, daß Goethes Geist mithilft, unserer Literatur einen Weg zu bereiten. Noch stehen wir, hundert Jahre zurück, durch alle möglichen Ismen behindert und getrennt, kaum weiter als Goethes Zeitgenossen. Deshalb soll er unser Führer und Meister heißen."

Der fünfzigste Todestag Petar Preradovič gab dem Verlag der „Narodna Knijžnica" in Agram Gelegenheit, eine Anthologie aus den Werken dieses kroatischen Dichters unter das Volk zu bringen. Der Literaturgelehrte Branko Vodnik hat das dichterische Schaffen Preradovič ausgezeichnet geordnet und so eine leichtfaßliche Übersicht ermöglicht.

„Savremenik", die beste literarische Revue im slawischen Süden, hat eine schwere Krise leidlich überstanden. Nachdem sie noch mit einer Dante- und Dostojewski-Sondernummer paradiert hatte, in der alle südslawischen Literaturköpfe individuelle Stellung zu den beiden Großen der Weltliteratur eingenommen hatten und Lujo Vojnovič einen ausgezeichneten Essay über Dante beigesteuert hatte, schien ihr Ende, durch redaktionelle Schwierigkeiten beschleunigt, unausbleiblich. Die beiden Herausgeber B. Livadič und Arthur Schneider hatten ihr Amt niedergelegt, und erst langwierigen und beschwerlichen Verhandlungen im kroatischen Schriftstellerverein gelang es, den „Savremenik" wieder flott zu machen. Die Zeitschrift stammt noch aus dem Jahr 1900 und begann im Kampf der Jungen gegen die Alten in der „Matica Hrvatska". Bald waren alle kroatischen Schriftsteller von Ruf und Können um die Zeitschrift gruppiert, die es ausgezeichnet verstand, seriös, modern und literarisch führend zu bleiben, ohne zu veralten. Abwechselnd haben, mit Unterbrechungen und Wiederholungen, B. Livadić, J. Benešić, M. Marjanović und J. Ivakić die Redaktion geführt. Die klassische Souveränität des „Savremenik" ist heute nicht mehr konkurrenzlos. In der „Kritika", die noch immer von Milan Begović und Ljubo Wiesner geleitet wird, hat sich die jüngste und talentierteste Jugend ein eigenes Organ geschaffen. Krleža schreibt hier und Simić, aber auch Ivo Vojnović, der wie Hermann Bahr es immer mit den Allerjüngsten hält, meldet sich zum Wort.

Unter dem Titel „Antologija svjetske lirike", einer Sammlung von Übersetzungen des seither verstorbenen Professors Ferdo Z. Miler, hat der agramer Verlag Kugli den ersten Band einer neuen Bücherreihe herausgebracht. Neben Gedichten von Goethe, Schiller, Heine wurden fast alle namhaften deutschen Lyriker durch Proben und Stücke einem fremdsprachigen Leserkreis nahegebracht. Wenn die Sammlung das hält, was ihr erster Band verspricht, so kann diese Anthologie der Weltlyrik ein literarisches Standardwerk werden.

Ein interessantes Werk stammt von dem Historiker Vjekoslav Klaić. Sein Titel lautet „Knjižarstvo u Hrvata" und sein Inhalt bietet eine ausgezeichnete Studie über den kroatischen Buchhandel seit Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahr 1450. In der Einleitung berichtet der Autor über die Entwicklung der Buchdruckerkunst in Kroatien, Slawonien und Dalmatien. Wir erfahren, daß der erste Buchhändler und Buchdrucker der Domherr Sylvester Bedričić um das Jahr 1500 gewesen ist. In Agram hat Ritter Vitežović kurz vor 1700 die erste Buchdruckerei gegründet.

Unter dem Titel „Dubrovački dvor“ hat Čvjetković als zweites Buch der „Omladina“ eine Studie über die kulturelle Vergangenheit Ragusas herausgegeben. „Filozofija panhumanizma“ nennt sich ein Werk des Philosophen Miloš Gjurić. In einer Reihe von Essays propagiert der Verfasser freudigen Optimismus zum Leben, zum Staat, zur Literatur. Die Geschichte des serbischen Sozialismus hat Dragiša Lapčević in seinem Buch „Istorija Socijalizma u Srbiji“ gesammelt. Eine südslawische Literaturgeschichte, welche die Zeit von 1000 bis 1800 umfaßt, hat Milivoj S. Stanojević im Verlag der Columbia-Universität in Neuyork herausgegeben.

„Aus dem Tod ins Leben“ nennt sich eine Sammlung von Erinnerungen Novellen, Gedichten und Erzählungen, die aus der Zeit der nationalen Vereinigung stammen und die besten südslawischen Schriftsteller zu Verfassern haben. Ivo Vojnović hat dem Buch ein Vorwort geschrieben. An die Kriegszeit erinnert noch eine Broschüre von Sv. M. Jakšić „Kralj Nikola i predaja Lovćena“, die gegen die Erinnerungen des österreichischen Generalitabschefs in Montenegro, Gustav von Hupka, polemisieren und die erste, authentische Darstellung der Vorgänge anläßlich der Übergabe des Lovcen an die Österreicher geben will.

Wien Erich Krünes

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Siebenschmerz. Roman von Norbert Jacques. Berlin S. Fischer, Verlag. 200 S.

Die europäische Menschheit ist durch schwerste Erschütterungen geschritten. Sie zittern in Tausenden von Seelen wie eine unheilbare Krankheit nach. Alte und neue Not lastet auf den Hoffnungslosen. Dem entnervenden Hang zur Tiefe ohne Widerstand reden Modephilosophen abendländischen Unterganges nach dem Munde. Die Welt der großen Städte hallt von wirren Schreien nach Veränderungen der menschlichen Gemeinschaftsform, man vergißt darüber am einzelnen Glied, dem Menschen selber, zu reformieren. Denn nur durch den Einzelnen geht der Weg zum neuen Reiche. Nur in seiner Erneuerung ruht das mögliche Heil der schwergeprüften abendländischen Menschheit.

Norbert Jacques, der uns vor ein paar Jahren mit seinem „Landmann Hal“, dem hohen Lied der Erde und der Fruchtbarkeit, beschenkte, gestaltet in diesem neuen Buch aus einem landsmannschaftlich umengten Winkel heraus ein Symbol dieser irrenden Zeit. Sein Thema ist die Erlösung des Menschen durch den Menschen, die Vergöttlichung durch die Vermenschlichung, ist Kündung der Kraft aus der Liebe, Überwindung des Leids durch den Willen zur Tat. Seine Handlung: Kampf einer Dorfgemeinschaft um ihre Lebensrechte. Zinsknechtschaft, ausgeübt durch einen allmächtigen Müller und Bürgermeister, lastet auf jedem. Jeder ist Sklave seiner Furcht, die die Gemüter bedrückt, den Willen lähmt, Hoffnung ohne Aussicht in dumpfes Dulden mordet. Führer dieses Kampfes, Erneuerer der Seelen durch sein bloßes Menschendasein, Trost des Himmels durch eine Religion des irdischen Werkes wird ein Pfarrer, der selber mit einem Schicksal beladen ist, das vor irdischem Recht nicht bestehen kann, selber bedroht ist vom Gespenst der Entdeckung. Durch seinen reinen Willen möchte er die sieben Schmerzen zu den sieben Freuden erlösen. In seinem Schicksal spiegelt sich das Schicksal der Vielen, seine Sünden — auch dieser menschlichste Mensch ist gegen irdische Lockung nicht gefeit — drohen Vernichtung des beinahe schon vollendeten Werks. Umstrickung alter und neuer Schuld drückt diesem weltlich-himmlischen Priester die Waffe wider sich selbst in die Hand. Genesung von schwerer Verletzung wird ihm durch ein Wunder, und auch dieses Wunder heißt: des Menschen eigene Kraft.

Himmlisches Sehnen und irdische Not, Kampf der Menschen und Parteiungen sind mit dem Geheimnis des Göttlichen auf Erden in diesem weltfrommen, spannenden und mit dramatischer Kraft gesteigerten Buch in eine natürliche Einheit verwoben. Evangelium seiner tieferen Bedeutung ist: Liebe zur Scholle, mag sie auch kärglich nähren, Liebe zum Menschentum, mag es auch durch Armut und Verbrechen verschüttet sein. Ist Liebe zu allem Dasein unter der Sonne, ein Christentum der Tat von Mensch zu Mensch, das uns, von jedem erkannt und geübt, weiter bringen möchte als alle Weltbeglückungsversuche vom verkehrten Ende. Daß neben dem kraftvollen und reichen Menschentum auch ein sicherer und gestaltungsbegabter Künstler hinter dem Buch steckt, macht es um so reizvoller und liebenswerter.

Hamburg Fritz Ph. Baader

George Palmerstone. Die Geschichte einer Jugend. Von Heinrich Wolfgang Seidel. Illustrationen von Erich M. Simon. Berlin 1922, G. Grote. 536 S.

Es mutet seltsam an, wenn man aus dem Jahrmarktlärm moderner Literatur mit ihren schreienden Farben, verrenkten Gefühlen und grell beleuchteten Nichtigkeiten plötzlich auf eine stille Insel reifster und reichster epischer Kunst versetzt wird, wie es geschieht, wenn man sich in Seidels neues Werk vertieft. Dieser feinen Kunst gegenüber, die gleich hundert Facetten eines edlen Steines in reinen und echten Farben funkelt, sind alle lauten Worte geschmacklos. Man glaubt zurückversetzt zu sein in immer tiefer versinkende Zeiten einer Kultur, in der sich der Fortschritt noch nicht von der Seele des Menschen abgelöst hatte — einer Zeit, die noch mit stillem, beschaulichem Auge sich zu vertiefen vermochte, die aus dem Allgewohntesten des Lebens noch tausendfältigen Reichtum der Empfindung hervorzuzaubern vermochte. Seidels George Palmerstone ist die Entwicklungsgeschichte eines Kindes und Jünglinges, der in den vierziger bis siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin als wohlbehüteter Bürgersohn aufwuchs. Die verheißungsvolle Zeitgeschichte dieser deutschen Entwicklungsjahre ist in das Schicksal dieses Bürgersohnes verwoben. Ein Meisterstück ist die Schilderung der Revolutionstage 1848 in Berlin, als halb traumhaftes Erlebnis des achtjährigen Knaben. Das Berlin dieser Zeit lebt in den zahlreichen klar gesehenen und mit einem gütigen Humor gefaßten Gestalten und Szenen dieser Handlung; und eine Handlung ist es, die zu gestalten nur ein Meister wagen kann, denn es geschieht nur Alltägliches, dem jeder Reiz der Sensation fehlt, das aber dennoch fesselt, als erlebten wir dieses Gewohnteste zum erstenmal. Reichtum der Sprache und Bilder, wie die Freude an barocken Gestalten, erinnern zuweilen an Dickens, und es ist anzunehmen, daß ein gewisser Einfluß aus dieser Richtung vorhanden ist. Ich habe „Oliver Twist“ dagegen gehalten, nicht zum Vorteil des Engländers, dessen verborgene Plumpheit und zuweilen erschreckende Unechtheit erst durch das deutsche Gegenstück in volles Licht trat. Der George Palmerstone ist ein Buch, das von einer geliebten Frau vorgelesen, sich hundertfältig verschönt durch das immer in einer anderen Nuance erweckte Lächeln, in dem sich der feine und gütige Geist des Dichters wiederbelebt. Nur ganz selten finden sich Sätze, die das reine Bild stören (Seite 178 bis 179). An solchen Stellen sieht man, daß diese Darstellungskunst auf der Messerschneide einer äußersten Verfeinerung einherschreitet, denn bei dieser Harmonie wird schon das leiseste Abweichen von der reinen Stimmung als Dissonanz empfunden.

Allen, denen solch unmoderne Dinge noch wertvoll erscheinen, die noch zu genießen vermögen, ohne daß Orkane raffinierter Sensation durch ihre Nerven rasen, deren Sinne nicht durch die nackten Peitschenstiele verstümmelter Sätze aufgepeitscht werden müssen, wird dieses Buch kostbar sein, und deshalb wird es voraussichtlich keine hohe Auflage erreichen.

Berlin Armin Steinart-Loofs

Jahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und in Italien sich befand. Von Carl Schwartze. München, Drei Masken-Verlag. 250 S.

Es sind kleine und sich reichlich oft wiederholende Aben-
uer, die der berliner Buchdruckergeselle Carl Schwartze in
ner staatenumwälzenden Zeit erlebt hat, seitdem er im
ahre 1807 mutig und mit klarblickenden, nüchternen Augen
irch das Potsdamer Tor in die weite Welt hinausgezogen
ar. Was ihn aus der Heimatstadt getrieben hatte, war die
irtschaftliche Not seines Gewerbes, ein heute wiederum recht
tuelles Thema. Die Napoleonischen Feldzüge, Europa an
llen Ecken und Enden in Kriegsbrand versetzend, hatten die
uhe des bürgerlichen Lebens verstört, und so irrte manch
ner rast- und ziellos durch die Lande, der im Innersten
iner Seele eher einem beschaulich-behaglichen Dasein zu-
eneigt war. Solch ein Dilettant des Abenteuers scheint auch
chwartze gewesen zu sein, der nach acht Jahren eines un-
uhigen Söldnerlebens in Spanien, Frankreich und Italien
ie ein Flüchtender in seine Vaterstadt heimkehrte und, als
briamer Handwerksmann und Familienvater bürgerlich ge-
orgen, seine Erlebnisse und Erfahrungen wahrheitsgetreu
ufzeichnete.

Der Bericht ist etwas trocken geraten; er hält sich an das
ußerliche des Geschauten, verzichtet auf jegliche Ausschmük-
ung und entbehrt dabei auch jener darstellerischen Phantasie,
ie Erlebtes wahrhaft lebendig erhält. So erfährt man kaum
nehr als die Schicksale eines Mannes, der geschickt genug
var, sich vom Zufall richtig treiben zu lassen, der dabei seine
ugen stets offen hielt und, was ihm zustieß, sicher und klar
m Gedächtnis registrierte. Die Weltereignisse seiner Zeit
leiben immer sehr ferne im Hintergrund; sie interessieren
hn eigentlich kaum und berühren sein eigenes Erleben nur
anz peripherisch.

Dennoch fügt auch dieses Tagebuch einen winzigen
Farbentupfen in das Gemälde der Zeit. Die lockeren staat-
ichen Verhältnisse zu Anfang des 19. Jahrhunderts spie-
geln sich in dem hemmungslosen Soldatenleben, dessen
ganzen Inhalt die Sorge um Sold und Verpflegung aus-
machte. Wir sehen Schwartze mit geradezu naiver Unbe-
ummertheit, etwa zehnmal desertierend, zwischen Freund
und Feind hin und herwechseln. Dieser Berliner über-
chreitet bald als spanischer „Schweizer" die Pyrenäen, bald
als französischer Söldling die Alpen und den Apennin, flieht
unter Strapazen aus dem Kirchenstaat ins Neapolitanische,
und nimmt die erste beste Gelegenheit wahr, dem Dienste
des Königs von Neapel entweichend wieder in den Kirchen-
taat zurückzukehren. Schließlich, als im Jahre 1815 die euro-
päische Kriegsepoche zu Ende geht, strebt er mit gesundem
Instinkt der fernen Heimat unaufhaltsam zu.

Die Gegenden, die sein Fuß betrat, die Menschen, mit
denen er mehr oder weniger gemütlich zusammentraf, schil-
dert er mit einer gewissen Pedanterie. Es handelt sich dabei
tets nur um Kameraden, mit denen er gemeinsam flieht, um
Bürger oder Landleute, die ihn bewirten, um Vorgesetzte,
die ihn schinden oder ihm helfen. Alles gibt er gewissenhaft
und mit einem sympathischen Mangel an Sentimentalität
wieder. Von der Liebe weiß er nichts zu berichten, und auf
der vorletzten Seite gesteht er ein, daß er in seinem ganzen
Leben noch kein Liebesverhältnis gehabt habe.

Man liest sein Buch mit einer gemäßigten Anteilnahme
und darf es nicht für mehr nehmen als ein ergänzendes Zeit-
dokument von bescheidener Bedeutung.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Die Gottsucher von Bergenstedt. Roman von Gustav Kohne. Leipzig 1922, Fr. Wilh. Grunow. 302 S. M. 180.— (355.—).

Gottsucherromane gibt es mancherlei; dieser ist Aus-
wirkung unserer umstürzenden, chaotischen, nach Synthese
ringenden Zeit. Und doch nicht nur zeitlich bedingt in Vor-
aussetzung und Ergebnis, sondern darüber hinausgreifend
in Fragen, die sich von Epoche zu Epoche wandeln und immer
wiederkehren.

Das Grundproblem ist das: Wie kann eine geistig er-
starrte Gesellschaft mit neuem Leben befruchtet, ein dem
Materialismus verfallenes Geschlecht in die Beziehungen
zum Ewigen zurückgeführt werden? En Problem, an dem
der Heidepastor Rosenbusch verzweifelt und zusammenbricht,
um es alsdann für sich und seine Gemeinde zu lösen, also
daß aus den Erdgebundenen die „Gottsucher von Bergen-
stedt" werden.

Der eckig-vierschrötige Dichter, an dessen altväterisch-
ungeschminktem, eigenwilligem Stil wir uns trotz seiner
Schwerfälligkeiten eine lange Romanreihe hindurch erfreuen
durften, ist des schwierigen Problems nicht Herr geworden.
Am Ende des 7. Kapitels verlassen wir den Geistlichen im
Zustand einer schweren Nervenkrise, um ihn zu Beginn
des 8. Kapitels nach einem Dreimonatsurlaub genesen
und innerlich wie äußerlich gefestigt wiederzufinden. Bis
dahin in starrster Kirchlichkeit beengt, lebensfremd, mit-
unter bis zum Peinlichen unfrei, steht er nun plötzlich und
unglaublich frisch, keck und traditionslos vor seiner Gemeinde
und uns. Die Kämpfe und Entwicklungen dieser drei Monate
mußten geklärt und psychologisch ausgetieft werden, wenn
wir den neuen Pastor Rosenbusch begreifen sollten. War
der alte zuweilen nur schwer faßbar, der neue mit seinem
oberflächlichen, vielleicht vor dreißig bis fünfzig Jahren
gangbaren Rationalismus ist völlig unerträglich. Die Rosen-
busch-Auffassung der Versuchung Jesu auf dem Berge ist
geradezu grotesk: „Trat er (Jesus) unter sie als Gaukler und
als Schausteller, ließ er sich mit einem Fallschirm vom Turm
herab, so würden sie ihm ein Hosianna schreien!" Nein, ein
solcher Jesus ist undenkbar, zumal kurz darauf Pastor Rosen-
busch „mit Nachdruck auf jene Stelle des Evangeliums ver-
wies, wonach der Gestorbene und Begrabene bei verschlosse-
nen Türen zu den Jüngern in die Stube tritt" usw. In ein-
einhalbstündiger Rede setzt der Pastor den Bergenstedtern
einen Extrakt der Heils-, Welt- und Kulturgeschichte vor,
der die Zuhörer, sofern sie die in sieben Kapiteln geschilderten
ungebildet-treuherzig-bigotten Heidjer sind, völlig verwirren
muß, zumal manche Stellen in Kohnes Fassung auch dem
Kritiker nur schwer verständlich erscheinen. Bei Kohne aber
bewirkt diese Rede eine völlige Umwälzung im Seelenleben
der Gemeinde, die nun zum Gottsuchen gelangt. Auch hier
sage ich: nein! Einer solchen Rede traue ich ein solches
Wunder nicht zu. So bleiben die Hauptfragen, die der Um-
wandlung des unfreien Pastors zur freien Führerpersönlich-
keit und der unfreien Gemeinde zu freien Gottsuchern un-
gelöst. Auch stilistisch bedeutet der Roman einen Rückschritt
gegen seine Vorgänger. Trotzdem verzweifle ich an Kohne
nicht. Seine früheren Dichtungen zeigten Fleisch und Blut,
Saft und Kraft; ich wünsche von Herzen, daß er zu ihrer erd-
haften Plastik und Glaubhaftigkeit bald wieder zurückfinde.

Berlin-Pankow. — Franz Lüdtke

Am Wald entlang. Erlebte und erlauschte Tiergeschichten von Carl W. Neumann. Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. 182 S.

Tierleben lockt immer wieder zur Darstellung. Neu-
mann macht den Versuch, wissenschaftlich erhärtete Tier-
beobachtungen in Erzählungsform zu gießen. Wenn die Kunst
Neumanns auch noch nicht zur Überlegenheit ausgereift
ist, so vermag er immerhin zu fesseln. Wegen der Igel-
novelle „Hinnerk Swinegel" wird der Verfasser gebeten,
sich mit Brinkmann zu vergleichen.

Frankenthal (Pfalz) — Karl Huber

Nächte. Erinnerungen und Stimmungen von Merk-Buchberg. Dillingen a. Donau, Veduka-Verlag. 173 S.

Merk-Buchbergs Name als Jagdplauderer ist bekannt.
Hier erzählt er von Tieren, Menschen, insbesondere Jägern
und schildert Natur. Die Stimmungszartheit ist mit knappen
Mitteln festgehalten, sanfte Melodien sind leise zu spüren.
Ab und an leuchtet auch der Humor.

Frankenthal (Pfalz) — Karl Huber

Der Moorteufel und andere Jagd- und Naturschilderungen von Wilhelm Hochgreve. Leipzig, Richard Eckstein Nf. 236 S.

Eine Sammlung kurzer Jagd- und Naturskizzen. Viel Naturunmittelbarkeit und fesselndes Tierleben steckt drin. Die Schilderungen sind anspruchsloser als die Tiergeschichten, die Hochgreve geschrieben hat; aber sie bringen als wirklichkeitsechte Bilder den Leser der Natur und ihren Stimmungen recht nahe.

Frankenthal (Pfalz) Karl Huber

Kinder des Sommers, Kinder der Sonne! Ein selbsterlebtes Kerfenbuch von L. Franck. Braunschweig Verlag von A. Graffs Buchhandlung. 141 S.

Man merkt dem Verfasser das Glück an, das er beim Einfühlen in die tierische Kleinwelt empfindet. Er hat sich zum Ziel gesetzt, die wenig beachtete Insektenwelt in einigen Vertretern der Naturfreude durch eine skizzenhafte Mischung von wissenschaftlich erklärender Plauderei und erzählender Gestaltung nahezubringen. Solche Versuche Liebe zu erwecken und die Augen zu öffnen für den Reichtum der Naturgestaltigkeit sind immer zu begrüßen.

Frankenthal (Pfalz) Karl Huber

Der freiwillige Hofnarr. Memoiren des Peter Prosch, Handschuhhändlers aus Tirol. Stuttgart, Robert Lutz. 302 S.

Dieses Buch ist eins der ergötzlichsten Memoirenwerke der deutschen Literatur. Dieser zillertaler Öl- und Handschuhhändler, dieser, bei den großen und kleinen Fürsten des Rokoko gern gesehene Lustigmacher und spätere Schankwirt hat auf seinen dreißig Jahre langen Reisen nicht wenig gute und böse, traurige und lustige Dinge gesehen und erlebt, von denen er dann später in einem durch seine mundartliche Lebendigkeit und so ganz und gar unliterarische Drastik köstlich anmutenden Stil erzählte. Er hat seine lieben Mitmenschen, mochten diese auch Kaiserinnen, Könige, Kurherzöge und Fürsten sein, mit seinen Bauernaugen gar scharf beguckt und ihre menschlichen Schwächen gleich herausgehabt. Voll natürlicher Überlegenheit macht er sich lustig über ihr oft marionettenhaft anmutendes Dasein und ihre scheinbare Würde, hinter der sich nichts als arme Menschlichkeit verbarg. Wie jeder Hofnarr, so war auch der Peter Prosch gescheiter als die, die über ihn lachten, und aus einer erlebten Weisheit heraus schrieb er dieses Buch voller Abenteuer und Betrachtungen.

Kitzbühel Alfons Petzold

Prokop der Schneider. Roman von Theodor Heinrich Mayer. Leipzig 1922, L. Staackmann. 318 S.

Unter den Versuchen, die tolle Bewegung der von Krieg und Revolution zerrütteten wiener Gesellschaft dichterisch nachzuziehen, zählt Mayers Roman zu den beachtenswertesten. Der Schneidergeselle Prokop Wichera, der auf dem Dorfe für die Stadt entdeckt, daselbst zum Herrscher über die Frauen, damit über die jene erhaltenden Gatten und Geliebten, schließlich über die Stadt sich aufschwingt, ist eine Sternheimgestalt, die aber auf österreichischem Boden erwächst, darum niemals zur herzlosen Großstadtsatire vorstößt, vielmehr im unbestimmt weichen Getriebe dieser noch in der Verlotterung reizvollen Stadt langsam zum Märchenmotiv wird. Mag sein, daß die Idee des Buches, das unscheidbare Zusammenfließen von Stadt und Frau, den Dichter mehr hat, als er sie, daß sie gegen den Schluß fast ein Katz- und Mausspiel mit ihrem Erzeuger treibt, daß in der Zeichnung der Nachkriegswelt manche Leitartikelperspektive benutzt wird, der Allgemeineindruck der Dichtung wird dadurch kaum getrübt. Es ist ein fühlender Mensch am Werke, den seine eigene Satire bitter schmerzt, der seiner Art nach lieber bei der Idylle verweilt. Wenn in der kaleidoskopartigen Gestaltung dieser tollen Schieber- und Dirnenwelt Bilder wie das letzte Gartenfest einer altwiener Bürgerfamilie vor ihrem Konkurse oder das eßlustige Liebesidyll im Garten eines Vorstadtwirtshauses auftauchen, so webt eine Atmosphäre, die diese Stadt he[ute] nicht mehr kennt, die aber ehedem ihr bester Besitz wa[r] und für deren Bewahrung man dem Dichter Dank we[iß]. Dem Verlage sei bemerkt, daß just an einer der dichterisch schönsten Stellen des Buches, eben bei jenem Gartenf[est] der Binder ein Seitentohuwabohu angerichtet hat, das be[i] einiger Aufmerksamkeit sich hätte vermeiden lassen.

Wien Herbert Joh. Ho[lz]

... Und der König tanzt ... Tropenskizzen von Le[o] Herbst. Mit Buchschmuck von Hans Both. Berl[in] Safari-Verlag. 226 S.

Ein Neffe Louise v. François', der in ihren Briefen a[n] Marie Ebner-Eschenbach unablässig als ihr Herzblatt un[d] seiner Gesundheit halber als Sorgenkind zur Sprache komm[t,] ursprünglich preußischer Offizier, hernach in Deutsch-Ostafrik[a] vielfach tätig, bei Kriegsausbruch zur Truppe eingerückt, al[s] Major bis zum heldenhaften Rückzug nach Fernando P[o] Zeuge aufregender Kämpfe, dann als Attaché bei der deu[t]schen Gesandtschaft in Madrid wirkend, tritt mit diesen Tr[o]penskizzen zum erstenmal schriftstellerisch auf: nach diese[r] Probe zu schließen, vermutlich nicht zum letztenmal. Bla[tt] um Blatt offenbart sich vollkommene Vertrautheit mit der leidenschaftlich geliebten afrikanischen Landschaft, selbständige Beobachtung des Menschenschlages und angeborene Fähigkeit, das mit eigenem Blick Geschaute mit eigenem To[n] Gehörte vor Augen zu stellen. Tragische und humoristische Kriegserlebnisse, zumal den sorgenschweren, rettenden Zug i[n] die spanische Kolonie schildert Leo Herbst mit solcher Kr[aft] und urkundlicher Treue, daß seine Tropenskizzen für die[se] Episoden des Weltkrieges dem Historiker als willkommen[e] Quellenaufschlüsse dienen werden. Wie wenig, genauer gesagt, wie so gar nicht Deutschland auf diesem fernen Schauplatz zum Kriege vorbereitet war, zeigen, ohne vorgefaßte Absicht, durch die Wucht der Tatsachen viele Tropenskizzen Herbsts. Ebenso ausgiebig lehren seine Bilder die verheerende Nachwirkung des Kampfes der weißen Männer auf die bis dahin zum unbedingten Glauben an die Überlegenheit der Weißen erzogenen Schwarzen. Seltsam malen sich in den Köpfen mancher von Baptisten, katholischen und anderen Missionaren abwechselnd bekehrter Eingeborener die Gl[au]benszweifel (in der Skizze Ekéme). Viele einzelne Skizzen würden noch verdienen besonders hervorgehoben zu werde[n,] wenn wir nicht vorzögen, das Ganze nachdenklichen, em[p]fänglichen Lesern als prüfens- und bemerkenswerte Leistun[g] ans Herz zu legen.

Wien Anton Bettelheim

Die Schatzinsel. Roman (?) von Robert Louis Steven[son]. Mit Zeichnungen von Rolf v. Hoerschelman[n] (Sindbad-Bücher.) München 1921, Drei Masken-Verlag. 256 S.

„Virginibus puerisque." Aber doch mehr für Knaben. Für Knaben, die noch an Abenteuern mehr Gefallen finden als an Jungfrauen. Wenn sich die Jugend nicht mehr fü[r] Kingston und Ballantyne und Cooper begeistere, dann wo[lle] er nichts mehr von der Welt wissen — erklärt Stevenson i[n] einem als Proömium und Programm vorausgehenden G[e]dicht. Ja, begeistert sich die angelsächsische Jugend heute wirklich noch für jene Meister? Stevenson selbst freilich, von alten Knaben zum Klassikerrang emporgehoben, hat noch nich[ts] von seiner heimischen Geltung eingebüßt; so stark wirkt de[r] Zauber des Menschen nach. Der Verfasser der „Schatzinsel" ist ein Inselschatz geblieben. Gerade jetzt stellt man wiede[r] ein Buch mit persönlichen Erinnerungen an ihn zusamme[n.] Ist ihm auch die Liebe der modernen britischen Jugend g[e]blieben? Wenn sie für Abenteuer zu Land und zu Wa[sser] erglüht, hat sie, sollte man denken, ein Anrecht auf die neu[e]sten Erfindungen; so ein Schmöker müßte ihr zum mindeste[n] durch Marconi und Einstein schmackhaft gemacht werde[n.] Kipling, der sich in den Wundern der Technik auskennt un[d] dessen Technik vielfach ein Wunder ist, versäumt das nich[t.] Er wirkt neben Stevenson mit seiner vielfach veralteten Tech[]nik wie ein mit allem Komfort ausgestattetes amerikanisch[es]

...senhotel neben dem Gasthof in einem englischen Provinzstädtchen; allerdings auch wie ein Pianola, fast schon wie ein Orchestrion neben einem Spinett.

Die Übersetzung erfüllt allerhöchste Ansprüche. Wäre die Geschichte nicht in ein so vorzügliches (nur unvollständig interpungiertes) Deutsch übertragen, ich hätte sie schwerlich bis zu Ende lesen können, da ich leider aus den teens bin und die ganze Gattung mich nie reizte. Zu beneiden ist der Mittler um seine Kenntnis der Seemannssprache. Sein Name wird nicht genannt. Warum auch! Der Verlag hält es für richtiger, die Namen des Zeichners und der Druckerei mitzuteilen. Trotzdem sei er freundlichst ersucht, aus dem Dunkel hervorzutreten. Wir können so tüchtige Kräfte nicht entbehren.

Berlin — Max Meyerfeld

Der Liebe Pilgerfahrt. Von Upton Sinclair. Potsdam 1922, Gustav Kiepenheuer. 267 S.

Das Haus der Wunder. Von Upton Sinclair. Übertr. von Hermynia zur Mühlen. Prag 1922, Orbis-Verlag. 46 S,

Upton Sinclairs Schriften sind einesteils Untersuchungen über alle möglichen Übel der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, denen er sehr oft mit mehr Leidenschaft als Kritik zuleibe geht. 1920 erschien z. B. „The Brass Check", das eine ernste, aber einseitige Studie des amerikanischen Journalismus darstellt. Die Gefahr der Vielschreiberei und Übertreibung liegt nahe. Der letzte Beweis davon ist das „Haus der Wunder", das in beneidenswert guter Ausgabe aus dem Manuskript von Hermynia zur Mühlen übertragen erscheint. „Ein Bericht über Dr. Albert Abrams revolutionierende Entdeckung: Die Feststellung der Diagnose vermittels der Radioaktivität des Bluts." Ich erkläre mich für unzuständig.

Sinclairs andersartige Werke sind Romane, davon die besten beachtenswerten heißen: „King Coal" (1917), das mit einem Vorwort von Georg Brandes veröffentlicht wurde und erschütternde Bilder aus dem Kohlenland Kolorado gibt; „Jimmie Higgins" (1920), ein Kriegsroman eigener Art, auch schon bei Kiepenheuer deutsch erschienen (der Sozialist Sinclair unterlag leider auch dem Wortzauberer Wilson!); „100 Prozent. Die Geschichte eines Patrioten" (1920), die man gleich Dos Passos' „Three Soldiers" gelesen haben muß, wenn man das Amerikanertum im Krieg verstehen will. — „Der Liebe Pilgerfahrt" nun ist die übrigens gute Übersetzung eines etwas älteren, ziemlich harmonischen Buches mit wertvollen Aufschlüssen über die eigene Entwicklung des Dichters und Romanschreibers. Es kann sehr gut als Einführung in Upton Sinclair dienen, da es die wichtigsten der von ihm behandelten Lebensprobleme zusammenfaßt und zugleich erklärt, wie er dazu gelangte. Im Mittelpunkt dieses Romans steht die Liebes- und Ehegeschichte von Thyrsis (!) und Corydon (!), die nicht ohne ernste Schönheit ist, daneben aber auch alle Schwächen des Romanschriftstellers Sinclair enthüllt, u. a. prosaische Nüchternheit, Pedantismus und Mangel an Menschenkenntnis und Menschengestaltung. Alle Achtung vor Upton Sinclairs geistigem Mut und seiner Unermüdlichkeit, aber der Künstler in ihm leidet ständig an dem Reformer und Sozialisten.

Münster i. W. — Friedrich Schönemann

Verschiedenes

Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher. Von Wenzel Holek. „Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters". II. Teil. Mit einer Einführung hrsg. von Theodor Greyerz, Jena 1921, Eugen Diederichs. 173 S.

Das Buch, welches nach Theodor Greyerz' Vorwort mit wenigen bedeutungslosen stilistischen Änderungen nach des Verfassers Niederschrift gedruckt ist, bildet Ergänzung und Abschluß von Holeks „Lebensgang eines deutsch-tschechischen Arbeiters", der vor einem dutzend Jahren in der von Göhre herausgegebenen Serie von Arbeiterbiographien erschien. Die Anregung zur Abfassung seiner Erinnerungen hatte der einfache, damals in der Mitte der vierziger Jahre stehende Mann durch Greyerz erhalten. In schwerstem Ringen um die tägliche Notdurft ging ihm das Jugend- und der größte Teil des Mannesalters dahin. Aus einer Familie tschechischer Wanderarbeiter stammend, hat er noch nicht drei Jahre Volksschulunterricht genossen. Als umherziehender Musikus muß er für die erwerbslos gewordene Familie betteln und schlägt sich dann als Handlanger in Zuckerfabriken, Ziegeleien, Bergwerken durch. Aber auch die drückendste Not kann den eingeborenen Drang geistigen Strebens in seiner Seele nicht zerstören. Mächtig ergreift ihn, was er von der sozialistischen Gedankenwelt erfährt, als Versammlungsredner und Zeitungsschreiber sucht er der Sache zu dienen. Doch die Sorge um die Seinen, um Frau und Kinder, zwingt ihn wieder und wieder, seine ganze Kraft im Joche harter körperlicher Arbeit einzuspannen. Die Schilderung der Arbeits- und Lohnverhältnisse, unter denen er erst in Böhmen, dann in Sachsen sein Brot verdiente, gibt ein erschütterndes Bild vom Elend breiter Arbeiterschichten. Maßlos ausgedehnte, vielfach gesundheitsmörderische Arbeit und dabei ein Entgelt, das ohne eifrigste Mitarbeit der Frau auch zu dem kümmerlichsten Unterhalt kaum hinreicht. Heutzutage, nach der gewaltigen Verschiebung der sozialen Verhältnisse seit der Revolution und seit Einführung des Achtstundentages mutet sein rein sachlicher Bericht, der nirgends in den Ton erregter Anklage verfällt, zum Teil schon wie ein Spuk aus halb vergessenen Zeiten an.

Erst das Erscheinen des ersten Teiles seiner Erinnerungen leitet eine Besserung seiner Lage ein. Der ungelernte Arbeiter, dessen Kräften vorzeitige Erschöpfung droht, erhält in den dresdener „Werkstätten für Handwerkerkunst" eine leichtere und etwas lohnendere Beschäftigung. Die Kollegen, in deren Kreis er so eintritt, repräsentieren im Gegensatz zu den vielfach arg verkommenen Arbeitsgenossen auf den früheren Stellen, eine verhältnismäßig schon gehobene Schicht; es sind durchgängig gewerkschaftlich und politisch organisierte Leute. Der Schnaps, der dort eine so große und gefährliche Rolle spielte, ist in der neuen Arbeitsstelle verpönt. Offenen Blickes macht er da seine Beobachtungen, die aber keineswegs durchweg erfreulich sind. Von dem Bildungshunger, der oft den von der sozialistischen Bewegung erfaßten Arbeiterkreisen nachgerühmt wird, spürt er da wenig. Die Arbeiter lasen wohl ihr sozialistisches Tageblatt, aber die sozialistische Broschürenliteratur und Blätter, die, wie die „Neue Zeit" und die „Sozialistischen Monatshefte" größere Ansprüche erhoben, waren ihnen so gut wie völlig unbekannt. Lust und Antrieb über die gewohnten Schlagworte hinaus zu eigener Selbständigung zu gelangen, fehlte. Die Widersprüche, in denen sich die einzelnen in den Gesprächen über Religion, über den damals viel diskutierten Revisionismus usw. verfingen, machten ihnen nichts zu schaffen. Eindrücke, die seither durch vielfache Erfahrungen, insbesondere auch in dem Volkshochschulwesen, Betätigung gefunden haben. Doch hier so wenig wie in der Schilderung der Elendszeiten schlägt irgendwo ein Ton der inneren Verbitterung oder gar der Überhebung durch. Das Ganze trägt das ansprechende Gepräge bescheidener, ruhig und ehrlich abwägender Besonnenheit.

Mit Interesse folgt der Leser der weiteren Erzählung, wie Holek, seiner Sehnsucht und Anlage getreu, vom Handwerker Jugendbildner wird. Schon in der Siedlung Hellerau, als deren Mitglied er die überschwänglichen daran geknüpften Ideologien natürlich ablehnt, war er zugleich eifrig in der Bildungsorganisation tätig. Freunde verschafften ihm längere Muße, die Bildungsarbeit an sich selber fortzusetzen, und die Erholung einer Schweizerreise. Auf einem kleinen unscheinbaren Posten, aber unverzagt trotz aller Gegentreibereien die beste Kraft einsetzend, wirkte er mehrere Jahre in der leipziger Umgegend, um dann im Frühjahr 1916 in die von Siegmund Schulze in Berlin gegründete soziale Arbeitsgemeinschaft einzutreten, die abseits der Parteien der intellektuell moralischen Förderung der Volksjugend dienen will.

Charlottenburg — Conrad Schmidt

Entwicklungsgeschichte des Christentums. Sonderabdruck aus der Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Stuttgart 1921, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. XXII u. 504 S.

Der gelehrte Verfasser hat in diesem Buch alles aus seinem mehrbändigen großen Werke über die Geschichte des Untergangs der antiken Welt vereinigt, was dem Leser vor Augen führt, „auf welche Weise der Glaube, der heidnische wie der christliche, entstanden und stark geworden ist und welche unheilvolle Wirkung er in früheren Zeiten geübt hat." Die ersten Vorstufen und Anfänge des Christentums liegen weit zurück: die Ahnentafel beginnt mit Animismus und Sonnenglaube und steigt in seltsamen und verworrenen Entwicklungen über die homerische Religion und den ältesten Mysterien der Griechen zur antiken Philosophie und römischen Religion empor. Die Glaubensphilosophen und Gottmenschen tauchen auf aus dem bunten Gewühl der Religionsmischung. Sie ist als Synkretismus typisch geworden in der Geschichte des Hellenismus. Die Stunde war reif für das Christentum. Seine Kirche ist die bedeutungsvollste hellenistische Hervorbringung. Von da führt die Linie über die Christenverfolgungen, die ersten Häresien, Melitianer und Arianer zum ökumenischen Konzil und seinen Folgen. Seeck zeigt den Einfluß des Christentums auf den Untergang der antiken Welt. Es hatte zu bieten, was die damalige Menschheit als „Stütze für ihr erschlafftes Denken brauchte, und war darum im höchsten Grade zeitgemäß" (S. 295). Der neue Glaube ging nicht aus der „einzigartigen Persönlichkeit" des geschichtlichen Jesus hervor, sondern die zeitgemäße Vorstellung, die man sich von ihm machte, das zeitgemäße Erlebnis, das man an ihm hatte, eroberte die Welt, indem man sich so den Überwinder der Sünde schuf. Nicht die Tatsachen regieren die Welt, sondern die Gedanken über die Tatsachen! Die Gewinnung und Umgestaltung der Werte sind das Entscheidende, nicht die Wirklichkeit. Alle Geschichte ist ein Reifen zum Bilde, zur Legende, zum Mythos, zum — Gleichnis, das so sprechen will, „als ob" alles greifbare Wirklichkeit gewesen wäre, es ist das fortwährende Bemühen, das „Es war" umzuschaffen in ein „So wollte ich es", in eins zu dichten und zusammenzutragen, „was Bruchstück ist und Rätsel und grauser Zufall" (Nietzsche) ... Die neue Bewegung kam in jedem Betracht den Trieben der Menschen entgegen, ihre Kraft waren Enthusiasmus, massenpsychische Wirkungen, Dämonenglaube, Furcht vor der Höllenstrafe, Hoffnung auf die ewige Seligkeit, Gottvertrauen, Tätigkeit, Zähigkeit, Entbindung von der Welt. Die allgemeine Ethisierung und Sittenreinheit der Gemeinden schreitet allerdings nur langsam vorwärts. Erst im 3. Jahrhundert „darf man kühnlich behaupten, kein Christ sitze im Kerker außer um seines Glaubens willen". Dieser sittliche Aufschwung, die strengen Keuschheitsforderungen, das Erwachen der Würde des Menschen als geistigen, seelischen Wesens haben ihre eigentliche Wurzel in den furchtbaren Verfolgungsjahren. So waren Geist und Gemüt des Volkes reif geworden eine ehemalige kleine, verachtete jüdische Sekte des Miserabilismus in eine allgemeine Religion umzubilden. Sie hatte mit beispielloser Elastizität alles aus entfernten Kultformen und Philosophien in sich aufgenommen, was der damalige Mensch (vor allem der Massen, des Pöbels, wie Seeck sich ausdrückt) brauchte, stieß ab, was nicht zeitgemäß war, arbeitete in ihrer Art an der „Ausrottung der Besten" d. h. der Vertreter der Oberschicht, auf denen der Fortschritt beruht; sie schuf mit großem Sinn und ohne parteiliche Enge eine Populärfrömmigkeit aus Kultur und Barbarei. Für Seeck ist die Überzeugung, daß jene Ausrottung der Besten der Ruin der antiken Welt und die eigentlichen Elemente der Zerstörung waren, allen Zweifeln enthoben. Und doch kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier der Gelehrte (er vergleicht jenen Untergang mit dem unserer Tage, da er dieselben Kräfte am Werke glaubt) bei allem Ernst und aller Tiefe der Überzeugung nicht immer scharf genug sieht: den Widerschein des religiösen Lebens in einem Volke, die Wandlungen der Frömmigkeit im Rahmen einer sich umschichtenden Rasse, die aus dem verborgenen Menschen des Herzens aufstehenden stillen Verklärungen dessen, was sich in der Welt nur unvollkommen gibt oder gar nicht vorkommt und die wie Träume von der Seele mit Einzelheiten der Phantasie kindlich unbefangen ausgestattet werden. Es sind die lichten Merkmale in der Kindheit einer Religion. An sie knüpft die erste enthusiastische Bewegung.

Wien Franz Strunz

Geschichte der jüngsten russischen Revolution. Von Elias Hurwicz. Herausgegeben von „Aufbau und Werden", Gesellschaft für praktische Volksaufklärung und Steigerung der nationalen Arbeitskraft. Berlin, Der Firn-Verlag, 208 S.

Hurtig erstehen die Chronisten des jüngsten russischen Werdens. Doch sind die Ereignisse noch im Rollen, und weder der streitbare Parteimann, noch der bedächtige Pragmatiker dringt durch. Jener beleuchtet Gegebenes im subjektiven Ausschnitt, dieser verliert in der Suche nach Gründen, die noch nicht ergründbar, den Boden unter den Füßen. Und doch verlangt es den Überlegenden nach einem kritischen Resümee selbst der verworrensten Gegenwart. Es bedarf zumindest der provisorischen Ordnung durch einen Systematiker von ungetrübtem Blick, behufs einer logischen und materiellen Unterlage für später.

Diesem Bedürfnis kommt das Werk von Hurwicz in ergiebigem Maße entgegen. Wir sehen, wie sich Glieder ineinanderrenken und Elemente entfesseln. Auf die ersten Ursprünge der russischen sozialen Bewegung wird hingewiesen, der Russisch-Japanische Krieg als der erste Anstoß des revolutionären Gebarens und als der ursprüngliche Hebel des Zeitgeschehens dargestellt. Die Zustände bei Ausbruch des Weltkrieges, die zunehmende Desorganisation, die allmähliche Verlotterung des Militärs werden anschaulich vor Augen geführt. Der Einflüsse um und wider den Hof wird gedacht, und mit kräftigen Zügen scheint die Figur des sonderbaren „Heiligen" Rasputin gezeichnet. Gründlich wird die sogenannte Februarrevolution von 1917 vorbereitet. Sie entpuppt sich als ein kurzes Übergangsstadium vom Chaos ins Chaos. Es wütet der Streit der Fraktionen. Man schwankt zwischen sozialen Utopien und vaterländischen Rührseligkeiten. Die Verwirklichung der Demokratie und die sieghafte Beendigung des Krieges gegen das kaiserliche Deutschland soll zugleich gelingen. Bald gilt der Grundsatz der Volksaufklärung und Selbstbestimmung, bald jener der strengen Hand. Über das undisziplinierte Heer der Soldatenräte reckt sich das Gespenst der Militärdiktatur. Kornilows militärischer Staatsstreich wird ein weiterer Hemmschuh der politischen Einigung. Die Konstituante bleibt ein frommer Wunsch. Lenin und seine Getreuen beginnen mit ihrem verwegenen Kulissenspiel. Von der Bolschewistenära werden uns dann nur Einleitungsakkorde vermittelt: die Verhandlungen in Brest-Litowsk, Entscheidungskämpfe um die Macht, Bildung und Sprengung der Konstituante, die ersten terroristischen Handlungen. Und zum Schluß ein Überblick der sibirischen Wirren ...

Ein Werk, das sich der Versteifung in Gründe und Grundsätze mit gleichem Geschick zu enthalten weiß, ohne deshalb der persönlichen Note, der kritischen Übersichtlichkeit zu entbehren. Das herkömmliche „sine ira et studio" das sich der Verfasser im Vorwort zum Leitsatz wählt, soll hier mehr als eine bloße Phrase sein. Vielleicht ist, nachdem bisher in Sachen Rußlands immer wieder die Parteipolitiker und psychisch Beeinflußten gesprochen haben, diesmal zuerst ein Schritt zur Objektivierung getan.

Berlin Gustav Erénni

Bismarckiana. 1. Bismarcks Geschichtskenntnis. Von Maria Fehling. 126 S. — 2. Staatsminister Adolf von Scholz: Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck. Hrsg. von Wilhelm von Scholz. Mit einem Titelbildnis und zwei Faksimiles. 150 S. Stuttgart und Berlin 1922. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Die Wahrnehmung, daß die Geschichte — vor allem die der Jahrhunderte nach dem Dreißigjährigen Kriege — eine

ungewöhnliche Anziehungskraft auf Bismarck ausgeübt hat, war der Anlaß der unter 1. verzeichneten (Doktor?-)Arbeit. Zu zeigen, welchen Umfang seine Geschichtskenntnis (vor 1851 und nachher) gehabt hat, auf welchem Weg er dazu gelangt ist, und, wie er sie in seiner Staatskunst fruchtbar angewandt hat, das bildet ihren Inhalt. Trotz aller Gelahrtheit macht die Studie einen weiblich liebenswürdigen Eindruck. Sie fesselt einen auch dort, wo sie mehr den Charakter einer Untersuchung von Einzelheiten annimmt; z. B. im Kapitel „Wie las Bismarck?" (indem er bemerkenswerte Stellen anstrich). Man gewinnt einen tiefen Blick in die Geisteswerkstatt eines Großen. Auch der Spezialkenner wird eine willkommene Förderung seines Wissens davontragen. Kurz: eine Bereicherung in Richtung der Stoffverarbeitung.

In rein stofflicher Hinsicht bedeuten die unter 2. genannten Memoiren in mehr als einem Betracht eine sehr wertvolle Neuigkeit, eine Überraschung, die man kaum noch erwarten durfte. Der Verfasser, Adolf Scholz (geb. am 1. November 1833 in Schweidnitz), hat sie in seinem achtundachtzigsten Lebensjahr zusammengestellt, redigiert, ergänzt und mit verbindendem Text versehen. Nur das technische Fertigmachen für den Satz, das Unterscheiden von Text und Anmerkung, das Kollationieren der Abschrift der Originale und schließlich die Korrektur hat der Sohn (der bekannte Dichter Wilhelm von Scholz) besorgt. Adolf Scholz wurde 1879 der erste Unterstaatssekretär des soeben aus der Finanzabteilung des Reichskanzleramts geschaffenen Reichsschatzamts, im Juni 1880 der erste Staatssekretär des Reichsschatzamts und zwei Jahre darauf als Bitters Nachfolger preußischer Finanzminister. Höchst interessant ist aus dieser Zeit die Schilderung von Bismarcks Sorge um den rechten Nachwuchs in den oberen maßgebenden Stellen der Finanzbehörden; denn inzwischen war man vom Freihandel zum Schutzzoll übergegangen. Wer sich gegenwärtig über die innere Einstellung eines auf prominentem Posten stehenden Staatsbeamten zur Verfassungsform den Kopf zerbricht, mag in den Scholzschen Denkwürdigkeiten nachlesen, wie man vor vier Jahrzehnten alle überhaupt sich bietenden anständigen Mittel des Einflusses von oben benutzte, um die Durchführung der Reichspolitik zu sichern. Aber er übersehe nicht, daß es sich dabei immer um anständige Mittel handelte! — Adolf von Scholz hat unmittelbar nach Bismarcks Entlassung seinen Abschied genommen und ist seinem Kanzler bis zu dessen Tode treu verbunden geblieben. Dies echt freundschaftliche Verhältnis verleiht seinen Erinnerungen eine überaus wohltuende Wärme.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Ägypten. II. Teil der „Fünfzig Jahre Reichsdienst". Von Ottmar von Mohl, Leipzig 1922, Paul List. 285 S.

Schon in der Anzeige des ersten Teiles der „Fünfzig Jahre" von Mohls mußte ich darauf hinweisen, daß der ganze Habitus des Erzählers den Geist des ancien régime atmet. Die gute Gesellschaft liefert nicht bloß den Hintergrund, die Staffage, sondern recht oft auch die Hauptsache, die Veranlassung dazu, daß überhaupt erzählt wird. Versöhnt wird man mit derlei Nichtigkeiten dadurch, daß die „weiße Weste" der nicht die äußere Verhüllung von Dürftigkeit bildet, sondern neben dem Symbol ein inneres Bedürfnis ausmacht. Ottmar von Mohl (gest. im Frühjahr 1922), hat tatsächlich zu den zahlreichen Figuren der wilhelminischen Diplomatie gehört, die ohne Sauberkeit des Umgangs nicht zu atmen vermocht hätten. Darüber hinaus bringt aber dieser zweite Teil mit dem Obertitel „Ägypten" so viel wirklich Belangreiches über die Erlebnisse, die von Mohl als deutscher Kommissar-Direktor bei der ägyptischen Staatsschuldenkommission volle siebzehn Jahre lang (1897—1914) in Ägypten gelebt, und über die interessanten Beobachtungen, die er dort gemacht hat, daß man ihn getrost als geschichtliche Quelle bezeichnen und benützen darf. Wichtig vor allem ist sein Nachweis, daß die noch immer sehr tief wurzelnde französische Erziehung der Mohammedaner des Nillandes (vgl. Syrien!) mit dem vorläufig dort noch herrschenden englischen Wesen unvereinbar ist. von Mohl prophezeit daraus sogar ein Auseinanderfallen der Entente von 1904 gerade um Ägyptens willen. Noch nirgends verwertet ist auch die Mitteilung, daß kurz vor der Ermordung Franz Ferdinands der langjährige Generaldirektor der ägyptischen Altertümer, Maspero, der mit allen Fasern seines Herzens mit Ägypten verwachsen war, unerwartet abberufen worden ist. Wir wollen auch das zu dem „Übrigen" legen. Olim meminisse iuvabit.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Die päpstliche Diplomatie. Geschichtlich und rechtlich dargestellt von Arthur Wynen. (Das Völkerrecht. Beiträge zum Wiederaufbau der Rechts- und Friedensordnung der Völker. Im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht herausgegeben von Dr. Godehard Jos. Ebers, Prof. der Rechte an der Universität zu Köln. 10. Heft.) Freiburg i. Br., Herder & Co., 1922. XVI, 156 S.; 8°.

Obwohl sich der Verfasser im großen ganzen nur mit dem theoretischen Teil seiner Aufgabe befaßt (die diplomatische Tätigkeit des Heil. Stuhles ist einem besonderen Werke vorbehalten), so liest sich doch das vorliegende Buch gar nicht langweilig. Unter ausgiebiger Verwendung der geschichtlichen Grundlagen des päpstlichen Gesandtschaftsrechts werden die Ausübung, das Personal und die Gegenspieler der kurialen Diplomatie, ihre Grundsätze, ihr Zeremoniell und ihre Erfolge knapp umrissen. Abweichende Urteile und gegnerische Ansichten werden keineswegs verschwiegen. Besonders fesselt das Kapitel über die Basis des vatikanischen Gesandtschaftsrechts. Ich muß sagen: der alle Einwände siegreich abwehrende Verfasser hat mich davon überzeugt, daß seine Auslegung des kgl. italienischen Garantiegesetzes vom 13. Mai 1871, vor allem seiner Artikel 11 und 12, richtig sein muß und daß demnach Interpretatoren wie Mirbt, Hinschius und Zorn mit ihrem Argument, daß das Gesandtschaftsrecht des Papstes als geistlichen Souveräns erst von 1871 datiere, unrecht haben. Das Garantiegesetz hat nichts Neues geschaffen, sondern ein zwar nicht durch Verträge (Fr. v. Liszt irrt hierin), aber durch Herkommen und völkerrechtliche Gewohnheit ersessenes Recht bestätigt und geschützt. Allerdings hat diese Theorie den kleinen Schönheitsfehler, daß der Schluß naheliegt: also ist das Fehlen der territorialen Souveränität gar nicht der Mangel, der von katholischer Seite so oft beklagt wird, und ihre Wiederherstellung kein dringendes Bedürfnis. Hierin ist und bleibt die „römische Frage" nach wie vor umstritten und offen.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Was kostet der Friedensvertrag die Entente? Von Arnold Rechberg. (Fragen der Zeit.) München 1922, Verlag für Kulturpolitik. 162 S.

Ich weiß nicht, ob Arnold Rechberg noch bildhauert; aber so viel weiß ich, daß er seit anderthalb Jahrzehnten in immer steigendem Grade zum Politiker geworden ist. Wirtschaftlich unabhängig und mit einer intimen Kenntnis französischen Wesens ausgerüstet, hat er in der Tat das Zeug dazu, in deutschem Interesse Weltpolitik größten Stils zu treiben. Das hat ihn auch dem Kaiser und namentlich dem Kronprinzen des Deutschen Reiches zugeführt. Rechberg verfügt über so manche Verbindungen und Fäden, deren Benutzung jede seiner Veröffentlichungen zu einer anregenden Lektüre gestaltet. Daß sich die Entente mit ihren Diktaten von Versailles, Saint-Germain, Sèvres und Neuilly gewaltig verrechnet hat, fühlt sie nachgerade selber sehr deutlich; nur Poincaré verharrt trotzig auf seinem Schein. Rechberg geht aber über die Beantwortung der im Titel gestellten harmlosen Frage hinaus und plädiert, im Sinne Ludendorffs vor allem den Bolschewismus befehdend, für eine Lösung des russischen Problems durch einen Zusammenschluß Englands, Frankreichs und Deutschlands besonders auf industriellem Gebiete (Stinnes). Die gegenwärtige Entwicklung scheint diesem Plane diametral zu widersprechen. Solange noch Herr Tschitscherin bei Herrn von Haniel speist und Herr

Krestinski als Vertreter der Sowjets in Berlin beglaubigt ist, so lange dürfte das antibolschewistische Programm Rechbergs, das so wohl die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten berücksichtigt als auch einen Hoffmannschen, also verbesserten Napoleonszug nach Rußland einschließt, vergeblich auf Erfüllung harren.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Die Entwicklungsgeschichte der großen politischen Parteien in Deutschland. Schriften der Deutschen Gesellschaft für Politik an der Universität Halle-Wittenberg, Heft 2. Bonn und Leipzig 1922, Kurt Schroeder. 156 S.

Das Heft erscheint als zweite Nummer in der „Sammlung von Schriften der Deutschen Gesellschaft für Politik an der Universität Halle-Wittenberg" und enthält fünf Vorträge, die auf Veranlassung des Vereins im Jahre 1920 gehalten wurden. Die nächste Nummer soll einen Vortragszyklus über Staatsverfassung und Staatsleben einiger der wichtigsten Kulturländer bringen. Dem Büchlein wäre im Publikum, speziell auch dem akademisch gebildeten, in dem noch immer so viel Gleichgültigkeit und Unkenntnis der hier in Frage kommenden Probleme und Tatsachen herrscht, ein möglichst breiter Leserkreis zu wünschen. Auch die, die diesen Dingen bereits näherstehen, werden aus diesen kurz gefaßten Rückblicken mancherlei wertvolle Fingerzeige und Anregungen gewinnen. Zu begrüßen ist, daß die Geschichte der drei hier behandelten Parteien von Angehörigen derselben vorgetragen wird. Professor Götz spricht über den deutschen Liberalismus im neunzehnten Jahrhundert mit eindrucksvollem Hinweis darauf, wie Bismarcks innere Politik und die Schwächen des deutschen Liberalismus „das Aufschieben jeder weiteren Demokratisierung von Staatsverfassung und nationalem Leben eine der tieferen Ursachen unseres Niedergangs gewesen sind". Die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie (ihre Stellungnahme zum Krieg von 1870, Sozialistengesetz, Erfurter Programm, Revisionismusdebatten und kurz andeutend ihre Haltung im Weltkrieg) wird lichtvoll klar von Eduard Bernstein dargelegt. Professor Spahn, das frühere, dann zu den Deutschnationalen herübergewechselte Zentrumsmitglied, beleuchtet von seinem Standpunkt die wenig bekannte Genesis der Zentrumspartei und die in deren späterer Geschichte hervortretenden Gegensätze. Viel weniger erfährt man von der konservativen Parteibewegung in dem Aufsatze Professor Kaufmanns, der statt den Wirklichkeiten, den treibenden realen Macht- und Eigentumsinteressen nachzugehen, sich in eine seltsam anmutende Bewunderung der Stahlschen Rechtsphilosophie verläuft. Einer Philosophie, deren ganze Weisheit schließlich darin besteht, daß in Sachen der Staatsverfassung menschliche Vernunft und darum Philosophie letzthin nichts dreinzureden haben, daß das historisch Gewordene, durch Tradition und in Stimmung Sanktionierte als solches auch das Rechte sei.

Charlottenburg Conrad Schmidt

Laienbildung. Von Wilhelm Flitner. Jena 1921, Eugen Diederichs. 53 S.

In den Schriften zum Aufbau neuer Erziehung, die den Gesamttitel „Zeitwende" führen, ist Flitners Abhandlung erschienen. Was unter Volksbildung zu denken und unter welchen Bedingungen sie möglich ist, sucht der Verfasser aus einem „zukunftsgültigen Lebensgefühl" zu entwickeln und kommt zu dem Ergebnis, dem Bildungsgut der Schule, das „priesterschaftlich" sei, den Bildungsgang einer Laiengemeinschaft gegenüberzustellen, dessen Keime bereits die Volkshochschulen enthalten. Musik, Sprache, Dichtung werden in geschickter Steigerung behandelt. Ein Abschnitt über angewandte Kunst schließt diesen einführenden Teil ab. Im zweiten Teil sucht der Verfasser über Wilhelm von Humboldts Ideal der gebildeten Persönlichkeit hinauszugehen, um eine „Totalität" mit Bildung zu durchdringen. Das Wort ist unschön, der Begriff mir unklar geblieben. Ich denke, man könnte sich mit der Entwicklung zur Persönlichkeit begnügen — wie sie Humboldt vorschwebte —, denn der Gemeinschaft, die ja immer ein unklares Gebilde bleibt, nützt nur eine Persönlichkeit, die sich selbst zu möglichster Vollkommenheit führt. Der soziale Fortschritt wird nur darin bestehen, daß die körperlich Werktätigen und die geistig Werktätigen einander verstehen lernen und sich jener möglichsten Vollkommenheit durch solches Verständnis nähern. Auf dieses Ideal zielt aber der Verfasser schließlich doch, wenn man das, was er den „neuen Bildungsbegriff" nennt, analytisch zergliedert.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Die Ehe als Erlebnis. Von Grete Meisel-Heß. (Diekmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei 2. Band.) Halle 1920, Heinrich Diekmann. 238 S.

Ein menschlich schönes Dokument der Verfasserin, doch kein literarisches oder philosophisches! (wie alle ihre Ehebücher). Reiches, wenn auch nicht unbekanntes Material an ehelichen Selbstbekenntnissen (und Selbstbezichtigungen), zusammengetragen aus Dichtungen, Briefen, Memoiren von Homer und Platon bis auf Mantegazza und Grete Meisel-Heß. Erbaulich und nützlich zugleich für Eheaspiranten beiderlei Geschlechts und empfehlenswertes Brautgeschenk. So bekommt die Tendenz ausschließlich weiblicher Lebens- und Sexualauffassung, einseitiger Wertung des männlichen Liebeslebens nach dem weiblichen Nützlichkeitsideal der Ehetüchtigkeit — eine feministische Tendenz, die in der Auswahl der Stücke wie in dem verbindenden Text zutage tritt — ihre überaus wichtige erzieherische Bedeutung für das Leben, das sich notwendig aus Irrtum und Einseitigkeit erhält. Denn „das Wissen ist der Tod". Darum wirkt das Buch so sympathisch. Bei der vitalen Bedeutung des Geschlechtslebens für das Weib müssen alle normalen Frauenbücher verkappte Gardinenpredigten sein. Und Heil ihr und — uns, daß die Verfasserin eine normale, echt weiblich tendenziös empfindende Frau ist! Denn „wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt"? Der Mann ist wesentlich anders, als ihn sich die Verfasserin denkt. Darum spricht es nicht gegen, sondern für sie und ihre weiblichen Instinkte, wenn der Literaturwissenschaftler und der Psychologe mit ihrer grundfalschen Beurteilung des männlichen Seelenlebens sowie mit den sexuellen Umdeutungen und Verschlimmbesserungen (z. B. Wagners) nichts anfangen können.

Schönwalde (Mark) Paul Feldkeller

Bildnerei der Geisteskranken. Von Hans Prinzhorn. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Mit 187 zum Teil farbigen Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln vorwiegend aus der Bildersammlung der psychiatrischen Klinik Heidelberg. Berlin 1922, Verlag Julius Springer. 361 S.

Ein ungewöhnlich wertvolles, gedankenschweres Werk, das nur ein Autor schaffen konnte, der tief schürfendes psychiatrisches Fachwissen mit gleich eindringenden kunsttheoretischen Kenntnissen in glücklichster Mischung in sich vereint und dieses Wissen souverän beherrscht. So nur konnte ein neues, bisher niemals ernsthaft behandeltes Gebiet, wie es der bildnerische Gestaltungsdrang der Geisteskranken ist, mit durchdringendem Scharfsinn erschaut, durchdacht, aufgehellt werden, so allein konnten die in ihm schlummernden Probleme aufgedeckt werden. An dem Material der heidelberger psychologischen Klinik, die Arbeiten von 450 unbestrittenen Geisteskranken enthält, wirksam ergänzt durch 5000 Nummern aus dem In- und Ausland, wie durch Bildnerei von Kindern, Primitiven und Gesunden, an einem Material, das überwiegend von Leuten stammt, die keine Vorbildung im Zeichnen und Malen hatten und ohne jede Aufforderung, aus impulsivem Betätigungsdrange, gestalteten, hat der Verfasser seine Studien gemacht und zu ungewöhnlichen, überraschenden Ergebnissen verdichtet. Wieviel auch die geistige Erkrankung zerstörte, — vornehmlich war es die Schizophrenie —, der impulsive bildnerische Betätigungsdrang blieb und schaffte nicht selten Bildwerke, die häufig als ernste Kunstwerke gewertet

zu werden verdienen, auch überraschende Ähnlichkeit mit Bildwerken von Kindern, Primitiven und manchen Kulturzeiten haben, oft auch verblüffend ähnlich Kunstschöpfungen unserer Zeit sind, die nach seelischen Einstellungen bewußt streben, wie sie namentlich in der Geisteskrankheitsform der Schizophrenie zwangsartig eintreten. Aus der äußeren Ähnlichkeit darf aber keineswegs auf seelische Gleichheit geschlossen werden. Die Grenzlinie zu ziehen ist ungemein schwierig.

Leider verbietet es der eng gesteckte Rahmen eines Referates einem Werke von solcher Gedankenfülle schildernd oder gar kritisch auch nur annähernd gerecht zu werden, obwohl die einzelnen Kapitel des theoretischen Teils, das Ausdrucksbedürfnis, der Spieltrieb, der Schmucktrieb, die Ordnungstendenz, die Abbildetendenz, das Symbolbedürfnis dazu locken. Nicht allein dem Psychologen und Psychiater, dem Künstler und Kunsttheoretiker, nein, jedem Gebildeten von künstlerischem Empfinden wird das Buch eine Fülle von Anregung geben und ihm über die seelischen Ursprungswurzeln des künstlerischen Schaffens die Augen öffnen.

Bei solcher Wertung des Werkes sollen aber zwei Wertfaktoren nicht unbeachtet bleiben, deren Wirksamkeit die Entstehung des Buches wesentlich mitbestimmt haben, — in erster Linie der Weitblick des Vorgesetzten des Verfassers, Wilmans, der, ein würdiger Repräsentant der neuzeitlichen heidelberger Psychiater-Schule, in klarer Erkenntnis der geistigen Ergebnisse, die in der Bildnerei der Geisteskranken schlummern, dem Autor jede denkbare Erleichterung in seiner Mußarbeit gewährte, um ihm die Konzentrationsmöglichkeit zu wissenschaftlicher Tätigkeit zu schaffen, — in zweiter Linie die erstaunliche Opferwilligkeit des Verlegers, der in unserer tief ernsten, jedes wissenschaftliche Schaffen bedrohlich einengenden Zeit dem Werke die vornehme äußere Ausstattung und illustrative Bereicherung durch zahlreiche, zum Teil farbige Bilder zu geben wagte. Möge auch der äußere Erfolg das Wagnis krönen!

Berlin Placzek

Experimentelle Psychologie. Von Johannes Lindworsky S. J. (Philos. Handbibl. Bd. V.) Kempten 1921, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 307 S.

Eine knappe, sehr gut lesbare Zusammenfassung des gegenwärtigen Standes der experimentellen Psychologie! Der Verfasser, von dem besonders ein Werk über den Willen Beachtung gefunden hat, befleißigt sich möglichst objektiver Darstellung, läßt seinen eigenen Standpunkt jedoch besonders bei der Behandlung der Denk- und Willensprozesse hervortreten. Als wichtig erscheint ihm vor allem die Feststellung der grundlegenden Bedeutung der Beziehungserfassung, „die im menschlichen Erkenntnisleben kaum jemals auszuschließen, im tierischen hingegen niemals nachzuweisen“ sei. Damit wird eine sehr schroffe Trennung zwischen Menschen- und Tierseele vorgenommen, die allerdings Bedenken erregen kann. Daß man auch sonst manches ausführlicher dargelegt sehen möchte, ist bei einem solchen kurzen Handbuch nur natürlich. Indessen muß man dabei die dem Verfasser durch die Zeitverhältnisse aufgezwungene Kürze in Rechnung stellen. Hoffentlich bringt jedoch trotzdem eine spätere Auflage die genaueren Literaturangaben, die in dieser weggeblieben sind, durch die ein Nachgehen den einzelnen Darlegungen gegenüber dem Leser erleichtert würde, was bei solchen Handbüchern unerläßlich erscheint.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Ein Spaziergang mit manchmal Unnützigem. Von Emil Szittya. Wien 1920, Eduard Strache. 144 S.

Es gibt einzelne Worte in der deutschen Sprache, ohne die ein Literaturbeflissener einfach aufgeschmissen wäre — mehr noch, ganze Dichtergruppen kämen in die schwerste Verlegenheit, wenn diese Worte z. B. eines Morgens plötzlich nicht mehr da wären. Die ganze Koterie müßte den Betrieb einstellen und könnte nicht mehr weiter dichten. Was das an Glück oder Unglück für unser Vaterland bedeuten würde, mag sich jeder selbst ausmalen! —

Einer dieser ganz wesentlichen Bestandteile eines richtigen Kaffeehausliteraten ist das altehrwürdige Wort: Hure. Es mag ein bißchen peinlich sein, aber es ist so, man kommt nicht daran vorbei. Viele, viele Dichterlinge säßen böse in der Patsche, wenn es dieses Wort nicht mehr gäbe. Alles was sie seelisch und körperlich mit der Weiblichkeit zu tun haben — und das ist bei Gott nicht wenig! — konzentriert sich in diesem Worte. Es muß erschrecklich viel Damen dieser Art in den Ländern deutscher Zunge geben. Ich schließe das weniger aus amtlichen Statistiken, die nie ganz zuverlässig sind, als aus den Werken der zeitgenössischen Literatur. Und es muß diesen Dichtern, entgegen allen oft gehörten Klagen, materiell gar nicht so schlecht gehen heutzutage, denn wie könnten sie sonst Herz, Verstand und einiges andere ausschließlich an Wesen hängen, die bekanntlich sehr präzise und zeitgemäße Anschauungen über Gold- und Papiermark haben!? Oder sollten sie vielleicht nur ein bißchen sehr renommieren und sich als Erwachsene vorkommen, wenn sie mit Fleiß Worte im Munde führen, für deren Gebrauch Schulbuben eins aufs Maul kriegen?

Zu solchen Betrachtungen verführt die Lektüre von Emil Szittya. So einer war auch er!

Berlin-Halensee E. A. Greeven

Fahrten. Landschaften und Städte. Von Stefan Zweig. Wien 1922, E. P. Tal & Cie. 122 S.

Eine frühere Zeit hätte die hier geschehene Vereinigung von Essays und Gedichten etwa mit dem Titel eines empfindsamen Wanderbuches bezeichnet. Ein kultivierter Mensch — wobei beide Worte gleich akzentuiert sind — sucht die Seelen der Landschaften, in denen er geweilt hat, im Worte zu erfassen. Das höchst Reizvolle an diesem Buche, das drei Erdteile umfaßt und seinen Bogen von Meran nach Benares, dann wieder von Konstanz zum Panamakanal schlägt, ist die Auflösung des Bildes in Bewegung, die Auffindung des Rhythmus in der Zuständlichkeit und dessen dichterische Projektion. Den Abschluß macht eine Elegie der Heimkehr, „Der verlorene Himmel“. Sie wirkt heute schmerzvoller als zur Zeit ihrer Entstehung, denn ihr Schmerz um die verlorene Welt ist längst nicht mehr Impression, sondern dauernder Zustand. All die Bilder sind heute vergangen für den, der sie geschaut hat, völlig verloren aber und nicht mehr zugänglich für das heutige Geschlecht, das in Plagen vielfältigster Gestalt gereift, am schwersten an dem Bewußtsein des auf Lebensdauer beschränkten Reichkreises leidet und von den Wundern der Welt nichts als die allzu nahe Grenzmauer erleben darf.

Wien Herbert Joh. Holz

Nachrichten

Todesnachrichten. Julius von Ludassy ist nach einer Meldung vom 2. Oktober im Alter von vierundsechzig Jahren in Wien gestorben. Er hatte sich ursprünglich mit Staatswissenschaft, Nationalökonomie und Politik beschäftigt, sich dann dem Lustspiel und Volksstück zugewandt, seine Anerkennung aber erst mit seinen Romanen erlangt, deren letzter „Der Lebensbaum“ eine Geschichte der wiener Gesellschaft von der Zeit Napoleons I. bis ins letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts bietet.

Paul Barth ist am 30. September im Alter von vierundsechzig Jahren in Leipzig, wo er als Professor der Philosophie an der Universität wirkte, einem Herzschlag erlegen. Seine „Philosophie der Geschichte als Soziologie“, namentlich aber seine „Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre auf Grund der Psychologie und der Philosophie der

Gegenwart" haben ihm ein Ansehen verschafft, das auch im Ausland zur Geltung gelangt ist.

Elisabeth **Löns**, geb. Erbeck, Hermann Löns' erste Gattin, ist in den ersten Oktobertagen in Hannover gestorben. In jungen Jahren hatte Löns sie heimgeführt, sich aber in dem Jahre 1902 von ihr scheiden lassen. Sie ist Verfasserin des nicht uninteressanten Büchleins „Erinnerungen an Hermann Löns" gewesen.

Fritz **Nienkämper** ist am 28. September in Berlin gestorben. Er war am 12. September 1847 in Neukirchen bei Rheine in Westfalen geboren worden, hatte das Ludgerianum in Münster besucht, auf der dortigen Akademie und der berliner Universität Philologie, Mathematik und Jurisprudenz studiert und war bereits im Jahre 1870 Redakteur des „Westfälischen Merkur" in Münster geworden, 1871 in die Redaktion der „Germania" eingetreten, deren Chefredakteur er in den Jahren 1881—1884 gewesen ist, nachdem er zunächst die parlamentarische Berichterstattung in eigenartiger und erfolgreicher Weise geführt hatte. Seit 1884 hat Nienkämper eine Vereinigung größerer Provinzblätter mit dem täglichen Leitartikel versorgt. Er ist auch als der eigentliche Vater der Zentrums-Parlaments-Korrespondenz anzusprechen gewesen.

Margarete **Langhammer** ist im Alter von fünfzig Jahren, nach einer Meldung vom 7. Oktober, in Wien gestorben. Sie hat in den neunziger Jahren unter dem Pseudonym Richard Nortmann das Volksstück „Gefallene Engel" veröffentlicht, dem ein entschiedener Erfolg zuteil geworden ist. Mit späteren Arbeiten hat Margarete Langhammer keinen Erfolg mehr erzielt.

Johannes **Kurzwelly** ist im Alter von fünfundfünfzig Jahren nach einer Meldung vom 9. Oktober in Leipzig gestorben. Er ist mit mannigfachen Aufsätzen über Fragen der Kunst- und Literaturgeschichte vorteilhaft hervorgetreten und hat als wissenschaftlicher Mitarbeiter des großen Thieme-Beckerschen Künstlerlexikons gute Dienste geleistet.

Philippe **Godet** ist im Alter von zweiundsiebzig Jahren in Neuenburg einem langjährigen Leiden am 27. September erlegen. Als Verfasser der „Histoire littéraire de la Suisse française" ist er, der ursprünglich aus dem Advokatenstande hervorgegangen ist und eine eigenartige Freude an Schlagfertigkeit der Diskussion nie verleugnet hat, zum führenden Literarhistoriker der Westschweiz geworden. Seine „Histoire littéraire de la Suisse française", um 1890 erschienen, gilt als das Gegenstück zu Jakob Bächtolds „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz". Seine Chroniken in der „Bibliothèque Universelle", denen entschiedene zeitgeschichtliche Bedeutung beizumessen ist, würden acht Bände füllen. Noch auf dem Krankenbett ist Godet der schweizer Schillerpreis, sowie die Ernennung zum Kommandanten der französischen Ehrenlegion zuteil geworden.

* * *

Bei dem Wettbewerb der „Niederdeutschen Jugend- und Volksbühne" ist der vom Verlag Karl **Mahnke**, Verden, gestiftete **Preis** zu gleichen Teilen verteilt worden an: Karl **Gratopp** in Waren i. M., für sein plattdeutsches Volksmärchenspiel „Dat Spinnwunner" und für sein plattdeutsches Spiel in einem Akt „Weg" und an Heinrich **Eckmann** in Hohenwestedt in Holstein für seinen nedderdütschen Dodentanz „De Lebensweg". — „De Zauberwohld", ein plattdeutsches Märchenspiel für Kinder, von Karl **Meyer**, Jelmstorf b. Bevensen, wurde für die neue Sammlung erworben. Die Uraufführung der preisgekrönten Stücke erfolgt durch die Jugendwanderbühne, Hamburg.

Josef **Holeček** für den letzten Band seines Prosawerkes „Naši", Viktor **Dyk** für sein neues Gedichtbuch und Marie **Majerová** für ein Prosabuch haben die **literarischen Staatspreise** erhalten.

In dem Preisausschreiben der deutsch-bulgarischen Gesellschaft für die beste Übertragung von Gedichten Iwan **Wasows** ist Helene **Lipschütz**, Charlottenburg, der erste Preis zuerkannt worden.

Die am 28. September im weimarer Schillerhaus versammelte **Generalkonferenz der Deutschen Schillerstiftung** wendet sich mit folgendem Aufruf an die Öffentlichkeit:

Die täglich anwachsende Not in den Kreisen der deutschen Schriftsteller erfüllt alle Freunde unsres Schrifttums mit ernster Sorge. Der Stand des freien Schriftstellers ist dem Untergang geweiht. Die Absatzmöglichkeit für seine Erzeugnisse wird durch die ungeheure Steigerung der Papierpreise und aller Herstellerlöhne unaufhaltsam verringert. Während die Verkaufspreise für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen von Verlegern und Sortimentern entsprechend der Geldentwertung außerordentlich erhöht werden, müssen sich die geistigen Urheber in zahllosen Fällen mit Honoraren der Friedenszeit begnügen. Die Gesetzgebung zögert leider trotz der Verelendung einer ganzen, kulturwichtigen Berufsklasse mit tatkräftigen Maßregeln: sogar die so berechtigte Forderung, die freigewordenen Werke toter Autoren zum Staatseigentum zu erklären und für deren Druck bzw. Aufführung von Verlegern bzw. Theatern zugunsten der lebenden Schriftsteller eine Abgabe zu erheben, wie sie das Ausland vielfach seit langem eingeführt hat, ist noch immer nicht erfüllt. Unter diesen Umständen sind die hilfesuchenden Blicke der notleidenden deutschen Schriftsteller mehr denn je auf die **Deutsche Schillerstiftung** gerichtet. Doch auch diese ehrwürdige, seit mehr als sechzig Jahre zum Segen der deutschen Dichter und ihrer Hinterbliebenen wirkende Wohlfahrtsanstalt, und damit das letzte umfassende Schutzwerk der bedrängten Schaffenden, droht zu erliegen. Die vorhandenen ordentlichen Mittel genügen längst nicht mehr, der steigenden Not auch nur annähernd zu steuern. Nur die großmütige Hilfe des Auslandes, besonders Amerikas und Schwedens, hat unsrer Stiftung die letzten anderthalb Jahre zu überstehen ermöglicht. Das hochherzige Vorbild des Herrn Reichspräsidenten, der seinen Jahresbeitrag verdoppelt und uns eine außerordentliche Spende gewährt hat, bestärkt uns in der Hoffnung, daß das Volk Schillers seine alte Nationalstiftung nicht im Stiche läßt.

An die öffentlichen Stellen und an alle Freunde der deutschen Literatur ergeht unsre eindringliche Bitte, diesem Beispiel zu folgen. Die **Zentralkasse der Deutschen Schillerstiftung in Weimar** nimmt für unsre Stiftung bestimmte Spenden dankbar entgegen.

Lienhard, **Donndorf**, **Lilienfein** (Weimar), **Enking** (Dresden), **Bettelheim** (Wien), **Landau** (Berlin), **Brausewetter** (Danzig), **Schneider** (Mannheim).

Nach Feststellung des Syndikus' der **Fachpresse Deutschlands**, Dr. Pape, bestanden Ende 1921 rund 6400 **Zeitschriften und Amtsblätter** im Reiche gegen 6250 vor dem Kriege. Es ist jetzt mit Leichtigkeit festzustellen, daß von diesen 6400 Zeitschriften bis jetzt etwa 1000 ihr Erscheinen haben einstellen müssen. Auch war das verflossene Jahr weniger reich an Neugründungen von Fachzeitschriften, als etwa noch das Jahr 1920. Der Rückgang des deutschen Zeitschriftenwesens hat in der Schwierigkeit auf dem Papiermarkt sowie in der ständigen Druckpreiserhöhung seine Ursache.

In **Mexiko** ist eine **Ausstellung deutscher Zeitschriften**, periodischer Veröffentlichungen und deutscher Bilder veranstaltet worden, um dem mexikanischen Publikum eine Übersicht über die große Reichhaltigkeit der deutschen periodischen Literatur zu geben und um festzustellen, für welche Art von Zeitschriften in Mexiko ein besonderes Interesse vorhanden ist. Die Ausstellung hat einen sehr guten Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Mit Beginn der neuen Spielzeit werden im Verlag von Max Beck in Leipzig **Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst** erscheinen. Als Herausgeber der Halbmonatsschrift zeichnet Intendant Ernst Martin.

* * *

Von der wolfenbütteler Handschrift der Gedichte **Walters von der Vogelweide** hat sich in den Papieren des verstorbenen Direktors der Bibliothek, Milchsack, die Abschrift eines bisher unbekannten Bruchstückes gefunden, das Karl von Kraus in der „Zeitschrift für deutsches Altertum" ver-

entlicht und als eine Dichtung Walters von der Vogelide anspricht. Der bisher unbekannte Reimspruch, der zu Sprüchen des Jahres 1198 gehören würde, erzählt den Auftrag der Frau Isegrim, die am Rhein sitzt, an ein Vöglein, dem Isegrim — er ist als erfahrener Arzt über die Alpen gezogen — mitteilen soll, daß seine Feste von Feinden bedrängt wird. Frau Isegrim fordert seine Heimkehr und klagt ihre Not. Aber Isegrim gibt dem Vöglein die überraschende Antwort, das Weib soll seinen Kragen (Graben?) ... Offenbar handelt es sich um einen Spruch auf einen ...igen Herrn, der Isegrim hieß oder genannt wurde.

Das Gedächtnismal des Goethebundes Königsberg für E. T. A. Hoffmann ist jetzt an dem königsberger Geburtshaus des Dichters angebracht worden. Eine Bronzemedaille von Professor Stanislaus Cauer zeigt den Kopf des Dichters, in dem die ihm eigene Exzentrizität sowie das Sprunghafte seines Wesens zum Ausdruck gebracht werden soll.

Christine Touaillon schreibt uns:

„Der Aufsatz Ludwig Fürsts: ‚Der Kaufherr in der deutschen Literatur‘ (L. E. XXIV, 1471) scheint mir noch der Ergänzung zu bedürfen. Denn zugleich mit Goethes ‚Wilhelm Meister‘ tritt in Johann Jakob Engels Roman ‚Lorenz Stark‘ die Gestalt des Kaufmanns auf. (‚Lorenz Stark‘ erschien 1795 in den Horen.) Und während Goethe, wie auch Fürst hervorhebt, seinen Kaufmann als Philister und Opportunisten ‚mit spitzem Gesicht, langer Nase und ...‘ darstellt, macht Engel den Kaufmann zum Träger des Romans und verleiht ihm in seiner starren Ehrenhaftigkeit eine gewisse Größe. Sein Stand ist nichts Zufälliges, sondern eng mit seinen menschlichen Eigenschaften verbunden. Lorenz Stark ist der Kaufmann, der Besonnenheit und Vernunft verkörpert und der eine gewisse Stetigkeit darstellt; dabei kein Philister wie Werner. Seine Starrköpfigkeit und Beschränkung hat ihre guten Rechte und weicht schließlich der Macht der Tatsachen. Der Kaufmannsberuf durchdringt seinen ganzen Charakter; die Ansichten und Reden des alten Stark, ja sogar seine Träume sind nicht ohne Zusammenhang mit seinem Beruf zu denken. Dieser schlichte Roman ist überhaupt ein kleines Kunstwerk, das zweifellos den Höhepunkt des deutschen Aufklärungsromans bezeichnet. Hier, wo es galt, das Bürgertum zu verkörpern, klaren Verstand, Ruhe, Maß und bürgerliche Ehrenhaftigkeit zu schildern, die Ansprüche der Phantasie und das Überwuchern des Gefühls abzuweisen, konnten alle Vorzüge der Aufklärung in ihre Rechte treten, ihre Mängel aber unsichtbar bleiben. Goethe dagegen, nicht Aufklärer mehr, sondern den Rechten des Gefühls hingegeben und zudem in der Handelsstadt Frankfurt aufgewachsen, konnte dem Kaufmannsstand nicht sehr unkritisch gegenübertreten: daher die Antithese.

Aber nicht um die Vorzüge des ‚Lorenz Stark‘ handelt es sich hier, sondern um sein Milieu. Er ist also der erste deutsche Kaufmannsroman, und das im vollsten Sinne des Wortes. Denn seine Gestalten werden durch kaufmännische Motive bewegt, sind von den kaufmännischen Lebensanschauungen früherer Zeiten (Sparsamkeit, Fleiß, Pflichtgefühl, Solidität) erfüllt, ja sie sprechen sogar die Sprache des Kaufmanns.

Was aus diesen Anfängen wurde und wie der Kaufmannsroman, der allgemeinen Entwicklung entsprechend, ins allgemein Menschliche hinüberglitt, ohne doch seine Milieufärbung zu verlieren, das sieht man besonders deutlich, wenn man den ‚Lorenz Stark‘ (1795), ‚Soll und Haben‘ (1855) und die ‚Buddenbrooks‘ (1901) nebeneinanderstellt, also drei Kaufmannsromane, die durch je fünfzig Jahre voneinander getrennt sind. Schon die Gründe für die Stoffwahl unterscheiden sie. Engel, durch seinen Großvater mit dem Kaufmannsstand innig verbunden und in Kaufmannskreisen häufig verkehrend, wird der kaufmännischen Umwelt mehr durch zufällige Lebensmomente als durch bewußte künstlerische Absichten nahegebracht. Freytag dagegen nimmt, vom Wunsch erfüllt, seiner Nation zu nützen, schon ganz bewußt die Anregung Julian Schmidts auf, das deutsche Volk bei der Arbeit zu zeigen. Thomas Mann aber geht von wissenschaftlichen Problemen aus. Er will Steigen und Fallen einer Generationenfolge zeigen und bedient sich dazu einer Kaufmannsfamilie, nicht nur, weil er dieses Milieu kennt, sondern hauptsächlich, weil sich in ihm alles um einen gemeinsamen Kern kristallisiert.

Obwohl Engel das Privatleben seines kaufmännischen Helden in stete Verbindung mit seinem Beruf bringt, ist ihm das Charakterbild wichtiger, das er geben will. Trotzdem entsteht daneben eine anschauliche Schilderung des Handelslebens. Bei manchen Stellen kann man sich nicht enthalten, an ‚Soll und Haben‘ zu denken. ‚Wenn man dann da so in ein Haus kommt‘, sagt eine der Nebenfiguren, ‚und alle die großen Kisten sieht und die ungeheuren Kisten mit Waren und das Gerenne und Getreibe der Leute und die Frachtwagen, die ab- und aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend Pferde davor! Ach da wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respekt!‘ fühlt man sich nicht in Schröters Handlungshaus versetzt?

Der Aufklärungszeit entsprechend, sieht der Roman auf psychologischer, also philosophischer Grundlage, er wirft die Frage auf, wie der Mensch beschaffen sei, und auf welche Weise er sich entwickle. ‚Soll und Haben‘ dagegen ist, den Problemen des 19. Jahrhunderts entsprechend, nicht ohne sozialen Hintergrund zu denken. Freytag fragt sich, unter welchen Bedingungen die einzelnen Stände leben, und wie sie aufeinander wirken. Die ‚Buddenbrooks‘ dagegen, ein echtes Erzeugnis unserer Zeit, vereinigen Psychologisches, Soziales und Naturwissenschaftliches; sie untersuchen, was der Mensch von seinen Vorfahren erbt, aus welchen Faktoren sich seine Schicksale zusammensetzen, und welche Rolle er im Haushalt der Natur spielt.

Keiner von diesen Kaufmannsromanen bleibt also beim Beruflichen stehen; Engel leitet zur Familie über, Freytag schildert die Gesellschaft, Thomas Mann das große Ganze, in dem wir leben. Und während Engel noch alles einzeln sieht, in seiner Optik vom Individuum ausgeht und auf das Individuum zurückkommt, Gustav Freytag aber alles als Glied eines menschlichen Ganzen unter dem Gesichtswinkel einer politischen Optik betrachtet, ist für die kosmische Optik Thomas Manns der Mensch nur ein unwichtiger Bestandteil der Welt. Man sieht also am Kaufmannsroman — ob man nun Thomas Mann einen besonders hohen Platz einräumt oder nicht — eine ständige Aufwärtsentwicklung, ein Fortschreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen, von der Lebensauffassung zur Weltanschauung.“ —

* * *

Max Reinhardt ist von dem Rektor der kölner Universität aufgefordert worden, innerhalb des Wintersemesters an der kölner Universität eine Reihe von Vorlesungen über Theaterfragen zu halten.

Dem Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft und der darin gebotenen, von Egon Mühlbach verfaßten Übersicht über die deutschen Shakespeare-Aufführungen ist zu entnehmen, daß im Jahre 1921 1997 Aufführungen, das heißt 25 Prozent mehr als 1920, veranstaltet worden sind. An der Spitze steht der „Sommernachtstraum“ mit 318 Aufführungen durch 33 Gesellschaften. Es folgen: „Kaufmann von Venedig“ 259 (45), „Hamlet“ 236 (54), „Othello“ 231 (64), „Zähmung der Widerspenstigen“ 146 (31), „Was ihr wollt“ 145 (22), „Komödie der Irrungen“ 98 (4), „Richard III. 95 (18), „Romeo und Julia“ 77 (26), „König Lear“ 75 (10), „Wintermärchen“ 59 (9), „Viel Lärm um nichts“ 53 (8), „Macbeth“ 48 (7), „Wie es euch gefällt“ 32 (5), „Der Sturm“ 30 (4), „Julius Caesar“ 20 (6), „Timon von Athen“ 18 (1), „Perikles“ 18 (2), „Maß für Maß“ 15 (4), „Coriolan“ 11 (3), „Heinrich IV.“ 7 (2), „Richard II.“ 5 (2), „Heinrich V.“ 3 (3). Der Löwenanteil der Aufführungen fällt auf Berlin: 304; daran reihen sich München 166, Wien 82, Düsseldorf und Frankfurt je 64, Stuttgart 63, Hamburg 53, Dresden 47, Köln 43, Bremen 34, Leipzig 32, Chemnitz 29, Hannover 25, Königsberg 24 und Zürich 20.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Adler, Hans. Villa Paradiso. („Die Erzählung.") Wien, Ed. Strache. 62 S.
Albrecht, Hermann. Des Markgrafen Leibmedicus. Karlsruhe, Fr. Gutsch. 170 S. M 135.— (180.—).
Bäte, Ludwig. Die Reise nach Göttingen. Eine Geschichte. Göttingen, Turm-Verlag, K. H. Lange. 132 S.
Die Rutschbahn. Das Buch vom Abenteuer. Hrsg. von Ignaz Ježower. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 368 S.
Golfar, Alfred. Der Niemand. („Die Erzählung".) Wien, Ed. Strache. 144 S.
Hanstein, O. v. Der Kaiser der Sahara („Der Abenteuer-Roman"). Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 235 S.
Hochdorf, Max. Baron B.. stirbt. Novelle. Trier, Fr. Lintz. 78 S.
Kraft, Zdenko von. Kaufhaus Alljeder. Ein Roman aus der Welt, mit 4 Original-Holzschnitten vom Verfasser. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 451 S.
Landsberger, Artur. Der Schieberprinz. Eine Geschichte von unsern Zeitgenossen. Schwedt a. O., Hermann Beccards. 94 S.
Müller-Partenkirchen, Fritz. Bauerngeschichten. Berlin, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 147 S.
Neurath, Karl. Der Preußenkaplan. Ein Roman vom Rhein. Leipzig, Greihlein & Co., G. m. b. H. 356 S.
Scholz, Wilhelm von. Zwischenreich. Neue Erzählungen. München, G. Müller. 303 S.
Schrott-Fiechtl, Hans. Bergblüh. Tiroler Geschichten. Mit einem Geleitwort von Hanns Martin Elster, Freiburg i. B. Herder & Co., G. m. b. G. 175 S. Geb. M 200.—
Sochaczewer, Hans. Die Grenze. Erzählung. Konstanz, Oskar Wöhrle. 207 S.
Sträßer von der Fulde, Karl. Einiges aus dem Leben des Herrn Leo Gampelmann. Etwas vom guten Humor und Die Geschichte vom armen Konrad. Hrsg. von Theodor Fischer. Freiburg, Pontos-Verlag. 64 S. M 20.—
Urbanitzky, Grete von. Die goldene Peitsche. Roman. Leipzig, H. Haessel. 286 S.
—, Masken der Liebe. Novellen. Leipzig, H. Haessel. 451 S.

Lyrisches und Episches

Weißmann, Maria Luise. Das frühe Fest. Gedichte. Pasing-München, Heinrich F. S. Bachmair. 43 S. M 50.—

Dramatisches

Wolf, Friedrich. Elemente. Drei Einakter. Ludwigsburg, Chronos Verlag G. m. b. H. 80 S.

Literaturwissenschaftliches

Alberts, Wilhelm. Gustav Frenssen. Ein Dichter unserer Zeit. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchh. 287 S.
Flöring, Karl. Die historischen Elemente in Adalbert Stifters „Witiko" (Sonderabdruck aus Heft V der Gießener Beiträge zur Deutschen Philologie. Hrsg. von O. Behaghel). 77 S.
Gloël, Heinrich. Goethe und Lotte. Mit vielen Bildern. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 189 S.
Theodor Herzls Tagebücher [Drei Bände]. Bd. I. (1895—1904). Berlin, Jüdischer Verlag. 647 S. M 480. (700.).
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Hans Gerhard Gräf. Bd. IX., Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 366 S.
Neurath, Karl. Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen und Nassau. Teildruck: Begriff und Grenzen der mundartlichen Literatur (Dissertation). Gießen. 14 S.
Schicksalstage deutscher Dichter. In Verbindung mit anderen hrsg. von Rudolf Krauß. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh. Oskar Beck. 382 S.

Schroeter, Manfred. Der Streit um Spengler. Kritik ... Kritiker. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung ... kar Beck. 168 S.
Willmann, Otto. Pythagoreische Erziehungsweisheit. ... dem literarischen Nachlaß hrsg. von Wenzel Pohl. Freiburg i. ... Herder & Co.. G. m. b. H. 109 S. Geb. M 75.—.

Karamsin, N. M. Briefe eines reisenden Russen. Aus d... Russischen von Johann Richter. Wien, Rikola-Verlag. 576 ...
Lermontows Werke. Hrsg. von Arthur Luther (Me... Klassiker-Ausgaben) Leipzig, Bibliographisches Institut. 39... M 900.—.

Verschiedenes

Brie, Maria. Das brennende Herz und andere Märchen. Eb... stock, Fährmann-Verlag. 125 S.
Die deutsche Bibel vom 15. bis 18. Jahrhundert. Au... stellung zur Jubelfeier des Lutherischen Neuen Testamen... 1522, 21. September 1922, veranstaltet von der Staats- u... Universitätsbibliothek. Hamburg, Schröder & Jeve. 43 S.
Eisenmann, Alexander. Das Große Opernbuch. Stuttga... Deutsche Verlags-Anstalt. 418 S.
Harich, Walther. Das Ostproblem. München, C. H. Becks... Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 138 S.
Hofmann, Albert von. Die Stadt Regensburg. Mit 2 Sta... plänen und 9 Grundrißzeichnungen (Historische Städtebilder... Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 189 S.
Krell, Max. Reise in Deutschland. Berlin, Erich Reiß. 95 ...
Müller-Guttenbrunn, Adam. Altösterreich. Mit 7 Bi... tafeln (Die gute, alte Zeit, hrsg. von A. Müller-Guttenbru... Wien. Rikola-Verlag. 245 S.
Newman, J. H. Kardinal. Christentum. Bd. V: Seele. 112 ... Bd. VI. Gemeinschaft. 70 S. In einem Band geb. M 110. ... Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H.
Rath, Alwin. Wie sie sich lieben. Wie sie sich morden. Brun... kämpfe der Tiere. Dresden, Alwin Huhle. 157 S. M 80 ... (200.—).

Die Kunst in Tirol. (Wien, Ed. Hölzel & Co., G. m. b. ... Sonderband 4: Garber, Das goldene Dachl in Innsbr... 75 S. u. 32 Abb. — Bd. 8: Garber, Schwaz in Tirol. 20 ... u. 12 Abb. — Bd. 9–10: Waschgler, Brunneck im Pustert... 48 S. u. 20 Abb. — Bd. 11: Hammer, Die Erzbilder d... Maximiliangrabes in Innsbruck. 20 S. u. 12 Abb. – Bd. 1... Hammer, Der Bildhauer Alexander Colin von Mecheln. 20 ... u. 12 Abb. — Bd. 18: Waschgler, Tiroler romanische B... hauerkunst. 16 S. u. 12 Abb. – Österreichische Kuns... bücher. Sonderband 1: Guby, Die Kunstdenkmäler d... oberösterreichischen Innviertels. 128 S. u. 135 Abb. – Sü... deutsche Kunstbücher. Bd. 12: Martin, Laufen. 20 ... u. 12 Abb. — Bd. 13—14: Guby, Die niederbayerischen Wa... klöster. Windberg—Gotteszell—Rinchnach. 35 S. u. 20 A...

Kataloge

Die Bücher und Graphischen Publikationen d... Hyperion-Verlages, München und Berlin. 1922. 24 S.
— des Kurt Wolff Verlages, München und Berlin. 44 S.
Verlag der Weißen Bücher. München 1922.
A list of American Books. Published in England b... ween March 22 and August 22, 1922, by Macmillan & C... Ltd., St. Martins Street, London 88.
A list of new Books for the Autumn of 1922. Publ... William Collins Sons & Co., Ltd. London S. W.
Macmillan & Co.'s Announcements of new boo... autumn 1922. 32 S.

Notiz

Diesem Heft des „Literarischen Echos" ist das v... Monica Küttner, Berlin, bearbeitete vollständi... Namen- und Sachregister des abgelaufenen 24. Ja... ganges beigefügt. Wir bitten, falls es fehlen sollte, be... Buchhändler zu reklamieren.

Redaktionsschluß: 12. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich** für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; **für die Anzeigen:** Ka... Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107. **Erscheinungsweise:** monatlich zweimal. — **Bezugspreis:** vierteljährlich 200 Mark. — **Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich:** in Deutschland und Österreich 218 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

1922 1. Dezember Heft 5

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

DAS GRUNDLEGENDE HEBBEL-WERK





Louis Brun / Friedrich Hebbel

Mit besonderer Berücksichtigung seiner Persönlichkeit und seiner Lyrik

1296 Seiten / Brosch. ca. M. 4000.—, solider Halbleinenband ca. M. 4400.—

Eine staunenswert gute, vom Verfasser selber besorgte deutsche Ausgabe seines großen französischen Hebbelwerkes, das Dr. Hofmiller in den Süddeutschen Monatsheften bei seinem Erscheinen mit dem Ausruf: Ein wahrhaftes Corpus Hebbelianum begrüßte. Das Buch ist ein herzhaftes Eintreten für den etwas vernachlässigten Lyriker Hebbel und ein mit allen praktischen Hilfsmitteln (ein reicher Anmerkungenapparat mit einer überwältigenden Fülle von Material zu einzelnen Hebbelfragen, ein chronologisches Verzeichnis der gesamten Lyrik mit Angabe des Fundortes der einzelnen Stücke, eine Bibliographie, die die neuesten Erscheinungen der Hebbelliteratur verzeichnet und ein gewissenhaftes Namen- und Sachregister) ausgerüstetes Handwerkszeug für die gesamte Hebbelforschung.

H. HAESSEL · VERLAG · LEIPZIG

An unsere Leser

Da der für Dezember in Aussicht genommene Preis in keinem Verhältnis zu der von Tag zu Tag fortschreitenden Teuerung steht, mußten wir den Dezemberpreis von M 80.— auf M 120.— erhöhen und bitten unsere Bezieher, uns

M 40.—

auf beifolgendem Postscheckformular gefl. zu überweisen. Diejenigen, die die in Heft 3 erbetene Nachzahlung von M 80.— noch nicht geleistet haben, müssen wir um Zahlung von

M 120.—

bitten. Wer die erste Nachzahlung bei seinem Buchhändler leistete, hat den zweiten Betrag ebenfalls dort zu entrichten.

Verlag des Literarischen Echo

Zur seelischen Aufbau-Offensive!

Lebensbücher voll seltener Kraft und Fülle

*

PAUL MÜHSAM

Mehr Mensch!

Geheftet 1.—, Halbleinen 3.—

Inhalt: Mehr Tiefe! Mehr Ewigkeit! Mehr Pflicht! Mehr Selbst! Mehr Wahrheit! Mehr Friede! Mehr Freude! Mehr Glaube! Mehr Liebe! Mehr Hoffnung!

Gespräche mit Gott

Gebunden 2.—

Worte an meine Tochter

Gebunden 2.50

Aus dem Schicksalsbuch der Menschheit

Geheftet 1.—, Gebunden 2.50

Paul Mühsam ist ein Führer ins Reich des Gemütes, der Seele, der inneren Harmonie, wie wir ihn in der Unrast unserer Tage nötiger denn je haben, ein Dichter voll hinreißender Macht. Mögen seine Worte, die im deutschen Volk einen immer reicheren Widerhall finden, viele kummervoll Suchende dem Glück des Innenlebens entgegenführen. *Berliner Lokalanzeiger.*

Die angeg. Grundpreise sind m. d. offiz. Schlüsselzahl d. Börsenvereins der Deut. Buchhändler zu vervielfachen.

Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 5. 1. Dezember 1922

Hans Friedrich Blunck

Von Rob. Werner Schulte (Charlottenburg)

Mehr denn je wächst aus unserer zerfaserten, zusammengebrochenen, hyperästhetischen Zeit der Ruf nach einer starken und mannhaften Persönlichkeit empor. Nach einer Persönlichkeit, die in sich geschlossen ist und doch psychisch so differenziert, daß sie alle die feinen unmerklichen Schwebungen und Stimmungen der Gegenwart miterlebt. Hans Friedrich Blunck, der niederdeutsche Dichter, ist eine solche Persönlichkeit, eine Verkörperung dessen, was uns „deutsch" in seiner letzten Eigenart und Tiefe erscheint. Hans Friedrich Blunck ist aber auch in seiner dichterischen Begabung stark genug, um seinen eigenen herrischen unbekümmerten Weg durch alle literarischen Strömungen und Fluten zu gehen. Hans Friedrich Blunck (geboren 1888 in Altona) ist mit Herz und Hirn der treue Sohn seiner niederdeutschen Heimat. Das dithmarscher Blut ist in seinen Adern und verleiht ihm die Schwere und Nachhaltigkeit seiner Erlebnisse und Gefühle. Nach dem Studium in Heidelberg und Kiel (1907—1910) entstand in der Referendarzeit ein Band Balladen „Nordmark" (Richard Hermes in Hamburg), die bereits die starken Gestalten und lodernden Bilder seiner späteren Werke vorahnen lassen.

Etwa in derselben Zeit erwachsen die ersten Novellen, die 1913 unter dem Titel „Feuer im Nebel" bei Georg Westermann in Hamburg und Braunschweig erschienen. Diese Novellen gehören mit zu dem Ureigensten, was uns Blunck zu geben hat. Die Heimkehr eines jungen störrischen Bauernsohns, der stolze frohgemute Tod eines Holsteiners für sein Land, der Kampf eines Niederdeutschen mit einem landfremden Fahrenden um ein Weib usf., das sind Töne, die später in größeren epischen Darstellungen von Blunck wiederklingen. Prachtvoll ist eine kleine Geschichte aus dem Schwedenkrieg „Die Entführung der Bärbel", die von einem hübschen drallen Marketendermädel und ihren Erlebnissen mit drei wackeren Reutterkumpanen berichtet. Aber auch ernste Töne finden sich, wie in der Elbsage „Kord Stürmanns Hochzeit". Im ganzen stellt dieser erste Band eine Sammlung dar, die im besten Sinne deutsche Novellistik heißen darf und in ihrer klaren, tiefen, einfachen Art häufig an Liliencron erinnert.

Als ersten Roman brachte Blunck 1914 seinen „Ritt gen Morgen" (Georg Westermann, Hamburg-Braunschweig), der noch ein Zeichen der Empörung des jungen Referendars gegen Dekadenzerscheinungen der Vorkriegszeit darstellt. Das Beste an dem Buch ist das erste Kapitel, das in erfrischend anschaulicher Weise den Kampf deutscher Schutztruppler beim Aufstand in Südwest schildert. Knapp, wortsicher und bildhaft stehen die Sätze wie gemeißelt da, in reiner hoher Linie. Das Heimkehrerprinzip, das Blunck später in vielen Variationen und stets neugestaltig behandelt hat, taucht hier zuerst in einer größeren epischen Darstellung auf. Nicht viel romanhaftes Begebnis, aber viel junge sieghafte Kraft und Sehnsucht ist in diesem Buch, das von einem jungen Menschen für die ersten Jahre des Mannestums geschrieben ist. Wie Geerd Vollmert zu seiner Frauke Lornsen findet, das ist mit dem herrischen Glauben der Jugend, die noch nicht die vielfachen dunklen Probleme des Lebens fühlt, geschildert.

Der nächste Roman „Totentanz" (Georg Westermann, 1916), eine rein niederelbische Arbeit, brachte dann den ersten großen Erfolg in ganz Deutschland. Ein Künstlerschicksal wird mit gigantischen Zügen hingestellt. Hier zeigt sich die ganze Kraft und Gewalt der dichterischen Darstellung von Blunck. Nichts von ziellosem, verlorenem Ästhetentum, nichts von literarischer Artisterei, dafür ein ungestümer leidenschaftlicher trutziger Ton, der aber zugleich den Verfasser als einen feinen Psychologen und Stilkünstler kennzeichnet. In der harmonischen Mischung von aufrüttelndem Balladenton und feiner zarter Lyrik liegt überhaupt eine besondere Eigenart des hamburgischen Dichters.

Die Ereignisse vom August 1914 rissen dann Blunck aus seinem stillen freien Schaffen jäh heraus. Es entstand der Band „Sturm überm Land", Gedichte der Kriegszeit, die bei Eugen Diederichs in Jena (1916) erschienen sind. Es sind Gedichte, die nicht am Schreibtisch entstanden sind, die einen mitreißen und packen wie ein Sturmlied, das durch das Heilige Land braust, Gedichte, die eine harte, kernige, fordernde Sprache reden, in denen die Heiligkeit und Opferbereitschaft und Frische der Gesinnung einen er-

schüttert. Jedes dieser Gedichte ist erlebt. Das meiste ist heute nach dem Ausgang des Krieges lesbar wie einst in den Tagen von 1914. „Schützengraben", „Landwehr", „Schlacht in Flandern", das prachtvolle „Reserve im Wald", aber auch schon sehr ernste Töne wie „Reserve", „Der Freund", und andere tauchen auf. Dazu sind eine Anzahl von plattdeutschen Balladen und Liedern zum großen Vorteil der Sammlung mit aufgenommen worden. Feine, sachte, lyrische Bilder aus Vlaamland erstehen mitunter in Brunst und Not der Kriegszeit. Charakteristisch für den inneren Erlebniswert der Sammlung mag die Strophe sein:

Krieg
„Da half kein Panzerhemd, kein Fluch,
Kein fromm Gebet und Weiberspruch,
Nackt standen wir gegen den Narren
Krieg, dem das Blut vom Schildbuck rann,
Dicht, Aug' vor Aug', so trat er an,
Weiß mußt ins Weiße starren."

Die vlämische Bewegung, mit der sich Blunck, von der niederdeutschen Frage ausgehend, schon vor dem Kriege beschäftigt hatte, rief ihn nach Verwundung Ende 1914 nach Brüssel, später nach Brügge. Dort wurde die Zuneigung zur niederdeutschen Sprachkunst und die Beziehung zur niederländischen und nordischen Literatur vertieft. Es entstanden verschiedene Sammlungen, wie „Ut Krieg un Heimat" (Plattdütsche Volksböker, Garding 1916), die zeigen, daß Blunck ebenso sicher wie die hochdeutsche Stilkunst auch die niederdeutsche beherrscht. Als Beispiel möge angeführt sein die Endstrophe des Gedichtes „Vlaamsche Deern":

„Lat du de Waalschen sin,
Büst doch min Blot!
Ik bin din, du büst min,
Friegen bringt Sünnenschien, —
Kumm, wes mi got!"

Eine besondere Ausgabe von „Nedderdütschen Gedichten" erschien bei Konrad Hanff später (1920) unter dem Titel „Hart, warr ni möd", von denen gerade die Landschafts- und Stimmungslyrik wundervolle Bilder gibt. „Middag", „Awendstill", „Sünnschien" usw. Auch heimliche zarte Liebesgedichte wie „Warüm", „Rosen" usf. und Weltanschauungsfragen „Gott in di" sowie legendenhafte Stoffe und Schiffermärchen tauchen auf.

In Belgien entstand dann der „Jan Günt", dem Blunck den Untertitel: „eine frohe brüsseler Ehegeschichte" gegeben hat (erschienen bei Georg Westermann, Hamburg, Braunschweig, Berlin). Der Roman ist beachtenswert durch die zunehmende Verfeinerung der Psychologisierung der Personen. Wie durch Wirren und Weh zwei Menschen den Weg zu ihrem Herzen wiederfinden, dies alte und ewig junge Gleichnis ist mit viel feinem Takt und viel schalkhaftem Humor geschildert.

Im Jahre 1917 durfte Hans Friedrich Blunck ein Ereignis erleben, das seiner Arbeit wirtschaftliche Sicherheit verlieh. Auf Grund seiner literarischen Tätigkeit wurde er nämlich vom alten Senat der Stadt Hamburg als Verwaltungsjurist berufen und so von den Wanderungssorgen des preußischen Juristen befreit. Jetzt nach dem Krieg ist Blunck als Regierungsrat im Finanzdienst in Hamburg tätig.

Etwa gleichzeitig mit dem „Jan Günt" war eine andere Heimkehrernovelle herangereift: „Peter Ohles Schatten" (erschienen bei August Scherl, Berlin 1919). Es ist wieder das alte Lied von den allerlei Irrwegen eines Menschen, der sein Ziel sucht und findet. Ein eigenartiger, seelisch tiefer Doppelgängerroman, spannend, knapp, verhalten und doch in der Reinheit und Bestimmtheit der Linien schön zu nennen. Meiner Empfindung nach ist diese Arbeit das erste bedeutende Kennzeichen der wirklichen Eigenart des Blunckschen Wesens und seiner Persönlichkeit. Für die Form und Wahl seiner Worte will ich die letzten Zeilen dieses Buches anführen:

„Sag' mir noch einmal, daß du Hennig bist!"
„Ja," antwortete er, — „ich bin Hennig, und es dünkt mich heut winzig gering, daß ich wieder vor die Menschen treten soll zur zweiten Taufe."
Er wollte fortfahren, aber seine Zunge war zu schwer von seinem Glück. Er fühlte demütig, daß es einen Willen gibt, den niemand zerreißen kann, ohne Gott zu trotzen. Jenem Göttlichen, das alle fühlen, das zu weise ist, um sich beweisen zu lassen, und das tiefer ist als aller Menschen Macht. Ein Wind ließ die weißen Blüten in Schauern über sie rieseln. Er fuhr weiter, bewegte drüben eine dunkelgrüne Kiefer, und beide dachten an den Tag, da sie sich gefunden hatten. Aber es war tausendmal heiliger heute, ernster und glückseliger.
Vom nahen Turm wiegte sich ein Glockenklang durch das Land, fernher antworteten andere, schwellend, wie Freunde, die sich zum Weg rufen und mählich begegnen.
Der neue Tag schritt unter Geläut ins Land.

Auf die bei Konrad Hanff, Hamburg, erschienenen Arbeiten „De hillige Hannes" (Komedi), „Köst bi Wessels" (Speeldeel) und „Die Frau im Tal" (Schauspiel) kann ich hier nicht eingehen, da sie mir augenblicklich nicht vorliegen. Dagegen sei hier mit besonderem Nachdruck hingewiesen auf die zwei reifsten Werke von Blunck, auf seine kleine Sammlung Lyrik „Der Wanderer" (Konrad Hanff, Hamburg 1920) und seinen großen historischen Roman „Hein Hoyer" (Georg Müller, München 1922).

In vollkommenster Ausprägung vereinigt Blunck lyrisches, episches und dramatisches Talent in sich. Seine Lyrik trägt ihren inneren Wert in sich. Bei allem Verzicht auf laute Äußerlichkeit, bei aller Insichgekehrtheit der Stimmung entstehen Bilder, die seltsam vollendet und leuchtend sind. Eine nebelumhüllte „Dämmerstunde", ein goldener, glänzender „Weinmond", ein stöhnender dunkler „Marschabend", ein tiefer, schwellender „Nachtwind" — das sind einige der Stimmungen aus Bluncks Landschaftslyrik. Schön, bunt, tief, leuchtend sind diese Bilder besonders dann, wenn er seine niederdeutsche Heimat schildert. Wundervoll ist die letzte Strophe des Herbstliedes „Freude will Frucht":

„Lust will sich säen
Über der Zeiten Flucht.
Keimend vergehen und auferstehen,
Freude will Frucht."

„Heimwehtöne", „Spruch", „Schlaf", „Ewigkeit", „Einsame Nacht", „Weltinnigkeit" zeigen die tiefe und verhaltene Kraft seines Denkens. Als Beispiel für eine abendliche duftschwere Stimmung gebe ich hier „Hoffende Frau":

> „Ein Schwan kommt durch den Abend,
> Seine Schleppe rührt unseren Kiel.
> Und leiser sprichst zu zweit
> Du von des tragenden Leibes Seligkeit.
> Und ich schau meines Blutes stolze Treppe."

Längst hat Blunck auch in der Lyrik seinen eigenen Ton als Ausdruck seiner Persönlichkeit gefunden, und man darf gerade aus seiner Lyrik noch Wertvolles erwarten.

Sein Meisterstück ist der „Hein Hoyer", mit dem klanghaften Untertitel „Ein Roman von Herren, Hansen und Hagestolzen". Es wäre verfehlt, diesen hamburger Roman als einen historischen schlechthin bezeichnen zu wollen. Der Held des Buches ist der hamburger Kriegsmann und Bürgermeister „Hein Hoyer". Der verschlossene, ducknackige Reiter, der durch allerlei Begebnisse, Krieg, Tumult und Wirren den Weg zu seinem eigenen Herzen entdeckt. In diese harte und mannhafte Gestalt konnte Blunck all die eigenen Empfindungen einer deutschen kernigen Wesensart hineinlegen. Trotz aller sorgfältigen Quellenstudien des Verfassers ist der Roman erfüllt von einem Geiste, der über die geschichtliche Einkleidung hinweg in die ewigen Fragen des Weltgeschehens hineinweist. Die seelische Ausdeutung und Schilderung der Personen ist hervorragend. Ritter, Grafen, dithmarscher Bauern, Landfahrer und Mönche, Bürger, Stadtväter, Schiffer, Handwerker, Studenten und Kriegsleute ziehen in knappen, wohlgeformten Bildern gezeichnet an uns vorüber. Die Sprache ist einzigartig, wie aus schweren erratischen Blöcken gefügt. Der ganze mächtige Roman ist ein Versuch, an dem die Kraft schwächerer Naturen haltlos zerbrochen wäre. Blunck hat die Probe auf die Kraft seiner Gestaltung und seiner Formgebung bestanden. Der „Hein Hoyer" ist ein monumentales Werk, das nicht nur als Lokalroman, sondern als Dichtwerk Bedeutung besitzt. Der „Hein Hoyer" konnte nur aus dem tiefinnersten Erlebnis des großen Krieges und aus dem Schmerz über die Zerrissenheit der Heimat in der Nachkriegszeit entstehen, und doch braust durch das ganze Buch ein ungestümer feuriger Drang nach lichter jungfrischer Freiheit, der sich einmal in die Worte zusammenpreßt:

> „Wenn das Reich stark wäre," ruft Hein Hoyer plötzlich und die Sehnsucht zittert in seinen Worten.
> „Ein Kaiser, der die Grenzen schützt."
> „Ein Volk in Freiheit," drängt der Jüngere.

Die Knappheit und Präzision des Ausdrucks ist von einer überstarken Konzentration, so daß man zunächst sich nur schwer und beinahe widerwillig einliest. Dann jedoch, wenn einen Inhalt und Form in ihren Bann gezwungen haben, wächst ein überwältigendes Bild herauf. Köstlich zart und schmiegsam, zuweilen süß betörend, mischen sich Klänge hinein, die von der zierlichen Klein-Avelke reden. Shakespearisch groß ist das Eingangskapitel auf der Heide von Devonshire und schmeichelnd und jubelnd die Seligkeit der beiden Hauptpersonen in Licht, Blumen und Vogellied. Das ganze Buch ist wie aus Holzschnitten eines alten Meisters zielbewußt, groß und fein gefügt.

Im „Hein Hoyer" hat Hans Friedrich Blunck den Höhepunkt der ersten Periode seines Schaffens erreicht. Der „Hein Hoyer" ist Abschluß einer Periode und das Ergebnis der drei wertvollsten Jahre des Dichters. Der „Hein Hoyer" weist aber vorwärts. Er bedeutet den Anbruch einer neuen Schaffenszeit, die, trügen nicht alle Kennzeichen, nicht nur für die weitere Entwicklung des Dichters bedeutsam sein wird, sondern vielleicht für das deutsche Schrifttum überhaupt.

Autobiographische Skizze

Von Hans Friedrich Blunck

Es wird mir schwer fallen, über mich selbst zu berichten, ich habe nie vorsätzlich Arbeitsanalyse getrieben. Vielleicht ist es ein Fehler, ist die Unordnung in meinem literarischen Schaffen ein Mangel an „Linie". Aber es ist auch eine Gefahr, bewußt Formen zu prägen. Programme machen abhängig, die Jahre werden ohnehin die Zügel in die Hand nehmen. Ich lasse die Gedanken also laufen, will unbekümmert Freude haben am Bildhaften rundum, an wahrhaftigen oder an gedachten Erlebnissen der Menschen jetzt und einst, am Sichaushorchen und Schauen des Unverstandenen.

Oft, wenn ich von einem Weg heimkomme oder morgens aufstehe, weiß ich mich kaum zu halten von all dem, was das Ansehen der Menschen, der Straße oder mit seinen Bilderbogen ein halbwacher Traum brachte. Und schon stehen neue Gesichter vor der Tür. Es ist ja alles immer und überall voll von rätselhaftem Erleben, die wechselnden Farben des Lichtes, des Lärms, Nacht und Tag mit ihrem aus Leid, Schönheit und Kraft verketteten Stundenlauf. Eine Lust ist es, Geist und Stoff überall im Rausch ihrer Verbindung zu sehen, allen Gesichtern nachzudenken und nachzuempfinden, der unendlichen Wanderung Gottes über die Erde zu folgen.

Wie gesagt, es ist mühevoller, von sich selbst zu berichten. Meine Voreltern sind Dithmarscher, mehr Bauern als Seefahrer. Ich selbst bin Altonaer und an der Grenze des hamburger Hafens aufgewachsen. Wir waren ein ganzer Korb Kinder und von der Schule an auf uns selbst gestellt. Daß ich Jurist, nicht ohne Freude Regierungsbeamter bin, ist wohl noch nichts Absonderliches, daß ich viel lieber frei in den Tag hinein hausen und arbeiten möchte, ist noch weniger erstaunlich. Dabei könnte ich vielleicht frei

sein, wenn auch unter allerhand Not. Aber ein Gefühl, das mich noch stärker beherrscht, ist der anererbte Geiz nach Land. Ich war schon in der Jugend Gärtner, jetzt bin ich's von Sonnabends bis Montags früh in meinem Obstland oben zwischen den vier Bergen im Holsteinischen. Alles, was die Arbeit an Zehrpfennigen gibt, geht für Bäume und Büsche und eine gefährliche Gier nach mehr Erde und mehr Erde drauf.

Was sonst? Ich halte keine Vorträge, literarische Cercles sind mir ein Greuel. Ich saufe nicht viel, ich spiele nicht mehr seit der Studentenzeit. Politisch bin ich Siedler, ohne die Jahre an der Fremde und die Fühlung mit den Freunden draußen zu verlieren. Ich wandere viel, habe viel gewandert von Ägypten bis Norwegen und weiß, daß ich noch wieder weit herumkommen werde. Dieser Zeit ist mir mein Obstgarten meine Burg, in der ich jede Baumblüte und Frucht auf Jahre voraus sehe, jeden Sonntag in allen Farben von Sonnenaufgang bis Untergang lieb habe.

Meine Frau ist Auslandsdeutsche, so recht urwüchsig und flink in der Welt herumgekommen. Kein Blaustrumpf, Gott bewahrte mich davor. Ich habe eine alte Scheu mit Männern, noch mehr mit Frauen über Kunstformen zu sprechen; ich habe dazu nicht genug gelesen, die literarische Einsamkeit hier oben an der Wasserkante hat es wohl auch bestärkt. Mein Weib ist mir ein guter Wandergesell, wenn wir winters nach Deutschland hinein strömern, eine feine Gärtnerin Sonntags bei offenem Wetter. Wüßtet ihr unsere königliche Freude über jede gelungene Frucht, über jedes schöne Angesicht der gemeinsam durchwanderten Lande.

Vielleicht weckt es auch uns wieder unruhiger, Volk, Menschheit oder Gottesweisheit. Ich denke heute nicht darüber nach. Ich höre Schritte, die Frau ruft, glühend vom raschen Packen und strahlend vor Reiseerwartung. Wir lassen unser kleines gepflegtes Haus in der Stadt, wir fahren hinaus, dem rötlichen Frühling und seinen unruhvollen gärenden Lauten entgegen.

Entdeckungen und Rettungen

Ein Beitrag zur Psychologie der Literatur

Von Otto Heuschele (Waiblingen b. Stuttgart)

In dem ewigen Auf und Nieder des literarischen Lebens gewahren wir eine seltsame, aber im Grunde doch recht natürliche Erscheinung: Die Tatsache der Wiedererweckung toter Zeiten und Persönlichkeiten sowie der Entdeckungen und Rettungen verkannter Gestalten der Vergangenheit. — Man kann diese Unternehmungen lange zurück verfolgen. Sie tauchen schon bei den alten griechischen Weisen auf: Plato rettet Sokrates. In der Renaissance wird die Antike als geistige Macht erweckt. Die Scholastik findet Aristoteles usw. Die literarischen Rettungen sind in der deutschen Literatur seit Lessing bekannt. Seine „Rettungen des Horaz" sind nur ein Beispiel von unendlich vielen Rettungen, die in seiner Zeit mit großem Eifer vorgenommen wurden. Und wenn wir die Werke der Klassiker durchblättern, so finden wir diese und jene Stelle, wo sie vergangene und vergessene Geistesverwandte entdecken. Wieder war es, wie so oft in der Geschichte unserer Literatur, die Antike, die von ihnen in ihrer Eigenart entdeckt wurde. — Bleiben wir bei diesem Beispiel der hellenischen Antike, so sehen wir, daß das Neubeleben und Neufinden derselben bis auf unsere Tage sich wiederholt hat; was allein schon einen schlagenden Beweis für die Fülle der oft angezweifelten Bildungs- und Erlebniswerte liefert. Gleich nach den Klassikern finden die Romantiker wieder eine Antike, eine neue, andersgeartete als jene. Die folgenden Generationen, Realismus und Naturalismus, hatten andere Geisteswelten zu retten, obgleich auch sie manches dort auszugraben verstanden. Um so mehr suchen aber die Reaktionsbewegungen gegen diese Epochen wieder die hellenische Welt. Und sie waren gieriger und inniger auf solche Entdeckungen versessen als andere. Jetzt trug man in diesen griechischen Geist — bis zur Paradoxie sich steigernd — Erlebniswerte hinein, die nie in ihm gelegen waren. Die Neuklassiker fanden über Weimar den Weg nach Hellas, die sog. Neuromantiker und die sich um Stefan George scharten, mußten, ihren Zielen gemäß, sich mit dem hellenischen Geiste auseinandersetzen. Hier erstand also wieder eine Flut neuhumanistischen Lebens, das sich nicht allein auf die Literatur beschränkte, sondern alle andern Künste durchflutete (Böcklin, Klinger). Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Punkt. Die Entdeckung gestaltet sich zum Erlebnis. Schon Goethe ward Italien und Hellas zum Erlebnis. Er hat dieses Erlebnis in seinen klassischen Dichtungen und seinem Reisebuch „Die italienische Reise" ausgestaltet. Gerhart Hauptmann, der das Lebensgefühl unserer Zeit bis 1910 wohl am ausgeprägtesten repräsentiert, hat sein Erlebnis der Antike gleichfalls in einem Reisetagebuch abgeschildert. Der „Griechische Frühling" (1909) gehört vielleicht zu dem Schönsten, was der Dichter geschrieben hat. Welch eine unüberbrückbare Kluft aber gähnt zwischen beiden Werken. Objektiv liegt dasselbe Erlebnis zugrunde. So erleben also zwei Jahrhunderte eine und dieselbe Geisteswelt. Energischer tritt dieser Gegensatz hervor, wenn wir einen bestimmten Punkt herausgreifen: das Erfassen der antiken Tragödie durch zwei Dramatiker wie Goethe und Hauptmann. Sieht Goethe in ihr „edle Einfalt und stille Größe", die erfüllte Harmonie, so erkennt Hauptmann etwa gerade das Gegenteil, wenn er an jener unvergleichlich schönen Stelle sagt:

„Eine wahre Tragödie sehen hieß, beinahe zu Stein erstarrt, das Angesicht der Meduse erblicken, es hieß das Entsetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, selbst für den Günstling des Glücks, in Bereitschaft hat. . . . Ich stelle mir vor, daß aus dem vieltausendköpfigen Griechengewimmel dieses Halbtrichters zuweilen ein einziger, furchtbarer Hilfeschrei der Furcht, der Angst, des Entsetzens, gräßlich betäubend zum Himmel der Götter aufsteigen mußte, damit der grausamste Druck, die grausamste Spannung sich nicht in unrettbaren Wahnsinn überschlug.“ . . .

Zwischen beiden Erlebnissen steht in der Mitte eine andere Entdeckung der Antike: „Friedrich Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (1872). Die Verkündung der dionysischen Kunst im Gegensatz zur apollinischen. Deutlicher noch gewinnt dieses Erleben der verschiedenen Epochen Ausdruck in den Gestaltungen der geformten Neuschöpfung antiker Werke durch Goethe und die modernen Dichter; ich weise der Deutlichkeit halber auf Hugo von Hofmannsthal hin. Vergleicht man etwa seine „Elektra“-Neuschöpfung (1903) mit Goethes „Iphigenie“, so ergibt sich hier dasselbe Verhältnis, wie wir es oben bei Hauptmann und Goethe in ihrer unmittelbaren Wiedergabe erlebten.

Noch einmal aber wird die Antike gefunden, von der neuen Jugend. Noch ekstatischer und von jähem Schrei durchzuckt, ersteht sie hier. Das Kriegserleben steigert die Ekstase bis ins Paradoxe, das Tierhafte im Menschen lebt sich in wilder Brunst aus und offenbart sich in gräßlichen Bildern. Man erinnere sich etwa an Hasenclevers „Antigone“ oder Werfels „Troierinnen“; und man wird fühlen, wie eigenwillig die Jugend über die Schultern der Klassiker hinweg den Weg nach Hellas fand.

Neben dieser in breite Weite gewachsenen „ewigen Wiederkehr“ der Antike möchte ich hier noch einige berühmte Rettungen und Entdeckungen in Erinnerung bringen. Bekannt ist, wie der deutsche „Sturm und Drang“ und die Romantik Shakespeare entdeckten, wie diese beiden Bewegungen selbst wieder vom Naturalismus bzw. Expressionismus und der Neuromantik für sich in Anspruch genommen wurden. Vielfach haben unsere politischen Expressionisten das junge Deutschland als Kronzeugen ihrer politischen Ekstasen angerufen.

Am bekanntesten ist wohl in diesen Tagen die fast göttliche Auferstehung Hölderlins. Man hat es ja selten erlebt und kann es nur schwer begreifen, daß ein solches Genie so lange verkannt werden konnte; aber um so herrlicher steht er heute unter uns allen auf.

Wenn der Naturalismus die Dichter des „Sturm und Drang“ ausgegraben hat und sich auf sie berief, so ist das psychologisch als eine Art Suchen nach Hilfe und Halt zu begreifen. Man wollte Neues und noch nie Dagewesenes bringen, doch fürchtete man sich dieses Neuen so sehr, daß man gleich nach einem Zeugen lief, der bewies, daß das, was man brachte, doch nicht neu war. Womöglich mußte man dann gar einen Märtyrer haben, wie etwa den unglücklichen Lenz, Grabbe oder Büchner. Oder man suchte die ganz Großen heim; denn sie enthalten ja alles, darum sind sie so groß und wirken auf kleine Geister Schule-bildend, die am Einzelnen hängenbleiben, über das die Großen wegschreiten und dasselbe ad absurdum ins Extrem treiben. So läßt z. B. Goethes „Szene in Auerbachs Keller“ nichts an naturalistischem Gepräge zu wünschen übrig, während sein „Wanderers Sturmlied“ im heutigen Sinn ein sehr expressionistisch gestaltetes Lied darstellt.

Das ist der eine Sinn der Entdeckungen. Anders zu bewerten ist der Vorgang, wie er sich etwa an Hölderlin vollzog. Sein Werk war ohne Zweifel der Zeit weit voraus, sie konnte es nicht verstehen, wie es uns heute in seiner vollen Ganzheit begreiflich ist. In solchen Fällen ist es Pflicht der Nachwelt, wenn sich die Zeit erfüllet hat, die Trümmer über dem verschütteten Werk wegzuräumen. Das scheint heute, da ein Nietzsche und George gewirkt haben, der Fall zu sein.

Noch ein dritter Fall sei erwähnt. Verwandte Epochen hellen sich aneinander auf. Die Epoche der Gegenwart hat z. B. viele Züge mit der Epoche des Sturm und Drang gemeinsam. Wir schauen in ihr Züge der unsern, und umgekehrt suchen wir dort anzuknüpfen. Aber unendlich viel neue Seiten an jener früheren Epoche erkennen wir jetzt heller und reiner, als etwa eine Generation vor 50 oder 60 Jahren sie erkennen konnte. Uns ist erstens das Erlebnis innig in der Seele gegenwärtig, und zweitens können wir alle Erkenntnisse der 50 bis 60 verflossenen Jahre für das Begreifen des Sturm und Drangs fruchtbar machen, in unserem Fall vor allem die dem Naturalismus entflossenen Erkenntniswerte. Freilich dürfen wir uns dann nicht verhehlen, daß wir soundsoviele subjektive Erlebniswerte a priori in die ferne Epoche hineintragen und sie damit unserer Zeit assimilieren.

Forderung einer Problemgeschichte der Weltliteratur

Von Hans Georg Schick (Braunschweig)

Erst verhältnismäßig sehr spät hat man die Unzulänglichkeit jener Art Literaturgeschichtsschreibung erkannt, die das Individuum, also den einzelnen Künstler im wesentlichen wie eine absolut selbständige Erscheinung behandelte, und seine einzelnen Werke besprach wie Dinge fast, die unerklärbar-unvergleichbar vom Himmel gefallen sind. Anstatt durch ein Aneinanderwerten und Gegeneinanderstellen erst das Charakteristische, Einzigartige zu suchen, wurde es sozusagen aprioristisch für jeden Künstler geradezu grundsätzlich angenommen. Als

erster hat dann Lamprecht die Literatur hineingestellt in den Gesamtstrom des völkischen Lebens; Nadler hat es nach Stammesgesichtspunkten getan; und Kummer hat versucht, aus der verschiedenen Struktur der Generationen die Grundlage für seine Darstellung zu nehmen. Seit eben dieser Zeit ist es selbstverständlich geworden, das gesellschaftlich-geistig-wirtschaftliche Leben einer Epoche wenigstens anzudeuten, und es ist nicht der schlechteste Maßstab für den Wert einer Literaturgeschichte, festzustellen, wie oft die Darstellung auf jenen großen Hintergrund zurückgreift und Charakteristisches aus ihm herleitet. — Auf der anderen Seite hat eine gleichfalls neue Betrachtungsweise (zuerst veranlaßt wohl durch die Stoffülle) mehrfach Anwendung gefunden. Als Beispiel sei Mielke („Der deutsche Roman") genannt, wo ein nationales Teilgebiet der belletristischen Literatur nach stofflichen Gemeinsamkeiten geordnet und behandelt wird, so etwa „Heimatromane", „Historische Romane" usf. Man wird sich mit solcher Einteilung nur aus dem Zweckmäßigkeitsgrunde befreunden können, weil der Besprechung mehr Raum zur Verfügung steht. Grundsätzlich, im Sinne einer vertieften und erweiterten Heranziehung des Bodens, aus dem die Dichtung erwächst, ist zunächst gar nichts gewonnen; erst dann würde das der Fall sein, wenn beispielsweise ein Kapitel „Der utopistische Zukunftsroman" dazu diente, die Sehnsucht einer Zeit, ihre Not neben dem sichtbar zu machen, was der Künstler von sich aus erhofft oder erträumt hat. — Nehmen wir dazu die (in ihren Anfängen weit ältere) vergleichende Literaturgeschichte, so haben wir die drei Versuche beisammen, die überwiegend individualistisch orientierte Literaturgeschichtsschreibung durch Aufhellen stofflicher Parallelen und Zusammenhänge oder völkisch-kultureller Abhängigkeiten und Bedingtheiten zu vertiefen. Der Wert solcher Vertiefung aber steht völlig außer Frage, was jedem offenbar geworden ist, der sich auch nur einmal für eine weniger bekannte Persönlichkeit der Literaturgeschichte ein abgerundetes Gesamtbild verschafft hat.

Am unzulänglichsten, das ist wohl unbestritten, steht es mit der vergleichenden Literaturgeschichte; ja es liegen eigentlich hier nur Zufallsarbeiten vor, weil es diesem höchst interessanten Gebiet bislang an jedem größeren, einheitlichen Zielpunkt fehlte. Was wir an Facharbeiten hier besitzen, sind beispielsweise Verfolgungen des Parzivalproblems durch einen größeren oder kleineren Teil der Weltliteratur, wobei meist nicht viel mehr als eine Aufzählung oder gar eine Reihe grauenhaft trockener Feststellungen (A fügte diesen Gedanken hinzu, B unterdrückte jenen Zug, den hingegen sein Nachfolger C wieder besonders betonte) herauskam. Nur die allerwenigsten Arbeiten erkannten, daß in diesen Feststellungen erst das Material lag für eine wirkliche, nicht bloß ganz grob äußerlich vergleichende Literaturgeschichte, die großartige Aufschlüsse zu geben noch berufen sein dürfte. Das Grundübel dabei war, daß man fast stets — nun wiederum völlig einseitig — dem Stoff eine ganz unmögliche Bedeutung beilegte. Hier das rechte Mittelmaß zu finden, darum wird es sich bei jedem Versuch, neue Möglichkeiten der vergleichenden Literaturgeschichte aufzuzeigen, handeln. Wenn im folgenden ein solcher Versuch gewagt wird, so geschieht es aus der Überzeugung heraus, daß dieser Nebenzweig der Literaturgeschichte bedauerlicherweise bisher aufs ärgste vernachlässigt worden ist und daß seine Pflege eine außerordentlich wertvolle und fast völlig neuartige Ergänzung unserer literarhistorischen Kenntnisse und vor allem Erkenntnisse möglicherweise zu bieten vermag.

Die Hauptaufgabe wäre, kurz umschrieben, folgende: eine Anzahl in der Weltliteratur immer wieder behandelter Probleme (Enoch Aden etwa, Graf von Gleichen, George Dandin) wird aufgesucht und jene Behandlungen zusammengestellt: von der Fabel (Sage) oder der ersten Formulierung im Schrifttum durch die Zeiten hindurch und rund um die Erde herum. Hier setzt nun die neue Darstellung ein, die sich bemüht, die charakteristischen Variationen — und jede Variation ist charakteristisch für die Mentalität des „Hintergrundes" entweder oder die der Künstlerpersönlichkeit — möglichst unvoreingenommen zu untersuchen nach a) rein stofflichen Gesichtspunkten (Abwandlungen, Milieuverlegungen, Stimmungsumkleidungen: stoffliche Zusammenhänge); b) der Frage nach dem Hintergrund (Zeitgesicht, -geist und -empfinden; der völkisch-rassenmäßige Hintergrund; Gesamtheit der „nationalistischen" Abhängigkeiten); c) der Frage der künstlerischen Persönlichkeit; d) der Frage nach der Formgebung. — Zugleich aber wird sie damit daran arbeiten, die große Linie der Gesamtentwicklung aufzuzeigen, was ihr leichter und fraglos einleuchtender möglich sein wird als jeder anderen Art von Literaturgeschichtsbetrachtung.[1]

Eine Fülle von Fragen erhebt sich sofort. So vor allem die nach der Auswahl der Probleme. Dazu würde es zunächst unerläßlich sein, diejenigen von den verstreuten Einzelarbeiten zu sammeln, die nach größeren Gesichtspunkten geschrieben sind. Das wird zur Klärung der Frage wesentlich beitragen, ob es genügend Beispiele der Behandlung eines und desselben Problems in der Weltliteratur gibt, um an ihrer Darstellung das, worauf es immer wieder ankommt, die Entwicklung, die nicht nur Fortschritt selbstverständlich, sondern auch Umweg, Abweg, vielleicht sogar Rückgang — niemals aber zufällig, sondern stets irgendwie bedingt ist, zu verdeutlichen. Denn — so lockend es fraglos wäre — niemals wird sich an der Verfolgung eines einzigen Problems die Gesamtentwicklung der Weltliteratur veranschau-

[1]) Ganz ähnlich hat Lamprecht einmal („Liliencron und die Lyriker des psychologischen Impressionismus") das „Problem" Abend in seiner Stellung bei Paul Gerhard (für das 17. Jahrhundert), bei M. Claudius (für das 18. Jahrhundert) und Bierbaum (für das 19. Jahrhundert) untersucht, um die Gesamt-(Stil- und Empfindungs-)wandlung der Lyrik aufzuzeigen.

lichen lassen; wir werden zufrieden sein, wenn sich ein oder zwei Dutzend der unzähligen Phasen an einer solchen Verfolgung offenbart. Allerdings zeigt schon ein Blick auf die wichtigsten Romane der Weltliteratur ganz überraschende Möglichkeiten. Dazu kommt erleichternd ein zweites grundsätzlicher Art: das in Frage stehende Problem braucht ja keineswegs zugleich der Hauptgegenstand eines Buches zu sein, so wie wir das Virginiaproblem, das die „Emilia“ beherrscht, wie nebenbei im „Fiesko“ behandelt finden; unzählig sind in der epischen Kunst die Beispiele dafür, daß eine Nebenhandlung uralte Probleme nicht nur streift, sondern seltsam vertieft und gleichsam im Vorbeigehen in ein ganz neues Licht rückt. Ja, es könnte sein, daß sich auch schon eine einmalige Situation, aus ganz anderem Zusammenhang entstehend, plötzlich ebenfalls als für die Behandlung eines betrachteten Problems charakteristisch erwiese. (Wie überhaupt eine Situationsgeschichte der Weltliteratur, so unmöglich sie ist, zu den interessantesten Problemen gehört, und geeignet ist, den Glauben an die Originalität bei Autor und Leser ganz unglaublich oft arg ins Wanken zu bringen.)

Eine zweite Frage sodann wäre die nach der Vollständigkeit, dem Ideal der alten Literaturgeschichtsschreibung, die sich gar nicht genug tun konnte in Namen, Daten und Titeln und dafür lächelnd das Wichtigste, Charakterisierungen, unterließ — aus Raummangel. Nach lexikographischen Gesichtspunkten kann eine Problemgeschichte der Weltliteratur selbstverständlich nicht geschrieben werden, wie außer einem Lexikon nichts nach diesem Gesichtspunkt geschrieben werden dürfte. Sie könnte dem Streben nach lückenlosen Rückblicken, das in Parenthese vielleicht als ein Charakteristikum unserer Zeit anzusprechen ist, höchstens insoweit einen Schritt entgegenkommen, als sie zu der Hauptarbeit, die die Linie der Entwicklung aufzuzeigen bemüht ist und danach ihre Beispiele zusammenstellt, eine Art Anhang jeweils hinzufügt, der im wesentlichen nur ein Verzeichnis von Titeln mit charakterisierenden, Unterschiede betonenden Epitheta bietet.

Eine dritte Schwierigkeit hängt indirekt mit der vorigen zusammen: soll die Problemgeschichte nach den wichtigsten Autoren vollständig sein? Wird sich auch nur für jeden der fünfzig oder sechzig großen Schriftsteller der Weltliteratur die Möglichkeit bieten, ihn als Behandler eines der ausgewählten Probleme aufzunehmen? (Wobei an die zwei- oder dreihundert guten Künstler erst in zweiter Linie gedacht ist, von dem Heer der Mittelmäßigen ganz zu schweigen.) Wird der große Schriftsteller weiter immer gerade dann alle seine charakteristischen Eigenheiten zeigen, wenn er jenes Problem behandelt? Endgültige, eindeutige Antworten sind hier unmöglich. Sicherlich wird sich vieles in der Praxis leichter machen als man es sich vorher gedacht hatte; andere Schwierigkeiten, Fragen über Fragen werden sich erst auftun, wenn die Arbeit in Angriff genommen ist. So auch die vor allem, ob es, grundsätzlich und im einzelnen Fall, angängig ist, die Behandlung eines Problems im Drama oder der Ballade in Vergleich zu setzen zu der im Roman oder der Novelle.

Aber die Schau all dieser Schwierigkeiten soll den Blick dafür nicht trüben, daß hier eine Aufgabe von größter Bedeutung ihres meisternden Bearbeiters harrt. Mit viel Intuition vor allem, mit feinem und sicherem Instinkt für die Wirkungsabsichten, mit Ohr also auch für das Ungesagte, mit Verständnis sodann für alle formalen Unterschiede wird ein ungeheures Wissen verbündet sein müssen, das wahrhaft souverän die gesamte Weltliteratur überschaut und Kulturentwicklungen ebenso wie Persönlichkeitsgeschichten beherrscht, Mit diesen Voraussetzungen, allerdings aber auch nur mit ihnen, wird eine Arbeit geleistet werden können, die turmhoch in ihrem Wert über der dauernd noch ansteigenden Flut mittelmäßiger Literaturgeschichten steht. Sie wird sich beschränken und auf den Ehrgeiz einer neuen „Weltliteratur“ von vornherein verzichten. Aber sie wird etwas viel, viel Besseres, etwas beispiellos Gutes bieten: den ersten wirklichen Überblick über die künstlerische Formulierung ewiger, das Menschenleben bedrängender Probleme und der Auseinandersetzung mit ihnen. Es würde das ein Überblick, der bei strengster Wissenschaftlichkeit den engen Rahmen einer Einzelwissenschaft sprengt und den Gesamtstrom der Menschheitsdichtung endlich als das zeigt, was er ist: Spiegel des ewig-gleichen menschlichen Lebens. Und irgendwo steht dann die Geschichte von dem König, der eine Treulosigkeit seiner Gemahlin argwöhnt und ein Gottesurteil befiehlt. Da werden die Verse Gottfrieds, die Markes Grimm und die holde Täuschung durch Isolde und ihren stürzenden Waller schildern, neben die schöne Stelle aus Klabunds „Bracke“ treten, die inhaltlich fast völlig mit ihnen übereinstimmt und kaum etwas nachgibt an dichterischer Schönheit. Und blitzartig, wie vielleicht nie zuvor, wird die Entwicklung von sechs Jahrhunderten offenbar werden, aller Unterschied der Empfindung, der Formgebung, des Seins und des Wollens.[2]) Nicht eine vergleichende kunstkritisch-

[2]) Weil diese eine Stelle nicht nur stofflich mit der erstgenannten ganz eng verwandt und in ihrer Gestaltung bedeutungsvoll ist, sondern darüber hinaus dem allgemeinen künstlerischen Empfinden der Gegenwart (nicht etwa nur einer Stilrichtung) leidlich kongruent scheint, ist sie als Beispiel genommen; keinesfalls soll damit aber indirekt gesagt sein, daß dieses Buch oder gar Klabund in seiner widerspruchsvollen Gesamterscheinung auch nur annähernd in dem Ausmaße für seine Zeit „charakteristisch“ genannt werden könnte, wie es etwa bei Gottfried möglich ist. Mit der Schwierigkeit derartiger Einschränkungen wird die Problemgeschichte gar nicht selten fertig zu werden sich bemühen müssen. Denn je näher wir der Gegenwart kommen, desto größer wird die Zahl, desto verschiedenartiger der Eindruck der an der Prägung des literarischen Antlitzes der Zeit beteiligten Werke sein; desto seltener werden sich umgekehrt Werke finden, in denen sich eben dieses Antlitz vollständig und unverzerrt spiegelt; wie endlich desto häufiger der Versuch, irgendwie Eigenes zu geben, gesucht — neuartig, maniriert sein wird. Mit einiger Klarheit über jenes Antlitz wird ein gutes Unterscheidungsvermögen verbunden sein müssen zwischen Ursprüng-

ästhetische Betrachtung wird das sein, sondern ein Offenbaren dessen, was der Literatur Daseinsberechtigung und der Beschäftigung mit ihr überhaupt erst Sinn gibt: ihr zuckendes Herz voll lebendigen Lebens, das eine törichte Geschichtsschreibung mehr als einmal wie nebensächlich vergessen und in ihrer „Darstellung" fast ertöten konnte.

Neue Flaubert-Übersetzungen

Eine Übersicht von Arthur Schurig (Dresden)

1. **Tagebücher.** Von Gustave Flaubert. Gesamtausgabe in 3 Bänden. Aus dem Nachlasse Flauberts, besorgt von E. W. Fischer. Potsdam 1919, Kiepenheuer. 670, 478, 455 S.
2. **Ägypten.** Von Gustave Flaubert. Mit 16 Abbildungen nach Maxime Ducamp, dem Reisebegleiter Flauberts. Besorgt von E. W. Fischer. (Sonderausgabe aus Bd. II der „Tagebücher".) Potsdam 1919, Gustav Kiepenheuer. 292 S.
3. **Reisebriefe.** Von Gustave Flaubert. Autorisierte Ausgabe, besorgt von E. W. Fischer. Potsdam 1921, Gustav Kiepenheuer. 337 S.
4. **Jules und Henry oder Die Schule des Herzens.** Von Gustave Flaubert. Deutsch von E. W. Fischer. (Werke der Weltliteratur.) Berlin 1921, Propyläen-Verlag. 327 S.
5. **Die Versuchung des heiligen Antonius.** Von Gustave Flaubert. Übersetzung und 14 Holzschnitte von Hermann Lismann. München, Berlin, Leipzig 1921, Verlag für praktische Kunstwissenschaft. F. Schmidt. 170 S.
6. **Bouvard und Pécuchet.** Von Gustave Flaubert. Roman aus dem Nachlaß. Einzige autorisierte deutsche Übertragung von E. W. Fischer. Potsdam 1922, Kiepenheuer. 319 S.
7. **Die Schule der Empfindsamkeit.** Geschichte eines jungen Mannes. (Gustave Flauberts Werke, Bd. III.) Übersetzt von Luise Wolf. Minden 1922, J. C. C. Bruns Verlag. 511 S.
8. **Bouvard und Pécuchet.** (Gustave Flauberts Werke, Bd. VI.) Übersetzt von Bertha Huber. Minden 1922, J. C. C. Bruns Verlag. 480 S.
9. **Komödien:** Die geraubten Herzen. Der Landtagskandidat. Von Gustave Flaubert. Nachdichtungen von Arthur Schurig. München, Georg Müller. 365 S.

Flauberts fünf Hauptwerke („Madame Bovary", „Salambo", „Die Versuchung des heiligen Antonius", die „Education sentimentale", die „Drei Geschichten") gehören zur deutschen Weltliteratur von Anfang an insofern, als die „Madame Bovary" (Paris 1856; in Buchform 1857) bereits seit 1858 in deutscher Sprache (erschienen bei Hartleben in Wien) vorliegt, die „Salambo" (Paris 1862) seit 1863 (bei Sauerländer, Frankfurt a. M.), die „Versuchung" (Paris 1874) seit 1874 (bei Friedrich Wolff, Straßburg). Die „Bovary" hat zuerst ein Dr. Engel verdeutscht; die „Salambo" Frau Sophie Ritschl (die Gattin des durch seine Beziehungen zu Friedrich Nietzsche nicht unbekannten Philologen Dr. Friedrich Ritschl); die „Versuchung" ein Dr. Bernhard Endrulat. Miserabel hat Frau Ritschl ihre Aufgabe erfüllt; mit wenig Glück Endrulat; nicht übel hingegen Engel. Die „Education" (Paris 1869) ist deutsches Eigentum erst 1904 (Ausgabe bei Bruno Cassirer) geworden, während die „Trois Contes" (Paris 1877) 1907 (im Insel-Verlag) vereint nachkamen. Heute gibt es von den „Drei Geschichten" ein halbes Dutzend Übersetzungen.

Die längst vergriffene, neuerdings leider (muß man sagen!) teilweise neugedruckte erste deutsche Flaubert-Ausgabe (1907 ff., bei Bruns in Minden, 10 Bände) hat sich nicht einzubürgern vermocht. Es ging ihr der kongeniale Geist ab. Eine zweite Ausgabe „Gesammelte Werke Flauberts" bereitet der Verlag Georg Müller in München vor (herausgegeben von Wilhelm Weigand). Ob damit der deutsche Flaubert zutage tritt, bleibt zu bezweifeln, und zwar aus dem Grunde, weil wir bereits anerkannte Übertragungen einzelner Werke des großen französischen Dichters besitzen, die bei anderen verschiedenen Verlegern herausgekommen und lange noch nicht verlagsrechtlich frei sind. Wenn die hohe Auflageziffer maßgebend ist, dürfte die im Insel-Verlag (1911 bzw. 1919 in zweiter Fassung) erschienene, heute im 35. Tausend vorliegende „Frau Bovary" Allgemeingut geworden sein. Vorzüglich ist z. B. die (von Robert Habs übersetzte) „Salambo" (1881) der Reclamschen Universalbibliothek, im Gegensatz übrigens zur ebenda (1914) gedruckten „Madame Bovary", die mehr denn mäßig und obendrein unselbständig ist. Doubletten (wie sie hergestellt zu werden pflegen, weiß man!) fabrizieren zu lassen, bloß um eine Gesamtausgabe zusammenzuschustern, ist stets von vornherein verfehlt.

„Bouvard und Pécuchet" (aus Flauberts Nachlaß), ein gigantisches Fragment, war bisher wenig bekannt. Übersetzt hat es als erster E. W. Fischer, der beste Kenner Flauberts, den Deutschland und Frankreich zurzeit besitzen. Seine Übersetzung bildete den Band VI der Brunsschen Ausgabe. Soeben ist diese Arbeit durch eine „Doublette" ersetzt worden, verfertigt von Frl. Bertha Huber, während die zweite verbesserte und wohl endgültige deutsche Fassung der Fischerschen Übertragung nunmehr bei Kiepenheuer erschienen ist. Ich (das ist meine persönliche Meinung als langjähriger Vermittler fremdländischer Meisterwerke) halte es für unbedingt erforderlich, daß die Bücher männlicher Autoren stets auch von männlichen künstlerisch arbeitenden Übersetzern verdeutscht werden, nicht von weiblichen literarischen Kunsthandwerklerinnen. Die männliche Psyche ist von Frauen schwer erfaßbar. Verlagsanstalten, die (in der Regel aus pekuniärer Sparsamkeit) nicht Wert darauf legen, sich die nötigen stilistisch begabten Übersetzer heranzubilden, dienen der Nationalliteratur nicht.

Die Übersetzung der „Education" von Luise Wolf (Brunssche Ausgabe Bd. III) steht mit der älteren bei Cassirer erschienenen von Alfred Gold und Alphonse Neumann auf etwa gleicher Höhe. Eine Stilprobe zum Vergleiche:

Brunssche Ausgabe:	Cassirersche Ausgabe:
„Nebeneinander sitzend, nahmen sie händevoll Sand auf und ließen ihn dann während des Plauderns durch	„So saßen sie, dicht nebeneinander, nahmen die Hände voll Sand und ließen sie im Plaudern zwischen den Fin-

lichem und Gemachtem, zwischen wesentlichen Außenseiten aber auch und jenen Leuten, die gewiß „Charakteristisches" zeigen, tatsächlich aber nur Schablonenarbeit leisten und das subjektive Element (die Künstlerpersönlichkeit) vermissen lassen, das seinerseits ja erst durch Hereinarbeiten des „Hintergrundes" in das Werk das wirkliche und zugleich „charakteristische" Kunstwerk entstehen läßt.

die Finger rieseln; und der frische Wind, der über die Ebene kam, trug ihnen stoßweise Lavendelduft und den Teergeruch einer Barke hinter der Schleuse herüber. Die Sonne brannte auf die Kaskaden; die grünlichen Blöcke der kleinen Mauer, über die das Wasser floß, lagen wie unter einem Silberflor, der sich beständig aufrollte. Unten schien ein langer Schaumstreifen im Takt immer wieder zurück. Und e bildeten sich Strudel, Wirbel, tosende Gegenströmungen, die sich schließlich zu einer einzigen Wasserfläche vereinigten . . .“

gern durchrieseln; von der Ebene kam ein warmer Wind, der trug Wellen von Lavendelduft heran und brachte den Teergeruch einer Barke, die hinter der Schleuse lag. Die Sonne fiel gerade auf den Wasserfall; die grünlichen Steinblöcke an der kleinen Felswand, über die der Strom herunterfiel, sahen aus wie von einem Silberschleier bedeckt, der ohne Unterbrechung abrollt. Am unteren Ende schoß immer wieder eine breite Gischtmauer auf. Und kleine Strömungen, Wasserwirbel und unzählige Wasserläufe der verschiedensten Richtungen blitzten daraus hervor und vereinigten sich zum Schlusse in eine einzige klare, helle Flut . . .“

Man vergleiche damit den Urtext; die Stelle findet sich gegen Ende vom 5. Kapitel. Beiden Fassungen fehlt doch wohl (wie soll man sagen?) die letzte und wichtigste Weihe. Der Übersetzer eines Romans soll nicht die Worte und Wörter des Urtextes mechanisch wiedergeben, sondern darüber hinaus — unter gewissenhafter, lückenloser, gewandter, aber im feinsten künstlerischen Sinne doch freier Verwendung der ihm gegebenen Ausdrücke — das Wesentliche: die Visionen heraufbeschwören, die das Original Szene um Szene in der Phantasie des selbstlos darin versunkenen Nachschöpfers erzeugt: er soll in seiner mühseligen, so undankbaren Arbeit den Urbildern und Visionen des Dichters nahezukommen suchen. Auf keinem anderen Wege kommen plastische und lebendige Übersetzungen zustande. Eine weitere, noch viel schwierigere Frage ist die: Worin liegen die Stileigentümlichkeiten in den Werken Flauberts? Mit welchen Mitteln wird ihnen die deutsche Sprache gerecht?

Angefügt ist der Kiepenheuerschen Ausgabe des „Bouvard“ ein kurzes Nachwort, in dem der Herausgeber in knapper Form auf die Stellung des Torso in der europäischen Literatur hinweist. Es heißt da: „In ‚Bouvard und Pécuchet‘ legt Flaubert die Axt an die gesamte Geisteskultur seiner Zeit. So entsteht das radikalste Werk, das die moderne französische Literatur kennt. Er schuf in dieser [illegible] Satire ein neues Genre: die Komik der Ideen . . .“

Ein Evangelium des Pessimismus, geradezu des Nihilismus, ist — den „Bouvard“ himmelhoch überragend — Flauberts „Versuchung des heiligen Antonius“, ein seltsames Seitenstück des gallischen Geistes zum deutschen „Faust“. Lismanns Nachdichtung übertrifft die bisher vorhandenen beiden Versuche von Endrulat und von Greve (bei Bruns 1907), wenngleich Lismann allzuoft verrät, daß sein Sprachreichtum und sein Übersetzungstalent nicht ausreichen, uns sozusagen auf den ersten Anhieb ein fremdsprachliches grandioses Meisterwerk in vollendeter deutscher Form geben zu können.

Die wichtigste Neuerscheinung aus der Werkstätte Flauberts ist zweifellos die bis jetzt unbekannte Urfassung der „Education sentimentale“, die E. W. Fischer mit voller Liebe und in ausgezeichneter Weise für den Propyläen-Verlag übersetzt hat. Das Manuskript stammt aus den Jahren 1843—45. Flaubert war also 22 Jahre alt, als er diese Arbeit begann. Verglichen mit der späteren, 1869 veröffentlichten Fassung, ist die erste Niederschrift ein Ding für sich. Die autobiographischen Elemente darin sind unverkennbar, und wer den reifen Flaubert einigermaßen gut kennt, versteht vollkommen, warum der Meister der Objektivität dieses Buch einer großen Beichte zurückgehalten und nach Jahren bis in den Grund umgeformt hat. Wer den Menschen im Künstler sucht, muß diese unterdrückte Jugendarbeit schätzen und lieben. Es fördert die Kenntnis der Seele Flauberts mehr als die Lektüre seines gesamten offiziellen Werks.

Weiteres hohes Verdienst um Flauberts Verbreitung rechts des Rheins liegt in E. W. Fischers Gesamtausgabe der Tagebücher Flauberts. In drei Bänden sind hier alle vorhandenen Aufzeichnungen aus den Jahren 1840—1858 vereint. Wir begleiten den Dichter durch die Pyrenäen, Korsika, Italien, die Bretagne, durch Ägypten, Palästina, nach Rhodos, nach Kleinasien, Konstantinopel, Griechenland, nach Karthago. Selbstverständlich sind die Schilderungen, Betrachtungen, Stimmungen, Ergüsse der Nachwelt, für die sie wohl nicht geschrieben sind, von ungleichem Werte. Irgendwer hat dem Dichter der „Salambo“ vorgeworfen, er habe kein Temperament gehabt. In seinen Tagebüchern verhehlt es Flaubert nicht. So schreibt er einmal: „Mein heißer, unauslöschlicher Haß gilt dem, der einen Baum zu seiner Verschönerung stützt, der ein Pferd zu seiner Schwächung verschneidet. Ich hasse alle, die Hunden Ohren und Schwänze wegnehmen und die aus Eiben Pfauen und aus Buchsbaum Kugeln und Pyramiden ziehen; alle die Restaurierer, Übertüncher, Verbesserer; die Editoren der Expurgata, die sittsam profane Nacktheit verhüllen und Werke auszugsweise und verschnitten herausgeben; alle, die etwas stützen, um eine Perücke darauf zu setzen; die als grausame Pedanten und unerbittliche Toren die Natur, dies Kunstwerk des lieben Gottes, verstümmeln . . . Es wurmt mich, daß ich zu feige war, mit eigener Hand den Menschen zu erdrosseln, der eine Molière-Ausgabe veröffentlicht hat, die ‚anständige Familien ihren Kindern ohne Gefahr in die Hände geben können‘. Ich bedaure, den Elenden, der den ‚Gil Blas‘ mit dem Schmutz seiner Tugend besudelte, nicht in Mist ersticken und auf ihm schimpfliche Weise zu Tode quälen zu können. Ich möchte in meinem Rachedurst Rabelais wieder zum Leben erwecken, um zu sehen, wie der Koloß seinen Atem über jenen braven Idioten von belgischem Geistlichen hinbläst, der ihn gereinigt hat, und darüber in titanisches Gelächter ausbricht . . .“

Eine Sonderausgabe hat der Verlag Kiepenheuer von Flauberts Aufzeichnungen auf seiner ägyptischen Reise (1849—50) veranstaltet. „Was der Künstler im Lande der Sphinxe und Pyramiden gewann?“ fragt der Herausgeber im Nachwort. „Ein einziger Hinweis genügt. Vor der Reise liegt die verfehlte erste ‚Versuchung [des heiligen Antonius]‘; nach der Rückkehr schreibt er die unsterb-

liche ‚Bovary‘. Zwar verfolgt ihn das Problem des Heiligen auch in Ägypten; aber der fieberhafte Dunstkreis des Antonius löst sich nicht, und unter der vernichtenden Unerbittlichkeit dieser alten Welt bekommt das Schicksal der kleinen Provinzdame, die er in der Phantasie mit sich trägt, seine grausige Größe."

Eine Ergänzung der Tagebücher sind die „Reisebriefe", die wiederum aus den Jahren 1840—1858 stammen. „Was in den ersten Niederschriften der carnets in glänzender und eindrucksvoller, aber häufig auch harter und rätselhafter Weise umrissen ist, bewegt sich in den Briefen in freierem Rhythmus. Erst beim ruminer verband Flaubert sich so ganz mit der Seele der Dinge, und während er die Feder nahm, um die Mutter und die Freunde daheim am Erleben der exotischen Wunderwelten teilnehmen zu lassen, erglüht alles Geschaute noch einmal innerlicher, schmerzlicher und tiefer." Auch hier ein Zitat. Flaubert schreibt seinem Freunde Louis Bouilhet am 14. November 1850: „In Smyrna habe ich mir bei Regenwetter, das uns am Ausgehen hinderte, aus einer Leihbibliothek ‚Arthur‘ von Eugen Sue geholt. Das ist zum Kotzen. Es gibt keinen Namen dafür. Man muß das lesen, um sich mit Verachtung gegen das Geld, den Erfolg und das Publikum zu erfüllen. Die Literatur ist brustkrank. Sie hustet Auswurf; sie geifert; sie hat Wunden von Blasenpflastern, die sie mit pomadisiertem Taft bedeckt; sie hat sich den Kopf solange gebürstet, bis sie alle Haare verloren hat. Ein Christus der Kunst müßte kommen, um die Aussätzigen zu heilen."

Zum Schluß eine Selbstanzeige. Ich habe den Versuch unternommen, die beiden „Komödien" Flauberts unserer Literatur einzufügen. Flauberts „Landtagskandidat" (1874) ist meiner Ansicht nach ein auffällig schwächliches Kind des Salambo-Schöpfers. Hingegen ist das „Château des coeurs" (entstanden 1862—63) mit Unrecht bisher bei uns unbekannt geblieben. Flaubert hat diese Arbeit am Herzen getragen. Sein „Märchenstück" nicht auf der Bühne wiederzusehen, war allezeit sein Kummer. Er hatte (wie ich im Nachwort des näheren berichte) einen, anfangs sogar zwei Mitarbeiter. Wenn der deutsche Nachdichter stellenweise nicht streng wörtlich geblieben ist, so war dies an Stellen, die zweifellos nicht von Flaubert herrühren. Die echt-flaubertschen Stellen sind unverkennbar, so z. B. das ganze „Sechste Bild", das die originellste Verhöhnung des offiziellen Spießbürgertums darstellt, die wir in der Weltliteratur des 19. Jahrhunderts finden. Flauberts Humor ist — und kein Flaubertfreund wird überrascht sein — bitterer Hohn. Man hat in dem Normannen Flaubert (Floribert!) gern die germanische Ader zu verspüren vermeint: in dieser seiner kennenswerten Komödie beweist er, daß ihm der sonnige Humor der Germanen und Angelsachsen doch fehlt. Flaubert ist hier dem Rabelais und Molière ungleich mehr verwandt als einem Fischart, einem Dickens, einem Jean Paul.

Politische Broschüren

Von Paul Bourfeind (Köln)

1. Die deutsche Jugendbewegung in ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Von Theo Herrle. Gotha 1921, Friedr. Andr. Perthes A.-G. 90 S.
2. Die deutsche Jugend und das Gebot der Stunde. Von Hans Schlemmer (Schriften des Bundes der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung, Nr. 3.) Leipzig 1921, Friedr. Wilh. Grunow. 15 S.
3. Die Wiedergeburt der platonischen Akademie. Von Hans Blüher. Jena 1920, Eugen Diederichs. 30 S.
4. Der Geist der Weltrevolution. Von Hans Blüher. Prien 1920, Anthropos-Verlag, G. m. b. H. 22 S.
5. Fieber und Heil in der Jugendbewegung. Von Wilhelm Stählin. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. 93 S.
6. Der deutsche Geist und die Form. Gedanken und Betrachtungen. Von Max Zobel von Zabeltitz. München 1920, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 64 S.
7. Altern und Neugeburt im Völkerleben. Ein Beitrag zu Deutschlands Neugeburt. Von Hartmut Piper. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag. 144 S.
8. Rasse und Politik. Von Julius Goldstein †. 2. Aufl. Schlüchtern 1921, Neuwerk-Verlag. 157 S.
9. Die schöpferische Pause. Von Fritz Klatt. Zeitwende-Schriften zum Aufbau neuer Erziehung. Jena 1921, Eugen Diederichs. 108 S.
10. Die verfluchte Kultur. Von Theodor Lessing. München 1921, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 46 S.
11. Literatur, Presse und das deutsche Volkstum. Von H. C. Jüngst. Hagen (Westf.), Literarische Anstalt Jüngst & Co. 46 S.
12. Die Weltpresse als Wertmesser der Weltgeltung. Von Harold Schubert. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 75.) Dresden 1921, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. 100 S.
13. Unsittliche Literatur und Deutsche Republik. § 184. Hannover, Paul Steegemann. 30 S.
14. Drei Briefe. Mit einem Nachwort an die Quäker. Von Wilhelm Schäfer. München 1922, Georg Müller. 96 S.
15. Stunden mit Rabindranath Thakkur. Von Paul Natorp. Jena 1921, Eugen Diederichs. 25 S.

Die Fülle des Neuen auf dem Gebiete der Jugendbewegung zeigt außerordentlich klar den Übergangscharakter unserer Zeit. Auch hier stehen der Fortschritt in seinen einzelnen Gruppen, unterschieden durch das erstrebte Entwicklungstempo, und ein gewisser Konservativismus einander gegenüber. Alles, was jung ist und die Gesellschaft durch die Jugend überwinden möchte, hat sich in den verschiedensten Organisationen zusammengefunden. In ihnen ist der lebendige Gegensatz zu der Untergangsstimmung weiter Kreise — die aber auch jetzt schon überwunden zu sein scheint — zum Ausdruck gekommen. Zur Orientierung in der Jugendbewegung dient vorzüglich Herrles (1) Schrift, der selbst die Bewegung tätig miterlebt und sich infolgedessen auf einen rein historischen Überblick nicht beschränkt. Aufschlußreich ist die Schrift infolge der Fülle des beigebrachten Materials und trotzdem über rein philologischer Akribie stehend durch den jugendlichen Schwung und die innere Anteilnahme des Verfassers. Am Schluß des nicht zu umfangreichen Buches findet sich eine willkommene Zusammenstellung aller Zeitschriften der Jugendbewegung.

Die Jugend bildet den Grund für jede Erneuerung. Ihr ist in hervorragendem Maße die Sehnsucht zur Gemeinschaft eigen. Deshalb ist sie fähig, sozialen Sinn in ihren Reihen mit um so größerer

Entschiedenheit zu wecken, je stärker und klarer das Bewußtsein der Jugendlichkeit in ihr lebendig ist. Schlemmer (2) sieht in ihr den Führer auf dem Wege zu einem neuen wirtschaftlichen Verantwortungsgefühl, und der Bund der Erneuerung ruft die Jugend auf zu einfacher und vertiefter Lebensführung, zu freiwilligem Verzicht auf allen für das geistige Leben schädlichen und für das körperliche Leben unwichtigen Verbrauch, zur Förderung jeder der deutschen Volkswirtschaft nützlichen und jeder hochwertigen Arbeit.

Der Gedanke ist jedenfalls zu begrüßen, bleibt nur das Wie, die praktische Seite der Angelegenheit. So liegen auch die Verhältnisse in dem Programm Hans Blühers (3). Sein Vorstoß gegen die Universitäten, die „reelle geistige Warenhäuser sind, in denen man für gutes Geld eine entsprechend gute Ware kauft", ist die negative Ausprägung eines auf geistiges Schaffen gerichteten Willens, dem die letzte Klarheit über die praktische Auswirkung noch nicht geworden ist. Aber unsere Zeit hat Leute mit solcher Stoßkraft nötig, selbst wenn sie einseitig erscheinen, denn in dieser Einseitigkeit liegt ihre Stärke. Ob es glücklich ist und der Entwicklungstendenz der Gegenwart entspricht, die Antike wieder zu erwecken, ist solange eine müßige Frage, als die Erweckung zur eigenschöpferischen Tätigkeit uns als Hauptsache erscheint. Nie verhüllt das geborgte Gewand den eigenen Geist. Für Blüher ist das Entscheidende die Gegenüberstellung von Zweckmenschen und den Menschen der Idee. Von diesem Grund aus versucht er das Geschehen unserer Zeit zu beurteilen (4). Sein Ideal mag immerhin „eine übergeordnete und überlegene Rasse sein, die das Volk nicht allzu sehr liebt, und für die die Masse nur statistischen Wert hat, die aber durch ihren Weg den Weg der Menschheit bahnt" — mir erscheint der moderne Blüher sehr stark durch Tradition belastet und, so jugendlich er manchmal scheint, doch noch tief im Mittelalter zu stecken. Blüher ist charakteristisch für unsere ungeklärte Gegenwart mit ihrem irrevollen Suchen — mit ihrem Sehnen, das Alte, Ererbte abzuschütteln und zum Eigenen zu kommen. Etwas von jenem „Fieber und Heil", von dem Stählin (5) in der Jugendbewegung spricht, lebt sich auch in Blüher aus, wie überhaupt in unserer Zeit, die der Abklärung zustrebt. Man kann mit Stählin Jugendbewegung als Fieber und Fieber als Gesundungsprozeß ansehen, das kommt auf den Diagnostiker an — aber Diagnostiker wie Spengler sind uns schlechte Ärzte. Lieber ist uns schon der gütige, ein wenig langatmige Stählin, der ohne Beschwertsein durch einen gelehrten Apparat praktisch einem neuen Lebensstil zur Geburt verhelfen möchte. Solchen Versuchen gegenüber spürt man den Ursachen nach, die das „Zustandekommen eines deutschen Staates mit wesenseigner Form verhindert haben" (6). Solche Arbeiten sind notwendige Ergänzung, wenn sie sich auch entsprechend dem Temperament des Verfassers weniger zukunftsfreudig geben. Zobel von Zabeltitz (6) sieht die Form als Einheit in der Mannigfaltigkeit an. Dementsprechend hat der Deutsche weder staatlich noch künstlerisch seine endgültige Form gefunden. Der Verfasser verknüpft geistreich und voll Scharfsinn die Gegenwart und ihre reiche Problematik kausal mit der Vergangenheit. Man wünscht sich allerdings zuweilen Betrachtung von einem höher gelegenen Standpunkt, von dem gesehen die Zeitabschnitte kleiner und der gesamte Entwicklungsweg länger, aber vielleicht einheitlicher erscheint.

Der Kulturpessimismus Spenglers hat manchen Widerspruch hervorgerufen, vielleicht liegt darin, wenn man vom Methodischen absieht, eins seiner Hauptverdienste. Die Betrachtung des geschichtlichen Werdens aus der Vogelperspektive führt zu besonderen Folgerungen. Lamprecht und Spengler hatten auf die gesetzmäßige Parallelentwicklung der Kulturen aller Völker hingewiesen. Piper sucht in seinem Buche (7) darzutun, daß das Altern stets durch Neugeburten unterbrochen und ausgeglichen wird. Infolgedessen kommt er zu einer dem Kulturpessimismus Spenglers entgegengesetzten hoffnungsfreudigeren Beurteilung der Gegenwart und der in ihr schlummernden Möglichkeiten.

In bewegten Zeiten spielt die Rassenfrage oft entscheidend in die Politik hinein. Goldsteins Buch (8) ist nicht nur eine Abwehr gegen den sich immer mehr ausbreitenden Antisemitismus, sondern darüber hinaus in seiner strengen Sachlichkeit eine Erörterung der Frage nach den Beziehungen von Rasse und Politik überhaupt. Dieses Problem ist nicht aus dem Gefühl heraus zu lösen, sondern nur auf der Grundlage objektiver Erwägungen, dem Wege, den Goldstein dankenswerter Weise beschritten hat. Diese Angelegenheit ist für ein Volk, das, wie wir, mitten in den Aufbauarbeiten steht, von größter Wichtigkeit und von größter praktischer Bedeutung. Der Rückfall in mittelalterliche Auffassung, der im Antisemitismus zum Ausdruck kommt, stellt eine Verzögerung des Regenerationsprozesses dar, in dem wir uns befinden.

Im organischen Entwicklungsgang des Lebens sind neben solchen Hemmungen, die als Durchbruch eines überwundenen Lebensstils zu werten sind, vor allen Dingen vorwärtstreibende Momente, also das eigentlich Schöpferische, von ausschlaggebender Bedeutung. Klatt (9) sieht als den schöpferisch bedeutsamsten Moment die Atempause an, die er zwischen dem Auf und Ab von Kraftwelle und Pause beim Atemgang im Verlauf des Tages, des Jahres, des Lebensalters festzustellen sucht. Das Leben vollzieht sich für ihn in rhythmischen Schwingungen. Aus dieser Beobachtung gewinnt er neue Gesichtspunkte für die künftige Erziehung. S. Friedländer hatte 1918 in seinem Buche schöpferische Indifferenz, das Wesen des Schöpferischen zu ergründen versucht, war auch wohl zu ähnlichen Beobachtungen wie Klatt, aber zu anderen Folgerungen gekommen. So mannigfaltige Stimmen sich erheben, um in dem Entwicklungskampf der Gegenwart zu mahnen, zu raten, zu helfen, sie sind doch auf einen Grundton abgestimmt. Man könnte zwar in Lessings (10) geistreichen Gedanken über den Gegensatz von Leben und Geist, die unter dem Titel „Die verfluchte Kultur" segeln, die Auferstehung Rousseaus vermuten, aber auch Lessing kommt bei allem Zutreffenden, was er zu sagen hat, nicht um die Notwendigkeit herum, mit dem zu wirtschaften, was uns als Erbschaft hinterlassen worden ist. Und eins, Herr Lessing — sicher sind die Inder weise, aber wir wollen unsere eigene Weisheit. Und ihr höchster Schluß ist doch zuletzt: Werde du

selbst. Auch Herr Lessing treibt den Teufel mit Beelzebub aus, bekämpft Kultur, oder was er dafür ansieht, mit Kultur. Bei uns ist schon viel zu viel von Kultur geredet worden — leben wir sie. Literatur ist nicht immer Kultur, wenn aber unsere Presse erst durchgehend Literatur darstellte, so wäre ihre nicht selten angezweifelte Kulturwertigkeit über allen Zweifel erhaben. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Presse vor allem ein wirtschaftliches Problem. H. C. Jüngst (11) erwartet von ihr mehr: Er hofft eine Belebung der Literatur durch „eine engere Verbindung der literarischen Betätigung mit der deutschen Presse". Allerdings kann das nur ein bescheidener Teil der Kulturaufgaben der Presse sein. Ihre Hauptaufgaben liegen doch wohl auf anderem Gebiete. Für die Politik ist die genaue Kenntnis besonders der ausländischen Presse von größter Bedeutung. Harold Schubert (12) hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Entwicklung der Presse in Deutschland, Frankreich, England, Rußland und den Vereinigten Staaten darzustellen, ihre journalistische Eigenart zu charakterisieren und aus einem bewertenden Vergleich Vorschläge für die Wiedererlangung der Weltgeltung zu machen. Dieses Buch will der Orientierung jedes Zeitungslesers dienen und füllt mit dieser Absicht eine für weite Kreise bestehende Lücke aus. In diesem Zusammenhang spielt die Zensurfrage eine bedeutsame Rolle. Wie wir zwar eine Republik haben, aber keine Republikaner, so ist zwar der polizeiliche Zensor abgeschafft, aber die Zensur besteht weiter. (10) Gegen die Lächerlichkeit, daß etwa fünfhundert Verfahren von Staatsanwälten gegen Werke der Kunst und Literatur eingeleitet wurden, die nicht etwa Schundliteratur, sondern hervorragende Erzeugnisse des künstlerischen Genius darstellen, ist die Entrüstung in den weitesten künstlerisch interessierten Kreisen erwacht. Wir Deutsche haben ein eigenartiges Geschick, uns zu blamieren. Ist das zu verwundern in einer Zeit, in der nur wenigen ein letztes Ziel deutlich vorschwebt, in der alle Kräfte losgelassen sind in ständigem Widerstreit? Da ist Besinnung auf die Gebote werktätiger christlicher Liebe notwendig, wie sie aus dem Ethos der Quäker zu uns spricht. (14) Schäfer sieht, „daß alles nur Flickwerk bleiben muß, solange das Leben nicht als Einheit erfaßt und in seiner Tiefe kuriert wird, d. h. aus der Seele". Er schlägt damit den Grundton für die Erneuerung unserer Zeit an und gibt der Sehnsucht nach einem neuen Ethos Ausdruck, die, in den Besten unseres Volkes lebendig, mit den Rückständen überlebter Lebensformen und Gewohnheiten ringt. Aus dieser Sehnsucht ist die Begeisterung für Rabindranath Thakur zu verstehen, die oberflächlich betrachtet als eine Modeangelegenheit gewertet werden könnte.

Das ist auch die Frucht, die Natorp (15) seinen Lesern auf Grund seiner Begegnung mit Thakur vorlegt. Uns kommt der Heiland nicht aus der Fremde, wir müssen ihn selbst zeugen und gebären. Natorp hat die Bedeutung Thakurs für uns, m. E., durchaus treffend charakterisiert: „Er ist uns ein Mahner, der in echt brüderlichem Geist, ohne Aufdringlichkeit und herabsetzendes Besserwissen, doch an seinem Teil uns helfen möchte, unsere schweren Schäden zu sehen und zu überwinden."

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

„Die Nächte des Bruders Vitalis." Schauspiel in drei Akten von Dietzenschmidt. (Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 30. September 1922.)

Dietzenschmidt ist immer noch undefinierbar; schwankt zwischen Heiligem und Profanem; pendelt zwischen dramatischer Könnerschaft und dichterischer Halbheit. In der „Kleinen Sklavin" versprach er in naturalistischem Tonfall das nackte Leben; im „Christofer" in einer angenehm klingenden Legendenweise den offenen Himmel. Jetzt zitiert er den heiligen Vitalis, der den Freudenmädchen das wahre Paradies predigte, aus der Legenda aurea und geleitet ihn bald unter Orgel-, bald unter Grammophonbegleitung in ein modernes Bordell. Ein Sensationsmotiv: die Kutte unter den Decolletés. Es hätte aber eines weit stärkeren Wortteils bedurft, als er Dietzenschmidt gegeben ist, um solche szenische Kontraste unter eine Kunst zu bringen. Es wird — in einem fort gespannt und gesteigert — aber auf was? Die große Szene zwischen der heiligen Dirne und dem deplacierten Mönch bleibt wortkarg, stockend ... dramatische Verlegenheit. Um aber doch eine Abschlußpointe zu bringen, läßt Dietzenschmidt den Mönch Vitalis vom Dolche eines eifersüchtigen Idealisten ermorden. Allerdings etwas komplizierter, als man sich das so denkt: denn Vitalis stürzt sich ganz von selber in den erhobenen Mordstahl, der eigentlich auf die Brust der Dirne gezückt ist. Dieser Selbstmord soll irgendeine Schuld des Heiligen sühnen. Da er aber beileibe nicht vor Frau Venus schwach geworden ist — wie es unter gegebenen Verhältnissen wahrlich nicht ferne lag —, so macht ihm der Autor eben eine Art Disziplinarvergehen gegen die Kirche zur „tragischen Schuld"; weil er nämlich dem „Glauben" geschadet habe. Sonderbarer „Glaube", dem man auf diese Weise schaden kann! Dietzenschmidt fehlt die Sprache. Vielleicht auch die innere Festigkeit, die das Wort erst überzeugend macht, damit wir glauben können.

Bernhard Diebold

Mannheim

„Der Wald." Märchendrama in vier Akten von Walther Eidlitz. (Uraufführung im Mannheimer Nationaltheater am 23. Oktober 1922.)

Der literarischen Erinnerungen sind in diesem Stück zuviel und des besonders Eidlitzschen zu wenig. Oder aber dieses Besondere wirkt im anspruchsvollen Rahmen zu dünn und niedlich, eine farbige Lasur, hinter der nichts weiter steckt. Stimmungen, nichts als Stimmungen; Einfälle, nichts als Einfälle! Zusammenhanglos flattern die Motive und lassen den Eindruck einer großen Öde zurück. Wie Prinz Leonce langweilt ein junger Kaiser sich in dieser Welt. Sein Hohn ist arm, sein Geist ist eng. Er regiert sehr schlecht in der Zeit seiner Langeweile und regiert noch schlechter, als er die junge Frau trifft, die seine Zeit ausfüllt. Ihren alten Mann, vorbildlichen Untertan und neuen Urias, schickt er in ehrenvoller Mission dahin, von wo kein Wanderer wiederkehrt. Alsdann lieben sie sich und haben ein Kind, aber das Reich hat der Feind, und das Kind holt der Tod, und sie tragen auf der Flucht voreinander und vor dem Feind ihre Verzweiflung in den Wald. Hier wartet menschliche Genesung, denn die Liebe höret nimmer auf, und ohne Gnade wären wir allesamt der Hölle verfallene Sünder. Aber die Symbolik! Aber die Satire! Und die Aktualität! Ein Volk hungert, ein Reich geht zugrunde, aber Kommissionen machen alles, können alles, und ein Kaiser versteht alles. Ja, wenn das geballt wäre, hingesetzt wäre, sichtbar und spürbar würde. Wie es ist, bleibt dem Kaiser das Reich, dem Reich der Kaiser, bleibt der Kaiser dem Menschen in sich, der Mensch dem Kaiser und dem Zuschauer das Ganze Hekuba. Wäre Eidlitz zwanzig, wie er dreißig Jahre zählt, passierte „Der Wald" als nicht

hoffnungsloser Erstling eines verheißungsvollen Lyrikers. Über „Hölderlin", der zarte Erstling und die sanften „Herbstvögel" überragen die Mißgestalt dieses Werkes beträchtlich.

Paula Scheidweiler

Echo der Zeitungen

„Deutschland, Deutschland über alles!"

Aus Thomas Manns Vortrag, der ein Bekenntnis des Unpolitischen zur deutschen Republik war, heben wir nach der Wiedergabe im „Berl. Tagebl." (469) die folgenden Abschnitte heraus:

‚Was ist eigentlich Alt? was Jung?' fragt Novalis. ‚Jung', antwortet er, ‚wo die Zukunft vorwaltet; Alt, wo die Vergangenheit die Übermacht hat.' — Leben wir denn in der verkehrten Welt? Jugend ist heute die hitzige Parteigängerin der Vergangenheit, und auf mechanische Restauration des Alten ist all ihr Sinnen gerichtet. Demagogenverfolgungen? Ja, um solche möchte es sich handeln bei der hinlänglich unbeholfenen Selbstverteidigung eines Neuen, das selbstverständlich das wahre und echte Neue noch nicht sein kann, sondern nur die notdürftig allgemeinste Vorbedingung und Grundlage dazu: denn was wäre Demagogentum, wenn nicht der platte Trick, das gegenwärtige äußere und innere Elend des Landes zur Verherrlichung des Abgewirtschafteten auszunutzen, ohne übrigens im mindesten Mittel und Wege zu wissen, wie denn die vormalige Pracht wieder herzustellen sei, noch auch nur für den verlassenen Thron, um den man sich schützend schart, einen Prätendenten aufweisen zu können?

Es ist löblich, ist ein Zeichen von Geist, äußere Tatsachen zu bekämpfen, sofern sie mit den inneren nicht übereinstimmen, und also zwar Wirklichkeit, aber nicht Wahrheit sind. Es ist dagegen absurd und nichts weiter, Tatsachen zu leugnen und sich im Wirklichen nicht ausprägen lassen zu wollen, die es für jedermann innerlich sind, auch für die Leugner und Opponenten. Studentenschaft! Bürgertum, eingesprenkelt in die Reihen der akademischen Jugend! Die Republik, die Demokratie sind heute solche inneren Tatsachen, sind es für uns alle, jeden einzelnen, und sie leugnen heißt lügen. Mächte, geweiht von Historie, ausgestattet mit so zwingender Autorität ererbten Ruhmeszaubers, daß es menschlich war, sie bestehen und gewähren zu lassen, auch als ihre Entartung ins banal Theatralische längst jede Pietät in Verlegenheit setzte, thronten über uns bis vor kurzem, und sie waren der Staat, in ihrer Hand lag er, er war ihre Sache, — die sie offenbar nicht mehr gutmachten, während wir, abgewandt, die unsrige, die Sache der Nation und der Kultur, möglichst gutzumachen suchten. Ja, eine Scheidung des nationalen und des staatlichen Lebens hatte sich hergestellt, wie sie in dieser Schärfe und Vollständigkeit niemals statthaft sein kann und sich an beiden Teilen rächen muß. Wir widmeten uns dem Gewerbefleiß, der Kunst, dem absoluten Gedanken — ich will nicht sagen: mit Gemütsruhe, denn unsre politische Enthaltsamkeit war zu fatalistischen Wesens, als daß sie eigentlich Vertrauen zu nennen gewesen wäre; aber die Miene gab sie uns doch, als wüßten wir die staatlichen Dinge in den besten Händen, — während wir schon gar nichts davon hätten wissen müssen, um nicht zu wissen, daß sie in sehr zweifelhaften Händen lagen. Das war menschlich, wie alles gekommen war, ich wiederhole es. Aber es ist vorbei. Jene Mächte sind nicht mehr. Das Schicksal hat sie — wir wollen nicht triumphierend rufen: hinweggefegt, wir wollen sachlich aussprechen: es hat sie beseitigt, sie sind nicht mehr über uns, werden es, nach allem, was geschehen, auch nie wieder sein, und der Staat, ob wir wollten oder nicht, — er ist uns zugefallen. In unsere Hände ist er gelegt, in die jedes einzelnen; er ist unsere Sache geworden, die wir gutzumachen haben, und das eben ist die Republik, — etwas anderes ist sie nicht...

Faßt endlich Vertrauen — ein allgemeines Vertrauen, das für den Anfang nur im Fahrenlassen des Vorurteils zu bestehen braucht, als sei deutsche Republik ein Popanz und Widersinn, als müsse sie das sein, was Novalis als „verwaltende und charakterisierende fremde Kraft" bestimmt, nämlich Schwäche!... Um was geht der Streit der Parteien? Nun, um das Wohl des Staates. Nicht kommt es darauf an, daß eine Partei gute Fahrt hat, sondern daß der Staat sie hat; und wenn jede Partei klüglich den Wind benutzt, mit dem die andere segelt, so werden sie alle gut segeln, das heißt, die Republik wird gut segeln — was zu erreichen war. Darum ist anzuraten, daß auch die „Republikaner" bedacht seien, den Monarchisten den Wind aus den Segeln zu nehmen: den nationalen nämlich, und sie nicht allein damit segeln lassen — nicht ihnen allein das Wort lassen sollten sie, wenn es um Ehre und Schande geht, um Liebe und auch um Zorn; das Lied aus dem Munde nehmen sollten sie ihnen, wie eben herzlich und schlau der Vater Ebert getan in seinem Erlaß zum Verfassungstage, worin er den Völkischen das ‚Deutschland über alles' aus dem Munde nahm und erklärte, es sei gar nicht ihr Lied, es sei mindestens ebenso sehr das seine, und nunmehr stimme er es an aus gewölbter Brust. Das ist ein neuer Sängerstreit, der um dies Lied, und ein vortrefflicher Streit! Denn selbstverständlich werden auch die Nationalisten nicht aufhören wollen, es zu singen, und wenn denn also alle unisono ‚Deutschland, Deutschland über alles' singen, so wird das ganz einfach die Republik und ihre Wohlfahrt mit vollen Segeln sein."

Grenzen des Takt

Zu dem Gotteslästerungsprozeß gegen Carl Einstein macht die „Frankf. Ztg." (733 — 2 M.) die Bemerkung:

„Der Gotteslästerungsprozeß gegen den Schriftsteller Carl Einstein und den Verleger Rowohlt hat damit geendet, daß die berliner Strafkammer die Angeklagten zu Gefängnis verurteilte, was dann in Geldstrafe umgewandelt wurde. Es handelt sich um ein Buch, eine Szenenfolge, die wir nicht kennen. Aber die Sachverständigen, die vor Gericht aussagten, haben das Buch gelesen, und was ergab sich? Wie es meistens in Angelegenheiten der Literatur und Kunst geschieht, sind die Meinungen weit auseinandergegangen. Drei Theologen bestätigten die Gotteslästerung, zwei Sachverständige verneinten sie. Unter diesen befand sich ein Privatdozent der Theologie, unter jenen aber Titius, der auch kein Eiferer ist. Wer hat denn nun eigentlich recht? Darüber wird sich nach wie vor keine Einhelligkeit erzielen lassen, weil es in unserer Zeit sehr verschiedene Einstellungen gibt, und die Auseinandersetzung vor der berliner Strafkammer hat nur wiederum bestätigt, daß in subtileren Fällen heutzutage das Ganze der Sachverständigkeit schließlich nicht viel beweist. Aber eins steht fest: daß sich verschiedene Personen in ihren religiösen Empfindungen durch das Buch gekränkt fühlten. Wir sprechen weiter nicht über den Prozeß und fragen nur, ob es denn unumgänglich sei, manche künstlerischen Werke so zu gestalten, daß sie unvermeidlich religiöse Gefühle anderer Leute verletzen? Sollte es sich nicht empfehlen, daran zu denken, daß man aufeinander Rücksicht nehmen muß? Gerade in Deutschland, das schon zerrissen genug ist. Das mögliche Gebiet der Kunst ist unermeßlich, ihr Atem wird nicht behindert, wenn man ihr zumutet, daß sie selber, schon aus eigenem Willen heraus, gewisse Grenzen des Taktes wahre."

Zur Frage der Ethik in der neuen Dichtung bemerkt H. W. Keim (Düsseld. Lok. Ztg., 14. Okt.):

„Nicht das predigende Wort, sondern das gestaute Erlebnis — sei es in Religion, sei es im Umkreis praktischen Lebens — nur das eigene Erlebnis kann große, überzeugende

Kunst hervortreiben. Ob dann dies Erlebnis sich ins Menschnaturhafte wendet, wie bei Johst, oder ins Geistig-Ästhetische, wie bei v. Hatzfeld, darauf kommt es wertmäßig nicht an. Wenn nur die Kunst aus der Wahrheit des künstlerischen Menschen, aus dem ganzen Komplex seiner Persönlichkeit sich entwickelt. So wird die Kunst wieder eine Herzensangelegenheit des deutschen Menschen und des deutschen Volkes, wie sie es immer war, wenn sie lebendigen Pulsschlag besaß. Nicht eine Sache des Intellektes ist sie, nicht Förderung einer vorgefaßten, falsch gefaßten Ethik, nicht eine Frage der Form. Sie ist, als Ausdruck einer festwilligen Persönlichkeit, ein Bekenntnis des deutschen Menschen zu seiner artbestimmten. geistgewollten Sendung. Die aber heißt nicht: Dienst für die Internationale auf Kosten der eigenen, bodenmäßigen, blutgebildeten Art; sie heißt Tat und Bewährung an sich selbst, als Ruf, Beispiel und Trost aber zugleich für die Welt. Darin liegt der Adel des Führertums, Vorbild, nicht aber Formel und Schablone zu sein. Jeder Mensch und jedes Volk sieht seinen Gott anders und findet ihn unter anderen Bedingungen. Aber daß es ihn sucht, daß es die Intensität seiner sittlichen Kräfte an das Bemühen setzt, darauf, auf diese Gemeinsamkeit der Zielsetzung kommt es wesentlich an. Und dann steht am Ende dieser Bahn eine Menschheit, nicht als blutlose, schemenhaft uniformierte Idee, sondern als ein reales Faktum, in sich den Idealismus spekulativen Geistes und den Positivismus tüchtiger sittlicher Tat vereinigend. Und türmen im Leben jedes Tages Schwierigkeiten bergehoch und Lasten bleischwer diesen jungen Deutschen sich entgegen, so grüßt sie dennoch und gerade deshalb der junge Geist. Denn an dem deutschen „Trotzdem" hat sich zur Zeit alten Heldentums so gut wie gestern und heute die größte sittliche Kraft unseres Volkes entzündet. Und aus den stärksten Hirnen und den mutigsten Herzen tönt mit demselben Recht wie in glücklichen Tagen auch in dieser schwersten aller Zeiten der heldische Ruf:

‚Ave vita imperatrix!'

Adam Müller-Guttenbrunn

Zum 70. Geburtstag

„Erst als er die Mittagshöhe des Lebens schon überschrittenhatte, kam **Müller-Guttenbrunn** auf das Gebiet, auf dem seine eigentliche Bedeutung liegt. Eine Reise in die lange nicht gesehene Heimat brachte ihm schmerzvoll zum Bewußtsein, wie schlimm es um seine Stammesgenossen im Banat bestellt war, denn was er fand, waren nicht Menschen, die sich in bitterer Seelennot des andringenden fremden Einflusses erwehrten, sondern eine träge Masse, die alle Nücken und Tücken einer planmäßigen Magyarisierung gleichgültig über sich ergehen ließ. Da setzte er sich hin und schrieb, die Seinen daheim zum Widerstand aufzurütteln und zugleich das gesamte deutsche Volk zum Beistand aufzurufen, die Romane „Der große Schwabenzug", „Meister Jakob und seine Kinder", „Die Glocken der Heimat" und „Götzendämmerung", alle wie auch eine recht dürftige Biographie des Dichters von F. E. **Gruber** bei Staackmann in Leipzig erschienen. Zur wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums in der heute südslawischen Wojwodina und dem jetzt rumänischen Banat ist der Spaten erst angesetzt, aber die Summe dieser vier Erzählungen bildet eine mit viel Liebe und Verständnis verfaßte Kulturgeschichte des Schwabentums. Der äußeren Form nach sind es ‚Scènes de la vie privée', die einen Längsschnitt und Querschnitt durch das Schwabendorf mit seinen breiten Straßen voller Baumreihen und seinen freundlich sauberen Häusern legen. Alles, was sich in dieser abgeschlossenen Kleinwelt an Menschenschicksalen von der Taufe bis zum Begräbnis vollzieht und erfüllt, tritt in den Gesichtskreis des Buches; das ganze Bauernjahr mit Aussaat und Ernte, mit Kirchweih und Weinlese wird abgewandelt, und auch die überlieferten alten Sitten wie die Spinnreih' kommen nicht zu kurz. Aber so sehr der Dichter seine Gestalten ins Herz geschlossen hat, so sehr hütet er sich, sie über Gebühr zu sentimentalisieren und zu romantisieren."

(Frankf. Ztg. 753 A.) **Hermann Wendel**

„Ein deutscher Dichter, aber auch ein deutscher Mann, ein Mann, so deutsch, daß er vor drei Jahren noch für beinahe zwei Jahre den Dichter auf Wartegebühr beurlaubte, aktiv ins Räderwerk der Politik einzugreifen. Vielleicht war es das schwerste Opfer seines opferreichen Lebens. Das schwerste deshalb schon, weil es das nutzloseste war. Er, der in seinen Büchern immer aufgebaut hatte, wollte im ewig jungen Idealismus nun auch physisch eine neue Heimat bauen helfen. Bis er erkannte, daß hier kein Bauen möglich war, daß es nur galt, mühsam letzten Besitz zu wahren. Und doch, vielleicht wird eben diese Tat, ethisch genommen, als eine seiner reinsten verzeichnet werden. Diese Tat der Selbstverleugnung ist bei Adam Müller-Guttenbrunn nur das letzte Glied einer langen Entwicklungsreihe. Der künstlerische treue Eckart der „Deutschen Zeitung", der neben Heinrich Friedjung, dem bis in den Tod getreuen, dem die deutsche Not das Herz brach, schaffte, der dornengekrönte Theaterdirektor, der seinen Verzweiflungsausbruch ‚Wien war eine Theaterstadt' in die dumpfe Luft schrie, der Dichter der Heimat und der politischen Triarier des letzten Aufgebotes, sie sind nur Äußerungsformen eines und desselben lauteren Willens, dessen Triebfeder ein unerschütterter, im Hammerschlag des Schicksals gehärteter nationaler und menschlicher Idealismus war."

(Hamb. Nachr. Ztschr. f Wissensch. 494) · **Robert Hohlbaum**

Vgl. auch: Hermann Kienzl (Berl. Börs. Ztg. 475 u. a. O.); Hans Gäfgen (Allg. Ztg. Chemnitz 248); H. B. (Deutsche Allg. Ztg. 456); Alfred Maderno (Köln. Ztg. 735 u. a. O.); Heino Schwarz (Cobl. Ztg. 545 und Duisb. Generalanz., Welt 75); R. H. Rhein.-Westf. Ztg. 854).

Zur deutschen Literatur

Die neuen Jugendbriefe **Goethes** an E. Th. Langer (herausg. von Paul Zimmermann, Wolfenbüttel, Julius Zwißler) würdigt Wilhelm Bode (Deutsche Allg. Ztg. 450). — Über Goethe als Denker schreibt H. Ruster (Germ. 547). — Aus Franz Dülbergs Ausführungen „Der Faustgedanke in der heutigen Zeit" in der Monatsschrift „Faust" (Erich Reiß) werden (Köln. Ztg. 723) Auszüge geboten. — Goethe, Haeckel und historische Biologie nimmt Adolf Naef zum Thema (N. Zür. Ztg. 1390). — Zu dem Thema „**Kleist** und Goethe" ergreift Franz Wugk (Tag, Unt. 17. Okt.) das Wort. — Zweier Goethegedenktage (die Geburt Fritz v. Steins, der Selbstmord Jerusalems) erinnert sich Hans Gäfgen (Tag, Unt. 20. Okt). — Zur Erinnerung an Ottilie v. Goethe (gest. am 26. Okt. 1872) bietet A. F. S. ein Gedenkblatt (N. Fr. Presse, Wien 20879), vgl. auch Mathilde von Leinburg (Tag, Unterh. 313). — Zu Hanns Heinz Ewers' Fortsetzung von **Schillers** Geisterseher nimmt Heino Schwarz zustimmende Stellung ein (Düsseld. Nachr. 524/5).

Einer vergessenen **Fichte**-Schöpfung (das Cauersche Institut in Berlin) gedenkt Rudolf Schade (Kreuz.-Ztg., Lit. 41). — Unveröffentlichte Briefe **Bettinas** („Bettina, Kinkel und der König", Voss. Ztg. 501) gibt Grete Fischer bekannt.

Einen Brief Adalbert **Stifters** an den österreichischen Maler Johann Fischbach vom 9. Sept. 1855 veröffentlicht Anton Heut (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 124). — Ein Brief Gustav **Freytags** an den Direktor der berliner Nationalgalerie Max Jordan über sein Porträt (19. Juli 1886) wird (Voss. Ztg. 495) bekannt gegeben. — Eine **Droste**-Erinnerung bietet Eduard Arens „Schloß Eppishausen — eine Stätte der Erinnerung" (Köln. Volksztg. 789). — Der Briefwechsel Gottfried **Kellers** mit einem Forstmeister aus den Jahren 1878 und 1879 wird (N. Zür. Ztg. 1319) veröffentlicht.

Des hundertsten Geburtstages von Alfred **Meißner** (15. Okt.) ist mehrfach gedacht worden: Arn. Kraus (Prag.

.. Dicht. 42); Joseph Oswald („Ein verdorbenes Dichter-
.en" Köln. Ztg., Lit.Bl. 719a); Germania (550); Berl.
.rf. Cour. (485).

Zum Schaffen der Lebenden

Zur intimeren Kennzeichnung von Gerhart Haupt-
.anns Eigenart schreibt Moritz Heimann (Berl.Tagebl.479):
„Seine Haltung und seine Kleider sind von jeher ebenso
.i von vagabundierender Willkür wie von vorgeschriebener,
.ich bestimmte Einordnung zusammengefaßter Künstlich-
.t gewesen. Er hat seinem ursprünglich zart und, wie be-
.nnt, einige Male durch schwere Krisen der Gesundheit er-
.tterten Körper das Äußerste an Gehorsam, Elastizität
.d Zähigkeit abgezwungen, ohne ihn je der anmaßlichen
.cht des Sports auszuliefern. Wenn er als junger Bild-
.er im römischen Atelier mit drei, vier Tonkugeln jong-
.erte oder auf Pferdesrücken den Überschwang der Hoff-
.ngen in die Campagna hinausbrausen ließ, wenn er
.ch heute des Sprungs, des Laufes, des Wurfes sicher
. und seine beiden Pferde — Gift und Galle, den beiden
.erden Tills in seinem ungedruckten Epos vergleichbar —
.r dem Wagen rennen läßt, so ist das gewiß ein Training,
.ch niemals ein zum Selbstzweck gewordenes, ein Sport. —
.er seine große körperliche Leistungsfähigkeit nicht kennt,
.ird sie wahrscheinlich unterschätzen oder doch nur aus
.iner geistigen Unermüdlichkeit schließen, so sehr vermeidet
. es, sich in den simplen Charakteren zu erkennen zu geben,
.ie denen eines Tennisspielers, eines Turners, eines Jägers,
.ilitärs oder dergleichen. — Wie oft, wenn das Glas, das
.üche, und Gespräch, das köstlichere, den Abend bis lange
.ach Mitternacht hinausgedrängt haben, findet der früh er-
.achte Gast, etwa auch der noch ein wenig benommene,
.n als erfrischten, mit dem neuen Tag erneuten Menschen,
.r schon ein paar Stunden Morgenlebensfreude, einen Ritt
.der einen Spaziergang genossen hat; kaum weiß ich einen
.ndern Menschen, der sich so schnell und so völlig regenerierte.
.abei aber sind seine Nerven von größter Empfindlichkeit." —
.ber Gustav Frenssens Amerikafahrt gibt Kurt Küchler
.uskunft (Münch. N. Nachr. 429). — Auf den oberschlesi-
.chen Dichter Heinrich Dominik macht Rudolf Fitzek (Ostd.
.orgenp., Lit. Rundsch. 265) aufmerksam: „Heinrich Do-
.inik besitzt in seinen drei Dramen noch nicht die Fähigkeit,
.ns Weltall zu fliegen, und nicht die Kraft, ins Innere der
.rde hinabzustoßen. Er hat vorläufig noch eine gewisse Ähn-
.chkeit mit dem Dramatiker Gerhart Hauptmann, von dem
.jörnson so überaus treffend sagt, er sei wohl ein Dichter,
.er sein Himmel hänge zu niedrig. Auch durch Dominiks
.enschen hindurch schaut man noch nicht die Menschheit,
.nd sein Himmel ist vorläufig noch mit allzu niedrig lastenden
.olken bedeckt. Doch manche unveröffentlichten dramatischen
.rbeiten liegen schon in seinem Schreibtisch, die sich meiner
.enntnis entziehen, ein oberschlesisches Drama, ‚Der Ruf
.er Erde', steht vor seiner Vollendung, neue dramatische
.läne reifen. Wir warten der Dinge, die da kommen sollen,
.m entscheiden zu können, ob wir nur ein starkes dramatisches
.alent oder einen hervorragenden Dichter unser eigen nennen
.ürfen."

Den Presseäußerungen zu Otto Ernsts 60. Geburts-
.ag ist die von Alfred Maderno (Mannh. Generalanz. 462)
.achzutragen. — Sympathische Worte findet Leopold
.chmidt zu Max Friedländers 70. Geburtstag (12. Okt.)
.Berl. Tagebl. 461). — Zu Richard Kraliks 70. Geburts-
.ag schreibt Edmund Weber (Volk, Jägerndorf 1120 und
.stern. Sonntagsztg., Wien 12090; vgl. auch Germania 496).
— Des 70. Geburtstages des österreichischen Volksschrift-
.tellers Joseph Wichner (23. Okt.) gedachte Heinrich Hei-
.manns (Köln. Volksztg. 810 und Germ. 562): „Wenn wir
.die Namen unserer besten Volksschriftsteller nennen, Peter
.Hebel, Grimme, Jeremias Gotthelf, Rosegger, Kolping,
.Groth, Hansjacob, Alban Stolz und andere, dann nennen
.wir deutschen Katholiken mit freudigem Stolze auch Josef
.Wichner, den lieben Erzähler, der am 23. Oktober in seiner
österreichischen Heimat, in Krems a. d. D., seinen siebzig-
jährigen Geburtstag begeht. Seit mehr als dreißig Jahren
sendet er die Kinder seiner Muse in die Welt — die meisten
sind in Deutschland geboren — und wer „Alraunwurzeln",
„Aus der Mappe eines Volksfreundes" und die biographische
Trilogie „Im Schneckenhause", „Im Studierstädtlein",
„An der Hochschule" gelesen hat, wird dem geist- und gemüt-
vollen Verfasser ein dankbarer Freund bleiben." (Vgl.
H. Amrhein, Augsb. Postztg., Lit. Beil. 43.)

Zu Josef Winklers „Irrgarten" (Diederichs) schreibt
Julius Bab (Kref. Ztg. 430): „Ein Stil von heftigster Eigen-
art hat sich hier noch stärker dem amerikanischen Vorbild ge-
nähert, ungeheure Tatsachenhaufen im Depeschenstil vorbei-
gejagt, formieren sich zu Rhythmen — es ist, als ob ein
Barbar jenseits aller Klassik und Romantik aus dem rohen
Stoff der Welt die Poesie neu schaffen wolle. Mit dichterischer
Inbrunst wird der Glaube an den germanischen Genius,
dessen Schicksalsstunde nun da sei und der Welten aus seinem
Überfluß schütten werde, hoch getrieben. Nichts ist selbstver-
ständlicher als daß von solcher mit persönlichster Kraft er-
richteten Höhe der Absturz eine ganz andere Wucht haben
mußte als vom bescheidenen Niveau der Gemeinplätze,
auf dem Gewohnheits-, Geschäfts- und Sentimentalitäts-
patrioten ihre Reime gedreht hatten — und mit veränderter
Tonart weiter drehten. Bei Winkler war der Gram, die
tiefe bis in den letzten Wesensgrund reichende Enttäuschung
so groß, daß er etwas tat, dieser Dichter, was für den Lite-
raten das Unmöglichste von allem ist — er schwieg. — Vier
Jahre lang beharrte er wie in einem betäubten Schweigen,
und es scheint, daß er dem Zustande des Wahnsinns nicht
sehr fern gewesen ist. Denn was er nun als ‚Irrgarten
Gottes' in einem halben Jahrhundert mächtiger Balladen-
gedichte erscheinen läßt, das klingt immer noch so aus dem
Abgrund tiefster Verzweiflung, daß man sich oft genug
versucht fühlt, von Wahnsinn zu sprechen — von einem
Wahnsinn freilich, dessen Laute dichterisches Genie arti-
kuliert."

In den „Streit um Spengler" greift auch August
Messer (Weserztg., Lit. Beil. 154) ein. — Der Keyserling-
Woche widmet Alex von Frankenberg einen Aufsatz (Zeit,
Zeitstimmen 160). — Wilhelm Schäfers „Die 13 Bücher
der deutschen Seele" nennt Rudolf Fitzek (Ostd. Morgenpost,
Lit. Rundschau 279) ein „tief beglückendes Heldenlied des
unbesiegbaren deutschen Geistes". — Unter der Überschrift
„Neuland im Willensbereich" macht Franz Graetzer (Saarbr.
Ztg. 256) aufmerksam auf Adrian Turels „Selbsterlösung"
(S. Fischer). Er schreibt: „Weitaus überwiegt der Denker, der
die Philosophie beginnender Weltrevolution bekennt. Er
zeigt eine ‚Kurve der Menschheit', und indem er, Psycho-
biolog, kritisch gleichzeitig von Marx und Darwin, Kant und
Nietzsche, Tolstoi und Landauer, Fließ und Weininger,
Mauthner und Spengler ausgeht, fußt er, am letzten Ende,
doch auf Freud, wobei er jedoch den Grundfehler der offi-
ziösen Freudianer: gleichsam vom Tollhaus normativ vor-
zustoßen, zu meiden bestrebt ist." — In einem Aufsatz „Dra-
men und Prosa von Ernst Lissauer" (Wiesb. Ztg. 285)
wird die Bedeutung der beiden Bücher „Festlicher Werktag"
(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) und „Von der
Sendung des Dichters" (Eugen Diederichs) betont: „Außer
den, von Sehnsucht nach freier Natur, nach Erlösung von
aller öden Großstadtzivilisation erfüllten Reiseskizzen bringt
der erste Band Gedanken über Musik, die von neuem
beweisen, wie diese Kunst dem Dichter zur Lebensmacht
wurde, ferner Goethestudien, die das Wesen des größten
deutschen Genius so tief erfassen, wie Chamberlain, Gundolf
und Simmel es uns lehrten, dann Einzelworte, in denen
das Geheimnis des dichterischen Schaffens Zentralproblem
geworden ist, endlich ein Abschnitt „von den ewigen Pfing-
sten", der, anknüpfend an Gedanken von Artur Bonus,
uns den göttlichen Schöpfergedanken darstellt in seiner ewig
neuen Pfingstoffenbarung. Das zweite Buch beginnt mit
jenem Aufsatz ‚von der Sendung des Dichters', der die
eigentlichen Leitmotive einer idealen, zugleich ästhetischen

und ethischen Weltanschauung zusammenklingen läßt, einer Weltanschauung, die dann im oben charakterisierten Sinne modernen Idolen sich gegenüberstellt."

Zur ausländischen Literatur

Ein Bild von Gérard de Nerval entwirft Will Scheller (Frankf. Ztg. 751 — 1 M.). — Über Theophile Gautier (1811—1872) nietet Kurt Walden einen Aufsatz (Prag. Pr. 290) vgl. den Aufsatz von M. K. (N. Zür. Ztg. 1382).

Über Manoello, den Freund Dantes schreibt S. Meisels (Köln. Ztg., Lit. Bl. 746 a). — Eine wertvolle Studie über Benedetto Croce veröffentlicht Manfred Schröter (Münch. N. Nachr. 436). —

Als einen Shakespeareforscher auf falschem Wege schildert Karl Strecker (Tag, Rundsch. 310) Alfred Steinitzer in seiner Ausgabe der Königsdramen (C. H. Beck). — Als eine hervorragende amerikanische Humoristin kennzeichnet Leon Kellner (N. Fr. Pr., Wien 208) die ungenannte Verfasserin der „Einfälle" (The Nation Counter. A. Farrajo of Foibles, Boston. The Atlantic Monthly Preß 1922).

Unter der Überschrift „Kranke Liebe" analysiert Anton Schnack (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 519) das Werk Hans Jägers. — Die „Strindbergmode" nimmt Egon Friedell zum Thema (Köln. Ztg., Lit. Bl. 728 a).

Über die zeitgenössische russische Kunst gewährt Henri Guilbeaux einen Überblick (Prag. Pr., Dicht. 43).

Im Anschluß an Henri Borel („Weisheit und Schönheit in China") spricht Hans Benzmann über chinesisches Theater (Kref. Ztg. 433).

„Vom Sterben einer Zeitschrift" von Guido Bagier (Frankf. Ztg. 720 — 1 M.).

„Von der Sendung des Künstlers" von Guido K. Brand (Berl. Tagebl., Lit Rundschau. 479).

„Erlebnis und Literatur" von Hanns Martin Elster (Hannov. Kur., Unt. 484/5).

„Kunstwerk und Staat" von Karl von Felner (Kref. Ztg., Kultur 420, 427).

„Warum werden wir (geistige Arbeiter) schlecht bezahlt?" von M. M. Gehrke (Frankf. Ztg. 732 — 1 M.).

„Masse und Persönlichkeit" von Walter Hebert (Zeit. Schaff. Jug. 22).

„Deutsche Komödie" von Otto Ernst Hesse (Berl. Tagebl. 471).

„Die deutsche Kultur in der Dichtung der Vorkriegszeit" von Otto Hohenstatt (Königsb. Hart. Ztg. 485).

„Literarische Götterdämmerung" (Hermann-Neiße „Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat") von Friedrich Hussong (Tag, Unt. 312).

„Das Drama und die nationale Idee" von Hanns Johst (Berl. Tagebl. 483).

„Zürich und Bern". Eine literarische Parallele von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1380).

„Dichter in bürgerlichen Berufen" von J. Landau (Berl. Tagebl. 469).

„Zum Drama der Gegenwart" von Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Neue Zeit 785).

„Die Aachener Puppenbühne" von Karl Röttger (Kref. Ztg. 425).

„Suggestion und Dichtung" von Hans Theodor Sanders (Tag, Unt. 311).

„Was ist der Mimus?" von Rudolf Schade (Kreuzztg. 471).

„Die perverse Gotik im Expressionismus" von Oskar A. H. Schmitz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 709 a).

„Stanislawskij über die Aufgaben des Theaters" (Prag. Pr. 289).

„Der neue Roman". Eine Anmerkung von Ernst Weiß (Berl. Börs. Cour. 497).

„Satire für Thackeray" von Israel Zangwill (Frankf. Ztg. 754 — 1 M.).

„Spaziergänge auf dem Büchermarkt" von H. C. von Zobeltitz (Kreuzztg., Lit. 42).

Echo der Zeitschriften

Hochland. XX, 1. Als einen Richter unserer Zeit betrachtet Werner Pichl den Dichter Stefan George:

„Eine Überwindung der Zeit ist ihm nur in seinem unmittelbaren Machtbereich möglich. Und es heißt die Wirkungsmöglichkeit des großen Menschen überhaupt verkennen, wenn man ihr — in naiver Verallgemeinerung des eigenen Erlebens — eine weltumgestaltende Kraft zutraut in dem Maße, wie es die George-Dogmatik heute tut. Durch sein Werk hat George Unerhörtes an Schönheit und Größe in unsere Mitte gebannt. Durch eine heroische Geisteshaltung ist er Bildner einer Auslese deutscher Jugend geworden. In beidem aber ist er nur eine unter vielen Komponenten, welche den Zeitgeist bestimmen. Sein Evangelium des schönen Leibes wird zu allen Zeiten der Glaube einer kleinen Schar von Hellas-Jüngern sein. Aber nur wer — wie es in diesen Kreisen geschieht — im Künstler den ‚eigentlichen' Menschen sieht, kann ihm menschliche Allgemeingültigkeit zuschreiben. Nur dem Künstler ist es gegeben, in der Simplizität der Gleichung von Leib und Seele, in der Gestaltung die Erlösung aus den Wirrnissen des Lebens zu finden; darin liegt seine Göttlichkeit und seine Einfalt. Damit ist er wie von einem Hauche des Paradieses umwittert, ein Mensch vor aller Menschheitsgeschichte, mag er auch alle Inhalte aller Zeiten in sich tragen. Denn wo sich das Schöpfungswunder in ihm vollzieht, da lacht stets die ‚Morgen-Erde, als wär ihr erster Tag'. So ist er stets ‚ein Beginn', und ein so welthaltiger Gestalter wie George mag sich wohl als Beginn einer Welt fühlen. Aber diese Welt ist nicht ‚die' Welt. Und wenn auch nicht leicht eine Formel der Mission des Künstlers gerecht werden mag, — nie wird seine Tat den der Fron und der Liebe unterworfenen Menschen länger als für Stunden ‚aus der Qual der Zweiheit lösen'... Geschweige denn, daß die frohe Botschaft vom schönen Leibe der leiderfahrenen Seele Europas zu genügen vermöchte.

An den Menschen seiner Zeit schlechthin wandte sich George nur mit seinen Zeitgedichten. Als Richter und nur als Richter ist er Stimme Gottes an ein Volk, ist er allgemeingültig. Darum hat dieses Volk in einem tieferen Sinne, als es zunächst scheinen mag, recht, wenn es das ‚Nein', das er ihm entgegenschleudert, als sein Eigentliches empfindet (mag auch dagegen aus dem Kreise Georges begreiflicher und in gewissem Sinne begründeter Einspruch erhoben werden). Denn nur wo er nicht als reiner Künstler frei gestaltet, sondern ‚ein Drüben schafft durch Umkehr eures Hier' (womit er seine zeitliche Bedingtheit selbst aufs deutlichste bezeichnet), geht er jeden an, hat keiner das Recht, seine Worte als nicht zu sich gesprochen abzulehnen. In dieser antithetischen Stellung aber ist er — wie jeder Bußprediger — wohl Wegbereiter, aber nicht Gestalter einer Zukunft."

Die Neue Rundschau. XXXIII, 10. Eine „Bemerkung" über Alfred Döblin von Ferdinand Lion lautet:

„In Diltheys ‚Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation' ist Kenntnis der Entwicklung des Europäers, der schon als eine historisch abgeschlossene Gestalt gesehen wurde, wie wenn er schon untergegangen wäre. Max Weber zeigt in seiner ‚Protestantischen Ethik und Geist des Kapitalismus' den europäischen Lebensnerv auf, das Geheimnis der genußlosen Aktivität wird preisgegeben, durch welche Europa in künstlichem, grauem, doppeltem Sein die Herrschaft über die Welt erobert hatte. Die Einsteinsche Relativitätstheorie ist Umsturz der griechisch-europäischen Mechanik. Spengler gab eine Relativitätstheorie der Geschichte, indem auf die Fülle der Kulturen gewiesen wird, von denen keine die ab-

solute und die unsere nur die eine mögliche, jetzt an ihrem Ende stehende sein soll. Zu diesen wissenschaftlichen gehören als parallele künstlerische Äußerungen die Döblinschen Romane: im ‚Wang-Lun' ist nicht mehr ein von Europa aus gesehenes China, sondern ein unbedingtes, von Europa unabhängiges Sein mitten in China, das als ein Primäres, Größeres erscheint; der ‚Wallenstein' ist eine Schilderung von Deutschland, als es nicht mehr europäisch, sondern schon aus Europa verschwunden war. Alle diese Werke haben ein sine ira et studio gegenüber dem Europäischen gemeinsam (so werden im Wallenstein die Jesuiten von unendlich fern betrachtet; sie sind nur noch eine Potenz). Außerdem haben sie eine Großartigkeit der Konzeption, denn bei einem Abschiednehmen wird alles auf zusammenfassende Weise gesehen."

Stimmen der Zeit. LIII, 1. Dem verstorbenen Carl Ludwig Schleich widmet Sigmund Stang S. J. eine Studie, in der er auch Schleichs Stellungnahme zur Religion untersucht:

„Schleichs Stellung zu Christentum und christlicher Weltanschauung? — Der Vater scheint völlig ungläubig gewesen zu sein; mit großer Heftigkeit verfocht er in Gegenwart des Knaben seinen Atheismus gegen den zur Familie gehörenden Pastor Hermann Friedrichs. Tief schlugen die Argumente für und gegen das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele in das junge Gemüt ein. Als Carl Ludwig eingesegnet wurde, stand er unter dem Einfluß des bildschönen, beredten Predigers Pfundheller: er war fest entschlossen Pastor zu werden.

Schleichs späteres Verhalten in Weltanschauungsfragen ist wie ein Ausgleich zwischen diesen entgegengesetzten Richtungen. Wo er begrifflich zu bestimmen sucht, was er sich unter Gott, Seele, Unsterblichkeit, Willensfreiheit denkt, kommt eigentlich eine Leugnung dieser im landläufigen Sinn verstandenen Dinge heraus. Die Seele ist für ihn bald die harmonisch-plastische Idee des menschlichen Organismus, bald ein Wirbel des Äthers. Der Äther selbst mit seiner allgegenwärtigen Kraft tritt an die Stelle Gottes. So schreibt er einmal über die Seele und ihren Ursprung — die Stelle ist zugleich eine Probe seines Essay-Stils —: ‚Die Seele ist da. Sie lebt. Sie stieg herab aus den wallenden Dunstschleiern des glühenden Erdballs, ja herab aus den ungeheuren Kristallhallen des Äthers und seiner ewigen Residenz im All, um an dem großen Werk der Vergeistigung der Materie, die nichts ist als Wirbel, Schaumtröpfchen des Äthers, mitzuarbeiten, bestimmt die tausendfältig hier innewohnenden Ideen einer gewaltigen Künstler-All-Seele mit reinster, höchster Geistigkeit zu erfüllen, bis alles wieder einmündet in die unausdenkbar grandiose Ruhe des ewigen Stromes von der Ätherflut, die rhythmisch auf- und abschwellt wie der Odem eines schlafenden Gottes.'

Anderseits hat Schleich stets an Mächte geglaubt, die jenseits der uns zugänglichen Erscheinungswelt zu Hause sind. Dieser Glaube ist religiöser Art, mehr noch aber eine Folge seines Zuges ins Romantische. Dankbar schreibt er: ‚Ein gütiges Geschick hat mir den Zug ins Romantische bewahrt und mir bis in mein höheres Alter dies Schweben durch die Dinge und über ihnen nicht verleidet; ein deutliches Gefühl, es sei dies Leben und seine Erscheinungen nicht das allein Erreichbare, sondern als gehe etwas Unerkennbares mit nebenher, ja als sei alles gar nicht so wirklich, wie es scheine.'"

Der Türmer. XXV, 1. Seinen Aufsatz über den Dichter Rudolf Paulsen leitet Erich Bodemühl mit den Ausführungen ein:

„Rudolf Paulsen ist der Sänger der wunderbaren Melodie des Lebens, wie seit Walther von der Vogelweide von allen wahrhaft Berufenen gesungen wurde. Und schon darin, wie Paulsen die Natur, den Frühling und Herbst, den Winter und die Einsamkeit, wie er die Liebe singt, wie ihm Mystisch-Religiöses im Rhythmus des Erlebens Lied wird, wäre sein spezifisch-deutsches Wesen, darin ich vor allem seine Bedeutsamkeit für unsere und kommende Zeit sehe, zu erkennen. Aber er ist mehr als Sänger: Rudolf Paulsen hat — und in diesem Hinweis sehe ich sehr wesentlich den Zweck dieser Arbeit — das Gewissen des deutschen Wesens. Er hat es in seiner leidenschaftlichen Hingabe zum Leben, in seiner Sehnsucht zu wahrem religiösen Sein, das Kosmische ist der unendliche Bezirk seines Daseins, und indem er schöpferisch lebt, formt sich das in seiner Dichtung, was uranfänglich und immerfort das Deutsche ist. Damit man ihn aber nicht irrtümlich verkleinert: Er gehört nicht zu der neuerlich wichtig erscheinenden Gruppe der Literatur, deren Deutschtum sich in der Bevorzugung von Stoffen bemerkbar macht: Es kommt auf die Seele an, auf den Menschen, der Stoff ist belanglos. Es weiß niemand, was deutsch ist — er lebe und gestalte schöpferisch aus seinen Urinstinkten — das deutsche Wesen ist hernach ‚geworden', es hat sich ergeben aus ihm selbst und ist auch aus der Dichtung, aus der Kunst immer neu zu formulieren. Rudolf Paulsens philosophische Grundbestimmung —: Ob da Ererbtes von dem Vater Friedrich, dem früheren Professor der berliner Universität, wesentlich tendiert, kann uns belanglos sein: Es ist für uns die Tatsächlichkeit des Menschen als Mittelpunkt einer Welt gegeben, darin das Große wie Kleine gleicherweise groß ist. Das Erlebnis des Kindes wie der keimenden Bohne sind gleicherweise immer Probleme der Unendlichkeit. Die Resonanz gibt den Klang der singenden Geige, gibt dem Ton die Güte, Farbe und Gestalt. Und aus der Abgründigkeit der Seele werden die religiösen Mythen dichterischer Formung — aus der denkerischen Prädestination wird die Schärfe der Formulierung, wird die Neuheit des sprachlichen Ausdrucks — — wird immer wieder neu Rhythmus und Vollklang spezifisch deutscher Sprache. Es ist selbstverständlich, daß die Individualität des groß-geistigen Menschen selbst in den zartesten Subtilitäten des kleinsten Gedichtes erkennbar ist, vor allem dann, wenn die lyrische Form bis in ihre letzten individuellen Möglichkeiten erfüllt ist."

Wissen und Leben. XVI, 2. Mit dem ersten, im modernen Sinn schöpferischen Literarhistoriker macht Emil Jenal bekannt:

„Der erste in kritisch-historischer Methode schaffende Literarhistoriker ist der schweizer Humanist Joachim v. Watt. Freilich — sein Werk ist verschollen. De poetica et carminis ratione liber heißt der irreführende Titel des 1518 in Wien gedruckten Buches. Wer nur nach Titelblättern pirscht, geht des Gehalts verlustig. Keine ‚umfassende Poetik', wie Bächtold glaubte, keine ‚ausführliche Poetik', wie Ernst Jenny ihm nachschrieb, mehr, viel mehr! Nicht nur literarische Exkurse und Studien zur Sagengeschichte stecken in dem lehrhaften, dickleibigen Buch. In drei Kapiteln, zwanzig Seiten umfassend, wird ausschließlich die historische Entwicklung des spätantiken Schrifttums bis zum deutschen Humanismus in Watts Tagen gezeichnet. Dieser wissenschaftliche Ertrag wird dem kommenden Forscher ungleich mehr bedeuten als all die weitschweifigen Erörterungen über den Ursprung der Dichtkunst, über Metrum und Dichtungsarten, über die neun Musen und ihre Namen, über die Psychologie des dichterischen Schaffens, über den Nutzen der Einsamkeit für den Dichter, über Grammatik und Rhetorik."

Preußische Jahrbücher. CLXXXX, 1. In durchaus tragischer Brechung erscheint Romain Rollands Schicksalsgang dem Essayisten Walther Küchler. Er schreibt:

„Wer aus der Ferne, unbefangen und doch mit Sympathie, diesen stolzen und kühnen Menschen betrachtet, gewinnt leicht den Eindruck, daß irgendeine Hemmung der vollen Entfaltung seines Wesens sich entgegenstemme und seine Wirkungsfähigkeit lähme. Ob ich das Richtige treffe, um das Geheimnis seines Leides zu erklären, weiß ich nicht. Aber es scheint, als ob R. Rolland in wunderschönem Enthusiasmus mehr hatte auf sich nehmen wollen, als zu tragen er fähig war. Er ist doch im Grunde der sensitive, fein-

nervige, zartbesaitete Künstlermensch, und zwar der musikalische, nach Harmonien verlangende Mensch, der am liebsten und tiefsten in der vom Geräusch der Welt und der Menschen abgelegensten Welt, in der Welt der Töne lebt und seine reinsten Freuden genießt, wenn er ganz in der Flut der Klänge sich versinken läßt. Vielleicht hätte er sich am reichsten entfalten können, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, das Fühlen und Drängen in seiner Brust in Kompositionen zu entladen, Lust und Schmerz an sich, den Dingen und Menschen aufzulösen im befreienden, musikalischen Werk. Dieses Glück ist ihm nicht beschieden gewesen. Die schöpferische künstlerische Kraft in ihm war nicht stark genug, um ihn mit sich zu reißen, weg aus der verworrenen Zeitlichkeit und verfluchten Menschheit, an denen er dann zerbrach."

„Briefe an Goethe aus dem Willemer-Kreise [bisher ungedruckt]." Aus der von Max Hecker besorgten, endgültigen Ausgabe von Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer (Das Inselschiff III, 6).

„Hölderlin und Diotima." (Der Türmer XXV, 1.)

„Hölderlin-Biographie [Friedrich Seebaß]." Von Herbert Steiner (Wissen und Leben XV, 2).

„E. T. A. Hoffmann." Von Richard von Schaukal (Der Gral XVII, 1).

„W. Matthießen und E. T. A. Hoffmann." Von Hans Roselieb (Der Gral XVII, 1).

„Gottfried Keller und die deutsche Bildung." Von Mario Krammer (Das neue Deutschland X, 23/24).

„Oskar v. Redwitz' (1823—1891) Gedicht ‚An den Mai.'" Von Albert Becker (Pfälzisches Museum XLIX, 7/8).

„Vom Dichter der Sonne [Cäsar Flaischlen]. Zur zweiten Wiederkehr seines Todestages, am 16. Oktober 1922." Von Karl Peter (Über Land und Meer LXV, 3).

„Drei Tote [Ernst Stadler, Georg Trakl, Georg Heym]." Von H. W. Keim (Hellweg II, 41).

„Karl Storck." Von Adolf Dyroff (Der Türmer XXV, 1).

„Karl Henckells gesammelte Werke." Von J. Kliche (Die Neue Zeit XLI, 3).

„Johannes von Müllers schweizer Geschichte als deutsches Sprachdenkmal." [Schluß]. Von Friedrich Gundolf (Wissen und Leben XVI, 1/2).

„Hauptmann und Schnitzler, die Sechzigjährigen." Von Robert Faesi (Der Lesezirkel IX, 12).

„Gerhart-Hauptmann-Festspiele in Breslau." Von Friedrich Castelle (Die Bergstadt XI, 1).

„Unbekannte Jugendbriefe Gerhart Hauptmanns." Mitgeteilt von Max Müller (Der Weg I, 3).

„Die breslauer Hauptmann-Festspiele." Von Hans Heckel (Der Gral XVII, 1).

„Dr. Augustin Wibbelt." Zeitgedanken gelegentlich des 60. Geburtstages des Dichter-Pfarrers (19. Sept. 1922). Von Michel Becker (Der Gral XVII, 1).

„Aus meinem Leben." Von Jakob Boßhart (Der Türmer XXIV, 12).

„Lienhard." Von Karl Theodor Strasser (Deutsches Volkstum 1922, 10).

„Heinrich Woelfflin und die deutsche Literaturgeschichte." Von Eduard Korrodi (Wissen und Leben XVI, 1).

„Das Werk Alfred Döblins." Von Alfred Endler (Der Neue Merkur VI, 6).

„Das neue Werk Wilhelm Schäfers." Von Fritz Brügel (Die Wage III, 37).

„Der Schriftsteller Roland Betsch." Von Ludwig Eid (Pfälzisches Museum XLIX, 7/8).

„Will Vesper." Von M. Behler (Hellweg II, 41).

„Der Lyriker Hans Böhm." Von Carl Meißner (Deutsche Rundschau XLIX, 1).

„Neue pfälzische Dichtung [Karl Philipp Spitzer: ‚Erde', Hans Erich Ufer †: ‚Gedichte']." Von Paul Ginthum (Pfälzisches Museum XLIX, 7/8).

„Jungrheinische Dichter [Will Kleinmann]." Von Martin Rockenbach (Rheinisches Land II, 6).

„Berthold Brecht." Von Lion Feuchtwanger (Das Tagebuch III, 40).

* * *

„Die Lösung des Homerproblems." Von Roland Herkenrath S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 1).

„Josef Lotte, ein Weggenosse Péguys." Von Luzian Pfleger (Seele IV, 10).

„Die Shakespeare-Frage." Von K. Schneider und A. Brandl (Der Türmer XXIV, 12).

„Shakespeare am Hofe Friedrichs des Großen." Von Gustav Berthold Volz (Deutsche Rundschau XLIX, 1).

„Anglistische Literatur." Von Florian Asanger (Der Wächter V, 9).

„Das isländische Königsskaldentum [Schluß]." Von Felix Niedner (Deutscher Pfeiler II, 6).

„Der ästhetische Mensch." Erste Einführung in den Geist Sören Kierkegaards. Von Martin Thust (Preußische Jahrbücher CXC, 1).

„Konrad Falkes Übersetzung der göttlichen Komödie." Von Ernst Walser (Wissen und Leben XVI, 1).

„Unveröffentlichte Briefe an N. N. Strachow." Von Fjedor Dostojewski (Die Neue Rundschau XXXIII, 10).

„Die nationale Literatur Rußlands." Von Bruno Prochaska (Österreichische Rundschau XVIII, 17/18).

„Die Kulturbewegung im modernen Türkentum." Von Paul Wittek (Österreichische Rundschau XVIII, 17/18).

* * *

„Theater und Drama." Von Hans Brandenburg (Die Tat XIV, 7).

„Theater und Weltanschauung." Von Kl. M. Faßbinder (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 1).

„Tanztraum und Tanzspiel." Von Hans W. Fischer (Die Tat XIV, 7).

„Der Kampf um das Theater." Von Hans Franck (Die Tat XIV, 7).

„Das Theater ein Ausdruck der Zeit." Von Hermann Ginzel (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 1).

„Der Spielplan." Von Franz Graetzer (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 1).

„Das Spiel von den zehn Jungfrauen." Von Julius Havemann (Der Türmer XXIV, 12).

„Die Legende von der ‚Mysterienbühne'." Von Hans Knudsen (Allgemeine Künstlerzeitung, Hamburg XI, 20).

„Von der Aufgabe des Bühnenleiters." Von Ernst Martin (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 1).

„Die Kultivierung des Laienspiels als Vorbedingung zu einer Erneuerung des Theaters." Von M. Luserke (Die Tat XIV, 7).

„Erneuerung des Theaters?" Von Alfons Paquet (Die Tat XIV, 7).

„Theater und Volk." Von Bernhard Rausch (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 1).

„Spiel und Drama." Von Fritz Rostosky (Die Tat XIV, 7).

„Das katholische Drama." Von Joseph Sprengler (Hochland XX, 1).

„Die Kirchentänze in Sevilla." Von Richard H. Stein (Die Musik XV, 1).

„Die Bühne der Stunde." Von Leo Weismantel (Die Tat XIV, 7).

* * *

„Der fremdsprachliche Unterricht unserer heutigen Jugend." Von Max Banner (Der Weg I, 3).

„Romantik." Von Hans Brandenburg (Deutscher Pfeiler II, 6).

„Wege zur Dichtung." Von E. K. Fischer (Kunstwart XXXVI, 1).

„Vom Kunstwillen der Jugend." Von Willi Geißler (Der Wächter V, 9).

„Bücher und Bücherliebe." Von Max **Hochdorf** (Sozialistische Monatshefte 1922, 21/22).

„Eine Geschichte der deutschen Hochschulen in Österreich." Von Georg **Kollmann** (Die Wage III, 37).

„Rechtsgeschichte und Völkerkunde." Von Eberhard Freiherr von **Künßberg** (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 6).

„Jüngstdeutsche Gotik." Von Gerhart **Pohl** (Der Weg I, [illegible]).

„Die deutsche Romantik [Schluß]." Von Ernst Ludwig **Schellenberg** (Germanische Heimat und Heimatkunde IV, 9).

„Der Mythos." Von Susanne **Schmida** (Die Tat XIV, 7).

„Der Niederrhein im Roman [Schluß]." Von Heinz **Stolz** (Hellweg II, 40/42).

Echo des Auslands

Italienischer Brief

Der Tod des Giovanni **Verga**, der im Januar dieses Jahres erfolgte, wurde in Italien als großer Verlust empfunden. Seine Bedeutung objektiv zu würdigen ist für den Außenstehenden schwer, da vorläufig die mannigfachen Vorfragen wohl kaum beantwortet sind, unter denen das Verhältnis zum französischen Naturalismus wohl die wichtigste sein dürfte. In großen Umrissen war dies seine Laufbahn: 1840 in Catania auf Sizilien geboren, genoß er, einer Patrizierfamilie mit literarischer Tradition entstammt, eine romantische Erziehung. 1861 erschien sein erster historischer Roman: „I carbonari della montagna". 1866—1876 lebte er in Florenz. Die Werke dieser Periode zeigen das Eindringen des Realismus in die romantische Tradition, Psychologie statt Sentimentalität. 1876 ging er nach Mailand und schloß dort mit Boito und Giacosa Freundschaft. Hier geriet er unter die Einwirkung Zolas und Flauberts. Es entstanden der große Zyklus „J vinti" (I. Malavoglia, II. Mastro Don Gesualdo, III. La duchessa de Leyra, unvollendet) und einige Dramen, von denen Cavalleria rusticana durch die er Weltruf erlangte. Seine letzte Epoche verlebte er als einsamer Zuschauer in seiner Vaterstadt Catania.

Als sein Hauptwerk wird „I Malavoglia" angesehen. Es ist dies im wesentlichen die Geschichte einer sizilianischen Fischerfamilie, die nirgends aus dem engen Milieu heraustritt, die aber durch die Vollständigkeit der Schilderung und durch die eigentümliche Technik selbständige Bedeutung erhält. Die Familie löst sich wohl als Individuum aus der Dorfschaft heraus, gleichzeitig aber ist sie aufs engste mit allen Tagesbelangen in diese eingebettet, so daß sie nur in diesem Organismus existiert. Die Wirklichkeitsnähe geht soweit, daß selbst die einzelnen Charaktere für den Leser schwer auseinanderzuhalten sind, um ihrer dörflichen Verwandtschaft und Gebundenheit willen. Jedes Ereignis rollt durch alle [illegible]ier und Beleuchtungen hindurch, jedes einzelne Schicksal zieht seine Kreise bis zur Peripherie des Ortes. Die Sprache fließt zwischen den Personen hin und her, wenig unterschieden, ob sie nun von diesen gesprochen oder vom Verfasser zur Darstellung von Tatsachen usw. verwendet wird. Es ist nicht zu leugnen, daß all dies auf die Dauer ermüdet, daß es allen Steigerungen, ja aller Größe im Grunde feindlich ist, aber andererseits bewirkt es, daß man die Eigenart des Erdenfleckes, die Bedingtheiten und darunter das Bleibend-Menschliche stark zu fühlen bekommt. Jedenfalls hat man dieses Werk mit der Empfindung zur Seite, daß es ein gütiger Versteher und ein gründlicher Kenner seines Volkes geschrieben hat.

Der Verlag Bemporard hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, die Werke Vergas in einer würdigen Gesamtausgabe zusammenzufassen.

Von Corrado **Govoni**, dessen Novellen „Piccolo veleno color di rosa" ich früher hier besprach, erscheint ein zweibändiger Roman, „O giovinezza, ferma ti: sei bella!" Dem ersten Band „Anche l'ombra è sole", geht ein Epilog voraus, der den Helden dieses Ich- und Entwicklungsromans im tiefsten Elend zeigt, in das ihn eine Leidenschaft gestürzt hat. Von ihr erfährt man vorläufig jedoch nur die Wirkung. Der erste Band enthält dann die Jugendgeschichte bis zum Tode des Vaters. Ländliches Milieu einer Großgrundbesitzerfamilie, in welche eine Aristokratin als Mutter des Erzählenden eingedrungen ist. Gegensatz zwischen den einfachen, etwas rauhen, tüchtigen Großeltern und den überfeinerten, modernen, entwurzelten Eltern. Entwicklung des Knaben, hauptsächlich durch drei erotische Erlebnisse: eine wilde Jugendgespielin, eine sinnliche, gesunde und zugleich verfeinerte Kammerzofe, eine ganz junge, ideal gesehene und geschilderte Adlige. Nach dem zweiten Erlebnis, dessen schwüle Leidenschaft durch Aufenthalt in der Berglandschaft überwunden wird, bricht die malerische Begabung des Werdenden durch. Über den Schluß senkt sich die Ehetragödie der Eltern: die Mutter betrügt den vom Schlage getroffenen Vater mit dessen Freund. Nur in dieser letzten Partie erhebt sich der Roman zu mitführender Kraft der Schilderung. Das übrige ist gutes Mittelmaß, unnötig breit, mit Vorliebe für die Stimmungen des Hauses und des Landes, aber ohne tiefen seelischen Zusammenhang zwischen den Menschen und ihrer Umgebung, auch ohne starke Charakterisierungskraft. Es fehlt die Fähigkeit, durch Einzelheiten Abgründe zu beleuchten, ebenso wie die, das ländliche Leben als Spiegel des Daseins auszubreiten. Die Leidenschaften des Knaben bleiben sinnlich-oberflächlich und verkünden keine letzte Not.

„La rovina" von Angiolo Silvio **Novaro** ist in zweiter Auflage erschienen (Mailand, Treves 1922). An dieser Erzählung ist die Leidenschaft, mit der sie geschrieben ist, größer und wertvoller als diejenige, welche den Stoff dazu hergab. Es ist Tempo und Temperament darin, Klarheit und Wille zum Aufbau. Die Sprache ist einfach und vermeidet alles Gesuchte im Wort wie im Satzbau. Das Motiv ist freilich etwas abgegriffen.

„Dissonanze" von Eleonora **Grey** (Florenz, Bemporard 1921) ist ein konventioneller Frauenroman, der in der Gartenlaube oder in einem Magazin stehen könnte.

Über die folgenden Romanerscheinungen kann ich nur die Urteile der italienischen Presse wiedergeben: Ugo **Ojetti**, „Mio figlio ferroviere" (Mailand 1922), sei ein humoristischer Roman, in dessen Mittelpunkt ein Typus des bürgerlichen Italieners und dessen modern den Mantel drehender Sohn ständen. Das Milieu und das Zeitgefühl seien trefflich. Massimo **Bontempelli**, „Viaggi e scoperte" (Florenz 1922) gebe nach den früheren Satiren des Verfassers über das Leben und die Literatur nun eine Satire über seine eigenen Schriften und habe damit eine nicht mehr zu überbietende Steigerung erreicht. In **Frescura**, „Diciotto milioni di stelle" und „L'isola dei fiori" (Bologna 1921) sei die Gestalt des Helden verdienstlich, die von der Vorkriegszeit zur Nachkriegszeit, vom Schwanken zum religiösen Verzicht geführt werde. Von Ferdinando **Paolieris** „Natio borgo selvaggio" (Florenz 1922) rühmt die italienische Kritik, in ihm wehe der gesunde Atem der toskanischen Provinz aus Vorkriegszeiten, von Paolo **Monellis** „Le scarpe al sole" (Bologna 1921), diese Geschichte aus dem Kriegsleben der Alpini sei eines der besten Bücher der Nachkriegszeit. Salvatore **Gotta** erzählt in „Il primo re" (Mailand 1921) die Geschichte eines reichen Adligen, der seine Güter unter seine Bauern verteilt, um so eine neue und edlere Herrschaft als Führer zu gewinnen, der aber daran scheitert, daß er sich in seinem Liebesleben über den Glauben des Volkes hinwegsetzt. Kraft der Charakteristik und der Landschaftsschilderung werden hervorgehoben.

An Novellenbänden hat mir diesmal nur einer vorgelegen „Gioia“ von Annie Vivanti (Florenz, Bemporard 1921), über den zu berichten sich trotz des anerkennenden Urteils Carduccis nicht verlohnt.

Der Gedichtband „Il Canzionere“ 1900—1921 von Umberto Saba (Triest 1921) enthält eine sehr reiche Auswahl aus dem Gesamtschaffen des wohl auch in Italien noch wenig bekannten Dichters. Die Anordnung nach Lebensepochen gibt eine glückliche und für das Verständnis sehr wertvolle Gliederung, wenn auch ihr Historismus bei einem Lebenden ungewohnt anmutet. An äußeren biographischen Tatsachen vermittelt der Band allerdings fast nichts. Aber er läßt eine innere Entwidlung erkennen, die unmittelbar vor dem Kriege ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint. — Die Dichtungen beginnen in tönender Schwermut und in Erwartung des kommenden Geschickes, mit einfachen und klaren Bildern, in Melodie und Rhythmus an die große italienische Tradition anklingend. Ein Erlebnis tödlicher Erkrankung wandelt ihren Gang in schwer gleitende freie Rhythmen, die Melancholie nimmt die Symphonie der Welt auf; bunte Bilder südlicher Berglandschaft und heimatlichen Strandes tauchen darin auf, die beginnende Reise beruhigt dann den Einsamen, eine einfache und gütige Mädchenseele glättet den Schmerz zur Resignation. Die Sprache wird zum bewußt beherrschten Instrument, Reflexion dringt in Bild und Rhythmus ein. Die Militärzeit macht dann dem Dichter seinen Abstand vom allgemeinen Dasein fühlbar, gleichzeitig gewinnt seine Art zu sehen an Fülle und Schwere, die Verse werden von heißer Unruhe getragen und von neuer Überlegenheit gezügelt. Die Epoche der Reife kündigt sich an, indem die Fülle der Welt als etwas Wesensgleiches erlebt wird, das Dasein des Tieres als verwandt und überlegen geschaut wird, weil es dem Allgott näher steht. Endlich wird die Höhe erreicht. Der Dichter bemächtigt sich der Außenwelt und vermag sie, in der Gestalt seiner Heimatstadt Triest, objektiv zu erfassen; das leidenschaftliche Verhältnis zur Gattin bereichert die Verse mit einer Fülle von Tönen und Nuancen. Mit dem nächsten Schritt erlangt Saba dann die Darstellung der eigenen Wesenheit der Dinge, in der nur noch eine melancholische Überlegenheit als individuelles Merkmal mitschwingt. Einzelne Menschen und Orte volksvertretender Art werden Gegenstand der Konzeption. Das eigene Dasein wird als Vergangenheit objektiviert. Gleichzeitig werden die Verse strenger rhythmisch gebunden und durch den Reim zusammengehalten. Die Lebensstimmung der Melancholie wird als endgültiges Schicksal versöhnend zum aufbauenden Prinzip der Dichtung gewendet. — Von da ab scheint mir der Abstieg zu beginnen. Wenigstens vermochte ich weder den Gedichten aus der Kriegszeit — die keine Kriegsgedichte sind — noch den späteren mit derselben inneren Anteilnahme zu folgen, ich vermißte darin die Tiefe des Erlebnisses und ihre Formgewandtheit berührte mich als etwas oberflächlich. Andere mögen anders urteilen. Jedenfalls beweist aber der Band, daß sein Verfasser um sich und seine Weltauffassung gerungen hat, und daß er dem Kampfe die Form abgewann.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte und der Kunstgeschichte sind einige Bücher erschienen, welche auch deutschen Lesern erwünscht sein werden. P. Vittorio Facchinetti gab zur 700-Jahrfeier der Gründung des Franziskanerordens „Gli scritti di S. Francesco d'Assisi“ heraus (Mailand 1922) und veröffentlichte eine sorgfältige Studie „San Francesco nella storia, nella legenda, nell'arte“ (Mailand 1921), mit einer Übersicht über die einschlägige europäische Literatur und mit Abbildungen von Giotto bis zur Moderne. Domenico Giuliotti edierte „Le più belle pagine di Jacopone da Todi“ (Mailand 1922). Adolfo Venturi schreibt über „Il Botticelli interprete di Dante“ (Florenz 1922), Luigi Serra veröffentlichte eine auf gründlichen Studien beruhende, jedoch anziehende und allgemeinverständliche Monographie über „Raffaello“ (Rom 1922). In ein anderes Gebiet der Renaissance führt Basinio, „Liber Isottaeus“ in der Neuausgabe von Ferruccio Ferri. Das 18. Jahrhundert ist mit einer neuen Ausgabe von G. G. Ferrari, „Autobiografia e anedotti piacevoli“ (Palermo 1922) vertreten, dessen Verfasser ein weitläufiger und lebensheiterer Musiker gewesen ist. Von Natale Scalia liegt eine Studie „Giovanni Verga“ (Ferrara 1922) vor, welche den Einfluß Leopardis und Manzonis betont und versucht, die grundlegenden Unterschiede zwischen Vergas Kunst und dem französischen Verismus aufzuzeigen. Endlich gibt Francesco Flora in „Dal romantacismo al futurismo“ (Piacenza 1922) eine klare und leidenschaftliche Auseinandersetzung mit den Bewegungen der letzten dreißig Jahre.

An philosophischen Schriften scheinen nach den italienischen Anzeigen folgende von Bedeutung: Giovanni Semprini, „Pico della Mirandola“ (Ardi 1921), eine kongeniale Darstellung des Lebens und der Schriften dieses merkwürdigen Renaissancemenschen. P. Siliprandi, „L'illusione individualista e la crisi della società europea“ (Turin 1922) eine scharfe Kritik des Individualismus, der für den Niedergang Europas verantwortlich gemacht wird. Ugo Spirito „Il pragatismo nella filosofia contemporanea“ (Florenz 1921) eine kritische Würdigung der sterbenden Bewegung. Endlich die zweite Auflage von Nicola Turchi, „Storia delle religioni“ (Turin 1922), für Italien einzig und grundlegend.

Ludwig Gorm

Französischer Brief

La Faculté des Lettres und La Faculté de Théologie protestante der Universität Straßburg haben in den letzten Jahren in einem neugegründeten Verlag aus „Librairie Istra Strasbourg 15 rue des Juifs“ eine Reihe wissenschaftlicher Schriften herausgegeben, die äußerlich und innerlich bemerkenswert sind. Äußerlich durch eine Ausstattung die an deutsche Vorbilder erinnert, durch die Unterstützung führender Franzosen als „Membres Fondateurs und Donateurs“, unter denen Millerand und Poincaré nicht fehlen sowie durch eine bis nach England und Amerika verzweigte buchhändlerische Organisation. Für den inneren Geist dieser Schriftenreihen ist charakteristisch, daß als Heft II der Religionsstudien eine 75 Seiten umfassende Broschüre von E. Vermeil über „La philosophie religieuse d'Ernest Troeltsch“ erschienen ist. Wenn mir selbst diese Arbeit auch nicht zugänglich gemacht worden ist, so ist mir doch von demjenigen berichtet, den sie am meisten angeht, daß sie in versöhnlichem Geiste geschrieben ist und daß der Verfasser nicht nur achtungsvoll sondern bewundernd von Ernst Troeltsch spricht. Es sei nötig, schreibt E. Vermeil, der vorbildlichen Haltung von Troeltsch während des Krieges noch eine besondere Schrift zu widmen. Der würdevolle Ton und die europäische Gesinnung dieser Schrift sind charakteristisch für beide Sammlungen. In den verschiedenen Schriften werden deutsche Gelehrte und deutsche Bücher zitiert, als ob eine wissenschaftliche Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich niemals bestanden hätte. Die Geschichte der „constitution civile du clergé et la crise religieuse en Alsace“ (1790—1795) ist nach teilweise unbekannten Dokumenten mit erfreulicher Objektivität von Rodolphe Reuß dargestellt, dessen erste wissenschaftliche Arbeit noch unter Napoleonischer Herrschaft im Jahre 1868 in Straßburg erschienen ist. Gestattet sei uns nur zu lächeln, wenn französische Historiker stillschweigend voraussetzen, daß die Träger von Namen wie Schauenburg, Kintzinger, Zaepffel, Ditterich u. a., an denen französische Zungen zerbrechen, Franzosen seien. Etienne Gilson, Professor der Geschichtsphilosophie in Straßburg veröffentlichte in dieser Schriftenreihe: „Etudes de Philosophie médiévale“, unter denen die bedeutsamsten sind: „Le raisonnement par analogie chez T. Campanella“ und „La signification historique du thomisme“. Gilson sieht in Thomas von Aquino den ersten modernen Philosophen im wahrsten Sinne des Wortes, weil er der erste im Okzident gewesen sei, dessen Gedanken über Dogmen und Systeme hinausgegangen seien. Er habe die arabischen und jüdischen Spekulationen fortgesetzt, durch ihn seien wir mit dem Orient verknüpft. Er habe uns das Erbe des Orients übermittelt,

gleichzeitig aber dieses Erbe durch seinen eigenen Geist bereichert. Von ihm, nicht von Descartes an, müsse die Neuzeit gerechnet werden, wie in Frankreich August Comte schon klar erkannt habe. Das Buch enthält weiter: „L'innéisme cartésien et la théologie, Descartes, Harvey et la scolastique" und „Météores cartésiens et météores scolastiques". In derselben Sammlung veröffentlichte Louis Lavelle, Professor am „Lyceum Fustel de Coulanges" in Straßburg eine philosophische Untersuchung: „La perception visuelle de la profondeur", die eine Ergänzung zu der früheren Arbeit des Verfassers: „La dialectique du monde sensible" darstellt. Die Methode und die Prinzipien des Verfassers sind aus Bergson abgeleitet. Er versucht aber ein eigenes Weltbild zu entrollen, indem er neu zu deuten unternimmt, was der Mensch unter den Grundbegriffen Raum, Zeit und Tiefe versteht, leitet aus ihnen seine Auffassung der Dauer, der Bewegung, der Kraft, der äußeren und der inneren Sinne ab und gelangt zu einer optimistischen Weltansicht, die dem voluntaristischen Geist des heutigen Frankreichs entspricht.

Jean Epstein, von dem hier bereits mehrfach die Rede war, hat im Verlag der Sirène einen neuen Ruf in die Zeit veröffentlicht: „La lyrosophie". „C'est le massacre des syllogismes", heißt es im Prospekt des Verlegers „der Pogrom der wissenschaftlichen Philosophien". „Der Zusammenbruch der Wissenschaft ist keinesfalls gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch des Denkens; im Gegenteil, erst dann kann das menschliche Denken sich in voller Freiheit entfalten. Unter Lyrosophie versteht Epstein eine unmittelbare Vereinigung von Gefühl und Vernunft im kabbalistischen Geiste. Im Grunde genommen fordert Epstein nichts anderes als eine Entfaltung des Bergsonschen Lebensschwunges."

Als siebenter Roman der Romanreihe der „Monde nouveau" erschien ein phantastischer Roman von Raymond Clauzel „L'île des Femmes", der die Einheit der menschlichen Natur beweisen will und die alte These neu verteidigt, daß Mann und Frau dazu geschaffen sind, sich zu ergänzen. Marseilläser Abenteurer unternehmen 1788 auf einem Schoner eine Reise um die Welt und entdecken bei dieser Gelegenheit die Insel Venuzia, auf der unter der Frauenherrschaft der Mann ein Sklavendasein führt. Als die Marseilläser dort eintreffen, ist gerade die Revolution der Männer ausgebrochen, die gegen die Frauen zu Felde ziehen, um sie wieder in normale Verhältnisse zu zwingen. Mitten im Kampf bricht die Darstellung ab. In der Forderung der Männer nach einer Insel der Männlichkeit klingt das Buch aus. Der Roman gehört in die große Reihe der heute in Frankreich so beliebten Abenteurerromane, die den Leser durch ferne Länder mit tropischen Landschaften führen.

In der Librairie Larousse haben die bekannten Schriftsteller Marius Ary Leblond eine „Anthologie coloniale, morceaux choisis des écrivains français" herausgegeben, die aus mehreren Gründen interessant ist. Aus dem reich illustrierten Buch von 21 Bogen entnimmt man nicht nur, daß die Kolonialliteratur in Frankreich einen bedeutenden Umfang hat, sondern auch, daß fast alle großen Denker und Dichter des letzten Jahrhunderts sich wenigstens vorübergehend kolonialen Themen zugewandt haben. Politisch interessant ist, daß das kolonisierende Frankreich vor allem als Befreier von der Sklaverei, der Barbarei usw. stets angesehen werden wollte, wie aus Äußerungen von George Sand, Marius Ary Leblond, Pierre Mille, J. Rosny aîné u. a. hervorgeht. Cherbuliez, Delacroix, Flaubert, Fromentin, Loti, Maupassant, Rimbaud u. a. haben das Fremdartige und Malerische in dichterischer Form geschildert. Je mehr man sich der Gegenwart nähert, um so deutlicher und entschiedener tritt der Imperialismus in der französischen Kolonialliteratur in Erscheinung, für den Gallieni, Bertrand, Faidherbe, S. de Brazza u. a. auch Zola in der Fécondité Beispiele sind. Diese Anthologie zeigt die Vielseitigkeit und die literarische Qualität der französischen Kolonialliteratur.

In Pontigny, an der Grenze der Champagne und Bourgogne, hat Paul Desjardins wie bereits vor dem Kriege ein geistiges Zentrum geschaffen. In der Abtei, die eine reichhaltige Bibliothek und bequeme Arbeitsstätten enthält, treffen sich zu zwangloser Aussprache geistige Vertreter aus allen Völkern; im vergangenen Sommer z. B. Duhamel, Gide, Jaloux, Robert de Traz, Jaques Rivière, Prozzolini, Paul Hymans, Albert Thomas, Arthur Fontaine, Albert Thibaudet u. a. In „La nouvelle revue française" beklagt Albert Thibaudet die langsame Demobilisierung der Intellektuellen Frankreichs und weist auf drei erfolgreiche Bücher aus letzter Zeit hin: Pierre Lasserre, „Le romantisme français", Léon Daudet, „Le stupide XIX. siècle", L. Reynaud, „Sur l'influence allemande en France au XVIII. et XIX. siècles", die alle drei das neunzehnte Jahrhundert als eine „période d'occupation étrangère en France" bezeichnen. Quinet, Renan, Michelet, Taine u. a. werden von Reynaud, der übrigens Germanist an der Universität Clermont ist, als „teutomanes" (!) bezeichnet. — Gegen das letzte Buch von Maurice Barrès „Le Jardin sur l'Oronte" haben die katholischen Zeitungen Frankreichs Protest erhoben, La Croix hat den Roman schroff verurteilt; Barrès selbst hat sich im „Echo de Paris" verteidigt, während in der „Revue hebdomadaire" Robert Vallery Radot für ihn eintrat. In „La semaine littéraire" veröffentlichte René Gillonin ein glänzendes Charakterbild von Charles Maurras. Von Anatole France sind unter dem Titel „La vie en fleur" Jugenderinnerungen erschienen. Colette hat einen neuen Band: „La maison de Claudine" herausgegeben, der streng moralisch sein soll. Von Henry Bordeaux erschien ein neuer Roman: „Le fantôme de Michel-Ange". Von der erblindeten Marie Leneru veröffentlichte „La revue des deux mondes" eine Arbeit über Saint Just. In der „Revue de Paris" erschienen Erinnerungen von Emile Erckmann. Briefe von Paul Bourget an Octave Mirbeau gab der „Mercure de France" heraus. Über Deutschland erschienen in letzter Zeit folgende Bücher: Guy de Montjou, „Impressions d'Allemagne", Emile Lesueur, „Le martyr de Brückenkopf", Ambroise Got, „La terreur en Barrière".

In Luxemburg erscheint zur Hälfte in deutscher, zur anderen Hälfte in französischer Sprache neuerdings eine Zeitschrift: „La voix des Jeunes", die die jungen, aufstrebenden Dichter und Schriftsteller des Landes sammelt. Die Zeitschrift wagt für den bedeutendsten Schriftsteller deutscher Sprache des Landes, Norbert Jacques, der bekanntlich in seiner Heimat verachtend todgeschwiegen wird, offen und energisch einzutreten. Aus dem Inhalt der Zeitschrift seien hervorgehoben: Gedichte von Albert Hoefler, Novellen von René Engelmann, Emil Marx, C. M. Savarit, Alex Weicker sowie Rufe in die Zeit von Albert Wehrer, Paul Brimeyr u. a. Die Zeitschrift der montpellier Jugend: „L'âne d'or" tritt in neuem Gewande und verstärktem Umfang auf, hoffentlich ein Zeichen dafür, daß der Esel wirklich Gold produziert hat. Die Mitarbeiter suchen die Thesen der drei oben erwähnten Bücher von Reynaud, Lasserre und Daudet auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen und kämpfen für eine Reinigung des europäischen Geistes. Henry Calvillac, Paul Arnaud und Gabriel Lalonde sind die Wortführer in diesem Kampfe. In derselben Zeitschrift erschien eine Würdigung Arnold Schönbergs aus der Feder von Henri Sauguet; ferner Gedichte von Nicole, Parant, G. Dupeyron, Raymond Béo u. a. Prosaarbeiten von A. Harlaier, A. Vialles, Maurice Chauvet u. a. Die letzten beiden Hefte der „Images de Paris" enthalten Lyrik von Henri Dalby, André Savanier, Joseph Delhil, Robert Boudry, André Leben, Marcel Sauvage u. a., entzückende kleine Prosastücke von Elie Richard, Auszüge aus einem Roman von Renée Dunan, sowie wertvolle Schwarz-Weiß-Kunst von Le Fauconnier, Gaspard Maillol, Raymond Thiollière, Henri Boulage u. a.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Romanfigur. Eine bizarre Geschichte. Von Paul **Frank**. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 272 S. Geb. M. 1300,—.

Wenn man dieses Buch mit Recht als einen spannenden Roman bezeichnet, so darf man ihn doch ja nicht mit denen auf eine Stufe stellen, die nur dem Unterhaltungsbedürfnis zuliebe geschrieben sind. So stark der Unterhaltungsreiz des Werkes ist, so groß ist der künstlerische Eindruck. Ja man kann sogar ohne weiteres behaupten, daß der Gedanke, aus dem der Roman geboren ist, das künstlerische Problem an sich ist: Empfängnis, Entwicklung und Geburt. Die Gestalt des Helden sucht sich der Dichter unter den vielen Modellen, die ihm zur Verfügung stehen, aus, aber im Bewußtsein, nichts, gar nichts über ihn zu wissen. Sein Schicksal will er ihm selbst schaffen. In dem Gefühl, selbst als schöpferischer Geist, nur Phantasiegebilde zu gestalten und damit den Namen des Schöpfers nicht zu verdienen, will er wirklich einmal als Schöpfer auftreten. Die Figur — es ist wirklich kein Mensch, sondern nur eine Figur, die er sich für sein Experiment aussucht — soll in ein Schicksal geworfen werden, das er, der Dichter, von Anfang an bestimmt. Er will das Gefühl eines Prometheus haben, der Menschen schafft, eines Pygmalion, der eine tote Masse lebendig werden läßt. Wie dieses arme Objekt einer bizarren Künstlerlaune, ohne daß es selbst irgendwie aktiv dabei mitwirkt, nun zu allen möglichen Seligkeiten und Unseligkeiten geführt wird, wie es als Spielball eines unsichtbaren und unfaßbaren Jongleurs bald hierhin, bald dort in geschleudert, in Schuld verstrickt und aus der Bahn geworfen wird, das ist der Inhalt des Romans. Wenn aber der Leser bei dieser, wie schon aus der kurzen Skizze hervorgeht, außerordentlich spannenden Handlung durchaus nicht das Gefühl hat, einen Unterhaltungsroman zu lesen, so liegt das daran, daß der Dichter es verstanden hat, uns in die so grausam zerquälte Seele seiner Romanfigur blicken zu lassen. Wir fühlen mit diesem armen, erhöhten und erniedrigten Menschenkinde. Als Kulminationspunkt in der künstlerischen Gestaltung ist der Ausklang des Romans, die Gerichtsverhandlung, zu betrachten, in der der Schriftsteller Unna, eben jener Prometheus, eingestehen muß, daß die Schuld einzig auf ihm, dem Experimentator, lastet, ein Bekenntnis, durch das der Leser sich stärker befreit fühlt, als der unschuldig Angeklagte, der durch die Vorgänge völlig gebrochen ist. In diesem Werk steht der Dichter auch in der Sprachbehandlung auf voller Höhe; er übertrifft darin seine vorangegangenen Romane und erringt damit den Platz, den er im deutschen Schrifttum ringend erstrebt hatte.

Berlin Fritz Carsten

Die Magd. Erlebnisse eines Knaben. Von Fritz **Hahlbach**. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. 208 S.

Selten ist die Gebundenheit, Stummheit und das Unvermögen, die Sprache der Erwachsenen zu reden, so rührend und überzeugend geschildert worden wie in diesem Tagebuch einer Kinderseele. Die verwunderte Klage der Kreatur, wie sie im Auge des Tiers, im Bluten verwundeter Bäume zittert, flüstert auch durch diese Seiten. Gar nicht sentimental. Ein schüchterner, schweigsamer Bub; der Vater barsch und gerade, oft aufbrausend, die Mutter liebevoll und von vernünftiger Strenge. Und hinter diesen vertrauten Gestalten, hinter Küche, Stall, Viehzeug und Nachbarn die große unheimliche Welt, die nach einem greifen will. Eine erste Reise in die Umgegend, das Dingen einer noch kindlichen Magd, scheu, stumm und furchtsam wie er selbst. Und an diese neue Hausmagd schenkt der Knabe all seine nach Liebe umhersuchende Seele. Wortlos. Unbemerkt von dem völlig verstörten Mädchen selber, das bald darauf an einer Frühgeburt stirbt. Die Mystik einer Gitarre, deren zerspringende Saite Tod prophezeit, wohl gar fordert, spielt dem verträumten, jedem Schauer geneigten Knaben die Rolle einer teuflischen Zauberkraft, mit der er fieberhaft kämpft. Eine Krankheit erlöst und heilt ihn. Der Frühlingssturm ist vertobt, die liebe arme Magd, die ihn entfachte, ihrem eigenen, traurigen Schicksal erlegen. Die Kindheit ist in des Knaben Träumen hinweggeströmt. Das Wirklichkeitsleben darf beginnen. All diese Dinge sind keusch und reinlich gesagt; die Nebenfiguren zu Leben und mit ein paar starken Strichen zu Gedächtnis gebracht, die Landschaft redet mit hinein und macht das Kinderleben würzig.

Berlin Anselma Heine

Der Kaiser der Sahara Roman. Von Otfried v. Hanstein. Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 235 S.

Otfried von Hanstein lernte man schon aus früheren kulturhistorischen Romanen als phantasischen Erzähler von Rang schätzen. Dieser Abenteurerroman aus der Sahara, in schwungvoller Sprache fesselnd erzählt, ist durch sein Grundmotiv sicherlich noch bedeutender. Denn er verknüpft uralte, seelenbewegende Ideen mit neuzeitlichen, und doch ewigen Aspirationen, den Zusammenhang aller Kulturentwicklung darweisend. Woher König Salomo einst Schiffe voll Goldlast verfrachten ließ, da abenteuert nun ein Yankee als Kaiser und Goldjäger. Gold beherrscht sonach immer noch — leider! — als erste Vormacht die Welt, und wo es fehlt, da nützt auch das einstens so stolze Papier, das die Funken des Geistes trägt, recht wenig. Zumindest ist solches in deutschen Gauen arg in Mißkredit geraten, seit es allzu üppig — an Stelle der Druckerpresse — durch die Banknotenpresse läuft, und so mit der blühenden Phantasie der Dichter wetteifert. Bei Geisteswerken wie Hansteins „Kaiser der Sahara" indessen stellt es noch bare, vollgoldwertige Münze dar.

Wien Martin Brussot

Der Marienkantor. Roman von Johannes John. Hamburg 1922, Quickborn-Verlag. 272 S.

Der Verfasser rollt die Zeit auf, als der schwedische Feldmarschall Stenbock während des großen nordischen Krieges Mecklenburg und Holstein heimsuchte, die Stadt Altona niederbrannte und Flensburg bedrohte. Es ist ein geschichtlicher Roman und gibt als solcher, trotz des an mancher Seite stark hervortretenden Überwucherns des Tatsachenmaterials, ein gutes, anschauliches Bild der Zeit. Der Verfasser sucht dieses Überwuchern etwas zu mildern, indem er das historische Material von seinen Personen zusammentragen und erzählen läßt, doch geschieht dies naturgemäß auf Kosten der Wahrscheinlichkeit seiner im übrigen gut geschauten und charakterisierten Gestalten, die sich zu einem großen Teil um die Hauptfigur, den Marienkantor, einen Freund Johann Sebastian Bachs, scharen. Und dieser Marienkantor ist ein mit großer Liebe gestalteter Mensch, ebenso die beiden Mädchen, zwischen denen sein Musikantenherz hin und herpendelt. In gleichem Maße ist das Bürgertum aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts gut gezeichnet; man spürt die eingehenden Orts- und Zeitstudien und das Geschick des Verfassers, gerade diese Zeit mit ihren Freuden und Nöten lebendig zu machen, so daß man sich letzen Endes über das Buch nur freuen kann.

Kiel Wilhelm Lobsien

Die Vision vom Alten und vom Neuen. Von Paris Gütersloh. Hellerau 1921, Jakob Hegner. 92 S.

Innozenz oder Sinn und Fluch der Unschuld. Von Paris Gütersloh. Hellerau 1922, Jakob Hegner. 192 S.

Auf sehr weichem Papier und schöner Druckausführung zwei Geschichten, die da sein müssen oder auch nicht. Man ist verlegen ob der Mischung von Realität und traumhaftem Zustand, wobei die Übergänge mit edler Sorgfältigkeit und gezügeltem Temperament behandelt werden. Die Sprache ist die eines klugen und vom Morgenritt her erfrischten Erzählers, der innere Nöte und seelische Bedrängnis mit Gepflegtheit und auf leuchtendem Hintergrund zu

Schau trägt. Die Sündhaftigkeit der Kreatur, das dem Menschen innewohnende Geschlecht, ob alt oder neu, ob aus Unschuld immer zeugend und unwissend, die Verwandlung in Unsterbliches, in Schönheit, ein Thema voll Gerank und Ausdeutung ist gespiegelt in den beiden Büchern. Man fragt sich: was bleibt zurück? Während einiger Stunden fühlte man sehr weiches Papier in Händen und die Blicke gingen über schöne Linien.

Berlin — Guido K. Brand

Der Weg zur Einsamkeit. Roman. Von Hermann Lint. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag. 414 S.

Wenn sehr ausführlich über eine Ehe gesprochen wird, so ist das längst noch kein Roman. Dazu gehören zuvörderst Gestalten und nicht Redereien über Figuren und ihren äußeren Weg — noch dazu so oberflächlicher Art, daß die Menschen konstruierter, harmloser erscheinen als sie vielleicht sind. Ja, und dann gehören wohl auch Probleme und eine Auseinandersetzung mit ihnen dazu. Aber der Ausruf genügt kaum: Sieh' da, welch' ein Konflikt! Genügt ebensowenig wie die (mehrfache) rührende Beteuerung: „Diese Ehe ist sicherlich eine der merkwürdigsten, die gelebt werden." (Nur daß sie eben nicht gelebt wird, hätte billig hinzugesetzt werden müssen.) Dann wird natürlich auch versucht, die erlebende Sache zum Zeitroman auszuwerten, es wird allerlei über Volksmentalität und Kunst orakelt, wofür der Verfasser wegen des Schlusses seines Buches besonders kompetent erscheint, der in seiner Tragik und Phraseologie von einer herzerquickenden Naivität ist. Als Motto dieser Häufung von Schwatz und Papier hätte gut ein Zitat dienen können: „Laß uns das alles in Ruhe besprechen!" (S. 261.) Sehr wohl! Aber warum muß das gedruckt werden, was Herr Hermann Lint in Ruhe bespricht?

Leipzig — Hans Georg Schick

Der tolle Assessor. Roman. Von Karl Ruhkopf. Hamburg 1921, Richard Hermes. 400 S.

Ein Unterhaltungsroman, wie er oft auf den Büchermarkt geworfen wird, nicht gerade schlecht, aber doch ohne Tiefe und dichterische Qualitäten, glatt geschrieben, aber ohne besondere Note, in der Darstellung des Milieus überzeugender als in der Ausmalung der Charaktere, — alles in allem ein Buch, dessen Erscheinen keine Tat bedeutet, und das, nachdem es anspruchslosen Lesern, namentlich aus der Frauenwelt, eine aus Rührung und Begeisterung gemischte Freude bereitet hat, schnell in Vergessenheit geraten wird.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Fata Morgana. Roman. Von Karl Brandler-Pracht. Berlin-Pankow, Linser-Verlag. 204 S.

Eine männliche Courths-Mahler hat diesen Roman mit dem gleichen Schmalz und Salz zusammengekocht, mit dem diese „deutsche Literaturköchin" ihre in der deutschen „Lesewelt" so überaus beliebten Romanpuddinge zustande bringt. Wahrlich: die verrücktesten Bekenntnisse eines dichtenden Dadaisten sind mir noch lieber als dieses Zeug ohne Saft und Kraft mit seiner Stubenmädchensentimentalität und Kellnererotik. Man lernt die schönen Liederworte wie Frühling, Liebe, Weihnachtszeit hassen, weil sie in einem solchen Machwerk vorkommen, und möchte mit einem des Lesens unkundigen Menschen tauschen, um nicht wieder an eine solche zwecklose Lektüre seine Zeit verschwenden zu müssen.

Kitzbühel — Alfons Petzold

Der Rebell. Novelle. Von Manfred Georg. München 1921, Roland-Verlag. Dr. Albert Mundt. 39 S.

Daß dieses Buch im Jahre 1917 geschrieben ist, brauchte das Titelblatt nicht zu sagen. Es ist das typische jüngstdeutsche Kriegsbuch, ein Krampf von Ekel, Lebensgier und Haß, ein gellender Aufschrei nach Wert, ein hysterisches Sinken ins Leere. Schreckhaft, wie sehr Bekenntnisse dieser Art historisch geworden sind, wie selbst, wer die Weltstimmung von damals mitgelebt hat, sie heute sich erst rekonstruieren muß. Was Manfred Georg anlangt, so wird abzuwarten sein, ob nur das Augenblickserlebnis seine Gemütskraft zu dichterischem Ausdruck aufgetrieben hat, oder ob er wirklich ein Dichter ist. Er instrumentiert den Betrieb in einem Bankbureau: „Einmal, erinnerte sich Robert, war ein Postbote auf der Schwelle stehen geblieben. Da war das Weinen eines Kindes, dünn und spitzig, hereingeflattert, hatte sich in die vernickelten Deckenbirnen gehängt und war dann in trostlosem Trillern über die erstaunten Beamten gestürzt. Alles hatte gelauscht. Sogar die Schreibmaschinendamen hatten hilflos schon zum Drucke gebogene Finger entspannt. Dann war's vorbei." Ich meine, daß dies ein Dichter geschrieben hat, dem nur bisweilen der expressionistische Literat über die Schulter sieht. Dann freilich begibt sich folgendes: „Glaubst, daß ein Wort von mir ehrlich, nicht im Atem, fremden zu schlucken gewohnt, verseucht, seelischen Aufbruch, klar von Verdrehung des Geistes bis zu den Lippen entrönne?"

Wien — Herbert Joh. Holz

Die versunkene Welt. Ein Skizzenbuch. Von Erwin Rieger. Leipzig-Wien 1922, Carl Konegen. 130 S.

Im Gegensatze zu dem kürzlich erschienenen Buche Kurt Martens' wäre das vorliegende als „schonungsvolle Lebenschronik" zu bezeichnen. Es umfaßt dreizehn, größtenteils autobiographische Skizzen, die irgendein kleines Menschenschicksal ohne jeden Stimmungsaufwand und eigentlich pointenlos wiedergeben, wie es dem Dichter erschienen ist. Indem er so jede Figur aus dem Kasten nimmt und gerührt betrachtet, versteht er es, diese Rührung unmerklich und wie absichtslos auf den Leser zu übertragen. Leise, vornehme Sentimentalität ist das Bindende aller Stücke, damit das Wesen des Buches, dem niemand große Stärke und Spannkraft wird nachrühmen können, das man aber dennoch nicht ohne einige Ergriffenheit aus der Hand legt.

Wien — Herbert Joh. Holz

Literaturwissenschaftliches

G. G. Gervinus. Ein Kapitel über Literaturgeschichte von Max Rychner. Bern, Verlag Seldwyla. IX u. 136 S.

Johannes Dörfel hat 1905 in einer kleinen in Lamprechts „Geschichtlichen Untersuchungen" erschienenen Schrift außerordentlich klar die Prinzipien des historischen Denkens bei Gervinus aufgezeigt. Worauf es nun ankam, das war: zu fragen, ob die Ergebnisse, die er aus dem Faktischen, dem Gemachten, dem Werk des Gervinus herausdestilliert hatte, auch als Gewachsenes und Gewordenes, als wesensnotwendige Äußerung eines schöpferischen Geistes zu gelten haben, ob die Quintessenz dieses Werkes zugleich auch ein Attribut dieses Lebens war, und warum sie es war. Diese Aufgabe ist von Rychner richtig erkannt, aber unzulänglich gelöst. Denn sie ließ sich bei einem so problematischen Geiste wie Gervinus völlig nur von der Psychologie her lösen.

„Eigentlich ist es ja erstaunlich," heißt es bei Rychner, „daß die geistig imposanteste Geschichte der deutschen Literatur von Georg Gottfried Gervinus geschrieben wurde." Und damit ist in der Tat das Problematische an Gervinus berührt. Aber nur berührt und gestreift und ferner nicht in Erwägung gezogen, während man doch gerade hier hätte zupacken und zeigen müssen, daß, was diesen ganz unästhetischen Menschen trieb, sich mit ästhetischen Dingen zu befassen und sie rein moralisch zu bewerten, oder, um in Gervinus' eigenen Ausdrücken zu reden, den „Epikureern" gegenüber eine „stoische" Haltung einzunehmen, daß dies letzten Endes, um es kraß zu sagen, die Rache des in aestheticis Gescheiterten an den ästhetischen Dingen war. Aus der Not seiner amusischen Sinnesart machte Gervinus eine moralische Tugend, die postulierte, das „epikureische" Dichtertum müsse „abgestellt werden wie ein Wasserhahn" — wie Rychner drastisch sagt —, und die jenes verhängnisvolle Wort von der „Epigonenliteratur" in Umlauf setzte, das die Schaffenden so sehr nicht verstimmen und lähmen konnte, wie es doch gläubig Genießende zu blasierten Kritikern ohne Befähigung machte. Hier liegt Gervinus' Schuld, derentwegen Nietzsche ihn auf die „Armesünderbank" setzt, und derentwegen selbst

Rychner vor den drastischsten Vergleichen nicht zurückschreckt. Aber wo Schuld und Schwäche aufhören und Verdienst und Größe anfangen, das sieht Rychner nicht klar; und darum sind die Konturen, mit denen er die Gestalt zu umreißen sucht, unrein und verschwimmend, weil er es verschmähte, als Psycholog das Allzumenschliche auszuscheiden, eh' er das Ewige an diesem Menschen, das Gesetz seines Wesens, darstellte.

Das entwickelte sich an der vorhandenen und lebendig gefühlten Not des Vaterlandes notwendig; schicksalsgezeugt war es schicksalzeugend und epochemachend. Das Erlebnis Italiens aber und Machiavells lösten diese Entwicklung aus. Dafür ist am bezeichnendsten der von Oncken 1913 veröffentlichte Brief aus Florenz vom 22. Juli 1832 an Karl Nell, den Rychner in seinem sonst so zitatenreichen Buch hätte zitieren müssen, wo es nach einer Darstellung der trostlosen politischen Lage in Deutschland heißt: „Darum reift bei mir immer mehr der Plan, alles andere liegen zu lassen und auf ein Werk zu denken, was erfahrungsmäßig die Lage in Deutschland aufhellt und zugleich durch Gründlichkeit die Gründlichen überzeugen, wie durch populären Vortrag die größere Masse bestechen könnte." Die Lage Deutschlands aufhellen, wie Machiavell, dem er nach seinem eigenen Worte erst das „Nachdenken über die Gesetze der geschichtlichen Welt" verdankte, die Lage von Florenz aufgehellt hatte, darin sah Gervinus seine Aufgabe: eine Aufgabe, groß als Vorsatz und groß in ihrer Vollendung. Diese Größe und die historische Bedeutung des Gervinus, die nur in ihrer Fortwirkung weiter hätte verfolgt werden müssen, würdigt Rychner mit den treffendsten Worten, und wenn er sich dabei zuweilen wiederholt, so war das wohl bei der ganz musikalischen Art, mit der das Thema behandelt worden ist, unvermeidlich. Jedenfalls fühlt man sich niemals gelangweilt, da die von einer hohen Sprachkultur zeugende, anschauungssatte Diktion das ästhetische Wohlgefallen auch dort noch rege erhält, wo das wissenschaftliche Interesse schon befriedigt ist. — Die gute typographische Ausstattung des Buches verdient erwähnt zu werden.

Köln — Walter Heinsius

Zu den Nibelungen. Beiträge und Materialien. Von Max Ortner und Theodor Abeling. Leipzig 1920, Baß & Co. 240 S.

Die von Wilhelm Uhl herausgegebene Sammlung „Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie", der das vorliegende Buch als 17. Heft angehört, enthält bereits zwei Nibelungenschriften von Abeling: „Das Nibelungenlied und seine Literatur" und ein „Supplement" dazu (Bd. 7 und 7 II, 1907 und 1909). Das gegenwärtige ist eine umfangreiche Ergänzung zu jenen. Von Ortner stammt nur der erste Aufsatz. Der Verfasser glaubt in zum Teil recht heftig ausgesprochenem Gegensatz zur landläufigen Forschung und im Anschluß an die alte, längst als überwunden geltende Vermutung Franz Pfeiffers den Dichter des Nibelungenliedes ermittelt zu haben. Es ist nach seiner Meinung niemand anders als der „Kürnberger" der Liederhandschrift und zugleich der gemeinhin als sagenhaft geltende „Heinrich von Ofterdingen". Beide sollen dieselbe Person sein, und zwar der urkundlich nachgewiesene Ministeriale Herzog Leopolds VI. von Österreich, der Ritter Heinrich von Traun, der in unmittelbarer Nähe des „Kirnberger Waldes" und des Dorfes Osterring bei Linz ansässig war und mehrfach beglaubigt ist.

Abeling selbst bietet eine ganze Reihe von Untersuchungen dar. Zuerst gibt er eine „Vorgeschichte der deutschen Heldensage", die ganz und gar seinem schon in den früheren Schriften verfochtenen geschichtlichen, von der Forschung meist abgelehnten Standpunkt entspricht. Eine Anzahl kleinerer Abhandlungen beschäftigt sich mit verschiedenen einzelnen Handschriften des Liedes (mit K, O, U, Y, L, S und W). Sehr dankenswert ist eine tabellarische Übersicht über den Strophenbestand der Texte A, B, C und J nach der Ausgabe von Bartsch; sie ist ein gewisser, wenn auch recht unvollkommener Ersatz für die noch immer fehlende kritische Ausgabe des Liedes. Ebenso wertvoll ist die Abhandlung über den „Stammbaum der Nibelungenhandschriften"; sie gibt eine geschichtliche Übersicht über das Problem, setzt sich besonders mit der letzten Aufstellung von Braune (1900) eingehend auseinander und greift deren schwache Seiten scharf an. Schließlich druckt Abeling noch die „Klage" genau nach der Handschrift H ab und vervollständigt noch seine früheren bibliographischen Zusammenstellungen. Gute Bildbeigaben sind die Lichtdrucktafeln von dem Bruchstück Z und dem Delmer Bruchstück K.

Wenn auch die eigenen Anschauungen Abelings und vor allem Ortners diesmal wie früher bei den engeren Fachgenossen meist auf Widerspruch stoßen werden, so kommt dem Buch doch wegen der dargebotenen rein sachlichen „Materialien" ein nicht unbeträchtlicher Wert zu.

Breslau — H. Jantzen

Volksmärchen und Volksmärchenerzähler. Von Franz Heyden. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. 86 S.

Dieses Buch bildet einen Band der von Wilhelm Stapel herausgegebenen Reihe „Unser Volkstum, eine Sammlung von Schriften zum Verständnis deutscher Volkheit" und enthält einige recht gute Beiträge zur Erkenntnis der literarischen Gestaltung des deutschen Volksmärchens. Der erste würdigt zwei Märchenerzähler vor den Brüdern Grimm, den Freund Goethes, Jung-Stilling, der schon 1779 in seiner Lebensgeschichte „Heinrich Stillings Jugend" die feine „Historie von Jorinde und Joringel" wunderbar stimmungsvoll in stark romantischem Stil erzählt hatte. Der andere ist der hamburger Maler Philipp Otto Runge, der im Jahre 1806 die beiden wohlbekannten Märchen „Von den Fischer und syner Fru" und „Von den Machandelbom" in seiner heimischen vorpommerschen Mundart niederschrieb. Beide haben diese Märchen nicht unmittelbar so, wie sie im Volksmund lebten, aufgezeichnet, sondern sie haben sie bearbeitet, aber mit so großer, echt volkstümlicher Kunst, daß die Grimms beide, insbesondere Runge, als Meister in dieser Hinsicht bezeichneten. „Wilhelm Grimm als Märchenerzähler" ist der Titel der zweiten Untersuchung. Sie zeigt an einer Reihe sehr geschickt gewählter Beispiele, wie Wilhelm seine und seines Bruders Märchensammlung mit größter Liebe und Sorgfalt von einer Auflage zur anderen begleitete und immer wieder kleine Verbesserungen vornahm, die sich fast ausnahmslos als treffliche Verbesserungen erwiesen. Auch er und sein Bruder haben die Märchen nicht in streng volksmäßiger Form wiedergegeben, sondern sie haben ebenfalls überwiegend mit ihren eigenen Worten erzählt. Im dritten Abschnitt über Heyden wird eine außerordentlich scharfe, aber durchweg zutreffende Kritik an den Märchenbüchern Bechsteins geübt, dessen Fassungen stark von den Grimms abhängig sind, aber durchweg Verschlechterungen und Zerstörungen des poetischen Wertes bedeuten. — Der vierte Aufsatz rühmt mit Recht die vortreffliche Sammlung plattdeutscher Märchen von Wilhelm Wisser, die vor kurzem bei Diederichs in Jena erschien, und kennzeichnet in anregenden Darlegungen ihre besondere Eigenart, ihre Reichhaltigkeit und ihre große allgemeine Bedeutung für die Heimat- und Volkskunde.

Breslau — H. Jantzen

Die Geschichte von Frithjof dem Kühnen. Aus dem Altisländischen übertragen von Gustaf Wenz. Jena 1922, E. Diederichs. 63 S.

Die berühmte Liebesgeschichte von Frithjof dem Kühnen und seiner schönen Ingeborg gehört in der prachtvollen romantischen Nachdichtung des Schweden Esaias Tegnér der Weltliteratur an; sie ist in viele Sprachen übersetzt und etwa fünfundzwanzigmal ins Deutsche übertragen worden. Die jüngste dieser Übersetzungen, von K. Esmarch, konnte ich im L. E. XVI, 1082, anzeigen.

Die Quelle, aus der Tegnér geschöpft hat, die altnordische Frithjofsaga, ist dagegen viel weniger bekannt, obwohl auch von ihr sieben deutsche Übersetzungen vorhanden

nd. Aber diese sind niemals in weitere Kreise gedrungen, nmal, weil sie nicht eben geschickt sind, vor allem aber, eil die Saga völlig der schimmernden Romantik entbehrt, it der der Nachdichter den Stoff umwoben hat. Sie hat der trotzdem ihren eigenen, nicht unbeträchtlichen Wert, eil sie ein gutes und bis auf die Fabelgeschichten vom Baldertempel treues Bild altnordischen Kulturlebens aus em Alltage, in Sitte und Brauch, Denken und Fühlen, Freundschaft und Hader entwirft. Sie ist am Ende des 3. Jahrhunderts auf Island entstanden und in einer knappen, schlichten, einfachen, älteren und einer schon etwas romanisch beeinflußten jüngeren Fassung erhalten.

Dem Herausgeber der vorliegenden Übersetzung, der im Jahre 1914 schon die erste kritische Ausgabe des Urtextes veranstaltet und sich damit als einen tüchtigen Kenner der Sagaliteratur erwiesen hatte, ist es gelungen, Ton und Art der alten Dichtung ausgezeichnet wiederzugeben. Es wäre zu wünschen, daß sein Büchlein, das in außerordentlich geschmackvollem Gewande erschienen ist, viele Freunde fände; es stellt sich ebenbürtig den trefflichen Übertragungen der an dieser Stelle schon mehrfach besprochenen Sammlung „Thule“ zur Seite und gewinnt noch dadurch an Wert, daß der Verfasser als Anhang eine Reihe sehr nützlicher Erläuterungen über die literarische Bedeutung der Saga und ihren kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Gehalt in knapper, aber sehr ansprechender Form beigegeben hat.

Breslau H. Jantzen

Westfälische Volkskunde. Von Paul Sartori. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. XI und 209 S.

Die Sammlung „Deutsche Stämme, deutsche Lande“, der das vorliegende schöne Buch angehört, ist ein ausgezeichnetes und wissenschaftlich bedeutendes Unternehmen. Sie unterstützt auch sachlich aufs beste alle die Bestrebungen, die zu einer tieferen und umfassenderen Erkenntnis unseres eigenen Volkstums anregen und hinführen wollen. Gerade auf dem Gebiete der Volkskunde ist da noch viel zu tun, und neben den schon vorhandenen Gesamtdarstellungen ist eine solche Bandreihe, wie sie hier unter der Leitung Friedrich v. d. Leyens im Erscheinen begriffen ist, aufs wärmste zu begrüßen.

Der Bearbeiter der Volkskunde Westfalens ist in einer besonders glücklichen Lage. Diese Landschaft ist eine der eigenartigsten in unserem Vaterlande; sie hat vielfach zäher als andere an alten Sitten, Bräuchen und Vorstellungen festgehalten und bietet so eine ungewöhnlich große Fülle wertvollen und anregenden Stoffes; diese Fülle hat freilich auch ihre Schwierigkeiten, da heutzutage ein solches Buch, wenn es einen erschwinglichen Preis behalten soll, nicht allzusehr in die Breite gehen darf. Paul Sartori hat da mit großem Glück und mit geschickter Hand die rechte Mitte getroffen. Er hat mit kluger Umsicht und rühmlichem Fleiß aus der Masse des Quellenstoffes, wie er in früheren Veröffentlichungen, in örtlichen Zeitschriften, Vereinsblättern und handschriftlichen Aufzeichnungen vorliegt, eine äußerst wertvolle Auswahl getroffen. In scharfen Strichen kennzeichnet er erst Land und Volk der jetzigen Provinz, schildert dann die Siedlungsverhältnisse, Hof- und Hausanlagen, beschreibt die eigenartigen Trachten und verweilt dann ausführlich bei der Sprache und Dichtung, die schon vor hundert Jahren den Brüdern Grimm eine Anzahl der schönsten plattdeutschen Märchen für ihre Sammlung geliefert hatte. Auch Glaube und Beiglaube, wie man dort für Aberglaube sagt, wird liebevoll und eingehend behandelt. Am meisten Raum aber beansprucht die Darstellung der Sitten und Bräuche, die uns durch das ganze Leben des Menschen hindurch führen, die Kindheit und Jugend, Hochzeit und Tod sinnig oder derb umgeben, die tägliche Arbeit in den verschiedensten Formen begleiten und in den Festzeiten des Jahres ihren Höhepunkt finden.

Einheimische und Landfremde haben in dem Buch einen trefflichen Führer, der das Verständnis des nicht immer leicht erfaßbaren Landes- und Volkscharakters erleichtert, und auch der gelehrte Freund der Volkskunde kommt gut auf seine Rechnung, da eine erstaunliche Menge von Einzelheiten verzeichnet und in den zahlreichen und sehr sorgfältigen Anmerkungen, die auch viele Literaturangaben bieten, belegt ist. Eine Reihe sehr gut gelungener Abbildungen auf 16 Tafeln — hauptsächlich zur Siedlungs- und Trachtenkunde erhöht noch den Wert des ausgezeichneten Buches.

Breslau H. Jantzen

Von Ost nach West. Selbstbiographie von Herman Löns. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. 32 S.

Die seinerzeit im „Eckart“ veröffentlichte Selbstbiographie Löns' ist jetzt in die Form eines dünnen Büchelchens gebracht. Klar tritt schon in der Andeutung seines Jugendgesichtes zutage, wie ausgesprochen die Tendenz zum Natur„freund“ (in des Wortes Ursinn) in dem späteren großen Naturschilderer steckte.

Frankenthal (Pfalz) Karl Huber

Die hohe Handlung. Eine Technik der dramatischen Dichtung auf organischer Grundlage. Von Rudolf Zöllner a. d. Brucken. Leipzig, Xenien-Verlag. 372 S.

Horcht auf, deutsche Dramatiker! Euer und unser Messias ist gekommen. Er weist euch den Weg, auf dem ihr das Drama der Ewigkeit finden müßt. Lest den lapidaren Satz des Geleitwortes und stürzt euch auf dieses Heilsbuch: „Eine Anleitung, ... den Zufall, die Schicksalsidee, die rein lyrischen und epischen Durchsetzungen aus der dramatischen Dichtung zu verbannen, d. h. sie vom bloßen Theaterstück, vom Lesedrama zur Handlung und durch die leitende Idee zur hohen Handlung zu erheben.“ Und nun entscheidet, welchen Ehrensold ihr diesem Autor, von dessen Existenz ihr sträflicherweise nichts zu wissen scheint, verleihen wollt, um ihn aus einem Brotberuf zu erlösen, „der die Kräfte anderer absorbiert“.

Es läge kein Grund vor, von diesem marktschreierischen Werk im „Lit. Echo“ Notiz zu nehmen, wenn die Ankündigung nicht gleichzeitig eine Warnung bedeuten sollte. Ein paar richtige Gedanken, deren Originalität auch keine strenge Nachprüfung verträgt, werden in einen Wust von Phrasen eingewickelt, daß einem himmelangst werden kann. Die abgebrauchte Frage: wie kann heute noch ein Verlag bestehen, der solche Bücher druckt?, drängt sich notwendigerweise auf. Dem Eingeweihten gibt freilich der Name des Verlegers Aufklärung. Sein Geschäftsverfahren ist ja oft genug festgenagelt worden.

Halle a. S. Edgar Groß

Verschiedenes

Das große Opernbuch. Von Alexander Eisenmann. Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. VIII u. 418 S.

Das Buch will dem Opernfreund ein Führer sein, vornehmlich mit der Absicht, das Verständnis der oft verwickelten Operngeschehnisse zu erleichtern. Der Verfasser behandelt also mehr das Textbuch als die Musik, die nur im Anhang zu den Inhaltsangaben berührt wird. Eine Einleitung von 8 Seiten deutet die Umrisse der Geschichte der Oper an, biographische Bemerkungen (S. 389—412) gewähren ein flüchtiges Lebensbild der wichtigsten Tonsetzer. Schwierig war die Auswahl der 125 aufgenommenen Opern, „nicht der innere Wert einer Oper allein konnte maßgebend für die Hereinnahme sein, sondern vor allem mußte die Frage nach ihrer einigermaßen sicheren Zugehörigkeit in den Spielplan der deutschen Bühnen den Ausschlag geben“. Vollständigkeit ist unmöglich, die Auslese immer einseitig. Man sucht im Opernbuch vergeblich manche Werke, die man ungern vermißt, und wird auf der andern Seite durch Aufnahme von weniger bekannten Werken entschädigt. Eine alle Wünsche befriedigende, vom nützlichen und geschichtlichen Standpunkt aus unanfechtbare Auswahl ist kaum denkbar. Eisenmann bewegt sich auf dem Mittelweg und wird für den Durchschnitt der Theaterbesucher ausreichen. Seine Inhaltsangaben sind im allgemeinen

zuverlässig und zuweilen geschickt (z. B. bei „Hoffmanns Erzählungen"). Sie beschränken sich auf Wiedergabe der äußeren Handlung, ohne Vertiefung in die Leitidee (z. B. beim Tristan). Es ist schwer, allen Anforderungen gerecht zu werden, die wenigen wirklichen Operndichtungen von der Fabrikware der Texte zu unterscheiden. Gerade hier lag aber meines Erachtens eine dankbare Aufgabe vor, die sich Eisenmann entgehen ließ. Manches ist flüchtig gearbeitet, so fehlt z. B. beim Tannhäuser die Erwähnung der alten und neuen Fassung; aus der letzteren sind die drei Grazien unvermittelt übernommen. Im Nachwort zur Inhaltserzählung sollte wenigstens gesagt werden, daß im Tannhäuser zwei mittelalterliche Gestalten, Tannhäuser und Heinrich von Ofterdingen, und zwei Stoffe, der Venusberg und der Sängerkrieg miteinander verschmolzen. Wenn auch das Hauptgewicht auf den Text gelegt wurde, so konnte doch in einem Opernbuch die Musik etwas gründlicher und anschaulicher besprochen werden. Der Theaterbesucher muß auch in die Form des Kunstwerkes eingeführt werden, was mit einigen sachkundigen Winken selbst ohne Notenbehelfe möglich ist. Manchmal zeigen sich Ansätze zu solcher Behandlung, die aber nicht gleichmäßig überall durchgeführt ist. Die biographischen Bemerkungen über Wagner entbehren des klar gegliederten, übersichtlichen Aufbaus und enthalten Flüchtigkeiten: Februaraufstand statt Maiaufstand in Dresden. Die Aufgabe des züricher Asyls (1858) wird unvermittelt nach der pariser Tannhäuseraufführung (1861) erwähnt. „Der Tod Wagners erfolgte am Herzschlag in Venedig" ist eine üble Stilblüte.

Ein brauchbarer Opernführer wird jedem Theaterfreund, der sich nicht selbständig und eingehend mit den Tondichtungen beschäftigen kann, willkommen sein. Verfasser und Verlag haben nach Kräften sich bemüht, ein solches Buch auf den Markt zu bringen. In einer künftigen Neuauflage sollten neben einer gründlichen Erneuerung der Inhaltsangaben und musikalischen Winke von einem etwas höheren und wissenschaftlicheren Standpunkt aus auch kurze literarische Hinweise, die den Benutzer zu weiterer, vertiefter, eigener Forschung aufmuntern, aufgenommen werden.

Rostock W. Golther

Die Symphonie des Krieges. Von Hans Zurlinden. Zürich 1919, Rascher & Cie. 168 S.

Ein Schweizer beginnt am 22. Mai 1914 ein Tagebuch mit dem ersten Satz: „Für was bin ich eigentlich auf der Welt?" Dabei ist er zweiundzwanzigjährig. Er monologisiert über sich, Beruf, Stimmung und Sein. Kommt der Krieg. Erlebnis als Grenzoffizier, sieht irgendwo die deutsch-französische Front. Studiert in Deutschland. Versuch, dies erschütterte aller Länder kennenzulernen: Reventlow, Siegmund Schulze, Reinhardt-Aufführung, Wannsee: In seiner Pension trinkt er Ersatztee. Zurückgekehrt in die Schweiz erfaßt ihn „Neuorientierung". Die ist ihm am 27. Juli 1917: „Friedfertig ist der neue Mensch"; der neuen Menschheit Endziel: Jesus. Am Pfingstsonntag 1918 findet er „die Welt voller Aufgaben und Postulate" und damit die Antwort auf seine erste Frage. Der wundervolle Titel, die innere Dreiteilung: Taumel, Verzweiflung, Aufschwung ist nichts als Erfindung und Irreführung des Harmlosen. Als Kritiker nagele ich es fest. Denn durch das Buch, das in Stil, Form, Ideen an eine Ausgabe zweiter Hand erinnert, gab er keine Antwort auf die Frage, die er an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage stellte. Die konnte er sich in einer stillen Grenzunterkunft stellen und beantworten, wo es vielleicht höchst langweilig war, aber sie uns vorzulegen, die wir Furchtbares während vier Jahren ertragen, ist Anmaßung, und wenn er uns nicht mehr zu sagen hat — nach dem Vorliegenden hat es nicht den Anschein als ob er es könnte — verzichten wir auf alles Weitere. Wir brauchen keinen sechsten Aufguß, nachdem wir jahrelang Extrakt kosteten. Es ist zweifellos ein Mißgriff des sonst so guten Verlages.

Berlin Guido K. Brand

Deutsche Sprechkunst im Ring der Heimatbildung. Von Gusti Beidl-Hackel. Reichenberg 1921, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 92 S. Kr. 9,50 (11—).

Es kann für gutes Sprechen nicht genug getan werden, und es wird schon viel getan, freilich immer noch herzlich wenig. Anfangen muß man bei jenen, denen die Jugend, und zwar die jüngste Jugend anvertraut ist. Ich weiß, wieviel Mühe ein Lehrer vom Range Ferdinand Gregoris sich mit jungen und angehenden Schulmeistern gibt. Alle Versuche, das richtige Sprechen zu fördern, sind willkommen, und wenn jemand, wie die Vertreterin für Vortragskunst in Prag, an so bedrohtem Posten des Deutschtums steht, dann begrüßt man ihr Bestreben, die Dinge auch in die Heimatkunst einzubeziehen. Sie nützt meisterlich Vorarbeiten wie die Bücher von Geißler, Straup, Krummbach-Balzer u. a. Manche praktischen Winke kann sie geben, fehlerhafte Bildungen hervorheben, sinngemäße Übungsbeispiele zusammenstellen, also Hinweise und Andeutungen geben. Aber sie selbst weiß, daß alles Lehren mit dem Buch Stückarbeit ist, und schließlich nur von Mund zu Ohr wirklich das richtige Sprechen vermittelt, beobachtet werden kann.

Berlin-Steglitz Hans Knudsen

Meine Streiche beim Theater. Aus meinen Erinnerungen. Von Richard Alexander. Berlin 1922, August Scherl. G. m. b. H. 156 S.

An den Namen Richard Alexander knüpft sich die glorreiche Zeit des Residenztheaters, die Zeit der französischen Schwänke mit dem gewagten Einschlag (sie kehrt immer wieder; nur genügt heute nicht mehr Alexanders Unterhose); und das war nicht eben eine Zeit literarischer Hochkunst. So wird man denn, von Wien abgesehen, große künstlerische Dinge in des Siebzigers Lebensrückblick vergebens suchen. Aber man hört sich seine Plaudereien dennoch gern an; er war doch wer, und an Erfolgen hat's ihm nicht gefehlt. Ehe er jedoch Alexander der Große wurde, hat er in Potsdam, Stettin, Posen, Nürnberg, Bamberg, Fürth, Erlangen, München, Wien tüchtig lernen müssen und Freud und Leid des werdenden Künstlers durchgemacht. Der große Komiker hat gar nicht so viel „Streiche" hinter sich, schreibt manchmal sogar recht nüchtern. Immer aber schreibt er ohne Eitelkeit, und selbst da, wo er von den gewiß nicht berauschenden Gastspielen vor Kaiser und Kronprinz erzählt, spricht nicht die Selbstgefälligkeit, sondern die naive Freude am Einblick in das Hofleben. Der anständige Ton eines strebenden, gütigen, treuen und dankbaren Menschen klingt jedenfalls aus dem schlichten, wenn auch nicht bedeutenden Buch entgegen.

Berlin-Steglitz Hans Knudsen

Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1922. Jena, Eugen Diederichs. 162 S. M. 50,—.

Das Wesen unserer nordischen Nachbarn ist uns in vieler Hinsicht immer noch fremd, ihre Psyche ist trotz der Stammverwandtschaft wesentlich von der unseren verschieden, und die Unkenntnis dieses Umstandes hat viel dazu beigetragen, uns die Sympathien, die wir — namentlich in Norwegen und Schweden — besaßen, im Kriege trotz der eifrigen, doch zumeist mit den unbrauchbarsten Mitteln geführten Propaganda, zu verscherzen. Erst langsam gewinnen wir im Norden wieder Boden, und zu den besten Waffen, mit denen wir ihn uns weiter erkämpfen können, gehören sicherlich Bücher wie das vorliegende. Die einzelnen Kapitel, von Deutschen und Skandinaviern geschrieben, zeigen, daß es der Herausgeber, Walter Georgi, verstanden hat, Leute zu finden, die die ihnen gestellten Aufgaben mit Sachkenntnis und wirklichem Verständnis zu lösen imstande waren. Vielleicht zum erstenmal wird der deutsche Leser durch den Aufsatz Else Hildebrandts über den Begriff des Skandinavismus aufgeklärt, Edvard Welle-Strand gibt eine feine Charakteristik der skandinavischen Frau; die hier gezeigten tiefgehenden Wesensunterschiede zwischen Dänin, Norwegerin und Schwedin verblüffen sicher den harmlosen Mitteleuropäer, der gewohnt ist,

alle über einen Kamm zu scheren. Der Verlag versucht in einer Fußnote das Urteil über die Dänin einzuschränken, der Kenner muß jedoch im großen ganzen dem norwegischen Verfasser recht geben. Die meisten Essays behandeln wirtschaftliche Probleme, der frühere dänische Verkehrsminister Munch-Petersen schreibt über die Fehmarn-Linie. Ein wenig zu kurz kommt die Literatur: Nur ein Aufsatz von Friedrich Stieve über „Neuere schwedische Lyrik", dem ein paar recht gut übersetzte Proben beigefügt sind, und ein Artikel von Werner Wirths, „Karl Larsen und Deutschland", der allerdings mehr dem Politiker als dem Dichter gewidmet ist. Die Ausstattung des Buches ist gut, nur die Abbildungen lassen zu wünschen übrig, außerdem wirkt der 45 Seiten starke, dem Buche angehängte Inseratenteil leicht erkältend, wenn auch allein durch ihn der verhältnismäßig niedrige Preis des Buches ermöglicht sein mag.

Es wäre wünschenswert, wenn das Buch nicht nur bei uns, sondern auch in Skandinavien weite Verbreitung fände. Das gegenseitige Verständnis würde sicher dadurch vertieft werden.

Berlin-Wilmersdorf Erwin Magnus

Germany in Travail. By Otto Manthey-Zorn. The Amherst Books. Boston 1922, Marshall Jones Co. 139 pp.

Der Verfasser ist Professor des Deutschen am Amherst College, aber sein Buch dient leider weder der deutschen Wissenschaft in den Vereinigten Staaten, noch der Verständigung zwischen den beiden Völkern. Es ist ein Bericht über Studienmonate, die im Sommer und Herbst 1920 in Deutschland verbracht wurden, in 7 Abschnitten: Kampf mit der Verwirrung, Alte und neue Erziehung, Revoltierende Jugend (d. i. Wandervogel-Bewegung), Die Berliner und ihr Theater, Weimar, Bayerns Geisteszustand, Österreichs Traum (d. i. Salzburger Festspiele). Des Buches Berechtigung liegt in den, wenn auch nicht wissenschaftlichen oder kritischen Schilderungen des deutschen Theaters (Reinhardt, Jessner, Kayßler, Ernst Hardt, O. Falckenberg) und besonders der Volks-Bühnen-Bund-Bewegung. Hieraus hätte sich ein ganz verdienstlicher Aufsatz für eine amerikanische Zeitschrift machen lassen. Der Verfasser hat sich jedoch seine ursprüngliche literarische Absicht vergiftet, und zwar durch das Bestreben, 117 Prozent, d. h. gedankenlosen, Amerikanismus und weitherzigen Liberalismus zugleich zu beweisen. Das Ergebnis ist ein Machwerk, an dem Freund und Feind keine Freude haben können. Der amerikanische „college man" erhält eine Bestärkung seiner schlimmsten Vorurteile gegenüber „German kultur", „Prussianism", „Reaktion" und „Verstocktheit", nämlich des Deutschlands von heute, er findet alle törichten Zeitungsansichten über deutsche Zustände und Einrichtungen in Buchform aufgewärmt, noch dazu von einem Deutschprofessor, anstatt der ihm dringend nötigen eindringlichen Einführung in deutsches Wesen. Das Buch enttäuscht nach Inhalt und Form, im Punkte Urteilskraft und schließlich auch — was Takt und Würde betrifft.

Münster i. W. Friedrich Schönemann

Judenproblem. Von Isaak Breuer. Vierte Auflage. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 143 S.

Eine tief schürfende Kampfschrift gegen den Zionismus, vom Standpunkt des orthodoxen Judentums. Der Verfasser erkennt das große Verdienst der zionistischen Theorie an, welche die Behandlung des Judenproblems wissenschaftlichen Methoden überantwortet und so für diese Frage gleiches leistete wie die marxistische Theorie für das wirtschaftliche Problem. Aber er erhebt an den Zionismus die Frage nach seiner Stellung zum Kulturinhalt der jüdischen Nation. Die Form der jüdischen Nation barg bisher keinen anderen Kulturinhalt als die jüdische Religion, und wenn nun der Zionismus nach westeuropäischem Muster die Religion als Privatsache erklärt, begeht er, meint Breuer, einen Verrat am geschichtlichen Kulturinhalt der jüdischen Nation, und der Verrat wird nur schlimmer, wenn gleichzeitig damit die Form der Nationalität romantisch umschwärmt wird. Die jüdische Geschichte ist die Geschichte einer Religionsnation, der Zionismus erstrebe also einen Staat für eine Nation, deren Kulturinhalt er preiszugeben gewillt ist. „In Zions Namen führt der Zionismus in Wahrheit, ihm selber unbewußt, einen Kampf gegen die Nation. Siegt der Zionismus auf der ganzen Linie und gelangt er zur Verwirklichung seiner politischen Aspirationen, so hat die Welt eine neue Nation, einen neuen Nationalstaat, aber die jüdische Nation der Geschichte ist tot."

Breuer sieht in dem Versuch des Zionismus, ein neues jüdisches Volksleben auf ganz neuen, weltlichen Grundlagen zu beginnen, eine „Spekulation". Er will nicht sehen, daß das jüdische Volk schon einigemal eine vollkommene innere Revolution durchgemacht hat, daß vor allem der Übergang vom biblischen zum rabbinischen Judentum eine Umkehrung sondergleichen bedeutet. Der Zionismus setzt eben seine Hoffnung auf die Triebkraft des Volkes, ohne ihm Form und Inhalt seiner Zukunft vorschreiben zu wollen.

Jerusalem Hugo Bergmann

Reise durch das jüdische Palästina. Von Arthur Holitscher. Berlin 1922, S. Fischer Verlag. 129 S.

Das große Verdienst dieses Buches von Holitscher liegt darin, daß er als der erste unter den vielen Reisenden, welche Palästina beschrieben haben, das arbeitende jüdische Palästina sah, den jüdischen Proletarier, den „Vortrupp" des Volkes, den „Chaluz". (Ihm folgte wenige Monate später Ramsay Macdonald, der seine Eindrücke in der Schrift „A Socialist in Palestina" beschrieb, aber mehr politisch und nicht so eindringend menschlich wie Holitscher.) Holitscher raste nicht im Auto an den Burschen und Mädchen vorüber, die in allen Teilen Palästinas Straßen bauen, Sümpfe austrocknen, den Boden bebauen. Er sprach und aß mit ihnen, hörte sie singen, sah sie tanzen, und sein Auge und Ohr hat vieles aufgenommen, was anderen verschlossen blieb. Sein politischer Instinkt hat manches richtig erraten. Sein Aufenthalt in Palästina war freilich viel zu kurz, als daß ihm nicht so mancher sachliche Irrtum unterlaufen wäre. Er brachte vorgefaßte politische Ansichten mit und korrigierte sie nicht, er sah eine Entwicklung, die nur dem Leben und keinem Programm entspringt, literarisch, mit dem Bleistift in der Hand, und so verzerrte sich ihm manche Linie. Aber dies beeinträchtigt nicht wesentlich den Wert, den das Buch für den Europäer haben wird, der sich für die letzte Phase der palästinensischen Entwicklung — die Einwanderung der „Pioniere", der „Chaluzim" — interessiert.

Jerusalem Hugo Bergmann

Im Lande der Bibel. Von Ernst M. Roloff. Berlin und Bonn 1922, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 322 S.

Dieses Wanderbuch will nicht mehr sein als eine in jedem Betracht schlichte, sachliche und vom inneren Menschen getragene Schilderung des Heiligen Landes. Sie ist aber nicht allein eine Wiedergabe seines geographischen Begriffes, sondern in höherem Maße noch des Gefühlszustandes, der sich mit diesem fernen und verwahrlosten Stück Erde verbindet. Roloff sieht die Landschaft (die leidenschaftlicher und inniger ist als das Land), weil sie mit der Landschaft und dem Genius loci der Seele zusammenklingt. Landschaften sind Gleichnisse in der Sprache unseres Ich. Wir stilisieren sie. So sind berühmte Landschaften (Griechenland, Rom, Palästina, Indien, das Meer, die Wüste u. a.) unbewußt Gegenstand einer seelischen und vor allem religiösen Stilisierung von höchster innerer Wahrheit, aber geringster äußerer Wirklichkeit. Sie sind nichts, sondern „was wir suchen ist alles" (Hölderlin). So leben auch hier im Banne Jahwes und Jesu, Wege, Abhänge, Panoramen, Dörfer, Einöden, Seeufer, Torbogen, Stadtmauern, Haine und Gärten: die Gegend von Kairo bis Jaffa, die Wanderung nach Jerusalem, die hochgebaute Stadt Davids, Bethlehem und Hebron, die Einsamkeit an den Ufern des Toten Meeres, die Landschaft Samaria, die Ebene Jesreel und der Tabor, der See Genezareth in seiner unbeschreiblichen Lieblichkeit,

Nazareth, Haifa u. a. Das alles lebt ein zweites, übergeographisches Leben. Roloffs Buch ist keine pessimistische Betrachtung Palästinas, keine Kulisse für religiösen Zank, es ist kein Abschied von Jahwe und Jesus. Für des Verfassers religiöse Innerlichkeit ist es wirklich heiliger Boden, den er hier mit so viel wohltuender, salbungsloser Würde und tiefer, langjähriger Sachkenntnis beschreibt. Zu den zahlreichen mehr oder weniger polemischen, politischen, frömmelnden, nüchternen, schulmeisterlichen, erlogenen oder langweiligen Palästinabüchern gehört das Werk sicherlich nicht, ich lege es, trotz seiner „Gläubigkeit“, eher zu dem kleinen Häuflein von wertvollen Arbeiten, darunter auch die von Rohrbach, Soden, Greßmann, Friedrich Naumann, O. Holtzmann, H. Guthe, Socin-J. Benzinger (Baedeker) u. a. sind. Die ruhige Klarheit seines persönlichen Tones, der mit Lebhaftigkeit der Phantasie und ohne jeden Zweck konfessioneller Belehrung Geschautes und Gewesenes aus dem Gedächtnis vorträgt, läßt gewisse Bedenklichkeiten historischer Art in den Hintergrund treten.

Wien Franz Strunz

Die Zukunft Europas. Von Stefan Haupt-Buchenrode. Leipzig 1922, Der Neue Geist-Verlag (Dr Peter Reinhold). 94 S.

Ausgehend von der Erörterung der durch den Weltkrieg und den Friedensschluß geschaffenen Lage und den in ihr begründeten Tendenzen will der Verfasser hier ein Bild entwerfen, „wie die Zukunft West- und Mitteleuropas in einer ferneren Zeit, etwa im einundzwanzigsten Jahrhundert, sich in der Phantasie eines jahrelang in der praktischen Politik und in der Staatsverwaltung tätig gewesenen Mannes widerspiegelt“. Auch wo man ihm nicht bestimmt, folgt man den Ausführungen, die sich nirgends in leere Analogiespielereien Spenglerscher Manier verlieren, mit Interesse. — Alle Zeichen deuten auf ein angelsächsisches Weltimperium. Wer dem gegenüber an eine Aufrichtung Deutschlands durch „altpreußische Mitteln“ glaube, bezeuge damit nur, daß ihm jedes Augenmaß zur Abschätzung politischer Kräfte abhanden gekommen sei. „Eine Agitation, die mit den bekannten politischen Schlagworten die Leidenschaften des Volkes aufpeitscht und ihm die Befreiung durch solche Tat vorspiegelt, begeht ein Verbrechen an seinem Vaterland.“ Während England, gestützt auf seinen Kolonialbesitz, und die Vereinigten Staaten mit allen Bodenschätzen, deren eine in sich geschlossene Volkswirtschaft bedarf, reichlichst versehen seien, fehle es in den westeuropäischen Staaten an einer solchen sicheren Grundlage; und vor allem, da Rußland als Kornkammer für lange Zeiten ausschaltet, an der Möglichkeit, durch eigene Landwirtschaft die notwendigen Unterhaltungsmittel für die Bevölkerung zu gewinnen. Der Intensivitätserhöhung des Bodenanbaues seien für eine nähere Zukunft wenigstens, verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt. Auch daß sich die Ausnutzung der heimischen Kohlengruben in starkem Ausmaße und dabei (worauf es letzthin ankommt) in einer für die deutsche Volkswirtschaft rentablen Weise steigern lassen werde, erscheint ihm bei den gegebenen Valuta- und Lohnverhältnissen und dem Achtstundentag zweifelhaft. Ebensowenig aber als durch Ausdehnung der Produktion und des Exports werde sich durch Einschränkung des ohnehin für die große Masse auf das unumgänglich Notwendige herabgedrückten Konsums eine Hebung der Valuta erzielen lassen. Am ehesten dürfte eine Entlastung des ökonomischen Druckes noch von einer Herabsetzung der unter den nunmehr gegebenen Verhältnissen eine Überbevölkerung darstellenden Volkszahl, von zunehmender Geburteneinschränkung und Auswanderung zu erwarten sein. Nichts aber werde verhüten können, daß die west- und mitteleuropäischen Staaten in ihrer Politik mehr und mehr unter den beherrschenden Einfluß Englands geraten, dem auch Frankreich keine ebenbürtige Gegenmacht entgegenzusetzen habe. Nur durch Einfügung in die Bahnen dieser unvermeidlichen Entwicklung vermöge Deutschland, nachdem es seine politische Position im Weltkrieg verloren, dem drohenden wirtschaftlichen und kulturellen Verfall entgehen. In Deutschland muß — so resümiert der Autor seine Ansicht — an Stelle des früheren, überall im Auslande verhaßten preußischen Geistes „der westliche Geist lebendig werden, damit der Gegensatz zwischen ihm und den übrigen Kulturnationen verschwinde und die Vereinigten Staaten von Europa unter englischer Führung mit Deutschlands Hilfe zur Tatsache werden“.

Charlottenburg Conrad Schmidt

Einführung in die Geschichtswissenschaft und ihre Probleme. Für Studierende und weitere Kreise. Von Karl Brandi. (Schule und Leben. Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart. Heft 7.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 32 S.

Um nicht ungerecht zu werden, habe ich Brandis Schriftchen mehrere Male gelesen. Ich suchte zuerst nach dem Leserkreise, den der Verfasser im Sinne seines Auftraggebers (des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, das die Folge „Schule und Leben“ herausgibt) vor Augen gehabt haben mag. „Für Studierende“ — ich kann mir nicht helfen: dener bietet diese Einführung zu viel und zu wenig. Eine preziöse Causerie kann einen handfesten Leitfaden, wie ihn E. Bernheims famose „Einleitung in die Geschichtswissenschaft“ (2. Aufl. 1920, von der Brandi ebenso wenig zu wissen scheint wie von dem Vorhandensein einer 5./6. Auflage des Bernheimschen „Lehrbuchs“; vgl. S. 31!) vorbildlich geliefert hat, niemals ersetzen. Also: „für weitere Kreise“. Was ist das? Bedurfte es überhaupt solchen Zusatzes? Aber auch abgesehen von der Adresse, an die seine Abhandlung gerichtet ist, befriedigt Brandi seine Leser hinsichtlich des Inhalts in einem wesentlichen Punkte durchaus nicht. Zuerst (S. 9) erkennt er dem Geschichtsbetriebe den wissenschaftlichen Charakter nur insoweit zu, als er sich mit den Quellen beschäftige; lediglich die Geschichts*forschung* ist ihm Wissenschaft. Dann aber (S. 15) gibt er zu, daß zu den *erzählenden* Quellen, die ebenfalls den Gegenstand wissenschaftlicher Übung bilden sollen, letzten Endes auch moderne Geschichtsbücher gehören. Mithin wäre die moderne Darstellung nicht bloß „Kunst“ als Gestaltung, sondern auch Objekt der Geschichtswissenschaft. Endlich (S. 20) bequemt er sich zu dem richtigen Satze, Kunst sei jeder Wissenschaft, besonders der Historie, *beigemischt* oder eingepflanzt. Darüber hätte sich Brandi gleich auf den ersten Seiten klar sein sollen. — Der Philosoph Friedr. Heinr. Jacobi, den Ranke in seinem Ausspruch von 1824 (S. 8) zitiert, schreibt sich nicht mit k. Auf S. 11 lies: Carnavalet! Zu S. 12 oben hätte ich ein paar bezeichnende Beispiele erwähnt (Fulda, Reinhardsbrunn, Vienne, Schlich). Auf S. 21 steht (à la Harden) Wilhelms v. Humboldt, auf S. 27 Wilhelm v. Humboldts — auch auf solche Kleinigkeiten sollte sauber geachtet werden. Im übrigen überrascht die warme Empfehlung der Humboldtschen Ideenlehre.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit. Von Friedrich Leonhard Crome. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck) 1922. XVIII, 408 S.

Diese Hinterlassenschaft eines Frühverstorbenen bedeutet den im großen und ganzen wohlgelungenen Versuch, den nationalen Gedanken, an dem sie selbst unverbrüchlich festhält, einzugliedern in ein weltgeschichtlich gesehenes Europäertum. Von pazifistischer Verschwommenheit, internationaler Verbrüderung hält sich der Verfasser in seiner grundgediegenen, warm ansprechenden Arbeit völlig fern. Anscheinend ohne Kenntnis, mindestens ohne Anlehnung an Leopold Rankes Erstlingsarbeit von 1824 hat er in den Pausen des Bewegungskrieges im Osten auf der Wende von 1914 zu 1915 den Zusammenhang der abendländischen Völker untereinander zu rekonstruieren getrachtet. Den Ansporn zur Vollendung des Werkes gab dann O. Spenglers „Untergang des Abendlandes“, ohne jedoch in seinem Pessimismus darauf abzufärben. Merkwürdig bleibt der Ausschluß Englands aus dem europäischen Kulturkreise, da es sich als Weltreich mehr in Gegensatz zum Kontinente befinde als in Einklang mit ihm — eine gewagte Hypothese. Eher zu billigen ist das Nichteinbeziehen der russischen Entwicklung.

Eine von Freundeshand geschriebene, längere Würdigung des guten Buches brachte Nummer 34 der Frankfurter „Didaskalia" vom 3. September 1922.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Meister Gottfried Hagen, des Stadtschreibers Buch von der Stadt Köln. Herausgegeben von Franz Wilhelm Bleugels. Drittes der Rheinlandbücher. Köln 1921, Rheinland-Verlag. 236 S. Geb. M 24,—.

Das schön ausgestattete Buch führt in die Zeit der höchsten Blüte der Stadt Köln. Über den lokalen Charakter hinaus erhält es Bedeutung durch die Rolle, welche die Stadt und ihre Bischöfe in der Reichspolitik spielten. Meister Gottfried Hagen, den der Bearbeiter Fr. W. Bleugels als den Verfasser des Buches trotz sich geltend machender gegenteiliger Auffassung (Dornfeld: Untersuchungen zu Gottfried Hagens Reimchronik der Stadt Köln, Breslau 1912) annimmt, ist ein echt niederrheinischer Volksdichter. Ihn auch in weiteren Kreisen wieder zum Leben zu erwecken und dadurch „die Erinnerung an Kölns große Zeit lebendig zu erhalten" hat sich der Herausgeber zur Aufgabe gemacht. Seine neuhochdeutsche Übertragung wird dem Stil Hagens gerecht, scheut sich nicht vor altertümlichen Worten und Wendungen und bleibt trotzdem auch dem modernen Leser verständlich und gut lesbar. Das zu erreichen ist keine einfache Aufgabe — das Fehlen jedes gelehrten Apparates, aber eine klare, die Zustände und Verhältnisse in großen Strichen skizzierende Einführung zeigen das Ziel, das sich der Herausgeber gesetzt hat. Gerade die Lektüre eines solchen Buches ist geeignet, Heimatgeist zu wecken, und was tut den entwurzelten, traditionslosen, aus aller Herren Länder zusammengewehten Großstadtbewohnern mehr not als dieses Heimatgefühl, das erst politisches und kulturelles Verantwortungsbewußtsein erzeugt! Möchten das Buch nur viele lesen — ob sie es lesen?

Köln Paul Bourfeind

Die Niederlage im Sieg. Von George D. Herron, Verfasser von „The Menace of Peace", „Woodrow Wilson and the World's Peace", „Germanism and the American Crusade". Übersetzt und eingeleitet von J. Singer. Leipzig 1922, Der Neue Geist-Verlag (Dr. Peter Reinhold). 125 S.

Um keinen Preis der Welt möchte ich in der Haut stecken, die jetzt um das Gebein Professor Herrons schlottert. Und er hat sich das selbst zuzuschreiben; er hat sie sich geschaffen. Denn an ihm vor allem hat sich das unverantwortliche Gebaren der „Pazifisten um jeden Preis" gerächt, die, ohne von maßgebender Stelle dazu autorisiert zu sein, als fürchterliche Dilettanten in die hohe Politik pfuschten und damit dem unseligen Schmachfrieden den Weg bereiten halfen. (Vgl. u. a. H. S. Weber in den „Deutschen Stimmen" vom 3. Sept. 1922, S. 575 f.) Was hilft es uns, wenn sich nun Herr Herron fortgesetzt auf seinen „guten Glauben" beruft? Wenn er wirklich ehrlich ist, muß er zugeben, daß er zu einem für einen Privatmann bedauerlich hohen Prozentsatz an den verheerenden Folgen unseres Zusammenbruchs mitschuldig ist. Er hat die Legende gefördert, Deutschland sei an der Entfesselung des Weltkrieges schuld. Er hat die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege gegen uns propagiert. Er hat gemeint, diese würden keine Rache dulden. Er hat an die vierzehn Punkte geglaubt und deutsche Sendboten dazu überredet. Er hat „sein Äußerstes" aufgeboten, die deutsche Widerstandskraft zu untergraben. Er hat deutsche Sendlinge verlockt, zu meinen, ein Schuldbekenntnis werde einem Rachefrieden vorbeugen. In dieser Hinsicht hat er namentlich mit Kurt Eisner konspiriert; welch verheerende Wirkungen dies nach sich gezogen hat, beweist das Ergebnis des ersten (und des zweiten) Fechenbachprozesses. Er hat versprochen, versprochen, versprochen — doch die Gewalthaber haben den Poveretto ausgelacht. Und wir müssen es büßen.

Ein Mann, der seine Ungeeignetheit zu Eingriffen in ein Völkerschicksal so greifbar erwiesen hat, scheint mir auch nicht der richtige Mann zu sein, Lehren zu erteilen, wie wir es besser hätten machen sollen. Wer unser Volkstum so verkennt, daß er Geibels Heroldsruf von 1861 „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen" zum Kronzeugen für unser Streben nach Weltherrschaft nimmt, der hat das Recht verwirkt, über andere zu urteilen. Mit seinem Cant: „Amerika kämpfe für eine geistige und nationale Lauterkeit, wie eine solche bisher zwischen den Nationen niemals habe erreicht werden können" (S. 91), kann er doch nur auf sehr harmlose Gemüter Eindruck machen. Hände weg von Dingen, die Sie nicht beherrschen, verehrter Herr Herron! Ne sutor supra crepidam!

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Literargeschichtliche Anmerkungen

XXXXIII

Deutsche Dichter im Roman

Von Arthur Hübscher (München).

Unter dem Titel „Deutsche Dichter im Roman" gibt Max Ostrop im „Lit. Echo" XX, 1124 eine schätzenswerte Zusammenstellung, die aber nicht nur hinsichtlich der Neuerscheinungen einer Erweiterung bedarf. Die Fülle des Materials und mehr noch die völlige literarische Bedeutungslosigkeit vieler in Betracht kommender Schriften brachte es mit sich, daß manches nicht erst in den letzten Jahren Entstandene übersehen wurde. Die nachfolgende Aufstellung, dem Zweck der Ergänzung dienend, schließt sich der im wesentlichen chronologischen Aufreihung Ostrops an.

Wohl als der erste Dichter ist Wirnt von Grafenberg Held einer um 1250 geschriebenen Erzählung Konrad von Würzburgs, „Der Welt Lohn", geworden. „Der Sängerkrieg auf der Wartburg" betitelt sich auch eine Erzählung von Friedrich de la Motte-Fouqué (1828). Für den Tannhäuser ist nachzutragen: Ludwig Tieck, „Der getreue Eckart und Tannhäuser" (1799); H. H. Ewers „Der gekreuzigte Tannhäuser" (Leipzig 1901). Schließlich wird der Name symbolisch in einem antijungdeutschen Zeitroman Adolf Widmanns „Der Tannhäuser" (1850) verwertet. (Stilgebauers „Neidhart von Reuenthal" erschien, nebenbei bemerkt, schon 1898.)

Luther, natürlich meist jenseits seiner rein literarischen Bedeutung erfaßt, ist einer der beliebtesten Romanhelden geworden. Es sind zu nennen: August Wildenhahn, „Luther" (Roman 1851—53); Konrad von Bolanden, „Eine Brautfahrt" (Roman, 1857); Th. König, „Luther und seine Zeit" (Roman, 1859); Fr. Herm. Klencke, „Luther und Lucas Cranach" (Roman, 1860—61); Georg Evers, „Luther" (Erzählung, 1889); M. S. Davis, „The Friar of Wittenberg" (Roman, 1911). Zum Reformationsjubiläum (1917) erschienen Klara Hofers (Höffners) „Bruder Martinus" und Wilhelm Kotzdes „Die Wittenberger Nachtigall". Einen Roman „Ulrich Zwingli" gab der genannte Theodor König 1862. Von dem Verfasser von „Karlsschüler und Dichter", Anton Jos. Ohorn, stammt auch eine Erzählung „Hans Sachs" (1877). Der Satiriker Rollenhagen taucht außer in Wilhelm Raabes „Student von Wittenberg" noch in „Eine Grabrede aus dem Jahr 1609" (in „Ferne Stimmen", 1865) auf.

Aus dem 17. Jahrhundert lebt vor allem der Philosophus Teutonicus Jakob Böhme in Romanen weiter. G. E. Kolbenheyer schrieb über ihn „Meister Joachim Pausewang" (Wien 1910). Noch für Gustav Meyrinks Schuster Klinkherbogk hat seine Gestalt offensichtlich als Modell gedient und ähnlich ist sie von Sir Galahad, „Die Kegelschnitte Gottes" (1922) verwertet. Grimmelshausens abenteuerliche Gestalt ist in ein Büchlein des wenig bekannten Österreichers Egid Filek, „Die wundersame Wandlung des Herrn Melander" (Wien 1921) verwoben. Ein Roman „Leibniz und

die zwei Kurfürstinnen" (1863) hat zum Verfasser den betriebsamen Fr. Herm. Klencke, den Autor von Romanen über Luther, Gleim, die Karschin, Lessing, Herder und Fr. L. von Stolberg.

Besser als es der kitschige Titel erwarten läßt, schildert Julius Berstl, „Überall Molly und Liebe" (Berlin 1921) den Liebesroman **Bürgers**. Derselbe Verfasser zeichnet auch „**Lichtenbergs Idyll**" (Berlin 1922).

Eine Episode aus **Lessings** Leben behandelt V. O. Ludwig, „Lessings Besuch im Stifte Klosterneuburg" (Wien 1921). Zu **Goethe** ist nachzutragen: Adolf Böttger, „Goethes Jugendliebe" (Erzählung 1861); Klara Hofer (Höffner), „Goethes Ehe" (1920). Auch **Eckermann** wurde mit Arnold Zweigs Novelle „Der Gehilfe" (im „Geschichtenbuch" 1916) ein dichterisches Denkmal gesetzt. **Schillers** Jugend nahm Anton Ohorn mit „Karlsschüler und Dichter" (Erzählung 1897) zum Gegenstand. Selbst **Kotzebue** wurde zweimal verdichtet: A. Müllner, „Kotzebues Literaturbriefe aus der Unterwelt" (Braunschweig 1826); Max Ring „Kar Sand und seine Freunde" (Roman, 1873). **Hölderlin** und Diotima behandeln die beiden Bücher Bruno Willes „Hölderlin und seine heimliche Maid" und „Legenden von der heimlichen Maid" (Dresden 1921). Zu **Kleist** ist nachzutragen: Abrah. Halberthal, „Heinrich von Kleist" (Nov. 1901), zu **E. T. A. Hoffmann** zu vergleichen „Lit. Echo" XXIV, 534 (Will Scheller). Eine Grillparzergeschichte gab der schon genannte Egid Filek mit „Der schwarze Strich" (Wien 1922). Bekannt geworden ist der **Platenroman** H. v. Hülsens „Den alten Göttern zu" (1919) und der zweiteilige **Lenauroman** von Adam Müller-Guttenbrunn: I. „Sein Vaterhaus" (1919); II. „Dämonische Jahre" (1920). Über **Raimund** existiert noch eine Skizze mit Gesang „Ferdinand Raimund" von Karl Swiedack (1862), für **Fürst Pückler-Muskau** ist Heinrich Laubes Roman „Gräfin Chateaubriand" (1843) zu nennen; **Lassalle** wurde behandelt von Isidor Geiger, „Ferdinand Lassalle" (Roman, II.1873) und von Alfred Schirokauer, „Ferdinand Lassalle" (Roman, 1912). Seine Gestalt ist in Spielhagens Münzer in dem Roman „Die von Hohenstein" (1864) verwertet. Eine Behandlung **Fr. Th. Vischers** gab Elisabeth Cantz in „Eritis sicut Deus" (1854). Von dem **Wagnerroman** Zdenko v. Krafts ist Leipzig 1922 der dritte Teil „Wahnfried" erschienen.

Schließlich sei erwähnt, daß **O. J. Bierbaum** das Modell zu dem Dichter Pömmerl in der Heinrich Mannschen „Jagd nach Liebe" (1903) stellte und daß **Stefan George** mit seinem Kreis, dem auch **Friedrich Huch** (Heinz Kellermann) nahestand, den Hintergrund zu „Herrn Dames Aufzeichnungen" von Franziska Gräfin zu Reventlow (1913) bildet.

XXXXIV

Wie Eduard Goetze zur Hans-Sachs-Ausgabe kam

Von Georg Stuhlfauth (Berlin)

Eduard Goetze sprach gern von seinem Hans Sachs als von dem braven Alten. Ein solch braver Alter war er wohl selber, dessen Name mit dem des nürnberger Alten durch die Herausgabe, die sein Lebenswerk geworden, dauernd verknüpft bleiben wird. Wie er zu diesem seinem Lebenswerk kam, schildert er in einem Briefe, den mir der Achtzigjährige mit eigener, bewundernswert fester und klarer Hand geschrieben. Die Person des Schreibenden wie die Sache, von der er handelt, lassen es wert erscheinen, den Brief, der, wie ich meine, allen gehört, hier allgemein bekannt zu geben.

Ich war mit Herrn Geheimrat Goetze in Verbindung gekommen durch eine Anfrage, die ich im Jahre 1918, von Johannes Bolte angeregt, an ihn richtete anläßlich der Not, in der ich mich befand gegenüber dem Hans Sachsischen Einblattdruck „Das sibenhabtig Papstier", dessen Gedicht von Hans Sachs im 5. Spruchbuch auf den 5. Mai 1543 datiert war, dessen Holzschnitt jedoch unmöglich so spät entstanden sein konnte, sondern offensichtlich bereits während des Pontifikats Klemens VII. (1523—1534) gezeichnet sein mußte, einer Not, zu deren Lösung mir dann Karl Drescher den Schlüssel an die Hand gab.[1] Eduard Goetze erwiderte auf jene Anfrage auch, aber in der Hauptsache nur, indem er auf Grund der von dem Dichter unter den handschriftlichen Text des genannten Einblattdruckes im 5. Spruchbuche gesetzten Datierung, in der ihm die Entstehung zeitlich festgelegt war, den Gedanken an die Möglichkeit der Entstehung unter Klemens VII. ablehnte und im übrigen — „ein solcher alter Kerl wie ich" — eindringlich warnte vor jugendlicher Unvorsichtigkeit und den Gedanken an die Möglichkeit des Irrtums so leicht ausschaltender, schnellfertiger Beweisführung.[2] Als ich ihm dann den gedruckten Aufsatz zusandte, quittierte er seinen Empfang mit Schweigen.

Anders, als ich ihm meinen zweiten Hans-Sachs-Artikel schickte: „Drei zeitgeschichtliche Flugblätter des Hans Sachs mit Holzschnitten des Georg Pencz", „Zeitschrift für Bücherfreunde" N. F. 10, 1918/1919, S. 237—248. Ihm danke ich den nachfolgenden zweiten der Briefe, die ich von Eduard Goetze besitze, mit seiner Darlegung über den Eintritt des Verfassers in die Arbeit Adelbert von Kellers und an Hans Sachs. Ich gebe ihn im vollen Umfange wieder, das heißt auch mit dem ganz persönlich gehaltenen Eingange, weil mir dieser Eingang charakteristisch zu sein scheint für die Art des „braven Alten" und weil er gerade dem Brief seine eigene Stimmung und Note gibt. Daß ich überdies den Wortlaut in allen Dingen genau nach der Vorlage wiederhole, möchte ich ausdrücklich betonen.

Hochgeehrter Herr Professor!

Eigentlich werden Sie mich schelten, wenn ich auf den schönen Aufsatz aus der Zeitschrift für Bücherfreunde mit einem Tadel antworte. — Und doch sind Sie an diesem Tadel selbst schuld. Sie haben nämlich so genau und ausführlich gearbeitet, daß ich ebenfalls ausführlich antworten muß, um gehört zu werden, ja überhaupt zu Worte zu kommen, und dann wissen Sie, daß das Alter redselig ist.

Alle, die ich anführe, sind gestorben, ich indessen denke einmal gern an diese Zeiten, und Sie sind das unglückliche Käsekäulchen, das das Unwetter über sich ergehen lassen muß.

Als der erste Band von Kellers Sachsausgabe erschien, war ich in Plauen im Vogtland Gymnasiallehrer und dachte mit keinem Atemzuge an Hans Sachs. Der Band hat den Titel: H. S. Herausgegeben von Adelbert von Keller. So blieb der Titel bis zum elften Bande. Erst als der Siebzig-Einundsiebzigerkrieg beendet war, erinnerte man sich meiner und berief mich nach Dresden an das Kadettenhaus. Eines Jahres machte ich mit meiner Frau einen Neujahrsbesuch bei einem Kollegen und erhielt von ihm die Aufforderung mich an einem Wettbewerbe der Akademie der Wissenschaften in Görlitz über Adam Puschman aus Görlitz zu beteiligen. Ich nahm diese mich ehrende Bitte an und erhielt den Preis. Puschman war ein Schüler des Hans Sachs und führte mich zu seinem Meister.

Reinhold **Köhler** blickte zwar mit Befriedigung auf seine Besprechung von Kellers H. Sachsausgabe, allein er berichtete mir, er wäre von den Freunden Kellers auf der Philologen-Versammlung, die seiner Anzeige folgte, gemieden worden. Keller ließ jedoch, nachdem er Köhlers Anzeige gelesen hatte, seinen Hans Sachs einstampfen. Deswegen ist die vollständige Ausgabe Kellers so selten. Ich besitze sie; denn als ich in die Herausgebertätigkeit eintrat, also vom zwölften Bande an, schenkte mir Keller die ersten elf Bände.

Einer meiner Pensionäre hatte einen Bürgermeister von Zwickau in Sachsen zum Vormund. In dem Archive dieser Stadt liegen die Handschriftenbände des H. Sachs. Was lag näher als mir sie leihweise zu erbitten? Durch Zufall gab man mir anstatt des beanspruchten dreizehnten Meister-

[1] S. Georg **Stuhlfauth**, Das Bild als Kampflosung und als Kampfmittel in der Kirchengeschichte, in Wege und Ziele 2, 1918, 468 f.

[2] Brief vom 26., fortgesetzt 28. April 1918, Schreibmaschine, handschriftlich korrigiert.

…gangs-Band den dreizehnten Spruchbuch-Band. Damit …ar für mein Hans-Sachs-Studium die Grundlage gelegt. …as übrige wissen Sie ja. Ich bin nur dankbar für Ihre …olgreiche Beschäftigung mit dem braven Alten.

6. Februar 1919. Ihr E. Goetze.

Nachrichten

Todesnachricht. Otto Richter ist nach vollendetem …bzigitem Jahre in Dresden gestorben, wo er als Rats…rchivar und Stadtbibliothekar erfolgreich gewirkt hatte. Ein Beispiel besonderen Begabtenaufstieges aus kleinen meißner Verhältnissen, doch zum Abitur und Studium gelangt, mit siebenundzwanzig Jahren Leiter der Bibliothek des groß…ädtisch auszubauenden Archivs, dann Begründer des stadt…eschichtlichen Museums, der erste umfassende Förderer dres…ner Stadtgeschichte. Ihr galten seine zahlreichen bedeuten…en Schriften (Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte in drei Bänden, Geschichte der Stadt im Mittelalter (1871 bis 1…2, 1903—1909), ein historischer Atlas, zahlreiche Mappen…erke als Jahresgaben des von ihm auf einzige Höhe ge…ührten Vereins der Geschichte Dresdens.

* * *

Die breslauer Stadtverordneten haben Gerhart Hauptmann aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages das Ehrenbürgerrecht der Stadt Breslau verliehen.

Gegen den Schriftsteller Carl Einstein und dessen Verleger Ernst Rowohlt ist auf Grund der von Einstein verfaßten kurzen Szenenfolge „Die schlimme Botschaft" Anklage wegen Gotteslästerung erhoben worden. Das Urteil hat gegen Einstein an Stelle der eigentlich verwirkten sechs Wochen Gefängnis auf zehntausend Mark Geldstrafe, gegen Rowohlt an Stelle der verwirkten drei Wochen Gefängnis auf fünftausend Mark Geldstrafe gelautet. Das Buch, Platten und Druckformen müssen vernichtet werden. Die Begründung des Urteils fußt darauf, daß Jesus durch das ganze Buch hindurch, entgegen der Auffassung der Kirche, als schimpfend und fluchend dargestellt und als unehelicher Sohn unter starker Verächtlichmachung der Umwelt angesehen werde. Wörtlich heißt es dann: „Die christliche Kirche sei als eine absichtliche Täuschung des Paulus dargestellt, ihre frohe Botschaft schon im Titel des Buches als eine ‚schlimme Botschaft' bezeichnet. Auch die Beschimpfung der Maria müsse als gegeben angenommen werden. Wenn auch die Absicht des Verfassers, der heutigen Welt einen Spiegel vorzuhalten, als gerechtfertigt angesehen werden müsse, so sei doch dieser Spiegel in dem Werk zu einem Zerrspiegel geworden. Einstein hätte bedenken müssen, daß sein Buch nicht nur von literarischen Menschen gelesen werden könne, sondern auch von unbefangenen kirchlichen Kreisen, die sich dadurch im tiefsten verletzt fühlen müßten. Ähnliches gelte für den Verleger des Buches." (vgl. Sp. 282).

In Richard Dehmels Nachlaß hat sich ein Manuskript „Mein Leben" gefunden, das als zweite Gabe der Dehmel-Gesellschaft, als Handschrift gedruckt, herausgegeben von Gustav Kirstein, Alfred Mombert und R. Petsch, erscheinen wird.

Die Deutsche Schillerstiftung hat zu Ehren Ernst v. Wildenbruchs am Hause Ithaka in Weimar eine künstlerische Gedenktafel anbringen lassen, die von dem Architekten Ernst Friedrich Zauche entworfen ist.

Der Schwäbische Schillerverein hat am Pfarrhaus in Oberholzheim bei Laupheim, dem Geburtshause Wielands, eine Gedenktafel angebracht.

Die Johannes-Fastenrath-Stiftung, deren Aufgabe es ist, starke literarische Talente, ohne Rücksicht auf Staatsangehörigkeit, religiöse, soziale oder politische Richtung, zu unterstützen, nimmt auch in diesem Jahre Bewerbungen entgegen. Sie sind unter der Anschrift: „An den Oberbürgermeister, Köln a. Rh. Rathaus, betr. Fastenrath-Stiftung" einzureichen. Es wird als zweckmäßig bezeichnet, ev. Bücher oder Zeugnisse beizufügen.

* * *

Verlag und Leitung der „Deutschen Roman-Zeitung" (Otto Janke, Berlin) setzt für die drei besten lyrischen Gedichte Preise von zweitausend, tausend und fünfhundert Mark aus. Einsendungen bis zum 15. November an die Redaktion der Roman-Zeitung, Berlin SW 11, Anhaltstr. 8.

Otokar Fischers Nachdichtung der Tragödie „Cenci" von Shelley erschien in Buchform im Verlag J. Šnajdr in Kladno. — Ferner erschien im Verlag Klika in Prag eine von Otokar Fischer besorgte Auswahl aus dem „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius.

* * *

Mit dem Oktoberheft dieses Jahres tritt „Der Türmer" in den fünfundzwanzigsten Jahrgang. Der Herausgeber, Friedrich Lienhard, gibt zu diesem Anlaß einen Rückblick, in der der seelischen Arbeit des „Türmers" besonders gedacht wird und in dem es heißt: „Einem Turmwart geziemt es, parteilos über Volkstum und Menschheit zu schauen. Der Herausgeber hat nie einer politischen Partei angehört, sondern hält es in all seiner Deutschheit mit jenem wundervollen Wort, das man einmal von Wilhelm Raabe geprägt hat: er schaute nicht rechts noch links in das Getriebe der Bücher und Parteien, sondern geradezu und tief in das Herz des deutschen Volkes."

Die „Deutsche Roman-Zeitung" des Verlages Otto Janke, Berlin, tritt mit dem vorliegenden Oktoberheft in ihren sechzigsten Jahrgang. Paul Friedrich macht zu dieser Gelegenheit in einem Aufsatz die berühmtesten Mitarbeiter der verflossenen sechzig Jahre namhaft. Es finden sich unter ihnen: Wilhelm Raabe, Albert Emil Brachvogel, Paul Heyse, Friedrich Spielhagen, Karl Gutzkow, Fanny Lewald, Wilhelm Jensen, Rosegger, Hermann Heiberg, Robert Hamerling, Otto Ernst, Fedor v. Zobeltitz, Richard Voß, Karl Busse, Rudolf Herzog, Georg Conrad, Annemarie v. Nathusius, Artur Brausewetter, Johann Georg Seeger, Marie Diers, Thea v. Harbou.

* * *

Uraufführungen. Berlin, Komödienhaus: „Henne im Korb", Lustspiel in drei Akten von Bruno Frank. — Darmstadt, Hessisches Landestheater: „Der Nebbich" Komödie von Carl Sternheim.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Bock, Alfred. Der Elfenbeiner. Roman. Leipzig, Verlagsbuchhandlung J. J. Weber. 144 S.

Buol, M. v. Christophorus. Erzählungen aus dem tiroler Volksleben. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 251 S.

Engel, Alexander. Die kleinen Mädchen. Eine stille Geschichte. Wien, Wila. 175 S.

Haarhaus, Julius R. Die rote Exzellenz. Leipzig, R. Voigtländer. 256 S.

Haas, Rudolf. Auf lichter Höhe. Ein Buch aus dunklen Tiefen und der Menschheit Gipfelreichen. Leipzig, L. Staackmann. 327 S.

Herbert, M. Alessandro Botticelli. Künstlernovellen aus der Zeit der Medici. 5.—8. Aufl. Köln, J. P. Bachem. 176 S.

Herzog, Rudolf. Kameraden. Roman. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nf. 416 S.

Jacques, Norbert. Die Pulvermühle. Roman. Berlin, Gyldendalscher Verlag. 391 S.
Kofler, Franz Josef. Der Sieger. Ein Bergroman. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 242 S.
Krell, Max. Der Spieler Cormick. Roman. Berlin, Ernst Rowohlt. 187 S.
Lobsien, Wilhelm. Wellen und Winde. Nordseegeschichten. 3.—7. Tausend. Bremen, Carl Schünemann. 240 S.
Rainalter, Erwin H. Der Einsatz. Novellen. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel. 96 S.
Schlesinger, Paul. Stefan und Elsa Hirrlinger. Roman. Berlin, S. Fischer. 316 S. M. 200,— (450,—).
Stratz, Rudolph. Der Platz an der Sonne. Roman. Berlin, Aug. Scherl G. m. b. H. 560 S.
Zweig, Stefan. Amok. Novellen einer Leidenschaft. Leipzig, Insel-Verlag. 295 S.

Bunin, Iwan. Der Herr aus San Francisco. Novellen. Berlin, S. Fischer. 193 S. M. 150,— (350,—).
Merrick, Hope. Mary-Girl. A posthumous novel. (Tauchn. Ed., vol. 4582.) Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 296 S.
Temple-Thurston, E. Achievement. (Tauchn. Ed., vol. 4580.) Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 396 S.
Vera. By the author of „Elizabeth and her german Garden" (Tauchn. Ed. vol. 4583.) Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 271 S.

Lyrisches und Episches

Franke, Hans. Befreiung. Neue Gedichte. Stuttgart, Walter Seifert. 98 S.
Hoffmann, Eckard. Poetische Skizzen und erste Gedichte. Köslin, Hoffmann. 33 S.
Lutz-Weitmann, Maria. Leben und Liebe. Gedichte. Stuttgart, Fleischhauer & Spohn. 224 S.
Mertens, Hans Willy. Leben und Lieben am Rhein. Gedichte. 5. Aufl. Köln, J. P. Bachem. 138 S.

Dramatisches

Angermayer, Fred Antoine. Raumsturz. Dramatische Vision. Drei Akte. Dresden, Bar-Verlag. 68 S.
German, Der Paulusjünger. Drama in fünf Akten. Berlin-M., Johannes-Verlag. 71 S.
Doeblin, Oscar. Rip van Winkle. Eine dramatische Legende in vier Akten. Leipzig, Erdgeist-Verlag. 86 S.
Papesch, Joseph. Die Radkersburger. Ein Grenzerspiel in drei Aufzügen. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsgesellschaft m. b. H. 103 S.
— Der steirische Hammerherr. Ein Heimatspiel. Zwei Aufzüge und ein Hochzeitsbild. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsgesellschaft m. b. H. 67 S.
Trebitsch, Siegfried. Kaiser Diokletian. Ein historisches Drama. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 123 S.

Bennett, Arnold. The love Match. A play in five scenes. (Tauchn. Ed., vol. 4581.) Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 256 S.

Literaturwissenschaftliches

Behl, C. F. W. Gerhart Hauptmann. Eine Studie. Charlottenburg, Verlag „Der Kritiker". 28 S.
Freyhan, Max. Gerhart Hauptmann. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 153 S.
Freytag, Gustav, als Politiker, Journalist und Mensch. Mit unveröffentlichten Briefen von Freytag und Max Jordan. Eingeleitet und hrsg. von Johannes Hofmann. Leipzig, Verlagsbuchhandlung J. J. Weber. 67 S.
Goethes Werke. Hrsg. von Richard Müller-Freienfels. Bd. 1, 2, 5, 14, 15, 18, 20, 22, 23, 24, 26, 27, 28. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H.
Hoffmann, E. T. A. Märchen. Hrsg. von Richard Schaukal. Bd. I. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 316 S.
Agnes Sapper zum 70. Geburtstag, 12. April 1852—1922. Stuttgart, D. Gundert. 94 S. Geb. M. 100,—.
Saran, Franz. Deutsche Heldengedichte des Mittelalters: Hildebrandslied, Waltharius, Rolandslied, König Rother, Herzog Ernst. (Handbücherei für den deutschen Unterricht, I, 1.) Halle, Max Niemeyer. 154 S.
Saran, Franz. Deutsche Heldengedichte des Mittelalters: Das Nibelungenlied. (Handbücherei für den deutschen Unterricht, I, 2.) Halle, Max Niemeyer. 135 S.
— Deutsche Heldengedichte des Mittelalters: Kudrun. (Handbibliothek für den deutschen Unterricht, I, 3.) Halle, Max Niemeyer. 96 S.
Sulger-Gebing, E. Gerhart Hauptmann. 3. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt, 283.) Leipzig, B. G. Teubner. 125 S.

Roos, Carl. Det 18. aarhundredes tyske Oversaettelser af Holbergs Komedier, deres Oprindelse, Karakter og Skaebne. Kopenhagen, H. Aschehoug & Co. 284 S.

Verschiedenes

Bibl, Viktor. Der Zerfall Österreichs. Kaiser Franz und sein Erbe. Wien, Rikola-Verlag. 420 S.
Bock, Kurt. Das Gedicht. Wesen. Geschichte. Technik. Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag. 95 S.
Bunger, Willy. Die Sucht nach der anderen Frau. Ein Thema in Briefen. Leipzig, Xenien-Verlag. 16 S.
Fiedler, Kuno. Der Anbruch des Nihilismus. Aphoristische Gedanken über das Verhältnis von Religion und Bürgerlichkeit. Balingen, Verlag der Weltwende. 232 S.
Frohnmeyer, Ida. Hansi. Zwei Erzählungen. Mit Scherenschnitten von Hedwig Schwegelbauer. (Sonne und Regen im Kinderland, Bd. 2.) Stuttgart, D. Gundert. 62 S. M. 40.— (60,—).
Kobald, Karl. Wiens theatralische Sendung. (Theater und Kultur, Bd. 7.) Wien, Wila. 75 S.
Kühl, Ferdinand. Der Kunstfreund. Eine Anleitung zur Kunstbetrachtung. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 96 S. u. 16 Tafeln.
Kulemann, W. Der Kampf der Weltanschauungen. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 223 S.
Meinecke, Friedrich. Weltbürgertum und Nationalstaat. 6. Aufl. München, R. Oldenbourg. 553 S.
Sapper, Agnes. Ein Gruß an die Freunde meiner Bücher. Stuttgart, D. Gundert. 95 S. M. 110,— (143,—).
Schieber, Anna. Annegret. Eine Kindergeschichte. Mit Bildern von Elisabeth Sauer. (Sonne und Regen im Kinderland, Bd. 6.) Stuttgart, D. Gundert. 62 S. M. 40,— (60,—).
Schmitz, Otto. Das Lebensgefühl des Paulus. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 132 S.
Stefan, Paul. Die Wiener Oper. (Die Wiedergabe, II, 3/4.) Wien, Wila. 126 S.
Wörner, Charlotte. Prinzeß Gänselore. Ein Märchen für brave Kinder. Mit Originalholzschnitten von Martha Welsch. (Sonne und Regen im Kinderland, Bd. 3.) Stuttgart, D. Gundert. 62 S. M. 40,— (60,—).
— Die Männlein vom Mummelsee. Ein Märchen aus dem Schwarzwald. Mit Zeichnungen von Martha Welsch. (Sonne und Regen im Kinderland, Bd. 4.) Stuttgart, D. Gundert. 62 S. M. 40,— (60,—).

Baudouin, Charles. Suggestion und Autosuggestion. Psychologisch-pädagogische Untersuchung auf Grund der Erfolge der neuen Schule von Nancy. Übersetzt von Paul Amman. Dresden, Sibyllen-Verlag. 324 S.
Booch-Arkossy, F., und D. van Oostveen. Spreekt gij Hollandsch? Handbuch der holländischen Umgangssprache. (Kochs Sprachführer, 7.) 8. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. 168 S.
Carroll, Lewis. Alice im Wunderland. Illustriert von F. W. Roth. Übertragen von R. G. L. Barrett. Würzburg, Buchdruckerei R. Triltsch. 158 S.
Castres, G. H. F. de, und Bodo von Wengelin. Habla Vd. castellano? Handbuch der spanischen Umgangssprache. (Kochs Sprachführer, 5.) 9. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. 128 S.
Ryner, Han. Gespräche mit Peterchen. Federzeichnungen von Gabriel Belot. Nr. 00152. Übersetzt aus dem Französischen von Anna Nußbaum. Wien, Frisch & Co. 28 S.
Sinclair, Upton. Religion und Profit. Versuch einer wirtschaftlichen Auslegung. Übersetzt von J. Singer. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. 182 S.

Redaktionsschluß: 26. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Karl Haug, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107. Erscheinungsweise: monatlich zweimal. — Bezugspreis: vierteljährlich 360 Mark. — Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich: in Deutschland und Österreich 396 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

1922 15. Dezember Heft 6

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 6. 15. Dezember 1922

Reinhard (Johannes) Sorge

Von Martin Rockenbach (Bonn)

„Die Seele, wenn sie inbrünstig in sich tief ist, tut eines Nachts die blinden Augen auf. Da sieht sie einen Stern. Sie staunt. Und einen Himmel voller Sterne. Da geht ein das unbegreifliche Funkeln, das Dunkel und die Macht. Sie hört den Wind. Staunend. Sie hört Rieseln von Brunnen. Da wird es süß, sieh, da überkommt sie der Himmel ... Und siehe, sie sieht nun Sterne. In dieser Nacht der Geburt zur Sehnsucht und zur Wirklichkeit. Sie sieht des Morgens zur Sonne, des Abends, alle Tage, alle Zeit. Sie sieht die Blumen. Sie sieht die duftigen Kelche. Sie sieht die Menschen. Sie fühlt sich tief in Händen, in Händen der Allmacht, Händen von Sonne, Blüte und Sang, unsagbar tief. Sie fühlt sich gehegt, sie fühlt sich jubelnd sicher. Sie sagt: „Du Allmacht!" Sie singt: Gedichte. Ihr Lehrer ist das Licht. Sie sieht ihm das Aufstehen ab; wie er früh sich erhebt in lodernder Pracht, so erhebt sie sich glutumflossen. Sie betet nicht; doch fühlt sie Dank. Ja, sie gibt immer Dank nach oben. Betet sie nicht dort? Sie spricht: O Licht du, gib mir nur von deinem Scheinen! Sie betet also. Und sie will niemals wolkenverhüllt sein. Die Tage, die in Mensch und Schicksal Wolken bringen, will sie überwinden, will Wolke zerteilen, stets hoch im Blauen klimmend, Sterne stets grüßend: der Seele Ringerschaft."

(Aus: Werden der Seele. Abriß einer Konversion. Hochland, XI. Jahrgang.)

Dies das Bild des jungen, frühverstorbenen Dichters Sorge, wie es in uns lebt. Sorge ist eine im tiefsten Wesen glückliche Natur. Er erlebt überschwänglich die Äußerungen seines Künstlertums. Da glaubt er fest an sich, an seinen Beruf, da hat er keine Gelegenheit, skeptisch zu werden. Sorge ist Optimist. Er lebt in dem steten Bewußtsein seiner Dichterkraft, und daher auch in dem steten Bewußtsein einer Sendung. Er fühlt sich geborgen in der Hand der Mächte, die ihm die Sendung gegeben haben. Sorge kennt das Glück des Magdtums. Er ist eine „franziskanische", also im tiefsten Sinne „katholische" Künstlergestalt.

Dies der feste Kern der Mythologie des Dichters Sorge, die (wie bei jedem großen Menschen) sich erst allmählich von den Nebelwallungen persönlicher und gruppenbedingter Vorurteile zu befreien haben wird. Dies die lebenformende und gestaltenzeugende Grundstimmung sowohl der Nietzsche-Schülerschaft Sorges (Resultat ihrer Entwicklung: „Der Bettler") wie auch der christlichen („Guntwar" und „Gericht über Zarathustra") und endlich katholischen Periode. („Mutter des Himmels", „Metanoeite", „König David".)

Man nennt Sorge einen „Expressionisten", einen der ersten Künstler jener „Richtung". Man sollte mit dieser Abstempelung vorsichtiger verfahren. Sorge hat nämlich zu dem Expressionismus der Berlin-Prager Richtung, wie er sich als ethisch-soziale Ideenströmung in politischem Zeitgewand durch den Verlauf des Krieges entwickelt hat, keine unmittelbaren Beziehungen, weder im Sinn persönlicher Berührung noch auch im Sinn gedanklicher Gemeinschaft. Wer den Expressionismus Sorges nennt, darf vielmehr nur an die Zugehörigkeit zu der gleichen, etwa 1910 zu Wort kommenden Generation denken. Sorge ist doch wohl der einzige, der das Wesentliche des Ringens dieser Generation instinktiv an der Wurzel erfaßt und festgehalten hat. Sorge stellt sich in Kampfesstellung zur bisherigen Kunst, weil diese unter den verschiedenen Namen „Naturalismus", „Impressionismus", „Symbolismus", „Neuromantik" die stets gleiche, positivistische Weltanschauung vertreten hat. Er wehrt sich gegen die Enge der Verarbeitung eines Außer-Ichs, soweit es dem „inneren" und „äußeren" Sinn zugänglich ist. Sorges Kunst verschreibt sich vielmehr einem erneuten Gefühlsleben, einer Verinnerlichung des Gemütslebens, die über zaghafte Andeutung und scheues Symbol hinausgeht zu religiösem Erlebnis und Bekenntnis. Sorges Kunst ist von vornherein Rückkehr zur Wesensbestimmung des Menschen in dem Verhältnis zur Gottheit.

Sorge ist stets Mystiker. Mensch und Gott sind die Pole seines Motiverlebnisses. Alles sonstige Außer-Ich hat nur Bedeutung als Förderung oder Hemmnis des mystischen Erlebens. Auch das künstlerische Schaffen ist nur eine besondere Art des mystischen Erlebens, nämlich das Erlebnis der Wortgeburt der Gottheit. Diese Grundbestände Sorgescher Kunst, die die strenge Vereinsamung des Künstlers verlangen und fast alle Kulturverflochtenheit halb ängstlich, halb leichtfertig abweisen, bleiben über die religiösen Wandlungen des Be-

kenntnisses hinaus bestehen und sich gleich. Die christliche Kunst erscheint als Fortführung oder Erfüllung der heidnischen Periode nur insofern als sie den unbestimmten Begriff einer „mystischen Macht" durch den festumrissenen Begriff des Christengottes ersetzt.

* * *

Sorge drängt nach dem Glück des tatenlosen mystischen Lebens, nach ungestörter Betätigung seiner mystischen Einsiedlerbedürfnisse, die sich einzig aus dem Quell der Gefühlswallungen speisen. Sein Kunstwollen schränkt sich damit ein. Sorge kennt nur sich, den mystischen Menschen. Seine Kunst ist Objektivierung dieses stetigen Ich-Erlebnisses, einerlei, ob in direkter Bekenntnisform (wie im „Bettler", im „Guntwar", im Sang „Mutter des Himmels") oder in der Maske fremder (biblischer) Gestalten. Sie ist daher stets im Grund Gestaltung positiver Lebenswerte. Alles Außer-Ich, alles Unreine, Negative, läßt Sorge nur als Umrahmung gelten. Seine Kunst ist stets antiproblematisch eingestellt. Sie ist Kult des mystischen Glücks, kein Kult der Passion. Sie ist im tiefsten Wesen untragisch.

Sorges Kunst der Gefühlswallungen scheint auf den Weg der Urform der fühlenden Seele, auf die Lyrik hingewiesen. In der Tat hat sich Sorge oft und mit Glück lyrisch betätigt. Aber sein eigentliches Werk liegt auf dem Gebiet des Dramas; allerdings eines Dramas besonderer Art.

Sorges dramatische Dichtung geht nicht auf Höhepunkte aus, die im gewöhnlichen Sinne als solche betrachtet werden: nicht auf die schärfste Kontrastierung einer Tragik. Gewiß, auch solche Szenen kennt Sorge. Sie beweisen die Kraft des Dichters, der sich im Augenblick der Ergriffenheit auch dem Erlebnis einer ihm weniger entsprechenden Art hingeben kann. Aber wesentlichste Ausdrucksform Sorgeschen Künstlertums sind erst die Szenen mystischer Inbrunst. Auf sie arbeitet der Dialog hin. Die Menschen steigern sich gegenseitig und treiben sich zur Entladung jener Inbrunst hinauf. Oder der einzelne Mensch reibt sich an seiner Umgebung bis zur Entzündung der Beglückung. Im Augenblick der Beglückung aber lebt Sorge dann sein eigentliches Leben. Die Worte drängen sich, übervoll von dem Reichtum des Gefühlsergusses, sie quellen stammelnd und sich im Ausdruck immer wiederholend hervor. Keine Reflexion tritt zwischen das Ausfluten der Gefühlselemente. Sorges wesentliche Kunst ist wie der Tanz Davids „eine einzige trunkene Innigkeit".

Sorges Dramatik ist geboren aus dem Bedürfnis, sich in die Gegenwartschau geschaffener Gestalten, die seinen mystischen Drang verkörpern, hineinzufiebern, um zur Inbrunst vordringen zu können. Seine dramatischen Szenen sind steigende Anreizungen mit dem Ziel einer mystischen Wollust. Die Form der Lyrik würde Sorge die Möglichkeit dieser Steigerung eher versagen. Sie ist für ihn meist erst möglich als Ausdruck schon erreichter Steigerung.

* * *

Das Schwergewicht des Interesses für Sorges dramatische Kunst ist bisher fast allgemein auf dem dramatischen Erstling, der Dichtung des Neunzehnjährigen, dem „Bettler", haften geblieben. Mit Unrecht. Mag die „dramatische Sendung", ein Bekenntnis zu dem Nietzsche-Ideal der Höchstentfaltung des Menschtums, in der Unmittelbarkeit des Gegenwarterlebens der markantesten Szenen nicht wieder erreicht worden sein, mögen die hinreißend schönen rhetorischen Ausbrüche eines jugendlichen Enthusiasmus auch für Höhepunkte Sorgescher Wesensäußerung zu gelten haben, — als Ganzes ist der Bettler doch nur „Programm", Auftakt. Was der Dichter selber des öfteren als Mensch und Künstler zu betonen für wichtig hielt, sollte doch nicht gar zu sehr in den Wind geschlagen werden.

Zwar steht auch „Guntwar" (Verlag Josef Kösel, Kempten-München 1914) noch im Zeichen der Vorbereitung. Der Untertitel „Die Schule eines Propheten" will das andeuten. Als Zusammenfassung diffuser Motiv- und Formtendenzen mag „Guntwar" sogar noch mehr als „Sucher" zu gelten haben als der Bettler. (Das liegt an dem großangelegten Vorwurf einer mehr realistischen Nebenhandlung, die jedoch die eigentliche Autobiographie der künstlerisch-mystischen Sendung des Titelhelden verdrängt und selber ins Gefühlausströmende einbiegt.) Aber ein Fortschritt wird deutlich, sobald man das Hauptmotiv eben der überall vorhandenen künstlerisch-mystischen Sendung nach der Tatsache der Formulierung hin befragt. Im „Bettler" ein stets rauschsüchtiges Verlangen nach Zielformulierungen, die das Wesen der Sendung und ihrer Verwirklichungsmöglichkeiten ausdrücken wollen. „Ewiges Leben!" „Durch Symbole der Ewigkeit zu reden!" Ein krampfhaftes Suchen nach Intuitionen, von der Gnade der Gottheit beantwortet, die Antwort muß jedoch notwendig rein formaler Begriff bleiben. „So wäre dies dann ein Ziel... Ein Wesen der Sendung — schmerzlich — schmerzlich, denn die Sendung bleibt — zwar schafft sie näher — aber die Sendung bleibt." Dieses Reflektierenwollen über Sinn und Aufgabe der Künstlersendung, diese Scheinproblematik (denn in Wahrheit ist im Bettler eine eigentliche Problematik nur Einzelerlebnis des fünften Aktes und entsprechend der unproblematischen Natur Sorges sehr bald und sehr leicht überwunden) verliert sich im „Guntwar". Der reine Mystiker, der „franziskanische" Mensch kommt zum Vorschein, kommt bewußter zum Vorschein. „Es wird wahrlich gut. Ja, es wird bereitet. Sie alle werden wohl bereitet werden, ein jeder auf seine Art. Ich weiß nichts dieser Art, denn sie steht beim Vater. Ich kann nur bei mir verbleiben, tun, was geboten wird. Ich brauche nicht zu sorgen,

denn Sein ist jede Sorge; aber auf mich habe ich acht zu haben. Ich rede, Er gebietet's; stumm bin ich der Wüste gleich, Er gebietet's. Es wird wohl werden, und ich werde wohl bestehen; davon ich nichts weiß, wird für sich reden, und was ich weiß, wird bescheiden sein. Ich will fort, Wasser tragen helfen." Mit einer einzigen Tatsache zu sprechen — Guntwar ist nur noch Prophet. Vom Dramatiker ist überhaupt nicht die Rede.

Es gilt für den Dichter Sorge zu warten, bis die Zielintuition eines bestimmten neuen Dramas den Weg im Einzelfall zeigen wird, den Weg der Sendung. Und die weiterführende Zielerkenntnis kommt. Sie wirkt sich zunächst in den Gedankengängen aus, die den von Nietzsche zum Protestantismus Zurückgekehrten zur katholischen Kirche führen. (Vgl. Carl Muth in „Die Tat" XIII, 1.) Der Katholik Sorge nimmt sodann von den Offenbarungen des Christengottes als den nunmehr erkannten Symbolen der Ewigkeit Besitz. Die Mysteriendichtung wird Erfüllung der Bettler-Sehnsucht. Als Sorge das Manuskript der Weihnachtsmysterien „Metanoeite" im Verlag abgibt, meint er: „Ich glaube, hier ist zum erstenmal gelungen, objektiv zu dichten." (C. Muth.)

Nun muß zwar die Formel einer „objektiven" Kunst bei einem Dichter wie Sorge in materieller Bedeutung trügerisch genannt werden. In den Stoff eines Mysteriums hineingetragene Inbrunst bleibt auch in der Variation der Stoffgebundenheit Eigentum des Künstlers. Aus der Hingabe an das Urerlebnis ist Hingabe an das mit einem Bildungsstoff verbundene Erleben geworden. Sorge sucht sich in den biblischen Gestalten wieder. Aber dieses Sich-wieder-Suchen ist andererseits und künstlerisch gesehen wirkliche Erfüllung der künstlerischen Aufgaben und Anlagen des Dichters Sorge, sobald man die Formel der „objektiven" Kunst im Gegensatz zum Dichter rein formal deutet. Denn erst durch die scheinbare Selbstentäußerung wird Sorges mystisches Erlebnis zur hingabefreudigen, schlackenlosen Reinheit geläutert. Wir kehren zu der Darlegung zurück, weshalb sich Sorge zum Dramatiker berufen fühlen mußte.

* * *

„Metanoeite" und „König David" („Mystische Zwiesprache", z. T. in der Zeitschrift „Hochland" veröffentlicht, soll demnächst in Buchform hinzutreten) — die Höhepunkte Sorgescher Kunst. Hymnen des mystischen Magdtums, voller Süße, Ausdruck reinster Ergriffenheit und göttlicher Beglückung. Ein anderes aber ist es, das „Gericht über Zarathustra", das der Verlag Kösel & Pustet kürzlich der Öffentlichkeit übergab (Verlagsabteilung Kempten, 1922), dem Verständnis des Lesers näher zurücken. Fällt doch die „Vision", die zeitlich nach dem Bettler folgt, gänzlich aus dem Rahmen der oben umrissenen dramatischen Entwicklung heraus.

Nachdem wir hier den Werdegang des „eigentlichen" Sorge angedeutet haben, verlangt die Beschreibung des soeben aus dem Nachlaß Sorges herausgegebenen früheren Werkes die Rückkehr des Lesers in den Bezirk des streng Biographischen. Es handelt sich um das aufregendste Erlebnis in Sorges ganzem Leben: um die Begegnung mit dem Werk Nietzsches. Nietzsche ist für Sorge eine Revolution gewesen von wesenbestimmender Bedeutung.

Im achtzehnten Lebensjahr liest der junge Sorge zum erstenmal Nietzsche. Der erste Eindruck ist geradezu überwältigend. Das Tagebuch und eine noch nicht veröffentlichte dramatische Dichtung aus dem Juni-Juli 1911 („Zarathustra. Eine Impression") wissen davon zu berichten. Und das Nietzsche-Erlebnis trägt dauernde Frucht. Alle früheren Vorbilder werden abgelöst. Geistesrichtung und Erlebnisrichtung werden ebenso neu geprägt wie die ganze Art des Auftretens und der körperlichen Haltung. Die Schriftzüge der Handschriften zeigen damals ungeheuerlich selbstbewußte Lettern. Sorges Nietzsche-Erlebnis geht tief. Was Sorge in Nietzsche sucht und findet, ist die inbrünstige Liebe des adeligen Menschen, die alles Menschentum zur Höchstentfaltung führen will. Die Zarathustra-Idee nimmt Sorge gefangen und läßt ihn nicht nach den näheren Umständen und Ausdeutungen des spezifisch Nietzscheschen fragen.

Hier muß in der Folgezeit die Kritik an Nietzsches Eigenart einsetzen. Sie tut es, ohne zunächst das Zarathustra-Bild zu verwischen. Der „Bettler" steht noch im Zeichen des Übermenschen. Dann aber bricht die Welt Nietzsches ruckhaft und vollständig in sich zusammen. In einem Fischerdörfchen an der Nordsee, in tiefer Einsamkeit geschieht die Rückkehr Sorges zum Christentum. (Zunächst wieder zum Protestantismus der Jugend.) Der Dichter wird hier zum wirklichen „Mystiker". Visionen überfallen ihn. Gesichte werden ihm gegeben. Nur andeutend berühren die Briefe an einen Freund diese Zeit seelisch-geistiger Befruchtung. Bei vertrauten Menschen aber schüttet Sorge im Gespräch die Fülle seiner Offenbarungen aus. Und auch zwei Dichtungen, „Gericht über Zarathustra" und „Guntwar", versuchen, aus der Erinnerung jene Einsamkeit zu beschreiben; „Guntwar", das Drama, gedämpfter, in lyrisch gesättigten Monologen; die episch gehaltene „Vision" lebendiger, dramatisch wirksam, in der Form scharf formulierter Didaktik.

Das jugendliche Feuer der „Vision" entsprüht aus der Möglichkeit, in der „Vision" die Ausdrucksform der Anrede an Zarathustra, d. h. das gewesene Ich nutzen zu dürfen. Sorge fühlt eine ekstatische Berufung in sich. Das Nietzschebuch des Zarathustra, Symbol des ganzen Nietzsche, erwächst vor seinem geistigen Auge zu einer Ausgeburt der Hölle. Der junge Prophet nimmt mit dem Pathos der heiligsten Überzeugung den Kampf auf und führt ihn mit dem Schwung des persönlichen Glaubens, in dessen Inbrunst er göttliche Hilfe zu spüren glaubt. Dieser

Enthusiasmus ist es nun gerade, der aus dem didaktischen Vorwurf der „Vision" ungemein starke künstlerische Wirkungen herausholt. Alles Begriffliche ist ins Bild umgesetzt und so unnachahmlich eindringlich gemacht. Die prägnante, überraschend treffsichere Formulierung jedes Einzelgliedes des Nietzsche-Weltbildes und der Christuslehre zeugt von einer außerordentlichen Anspannung aller gedanklichen Fähigkeiten. Der dithyrambische Charakter der freien Rhythmen und der poetischen Prosa trägt einen durchaus eigenwilligen und selbstsicheren Charakter. In dem epischen Bericht der „Vision" erhebt sich Sorges Sprache zu mächtig erdröhnender Wucht.

Zeugnis des Künstlers ersten Ranges — der eigenen Veranlagung zum Trotz zeugt sich eine Dichtung, die gedanklichen Ursprungs ist, den Hymniker der dramatischen mystischen Idylle auf Grund überstarken „Erlebnisses" Lügen straft und trotzdem von uns Nachprüfenden als eins der wichtigsten Bücher des gegenwärtigen Augenblicks bezeichnet werden muß. Es wird nur dank der heute ungewöhnlichen Motivbetrachtung eine Weile dauern, bis sich das Buch seinen Platz an der Sonne errungen hat.

Briefe über katholische Literatur

Von Leo Weismantel (Marktbreit a. M.)

Erster Brief

An den Toren der Kirche

Katholische Bücher — sagte man einst — werden nicht gelesen; man meinte, von Nichtkatholiken nicht gelesen. Ist das nicht vollkommen natürlich? Es gibt eine katholische Literatur, die innerhalb des katholischen Bezirkes bleiben wird und bleiben muß. — Aber dort, vor den Toren der Kirche, wo sich jene begegnen, die die Kirche verlassen und jene, die auf die Kirche zuschreiten, in jener Zone geistigen Kampfes um letzte Lebensentscheidungen wurden und werden je und je „Katholika" gelesen. Wenn die Katholiken in den letzten Jahrzehnten vom Vorwurf der „Inferiorität ihrer Literatur" — welch kurioses Wort! — aufgepeitscht sich zu „Höchstleistungen" aufzuraffen begannen, so konnte das nur den Willen bekunden, in eine überkonfessionelle Zone, in den Geisteskampf des gesamten Volkes vorzustoßen. Aber diese „katholische" Literatur blieb gleichwohl stofflich konfessionell, nur wurde sie jetzt für Katholiken gewissermaßen im Angesicht der außerkatholischen Welt geschrieben — nur ausnahmsweise für Nichtkatholiken.

Es war einmal — das hört sich wie ein Märchen an —, daß einer auf den kuriosen Gedanken kam, „Briefe an große Tote" zu schreiben und als Buch auf unsere Kauftische zu legen. Aber nötiger sind uns armen Wichten in den Vorhöfen der Kirche Briefe an ganz alltägliche, noch nicht gestorbene Zeitgenossen. Nur das ist „wirklich". Und nur aus den seelischen Bindungen dieser aus der Kirche Fliehenden, den auf die Kirche zu Wallfahrenden, in der Kirche Geborgenen und fern von ihr um geistiges Leben und geistigen Tod Ringenden läßt sich jene „katholische Literatur" verstehen, von der intra et extra muros geredet wird. Bücher sind nur Wege von Menschen zu Menschen.

Wo sind die katholischen Menschen und wo ihre Bücher?

Wo sind die, die von jedem Nichtkatholiken beargwöhnt werden? Es ist ein durch alle Zeiten hindurchgehendes tragisches Gesetz, daß die Menschen es nicht vermögen, ihre menschlichen Geschäfte als solche zu nehmen und zu geben, zu beurteilen, zu bekennen, sondern all ihr Einzeltun mit einer überindividuellen Wirklichkeit (mit Gott oder der Kirche) oder mit einer Utopie (einer „Idee", welche den Kitt zu einer erträumten Gemeinschaft darstellt) zu verbinden. Die Lehre der Christen, daß all unser Handeln Ausfluß unseres Gottdurchdrungenseins sein soll, wird verbogen: Das Versagen des Menschlichen, das die Gnade und Mithilfe Gottes ablehnt, wird nicht als Schwäche oder Fehler oder Schicksal der Menschen, sondern als Versagen Gottes oder der Kirche genommen. An der Unschärfe des menschlichen Denkens ebenso wie an dem Mangel der Demut, die sich in Gottes Willen fügt, entzündet sich der Streit der Christen gegen Gott — hier hebt die Auswanderung aus der Kirche an. Die letzten Jahrzehnte haben durch die überall stattgefundene Überorganisation diese Tragik verschärft. Da ward in katholischen Kreisen kein Verein gegründet, und sei es auch nur zum Tabakrauchen, zu sonntäglichen Ausflügen auf dem Zweirad oder zur Rindviehzucht, der sich nicht eigens als katholisch benannte, der menschliches Getriebe unter dem Firmenschild der Kirche häufte, ohne die ethische und sittliche Bindung eingegangen zu sein, die dieser Name auferlegt. Das ist nichts typisch Katholisches, nicht anders machen es die „Patrioten", nicht anders diese und jene, schließlich alle, aber hier wächst überall und auch in der Zone des Katholischen das furchtbar wuchernde Unkraut des geistigen Todes. Das Hereinbrechen katholischen Geistes in die außerkatholische Welt beginnt erst dort, wo, entsprungen aus dem „Inferioritätsstreit", der Mensch als selbstverantwortliches Geschöpf mehr gelehrt, mehr gefordert und mehr gelebt wurde.

Ein zweites Kampffeld trägt die Streiter um das Vorwalten der intellektuellen Wissenschaft als Leben bestimmender Kraft, und zwar um das Vorwalten einer voreingenommenen intellektuellen Wissenschaft, die ihre eigene Voreingenommenheit gegen die religiösen Urkräfte der Menschheit, die vor plump zugreifender Hand zurückweichen, unendlich lange Zeit hinter dem Spießbürgerschild „wissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit" verbarg. Auch die katholische Akademikerschaft wurde wie die ganze Welt von diesem schwindelhaften „Führertyp des Intellektuellen", des „Gehirnspezialisten" gebannt. Dieser Führertyp war umgeben mit dem Heiligenschein „der" Bildung und war überall zu finden, wo Macht und Ansehen verteilt wurde, aber er fehlte auf der Kanzel der katholischen Kirche, lange fehlte er dort; heute, da die übrige Welt diesen Führer in breiter Front entlarvt und sich

von ihm erlöst, taucht er zuweilen auf dieser katholischen Kanzel auf. Daß er dort früher fehlte, gewiß, daran litt das Ansehen der Kirche einen zeitlichen Schaden, aber die Kirche konnte diesem Typ, wenn ich Geschichte recht verstehe, die Kanzel nicht überlassen, sie, die Kirche, mußte irgendwie — auch um den Preis eines zeitlichen Schadens — dokumentieren, daß die Welt im Irrtum war, wenn sie die menschliche Weisheit, die von Irrenden abhängig ist, höher schätzte als die ewige Weisheit, die aus dem Munde des Toren ebenso als Wunder hervorbrechen kann wie aus dem Munde des „Gelehrten". Diese Geisteskämpfe schufen ihre Literatur und schaffen sie heute noch und schaffen sie auch im katholischen Lager dort, wo die übrige Welt sich von ihr schon durch Erbrechen befreit, in erschütternder Weise. In Tagen, in denen die ganze außerkatholische Welt das Versagen einer sogenannt „naturwissenschaftlichen", rein mit den äußeren Erscheinungsfolgen experimentierenden Forschungsmethode vor den Urgründen des Lebens erkannt hat und sich von ihr abwendet, wird mancher katholische Gelehrte „modern", besetzt die verlassenen Gefilde enttäuschter Geschlechter nun als sein schwer errungenes Neuland, ohne zu merken, welche Gotteslästerung schon im Namen einer „experimentellen Theologie", in einem wissenschaftlichen Belauern des Beichtkindes zur Feststellung der „Psychologie der Reue", in einem Belauern der „Vorgänge einer Konversion" steckt. Das, was jeder im Geiste Lebende, sei er Heide oder Jude oder Christ, wieder als unfaßbare Macht, als „Ananke", was der Katholik als göttlichen Gnadenakt oder gerichthaften Gnadenentzug als Unwägbares ehrfurchtsvoll erschauernd erkennt, wird den geistig Toten zu einer chemischen Formel, zum mindesten aber zu einem beschreibbaren Vorgang, zu einem interessanten Unterhalter von in geistiger Langeweile Geplagter, und dieser grauenhafte geistige Tod in vielen nur deshalb, damit auch die katholische Literatur um Gottes Willen nicht „inferior" sei, damit bei einer Statistik der Universitäten Deutschlands sich nur ja ein „paritätisches Verhältnis" errechnen läßt.

An diesem für den Katholiken etwas peinlichen Zweig der Literatur — es ist nicht der Stamm, ja, kaum Zweig — sitzt diese Mistel, sich nur nährend aus dem Blut der Kirche, im Geäst. Den Stamm bildet die von Nichtkatholiken kaum beachtete Literatur der breiten, intellektuell nicht durchgebildeten Massen, die Krone aber greift in das geistige Leben der Intellektuellen, ja, nur der Intellektuellen. Eine Volksliteratur, die alle Schichten der Gläubigen umfaßte, kennt auch der Katholik nicht, weil auch der Blick des intellektuell geschulten Katholiken, des Geisteskämpfers, gebannt war durch die „Sachen in Raum und Zeit" und über den Sachen, den Problemen die Menschheit selbst vergessen hatte. Diese Erinnerung an die Menschheit taucht erst dort wieder auf, wo die geheimsten Mächte der Verbundenheit aller geistig Lebendigen, die Mächte der Sprache wieder bemerkt, wieder problematisch und aus ihrer Problematik erlöst werden. Aber auch der Denker, der aus der Wissenschaft herausbrach und die Wissenschaft in das Denken wieder erlöst hat, fängt erst an, die Problematik der Sprache zu empfinden (so Ferdinand Ebner, „Das Wort und die geistigen Realitäten" — aber Ebner ist kein Katholik!) —, nur beim Dichter erscheint die Sprache zuweilen bereits erlöst. Ansätze zu einer volkhaften Literatur finden sich so auch bei den deutschen Katholiken nur im Bereich des Dichterischen, aber keineswegs auf der ganzen geistigen Front, die ganze geistige Front steht noch im Ringen und in den Kämpfen der „Intellektuellen", aber sie bricht aus der konfessionellen Gebundenheit hinaus, besinnt sich wieder einer Weltsendung des Katholizismus. In den Katholikenheften nichtkatholischer Kreise (den beiden Katholikenheften der „Tat", dem Katholikenheft der „Österreichischen Rundschau") wird dies ebenso offenbar wie in Verlagsgründungen (Matthias-Grünewald-Verlag, Theatinerverlag, die, weil ausgesprochen katholisch, bereits eine genügend breite Tragfläche katholischer Intellektueller fanden, während der bewußt die Zwiesprache der Bekenntnisse heraufführende „Patmosverlag" als wirtschaftliches Unternehmen getilgt werden mußte, da diese Zwiesprache der Geister heute nur erst im Freundeskreis, nicht in einem Kulturkreis möglich ist). Aber dies Wissen der katholischen Literatur um die außerkatholische Welt einerseits, die Annäherung der außerkatholischen Welt andererseits an die Pforten der Kirche, ist großenteils noch in den Wirren der Gärung. Viele Katholiken fühlen den Wandel der Zeit und glauben an ein Heranmarschieren der Menschheit auf die Güter der Kirche, und nun teilen sie vom „Überfluß der reichen Schätze der Kirche" aus. Die Stunde macht betriebsam. Andere teilen — wie in den beiden Katholikenheften der Tat — ihre eigene Problematik aus. Eine dämonische Geschäftigkeit läßt nirgends zu Ruhe und Klarheit kommen. Die Kirche wird von ihren Gläubigen in dieser „Stunde der Gnade und Bekehrung" mit erneuter heiliger Freude umfaßt, aber die Menschen lieben Gott und die Kirche nicht so sehr, daß sie sich selbst darüber vergäßen, sie wollen die „Bekehrung der Menschheit" nicht als einen stillen Gnadenakt Gottes vollzogen, sie wollen ihre Mithilfe an diesem geschichtlichen Vollzug dokumentieren. Argwohn flammt auf. Wer erkännte dann nicht, daß der „Katholizismus" Hefeles etwa eben nur der Katholizismus Hefeles, eher eine feuilletonistisch verklärte Häresie als der Katholizismus der Kirche ist, wieviel Bolschewismus, Antikirchentum in Max Fischers Aufsatz „Katholizismus und moderne Kultur" des Tat-„Katholiken"heftes stak, ohne daß katholische Kritik dies notierte — welche Gefahr für den Katholizismus selbst — selbst in der „Liturgischen Bewegung" — stecken kann, da sie viele ihrer Anhänger dahin „begeistert", daß sie die Form, in der das Sakrament unter die Gläubigen tritt, mit der Wesenheit des Sakramentes in ihrem wahren Wert verschieben. Wer aber jene Urkräfte des Lebens sucht, die in der Kirche wirken, — was wiegen alle Güter der katholischen Literatur der zwei christlichen Jahrtausende auf seiner Wage, die ihm Leben oder Tod des geistigen Seins zumißt? Wirklich doch ein Nichts! Wer sich so heute der katholischen Literatur nähert, hüte sich, in ihr ohne weiteres „die Kirche" zu sehen. Die katholische Literatur, heute gewiß nicht mehr „inferior", heute auf gleicher und in vielem auf überragender Ebene als die „Literaturen" anderer

Kulturkreise des gleichen deutschen Volkstums, ist gleichwohl verfangen in alle Schlageisen unseres Zeitelends, unserer ganz allgemeinen geistigen Zerfahrenheit, unserer ganz allgemeinen blutenden Sehnsucht, unserer spießbürgerlichen Sattheit wie unseres glühendsten, bis in den Tod gehenden Opferwillens — ein fieberkrankes Kind im Arm der Mutter Kirche. Und vielleicht gerade dadurch berufen, sich den Nichtkatholiken zuzuwenden, und gerade darum bereitet, von den Nichtkatholiken gesucht zu werden, weil ein gemeinsames Schicksal uns alle umfängt. Die katholische Literatur ist sich dieser Verfangenheit in das Schlageisen der Zeit nicht immer bewußt, aus diesem Nichtwissen fließt zuweilen noch ein geistiger Hochmut wie andererseits auch ein stilles Glück des Besitztums unproblematischer Güter (beati possidentes!) den Blick für die Wirklichkeit nicht findet und so nicht weiß, daß Glück stumm werden muß, wenn wir zum Bruder kommen, der leidet. Die Sendung der katholischen Literatur kann ja letzten Endes keine andere sein als die der Kirche selbst: Die Menschheit aus dem Reich der Träume in die Wirklichkeit hinein zu erlösen und zu befreien. Dies kann sie nur — und nur dann hat sie Bedeutung auch für die außerkatholische Welt — wenn sie — katholisch wird. Ihr Wille ist es heute zweifellos mehr denn je, mit allen Menschen an das Werk der gemeinsamen Erlösung zu treten, wie es heute vielleicht auch mehr denn je Wille der außerkatholischen Welt ist, in diesen Lebenskampf wahrhaft „voraussetzungslos", d. h. im Geiste des gegenseitig liebenden Umfangens, im Geiste einer Schicksalsehe einzutreten. Es könnte sowohl der Kirche wie auch der außerkirchlichen Welt kein größeres Unglück geschehen als die Verhinderung dieser Gemeinschaft.

* * *

Wenn hier auf einzelne Erzeugnisse der katholischen Literatur hingewiesen werden soll, so kann dieser Hinweis zumeist nicht über die Namhaftmachung der Bücher hinausgehen. Die Zusendung durch die Verleger bestimmt mehr denn je die Zufälligkeit des hier Genannten, der zur Verfügung stehende Raum verbietet eine geistige Wertung über Stichwortbemerkungen hinaus. Dies zwang dazu, statt der Kritik des Einzelbuches zu einem Gesamtmaßstab zu schreiten, wie er im vorausgegangenen Teil meines Briefes versucht wurde und der auch für das einzelne nachbenannte Buch das Urteil des Berichterstatters erschließen läßt.

Eingelaufen sind: „Hochland", Zeitschrift; unerläßlich für eine Beobachtung des katholischen Geisteslebens, vor allem auch in seiner Berührung mit den außerkatholischen Kulturkreisen. „Stimmen der Zeit", Zeitschrift, empfehlenswert, im Stoffgebiet die Grenzen enger um das Katholische abgesteckt. „Die Bücherwelt", Zeitschrift des Borromäusvereins für Literatur und Volksbüchereien.

„Katholikenheft der Tat", bedeutsam durch seine Mitarbeiter. Es wird dem Heft schwer fallen, das „Imprimatur" der Kirche zu erlangen, die Kirche ist freier, als es die Katholiken sind. — „Katholikenheft der österreichischen Rundschau".

Das „Jahrbuch der deutschen Katholiken" überragt vor allem durch seine Sachlichkeit und geistige Freiheit die Katholikenhefte der „Tat". Verdient wie der Herausgeber, der „Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung", Köln, höchste Beachtung auch der Nichtkatholiken. Wir erhoffen von diesem Bund die Erlösung der Wissenschaft in das geistige Leben, aus der Akademikerschaft hinein in die Volksgemeinschaft.

Der gleiche Verband gibt eine eigene Bücherei „Der katholische Gedanke" heraus; bis jetzt liegen drei mit gepflegtem Geschmack ausgestattete Bändchen vor: Rademacher, „Die Gottessehnsucht der Seele"; Grabmann, „Wesen und Grundlagen der katholischen Mystik"; Dom Germain Morin, „Mönchtum und Urkirche". Diese Bändchen sind trotz ihrer Gediegenheit noch keine ganz lebendigen Bücher, noch zuviel eingestellt auf die „Abhandlung des Themas", so dürften sie ihren Zweck, lebendigen Menschen zu dienen statt Gelehrten, noch verfehlen. Herzlich dankbar aber wird jeder Katholik und für das katholische Leben Interessierte sein für das gleichfalls im Theatinerverlag erschienene schöne Bändchen „St. Philippus Neri", zwei Vorträge über seine Mission von Kardinal Newman.

Eine außerordentliche Bereicherung der katholischen Literatur ist die feinsinnige Ausgabe J. H. Newman von Przywara-Karrer (Verlag Herder): „Christentum" (6 Bände). Endlich ein Buch, das uns vom Gelehrtenehrgeiz einer „Gesamtausgabe" befreit, ein wahrhaft lebendiges, begeisterndes Werk; das „System" wird hier zum lebendigen Wuchs, die Darstellung wird zur Ansprache, die vom Leser Gegenrede und Entscheidung fordert. — Von Przywara ferner noch „Vom Himmelreich der Seele", bis jetzt erschienen drei Bändchen: „Geist," „Ernst", „Barmherzigkeit", tiefe und beglückende Lesungen in der Einsamkeit gottesdienstlicher Beschauung (Verlag Herder). Ähnliches versuchen: Heilmann, „Gottesträger", Wolpert, „In der Apostelschule" (Herder), Brey, „Wenn es in der Seele dunkelt" (Herder).

In der von Abt Ildefons Herwegen herausgegebenen „Ecclesia orans" erschien als IX. Bändchen: Casel, „Die Liturgie als Mysterienfeier", gediegene Wissenschaft, volkstümlich vorzutragen versucht, aber nicht in die Volkssprache erlöst. Diese Unerlöstheit aus der Wissenschaft haftet auch an der sonst trefflichen Ausgabe der „Fioretti oder Blümlein des hl. Franziskus" von Hans Schönhöffer. Müssen denn alle Bücher, die für Menschen geschrieben werden, für „Gelehrte" abgefaßt werden. Dieser Aberglaube ist ja gar keine „Bildung", ist ja gar keine „Kultur", sondern Unkultur und Parvenüeitelkeit. Ich weiß, daß unser ganzes Geistesleben so parvenühaft ist, das entschuldigt viel, aber man soll einmal begreifen, daß der Parvenü in uns überwunden werden muß. Wissenschaft muß ein Werkzeug menschlichen Geistes, darf nie menschlicher Sklavenhalter sein, das geistige Leben beginnt erst hinter der Wissenschaft. Darin liegt keine Geringschätzung, sondern eine Erkennung des wahren Wesens der Wissenschaft.

Eine treffliche Ausgabe der Fioretti, die nun mit gepflegtem Geschmack (schöne Bilder von Otto Graßl) Volkstümlichkeit für den „Mann aus dem Volke" ebenso wie für den Universitätsprofessor verbindet, erschien in einer Übersetzung von Otto Kunze bei der Tyrolia-Innsbruck.

An Stelle der alten Legendenschätze tritt immer mehr in der katholischen Literatur das Hinstreben zur Geschichte, sei es der Geschichte der Kirche, des Papsttums, einzelner Orden oder einzelner Persönlichkeiten. Hier liegen vor: **Bierbaum**, „Pius XI." (Verlag Bachem); **Seppelt**, „Papstgeschichte" (Kösel & Pustet); **Laux**, „Bonifatius" (Herder); **Crispolti**, „Don Bosco" (Herder). Leider bleiben diese Schriften zu sehr im Stofflichen, erreichen die geistige Fruchtebene nicht. Es fehlt an der Gestaltung. Wissenschaftler und Priester bleiben hier „Schriftsteller" und orientieren gut und trefflich. Was uns fehlte, wäre die Heranholung einer gestaltenden Darstellungskraft an das Wissen um Geschichte und Zustände. Erst wenn die Verleger uns solche Bücher gestalteten, nicht nur gewußten Wissens brächten, wäre eine geistige Ernte möglich; so bleibt alles Unterrichtung Wissensbedürftiger. Besonders hingewiesen sei auf „Christusideal und katholisches Ordensleben" von **Imle** (Kösel & Pustet), hier wird eine Seelengeschichte versucht.

Zuletzt einiges über das Kapitel „Dichtung". Die beiden Bücher der **Krane**: „Das Mithrasschiff", ein Roman aus dem fünften Jahrhundert, und „Die Leidensbraut" (Leben der Katharina Emmerich) sind Bücher für die breite Masse des katholischen Volkes und nur für sie gedacht. In „literarischen Kreisen" liest man — sehr mit Unrecht — solche Bücher nicht. Ich habe viele harte Urteile über den literarischen Wert der Romane der Krane gehört. Natürlich haben diese Urteile recht, und natürlich handelt es sich nicht um Dichtung. Es ist aber auch ein Spießbürgertum, solche Bücher nicht zu wollen und nicht zu bejahen. Sie sind auf ihrem Posten restlos zu bejahen, und ich habe sie mit größtem Vorurteil in die Hand genommen und Wertvolles aus ihnen erhalten. Ich bekenne das gerne. Die edle Gestalt der Verfasserin, ein Mensch tritt durch die Druckerschwärze hindurch zum Menschen. Ist das nicht genug? Gewiß, die „katholische Literatur" wird durch diese Bücher vor der nichtkatholischen und vor der literarischen Welt „kompromittiert", aber nur, wenn solche Bücher dann als große „Dichtungen" angekündigt werden. Der Name „Dichter" ist billig geworden. Mit Dichtung hat das nichts zu tun, und seit wannen ist der gerade, ehrliche Mensch so billig im Kurs, daß man ihm den Glorienmantel des Dichters umhängen muß, damit er Geltung vor den Menschen habe? Es ist beides verantwortungslos: Diese Bücher verächtlich zu behandeln und ihren wahren Wert zu verkennen, wie andererseits es verantwortungslos ist, sie als Dichtungen zu preisen.

Es sollten sich beide das gesagt sein lassen: der Literat und der Verleger. „Altenroda", Novellen von **Paul Keller**. Man ist traurig mit den Traurigen, heiter mit den Fröhlichen, ich habe oft herzlich gelacht und mich oft gefreut. „**Stumme Sünde**", ein Roman von **Peter Dörfler** (Kösel & Pustet), ein Roman, eine ganz große Dichtung. Das Schicksal dieses einfachen Schäfers, der einmal etwas Böses getan hat, über sich selbst so von Ekel erfaßt wird, daß er sich von seiner Schuld nicht durch das Bekenntnis befreien kann und an der Stummheit seiner Sünde erwürgt — wir haben wenig Dichtungen, in denen das Tragische mit solcher Wucht wieder unter uns trat.

Sonstige Einläufe: Cathrein, „Katholik und katholische Kirche". Schreiber: „Deutsche Kulturpolitik und der Katholizismus". Mausbach, „Religionsunterricht und Kirche". Eberle, „Katholische Wirtschaftsmoral". (Sämtlich bei Herder.) Mayer, „Deutsche Nationalerziehung und katholisches Christentum" (Kösel & Pustet). Noppel, „Die katholische Jungmännerbewegung" (Kolpingia, München). Zezschwitz, „Warum katholisch?" (Herder). Geyser, „Intellekt oder Gemüt?" (Herder). Weitzel, „Führer durch die katholische Kirchenmusik" (Herder). Grisar, „Lutherstudien" (Herder). Weber, „Das Alte Testament" (Herder). Schreiner, „Stundenbilder" (Kösel & Pustet). Hörmann, „Lebendiger Unterricht" (Kösel & Pustet). — Jugendschriften: Torrund, „Wegsucher ins Sonnenland". Grußner, „Bubi". Butsch, „Das Geschwisterhaus". Buol, „Das Sparkassenbuch". Buol, „Das Findelkind" (sämtlich Verlagsanstalt Tyrolia).

Börries von Münchhausens letzte Ernte[1]

Von Heinrich Zerkaulen (Berlin-Halensee)

Nein, und Gott sei Dank, es werden wohl nicht seine letzten Bücher sein! Aber der nun bald Fünfzigjährige steht schon im Erntekranz. Er ordnet ja so gerne. Und war und ist nicht umsonst dresdener Garderittmeister gewesen (und im Herzen geblieben), um nicht das Glück zu schätzen, jederzeit bereit zu sein und seine blanken Papiere vorweisen zu können. Wie bei allen Köpfen mit stark ausgeprägtem Traditionsgefühl regt sich auch in ihm die selige Lust am innersten Besitz gerade heute mehr denn je, da ringsumher alle Äußerlichkeiten wie Seifenblasen zerplatzen. Dieser letzte Wiesenstrauß seiner Lyrik ist mehr durchsetzt mit Aurikeln und verduftenden Rosen, denn mit dem stolzen Rittersporn und den flammenden Königskerzen seiner Balladen:

> O Gott, daheim, daheim — das Wort singt
> Holder als alle Nachtigallen am Wallgraben
> Und duftet, als wenn der Abendwind bringt
> Die süßen Kleedüfte, wenn sie im Regen gemäht haben.

Einfacher und schlichter ist der Kreis seiner Erlebniswelt geworden in diesem Buche. Das heimelige Nest, die Liebe zu Weib und Kind, die schöne Gottesnatur, Kindheiterinnerung und Idylle nehmen den weitaus größten Raum ein im dichterischen Rundblick dieses lieben Buches sehr besinnlicher Art und beschaulichen Formates. Und organisch mußte aus der einen Frucht die andere wachsen, dieses köstliche Prosabuch der „Fröhlichen Woche". Wie man des geliebten Menschen Kleidung und Haltung immerfort in Übereinstimmung findet mit seinen

[1]) „Schloß in Wiesen." Balladen und Lieder. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 150 S. Oktav. — „Fröhliche Woche mit Freunden". Stuttgart-Berlin 1922, ebendort. 147 S. Oktav.

Worten und Taten, so vergleicht man diese beiden Bücher mit der gleichen Lust an reiner Harmonie. Ja, dieser Dichter liebt die Ordnung und etikettiert darum seine eigene Kunst selbst und trefflich zugleich schon zu Beginn: „Entwicklungsgeschichtlich komme ich von Strachwitz her, der die große Liebe meiner Jugendjahre war, daneben von den Volksballaden, die ich in den Sammlungen meiner Mutter wieder und wieder verschlang. Später wirkten Bürger, Fontane, Meyer, gelegentlich wohl auch Dahn auf meine Balladen, dagegen kaum der große deutsche Lyriker jener Tage, Liliencron, den ich erst sehr spät kennen lernte."

Aber dann besinnt er sich selber schon ob dieses oberlehrerhaften Tones, der so schlecht zu ihm passen will. Und plaudert lieber frisch von der Leber weg, von seinem Woher und Wohin, von seinen Umwegen und seinen Sehnsüchten. Berlin taucht da auf, und die Namen lieber Toten grüßen noch einmal. Denn schon damals — wie sagt doch Börries von Münchhausen so bezeichnend: „Bis nach genau einem Jahre die Sternschnuppe erloschen war und Berlin, das nie eine Kunst, sondern immer nur ein Nouveauté will, einem neuen Stern zujubelte." Mit dem feinen Takt des ritterlichen Hausherrn zeigt er seinen Gästen die ehemaligen Musenfreunde natürlich nicht im Negligé. Er ist fast rührend bemüht, nirgends anzustoßen. Wenn seine „Wachtmeisternerven" manchmal (und, o Schreck, ausgerechnet bei dichtenden Frauen), mit diabolischem Zwinkern ein köstliches Wörtlein schlagfertiger Charakteristik auch mit dem besten Willen nicht zu unterdrücken vermögen. So wenn er von der Anna Ritter sagt: „Auf die Dauer war zuviel Vordergrund an ihr." Oder noch besser, wenn er liebend einer Marie Madeleine gedenkt: „Schon ihre Buchtitel wirken wie ein Haufen angebrauchter Dessous." Also Berlin hat ihm keineswegs gefallen, wenn auch seine künstlerischen Nerven hier verfeinert wurden und die Freunde gelegentlich schon Gottesdienst trieben mit der Klangwirkung und dem Ausprobieren allerfeinster Nuancierung ihrer Verse. Ergötzliche Geschichtchen weiß Münchhausen darüber zu erzählen, die jedem Kenner dieser Technik bis in die Seele hinein Spaß machen. Aber die Erinnerung an jene künstlerische Boheme in Berlin mit all ihren — wir wollen ja ehrlich sein! — Bücklingen und Verbeugungen, mit all ihrem Neid und ihrer Mißgunst, veranlaßt den Dichter nach Jahren noch zu der Festellung: „Der so oft ausgesprochene Satz gilt auch für mich: Der deutsche Künstler hat einen Schuß Philistertum nötig, um nicht auseinanderzufallen." Sehr begreiflich also, daß ihm auf diese Weise „im Schriftsteller-Café der Wert seines Elternhauses, auf der Friedrichstraße der Wert seines heimatlichen Dorfweges klar werden mußte!"

Und greifen wir in dieser Parallele wieder zu seinem Gedichtbuch „Schloß in Wiesen", so findet sich der künstlerische Niederschlag dieses Erlebnisses klar umrissen in der Verszeile:

> Und je höher
> Du die Mauern um dich baust,
> Um so reicher, um so näher
> Du dein Glück im Engen schaust.

Wenn uns schon einer einladet, eine Woche lang als Gast an seinem häuslichen Kamin zu sitzen, so gibt es halt allerhand zu hören, ernstes und heiteres. Und kommt einer so mählich an die Fünfzig, wird er wohl immer heiterer und gütiger. Manche Farben, einst grell, von denen man nie glaubte, sie würden abdunkeln können, sind längst verblaßt. Manches Urteil, einst schroff und wie mit eherner Faust eingegraben in ein Menschengeschick, ist umgebogen, hat ein anderes und versöhnlicheres Gesicht gefunden. „Wer will aufstehen und richten?" fragt da Börries von Münchhausen. — „Ich getrau es mir nicht. Ich wußte mein Ziel und ging meinen Weg und erreichte mein Ziel. Mag ein anderer andere Wege gehen, aber mir meinen Weg nicht bekritteln, bevor wir wissen, ob er denn auf dem seinigen am Ziele ankam. Dies scheint mir nämlich sehr wichtig. Aber auch nur für ihn und nicht für mich."

Doch des lieben Gastherrn Plauderkunst ist vergleichbar einer edlen Stimme. Einmal eingesungen, klettert sie immer höher, klingt immer leichter und befreiter, sich selber zur Lust und uns zur Freude. Und der sehr Ordnung liebende Dichter und Freiherr bündelt einen Packen Briefe auf. Da fallen denn lauter lustige Erinnerungen an Vorträge, Reisen, Menschen und Begegnungen heraus. „Ist das nicht nett, wie überall unsichtbar die Gedichte vor uns Verseschmieden herlaufen! Lautlosen Trittes wie der gestiefelte Kater sind sie uns vorangegangen auf so vielen deutschen Wegen, und wenn unser Wagen hinterher kommt, so gehört schon alles dem Marquis von Carabas!" Da steht beispielsweise der höfliche Eindringling vor uns, den wir alle schon kennen aus eigener Erfahrung, der von dem „über alles" geschätzten Dichterkollegen seine eigenen Verse beurteilt haben möchte:

> Und schon erfolgt der Griff, der rasche,
> Rechts in die warme Busentasche

sagt Wilhelm Busch. Aber auch jenen blutjungen Leutnant gewinnen wir lieb, der nach einem Kasinovortrag des Dichters, noch ganz benommen von dem soeben Gehörten, in Begeisterung ausbricht: „Gottverdammich, Münchhausen, dich hat de Muse ja lausig geküßt!"

Und in all den ernsten Erinnerungen ist eins der ernstesten Kapitel, das dem Krieg gewidmet ist. Nicht jene Hurra- und Drauflos-Stimmung verflossener Schreibtischstrategen. Der Gardereiter war selber mit dabei, hat selber seine Haut mehr als einmal zu Markte getragen und das Letzte riskiert. Nicht in irgendeinem politisch belasteten „reaktionären" Sinne betrauert der Dichter sein Deutsch-

land von heute. Er tut es nur wie jeder aufrechte Kerl von uns, der die Dinge getrost beim rechten Namen nennt. Darüber hinaus aber geht des Dichters Münchhausen Einstellung zum Kriegserlebnis. Da teilt er Tagebuchblätter mit, allerkleinste Ausschnitte, aber so plastisch gesehen und in ihrer Knappheit so meisterhaft geformt, daß sie nur mit Stellen aus Liliencrons klassischen Kriegsnovellen verglichen werden können. Etwa, wenn er in das befreite Goldap einrückt: „Jubelnd, lachend, weinend eilte die Bevölkerung auf uns zu, im Galopp prasselten wir, den blanken Pallasch in der Faust, über das holperige Pflaster des Städtchens, hoch in der Luft brüllten die russischen Granaten ihre wundervollen Orgellieder, ein brennendes Haus krachte zusammen, gerade als ich neben ihm war, mit einem mächtigen Sprunge setzte mein Pferd zur Seite und stürzte in Rauch und Funkenregen ums Haar am Pflasterrand nieder."

Wundervoll, wie in diese wenigen Druckzeilen der Dichter ein ganzes Romankapitel hineinpreßt! Und wiederum dasselbe beobachten wir in den Versen dann. Auch in diesem Buche der Erinnerung findet sich ein Abschnitt „Im Kriege und nachher". Ein gleicher Niederschlag des grausig Erlebten, künstlerisch aber nur ein paarmal in straffster Form festgehalten. So in der balladesken Schilderung einer „Begnadigung": Ein Leichenräuber am Pfahl, schon ist der Halfterstrick für ihn geschlungen, da finden sie in seiner Tasche das liebliche Bildnis eines Knaben. „Er ähnelte so meinem Jungen weit drüben in der Wüste Ural" stammelt der zum Tode Verurteilte. Da —

Wir verschoben das Urteil auf später,
Der Abend nebelte schon, —
Wir waren soviele Väter
Bei der ersten Schwadron ...

Hab' den Kerl nicht wiedergesehen,
Doch sah ich im Abendschein
Einen Reiter vorüber gehen,
Der rollte den Strick wieder ein ...

Man fühlt am Schlusse der Balladen und Lieder vom „Schloß in Wiesen", wie es den aufrechten und wackeren Kämpen schier manchmal übermannen möchte, das Leid um die Gegenwart! Dann kann es geschehen, daß der begeisterte Rhetoriker den erschrockenen und noch vor sich hinträumenden Dichter überrennt. Es geschieht nicht oft, aber wenn, beglückt immer noch die heute ach so selten gewordene gerade Ehrlichkeit eines Mannes, der ein ganzer Deutscher ist! — Wir aber wollen dem Dichter danken für diese beiden Bücher, die so positiv in die Zukunft weisen. Sie schaffen Freude in dieser dunklen Welt. Der Dichter aber sagt es selbst an einer Stelle: „Glückselig der, dessen Gabe bei seinen Lebzeiten offene Herzen findet!" Es ist so, lieber Dichter und Freiherr Börries von Münchhausen!

Friedrich von Gagern als religiöser Dichter

Von Franz Lüdtke (Berlin)

Seit Jahren vibriert unsere Zeit. Zittert in Krämpfen, dunklen Ahnungen, bebt um Rettung, geht in die Irre — sucht das Heil, wo es nicht zu finden: bei Menschen. Aber Wegweiser sind in die Zeit und in die Irre gestellt und zeigen den Weg; einer von ihnen ist der österreichische Dichter, jetzt auch ins Fremdland verstoßen, Freiherr Friedrich von Gagern.

Wir sollten nicht immer von dem goldenen Frieden reden. Wer war da glücklich? Es ging mit uns böse bergab. Wir lebten in einer Kultur, der wir seelisch nicht gewachsen waren. Die ganze, vielgerühmte Moderne, das Zeitalter technischer Zivilisation, die materialistische Lebensbewertung: alles verzerrte das Antlitz der Menschheit und insbesondere der deutschen Menschheit. Wir hatten Gott verloren: das ist das Ergebnis des 19. Jahrhunderts. Friedrich Nietzsche war sein Prophet; die grauenvolle Epoche, in der wir um reineren Atem ringen, hat er von fern erblickt. Nun bedrohen uns die Fieberdünste mit Erstickung. Wohinaus? Die Wegweiser zeigen den Weg — wer mag ihn gehen?

Es ist tiefinnere Verwandtschaft, die mich dem Dichter eint. Alles Äußerliche an Schicksal und Daseinsgestaltung verschieden; aber in der Seele schlagen unsere Uhren gleichen Klang. Die Arme weisen hinaus, dorthin, wo unsere Augen schauen, wo gelobtes Land sich breitet, Land des Friedens, der Liebe, Gottesland. Aber Land zugleich, das erdhaft ist und jene Menschen trägt, die in der Not des Lebens der großen Liebe bedürfen: Synthese zu dem, was Ewiges bedeutet, und dem, was die harte Zeit erfordert.

Ein unheimlicher Auftakt in Gagerns Schaffen. „Der böse Geist."[1]) Ein Jagdroman? Ein österreichischer Roman? O ja, vom Jagen ist viel die Rede, vom Kampf um das Bauernrecht der Hirschjagd; auch von Altösterreich — ein Jahr vor Kriegsausbruch erschien der Roman. Von Parteien, Ambitionen, Lockung, Irrsinn, Sturz. Nein, von mehr. „Der böse Geist." Ist's nicht, als ginge der Antichrist leibhaftig durch die Zeit? Er zerrt Altösterreichs Totenglocke — Gagern weiß nicht, aber er ahnt, was droht: Umsturz, Ende. Alles sträubt sich in ihm dagegen, er möchte eine andere Welt prophezeien, ein neues, schöneres Österreich; Hoffnung quält sich ihm vom Herzen. Doch durch die Zeilen des Buches schielt der Böse und triumphiert: Mein ist das Reich, die Zukunft der Erde, das chaotische Alter, das kommen wird und muß!

Ein Jahr, und der Krieg kam. Ein paar Jahre, und der Umsturz kam. Wunden wurden geschlagen, Wundmale blieben. Wer heilt?

[1]) Gagerns Bücher sind bei Staackmann in Leipzig erschienen.

„Die Wundmale" hieß Gagerns Nachkriegsroman. Mit dem Kriege hat er nichts zu tun. Aber von Kampf und Wundsein bebt das Buch, jede Zeile. Wir schauen unser Ich darin, irgendwo entdecken wir Züge, die wir kennen: uns selbst.

Das alte Problem: darf einer Helfer sein, auch wenn er die Meinung der Masse gegen sich hat? Jesus, der Meister, wußte dem geifernden Pharisäerschwarm Antwort: Das Leben erhalten! Das Leben erhalten, auch wo es eigenes Opfer gilt. So zerschlägt in dunkler Sturmnacht auf steilem Gebirgspfad der Arzt das Holzkreuz des Erlösers, eine Fackel daraus zu gewinnen, die ihn den verlorenen Weg zu einer Frau in ihrer schwersten Stunde finden läßt. Das Leben erhalten. Aber die Pharisäer, der böse Geist. Triumphiert er? Nein, Gott ist stärker als Satan. Doch die Wundmale bleiben.

Wunden und Wundmale überall, bei allen Gestalten dieses wundersamen Buches. Nicht zuletzt bei dem jungen Kaplan, der in den Nöten erzwungener Ehelosigkeit kämpft und unterliegt. Eine Rettung, ein Wegweiser — über dem Chaos des seelischen Trümmerfeldes die ewige Liebe!

Ein gewaltiger, wüster Ozean ist die Zeit. Der Sturm stößt die Seefahrer hin und her, treibt sie, wohin? An Küsten, wo sie im Schiffbruch zerschellen — oder — das Leben erhalten?

Rettung suchen die Menschen, bei anderen Menschen, in fremden Zonen, dem unbekannten Irgendwo. Heute und früher. Heute schauen viele hinaus; jenseits des Ozeans winkt ja das Glück. Nur dorthin, die Sehnsucht stillen. Um 1849/50 war es ebenso, damals setzte ein wildes Auswandern ein; und damals spielt Gagerns Drama „Ozean". An Bord des Auswandererschiffes quirlt und brodelt aus menschlichen Tiefen empor Wahnsinn, Gier, Gemeinheit, Ichsucht, Laster, Tod; darüber erblüht zu reinem Siege die Liebe, das Opfer, das Leben. Und das Leben ist stärker als der Tod.

In knappster, sprachlicher Wucht, in grandiosen Ausmaßen und schütternder Tragik erleben wir das Bajaderenschicksal im Opfer der Dirne, die auf treibendem Floß inmitten der Wogen sich dem wüsten Schiffsvolk hingibt, also es bändigend, den grausen Orgien erliegend, das Leben der wenigen Geretteten, nun vom betrunkenen Matrosenpöbel Bedrohten, erhaltend. Das Leben; aber welch ein Leben? Ist das physische Sein nicht wert, hinabzugleiten in den Wirbel des Ozeans, unterzugehen?

Vom hohen Felsen von San Diego blickt ein Kreuz, das Kreuz der alten Mission. Dort treibt das Floß. Land, Land! weint, schreit, schluchzt es von dem armseligen Floß. Ans Ruder, greif an, das Leben erhalten! Und der Pater Janssen kniet nieder, das hagere Antlitz dem Morgen zuwendend, während die anderen, Matrosen und Passagiere, Notmast, Notsegel, Notflagge richten.

„Uns lasset beten," spricht der kniende Pater, und er spricht's nicht für jene, er spricht's auch für uns, für die Ozeanfahrer jeder Zeit. „**Beten wir alle** unter der Arbeit, wir armen Menschen in **Not**! ... Beten, beten wir Brüder im Angesichte des Kreuzes, das ein Wahrzeichen des Hafens ist an allen Küsten. ... Ein Leuchtturm über allen Brandungen, Stürmen und Klippen des Ozeans! ... Beten, beten wir, Kinder! Wie Er alle Völker und Zungen der Welt es gelehrt! ... Er, der Befreier des **Glaubens**, Er, der Bewährer der Hoffnung, Er, der Meister **der** erlösenden Liebe."

Inmitten der Brandung klingt das Vaterunser, über den Stürmen grüßt das Kreuz.

Das Kreuz, der Wegweiser in die ewige Gottesliebe.

Psychologie und Literaturforschung

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin)

III

5

In gewissem Sinne ist die in der letzten Abhandlung betrachtete Typenpsychologie ein Mittelding zwischen Individual- und Gemeinschaftspsychologie. Denn sie untersucht die Psychologie von Gruppen, allerdings solchen Gruppen, bei denen das psychologische Moment der vereinigende Faktor ist. Indessen pflegen sich im allgemeinen die sozialen Gruppen nicht auf Grund psychologischer Gemeinsamkeit zu bilden, vielmehr ist diese in der Regel die Folge einer Vergesellschaftung rein äußeren Charakters, die ihrerseits erst die psychologische Einigung schafft. Es ist also keineswegs so, daß sich Familien, Freundschaftsbünde, Berufs- oder andere Gemeinschaften, Völker usw. stets auf Grund seelischer Gemeinschaft bildeten: im Gegenteil, es sind oft gerade sich ergänzende Elemente, die sich vereinigen, aber die Folge dieser Vereinigung auch heterogener Elemente ist dann dennoch eine ungeachtet aller Verschiedenheiten bestehende psychologische Gemeinsamkeit. Und zwar kann sich nun die Forschung entweder denjenigen seelischen Faktoren zuwenden, die allen Gruppen gemeinsam ist, sie kann also die allgemeine Psychologie der Sprache, der Kunst, der Sitte, der Staatenbildung untersuchen oder aber sie kann auch die Unterschiedenheit der einzelnen Gruppen betonen und dann eine individualisierende oder differentielle Sozialpsychologie treiben.

An Problemen der allgemeinen Sozialpsychologie (oder Völkerpsychologie, wie man mit einem durch Stendhals und Wundts Autorität eingeführten, aber doch auf die Dauer unzulänglichen Ausdruck sagt) spielen vor allem zwei große Problemkreise in die Literaturforschung hinein: die der Sprache und die der Kunst, beide als soziale Phänomene angesehen. Gewiß hat die bisherige Literaturforschung sowohl die Sprache wie die Kunst berücksichtigt, aber die

ezifische sozialpsychologische Seite ist doch zu wenig etont worden.

Infolge der an deutschen Universitäten üblichen ersonalunion zwischen dem Dozenten für eine prache und dem Dozenten für die Literatur in der etreffenden Sprache ist sogar die linguistische Seite er Dichtung stets sehr stark, vielfach sogar überstark etont worden. Indessen ist es meist im Sinne der istorisierenden Philologie geschehen, die sich wesentlich auf Feststellung von geschichtlichen Tatsachen und gewisser Regeln, die sie recht anfechtbarerweise „Gesetze" nannte, beschränkte. Auf die tiefere Gesetzlichkeit der Sprache, die erst dann aufleuchtet, wenn man sie als soziales Phänomen betrachtet, wenn man sie ablöst von der historischen Vereinzelung, vielmehr sie als Ausdruck und Bindemittel menschlicher Gemeinschaften und ihrer wechselnden Bedürfnisse begreift, ist bisher sehr wenig geachtet worden.

Und doch liegt vor allem in dem monumentalen Werke Wundts[1]) über die Sprache, dem ersten und bestdurchgearbeiteten Teile der Völkerpsychologie, reiches Material für solche Betrachtung vor, ohne es auch nur im entferntesten zu erschöpfen. Ich kann an dieser Stelle nur einige Probleme der Sprachpsychologie nennen, die der Durcharbeitung harren. Vor allem gilt es zu ergründen, welche durchgreifenden Tatsachen sich über den Einfluß des gesteigerten Gefühlslebens auf die Sprache, d. h. vor allem die Poesie als die bewußte Fassung solchen gesteigerten Gefühlsausdrucks feststellen lassen. Es ist bekannt, daß alle Menschen in der emotionalen Erregung anders sprechen als im Zustand sachlicher Kühle, wenig erörtert ist jedoch, welche gemeinsamen Tatsachen da bestehen. Wir würden dann außer einer in Wortwahl, Tempo, Rhythmik, Syntax usw. von der intellektuellen Prosa verschiedenen Affektsprache auch mancherlei Affektdialekte finden: Dialekte der gedrückten wie der gehobenen Stimmung, Dialekte der Liebe und des Hasses usw., die alle in die Poesie hineinspielen. Man würde dann aufhören, wie es meist geschieht, die Poesie als eine gewandelte Prosa anzusehen, sondern würde die Unmittelbarkeit der Gefühlssprache erkennen, ja, man würde einsehen, das nicht die Poesie aus der Prosa, sondern die Prosa, d. h. die Sprache des objektivierenden Verstandes, aus der Poesie, d. h. der Sprache des erregten Gefühls hervorgegangen ist. Der alte Hamann-Herdersche Gedanke, daß die Poesie die Ursprache des Menschengeschlechtes sei, würde damit eine ganz neue Basierung erhalten.

Aber nicht nur als Sprachpsychologie kann die allgemeine Völkerpsychologie Licht bringen in die Literaturforschung. Indem sie zurückgeht auf die primitivsten dichterischen Gestaltungen bei Primitiven und Kindern lehrt sie Tatsachen kennen, die auch für das Verständnis hochentwickelter Literaturen bedeutsam sind. Wir lernen die psychologischen Wurzeln von Rhythmus und Reim, von Wiederholung und Gliederung kennen. Wir lernen verstehen, wie sich aus einer musischen Urkunst, in der Musik, Tanz und Dichtung untrennbar verbunden sind, allmählich die Dichtung verselbständigte, ohne doch den Zusammenhang mit den anderen Künsten ganz zu verlieren. Wir lernen begreifen, wie sich die spezielleren Formen der Lyrik, der Epik und Dramatik entwickelt und welche psychologischen Tatsachen diese Spezialisierung bedingt haben. Wir sehen, wie ästhetische und außerästhetische Faktoren, soziale, ökonomische und andere Tatsachen zusammenkommen mußten, um unsere stereotypen Formen der Dichtung zu gestalten und zu konsolidieren. Die Entwicklung der Poesie, die vielfach in der Literaturgeschichte als ein immanenter Kausalzusammenhang erscheint, wird in größere Zusammenhänge hineingestellt und dadurch erst in einem tieferen Sinne verständlich. Es dürfte keine Literaturgeschichte mehr geschrieben werden, die nicht in der gekennzeichneten Richtung psychologisch fundiert wäre.

Wesentlich andere Probleme als die allgemeine Sozialpsychologie bearbeitet die individualisierende: Sie studiert nicht das in allen Gemeinschaften annähernd Übereinstimmende, sondern sie untersucht gerade das Verschiedene, Besondere. Die Gruppen, deren seelische Verfassung und Ausdruck sie erforscht, sind spezielle Gemeinschaften: Rassen, Völker, Stämme, Berufe, zeitliche Epochen usw.

Nun hat man gewiß auch in der historischen Literaturforschung diese Dinge beachtet, ja man hat aus dem Rassen-, Volks- oder Zeitgeist heraus die Literatur zu „erklären" versucht. Das ist jedoch ein sehr gefährliches Unterfangen, denn man gerät in Gefahr etwas einigermaßen Bekanntes auf etwas weit weniger Bekanntes zurückzuführen. Die Literatur eines Volkes kennen wir in der Regel ungefähr, der „Volksgeist" jedoch, den man als verursachende Triebkraft hinter ihr wirkend glaubte, kennt man gar nicht, im Gegenteil, man erschließt ihn in der Regel vor allem aus der Literatur. Damit aber bewegt man sich in vollendetem Zirkel: erst schließt man aus der Literatur auf den Volksgeist, dann erklärt man aus diesem Volksgeist die Literatur. Nun ist darum, weil ein Rückschlußverfahren so oft mißriet, es noch keineswegs prinzipiell widerlegt: weder brauchen wir auf psychologische Ergründung des „Volksgeistes", der nicht als mythischer Begriff gefaßt werden muß, zu verzichten, noch ist das rückschließende Verfahren an sich unzulänglich, es muß nur in der ganzen Breite angewandt werden. Was sich an spezifisch deutscher Eigenart z. B. in der deutschen Literatur äußert, ist nicht aus der Literatur allein zu ergründen; vielmehr muß man die ganze Breite der Kultur eines Volkes untersuchen, man muß feststellen, was sich in Sprache, Religion, Kunst, Sitte, Rechts-, Staatsleben usw. an gemeinsamen Kennzeichen ergibt, auch nicht in der Gegenwart allein, sondern im ganzen Längsschnitt

[1]) Vgl. Wundt, Völkerpsychologie. Band I und II: Die Sprache; Band III: Die Kunst. 2. Aufl. 1908.

der geschichtlichen Entwicklung, und das gilt es dann auf die Literatur anzuwenden. Nun ist zuzugeben, daß wir in Deutschland, sofern wir uns in mannigfache Einzelfragen der eigenen wie der fremdländischen Kulturen vertieft haben, fast nichts besitzen, was als solche vergleichende Kulturpsychologie gelten könnte. Wohl haben wir bei Herder, den Romantikern, Hegel, Nietzsche, Hillebrand und anderen manchen Ansatz dazu; wirklich konsequent methodisch ist das alles nicht durchgeführt. Es geht auch über die Kräfte eines Einzelnen hinaus. Das geistvolle Buch des Franzosen Foulliée[2]) bezeichnet sich selbst bloß als Skizze, obwohl es immerhin fast das einzige ist, das einen energischen Vorstoß in dieser Richtung darstellt. Mit bedeutender Verengerung des Problems habe ich selbst neuerdings einen solchen „volkscharakterologischen Versuch" unternommen, indem ich eine Psychologie des deutschen Menschen[3]) entwarf, worin ich auch die deutsche Dichtung auf ihre spezifisch deutschen Merkmale untersuchte. Was sich dabei herausstellte: das eigentümlich Musikalische, Dynamische Polyphone, die spezifisch deutsche ungerundete Form usw. widerspricht manchem, was sonst angenommen wurde, kann aber natürlich an dieser Stelle nur angedeutet, nicht ausgeführt werden. — Eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung landschaftlich-stammlicher Zusammenhänge bringen die Werke „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" und „die Berliner Romantik" von Jos. Nadler.

Außer der vor allem räumlichen Gruppenbildung der Volksgemeinschaften hat man vielfach auch eine Psychologie zeitlicher Gemeinschaften unternommen, indem man etwa die Renaissancekultur oder die Gotik unter psychologischen Gesichtspunkten untersuchte. Besonders beachtet wird das Werk Spenglers, das in kecker Synthese ganze Kulturen, sehr weitgezogene Menschheitskreise wie den „antiken", den recht problematischen „arabischen", den abendländischen Kulturkreis untersucht. Nach anfänglicher Bewunderung hat jetzt eine starke Skepsis gegen diese Forschungsweise eingesetzt, die das Bedeutende der Sehweise ob der vielfach schwachgestützten und konstruierten Einzelheiten übersieht. Aber weder die Methode als solche, noch alle Resultate werden dadurch hinfällig, daß die Methode nicht straff genug gehandhabt ist, daß der Verfasser des vielgenannten Buches, der über die Psychologie in seiner absprechenden Art den Stab bricht, psychologisch nicht genügend geschult ist, vor allem nicht die nötigen Detailforschungen unternommen hat.

Als Beispiel einer weniger weitausgreifenden, aber vorsichtigeren und mit der psychologischen Einzelforschung genauer vertrauten Forschungsweise möchte ich dagegen den Versuch F. Gieses nennen, eine Psychologie des romantischen Zeitalters und des romantischen Menschen zu entwerfen. Und zwar zentriert sich dem Verfasser die Aufgabe hauptsächlich in zwei Hauptproblemen: dem Androgynenproblem und dem Parapsychologischen in der Romantik. Bisher liegt nur der erste, das Androgynenproblem behandelnde Band vor.[4]) Darin kreuzt sich in interessanter Weise das zeitpsychologische mit einem zweiten Problem: dem geschlechterpsychologischen, das in neuer Zeit mannigfache Behandlung erfahren hat.

Individualisierend auf allgemeiner Grundlage ist auch die Erforschung der dichterischen Produkte der verschiedenen Reifestadien, also das, was man Entwicklungspsychologie nennt. Es kommt dabei an auf das Gemeinsame, was sich in aller Jugenddichtung oder aller Dichtung des Greisenalters zeigt, und auch hier ergeben sich durchgehende Gemeinsamkeiten, die tief hineinleuchten in seelische Fundamente der Dichtung. Daß die so gewonnenen Erkenntnisse aber auch fruchtbar werden können für das Verständnis rein individueller Entwicklungen braucht nicht erst begründet zu werden. Auch hier stehen wir erst bei Anfängen, aber sie sind verheißend und es ist die Aufgabe der speziellen Literaturforschung, die von der Psychologie gewiesenen Wege auszubauen.

* * *

Es konnte nicht die Aufgabe dieser kurzen Skizze sein, eine ausführliche Zusammenfassung aller bisher erreichten Ergebnisse zu liefern. Dazu reicht kaum ein starker Band, denn die Ansätze sind stark auf allen Gebieten und fleißige Hände sind allenthalben am Bau. Es kam hier nur auf eine Übersicht an, die es dem Nichtpsychologen erleichtern soll, sich in den weitverzweigten Gefilden der psychologischen Forschung zu orientieren und verstehen zu lernen, daß Untersuchungen, die vielfach als noch wenig geordnete Patrouillenritte in dunkles Gelände anmuten, doch innerlich zusammenhängen. Der Zusammenhang aber, der den einzelnen Forschern sicher nicht immer bewußt ist, besteht darin, daß man Dichtung nicht mehr bloß als solche, unter rein ästhetischen oder gar philosophischen Gesichtspunkten betrachtet, sondern daß man sie verstehen will als notwendige Äußerung der menschlichen Seele, die aber wiederum nicht als kompakte Einheit, sondern als eine unendlich wandelbare, bei aller Individualisierung doch auch wieder in überindividuelle Zusammenhänge eingehende Mannigfaltigkeit erscheint. Und vielleicht trotzdem steht am Ende aller dieser Forschungen das nicht verzagend gemeinte, sondern von echt philosophischem Staunen eingegebene Wort des Heraklit: „Der Seele Grenzen wirst du nie ausfinden und ob du jegliche Straße abschrittest, so tiefen Grund hat sie."

(Schluß)

[2]) Esquisse d une psychologie des peuples européens. 1905.
[3]) Psychologie des deutschen Menschen und seine Kultur. München 1921, C. H. Beck.
[4]) Langensalza 1921.

Die Dante-Literatur des Jubiläumsjahres

Von Ludwig Gorm (München)

I. Ausgaben und Übersetzungen

1. **Le opere di Dante.** Testo critico della Società Dantesca Italiana. Firenze 1921, R. Bemporad e figlio. Leinwandband Lire 36,—.
2. **Sonetti, Ballate, Sestine.** Von Dante Alighieri. (Bibliotheca Manuscripta.) München, Drei Masken Verlag.
3. **Göttliche Komödie.** Von Dante. Eine Auswahl von Gesängen, übertragen von H. Federmann. München 1921, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. Geb. M. 13,50—.
4. **Göttliche Komödie.** Von Dante. Übertragungen von Stefan George. 2. Aufl. Berlin 1921, Georg Bondi. Halbleinenband, M. 32,—.
5. **Göttliche Komödie.** Von Dante. Übersetzt von Otto Gildemeister. 8. Aufl. Stuttgart und Berlin 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 40,—, Halbleinenband M. 55,—.
6. **Hölle.** Von Dante. Der Göttlichen Komödie erster Teil. Übersetzt von Alfred Bassermann. München 1891, R. Oldenbourg. Geh. M. 15,—, geb. M. 20,—.
7. **Fegeberg.** Von Dante. Der Göttlichen Komödie zweiter Teil. Übersetzt von Alfred Bassermann. München und Berlin 1909. R. Oldenbourg. Geh. M. 15,—, geb. M. 20,—.
8. **Paradies.** Von Dante. Der Göttlichen Komödie dritter Teil. Übersetzt von Alfred Bassermann. München und Berlin 1921. R. Oldenbourg. Geh. M. 55,— geb. M. 60,—.
9. **Die göttliche Komödie.** Von Dante. Übertragen von Richard Zoozmann. Mit Einführung und Anmerkungen von Constantin Sauter. 3. u. 4. Aufl. Mit einem Titelbild. Freiburg i. B., Herder & Co. Geh. M. 30,—, geb. M. 35,—.
10. **Die Göttliche Komödie.** Von Dante. Jubiläumsausgabe zur 600. Wiederkehr seines Todestages. Leipzig 1921, Hesse & Becker. Halbleinenband. M. 45,—.
11. **Divina Commedia.** Von Dante. In deutscher Sprache. Mit einer Einleitung „Wie sollen wir Dante lesen?" und einem Kommentar. Von Konrad Falke. Jubiläumsausgabe. Zürich 1921, Max Rascher. Gewöhnliche Ausgabe M. 32,—, Ganzleinenband M. 85,—, Ganzlederband M. 125,—.
12. **Divina Commedia.** Von Dante. Deutsch von Hans Geisow. Stuttgart 1921, Walter Hädecke. Geh. M. 40,—, Halbleinenband M. 50,—, Ganzleinenband M. 60,—.

Das Jubiläumsjahr hat eine größere Anzahl von Schriften über Dante hervorgebracht als hier in meiner Übersicht erscheinen wird; denn ich werde nur über diejenigen berichten, welche der Schriftleitung oder mir persönlich zugegangen sind. Es ist darum sehr wohl möglich, daß Wichtiges unberücksichtigt bleibt, Dinge von geringer Bedeutung dagegen zur Kenntnis gebracht werden. Hiefür muß ich selbstverständlich die Verantwortung ablehnen.

Billigerweise wird man eine kritische Ausgabe der Texte den Reigen eröffnen lassen (1). Nicht als ob ich prinzipiell oder in diesem einzelnen Fall der Textkritik eine so hervorragende Stelle einräumen möchte. Denn im allgemeinen handelt es sich dabei um gelehrte Velleitäten, die für das Gesamtverständnis einer Dichtung alles eher als ausschlaggebend sind. Für Dante zumal ist das Wesentliche getan, und, wie die Herausgeber selbst betonen, bei der Art der Überlieferung dem persönlichen Takt mehr anheimgestellt als bei einer Textkritik sonst. Die Aufstellung einwandfreier Handschriften-Stammbäume ist hier unmöglich, es wurden daher nur die Lesarten gesammelt und nach bestimmten Gesichtspunkten gesichtet. Als Ziel schwebte den Herausgebern vor, den momentan erreichbaren besten Text zu geben, die Rechenschaft ist folgenden, kommentierenden Bänden vorbehalten. — Denn diese Ausgabe — und das ist das schöne und dankenswerte an ihr — umfaßt in einem gutgedruckten Band auf Dünndruckpapier ausschließlich Dantes sämtliche Verse, ein Vorwort, eine summarische Inhaltsübersicht für jedes einzelne Werk und ein Namen- und Sachregister. Außer den anerkannten Werken sind sämtliche Verse, ferner die Eklogen und die Questio de aqua et terra aufgenommen. Der Canzoniere ist neu geordnet, mit dem Versuch, den ursprünglichen Zusammenhang herzustellen und das Unechte auszuscheiden. Was die eigentliche textkritische Arbeit anlangt, so muß ich mich inkompetent erklären, sie zu beurteilen. Jedenfalls erscheint es mir möglich, daß man in manchen Fällen der bisherigen Überlieferung aus ästhetischen Gründen den Vorzug geben kann. — Dem Verlag muß man dankbar sein, daß er mit dieser schönen Ausgabe einen Dante „tascabile" geschaffen hat, der einen mühelos überallhin begleiten kann. —

An Ausgaben liegt mir übrigens nur noch die Auswahl der Manuskript-Bibliothek vor (2), die äußerlich hübsch ist, sonst jedoch recht anfechtbar, wie jede Auswahl. Der Text ist nicht immer der beste.

Der Zufall hat es so gefügt, daß mir an Übersetzungen nur solche der Komödie vorliegen. Man sollte meinen, daß die ungeheure Mühe, die darauf seit hundert Jahren verwandt worden ist, wenigstens das erreicht habe, daß man sich über die Grundsätze einig geworden sei. Das ist nicht der Fall. Nicht einmal das steht den Übersetzern fest, daß die gereimte Terzine das einzig mögliche Mittel einer adäquaten Wiedergabe sein müßte.

Einige Übersetzer huldigen der Ansicht, daß das Dichterische und Zeitlose der Komödie sich am besten durch eine Auswahl vermitteln lasse, und daß gleichzeitig auf diesem Wege Dantes Verwandtschaft mit uns am besten an den Tag gebracht wird. Ich kann dieser Anschauung nicht zustimmen, besonders da ich Dante zwar aus seiner Zeit in die Ewigkeit, aber keineswegs in die unsere ragen sehe. Indessen ist zuzugeben, daß eine auswählende Übersetzung eine Hilfe für denjenigen ist, der neu an Dante herantritt, und daß die vorliegende Auswahl (3), gleich der Stefan Georges (4), viele der schönsten Stellen aus der Dichtung bringt. Die Übersetzung ist nicht schlecht, oft von echtem Schwung getragen. Im ganzen aber neigt sie durch die Wahl der Ausdrücke zu einer Umgestaltung ins Schwächere, Weichere, Gefühlvollere und leidet an einer zu häufigen Umstellung des Satzgefüges zugunsten des Reimes. Manchmal laufen schlechte Verse mit unter (wie S. 53, 57, 59 z. B.), zuweilen scheint ein Mißverständnis vorzuliegen. Auch kleine Unachtsamkeiten kommen vor (falsche Konstruktion S. 55, Terzine 7), oder Wortwiedergaben, mit denen man kaum einverstanden sein kann (Duca = Fürst). Zur Einführung in Dantes Geist aber ist diese bescheidene, aber redliche Übertragung gut geeignet.

Mit bedeutend gesteigerten Ansprüchen darf man an Stefan Georges Übertragung der Dantestellen herantreten (4). Wenn man sie für sich liest, ohne Vergleich mit dem Original, so glaubt man die dichterisch vollendetste Übertragung vor sich zu haben. Wendet man sich aber zur Komödie zurück, so ändert sich das Urteil. Man sieht, wie die Bilder und Gedanken blässer und schwächer geworden sind,

erlesener und minder naturhaft. Allmählich erkennt man auch den Grund. George hat eine tiefere Vollendung um einer oberflächlichen willen geopfert. Er hat nicht nur die Terzine streng festhalten wollen, sondern auch den Elfsilbler mit durchaus weiblichem Reim. Dies ist eine ungeheure Erschwerung und die Überwindung ist staunenswert. Aber die weiblichen Reime sind im Deutschen schwer zu erlangen, und in vielen Fällen auch für George nur, indem er Konjunktive anwendet, wo im Original der Indikativ steht und dem Sinne nach stehen muß, oder indem er den Gedanken ein wenig wendet und von seiner Geradheit, Schärfe und Stärke abbiegt. Wäre das selten, so ließe sich nichts dagegen sagen; aber die häufige Wiederholung stört schließlich empfindlich und ändert den Eindruck. Das Gewaltige wird erlesen. Das ist schlimm. (Man vergleiche: Inferno I, 2: selva = Bäume. Z. 12: abandonnai = offentaten; das schuldhafte, willenhafte Verlassen des rechten Weges dem Reime geopfert. IV, 87: come sire = gleich den Vornehmen. Purgatorio VI, 72: tutta in se romita, surse = kam der Schatten überlegend . . . zugegangen. XXXI, 97—145. Paradiso. XXXIII, 12: sei = gleichst.) Dennoch wird man von der Reinheit des Ganzen ergriffen; man spürt auch in der Übersetzung einen von den wenigen Geistern, die sich im gegenwärtigen Europa priesterlich bewahrt haben. Immerhin: eine vollständige Übertragung würde enthüllen, daß George ein Element des großen Italieners fehlt, das nämlich, das sich von der Welt losringen mußte und gerade deshalb den ungeheuren Auftrieb gab.

Und doch ist nur eine vollständige Übertragung wirklich imstande, das Original einigermaßen zu ersetzen, den Umfang, die Größe, Gewalt, Schönheit und Erhabenheit der Danteschen Welt, ihre Fülle und ihren einheitlichen Bau zu enthüllen. An solchen vollständigen Übersetzungen ist im Deutschen kein Mangel, und indem ich mich zur Betrachtung einiger von ihnen wende, ergreift mich einige Scheu, die Lebensarbeit von Männern zu beurteilen, die sich ganz in den Dienst dieser Aufgabe gestellt haben. Denn nur wer selbst mit ihr gerungen hat, kann eigentlich ermessen, was ein anderer erreicht und was er verfehlt hat. Uns bleibt nur, zu sagen, wie sich diese Versuche voneinander unterscheiden, um so dem Leser die Wahl des ihm Gemäßesten zu erleichtern.

Otto Gildemeister (5) hat sich für den mittleren Weg zwischen unbedingter Treue und dichterischer Schönheit entschieden. So wird er den strengsten Anforderungen von beiden Seiten nicht genügen. Er hat sich bemüht, den Sinn jeder Stelle wiederzugeben, ohne sich genau an die Worte zu halten, und dies ist ihm auch gelungen. Freilich büßt er an Kraft und Plastik, an ungewöhnlicher Formung dem Original gegenüber dabei ein, aber er erreicht, daß das Ganze einen Eindruck des Werkes vermittelt, wie wohl sonst keine der Gesamtübersetzungen. Auch in der Behandlung der Terzine hat er den mittleren Weg gewählt, indem er die erste und dritte Zeile der ersten Terzine jedes Gesanges als Elfsilbler weiblich reimt, die zweite Zeile aber männlich. Bei der nächsten Terzine ergeben sich dann natürlich männliche Reime für die erste und dritte Zeile, ein weiblicher für die zweite Zeile, usw. Das gewährt eine größere Freiheit als die strenge Observanz und kommt der dichterischen Nachbildung sehr zustatten, wenn es auch den musikalischen Klang des Originals verändert. Im ganzen beherrscht Gildemeister seine Aufgabe mit großer Freiheit, und er ist wohl auch noch heute der lesbarste unter allen Übersetzern der Komödie. — Der Kommentar ist in die Einleitung zu jedem Gesange verwiesen, er ist nicht überreich, enthält nur, die Literatur verarbeitend, das Nötige. Was ihm fehlt, das ist die Berücksichtigung der wissenschaftlichen Resultate jüngerer Zeit. Die Einleitung gibt Person und Schicksal des Dichters, die ihn umgebende Welt in den Hauptzügen, eine klare Darstellung vom Sinn der Komödie.

Die Bassermannsche Übertragung (6—8) ist eine Arbeit von drei Jahrzehnten. Ihr Ziel ist möglichste Treue gegen das Original, wo es notwendig ist auch mit dem Opfer dichterischer Schönheit. Es handelt sich hier vor allem um die Wiedergabe der Danteschen Gedankenwelt, im Sprachlichen um die Nachbildung des kämpferischen Ringens um den Ausdruck. Bassermann verwendet die gereimte Terzine mit dem Wechsel männlicher und weiblicher Endungen, er verteidigt prinzipiell den unreinen Reim und altertümliche oder mundartliche Ausdrücke. Im ganzen ist seine Übersetzung nicht leicht lesbar, nicht dichterisch, jedoch gut geeignet für denjenigen, der sich mehr mit dem Geiste als mit der Schönheit Dantes durchtränken will. Der Kommentar besteht in Anmerkungen unter dem Text, welche beabsichtigen, das für den heutigen Leser Unverständliche zu erläutern, nicht aber die Symbole zu deuten. Wo es notwendig ist, breitere Voraussetzungen zu geben, sind eigene Exkurse eingeschaltet. Albertus Magnus wird in viel stärkerem Maße herangezogen als das sonst üblich ist. Die sprachlichen Schwierigkeiten und Dunkelheiten einzelner Stellen diskutiert ein Anhang am Ende jedes der drei Bände.

Am modernsten von allen Gesamtübersetzungen, die ich kenne, muten diejenigen von Richard Zoozmann an (9). Nicht als ob er die Tradition verlassen wollte oder unabhängig von ihr arbeitete, sondern in dem Sinne, daß er sich der Resultate neuer Übersetzungskunst vollständig bemächtigt hat. Von seinen zahlreichen Verdeutschungen der Komödie — es sind im ganzen zehn, glaube ich — liegen mir zwei vor. Die Ausgabe bei Herder, deren neue Auflage leider infolge der gesteigerten Herstellungskosten den italienischen Text, die Vita nuova und den Canzoniere eingebüßt hat, sucht sich dem Original so weit wie möglich wörtlich zu nähern. Deshalb vermeidet sie die Reimverkettung zwischen den Terzinen. Ich glaube, daß dies nicht nur einen Mangel an musikalischem Wohllaut bedeutet, sondern eine Beeinträchtigung der Form in ihrer symbolhaften Gestalt. Die Dantesche Terzine ist kein zufälliges Versmaß, sondern sie hängt im tiefsten notwendig mit der Konzeption der Dichtung zusammen, sie ist der rhythmische Ausdruck der ganzen Weltauffassung, die strenge Stufenleiter, auf der die drei Reiche durchschritten werden, das Symbol der Einheit des gottdurchdrungenen Baues. Darum erscheint es mir unmöglich, die mittleren Sprossen dieser Leiter ausfallen zu lassen. Diese Erleichterung

war wohl durch den engen Anschluß an das Wort gefordert, der zuweilen auch die bildhafte Kraft des Ausdrucks beeinträchtigt. Trotzdem muß man die dichterische Bewältigung der Aufgabe anerkennen. — Einleitung und Kommentar dieser Ausgabe stammen von Constantin Sauter. Letzterer ist in Anmerkungen an den Schluß jedes Bandes verwiesen, was den ästhetischen Genuß zwar erleichtert, im übrigen jedoch lästig und zeitraubend ist. Die Einleitung ist besonders glücklich dort, wo sie den Zusammenhängen zwischen Dantes Weltdichtung und den Anschauungen der mittelalterlichen Kirche nachgeht und das Verhältnis zwischen Form und Stoff behandelt. Unter der Fülle von feinen Bemerkungen sei die Beobachtung hervorgehoben, wie der Rhythmus der Höllengesänge sich dem Charakter der geschilderten Bezirke anschmiegt. Dagegen muß ich die konventionelle Art ablehnen, mit der Purgatorio und Paradiso als dichterisch minder gelungene Partien hingestellt werden. Dantes dichterische Kraft ist gerade in der Bewältigung des Ungewöhnlichen am größten, man möge sich endlich abgewöhnen, die Darstellung menschlicher Leidenschaften als das eigentlich „Dichterische" mißzuverstehen. Dantes Aufgabe war, die Welt der Idee durch das Wort zu verwirklichen, dies ist ihm in allen drei Teilen gelungen, in jedem mit anderen Mitteln, jedoch überall durchaus und vollendet. — Die zweite Zoozmannsche Übersetzung, bei Hesse und Becker (10), erstrebt neben möglichster Treue Wohllaut und dichterische Schönheit. Im Musikalischen und Bildhaften ist sie der anderen vorzuziehen, wenn auch die Teilung der Verse zuweilen Härten hat und die Wahl der Worte manchmal gewöhnlicher ausfällt, als man wünschen möchte. Die Terzine besteht hier aus gereimten Elfsilblern, männliche Reime kommen nur dort vor, wo sie auch im Original stehen. Das ist eine ungeheure Erschwerung und ihre Überwindung muß man bewundern, besonders da sie ohne Verweichlichung der Sprache gelungen ist. Einleitung und Kommentar fehlen. Der Druck ist monumental; die Holzschnitte wären besser weggeblieben. Diese Ausgabe ist denjenigen zu empfehlen, welche vor allem die Schönheit der Dichtung in sich aufnehmen wollen.

Auch eine neue vollständige Übertragung hat das Jubiläumsjahr ans Licht gebracht, die von Konrad Falke (11). Ich gestehe, daß es mir schwer wird, mich zu ihr zu stellen. Versucht man sie als Ganzes zu lesen, so ist sie ungenießbar. Liest man einzelne Stellen, so muß man bekennen, daß sie gegenüber anderen in der Gestaltung des Rhythmus Vorzüge besitzt. Falke hat der Worttreue den Reim ganz geopfert; dadurch regt er den Vergleich mit Philalethes an, und dabei gewinnt er im Dichterischen (die Philalethes-Übersetzung war im Kommentar grundlegend und überhaupt für die gesamte deutsche Dantebewegung von allerstärkstem Einfluß). Das Opfer des Reimes erscheint mir aber doch nicht angängig, aus den schon weiter oben erörterten Gründen. Es bedeutet außerdem ein allzugroßes Opfer an musikalischer Schönheit, das nicht aufgewogen wird durch die Treue, die letzten Endes doch nicht sehr wesentlich größer ist als bei den anderen wirklich guten Übersetzern. Und der Rhythmus läßt trotzdem viel zu wünschen übrig. Vor allem wirken die Zeilen der Terzinen abgehackt, holprig, der symbolhafte Übergang des Originals ist nicht erreicht. Bei aller Achtung vor dem Geleisteten konnte ich bei der Lektüre ein Mißbehagen nicht los werden, und es war mir nicht möglich, einen dem Original einigermaßen adäquaten Eindruck zu gewinnen. — Eine ausführliche Einleitung stellt Dantes Weltbild, sein Ideal und sein Werk dar und gibt die Prinzipien der Übersetzung. Ein reichlicher, aber sehr kurz gefaßter Kommentar ist ans Ende gestellt. —

Es bleibt nur noch übrig, mit einer Quasi-Übertragung abzurechnen, an deren Möglichkeit man nach der ungeheuren Übersetzungsarbeit von Jahrzehnten nicht hätte glauben sollen, die aber trotzdem eine „gute Presse" gehabt hat, soweit ich sehe. Warum, das bleibe als nicht hierher gehörig unerörtert.

Hans Geisow (12) hat in einer kurzen Vorrede den Gesichtspunkt dargelegt, unter dem wir seine „Eindeutschung" betrachten sollen. Diese Vorrede hat mich nicht überzeugt, und noch weniger die Praxis, der sie zum Geleite mitgegeben ist. Wie jede Übersetzung muß auch die der Danteschen Komödie unter dem Original bleiben, wie jede, kann auch sie nur von ferne den Eindruck des Originals vermitteln. Aber damit ist nicht gesagt, daß man auf die Übertragung verzichten muß. Die Arbeit vieler Jahrzehnte hat auf eine Höhe geführt, die zu verlassen kein Anlaß vorliegt, und eine „Eindeutschung" im Sinne Geisows ist eine viel krassere Fälschung als selbst eine mittlere Übersetzung. Die Terzine wirkt auf uns anders als auf Dantes Zeitgenossen, ja, aber wirkt denn Geisows Umdichtung ähnlicher auf uns? Nach welchen Grundsätzen ist sie denn vollzogen und mit welchen Mitteln? „Dante leicht gemacht" könnte man ihr auf das Schild schreiben. Aber Dante läßt sich nicht leicht machen. Wer sich ihm naht, der muß schon gewillt sein, die Schwere und dunkle Tiefe seines Wesens auf sich zu nehmen. Wer seine Gedanken und Gefühle erleichtert, d. h. dem alltäglichen Maße annähert, der fälscht sie. Sie sind nicht mehr dantesch, sondern jedermänniglich. Geisow streift die ganze Katholizität, die ganze eherne scholastische Schmiedearbeit, mehr, das ganze Einmalige, Niewiederkehrende von der Dichtung ab, indem er sie dem zeitlichen Empfinden nähert. Statt des ganz Individuellen, Präzisen, künstlerisch Durchgestalteten, gibt er das Allgemeine, Verschwommene, vage Schweifende. Er zerstört die Bilder, er reißt Zusammengehöriges auseinander, er ersetzt Dantesche Gedanken durch eigene, er versifiziert Kommentar in die Dichtung hinein, er breitet aus, wo Dante andeutet, und er übergeht, was ihm für das Heute nicht mehr wichtig erscheint. Seine Verse und seine Sprache sind ausgestanzt, sie gehören der schwäbischen Schule nachuhlandscher Prägung an. Wer sich die Mühe gäbe, könnte an jeder einzelnen Stelle nachweisen, welches klassische oder nachklassische Vorbild da zugrunde liegt. Das Resultat ist für denjenigen, der Dante kennt, empörend. Kein Schimmer von der dunklen, weltumfassenden, gehämmerten Größe der Dichtung ist geblieben. Es ist eine Paraphrase über ihren Gegenstand, nichts weiter. Und noch dazu eine schlechte. Schon allein dies, daß Geisow in jedem Gesang das

Versmaß willkürlich wechselt — in seiner Sprache: dem Inhalt die angemessene Form sucht — ist von verheerendster Wirkung. Dieser fortwährende Wechsel zerstört völlig die grandiose Einheit der Stimmung, der Konzeption, des Gefühls, und hält sich nicht einmal an die Andeutungen Dantes. Denn trotz der strengen Terzine moduliert dieser den Rhythmus mit unerhörter Kunst — man lese und vergleiche eine Stelle der Hölle mit der am Fuße des Läuterungsberges oder mit dem Gebet des heiligen Bernhard. Überall Willkür, Leichtmacherei, Konvention — das ist kein Dante, keine Eindeutschung, nichts.

Meine vollkommene Ablehnung sei durch einige Einzeluntersuchungen näher begründet. Gleich im Anfang des ersten Gesanges das herrliche Bild von dem, der dem Meere entronnen, sich noch einmal nach der Flut zurückwendet. Hier führt Geisow das banale Bild des versinkenden Schiffes ein, verwischt dafür völlig den Gegensatz des uscito und si volge e guata. Bei Dante spürt man den Schauder und die Rettung; bei Geisow blickt der Mensch „bewundernd (!) in die Flut hinab". Oder am Anfang des zweiten Gesanges. Die Andeutung der Tageszeit und die seelische Bereitung durch den Anruf der Musen ist fort, aber ein „geisterblasser Mond" ist da und das Versprechen „alles" zu erzählen. Im weiteren ist dann völlig verwischt, daß die Bewegung zur Gnade von Maria ausgeht, was für den Bau der ganzen Dichtung unerläßlich ist. — Trotz der unglaublichen Freiheit, die sich Geisow genommen hat, begegnen Reime wie: Schnell auf Höll'; scheint auf Freund; Schloße auf Lose; Betrübten auf Geliebten usw. — Oder der Untergang des Odysseus im XXVI. Gesang, eine der wenig bekannten, herrlichen Stellen. Man sehe, was bei Geisow von der Stimmung des Originals geblieben ist. Hier sei nur einzelnes hervorgehoben: Eravam vecchi e tardi = So kamen wir durch kühnes Wagen; bruna per la distanza = weltentrückt; bei Dante schließt sich das Meer über den Griechen — Geisow redet von kühnen Frevlern und legt dem Odysseus Worte in den Mund, die er in der Hölle gar nicht mehr gebrauchen kann. — Weiter im Fegfeuer, VI. Gesang. Herrlich bei Dante die Bewegung zwischen Sordello und Virgil in steigende Stufen zerlegt. Geisow matscht das in eins zusammen. Im XI. Gesang charakterisiert Geisow die Kunst Cimabues und Giottos von seinem Standpunkt, die Atmosphäre der Dichtung völlig durchbrechend. Im XXVII. Gesang schildert Dante den Hain des irdischen Paradieses so, daß er in heiliger Schönheit von jedem andern in bestimmtesten Zügen unterschieden ist. Geisow häuft unanschauliche, ausgestanzte Phrasen, so daß es ein Allerweltswald wird. Oder endlich das Gebet des hl. Bernhard im XXXIII. Gesang des Paradieses! Wie ist das Geheimnis von Gottes Menschwerdung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, der glühend gesteigerte Ansturm der Bitte völlig verwischt.

Ich habe hier keine Abhandlung zu schreiben. Das gegebene Detail genügt, um zu beweisen, daß man aus Geisow wohl Geisow, nicht aber Dante kennen lernt.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Echo der Bühnen

Weimar

„Assus, Fitne und Sumurud oder die Geschichte der drei unglücklichen Liebenden." Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Vollmoeller. Einrichtung und Spielleitung von Ernst Hardt. (Uraufführung im Deutschen Nationaltheater am 28. Okt. 1922.)

Als habe die Generalintendanz, gegen die seit Jahr und Tag der Vorwurf erhoben wird, daß sie im Gegensatze zu früheren Jahren keine Uraufführungen bringe, diesem Vorhalt die Spitze abbrechen wollen, wurde wie ein apagogischer Beweis für die scheinbare Minderwertigkeit solcher Versuche das oben genannte Schauspiel K. Vollmoellers auf die Bühne gebracht, das, 1900 bei S. Fischer in Berlin erschienen, die Forderung des „Nonum prematur in annum" des Horaz doppelt erfüllt hat. Obgleich das Werk seinerzeit im L. E. (VII, 664) von Richard Schaukal besprochen wurde, freilich ohne eine allerdings recht schwierige Inhaltsangabe, seien seiner ersten Aufführung im Deutschen Nationaltheater in Weimar doch einige Zeilen vergönnt. Um es gleich zu sagen, es war trotz glänzender Ausstattung und feinfühliger Spielleitung ein Fehlschlag. Als Motto hat der Dichter dem Drama die Worte beigegeben: „*Δισὶν ἀνάκειμαι θεοῖν: Ἔρωτι καὶ Θανάτῳ*", vielleicht in der Erinnerung an die Schlußverse von H. Heines „Asra", die das Verständnis für den Gang der vielverschlungenen Handlung einigermaßen erleichtern. Die im Titel genannten drei Hauptpersonen, zu denen jedoch als vierter unglücklich Liebender die rührende Gestalt des an Klärchens Brackenburg gemahnenden Armanus hinzukommt, der schließlich an gebrochenem Herzen dahinsiecht, sind neben dem Hauptheldem Fitne, das Kind des reichen Kaufmanns, der sie als Schwester des angenommenen Königsohnes Assüd in seinem Hause erzieht, und Sumurud, die leibliche Schwester Assüds, die aber bis zum Eintritt der Endkatastrophe so wenig wie jene beiden Pseudogeschwister eine Ahnung ihrer Herkunft hat und erst durch ihren Erzeuger über ihren Ursprung in einer erotisch äußerst verfänglichen Szene aufgeklärt wird. Assüd selber, der im Hause seines Pflegevaters von einem stumme Zurückhaltung bewahrenden fremden Weibe geboren war, wird von der vermeintlichen Schwester, einer in ihrer echten Weiblichkeit wahrhaft ergreifenden Gestalt, fast bräutlich geliebt, fällt aber bei der ersten Begegnung mit Sumurud, die neben Zügen der Goetheschen Adelheid von Walldorf auch Spuren der Kleistschen Kunigunde von Thurneck aufweist, in die Schlingen dieses verführerischen Weibes mit dem Ergebnis unfreiwilliger Blutschande. Grauenhafte Vorgänge, ohne wirkliche Tragik, füllen bis zum Untergange der von einem unbarmherzigen Schicksal Gezeichneten die Handlung, die sich freilich mehr in einzelnen Bildern als in organischem Zusammenhange abspielt. Das Ganze ein literarisches Erzeugnis einer krankhaften Nachblüte der Romantik, ein theatralisches Paradestück — aber doch kein Bühnenerfolg! Überall paradiert der sich bald in dämonischer Kraft, bald im sauersüßen Dufte einer schwülen Atmosphäre ergehende Lyriker, aber der Dramatiker kommt nur selten wirksam zum Worte.

Otto Francke

Königsberg i. Pr.

„Wie die Träumenden." Schauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann. (Uraufführung im Neuen Schauspielhause am 6. November 1922.)

Der unermüdliche Eifer, mit dem Sudermann den Tagesereignissen nachläuft, hat beinahe etwas Rührendes. Seitdem er Dramen zu schreiben begann, doktert er an den kranken Zeitläuften herum, läßt er den Schwefel seiner moralischen Entrüstung auf das sündige Sodom herabregnen. Und immer, wenn sich das Laster erbricht — näm-

h im letzten Akt — setzt sich prompt die Tugend zu Tisch. as geht nun schon etliche Jahrzehnte so, und da die Welt zwischen eher schlechter als besser geworden ist, werden ich die Sittengemälde unseres Chronisten immer düsterer, nt seine Moraltrompete immer lauter. Als der große rieg ausbrach und die Wogen nationaler Begeisterung nächst allen Unrat dekadenter Überkultur wegzuschwemmen schienen, hielt Sudermann der verdämmernden „entötterten Welt" in einem also benamsten Dramenzyklus och rasch den Spiegel vor. Nun, in seinem jüngsten Bühnenwerk, ist er glücklich bei der noch viel weniger gesunden achkriegszeit angelangt.

Man sollte meinen, daß Sudermann da einige der auptkrankheitserreger, die Wucherer und Schieber, die Schlemmer und Parvenus, unters Mikroskop nehmen würde. Aber nein: nur beiläufig, gleichsam in Parenthese, veranschaulichen ein gemilderter Raffketyp und ein paar wurmstichige Asphaltfrüchtchen aus Berlin den blumenüberwachsenen Großstadtsumpf, in dem diese Parasiten nisten. Am längsten und liebevollsten ruht des Dichters Auge auf dem Schicksal deutscher Kriegsgefangener oder vielmehr eines bestimmten Heimkehrers (Zeit der Handlung: Frühling 1920), der seine Braut als offiziell noch unbesetztes, aber hoffnungslos entfremdetes Gebiet vorfindet. Woraus allerhand Konflikte erwachsen, die sich zu guter Letzt in Wohlgefallen lösen.

Dieser im Publikumssinne befriedigende Schluß, auf den Sudermann zielbewußt lossteuert, wird nicht ohne Vergewaltigung der inneren Wahrscheinlichkeit herbeigeführt. Vorbedingung für ihn ist ein Läuterungsprozeß, den die weibliche Hauptfigur durchmachen muß, und in dem sich offenbar der Sieg bürgerlicher Moral über verderbte Gesinnung — Sudermanns altes Lieblingsthema — spiegeln soll; der aber mehr vom Gang der Handlung künstlich gefördert, als im Wesen dieser skrupellosen Streberin begründet scheint. Auch der Exbräutigam ist unklar gezeichnet. Und der dritte im Bunde (der schließlich die Braut erbt), ein Voll- und Ganz- und Unentwegt-Idealist, befindet sich zwar im glücklichen Besitze einer einheitlichen Charakterlinie, kommt aber nur auf dem Theater oder im Roman vor. So stimmt an dieser Beinah-Tragödie, deren Ereignisse an Stelle eines inneren Muß Autorenwillkür und Theaterzufall lenken, technisch alles, psychologisch fast nichts. Doch das möchte noch hingehen, wenn sie wenigstens als Zeitbild, was sie ja wohl sein soll, richtig und groß gesehen wäre. Auch dazu langt's leider nicht, erst recht nicht. Sudermann klebt zu sehr am Handlungsstoff — den er handwerklich natürlich wieder musterhaft bewältigt —, versenkt sich zu intensiv in eine beklemmende Atmosphäre des Klatsches und Tratsches, der Heimlichkeiten und Kleinlichkeiten, der lockenden Sensatiönchen und drohenden Enthüllungen, um den Blick für Ewigkeitsperspektiven frei zu bekommen. Was er da vorführt, ist nur unter dem Gesichtswinkel eines Militäranwärters gesehen, ist zwar zeitgemäß (im Sinne einer etwas peinlichen Aktualität von gestern) aber nicht der Zeit gemäß, wirkt zwar in einzelnen gut erfaßten Zügen realistisch, reicht aber nicht in die Sphäre höherer, dichterischer Wirklichkeit hinauf, kurzum hat allenfalls den Wert einer wohlgetroffenen farbigen Photographie, nicht eines künstlerischen Gemäldes.

Hans Wyneken

Meiningen

„Olympias." Ein griechisches Spiel in drei Akten. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung im Meininger Landestheater am 29. Oktober 1922.)

Aus Geschichte und Sage der Diadochenzeit löst Lilienfein das Schicksal der Olympias, Alexanders des Großen Mutter, heraus und gestaltet es zu einer Tragödie der Mutterliebe. In stolzer Mutterliebe ohne Maß vergöttlicht Olympias den nicht tot, nur entrückt geglaubten Sohn und verschmelzt ihn mit Dionysos, als der er wiederkehren werde. Dieser Wahn gibt ihren aus tödlich verletzter Mutterliebe entsprungenen Haß- und Rachegefühlen gegen alle Frevler am Andenken Alexanders Ekstase und religiöse Weihe. Sie fühlt sich gleichsam als Priesterin des göttlichen Sohns und opfert ihm zur Sühne für die verletzte Pietas Hekatomben von Menschen, im Glauben, so seine Wiederkehr zu erzwingen. Das ist ihre tragische Schuld, die sie mit dem Tode büßen muß.

Durch das Dionysosmotiv, das das Stück leitmotivartig durchklingt, wird zugleich das Mutterschicksal der Olympias ins Naturmythische deutbar. Im Frühling beginnt, im Winter endet die Handlung. Priesterlich-bacchantisch verkündigt Olympias eingangs Erwachen und Wiederkehr des Gottes des ewig im Frühling sich erneuernden Lebens in der Natur. Den dionysischen Rausch im Blute, schreitet sie mitten aus diesem Fest zu seiner eigentlichen Erfüllung, zu dem größeren blutiger Rache und Sühne für den Sohn, für Alexander-Dionysos, davon seine Wiederkehr erhoffend. Das Wunder bleibt aus. Er kommt nicht, wie sie ihn visionär erschaute, „im kornreifen Sommer von ährenwogenden Hängen" geritten. Im Winter erfüllt sich ihr Geschick. Da verschmilzt sich ihr die höchste Not der Natur in den „frostigen Fesseln des Todfeinds" mit der größten eignen Bedrängnis durch die Gegner so völlig, wie die Sehnsucht der Natur nach Erlösung durch Dionysos mit der eigenen nach Befreiung durch den Sohn. Ihr Mutterschicksal erscheint ihr als Schicksal der Mutter Natur.

Das alles hat wirkliche Größe und Tiefe, aber doch mehr der Anlage als der Ausgestaltung nach. Für den ekstatischen Charakter des als Dithyrambus gedachten Werks reicht Lilienfeins Kraft nicht völlig aus. Hinzu kommt, daß das antike Gewand den Zugang zu der an sich schon nicht leicht verständlichen Dichtung erschwert und die zum Teil an Homer in Bild und Rhythmus genährte Sprache mehr lyrischen als dramatischen Charakter trägt. Deshalb bleibt aber des Schönen noch genug, so daß man Ulbrich für die Aufführung des schon 1909 geschriebenen Werks danken darf.

Rudolf Germann

Coburg

„Püttjewitt's Hochzeit." Ein heiteres Spiel in drei Akten von Gustav Wickert (Uraufführung am 10. November 1922.)

Ein Spiel — ja, und heiter auch. Und dennoch kein Lustspiel. Der Verfasser nimmt also keinen unrechten Titel für sein Stück in Anspruch. Ein guter Alter, dem der Mai in die Glieder gefahren ist, wird durch eine Scheinhochzeit, die ihm als Traum vorgespiegelt wird, zur Raison gebracht. Also: Der Traum ein Leben? Nein doch: Das Leben ein Traum. Da aber zuletzt der Traum aufgeklärt wird, ist das Leben — gelebter Traum. Das ist der ganze Witz. Im übrigen fehlt dem von keiner Psychologie beschwerten Spiel jeder tiefere Reiz. Banal sind die gereimten Knittelverse („Ich kenn' die Onkels hierzulande, das ist 'ne nette Schwefelbande") und noch banaler sind die Witze, zuweilen auch arg geschmacklos. Das Ganze ist ein Versuch, die kleinen Spiele für die Liebhaberbühne, bei Hochzeiten und dergleichen von Familienangehörigen dargestellt, auf die große Bühne zu übertragen. Ein Versuch, den man als gescheitert anzusehen hat.

Julius Kühn

Echo der Zeitungen

Zentren des Geisteslebens

Drei Zentren glaubt P. Wust, vom katholischen Standpunkt aus gesehen, im modernen deutschen Geistesleben erkennen zu können (Köln. Volksztg., Neue Zeit 818):

„Augenblicklich lassen sich im deutschen Geistesleben drei ganz bedeutsame Mittelpunkte unterscheiden, um die sich

diese dreifache Sehnsucht nach dem Objektiven, nach der Form und nach dem Göttlichen am deutlichsten konzentriert. Ich meine die literarische Bewegung um Stefan George, die liturgische Bewegung der Benediktiner und die philosophische Bewegung um Husserl und Scheler. Im Georgekreise haben wir eine religiös vertiefte Kunstreform, die eine Art „hellenisch-katholischer" Verbindung von Mystik und Klassizismus anstrebt. Dieser Richtung scheint jedoch bei ihrer Formherbheit im Grunde der große Liebesaffekt zum allgemeinen Menschentum zu fehlen. Diese Priester der Form und der rein persönlichen Heiligung denken denn doch wohl etwas zu wenig bei ihrer mönchisch-asketischen Absonderung von der Gemeinschaft an die Mitverantwortung, die ein jeder, der sich selbst erneuern will, für die Solidarität der Menschheit hat. Sie sind beinahe ängstlich, sich mit dem Schmutz des Lebens ihr reines, weißes Priestergewand zu beflecken. Aber diese Liebe zur persönlichen Reinheit wird damit fast wieder zum Stolz der Selbstheit, der die letzte religiöse Liebe und Innigkeit fehlt.

Ganz anders dagegen scheint es in dieser Hinsicht mit den beiden anderen Richtungen zu sein. Die liturgische Bewegung betont gerade, vom religiösen Akt ausgehend, das Gemeinschaftsmoment sehr stark. Sie versucht im Kultakt das Geistige des einzelnen wie die Gemeinschaft zu verleiblichen, die Verleiblichung selbst aber wieder durch das Geistige lebendig zu machen. Verbindungsfäden bezüglich des Formmomentes laufen freilich auch zum Georgekreise hinüber, wie etwa bei Romano Guardini sichtbar werden mag. Aber die Berücksichtigung des sozialen Momentes, besonders deutlich wieder bei Guardini in seiner Beziehung zur modernen Jugendbewegung, befreit die Anhänger dieser Richtung von der Einseitigkeit einer gewissen asketischen oder auch ästhetischen Ichkultur. Sie wollen sich selbst in der Gemeinschaft, durch die Gemeinschaft und mit der Gemeinschaft erneuern, wodurch dann ein gegenseitiges Geben und Empfangen zwischen Einzelperson und Gesamtperson entsteht. Zudem knüpfen ihre Bestrebungen unmittelbar an die Religion, das Herzstück der Gemeinschaft, an, und so suchen sie denn Religion und Leben in eine engere Verbindung zu bringen."

Julius Petersen

Ein Bild des berliner Universitätsdozenten Julius Petersen entwirft Ernst Conrad (Voss. Ztg. 516):

„In dem wissenschaftlichen Streit unserer Tage, der oft um die Literaturgeschichte geführt wird — von Berufenen, mehr noch von Unberufenen — steht Petersen zwischen den Schulen. Auch hier kein Stürmer und Dränger, weit mehr ein Vermittler, der seinen Lehrern, den Meistern philologisch-historischer Methode, die Treue hält, aber keiner neuen Anregung sich verschließt, wenn er sie auch nicht blindlings und ungeprüft hinnimmt. Ein lebendiger Fortführer der Tradition, die Scherer begründete und Erich Schmidt glanzvoll ausgestaltete, als dessen Nachfolger Petersen nunmehr in Berlin eingezogen ist.

So beschaffen wird man allerdings heutzutage kaum populär. Das ist kein Übel, und billige Popularität Petersen überhaupt wesensfremd. Wie er selbst den Weg sucht, so will auch er gesucht werden. Wie er selbst sich nicht auf eine allein seligmachende Methode festgelegt hat, so gesteht er auch seinen Schülern die Freiheit des Forschens zu. Er ist viel zu sehr Forscher und von den Fährlichkeiten aller Forschung zu tief überzeugt, um nun seine Schüler am Gängelband zu führen oder fürs Examen zu drillen. Wer in lässiger Bequemlichkeit auf die Worte des Meisters nur schwört, kommt bei Petersen nicht auf seine Rechnung. Wer aber selbst kritisch gestimmt, fremde Kritik bereitwillig anzuerkennen vermag, wird reiche Anregung von ihm empfangen."

Zur deutschen Literatur

Die Grimmelshausen-Ausgabe von Hans Heinrich Borcherdt (Bong & Co.) hat zwei Aufsätze über den Simplicissimus angeregt: Martha Charlotte Nagel (Berl. Börs. Ztg., Kunst 485) und Emil Sulger-Gebing (Münch. N. Nachr. 442). — **Heinse** und seinem „Ardinghello" gilt ein Aufsatz von Hans Benzmann (Hannov. Kur. 522). — Über den **Hainbund** schreibt auch W. Gröhn („Das Schicksal eines Dichterbundes" Heidelb. Tagbl. Brücke 10/11).

Die Ergebnisse des neuen **Goethefundes** prüft Rudolf Schade (Germ., Sonntagsbeil. 574). — Über die neuen Briefe des jungen Goethe wird (Stuttg. N. Tagebl. 502) und über die religiöse Krise von Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. Anz. 241) berichtet. — Ein Erinnerungsblatt „Felix Mendelssohn bei Goethe" wird (Magdeb. Ztg. 561) geboten. — Die Schweiz Goethes betrachtet auf Grund der Veröffentlichung Wilhelm Bodes Otto Baumgard (Rhein.-Westf. Ztg. 870). — Eine Parallele über Gerstenberg, Schiller zu Knut Hamsun zieht Ernst Friedrich (N. Bad. Landesztg. 553). — Über Schiller und die Oper läßt sich E. Vanderstetten (Schwäb. Merkur Sonntagsbeil. 461) vernehmen; ebenda behandelt Heinrich Peters Schillers akademische Antrittsrede. — Den Aufsätzen über Ottilie v. Goethe sind nachzutragen: M. A. v. Lütgendorff (Münch. N. Nachr. 438) und A. F. S. (N. Fr. Presse, Wien 20 880).

Dem Buch von Wilhelm Michel „**Hölderlins** abendländische Wendung" (Feuerverlag, Weimar) geht Karl Viëtor zu eindringlicher Betrachtung nach. — Neue Briefe **Jean Pauls** aus den Jahren 1795 und 1796 teilt Eduard Berend (N. Zür. Ztg. 1432) mit. — **Kleist** als Tragiker betrachtet Heinrich Leis (Rhein.-Westf. Ztg. Kunst 825). — Aussprüche von **Novalis** zum Wesen der Geschichte stellt Curt Hotzel (Zeit 395) zusammen. — Über **E. T. A. Hoffmann** im Mönchskloster bietet W. H. H-r. einen Aufsatz (Münch. N. Nachr. 443). — Ein Abschnitt aus Philipp Witkops Buch „Frauen im Leben deutscher Dichter" (H. Haessel) über **Heines** „Mouche" wird (Frankf. Ztg. 783 A) geboten.

· **Hebbels** „Nibelungen-Trilogie an einem Abend" faßt Wolfgang Hoffmann-Harnisch in Hinblick auf die Bühnenwirkung ins Auge (Kref. Ztg. 445). — **Grabbe** in Berlin (1822) schildert Manfred Georg (Berl. Börs. Cour. 527).

Unter der Überschrift „Das ist klassisch" schreibt Otto Stoeßl über **Nestroy** und die Sammlung seiner Aussprüche von Egon Friedell (Wiener Drucke, Wien) (Münch. N. Nachr. 441). — Eine Studie über Conrad Ferdinand **Meyers** Huttendichtung bietet Max Nußberger (N. Zür. Ztg. 1397, 1403). — Über das Gedicht C. F. Meyers handelt Ernst Lissauer (Hannov. Kur. Lit. Beil. 508/9). — Auskunft über Jeremias **Gotthelfs** politischen Roman „Der Herr Esau" gibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1447). — Dem Denker **Anzengruber** widmet Hermine Cloeter eine Betrachtung (N. Fr. Presse, Wien 20 882). — „Noch ein Wort der Erinnerung an Alfred **Meißner**" (Verhältnis zu Heine) wird (Köln. Ztg. 757 a) geboten. — Über die Sage vom Rockenweibchen und **Scheffels** „Mär vom Rockenweibchen" schreibt Heinrich Funck (Karlsr. Tagebl. Pyramide 41). — Neue Briefe von Ferdinand **Gregorovius** aus den Jahren 1869 und 1870 teilt Herman Granier (Kreuz-Ztg., Lit. 43 und Kreuz-Ztg. 487) mit. — Einen Vergleich zwischen Timm Kröger und Wilhelm **Raabe** zieht Hanns Martin Elster (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 875). — Eine Parallele Wilhelm Raabe und Leo Tolstoi gibt Fritz Jenich (Hannov. Kur. 523). — Ludwig **Thomas** Werke würdigt Richard Rieß (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 508). — Auf Eduard von **Keyserling** und die Neuausgabe seiner Schriften (S. Fischer Verlag) weist L. W. (Bohemia 257). — Über den Wiener **W. Fred** („Ein Literatenschicksal") äußert sich Siegfried Jacobsohn (Prag. Pr. 297). — Zum 50. Geburtstag (29. Oktober) Hermann **Boßdorfs** gibt F. Wippermann (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 875) ein Erinnerungsblatt. — Als einen Nachfolger der Minnesänger grüßt Kasimir Edschmid (Bohemia 259) **Max Dauthendey**.

Zum Schaffen der Lebenden

Über **Wilhelm v. Scholz**, hauptsächlich in Hinblick auf sein Erzählungswerk liegen drei Aufsätze vor: Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 520); derselbe (Han-

ov. Kur., Unt. 520/1); Emil Belzner (Weser Ztg., Lit. eil. 147). Bei letzterem heißt es: „Scholzens bewußte Abendung von aller gegenwärtigen Äußerlichkeit und zumal on aller Mode offenbart sich auch in seinen Novellen. war entspricht der Erzählerton seinem Wesen kaum; aber cholz versteht es, überall gelegentlich etwas Bedeutendes ı sagen. Und zudem kann er erzählen. Er erzählt nicht nur as vorgeht, sondern auch wie es vorgeht, er teilt die rsachen ein und die Schicksale; er vermittelt galante paraore Weisheiten, wie ihrer die Novelle bedarf. Sein erählerisches Geschick ist ursprünglich und ungewollt. Seine sychologischen Randbemerkungen sind meisterhaft. In einer Erzählungsweise berührt er sich oft mit Kleist und E. T. A. Hoffmann. Mit Kleist in der Wahl der Stoffe, im eistigen Konzept; mit Hoffmann in der Ausführung, im Schaurigen — doch symbolisch überlegener. Wie Kleist und Hoffmann, so vertritt auch Scholz (nicht nur in seinen Novellen) eine romantische Weltanschauung, die vereinzelt n systematischen Sätzen an Schopenhauers schwärmerische Lebensphilosophie erinnert aber doch dichterisch selbständig und ungezwungen ist." — Von Paul Gurk sagt Julius Bab (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 491): „Diese Erzählung („Die Haut") ist die bisher allerstärkste Bewährung des Dichters Paul Gurk. Die Größe seiner künstlerischen Kraft wird offenbar durch den Reichtum sinnlichen Weltbesitzes: er erlebt eben so sinnlich stark die Atmosphäre eines Buchladens und eines Börsen-Cafés am regnerischen Nachmittag, wie den Sommermorgen in einem Park oder den Abend über einer Großstadtstraße: „Die Halbkugel der Ruhe stand auf der Scheibe des Lärms." — Mit diesem sinnlichen Material aber schaltet ein Geist von ingrimmig kritischer, leidenschaftlich suchender Selbständigkeit, und so entstehen Dichtungen, die nicht nur etwas zu sagen haben, die auch etwas zu sagen vermögen." — Auf den Dichter Wilhelm Lehmann, den Verfasser der Romane „Weingott", „Die Schmetterlingspuppe" und „Der Bilderstürmer" macht Siegmund Bing (Frankf. Ztg. 761 — 1 M.) aufmerksam: „Die kosmische Landschaft, die in drei enggepreßten Romanen und der gleichen Zahl dicht gefüllter Novellen sich auftut, ist ebenso groß und in den Horizont gewölbt wie die Jean Pauls, der sie mit altfränkisch-schnurrigem oder idealisch-romantischem Gebild bevölkerte. Lehmanns Menschheit, voll kreatürlichen Hangs, oft wie trächtig von Zufall und Zwecklosigkeit des Daseins, mit atlashafter Schwermut angetan, scheint dem All bald ausweglos preisgegeben, bald organisch eingegliedert. Sie folgt fatalistisch dem Drang jener spielerisch lockenden oder ins Elementare geballten Kräfte, die gerade den Menschen unserer Tage, fragiles Geschöpf aus Natursehnsucht und Ahnenblut, bewohnen und heimsuchen." — Über Alfons Petzold schreibt Wolfgang Frommel (Offenb. Abendbl. 2. Nov. und Heidelb. Tagebl. 27. Okt.). An ersterer Stelle heißt es: „In Österreich steigt jährlich sein Ansehen. 1913 erhielt er den Bauernfeldpreis, außerdem einen Ehrengehalt der Gemeinde Wien. Der Dichter Stefan Zweig hat sich sehr für ihn eingesetzt, früher auch Stefan Großmann, der Herausgeber des Tagebuchs. Es gibt wohl kaum einen modernen Lyriker, dessen Schöpfungen so sichtbar von Band zu Band vollendeter werden. Er wurde in diesen Wochen vierzig Jahre alt. Nun schreitet er auf der Höhe dahin. Das deutsche Volk muß ihn kennen lernen, das deutsche Proletariat. Wie in Wien soll ein Arbeiter dem anderen, ein Armer dem anderen von ihm erzählen; nur denen, die Leid kennen, schenkt er sein Reifstes." — In einem Aufsatz über Bruno Frank („Schwäbische Künstlerjugend", Neckarztg., Neckar-Rundsch. 44) von Otto Heuschele liest man: „Wie sehen wir Bruno Frank in dieser Zeit? Allzuviele ringen heute um die Palme der Ewigkeit, wenige ganz Große vermögen ihre Arme in den Himmel zu recken, um dort das Werk zu erfassen, das ihnen für Zeit und Ewigkeit Zeuge sein soll. Gehört Bruno Frank zu diesen? Wir glauben nicht. Sein Werk ist das Werk einer Übergangszeit, in der es lebt und mit der es auch vergehen wird. Es wird uns nicht leicht das auszusprechen, aber Hunderte teilen mit ihm das Schicksal. Sie dienten ihrer Zeit, das war ihre heilige Pflicht, sie hüteten treu und sicher ein überkommenes Erbe, das war viel und groß, heute überlassen sie dieses Erbe einer neuen Generation, einer Jugend, der sie nur teilweise angehören; mit der sie aber selbst ringen. Von ihm selbst gilt das Wort, das er dem Male in seinem menschlich und künstlerisch reifesten Drama „Die Trösterin" in den Mund legt: „Nein, nein, groß in seiner eigenen Generation ist nur, wer schon in der kommenden lebt. Ich habe in meiner gelebt... Aber es quält mich nicht mehr." Freilich die schönsten seiner Gedichte, sein Requiem, wird noch lange in den Händen und Herzen vieler sein, wenn manches oder gar alle seine Werke mit der sterbenden Zeit hinabgegangen sein werden." — Aus Worten von Franz Werfel über Arthur Schnitzler (Prag. Pr. 295) sei hervorgehoben: „Ein Meister, wie Arthur Schnitzler, ist unter den Deutschen ein höchst seltener Fall. Schnitzler ist in unserem heutigen Schrifttum gewiß der einzige Vertreter der Latinität. Unter diesem Wort verstehe ich im Gegensatz zu allem Ausladenden, Verzweigten, Romantischen, Erziehungsromanhaften die Kunst der klaren, geschmeidigen Linie." — Der Aufsatz von Hans Franck über Joachim v. d. Goltz wird (Hannov. Kur. 512/3 ff.) wiedergegeben. — Zu den Aufsätzen über Augustin Wibbelt bleibt der von Alexander Baldus (Augsb. Postz. Lit. Beil. 42) nachzutragen.

Zur Charakteristik Börries, Freiherrn von Münchhausen findet Hans Franck (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 837) auch im Hinblick auf die neueste Gedichtgabe („Schloß in Wiesen", Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) die eindrucksvollen Worte: „Ein deutscher Edelmann tritt vor uns hin, der aus seinem Herzen kein Hehl macht. Also auch daraus nicht, daß er von seiner Stammburg auf das Gehudel tief unten hinabblickt. Gewiß, leutselig wie seine Vorfahren beim Erntebier, mischt er sich unter die Menschen unserer Tage und nimmt an unseren Freuden und Leiden teil, als ob er ihresgleichen wäre. Aber seht genauer hin, in jeder Sekunde weiß er den Abstand zu bewahren. Nicht durch irgendwelche Betonung, durch irgendwelches Zutun von seiner Seite, sondern durch sein bloßes Sein und Gehaben. Daß die Gegenwart ihn tausendfach beengt — er macht keinen Hehl daraus. Wie könnte er anders, als den vergangenheitssüchtigen Teil seines Ich, das Unauslebbare seiner Persönlichkeit im Erbilden der Vergangenheit auswirken? Herr ist er. Und Diener zugleich. Nicht nur auf seiner Scholle, sondern auch auf dem Ackerfeld seines Lebens. Mit der Natur, mit dem Wald, mit dem Feld, mit dem Gebüsch, mit dem Tier steht er auf dem Duzfuß. Gerade durch sein persönliches, ererbtes Besitztum ist er mit dem großen Ganzen, dem Vaterland, fest verkettet. Ein Edelmann! Ein deutscher Edelmann sonder Furcht und Tadel."

Den Dramatiker Alexander Zinn kennzeichnet Michael Charol (Berl. Börs. Ztg. 485): „Zinn ist einer von den aufrichtig Wollenden, und darum spricht aus jedem seiner Dramen ein Etwas, das aufzuhorchen zwingt. Er möchte gern an die letzten Probleme, er möchte gern zu Ende denken, er möchte mit rauchender Salpetersäure an die Legierungen des Lebens, um zu sehen, ob etwas daran wirklich Gold ist, und als echter Intellektueller zweifelt er sowohl an dem Goldbestand wie auch daran, daß es wirklich Salpeter sei, womit er die Legierung prüfen will. Ja, in seinem Innersten wird er an dem Zweifel selbst zweifeln."

Auf die Novelle von Stefan Zweig „Die Augen des ewigen Bruders" (Inselbücherei) macht Ernst Lissauer (Berl. Börs. Cour. 519) aufmerksam: „Diese kleine Legende, eingewurzelt in indisches Bereich und ergriffen von der abgründigen Sanftmut des indischen Wesens, zählt zu den stärksten Leistungen Stefan Zweigs. Der Passionsweg des Virata, eines in der Macht wirkenden Großen: er schlägt, als Vasall des rechtmäßigen Königs, einen Aufruhr nieder und tötet im Kampfe, nachts, ohne ihn zu erkennen, seinen leiblichen Bruder, und nun, erweckt, erleidet er alle Nöte, die aus dem Leben von Menschen mit Menschen aufsteigen. Der Siegreichste tut das Schwert ab; er wird

der weiseste Richter und hört auf, Recht zu sprechen, als er in freiwilliger Probe erkennt, daß er Strafen verhängt, die er selbst nicht zu ermessen und nicht zu ertragen vermöchte; aber selbst, da er als Eremit in der Wildnis wohnt, wirkt sein Beispiel Unheil, und er wird, nach seinem Gefühl, schuldig. Nun kehrt er in die Welt zurück; sein Wille ist: nicht mehr frei, sondern wieder in tätigem Dienste eines höher Gestellten, des Königs, zu leben, doch derart, daß er auch nicht mit einer Fiber der Seele auf fremdes Schicksal einwirkt. So stirbt der Tapferste, Rechtlichste, Weiseste als ein Hundewärter, vergessen." — Für die Bedeutung von Jakob Schaffners „Johannes" findet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1415) die guten Worte: „Die Bilder der Mutter, des Herrn Johannes, des Herrn Vaters, der Marie Claudepierre verlassen uns nicht. War die Gedächtnislast bitter, so ist sie dem Dichter, der im Zeichen des Johannessterns den Sturz in die Welt wagte, auch teuer geworden, denn dieses Pfund wucherte. Um teuren Preis — war es denn je anders? — wurde dieses Meisterwerk einer reifen Darstellung menschlichen Lebens erkauft. Es mag nun wirken und eine ergriffene Leserschaft nach der andern hinterlassen." — Die Romane des Geigenkünstlers Jules Siber (Morove & Scheffelt) beurteilt Karl Hans Strobl (N. Fr. Presse, Wien 20 884) dahin: „Wenn etwas gegen diese Kunst des Geigenvirtuosen einzuwenden ist, so dies: daß sie zu flackernd ist, zu hexenmeisterlich, zu virtuosenhaft; sie kennt keine Atempausen, sie hetzt den Leser mit einem unaufhörlichen con fuoco durch das Buch. Man möchte einmal verschnaufen, irgendeinen Handgriff anfassen und eine Weile im Realen hängen. Die Bücher Sibers haben Musik und Farben, aber es mangelt ihnen die Plastik, die Gestalten runden sich nicht, sie zischen auf und reiten auf Besen vorbei." — Alfred Hein entwirft (Königsb. Hart. Ztg. 502) ein Bild von Wilhelm Schäfer und sagt von den „Dreizehn Büchern der deutschen Seele", sie bedeuteten Rettung aus der Not der Zeit.

Martin Havensteins „Nietzsche als Erzieher" (E. S. Mittler & Sohn) nennt Joh. Georg Sprengel (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 844) ein starkes und ehrliches, von tiefem Ernst erfülltes Buch. — Die „Deutsche Dramaturgie" von Robert Petsch rühmt Carl Müller-Rastatt (Hamb. Korr. Ztg. f. Lit. 244): „Die Hauptarbeit Petschs ist in der Einleitung zusammengedrängt, die davon ausgeht, daß der deutsche Idealismus ebenso gut dramatisch gewesen sei, wie das Elisabethanische England oder das absolutistische Frankreich, nur auf andere Weise. Ringen und Kämpfen, quälende Fragen und heftige Auseinandersetzungen überall. Es geht ums Ganze, um die großen Fragen der Persönlichkeit, ihrer Wesenheit und ihres Rechtes, ihrer Lebens- und Ausdrucksformen ... Welt und Ich, Fülle und Einheit, Freiheit und Form — alle diese sich wieder mannigfach verästelnden und verfeinernden Tendenzen, diese sich ewig berührenden und überschneidenden Gegensätze spiegeln sich in dem vollendetsten Ausdrucksmittel der Zeit, im Drama, und klingen wider in ihrer Dramaturgie, die nicht wenig zur Aufklärung dieses Geschlechts über sich selber beigetragen hat." — Zu Thomas Manns Vortrag über die deutsche Republik bemerkt E. St. (Nationalztg. 247): „Politischer Schriftsteller oder Repräsentant des reinen und unpolitischen deutschen Geistes — gleichviel. Der Fall Thomas Mann ist überaus bedeutsam, auch wenn man den Künstler in Dingen der Politik ernst zu nehmen sich mit aller Entschiedenheit weigern sollte. Der Fall Thomas Mann ist der Fall der ernsthaften, schmerzlichen Bekehrung. Er verdient Respekt vor allen Dingen. Der Name Thomas Mann in solchem Zusammenhang ist ein Symptom. Der Fall Thomas Mann ist typisch."

Zur ausländischen Literatur

Die Frage: Wie lange wird ein Roman gelesen? beantwortet Paul Holzhausen für den englischen Roman (Köln. Ztg. Lit. Bl. 736 a) für den französischen (ebenda 763 a), für den russischen (ebenda 770 a). —

Über den jungen Voltaire (Sie und Du) spricht W. (N. Fr. Presse, Wien 20884). — Auf Jean Giraudoux macht L. von Meyenburg (N. Zür. Ztg. 1430) aufmerksam, er besitze den Luxus einer verträumten humanistischen Bildung. — Auf die Arbeit von Louis Wittmer „Au temps des bergerades. Gessner & Watelet" wird (N. Zür. Ztg. 1386) aufmerksam gemacht.

„Don Juan und Lord Byron" nimmt Karl Zimmermann zum Thema (Köln. Ztg., Lit. Beil. 755 a).

Über den jungen Tessiner Giuseppe Zoppi und seine erste Prosatat „Il libro dell' alpe" schreibt E. N. Baragiola (N. Zür. Ztg. 1413).

„Hundert Jahre Casanova" ist eine Plauderei von Curt Bauer (Heidelb. Tagebl., Brücke 10/11) überschrieben.

Das Problem des deutschen Calderon behandelt Gerhard Holthaus (Köln. Volksztg. 843).

Über Hans Jäger als Dramatiker berichtet ein Aufsatz von Albert Malte Wagner (Berl. Börs.-Cour. 507).

Neue Strindberg-Dokumente werden (Berl. Börs. Cour. 515) bekannt gegeben.

Eine Studie „Griechenland" von Hugo von Hofmannsthal wird (Prag. Pr., Dichtung 45) bekannt gegeben.

Ein Aufsatz über Petöfi von Karl Sebestyén findet sich (N. Fr. Presse, Wien 20 886).

Unter der Überschrift „Zwei Menschen — zwei Dichter" spricht Gustav Manz (Zeit, Zeitstimmen 166) über den Finnen Elias Lönnrot und Alexis Kivi.

„Schicksalstage deutscher Dichter" (der gleichnamige Band von Rudolf Krauß bei Beck, München) von Eduard Arens (Köln. Volksztg. 827).

„Volkstümliche Friedhofspoesie" von Eduard Arens (Köln. Volksztg. 838).

„Dichterische Flugtechnik" von Johannes Boldt (Rhein.-Westf. Ztg. 848).

„Vers und Prosa im Drama" von Karl von Felner (Kref. Ztg., Kultur 448).

„Erziehung zur Kunst" von Otto Helmut Förster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 779 a).

„Die geistige Not" von Hans Gäfgen (Hallesche Ztg., Deutsche Stimmen 42).

„Die Knechtung des deutschen Geisteslebens durch Frankreich" von Rolf Günther (Zeit, Zeitstimmen 163).

„Kleine Dramaturgie" von Walter Harlan (Hannov. Kur. 508/9).

„Hilfe für die geistigen Arbeiter" von Max Hochdorf (Berl. Börs. Ztg. 482).

„Der Dichter und seine Zeit" (Stefan George) von Friedrich Hussong (Tag, Unterh. 324).

„Einsame Dichtergräber" von Anton Mailly (Volksztg. Wien 286).

„Von deutscher Republik" von Thomas Mann (N. Zür. Ztg. 1415, 1419, 1424 ff.).

„Pressenot — Geistesnot" von Otto Riebicke (Tag, Unterh. 315).

„Suggestion und Dichtung" von Hans Theodor Sanders (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 825).

„Das Oberammergauer Passionsspiel und die griechische Tragödie" von Alfred Winterstein (N. Fr. Presse, Wien 20 883).

„Deutsche Studentendichtung von heute" (Germ. 582/3).

Echo der Zeitschriften

Die Glocke. VIII, 30. Zum Wesen der Kritik bemerkt Kurt Offenburg:

„Über das innerste Wesen der Kritik vermögen wir, im Grunde genommen, ebenso wenig auszusagen wie über das Wesen des Schönen. Denn: auch über das Wesen der Dinge

können wir nichts Eindeutiges sagen, da deren (für unsere Erkenntnis unfaßliches) Wesen unserem Bewußtseinsvermögen voransteht, und als Künstler, Denker oder Betrachter haben wir es nur mit Vorstellungen, Bildern und Zeichen zu tun, die wir mit den Sinnen in uns aufnehmen und nach den Gesetzen der immanenten Vernunft verarbeiten. Ebenso wie die ‚Ästhetik‘ als Wissenschaft vom Schönen, es nur mit unseren Vorstellungen zu tun hat — also auf Vorbildern aufbaut, nur mit Vorbildern arbeitet, also in ihrer ‚Objektivität‘ nur zu Vorurteilen gelangen kann, weil es absolute Schönheit gar nicht gibt —, ebenso kann sich auch die Kritik nur an Vorbilder halten, nur mit Vorstellungen operieren, um letzten Endes zu einem Urteil zu gelangen, das auch nur wieder ein Vorurteil ist, und zwar deshalb, weil jede Begriffsbestimmung des Schönen, genau so wie jede Begriffsbestimmung des vollendeten Kunstwerks, in der Sphäre der Relativität befangen bleibt.

Aber, trotz aller Relativität, hat Kritik zuletzt die Aufgabe: die aus subjektiven Emotionen erwachsenen Weltanschauungen auf eine mit höchsten Wertmaßstäben gemessene Formel zu bringen; d. h.: die letzten Normen im Ethischen, Ästhetischen wie Logischen auf ein kosmisches Prinzip zurückzuführen. Die Wertmaßstäbe, die in der klassischen Malerei und Dichtung ihre bis heute endgültige Formulierung gefunden haben, können allerdings einem im absoluten Materialismus wie Rationalismus versandeten Geschlecht nicht ohne weiteres zugemutet werden.

Von diesem Niveau aus bleibt es dem Kritiker vorbehalten, auch von weniger repräsentativen Standpunkten aus eine Überleitung herbeizuführen, die möglicherweise eine Potenzierung künstlerischer Produktion ermöglichen könnte. Aber nur dann wird Kritik ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie unter der Perspektive jener Pädagogik für große Kinder, die letzten Endes auf Menschheitserziehung hinausläuft, ihre Wertmaßstäbe in Anschlag bringt."

Die Bücherwelt. XIX. 10. In einem Aufsatz von Martin Rockenbach über Konrad Weiß liest man:

„Das ganz besonders Eigentümliche bei diesem Dichter des mystischen Schuldbewußtseins Konrad Weiß: Alle Ehrlichkeit zugegeben und zugegeben auch der verhältnismäßige (weil aus wirklicher Tiefe schöpfende) Reichtum im umgrenzten Bezirk der nurreligiösen Kunst: Der Kritiker würde sich und seinen Leser belügen, wenn er mit den Feststellungen der angedeuteten Werte sich begnügen wollte. Noch deutlicher: Und auch der Dichter Konrad Weiß fühlt es als brennende Gewißheit in sich, daß sein bisheriges, zwar schon imposantes Kunstwerk als Ganzes doch nur einen Anfang bedeutet, kein letztes Ziel. ‚Frage ist auf Frage Antwort nur, schied die letzte, zittert noch der Mund‘ (Nachtlied); ‚Die Sehnsucht, voller als erfüllt, gießt bloß sich in sich selber aus‘; wie darf dies Wort sein eigenes Wesen dulden und schrickt nicht in sich, voll von Erdenhohn‘. — Der Dichter fühlt sein (im hohen Sinn) zeitbedingtes Dichtertum nicht als Selbstbefreiung. Er weiß sich weiterhin unfrei, bedrückt. Sein Wirkenwollen spürt in der eigenen Art Hemmnis und Fessel. Wie beobachtet sich Weiß in seinem Ausdruck, seiner Sprache, seinem Rhythmus mißtrauisch, wo die Fehlerquelle der Bedrückung zu suchen sei! Und wie offen gesteht er sein heimliches Wissen um die eigene Tragik, sobald er sie entdeckt zu haben glaubt!

Klar und deutlich aber (dem noch nicht beendeten Schwanken des Dichters zum Trotz) liegt dem Leser, der sich durch die Gedichte Konrad Weiß' hindurchgearbeitet hat, das Ziel der Höherentwicklung seiner Kunst: ‚Nicht ein Bekenntnis, ganz ein Hymnus, Herr!‘ (Weile am Weg.) In doppeltem Sinne deutlich: als Möglichkeit neuer Inhalte und Möglichkeit gereinigter Formen.

Neue Inhalte: Konrad Weiß ist ein viel zu tief veranlagter, ein viel zu reicher Mensch, um auf die Dauer außerhalb seiner Gebetsübungen nur ‚Finsternis und Trauertrunkenheit‘ sehen zu dürfen. Noch entgegnet er auf den Hinweis: ‚Sieh, wie im Sonnenlicht die Blume brennt‘ sein vergrübeltes: ‚Ja stark im Licht, wo schaudernd sich erkennt die Tiefe, die vom reinen Spiegel trennt.‘ (Zur Kirche.) Weiß muß es lernen, solche im Sonnenlicht brennenden Blumen, d. h.: das allumfassende Stoffgebiet der Dichtung frei von den Bedrängnissen zeitgebundener ‚religiöser Erneuerung‘ betrachten zu können. Bis heute kennt Weiß in seiner Lyrik die Gegenstände einzig als andeutende Merkmal für ‚Geistigkeiten‘. (Später Reim. Mondschein im Fenster.) Erst wenn Weiß die Welt der Dinge um ihretwillen oder wenigstens zunächst um ihretwillen darstellt, öffnet sich ihm der Mund für neue Reiche, die in ihm warten und keimen.

Und neue Formen! Konrad Weiß macht es seinem Leser nicht leicht, ihm zu folgen. Seine gedankliche Zerquältheit preßt sich in abstrakten, oft kaum oder gar nicht sinnfälligen Ausdrucksgebilden wieder und fügt diese Ausdrücke zu verkrampften, mitunter kaum enträtselbaren Satzperioden mit ungewöhnlichen Umstellungen und Einschachtelungen ineinander. Es gibt Gedichte, vor allem in der ‚Cumäischen Sibylle‘, die schlechthin nicht restlos entziffert werden können. Hier zeigt sich die ganze in sich unhaltbare Tragik des dichterischen Ringens in Weiß am offensichtlichsten. (Und Weiß selber weiß wiederum sehr wohl um seine Tragik, — man beachte nur z. B., welche Gedichte er aus seinen beiden Büchern für die Sammlung ‚Im Jubel des geschloßnen Rings‘ ausgesucht hat.) Auch formal erwarten wir von Konrad Weiß eine Zukunft der Schlichtheit, wie sie bisher nur in ziemlich wenigen (dafür aber bleibenden, weil in sich fertigen, vollendeten) Dichtungen aufgezeigt werden kann. Die große formale Gewandtheit des Dichters, sein stark musikalisch wirkender Rhythmus (der besonders bei eintönigem Vortrag zum Vorschein kommt), seine ganz gewaltige Bildkraft und wortschöpferische Begabung werden uns vielleicht und wahrscheinlich noch stärkste Leistungen zu schenken haben."

Hellweg. II, 25. Einen neuen Dichter glaubt Johannes Schlaf in Karl Maertin, der Arbeiterkreisen angehört, gefunden zu haben:

„Maertin, ein geborener Westfale, besitzt ein tiefes, schönes Einleben in die Natur seiner Heimat. Hier erinnert er an das Naturempfinden eines Lenau, Eichendorff oder an das Volkslied. Aber er ist sein Eigener. Die bis zum Geleckten vollendete, durchgebildete, fast schon allzu gewandte Sprache unserer neuen Lyrik erwarte man nicht von ihm. Er hat kräftige, starke Töne, die aber oft ungelenk sind, gebraucht hier und da heute altertümlich anmutende Wortbildungen. Aber gerade darum springt seine Begabung um so stärker, mächtiger, eindrucksvoller hervor. Eine tiefeinfühlende kosmische Religiosität treffen wir bei ihm; zugleich eine bis in die dunkelsten Tiefen hinein mit dem Problem des Lebens und der Zeit ethisch ringende Seele, Menschenliebe, Mitleid; und zugleich den Zorn einer robusten, kräftigen Natur. Tiefe, bohrende Schwermut geht mit der anziehendsten, unbefangensten Fröhlichkeit und Lebensfreude. Alles gefaßt aber in ein dauerhaftes, männlich gepräges, fest im Leben stehendes Wesen; Gefühl für Stille und Beschaulichkeit, für mystisch raunende Gottestiefe: und die Brust des Mannes, die sich gegen den Strom des Lebens anringend gewahr wird und behauptet."

Österreichische Rundschau. XVIII, 19/20. Friedrich Engel spricht über die neu veröffentlichten Briefe Jacob Burckhardts und kommt dabei auf Burckhardts politische Stellungnahme zu sprechen, die namentlich in den Briefen an Friedrich von Preen (Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt) zum Ausdruck kommt:

„Daß in diesen Briefen des großen Kultur- und Kunsthistorikers so viel von Politik die Rede ist, fällt auf. Nicht darin möchte ihr Wert gesehen werden. Es bedurfte kaum eines Beweises, daß der Verfasser der weltgeschichtlichen Betrachtungen auch die gleichzeitigen Ereignisse intensiv verfolgte. Aber eigentümlich wird hier offenbar, wie er diese ansah. Er steht der Politik nicht eindeutig gegenüber. Er hat die Notwendigkeit politischer Macht erkannt als Historiker wie

als Beobachter; er weiß ihre Autorität zu schätzen; ein Mysterium nennt er sie. Und doch graut ihm vor der Macht; sie ist ihm fremd, wohl auch dem Schopenhauer-Gläubigen des Optimismus verdächtig. Dem entspricht sein Verhältnis zu ihrem hervorragendsten Vertreter, zu Bismarck: sachliche wohlmotivierte Hochschätzung; persönliche instinktive Antipathie. Hierzu kommt ein auch sonst manchmal leise komisch anmutender Zug, vom Standpunkt des Schweizers zu politisieren. Unbedingt lehnt Burckhardt die modernen Massenbewegungen ab. Auch ihre Methode ist Zwang; dieses Verwerfliche haben sie mit aller Politik gemeinsam. Ihr Ziel ist Materialisierung des Lebens, Nivellierung, Fesselung der Persönlichkeit. Man weiß, was für Burckhardt die Befreiung des Individuums bedeutet hatte.

Oft wird in diesen Briefen über das Ziel gesprochen, dem die politische Entwicklung zutreibt. Als letztes Ende wird einmal wohl ein neues Imperium Romanum erwartet; es ist die Zeit der großen deutschen Siege. Und eben Burckhardt weiß die Kleinstaaten so wohl zu schätzen. Als Einzelwesen, freilich ohne Macht, und als Wohnstätten des Geistes. Eigentümlich die Krisenstimmung, die seit 1870 über den Briefen lagert. Mehrmals wird ein Weltkrieg geahnt; und seit den Siegen über Frankreich weicht das Gefühl von Burckhardt nicht mehr, daß die europäische Kultur im Sterben liegt. Zuerst wird eine Erneuerung des Lebens noch durch neuen Geist erhofft, von neuen, asketischen Menschen; später nur mehr von der neuen Macht. Aber ‚wie wird es dann so vielen uns teueren Interessen gehen? der Wissenschaft unter anderen; wie wenig wird etwa der neuen Autorität an ihr gelegen sein'. Durch alle Schätzung der Macht klingt es auch hier: sie ist böse an sich."

„Lavater und Cagliostro." Von Heinrich Funck (Westermanns Monatshefte LXVII, 2).

„Aus Wilhelm Heinses Nachlaß." Von Albert Leitzmann (Zeitschrift für Bücherfreunde XIV, 5).

„Hölderlins späte Dichtungen in der zeitgenössischen Kritik." Von Friedrich Seebaß (Zeitschrift für Bücherfreunde XIV, 5).

„Gustav Freytag als Hausfreund." Briefe G. Freytags aus den Jahren 1858—1887. Mitgeteilt von Sara Janson, geb. v. Holtzendorff (Westermanns Monatshefte LXVII, 2).

„Wilhelm Raabes Beziehungen zu Jakob Böhme." Von Erich Feltgen (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XII, 4).

„Das Zeit-Weibliche und Ewig-Weibliche bei Ibsen und Nietzsche." Von Paul Schulze-Berghof (Hellweg II, 44).

„Briefe von Hermann Wette." Mitgeteilt von Robert Petzsch (Niedersachsen).

„Warum feiern wir Gerhart Hauptmann?" Von Konrad Haenisch (Volksbühne, Berlin III, 2).

„Hauptmanns Jugendwerke." Von Fritz Homeyer (Volksbühne, Berlin III, 2).

„Hauptmanns ‚Einsame Menschen' im Wandel der Zeit." Von Hans Lebede (Volksbühne, Berlin III, 2).

„Mitten in Hauptmanns Werk." Von Julius Bab (Volksbühne, Berlin III, 2).

„Gerhart Hauptmann und wir ‚Jungen'." Von Paul Zech (Volksbühne, Berlin III, 2).

„Gerhart Hauptmanns Drama und das jüngste Theater." Von Richard Weichert (Die Neue Zeit XLI, 4).

„Gerhart Hauptmann und die Volksbühne." Von G. Nestriepke (Volksbühne, Berlin III, 2).

„Augustin Wibbelt." Von Ernst Bußmann (Quickborn XVI, 1).

„Fritz Lau." Von Hans Böttcher (Quickborn XVI, 1).

„Friedrich Düsel. 25 Jahre im Dienste von Westermanns Monatsheften." Von G. Sch. (Westermanns Monatshefte LXVII, 2).

„Norbert Jacques." Von W. E. Oeftering (Die stille Stunde I, 3).

„Norbert Jacques, Biographischer Abriß." (Die stille Stunde I, 3.)

„Der Lyriker Julius Franz Schütz." Von Werner Illing (Hellweg II, 26).

* * *

„Homer." Von Theodor Büsch (Die Bücherwelt XIX, 10).

„Über den Geist der neueren englischen Literatur." Von Karl Arns (Der Gral XVII, 2).

„Kierkegaard und Stirner." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt II, 116).

* * *

„Ob Naturforschung und Dichtung sich schaden?" Von Wilhelm Bölsche (Hellweg II, 43).

„Der Wert des Romanlesens." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt II, 117).

„Kriminalität und Dichtung." Von Erlanger (Deutsche Strafrechts-Zeitung IX, 9/10).

„Komödie." Ausstellung in der Nationalbibliothek zu Wien. Mai—Juni 1922 [Theater- und Musikausstellung internationalen Charakters]. Von Franz Horch (Die Szene XII, 10).

„Romantik einst und jetzt." Von Arnold F. Stolzenburg (Die Christliche Welt XXXVI, 42/43).

„Abend auf den Helikon." Von Paul Weiglin (Daheim LIX, 5/6).

„Brief eines Katholiken an einen gefangenen Revolutionär." Von Leo Weismantel (Österreichische Rundschau XVIII, 19/20).

„Reimkraft des Zufalls." Von Fedor von Zobeltitz (Velhagen und Klasings Monatshefte XXXVII, 2).

Echo des Auslands

Westschweizerischer Brief

Der Tod Philippe Godets wurde als ein nationaler Trauerfall behandelt (26. Sept.). Seine politische Tätigkeit seit 1914 kann von der Mehrheit der Schweizer nur als bedauerlich bezeichnet werden, obwohl er auch hier seine vortrefflichen Eigenschaften des Freimutes, der Offenheit und Energie bewährte. Aber für die Literatur der Schweiz ist das Scheiden des Zweiundsiebzigjährigen sicher ein schwerer Verlust. Von der alten Garde sind nur noch sein Freund, Professor Paul Seippel in Zürich, und sein Gegner, Bundesrichter Virgile Rossel in Lausanne auf dem Plan. Godets größtes Verdienst ist seine Literaturgeschichte der französischen Schweiz (1889), leider nur zweimal aufgelegt (1895), die heute noch jedem Forscher unentbehrlich ist und hohes Lob verdient. Freilich sollte man daneben Rossels das gleiche Thema behandelndes ausführlicheres Buch vergleichen, das 1903 umgearbeitet in einer zweiten, reich illustrierten Prachtausgabe erschien. Als zweites wichtiges Werk des neuenburger Literaturprofessors nennen wir die ausführliche Biographie seines Vaters Frédéric, des Theologen und Hauslehrers Kaiser Friedrichs III. (Neuenburg 1913, Attinger). Die Kapitel über seine berliner Zeit (1838—1844) dürften auch jetzt noch als geschichtliches Dokument in Deutschland interessieren. Das dritte Hauptwerk Godets ist seine Biographie der „Madame de Charrière" und Herausgabe einiger ihrer Werke. Seine religiöse Anthologie „L'Ame et Dieu" soll auch nicht vergessen werden. Im übrigen ging seine große Arbeitskraft ganz in seiner akademischen und journalistischen Tätigkeit auf. Letztere hatte auch teilweise literarischen Charakter. Jahrzehntelang war Godet der strenge Zensor unsrer gesamten literarischen Produktion. Glücklich der, den er schätzte, er konnte auf seinen guten Rat und seinen treuen Beistand auf lange bauen. Aber wehe, wer ihm nicht gelegen kam: er hatte für sein Leben verspielt! Trotz dieser Einseitigkeit und Schärfe erkannte auch der Gegner die

hervorragende Begabung und den lauteren Charakter dieses bedeutenden Mannes an. Die deutsche Schweiz, die viel Böses von ihm hören mußte, überhäufte ihn bis zur letzten Stunde mit verdienten Ehrungen. Seine Gegner ließen es an Noblesse nicht fehlen, und seine Freunde vergötterten ihn. Eine so markante, bis zuletzt tätige und für ihre Überzeugungen mit Begeisterung einstehende Persönlichkeit wird in unserem literarischen Leben noch auf lange hinaus ihren Einfluß ausüben und im Gedächtnis der kommenden Generationen haften.

Es war Godet noch vergönnt, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der genfer „Semaine litteraire“ durch einen Beitrag mitzufeiern. Diese Wochenschrift wurde vor dem Kriege auch in Deutschland viel gehalten. Sie hat sich mit Politik stärker befaßt, als ihr Titel besagt. Von Louis Debarge gegründet und heute noch geleitet, ist es ihr gelungen, in unserem engen Milieu sich materiell mit steigendem Erfolge zu halten und geistig einen stets wachsenden Einfluß auszuüben. Der Mitarbeiterstab wechselte natürlich stark, verlor aber nichts an seiner trefflichen Qualität. Ein Fest vereinigte die alten und neuen Freunde des angesehenen Wochenblattes. Erinnerungen wurden ausgetauscht über die Gegenwart Heerschau gehalten, Zukunftspläne geschmiedet. Das Blatt steht auf sicherem Grunde und geht seinem zweiten Vierteljahrhundert mit Vertrauen entgegen.

Im Jahre 1923 feiert das Waadtland den zweihundertjährigen Befreiungsversuch seines Nationalhelden, des Majors Davel, der 1723 für seine kühne Revolte gegen das berner Regiment auf dem Schafott starb. Erst 1798 schlug die wirkliche Freiheitsstunde.

Davel zog schon den waadtländischen Lyriker und Historiker Just Olivier an, der ihm eine seiner drei „Etudes d'Histoire“ (1842) widmete, die zu dem Feinsten gehört, was über ihn geschrieben wurde. Hans Hellmuth Hopfen widmete ihm 1865 gelegentlich eines Aufenthalts im Waadtlande einen psychologischen Roman — Wahrheit und Dichtung —, der auch ins Französische übersetzt wurde. Virgile Rossel schrieb ein Daveldrama, das 1898 und 1903 vielfach aufgeführt wurde und wohl auch nächstes Jahr wieder auf dem Plan erscheinen dürfte. Die offizielle Davelkantate von Daniel Meylan, das gekrönte Ergebnis eines Preisausschreibens, liegt ebenfalls vor. Nun erwarten wir noch sozusagen das offizielle Drama, das uns René Morax im Mai und Juni 1923 in seinem Volkstheater in Mézières mit der Musik von Gustave Doret bescheren will. Damit würden die Sommervorstellungen von Mézières, die mit Glucks herrlichem „Orpheus“ und vor allem mit dem „Roi David“ sich von ihrem ursprünglichen Zweck mehr und mehr entfernt haben, wieder zu ihrem Ausgangspunkt, dem von dem Volk für das Volk gespielten Volksdrama, zurückkehren, was allgemeinen Beifall findet.

Vom Büchermarkt wäre mancherlei zu berichten. Wir nennen an erster Stelle, die allerdings sehr langsame Fortführung der Kollektion des „Roman romand“ mit den Nummern 21—24 (nunmehr zum Preise von 1 Fr. 25). Erschienen sind als Nr. 21 Victor Tissots „Suisse merveilleuse“, Nr. 22 C. F. Ramuz: „Aline“, Nr. 23 Noëlle Roger: „Docteur Germaine“ Nr. 24 Benjamin Vallotton: „Torgnoluz“. Zweck des Unternehmens ist der Neudruck älterer Werke der heimischen Literatur, die entweder vergriffen sind oder im Publikum nicht recht gezogen haben und doch für einen größeren Leserkreis bestimmt waren. Die stattliche Serie ist auch für Volksbibliotheken bestimmt und dürfte ferner dem Ausländer ein gutes Bild unserer älteren literarischen Produktion bieten. B. Vallotton, nunmehr im Elsaß als Journalist ansässig, hat auch den diesjährigen Weihnachtsmarkt pünktlich wieder mit einem Bande beschickt. „Patience“ ist die Geschichte eines schweizerischen Fremdenlegionärs ohne weiteren literarischen Wert, aber gut und nützlich zu lesen.

Von neueren Erscheinungen der letzten zwei Jahre nennen wir noch Roordas journalistische Tagesscherze mit ernstem Hintergrund; „A prendre ou à laisser“, Portas geistreiche Bosheiten, „Nous pendant ce Temps“; Robert de Traz Sittenroman „La Puritaine et l'Amour“; Roger Cornaz' „Contes plus Contes que les autres“, Maurice Sandoz' „Le jeune auteur et le perroquet“. Endlich Noëlle Rogers: „Les Disciples“, das mit de Traz' „Puritaine“ zu den ernsteren und gewichtigeren Sachen gehört. G. de Reynolds „Cités et Pays suisses“ sind nun auf drei Bände angewachsen. Zu der Neuauflage der klassischen „Souvenirs d'un Alpiniste Emile Javelles“ hat sich „La Croix du Cervin“ von Charles Gos gesellt. Alle diese Sachen sind im modernen Großverlag Payot in Lausanne-Paris erschienen (à 4,50 Fr.), der nun in fast sämtlichen Städten der Westschweiz seine Filialen besitzt und den literarischen Markt beherrscht. Für das französische Publikum gibt er in Paris andere Sammlungen heraus. So erschien dort die französische Ausgabe von G. Papinius „Vita di Cristo“. Seine Miniaturbibliothek mit klassischen Werken in Duodezformat à 2 Schweizerfranken birgt in ihren bald 80 Nummern z. T. seltene Sachen wie Heraklit, Äschylus, Baco, Plato, Spinoza, auch sonst meist Aphorismen und Fragmente aus der französischen Literatur. — Trotz der schweren Zeiten darf man wohl sagen, daß Autoren und Verleger um Dasein und Anerkennung ehrlich und mit Erfolg kämpfen.

Bullet ob Yverdon Ed. Platzhoff-Lejeune

Französischer Brief

Im Verlage von Crès & Cie. hat Elie Faure ein neues Buch, gesammelte Essays aus den letzten Jahren unter dem Titel: „L'arbre d'Eden“ herausgegeben, die von neuem die Vielseitigkeit und die Lebendigkeit dieses reichen und kraftvollen Geistes erweisen. Das Buch ist ausschließlich Malern und Bildhauern, sowie Problemen der bildenden Kunst gewidmet. Als Einleitung und gleichzeitig gewissermaßen als Glaubensbekenntnis enthält es Verherrlichungen von Dürer, Tintoretto, Rembrandt, Rodin, Cézanne und Renoir. Die Aufsätze wirken so stark, weil Faure aus der zentralen Erfassung dieser Geister seine Darstellung schöpfte und sich niemals in abstrakten Theorien verliert. Prachtvoll ist Faures Studie über Picasso — vielleicht das Beste, Wahrhaftigste und Tapferste, was über den Kubismus gesagt worden ist. Auch Elie Faure hat jetzt in dem nicht enden wollenden Kampf zwischen den Romantikern und Neuklassizisten das Wort ergriffen und in einem Aufsatz: „Remarques sur le classicisme français“ die vortrefflichen Worte geprägt: „Le classicisme a ceci de commode qu'il offre un toit contre l'orage à ceux qui ne se soucient pas de l'affronter“, was auf den Geist mancher klassizistischen Dogmatiker ausgezeichnet zutrifft.

Im Gegensatz zu der Weite und Größe dieses Buchs, das aus brennendem Herzen gestaltet ist, steht das kleine Oktavbüchlein der „Pensées“ von Ingres, das die „Sirène“ kürzlich herausgab. Bei Faure quillt jeder Gedanke aus einem tiefen und warmen Menschentum, bei Ingres, dem Fahnenträger des Klassizismus im 19. Jahrhundert, ist jeder Gedanke, jedes Urteil aus klassizistischem Geist zum Ruhme des klassizistischen Dogmas gesprochen. Man spürt aus jedem Satz das Verantwortungsgefühl und repräsentative Bewußtsein eines Franzosen von Welt, der das Wesen und den Stil seiner Rasse verherrlichen will. Das kleine Büchlein ist kultur- und kunsthistorisch ein unschätzbares Gegenstück zu den literarischen Arbeiten, Briefen und Tagebuchblättern des Romantikers Delacroix. Aus den Schriften beider Maler kann man leicht und klar entnehmen, was die Franzosen unter Romantik und Klassizismus verstehen. Ingres verherrlicht Raphael und Poussin und lehnt Rubens, van Dyck und Rembrandt ab. Seine Aussprüche: „Chez Rubens, il y a du boucher — n'admirons pas Rembrandt, ne le comparons pas au divin Raphael“ haben seit langem eine gewisse Berühmtheit erlangt. Der Verlag hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er die Gedanken von Ingres in einer billigen Ausgabe gesammelt hat.

Im Verlag von Felix Alcan hat Bogdan Filow, Professor an der Universität Sofia, eine kleine Einführung in „L'ancien art bulgare“ herausgegeben, die illustrativ wie textlich den Zweck einer schnellen und allgemeinen Orientie-

rung erfüllt und nachdrücklich empfohlen werden kann, weil es in deutscher Sprache etwas Ähnliches nicht gibt.

Bei Henri Laurens ist kürzlich der sehnlichst erwartete zweite Band der „Art russe“ von Louis Réau erschienen, der die Epoche von Peter dem Großen bis auf unsere Zeit umfaßt. Damit liegt jetzt eine Geschichte der russischen Kunst vor, die einzige in Westeuropa, geschrieben von einem der besten Kenner der slavischen und westlichen Kunstentwicklung, der jahrelang Rußland bereist hat und in Petersburg Leiter des französischen Instituts war. 72 Tafeln illustrieren den Text und ein französisch-russisches Lexikon von Fachausdrücken unterstützt das Verständnis. Der erste Band, besprochen im L. E. XXIII, 679, behandelte die Kunst bis zum 17. Jahrhundert. Der erste Teil des zweiten Bandes ist dem ungeheuren Einfluß der westlichen Kunst vom 18. Jahrhundert an gewidmet. In der Mitte der Darstellung steht die Gründung und Entfaltung von Petersburg, die Gründung der Akademie und die breite Ausdehnung des Klassizismus in Rußland, der bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Geltung hatte. Die zweite Hälfte des Buches ist der Emanzipation der russischen Kunst gewidmet, die nach Réau mit der Erhebung des Panslawismus zusammenfiel, aber erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine fest umrissene Gestalt anzunehmen begann. Réau setzt die einzelnen Schulen gegeneinander ab und hebt aus ihnen die hervorragendsten Künstler hervor. Das Buch, das im ganzen 700 Seiten Text und 1676 Abbildungen umfaßt, läßt an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig.

In „La revue critique des idées et des livres“ bedauert Jean Lognon, daß die französische Politik sich für die Türkei entschieden habe, während so viele geistige Bande Griechenland mit Frankreich verknüpften, und François Renée fordert, daß der kleinen Entente Wien als Hauptstadt gegeben werde, das für Deutsch-Österreich ohnedies keinen Wert habe, zumal das deutsche Element in Wien in der Minderheit sei. Georges Ducrocq tritt in dem neuesten Kampf der Katholiken gegen Barrès entschieden für den Verfasser des „Jardin sur l'Oronte“ ein und erklärt, daß seit langem alle Verunglimpfungen des Dichters von Deutschland ausgehen. Die Monatsschrift enthält ferner die gründlichste und umfassendste Studie über den Dichter Paul Valéry, einem letzten Schüler Mallarmés, der mehr und mehr Resonanz findet. Die Zeitschrift beginnt ihren vierunddreißigsten Jahrgang; es ist interessant, die Teilnehmerliste an dem Festessen des Gründungstages durchzusehen, um sich zu vergewissern, wer dem Kreise dieser klassizistischen und imperialistischen Zeitschrift nahe steht. Man findet unter ihnen zuweilen Dichter, die man auf dem anderen Ufer suchen wollte. — Die letzte Nummer der „Revue germanique“ enthielt: J. J. G. Bertrand, Wilhelm Schlegel und Frankreich, Louis Brun, „Le théâtre allemand“, Henri Ranssen, „Le théâtre anglais“, sowie zahlreiche Notizen und Einzelbesprechungen. —

Ein neuer Beweis für die Bedeutung und Verbreitung der Ideen und Schriften von Ernst Seillière und René Gillouin, auf die hier wiederholt hingewiesen worden ist, ist ein fünfzehn Seiten langer Aufsatz von Georges Guy Grand: „Pour une mystique démocratique“. Wie die Bücher, die hier besprochen werden, so sollte auch dieser kluge und tief schürfende Aufsatz in Deutschland gelesen werden. Hier sind die wertvollsten Ansätze zur Erneuerung des heutigen Frankreichs wahrzunehmen. Eine neue Interpretation der Bergsonschen Philosophie von René Gillouin erschien in der gleichen Zeitschrift. Interessant sind ferner folgende Studien: Florian Parmentier, „L'œuvre de Pierre Mille“, Roger de Nérens, „Fernand Divoire et la poésie flamboyante“; Ly a Berger, „Henriette Roland-Holst“; S. Ferdinand Lop, „Vers l'union des peuples latins“. Der letzte Artikel leitet zu den Aufsätzen über Kolonialliteratur und Kolonialgrößen über, in denen sich fast in jeder Nummer der französische Imperialismus mit erfreulicher Offenheit ausspricht; siehe Alfred de Tarde, „Le général Lyautey“; Gaston Sauvebois, „Littérature coloniale“, Albert de Pouvourville, „D'une doctrine intercoloniale“. Wie man über uns herfallen würde, wenn wir Deutsche so offene Bekenntnisse zum Imperialismus ablegen würden! — „Le Monde nouveau“, die jetzt im vierten Jahrgang steht, hat es glänzend verstanden, führende Franzosen zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen und mit der Zeitschrift Erfolge zu erzielen. — Auch „La nouvelle revue française“ hat nach dem Erscheinen von Paul Valerys neuestem Buch „Charmes“ diesem Dichter eine Studie gewidmet. Jacques Rivière würdigte sein bisheriges Schaffen. In derselben Nummer erschienen in Deutschland bisher nicht bekannte Fragmente aus einem Kriegstagebuch von Fritz von Unruh, die J. Benoist-Méchin mit empfehlenden Worten eingeleitet hat. „La nouvelle revue française“ bemüht sich aber nicht nur, unbekannte Ausländer in Frankreich einzuführen, sondern hat gerade in den letzten Monaten auch einige neue französische Talente entdeckt, wie den Epiker Jacques de Lacretelle, von dem der Roman „Silbermann“ erschien, die Essayisten Charles du Bos und Gel Robin sowie die Lyriker Jules Supervieille, Paul Fierens und Georges Gabory. Vortrefflich ist die kleine Skizze „Chlodomir, l'assassin“ von Marcel Jouhandeau im Oktoberheft des Blattes. Der Rahmen der Zeitschrift ist weit. Neben Gide und Proust findet auch Max Jacob hier Anerkennung; dessen Tribünen im wesentlichen die Zeitschriften der Jüngsten sind. — „La vie des lettres et des arts“ veröffentlichte eine neue kleine Arbeit epigrammartigen Charakters von ihm: „Réponse de l'Abbé X à un jeune homme découragé“. In der gleichen Revue erschienen neue „Poèmes synoptiques sur 3 plans“ von Nicolas Beauduin und einer der seltsamen lyrischen Versuche in neuer typographischer Anordnung von Fernand Divoire „Ivoire au soleil“. In dieser Zeitschrift laufen alle die Strömungen zusammen, die vor zehn Jahren die Welt zu revolutionieren begannen und die nun in wunderlichen Windungen und Schnörkeln ihre Lebenskraft beweisen wollen, nachdem die Welt sich nicht hat revolutionieren lassen. Die Dichtungen von Irène Hillel-Erlanger, Claire Goll, Juliette Roche, Bialik u. a. gehören zweifellos zu den sonderbarsten Kulturdokumenten unserer Zeit. Unter dem Zeichen des Sturmes und Dranges der Gegenwart ist auch „La revue de l'époque“ ins Leben getreten. Allein die Wogen dieses Kreises haben sich geglättet. Das schöne Versdrama von Philéas Lebesque „Les Tisons en fleur“ ist eine abgeklärte und ausgereifte Arbeit im klassizistischen Geschmack. Bezeichnend für den Charakter der Zeitschrift ist in der letzten Nummer der glänzende Aufsatz von René Prévot „Remy de Gourmont, La femme et l'amour“. Gaston Sauvebois tritt für den „syndicalisme intellectuel“ ein, Marcello Fabri bespricht die neuesten Romane, Arthur Petronio charakterisiert die jüngste italienische Literatur.

Otto Grautoff

P.S. Im L. E. XXIV, 1513, habe ich einen Bericht über die Aufnahme Albert Einsteins in Paris wiedergegeben, der im „Producteur“ erschienen ist. Der Herausgeber des „Producteur“ legt auf die Feststellung Wert, daß der Bericht nicht seiner und seiner Freunde Gedanken widerspiegelt, sondern Gespräche aus anderen Kreisen wiedergibt.

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der verschüttete Mensch. Roman von Wilhelm Hegeler. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 254 S.

Wie stille ernste Menschen einander innerlich entgleiten und sich mit anderen leise finden, um dann fest zusammenzugehören — das weiß kaum einer unserer gegenwärtigen Erzähler mit so feiner Seelenkunde darzustellen, wie Wilhelm Hegeler. In seinem vorletzten Roman „Zwei Freunde“, sahen wir dies Sich-entschweben und Sich-finden als das Wesentliche, gleichsam eine Legierung geschmolzener, eine

Lösung erstarrter Seelen; in seinem neuen Werk besteht wieder hierin die eigentliche Handlung, nicht in dem, was man gewöhnlich so nennt: in den äußeren Vorgängen, mag auch ein aufregender Arbeiteraufstand ihr epischer Höhepunkt sein.

Wer ist der verschüttete Mensch? Der Großindustrielle Geheimrat Uhlenkamp, ein Mann von ungewöhnlicher Tüchtigkeit und Tatkraft. Mit der Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht, die bei derartigen Tatmenschen besonders dann zu finden sind, wenn sie, wie Uhlenkamp, alles eigener Kraft verdanken — geht er seinen Weg: von Erfolg zu Erfolg; kein Mißgeschick kann ihm etwas anhaben. Aber die Herzen derer, die ihm nahe stehen, lösen sich langsam von ihm, und in ihm selber ist das Menschliche verschüttet; nur Schmerzen, die in die tiefsten Schächte dringen, können ihn zum Auferstehen, zu neuem Leben erwecken. Uhlenkamps einziger Sohn, seine Hoffnung und der Erbe seines Lebenswerks fällt im letzten Kriegsjahr. Jetzt erst erfährt er aus hinterlassenen Briefen des stillen Jungen, daß sein bester Freund nicht sein Vater, sondern ein alter Flickschuster gewesen war, ein seltsamer, bedeutender Mensch, einstmals Uhlenkamps Jugendfreund, dann von ihm fallen gelassen, weil er, um eine Erfindung von sich durchzusetzen, gestrauchelt war und ein paar Jahre im Gefängnis gesessen hatte. Dieser Alte, der von früh bis spät über seinen Leisten sitzt, übt eine seltsame Anziehungskraft aus, nicht nur auf den jungen Uhlenkamp, auch auf dessen Stiefmutter, die zarte Ruth, des Geheimrats zweite Frau. Unmittelbar nach des Jungen Tode kommt es auch zwischen den beiden Alten zur Aussprache. Dabei stellt sich heraus, daß der Schuster Unold sich von keiner Schuld belastet fühlt, wohl aber der andere, der große Mann; er ist verschüttet, der andere lebt im Licht, mag es auch nur das einer Schusterkugel sein... Auch Ruth fühlt sich ihrem Mann mehr und mehr entfremdet. Sie wird von Liebe zu einem Kommunistenführer ergriffen, einem seltsamen Kraftmenschen, der trotz seiner absoluten Forderung allgemeiner Gleichheit in seinen Mußestunden gern die Lebensbeschreibungen großer Monarchen und Heerführer liest. Er fällt in einem Arbeiterkrawall, und auch der Flickschuster wird, weil man ihn für einen Spion hält, erschossen — er hatte seinen alten Jugendfreund Uhlenkamp retten wollen. Über der Leiche des Alten reichen Uhlenkamp, der im Grunde ein Mensch ist — nur eben verschüttet — und die zarte Frau, sich verstehend in ihrer Verlassenheit, einander die Hände.

Was ist eine „Inhaltsangabe"? Ein aufgespießter Schmetterling, dem der Goldstaub auf den Flügeln fehlt. Wenigstens, wenn es sich um eine dichterische Erzählung, wie hier, handelt. Alles Wesentliche in diesem Roman ist mit dem ethischen Ernst, der Tiefe und Feinheit, die Hegeler in seinen besten Schöpfungen auszeichnen, gestaltet —, das kann man nicht nacherzählen. Etwa in der Mitte des Romans finden sich ein paar unfruchtbare Strecken, sonst blüht alles von warmem, innerlichem Leben. Absonderliche Menschenkinder sind lebenswahr und echt gezeichnet. Ein Schatten leiser Schwermut liegt in reiner Luft über dieser schönen Erzählung, ein Schatten, der aber nie ganz verdüstert, weil hinter seinem Schleiergewölk ein Sonnenstrahl der Erhebung webt: Das warme Licht dichterischer Innerlichkeit.

Berlin Karl Strecker

Die Pulvermühle. Roman.. Von Norbert Jacques. Berlin, Gyldendalscher Verlag. 391 S.

Die „Pulvermühle" — harte Realität im Daseinskampf eines Spekulantenhochstaplers aus Blutzwang mit allen psychopathischen Einschlägen von Tollkühnheit und Aberglaubenhemmung — wird zugleich Symbol für die Seelenschichtung eines ganzen Gesellschaftskreises, eines Volkes. Wer den Autor und seine menschlich-schöpferischen Zusammenhänge kennt, blickt leicht durch den dünnen Schleier, den freie Phantasie des Erzählers über Boden und Umwelt dieser Geschichte geworfen hat. Hinter seinem Utopia-„Limburg" birgt sich das luxemburger Ländchen, eingesprengt zwischen deutschen und belgischen Gebieten, Spielball westlicher wie östlicher Kulturen und Tendenzen, angefressen vom Geiste des Erwerbes wie der Genußsucht. Das Fleisch und der Glaube (und zwar der katholische, der ultramontane) ringen gleichermaßen um die Seelen, die aus der Inzucht engumzirkten Gebietes und der Stagnation des Blutes nach Ausbrüchen gieren.

Aus diesem Umkreis der Geldgier und des Wohllebens, der Sittenverderbnis und der gehemmten Kräfte erwächst eine spannende Handlung: des Ländchens und seiner mürben Gesellschaft bemächtigt sich fremder Spekulationsgeist. Eine Spielbank, Konkurrenz für Monaco und Ostende, ist geplant. Die Durchdrückung der Spielerlaubnis bei der Regierung wird mit allen Mitteln der Korruption betrieben. Es ergibt sich eine künstliche Revolutionierung der Geister, der Habsucht, der Lustinstinkte. Diese Revolution in Krähwinkel steigert sich in einem grotesken und mit sicherem Instinkt der Materie abgelockten Zirkel bis zum Umsturz des Bestehenden, um dann mit der Folgerichtigkeit alles künstlich bewegten Beharrungswillens ins Nichts, in Stagnation, in kleinen Skandal für müßige Mäuler zurückzusinken. Die allgemeine Thematik, die Ausstrahlung ins Typische, bleibt dabei stets in einer nahen und natürlichen Verbindung mit dem engeren Vorwurf: des Kampfes zweier Generationen, Vater und Sohn, um Besitz und Erbe. Dieser Kampf geht um die Pulvermühle. Er geht um ein industrielles Unternehmen, das wie Reiz des Irrlichts auf nächtlichem Sumpfland seit Generationen immer neue Opfer lockt und vernichtet. Das Buch endet mit einer Katastrophe: die Pulvermühle explodiert, sie fällt als Symbol des Überwundenen, als Brandfanal einer neuen Zeit, eines neuen Tatwillens.

Überflüssig zu sagen, daß diese Erzählung, rein technisch betrachtet, eine der fesselndsten ist, die in den jüngsten Jahren geschrieben wurden. Aber das Stoffliche, so gut und stark es bewältigt wurde, bleibt doch immer Aufriß eines Kulturbildes, das nur eine tiefe Kennerschaft des Bodens, eine innere Verwachsenheit mit der kulturellen Bedingnis einer gesellschaftlichen Gruppe zu schaffen vermochte. Hier hat sich einer in Bildern seiner regen gestalterischen Phantasie ein Bluterlebnis von der Seele geschrieben, das, tief verwurzelt mit dem Sein des Menschen und des Dichters, nach Befreiung dieser doppelten Wesenheit rief!

Hamburg Fritz Ph. Baader

Die fünf Don Juans und andere Narreteien. Von Heinrich Steinitzer. Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 255 S.

Ein Buch, das, wie ein echter Schalknarr, Pritschenhiebe bitterer Wahrheit austeilt und Weisheit kündet, begleitet vom Schellengeklingel des Humors. Es kleidet seine tragikomischen Geschichten ganz feierlich in das Stilgewand der Renaissancenovellen. An erster und wirkungsvollster Stelle steht das Schelmenstückchen der fünf Don Juans, die, bei einem zufälligen nächtlichen Zusammentreffen, entdecken, daß sie alle den gleichen Namen tragen. Sie beschäftigen sich, gemeinsam eine neue (die wieviel Millionste!) Veränderung des uralten Motivs: Liebe, Frau zu finden. Während ihrer vier in Worten schwelgen, erobert der fünfte durch die Tat das Weib. Er der einzige, an dessen Namen die Nachwelt das Schlagwort des Verführers knüpft. In der „keuschen Ginevra" geißelt Steinitzer das Übermaß von Altruismus, das, vom Naturtrieb überwältigt, sich zur Selbstsucht der Zweisamkeit verwandelt. Mit gleicher Schärfe verspottet er das Laster des Denkens und Vergrübelns (der Fürst und der Denker) das den Philosophen, im Nebelgrau des nach Erkenntnis Suchens, den Weg zu törichter Glückseligkeit verfehlen läßt. Der Pazifist, dem sich das „wilde Tier", gezähmt durch völlige Entkräftung, unterwirft, fällt der wiedergewonnenen Kraft der Bestie zum Opfer, in dem Augenblick, da er sie im Triumph durch die Straßen führen will, als Zeugnis des Siegs der Sanftmut über Herrschergier und Machtgelüste. „Umtriebe", die letzte der Erzählungen, spielt in der Gegenwart. Sie schildert des

Heimkriegers Kanzleirat Trillingers innerliche Nöte. Sein Gemütszustand verdüstert sich im Kampf der Feigheit mit dem fordernden Gewissen, das ihn nach dem Schlachtfeld, an die Seite seiner Brüder, weist. Der Revolutionsausbruch gibt ihm das Gleichgewicht zurück. Jeder Zoll ein Held, beschließt er, auf Kosten seiner heiligen Überzeugungen, am Vaterland seine Pflicht zu tun. — Lachend steht der Verfasser über den Schwächen und Torheiten seiner Gestalten. Und verrät doch, daß er die Menschen, nicht nur trotz, sondern um ihrer Unzulänglichkeiten willen, liebt.

Berlin Auguste Hauschner

Die weißen Götter. IV. Von Eduard Stucken. Berlin, Erich Reiß. 547 S.

Mit diesem vierten Bande hat Stucken seine große, schon rein quantitativ überwältigende Romandichtung vom Untergang des aztekischen Mexikos abgeschlossen. Die Bewunderung der hohen geistigen Leistung, die man empfindet, wenn man den dickleibigen letzten Band aus der Hand legt, könnte beinahe das Gefühl stumpf machen für die starke künstlerische Bewältigung des Stoffes, das einen doch während der Lektüre bis zuletzt kaum jemals verlassen hat. Man bedarf erst einer gewissen zeitlichen Distanz, um zu erleben, wie aus dem sorgfältig und behutsam aneinander gefügten Mosaik des oftmals verwirrenden Einzelnen das Ganze sichtbar wird, von dessen tausendfarbigem Hintergrunde Gestalten und Schicksale groß und erschütternd sich abheben. Diesen Roman hat ein Forscher geschrieben, dem nicht nur das Äußere, das Ästhetisch-Anreizende einer verschollenen Kulturwelt sich erschloß, der vielmehr, mit dem tiefer dringenden Blick des Künstlermenschen begabt, aus versunkenem Leben eine visionäre Wirklichkeit hervorzuzaubern vermochte.

Höchst phantastisch in seinem Beginnen und phantastischer noch im Erfolge mutet jenes verwegenste Abenteuer der Weltgeschichte an, das Fernando Cortez mit einigen hundert gewappneten Spaniern unternahm und das ihn schließlich zum Herrn über das Kulturreich der Azteken und seine Nebenländer gemacht hat. Etwas Überraschendes, Einmaliges vollzog sich da: der Zusammenstoß zweier Welten, die auf diesem Planeten — von Anbeginn getrennt — sich entwickelt hatten, um nach Jahrtausenden einander jäh zu begegnen. Es ist Stucken gelungen, diese Begegnung zum lebendigsten Erlebnis zu gestalten und die zahllosen dramatischen Momente, die sich aus ihr ergeben, in eine stets bewegte epische Form zu bannen. Der Kulturhistoriker in ihm, der in der fremdartig-zauberhaften Welt Montezumas und Guatemotzins Heimatsrecht besitzt, und der Dichter, der die rauhmenschlichen Seelen der hispanischen Abenteurer gleicherweise intuitiv sich zu eigen gemacht hat wie die seltsam aus Blütenzartheit und Blutrausch gewirkte Existenz des untergehenden Aztekenreiches — beide sind hier in einheitlicher Schöpfung verschmolzen. So kommt es, daß der weltgeschichtliche Anschauungsunterricht niemals durch trockene Lehrhaftigkeit ermüdet, daß vielmehr ein Kunstwerk entstand, das eher an Flaubert als an Dahn oder Ebers erinnert. Manchmal vielleicht — und gerade in dem jetzt vorliegenden letzten Bande — hat psychologisierende Tüftelei ihn zu Spitzfindigkeiten verführt, durch die — besonders in der Figur der Cortez — die klare Linie der Gestaltung ein wenig verwirrt ward. Aber nirgendwo finden wir Stucken zu billiger Banalität der historischen Zeichnung verleitet. Und wohltuend empfindet man es vor allem, daß er immer wieder bei Cäsuren in der gewaltig monumentalen Handlung sich selbst dem Gegenständlichen seiner Darstellung entzieht und eine weltenweite Perspektive herstellt.

Stuckens „Weiße Götter" darf man getrost — cum grano salis — als eine mexikanische Ilias ansprechen, fast in demselben Sinne, wie man Tolstois „Krieg und Frieden" eine russische genannt hat. Man hat mit Stucken eine geraume Weile wahrhaft im alten Mexiko zugebracht, Überlieferung und Legende einer längst verwehten Menschheit sich zu eigen gemacht und dabei uralte Lust und uraltes Leid als eigene Lust und eigenes Leid gleichnishaft erlebt. So trägt man schließlich eine größere Gelassenheit heutigem Geschehen gegenüber als schönste Gabe des Dichters davon.

Wilmersdorf C. F. W. Behl

Im Garten der Frau Maria Strom. Roman. Von Helene Böhlau. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 330 S.

Was ist ewig jung, was allein ewig jung? Die geduldige grünende Erde. Was einzig gleicht der grünenden Erde? Das Herz einer Mutter. Da liegt es unter der Sonne. Es hat einmal Leben empfangen, nun kann es nie mehr verdorren. Es pocht und treibt, Keim über Keim, sich entfaltend, erblühend und fruchttragend. Treibt, blind und selig, unbewußt seiner selbst, ins Licht — treibt Gedanken der Liebe, Worte der Liebe — Taten. Opfert — weiß aber nicht, daß opfern wider die Natur sein soll. Dient — fragt aber nicht nach Lohn. Das Herz einer Mutter gleicht auch darin der grünenden Erde: es umschließt die Wahrheit Christi als fruchtbarsten Kern. Denn die Wahrheit Christi ist nicht wider die Natur, sondern ihre lauterste Essenz.

In diesem Sinne kam Helene Böhlaus Kunst von jeher aus mütterlichem Herzen. Hier war immer die fast willenlose Rückwirkung auf die Gewalt der göttlichen Sonne: in überschwenglicher Blüte stehen und Früchte süßer Erkenntnis tragen. Ein Zweiglein noch, eine kleine neugierige Blüte ansetzen, dort, wo kein Raum mehr zu sein scheint vor drängendem Wachstum; und auch ein Verkrüppeltes dulden und es ebenso gelassen liebevoll im Licht wiegen wie die makellosen Gebilde. Den Faltern nicht wehren, den Bienen, den Fliegen, den Käfern. Alles nur blühen, nur atmen, nur leben lassen, was dem Schoß sich entringt, Blumen und Korn, und Trauben und Schlehen, und, ach, in unsäglicher Vielgestalt die eigene einfache Seele erlösend auseinanderfalten. Das ist Seligkeit, weil erfüllte Notwendigkeit. Kunst? Ja, vielleicht wäre dies die weibliche Kunst. — Solcher Drang des Blühens und Überblühens, des unaufhaltsamen Ausströmenlassens innerer Fülle hat auch Helene Böhlaus letztes Buch an den Tag gehoben. Ich denke immer, sie ist erstaunt, wenn es dann plötzlich ein Buch geworden ist, was aus ihr wuchs wie schäumender Acker, wie ein Wiesenhang, wie ein Garten voller Geheimnis. Wie dieser „Garten der Frau Maria Strom", der so köstlich planlos angelegt ist, daß man sich wohl ein wenig darin verlaufen kann, — aber was schadet das, wenn er doch so schön ist, und Apfelbäume darin stehen „wie die Herrgötter" und Heiligtümer unter den Buchen? Es ist einer Mutter Garten, der Garten der Frau Maria. Allerhand Menschen gehen über seine Steige, ein Geist und Blut mit der langen Reihe bekannter und geliebter Gestalten aus der Erzählungswelt Helene Böhlaus, — der erdhafte Riese Franz Sebold, mit der kindlich-weisen Seele, — der feine, in sich selbst verbrennende Maler David und so ein halb elbisches Wesen wie die Magdalena Fabris. Sie freuen sich seiner Herrlichkeit, säen auch wohl eine neue Blume, pflanzen einen Baum hinein, — nehmen aber auch Blumen mit, zertreten ein Beet, knicken Zweige. Was tut es? Der Garten ist reich, — überreich. Zwei Söhne wachsen darin auf, gehen durch seine Pforte ins Leben hinaus und tragen die Kräfte des Gartens in die Welt. Und während der ältere, einfach-starke, sein Leben im Kriege läßt, geht der junge Ottomar durch das Schicksal seines Vaterlandes und verschmelzt es mit seinem reinen heißen Dichterherzen zu einer neuen Einheit, die am Schluß ernsthaft strahlend vor uns steht: zum Herzen der kriegsgeprüften überdauernden deutschen Jugend.

Ein Buch, das mit Hingabe gelesen sein will, ja, mit der Geduld des Schätzesuchers. Denn es erschließt sich nicht ganz leicht. Es ist, — Gott sei Dank, — so gar nicht Literatur, sondern es ist aus einem großen schaffenden Leben herausgeboren, wie ein phantastischer schöner Abend aus einem reichen Tage. Da verschwimmen die Formen schon ein wenig, alle Stimmen gehen ein ins sanfte Rauschen der

ten Bäume, aber die Fenster der Seele erglühen im ten Dämmern von innen, wie jenes Fenster auf dem derrollen kleinen Bilde von Böcklin in der Schack-rie, das „Heimkehr" heißt. Kräftiger leuchten die alten nbole, und über allem beginnt jetzt auch hörbar, für der Ohren hat, der Wandel der ewigen Sterne. — Eine Zeile am Anfang des Buches sagt uns, daß ene Böhlau ihren aus dem Felde heimgekehrten Sohn diesem Buche hat mitarbeiten lassen. Diese Mitarbeit nicht zum Vorteil der Einheitlichkeit des Ganzen ge-hn; die Stellen, wo sie einsetzt, werden dem Leser it entgehen. Und so ist denn für den, der seinen Trank Helene Böhlaus alter unerschöpflicher Fülle sucht und die gebrochenen Kräfte ihrer Bilder und Gesichte genießen chte, der erste Teil ihres neuen Buches am wertvollsten.

Ebers walde Ina Seidel

radischko. Roman. Von Robert v. Ehrhart. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 274 S.

Irgendwo in einer schwermutvoll keuschen Landschaft, e die ostpreußischen Seen sie zu schenken vermögen, ıtt man sich jenes Gut Hradischko liegen, um das diese ichichte spielt, in der so wenig äußerlich geschieht und nur mer wieder die Heimatliebe durchblitzt, wie die Sonne rch jagende Regenwolken eines trüben Novembertages. r jungen und verwöhnten Gräfin Eybenberg wird bei n Selbstmord ihres am wirtschaftlichen Kampfe zer-schenen Gatten das völlig heruntergewirtschaftete Gut adischko als letzte und wertlose Münze einer glänzenden rgangenheit übrig gelassen. Aber sie nimmt den Kampf f, schon ihrem einzigen Jungen zuliebe, daß er nicht der-it ein Sklave wohlwollender Verwandtschaft zu sein auche. Sie erreicht: „Zu werden, was die Umstände von tem verlangen und dabei doch zu bleiben, was man ist," e der Diplomat Pius einmal zu ihr sagt. Der tritt in ihr ben, nachdem der äußere Sieg dieser Frau schon ge-ngen, nachdem die einstige Lotterwirtschaft von Hradischko reits vor dem Mustergut in eine sagenhafte Vergangen-it entrückt ist. Der weckt das zweite Ich dieser Frau, e zu früh schlafen gegangene Jugend und lockt sie mit nen schönen Träumen nach Italien. Alles an ihm steht einem seltsamen Gegensatz zu dieser werktätigen Frau. eine kultivierte Distanz ist von jener „Oberflächlichkeit, e so gerne, was sie auf die Tafel geschrieben hat, gleich rauf wieder halb auswischt." So findet er wohl die Kraft r Anziehung, aber nicht die des Besitzes. Seine alternde iebe, mehr ritterlich als zärtlich, eine Lampe, aber keine lamme, vermag nicht mehr, diese Frau in die Traum-elt seiner ästhetisierenden Welt auf die Dauer hinüber-ziehen. Hradischko, das neu erstandene Gut, hält mit ärkeren Liebesbanden einer verwurzelteren Kraft diese rau fest. Anfang und Ende dieser Erzählung reichen sich ie Hand. Nichts Eingesargtes liegt dazwischen, aber die rkenntnis, daß nur gleich starke Menschen die Kraft zur iebe und Treue aufbringen. — Das alles wird von dem ichter mit einer fast reservierten Kühle erzählt, die vor-züglich zum Milieu der Menschen und Landschaften paßt. in Vergleich mit dem Grafen Keyserling und der Ebner-schenbach ist wirklich angebracht und kennzeichnet lite-rarisch den Dichter Ehrhart zwar noch nicht als gleichwertig, um mindesten aber als künstlerisch und seelisch verwandt.

Berlin-Halensee Heinrich Zerkaulen

Verschiedenes

Altösterreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien 1922. Rikola-Verlag. 245 S. und 7 Bildtafeln.

Das Verhältnis der österreichischen Monarchie zum deutschen Schrifttum war merkwürdig. Sie hatte schöne Literatur, wußte sie aber politisch nicht zu nützen; und was sie an politischer Literatur erzeugte, schlug zu ihrem inneren Streit und Verderben aus. Kein Werk ging aus Altösterreich hervor, das ein gewinnendes, werbendes Ziel des Reiches für andere Völker entfaltet hätte, während sich Frankreich selbst als den Hort der Freiheit ausmalte, Italien als den Stern nationaler Einheit, England als die Gerechtigkeit zwischen allen Völkern, die kleine Schweiz als heilige Eidgenossen-schaft; höchstens, daß im Inlande Behagen und Zufrieden-heit herrsche, wurde dem Ausland verkündet. Aber viele Ge-dichte übten Kritik an den herrschenden Kreisen, die Zensur gab den Autoren oft das Ansehen von Märtyrern, und die ungedruckten Anklagesprüche Grillparzers wanderten als geistige Delikatesse von Hand zu Hand. Und jetzt, da die Mon-archie dahin ist, wird sie auf einmal zum Gegenstand warm-empfundener Erinnerungsblätter; als „die gute alte Zeit" erscheint das Wien der Ferdinande, der Maria Theresia und des Kaisers Franz in den vorliegenden Blättern, und selbst ein so mannhafter Oppositionsredner wie Müller-Guttenbrunn legt dem habsburger Staat Palmenzweige auf das Grab.

Skizzen von Altwien sind es, die mit der Gegenrefor-mation beginnen und bis 1866 herabreichen. Ferdinand III. eröffnet mit seinem Hofstaat und einer Prozession voll Or-densleute einen Kreuzweg zum Kalvarienberg von Hernals, den ein Jesuit, der Kanzelredner Mussart, geplant und ge-schaffen hatte: dies ist das erste Bild, und es zeigt bereits die Kunstart des ganzen Buches, nämlich die Verbindung bio-graphischer Anekdote mit weitblickender Geschichtsbetrach-tung. Je mehr in den folgenden ‚Essays', wie der Engländer sagen würde, eine Persönlichkeit vorherrscht, desto lebendiger ist Müller-Guttenbrunns Leistung. Am gelungensten ist viel-leicht das Bild der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine, die zuerst Katholikin, dann Königin in Spanien, dann Kaiserin in Wien und Mutter der Maria Theresia wurde. An ihr zeigt sich, wie segensreich eine helle Nord-deutsche an der Donau zu wirken vermag. Maria Theresia tritt uns als Erzieherin entgegen; als große Frau war sie auf die Wirkung fürstlichen Wortes und taktvoller Form ein-gestellt; sie erkannte den Wert des Beispiels und suchte hier-mit die dynastischen Einrichtungen zu völkischer Wohlfahrt auszubauen: hätte Marie Antoinette ihr besser zu folgen verstanden! Weniger ist der Verfasser dem Kaiser Franz auf das Lebendige gegangen, obwohl ihm Grillparzer dazu den Weg gewiesen hätte; noch weniger ist Metternichs Feindschaft gegen alles selbständige Untertanendenken, die doch seiner Amtstätigkeit wesentlich zugrunde lag, aus Familien-tradition, Schulung und frühem Erlebnis erklärt; da der Geist dieser beiden Männer dem kaiserlichen Österreich die charakteristische Richtung gab, wäre der eindringliche Leser dafür doppelt dankbar gewesen. Aber zum Ersatz ist der eine Mann ins Licht gerückt, der Anno 1809 in Wien politisches Temperament betätigte: Friedrich Staps, der den Korsen auf der Parade anging, das Messer im Gewande; ihn rettete keine Großmutsanwandlung des Tyrannen, er wurde vier Tage lang mißhandelt und dann erschossen. Am Herzog von Reichstadt ist die Bravheit, an Beethoven die Wildheit aus-gemalt, am Erzherzog Karl eine gewisse Festigkeit gegenüber der Kaiserfamilie — dann hören die Miniaturporträte auf. Möge der feine Menschenbildner sie fortsetzen!

Am Schluß steht ein Artikel, worin sich Müller-Gutten-brunn beklagt, daß Reichsdeutsche über deutsche Trachten oder Dichtungen schrieben, ohne der Österreicher zu ge-denken. Sein wackeres großdeutsches Wollen dürfte hierin in der Zukunft immer mehr befriedigt werden, denn unsere Feinde peitschen uns zusammen. Doch könnte nicht Müller-Guttenbrunn auch in Verlegenheit kommen, wenn ein Deutschböhme, Tiroler oder Steirer ihn fragte, warum in sei-nem „Altösterreich" ausschließlich Wiener berücksichtigt sind? Wien sollte auch in literarischer Hinsicht den Zusammenhang mit den Landsleuten vor den Toren besser pflegen. Wien war niemals Österreich, so wie etwa Paris Frankreich war und ist; noch weniger deckt es sich mit dem Kleinösterreich der Gegenwart, das in Graz und Innsbruck aufstrebende Mittel-punkte des politischen und schöngeistigen Lebens besitzt: mit ihnen wollte er sich hübsch republikanisch in Fühlung setzen, damit das Ganze gedeihen kann.

Berlin Alois Brandl

Der Sonntag der Seele. Besinnliche Lesungen. Von **Leo Wolpert.** Freiburg i. B. 1921, Herder & Co., Verlagsbuchhandlung. VII u. 175 S.

In schlicht volkstümlicher Weise, aber ohne in den Dilettantismus der Anempfindler und „Ästheten" zu fallen, die sich jetzt plötzlich gedrängt fühlen, Biographien Gottes und der Welt zu schreiben, werden hier Angelegenheiten des religiösen Menschen in kurzen Betrachtungen erörtert: Worte und Werke, Liebe, Elternleid und Elternglück, der Tod der Seele, Nöte des Herzens, Einsamkeit, Demut, Nächstenliebe, Tod und Verklärung. Wenn man auch dem wissenschaftlich gut gebildeten Verfasser als Theologen und Philosophen nicht immer folgen kann — einiges wird nur durch die Einfassung und den Hintergrund eines katholischen Glaubenslebens annehmbar — so bleibt das mit Geschick und Takt geschriebene Buch trotzdem lesenswert und ist besonders Volksbüchereien zu empfehlen. Es umfaßt das Thema Menschenleben mit großer Innigkeit.

Wien — Franz Strunz

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XI

Zur Frage der Schutzfrist

Von Heinrich Spiero (Berlin)

Der Schutz literarischer Werke über den Tod ihrer Verfasser hinaus ist in letzter Zeit wieder lebhaft erörtert worden, vornehmlich wohl unter dem Eindruck der allgemeinen Not unter solchen Schriftstellern und Gelehrten, die nicht über ein ausreichendes amtliches Einkommen verfügen. Der einst von Ferdinand Avenarius großzügig entworfene Plan einer Beteiligung der gesamten notleidenden Schriftstellerschaft am Ertrage nicht mehr geschützter Werke ist auch dabei wiederum zur Sprache gekommen.

So richtig ich diesen Entwurf finde, und so sehr er mir gerade jetzt rascher Durchführung bedürftig erscheint, so wenig kann ich dem Vorschlag des Direktors des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller folgen, der in einem berliner Blatt eine erhebliche Verlängerung der Schutzfrist — vielleicht nach ausländischem Muster bis zu achtzig Jahren — verfochten hat. Er berief sich dabei, auf den ersten Blick nicht unrichtig, auf die Bücherpreise, die heute für geschützte und ungeschützte Werke ungefähr gleich seien.

Das stimmt nicht. Denn dabei werden Sammlungen wie Reclams Universal-Bibliothek und die Insel-Bücherei übersehen; auch sie haben ihre Preise heraufsetzen müssen, bieten aber immer noch klassische Werke — dabei rechne ich die Klassik bis zu Storm und Keller — zu mäßigen Preisen. Eine Schutzfrist von fünfzig oder achtzig Jahren würde, besonders wenn der Geldwert wieder steigt und die Preise fallen, für das Bildungsbedürfnis sehr weiter Kreise, der heranwachsenden und der studierenden Jugend ein sehr empfindlicher Schlag sein.

Trotzdem ist die heute gültige Urheberrechtsgesetzgebung in der Tat äußerst reformbedürftig; aber die Besserung müßte weniger mechanisch an anderen Punkten einsetzen.

Zunächst muß jener Gedanke von Avenarius endlich einmal durchgeführt werden. Da sein Schöpfer ihn bis zum fertigen Gesetzentwurf durchgearbeitet hat, erübrigt sich hier ein weiteres Eingehen. Es würde genügen, wenn die Vorlage unter rechtskundigem Beistand nochmals durchgearbeitet und dann von den zuständigen Verbänden der Reichsregierung, dem Reichstag, dem Reichsrat und dem Reichswirtschaftsrat unter gleichzeitiger nachdrücklicher Werbung in der Presse mit der Bitte um beschleunigte Erledigung zugestellt würde, zumal jetzt ein namhafter Romanschriftsteller zuständiger Reichsminister ist. Hier handelt es sich einmal um eine Aufgabe, die das Reich nichts kostet, und deren Lösung außerordentlichen Segen schaffen würde. Schriftsteller und Verleger müßten allerdings ihrerseits die Verantwor[...] für eine einfache, glatte und billige Durchführung [...] nehmen.

Die Schutzfrist selbst bedarf meines Erachtens eine[...]änderung nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Der § 29 des Gesetzes betreffend das Urheber[...] vom 19. Juni 1901 müßte lauten:

> Der Schutz des Urheberrechts endigt mit dem 31. [...]zember desjenigen Jahres, in dem der Urheber [...] hundertste Lebensjahr vollendet haben würde und au[...] dem seit der ersten Veröffentlichung des Werkes [...] Jahre abgelaufen sind.

Zur Begründung nur einen praktischen Fall. [...] Schriftsteller, kein Dichter, sondern ein berühmter Gelehr[...] ist vor sechsunddreißig Jahren, fünfundvierzig Jahre alt, [...]storben; seine unentbehrlichen Werke erscheinen trotz [...] Teuerung fortwährend in immer neuen Auflagen. [...] Witwe und seine noch jugendlichen Enkel erhalten aber [...] dem Ertrag dieser Bücher keinen Pfennig. Liefe die Sch[...]pflicht erst nach seinem hundertsten Lebensjahr, also 1941 [...] so würden die Nachkommen jenes väterlichen und gro[...]väterlichen Erbes menschlichem Ermessen nach nicht m[...] bedürfen.

Ein anderer Fall. Einer der verheißungsvollsten jü[...]geren deutschen Dramatiker ist im Jahre 1906, noch [...] dreißig Jahre alt, gestorben. Nach dem literarhistorisch imme[...] wieder bewährten Gesetz der Zeit wird sein, einzelner [...]nialer Züge nicht entbehrendes Werk nach dem völligen [...]lauf der gegenwärtigen expressionistischen Epoche zu neu[...] Erfolg hervortreten — heute liegt es seit Jahren wie [...]schüttet. Dann aber werden seine Witwe, die dann gere[...] in die Zeit des minder erwerbsfähigen Alters eintreten [...] und seine Kinder materiell an diesem Erfolg unbeteiligt [...]

Soweit Gesetze dazu imstande sind, schafft die von [...] vorgeschlagene Bestimmung derartige Folgen mit fast [...]bedingter Sicherheit aus der Welt. Grenzfälle werden imm[...] übrigbleiben. Ihrethalben kann aber geistiges Eigentum nic[...] wie anderes unbegrenzt geschützt werden; ganz abgesehe[...] davon, wie man sich überhaupt zur Frage einer unbegren[...] Vererbung auch materieller Werte stellt.

2. Der § 29 bedarf noch eines Zusatzes:

> Der Schutz des Urheberrechts läuft, wenn der Ur[...]heber nicht letztwillig anders verfügt hat, nur zugunst[...] des Ehegatten, der Verwandten auf- und absteige[...] der Linie und der Geschwister gemäß den allgemeine[...] erbrechtlichen Bestimmungen.

Als „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" au[...]gefunden wurde, machten Seitenverwandte von Goethe[...] Frau und Goethes Schwiegertochter rechtlich unanfechtba[...] Urheberansprüche geltend. Ein solcher Zustand ist grotesk[...] und die Abschaffung eines nicht ausdrücklich vom Verfasse[...] vorgeschlagenen Erbanspruches entfernter Angehöriger a[...] Ertrag geistiger Erzeugnisse entbehrt zudem jeder etwa von Fanatikern des geltenden Erbrechtes vermuteten Gehäss[...]keit, wenn nach den Richtlinien von Avenarius die Allgemein[...]heit bedürftiger geistiger Arbeiter an den Erträgen beteiligt wird.

Nachrichten

Todesnachrichten. Wilhelm Bode ist am 24. Oktober im Alter von einundsechzig Jahren infolge eines Unfalls ver[...]schieden. Im Begriff für seinen kriegsverletzten Verleger di[...] Straßenbahn anzurufen, wurde er von der elektrischen Bah[...] erfaßt, am rechten Unterschenkel durch Überfahren schwer ver[...]letzt und verblutete, bevor ihm Hilfe geleistet werden konnte. Er war am 30. März 1862 zu Hornhausen bei Oschersleben geboren, hatte in Berlin und Straßburg Philologie studiert.

eine Zeitlang in England aufgehalten, war Lehrer am [Te]chnikum in Mittweida geworden, hatte eine Reihe von [Sch]riften zur Alkoholfrage veröffentlicht und war schließlich [im] Jahre 1899 nach Weimar übergesiedelt, wo er in volks[tüm]licher Darstellung der Goetheforschung seinen eigent[lich]en Lebensberuf fand. Unter seinen zahlreichen das [Goe]thegebiet umspielenden Darstellungen seien: „Goethes [Ge]danken", „Der fröhliche Goethe", „Goethes Sohn", [„G]oethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen", [„F]riederike Brion", „Amalie Herzogin von Weimar", „Karl [Aug]ust von Weimar" genannt. Im Jahre 1920 begann Bode [da]s auf viele Bände angelegtes Werk „Goethes Leben", von [de]m drei Bände bereits erschienen sind, vier weitere Bände [im] Manuskript abgeschlossen vorliegen; ein Werk, in dem [er] sich Vollständigkeit zum Ziel gesetzt hatte. Bode hat sich [au]ch literarisch produktiv in seinen Novellen „Von Teina [na]ch Dasiren" und „Ohm Christians Verwandlungen" (1922) [be]tätigt.

W. Fred (Alfred Wechsler) ist nach einer Meldung vom [.] Oktober in Berlin an einem Herzleiden im Alter von [.] Jahren verstorben. Er hat eine Zeitlang die Zeitschrift [„]Pan" geleitet, stand dem Kreise der Insel nahe und wies [ein]e gewisse innere Verwandtschaft mit Arthur Schnitzler auf. [Se]in Roman „Wer nicht sucht, findet" fand weitere Ver[bre]itung. Seine eigentliche Bedeutung aber liegt in seinen [kün]stlichen Studien über die Präraffaeliten, Segantini, [Fr]agonard, in seinen Reisebüchern und Schilderungen des [mo]dernen Lebens. Als Essayist wies W. Fred manche Züge [au]f, die an Felix Poppenberg erinnern.

Alfred Capus ist am 1. November in Paris den Folgen [ein]er Operation im Alter von vierundsechzig Jahren erlegen. [E]r hat sich durch eine Reihe von dramatischen Arbeiten, deren [h]eiterer Plauderton nicht ohne Stimmungsreize bleibt, be[ka]nnt gegeben, ist 1920 sogar mit einem ernsten Stück „La [T]raversée" hervorgetreten. Ein schwächerer Rivale von [D]onnay, wurde er 1917 von Donnay in die „Académie [F]rançaise" aufgenommen. Capus verfügte über eine streng [wiss]enschaftliche Schulung und war auf dem Wege über die [te]chnische Hochschule zum Journalismus gekommen. Sein [ers]ter Artikel im „Gaulois" ist ein Nekrolog Darwins gewesen. [W]ährend des Krieges hatte Capus in seinen Leitartikeln im [„]Figaro" auch in die Politik eingegriffen und bei aller Ein[se]itigkeit der Auffassung doch immerhin seinem Lande durch [ein]en unerschütterlichen Optimismus, der journalistisch klar [un]d überzeugend geprägt wurde, gedient.

Geza Gardonyi ist nach einer Meldung vom 5. No[ve]mber gestorben. Er war 1863 zu Agard geboren, hatte sich [zu]nächst als Lehrer betätigt, seine gute Kennerschaft des un[gar]ischen Bauerntums aber frühzeitig durch humoristische [Sk]izzen „Das Buch des Herrn Dorfrichters Göre Gabor" [un]d das Lustspiel „Der Wein" verwertet. Er war sodann zum [Jo]urnalismus übergetreten, hatte sich aber später nach Erlau [zu]rückgezogen, wo seine vielverbreiteten historischen Romane [„]Die Sklaven Gottes", „Der unsichtbare Mann", „Die [S]terne von Erlau" entstanden sind.

* * *

Paul Bourget ist zum Kurator des Schlosses von Chantilly ernannt worden, das inmitten prächtiger Park[an]lagen sich durch reiche Kunst- und Bücherschätze auszeichnet [un]d im Jahre 1897 vom Herzog von Aumale dem Institut de France hinterlassen wurde.

Martin Mohr ist als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in das preußische Kultusministerium berufen worden.

Der Verlag der süddeutschen Jagdwochenschrift „Der [D]eutsche Jäger" (München, Briennerstraße 9) erläßt zwei Preisausschreiben, deren erstes unter Aussetzung von Preisen von 25000 und 10000 Mark kurzen Jagderzäh[lu]ngen und -humoresken gilt, deren zweites sich auf Jagd[r]omane im Umfang von nicht mehr als 60 Druckseiten er[st]reckt, unter Aussetzung von Preisen von 50000, 25000 und 15000 Mark. (Näheres durch den Verlag.)

Die literarische Dotation des Landes Mähren [is]t diesmal unter die Schriftsteller Božena Benešová, Jakub Deml, Josef Chaloupka und Leo Blatný geteilt worden; der Gesamtbetrag der Dotation wies heuer 15000 tschechische Kronen auf.

Der tschechischen Dichterin Eliška Krásnohorská hat zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstage die tschechische Universität in Prag das Ehrendoktorat der Philosophie verliehen; sie ist die erste Frau, der diese Ehrung zuteil wurde.

Die schweizerisch-deutsche Hilfskommission, die sich schon durch ihre Hilfeleistung für die notleidenden deutschen Kinder besondere Verdienste erworben hat, hat dem Reichspräsidenten die Summe von 25 Millionen Mark zur Linderung des Notstandes unter den Angehörigen des deutschen Schrifttums zur Verfügung gestellt. Der Reichspräsident hat diese Spende mit herzlichem Dank für die humanitäre und freundnachbarliche Gesinnung angenommen und wird über ihre Verwendung im Einverständnis mit den zentralen Organisationen des deutschen Schrifttums Entscheidung treffen.

* * *

Ein unveröffentlichtes Manuskript Balzacs ist unter alten Möbeln in Paris aufgefunden worden, in Form eines Oktavbandes in violettes Maroquinleder gebunden. Es trägt in romantischem Stil die Initialen S. G. in vergoldeten Arabesken mit der Widmung „Mademoiselle Sophie Grèvedon von ihrem sehr ergebenen De Balzac" und enthält die Novelle „Les fantaisies de la Gina".

Paul Zimmermann, Wolfenbüttel, hat acht bisher ungedruckte Goethebriefe und ein noch ungedrucktes Goethegedicht aufgefunden, die in einer Sonderpublikation des Verlages Julius Zwißler der Öffentlichkeit übergeben worden sind. Die Briefe sind an Lessings wolfenbütteler Nachfolger Ernst Theodor Langer gerichtet und werden hauptsächlich für die Zeit, in der Goethe nach seinem leipziger Studienaufenthalt krank im Elternhause lag und für seine damalige religiöse Anschauung wichtig.

Eine Silhouette von Käthchen Schönkopf, die Ludwig Pollak aus dem Nachlaß von Friedrich Theodor Kräuter (1790—1856), dem ehemaligen Privatsekretär Goethes, erworben hat, wird demnächst in Heinrich Teweles' „Goethes erstes Mädchen" (Wien, Wila) der Öffentlichkeit bekannt gegeben werden. Daß Goethe selbst Käthchens Silhouette gezeichnet hat, ist zweifellos; es ist aber nicht sicher, ob die von Goethe geschnittene erhalten und mit der vorliegenden identisch ist.

* * *

Die Dozenten für Zeitungskunde an preußischen Universitäten haben sich zum großen Teil zu einer Arbeitsgemeinschaft zwecks Austauschs von Erfahrungen und Studienmaterial zusammengeschlossen.

Hans Knudsen schreibt uns:

„Ich lasse mich sehr gern berichtigen, wenn neue Hinweise sachliche Grundlage haben. In L. E. XXV, 189 bis 190 aber macht ein Herr Ludwig Kunz zu meinem Nachruf auf Bruno Arndt die Richtigstellung, der Roman Arndts „Tobias Kiekbusch" sei bereits erschienen; ich hatte ihn nur aus der Handschrift kennen gelernt. Nach einer Mitteilung aus dem Verlag F. Lintz in Trier ist zwar das Buch im Satz bereits seit einiger Zeit fertig, aber bis heute noch nicht offiziell ausgegeben. Ich war also im Juli wohl berechtigt, den Roman als vorerst noch unbekannt und im literarischen Sinne als ungedruckt zu bezeichnen. Und da ich auf das Arndt-Buch von Max Tau in meinem Aufsatz selbst hingewiesen habe (den das „Lit. Echo" natürlich nur in einer kurzen Zitierung gebracht hat und den Herr L. Kunz offenbar gar nicht eingesehen hat), so ist die von ihm gemachte Anmerkung damit wohl als sachlich gegenstandslos erwiesen."

G. von Odencrants (Linköping, Schweden) teilt uns mit:

„Zum Mantelmotiv in Kellers „Don Correo" (L. E. XXIII, 1339—41; XXIV, 573—75, 1460—61). Ich fand in dem alten Buche ‚Der Edle Finken-Ritter mit dem Cavalier, Monsieur Hans Guck in die Welt' usw. Gedruckt in der jetzigen Welt — unter den ‚Zeit-kürzenden Scherz-Reden' folgende Anekdote als Nr. 364:

„Bey den Türken müssen aller Potentaten ihre Legaten ihr Gewerbe stehend verrichten, ohne des R. Kaisers nicht, als aber des R. Kaisers Gesandten kein Stuhl präsentiert wurde, nahm er seinen Mantel, wickelt ihn zusammen und setzte sich darauf; nachdem er sein Gewerb verrichtet, stund er auf und ließ den Mantel liegen, wie er erinnert wurde, er sollte seinen Mantel mitnehmen, antwortete er, sein Herr achtet solcher geringen Stühle nicht.'"

Professor H. Buriot-Darsiles (Moulin [Allier] Frankreich) richtet die folgende Zuschrift an den Leserkreis des „Lit. Echo":

„Der Unterzeichnete arbeitet an einem umfangreichen Werke in französischer Sprache über Dante und Deutschland, das einerseits eine Darstellung des allmählichen Eindringens des Danteschen Gesamtwerks in die deutschen Länder und seines Einflusses auf den deutschen Geist, andererseits eine womöglich vollständige Bibliographie der deutschen Übersetzungen und der in deutschsprachigen Ländern gedruckten Ausgaben der ‚Divina Commedia' sowie der anderen Schriften Dantes, der Arbeiten der deutschen Dante-Forschung und der sich mit Dante oder mit Personen aus der Komödie (Beatrice, Francesca, Ugolino, Farinata usw.) befassenden Romane, Dramen, Novellen, Gedichte usw. enthalten soll. Für jeden Hinweis auf weniger bekannte Studien, Dichtungen u. a. m., sowie für eventuelle Überreichung einschlägiger Novitäten wäre ich den Herren Professoren, Verfassern, Bibliothekaren, Verlegern u. a. zu aufrichtigem Danke verbunden."

* * *

Die geistigen Beziehungen zwischen Niederdeutschen und Niederländern sind in letzter Zeit sehr rege geworden. Von Geert Teis (G. W. Spitzen) wurde schon vor einigen Jahren sein Schauspiel „De Grond" in plattdeutscher Übertragung mehrfach gespielt, und zu Anfang dieser Spielzeit sah man in Hamburg von Jan Fabricius „Unner een Dack". Als erstes der neuplattdeutschen Dramen ist nun „De Diekrichter" von Albrecht Janssen, das demnächst in Nordenham seine fünfundzwanzigste Gesamtaufführung in dieser Spielzeit erlebt, in den Niederlanden bekannt geworden. Auf Einladung wurde es von einer ostfriesischen niederdeutschen Bühne mit starkem Erfolg in Nieuwe Schanz (Holland) gegeben. (Das niederdeutsche historische Drama „Almuth Folkerts" desselben Dichters wird dort demnächst folgen.) Ferner wird der „Diekrichter" in der Übertragung von de Graaff noch in diesem Winter in Groningen die Uraufführung erleben, der sich eine Anzahl Gastspiele anschließen werden.

Auf den tschechischen Bühnen sind gegenwärtig an deutschen Stücken aufgeführt worden: Schillers Räuber (Brünn, Nationaltheater), Grabbe „Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung" (Smichov, Intimes Theater) und Wedekinds „Des Frühlings Erwachen" (Prag, Städtisches Theater).

Almanache und Kalender auf das Jahr 1923

Nicht so zahlreich wie sonst haben die Verleger zum Jahresschluß Kalender und Almanache, die das wirksamste Reklamemittel sind, aber deren Kosten jetzt in keinem Verhältnis zu ihrer Auswirkung stehen, in diesem Jahr herausgebracht. Dafür sind die wenigen, die uns bis jetzt vorliegen, besonders reichhaltig und schön ausgefallen. An der Spitze steht wieder der Insel-Verlag (Insel-Almanach auf das Jahr 1923, im Insel-Verlag zu Leipzig, 207 Seiten). Geschmückt mit Holzschnitten von Masereel und mit verschiedenen Autotypien und Strichätzungen, beginnt der Text mit Hugo von Hofmannsthals „Vorspiel zum Salzburger großen Welttheater". Es folgen, wie üblich, Auszüge aus wertvollen, teils bereits erschienenen, teils in Vorbereitung befindlichen Werken des Verlages. Die Lyrik ist durch Johannes R. Becher, Rainer Maria Rilke, Theodor Däubler u. a. vertreten. Literarisch erfreuen ein paar Briefe Bettinas an Goethe, einer von Lilly Schönemann an ihren Bruder, zwei ergreifende Briefe von Georg Büchners Eltern ihren Sohn nach der Schweiz, sowie ungedruckte Apho- men von Wilhelm Heinse. Aus dem übrigen reichen In- sei noch besonders der ausgezeichnete Essay Paul Ama „Napoleons Dynamik" hervorgehoben.

Dem altangesehenen Verlage schließt sich der ju Verlag Wiener Literarische Anstalt, Wien-Leipzig, seinem Wila-Almanach 1922/23 (260 S.) würdig Auch er ist von besonderer Reichhaltigkeit und mit fein Verständnis zusammengestellt. In einer bemerkenswerte Vorrede bekennt der Hausdichter des Verlages, Karl Ginzkey, freimütig: „Die Stellung der Verlages Welt der gebildeten Leser und der grundsätzlichen Bü erwerber ist für den Autor meist beziehungsreicher al gemeinhin annimmt." Wohl dem Verleger, dem Autoren bezeugen, daß sie seinen Wert zu schätzen wissen Die Wila sucht dieses Lob zu verdienen. In ihrem Alma kommen außer dem Genannten, der auch mit einer hum vollen Ballade vertreten ist, Leopold Hörmann, Rheinsch, Friedel Schreivogl, Alfons Petzold mit Gedi zu Worte. Felix Dörmann, Artur Anders, Marie Eug delle Grazie, Max Mell, Hans Nüchtern, Fritz Stü Gunther und Grete von Urbanitzky steuern Novellen Von Literatur ist natürlich, wie es sich für Wien geb das Theater am besten vertreten. Die Erinnerungen Anna Bahr-Mildenburg an Gustav Mahler, von Hei Bettelheim-Gabillon an den Grundlsee und seine theater-Sommergäste und Felix Saltens Studie: schöne Geste", sowie Josef August Lux' „Das deutsche in Vergangenheit und Zukunft" sind besonders lesens Aber vergessen darf nicht werden Anton Bettelheims mütige Hymne auf „Haydns Volkshymne", die er voll „eine Lebensgefährtin" nennt.

Ein zweiter junger wiener Verlag, der Amal Verlag (Zürich, Leipzig, Wien) schmückt die erste Seite Amalthea-Almanachs (196 S.) mit einer guten Rep duktion der Ölminiatur von Wilhelm Tischbeins Goethe, zum erstenmal in der Chronik des wiener Goethe-Ver veröffentlicht war. Überhaupt ist der bildnerische Sch sehr reichhaltig und vielseitig. Neben Lyrik von Gin Karl Kobald, Karl Schneller, Felix Braun u. a. findet hier den ausgezeichneten italienischen Schriftsteller Ben detto Croce mit Proben aus seinen beiden Werken „Ra bemerkungen eines Philosophen zum Weltkrieg" und „Ari Shakespeare, Corneille". Über neue Malerei in Österr berichtet Anton Feistauer, und L. W. Rochowanski ist einem Auszug aus seinem die Tanzkunst von einem neuen Gesichtspunkt betrachtenden Werke: „Der tanz Schwerpunkt" zur Stelle. Über den „Festspielgedanken Gegenwart" handelt Max Pirker, und Richard von Scha steuert „Die Jugendzeit" aus seiner Biographie E. T. Hoffmanns bei. Richard Zoozmanns Übersetzung deutscher Minnelieder, Hugo von Hofmannsthals „Über Pantomime", Joseph Dasatiël-Rinaldinis „Entseelung Musik", Karl Kobalds „Mozart und Schönbrunn", Alfred Schnerichs „Joseph Haydns Lebensabend" noch genannt, ohne daß damit der Inhalt erschöpft wär.

Ein alter lieber Freund ist der Goethe-Kalender (begründet von Otto Julius Bierbaum, fortgesetzt von Schüddekopf, auf das Jahr 1923 herausgegeben von Heinemann, mit 8 Tafeln, Leipzig, Dieterichsche Verlag buchhandlung m. b. H., 173 S.) den als Centennar-Ged blatt eine Autotypie von Goethe nach der Zeichnung O. A. Kiprensky aus Marienbad 1823 schmückt. Daneben finden wir zwei hübsche Bilder von Ulrike von Lev und die Ansicht ihres stattlichen großväterlichen Hauses Marienbad. Dementsprechend nimmt die Liebese des Vierundsiebzigjährigen den größten Raum des Kalen ein. Neben Goetheschen Briefen an Ulrike und deren Mutter sowie an seine Schwiegertochter und an Zelter hat Hei mann den im Jahre 1904 zum erstenmal, und zwar August Sauer, veröffentlichten Bericht aus Ulrikens eigen Feder über diese letzte Liebesepoche des Dichters ab druckt. Die Trilogie der Leidenschaft, sowie die

und die beiden andern an Ulrike gerichteten Gedichte schließen sich an. Sehr reizvoll ist es, daß Heinemann dem alten Liebhaber in Goethe den jüngsten folgen läßt. Er druckt des Philologen A. Näke Arbeit „Eine Wallfahrt nach Sesenheim“ ab, die im Januar 1823 der Verfasser, ein begeisterter Goethe-Verehrer, an den Dichter gesandt hat und schließt Goethes Antwort, die in einem kleinen Aufsatz „Wiederholte Spiegelungen“ bestand, an. — Dankenswert ist der Abdruck der Tragödie „Dido“ von Charlotte von Stein. Der Herausgeber hat ganz recht, wenn er Schillers mehr als begeistertes ästhetisches Urteil über diese Tragödie „schwer verständlich“ findet, noch schwerer, daß er ein „edles Gemüt“ in diesem „Produkte des Grolls“ zu erkennen glaubt. Wertvoll ist wiederum der Anhang des Kalenders, der über die neueste Goethe-Literatur unterrichtet.

Der Pommern-Kalender (herausgegeben vom Verkehrs-Verband für Pommern und Danzig, Stettin, M. Bauchwitz, 100 Seiten) erfüllt die Aufgabe, auf heimische Dichter aufmerksam zu machen und läßt neben bekannten Namen, wie Max Dreyer, mit Novellen und Gedichten auch solche von mehr lokalem Ruhm, wie Hugo Kaeker, Karl Petermann, Max Karl Böttcher, Georg Kuhlmeyer, Hildegard Voigt zu Worte kommen. Für den bildnerischen Schmuck sorgten Emmy Riechert-Schubert und ihr Gatte Hanns Schubert. Hartmann, Stettin, steuert einen Aufsatz „Robert Prutz als Deutscher“ bei, und der alte Achtundvierziger als Titelbild blickt uns aus seinen scharfen Brillengläsern so recht wie der Typus einer längst vergangenen Zeit an.

Schließlich meldet sich nach siebenjähriger Pause — „nach Jahren der Wirrnis, des Wägens und des Reifens(??)“ — der Dürer-Kalender wieder (Dürer-Kalender für Kultur und Kunst, herausgegeben von Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf). Der Namenspatron ist mit zahlreichen Schnitten vertreten, neben vielen anderen alten Meistern. Aber auch Original-Holzschnitte moderner Künstler, wie Max Thalmann, Paul Winkler-Leerts, Walter Dahms, August Becker, Hildegard Weinitschke, Karl Michel, Franz Eberz, Richard Kannenberg, Grete Schmedes, Walter Wellenstein, Walter Klemm u. a. sind vertreten, z. T. haben sie Porträts kürzlich verstorbener Dichter, wie Cäsar Flaischlen, Max Dauthendey, Christian Morgenstern, Walter Flex und des Mäzens Ernst Karl Osthaus geliefert. Die Texte auf den Rückseiten der Bilder sind zum größten Teil wertvollen Werken echt deutscher Dichtung und Wissenschaft entnommen und entsprechen der Tendenz des Kalenders, für deutsche Kultur und Kunst zu wirken.

Berlin — Fritz Carsten

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Bartsch, Rudolf Hans. Frohe Botschaft des Weltkindes. Eine selbstbiographische Anleitung zum Glück. Stuttgart, Union deutsche Verlagsgesellschaft. 190 S.

Böhlau, Helene. Im Garten der Frau Maria Strom. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 330 S.

Bonsels, Waldemar. Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Volksausgabe. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 176 S.

Bronnen, Arnolt. Die Septembernovelle. Berlin, Ernst Rowohlt. 54 S.

Dornier, Marcel. Marianne Pauli. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder. 199 S.

Dreyer, Max. Die Siedler von Hohenmoor. Ein Buch des Zornes und der Zuversicht. Leipzig, Staackmann. 301 S.

Ehrhart, Robert von. Hradischko. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 274 S.

Eichacker, Reinhold. Panik. Roman. Schwedt a. O., Hermann Beccards Buchhandlung. 183 S.

Ertl, Emil. Der Berg der Läuterung. Leipzig, L. Staackmann. 285 S.

Flake, Otto. Ruland. Roman. Berlin, S. Fischer. 493 S.

Franck, Hans. Der Werwolfsgürtel und andere Geschichten. Hamburg, Richard Hermes. 162 S.

Frank, Paul. Die Romanfigur. Eine bizarre Geschichte. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 272 S.

Ginzkey, Franz Karl. Von wunderlichen Wegen. Sieben Erzählungen. Leipzig, L. Staackmann. 276 S.

Grautoff, Erna. Wege ins Dunkle. Novellen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 214 S.

Hegeler, Wilhelm. Der verschüttete Mensch. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 254 S.

Karwath, Juliane. Die Abenteuer des Müllers Crispin. Nach schlesischen Sagen erzählt. Mit Zeichnungen von Willibald Krain. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 155 S.

Kloerß, Sophie. Stranddistel. Roman. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 220 S.

Kraze, Friede H. Amey. Ein Roman aus der Zeitseele. Leipzig, C. F. Amelang. 365 S.

Langenscheidt, Paul. Heute ist heut. Roman. Berlin, Dr. Paul Langenscheidt. 264 S.

Lauff, Joseph von. Springinsröckel. Ein kurioser Roman vom Niederrhein. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 491 S.

Lewald, Emmi. Das Fräulein von Güldenfeld. Roman. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 199 S.

Müller, Fritz. Hessing. Der Roman eines Lebens. Mit einem Bildnis Fr. von Hessings. München, C. Pechstein. 265 S.

Münchhausen, Börries, Freiherr von. Fröhliche Woche mit Freunden. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 147 S.

Münzer, Kurt. Der Mann ohne Seele. Novelle. Freiburg, Walter Heinrich. 80 S.

Mynona. Trappistenstreik und andere Grotesken. (Schnitter-Bücher.) Freiburg, Walter Heinrich. 97 S.

Reimann, Hans. Hedwig Courths-Mahler. Schlichte Geschichten für das traute Heim. Mit 30 Zeichnungen von George Groß. Hannover, Paul Stegemann. 199 S.

Rummel, Walter von. Schießgewehr. Eine Südseegeschichte. (Kronen-Bücher.) Berlin, Rudolf Mosse. 222 S.

Schauspielergeschichten. Mit Beiträgen von: Achim von Arnim, Karl Gutzkow, Johann Gabriel Seidl, W. H. Riehl, Wilhelm Weigand, Karl Hans Strobl, Felix Salten, Alfred von Hedenstjerna. Stuttgart, Strecker & Schröder. 286 S.

Scholz, Wilhelm von. Der Kopf im Fenster. Erzählungen und Geschichten. (Reclams Univ.-Bibl. 6341.) Leipzig, Philipp Reclam jun. 76 S.

Schulze-Berghof, Paul. Dämonen in uns. Fünf Novellen. München, Hugo Schmidt. 254 S.

Seidenfaden, Theodor. Im Wunderkahn. Ein Legendenbuch. Saarlouis. Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 78 S.

Steinitzer, Heinrich. Die fünf Don Juans und andere Narreteien. Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt. 255 S.

Viebig, Clara. Unter dem Freiheitsbaum. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 384 S

Vögtlin, Adolf. Frauenschicksale. Novellen. (Reclams Univ.-Bibl. 6345.) Leipzig, Philipp Reclam jun. 72 S.

Lawrence, D. H. Der Regenbogen. Übersetzt von F. Franzius. Leipzig, Insel-Verlag. 662 S.

Stevenson, R. L. Der Mann mit den zwei Gesichtern. Eine Geschichte von Dr. Jekyll und Herrn Hyde. Übertragen von W. Süßkind. Hannover, Paul Steegemann. 131 S.

Stendhal. Liebesabenteuer. Elf Erzählungen. Übertragen von Franz Blei. Hannover, Paul Steegemann. 94 S.

Huysman, Joris-Karl. Gegen den Strich. Übertragen aus dem Französischen von Hans Jacob. Potsdam, G. Kiepenheuer. 212 S.

Lyrisches und Episches

Adolf, Eginhart. In der Mainacht. (Um 1910.) Aus dem Werk „Vom Erdenleben“. Dützen i. W. Verlag Rote Erde. 80 S.

Arndt, A. Gedichte, Erlebtes und Erträumtes. Chemnitz, H. Thümmler. 148 S.

Brazil, Felix. Die Satanspuppe. Verse. Hannover, P. Steegemann. 59 S.

Goerke, Erwin. Vom Lied am Wege. Lyrische Tagebuchblätter einer Erdenfahrt. Berlin, R. Boll. 206 S.

Kanehl, Oskar. Die Schande. Gedichte eines dienstpflichtigen Soldaten aus der Mordsaison 1914—1918. Berlin-Wilm., Verlag „Die Aktion“. 80 S.

Lurmann, Werner. Das hirtenhafte Lied. Leipzig, Bruno Volger. 31 S.
Neubauer, Paul. Wohin? Wien, E. P. Tal & Co. 206 S.
Schulze-Berghof, Paul. Am Urquell. Friderizianische Dichtungen, Balladen und Romanzen. München, Hugo Schmidt. 157 S.
Schwitters, Kurt. Anna Blume. Dichtungen. Hannover, Paul Steegemann. 82 S.
Winterfeld-Damerow, Joachim von. Aus verlorenem Land. Erinnerungen aus Deutsch-Südwestafrika. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 86 S.

Dramatisches

Bronnen, Arnolt. Die Geburt der Jugend. Berlin, S. Fischer. 67 S.

Bang, Ole. Verschlossene Tore. Drama in drei Aufzügen. Übertragen von Heinrich Goebl. Dresden, Oskar Laube. 102 S.

Literaturwissenschaftliches

Bartholomäus von Carneris Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl. Hrsg. von Margarete Jodl. Leipzig, K. F. Koehler. 164 S.
Bethe, E. Mythus, Sage, Märchen. Leipzig, Quelle & Meyer. 131 S.
Briefe von Otto Gildemeister. Hrsg. von Lissy Susemihl-Gildemeister. Leipzig, Insel-Verlag. 233 S.
Brunswig, Alfred. Hegel. (Philosophische Reihe, Bd. 54.) München, Rösl & Cie. 305 S.
Goethes Reimsprüche. In sinnverwandter Zusammenstellung hrsg. und eingeleitet von Benno Rüttenauer. Stuttgart, Strecker & Schröder. 141 S.
Heckel, Karl. Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre. (Reclams Univ.-Bibl., 6342—44.) Leipzig, Philipp Reclam jun. 259 S.
Heinemann, Karl. Goethe in Rede und Umgang. Auswahl aus Goethes Gesprächen. Leipzig, C. F. Amelang. 151 S.
Lábán, Anton. Ungarn in unserer Dichtung. (Amalthea-Verlag, 31. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag. 164 S.
Lüdeke, H. Ludwig Tieck und das alte englische Theater. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. (Deutsche Forschungen, Heft 6.) Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 373 S.
Merker, Paul. Neuere deutsche Literaturgeschichte. (Wissenschaftl. Forschungsberichte VIII.) Stuttgart-Gotha, Fr. Andr. Perthes. 139 S.
Much, Hans. Leben und Wirken. Eine Betrachtung von Ferdinand Guggenheim. Hamburg, Pfeil-Verlag. 48 S.
Reimann, Arnold. Sebastian Franck als Geschichtsphilosoph. Ein moderner Denker im 16. Jahrhundert. (Commenius-Schriften, Heft 1.) Berlin, Alfred Unger. 101 S.
Stockmeyer, Clara. Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges. Eine literarhistorische Studie. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 244 S.

Bach, Matthew G. Wielands' Attitude toward woman and her cultural and social Relations. New York, Columbia University Press. 100 S.
Oscar Wildes Werke in fünf Bänden. O. Wilde. Sein Leben und Lebenswerk. Von Philipp Arnstein. Berlin, Deutsche Bibliothek. 377, 404, 478, 435, 408 S.

Verschiedenes

Auerbach, Alfred. Mimik II. (Pantomimen.) Übungsmaterial. Berlin, Erich Reiß. 87 S.
Chappius, Edgar. Die wandelnde Blume. Märchen und Legenden. Stuttgart, Walter Seifert. 89 S.
Das rheinische Gesicht. Festschrift zum Pfälzer Pressefest am 8. Oktober 1922 in Landau. 36 S.
Diestel, Ernst. Der Teufel als Sinnbild des Bösen im Kirchenglauben, in den Hexenprozessen und als Bundesgenosse der Freimaurerei. (Commenius-Schriften, Heft 3.) Berlin, Alfred Unger. 45 S.
Euringer, Richard. Vinkepottel und die Seinen. Einzig beglaubigter Bericht über die internationale Expedition zum Nordpol 1921/22 in hundert oder noch mehr Abenteuern, nebst einer Nutzanwendung zum Gebrauch für Morgen-, Mittag- und das Abendland. Stuttgart, Walter Seifert. 206 S.

Franke, Else. Sagen vom deutschen Rhein. Oldenburg, G. Stalling. 132 S.
Gaßner, Trude. Vom tiefen Leben. Leipzig, Xenien-Verlag. 64 S.
Hartmann, Ludo Moritz. Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Reformation und Gegenreformation. Stuttgart-Gotha, Fr. Andr. Perthes. 222 S.
Horneffer, Ernst. Die große Wunde. Psychologische Betrachtungen zum Verhältnis von Kapital und Arbeit. München, R. Oldenbourg. 157 S.
Kaiser Wilhelm II. Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878—1918. Leipzig, K. F. Koehler. 308 S.
Kronfeld, E. M. Park und Garten von Schönbrunn. Mit 10 Abbildungen im Text und 43 auf Tafeln, darunter 3 Farbendrucktafeln. Wien, Amalthea-Verlag. 166 S.
Ledner, Emil. Erinnerungen an Caruso. Mit einem Vorwort von Leo Blech. Hannover, Paul Steegemann. 91 S.
Magyary, Géza von. Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Völkerbunde. Berlin, Otto Liebmann. 176 S.
Morgenthaler, H. Ich-selbst-Gefühle. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 171 S.
Naumann, H. Grundzüge der deutschen Volkskunde. (Wissenschaft und Bildung, 181.) Leipzig, Quelle & Meyer. 158 S.
Nesthäkchens Wunderhorn. Alte und neue Kinderreime. Mit Bildern von Else Wenz-Viëtor. Oldenburg, Gerhard Stalling.
Ortner, Eugen. Gott Stinnes. Ein Pamphlet gegen den vollkommenen Menschen. Hannover, Paul Steegemann. 71 S.
Ott, Emil. Christliche Volkserneuerung durch die Erfahrungen im Feld. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 116 S.
Ottel, Klemens. Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs. Ein Handbuch der allgemeinen und internationalen Handelskunde des Waren- und Bankgeschäfts. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 304 S.
Oyama, Kotaro. Der Geist des absoluten Schicksals. Das Ideal des Lebens der Politik, der Erziehung. Weinfelden-Konstanz, A.-G. Neuenschwandnersche Verlagsbuchhandlung. 253 S.
Rochowanski, L. W. Der tanzende Schwerpunkt. Wien, Amalthea-Verlag. 30 S. und 50 S. Abbildungen.
Scheid, Lothar. Die Zauberweide. Ein Märchen. Mit Zeichnungen von Willibald Krain. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 148 S.
Schöler, Hermann. Das görlitzer Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Ein kritischer Kommentar. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 248 S.
Schotthöfer, Fritz. Sowjet-Rußland im Umbau. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 195 S.
Schreiber, Albert. Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte. (Deutsche Forschung, 7.) Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 233 S.
Schubart, Frida. Von Wüste, Nil und Sonne. Mit Zeichnungen von Alfred Bollacher. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 104 S.
Sonnenschein und Blumenduft, das ist das Vergnügen. Liebe alte Kinderreime aus allen Jahreszeiten. Für Mutter und Kind hrsg. von Charles Dieck. Mit Bildern von Else Wenz-Viëtor. Oldenburg, Gerhard Stalling.
Steinitzer, A. Und dennoch! Geschichtliche Szenen 1806—1815. München, Fr. Bassermannsche Verlagsbuchhandlung. 408 S.
Veith, Adelheid von. Aus altpreußischen Tagen. Kleine Lebenserinnerungen. Leipzig, Erich Matthes. 137 S.
Vesper, Will. Fröhliche Märchen. Fabeln und Ränke. Märchen und Schwänke aus aller Welt neuerzählt. Oldenburg, Gerhard Stalling. 141 S.
Wendel, Hermann. Von Belgrad bis Buccari. Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. 144 S.

Bezzi, Giovanni. Il pensiero sociale di L. A. Muratori. Torino, Fratelli Bocca. 248 S.
Defoe, Daniel. Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe. Oldenburg, Gerhard Stalling. 256 S.
Picard, Emile. Discours et Mélanges. Paris, Gauthier-Villars. 291 S.

Redaktionsschluß: 9. November

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich** für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die **Anzeigen:** Karl Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich zweimal. — **Bezugspreis:** vierteljährlich 360 Mark. — **Zusendung unter Kreuzband** vierteljährlich: in Deutschland und Österreich 396 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

1923 1. Januar Heft 7/8

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Von dieser Nummer ab erscheint „Das literarische Echo" bis auf weiteres in Doppelheften, die zu Beginn jeden Monats ausgegeben werden. Preis für Januar 150 Mark, vierteljährlich 450 Mark

(unverbindlich).

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 7/8. 1. Januar 1923

Die Not des deutschen Theaters

Von Friedrich Rosenthal (Wien)

Wenn wir es bisher nicht deutlich und unbestritten genug wußten, so ist es uns heute mit unwiderleglich trauriger Sicherheit gewiß: Das politische und wirtschaftliche Schicksal eines Volkes ist auch sein künstlerisches. Was das für Deutschland und Österreich bedeutet, mag jeder ermessen, der am eigenen Leibe Not und Niedergang spürt. Der aus eigener gemarteter Seele sich dagegen auflehnt, in ewige Dunkelheit gestoßen zu werden. Und das sind mehr als siebzig Millionen. Die anderen, wenigen, flattern wie Motten um das grelle Licht der Tingel-Tangel, Kabaretts und Bars und ersetzen im Tierischen unverhüllter Sexualität, was an der Bühnenkunst einst Geist und Seele gewesen. Von ihnen hat das deutsche Theater nichts mehr und Besseres zu erwarten als den hoffentlich raschen und sicher treffenden Gnadenstoß.

Auch die Macht und Leistungsfähigkeit von Staat, Staaten und Städten versagt allmählich und schrumpft ein. Mit einem zähen Opfermut sondergleichen wehrt sich das deutsche Bewußtsein gegen die unbegreifliche Zumutung, sein Theater zu verlieren. Aber man braucht nicht gerade Prophet zu sein, um den unaufhaltsamen Niederbruch dieser Lawine vorauszusehen und den Augenblick zu verkünden, da der Lebensboden aller Kunst verschüttet werden wird. Jener Kunst, welche durch Voraussetzungslosigkeit des Stofflichen und Gestalteten einzig diesen Namen verdient. Der Rest bliebe politischer Partikularismus, das Parteitheater von rechts, links oder aus der Mitte, bliebe das bunt anpreisende Firmenschild gerissener Unternehmer, die ihre Falstaffs in die Schenke von Eastcheap locken, einer grölenden Menschheit mit oder ohne Musik auftischend, womit sie ihre innere Blöße und Hohlheit zu einer äußerlichen macht: Die Zote.

Aus den Schauspielerinnen werden Bajaderen, und die Männer stellen den alten, nie verjährten Prozeß der Natur dar, Sieger, Tölpel oder Hahnrei zu sein. Die sublime Kunst des Geistes geht ins greifbar Körperliche. Große und verehrungswürdige Künstler, deren Namen man lieber nicht dem Pranger preisgibt, verschmähen es nicht, die Kraft ihrer sonst schlichten deutschen Männlichkeit zur gutbezahlten Schaustellung zu erniedrigen. Aber wie jede Pendelbewegung ein Ausschlagen ins Gegenteilige bedingt, so wehrt sich mit letzten Hemmungen von Gesinnung und Gesittung ein Schauspielergeschlecht, das die Frucht hundertfünfzigjähriger kämpferischer Kulturarbeit aufs Spiel gesetzt sieht. Dieses Geschlecht aber krankt und scheitert wieder — o ewige deutsche Zwietracht — an einer „Verwirrung des Gefühls".

Fragt einer heute den deutschen Schauspieler, wie er es mache, nur den Dichter zu erfüllen, so bekommt er keine klare Antwort, noch weniger den Eindruck und die Wirkung bewußt gewollten Empfindens. Zwischen flachster Alltäglichkeit und der geballten Ekstase, die Hitze mit Überhitztheit durch gangbare modische Schlagworte verwechselt, liegt die Wahrheit genau in der Mitte. Die schauspielerische Jugend insbesondere ahnt und weiß nicht, was Größe ohne Pathos, Gefühl ohne Sentimentalität, Leidenschaft ohne augenblicklichen Lärm zu bedeuten hat, und sie wird es — ungeführt wie sie ist — auch nie erlernen. Sie bezahlt in dem uralten Kampf um eine reine, einhellige Lösung des viel umstrittenen Problems der deutschen Schauspielkunst die erste und größte Zeche. Die Persönlichkeit schafft sich ihren Stil aus sich selbst. Aber die anderen, die bloß Herde und zumal Schafe sind, führen auf vielfach verschlungenen Wegen ihre Leithammel: Der Regisseur und der Maler.

In diesen Jahren der Verwirrung und des Mißvergnügens, in diesem Chaos des Niedergangs, in dieser Weltenwende des guten Geschmacks blüht der Weizen allseits auftauchender Kunstpropheten, klingen verführerisch die Messiaden vom dritten Reich des Theaters. — Die deutschen Regisseure werden immer kühner und unumschränkter in selbstherrlichen Einfällen, und die Maler, deren Phantasie ja noch ungeführter und ungefügiger wirken darf, tun es ihnen glücklich gleich oder gar zuvor. — Der Sinn des Theaters verschiebt sich. Ein Element des Selbstzwecks, dem die Dichtung nur Rohmaterial ist, usurpiert und vergewaltigt fremde, höhere Rechte. Wenn z. B. in „Wilhelm Tell", der ja nichts von der

unbekümmerten Shakespeareschen Architektur hat, sondern ganz festes, bis ins Kleinste zweckvoll erhöhtes Gebäude ist, Wesentliches entnommen, verstellt und verschoben wird, so ist dies eine Tat, weit über das weiteste Recht von der Allmacht der Bühne. Nur ein Volk ohne Ehrfurcht, die man ruhig auch einmal Tradition nennen mag, kann dies widerspruchslos dulden. Und selbst einem Volke ohne Ehrfurcht widerfährt dies nur in Perioden tiefster Zügellosigkeit. Schule und Theater haben letzte gemeinsame Zwecke, die ethischen. Im Sein und Werden, in Wahl und Reiz der Mittel hingegen, widerstreben sie einander. Aber eine Tat der Theater, welche die Jugend ablehnt und ablehnen muß, besteht nicht mehr vor Gegenwart und Zukunft.

Neben den Regisseuren stehen die Maler in ichsüchtigster Auflehnung, die gleichwohl nur wenig von egozentrischer Persönlichkeitskraft hat. Durchwandert man die Theaterabteilung der Deutschen Gewerbeschau in München, die auch auf diesem heute schon weit gezogenen Gebiete einen Überblick und Abriß deutscher Arbeit geben will, so staunt man bewundernd über die Fülle malerischen Talents und bildhafter Phantasie, die sich heute der Bühne dienstbar machen. Zugleich aber merkt man, bei näherer Betrachtung — mit nicht minderem Staunen, das aber nichts mehr von Bewunderung hat — wie selbstherrlich und eigensüchtig hier Wege gebahnt und beschritten wurden, die vielfach abseits von der aufsteigenden Straße des großen Dramas liegen, wie alles Gestaltete trotz gegensätzlichster menschlicher und dichterischer Erscheinungen doch in einem einzigen Grundprinzip wurzelt, das gerade für unsere Zeit der Menschenverarmung nur bedingt richtig ist. Dieses Prinzip heißt: Konzentrierteste Symbolik alles Szenischen in Farben und Formen, in Linie und Raum, heißt Andeutung, Verdichtung, bewußte Einstellung auf Geist und Mensch. Aber der Mensch ist nicht vorhanden. Die Persönlichkeiten des heutigen Theaters sind zumeist klein und unstet. Und so, — Rahmen für eine Schauspielkunst, der ein großes Erleben wohl geistig faßbar aber nicht seelisch darstellbar erscheint, die ihre Absichten und ihre Sehnsucht beinahe nie erreicht, die sich heute sogar über Grundprinzipien, über das ABC von Eindruck und Ausdruck, von Empfindung und Wort nicht klar ist, werden diese Raumszenen ein selbstisches Spiel eigenwilliger Phantasie, werden der vielfach bühnenfremde Traum ehrgeiziger überspitzter Regisseure und Maler, wirken wie Schemen und Schatten, die gierig auf einen Hauch warmen Lebens warten. Ihre künstlerische Fähigkeit, ihr starker Wille und noch stärkerer Arbeitstrieb treten überall deutlich hervor, wie in allen Äußerungen deutschen Lebens. Der allgemeine Rang ist erstaunlich hoch. Aber indem beinahe alle alles können, betont und verstärkt sich nur der nivellierende Eindruck.

Ob sie für Königsberg oder Düsseldorf, für Hamburg oder München, für ein großes Staatstheater oder eine kleine, sich mühsam behauptende Privatunternehmung gelten, ob sie für Shakespeare oder Wedekind, Schiller oder Georg Kaiser gemacht sind, für Oper oder Schauspiel, Ballett oder Pantomime, immer drängt sich hier — mit wenigen Ausnahmen — ein Einzelleben vor, das bei scheinbarer Sparsamkeit und Verzicht immer noch wie Fülle und Überfluß, Verschwendung des Materials und der Arbeit wirkt. Damit entrollt sich auch ein System, das beinahe Absicht sein könnte: Die deutsche Bühne zeigt und betont heute Wert und Wirkung ihrer theatralischen Arbeit und ihrer geistigen Existenz durch ein Schwelgen in anspruchsvoller Äußerlichkeit, durch ein Abrücken von den spröden, keuschen, nicht leicht merkbaren Ausstrahlungen des Geistes zu rein körperlichen, sich leicht erschließenden Eindrücken der Form, zu Sensationen der Optik und der bildhaften Phantasie. Der Wahn vom alleinseligmachenden Rhythmus — aus Oper und Tanz geholt — beherrscht auch sehr zu Unrecht und Verhängnis das deutsche Schauspiel.

Das ist doppelt gefährlich und unheilvoll in einer Zeit, die der wirtschaftlichen Existenz des Schauspielers so schonungslos an den Leib rückt. Nach kurzen Jahren eines scheinbaren Übergewichts, das nur den uniform Organisierten zugute kam und nie der individuellen Leistung. Nach dem hoffnungsvollen Glauben, daß die Zeit deutscher Theaterversklavung nun endgültig vorbei sein dürfte. Nirgends ist so schnell wie hier dem Umsturz von links die Reaktion von rechts gefolgt. Trotz Kollektiv- und Tarifvertrag, trotz des siegreich durchgesetzten Theatergesetzes in Österreich. Es klingt beinahe witzig. Die Festengagierten sind geschützter und gesicherter als je. Aber Tausende und aber Tausende werden nicht mehr fest verpflichtet, nur für Wochen, Tage, Stücke, Rollen, und die Not der Zeit zwingt sie hier zu jeder Demütigung und Nachgiebigkeit. Eine grausame Feststellung, die jedes Lächeln über diesen tragikomischen Gegensatz rasch gefrieren läßt. Hier wäre einmal statistisch festzustellen, um wieviele Schauspieler weniger heuer feste Verträge haben als im Vorjahre und um wieviel weniger es wieder in der kommenden Spielzeit sein werden. Denn die teils notwendigen, teils froh begrüßten Systeme der Abbröckelung und des Neuaufbaus, der Zusammenlegung und Einschränkung stehen erst im Anfang. Sperrung des Zulaufs durch strengste Siebung des Nachwuchses und Ermöglichung weitgehender Abwanderungen, die schon lebhaft einsetzen, müssen die unvermeidlichen Folgen sein. Der wirtschaftliche Niederbruch des deutschen Schauspielerstandes steht mit absoluter Gewißheit bevor. Und der künstlerische schleicht — wie die Seuche hinter dem Krieg — notwendig, unentrinnbar in seinem Gefolge.

Die einen, Schwächeren, werden in die Ensemblelockerung gewaltsam hineingestoßen, und die anderen, Berühmteren, züchten sie künstlich. Das Gastspielwesen blüht in nie geahntem Umfang und bezahlt mit dem Verlust jener Prinzipien, die das deutsche Theater groß gemacht haben, mit dem Verlust von

Repertoire und Ensemble, von erhaltener und gesteigerter Arbeit, die mühsam bewahrte Fristung der wirtschaftlichen Existenz. Dabei ist mit ziemlicher Genauigkeit der Tag vorauszubestimmen, da trotz alledem kein Gleichgewicht mehr zu erzielen sein wird, da die Anziehungsfähigkeit der wenigen zugkräftigen Gastspieler endlich ausgepumpt sein und versagen muß, da man sich schaudernd vor der Tatsache findet, das kostbarste Gut aller organischen Entwicklung zerstört zu haben, keinen Nachwuchs zu besitzen, der in die immer größer werdenden Lücken treten kann, da also die eherne Kette alter deutscher Theaterarbeit unfügbar durchbrochen scheint. Dabei wäre heute wieder — gerade aus der wirtschaftlichen Not des Schauspielerstandes — das Anhänglichkeitsgefühl an ein Haus, eine Sache und einen Kunstkörper leicht zu wecken und zu befestigen. Aber solange die Verlockung nach fremder Valuta, die heute leider auch schon ganz den deutschen Geist regiert und die deutsche Bühne umbringt, die Besten treulos und künstlerisch unempfindlich macht und die Unternehmer sie dennoch — wenn auch auf Kosten des Ganzen, des gemeinsamen Kunstgedankens — wirtschaftlich notwendig zu brauchen glauben, ist keine Besserung zu erwarten.

Auch nicht für den Spielplan. Es bleibt ja höchst erstaunlich und rühmenswert, mit welcher Zähigkeit hierin noch immer dem dürrgewordenen deutschen Boden Frucht und Ernte abgerungen wird. Aber neben diesen Anstrengungen verzweifelten Sichbewahrens regiert schon bedenklich der Geist spekulativer Hemmungslosigkeit. Die Sensationen der Seele und der Sinne — unklug und bis zum Überdruß gehäuft — beherrschen alles. Mit gewaltsam brutalsten Mitteln, die sogar aus leider nicht genug deutlichen polizeilichen Verfügungen noch Reklame und Anpreisungen machen, wird die schlaffgewordene Aufnahmefähigkeit und das plumpe Verlangen zahlungsfähiger Zuschauer neu aufgepeitscht und gereizt.

Auch in die Pflege sogenannter Literatur ist wieder bewußte Absicht und die Hoffnung auf gewaltsame Besonderheiten gedrungen. Der Expressionismus — als eine vorübergehende modische Erscheinung — liegt in den längstvorhergesagten und verdienten letzten Zügen. Aber er scheint gewillt, geräuschvoll und mit krasser Überspitzung in das große abfließende Bett des deutschen Kunststromes einzumünden. Für die wirtschaftliche Befestigung und Gesundung fehlt gerade — wenn einmal Erotik und Expressionismus abgewirtschaftet haben, was nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte — das sogenannte bürgerliche deutsche Mittelstück in Ernst und Heiterkeit, das durch die französische Importware keineswegs genügend aufgewogen und ersetzt wird. Was Sudermann der Publikumsgeneration um 1900 war, womit sie Fulda des öfteren angenehm und in gutem Theatersinn unterhalten hat, ja wozu selbst Blumenthalsche Heiterkeiten manchmal geeignet schienen, den deutschen Bürger dem Theater mit treuem Gleichmaß wirtschaftlich zu verpflichten, das könnte zunächst — zeitgemäß gewandelt, aufgeputzt und aufgetischt, — die kommende Rettung des deutschen Theaters sein. Darum reißen sich heute die größten und vornehmsten Bühnen die mageren Brocken wirksam ernster und besonders heiterer Theaterstücke mit komisch leidenschaftlichem Eifer aus den Händen. Und die zahlreichen Bildungsstellen und Kunstorganisationen, die in Deutschland und Österreich für alle Volksschichten und -zweige wie Pilze aus der Erde geschossen sind, kaufen trotz aller literarischen Erziehungsversuche und Maßregeln noch immer sehr gern „Das weiße Rößl" und vergessen in ungehemmtem Lachen alle ästhetischen Strafpredigten und guten Lehren.

Mehr und gefährlicher als je steht nämlich neben den Mühseligkeiten des Theaters der leichte Sieg, Erfolg und Rausch des Kinos. Was es dem Theater alles genommen und worin es das Theater unausgesetzt bedroht, braucht hier nicht mehr wiederholt zu werden. Das halten sich die einen in banger Furcht und die anderen mit behaglicher Genugtuung täglich vor Augen. Aber der Film hat ein noch Wesentlicheres, Gefährlicheres auf dem Gewissen, etwas, das gerade die wachsende Technik und ihre hier schon ungemessenen Mittel täglich insbesondere steigern: Er wandelt — rein äußerlich — den Blick der Menge. „Das neugeborene Auge", könnte man mit John Gabriel Borkman sagen, „wandelt die alte Tat", den erbeingesessenen primitiven Geschmack, die leicht genügsame anspruchslose Schaulust. Die Verwöhnung wird ungeheuer und kann mit den bescheidenen, flüchtigen Mitteln der Bühne nicht mehr befriedigt werden. Schon das Ohr des modernen Menschen, vom Rhythmus der Großstadt gebändigt, hört unendlich mehr und Vielfältigeres als das früherer Geschlechter. Wie erst das Auge, das die berauschende Technik des Alltags, die verheerenden mechanischen Ergebnisse des Krieges so unendlich geschärft und verwöhnt haben! Trostlos arm wird das Theater in allem Optischen. Nur die stärkste und reinste Pflege des Geistes könnte es retten, könnte unwiederbringlich Verlorenes einigermaßen ersetzen.

Aber der Geist verkümmert. Dünn und blaß wird er in der Stubenluft heutigen deutschen Lebens, in der Not seiner Ernährung, in der Lieblosigkeit seiner Pflege. Gerade in diesem abgelaufenen Jahr stehen schwere Schiffbrüche und Katastrophen des Geistes auf den Gedenktafeln deutscher Kulturgeschichte. Vieles, was nur der Reinheit und Schönheit dienen wollte, ist mittellos preisgegeben und nackt hinausgestoßen worden, im Straßengraben verhungernd und verreckend. Und das gerade am fühlbarsten auf dem Gebiete des Theaters, dieser sinnfälligsten und einprägsamsten Kunst. Diese pessimistischen und düsteren Anwandlungen lassen sich auch für die nächste Zukunft nicht beschwichtigen. Und mehr als die nächste Zukunft kennen wir nicht, ja kaum diese. Inmitten aller Dunkelheit, die sie zeigt, inmitten aller Trübsal, die sie weckt, kann nur eine Hoffnung — ein ferner leuchtender Punkt — bestehen bleiben: Daß dieser

arme, geschmähte, geprügelte Geist am Ende doch stark und wirksam genug sein werde, auf Wegen der Versöhnung und Eintracht in lichtere, reinere Bezirke hinüberzuführen.

Maria Wasers Werk und Wesen

Von Anselma Heine (Berlin)

„Erdverhaftet“ nennt Max Pulver die schweizer Dichter. Und hat am meisten recht bei dieser Frau, deren Werk und Wesen man unwillkürlich mit Blumenwiesen, Ackerschollen, Bergeshöhen zusammenbringt, mit Sonne und Wachstum. Eine rechte Frau! Wenn man sie liest, denkt man an die schweizer Mütter, wie sie Gottfried Keller uns gibt, die vernünftig und warm Haus und Kinder versorgen und wenn es gilt über Sorgen oder Trübsinn wegzuhelfen, so wundervolle Märchenerzählerinnen werden.

Maria Wasers Werk ist noch klein. Die ersten Übungen ihrer Feder galten wissenschaftlichen Arbeiten, wohl im Gefolge ihres Universitätsstudiums, das sie mit dem Doktorexamen abschloß. Und das ihr allerlei wohlbegründetes Wissen eintrug, das junge frische Mädchen aber im übrigen so wildgewachsen und unbeschwert entließ, wie es hineingesprungen war ins Studium. Und wenn Maria Waser sich „eine Berndeutsche“ nennt, so liegt schon in der Art, wie sie das Wort ausspricht, jenes Getroste und Warme, das allen ihren Schriften eignet. Ihre Bücher gehören nicht zu denen, die man feinschmeckerisch prüfend genießt, ohne zu fragen Wer und Weshalb? Man muß — und das ist das stark Weibliche ihrer Produktion — immer an die Frau denken, die hinter diesen Schilderungen, diesen Figuren und Dingen, hinter diesen Anschauungen steckt. Man ahnt höchst persönliche Zusammenhänge und Notwendigkeiten. Nestwärme. Anfangs wehrt man sich wohl auch dagegen. Man hat Angst, der sanfte Reichtum, der unaufhaltsam auf uns zuströmt, könnte uns aufweichen, nicht zu Kraft kommen lassen: man möchte ihm einen Halt fordern: strengeres Dämmen und knapperes Formen. Zuletzt aber horcht man willig. Wie man der Nachtigall zuhört, die für sich selber singt, nur ihrem Triebe folgend. Und dennoch unser Herz auftut, als lehre sie es tönen. Dann, wenn man zurückdenkt an ihre Bücher, hat man doch unter all den chronikartigen Berichten ein paar festgestaltete lebendige Menschen behalten. „Berndeutsche“. Gute und böse. Alle aber mit ihrem Tun und Irren Beiträger zu der Erkenntnis, die aus jedem Buch der Dichterin redet: „Das Leben mit seiner Not und Qual und tausend Schmerzen ist eine schöne, heilige Einrichtung für den, der es mit wachen Sinnen und wachem Herzen als ein Lebendiger lebendig erlebt.“ So ist Maria Waser denn auch am stärksten, wenn sie sich mit den Menschen und Dingen befaßt, die auf der Erde stehen. Da findet sie aus dem Schatze ihrer Vorväter Worte heraus wie „es büschelt sich“ für einen Zustand, in dem viel zusammen kommt, oder „herzandringende Predigten“. In ihrem neuesten Buche „Wir Narren von gestern“[1]) dagegen hat sie an Stellen, die lyrisch oder philosophisch sind, ihr altes kernhaftes Alemannisch aufgegeben und es gegen die funkelnagelneuen Ausdrücke der Modernen eingetauscht, deren Aufsuchen des Grausigen und Übermäßigen ihrer freudedurstigen Natur im Grunde fremd ansteht. „Kirchen, aufstarrend ins Blau... qualvoll emporgerissen.“ „Gebäumte, aufstürzende Kinder, die leeren Hände steil emporgeworfen, emporgeworfen die heißen, vorzeitigen Gesichter, die schreienden Münder aufgewölbt.“

Aber dergleichen steht hauptsächlich im Vorwort und Nachwort. Und steht zwischen den prachtvollen Landschaftsschilderungen, bei denen jeder Satz Selbsterlebnis bezeugt.

Ein Buckliger erzählt in diesem Buch. Erzählt für „das Rehlein“, sein totes Schwesterchen mit den Goldaugen. „Laß mich das Vergangene als Wahrheit geben ... und wenn es vorkommen sollte, daß Bilder in mir leuchten, die der harte Tag nie geschaut, Worte in mir klingen, die so niemals gesprochen wurden — dessen bin ich gewiß: Kein Bild wird erstehen, welches nicht im tiefsten Grund des Wirklichen wurzelt, kein Wort auf diese Blätter fallen, dessen Sinn nicht aus dem Lebendigen floß.“

Maria Waser hat mit diesen Worten die Art ihres dichterischen Schauens gut gekennzeichnet. Und so spricht sie denn durch den Mund des armen Abseitigen, Einsamen, von der schönen vielgeliebten Mutter, von der ein alter Mann sagt: „Wenn sie einen alten Regenschirm in die Erde steckte, weiß Gott, er bekeimte sich und triebe Blumen;“ vom Vater mit der ungebärdigen Kraftnatur, der seiner Frau viel, immer wieder vergebenes Leid antut und den der arme kleine Bucklige eigentlich erst versteht, als der Vater schon tot ist.

Eine Unzahl von Menschenschicksalen wird uns vorbeigeführt in diesem Roman. Die lebendigste Figur von allen aber bleibt die Mutter. Jedes Wort, das sie zu ihrem armen kleinen Mißgestalteten hin redet, ist voll kräftiger und stützender weiser Liebe. Alles Schöne der Welt weiß sie ihm nah zu bringen. Und auch dem unstet genießenden Vater gegenüber findet sie immer das kluge warme Wort, den vernünftigen Rat, der ihn retten könnte aus selbstverschafften Wirrsalen.

Im zweiten Teil des Buchs, nach dem Tode der Mutter spielt dann des Erzählers Verhältnis zum „Rehlein“, seiner Schwester, die Hauptrolle. Vielleicht ist dieser Gestalt, um deren frühes tragisches Sterben die Verfasserin ja von Beginn schon wußte, ein wenig zu viel Glorienschein beigegeben; vielleicht

[1]) „Wir Narren von gestern.“ Bekenntnisse eines Einsamen. Von Maria Waser. Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt.

handelt sie zu wenig in der Wirklichkeit. Sie bleibt für den Leser ein schönes Bild mädchenhaft mimosenartiger Unschuld, die, verletzt (und zwar durch den eigenen Dämon verletzt, der plötzlich aus ihrem Jugendblute hervorbricht und mit fremder ungestümer Gebärde fremde Taten tut) keinen anderen Ausweg findet als den Tod. Ganz zart und rührend ist das alles geschildert. Schuldlose Schuld.

Fast ist es schade, daß Maria Waser nicht Figur und Schicksal des „Rehlein" herausgeschält hat aus der überreichen Fülle der Menschen ihres neuen Buches. Ein „kleiner goldener Vogel zwischen Mutters gelben Rosenbüschen" nennt die Verfasserin das junge Kind. „Weiß jemand, was Freude ist, was Jugend ist und Reinheit, der dich nicht so sah, jauchzend, mit flatternder Mähne zwischen Mutters Rosenbüschen?" Und wie sich dann, erwachsend, all ihre unschuldig künstlerische Sinnlichkeit Befreiung sucht in Traum, in Tanz, in bildhafter Rede. Und wie sie, die verlobte Braut eines älteren, bedeutenden Mannes, in Tanz und unwiderstehlicher plötzlicher Liebe sich einem schönen jungen Menschen ans Herz wirft; all das ist mit zarter, kluger Hand gemeistert. „Das Rehlein", von der bislang jeder gesagt hat: „sie ist eine Ausnahme und man muß daher von ihr Überlebensgroßes, Ideales erwarten," sie schleudert ihrem treuesten Hüter, dem buckligen Bruder, zuletzt die Anklage entgegen: „Ach Simon, hohe Gedanken, große Worte, erhabene Pflichten, so wichtig war meine Welt, so klug, so alt, so fürchterlich ungewöhnlich." Und sie bekennt sich zu dem Jüngling, den d r besorgte Bruder „jung, schön, nett und gewöhnlich" gescholten hat. „Diese liebe warme Hand, der lebendige Boden unter den Füßen. Einmal war ich nicht bloß Zuschauer. Das Leben nahm mich an die Hand." Und sie geht hin und ertränkt sich im kleinen Parkteich.

All das, vor allem die Reinheit, Heiligkeit der neuen Liebe ist tief berührend. Aber es ertrinkt unter dem Vielen. Man wünschte es sich isoliert und dadurch verstärkt. Und in der Entwicklung des Verhängnisses vertieft. Dafür gäbe man gern allerhand Nebenfiguren in den Kauf.

Maria Waser hat einige Lieblingsmenschen, die sie in allen ihren Büchern wiederkehren läßt. Die warme, kluge, gütevolle Frau, die in den „Narren von gestern" so lebendig wirkt, gehört zu ihnen. Kein Wunder! Denn sie hat ein wenig Porträtähnlichkeit mit der Verfasserin selbst. Besonders reizvoll gelang in ihrem Novellenbuch vom Jahre 1920 „Von der Liebe und vom Tod" [2]) die mütterlich mädchenhafte Gestalt der Magdalena aus „Die letzte Liebe des Stadtschreibers". Eine zugleich würdige und schalkhafte „weiße Schwester", die sich ihr gut Stück Welttum bewahrt hat. Zugleich dem Achtziger und Kraftmenschen, dem alten Ratskanzler Herrn Doktor Thüring eine treue, warme Frauenliebe. Wie in dem Alten die Vergangenheit erweckt und wirksam wird, erleben wir mit ihm. „Lieber kluger Mann, alle sieben Künste habt Ihr gemeistert, kein Handel war Euch zu schwer, kein Wirrnis zu schlimm, das Geheimnis des Sternenhimmels und die fernsten Zeiten sind Euch kund, aber das schlichte offene Rätsel eines einfachen Frauenherzens habt Ihr nicht erraten — in vierzig langen Jahren nicht." Und sie legt ihre Arme um seinen Hals und küßt ihn. Bald darauf stirbt sie ihm weg. Er aber, strack und stark, nimmt sich für sein letztes (das neunte) Jahrzehnt ein junges Weib, hat einen Sohn mit ihr und stirbt endlich seiner Magdalena nach „bei heiterer Vernunft".

Auch diese Kraftmenschen sind Lieblingsfiguren der Frau Waser, die sie nicht müde wird zu schildern. Die folgenden drei Geschichten des Bändchens zeigen wie zuträglich der Maria Waserschen Produktion das Konzentrieren auf schmale Form ist. Wie da jedes Wort an seiner Stelle notwendig scheint und gutgefügt. Sei es nun der Gespensterspuk und seine Auflösung im „Gespenst im Antistitium", derb und humoristisch angefaßt. Ein treues Bild des abergläubischen Mittelalters, in dem auch vor Folter und grausamer Justiz nicht Halt gemacht wird. Aber auch hier entläßt uns die Verfasserin nicht ohne die Befriedigung einer höheren Gerechtigkeit. Der dummgrausame Antitest, der die Strafe diktierte, geht an Gewissensbissen elend zugrunde. Und im dritten Stück, „Das Blutgericht", das Rokokoparfüm mit Blutgeruch vermischt, büßt wiederum die schöne Rachsüchtige ihr böses Wollen und Erreichen im Weiher. Ihrem geliebten Spiegelbilde in die Arme sinkend.

Maria Wasers Erstlingswerk, mit dem sie sogleich in erste Reihe trat, „Die Geschichte der Anna Waser", [3]) trägt bereits alle Eigenschaften ihrer späteren Werke in sich. Es erntete bei seinem Erscheinen einmütig Dank und Bewunderung. Die Dichterin selber erzählt, wie sie, bereits verheiratet und sorgliche Mutter, aus innerem Bedürfnis heraus dazu gezwungen wurde, die Geschichte der toten Malerin Anna Waser zu schreiben. Wie sie in Nächten und erstohlenen Tagesstunden daran schrieb. In jener Besessenheit, die jeder Schaffende kennt und heimlich fürchtet, der er aus dem Wege zu schleichen sucht, so lange es irgend geht. Die junge Frau hatte ein reiches, arbeitsstarkes Mädchenleben hinter sich, als sie dieser Besessenheit zur Beute wurde. Von einem freien Leben erzählt sie, in dem die Freude an Natur und Dasein den Hauptinhalt bildete. Die Schule wurde mit zur Freude, ohne daß das junge Mädchen eine besondere Lesefreundin gewesen wäre. Aus einem, ihr unsympathischen Mädchenseminar rasch erlöst, kam sie aufs Knabengymnasium in Bern, lernte die alten und neuen Klassiker lieben und hütete sich vor sonstigem Buchstabendienst, floh von den gefüllten Bücher-

[2]) „Von der Liebe und vom Tod." Von Maria Waser. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

[3]) „Die Geschichte der Anna Waser." Ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts. Von Maria Waser. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

regalen hinweg in die Archive, aus denen sie Lebendiges herausstöberte und allmählich in ihren Büchern gestaltete. Die Geschichte der Anna Waser war ihr überdies als Tradition durch die Familie ihres Mannes nahe gekommen. Ein Selbstporträt im damaligen „Künstlergütli" trat dazu — kurz, das interessante berner Patrizierkind aus dem siebzehnten Jahrhundert kam unter ihrer Feder zur Wiedergeburt. „Ein wundervolles Buch" nannte Julius Rodenberg den Roman bei seinem Erscheinen. Und hat mit diesem Gemütsausdruck getroffen, was jedem Leser, der sich durch die verwirrende Fülle von Wasers aller Art hindurchgefunden hat, allmählig aufgeht. Lauter Wunder des Herzens werden berichtet. Und schon ist auch sie im Keime wieder da, die warme Helferin und gütige Frau der späteren Bücher. Sie ruht in Mädchentum und Künstlerschaft der Titelheldin knospenhaft gebunden. Und wie sie, sich entfaltend, diese beiden Kräfte verdrängt — das macht den eigentlichen Inhalt der Geschichte, die eine Tragödie wäre, wenn Maria Wasers Herz es über sich gewänne, Zuversicht und Glauben jemals unterliegen zu lassen. „Alles ist gut, wie es ist," sagt sie „und auch aus Ungut kann Gutes kommen." So läßt die Autorin es, zwar mitleidig, aber ohne Zorn geschehen, daß ein Genie in Haushalt und Familie vernutzt wird, nur weil es in einem Frauenkörper steckt.

Eine Prachtfigur hat sie geschaffen in dieser jungen Malerin, die aus ihrer Vaterstadt Bern nach Zürich kommt, um da als einziges Mägdlein zwischen den Malbuben zu lernen. Allerhand Autobiographisches spielt hinein. Aus der Kenntnis alter Chroniken aber sind die damaligen Stadtbilder hervorgegangen. Und es zeugt für große Künstlerschaft, wie es gelungen ist, die Atmosphäre beider Städte uns deutlich und greifbar zu machen.

Neben der Tragik des verknechteten Künstlertums läuft die Tragik des Mädchentums Hand in Hand. Und immer wieder hören wir die Klage der Sittsamen: „Man darf nicht die Liebe geben, nach der der Liebste verdurstet, weil die Welt es verbietet. Man schickt ihn fort. Und kommt damit zu Trennung und Verzweiflung für beide." Anna selber zwar rettet sich heraus aus diesen Kämpfen. In ihre Kunst hinein. Aber gerade in dem Augenblick, da der Höhenweg ihr weit geöffnet wird, da Watteau aus Paris sie zu seiner Schülerin annehmen will, da gleitet sie von einer Leiter, die sie rasch ersteigen will und die zerbrochen ist, herab und stirbt an ihren Verletzungen. Die Verfasserin aber findet den tröstlichen Gedanken „Not und Glück des einzelnen gilt nicht, nur das Ganze".

Auch für den, den das Leben zu anderen Resultaten geführt hat, ist das Buch in seiner Warmblütigkeit und seiner blühenden Fülle tröstlich. Überall hört man die gute Frauenstimme, die immer wiederholt, in vielen Variationen: „Gut sein, den Menschen helfend zur Seite stehen, Kinder erziehen, das ist das Höchste, was ihr erleben könnt."

Freiwillige Gebundenheit — das ist das ethische Ideal, dem die Dichterin, wie ihre Frauengestalten, die selbstische Schaffensfreude zu opfern verlangen.

Hoffen wir, zu unserem eigenen Besten, daß sie diesem Ideal nicht allzu strenge nachlebe. Und daß ihre freudevolle, gesunde Stimme, die unserer trüben Zeit gut tut, uns noch manches Lebensmärlein erzählen möge.

Im Spiegel

Von Maria Waser (Zollikon)

Wenn ich das Haus denke, darin ich meine Kindheit verlebte, meine ich, daß ich mir die peinliche Selbstbespiegelung füglich ersparen könnte, sofern es mir gelänge, dessen Seele aufzudecken; denn mir scheint, daß dann alles klar werden müßte, was mein Leben angeht und meinen Weg bestimmte. Dieses Haus war klein und von vielen Fenstern erhellt; aber in meiner Erinnerung steht es weiträumig und reich an dunkelm Geheimnis, und eigentlich trennte der breite Gang, der gradaus von der vorderen zur hinteren Haustür lief, zwei Welten: Auf der Sonnenseite die kleinen hellen Zimmer, wo man aß, lebte, lernte, musizierte, wo Mutter uns drei Schwestern an den Nachmittagen unterrichtete und uns des Abends Geschichten erzählte oder aus den großen Dichtern vorlas. Hier verkehrten die heiteren Gäste, und wohl niemals haben Wände herzlicheres Lachen wiedergegeben und flammendere Begeisterung gesehn, als die weiß und rosenrot gestrichenen dieser Sonnenzimmer. Jenseits des Korridors aber, auf der Schattenseite, lagen die großen, dunkelbraunen Stuben. Oben die stillen, wo man die Nacht verbrachte, unten die geheimnisbelebten, wo neben dem gewaltigen Schreibtisch der rätselhaft bewegliche Lederstuhl thronte, wo wändelang die funkelklaren Glasgefäße standen, wo auf schlichten Bänken bedrückte Menschen warteten. Und wohl kaum je haben Räume mehr Menschenschicksal erlebt, als diese verschwiegenen braunen Stuben, die Angst, Marter, Blut und Sterben und alles innige und furchtbare Geständnis vernahmen, und durch die im Lauf der Jahrzehnte ein ganzes Volk von Leidenden, Verzweifelten, Hilfesuchenden und Getrösteten ging. Denn hier übte mein Vater an den Vormittagen seinen schweren Arztberuf aus. Mutter half ihm dabei, und sie, die in den weißen Zimmern drüben sprühend beweglich, leuchtend von Geist und Frohsinn sein konnte, wurde hier ernst und gemessen, und ihre glänzenden Augen dunkel. Nur die feinen emsigen Hände, die so gut beschwichtigen konnten, und die warme Stimme, die das Trösten so wohl verstand, blieben dieselben hüben und drüben.

Es war dies aber kein Zufallsdoktorhaus und kein Zufall, daß es mitten im bernischen Bauern-

and stand. Wenn ich über die Reihen unserer Vorfahren zurückschaue, entdecke ich an allen Linien ein Gemeinsames: Im bernischen Bauerntum nahmen sie alle ihren Ursprung, und alle mündeten irgendeinmal im Gelehrten- oder Künstlerstand. Theologe läßt sich keiner finden; aber Ärzte gab es auf allen Seiten, sodaß sich leicht deren ein Dutzend herzählen ließe. Und die wundertätigen Frauen fehlten nicht. So steckt denn meinem Vater sein Beruf im Blute von Vorfahren her, und innerlich ist er ihm treu geblieben bis heute, trotzdem er, seitdem Mutter uns verließ, ihn nach außen aufgegeben hat. Und er hat ihn ausgeübt unter Menschen, die den Doktor nur dann brauchen, wenn leibliche oder seelische Not aufs höchste gestiegen ist, und die also von ihm nicht bloß den klugen Kopf und die sichere Hand, sondern auch ein ganzes Herz verlangen und alle Weisheit. Unserer Mutter aber war es angeboren, daß sie helfen und trösten mußte und aufrichten und erlösen. Dermaßen taten meine Eltern in Wahrheit beide dasselbe; allein jedes vollbrachte es auf seine besondere Art, und wenn die Erinnerung das kleine Haus meiner Kindheit weiträumig macht, so liegt das wohl kaum an seinen gewissen äußerlichen Eigentümlichkeiten, wie etwa der breiten Terrasse, der mächtigen Glyzinenlaube, dem weitgebreiteten Estrich und der Sternwarte auf dem Dach, die das bodenfeste Häuschen an die ewigen Gestirne band, und wenn meine Vorstellung das helle, fensterreiche mit Geheimnis füllt, so sind daran gewiß nicht seine paar Dunkelheiten schuld, der unbegreiflich tiefe Keller mit dem Brunnenschacht, von dem es hieß, daß einer drin liege, die Fledermauswinkel über der Vogeldiele und das schwarze Kämmerchen unter dem Dach mit der dunkelroten Kiste, darin die Menschenschädel ruhten und das Kinderskelett, — Weiträumigkeit und Geheimnis lagen weniger an des Hauses äußerer Art als an seiner Seele, und das heißt: am Wesen meiner Eltern.

Meine Mutter hatte es an sich, daß alles um sie weitatmig und groß wurde, und als der junge Ferdinand Hodler sie, die in Wirklichkeit klein und zierlich und voll funkelnder Lebendigkeit war, im Bildnis so darstellte, daß sie fast mächtig und eigentlich heroisch erscheint, so hätte man daraus erkennen können, wie dieser Künstler berufen war, an den Sinn des Lebens zu dringen; denn in Wahrheit war alles in ihr großgezogen, weit und klar wie das Gesetz. Und hätte sie nicht diese selbstlos hingebende Nächstenliebe besessen, man hätte sie eine Gestalt vom Zuschnitt der Antike nennen müssen. Gut und schlecht waren vor ihr klar geschieden wie Tag und Nacht. Sie wußte um die ewige Gerechtigkeit, und Schönheit war ihr oberstes Gesetz. Schönheit aber hieß für sie: Kraft, Ordnung, Zusammenklang, und alles Krankhafte, Verworrene, Zerquälte und Unlautere war ihr von Grund aus verhaßt. Die weitgebaute, göttlichschöne Welt, das klargefügte, gesunde Leben war es, dem sie sich zugetrieben fühlte. Sie lehrte uns die Landschaft in ihren großen Linien sehen, die Gewalt der fernen Berge verstehen und die ewige Melodie der nahen Hügel. Sie verstand es, die mächtigen Gestalten aus Vergangenheit und Dichtung so vor uns hinzustellen, daß sie riesenmäßig wurden und doch klar und innerlichst vertraut, und ihr gelang es, uns auch in Nähe und Umgebung den ganzen Menschen sehen zu machen. Als solchen aber erkannte sie nur den an, der innerlich gesund ist und stark und rein genug, um sein Schicksal zu erfüllen. Die halben, schwächlichen, schweifender Triebhaftigkeit ausgelieferten Zufallsmenschen hätte sie am liebsten vom heiligen Erdboden weggetilgt. Für sie gab es nicht Zufall, Versuchung und Reue, bloß Bestimmung.

Hingegen ist es, als ob mein Vater dorthin blicken müßte, wo das Gesetz sich verdunkelt und das Geheimnis beginnt. Und es ist wohl nicht allein sein Helferberuf, der ihn zwingt, das Kranke, Verworrene, Groteske aufzusuchen, sondern der Drang dessen, der nach Erkenntnis ringt, dem Weisheit höchstes Ziel ist, den das Absonderliche lockt, weil er nicht allein das Geheimnis des Gesetzes, sondern auch das Gesetz des Geheimnisvollen und Rätselhaften wissen möchte. Wenn er mit uns Kindern über Land ging, dann waren es weit weniger die großen Formen der Erdgestalt, die er uns wies, als das kleine, betriebsame Leben in Pflanzen- und Tierreich, und es gab da nicht nur Schönes zu schauen, sondern viel Furchtbares und Aufwühlendes, Kampf, Jammer und Zerstörung. Er aber suchte uns den Sinn des scheinbar Sinnlosen, die Schönheit des Häßlichen zu zeigen und uns Schmerz und Tod als natürliche Einrichtungen vertraut zu machen. Im Grunde erstrebten ja beide Eltern für uns dasselbe Ziel des Gesunden, Natürlich-Schönen und der heiligen Ordnung; aber es war so, daß Mutters Wege über die weitatmigen Höhen des Herrlichgewordenen führten, während Vaters Pfade in geheimnisdunkle Tiefen drangen, in die brutale Werkstatt von Werden und Vergehen, in die bangen Winkel des Unbewußten und Geahnten; denn wenn auch Aufklärung sein Wille war, es blieb doch stets im Natürlichen ein Kern des Wunders, im Göttlichen ein Rest des Dämonischen.

Daher kommt es, daß meine Erinnerung das kleine helle Haus weiträumig und geheimnisvoll macht. Klare Ordnung und bedrängendes Rätsel bestimmten den Geist dieses Häuschens, in dem es keine Schnörkel und keine Leere gab. Und weil die nahe und fernere Umgebung, das bunte Dorf mit seinen närrischen, grotesken und rührenden Gestalten, die ich durch Vaters Beruf alle unter dem Schatten ihres besonderen Geschickes sah, und die herrlich geordnete, wundervolle, satte Weite der Hügellandschaft, wo auf den stolzen Höfen die adelig alten Bauerngeschlechter ihr schicksalhaftes Dasein führen, — weil so auch Dorf und Land den Doppelgeist des Hauses gesondert widerspiegelten, konnte ich mir nicht denken, daß es auf der Welt irgendwo anders zugehe als weiträumig und wundervoll.

Als mir dann draußen die andere Wirklichkeit bewußt wurde und ich begriff, daß es Winkel geben kann ohne Geheimnis, Weite ohne Fülle, Wirrnis ohne Wunder und Ordnung ohne Schönheit und Zusammenklang und daß solches nicht Ausnahme ist, sondern das Gewohnte, wurde mir das einst Selbstverständliche zum Ersehnten, und ich glaube, daß mein Leben fürder nicht viel anderes war als Suchen nach diesem Ersehnten. Auf seiner Fährte nahm ich den Weg aus der engen Mädchenschule ins freiere Bubengymnasium und durch die Hochschule hinaus in die Weite, zunächst nach dem Land der großen Linien und großen Rätsel, Italien. Und als der Beruf mich eingezogen hatte und das heiterbunte Zürich meine neue Heimat werden sollte — diese saubere Stadt der geputzten Winkel, diese ordentliche Stadt ohne ordnenden Rhythmus — da trieb es mich aus der gegebenen in eine selbsterschaffene Welt. Immer mehr schienen mir Menschen und Dinge sich zu trennen in Weiträumige und Enge, Geheimnisvolle und Leere, aber nur da, wo Geheimnis und Klarheit sich treffen, wo Göttliches und Dämonisches sich anrühren, finde ich höchste Erfüllung — zu den Gähnenden und den Überschnörkelten fand ich noch nie den Weg. Und dieses Höchste kann nahe Vertrautes sein wie mein altes Bern mit der Herrlichkeit seiner geräumigen, in prachtvollem Gleichtakt aufrückenden Gassen und mit den geheimnisträchtigen Winkligkeiten seiner Lauben und Höflein, es kann etwas ganz Geringes sein wie der simple Ackermohn mit der klargefügten brennenden Blume auf abenteuerlich geschlängeltem Stiel und dem nie zu ergründenden Vergänglichkeitsgeruch, etwas so Erhabenes wie die äschyleische Tragödie, in der Gesetz und Wunder als Schicksal ineinander wachsen, und etwas so Einzigartiges wie die Welt des Lionardo, des göttlichsten und dämonischsten unter den Menschen: immer ist dieses Höchste irgendwie dem Geist der alten Heimat nahe.

Im Streben nach diesem Geist liegt auch der gewaltsame, alle äußeren Hemmnisse eines arbeitsreichen Frauendaseins überwindende Antrieb zum eigenen Schaffen; denn wenn nun auch wiederum ein liebes Häuschen mir Heimat geworden ist, das aus vielen Fenstern über den weiten See nach gleitenden Hügeln blickt und in dem zwei erkenntniswundrige, freiheitsfrohe Jungen weder Enge noch Leere aufkommen lassen, die alte Sehnsucht brennt immer noch, nicht schmerzhaft mehr, aber anfeuernd. Oder war es anderes als Sehnsucht nach der geheimnisreichen Weite meiner Kinderheimat, was mich zwang, die Geschichte der zürcher Malerin zu erzählen, die aus der nüchternen Enge eines bürgerlich geordneten, aber der sinnvollen Ordnung entbehrenden Daseins innerlich den Weg zu Wunder und Weite und schließlich im Tod zur letzten Freiheit der ewigen Gesetze gewinnt? Die Landschaft meiner Heimat, als Sehnsucht und Symbol, steht auch hinter den kleinen, im Herzen der mütterlichen Frau sich abspielenden Geschichten der „Scala Santa", und sie wiederum ist der große stumme Gegenspieler der abseitigen, nicht ganz auszudeutenden Gestalten in den Novellen „Von der Liebe und vom Tod". Mehr als Symbol noch, Verheißung und letztes Ziel über einer Welt grotesker und liebenswerter Narren bedeutet dieses großgebaute, fruchtbare und geordnete Land in meinem neuesten Roman „Wir Narren von gestern". Hier ist die Landschaft nicht bloß Hintergrund und stummer Gegenspieler, sie bekommt eine Sprache und ihre Seele Verkörperung in der mütterlichen Frau. Erst aber, wenn es mir gelänge, den Geist meiner Heimat, jener weiten Hügelwelt und des kleinen Hauses voll Raum und Rätsel, aus Dunst und Sehnsucht zu lösen und ganz Form werden zu lassen und also aus Wirklichkeit und Ahnung Wahrheit zu gestalten, hätte ich meine Aufgabe erfüllt, und dann dürfte ich auch, was ich heute, dazu aufgefordert, nur widerstrebend versuchte, getrost wagen: den Blick in den Spiegel.

Spenglers zweiter Band

Von Hans F. Helmolt (Berlin-Grunewald)

Übereifrige Anhänger des erfolgreichsten Morphologen der Weltgeschichte sind daran schuld, wenn das kritische Besprechen der Veröffentlichungen Oswald Spenglers nicht mehr ganz unbefangen vor sich geht, sondern ein gewisses Unbehagen vorfindet, das erst hinweggeräumt werden muß. Sie haben nämlich die Parole ausgegeben, daß sich die fachmännische Kritik in kleinlicher Rankünе darauf versteife, unwesentliche Irrtümer und Entgleisungen des genialen Münchners aufzubauschen, daraus ein Scheitern des Befähigungsnachweises abzuleiten und womöglich das Gelingen eines großen Wurfes überhaupt zu leugnen. Läßt man aber die vielen sachlich prüfenden Aufsätze über den „Untergang des Abendlandes, Band eins" Revue passieren, so wird man immer wieder finden, daß jene Herolde des Spenglerschen Ruhmes päpstlicher als der Papst sein wollen; mir wenigstens ist keine Stimme, die sich gegen die geforderte Allgemeinverbindlichkeit der mannigfaltigsten Urteile Spenglers gewandt hat, begegnet, die nicht rückhaltlos die ungeheure Bedeutung des Buches anerkannt hätte. Gerade deshalb fühlten ja so viele Wissenschaftler, die es mit der Wiederherstellung einer starken seelischen Verfassung des deutschen Volkes ernst meinen, die Verpflichtung, vor dem Verheerenden der pessimistischen Weltanschauung Spenglers zu warnen; und die Berechtigung zu solchem Vorgehen eroberten sie sich lediglich durch den Nachweis, daß zahlreiche Aufstellungen der „Morphologie" verbesserungsbedürftig sind. Solch redliche Arbeit verdient keineswegs, kurzerhand als ödes Banausentum verdächtigt und abgetan zu werden.

Wogegen ich mich von Anfang an gewandt habe, das ist die diktatorische Art und Weise, wie Spengler auftritt. In seinem universalen Geiste spiegelt sich diese oder jene historische Erscheinung oder Bewe-

nung so — darum soll nun die gesamte Zeitgenossenschaft genau dieselbe Denkrichtung nehmen. Das mag und wird der breiten Masse der nach einem intellektuellen Führer sich sehnenden Halbgebildeten imponieren. Gerade darin liegt aber zugleich die große Gefahr, daß die Denkfaulheit immer mehr um sich greife. Unter Berufung auf die überwältigende Persönlichkeit Spenglers macht es sich so mancher Leser seines Werkes, das er schwerlich ordentlich verdaut hat, recht bequem. Wie viele wird es denn wirklich geben, die z. B. den tiefsinnigen und schönen Satz aus dem Makrokosmoskapitel des ersten Bandes (S. 252 der 3. Aufl.) restlos verstehen: „Die Wahl des Ursymbols in jenem Augenblicke, wo die Seele einer Kultur in ihrer Landschaft zum Selbstbewußtsein erwacht, die für jeden, der die Weltgeschichte zu betrachten **vermag**, etwas Erschütterndes hat, entscheidet alles?" Aber hiermit gehen die kleinen Geister dann hausieren, wenn der Diktator statuiert: „Der antike Mensch hat nie das Gefühl der Verlassenheit gekannt" (ebenda, S. 260). Sie bringen eben nicht kritisches Vermögen genug auf, um ermessen zu können, daß solche Behauptung zwar in das Weltbild paßt, das sich Oswald Spengler in einer synthetischen Arbeit von riesenhaften Ausmaßen geformt hat, das sie deshalb aber noch lange nicht eindeutig zu binden braucht. Denn jener „antike Mensch" ist ein Abstraktum, eine Idee in platonischem Sinne, kein lebendes Glied des Altertums, sondern ein zwar geistreiches, aber eben deswegen angreifbares Destillat. Wo lebt denn gegenwärtig z. B. „der deutsche Mensch"? Derartige Begriffsschöpfungen mögen als Handwerkszeug des philosophierenden Theoretikers unvermeidlich sein. Der dem praktischen Leben zugewandte Denker jedoch wird dabei niemals vergessen dürfen, daß sie nur Rückwärtsprojektionen, blutleere Schemen sind, mit denen ich z. B. als Historiker nichts Rechtes anzufangen weiß (ich darf das gar nicht!). Selbst der große Hegel hat in einer „Weltgeschichte" nichts zu suchen — sonst wird eben eine Teleologie daraus; das habe ich seinerzeit sogar einem Josef Kohler gegenüber durchgedrückt. Spengler versucht, uns die Auffassung aufzunötigen, für „den" Ägypter sei die Pyramide über dem Königsgrab ein Dreieck, eine ungeheure, den Weg abschließende, die Landschaft beherrschende **Fläche** (a. a. O., S. 262)! Dagegen lehnt sich in mir, dem geborenen Skeptiker, sozusagen alles auf. Ich räume ohne weiteres ein, daß es meinetwegen unter der vierten oder unter der zwölften Dynastie den einen oder den anderen geistig hochstehenden Ägypter gegeben haben mag, der die Pyramide nicht als stereometrischen Körper nahm (so empfand sie nach Spengler „der" antike Betrachter), sondern daß seine Seele in ihr traumschwer die „Gotik" vorahnte — warum nicht? Ich bestreite aber nachdrücklich, daß die königlichen Pyramidenerbauer schlechtweg dabei die Raumwerdung an sich gefühlt hätten. Das ist lediglich das Ergebnis des spezifisch Spenglerschen, ganz gewiß großartigen, aber einmaligen und unverbindlichen Denkprozesses.

Wie notwendig solche Einwendungen und Kautelen sind, das lehrt die Fortsetzung des Werkes jeden, der sie nur einigermaßen unter die Lupe nimmt („Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte" von Oswald Spengler. **Zweiter** Band: Welthistorische Perspektiven. Sechzehnte bis dreißigste Auflage. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck; VII und 635 S. Preis geb. M. 240,—). „Fortsetzung": da stutz' ich schon. Denn abgesehen von dem unverantwortlichen Fehlen eines Registers deutet manche offengelassene Frage darauf hin, daß ein dritter Band, der eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Hauptgegnern bringen und die Hauptquellen erschließen müßte,[1] recht erwünscht wäre. Am Schlusse des 1919 erschienenen steht „Ende des ersten Bandes"; jetzt lesen wir das schlichte Wort „Ende": das sieht allerdings so aus, als ob wir auf einen weiteren Band zu verzichten hätten. Schade. Anderseits kündigen Anmerkungen auf S. 3, 323 und 403 an, Spengler hoffe in kurzem ein metaphysisches Buch vorzulegen. Wie dem aber auch sein mag: das Entscheidende erblicke ich darin, daß wir nunmehr eine **gebrochene Linie** vor uns haben. Die Geschlossenheit des Aufbaues, um nicht zu sagen: des Systems, sie ist dahin. Die Einheitlichkeit der Auffassung, die vordem so hohe Achtung abnötigte, ist zerflossen.

Das erste Kapitel, betitelt „Ursprung und Landschaft", gliedert sich in die drei Abschnitte „Das Kosmische und der Mikrokosmos", „Die Gruppe der hohen Kulturen" und „Die Beziehungen zwischen den Kulturen". Der Anfang ist durchaus metaphysischer Natur. Und es zeigt sich (was die Religionsphilosophen mit sicherem Instinkte schon dem ersten Bande nachgefühlt hatten), daß Spenglers Stärke und Verdienst vor allem auf dem Gebiete der Metaphysik liegen. Schon daraus nimmt die reine Historik begründeten Anlaß, das Ganze mehr der Geschichtsphilosophie, ja Teleologie (trotz I, 169!) als der Weltgeschichte — die Spengler selbst als solche ablehnt — zuzuweisen; erinnert doch vieles darin an jene Skepsis, womit Goethe am 19. August 1806 das Ideal des Historikers Luden zu zertrümmern versuchte. Vgl. den Anfang des VIII. Kapitels von Peter Schlemihls wundersamer Geschichte! Auch schimmert schon in dem ersten Abschnitt das erste, ernste Symptom der gebrochenen Linie durch die Einführung einer dem ersten Bande fremden, fast wesensfremden Terminologie. Ein Beispiel: „Es gibt für den wachen Menschen ein doppeltes Problem: das des Wachseins und das des Daseins, oder das des Raumes und das der Zeit, oder die Welt der Spannung und die des Taktes" (fix hatte Graf Keyserlings „Schule der Weisheit" im September 1922 eine Vortragsreihe unter das Zeichen der „Spannung" gestellt). In Weiterbildung des I, 166f. entwickelten Kontrastes Schicksal-Kausalität sagt Spengler II, 20: „Es gibt geborene Schicksalsmenschen und Kausalitätsmenschen." Damit stellt er den „eigentlich lebendigen" Menschen dem von ihm durch eine ganze Welt getrennten (sic!) „geistigen" Menschen gegenüber — ja: gehört nun der „antike Mensch", der so oder so empfunden haben soll, zu der Klasse der „Lebendigen", d. h. war er Bauer, Krieger, Staats- oder Kaufmann? Oder versteht der Verfasser darunter

[1]) Reizvoll wäre z. B. die Untersuchung, wieviel an Anregung einerseits zum „Untergang", anderseits zum „Wachsein" aus G. Meyrinks „Grünem Gesicht" erschlossen werden dürfte, das seinerseits mit dem „Ewigen Juden" von E. Sue (1845) und dem „Gesetz der Serie" von P. Kammerer (1919) zu konfrontieren wäre.

den durch Gewalt des Denkens oder Mangel an Blut dazu bestimmten Idealisten und Ideologen? Wenn aber nur der Tätige ein ganzer Mensch ist, dürfte auch nur er dazu berufen sein, ein Urteil über die seiner Landschaft eigene Kultur zu fällen. Sollte jedoch z. B. der ägyptische Bauer als handelnder Schicksalsmensch in der Pyramide bloß eine Fläche erblickt haben? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Dazu kommt ein zweites. In dem an famosen Gedanken besonders reichen Abschnitt „Die Seele der Stadt" erklärt Spengler den Bauern im Gegensatz zum Bürger für geschichtslos: „Das Dorf steht außerhalb der Weltgeschichte." Schön. Aber dann müssen wir wohl konsequenterweise den Bauern ebenso aus dem Kollektivbegriff „der Ägypter", „der antike Mensch" usw. entfernen wie den Heiligen, Priester und Gelehrten. Das Blickbild verengert sich also gewaltig, wenn man genauer zusieht. Und Spenglers Abstraktionen erweisen sich je länger, desto mehr als Typen, Rubriken und in Schachteln aufgespießte Schmetterlinge, die mit dem Leben nichts mehr zu tun haben. *Ἰδέαι.*

Eine Ahnung davon dämmert auch ihm auf. So rückt er auf S. 22 (und auf S. 548) den theoretischen Menschen, den schreibenden und redenden Ideologen (Selbsterkenntnis?) ohne Erbarmen in den Hintergrund; seine Tätigkeit sei erfolg- und darum wertlos. Noch deutlicher wird er auf S. 346, inmitten des einigermaßen aus dem bisherigen Rahmen fallenden Kapitels über die arabische Kultur. Dort gibt er unbefangen zu: „Bei Hesiod, dem Hirten von Askra, kann man so wenig wie bei dem Schuster Jakob Böhme die reinen Ideen der großen Frühzeit finden wollen. Auch die große Frühreligion war Standesbesitz und dem breiten Volke weder erreichbar noch verständlich; auch die Mystik der frühesten Gotik ist auf enge Kreise von Auserwählten beschränkt, weder dem Bauerntume noch dem Adel seinem Vorhandensein nach überhaupt bekannt." Ausgezeichnet! Noch einen kleinen, aber entscheidenden Schritt weiter, und wir stehen vor dem Agnostizismus Ernst Troeltschs, der die schematische Annahme von der gleichzeitigen Struktur aller Menschen eines Zeitalters als fundamentalen Irrtum weit von sich weist.

In einem Punkte bleibt sich Spengler konsequent; es ist charakteristisch, daß er sich daraus ein Verdienst vindiziert („hier zum ersten Male festgestellt": II, 58). Wie männiglich bekannt, steigert er den Begriff Kultur zu dem der Zivilisation und sagt ganz folgerichtig: „Nicht nur vor dem Entstehen einer Kultur ist der Mensch geschichtslos, sondern er wird es auch wieder, sobald eine Zivilisation sich zu ihrer vollen, endgültigen Gestalt herausgebildet und damit die lebendige Entwicklung der Kultur beendet, die letzten Möglichkeiten eines sinnvollen Daseins erschöpft hat." Danach hört z. B. die ägyptische Geschichte nach Seti I. auf, Geschichte im weltgeschichtlichen Sinne zu sein: sie sinkt hinab auf das Niveau der Zoologie. Da haben wir den in die Praxis übertragenen Arvid Grotenfelt. Von diesem Standpunkt aus gehört die Expedition Bonapartes nach Ägypten lediglich zur französischen Geschichte, das Zeitalter der Kreuzzüge nicht zu der Geschichte Syriens, sondern zu der des Abendlands. Immerhin hat dies Verfahren den Nachteil, eine Zahl von Bruchstücken nebeneinander stellen zu müssen. Das lückenlose Erzählen auch der weniger wichtigen Partien vermittelt entschieden ein besseres Verstehen der Renaissancen. Und ich sollte meinen, daß es selbst vom universalhistorischen Gesichtswinkel aus durchaus nicht gleichgültig sein kann, zu erfahren, welche Entwicklung der leidende Teil der Menschheit nach dem Einbruch einer höheren Kultur (vgl. die Kolonisationen des 19. Jahrhunderts) genommen hat. Freilich: für eine Synthese von der Art der Spenglerschen spielt das keine Rolle.

Von dem ersten „Die Seele der Stadt" überschriebenen Abschnitt des zweiten Kapitels, genannt „Städte und Völker", hatte ich schon im Vorbeigehen gesprochen. Er ist nach meinem Dafürhalten der die wenigsten Angriffsflächen bietende; er strotzt geradezu von gescheuten Beobachtungen. Strittiger wird dies Verhältnis bereits im zweiten Abschnitt betitelt „Völker, Rassen, Sprachen", zumal da sich der Verfasser auch hier darin gefällt, eigene Definitionen aufzustellen. Zur Rasse, die ihm etwas Kosmisches (Spengler ist Anhänger der Katastrophentheorie: II, 37 und 488) und Seelenhaftes ist, gehört die tiefste Bedeutung der Worte Zeit und Sehnsucht, zur Sprache die der Worte Raum und Angst. Wieviele Käufer der soundsovielten Auflage des Werkes werden das kapieren?! Man kontrastiere einmal Spenglers tiefsinnige Ausführungen über die Sprache usw. mit den entsprechenden Partien bei Fritz Mauthner oder Felix v. Luschan! Und dabei scheinen mir diese ihm noch am nächsten zu kommen. Fast hat es den Anschein eines Verhängnisses, wenn Spengler in solchem Zusammenhange meint: „Es entsteht die geistige Kunst, mit dem Ausdruck zu spielen. Die Alexandriner und Romantiker gehören dahin, in der Lyrik Theokrit und Brentano, in der Musik Reger, in der Religion Kierkegaard." Und „in der Geschichte" (so ist man versucht, fortzufahren) „Oswald Spengler". — Der letzte Abschnitt des zweiten Kapitels („Urvölker, Kulturvölker, Fellachenvölker") gibt sich vor allem Mühe, den Begriff „Volk" zu definieren. Auch hier läuft eine Menge trefflicher Bemerkungen unter. Aber ob die Bestimmung des Verfassers: „Für mich ist Volk eine Einheit der Seele" (oder an anderer Stelle, S. 203: „Volk ist nicht der Schöpfer, sondern das Werk einer ursprünglichen Kultur"), Aussicht hat, allgemein aufgenommen zu werden, will mir ziemlich fraglich erscheinen. Und nun vollends die Geistreichelei: Fellachenvölker heißt alles, was einer Kultur folgt; Weltbürger und Schwärmer für Völkerversöhnung sind ihre geistigen Führer (s. H. v. Gerlach)! Ähnlich steht es um die eigenwillige Einschränkung des Begriffs „Nation". (S. 204 f.). Selbst die Riesenauflagen des „Untergangs des Abendlands" werden am Sprachgebrauche nichts Wesentliches ändern.

In seinem eigentlichen Fahrwasser segelt Spengler innerhalb des dritten Kapitels, wo er sich mit „Problemen der arabischen Kultur" beschäftigt. Da kann er so recht die Überlegenheit seines Wissens und seines Gestaltens offenbaren. „Historische Pseudomorphosen" ist der erste Abschnitt betitelt. Es sind das Fälle, wo eine fremde alte Kultur so mächtig über einem Lande liegt, daß sich seine junge Kultur nicht zu entfalten vermag, sondern Hohlformen fremden Lebens ausfüllen muß. Das vornehmste Beispiel dafür ist die „magische" Kultur des aramäischen Sprachgebiets nach der Schlacht bei Pydna, noch

besser: seit der Seeschlacht bei Aktium, wo statt des Antonius leider Oktavian gesiegt hat. Damit hat der apollinische Geist in Form der starren Kaiserzeit die ihrer Befreiung entgegenharrende magische Seele weiter geknebelt. Hier stehen wir also einer außerordentlichen Erweiterung des Begriffs „arabisch" gegenüber; sie gipfelt geradezu in der Gestalt Jesu und der Frühgeschichte des Christentums. Somit kommt der Religionsphilosoph in Spengler von neuem zu seinem Rechte. Das ist gleichzeitig aber auch der dicke Strich, wo sich der zweite Band, wie ich schon andeutete, nicht geradlinig vom ersten entfernt. Jener hatte es in der Hauptsache mit der apollinischen und der faustischen Seele zu tun; dieser schaltet dazwischen als vollberechtigtes Glied der Kette die magische Kultur ein. Nun erst verstehen wir, warum der faustische Mensch vom apollinischen verschieden ist (der erste Band hatte gerade hierüber nichts Abschließendes verraten): das Christentum, das den Zweifel zu einer polaren Angelegenheit gemacht hat, ist daran schuld (vgl. Yorck von Wartenburg, 21. Aufl., S. 201). Anderseits bedeutet die von ihm beeinflußte Metaphysik das stärkste Band, das alles Weltgeschehen seit zwei Jahrtausenden zu einer Einheit formt. Ja, man darf den Abschnitt über Jesus und das, was schließlich aus seiner göttlich einfachen Lehre geworden ist, als glänzenden Höhepunkt des Ganzen[2]) preisen in einem Sinne, den der erste Band schwerlich ahnen ließ. Denn sein Odem verfolgt deutlich erkennbar eine Richtung auf das Ewige hin, das die tausendjährigen Kulturzeitalter Spenglers überdauerte (vgl. hierzu u. a. Paul Th. Hoffmanns „Mittelalterliche Menschen"). Darin liegt eine erfreuliche Tendenz, die den Pessimismus des ersten Bandes überwindet. Doch gerade um dieser Inkonsequenz willen sei dem Verfasser manches verziehen, was, der niedergedrückten und resignierten Stimmung vor drei Jahren entgegenkommend, ihn zum Exponenten einer „Fellachenkultur" und zugleich zum berühmten Manne gemacht hat. — Eine Nebenfrage: wie kommt es, daß ausgerechnet auf dem Boden eines plan- und geschichtslosen, rein „zoologisch" dahin vegetierenden Fellachentums Religionen geboren wurden, die im höchsten Sinne des Wortes weltgeschichtlich sind? Eine merkwürdige Gebärmutter diese „magische Seele"! Da klafft noch ein gewaltiger, unausgefüllter Zwiespalt.

Mit dem dritten Abschnitt der arabischen Probleme, überschrieben „Pythagoras, Mohammed, Cromwell", kehrt Spengler zu den ersten, metaphysischen Seiten des zweiten Bandes zurück; er beginnt mit dem schönen Satze „Religionen nennen wir das Wachsein eines Lebewesens in den Augenblicken, wo es das Dasein überwältigt". Auch hier ist der sich dem (katholischen) Optimismus zukehrende, bejahende Zug unverkennbar. Diese Grundtendenz ist viel mehr wert als der —nach seinem Herold M. Schroeter — antikritisch ordentlich danebenhauende, polternde Artikel „Pessimismus?" in den „Preußischen Jahrbüchern" vom April 1921.

Keine Frage: die geistige Einstellung des Verfassers hat sich im Laufe der letzten Jahre grundsätzlich gewandelt. Aber warum wehrt er sich so zäh gegen die Zumutung, die ihm in den Einzelnachweisen zu liegen scheint, daß auch er noch gelernt habe? Jedenfalls gehören die religionsphilosophischen Artikel des Werkes — darunter namentlich die mit Herzblut geschriebenen drei Seiten über den Kampf der Welt des Lichts gegen die des Teufels — zu dem Tiefsten, was jemals über diese und verwandte Themen gedacht und gesagt worden ist.

Eigentümlich, ja befremdend mutet die nebensächliche Rolle an, die Spengler im ausgesprochenen Gegensatze zu dem der letzten Seite des ersten Bandes aufgedruckten „Inhalt des zweiten Bandes" jetzt dem Russentum zuweist. Sogar der Waschzettel des Verlegers gibt das zu, wenn er sagt, das Material des Russenkapitels sei in die verschiedenen Teile des Werkes hineingearbeitet worden. Das stimmt doch nur cum grano salis. Denn organisch ist es keineswegs mit dem Übrigen verbunden. Gilt das schon von den sechs Seiten der „petrinischen" Pseudomorphose (S. 231—236), worin Dostojewski als der Heiland des echten Rußlands gepriesen wird, so noch mehr von der langen und doch auch wieder zu kurzen Anmerkung zu S. 362 und der zu S. 413. Zu solchen Verlegenheitsauskünften hätte ein Schriftsteller wie Spengler seine Zuflucht nicht nehmen sollen.

Nun hatte auf der Wende von 1919 zu 1920 der Verfasser die Schrift „Preußentum und Sozialismus" erscheinen lassen, die ebenfalls aus Aufzeichnungen hervorgegangen war, welche namentlich für den zweiten Band bestimmt waren. Auch auf diesem Felde begegnen wir der gebrochenen Linie, wenn wir das vierte Kapitel („Der Staat") nach den Spuren jener Sonderveröffentlichung absuchen. Zuerst kommt er uns wieder metaphysisch; „Das Problem der Stände: Adel und Priestertum" nennt sich der erste Abschnitt. Für eine etwaige Ausschmükkung der Zeilen über das gotische Priestertum mache ich den Verfasser auf Salimbene (vgl. Doves Roman „Caracosa") als wunderbare Fundgrube aufmerksam. „Staat und Geschichte" ist der Titel des zweiten Abschnitts. Schon hier bezeugt sich jener aristokratische Grundzug der sozialen Einstellung Spenglers, der ihn dem im marxistischen Dogma verkümmerten Sozialismus der Gegenwart nach anfänglicher Annäherung sichtlich entfremdet hat. Die letzten hundert Seiten des Buchs sind dem Nachweise gewidmet, daß wir uns im Zeitalter der Riesenkämpfe des Übergangs vom Napoleonismus zum Cäsarismus befinden. Damit nimmt der Verfasser also — unter unwesentlicher Umbiegung — die Prophetie des ersten Bandes wieder auf. „Unter unwesentlicher Umbiegung": damit meine ich die leise Abwandlung, daß die Hoffnungslosigkeit der Schlagwörter der zweiten und der dritten Tafel bei S. 71 des ersten Bandes, welche das Zeitalter der „Zivilisation" gegen und um 2000 illustrieren sollten, wie „Dasein ohne innere Form, wechselnde Stilmoden ohne symbolischen Gehalt, Ende des Formgefühls, barbarische Massenhaftigkeit, Auflösung der städtisch orientierten Volkskörper zu internationalen Massen, Zerfall der Volksorganismen in amorphe Menschenmassen" e tutti quanti, offensichtlich gemildert erscheint. Dennoch will uns Spengler, dem der Krieg der Schöpfer aller großen Dinge ist, nicht etwa im

[2]) Ich befinde mich hier bewußt im Gegensatz zu orthodoxen Theologen wie D. S. Jaeger, der im Novemberheft der Monatsschrift „Beth-El" (S. 180) urteilt: „Dieses größte Problem der Menschheitsgeschichte ist bei Spengler noch nicht einmal klar erfaßt, geschweige gelöst."

Sinne der Pazifisten verweichlichen — im Gegenteil: er als guter Deutscher will uns hart machen, weil an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht, die er für endgültig überwunden hält, freiwillige Berufsheere den Krieg wollen und den Willen der Ruhebedürftigen besiegen werden. Er sieht eine Kaiserzeit heraufdämmern, die die Politik von Geist und Geld beendet. Letzterer weiht er im letzten Abschnitt des vierten Kapitels noch besondere, wieder sehr geistvolle Darlegungen („Philosophie der Politik"). Man bekommt dabei ordentlich Respekt vor dem sonst so geschmähten Politiker — vorausgesetzt, daß er nicht bloß redet, sondern handelt. Sehr beachtenswert für waschechte Demokraten und alle, die auf ihre Parteipresse schwören! In diesem Rahmen (S. 583) stoßen wir endlich auf jene gesuchten Spuren, die zu der Schrift „Preußentum und Sozialismus" zurückführen.

Um das Gemälde von den hohen Kulturen abzurunden, schildert ein kurzes, fünftes und letztes Kapitel „Die Formenwelt des Wirtschaftslebens" in den beiden Abschnitten „Das Geld" und „Die Maschine". Auch hier begegnen wir wieder dem gelungenen Versuche, den Marxismus als graue Theorie ad absurdum zu führen. Das ist das köstliche Erbteil der holden Unbekümmertheit, womit Oswald Spengler, ohne Rücksicht auf die Autorität voraufgegangener Doktrinen, den schwierigsten Problemen dieser Welt zu Leibe geht. Dies Verdienst, zu neuem, vertieftem Nachdenken angeregt, und die unverrückbare Tatsache, einen Riesendom von universaler Synthese aufgebaut zu haben, stellen den Verfasser trotz mancher Zweifelhaftigkeiten und trotz der Beobachtung, daß es keinen Dom ohne störende An- und Umbauten gibt, direkt neben Wundt, Ostwald und Lamprecht. Von dem mitten im Untergange das Leben bejahenden Oswald Spengler darf die deutsche Nation noch Hohes erhoffen.

Clara Viebigs „Unter dem Freiheitsbaum"

Von Paul Friedrich (Berlin)

Der Zug zur Historie, dem Clara Viebig schon in einigen markanten Schöpfungen folgte, hat sie dieses Mal abseits von der großen Heerstraße der Geschichte in ein Seitental, nahe ihrer Eifelheimat geführt. Und zwar hat sie sich einen absonderlichen Gesellen zum Helden ihres eben erschienenen Romans „Unter dem Freiheitsbaum" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1922) erwählt, von dem wohl jeder in den Tagen der Kindheit etwas munkeln hörte, ohne daß man so recht wußte, was es mit ihm für eine historische Bewandtnis habe. Es handelt sich um keinen anderen als den zu einer zweifelhaften Jahrmarktsbuden- und Moritatenberühmtheit gelangten Hannes Bückler, genannt der Schinderhannes. Das Lexikon gibt nur notdürftig Aufschluß über ihn. Er wurde 1779 in Unstetten geboren, trieb in der Moselgegend mit einer Räuberbande sein Wegelagererunwesen, wobei er es hauptsächlich auf Brandschatzung von Juden und wohlhabenden Bauern abgesehen hatte. Aber schon nach wenigen Jahren ereilte ihn das vorauszusehende Verhängnis. Er wurde gefangen genommen, nach Mainz gebracht und dort 1803 hingerichtet.

Ich weiß nicht, ob dieser Galgenstrick ein Kerl schärferen Kalibers war. Die Kirmesberühmtheit hat ihm sicher Untaten angedichtet, die er nie in diesem Maß verbrochen hat. Im Gegenteil scheint er eine richtige Volksfigur gewesen zu sein, so ein wilder Buschklepper und Abenteurer mit einem gar nicht allzu hartgesottenen Sünderherzen, mehr ein Strauchdieb als ein Räuber im großen Stil.

Clara Viebig hat ihn auch so dargestellt, jung, leichtsinnig, mit einem großen persönlichen Schneid, weder geld- noch blutgierig, bei aller Unmoral seines Handelns mehr ein frecher Schelm als ein Schuft, ja mit ausgesprochen guten und sympathischen Zügen. Sie zeigt ihn großzügig und schwach gegen die Weiber, und es ist charakteristisch, daß er just beim Betreuen seines geliebten Söhnchens von der Nemesis ereilt wird. Natürlich ist es eine gewagte Sache, eine solche Figur ohne stärkeres seelisches Ausmaß und ohne sittliche Begründung in den Mittelpunkt eines Romans zu stellen. Bei einer gewaltigen Natur wie dem aus Rechtsverbissenheit zum Verbrecher werdenden Michael Kohlhaas Kleist's ist das etwas anderes. Und auch Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre", diese meisterliche epische Studie, die viel zu wenig bekannt ist, zeigt mit lückenloser Strenge die das normale Rechtsgefühl stets am meisten interessierende Aberrationslinie eines Menschen vom sittlichen Wesen zum Abenteurer, der die Moral beiseite wirft, weil er sie irgendwie als ein verkapptes Unrecht am Individuum empfindet.

Clara Viebig macht nicht den Versuch zu einer Erklärung, weil sie instinktiv fühlt, daß bei einem Schelm und Spitzbuben von der Sorte des Schinderhannes eine solche einfach nicht möglich ist. Dieser Sorte Desperados liegt der Hang zum Renommieren, zum Dumme-Streiche-Machen, zum „Épater le bourgeois" einfach im Blut. Sie wissen lange Zeit kaum, was sie anrichten, und es ist ein unbedingt feiner Zug, daß die Dichterin ihren sonderbaren Helden noch nach seiner Festnahme glauben läßt, es werde ihm schon nicht an den Kragen gehen. Aber hat die Dichterin hier individuelle Begründung fehlen lassen, so hat sie um so mehr das Typische herausgehoben, und die Motivierung für die Bildung dieses Typs findet sie in der Zeit selbst. Diese Zeit ist eigentlich der Held des Romans. Wie in Hauptmanns „Weber" die Not der Held ist, so ist es hier die Freiheit. Die Freiheit, welche die französische Revolution gebracht hat. Der ironische Titel schwebt über dem Ganzen, und die mißverstandene Freiheit nach jahrhundertelanger Unterdrückung zeitigt gerade bei den philister-

aften Naturen, als welcher sich dieser Räuberhauptmann, der sogar religiöse Anwandlungen bekommt und Familiensentimentalität empfindet, erweist, die Auswüchse.

In der Erkenntnis aber, daß zum Hauptmotiv eines Romans eine solche Figur nicht ausreicht, hat Clara Viebig, dem mehr heiteren, eulenspiegelhaften Bücklerhannes in Hans Bast Nicolai, dem riesigen verschlossenen Schmied von Krinkhof, eine Gestalt kontrastiert, die nicht nur den Leser, sondern auch die Verfasserin ungleich mehr zu reizen vermochte als der Strauchräuber. Dieser Schmied hat im Gegensatz zu dem blind herumtaumelnden Hannes eine Geschichte, und er ist aus Wut über die Tatsache, daß er als trierer Gardist um seines Vorgesetzten Weib, die mit ihm buhlte, spießrutenlaufen mußte, zum Menschenhasser geworden. Er ist also ein „Verbrecher aus verlorener Ehre", und dieser Ehrbegriff ist bei ihm so stark, daß selbst seine nächsten Freunde von seinem wahren Wesen und Tun nichts wissen. Geheimnis umgibt ihn, und immer hüllt er sich in ein mystisches Dunkel, aus dem ihn auch die Verfasserin mit feiner künstlerischer Absicht nicht heraushebt, so daß der Leser von ihm eigentlich nur eine einzige Tat erfährt, die ihn auch den Kopf kostet, für die er aber alle menschlichen und sittlichen Entschuldigungen hat. Man kann in dieser Tatsache ebenso einen Fehler der Verfasserin finden wie einen Vorzug. Daß es aber kein Manko der Darstellung ist, beweist am besten die fein symbolische Schlußwendung, in der dem verurteilten Mörder die Gnade gewährt wird, statt im roten Armesünderhemd im weißen Hemd des ehrlichen Mannes zum Richtplatz geführt zu werden. Es ist, als ob seine Richter fühlten, daß dieser Mann ein besseres Schicksal verdient hätte. Andere Zeiten hätten aus ihm vielleicht einen Führer und keinen Verbrecher gemacht.

Die Figur des ehrenwerten, sittenstrengen und korrekten Richters ist der Dichterin sehr gut gelungen; sie trotz ihres ständigen Spürgeschäfts und ihrer „Menschenjagd" nicht unsympathisch erscheinen zu lassen, war gewiß nicht leicht. Auch diese Gestalt wird durch eine Nebenhandlung in die Haupthandlung verwoben.

Der Roman ist reich an gutgesehenen Gestalten und an allen Spielarten des „genus humanum". In Martin, dem braven Müllersohn aus der Aßmühle und Maria, der Tochter des Schmieds, lebt bestes deutsches Volkstum vom Schlage Hermanns und Dorotheas auf.

Das Politische einer alles umwälzenden Zeit (es handelt sich um die Revolutionskriege am Ende des 18. Jahrhunderts) wirft seinen Schatten über das lachende Mosel- und Nahetal. Aber es ist nicht aufdringlich, sondern nur angedeutet. Nirgends ist die Parallele zur Jetztzeit betont, und mancher wird vielleicht ein etwas ausgesprocheneres Deutschtum dem welschen Siegertum gegenüber vermissen. Trotzdem wird der tiefer und gründlicher Lesende frappiert durch das Bild der Jetztzeit in diesem Spiegel der Vergangenheit. Historisch aus den Akten entnommen ist auch die köstliche Episode mit der Tänzerin Bestris, die die Höhe des Buches bedeutet. Clara Viebig hat gewiß nicht mit ihren Räubern zu denen Schillers in Konkurrenz treten wollen. Sie sind von anderem Format, und Hannes Bückler ist kein Weltverbesserer wie Karl Moor. Steht mit Flammenzeichen über jenen das In tyrannos, so räubert's und plündert's sich hier gemütlich unter dem Freiheitsbaum, unter der freiesten Verfassung der Welt, unter einer Freiheit, die sie meinen und von der das Volk — erlöst wird durch den Tyrannen. In den letzten Kapiteln des Buchs huscht der Riesenschatten Napoleons über die Rheinlande. Die kleinen Räuber aber sehen in ihm nur den großen Genossen.

Gegen manche psychologischen Verknüpfungen und eine gewisse Mosaikgebung des Werkes wären Einwände zu erheben. Diese Einwände, die nicht unerwähnt bleiben durften, werden aber durch die prachtvolle Menschlichkeit der Verfasserin, der nichts Menschliches fremd ist, ebenso wie durch vorzügliche herbe Natur-, namentlich Vorfrühlingsstimmungen, wettgemacht.

Und so ist auch dieser Roman von dem armen Teufel Hannes Bückler und seinen Freibeuterfahrten in einem arg von der Kriegsfurie gepeinigten herrlichen Landstrich ein Buch von der ewigen deutschen Not.

Ein deutscher Wilde[1]

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Wie oft werde ich gefragt, ob es denn keine deutsche Gesamtausgabe der Schriften Oscar Wildes gäbe! Danach scheint es, daß Literaturfreunde und Büchersammler von der ursprünglich, 1906, im Wiener Verlag erschienenen Ausgabe nichts wissen — oder nichts wissen wollen, weil sie ihren Ansprüchen an Wert oder Ausstattung nicht genügt. Und doch ist diese Ausgabe — von einem dunklen Ehrenmann lange vor dem glorreichen Schieber-Völkerfrühling veranstaltet —, wenn sie auch nicht recht leben und noch weniger: recht leben konnte, offenbar nicht totzukriegen. Das unverwöhnte Publikum kauft sie, und damit ist für den Geschäftsstandpunkt ihre Existenzberechtigung erwiesen. Auch Auflagen haben ihre Schicksale. Die Konkursmasse des Wiener Verlags — der Gerichtsvollzieher scheint von Wilde unzertrennlich, wie die Bacchanten von Dionysos — ging an den Globus-Verlag in Berlin über, der zuerst mit den Restbeständen aufräumte und dann etliche Neudrucke in verschiedenem Gewand herstellte. Deren letzter segelt unter der Flagge „Deutsche Bibliothek G. m. b. H., Berlin".

[1] Oscar Wildes Werke in fünf Bänden. Berlin 1922, Deutsche Bibliothek.

Aus den zehn Bänden des wiener Unternehmens sind jetzt fünf geworden, ohne daß Wesentliches ausgeschieden wäre. Die früher zwei Anhangbände füllende, ach! so gut gemeinte, als Materialsammlung unentbehrliche, aber mit äußerster Vorsicht zu gebrauchende Lebensgeschichte Wildes von seinem Freunde Robert H. Sherard ist ersetzt durch eine Einführung Philipp Aronsteins, die sich „Oscar Wilde: Sein Leben und Lebenswerk" nennt. Ihr Verfasser hat sich als wissenschaftlicher Forscher im Bereich der englischen Literatur umgetan und genießt, durch die Gründlichkeit seiner philologischen Arbeit, eines verdienten Rufes in Fachkreisen. Wenn es sich um einen „minor poet" — sagen wir: um einen Zeitgenossen Shakespeares handelte, würde Aronstein gewiß seinen Mann stehen. Aber unser Zeitgenosse Oscar Wilde verlangt von einem, der ihn biographisch-kritisch darzustellen unternimmt, doch wohl mehr als das Schwergepäck des Gelehrten. Nur eine starke Persönlichkeit wird es wagen dürfen, eine so starke Persönlichkeit nachzuzeichnen. Aronstein wirkt sympathisch, weil er mit Nachsicht über die Schwächen des Menschen, mit Bewunderung über die Vorzüge des Künstlers Wilde spricht, und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von dem hochmütigen Ton, den einige deutsche Essayisten Wilde gegenüber anzuschlagen beliebten. Man hat den Eindruck: hier gibt sich ein wohlwollender Beurteiler alle erdenkliche Mühe, seinem Gegenstand gerecht zu werden. Aber er muß versagen, weil er rein schriftstellerisch zu wenig für seine Aufgabe mitbringt. Weder seine Einstellung noch seine Darstellung haben etwas Zwingendes, und statt des schlagenden Ausdrucks, der die Nuance auf die Goldwage legt, herrscht meist der herkömmliche vor.

Wäre wenigstens das Tatsächliche untadelig! Aber man ist überrascht, wie weit Aronstein auch hinter der selbstverständlichen Forderung der Exaktheit zurückbleibt. Da rächt es sich, daß er lediglich auf Sherards Angaben fußt, die er blindgläubig hinnimmt. Ich will eine Seite herausgreifen, um die Fülle des Falschen nachzuweisen. Wieder wird uns das Märchen aufgetischt, Wilde habe „in drückender Armut" in Paris gelebt. Wir wissen längst, daß er eine Rente bezog, von der ein gewöhnlicher Sterblicher ganz anständig hätte leben können, und daß er daneben von einzelnen Freunden stattliche Geldspenden erhielt. Es ist nicht richtig, daß er in seiner letzten pariser Zeit „Ce qui ne meurt pas" von Barbey d'Aurévilly übersetzte; er hat nach der „Zuchthausballade" nichts mehr geleistet. Das von dem „langen trostlosen Umherirren" ist Fabel. Er hat dann nicht im vierten Stock eines kleinen Gasthauses Unterkunft gefunden, aus dem einfachen Grunde, weil das Hôtel d'Alsace meines Erinnerns gar nicht vier Stockwerke hat, sondern im ersten. Wenn man so belanglose Einzelheiten anführt, müssen sie wenigstens stimmen. Er ist auch nicht, wie Sherard das rührselig ausgemalt hat, in den Armen seines Wirtes gestorben. Über „Oscar Wildes letzte Tage" haben wir den authentischen Bericht von Robert Roß. Wer ihn gelesen hat, wird niemals den vagen Satz niederschreiben: „Kurz vor seinem Tode scheint er zum Katholizismus übergetreten zu sein." Nein, er ist übergetreten, oder eigentlich, da er schon bewußtlos war, übergetreten worden. Dann folgen noch die legendären Angaben von den sieben Personen, die am Begräbnis teilnahmen, und dem einen Kranz, der eine Schleife mit Inschrift trug. Alles Erfindungen Sherards, der Wildes Ende mit kinorünstiger Phantasie ausgeschmückt hat. Ein deutscher Gelehrter sollte das heute nicht mehr nachplappern.

Auch sonst hätte er manchen Lapsus vermeiden können, wie etwa die auf einer Verwechslung der Vornamen beruhende Mitteilung, Robert Browning habe die Gedichte Wildes in der „Academy" rezensiert. Nur eine Kleinigkeit sei noch richtiggestellt. Aronstein versichert, es gäbe „wohl kaum ein bezeichnenderes Beispiel des englischen Cant, der moralischen Heuchelei" als die Tatsache, daß der „Dorian Gray" von dem Verleger Methuen aus sittlichen Bedenken nicht in seine große Gesamtausgabe aufgenommen wurde. Mit Verlaub: das hat gar nichts mit Prüderie zu tun; sondern der Fall liegt so, daß der übelbeleumundete pariser Verleger Charles Carrington, der den Roman mit allen Rechten für ein Spottgeld erworben hatte, einen so hohen Preis dafür forderte, daß der londoner Verleger nicht darauf eingehen konnte. Manches klärt sich ganz natürlich auf, wenn man die wahren Gründe kennt ...

Wo er die englische Literatur heranzieht, hat Aronstein nichts Neues zu bieten; dagegen ist er in zwei Fällen, wo er auf die deutsche hinweist, vom Finderglück begünstigt. Ich weiß nicht, ob jemand schon vor ihm bemerkt hat, daß der „Dorian Gray" in seiner Handlung eine gewisse Ähnlichkeit mit Goethes „Faust" besitzt. „Der Pakt mit etwas Überirdischem, die Liebe zu einem reinen Mädchen und ihr furchtbarer Ausgang, die Gestalt des weltmännischen Mephisto, der Bruder als Rächer und sein Untergang — alles das stimmt überein." Und besonders dankenswert scheint es mir, daß Wildes Leitsatz von dem Einfluß der Kunst auf das Leben mit einer Stelle aus Lessings „Laokoon" in Parallele gerückt wird: „Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese wiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken."

Noch ein Wort über die Textbehandlung in der neuen Ausgabe. Stichproben zeigen, daß hier und da kleine Änderungen vorgenommen wurden — von einem ungenannt gebliebenen Revisor. Ich finde, er verkennt sein Amt, wenn er mir in meine Übersetzung der „Herzogin von Padua" etwelche Druckfehler hineinkorrigiert.

Wie schön wär' es, wenn wir von dieser annähernd vollständigen, dieser so vollständigen Ausgabe der Werke Oscar Wildes, wie es mit Wahrung der Sonderrechte möglich ist, freudig sagen könnten: der deutsche Wilde. Wie wir von dem deutschen Ibsen sprechen, wenn wir die Fischersche Gesamtausgabe meinen. Dieses Glück scheint dem Dichter der „Salome" in Deutschland nicht widerfahren zu sollen. Vielleicht ist die Gelegenheit ein für allemal verpaßt, da heute jeden Verleger die Kosten schrecken werden. Um so mehr sollte die bestehende Ausgabe danach streben, durch zähes Bessern des Erreichten dem Ideal näher zu kommen.

Elie Faures Individualismus aus dem Geiste der Romantik[1]

Von Otto Grautoff (Berlin)

An dem großen Empfangsabend in einem pariser Salon wurde ich durch befrackte Herren und elegante Damen zu einem Sonderling geführt, den bereits alle kannten und den niemand als voll nahm, obwohl er in viele Gesellschaften als „un charme de plus de la France" gebeten wurde. Eine untersetzte Gestalt, zottiger, grau melierter Vollbart, eine Samtmütze auf dem Kopf, unter der weiße, ungepflegte Haare kraus hervorschauten. Wenn der Bart auch allerlei verdeckte, so erkannte man doch den offenen Hals, den kein Kragen verhüllte. Das dicke Jägerhemd war auf der Brust nicht verschlossen, und ebenso standen verschiedene Knöpfe der Weste offen. Als ich dem alten Herrn vorgestellt war, und er hörte, daß ich Deutscher sei, rezitierte er sogleich: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus", darauf die Lorelei und endlich einige derbe Brocken aus Luthers Tischreden. Nach jedem Zitat fragte er nachdrücklich: „Kann ich Deutsch?" was ich natürlich bejahte. Als ihm der Atem ausgegangen war, sagte neben ihm eine der schlanken, hübschen Töchter schmucklos und direkt: „J'aime l'Allemagne beaucoup". „Moi aussi", flötete die Zweite. Beide trugen schlichte, einfarbige Reformkleider, keine Ringe, keine Perlenketten. Plötzlich war der Alte wieder zu Atem gekommen, suchte an meinem Smoking vergeblich Knöpfe, um mich schütteln zu können, packte mich schließlich am Arm und schrie mir, nicht ohne Sprühregen, ins Gesicht: „Kennen Sie Calvin?" Nun begann er lateinisch aus der „Institutio religionis christianae" zu rezitieren und darauf mit leuchtenden Augen von Luther, Calvin und Zwingli zu reden. Als ihm wieder die Kehle trocken geworden war, fragte die ältere der beiden Töchter, um die sich keiner der befrackten Franzosen kümmerte: „Avez-vous des livres allemands?" Am nächsten Tag kamen beide junge Damen — ohne Begleitung, was im doktrinären Frankreich schlimmer als ein Fehltritt ist — zu mir, um meine Bücher durchzusehen und sich einige zu entleihen. Von dieser Zeit an entspann sich zwischen Onésime Reclus, seiner Familie und mir ein freundschaftlicher Verkehr, wie er zwischen Franzosen und Deutschen selten war. In seiner Kleidung, in seinem Äußeren und auch in seiner Sprechweise lag etwas, was ein Deutscher als unfranzösisch zu bezeichnen pflegt: formlos, unrepräsentativ, unrhetorisch, antidialektisch. Niemals haben sein älterer Bruder Elysée und er sich in die convenance und bienséance der französischen Gesellschaft eingefügt. Und weil sie wie ein lebendiger Protest gegen die traditionelle Gesellschaftsform wirkten, haben sie das Protestlerische auch äußerlich unterstrichen.

Wie die befrackten Herren und die dekolletierten Damen der Gesellschaft in einem Bogen um Onésime Reclus herumgingen, um sich nicht zu kompromittieren, und nur von ferne vornehmlich Ausländer darauf hinzuweisen, daß es in Frankreich auch Freiheit und Individualismus gäbe, so steht auch Elie Faure, dessen Mutter Onésime Reclus' Schwester war, im konservativen, traditionalistischen, klassizistischen Frankreich einsam da. Er darf sich nicht wundern über das Vakuum, das ihn in seinem eigenen Lande umgibt, denn der Horror der Franzosen richtet sich gegen alle Calvinisten und Protestanten gleichermaßen. Protestanten gelten als Franzosen zweiten Ranges; mit Recht, denn sie sind antilateinisch, antikatholisch, antiimperialistisch — toujours un peu emboché.

Das ist natürlich tendenziöse Übertreibung. Taktik der Lateiner: die Fehler des Gegners und ihre Bedeutung zu übertreiben, um ihn in die Defensive zu drängen, durch dialektische Hyperbeln den Individualisten, den Außenseiter bloßzustellen, um ihn zur Selbsteinkehr, zum Gehorsam gegen Landesbrauch und Sitte zu zwingen. In dieser Art hat der „Temps" während des ganzen Krieges die zahmen Sozialisten Frankreichs als Bolschewisten gebrandmarkt, so daß jeder „anständige Bürger" eine äußere oder innere Gemeinsamkeit mit ihnen ablehnen mußte. Im gleichen Sinn wurde die bürgerliche Herde Frankreichs vor Caillaux' Politik als einer nationalen Gefahr und vor Romain Rolland als einem Landesverräter gewarnt. Mit Elie Faure ging man sanfter um. Erstens glaubte man nicht an eine breitere, also staatsgefährliche Wirkung seiner Schriften, zweitens war er der Bruder und Mitarbeiter des berühmten Gynäkologen J. L. Faure und hat als Mediziner harten Dienst hinter der Front getan. Es gab keinen Kampf gegen ihn, wie es einen Kampf gegen Rolland gab. Immerhin, als sein drittes Kriegsbuch erschien, hielt Paul Souday es doch für nötig, eine sechs Spalten lange Warnung zu schreiben, in der sich die machiavellistische Entstellung findet, Elie Faure habe Deutschlands Sache im Kriege vertreten. Keine Rede davon! Allerdings, er ist nicht wie sein Onkel zum Sühnepatrioten geworden. Onésime Reclus, Anarchist und Nihilist a. D., ist während des Krieges im Samtbarett und Jägerhemd durch den Luxembourg-Garten gezogen und hat mit seiner vollen Orgelstimme „l'Allemagne frappée en morceaux" gesungen. Er wollte beweisen, daß er, trotz seiner nihilistischen Kleidung, zu den befrackten Herren von tout Paris gehöre. Sein Renegatentum, sein nationalistischer Johannestrieb entbehrt nicht der Komik. Die Kraft des französischen Zentralismus, der Terror des lateinischen Nationalbewußtseins, das blutschwere Gesicht Frankreichs, das einem neuen

[1] Aus dem demnächst im Verlag Fr. Andr. Perthes in Gotha erscheinenden Werk von Otto Grautoff „Die Maske und das Gesicht des heutigen Frankreichs in Denken, Kunst und Dichtung".

Gotte gleich sich über dem Land erhob, hat vorübergehend auch Elie Faure durchglüht. Aber die bösen Worte, die seine Bücher über Deutschland enthalten, sind nur Akzidentien, sind unbeträchtlich, unwesentlich, so daß man sie vergißt.

Elie Faures erstes Kriegsbuch erschien 1918. Nach dem ersten Eindruck erscheint es als Buch ebenso unmöglich wie Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen": breit, planlos, ohne äußere Architektur. Nach wiederholter Lektüre begreift man die innere Architektur, wird durch aristokratische Moralität gefesselt und von der „imagination démesurée et le style spontanément lyrique" mitgerissen, wie Harry Morton in der „Ere nouvelle" schrieb. „La Sainte Face" ist eine Art Selbstgespräch, eine Selbstdarstellung, eine innerliche, ernste, apolitische, unrhetorische Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit. Es ist die Beichte eines Protestanten, eines Protestlers wie das Buch unseres Thomas Mann. Echtheit und Wahrheit verleihen dem Bekenntnis Schönheit. Versteckte Liebe zum Deutschtum spricht aus ihm und ein Nicht-Begreifenkönnen der deutschen Greueltaten, die der „service de la presse" in Frankreich verbreitete. Faure ruft Schopenhauer, Nietzsche an, weil er verstehen möchte. Er schreibt einmal: „Sans doute, l'Allemagne est comme un monstre", wie Thomas Mann auf das Barbarische, Chaotische in Deutschland verweist. Er erkennt das Kleinliche auch im Franzosen: „Le Français joue à la guerre, et, dès qu'il est battu, accuse l'autre de tricher". Er vergißt nicht, was Deutschland ihm gegeben hat, erinnert sich der inneren Bereicherung durch eine Reise und glüht jedesmal, wenn er von Bach, von Schopenhauer, von Nietzsche redet. Er widerspricht der allgemeinen Verurteilung der Deutschen: „Parce que s'il existe, parmi les Allemands, des assassins, les Allemands, pris dans l'ensemble, ne sont pas des assassins." (Man beachte das skeptische si nach dem parceque.) Er war „plus au dessus de la mêlée" als Herr Rolland, weil er sich nicht in den Jahrmarkt der Tagespolitik mischte. Vielleicht auch weil er „dans la mêlée", das heißt „an der Front" war, Rolland nicht. Denn kann irgendeiner mit Berechtigung sich über dem Kampfe fühlen, der nicht einmal im Gewühl mitten drin gestanden hat, und der sich nach reiner Luft sehnte, weil er am Rauch zu ersticken meinte? Rolland erstickt nur am Rauch seiner eigenen glühenden Fehler; er stößt ihn deshalb prustend in die Lüfte.

Faure umgekehrt steigt immer wieder aus dem Rauch der mêlée empor, trinkt reine Luft des Flammenäthers und speist aus seinen gereinigten Lungen die Kämpfenden. „Was ist ein Militarist?" fragte er: „der Schöpfer des Pazifismus". „Was ist ein Pazifist?" — „Der Schöpfer des Militarismus." Er wagte in jener nationalistisch erregten Zeit den abstrakten Geist der Franzosen zu tadeln und zu schreiben: ‚Je connais bien la crasseuse ignorance du grand public français."

Elie Faure ist 1873 in Périgueux geboren, mitten im lateinischen Kulturboden. Trotzdem ist er seiner geistigen Struktur nach ein Nordländer. „J'ai passé deux mois d'hiver sur la Côte dite d'Azur", beginnt Kapitel V der „Sainte Face", „je n'aime pas beaucoup cette lumière fixe, ce ciel sans accidents, ni nuances, ce décor d'affiches de gares et de caravansérails en plâtre qui va de Toulon à Menton".

Elie Faure, der Nordländer, der Protestant, der Protestler, stand natürlich in der „Affäre" auf der gleichen Barrikade wie Rolland, Péguy, Lazare. Seine Leidenschaft brannte in diesem Kampf und tobte sich in vielen Artikeln der „Aurore" aus.

1919 erschien der Roman: „La roue" — als Epik belanglos, als erneuerte Selbstdarstellung, als wiederholte Beichte wundervoll, reich, weise, menschlich. „Voilà un homme!" Plus au-dessus que M. Rolland sind Sätze wie: „Voyez-vous, la vie continue, et pour continuer, elle tue . . ." „Pour qu'un peuple tout entier se hausse au suprême lyrisme, il faut qu'il so t face à la mort. Si Dieu rit, à ces heures-là, c'est qu'il ne se sent pas vivre en dehors de ces heures-là." Und wie tapfer ist es zu schreiben: „Nous méritons la défaite. L'Allemagne naît, et nous mourons", nicht weil wir bei diesen Worten Trost oder politische Schadenfreude empfinden können, sondern einfach, weil sie in dem gräßlich politisierten Frankreich als Erwägung eines Menschen frei, offen, rein klingen. Der Zusammenhang, in dem sie stehen, ist übrigens keineswegs defaitistisch. Trotzdem wird die pariser Presse sich erregen, daß ich sie hier zitiere. Papperlapapp! Erinnert euch an Verhaerens Worte: „Bewundert euch untereinander."

1920 erschien das dritte Kriegsbuch: „La danse sur le Feu et l'eau" das den „Temps" zu jener oben zitierten Warnung veranlaßte. Diese dritte Sammlung von Selbstgesprächen setzte folgendermaßen ein:

„J'ai connu un nègre, citoyen des Etats-Unis, qui, n'ayant pas trouvé à Paris d'ascenseur dans toutes les Maisons, de baignoires dans tous les appartements, d'électricité à tous les étages, affirmait la civilisation nègre supérieure à la civilisation française.

La presque unanimité des blancs me semble envisager la civilisation en général sous la même couleur, si j'ose dire, que ce nègre. Ce n'est pas le moindre méfait de l'industrialisme forcené sous le régime duquel nous vivons depuis deux tiers de siècle, — ce qui n'est point à dire qu'il convienne de le condamner. J'entends encore Carrière, qui avait encore plus d'esprit, peut-être, que de talent, répondre à une personne idéaliste et mûre laquelle couvait devant lui d'anathèmes à la fois notre matérialisme pratique et les organes vils dont les besoins ont exigé sa création: ‚Madame, en sortant d'ici, vous serez bien contente que Dieu vous ait donné des jambes pour attraper l'omnibus'.

A merveille. Là comme ailleurs, il faut garder notre équilibre. Le progrès scientifique, certes,

n'est pas la civilisation. Il n'est pas même le progrès."

Es ist bedauerlich, daß Thomas Mann Elie Faures Werke nicht gekannt hat, als er seine Entgegnungen auf Rollands Angriffe gegen Deutschland schrieb. Er hätte mit manchen Zitaten aus Büchern des Elie Faure den Au-dessus-Pathetiker schlagen können; aber ich bin wohl bisher der einzige Deutsche, der Faures Bücher besitzt und gelesen hat. Das schmerzt nicht nur mich, sondern auch Faure selbst, der in Frankreich eine winzige, in Amerika, England und Skandinavien eine große Gemeinde hat. Deutschland ist aber gerade das Land, in dem dieser freie, vielseitige, sprühende, undogmatische und undoktrinäre Geist den stärksten Widerhall finden könnte — und dereinst finden wird.

1921 war Elie Faure der einzige Schriftsteller Frankreichs, der im Jubiläumsjahr Napoleon nicht als ein Ideal der Gegenwart verehrte. Léon Bloy schrieb vor Jahren: „Napoléon, c'est la Face de Dieu dans les ténèbres", Elie Faure: „C'est un monstre à deux faces." Nicht als ob sein ganzes Buch auf diesen Ton gestimmt wäre. Er übernahm schon auf der zweiten Seite Châteaubriands Ausspruch: „Un poète de l'action." Sein Buch ähnelt demjenigen Bertrams über Nietzsche: Faure stellt dar, wie Napoleons Gestalt zur Legende geworden ist; er geht dem Entstehungsprozeß dieser Legende nach, hebt vieles vom Napoleon-Mythos an die Oberfläche und gibt nichts Biographisches. Im ersten Kapitel: „Jésus et lui" sieht er ihn als heroischen Eroberer: „Cet héros est un conquérant. Il marche, de son être entier, à a rencontre de Dieu." Im zweiten Kapitel enthüllt er die Kehrseite seiner Göttlichkeit, ihre menschliche Bedingtheit, die vielen kleinen Züge, die ihn als Erdensohn kennzeichnen: Seine sensiblen Nerven, seine Heftigkeit, sein Komödiantentum, seine romantische Vorliebe für die Antithese. In diesem Geiste geht das Buch weiter. Elie Faure paßte sich der Empfindungswelt seines Helden an, holte aus Briefen, Notizen und Dekreten alle diejenigen Stellen heraus, die Napoleons Seele direkt widerspiegeln. Er sieht den Ehrsüchtigen, erkennt, wie Güte und politische Verschlagenheit sich verbinden: „Chose rare, il appèle alors et protège ceux qui l'ont vu misérable", er durchlotet seinen Stolz, seinen strebenden Willen, ermißt aber auch seine kaltblütige Berechnung des Erfolges. „L'ambition de dominer sur les esprits est la plus forte de toutes les passions," sagte Napoleon. Faure zieht ihm die Maske herunter: „Il est brusque avec les femmes parce qu'au fond il en a peur", aber er erkennt auch in ihm den übermenschlichen Heroismus: „Toute ma vie j'ai tout sacrifié, tranquillité, intérêt, bonheur à ma destinée." Diese Aussprüche sind so aufgereiht, so einsichtsvoll, aus intensivem Einfühlungsvermögen mit schöpferischen Gedanken ausgedeutet, kommentiert, daß der Leser, in den schönen Schwingungen von Faures Sprache mitschwebend, bis in das Letzte und Tiefste im Wesen Napoleons vorzudringen vermag.

Ein solches Buch ist natürlich nicht aus dem Handgelenk geschüttelt. Auch die Kriegsschriften Faures sind nicht seine ersten Bücher. Um im Zusammenhang des Ganzen zu bleiben, der Architektur meines eigenen Buches zuliebe, habe ich mit ihnen begonnen. Um die Chronologie nachzutragen, sei gesagt, daß Elie Faure mit einem Buch über Velasquez debütierte. Ihm folgte eine Monographie Eugène Carrières. Schon bevor diese Bücher zur Ausgabe gelangt waren, hat er an einer Weltgeschichte der Kunst gearbeitet, deren erster Band noch vor dem Kriege erschien. Seit 1922 liegt sie vollständig vor. Anfang 1914 gab er einen Essayband: „Les constructeurs" heraus, Bekenntnisse zu Lamarck, Michelet, Dostojewski, Nietzsche, Cézanne. Das Buch bildet den Schlüssel zum Verständnis Faures und gibt gleichzeitig einen Begriff von der Spannweite seines Geistes. Alle Essays sind innerlich miteinander verbunden. Die Einleitung schließt sich äußerlich zusammen; sie endet in einer schönen Apologie der aristokratischen Freiheit der Menschenseele. „Ich weiß, daß diejenigen, die die Menschen geliebt haben, einsam lebten, daß nach ihrem Jahrhundert sie eine Gefolgschaft gefunden haben, die sich allmählich verbreiterte. Ich weiß, daß diejenigen, die die Menschen unterjochten, um sich Kraftwellen erweckten, die nicht aufhörten zu schwingen, nie aufhören werden. Ich liebe alle, die auf die Wege des Geistes mit Worten oder in Stein die großen Erzählungen ihrer Abenteuer gesetzt haben. Ich liebe diejenigen, die ihr Gedicht mit dem Militärpflug oder dem Kriegsschiff in die Wege der Erde gegraben haben." Es ist bezeichnend, daß ein Franzose Ibsens schönen Vers „Harfentöne sind mir erklungen," als Motto über sein Buch stellte. Elie Faure will den Sinn des Weltgeschehens fassen. Er begreift Größe. Die Wellenbewegung des europäischen Geistes ist in dem Buch gezeichnet: „Lorsque une morale descend, c'est qu'une foi nouvelle monte. Le doute est à la fin et au commencement des deux." Kein Franzose hat Dostojewski so tief erfaßt wie Faure, wenige Franzosen haben sich so erschöpfend in Nietzsche eingelebt wie er und beide im großen Zusammenhang der europäischen Geistesgeschichte gesehen.

Allein, ich kann meine Würdigung Faures nicht ohne ein Aber schließen. Es ist kaum auszudenken, dennoch wahr, daß dieser geniale Zeitpsychologe der deutschen Sprache nicht mächtig ist, daß dieser Verfasser einer Weltkunstgeschichte, die kein Handbuch, sondern ein lebendiges, lesbares Buch ist, die germanischen und slawischen Länder aus eigener Anschauung nicht kennt. (Eine frühe und kurze Orientierungsreise durch Deutschland widerspricht dem nicht.) Er ähnelt darin jenen Deutschen, die dreißig Jahre lang in einer kleinen thüringischen Stadt einen baskischen Sprachverein unterhielten, ohne jemals einen Basken gesehen zu haben, ohne

jemals dort gewesen zu sein, und die höchst erstaunt waren, als ihnen im Kriege südfranzösische Gefangene zugeführt wurden, die baskisch sprachen. „Gibt es wirklich lebendige Basken" riefen die Provinzler verblüfft.

„Gibt es wirklich eine deutsche Malerei, eine deutsche Plastik, eine deutsche Architektur im 19. Jahrhundert?" fragte Elie Faure höchst verwundert, als ich nach Erscheinen des letzten Bandes seiner Kunstgeschichte ihm mein Erstaunen zum Ausdruck brachte, daß er sie so gut wie übergangen habe.

Jeder von uns hat Grenzen, über die er nicht hinausgelangt. Unser Verständnis Frankreichs ist begrenzt und umgekehrt. Die Ursache von Elie Faures wunderlicher Begrenzung sehe ich allerdings in diesem Fall in der pariser Atmosphäre des orgueil français, die selbst diesen Protestler nicht auf den Gedanken kommen ließ, daß es bildende Kunst auch außerhalb der von allen Kunstfreunden geliebten Stadt Paris gebe.

Die Dante-Literatur des Jubiläumsjahres

Von Ludwig Gorm (München)

II. Schriften über Dante

14. Dante Alighieri. Dramatische Visionen. Von Fritz Ebers. Berlin, Maysche Verlagsanstalt.
15. Auf kleinem Nachen. Erste Einführung in Dante. Von Ettore Janni. Übersetzt von Johann v. Wiesler. Meran. S. Pötzelberger. Geh M. 60,—.
16. Der Geist Dantes und unsere Kulturaufgaben. Von Joseph Mausbach. Köln. J. P Bachem Geh. M. 6,—.
17. Dante. Gedächtnisrede. Von Wilhelm Friedmann. Leipzig 1921, Felix Meiner. Geh. M. 4,50.
18. Dante Alighieri und sein heiliges Lied. Gedenkblätter. Von P. Tezelin Halusa. Karlsruhe 1921, Badenia.
19. Dantes Göttliche Komödie in Wort und Bild. Von Bernhard Schuler. Mit 32 Bildern von Gustav Doré. 10.—15. Tausend. München 1921, J. Pfeiffer.
20. Dante und Deutschland. Europäisches Denken und die deutsche Kaiseridee im 14. und im 20. Jahrhundert. Eine Betrachtung. Von Werner von der Schulenburg. Freiburg i. B. 1921, C. Guenther.
21. Das Weltbild Dantes. Von Max Fischer. Mainz 1921, Matthias Grünewald.
22. Dante. Seine Dichtung und seine Welt. Von Otto Kahn. Mit einer Wiedergabe der Dantebüste im Museum zu Neapel. München 1921, C. H. Becksche Buchhandlung, Oskar Beck. Pappband M. 20,—.
23. Dante. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Jakubczyk. Mit einem Titelbild. Freiburg i. B. 1921, Herder & Co. Geh M. 20,—, Pappband M. 26,—.
24. Dante e la Sicilia. Von Buonocore Bonica Pierfranco. II. edizione. Palermo 1921. Geh. Lire 1,50.
25. Die Legende um Dante. Von Albert Wesselski. Mit einem Bildnis Dantes. Weimar, A. Duncker. Geh. M. 12,—, Pappband M. 20,—.
26. Dante und die Künstler. Von Oskar Fischel. Mit 67 Abbildungen auf 60 Tafeln. Hrsg. vom Ausschuß für eine deutsche Dantefeier. Berlin 1921. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Halbleinenband ca. M. 60,—.
27. Dante als religiöser Dichter. Von Karl Voßler. Bern 1921, Seldwyla-Verlag. Geh. M. 16,—.
28. Dante. Abhandlungen von Dyroff, Krebs, Baumgartner, Sauer. (Görres-Gesellschaft.) Köln 1921, J. P. Bachem.
29. Deutsches Dante-Jahrbuch. IV. Band. Hrsg. von Hugo Daffner. Jena 1921, Eugen Diederichs. Geh. M. 25,—, Pappband M. 35,—.
30. La Divina Commedia. Von Gino Bernocco. Esposta in tre quadri sintetico-sinottici ed illustrata con otto tavole originali. Florenz, R Bemporard e Figlio. Geh. Lire 3,50.
31. Dantes Dichtung. Von Benedetto Croce. Übersetzt von Julius Schlosser. Wien, Amalthea-Verlag.
32. Dante. Von Hermann Hefele. Stuttgart 1921, Fr. Frommann. Geh. M. 25,—, Pappband M. 32,—.
33. Dante. Seine Zeit, sein Leben, seine Werke. Von Konrad Falke. Mit alphabetischem Inhalts- und Schriftenverzeichnis und 64 Abbildungen. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Ganzleinenband M. 140,—. Halbpergamentband M. 220,—.

Die anfechtbare Sitte der Jahrhundertfeiern ist gewöhnlich der Anlaß einer Reihe von Schriften über den auf einmal in den sogenannten Brennpunkt des öffentlichen Interesses Gerückten, die mit seinem Wesen recht wenig zu tun haben. Es sei gleich hier gesagt, daß unter den vorliegenden Schriften sich nur ganz wenige dieser Art befinden. Der größte Teil ist der Popularisierung Dantes gewidmet, und erstaunlicherweise ist diese außerordentlich schwierige Aufgabe zuweilen wirklich gut und glücklich gelöst worden. Eine andere Gruppe beschäftigt sich, wissenschaftlich oder allgemeiner gerichtet, mit Einzelproblemen aus dem weiten Gebiet. Und endlich sind auch einige zusammenfassende Werke erschienen, die sich von verschiedenen Seiten her bemühen, der großen Aufgabe der Darstellung und Deutung von Dantes Leben und Werk gerecht zu werden.

Auch hier, wie bei den Ausgaben und Übersetzungen, ist die Auswahl eine rein zufällige. Es sind fast ausschließlich deutsche Bücher, dazu einige wenige italienische, die mir zugekommen sind; man kann das wohl bedauern, denn eine Gestalt wie die Dantes, ist eine europäische Erscheinung. Die Tatsache aber an sich ist ja auch eine kleine Charakteristik des europäischen Geistes, und der Kenner Dantes wird sie leicht in eine Abteilung der Komödie einzureihen vermögen.

Abseits von den Schriften über Dante, eigentlich nicht zugehörig, stehen Ebers dramatische Visionen (14), welche die Grundlagen für eine Dantefeier im melodramatischen Massengeschmack bieten, und über die daher hier nicht gesprochen zu werden braucht.

Die popularisierenden Werke und Reden wenden sich an sehr verschiedene Arten des Publikums. Jannis Einführung (15) ist für die Jugend bestimmt, sie ist als eine Art versöhnendes Annäherungsmittel für die Schulen Südtirols gedacht. Kann aber für dieses Alter auch sonst empfohlen werden. Sie versucht, die Welt Dantes dem jugendlichen Gemüt faßbar zu machen, indem sie das Menschliche und das Anschauliche in seinem Leben und Dichten auf dem Hintergrund der Zeitereignisse heraushebt. Alles ist in einfachster, jedoch von Wärme und echter Bewunderung belebter Sprache erzählt.

Dante und unsere Zeit ist das Thema zweier Reden, von denen die Mausbachs (16) im Dom zu Speyer bei der Generalversammlung der Görresgesellschaft gehalten wurde, diejenige Friedmanns bei der leipziger Dantefeier (17). Mausbach nimmt von Dante nur seinen Ausgang und erläutert an den drei Ideen: Harmonie zwischen Glauben und Wissen, Liebe als Grundkraft aller Bewegung und Tätigkeit, christliche Rechts- und Friedenseinheit der Völker: die Aufgaben des modernen Katholizismus, predigtartig, nicht gerade tiefsinnig. Friedmann sucht Dantes Bedeutung für uns herauszuarbeiten; die These von

einem Diesseitsglauben muß ich ebenso entschieden ablehnen wie die konventionelle Herabsetzung des Paradiso (von der später ausführlicher zu reden sein wird).

Halusas Gedenkblätter (18) sind für die weitesten Kreise bestimmt. Sie betonen vor allem den Zusammenhang mit der Kirche. Die Schilderung der Zeit und des Lebens ist etwas oberflächlich, nicht immer richtig, nicht durchgegliedert. Wertvoll ist die Zusammenstellung der von katholischen Klerikern Dante gewidmeten Arbeiten und die über das Eindringen und die Ausbreitung Dantes in Deutschland.

Noch populärer ist die Schrift Schulers (19). Der Verfasser erzählt die Komödie in Prosa und verhilft so denen zu einer stofflichen Kenntnis des Gedichtes, welche nicht imstande sind die strenge Form aufzunehmen. Alles Theoretische und Scholastische fällt aus. Die Bilder von Doré sind hier gut angebracht; für Purgatorio und Paradiso war seine Phantasie allerdings zu dramatisch und erdgebunden.

Mehr Voraussetzungen als die eben kurz gekennzeichneten Veröffentlichungen erheben einige andere, welche Dantes Welt dem Gebildeten zu vermitteln trachten. Auf eine durchaus nicht nachahmenswerte Weise tut dies Schulenburg (20). Man spürt ihm die leichte Art an, mit der er sich so nebenher an die Sache heranmacht. Er hatte ein paar Einfälle und nahm sich nicht viel Mühe, sie durchzuprüfen, sondern schrieb sie lieber einmal hin. Wer Dantes Gegensatz zu den Zuständen seines Italiens aus dem Gefühl eines sozial nicht Vollberechtigten herleitet und ihn als Verteidiger des Blutadels hinstellt, der ist sich über die ethische Hierarchie der Komödie ebensowenig klar geworden, wie über den furchtbaren inneren Kampf, den Diesseits und Jenseits in ihm ausgefochten haben. Was Schulenburg über mittelalterliche Wissenschaft vorbringt, ist aus dritter Hand und im höchsten Grade unzulänglich; deswegen begreift er auch die entscheidende Bedeutng des „Gastmahls" nicht, das eine notwendige Vorstufe auf dem Wege der Weltdurchdringung Dantes darstellt. Vor allem ist aber völlig mißlungen der Versuch, das Kaiserideal als Grundlage von Dantes Weltstimmung aufzuzeigen. Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß Schulenburg das Paradiso als Darstellung des Dichtungsprozesses auffaßt.

Sehr viel näher zum Kern führt die aus eindringender Beschäftigung erwachsene Schrift Max Fischers (21). Sie stellt Dantes Weltbild in seiner geschlossenen Katholizität dem unseren, verarmten und zerrissenen gegenüber, und betont vor allem die metaphysische und ethische Einheit, in der Güte mit Gottesnähe, Bosheit mit Gottesferne zusammenfällt. Wenn sie aus den Bedingungen unserer Zeit die Wiederkehr der Einheit zwischen Kultur und Kirche fordert, damit das menschliche Leben wieder sinnvoll werde, so verkennt sie wohl die gegebenen Voraussetzungen und gibt sich nicht Rechenschaft von dem menschenvernichtenden Zwang, auf dem eine solche Einheit aufgebaut war und sein muß.

Auch Otto Kahn (22) betont das Bekenntnis des religiösen Menschen, ohne jedoch die Perspektive unserer Zeit einzuführen. Er baut seine Einführung in Leben und Werk hauptsächlich aus der Komödie selbst auf, ohne die Literatur zu vernachlässigen. Das Verhältnis zur Antike wird, im Gegensatz zu vielen anderen, stark herausgehoben.

Wer sich ohne viele Mühe von einem gut orientierten, stets menschlichen und klaren Führer über Dantes Leben und Werke und seine Zeit unterrichten lassen will, dem sei Jakubczyk (23) empfohlen, der als Domvikar den großen Vorzug hat, in derselben Atmosphäre der Katholizität zu leben, welche von vornherein bestimmte Mißverständnisse ausschließt. Von einigen Schnitzern möge er sich dabei nicht stören lassen. Schwerer wird man es empfinden, wenn den wissenschaftlichen Schriften Dantes gegenüber die moderne Erkenntnis ausgespielt wird. Dieser Standpunkt ist fehlerhaft; denn sie sind einfach zu werten als Vorbereitungen, das ganze mittelalterliche Weltbild zu erfassen, und dabei kann es gleichgültig sein, inwieweit das unsere davon abweicht. Besonders gelungen erscheint mir die Darstellung der vordanteschen Literatur und der durch sie geschaffenen Empfindungsgrundlagen.

Neben den vielen mehr oder minder populären, zusammenfassenden Darstellungen, welche das Jubiläumsjahr gebracht hat, fehlt es natürlich auch nicht an einer ganzen Reihe von Abhandlungen, die sich mit einzelnen Fragen und Problemen beschäftigen. Demjenigen, der Dante liebt, werden sie willkommen sein, denn am Ende wirken sie denn doch immer wieder ins Ganze zurück, und wenn man sich nicht durch sie vom Ziele ablenken läßt ins Kleine und Kleinliche, so vermögen sie auch dem Genusse nicht Abbruch zu tun. Von Art und Charakter sind sie allerdings bunt genug, neben trockenen stehen leidenschaftliche, neben oberflächlichen tiefdringende, neben ästhetischen philosophische und so fort.

Eine eigene Stelle möchte ich Pierfranco einräumen (24). Nicht als ob er Entscheidendes über Dantes Verhältnis zu Sizilien beibrächte, sondern weil seine lebensvolle Ansprache die eines Sohnes an die Hinterbliebenen des Vaters ist, um sie an seine Güte und Größe zu erinnern, und um ihnen Mut zu geben, daß sie in seinem Namen den Kampf um die Rettung kämpfen. Die Untersuchungen sind eingebaut als Beweisstücke des Gefühls, nicht als gelehrte Dokumente. Die Frage, ob Dante in Sizilien gewesen ist, läßt Pierfranco offen, so gern er sie bejahen möchte, dagegen stellt er überall ans Licht, mit welchem Wohlwollen Dante die Insel, ihre Schicksale, ihre Bewohner in seinen Schriften behandelt. Für uns Deutsche ist es heute nicht überflüssig zu erwähnen, daß der Verfasser die Hohenstaufen nicht als barbarische Eindringlinge und Fremdherrscher betrachtet, sondern als rechte Landesfürsten. — Neben ihrem menschlichen Wert besitzt die kleine Schrift noch den, daß sie die Aufmerksamkeit auf sonst wenig beachtete Zusammenhänge hinlenkt.

Nicht eigentlich von Dante berichtet Wesselski (25), sondern davon, wie die Masse versucht hat, sich den Einsamen und Rätselvollen verständlich zu machen. Da erkennt man denn, daß sie nichts weiß von dem Genius, dem Leidzerrütteten, dem Ringenden und Erhabenen, sondern nur von dem an den Höfen Irrenden, dem Wortstarken, dem Abweisenden, dem Magischen. Sie holt seine kleinen und abstoßenden Züge hervor und übertreibt sie mit Hilfe des fließenden Literaturgutes der wechselnd übertragbaren Anekdote. — Das gegenüber seinen Vorgängern um einige Stücke vermehrte Büchlein ist amüsant und gut geschrieben.

Einen gänzlich andern Aspekt eröffnet Fischls Essay zu sechzig ausgezeichneten Tafeln, welche von Dantes Geist erfüllte Kunstwerke von Giotto bis Hodler wiedergeben (26). Dem Verfasser war es nicht um die Danteillustration zu tun, sondern um die Künstler, die den Atem Dantes gefühlt haben. Daß Raphael hier fast in die erste Reihe gestellt wird, ist überraschend und eingehender Untersuchung wert.

Voßler, dessen großes Werk mir leider nicht vorgelegen hat, hat einige Aufsätze in einem schmalen Bande vereinigt (27). Er hat die Gelegenheit benutzt, um seine Auffassung des Paradiso zu revidieren, was wohl dringend nötig war. Sehr schön ist sie noch immer nicht geworden, wenigstens für uns nicht, die nicht Futurismus und Expressionismus und die flache Bergsonsche Philosophie abwarten mußten, um zu erkennen, daß das Wesen alldurchdringender Gottesschwingung nirgends mit gleicher Intensität und vollkommenerer Phantasiedurchbildung geschaut wurde. Diese späte Einsicht findet sich in dem eröffnenden Aufsatz über Dante als religiöser Dichter noch nicht, der mir übrigens an einem Mangel an Erlebensfähigkeit der Geschichte gegenüber zu kranken scheint. Es fehlt das Erlebnis: daß Dante seine Vision an der Wende zweier Zeiten hatte, wie jedes ganz große europäische Kunstwerk die Weltanschauung einer Vergangenheit durch restlose Verkörperung beendet und so zur Basis einer neuen wird. In diesem Sinne gibt es kein doppeltes Problem: Dantes Religion und Dantes Dichtung. Sondern die Vision erhält ihre künstlerische Bestimmtheit durch die Weltanschauung, die sie endend zusammenschließt, und die, als mittelalterliche, schlechthin religiös war. Wenn also Voßler versucht, die scholastischen Teile des Paradiso, das Glaubensbekenntnis u. a., von unserem heutigen Standpunkt aus zu sehen und zu rechtfertigen, so mutet das geradezu kindlich an, ebenso wie die hier noch festgehaltene konventionelle Ansicht, daß das Paradiso der dichterisch schwächste Teil der Komödie sei. Im Gegenteil: es ist die unerhörteste dichterisch-musikalische Phantasieleistung, in jedem Vers erlebt und durchgestaltet, in jedem Wort bestimmt durch die höchste Glaubenslehre und das tiefste Gottesgefühl des Mittelalters. Während der Stoff des Inferno und der des Purgatorio an sich schon ewig sind — das Trieb-, Leidenschafts- und Läuterungsleben der Menschheit —, ist es die unsagbare Kunst Dantes, daß er im Paradiso den hinfälligen Stoff der vorübergehenden Glaubenslehre durch seine Bearbeitung vollkommen auf die ewige Höhe des Gottgefühles gebracht hat. — Als kuriose Entgleisung sei nebenbei einfach gebucht, daß Voßler die Beatrice des irdischen und himmlischen Paradieses mannweiblich nennt. — Ebenso grundlegende Irrtümer scheinen mir Voßlers Ansichten über Dantes Verhältnis zum Staate und zur Hochrenaissance zu enthalten. Seine Staatstheorie als modern anzusprechen, ist grotesk: der moderne Staat ist Selbstzweck, die sogenannte „Kultur" ist eins seiner Mittel. Dantes Weltmonarchie ist Mittel zum Zweck, den Menschen seiner göttlichen Bestimmung zuzuführen, indem sie die dafür nötigen Bedingungen schafft. Dantes Berührung mit der Hochrenaissance ist nichts anderes als der Zusammenhang zwischen Gotik und Barock. Vorbereiter der Renaissance ist er nur darin, daß er, ohne es zu wollen, die Gewalt des großen Individuums in einer Tat offenbart, die nicht mehr, wie die Taten der großen Päpste, im Dienste des Systems steht, sondern im Dienste höchster Menschlichkeit, Menschlichkeit jedoch in einem ganz anderen Sinne als die Renaissance meinte. — Eine außerordentlich milde Kritik des Croceschen Zerreißungswahns, auf den ich später zurückkomme, schließt das Buch.

Wie ich schon bei Besprechung von Jakubczyk bemerkte: bei der Erörterung von Dantefragen scheint mir der katholische Gelehrte einen entschiedenen Vorsprung zu haben, weil er sich nicht erst in die Atmosphäre versetzen muß, in der Dantes Weltanschauung gewachsen ist. So ist es sehr zu begrüßen, daß die Görresgesellschaft ihre zweite Vereinsschrift 1921 Dante gewidmet hat (28). Gleich der erste Aufsatz „Dante und unsere Zeit" von Adolf Dyroff hat den genannten Vorzug: er enthält eine schöne Darstellung von der ewigen Bedeutung des Paradiso. In anderem vermag ich allerdings nicht beizustimmen. Dante von allen irdischen Verfehlungen und Mängeln befreien wollen, heißt seiner Hölle die innere Grundlage entziehen; das braucht gar nicht weiter begründet zu werden. Verfehlt dünkt mich auch der Versuch, seine einzelnen wissenschaftlichen und philosophischen Überzeugungen für die Gegenwart zu retten. Es ist nicht nur unmöglich, sondern auch überflüssig: die Anschauungen wechseln nach Art und Zeit, für die sie gelten, sie sind heute nicht richtiger als damals. Worauf es ankommt, das ist einzig, ob sie in ewige Tiefen hinabreichen, und daß sie als präzis individualisierte Streben des Gesamtbaues verwendet werden. — Sehr klar ist Engelbert Krebs' kurze Übersicht über die geistigen Kämpfe des 13. Jahrhunderts (Dante als Philosoph und Theolog), deren Resultate ich hier zusammendränge. Der Auseinandersetzung mit dem arabischen Aristoteles folgt die mit dem wirklichen Aristoteles durch Thomas von Aquino, der dabei mit der augustinischen und der neuplatonischen Richtung zu kämpfen hat. Die neuplatonische Lehre der Gottdurchdringung als Lichtdurchdringung wird von Albertus Magnus und anderen deutschen Dominikanern noch nach Thomas ausgebildet und von Dante aufgenommen. Dagegen ist er in der Seelenlehre und in der Erkenntnislehre Thomist (er unterscheidet zwischen Erkenntnis durch Offenbarung und durch Erfahrung), ebenso in der Lehre vom freien Willen (die Gestirne haben auf die Leidenschaften Einfluß, aber über Gut und Böse entscheidet der Mensch, indem er sich der göttlichen Gnade hingibt oder verweigert). Thomistisch ist Dantes Gottesbegriff, der für seine Gesamtauffassung vom Sinn des Lebens ausschlaggebend ist (Gott ist die Einheit, die sich in der Schöpfung entfaltet, seine Liebe durchflutet und gestaltet die Welt, die Liebe zu ihm führt die Welt geordnet zu ihm zurück). Erst von hier aus versteht man Dantes Deutung der Weltgeschichte (der Abfall von der Gotteseinheit zur Vielheit hat die göttliche Ordnung zerstört; das römische Imperium hat die Einheit im zeitlichen, Christi Erlösungswerk im jenseitigen Sinne wieder hergestellt. Daher werden Brutus und Cassius mit Judas gleichgestellt. Die Kirche ist die Mittlerin der Einheit mit Gott, sie ist die Gemeinschaft zum Heil, das der Mensch frei durch Gnade ergreift. In dieser Gemeinschaft ist jedes Geschöpf in dem Grade zu lieben, in

dem es an Gott teil hat. Wer sich von Gottes Liebe abwendet, der hat eine Entscheidung für die Ewigkeit getroffen, daher die Ewigkeit der Höllenstrafen. Am Purgatorio wird die Strafe als Sühne der gestörten Einheitsordnung frei übernommen, daher sind Fürbitten der Lebenden wirksam, aus Gemeinschaft der Liebe wirksam). — Zu anderen Resultaten gelangt Baumgartner in seinem Beitrag „Dantes Stellung zur Philosophie". Der erste Teil, über die philosophische Entwicklung und die Werke scheint mir äußerlich und oberflächlich, dagegen der zweite, über Dantes Quellen, aufschlußreich. Der Verfasser betont das Studium des Aristoteles und die neuplatonischen Einflüsse stark und stellt Albertus Magnus gegenüber Thomas von Aquino in den Vordergrund. Als Resultat spricht er aus, Dante sei ebenso Schule für sich geworden wie — im Politischen — Partei für sich. — Ob Dante auf das Wie künstlerischer Gestaltung eingewirkt oder ob er der Kunst nur stoffliche Motive geliefert habe, diese Frage formuliert Sauer in seinem Aufsatz „Dantes Bedeutung für die Kunst" scharf und klar. Nicht gleich verdienstlich ist die Antwort, in der die beiden Seiten des Problems nicht genügend auseinandergehalten werden. Doch ist ersichtlich, daß Sauer bei Fra Angelico, Botticelli, Signorelli, Raphael und Michelangelo einen Einfluß Dantes auf das Wie als gegeben annimmt.

Unter den Artikeln, welche das nach langer Unterbrechung neu erscheinende Deutsche Dantejahrbuch (29) vereinigt, ist der weitaus interessanteste derjenige von Kampers über „Dantes Beziehungen zur Gnosis und Kabala". Denn er bringt eine Menge von asiatischem Material bei, das in die Komödie eingegangen ist, und erweitert damit unseren Blick überhaupt über ein Feld hin, das noch sehr der Bearbeitung bedarf; die mittelalterliche Weltanschauung verliert gleichsam dadurch ihre starre Geschlossenheit, und man sieht orientalische Gesichte einströmen, die nicht bloß bei Dante wirksam gewesen sein können. Hier liegt nun allerdings der Mangel der Arbeit: War nicht dieses asiatische Gut bereits von der kirchlichen Wissenschaft und Lehre rezipiert, mußte Dante direkte Kenntnis von ihm haben, inwieweit war es Bestand des außerkirchlichen mittelalterlichen Denkens und Glaubens? Diese Fragen bleiben vorläufig unbeantwortet. Und auch — wie immer bei philologischen Untersuchungen — die Hauptfrage: Was hat der Dichter aus dem übernommenen Material gestaltet? — Engelbert Krebs weist zur Erklärung der Stelle über die unentschiedenen Engel (Inferno III, 37—42) auf eine Stelle in Wolframs Parzival (IX, 471) und ihre Quellen hin. — Koenen lenkt die Aufmerksamkeit auf Pier Damianos Werke als Quelle Dantes. — Ferner enthält das Jahrbuch, neben unwichtigen Beiträgen, noch italienische Gedichte an Dante von Cino da Pistoja bis Carducci in Übertragung von Bettina Jacobson, und eine Zusammenstellung der durch Dante angeregten musikalischen Kompositionen, von Daffner, aus der erhellt, daß die Francesca-Opern bei weitem überwiegen.

— Während es so dem Jubiläumsjahr weder an zusammenfassenden populären Werken noch an interessanten Einzelbetrachtungen gefehlt hat, ist die Zahl derjenigen Bücher gering, welche das Gesamtproblem mit neuen Gedanken und auf neuen Grundlagen behandeln. Mir sind nur drei dieser Art bekannt geworden. Ihnen stelle ich ein kleines, dem Dantefreund jedoch nützliches Heft voran, das nichts weiter als eine Hilfe zum Studium der Komödie sein will, die Broschüre Bernoccos (30). Gewiß kann man Dante mit Genuß und Erhebung lesen, ohne über die örtliche und zeitliche Gliederung der Reise, über die Parallelität der drei Reiche, über die Anordnung der Strafen und Hierarchien im klaren zu sein; aber ein eindringendes Studium ist ohne das alles unmöglich, und gerade dies erleichtert das übersichtlich zusammengestellte Heft außerordentlich. Darum sei es hier empfohlen.

Benedetto Croce (31) müßte es allerdings verwerfen. Denn er ist der Ansicht, daß in dieser Hinsicht schon viel zu viel geschehen sei, und daß es an der Zeit sei, die dichterischen Schönheiten der Komödie unter dem Wust der Gelehrsamkeit wieder aufzugraben. Diesem Zweck dient sein ganzes Buch. Er unterscheidet den theologischen Roman von der lyrischen Dichtung, beide seien verschiedenen seelischen Ursprungs, ersterer diene nur zum Aufbau. Allerdings habe er auf viele lyrische Stellen eingewirkt, indem er Dante zwinge, die Lyrik durch Abhandlungen zu unterbrechen, die Gestalten aus dem Dichterischen in das Allegorische umzubiegen, indem er anderseits auch die Kraft des poetischen Stromes zur Überwindung steigere. Der theologische Roman sei zu vernachlässigen und das Dichterische sei aus den drei Teilen herauszulösen. — Diesen Standpunkt und diese sogenannte ästhetische Kritik lehne ich durchaus ab. In der Komödie Poesie und Nichtpoesie zu unterscheiden, ist platter Nonsens. Die Komödie ist die Verwandlung des Mittelalters mit all seinen innersten Überzeugungen und Anschauungen, seinen Leidenschaften, Sünden, Träumen, Denken und Fühlen in Dichtung. Dabei mag man einen Teil des gegebenen Stoffes als an sich poetisch empfinden, einen anderen nicht: Die Behandlung ist überall dichterisch und aus einem ganz einheitlichen Erleben der Welt in ihrer mittelalterlichen Form geboren. Es ist ein Verbrechen an Dantes Kunst, wenn man die tragende Idee als Formprinzip ausschaltet und nur Formgestaltung einzelner Gruppen anerkennen will. Wer das tut, dem ist die Bedeutung der großen Form und ihre erlösende Gestaltungskraft einfach verschlossen. — Als „dichterische" Gruppen löst Croce verschiedene mehr oder minder bekannte Episoden heraus, wie die der Francesca, des Farinata, des Ugolino, des Sordello, der Matelda, des heiligen Bernhard usw. Indem er dies aber gar nicht anders vermag als dadurch, daß er die ganze Komödie durchschreitet, gibt er selbst den besten Beweis gegen seine eigene Zerreißungstheorie an die Hand, den besten Beweis für die Untrennbarkeit des Dichterischen und des „Gerüstes". — Croce sieht die Einheit der Komödie in Dantes Dichtergeist und in seinem Weltgefühl; wogegen sich nicht viel einwenden läßt, was aber in dieser Allgemeinheit natürlich von jeder Dichtung gesagt werden kann. — Der zentrale Irrtum des Buchs wirkt sich nach allen Seiten aus. So darin, daß Croce den mythischen Charakter ableugnet und deshalb alle Bemühung um das geschichtliche Verständnis beiseiteschiebt. Dagegen ist einfach zu sagen, daß die Komödie den Mythos vollkommen überliefert, insofern er zum Verständnis der Dichtung nötig ist. Darüber hinaus aber erschließt sich die ganze mittelalterliche Welt, die für

Dante und seine Zeitgenossen selbstverständliche Voraussetzung war, uns Nachlebenden nur, wenn wir sie uns wieder aufbauen. Und erst dann erhebt sich die Vision als Berg in ihren vollen Ausmaßen vor uns. — Falsch ist, was über die Allegorie gesagt wird, daß nämlich ihre Erfassung und Deutung nur dem gelingen kann, der sie schafft. Das gilt, wo die Allegorie von einem Einzelnen erfunden wird; bei Dante ist sie gefülltes Gefäß mittelalterlichen Lebens. Dieses Gesamtleben schaffen uns die Deutungsversuche im Zusammenhang mit dem Aufbau des historischen Materials. — Folgerichtig wird Croce von seinem Standpunkt aus Dantes kleineren Schriften nicht gerecht. Er übersieht, daß sie die Versuche sind, sich die Welt — erst einmal in wissenschaftlicher Form — vollständig zu eigen zu machen, somit Grundlage für den Bau der Komödie. Auch die Vita nuova ist unrichtig beurteilt, weil Croce das Gefühl dafür fehlt, daß sie ein neues Empfindungsleben erstmalig formt und verkündet; doch ist dieser Abschnitt über die Jugenddichtung das Beste am ganzen Buch. — Ein Anhang gibt die Geschichte der Dantekritik.

Den genauen Gegensatz zu Croce bildet Hefele (32). Sein Buch, das leider schwer lesbar geschrieben ist, erscheint mir weitaus das Wertvollste, was an Danteschriften des Jubiläumsjahres zu meiner Kenntnis gelangt ist. Mit unerbittlicher Schärfe ist hier das Zentralproblem herausgearbeitet und dargestellt, die menschliche Einheit in Leben und Werk, welche die Entwicklung beherrscht und die so verschiedenartigen Phasen des Liebenden, des Handelnden, des Denkenden und des Überwindenden miteinander bindet. Es ist nicht leicht, das Resultat zu geben, meine kurze Darstellung wird es nicht durchaus richtig umschreiben können. Hefele stellt als das beherrschende und vereinheitlichende Erlebnis Dantes den guelfismo populare in den Vordergrund, in dem Sinne, daß die Ordnung des menschlichen Lebens durch Beruf und Recht für ihn das Zentralproblem gebildet habe. Im letzten Grunde sei ihm auch die civitas Dei nur eine kosmische Erweiterung dieses Problems, wobei als übergeordnetes Prinzip des kontemplativen Lebens die Liebe, die große Gemeinschaftsbildnerin im göttlichen Sinne, hinzutrete. Der Lösung dieses Problems dient unbewußt Dantes ganzer Entwicklungsgang, in dem die Zeit der Tat und die des Rationalismus nur Episoden der gleichen formalen Anlage bilden, da diese Form die innerste Form Dantes war, welche, durch Resignation zu objektiver Gültigkeit erhoben, die drei Reiche der Komödie baue. Diese Problemlösung sei durchaus katholisch, keineswegs ghibellinisch, weil Dantes Auffassung der Welt auf Beruf und Recht, nicht auf Stand und Machtübertragung beruhe. Mitwirksam sei das Ruhmbedürfnis, das Dante mit den Humanisten verbinde. — Hefele betont sehr stark die Bedingungen der natürlichen Herkunft, den Einfluß der florentinischen Lebensform auf die Bildung der Danteschen Form, den Willen zum Volkstum, der sich auch im urschöpferischen Verhältnis zur Muttersprache offenbare. Er stellt Dantes Bestrebungen in den Zusammenhang der Laisierung der Wissenschaften, die damals einsetzte, und der Demokratisierung des Religiösen, wie sie sich durch die Bettelorden vollzog. Er zeigt, wie sich Dante der Zurückweisung der Kirche in das Gebiet des Religiösen, der Spiritualisierung der Kirche anschließt, und wie von da aus sich sein Verhältnis zur mystischen Askese erklärt. Er faßt Dantes Entwicklung als eine, die von der Wirkung zum Wert verläuft, und gibt darin dem Beatriceerlebnis die grundlegende Bedeutung des Selbstbewußtwerdungsaktes. Indem sich das Erotische endgültig vom Sexuellen scheidet, wird es zur Einführung in den höchsten Bereich des Geistes fähig. Von diesem Grunderlebnis führe dann der Weg durch die Erlebnisse des Auges und des Ohres zum Visionären weiter, während die Einheit von Natur und Schicksal von ihm aus begründet in aller späteren Entwicklung nur zum Kosmischen gesteigert wird. Während die Weiterbildung durch die Art und durch die rationalistische Wissenschaft noch keine letzte Einheit ergibt, wird die Zeit der Verbannung zur höchsten Läuterung, indem sie Dante aus den unmittelbaren Bezügen löst, ihm die Armut als Voraussetzung des letzten Gemeinschaftsgefühles, als Befreiung vom Irdischen, zuteil werden läßt, und ihm endlich das Erlebnis der Demut gibt, die tiefste Voraussetzung für die Erkenntnis von der Hierarchie der Werte, wie sie die Komödie zeigt. Erst durch die Verbannung wird Dante völlig einheitlich, indem er fähig wird, die großen Mächte des Lebens kosmisch zu werten: den Staat als die Gemeinschaft durch Beruf und Recht, das Reich als die Gemeinschaft der Staaten durch Ordnung und Frieden, die Kirche als die Gemeinschaft der Menschen durch Liebe und Versenkung in Gott. Von hier aus erkläre sich dann Dantes Stellung zum Dogma: Für ihn ist es das Objektive, das einfach hinzunehmen ist als Regulativ des Lebens durch göttliches Gesetz, nicht durch persönliches Gewissen. — Als Fehler dieses bedeutenden Werkes erscheinen mir: Das Zwangsmäßige der Konstruktion auf Einheit hin, die Überbetonung des Politischen als kosmischen Erlebnisses gegenüber dem Erlebnis Gottes, die Annäherung Dantes an die Humanisten. Die Richtung auf absolute Einheit bedingt Vernachlässigung des ungeheuren Stoffes und seiner Bewältigung, Vernachlässigung des chaotischen Gefühlszustandes am Ende des Mittelalters und seiner Bewältigung durch Dante, Vernachlässigung endlich jenes zweiten Grunderlebnisses: der irdischen Ordnung, an der er gescheitert, die ewige Ordnung als eine durch ihn gewirkte gegenüberzustellen. Die Darstellung des guelfismo popolare aber als Anfang einer neuen Menschheitsidee ist glänzend, die Strenge der Durcharbeitung bewundernswert.

Ich schließe meine Betrachtungen mit der einzigen großen biographischen Darstellung, die im Jubiläumsjahr in deutscher Sprache, soviel ich weiß, erschienen ist, mit der Falkes (33). Ihre Vorzüge sind ein weiter Blick, unbedingte Ehrfurcht vor dem Gegenstand, ein moderner Standpunkt. Ihre Nachteile, daß sie ihre Gesichtspunkte nicht aus dem Objekt entwickelt, sondern von außen an es heranträgt. Falkes theoretische Stellung beruht auf Spengler, auf Merays Mutationstheorie und auf der Psychoanalyse. Somit handelt es sich ihr nicht darum, Dante aus seiner Zeit heraus zu entwickeln, sondern darum, ihn von modernster Erkenntnis her zu deuten. Sein Entwicklungsgang wird aufgefaßt als der eines unter dem Mutter-

symbol stehenden Menschen, der in seiner mittleren Periode davon abfällt, um am Ende auf höchster Gestaltungsstufe wieder zu ihm zurückzukehren. So erkläre sich der Wandel vom Demokraten zum Verfechter des Kaiserideals, wie die ethisch-metaphysische Richtung auf das Jenseits, das höchste Muttersymbol, wie endlich auch die Steigerung der Beatricegestalt. Als künstlerisches Aufbauprinzip wird das mittelalterliche System dargestellt: Gott als Ziel ist wirkende Ursache des Daseins. — Bei aller Anerkennung der Gesamtleistung scheint mir doch, daß die obengenannten Nachteile einer von außen an den Stoff herangetragenen Betrachtungsweise sich in mannigfacher Art geltend machen. Vor allem wird der ganze mittelalterliche Kulturkreis mit den Einwirkungen des Orients nicht lebendig, nicht einmal anschaulich. Man vermißt die Fülle von schlagenden Einzelheiten über Sein und Denken, die den Hintergrund einer solchen biographischen Darstellung füllen müßten, und für die geistvolle Konstruktionen keinen Ersatz zu bieten vermögen. Dann tritt das Katholische und Absolute außerordentlich zurück, und man sieht nicht, wie es namentlich die Komödie völlig durchdringt und durchtränkt. Nach den Ausführungen Hefeles wird man sich auch nicht mit der — durch den psychoanalytischen Standpunkt geforderten — Rückläufigkeit der Danteschen Entwicklung befreunden können, ganz abgesehen davon, daß das Durchdringen zum Überzeitlichen kein Rückschreiten genannt werden kann. Stellt man sich gänzlich auf Falkes Standpunkt, so wird man ihm den Vorwurf nicht ersparen können, daß er seine Theorien durchaus nicht überall durchgearbeitet hat, sondern daß sie eigentlich nur stellenweise und getrennt voneinander sich geltend machen, während ganze Partien einfache Schilderungen oder Wiedergaben, allerdings immer mit eingeschlossenem Deutungsversuch, bleiben. Endlich vermißt man die Zentralisierung des Stoffes von der Konzeption und Aufgabe der Komödie her, welche denn doch als etwas Notwendiges erscheinen möchte. — Trotzdem bleibt die Lektüre des umfangreichen Buches interessant und anregend, weil sie fortwährend zur Auseinandersetzung auffordert. Und indem der Verlag ihm eine große Zahl von Abbildungen (Dantebildnisse, Bildnisse und Denkmäler von Zeitgenossen, Bauten und Landschaften, Madonnenbilder, Giottofresken, Darstellungen des Jenseits und Zeichnungen Botticellis zur Komödie) beigegeben hat, ist auch dem Mangel an zeitgeschichtlicher Bildhaftigkeit des Textes nach Kräften abgeholfen worden. So daß denn dem modernen Leser, der sich über Dantes Leben und Werke unterrichten will, dieses Werk mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

Echo der Bühnen

Königsberg i. Pr.

„Klarissas halbes Herz." Komödie in drei Akten von Max Brod. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 18. November 1922.)

Für einen Problemdichter ist vielleicht das schwerste Problem, einmal unproblematisch zu sein. Der prager Zionist, Novellist und Dramatiker Max Brod, der über Kunst-, Rassen- und Lebensfragen allerhand Kluges und Tiefes geschrieben hat, versucht's in dieser Komödie. Ganz kommt er natürlich auch hier nicht um das Problematische herum. Denn in die Komödie ist eine Tragödie verkapselt, die Tragödie einer Diva, deren Herz zwischen „der Stille der Ehe und dem berauschend unheilvollen Liebessturm" geteilt ist; die weder das eine noch das andere entbehren kann und darum abwechselnd einer aufrichtigen Neigung zu ihrem gütigen, verstehenden Gatten und einem Hang zu erotischen Abenteuern folgt. Zu guter (oder schlechter) Letzt siegt doch der Abenteuertrieb. Die gutbürgerliche Hausfrau war nur eine neue Rolle dieser Klarissa Purpus-Gart, und so kehrt sie, vermutlich endgültig, nach ihrem Abstecher ins Legitime, vom häuslichen Herd an die alte Stätte ihrer Triumphe, in die Welt zurück, der die größere Hälfte ihres Herzens gehört, die Welt des schönen Scheins und der lockenden Liebesabenteuer.

Eben dieser enge Zusammenhang zwischen Erotik und Kunst, der die Begriffe „Weib" und „Schauspielerin" fast identisch erscheinen läßt, bildet den problematischen Kern der Vorgänge. Das Problem verliert zwar seine Schwerkraft in der leichten Luft der Lustspielheiterkeit, weil Brod die tragischen Möglichkeiten nur eben streift und seine Gestaltung der leise an Bahrs „Konzert" anklingenden Motive im wesentlichen auf den Ton überlegener Ironie und besinnlichen Humors stimmt. Trotzdem stehen ein paar nachdenkliche Falten im lächelnden Antlitz der Komödie. Max Brod ist eben doch kein Blumenthal oder Kadelburg, wenngleich er diesmal ein paar Grad unter sein Niveau gesunken ist und sein Stück zuletzt ein wenig ins seichtere Fahrwasser des Situationsschwankes gerät. Nicht sein halbes Herz, nur ein kleiner Bruchteil ist von der Freude an problemloser Lustspieldramatik erfüllt. In jedem Fall hat er gezeigt, daß er imstande ist, auch ein Lustspiel zu schreiben, ein farbig-interessantes und zugleich feines Bühnenstück, das seine stärksten Wirkungen aus dem immer zugkräftigen „Theater im Theater", dem reizvollen Ineinanderspielen von Schein und Wirklichkeit, bezieht und fest auf den Brettern steht, die nicht nur den Klarissas die Welt bedeuten.

„Der Liebhaber vom Saturn." Ein Münchhausen-Drama von Robert Walter. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 2. Dezember 1922.)

Der Liebhaber vom Saturn: das ist Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen, der berühmte Abenteurer und Aufschneider, den wir alle zum mindesten aus dem Märchenbuch kennen. Robert Walter, der hamburger Dichter, hat die volkstümliche Gestalt hier nicht etwa, wie man denken sollte, in den eigenwilligen, etwas bitteren Humor seiner früheren Komödien getaucht, sondern ihr ein ganz ernsthaftes ehrendes Denkmal gesetzt, indem er den großen Schwindler aus Passion als innerlich einzig Aufrichtigen einer Welt von bewußten Lügnern und Betrügern gegenüberstellt, an der er zugrunde geht. Der historische Münchhausen serviert seinen „Aufschnitt", um die Hörer zu delektieren, mit augenzwinkerndem Lächeln: „Es ist ja alles nicht wahr!" Der Waltersche unter dem Zwange einer unerschöpflichen dichterischen Phantasie. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, es liegt im Monde, dem er — wir entsinnen uns — wiederholt Besuche abgestattet hat, auf dem Saturn, in Wolkenkuckucksheim, und ist die höhere poetische Wirklichkeit. („Die Wirklichkeit ist nicht immer wahr — die Wahrheit bleibt wahr ohne die Wirklichkeit" sagt er einmal.) Die Realisten seiner irdischen Umwelt dagegen täuschen nicht sich, sondern andere, zweckdienlich, egoistisch, materiell. Die dramatischen Funken, die der Zusammenprall dieser Gegensätze erzeugt, entzünden Konflikte, denen der Träumer in der Schalksmaske nicht gewachsen ist. Aus seinem Idealreich der leicht beieinanderwohnenden Gedanken in den Raum gestellt, wo sich hart die Sachen stoßen, zerbricht er an der niedrigen Denkart „ernsthafter" Erdenmenschen, zerbricht er vor allem an der Evanatur einer flatterhaften Frau, die ihm als sein ehelich Gemahl den

Lebensabend besonnen soll, aber mitsamt ihrem Vater, einem dunklen Ehrenmann, und mehreren Liebhabern an seiner Sphäre saugt, um die Habe des begüterten Großgrundbesitzers zu schlucken. Dessen Tod löst den zuletzt in einen regulären Rechtsstreit mündenden Konflikt und beschließt die Tragödie des belogenen Edellügners, die durch einen Schuß liebenswürdigen Narrentums, den der Dichter seinem Helden beimischt, nichts an Tragik verliert. Es ist ein großes Buch zu blättern: Von Don Quixote bis Hjalmar Ekdal immer Vettern. Daß man Vetter Münchhausen mit all seinen Schrullen und Eigenheiten lieb gewinnt, sein letztes schmerzlich wahres Abenteuer mit warmer menschlicher Teilnahme verfolgt und seinen ehrenvollen Untergang aufrichtig beklagt: das scheint mir das Hauptverdienst Robert Walters, der sich in der Zeichnung und Gruppierung seiner Figuren wie im konzentrischen Aufbau der Handlung (mit Münchhausen als unverrückbarem Mittelpunkt) auch wieder als griffsicherer dramatischer Gestalter bewährt. Übrigens ein um so größeres Verdienst, als sich in diesem Einzelfall das Schicksal aller der wenigen Adelsmenschen spiegelt, die, heute wie gestern, im Kampfe gegen die kompakte Majorität von Lüge, Dummheit und Bosheit unterliegen.

Hans Wyneken

Weimar

„Geschlechtsmoral." Drama in drei Akten von Franz Kaibel. (Uraufführung im Residenztheater am 13. November 1922.)

Franz Kaibel, der derzeitige Schriftführer des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller (Gauverband Thüringen), der Öffentlichkeit durch eine Reihe wertvoller Dramen, Romane und Novellen bekannt, ist ein tätiger und streitbarer Vorkämpfer moderner Kunst und Philosophie. So mag ihn das alte Motiv von der Erlösung des Mannes durch die Frau in der deutschen Dichtung zu dem Versuch angeregt haben, das Problem an einem eigenartig konstruierten Fall in seinem Sinne auszumünzen, indem er ein geistig hochstehendes und sittlich intaktes Weib ihren vor ehrlosem Bankerott stehenden, von ihr übrigens heißgeliebten Gatten dadurch retten läßt, daß sie sich einem reichen Freunde des Hauses hingibt und von ihm dann auch wirklich die zur Aufrechterhaltung des guten Leumunds der Bank nötige Summe empfängt. Gewiß ist es wahr, die Größe der Frau ist ihr Opfermut, selbst wenn er ungewöhnliche Wege einschlägt zur Rettung des Mannes, der ihr angetraut ist, wie Helmers „Nora", wie Beethovens „Fidelio". Man kann auch an Nancy in Dickens „Oliver Twist" denken. Der Fall in Kaibels neuestem Drama aber führt in eine überaus peinliche Situation.

Eine aufregende Aussprache zwischen Mann und Frau über gewisse in Hebbels „Maria Magdalena" oder „Herodes und Mariamne" angeschlagene Probleme im dritten, dialektisch scharf zugespitzten Akte, der mit dem Freitode der einem neuen Ethos zustrebenden, von ihrem Gatten, wie sie meint, nicht verstandenen Frau abschließt, soll nach der Absicht des Dichters wohl den Zweck haben, zu beweisen, daß das Problem des Geschlechterkampfs heute aufs tiefste in Moral und Sitte notwendig eingreift. Der Dichter will sich offenbar zum Künder einer neuen Ethik machen, die seiner Meinung nach die Beziehungen von Mann und Weib veredeln und gleichsam auf eine höhere Basis der menschlichen Gleichberechtigung emporheben soll. Es ist daher gewiß konsequent, daß er am Schluß durch den tragischen Ausgang um das aus eitel Liebe zum Gatten sündigende Weib die Strahlenkrone des Märtyrertums windet, und den „verständnislosen" Ehemann, der es nicht wert ist, „ein solches Weib errungen zu haben", verurteilt. Ob er aber mit diesem Endpostulat viel Proselyten machen und zu dem neuen credo hinführen wird, ist eine Frage, die durch den allerdings nicht zu leugnenden starken Beifall am Schlusse der Aufführung kaum bejaht werden dürfte. Im übrigen ist zu bemerken, daß sich Kaibel auch in diesem spannenden, wirkungsvollen Werk als gereifter Kenner der Bühne erwiesen hat.

Otto Francke

Hannover

„Bauspiel" und „Höllenspiel". Zwei Einakter von Alfred Brust. (Uraufführung in der „Kestner-Gesellschaft" am 18. November 1922.)

Nur gut, daß diese beiden Spiele durch einen erläuternden Vortrag eingeleitet wurden. Danach will Brust ein neues Drama schaffen, in welchem die tiefsten seelischen Feinheiten nur angedeutet, vom Zuschauer bloß erahnt werden sollen. So kommt es zu einer Aneinanderreihung von zusammenhanglosen Sätzen in bestimmtem Rhythmus, zwischen denen angeblich seelische Schwingungen die Verbindung herstellen sollen. Das hatten wir schon einmal: ich erinnere an Dramen Stramms oder an die „Menschen" Hasenclevers. Aber damit erschafft man kein Drama, sondern nur peinlich quälende Vorführung von Satz- und Gefühlsfetzen, peinlich quälend wegen des Bemühens des Zuschauers, nun die Ungesagtheiten zu erfühlen. Das „Bauspiel" gab noch am meisten, obgleich (nach dem Vortrag) von einem Kampf des Architekten zwischen Liebe zur Kunst und Liebe zur Frau nichts zu spüren war. Ich hätte eher geraten auf ein vollkommenes Ergriffensein des Menschen von seiner Kunst, symbolisiert durch die körperliche Versteinerung. Das „Höllenspiel" vollends wurde überwuchert durch eine Fülle von Einzelepisoden, bei denen man nicht wußte, ob sie ironisch, satirisch oder tragisch aufzufassen seien. Ein trauriger Abend für die, welche den Dichter des „Singenden Fischs" verehren und Höheres von ihm erhoffen.

Wolfgang Stammler

Hamburg

„Das kritische Jahr." Lustspiel von Rudolf Lothar und Hans Bachwitz. (Uraufführung im Thalia-Theater am 1. Oktober 1922.)

Die Zeiten, in denen Rudolf Lothar nach höher hängenden Kränzen griff, sind vorüber. Jetzt macht er handfestes Theater fürs große Publikum. Das neue Stück, das er im Verein mit Hans Bachwitz geschrieben hat, ist auch von dieser Art. Sein Humor ist billig und stützt sich auf Typen, die man längst aus Witzblättern kennt. Der originelle Grundgedanke der Handlung kommt nicht recht zur Geltung, weil das Stück gar zu oberflächlich und seicht hingeschrieben wurde. Zeitvertreib für ein anspruchsloses Publikum.

„Peter Pink." Volksstück von Friedrich Wroost. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Thalia-Theater am 19. Oktober 1922.)

Auf dem Gebiet der niederdeutschen Mundartliteratur hat sich Wroost sein Arbeitsgebiet gesucht und hat es in der Charakterhumoreske gefunden, die er nun gleich in doppelter Form behandelt, einmal als Erzählung und dann als Volksstück. Auch „Peter Pink" ist von ihm so zwiefach bearbeitet worden: Die humoristische Erzählung ist gleichzeitig mit der Uraufführung des Volksstücks herausgekommen, das eigentlich ein lose aufgebauter Schwank ist. Der Titelheld ist eine drollige Type, einer jener „Arbeiter" der Wasserkante, die jeder Arbeit ängstlich aus dem Wege gehen und es glänzend verstehen, auf anderer Kosten zu leben. Diese Type hat Wroost mit viel Behagen treffend dargestellt, das Drum und Dran aber ist ziemlich mager ausgefallen.

„Der glückselige Meergarten." Schauspiel von Robert Walter. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 13. November 1922.)

Walter hat sich diesmal sein Ziel sehr hoch gesteckt: seinen Stoff, der sich auf einem alten Schifferaberglauben aufbaut, wollte er in einer Weise behandeln, die Naturalismus und Expressionismus vereint. Mystisches spielt in krasse Alltäglichkeit hinein, vom Meeresgrund steigt ein Ertrunkener ans Tageslicht, von ihm begangenes Unrecht zu sühnen, und kehrt dann wieder in die Tiefe zurück, aus der sein Leichnam der ungetreuen Gattin vor die Füße gespült wird. Wundervoll und ergreifend ist das gesehen. Schade nur, daß Walter die Kraft mangelte, dies Gesicht mit

er Kraft darzustellen, die uns zum Glauben zwingt. entstand ein Werk, das voll poetischer Schönheiten ist, er dramatisch ohnmächtig bleibt.

„Die Geliebte." Schauspiel von Ludwig Fulda. (Uraufführung im Thalia-Theater am 25. November 1922.)

Das Stück hieß ursprünglich „Bubi" und dann „Lene" und war eine „Komödie": jetzt trat es als Schauspiel ie Geliebte" ins Rampenlicht. Ein Schwächling steht zwien seiner frauenrechtlerischen, unangenehmen Braut und er mit holdseliger Weiblichkeit ausgestatteten Geliebten, ihm ein „Bubi" geschenkt hat. Wie diese Charaktere, ist der Stoff nicht sonderlich originell. Und Fulda hat sich bei der Ausführung nicht sonderlich angestrengt, sonrn die drei Akte gleichgültig, sozusagen mit der linken Hand hrieben. Alles in allem: ein etwas altväterisches, harmes Stück, aber dramaturgisch richtig gemacht und allen eren Anforderungen der Bühne entsprechend. Keine unst, aber anständiges Kunstgewerbe.

Carl Müller-Rastatt

Bremen

„De Diekrichter." Ein niederdeutsches Schauspiel in vier Aufzügen von Albrecht Janssen. (Uraufführung im Schauspielhaus zu Bremen am 6. September 1922.)

Mundartliche Dichtung hat nur dann Berechtigung und Wert, wenn sie unsere gesamte deutsche Literatur bereichert, wenn sie ihr wenigstens gleich ist an Bedeutung. Keinesfalls kann die Mundart dem Verfasser als Verdienst an sich angerechnet werden, auch nicht Albrecht Janssen, der seinen „Diekrichter" in recht ausgefahrenen Wegen wandeln läßt. — Wäre das Stück hochdeutsch geschrieben, dann hätte sich kein Mensch darum gekümmert, und so ist es schade, daß das Plattdeutsche derart mißbraucht wird.

„Mutterlegende." Ein Spiel in fünf Aufzügen von Hellmuth Unger. (Uraufführung im Stadttheater zu Bremen am 30. Oktober 1922.)

In Bezirken, die weitab liegen von der harten Gegenständlichkeit der Bühne baut Hellmuth Unger eine unwirkliche, aber doch nicht phantastische Welt, in der sich die „Tragödie der aus Liebe Schuldigen" begeben soll. Vom Bett ihres sterbenden Kindes hinweg eilt diese Mutter durch Nacht und winterliches Grauen an das Ende der Welt, um mit dem Tod um das Leben ihres Kindes zu kämpfen. In ihrem Schmerz vernichtet sie das Leben eines anderen Menschen, des frohen Wanderburschen, der ihr den Weg gewiesen, und muß auf des Todes Geheiß weiterwandern, um jemand zu suchen, der bereit ist, für des Kindes Leben sein Liebstes zu geben. Sie kehrt ohne Erfolg zurück und wird von dem Tod zur Erkenntnis geführt, daß nur „sühnende Tat hinauf zur Lebensbejahung" führt.

Das wird mit der gläubigen Anschauung eines naiven Herzens schlicht und fromm vorgetragen, aber es bleibt beim schönen Vortrag, der erst dann zur Tragödie werden könnte, wenn er dramatisch gestaltet wäre. Es ergibt sich eine überflüssige Breite, die zu dem geistigen Unterbau in keinem Verhältnis steht und in einem durchaus opernhaften Bilde endet. Die üppige Lyrik des Werkes, die vieles verdunkelt, blüht manchmal verheißend auf, aber schließlich zeigt das bequeme Spiel mit den Kerzen, die ihre symbolische Bedeutung mehrfach wechseln, doch die schlaffe dramatische Hand des Dichters, der im übrigen mit ehrlichen Mitteln und frischen Herzens an seiner Arbeit ist.

Karl Neurath

Mainz

„Das glühende Einmaleins." Lustspiel von Hugo Wolfgang Philipp. (Uraufführung am Mainzer Stadttheater am 17. November 1922.) (Buchausgabe: Spitzbogenverlag, Berlin)

Das mainzer Stadttheater hat Hugo Wolfgang Philipp zum ersten Male auf die Bühne gebracht. Dieser junge Autor hat sich schnell einen Namen gemacht durch eine bereits vielfach angenommene aber noch nicht aufgeführte Komödie „Der Clown Gottes", der das Lustspiel „Das glühende Einmaleins" bei weitem nachsteht.

Apollo, der des Sonnenwagens müde Gott, Eumenes, ein gecker Talmiphilosoph, und ein zarter, allzu weibischer Hirt Narziß, sie tanzen und tänzeln verliebt um die liebliche Felsennymphe Echo und die schalkhafte Wassernymphe Hydora. Hermes, die gänzlich mißglückte Gestalt des Götterboten, spielt eine recht traurige Vermittlerrolle.

Die Idee wäre gut und wirksam für einen knappen Akt, sie ist durch ein abendfüllendes Werk zu Tode gehetzt.

Mario Mohr

Echo der Zeitungen

Gerhart Hauptmann

Zum 60. Geburtstag (15. November 1922)

„Deutschland begeht den sechzigsten Geburtstag Gerhart Hauptmanns. Ganz Deutschland? Das geistige Deutschland jedenfalls, darunter auch alle die, denen das Werk Hauptmanns nicht bedingungslos die Erfüllung ihrer Sehnsucht ist. Aber über Parteien und Meinungen hinaus empfinden doch alle, die ihn kennen, daß unter den Lebenden Hauptmann am ehesten etwas wie der Nationaldichter ist, derjenige, der die größte Fülle und das reinste Wesen zu geben hatte. Man wird streiten können, ob die geistige Formel des abgelaufenen Zeitabschnittes nicht von anderen Dichtern, etwa Dehmel, tiefer und metaphysischer gefaßt worden ist. Aber das Wesen des letzten Menschenalters fand den getreuesten Ausdruck und Abdruck in Gerhart Hauptmanns Werken."

(Dresd. Nachr. 485) Felix Zimmermann

„Wir grüßen heute in Gerhart Hauptmann den großen Dichter der menschlichen Güte, den großen Dichter des verstehenden Mitleids. Es lebt kein zweiter Dichter, bei dem Güte und Verstehen, Nächstenliebe und Mitleiden so sehr die starken Wurzeln aller künstlerischen Kraft sind. Die Worte klingen abgegriffen, altväterisch, und es scheint, als hätten sie uns modernen, ach so modernen, Menschen nichts mehr zu sagen, uns, die wir es zuletzt — nicht wahr? — so herrlich weit gebracht haben. Und doch: spricht man diese abgegriffenen Worte, die in ihrer Schlichtheit dem Zeitungsschreiber von heute kaum mehr in die Feder wollen, aus in Verbindung mit Gerhart Hauptmann — wie gewinnen sie da, mit einem Zauberschlage, plötzlich wieder Farbe und Leben! Und — glaubt mir! — die überlebten altväterischen Dinge, die diese Worte umschließen, hat die Welt niemals nötiger gehabt als gerade heute ... Sollten da nicht eigentlich gerade die, die sich fromme und gläubige Christen nennen, Gerhart Hauptmann besonders herzlich feiern? Oder fühlen etwa manche von ihnen doch, wie weit die tief innerlich erlebte und Tat gewordene Religion dieses jungen Herrnhuters von einst entfernt ist von ihrem Christentum des Buchstabens und des Lippendienstes? Die Religion dieses Dichters, der jüngst noch dem Schreiber dieser Sätze gegenüber sein reinstes Bekenntnis zum Christentum die — ‚Weber' nannte?"

(Nationalztg. 258) Konrad Haenisch

„Er wird einmal eine Legende sein. Mit seiner Heimat so verschmolzen, daß sein Leben und sein Werk zugleich Chronik seines Volkes sein wird. Schöneres Los kann Sterblichen nicht verliehen werden."

(Frankf. Ztg. 820 A.) Heinrich Simon

„Mensch, werde wesentlich, sagt Angelus Silesius, unser beider Landsmann. Wenn ich die sechs Jahrzehnte deines Lebens überblicke, so war es ein Weg zur Wesentlichkeit. Du suchtest deine geistigen Ahnherren, um zu dir

selbst zu gelangen. Du grubst und grubst, bis du deine Wurzeln freilegtest und zu dem Quellwasser deines Persönlichsten drangst. — Und immer bliebst du im Geheimnis deiner selbst, wie alle großen Erdenkinder, die nicht verarmen können, weil ihre Unausschöpfbarkeit, jedweder Offenbarung und Entäußerung zum Trotz, ihnen als ein Letztes verbleibt. Denn dieses ist Sinn und Bestandteil des Genies."

(Voss. Ztg. 541) Felix Hollaender

„In seelischer Erhebung blicken wir auf ein Lebenswerk zurück, das noch nicht abgeschlossen, aber schon in sich geschlossen liegt und zum Ring sich ründet, wie jedes geratene Kunstwerk. Gestehen wir es nur: erst die letzten Jahre, nicht zum wenigsten das letzte Jahr, haben uns den rechten Standort und Blickpunkt diesem gelebten Kunstwerk gegenüber angewiesen. Einerseits dadurch, daß die zusammenfassende Wiederaufführung seines ganzen Werkes eine überraschende Hauptmann-Renaissance brachte, die uns mit anderen Augen sehen lehrte und bisher unbeachtete Verbindungsfäden im Gewebe seines Wirkens aufglänzen ließ, neue Beziehungen aufwies, die zum Leben führten. Andererseits durch einige seiner letzten Werke, die gerade zu diesen Beziehungen den Schlüssel und die rechte Beleuchtung gaben."

(Tag, Unt. Rundsch. 15. Nov.) Karl Strecker

„Was er gedichtet und gestaltet, was er erschaut und erträumt hat, ist nicht größer, nicht mächtiger, nicht bedeutender als er und die Zeit, die ihn umgibt. Er kam aus ihr, blieb in ihr und mündete in sie. Er ist kein Künder großer Zeit von gestern und morgen. Dies soll nicht heißen: er ist kein historischer Dichter, sondern: er ist kein Mann von Historie. Er ist der Gestalter dessen, was zwischen seiner Geburt und seinem Tod ihm von außen und innen her geschah, von mehr nicht! Das Sozialistische, Realistische und Pragmatische einer Zeit umgrenzt ihn. Das Vor- und Hinausschreiten zum Mythos ist ihm versagt.

Ihm und uns! Er ist nicht der Erretter unserer Zeit aus ihrer Entgeistung und Entidealisierung. Er ist, nochmals gesagt, nicht größer als wir. Darum vielleicht ist die Liebe vieler zu ihm um so inniger. Aber was wir deutsch nennen nach jenem Walter von der Vogelweide, nach jenem Lessing, Schiller und Kleist, das rauscht bei seinem Namen aus Vergangenheit und Zukunft her nicht auf, das blüht nicht durch ihn, das glänzt aus ihm nicht mächtig über unseren Häuptern. Er ist ganz der unserige. Das ist die schmerzliche Resignation bei diesem Fest, das die Deutschen zu seinen Ehren feiern."

(Münch. N. Nachr. 457) Hermann Sinsheimer

Vgl. auch: Heinrich Taschner (Magdeb. Ztg. 574 u. a. O.); Max Fischer (Der Deutsche 258); Hermann Kienzl (N. Zür. Ztg. 1491 u. a. O.); H. W. Geißler (Münch. Augsb. Abendztg. 384); Paul Landau (Hannov. Kur. 535); Konrad Haenisch (Berl. Tagebl. 519); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 307); Max Hochdorf (Vorw. 540); Carl Anton Piper (Hamb. Nachr. 533); Friedrich von der Leyen (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 914); Siegmund Feldmann (Berl. Börs. Cour. 537); Emil Faktor (Berl. Börs. Cour. 536); Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 498); Julius Bab (N. Bad. Landesztg. 577); Fritz Engel (Bohemia 268); Karl von Felner (Kref. Ztg., Kultur 461); Arthur Kutscher (Allg. Ztg., München 47); Heinrich Wetterling (Berl. Tagebl. 507 u. a. O.); Alfred Biese (Mannh. Generalanz., Aus Zeit 6 u. a. O.); Alfred Maderno (ebenda); Fritz Hammer (ebenda); Karl Kreisler (Tagesbote für Mähren 499); Paul Rilla (Königsb. Hart. Ztg. Sonntagsbeil. 533); H. W. Keim (Düsseld. Lok. Ztg. 18. Nov.); Gustav Struck (Kasseler Allg. Ztg. 314); Will Scheller („Anna" ebenda); Paula Scheidweiler (Volksstimme, Mannheim, Saat 45); Heinrich Weinstock (ebenda).

Julius Bab: Hauptmann als Regisseur (Frankf. Ztg. 818 — 1 M.); Ella Mensch (Frauengestalten) (Germ. 592/3); M. Krischtschina: Hauptmann und das armenische Volk (Berl. Tagebl. 519).

Persönliche Erinnerungen: Julius Elias („Phantom") (Voss. Ztg. 536); Georg Hirschfeld (N. Bad. Landesztg. 580); Arthur Eloesser (Prag. Presse 315); „Meo" (Köln. Ztg. Lit. Bl. 788a); „Eine Selbstschilderung G. Hauptmanns aus dem Jahre 1891, mitgeteilt von Erich Reich (Arb.-Ztg. Wien 304); C. F. W. Behl „Fontane, der Entdecker Hauptmanns" (Nationalztg. 257).

Hauptmannliteratur: Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. Lit. Bl. 22); Monty Jacobs (Voss. Ztg., Lit. Umsch. ...); Karl Strecker (Tag 331); H. Jantzen (Königsb. Har. Ztg. Lit. Rundsch. 532); E. F. (Magdeb. Ztg. 579); t. (N. Zür. Ztg. 1492); N Zür. Ztg. (1510); Otto Baumgard (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 895); Hugo Bieber (Deutsche Allg. Ztg. 490).

Die Hauptmannfeier in Berlin: Berl. Börs. Cour. (538); Hauptmanns Rede (Voss. Ztg. 543); Haltung der Studentenschaft (Voss. Ztg. 542); Die Feier (Voss. Ztg. ...); Moritz Heimann (ein Toast) (Berl. Tagebl. 521); Friedr. Hussong (Berl. Lok. Anz. 509); Emil Ludwig (Antrede) (Nationalztg. 259); Max Meyerfeld (N. Zür. Ztg. 1...); Oscar Bie (Prag. Pr. 21. Nov.); Gustav Manz (Zeit, Zeitstimmen 172).

Aus Gerhart Hauptmanns berliner Rede:

„Man kann an die Zukunft der deutschen Literatur nicht denken, ohne an Deutschlands Zukunft zu denken, und an diese wird man mit Sorge denken. Unser Vaterland hat Zeichen einer Umbildung, deren rapides Tempo an den Verlauf eines Fiebers erinnert, und wir wissen nicht, welches Ende die gefährliche Krisis, zu der es hindrängt, nehmen wird. Wenn man in der Geschichte liest, so macht es allerdings den Eindruck, als ob Krisen im Völkerleben nicht die Ausnahmen, sondern die Regel seien. Oft genug scheint es, wenn äußere Krisen die inneren, innere Krisen immer wieder die äußeren ablösen, durchaus als Wunder, daß der Staat nicht zugrunde geht. Im Falle Roms ist er sogar trotzdem zu weltumspannender Herrschaft gelangt.

Einen solchen Weg freilich suchen wir nicht, denn dieser Weg ist ein Kreuzträgerweg, und für Sieger gleich wie für Besiegte, Herrscher und Beherrschte muß, zumal im Fall Roms die Dornenkrone als Symbol gelten. Einen solchen Weg suchen wir nicht. Welchen anderen suchen wir? Es gibt keine Frage im Gegenwartsleben, die heftiger umstritten wird. Weg hin, Weg her! Das höchste Ziel winkt jedenfalls auf dem Wege der Humanität, und auf diesem sind ganz allein die Künste des Friedens Wegbahner. Wesentlich friedlich sind die Künste, die Wissenschaften, die Religion, und hier ist es nämlich auf dem Wege der Humanität, wo das deutsche Schrifttum Gott sei Dank immer zu finden war und zu finden ist und zu finden sein wird in der Zukunft."

(Voss. Ztg. 543)

Zur deutschen Literatur

Der Wiederkehr des 10. November ist eine Reihe von Aufsätzen über Schiller zu danken. Über „Die drei des Novembers" (neben Schiller Luther und Scharnhorst) plaudert Franz Wugk (Tag, Unt. 328). — Schiller als Historiker behandelt Heinrich Peters (ebenda 326). — Über Schiller und die Tierwelt läßt sich Ernst Müller (Württ. Ztg. 262) vernehmen. — Schillers Handschuh als Wandersage behandelt Gustav Strömfeld (Stutt. N. Tagbl. 516). — Ebenda (519) geht Ernst Müller auf die im „Lit. Echo" XXIV, 955, 1209, behandelte Frage über Schillers Verhältnis zur Freimaurerei ein und bemerkt unter Erwähnung wertvollen Materials, die bislang vorliegenden Zeugnisse reichten nicht aus, um ein endgültiges Urteil zu fällen. — Mit Schillers „Musikalität" beschäftigt sich ein Aufsatz von E. Vanderstetten (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 895).

Über Hölderlin schreibt R. Krauß (Stuttg. N. Tagbl. 516). — Über neuere Behandlungen des Themas „Kleist und Kant" orientiert Heinrich Meyer-Benfey (Hannov. Kur. 526/7). — Eine Plauderei „E. T. A. Hoffmann als Jäger" findet sich (Münch. N. Nachr., Einkehr 44).

Eine Studie „Gottfried Keller und Bernhard Fries" — der Landschaftsmaler Fries gehörte zu Kellers Heidelberger Studienfreunden — gibt Paul Schaffner (N. Zür. Ztg. 1481

— Zum 25. Todestag von W. H. Riehl feiert K. O. den „Schöpfer der deutschen Kulturgeschichte“ (Tag, Unt. 333). — Einen Besuch bei Gertrud Storm schildert Ludwig Bäte (Kref. Ztg. 447). — Über Eduard Graf Keyserling und die neue Ausgabe seiner Schriften (S. Fischer, Verlag) äußert sich Carola Freiin von Crailsheim-Rügland aus tiefer Sympathie mit dem stimmungsstarken Erzähler heraus (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 583). — An Carl Busse erinnert Wilhelm Scharrelmann (Weserztg., Lit. Beil. 156) und sagt: „Mit einem ungewöhnlichen Formtalent begabt und von einem Menschentum erfüllt, das ihn denen, die ihn gekannt haben, allein schon unvergeßlich werden ließ, ist es ihm nicht vergönnt gewesen, zur vollen Auswirkung seiner reichen Gaben und seines reichen Wollens zu gelangen. Wenige Jahre nach dem frühen Hinscheiden seines Bruders Georg Busse-Palma, schickte sich der Tod an, auch ihm, dem Rastlosen, die Feder aus der Hand zu nehmen, die ihm selbst der Dienst an der Front nicht hatte entwinden können, und die lang ersehnte Heimkehr zu Weib und Kind wird ihm nach der Freude eines kurzen Wiedersehens zur ewigen Heimkehr.“ Vgl. Hans Benzmann (Zeit, Zeitstimmen 167).

Zum Schaffen der Lebenden

In „Il Secolo“ (7. Nov.) veröffentlichte F. de Roberto einen Aufsatz über Clara Viebig, „La Cassandra tedesca“, in dem nachgewiesen werden sollte, Clara Viebig habe den deutschen Zusammenbruch vorausgesagt. Dazu äußerte sich auf Ersuchen der Redaktion der Köln. Ztg. (807) Clara Viebig folgendermaßen: „Für die Übersendung des mailänder ‚Secolo‘ mit dem Artikel ‚La Cassandra tedesca‘ danke ich Ihnen bestens und besonders dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, auf diese tendenziösen Ausführungen, ich hätte in meinen Romanen ‚Das schlafende Heer‘ und ‚Die Wacht am Rhein‘ prophetisch das Schicksal Deutschlands vorausgesagt, zu antworten. Für die Leser Ihres Blattes ist eine Entgegnung auf solche unsinnigen Verdrehungen eigentlich überflüssig. Wissen diese doch, daß beide Werke historischgetreu die Schwierigkeiten schildern, die das emporblühende Preußen gehabt hat, seine neuangegliederten Provinzen sich auch innerlich zu eigen zu machen. Wenn ich dabei auf Fehler hingewiesen habe, auf Mißgriffe, die gerade ein Land wie Italien, das jetzt mit Tirol ganz ähnliche, nur zu berechtigte Schwierigkeiten hat, verstehen und beherzigen sollte, so zeugt das nur von einem unbestochenen historischen Blick. Die Tendenz meiner Bücher aber, wenn überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, ist die, daß die Liebe zum Land und seinen Bewohnern, mit der die neue Generation heranwächst, diese Verschmelzung schmerzlos und vollständig vollziehen würde. Hoffnungsvoll und siegessicher geht Helene v. Doleschall (im „Schlafenden Heer“) mit ihren Kindern, die in der Provinz Posen geboren sind, die das Land lieben von Jugend auf, ‚durch reifende Ähren der Ernte entgegen‘. — Und Josephine Rinke in der ‚Wacht am Rhein‘? Ist sie nicht gerade ein Produkt jener innigen Verbindung von Alt-Preußen und Rheinland, die das Thema des Romans bildet? Sie, die vom Vater des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur geerbt hat, ist so recht ein Typus der heutigen Generation des Rheinlands, einer Generation, die deutsch ist bis auf die Knochen und deutsch bleiben wird, mögen sich die hungrigen Raben auch noch so heiser nach dem fetten Bissen Rheinland schreien. — Und da trifft es sich merkwürdig, daß in einem londoner Blatt, „The Observer“, zwei französische Schriftsteller, Maurice Barrès und Pierre Mille, englischen Lesern auseinandersetzen, wie notwendig es für Frankreich sei, aus dem Rheinland einen Pufferstaat zu bilden, und daß das Rheinland dieses „Los-von-Preußen“ freudig begrüßen würde. Ich habe gerade den Herren eine Antwort erteilt, von der ich hoffe, daß die Loyalität des englischen Redakteurs sie seinen Lesern nicht vorenthalten wird. Sie zeigt auch den Herren in Mailand, daß eine deutsche Frau national denkt und empfindet, selbst wenn sie Verständnis und Gerechtigkeit für die Gedanken und Empfindungen anderer Nationalitäten besitzt und äußert.“

Des 60. Geburtstags von Adolf Bartels (15. Nov.) wurde mehrfach gedacht: Claus Wulf (Tag, Unt. 329); Felix Zimmermann (Dresd. Nachr. 484); Alfred Maderno (Mannh. Generalanz. 524); E. Krüger (Magdeb. Ztg. 579). Zimmermann schreibt: „Mit der heutigen Literaturgeschichtsschreiberei ist es so eine Sache. Die herrschende Hochflut ist kein gutes Zeichen für unsere Stellung zur lebendigen Dichtung. Mehr als je ersetzt den meisten das Urteil des Historikers das eigene Urteil und nimmt ihnen die Unbefangenheit des Genusses. Aber das Bedürfnis nach Überblick und Ordnung der Riesenmassen ist groß. Solche ordnende Arbeit vor allem hat Bartels geleistet, und er hat manchen glücklichen neuen Gesichtspunkt der geschichtlichen Betrachtung gefunden. So ist besonders seine Schilderung des ‚silbernen Zeitalters‘ unserer Dichtung und seine Würdigung der großen ‚poetischen Realisten‘ der sechziger und siebziger Jahre fördersam gewesen. Die Untugend des beständigen Polemisierens, der gewissen deutschen Schulmeisterei den Dichtern gegenüber, die nicht ganz artig gewesen sind, und andere rein künstlerisch empfindenden Menschen peinliche Nüchternheiten sind bei Bartels besonders fühlbare allgemeine Fehler. Demgegenüber muß sein Eintreten für Heimatkunst und Echtheit der dichterischen Persönlichkeiten in die Wagschale geworfen werden, um den hohen Wert seines mutigen Kampfes für Volkstum und Würde der Kunst voll zu empfinden.“

Zu Stefan Georges „Drei Gesängen“ (Bondi, Berlin) schreibt Hans Franck (Frankf. Ztg. 830 — 1 M.): „Und wieder hat der Einsamste unter den Einsamsten unserer Tage — den Dichtern — seine Stimme erhoben. Und nicht trotzdem er seiner Persönlichkeit einen Bezirk ganz außerhalb der Zeit abgegrenzt, sondern weil er, zum Ausdruck seines Urteils alle unmittelbaren Beziehungen zu den Wirren der Gegenwart überlegen gelöst hat, gelang ihm umfassendere tiefere Gestaltung der Not und der Sehnsüchte unseres Volkes als denen, die im Toben der Alltäglichkeit ihren Platz gewählt haben und vor unablässigem, aufgeregtem Sehen nicht zum Schauen kommen. Drei Gedichte, von denen nur eins mäßig umfänglich ist, gibt Stefan George in seinem neuen Werk. Und faßt doch, zurückschauend und vorausblickend, damit alles, was das Herz der Zeit bewegt. Gibt damit, wenn auch nicht seine stärkste Dichtung schlechthin, so doch seine stärkste Zeitdichtung. Denn nicht nur der eine oder andere hundertseitige Band mit Gegenwartslyrik, sondern hunderte von hundertseitigen Gedichtbüchern voller Zeitlyrik (darunter selbst die von vielgepriesenen Literaturjünglingen) werden durch die acht Seiten dieser ‚Drei Gesänge‘ Stefan Georges spielend aufgewogen.“ Einen kleinen Aufsatz über Frida Bettingen (Voss. Ztg., Lit. Umschau 549) leitet Fritz Schwiefert mit der Betrachtung ein: „Wilhelm Schäfer hat den Gedichten Frida Bettingens (bei Georg Müller, München) ein Vorwort geschrieben, in dem er sagt: ‚... mein Glaube ist, daß ... Frida Bettingen zu den wenigen deutschen Dichterinnen gehört, die durch die Stärke ihrer Menschlichkeit und durch die Höhe ihrer Kunst Anspruch auf dauernde Geltung haben. Ich reihe sie den Namen Droste-Hülshoff und Ebner-Eschenbach dankbar und bewundernd an.‘ — Es ist schön, daß ein Dichter von Rang und Rufweite beide Hände nach dieser bisher unbekannten (und nun sehr schnell bekannt gewordenen) Frau ausgestreckt hat, aber es hätte dieser Geleitung auch nicht bedurft. Diese Gedichte geleiten sich selbst, wie alles Starke rufen sie sich mit starker Stimme aus und zwingen vom ersten Verse an das Auge, eine breite, gegliederte und hoch gewölbte Gestaltung zu betrachten. Das ist der erste und zugleich ganz profunde Eindruck: Breite, Wölbung, Baumkronenhaftes. So ausgiebig wächst alles in dieser Lyrik, nicht geschleudert, nicht gestoßen und gespien, sondern sicher gehoben und in langsamen Intervallen hochgetrieben. Die deutsche Sprache hat sich in diesen Gedichten eine Architektur geschaffen, die auch da noch staunenswert ist, wo das Gedicht — als organische Einzelform — letzter Rundung und Geschlossenheit entbehrt.“ — Der Dichterin Herta Koenig widmet Josef Bernhart (Münch. N. Nachr. 455) einleitend die Worte: „Die wenigen Bücher Herta Koenigs sind wenig bekannt. Ein Zufall spielte mir das Bändchen ihrer ‚Sonette‘

(Inselverlag, Leipzig) in die Hand; ein starker, seit der ersten Berührung noch vertiefter Eindruck wies mich auf ihre Gedichtreihe ‚Blumen‘ (ebendort), danach auf die erzählenden Bücher ‚Emilie Reinbeck‘, ‚Die kleine und die große Liebe‘ und ‚Die Letzten‘ (alle drei bei S. Fischer, Berlin). Die Dichterin ist nicht überhört worden, ja ihre Sonette sind vergriffen, aber die hohe Schätzung, die jüngst noch Manfred Schroeter ausgedrückt, verlangt nach tieferer Begründung. Dies um so mehr, als die Gunst des Marktes heute noch den Aufgeregten sich zuwendet, Herta Koenig aber, als lyrische Dichterin, auf der Seite der ruhigen Kraft und Schönheit steht.“ — Unter der Überschrift „Die gepuderte Muse“ empfiehlt Alfred Klaar Ludwig Fuldas unter dem gleichen Titel im Propyläen-Verlag erschienene Rokokoanthologie als eine Führerin in den Geist der Zeiten.

Den Roman von Paul Schlesinger „Stefan und Elsa Hirrlinger“ (S. Fischer) rühmt Stein-Ruwarth (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 537): „Man wird, je nach Temperament, zu den Problemen des breit angelegten, in jedem Belang gehaltvollen Buches zustimmend oder ablehnend Stellung nehmen: in der Gepflegtheit seiner Sprache, der schweren Wucht seiner Skulptur und dem tiefen Kunstwillen seines Schöpfers gehört es fast in eine Reihe mit den Werken Thomas Manns. Und auch zu Keyserling, ja zu Fontane gehen Fäden, so ganz und gar original dieser erste, große epische Roman aus der Nachkriegszeit in seiner selbstbewußten Sicherheit auch ist.“ — Zu Mechthild Lichnowskys Roman „Geburt“ (Erich Reiß) bemerkt A. Sieburg (Stuttg. N. Tagbl. 520): „Das Buch als Ganzes ist, wenn es für einen Roman gelten soll, ungefüge, zu wenig gegliedert, vielleicht zu sehr auf intuitives Verstehen eingestellt. Es wird nur solchen Lesern nahe kommen, die von ähnlicher seelischer Struktur sind wie die Frau und der junge Mann dieser Geschichte, in denen man unschwer die Züge der Mechthild Lichnowsky erkennt. Die aber werden das Buch lieben.“ — Den Roman von O. A. v. Sien „Taian, der große Friede“ (Frankf. Soc.-Druckerei) empfindet G. v. K. (Frankf. Ztg. 808 — 1 M.) als wesentlich zur Kenntnis des modernen Chinas: „Unser menschliches Interesse wird durch eine feinsinnig in diese ganze Verwirrung hineingestellte Liebesgeschichte nur noch gesteigert. Die Verlegung der Schauplätze nach Kanton, Peking und Mittelchina gibt Gelegenheit, uns ganz China in seinen charakteristischen Vertretern vorzuführen. Die chinesischen Gespräche sind im Deutschen so richtig gegeben, daß die Kenner des Chinesischen die sie erfreuende Entdeckung machen werden, daß sie sich ohne weiteres direkt in das Chinesische übertragen lassen. Weiter kann die ‚Echtheit‘ schon kaum mehr getrieben werden! Ein hochinteressantes, aktuelles und reichste Belehrung in angenehmster Form bietendes Buch.“ — „Hansjörlis Fahrt nach dem Zauberwort“ von Meinrad Lienert (Huber & Co.) wird (N. Zür. Ztg. 1512) ein „schweizer Märchen aus unseren Tagen“ genannt und empfohlen. — Ebenda (1496) rühmt Eduard Korrodi Jakob Bührers Roman „Kilian“ Geist, Witz und Zorn nach, es sei ein ausnehmend spannendes Buch.

Eine wichtige Studie „Max Weber als Politiker“ bietet v. Schulze-Gävernitz (Frankf. Ztg. 815 — 1 M.) in Hinblick auf Webers im Dreimaskenverlag erschienene „Politische Schriften“. — In dem Streit um Spengler wird auch der Aufsatz von Paul Krannhals „Der Streit um Spengler“ (Rhein.-Westf. Ztg. 892) zu beachten sein. — Karl Hoeber empfiehlt (Köln. Volksztg. 862) die bei Herder, Freiburg, periodisch erscheinende, von Gustav Keckeis herausgegebene Jugendschrift „Der Fährmann“: „Ausgehend von der höchsten Vorstellung vom Wesen eines Jugendbuches hat der Herausgeber trotz der Ungunst der heutigen Verhältnisse in zähem Durchhalten ein einheitliches Werk geschaffen, das unseren Jungmännern zur Zeit der werdenden körperlichen und geistig-sittlichen Reife ein Weggenosse und ein Führer zu hohen und schönen Lebensidealen sein kann.“

Zur ausländischen Literatur

Die durch Alois Brandls „Shakespeare“ wachgerufene Frage nach dem Nachlaß Shakespeares behandelt nun auch Albert Ludwig (Frankf. Ztg. 811 — 1 M.) (vergl. „L. E.“ XXIV, 907). — Über Percy Bysshe Shelley gibt Alfred Wolfenstein, der Shelley-Übersetzer, einen Aufsatz (Berl. Börs. Cour. 539). — Über John Galsworthys Stellungnahme zu Josef Conrad, den er sehr hoch einschätzt, berichtet Robert Saudek (Prag. Pr. 307). — Den Amerikaner Waldo Frank [?] ford feiert Max Hayek als Erzieher (Prag. Pr., Dichtung 49).

Casanovas Memoiren charakterisiert Alexander von Gleichen-Rußwurm (Berl. Tagebl. 525).

Ein Abschnitt aus dem „Voltaire“ von Georg Brandes „Voltaire und Friedrich d. Gr.“ wird (Berl. Tagebl. 527) bekannt gegeben. — Über die von Gabriel Hanotaux veranstaltete Dokumentensammlung zu Balzacs Liebe zu Madame de Berny ergeht ein Bericht (Prag. Pr. 314). — Paul Verlaines Beichte nimmt Emil Szittya (Berl. Börs. Cour. 545) zum Thema. — Über Charles Louis Philippe und die deutsche Ausgabe seiner Werke im Inselverlag schreibt Erich Marcus (Berl. Tagebl. 508). — Über neue französische Zeitschriften (darunter das „Literarische Echo“ Frankreichs „Les Nouvelles Littéraires“) wird (‚Moderne deutsche Literatur im Ausland“ [Berl. Börs. Cour. 540]) Auskunft gegeben. — Nachrufe auf Alfred Capus liefern Paul Block („Der Philosoph auf dem Bürgersteig“, Berl. Tagebl. 512) und der pariser Korrespondent der N. Zür. Ztg., der (1464) schreibt: „Capus verkörperte als Journalist den Typus des ‚Boulevardiers‘, des Journalisten, dem man bei allen Generalproben, allen offiziellen Empfängen, in den wichtigen Kammersitzungen wie in den öffentlichen Sitzungen der Akademie begegnet. Seine geschliffenen Urteile, seine Bonmots gab man sich weiter. Mit der Spezialisierung, die auch den Zeitungsdienst mehr und mehr erfaßt, verschwindet dieser Journalistentyp der alten Schule; man hat keine Zeit mehr zum Flanieren, oder man fürchtet, nicht ernst genommen zu werden. Alfred Capus war ein Meister in der Kunst des kurzen Artikels, des sogenannten ‚Editorial‘, das der Chefredakteur mit dem bekannten ‚Figaro‘-Signet, dem F, das ein Federkiel kreuzt, versieht. Es ist die Kunstform, die mit wenig Worten gewichtige Dinge sagt und auf die Stilistik des klassischen Leitartikels verzichtet. Was seinen Artikeln, die scheinbar so einfach waren, Bedeutung und Tiefe gab, war das Durchschimmern eines philosophischen Untergrundes. Es ist immer eine Ehre für einen Journalisten, wenn man auch in seiner so vielseitigen und ephemeren Tätigkeit eine allgemeine Richtlinie findet und die Erinnerung an ihn bewahrt. Was die Lektüre der fünfzig bis sechzig Zeilen, die Capus alltäglich im ‚Figaro‘ schrieb, für Politiker, Publizisten wie für den Mann der Straße anziehend machte, das war die Intelligenz, die praktische Gescheitheit, die weise Mäßigung. Der Unterrichtsminister Léon Bérard nannte Capus einen der besten politischen Philosophen Frankreichs.“

Amüsant plaudert Herm. Hiltbrunner über Ibsens Garderobe, die sich in der kleinen Apotheke in Grimstad aufbewahrt findet (N. Zür. Ztg. 1479). — Über Strindbergs Briefe an seine dritte Frau Harriet sind auf Grund der Studie von Olof Molander „Harriet Bosse“ (H. Haessel, Leipzig) (Hamb. Nachr. 534) Auskunft gegeben.

Der Dichterin Eliska Krásnohorská widmet Jan Jakuber anläßlich ihres 75. Geburtstages (18. Nov.) eine Studie (Prag. Pr. 316), in der es heißt: „In der Poesie der Krásnohorská wird die Vollkommenheit ihrer Form allgemein anerkannt. In dieser Beziehung übertrifft sie alle Vorgänger und Zeitgenossen. Kein geringerer als Vrchlický, ihr früherer Widersacher, der große Formkünstler, sprach ihr diesen Vorzug zu. Er schrieb eine umfangreiche, verständnisinnige Analyse ihres dichterischen Werkes in der Zeitschrift ‚Osvěta‘ 1907. Deutsch hat einen lesenswerten Aufsatz über Krásnohorská gleichfalls zu ihrem 60. Geburtstage Jar. K. Doležal in Jagičs Archiv für slawische Philologie 1907 veröffentlicht.“

Über Rabindranath Tagores Universität Santiniketan gibt Heinrich Meyer-Benfey, der als Dozent dahin berufen wurde, Auskunft (Frankf. Ztg. 824 — 1 M.).

„Deutsche Schriftsteller Anno 1922" (Tatsachen!) von Karl Birne (Frankf. Ztg. 823).

„Betrachtungen zur Psychologie des Volksmärchens" von Otto Bringezu (Wes. Ztg., Lit. Beil. 156).

„Tirol, ein Buch" von Anton Dörrer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 44).

„Neue Literatur zur Zeitungskunde" von Karl d'Ester (Köln. Volksztg. 853).

„Der Tausch von Bühne und Leben" von C. Godwin (Rhein.-Westf. Ztg. 909).

„Aphoristische Zukunftsmusik" (Johannes Nacht: „Pflugschar und Flugsame", Berlin, Concordia) von Kurt Walter Goldschmidt (Berl. Börs. Cour. 547).

„Aktuelle Dramaturgie" von Herbert Jhering (Berl. Börs. Cour. 545).

„Kritik der Ekstase" von Felix Langer (Berl. Tagebl. Lit. Rundsch. 527).

„Von der Aufgabe des Bühnenleiters" von Ernst Martin (Kref. Ztg. 436).

„Das russische und das deutsche Kunstideal" von Karl Koetzel (Hannov. Kur. 538/9).

„Drama und Theater" von Erik Reger (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 914).

„Die literarische Schweiz" von Jakob Schaffner (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 515).

„Katholische Autoren und katholisches Theater" von A. Thelemann (Germ. 598).

„Literarische Revolutionen" von Albert Malte Wagner (Berl. Börs. Cour. 535).

Echo der Zeitschriften

Wissen und Leben. XVI, 3. In seinem Aufsatz „Der Kampf zwischen Großstadt und Provinz in der deutschen Literatur" sucht Robert Faesi den Ausgleich in dem Ausblick auf die Zukunft:

„Nicht das drängende Proletariat, das durch die Großstadt selbst Schaden genommen, nicht die dumpfen und unerschlossenen Volkskräfte der Provinz, denen der Sauerstoff des Geistes fehlt, werden der Zukunft und ihrer Dichtung den Heilsweg weisen, sondern starke Menschen, einzelne, die auch noch Volk sind, so gut wie die größten zuvor, die die ewig menschlichen Natur- und Seelenkräfte in ihrem Blute mitbringen, aber zum Träger des geistigen Besitzstandes machen. Der Weg der Kultur führt nicht an der Großstadt vorbei, sondern durch sie hindurch.

Das Wert- und Dauerhafteste der letzten deutschen Dichtergenerationen war weder nur-völkisch noch nur-großstädtisch. Beide Prinzipien werden lebendig bleiben und selbständige Werke zeugen. Doch wie Verhaeren, der Sommers in der Provinz, Winters in Paris lebte, der Sänger der flämischen Erde und des brausenden Weltstadtverkehrs wurde, ohne auseinandergerissen zu werden, wie Gerhart Hauptmann von Zola und Keller zu kommen scheint, Stammhaftes und Zeithaftes in seinen besten Werken verbindet, wie Unzählige, ja gerade die Besten, eine Doppelwurzel in die Bezirke der Seele und des Geistes senken, so ist eine Versöhnung der Gegensätze durchaus vorstellbar. Vielleicht wird im größten Genius von Provinz und Großstadt so wenig zu spüren sein, wie jetzt schon in der rund geschlossenen, statisch-ruhigen, maßgebenden Persönlichkeit Stefan Georges, der die Idee des Dichters über alle Zeitbedingtheiten wieder in die Region religiöser Weihe gerückt hat, oder wie in der heroischen Höhenwelt Spittelers. Vielleicht aber rafft eine stärkste dichterische Potenz, ohne wie Dehmel oder Strindberg mit dem einen Fuß im Chaotischen stecken zu bleiben, als geeinte Zwienatur mehr von den Gegensätzen der Epoche in eine gewaltige Synthese herein.

Soviel ist jetzt schon gewiß: die lebendigsten und edelsten unter den Berufenen arbeiten, nicht mit dem Gehirn bloß, sondern aus den Tiefen ihres Wesens, jeder auf seine Art, an der Überwindung der Nurzivilisation, der Mechanisierung und Entgötterung des Lebens. Auf der ganzen Linie — und das gilt für alle Künste und ganz Europa — folgt der Erkenntnis der Zeitübel die Abkehr von ihnen, die Neubildung religiöser, metaphysischer, kultureller Werte. Eine starke Gläubigkeit an absolute, dauernde Mächte, eine Neuempfindung des Lebenszusammenhanges und der Lebensheiligung greift um sich. Die Schwierigkeiten und die Möglichkeiten sind größer als je; wenn eine neue Bindung und Hochzeit von Seele und Geist gelingt, so kann sie auch eine hohe Zeit der Dichtung werden."

Preußische Jahrbücher. CLXXXX, 2. Josef Nadler versucht Gerhart Hauptmanns menschliche und dichterische Eigenart aus dem landschaftlichen und völkischen Charakter Schlesiens heraus zu begreifen:

„Wie die erlebte Wirklichkeit der Einzelgestalten, so wurzeln auch Gerhart Hauptmanns stoffbildende Probleme in der geschichtlichen Masse des ostmitteldeutschen Raumes, vor allem das eine, das in den „Webern" mit breiter Fülle zur Anschauung kommt. Die soziale Einstellung des Dichters findet wohl durch die allgemeinen zeitgenössischen Strömungen Bestätigung, aber keine Erklärung. Denn erklären heißt Ursachen finden. Man braucht dabei nicht einmal zu betonen, daß der Dichter mit dem schulmäßig und parteigerecht geformten Sozialismus seiner Frühzeit nichts zu tun hatte. Die Breite, das Nebeneinander vermag nur Tatsachen zu erhärten. Erklären, begründen lassen sie sich nur aus der Tiefe, aus dem Nacheinander. Und das ist auch hier die schicksalhafte Anlage ostmitteldeutschen Volkes und seiner gesellschaftlichen Zustände. Durch seine Ahnen, die nachweisbar Weber waren, ist der Dichter nicht bloß biologisch, sondern auch sozial mit der Problematik des Raumes verknüpft. Schon dadurch, daß Hauptmanns Sozialgefühl keineswegs auf umgestaltende Tat gerichtet ist, sondern sich in einem teilnehmenden Mitleiden erschöpft, verrät sich die ostmitteldeutsche Geistigkeit in seiner Stellungnahme. Und es ist ein raumentlegener, zeitferner, ein geschichtlich gebundener Stoff, „Florian Geyer", an dem Hauptmann den mißlungenen Versuch machte, Sozialgefühl in Willen und Tat umzusetzen. Und dennoch über ein echt mitteldeutsches breites Ratschlagen und Planen und Vorausgenießen dessen, was man einmal tun will und doch nie tun wird, weil man sich in wortreichen Vorsätzen ausgibt, geht es auch in dieser Tragödie nicht hinaus. Man schöpfe aus dem Aufruhr der Weber keine Gegengründe. Das ist kein willensbewußtes, zweckbestimmtes Handeln, sondern ein blinder Ausbruch besinnungsloser Not und zeugt gerade von mitteldeutscher Art. Von der Sorte, vereinzelte Aufläufe mit zwanzig Toten, haben wir im deutschen Böhmen genug gesehen. Hauptmanns Teilnahme am sozialen Problem ist rein sittlich religiös betont, im Sinne der beiden geschichtlichen Mächte des ostmitteldeutschen Kulturkreises, die dem gedämpften, stillen, leidenstarken Wesen dieses Volkes so gemäß waren: humanitas und Brüdergedanke. Hat jene in der humanistischen Bewegung des Raumes während des 14. und frühen 15. Jahrhunderts Ausdruck gefunden, so diese in der Brüderbewegung zu beiden Seiten des Gebirges, und gerade der sittlich religiöse Innenkern der Herrnhuter Gemeinde hat mit seinen frischen Schößlingen Hauptmanns Wesen, soweit seine Werke dafür ein Zeugnis sind, nach allen Seiten durchwachsen. Da der Dichter von Rußland her so stark beeinflußt wurde und noch weit stärker auf Rußland zurückwirkte, müssen hier gewisse Gemeinsamkeiten einer deutschslawischen Seelenlage im Spiele sein, die im ostmitteldeutschen Grenzgebiet weit

sicherer vorauszusetzen als im einzelnen nachzuweisen sind. Ohne gleiche seelische Spannung sind so tiefe und weite geistige Wechselwirkungen unbegreiflich. Das soziale Problem des Dichters, dessen Eigenart erst im geschichtlichen Lichte des ostmitteldeutschen Kulturkreises aufleuchtet, ist nur Teilerlebnis einer im Innersten religiös gestimmten Seele. Und diese gläubige Seelenlage ist im wesentlichen ostmitteldeutsch."

Hellweg. II, 45. Zu Gerhart Hauptmanns Auseinandersetzung mit dem Christentum schreibt Paul Schulze-Berghof:

„Deutsche Romantik und deutscher Glaube gehören von je zusammen, und die sittliche Auseinandersetzung mit dem Christentum und der Person Christi ist wesentlich für die romantische Dichtung. Auch Hauptmann ist dieser persönlichen Lebensfrage, dieser Wesens- und Weltfrage unserer Zeit nicht aus dem Wege gegangen. Und wie er sich mit ihr in seinem Roman „Der Narr in Christo" auseinandersetzt, das ist entscheidend für des Dichters geistige Abhängigkeit von dem Glauben und Unglauben seiner Zeit und öffnet uns die Pforten zu den innersten Gründen seines Wesens. Denn was uns dieser Emanuel Quint, der ja nur Spiegelbild und Maske für die mystische Natur des Christ im Dichter ist, durch sein Leben und Schicksal als inneres Erlebnis aufzwingt, ist die Erkenntnis, daß der „reine Christ" in unserer Zeit und Gesellschaft nur möglich ist, wenn er als Narr durch die Welt geht, als verlachter und verspotteter, gehaßter und verfluchter, getretener und geschlagener Narr, der für die christliche Gesellschaft, für Kirche und Staat das Kainszeichen des Antichrist an der Stirn trägt. Und nicht nur die Person Christi als Mensch unserer Zeit und Gesellschaft wird in der Weise als eine soziale Unmöglichkeit dargestellt, sondern das Christentum selbst wird im Sinnbilde zu einem einzigen großen historischen Irrtum, zu einem Krampf und Wahn der Enterbten, zur mehrtausendjährigen Kulturlüge und Krankheitsgeschichte der europäischen Menschheit. Die geistigen Selbsttäuschungen und moralischen Irrtümer, die ganzen leibgeistlichen Verwüstungen der christlichen Lehre bis zu den flagellantischen Krankheiten glaubenseifriger Zeiten des Mittelalters sind in dieser Sektierergeschichte im schlesisch-böhmischen Winkel meisterhaft dargestellt. — Für mich ist die Dichtung das stilistisch einheitlichste und geistig bedeutsamste Werk aus der realistisch-romantischen Doppelnatur des Dichters heraus und nach ihrem Persönlichkeitsgehalt und sinnbildlichen Zeitcharakter Hauptmanns meisterhafte Gipfelleistung in seinem Lebenswerk. Der Narr in Christo ist auch das einzige Werk Hauptmanns, in dem die luziferische Dämonie des Dichters und der Zeit wenigstens am Horizonte hin und wieder wetterleuchtet, wo sonst der ganze Hauptmann in seiner Leidenschaft zum Unbedingten und Unbegrenzten geradezu philiströs gemessen und von einer wahren Durchschnittstugendboldigkeit in seinen Gestalten ist. Er kennt auch vor dem himmlischen Feuer im Herzen des Christo und seinem heiligen Geiste schließlich nur den Dionysos im Blute als Teufelchen der kleinen Leute und armen Geister, aber nicht den Dionysos im Geiste, den Prometheus des göttlich glühenden Herzens als Menschenbildner, und darum müssen für Hauptmann Botschaft und Wesen, Erscheinung und Wirkung Christi in der Welt letzten Endes eine Narrheit bleiben — aus dem wissenschaftlichen Gedanken der Zeit heraus und gegen seine eigne innerste Seelennatur, ihm, dem Dichter eines abtrünnigen Zeitalters und kleinen Bruders von Julian Apostata. —"

Österreichische Rundschau. XVIII, 21/22. In Hans Reisigers Aufsatz „Gerhart Hauptmann zu Ehren" liest man:

„Indem Hauptmann im Erwachen seiner Kräfte, alles Überkommene abwerfend, die Atmosphäre seiner lebendigen Gegenwart zum ersten Male ins Schöpferische erhob, schuf er auch sich selber die innere Freiheit von der Fülle der ihn umdrängenden Leidensschatten, die er mit seinem Blute zum Reden beschwor.

Hatte sich der Dichter von seinen Leiden um das geschändete Menschenbild fast bis zu eigener körperlicher Zerrüttung erschüttern lassen, so trieb nun die gesunde Kraft des Leibes und der Seele, die ihn zum Ertragen und Gestalten solchen Leidens befähigt und wie ein starkes Ackerfeld unter den Gewitterwolken geruht hatte, alle ihre Säfte in Schöpfungen empor, die die gottgewollte Herrlichkeit des Menschen verkünden. Der Traum des Daseins, von einem Starken geträumt, führt zu allen Wundern des Werdens und der Zeugung: Die Gestaltung des Menschenbildes im Geiste wahrhaften Schöpfers hat ihre ewige Blutsbeziehung zur leibhaftigen Erschaffung des Menschen; verborgen in ihr schwingt immerdar der Mythos mit, der ja nichts anderes ist, als dichtendes Anschauen des Menschen inmitten überpersönlicher Mächte.

Man hat von dem christlichen und dem heidnischen Element in Hauptmann gesprochen. Beide sind im lebendigen Grunde seines Wesens eins. Wohl ist er von der christlichen Grundforderung wahrer Nächstenliebe allezeit bis ins tiefste bewegt worden. Er selber hat mehr als einmal den bitteren Todeskelch in seiner Seele geleert, den er so vielen seiner innigsten und erschütterndsten Gestalten um schuldloser Leidensschuld willen an die Lippen zwang. Die versunkene, von Totenhand gerührte Glocke mitleidenden Gewissens dröhnte auch ihm furchtbar in das panische Frühlingsgewitter höchster Menschenfreiheit auf Bergen. Die fast zur Narrheit entstellte Qual dessen, der nur Bruder zum Menschen sagen will, durchwühlte auch ihn bis in jene Tiefe, aus der mit irrer Verzücktheit die wehe Gestalt des Quint emporsteigt, die heilige Bettlerschale haltend, die auch Prospero magisch in königlichen Händen trägt."

Die Wage. III, 40. Hanns Margulies glaubt nicht („Der politische Gerhart Hauptmann"), daß die Hauptmannsfeiern tiefer ins Volk gegriffen haben, und hält nach den Gründen solchen Versagens Umschau:

„Nein, das Festjahr Gerhart Hauptmanns wirkt nicht überzeugend. Die spontane, schäumende, die selbstverständliche Begeisterung ist nicht da. Dies zu offenbaren hätte gewiß vermieden werden können, hätte sich diese fast symbolisierte Geburtstagsfeier auf die Festlichkeit des einen Tags beschränkt. Diejenigen aber, die den Gedanken eines Festjahrs zu verwirklichen trachteten, haben das Wichtigste, den Widerhall dieser Idee, zu wenig berücksichtigt, die Wechselbeziehungen zwischen dem Jubilar und seinem Volk zu wenig geprüft, haben übersehen, daß zwar Gerhart Hauptmann unbestreitbar der größte lebende Dichter des deutschen Volkes ist, sein Volk sich dessen aber weder bewußt ist, noch auch einen Wert darauf legt. Das ist keine Erscheinung, die nur durch die politische und wirtschaftliche Notlage erklärt wird. Es ist eine davon völlig unabhängige, feststehende Tatsache, die aus dem Wesen des deutschen Volkes und aus dem seiner Dichter leider zu deuten und zu verstehen ist.

Vor allem einmal: Für wen schreibt der heutige Schriftsteller, der heutige Dichter? Wenn wir uns keinen blauen Dunst vormachen wollen, müssen wir feststellen: Für die Wenigsten. Denn konnte man vor Jahren wenigstens noch annehmen, daß doch immerhin ein nicht gar zu kleiner Kreis von Menschen vorhanden war, der sich soweit ernsthaft mit Literatur beschäftigte, daß er die Produktion verfolgte, sich auch mit ihren und den durch sie aufgeworfenen Problemen beschäftigte, so muß man jetzt zugeben, daß dieser Kreis schon dadurch, daß er meistens aus Menschen bestand, die heute einfach nicht mehr in der Lage sind, die dafür notwendigen Mittel aufzubringen, gewaltig zusammengeschmolzen ist. Aber weiter noch. Eine reinliche Scheidung zwischen den beiden Geistesrichtungen, die das Deutschland von heute beherrschen, macht sich immer deutlicher geltend. Und in dem Kampf zwischen Weimar und Potsdam haben die Rathenaumörder auf der ganzen Linie gesiegt. Der Schulmeister, der angeblich im Deutsch-Französischen Krieg den Krieg gewann, ist von dem unsterblichen, wenn

h besiegten Unteroffizier des Großen Friedrich zu Boden
rampelt. Das, und kein anderes, ist das unverschleierte
d des deutschen Geistes von heute.

Daneben, nicht darüber, wie man glauben machen
chte, steht die ganz kleine Schar der Dichter und Denker
ihren Lesern und Anhängern, die auch wieder in
meisten Fällen nicht Artfremde, sondern selbst Schöpfe-
he sind. Die deutsche Literatur ist also auf dem
echtesten Wege, verwesungsatmende Inzucht zu treiben.
d in diese Zeit des scheinbar unaufhaltsamen Nieder-
gs fällt nun die Geburtstagsfeier Gerhart Hauptmanns,
weithin Letzten von Weimar. Ist es da noch verwunder-
, wenn sie nicht so ausgefallen ist, wie sie sollte? Wenn
nur die begrenzte Anerkennung eines Dichters geblieben
d nicht, darüber hinaus, eine überzeugende Manifestation
licher Kultur, dem ganzen Volk zur Ehre, geworden ist?"

Stimmen der Zeit. LIII, 2. Das Wesentliche der Persönlichkeit von Alban Stolz sieht Peter Lippert S. J. in dem Widerstreit festgewurzelter Jugendeindrücke und ständig neuer Energien:

„Die Quelle all dieser starken und widerstreitenden Bewegungen, die in der Seele von Alban Stolz miteinander rangen, lag in einem unausgeglichenen ‚Spannungszustand zwischen seiner ungewöhnlich tiefen und schöpferischen, aber auch naturhaften Innerlichkeit und der halb bewußten Flucht vor diesen inneren Schicksalen, die ihm wegen ihrer naturhaft überwältigenden Kraft, wegen ihrer zerreißenden und unberechenbaren Dämonie Grauen und Angst einflößten.

Alban Stolz war ein Mensch von höchst gesteigerter Eindrucks- und Empfindungsfähigkeit. Alle Erfahrungen Erlebnisse, Schicksale, Menschen und Dinge übten einen bis in die Tiefen seines Wesens reichenden Stoß auf sein Seelenleben aus. Selbst ganz unscheinbare Dinge, Farbentöne und Klänge, die von anderen ganz unbeachtet bleiben, wirkliche Kleinigkeiten, die andere, nüchterne Gemüter wieder kalt lassen oder gar stören, konnten ihn bis zu Tränen ergreifen. Besonders aber bei unangenehmen Ereignissen war es ihm, als würde ‚Scheidewasser auf sein Herz gegossen'. Am tiefsten drangen naturgemäß die Eindrücke und Erschütterungen der Jugendzeit. Die Bilder seiner heimatlichen Landschaft, die Erlebnisse elterlicher Liebe und Autorität, die religiösen Erfahrungen nach ihrer lichten und düsteren Seite müssen auf seine sensible Seele mit besonderer Gewalt gewirkt haben, da sie ja überhaupt den Menschen lebenslang beeinflussen. Die Schwingungen einer Kindesseele sind denn auch nie ganz zur Ruhe gekommen: Seine Religiosität blieb für immer stark beeinflußt von den Vorstellungen, mit denen in Kindestagen die Religion ihm nahegebracht worden war, von den strengen Gedanken an Sünde und Tod. Das Frauenideal, das er zeitlebens in der Seele trug, war das Bild seiner dienenden, unerschöpflich geduldigen und sich opfernden Schwester Sophie.

Alle die Stöße, die auf eine so bewegliche und empfängliche Seele wirkten, setzten sich nun aber in immer neue Energien um und brachen dann in neuer Gestalt aus ihm hervor, so daß Stolz selbst das Gefühl hatte, als erschaffe er sich selbst die Außenwelt nach den Gesetzen seiner eigenen Innerlichkeit: ‚Ich bin mir selbst die Welt, aus der alles für mich sproßt'."

Der Türmer. XXV, 2. „Was sind uns Tolstoi und Tagore?" Heinrich Lilienfein antwortet:

„Weder der große Russe, noch der einschmeichelnde Inder können uns in der seelischen Not dieser Zeit Führer und Erlöser sein. Ist nicht letzten Endes dies fast hysterische Sehen und Rufen nach neuen geistigen Führern mit ein Zeichen unserer deutschen Ohnmacht und Unselbständigkeit? Ist es schon betrüblich, daß wir in, wie es scheint verewigter Würdelosigkeit nicht nur in ganz Europa, sondern in allen Erdteilen Gedanken aufstöbern, die uns größer und reiner, aber leider ungekannt, längst von unseren eigenen Denkern geschenkt wurden — so ist es fast noch beschämender, daß wir überhaupt wieder und wieder auf Erlöser harren, statt endlich in tätiger Erlösung jeder bei sich selbst anzufangen."

„Albert Trentinis ‚Goethe'." Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVI, 2).

„Kampf um Tell?" Von Hermann Dannenberger (Die Scene XII, 11).

„Hölderlin und Diotima." (Der Türmer XXV, 1.)

„Kleists Hermannschlacht." Von Friedrich Gundolf (Österreichische Rundschau XVIII, 21/22).

„Joseph von Eichendorff." Von Hans Brandenburg (Deutscher Pfeiler II, 7).

„Johann Nestroy." Von Leopold Schönhoff (Rheinische Thalia I, 1).

„Zwei ungedruckte Briefe von Joseph Viktor von Scheffel." Von Hans Knudsen (Die Gartenlaube 1922, 45).

„Karl Storck." Von Adolf Dyroff (Der Türmer XXV, 1).

„Kolbenheyer." Von Eberhard Borsche (Deutsches Volkstum 1922, 11).

„Die Entstehung des ‚Olympischen Frühling'." Von Karl Spitteler (Schriftsteller-Zeitung Geistiges Eigentum XX, 1).

„Bischof Dr Paul Wilhelm v. Keppler." Von Adolf Donders (Literarischer Handweiser LVIII, 11).

„Hauptmann und das deutsche Volk." Von Alfons Fedor Cohn (Die Glocke VIII, 33).

„Gerhart Hauptmann. Der Dramatiker im Spiegel der deutschen Volksseele." Von Friedrich Düsel (Kunstwart XXXVI, 2).

„Gerhart Hauptmann." Von Hans Gäfgen (Ostdeutsche Monatshefte III, 8).

„Zur Gerhart-Hauptmann-Literatur." Von Ferdinand Gregori (Die Scene XII, 11).

„Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk." Von R. G. Haebler (Baden-Badener Bühnenblatt II, 127/128).

„Über Gerhart Hauptmann." Von Moritz Heimann (Die Weltbühne XVIII, 46).

„Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk." Von Georg Kleibömer (Deutsches Volkstum 1922, 11).

„Gerhart Hautmann und Goethe." Von Hans Knudsen (Die Scene XII, 11).

„Gerhart Hauptmann." Von Heinrich Mann (Die Wage III, 39).

„Versunkene Glocke und Ketzer von Soana." Von Julius Petersen (Preußische Jahrbücher CLXXXX, 2).

„Zu Gerhart Hauptmanns sechzigstem Geburtstag." Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 2).

„Gerhart Hauptmann und der Expressionismus." Von Oskar Walzel (Preußische Jahrbücher CLXXXX, 2).

„Gerhart Hauptmann." Von Hermann Wendel (Die Glocke VIII, 33).

„Jakob Boßhart." (Der Wächter V, 10.)

„Adam Müller-Guttenbrunn. Zu seinem siebzigsten Geburtstag am 22. Oktober 1922." Von Ferdinand Ernst Gruber (Der Türmer XXV, 2).

„Die ewige Wiederkehr. Ibn Chaldun und Oswald Spengler." Von Alois Dempf (Hochland XX, 2).

„Rudolf Steiner als Typus moderner Religiosität." Von Viktor Engelhardt (Die Neue Zeit XL, 7).

„Rudolf G. Binding." Von Franz H. Staerk (Baden-Badener Bühnenblatt II, 127/128).

„Agnes Miegel und ihre Ballade." Von Anton L. Mayer-Pfannholz (Hochland XX, 2).

„Regina Ullmann." Von Waldemar Jollos (Wissen und Leben XVI, 3).

„Der Dichter Rudolf Paulsen." Von Erich Bockemühl (Der Türmer XXV, 1).

„Blüher als Schicksal." Von Fritz Blüher (Proteus 1922, 1).

„Hanns Meinke." Von Hanns Martin Elster (Die Neue Dichtung [V. Jahrg. Die Flöte] 1922/23, 2).

* * *

„Zur Shakespearefrage." Von Karl Bleibtreu (Der Türmer XXV, 2).

„Über den Geist der neueren englischen Literatur." Von Karl Arns (Der Gral XVII, 2).

„Stendhal als Chronist." Von René Louis Doyon (La Revue Rhénane III, 2).

„Zum fünfzigsten Todestag Théophile Gautiers." Von Gerard Bauer (La Revue Rhénane III, 2).

„Strindberg und der Katholizismus." Von Paul Klein S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 2).

„Björnson und das Wesen seiner Kunst." Von Karl Theodor Strasser (Der Bücherfreund X, 3/4).

„Ottokar Brezina." Von Herbert Steiner (Der Lesezirkel X, 2).

„Alexander Blok [1850—1921]." Von Benno Nessel-strauß (Der Lesezirkel X, 2).

„Das russische Gesicht." Von Alfons Paquet (Österreichische Rundschau XVIII, 21/22).

* * *

„Das ‚Große salzburger Welttheater'." Von Leopold Andrian (Hochland XX, 2).

„Das deutsche Thea er in K ngreßpolen." Von Theodor Bussy (Ostdeutsche Monatshefte III, 8).

„Über das gegenwärtige deutsche Theater." Von Hanns Martin Elster (Die Neue Dichtung [V. Jahrg. Die Flöte] 1922/23, 2).

„Bemerkungen zum heutigen Drama." Von Manfred Schneider (Deutscher Pfeiler II, 7).

„Das katholische Drama." Von Joseph Sprengler (Hochland XX, 20).

„Neue Wege der deutschen Dramaturgie." Von Georg Gustav Wiesner (Die Scene XII, 11).

* * *

„Unsere geistige Not." Von Bruno Bauch (Der Türmer XXV, 1).

„Der Volkshochschulgedanke." Von Wilhelm Flitner (Vivos voco III, 3/4).

„Die geistigen Grundlagen der neuen Dichtung." Von Hans Franck (Die Scene XII, 11).

„Bildung und Katholizismus." Von Hans Grundei (Literarischer Handweiser LVIII, 11).

„Schöpfung und Gestaltung in deutscher Lyrik." Von Franz Heyden (Deutsches Volkstum 1922, 11).

„Das Problem der christlichen Kunst." Von Georg Lill (Hochland XX, 2).

„Das deutsche Wörterbuch in Not." Von Wilhelm Matthiessen (Der Wächter V, 10).

„Romantisches Neuland?" Von Oskar Meister (Der Wächter V, 10).

„Geschichte und Dichtung." Von Walter von Molo (Hellweg II, 45).

„Aufstieg der ‚katholischen' Literatur?" Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LVIII, 11).

„Der Widersinn der gegenwärtigen Hochschule." Von Otto Stammer (Vivos voco III, 3/4).

„Naturalismus und Romantik." Von Oskar Walzel (Baden-Badener Bühnenblatt II, 124).

„Die geistige Not der Presse." Von Edmund Wengraf (Die Wage III, 39).

„Das deutsche Schrifttum in Kongreßpolen." Von Julian Will (Ostdeutsche Monatshefte III, 8).

„Vom Bahnhofsbuchhandel." (Der Zwiebelfisch XIV, 4/6.)

* * *

„Dostojewski und die Volkspoesie." Von N. K. Piksanow (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 13).

„L. N. Andrejews Briefe." Von J. A. Bjeloussow (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 15).

„Briefe W. G. Korolenkos an G. A. Matchet (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 11).

„Briefe von F. J. Tjutschew an J. S. Aksakow." Von D. D. Blagoi (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 13).

„J. D. Bobornykin und sein Roman ‚Die Last'." Von J. Kubikow (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 14).

„Eine sehr schöne Erzählung und ein schlechtes Ge[…] [Schmelew, Der ungeleerte Kelch]." Von J. Kubikow (Nowosti, Moskau 1922, 1).

„A. P. Bibik." Von W. Lwow-Rogatschewski (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 11).

„Aus der Geschichte des russischen Romans. Der St[il] Gogols in der neuesten Literatur. Alexej N. Tolstoi." Von W. Pereweršew (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 15).

„Das Tschechow-Museum in Moskau." Von Ju[…] Ssobolew (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 2).

„Die deutschen Theater in den letzten Jahren." Von Stefan Grünberg (Nowosti, Moskau 1922, 3).

„Sprache und Stil." Von H. Aschukin (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 14).

„Die literarischen Strömungen Deutschlands nach der Revolution. I." Von Stefan Grünberg (Nowosti, Moskau 1922, 4).

„Der Untergang der individualistischen Romantik." Von W. Fritsche (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 11).

„Satire und Humor unserer Tage." Von W. Lwow-Rogatschewski (Moskowskij Ponedjelnik 1922, 13).

Echo des Auslands

Brasilischer Brief

Brasilien beging in diesen Tagen, mitten im bezaubernden südamerikanischen Lenz, die Jahrhundertfeier seiner politischen Unabhängigkeit. Ein bedeutsames Gedenktagum auf das dies zukunftsfrohe junge Kulturland, das insbesondere in den letzten dreißig Jahren, seit Begründung der Republik eine ungeahnte Entwicklung genommen hat, sich manches zugute halten kann. Denn Freiheit war's, die schwer errungene, was endlich Selbstbewußtsein geschaffen, was — nun auf eigene Füße gestellt — ein frisch mündig gewordenes, drangreiches Volk zum Aufwärtsstreben angespornt. Durch viele Jahrhunderte ein kulturell arg vernachlässigtes, ja mit Absicht niedergehaltenes Dominium der portugiesischen Macht, ebenso scheelsüchtig bewacht und fremden Kulturträgern nachgerade verwehrt, brachte ihm erst der September 1822 volle nationale Selbständigkeit, obschon zunächst noch als Monarchie unter Dom Pedro I. Noch gab es für geraume Zeit teils Herrenvolk, teils Untergeordnete im Lande. Konservativer Druck von obenher, ausbrechender Unwille enterbter Massen anderseits, ließen manchmal noch die Leidenschaften hart aufeinanderprallen. Erst als der November 1889 den Sturz der Monarchie unter Pedro II. besiegelte, traten volle politische Freiheit und bürgerliche Gleichheit in ihre Rechte, wiewohl es noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden galt. Schließlich aber obsiegte nüchterne Vernunft und Friedensliebe. Damit aber verbreiterte sich auch mählich die kulturelle Interessensphäre: den glänzenden Aufschwung herbeiführend, den Brasilien heute dem Beschauer darbietet.

So wie das politische und soziale Leben, so stand auch das Geistesleben durch Jahrhunderte im Bann überkommener lusitanischer, teilweise auch altkastilischer Tradition. Die ältesten heimischen Autoren Brasiliens, wie etwa Jorge de Albuquerque, Bento Teixeira Pinto, Verfasser der Dichtung „Prosopopéa", die Patres José de Anchieta, Francisco do Rosario usw., sie schufen sämtlich noch im scholastischen Stil des 16. Jahrhunderts. Werke etwas selbständigerer Natur boten im folgenden Jahrhundert Gregorio de Mattos, dessen Bruder Eusebio de Mattos,

Manoel de Moraes und Diogo Gomes Carneiro. Erst zu Anbeginn des 18. Jahrhunderts hebt sich mit der rebellischen Geistigkeit des Juden Antonio José ein frischerer Windhauch, der einesteils scharfsinnige Lyrik bot, andererseits tendenzreiche Dramen schrieb, die tief auf seine Zeit einwirkten. Nuno Marques Pereira, sein Zeitgenosse, besang als Epiker den Zauber der heimatlichen Naturwelt. Eine verwandte Begabung war auch Soares da Franca, Verfasser der Dichtung „Brasilia".

Selbstherrlichere Gestaltung heimischer Stoffe und zeitgeschichtlicher Begebnisse machte sich erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts geltend. José Basilio da Gama schuf „Uruguay", ein hinreißendes heroisches Epos nationalen Charakters. José de Santa Rita Durãos Dichtung „Caramurú" dagegen, obwohl einst geschätzt, besitzt dennoch nicht den Schmelz des erstgenannten Werkes. Thomas Antonio de Gonzaga, der Schöpfer von Volksliedern, und Ignacio da Silva Alvarenga, ein Mulatte, verherrlichten wieder als formgewandte Lyriker ihr wildromantisches Vaterland. Sonette von großer Originalität gelangen Claudio Manoel da Costa; Alvarenga Peixote war vor allem Balladendichter.

Doch erst mit Beginn der Selbständigkeit des Landes, und der damit Hand in Hand gehenden Ausbreitung von Kultur und Wissen, setzte ein regeres literarisches Schaffen ein. Freilich geriet die Dichtung dabei erst recht unter den Einfluß zeitgenössischer europäischer Kunstrichtungen, insbesondere jener Frankreichs und Englands. Die französische Richtung der ersten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts beeinflußte vornehmlich die Lyriker José Elon Ottoni, José Bonifacio und Antonio Pereira de Souza Caldas, die mit Vorliebe eine weltschmerzlerische resp. mystizistische Note pflegten. Francisco de São Carlos war ein religiös angehauchter Epiker, Andrade e Silva ein Lyriker, der in glutvollen Versen die Heimat verherrlichte, Domingos Borges de Barros ein Liebesdichter. Die Epoche der Romantik fand besonders Widerhall bei José Gonçalves de Magalhães, der sowohl als Lyriker („Suspiros poeticos") wie auch als Ependichter, Erzähler und Dramatiker, auf jeglichem Gebiet ein Meister der Gestaltung und Sprache, obendrein ein glücklicher Auffinder dankbarer heimischer Motive, unbestreitbar Originelles schuf. In dem Mischling Antonio Gonçalves Dias erstand ein Erschließer der seltsamen Seelenwelt der Indianer („Y-Juca-Pyrama"), wie der leibeigenen Neger („A escrava"). Auch er ist ein durchaus urwüchsiger Naturschilderer. Alvares de Azevedo war ein skeptischer Erotiker, Casimiro de Abreu ein feinsinniger Bekunder der Mysterien der Volksseele. Manoel de Araujo Porto-Alegre endlich erwies sich in seinen Hauptwerken („Brasilianas", „Columbo" usw.) als ein beschreibender Dichter romantischer Färbung.

Der neuere Roman bis zur Jahrhundertwende, der teils romantischen, teils realistischen Charakter darweist, fand seine Hauptvertreter in den durchaus bodenständigen Erzählern José de Alencar, J. Manoel de Macedo, Bernardo Guimerães und Manoel Antonio de Almeida. Alencar, ein fesselnder Schilderer („O Guarany" usw.), traf wundervoll den Stimmungszauber der brasilischen Landschaft. Macedo brachte insbesondere die nationale Psyche, Sitten, Anschauungen, Lebensgewohnheiten seiner Landsleute gewandt zur Darstellung, und dies in seinen gern gelesenen Romanen sowohl als auch in Bühnenwerken. Guimerães zeichnete sich als phantasiereicher Erzähler („O Garimpeiro" u. a.) aus, Almeida als geistvoller, interessanter Novellist.

Die jüngste Epoche endlich ließ unleugbar schon einen gewissen neuen „Brasilismus" zur Geltung kommen, und das in ebenso urwüchsiger wie symptomatischer Weise. Nun begannen Roman und Novelle in nie zuvor erreichter Vollendung aufzublühen; die „nationale" Literatur, die man lange angestrebt hatte, wurde zur Tatsache. Machado de Assis gab mit seinen Meisterwerken, die an die Art eines Anatole France gemahnen, danach der naturalistischen Kunstrichtung zugehören, den Ton an. Julio Ribeiro, ein gewandter Stilist, machte sich insbesondere als Erotiker geltend. Aloysio de Azevedo gab mit Vorliebe realistische Darstellungen aus dem Dasein der Mestizen. Viel gelesen wurde sein Buch „Demonios". Als tüchtiger Erzähler bekannte sich Arthur Azevedo („Contos possiveis" u. a.) — João do Rio wieder, ein hochbegabter Mischling, schilderte in realistischen Skizzen das grotesk bewegte Leben der Kreolen von Rio de Janeiro. — Manoel Arão schrieb farbenprächtige, in erlesener Ausdrucksform dargebotene Romane und Erzählungen („Transfiguração" u. a.), die vornehmlich den Norden, das Gebiet von Pernambuko usw. als Schauplatz weisen. — Coelho Nettos wurde hier wiederholt schon ausführlich gedacht. Er ist der glänzendste Vertreter der phantastischen Novelle, der sich in dieser Beziehung mit Poe und E. T. A. Hoffmann messen kann. Die Darstellung der Wildniszenerie mit ihrem mysteriösen Weben, ihrem magischen Grauen, hat in ihm einen unnachahmbaren Meister gefunden. Besonders seine Werke „Sertão", „Treva" und „Rei negro" bieten Leistungen in diesem höchste Ansprüche an künstlerisches Können stellenden Genre. Einige der vorzüglichsten phantastischen Novellen Coelho Nettos finden sich gesammelt in den vom Verfasser dieser Zeilen herausgegebenen beiden Bänden „Der tote Kollektor" und „Wildnis" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin).

Auf dem Gebiete des Dramas taten sich in neuerer Zeit hervor die schon genannten Arthur Azevedo, João do Rio und Coelho Netto, letzterer besonders mit phantastischen Dramen („Quebranto", „O relicario" usw.). Hierher zählen auch Claudio de Souza, Valentim de Magalhães, Moreira Sampaio und Renato Vianna; verschiedene andere ursprüngliche Talente sind allenthalben am Werke.

Auch die modernen Lyriker, soweit sie bodenständige Geistigkeit vertreten, kennzeichnen sich unbestreitbar durch Originalität. Solches gilt von Vicente de Carvalho insbesondere bei seinen Dichtwerken „Versos da Mocidade" und „Poemas e canções". Auch Machado de Assis, als Versdichter nicht minder hervorragend, entlehnte gleich jenem mit künstlerischem Geschick seine Motive der heimischen Natur und dem Eingeborenenleben. Alberto de Oliveira weist als Formtalent wohl reiches eigenes Können, steht aber in der Auffassung allzu sehr unter französischem Einfluß, obschon seine Sujets vorwiegend nationalen Charakter tragen. Luis Murat, als Lyriker ein hervorragender Wortkünstler, bevorzugt die romantische Note und metaphysische Motive. Sein vorzüglichstes Versbuch betitelt sich „Ondas". Augusto de Lima, Luis Carlos und Goulart de Andrade haben sich den französischen Parnaß zum Vorbild genommen; ersterer ist ein erkenntnisreicher Psycholog, der seine Wertschätzung verdient. Die Dichtungen von Theophilo Dias vereinen Formschönheit mit philosophischem Einschlag. Luis Delfino schuf mit Vorliebe Sonette. Als weitere bedeutende Versdichter sind zu nennen: Raymundo Corrêa (Correia), Valentim de Magalhães, Sylvio Romero, Fontoura Xavier („Opalas"), Filinto d'Almeida, Olavo Bilac, Hugo Leal und Mucio Teixeira. Hermes Fontes, ein feuriger und farbenfroher Lyriker, pflegt mit großem Talent eine Art Neo-Klassizismus. Als Vertreter der zeitgenössischen europäischen Richtungen, als da sind Expressionismus, Impressionismus, Futurismus usw., widergespiegelt in brasilischer Mentalität, kommen in Betracht Pereira da Silva, Mario Pederneiras, Emilio Gomes, Guilherme de Almeida, José de Seabra und Rosalina Coelho Lisboa. Schließlich mag ein nicht unbegabter Negerdichter namens Cruz e Sousa Erwähnung finden.

Die jüngste Gegenwart kennzeichnet eine interessante Spaltung unter den intellektuellen, speziell den produktiven Köpfen Brasiliens. Der gallophilen Richtung, die während des Krieges beträchtlich Zuwachs gefunden, tritt nun mit täglich stärkerer Betonung eine „germanophile" entgegen. Hie Anatole France, Pasteur, Henri Bergson, hie Nietzsche, Mach, Haeckel, Ostwald (bzw. Nordamerikas Denker und Dichter), so lautet die Parole. Dieser germanische Einfluß, soweit „deutsch" darunter verstanden wird, gründet sich vor allem auf unmittelbar fruchtbringendes Wirken deutscher Kulturpioniere im Lande selbst. Wogegen der französische

lediglich publizistisch und literarisch, vermittelt durch Journale, Bücher, die Bühnen usw. zur Geltung kommt. Ist doch seit gut einem halben Jahrhundert schon ein starker Zustrom deutscher Siedler in Brasilien zu verzeichnen, die weite Landstriche urbar gemacht, Ortschaften und Städte begründet haben. Sie errichteten Volksschulen, Gymnasien, Handelsschulen nach heimischem Vorbild, Bibliotheken, Kulturvereine usw. Und anderseits haben sie als Lehrer, Ärzte, Techniker, Kaufleute, Professionisten u. dgl. deutsche Kultur durchs Land getragen, deutsche Sprache, Literatur und Kunst bekannt und geschätzt gemacht. Die Deutschen besitzen ihre eigenen Zeitungen in Brasilien; tüchtige Journalisten deutscher Abkunft organisierten andererseits aber auch die heimische brasilische Publizistik und wirken an den angesehensten Journalen der Zentren. So ist denn das ganze moderne Geistesleben, wohin man auch blickt, unleugbar von deutschem Geiste geschwängert. Solche „germanistische" d. i. deutschfreundliche bzw. Nordamerika zuneigende Kulturtendenz, insbesondere von Tobias Barreto, João Francisco Lisboa und Sylvio Romero einst inauguriert, hat heute ihre vornehmsten Wortführer in dem Ästheten João Ribeiro, dem verdienstvollen Essayisten Pontes de Miranda, den Kritikern Araujo Jorge und Renato Almeida, der Lyrikerin Rosalina Coelho Lisboa und dem politischen Schriftsteller Assis de Chateaubriand. In heftigem Gegensatz kämpfen für die Vorherrschaft des französischen Einflusses Afranio Peixote, Gustavo Barrosso, Reinaldo de Carvalho u. v. a.

Auch in der Tagespresse kommt diese zwiespältige Tendenz mannigfach zur Geltung; „germanistisch" orientiert erweisen sich neben einzelnen großen Journalen der Hauptstadt, namentlich die gelesensten Zeitungen von Pernambuko, Bahia, São Paulo und Rio Grande do Sul. Einzelne dieser brasilischen Tageblätter blicken auf ein ehrwürdiges Alter zurück; so beispielsweise das hochstehende „Jornal do Commercio" gerade auf ein Jahrhundert. — „Gazeta de Noticias", „O Imparcial", „A folha" u. a. Journale Rio de Janeiros, aber auch die bedeutenderen Provinzblätter wie „Diario de Pernambuco", „Estado de São Paulo" usw., bringen ungeachtet ihrer Parteistellung regelmäßig eingehende Berichte über Deutschlands Wirtschafts- und Geistesleben. — „Rio Jornal" zitierte kürzlich aus dem „Literarischen Echo" eine Besprechung über Pontes de Mirandas Buch „A Sabedoria dos Instinctos" (L. E. XXIV, 1206), bei welcher Gelegenheit mitgeteilt wird, daß demnächst auch eine Verdeutschung dieses Werkes in Berlin zur Veröffentlichung gelangt.

Martin Brussot

Französischer Brief

Jean Schlumbergers neuer Roman „Le camarade infidèle" ist ein Buch, das völkische und rassenmäßige Theorien ad absurdum führt. Die Familie des Autors ist elsässischen Ursprungs; ihr Name ist offensichtlich deutscher Herkunft, klingt französisch gesprochen sogar recht wunderlich, so daß man auch im Inhalt des Buches wenigstens Spuren germanischer Art zu finden vermutet. Der Roman ist aber eine so typisch französische Dichtung wie die kleinen Einakter von Jules Renard, zu denen wir in der deutschen Literatur keine Parallelen haben. Die Atmosphäre von Melancholie, Resignation, Ironie und Selbstbescheidung, die in Renards Komödien so entzückt, verleiht auch diesem Roman Schlumbergers Bedeutung, der in einigen Abschnitten, besonders im Schlußkapitel so bildhaft und so ganz auf Dialog gestellt ist, daß man diese durchsichtige Sprachkunst von der Bühne herab genießen möchte. Wenn Schlumberger wider Erwarten kein Verehrer Jules Renards sein sollte, so möchte ich annehmen, daß er sich an Prosper Mérimées Dialogblüten Kraft getrunken hat, der aus Nichts funkelnde Kunstwerke schuf. Wie der Inhalt der kleinen Bühnenstücke dieser beiden Franzosen sich nicht erzählen läßt, so ist auch der Inhalt von Schlumbergers Roman kaum greifbar. Clymènes Gatte ist im Kriege gefallen. Sie lebt in der Erinnerung an ihn und erfährt auf die seltsamste Art, daß der Gatte eine Liaison mit der Erzieherin ihrer Kinder unterhielt. Der Kamerad ihres Mannes, durch den sie es erfährt und durch den sie von der sentimentalen Trauer um ihn befreit wird, verweigert sich ihr, bis die stürmische Neigung ihres Sohnes zu diesem Freund ihrer Mutter Vernois, der Abschied nehmen will, auf die Knie zwingt. Gerade in den letzten Seiten dieses Buches erweist sich Schlumberger als ein Dichter von Rang. Bezeichnend ist, daß der Roman, der wie die übrigen Werke des Autors in der „Nouvelle revue française" erschien, Roger Martin du Gard gewidmet ist. Es finden sich in dem Buch Gedanken im Sinne jenes anderen Dichters, die die Widmung verständlich erscheinen lassen.

Im Annoncenteil der „La nouvelle revue française", zu deren Mitbegründern Jean Schlumberger gehört, wird die französische Ausgabe eines Romans von Ewald Stilgebauer, „Une femme à Berlin" mit folgenden Worten angezeigt: „Les vices, la débauche, la démoralisation, l'homosexualité de la ‚Race élue' des ‚Seigneurs de la serie' y sont dépeints et flagellés avec une rare vigueur." Wenn die Franzosen nach derartigen Büchern das geistige Deutschland beurteilen, so ist es kein Wunder, wenn sie die Deutschen für ein kümmerliches Volk halten. Derartige Bücher können den Ruf Deutschlands nur noch mehr untergraben. Es ist bedauernswert, daß französische Verleger sich nicht für bessere deutsche Literatur interessieren.

Im Verlag der „Monde nouveau" hat Edmond Rocher, der schon als Lyriker einen Namen hat, unter dem Titel „L'âme en friche" einen spannenden Roman herausgegeben. Die Entfaltung einer Seele, die durch die Stimme der Liebe und des Lebens zu einer sinngemäßen Erfassung der Welt geführt wird. Das Buch ist aus warmer Menschlichkeit heraus gestaltet und erinnert in einigen Partien an Jules Vallès. Die Sprache ist reich und blühend.

Im gleichen Verlag veröffentlichte Gaston Picard einen Roman: „Les voluptés de Mauve", der teilweise im revolutionären Rußland spielt und einleitend das Leben einer Kurtisane so plastisch schildert, wie es Lesern gefällt, die nicht geistige Nahrung, sondern erotische Anregung in der Lektüre suchen. Nicht eine zu erdenkende sexuelle Perversität fehlt in dem Buch.

Im vierten Jahr des sogenannten Friedens eröffnet der Verlag Bassard in Paris, 43 rue Madame, mit einer Schriftenreihe gegen die Franzosen, die sich während des Krieges nicht stramm nationalistisch und kriegsbegeistert betätigten, einen Kampf. Jean Maxe ist der Herausgeber der Reihenbücherei „Les Cahiers de l'Anti-France"; die natürlich mit einer leidenschaftlichen Kampfschrift gegen Romain Rolland eingeleitet wird. Nach der Konferenz von Genua, heißt es im Vorwort, müsse jeder die Pflicht in sich fühlen, den Bolschewismus zu bekämpfen. Der Führer, das Idol des literarischen Bolschewismus in Frankreich sei Romain Rolland. Was Hyacinthe Loyson an Material gegen Rolland während des Krieges zusammengetragen hat, wird hier noch einmal wiederholt und durch neue Äußerungen des Dichters ergänzt. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß in Frankreich solche Agitationen immer noch wirken. Das zweite Heft der „Cahiers de l'Anti-France" wendet sich gegen den Rolland-Kreis: Guilbeaux, Jouve, Jean Delbrit; das dritte Heft gegen die ehemaligen Mitglieder der Abbaye: Duhamel, Vildrac, Romains, Mercereau, Arcos und das vierte gegen Barbusse und die Clarté. Man sieht, es ist hier gründliche Arbeit geleistet. Da übrigens diese Schriftenreihe zahlreiche und zuverlässige bio-bibliographische Angaben über einen großen Kreis französischer Schriftsteller enthält, ist sie dokumentarisch wertvoll, im übrigen als Zeitdokument beachtenswert. Im gleichen Verlag sind letzthin eine ganze Reihe russischer Romane von Mereschkowski, Tolstoi, Sologub, Dostojewski, Gontscharow u. a. erschienen. Ferner gibt der Verlag Bossard eine Reihe französischer Klassiker heraus, die weniger bekannt oder sozusagen unbekannt sind. Vielleicht habe ich Gelegenheit

diese Büchereihe zurückzukommen. Daneben erscheint orientalische Schriftenreihe. Bossard ist auch der Ver- r der sechsbändigen Nietzsche-Biographie von arles Andler. Endlich erscheinen hier politische Schrif- über Probleme aller Länder der Welt.

Unter dem Titel „Un nouvel honneur“ veröffentlichte erre Hamp im Verlag der „Nouvelle revue française“ m zwölften Band seiner Bücherserie „La Peine des ommes“. Auf die politischen und wirtschaftlichen Probleme ser Schrift kann im „Lit. Echo“ nicht näher eingegangen erden, aber es soll an dieser Stelle immerhin darauf hinge- iesen werden, daß der Verfasser als Europäer die großen robleme bespricht sowie die Aussichten und Möglichkeiten nes deutsch-französischen Bundes sachlich und mit Sym- athie erörtert. Jean Maxe wird dieses Buch gewiß als n neues antifranzösisches Dokument ansehen. Vielleicht ber wirkt auch in Frankreich die Tatsache, daß Pierre amp kein Heimpazifist ist, sondern daß er den Krieg aus ächster Nähe kennen gelernt hat. Die Manuskripte zu inen Büchern „La Peine des Hommes“ sind obendrein er Eroberung Lilles durch die Deutschen zum Opfer ge- allen. Pierre Hamp ist nicht der Einzige, der, nachdem er urch das Kriegsschicksal hindurchgegangen ist, für den iederaufbau des europäischen Geistes eintritt.

Der Verlag von Crès & Cie. in Paris gibt neuerdings nter dem Titel „Vient de Paraitre“ ein „Bulletin biblio- graphique mensuel“ heraus, das über die Neuerscheinungen nd Pläne des Verlages unterrichtet, sowie mit Bildnissen illustrierte Monographien der Hauptmitarbeiter des Ver- ages enthält. Das neueste Heft der „Cahiers d'aujour- d'hui“ hat eine amüsante Idee verwirklicht, indem ein Mit- arbeiter über den anderen „Portraits plaisants“ verfaßte und der Dargestellte dazu ein Selbstbildnis zeichnete. Bei dieser Gelegenheit erfährt man, daß der Dichter und Kunst- kritiker Charles Vildrac sowie der Schriftsteller und Re- dakteur Régis Gignoux begabte Zeichner sind. Pracht- voll ist das Charakterbild, das Léon Werth in scharf geschlif- fenen Worten von dem Maler Marquet entworfen hat; ebenso die Umschreibung der Marie Laurencin von Henri Pierre Roché. — „Le Monde nouveau“ veröffent- licht im Oktober eine weit ausgreifende Studie über Pierre Mille von Florian Parmentier, eine Charak- teristik des holländischen Romanschriftstellers Johann de Meester von Hermann Poort, sowie eine Studie von Paul Vinceren „L'Angleterre et le Rhin“. — Neben „La semaine littéraire“, die mehr einer französischen als einer schweizer Wochenschrift gleicht, bemüht sich seit einiger Zeit „La Revue de Genève“ Boden zu gewinnen. Sie ist nicht rein französisch eingestellt, strebt vielmehr in der Stadt des Völkerbundes nach einem übernationalen Standpunkt. Aus England, Holland, Amerika und den Ländern mit romanischer Kultur enthält die Zeitschrift wertvolle Über- sichten aus den Gebieten der Politik und Wirtschaft, außer- dem gelegentlich vortreffliche Einzelstudien, wie z. B. Sal- vador de Madariaga, „Pio Baroja“; Millas Raurell „La poésie catalane“; Theodor Baucher, „L'église catho- lique et l'internationalisme“, Giuseppe Prezzolini, „La dernière œuvre de Gabriele d'Annunzio“ usw. Besonders wertvoll sind unter den Hauptartikeln: Charles du Bos, „Méditation sur Baudelaire“; André Thérive, „Lan ou- velle théorie du lyrisme“; Ernest Seillière, „L'évolution morale de Taine“; Charles Baudouin, „La Psychana- lyse“ usw. Allerdings dominieren auch in dieser Zeit- schrift französische Probleme. Deutschland tritt auch in „La Revue de Genève“ hinter die Ententestaaten zurück. Kein Wunder, wenn durch Artikel wie den von Karl Wilker die Sympathie für Deutschland unterbunden wird. Einen bemerkenswerten Aufsatz veröffentlichte der dresdener Ro- manist Victor Klemperer über den französischen Natio- nalismus, der eine Antwort auf einen Artikel von Barrès darstellt. Klemperer ist geschickt aus einer Defensivstellung zur Offensive übergangen und umging damit die direkte Beantwortung der Frage über die Kulturaufgaben der Franzosen am Rhein. Daß eine Zeitschrift, die übernational sein will, überhaupt eine solche Frage Deutschen vorlegt, zeigt, wie selbst Neutrale alle Probleme nur durch die fran- zösische Brille sehen. Mit dem gleichen Recht könnte eine deutsche Zeitschrift eine Enquete über Deutschlands Kultur- aufgaben in der welschen Schweiz veranstalten — die Schweiz würde vermutlich eine solche Problemstellung ablehnen. Auch wir sind der Ansicht, daß Frankreichs Kultur- aufgaben über die deutschen Reichsgrenzen nicht herüber- greifen.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Das Labyrinth. Ein Lebenslauf aus dem 18. Jahrhundert. Von Ina Seidel. Jena 1922, E. Diederichs. 386 S.

In unserem Dasein, für von außen herantretende Betrachtung arm und öde, düster und hoffnungslos, den verborgenen Wert und das Abenteuerliche zu erkennen, ist Ina Seidels künstlerische Tendenz, die in ihren ganz nach innen gekehrten Dichtungen und — bisher nicht in gleicher Intensität — in den die Tiefe des Unsagbaren aufhellenden Prosawerken Gestalt annahm. Dieses neue Werk gewinnt mit der breiteren Form auch an Fülle des Gehalts, ohne an seelischer Eindringlichkeit zu verlieren. Durch das größere Ausmaß der Leidenschaften und auf der breiteren Basis des landschaftlichen und geschichtlichen Hintergrundes wachsen auch die Gegengewichte von naturhafter Erfahrungs- gewißheit und dämonischer Phantastik. In diesem „Lebens- lauf aus dem 18. Jahrhundert“ (H. Koenig hat in dem Roman „Die Klubbisten in Mainz“ [1875] und in „Forsters Leben in Haus und Welt“ [1858] den gleichen Stoff weit- schweifig und dilettantisch behandelt) gestaltet die Dichterin den Lebensgang Georg Forsters, Sohn des Weltreisenden und Naturforschers Johann Reinhold Forster, von seiner ersten Kindheit bis zum Tode des geächteten, selbst von Gattin und Kindern verlassenen Lebensdilettanten. Die Schicksale des früh im Kielwasser des strengen väterlichen Willens Treibenden, der dann aber „unter dem Zwang des eigenen unentrinnbaren Gewissens vor den Karren des Familienglücks geschirrt“ wird und am Ende, der Geopferte wird zum Opfernden, so „ins Herz der Dinge und Gottes“ heimfindet, sind zu einem köstlichen Teppich verwoben. Trotz aller (natürlich relativen) geschichtlichen Treue verrät die Darstellung nirgendwo historische Exzerpte, alle, selbst die unscheinbarsten Begebenheiten wachsen in den Organis- mus dieser die Tragik der Generationen (Vater-Sohn- Problem) und der Völker aufzeigenden Prosadichtung hinein.

Die Erkenntnis, die den beiden Forschern aus „dem gelehrten Europa des 18. Jahrhunderts, aus einem gemäßig- ten Klima nicht nur im geographischen Sinn“ geworden, nämlich, daß aller Fortschritt im Sinne der Menschen- geschichte nicht aus einer Energiequelle strömt, sondern das Ergebnis aus tausend kleinen und großen, oft antagonistischen Kräften ist, gilt auch für uns und für alle Kommenden. Was den Deutschen die Wissenschaft nicht klarlegt, die Zeit nicht einhämmert, müssen ihnen ihre Seher künden.

Berlin-Grunewald Hans Sturm

Das Licht. Sechs kleine Novellen von Ernst Zahn. Stutt- gart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 201 S.

Diese sechs klaren, fast kristallklaren, reingefügten Er- zählungen sind der Schilderung von Frauen gewidmet, von denen der Verfasser in der poetischen Zueignung sagt:

> Sie sind das Licht,
> das lebendurchhellende . .
> das wir im Brennen
> nimmer erkennen

Aber seine Heldinnen sind keine Großstädterinnen mit sogenannter komplizierter Mentalität, sondern starklinige Holzschnittypen, schwarz auf weiß. Und ihr Schicksal rollt ebenso einfach in Finden und Verlieren, Scheiden und Meiden sich ab. Sechs Volkslieder werden zu sechs Meisternovellen, denen Zahns schöne Heimat den melancholischen Hintergrund gibt. Freilich nicht in Bädekermanier oder mit schaurig-schönen Beschreibungen — vielleicht den Föhntag im „Besuch" ausgenommen, aber da mit einem winzigen Satz, der nirgends anders stehen könnte.

Die erste Erzählung „Der Förderkorb" behandelt ein ähnliches Motiv wie Richard Strauß' „Feuersnot". Eine spöttische Bürgerstochter läßt den junkerlichen Sponsierer, zwischen Himmel und Erde zu nächtlicher Stunde aufgezogen, zu Besinnlichkeit und Umkehr kommen. Sie führt ihn, den sie selbst gern gewänne, der Freundin zu, deren ältere Rechte schätzend. Erinnert hier so mancher Zug und manche Einzelheit an einen anderen großen Schweizer, an Jeremias Gotthelf und die starke Realität seiner Darstellungsart, so verläuft die zweite Erzählung mehr ins Romantisch-Ungewisse. Die „Drei" sind drei Generationen, Frauen eines Bluts. Großmutter und Tante sterben in gleicher Woche. Wilma, das junge Ding, in aller Einsamkeit aufgewachsen und nur einmal vom Hauch eines Männertraums gestreift, bleibt hilflos zurück. Aber der Traum zieht sie nach sich. Sie verschwindet, und als die Dörfler sie suchen, „war ihre Spur schon verwischt, die Wellen schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült".

Dann kommt „Der Besuch" — der Besuch zweier verfeinerter Stadtkinder bei bäuerlichen Verwandten in einer Zeit wirtschaftlicher Not. Die feine Kornelia mit dem mistduftabgewandten Näschen erinnert sich erst Jahre später, als sie, verblühend schon, dem Bruder den Haushalt führt, ihres Bauernvetters als „des einzig vernünftigen Mannsbilds", und auch der junge Gelehrte läßt ein Stückchen Gemüt bei der aufrechten jungen Base und gewinnt, zu spät wie die Schwester, die Erkenntnis: „Da lag dein Königreich!" — Der große Reiz der Novelle liegt in der köstlichen Gegenüberstellung von Stadt- und Landstolz. Man will bleiben, wie man war, man will sich nicht abschleifen lassen von fremder Wesenheit. Ungewöhnlich packend und plastisch ausgearbeitet ist gerade hier die Naturschilderung.

„Am Abend" ist ein wehmütig ausklingendes Jugendidyll. Der Greis findet die Gefährtin einer Sommerwoche, in der er die Sehnsucht nach Höherem unauslöschlich geweckt, als altersmorsches Mütterchen wieder und verpflanzt die Todesnahe zum letzten Abendsonnenschein in sein Heim. „Die Beiden und Florentin" schildert die verzeihende Liebe des reifen Weibes für den späten Johannistrieb des sterbenden Mannes — die am wenigsten menschenwahre Dichtung des Buches. Frauen sind sicher hohen seelischen Aufschwungs in veredelnder Schmerzensstunde fähig. Aber an das sich anspinnende innige Verhältnis der beiden Rivalinnen zu glauben, hält schwer.

Die Schlußnovelle „Lucia", eine schon stark ins Welsche, nicht nur geographisch, sondern auch psychologisch spielende Lebensschilderung, stellt wiederum den Mann zwischen zwei Frauen, in diesem Falle einen schlichten Hirten, der der Koketterie der Besucherin verfällt und dann in die Welt zieht, die Jugendgespielin, die kleine mißwachsene Lucia, mit seinem getreuen Hunde und ihrer Sehnsucht zurücklassend. Wie in seinen großen Romanen, so ist Zahn auch in diesen kleinen Novellen ein Meister der Sprache mit einer fein und zart empfindenden Künstlerseele, die Menschen und Dinge mit dem Glanze der Poesie umstrahlt, ohne sie der Wirklichkeit zu entrücken.

Berlin Fedor v. Zobeltitz

Die Reise nach Göttingen. Von Ludwig Bäte. Göttingen, Turm-Verlag, W. H. Lange. 132 S.

Ludwig Bäte ist ein Poet und ein Magister. Ganz als Poet, dem Schuldunst entrückt, ein träumender Beobachter, ein beredter Lauscher, die vieltönigen Stimmen der Umwelt auf dem feinen Instrument seines Herzens in Musik wandelnd, gibt er sich in seinem Liederbuch „Die Amsel", das manche schöne schlichte Weise im Ton des Claudius und d Mörike enthält. In seinem neuen Prosaband aber, der „Die Reise nach Göttingen" nennt, hat dem poetisch Wandersmann der Schulmeister das Ränzel mit allerha Wissenschaft gefüllt, und wenn der Dichter, seiner Stimmun hingegeben, träumt und genießt, weist der Magister m seinem Finger auf diesen bemerkenswerten Punkt und je des Gedenkens würdige Persönlichkeit. „Die Reise na Göttingen" ist ein echtes Heimatsbuch, entstanden aus d innigen Liebe zur Heimat und dem reichen, manchmal allz reichen Wissen von der Heimat. Dem Göttinger, dem Os brücker, dem Detmolder, und wie die Städte und Dörfer heißen, durch die den Reisenden seine Zickzackwege führ klingen aus den Namen von Straßen, Stadtwinkeln, hoh und niedrigen Bergkuppen, großen und kleinen Persönli keiten von vornherein schon gewisse Stimmungswerte, a dem Fernstehenden sind es nur Namen, denen der Dich Gesicht und Gewicht geben soll. Und das ist, namentlich a Anfang, nicht überall gelungen. Aber wie im Lauf d Buches die taghelle Beleuchtung sich in das magische Dun der Nacht wandelt, so wandelt auch das Beobachten, d bloße Erinnern sich in Erleben und Schauen. Der archivaris Rohstoff, den der Heimatkundige gesammelt, verdichtet u verklärt sich zu poetischen Bildern, aus Namen werden G stalten, aus biographischen Notizen lebendige Szenen, u es formen sich so schöne Dinge wie der Tod Münchhause oder die Feier in der wolfenbütteler Schloßkapelle. Ein b sonderer Reiz des Buchs ist seine Sprache: nur an wenige Stellen fällt sie in lehrhaften Ton; sie ist nicht eigentlich g pflegt, aber sie wirkt wie ein Feldblumenstrauß, der ga Sommer blüht und duftet daraus.

Blankenhain Wilhelm Hegeler

Sohn und Vater. Eine Jugendrechenschaft von Her Anders Krüger. Braunschweig und Hamburg 19 Georg Westermann. 408 S.

Den Kenner und Freund der warmherzigen Erziehung romane „Gottfried Kämpfer" und „Kaspar Krumbhol wird es nicht wundernehmen, daß der fünfzigjährige Her Anders Krüger sich gedrungen fühlte, auf der Höhe d Lebens nicht im Roman, sondern biographisch über die eige Jugend Rechenschaft abzulegen. „Der redlich ringende Jugend des neuen Deutschland" hat er „in Ehrfurcht u unerschütterlichem Vertrauen" sein Buch gewidmet — d mutige Selbstbekenntnis eines um die Zusammenfassun und Gestaltwerdung seiner Persönlichkeit, um eine sel ständige Welt- und Gottesanschauung Ringenden. A der bei mancher Enge und Dumpfheit gehaltvollen Hern huter Umwelt, vorüber an einer Fülle, ja mitunter Üb fülle scharfgesehener Gestalten, durch die Irrtümer u Enttäuschungen ersten Liebeserlebens, die Niederlagen d Stolzes und Bitterkeiten des Entsagens werden wir auf d Schwelle eines Mannestums geführt, dem wir in sein trotzigen Behauptung, seinem heißen Wahrheits- und Fre heitswillen Achtung und Liebe nicht versagen können. Nic zufällig ist das Thema „Sohn und Vater" zum Titel d Ganzen erhoben: das durch vielfältige Ähnlichkeit beding Widerspiel der beiden echt-nordstämmigen, eigenwillige Naturen gibt den Krügerschen Bekenntnisblättern d Grundakkord. Man wird dieses und jenes allzu Persönlich aus dieser Beichte wegwünschen, manches als unnötig Breite empfinden — und sich doch freuen, daß solche Männ aus liebevollem Herzen und gereifter Erkenntnis als be rufene Erzieher zur heutigen Jugend reden, auf die wir a unsere Hoffnung werfen ...

Weimar Heinrich Lilienfein

Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos. Von Franz Lüdtke. Leipzig, C. F. Amelang. 111 S.

In diesem Buch zeigt der als Lyriker und Verfa der „Menschen um 18" bekanntgewordene Dichter eine Stei gerung seiner plastischen Begabung, die ihm erhöhte Beach-

ung eintragen wird. Mit Sicherheit entwickelt er die ungewöhnlichen Seelenvorgänge und beleuchtet sie in der vielfältigen Spiegelung fremder Personen und Konflikte, ohne störende Nebensächlichkeiten oder in schwächende Absichtlichkeiten zu verfallen. Er zeichnet den sich im Kinde erfüllenden Schmerzensweg einer Mutter; ihr Kind soll werden die erhobene, zuschlagende Faust gegen das All, eine Grimasse gegen die Menschheit". Die Verlassene, unsagbar Verbitterte beginnt des Knaben Schicksalsfäden zu spinnen, ahnt aber nicht, daß eine stärkere Macht es anders will. Sie lehrt den Knaben, die Sonne lüge, die Blumen seien vergiftet und die Wiesen und Wälder voll eklen Getiers und lehrt ihn die Faust drohend erheben. Den Vater kennt er nicht, wozu braucht er den Gott zu wissen? Aber das in ihm aus früher Liebe aufglühende Künstlertum weist ihm den Weg zu Gott. Die wundertiefe Güte einer Frauenseele wird ihm Gnade, und so mündet seines Lebens viel geirrtes Boot in den Hafen eines reinen Geborgenseins. Drei Wege ging Benedikt Grundlos: den Ihweg, den Irrweg und den Heilandsweg. Und fand drei Seligkeiten: Liebe, Gnade, Friede.

Wenn auch die Dumpfheit des Ringens nicht überall gleich völlig ausgeklärt wirkt, es bleibt kein Rest trüben Bodensatzes zurück, kaum irgendwo versagt des Verfassers künstlerische Kraft, die Spannung des Erlebnisses zu wahren und zu steigern. Und jegliche problematische Auseinandersetzung geht im Künstlerischen auf.

Berlin-Grunewald Hans Sturm

Der Preußenkaplan. Ein Roman vom Rhein. Von Karl **Neurath.** Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 356 S.

Karl Neurath, dessen Drama „Der Bundschuh" vor kurzem in Bremen erfolgreich aufgeführt wurde, tritt mit einem neuen Roman an die Öffentlichkeit. Der Titel läßt die Vermutung aufkommen, Politik und Kanzel stünden im Vordergrund der Dinge. Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Von Staatskunst und Kirchentum ist nur insoweit die Rede, als diese bei der Weiterbildung der Kultur mitzuwirken berufen sind. Der Roman spielt in der nächsten Umgebung von Mainz, zur Zeit, da der Völkerfrühling die deutschen Lande überglänzt. Begeisterte Rheingauer haben sich den badischen Freischaren angeschlossen, die der „Kartätschenprinz" auseinandersprengt. Wolfgang Hochgesandt, der Held des Romans, hat, dem Drängen seiner Eltern nachgebend, sich für den Beruf des katholischen Priesters entschieden. Er schilt, um ein Wort von Diderot zu gebrauchen, „un être suspendu entre le ciel et la terre". Sie nennen ihn den Preußenkaplan. Abhold politischer Halbkultur erhofft er unter Preußens Führung ein deutsches Reich der Solidarität und Gerechtigkeit. Von unaufhörlichen Konflikten hin und her geworfen, zieht er den Priesterrock aus und wendet sich, einer berühmten Sängerin folgend, nach Paris, wo er als Chordirigent am Theater tätig ist. Das Musikalische liegt ihm im Geblüt, aber es vermag sein Leben nicht auszufüllen. Darum legt er seine Stelle nieder, studiert Medizin und wird nach Jahren rastloser Arbeit an die Spitze eines großen französischen Krankenhauses berufen. Heimweh läßt ihn nicht los. Unterdessen hat die Schlacht bei Königgrätz gegen Österreich entschieden, hat Preußen zum Sieg geführt. Vier Jahre später steigt das Sturmgewölk des deutsch-französischen Kriegs auf. Hochgesandt, unter den Ausgewiesenen in Paris, kehrt in die Heimat zurück, führt die Herzenserwählte zum Traualtar und wirkt als Jünger Äskulaps am Rhein, ein Freund der Götter und der Menschen. — Eine Fülle von Figuren setzt der Dichter auf den Plan, die Vorgänge sind überzeugend gruppiert, alle Begebenheiten sind irgendwie mit dem Helden verknüpft. Neurath kennt Land und Leute am Rhein. Die einfachen Gedanken und Anschauungen der Menschen sind dem wirklichen Leben abgelauscht. Allüberall tritt bei diesen Rheingauern ein humoristischer Grundzug hervor. Auch wo das Unglück sich an ihre Sohlen heftet, der Wein ist ihr Tröster, der Wein weckt neu erblühenden Lebensmut. Rheingauer Volksleben, von milder hesperischer Luft umflossen, wird in vortrefflichen Schilderungen vorgeführt. Hier und da hätte ich eine straffere Komposition gewünscht. Im Vergleich mit den farbensprühenden Bildern am Rhein wirken die pariser Szenen ein wenig matt. In dem Buch wohnt ein heiliger Ernst. Heute, da unser Nationalgefühl sich mehr denn je dem Rheingau verbunden weiß, möchte man dem Roman eine weite Verbreitung wünschen.

Gießen Alfred Bock

Der Große Friede. Eine Mozart-Novelle. Von Hans **Nüchtern.** Wien und Leipzig 1922, Literarische Anstalt. 53 S.

Ein Büchlein, das vornehmlich durch seine Ausstattung und seine Bilder erfreut. Die auf Stimmung angelegte, frei erfundene Erzählung ist unbedeutend: beim Festkonzert in der Augustinerkirche im Frühling 1791 (in Mozarts Todesjahr) sehen wir Salieri, Kannabich, an der Orgel Mozart, eine junge Sängerin hat im letzten Augenblick die Stimme in des Meisters Komposition übernommen. Zuerst ein rauschendes Magnifikat Salieris. „Viel Blech um nichts", sagt da Ponte zu Haydn. Dann Mozarts Schwanengesang, der aufs tiefste ergreift: „So kam der tiefe Friede über W. A. Mozart". Eine kurze Liebesszene zwischen dem Meister und dem Mädchen: „Dann ging Mozart heim durch leere, frühlingsdurchwehte Gassen, ein liebemüdes Lächeln auf den Lippen, tiefes, todessehnsüchtiges Leid im Herzen."

Rostock W. Golther

Der Elfenbeiner. Roman. Von Alfred **Bock.** 1.—8. Tausend. Leipzig 1922, J. J. Weber. 160 S.

Diesmal erzählt uns Bock die Geschichte eines Elfenbeinschnitzers, einer echten Künstlernatur, der als ebensolche an der Disharmonie des Lebens, das er nicht zu bewältigen vermag, zugrunde geht. Sein Unstern hat den Weichmütigen mit einer robusten Frau gepaart, die ihre überlegene Willenskraft nur den eigenen kleinlich-selbstsüchtigen Zwecken dienstbar macht. Nicht sowohl zwischen als über den Eltern steht eine Tochter, die, dank glücklicher Blutmischung, das Gute von beiden Teilen mitbekommen hat und den rechten Weg findet. — Wie immer gibt sich Bock auch hier ganz schlicht und rein sachlich, ohne irgendwelche Parteinahme für eine der Gestalten seines Romans; in dieser Objektivität, die etwas Überzeugendes an sich hat, liegt seine Stärke. Seine Charakterzeichnung ist durchaus geradlinig und folgerichtig, und sie verzichtet freiwillig auf jegliche Virtuosenkunststücke. Die Erzählung bestimmt zu lokalisieren, lag ein zwingender innerer Grund kaum vor; daß der Dichter trotzdem sie in die Kultur seines hessischen Heimatlandes eingefügt hat, verleiht ihr das feste realistische Gepräge und eine besondere Note. Nur hat er in der Verwendung volkstümlicher Redensarten vielleicht des Guten ein wenig zuviel getan; er liefert das Material zu einem förmlichen hessischen Idiotikon, seine gewissermaßen wissenschaftliche Auffassung der Heimatkunst von neuem bestätigend.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Die kleinen Mädchen. Eine stille Geschichte. Von Alexander **Engel.** Wien-Leipzig 1922, Wiener literarische Anstalt. 176 S.

Alexander Engel ist dem großen Publikum als Verfasser unzähliger Schwänke und Operettenlibretti bekannt. Daß er auch Dichterstunden hat, erfährt man mit vieler Freude aus dem in hübschem Miniaturformat sich präsentierenden Büchlein, in welchem er eine Krähwinkeliade ganz reizend zu erzählen weiß. Die Bürgerschaft eines kleinen Städtchens, das in Österreich liegt, aber jedenfalls von ausgewanderten Seldwylern gegründet ist, setzt anläßlich des Todes eines Honoratioren korporativ ins kleine Lotto, wird durch die verliebte Unachtsamkeit eines Postamtsassistenten um den erhofften Gewinn gebracht und verfolgt den unglücklichen Amoroso, bis er sein Amt quittiert; die kleinen Mädchen der Stadt aber — sämtlich in den Jungen verliebt — stellen in einer reizenden Revolte dessen bürgerliche Reputation wieder her, ihrer eine wird seine Frau, und die alte

Behaglichkeit ist wieder da. All das wird mit gutem Humor und freundlicher Lyrik dargestellt. Einzelne Situationen, besonders die nächtliche Mädlverschwörung auf dem Marktplatze, muten an wie aus einem Spitzweg gestiegen.

Wien Herbert Joh. Holz

Villa Paradiso. Novelle. Von Hans Adler. Wien-Prag-Leipzig 1922, Ed. Strache. 62 S.

Die Begebnisse dieser Geschichte nachzuerzählen ist schlechthin unmöglich. Es handelt sich um eine handlungslose, rein musikalisch komponierte Arbeit, deren Gestalten nur die Realität einer Instrumentalstimme zukommt. So entsteht literarische Kammermusik, deren Charakter etwa der eines härteren, weniger sentimentalen und darum objektiver formenden Schnitzler ist. Dessen Paracelsusworte: „Wir wissen nichts von anderen, nichts von uns. — Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug", könnten über der Eingangspforte der seltsamen Villa Paradiso stehen, in welcher Menschen einander treffen, die wie wesenlose Masken eines unbegreiflichen Seins aneinander vorübergehen.

Wien Herbert Joh. Holz

Baron v. . . . stirbt. Novellen. Von Max Hochdorf. Trier 1922, Friedrich Lintz. 78 S.

Auf einem griechischen Wallfahrtsdampfer reist eine Dirne. Stummer, um so intensiverer Haß der Menge gegen die Fremde. Viehhändler wollen sie sich gefügig machen. Ein taubstummer Matrose verteidigt sie, wird halbtot geprügelt. Ehe die Frau das Schiff verläßt, küßt sie den Wunden vor den starrenden Gaffern. — Tiefer Haß eines armen Kurmusikgeigers gegen einen Milliardär im Rollstuhl. Grotesker Kampf zwischen beiden um den Haupttreffer einer Lotterie. Der Milliardär gewinnt und zerreißt unter der Wagendecke mit gichtisch verkrümmten Fingern den Schein, ehe ihn einer zu Gesicht bekam. „Zu gleicher Zeit geschah es, daß der Geiger allein zu spielen hatte. Die feinhörigen Kameraden lauschten gierig auf. Die gleichgültigen Menschen ringsherum verspürten auch eine seltsame Rührung." — Ein Kurgast, Baron V . . . ertränkt sich, nachdem er lange den stummen und lauten Haß einer Kurgesellschaft ertragen hatte, weil er anders aussah als die anderen. Nicht absonderlich; nur anders. Ein Operettenkomiker kopiert sein Gesicht, seine Haltung, sein Kleid, er steht dem Doppelgänger gegenüber und kann's nicht wehren. Wer und was er ist, erfährt niemand. Eine Hysterika bietet ihm sich selbst und ihr Vermögen an. Man findet den Brief in der Tasche des Toten. Man erfährt, daß er Frau und Kind besaß, wer er ist, erfährt keiner. Das ist im Umriß der Inhalt der drei Novellen. Ihr Grundthema: Der absonderliche Mensch und die anderen, wobei der Autor so enthaltsam im Hintergrunde bleibt, daß seine Situationen fast körperlos und wie algebraische Probleme erscheinen.

Wien Herbert Joh. Holz

Frohe Botschaft des Weltkindes. Eine selbstbiographische Anleitung zum Glück. Von Rudolf Hans Bartsch. Stuttgart-Berlin 1922, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 190 S.

Nach der Lektüre dieses Buches, in dem Rudolf Hans Bartsch „die Summe seiner Existenz zieht", wirbelt und schwirbelt einem das Hirn. Man möchte sich die Ohren zuhalten, kniefällig bitten: Ja, ich liebe die Natur, ich hasse die Stadt, eine herbstliche Ulme ist mir wichtiger als ein Operettentenor, Politik mag ich auch nicht, aber, um Gottes, Christi, Buddha, Mitras, Adonis, Antinous willen, hören Sie auf darüber zu schreien! Im Ernst gesprochen: Nichts ist verdrießlicher als Dinge, über die jeder anständige Mensch sich so einig ist, daß er sie gar nicht mehr weiß, nur mehr im Blute trägt, als Postulate ausgeschrien zu hören. Nichts störender als von einem Propheten mit Dogmen überrannt zu werden, die einem selbst bereits siebenundzwanzigste Voraussetzung sind. Nichts ärgerlicher, als um die stillsten und selbstverständlichsten Dinge einen philosophischen Kladderadatsch aufgeführt zu sehen.

Neben allgemein menschlichen Anweisungen zu glückseligen Leben enthält dieses Buch auch eine künstler[illegible] Konfession, und da muß gesagt werden, daß ein belieb[illegible] Autor, der (in der Ära Courths-Mahler) auf seine Million[illegible] auflagen pocht, sich nicht grausamer entblößen konnte, [illegible] wenn er zugibt, „immer Dichter, selten Künstler" gew[illegible] zu sein und „auf das fein geordnete und abgewogene K[illegible] werk verzichtet" zu haben. Ist es vorstellbar, daß ein A[illegible] der ernst genommen sein will, in bezug auf künstler[illegible] Schaffen die Begriffe einer Leihbibliotheksleserin pro[illegible] ziert? Daß er nicht wissen sollte, Weltgefühl wäre Pri[illegible] sache, insolange es sich nicht im Gedanken als Philosop[illegible] oder in der Form als Kunstwerk äußert? Daß das „fein [illegible] ordnete und abgewogene Kunstwerk" nichts anderes [illegible] stellt, als eine Erscheinungsform der Natur? Hier sind [illegible] mitten im Problem. Ich bin mit Rudolf Hans Ba[illegible] ganz einig. Sein Weltgefühl ist das meine. Warum [illegible] ärgert mich sein Buch? Weil unser beider Weltgefühl da[illegible] nicht gestaltet, sondern geschwätzt ist. Damit er sehe, [illegible] solch Weltgefühl gestaltet aussieht, erlaube er mir, folg[illegible] Schilderung zu zitieren: „Als ich eine Weile so gewande[illegible] war, stellte sich auch das letzte Merkmal, das mir angeg[illegible] worden war, dar, der schwarze Stein mit der verdo[illegible] Fichte. Er war auf viele Schritte kennbar, da er der ei[illegible] solcher Art in großer Umgebung war. Als ich zu ihm [illegible] gekommen war, hatte ich einen seltenen Anblick. Hoch [illegible] zartgoldenen Abendhimmel, gerade über dem feinen Ge[illegible] rippe des dürren Baumes schwebte ein Adler, wie eine du[illegible] Fliege anzuschauen, und am Fuß des Steins, in dem Scha[illegible] desselben, den er vom Abendlichte warf, saß ein Mädch[illegible] Ich konnte nicht erkennen, ob es schön sei und wie es [illegible] kleidet sei, da die ganze hochgelbe Glut des Abends in m[illegible] Angesicht fiel und mich blendete; aber so viel erkannte [illegible] doch, daß die Kleider weiß waren und daß die Gestalt de[illegible] Jugend angehörte. Das Mädchen saß ganz einfach da[illegible] wie auf einem Spaziergange begriffen und hier die Ru[illegible] genießend. Daß es so unbekümmert dasaß, bewies mir a[illegible] daß ich schon sehr nahe an menschlichen Wohnungen [illegible] müßte."

Die Stelle ist von Adalbert Stifter, der ein Di[illegible] und ein Künstler war und als solcher schrieb, er würde [illegible] eher zerreißen lassen, als daß er an seinem Werke sude[illegible] Sie steht in der Novelle „Zwei Schwestern" und wu[illegible] hier zitiert, nicht nur, weil sie eine von aller Gnade geseg[illegible] Prosa bedeutet, sondern an Weltgefühl, Natur- und Men[illegible] erleben, an jener Glückseligkeit, die Seneca „alta re[illegible] quies" nennt, millionenmal reicher ist als die Mani[illegible] sämtlicher Leihbibliotheksoptimisten.

Wien Herbert Johannes Hol[illegible]

Bergblüh. Tiroler Geschichten. Von Hans Schrott-Fiechtl. Mit Geleitwort von Hanns Martin El[illegible] Freiburg i. B. Herder, 1922. 175 S.

Der unerschöpfliche Geschichtenerzähler ist unter [illegible] Autobiographen gegangen, und kein fremdes Schicksal w[illegible] er so anheimelnd zu schildern wie das eigene. Der rheini[illegible] Frenssenbiograph Elster betont dies in einem knap[illegible] warmen Vorwort und plaudert dabei des weiteren, [illegible] der Dichter, stammhaft aus tiroler Bauerntum, [illegible] im Unterinntal zum Zwanzigjährigen heranwuchs; [illegible] nahm der Lebensbegierige die Welt in die Arme [illegible] durchreiste Deutschland bis zur Wasserkante und Rivi[illegible] die Erde bis Madras, Tokio und San Francisko. Es [illegible] eine Periode im Holsteinischen, wo er der Milchwirt[illegible] literarisch sich widmete und die Frau fand. Erst als er i[illegible] Nähe der Vierziger rückte, begann er tirolische Geschich[illegible] zu schreiben: „Sonnseitige Menschen", „Zwischen Joch [illegible] Ach'n" (1905) u. a. Mit den sentimentalen Dirndln und [illegible] Liab wollte er nichts zu schaffen haben; er wußte aus gr[illegible] miger Erfahrung, daß es im bäuerlichen Kreise vor a[illegible] auf die Existenzerhaltung ankommt; die Scholle verle[illegible] Wehrhaftigkeit; Schrott-Fiechtl schuf daher den wirtsch[illegible] lichen Dorfroman, der allerdings das Materielle nur [illegible] Unterlage für das Seelische behandelt. Bei solcher Tätigk[illegible]

...s Autor von mehr als zwei Dutzend Bänden, wurde ihm ...er Charakter seiner Bergtiroler überhaupt zum innerlichen Studium. Das spricht sich jetzt im anziehendsten und ge...wichtigsten Teil von „Bergblüh" aus, in der Skizze „Duft ...er Berge", die als ein sehr realer Beitrag zur Psychologie ...es Älplers Beachtung verdient.

Das erste, was nach diesem Bündel von Beobachtungen ...und Bekenntnissen das Kind auf den hohen Einödhöfen ...ernt — solche Umgebung ist nämlich offenbar gemeint —, ...t das ganz Auf-sich-selber-stehen (S. 44). Zwischen Himmel ...und Erde auf sich allein angewiesen, wird man in sich be...schlossen und früh reif. Das zweite ist Selbsterziehung. ...ummheiten sind da selbstverständlich und unvermeidbar, ...man darf sie nur nicht wiederholen. Die Kinder müssen an ...die Arbeit heran, wenn die Wirtschaft gedeihen soll. Das gibt ...herte Schönheit" (S. 47). Ein drittes: diese Kinder denken ...nicht mit dem Verstand allein, sondern mit jedem einzelnen ...Sinn — notgedrungen. Dazu kommt, etwa bei den Zehn...jährigen, der Sinn für das Wunder im Kleinsten und Arm...ten, ein tägliches Staunen über Natürliches, ein kraftvolles ...Träumen. Hochmut gegenüber den Talbewohnern unten ...bleibt nicht aus; auch ein Empfinden, daß es nicht der Mühe ...wert ist, sich um den trüben Tag zu scheren. Die Naturgewal...ten schmieden uns mehr an den Schöpfer, sie machen uns ...konzentrisch (S. 50). Wächst dann der Bub sich zum Jüng...ling aus, so hebt ihn über die Dinge ein Duft von Klein...sein. Aber zugleich die Mühsal der Bodenarbeit gegen...über der im Tal! Immerfort will die Ackererde wegsinken, ...in Körben muß man die untersten Furchen auf die Höhe ...tragen, der Gottesahner muß als Lasttier fronden. Aus ...all dem entwickelt sich ein außerordentliches Heimatsgefühl, ...das den Menschen niemals verläßt, wie ein Schutzengel.

Schrott-Fiechtl spricht hierbei aus tiefstem Erlebnis. ...In der Erzählung „Gottes Enkelin", mit der nach einem ...Worte Dantes die Poesie gemeint ist, schrieb er sich vor ein ...paar Jahren die Bitternis eines Schriftstellerdaseins vom ...Leibe. In der Anfangsschrift des vorliegenden Bandes ...führt er uns in seine Kindheit zurück, als er auf der Brach ...oberst in der Witschenau dämmerig aufwuchs. Je mehr ...er auf diesem Wege in sich selber entdeckt, desto dankbarer ...werden ihm die Leser sein. Liebsgeschichten mit Heiho und ...Hollie mögen andere aushecken!

Berlin Alois Brandl

Der Platz an der Sonne. Roman aus wilhelminischer Zeit. Von Rudolf Stratz. Berlin, A. Scherl G. m. b. H. 560 S.

Ein politisch-historischer Roman aus jüngst vergangener ...Zeit liegt hier vor uns und enthüllt das Zwiespältige einer ...Geschichtsperiode, die wir miterlebt haben, die den meisten ...glänzend schien, weil sie Gips für Marmor hielten und die ...Fassade für ein Haus. Die mit Blindheit Geschlagenen sind ...scharf gezeichnet, aber desto lichter heben sich dagegen die ...Vertreter von Deutschlands Jugend hervor, die kampfge...stählt den „Platz an der Sonne" erobern wollen. Die Ge...schichte endet tragisch und gibt in ihren einzelnen Helden ein ...Symbol des tragischen Untergangs des Reiches. Die erste ...Jugend ist vom Schicksal gemäht, die kommende kann aus ...dem Zeitgemälde lernen, selbst Schnitter zu werden.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Alice im Wunderland. Von Lewis Carroll. Illustriert von F. W. Roth. Übertragen von R. G. L. Barrett. 1922. Würzburg, Buchdruckerei K. Triltsch. 158 S.

Wo englischsprechende Kinder sind, da findet sich auch ...des Mathematikprofessors Carroll Buch „Alice in Wonder...land"; es ist noch heute das beliebteste englische Kinderbuch. ...Ob auch deutsche Kinder dafür schwärmen werden, kann ...allein der Versuch lehren. Es ist keine deutsche Märchen...phantasie, aber da englische und amerikanische Kinder unsern ...Grimm und unsern Hauff mit Begeisterung aufnehmen, ...sofern nicht ihre Eltern ihnen das deutsche Märchen als ...„hunnisch" verdächtigt haben, so ist wohl möglich, daß ...deutsche Kinder die englische Alice ans Herz nehmen, zumal sie nun in allerliebstem deutschen Kleid erscheint. Die Übertragung des schlichten und schalkhaften Englisch des Originals war keine kleine Aufgabe, aber Barrett hat sie im großen und ganzen anerkennenswert gelöst, an manchen Stellen muß die Verdeutschung sogar glänzend genannt werden. Das Buch ist in der Buchdruckerei und Kunstanstalt Konrad Triltsch zu Würzburg vorzüglich ausgestattet worden. Roths Bilder sind ebenso gelungen. Und da noch dazu der ganze Erlös der deutschen Kinderhilfe zugewiesen werden soll, kann „Alice im Wunderland" gar nicht warm genug empfohlen werden. Zu beziehen ist das Buch durch Schreckenbach, Verlag „Der Bund", Nürnberg.

Münster i. W. F. Schönemann

Macht der Lüge. Roman. Von Johan Bojer. Deutsch von Reinhard Carrière. 1.—3. Taus. München 1922, Georg Müller. 244 S.

Ein Buch ohne Liebe! Das wird hier ebenso viele abschrecken, wie dort viele anziehen. Denn siehe da, es geht auch ohne das. Die Herzen schweigen, und dennoch tönt es aus dem Buch. Johan Bojer ist nie die viel gebrauchten Wege gegangen. Schon die früheren kleinen Bücher, die man von ihm kennt, sind nicht alltäglich, in Abseitiges vertieft und von starker Anziehung.

Diesmal schreibt er die bittere und grausame Geschichte einer Lüge. Nicht gewollt, aber nicht mehr aufzuhalten entfährt sie gedankenlos dem Munde eines alten Bauern, wächst lawinenartig und fegt die Wahrheit fort. Menschen stürzen mit in den Abgrund, Gesinnungen zerbrechen, Glaube wird vernichtet — aber sie ist stärker als der Tod. Noch an einem Sterbebett triumphiert sie. Und schließlich steht sie als Allsiegerin da, und ihre Diener werden belohnt und gekrönt.

Eine bittere Geschichte, nicht wahr? Denn diese furchtbare Lüge ist eine furchtbare Wahrheit. Trostlosigkeit heißt ihre Spur, ihr Schatten Verzweiflung, und doch ist ihre eigene Leiblichkeit saftigsten Lebens voll. Vergifteten Lebens — aber nicht sie stirbt daran, nur ihre Widersacher. Und zieht man so das Resultat dieses Buches, findet man, daß eine Art Größe in ihm steckt, ein unerbittlicher Mannesmut und eine unerschrockene Folgerichtigkeit, deren ein zahmerer Schriftsteller nie fähig wäre.

Berlin Kurt Münzer

Lila Akazien. Ein altmodischer Roman von Ernö Szép. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. München 1922, Drei Masken Verlag. 304 S.

Es gibt Romane, die Begebenheiten des Alltags metaphysisch ausschmücken und Landläufiges durch ehrfurchterweckende Abstraktionen dem Durchschnittsleser verleiden. Produkte dieser Art entstammen besonders häufig dem deutschen Boden. Dann wiederum finden sich erzählende Werke von einer gedanklich durchaus verwertbaren Grundtendenz, die zu manchen Betrachtungen anregen würde, wenn die Art der Schilderung, der Aufbau von Situationen und Dialogen, nicht dem Geschmack und Lebensniveau des Unterdurchschnitts angepaßt wäre.

Der Ungar Ernö Szép ist ein solcher Ästhet des Banalen. Bei einer nicht unerheblichen naturalistischen Begabung verausgabt er sich in Belanglosigkeiten der großstädtischen Unart und Abgeschmacktheit. Nicht der Querschnitt einer seichten Gesellschaftsschicht (der ja den Zeitgenossen immerhin interessieren würde), sondern ein Sammelsurium von mondänen Plattheiten wird mit überzeugenden Kraftgebärden dargestellt, als wenn es Leben in ureigenster Offenbarung wäre. Es gilt sich durch einen Schwulst von dialektischen Hohlheiten, von Miniaturbeobachtungen aus dem Bereiche des Lokalklatsches und geselligen Unsinns, die den ihm abseits stehenden Besseren nichts anzuvertrauen haben, zu winden, um zwischen den Zeilen stellenweise eine tiefere Einfühlung gewahr zu werden. Undisziplininiertheit gilt Szép anscheinend als höchste Tugend. Was in langen Stunden der Trägheit ein laszives Gehirn durchquert — abgelauschte Gesprächsbrocken der Vorübergehenden, schwatzhafte Un-

gereimtheiten aus allen Ecken und Enden — gibt er gern zum besten. Und dann verweilt er andächtig in der stickigen Atmosphäre des budapester Flirts und prunkt mit seiner Gewandtheit in allen Feinheiten der Salon-, Apachen- und Kokottensprache.

Auch in diesem Roman überwiegt der budapester Jargon. Modeparfüm und Orpheumluft aus jenen Gauen werden uns im Überfluß beschert. Wir verkehren in allen Schlemmerlokalen der ungarischen Hauptstadt und genießen über Gebühr die schalen Freuden des dortigen „Jardin de Paris“, bewegen uns zwischen abenteuerlustigen Welt- und lebensüberdrüssigen Halbweltdamen, quälen uns durch das Tändeln und Schwatzen vieler Seiten hinweg, um eines sympathischen Grundgedankens willen, der sich durch das lange Geschehen und die spärliche Handlung schlängelt: daß natürliches Gemüt, selbst wenn es nur eine unscheinbare Nackttänzerin ziert, einem liebebedürftigen Herzen mehr zu sagen hat, als die Werbekünste einer mit allen Salben geriebenen Modedame.

Berlin — Gustav Erényi

Dramatisches

Der Bauernzorn. Alexia, Christine, Granne, Adrastos. Dramatische Dichtungen. Von Edmund Reinacher. Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 266 S.

So verschieden die fünf Dramen dieses Bandes nach Stoff, Form und Gestalt sind — eins eint sie: ihre Urdeutschheit. Nicht daß diese überall positive Werte ergäbe. Reinacher verfällt vielfach in den Fehler, der unserer deutschen Kunst eine stetige Entwicklung unmöglich gemacht hat: er glaubt, ganz von vorn beginnen zu müssen und verschwendet Kräfte an der Erzwingung von Dingen, die er nur zu übernehmen brauchte, weil sie durch das Ringen von Generationen erstritten wurden und sich ihrer zu bedienen nicht Schwäche sondern Stärke ist, nicht Mangel an Urwüchsigkeit sondern Selbstsicherheit inneren Überlegenseins. So weit geht die Sucht Reinachers, alles selber zu tun, daß er sich nicht nur seine eigene (bühnenverachtende) Form, seinen besonderen Vers, sondern auch seine nur ihm gehörige Sprache zu schaffen sucht. Daraus ergeben sich an den Stellen, wo Wille und Gelingen sich decken, ungeahnte, heute nirgendwo in gleicher Art und manchmal auch in gleicher Stärke nicht anzutreffende Wirkungen. Es wird aber auch dadurch nicht nur viel schöne Kraft unnötig vergeudet, sondern an den (weit häufigeren) Stellen, wo das Gelingen hinter dem Gewollten zurückbleibt, schmälern Krampfhaftes, Erzwungenes, Abstraktes den Eindruck empfindlich.

Dieses Kraftvertun ist um so schmerzlicher, da die innerste Begabung Reinachers sich nicht nur als unzweifelhaft sondern als ungewöhnlich erweist. Neben dem an der Peripherie sich zeigenden Falschen und Nurgewollten ist im Zentralen soviel Echtes und Gemußtes zu sehen, daß man immer von neuem in den Bann dieser dramatischen Dichtungen gerät. Außerordentlich ihre Reichweite: Vom deutsch Tumben über das legendär Mystische bis zum äschyleisch Grandiosen. Das Erste (im Bauernzorn) dem Anempfundenen am nächsten. Vielfach, trotz alles Besonders-sein-Wollens Nachahmung. Dazu vom Schatten Größerer (Hans Sachsens, Gerhart Hauptmanns) an der vollen Entfaltung gehemmt. Das Mittlere am stärksten (in Alexia und Christine schlechthin groß, bis an die Grenze des Genialen reichend; in Granne ein Abgleiten ins Auftrumpfende, Genialische). Das Letzte dann schon wieder irgendwie nicht ganz echt, nicht ureigen. Und doch (neben Leerlaufendem) immer aufs neue mit solcher Gewalt anspringend, daß man den Atem verhält.

So ist dieser Eduard Reinacher in seinen dramatischen Dichtungen — überblickt man sie rückschauend — einer bei dem das Mißlingen nicht aus einem Mangel, sondern aus einem Überschuß an Kraft hervorgeht. Ein seltener Fall mithin. Und ein hoffnungsvoller, ein sehr hoffnungsvoller!

Frankenhorst i. Mecklenburg — Hans Franck

Lyrisches und Episches

Aus verlorenem Land. Erinnerungsblätter aus Deut[...] Südwestafrika. Von Joachim von Winterfeld-Damerow. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verla[gs-]Anstalt. 86 S.

Mit seltsam gemischtem Gefühl schlägt man dieses Bü[ch]leins Verse auf. Kriegsgedichte „aus verlorenem Land“, [...] einem literarisch gänzlich unbelasteten Frontoffizier nieder[...]geschrieben:

> Auf langer Pad, wenn schlaflos heiß die Rast,
> Gereimt, getritzelt in verlornen Stunden;
> Fremd schien 's mir heut und unwahrscheinlich fast,
> Da ich das langvergeßne Heft gefunden.

Man liest diese Verse zum Eingang sicher mit dem h[...] ängstlichen Gefühl, eins jener vielen Erinnerungsbücher [...] Händen zu halten, die ihrem jeweiligen Verfasser als Me[n]schen und deutschen Soldaten alle, jedoch als Dichter b[e]schämend wenig Ehre machen. Aber man wird um so a[n]genehmer und in zwiefacher Art eines Besseren beleh[rt]. Hier wird ein Mensch durch das ebenso grauenvolle, w[ie] exotisch gefahrvolle und doch wieder so reizsame Erlebnis, fern der geliebten, deutschen Heimat in einem wilden Lan[de] über sich selber gesteigert. Die dichterisch knapp und sich[er] gestaltete Impression bringt in diesem Buch einen ganz [...]samen Stil hervor, eine technisch überraschend eigene u[nd] neue Mischung von Ballade und Lyrik. Darüber hinaus [...]selt dann noch rein stofflich die gänzlich andersartig erle[b]te Kriegstechnik im fernen Südwestafrika. Die südafrikanisch[e] Natur mit dem ihr eigenen Landschaftscharakter wei[ß] v. Winterfeld so zu schildern:

> Und die große Öde verschlang die Zeit.
> Ihr Mund ward stumm, ihr Denken schwer,
> Und sie gingen in taghellen Dunkelheit
> Es war wie ein lautloser Strudel im Meer.
> Alles versank ohne Wiederkehr;
> Die Dünen sogen die Seelen leer.

Und dann über diesen Versen die nüchterne No[tiz]: „An der Wasserstelle Avadaob hinter der siebzigsten Dün[e] des östlichen Sandfeldes fanden wir eine lange verfallene Farmhütte.“ Auch einer, der sonst keine Kriegsverse mehr lesen mag, wird zum mindesten festgehalten von dem Zauber dieses frischen und aufrechten Dichteroffiziers, der nicht umsonst mit Liliencron oder Münchhausen verglichen werden mag: „Donnerwetter, kanns verlangen, bin e[in] Reiter aus Südwest!“ — Der Dichter kommt mit seiner späten Kriegsgabe nicht vergeblich, er hat der deutschen Kriegslyrik eine neue und sehr beachtenswerte Erlebnisform geschenkt, manchem Mitkämpfer ein Buch schmerzlichster und darum liebster Erinnerung, der deutschen Jugend aber ein neues Heldenlied. Er sei bedankt dafür.

Berlin-Halensee — Heinrich Zerkaulen

Der Tod der Weltstadt Ein soziales Epos. Von Pa[ul] Friedrich. Berlin 1922, Reform-Verlag „Futuri[...]“ 56 S.

Wenn wir vom Epos sprechen, denken wir sofort a[n] Homer, das Nibelungenlied, Gudrun, auch wohl an di[e] höfische Epen. Auch die Kleinepik mit ihren Musterb[ei]spielen Voß' Luise, Goethes Hermann und Dorothe[a], Hebbels Mutter und Kind drängt sich zu Vergleichen au[f]. Sozialen Einschlag im modernen Sinne hat besonders Hebbels Mutter und Kind. In allen aber ist Kampf, Sie[g] oder Unterliegen eines Helden.

Wir haben keine Helden mehr, der Einzelne geht [in] der Masse unter. Gerhart Hauptmann schuf in den „Webern“ ein Drama, in dem nicht der Einzelne Träger der Handlu[ng] ist, sondern die Masse. Man darf in diesem Zusammenha[ng] von einem überindividuellen Träger der Handlung, al[s] Helden sprechen. Es fragt sich nur: ist in solchem Fall über[-]haupt noch Handlung möglich?

Paul Friedrich macht in einem Epos die Weltstadt zum Mittelpunkt seines Epos. Er hat also nicht etwa ein[en] überindividuellen Träger der Handlung, als den man d[...]

alle gelten lassen kann, sondern eigentlich einen unpersönlichen Helden für sein Epos gewählt. Um so weniger Handlung enthält sein Werk, und um so mehr bleibt es im Kreise der Schilderung. Das Menschliche als Handlung, Schicksal, Erlebnis tritt zurück, ein Begriff ist in den Mittelpunkt der Dichtung gesetzt: Weltstadt. Der Dichter trägt wohl tausend Einzelheiten zusammen, die sehr gut beobachtet und oft in überraschende Sprachform gekleidet sind, der seiner Weltstadt fehlt das Leben. Vergeblich auch deshalb seine Frage nach der Seele dieser Weltstadt — sie ist tot und seelenlos, weil der Dichter die Seele nicht berücksichtigt, weil er Schein für Sein gibt — kurz weil der Mensch nicht der Held seines Epos ist. Wohl spricht er von Arbeit, Mühe, Plage, Glück, Wünschen und Hoffnungen der Menschen in der Stadt, aber er spricht darüber, er stellt all das nicht in schicksalhafter Verknüpftheit — widergespiegelt im Einzelnen dar. Er redet über etwas, ohne uns eine plastische Darstellung zu geben. Zur Totalität des großen Epos fehlt seinem Werk der Mensch. Man liest das Epos, wie man eine akademische Abhandlung liest oder eine Broschüre mit einem gewissen künstlerischen Verstande, aber man wird nicht ergriffen, nicht erschüttert trotz mancher schönen Bilder.

Ich wage es nicht zu entscheiden, ob der Gedanke von der Selbstvernichtung der Großstädte, von der Überwindung der City durch die vertikale Expansion, die an die Stelle der horizontalen tritt, für die Zeit, in der das Epos geschrieben wurde (1913/14), etwas Neues war. Für uns ist die Erkenntnis, daß das Hochbauen durch das Flachbauen gelöst wird, daß an die Stelle der Großstadt alten Stils die Gartenstadt treten muß, schon in die Tat umgesetzt, wenn auch nicht in den Ausmaßen, die dem Dichter vorschweben. Aus diesem Gedanken mag Paul Friedrich die Berechtigung herleiten, sein Werk ein soziales Epos zu nennen, vielleicht auch daraus, daß er in dem Abschnitt die Stadt der Zukunft, das Bild einer neuen Gesellschaftsordnung in knappen Strichen zeichnet; aber sozial im Sinne einer Darstellung der Auswirkung dieser neuen Gesellschaftsordnung auf das Zusammenleben der Menschen ist sein Epos nicht, weil keine Einzelschicksale handelnd aus seiner Darstellung herausspringen.

Ob diese Visionen, so nennt Paul Friedrich sein Werk selbst im Nachwort, sich erfüllt haben oder nicht, das hat für die künstlerische Beurteilung des Werkes keine Bedeutung, mag allerdings für diesen oder jenen interessant sein. Propheten sind schlechte Künstler — und Künstler schlechte Propheten. In Paul Friedrichs Epos laufen mancherlei Elemente unorganisch ineinander. Der Sprache ist Bildkraft und Schwung eigen, aber die Verse weisen nicht immer entsprechende Glätte auf und lassen die letzte Feilung vermissen. Zum Beispiel:

Die die, die sie umarmt, grausam zerfleischt. (S. 26.)

... als wollten sie sie auf die Erde ziehn. (S. 34.)

Und trotzdem hat Paul Friedrich in diesem Epos versucht neue Bahnen zu beschreiten, die epische Zustandsschilderung ist durchaus groß angelegt und wird ihre Anziehungskraft auf ein breites Lesepublikum nicht verfehlen. Möge der Dichter den Weg von der Zustandsschilderung zur epischen Handlung finden.

Köln-Lindenthal Paul Bourfeind

Gesammelte Werke. In zwei Bänden von Paul Verlaine. Herausgegeben von Stefan Zweig. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Beichte. Von Paul Verlaine. Übertragen von Eduard Reinacher. Konstanz 1921, Oskar Wöhrle.

Die am schönsten gedruckte Auswahl aus Verlaine im Urtext ist in Deutschland erschienen (der Drugulin-Druck bei Rowohlt, jetzt bei Kurt Wolff) — wohingegen die in Paris (Fasquelle) erschienene Auswahl, die François Coppée besorgt hat, in bezug auf Papier, Typen und Druckerschwärze „von der eines Kulturvolks unwürdigen Minderwertigkeit ist, die man in Frankreich immer noch bei den ersten der eigenen Dichter für erlaubt hält" (Eduard Wechßler in seinem eindringlichen Vortrag „Paul Verlaine, seine Kunst und sein Glaube", Marburg 1914). Offenbar wird Verlaine bei uns höher geschätzt als in seinem Vaterlande; es ist auch wenig wahrscheinlich, daß in irgendeinem Lande der Welt sich über fünfzig Lyriker zusammenfinden, um einen Dichter fremder Zunge in ihre Muttersprache zu übertragen (die Franzosen ihrerseits scheuen sich nicht, die Lyrik Heines in Prosa wiederzugeben!). Stefan Zweig aber hatte für seine „Auswahl der besten Übertragungen", die den ersten Band füllt, die Qual der Wahl. Dichter jeder Richtung sind hier vereint: von den Älteren Dehmel, Schlaf, Evers, Henckell, Flaischlen, R. M. Rilke, Graf Kalckreuth, Schaukal, Hedwig Lachmann, H. Hesse, H. Eulenberg, Max Brod, Hanns von Gumppenberg und Paul Wiegler; von den später Durchgedrungenen Theodor Däubler, W. von Scholz, Leo Greiner, Albrecht Schaeffer, Ernst Hardt, Felix Braun, Otto Freiherr von Taube; von den Jüngsten Paul Zech, Alfred Wolfenstein, Walter Hasenclever, Otto Zarek, Rudolf Leonhard und Klabund. Großstädter wie Artur Kahane, Siegfried Trebitsch, Artur Silbergleit stehen einträchtig neben dem völkischen Otto Hauser, neben dem Schweizer Robert Faesi, neben H. Horvát, der wohl in Ungarn zu Hause ist, neben stillen Katholiken wie Laurenz Kiesgen und Christoph Flaskamp. Dazu ein paar Namen, die mir unbekannt sind (kann auch an mir liegen), und natürlich der Herausgeber und seine Gattin F. M. Winternitz. Fürwahr, eine schöne Huldigung vor dem großen französischen Dichter, und eine Brücke nach drüben, die nun auch von drüben begangen werden möge!

Der zweite Band, die „Lebensdokumente", bringt eine kurze Verlaine-Biographie von Stefan Zweig, die „Beichten" und „Meine Gefängnisse" in J. Schlafs Übertragung, „Meine Spitäler" in einer Übersetzung H. von Gumppenbergs, die Aufzeichnungen seiner Freunde Cazal und Gustave le Rouge über Verlaines letzte Tage, einige Karikaturen aus Verlaines Skizzenbuch (darunter Rimbaud), zwei Zeichnungen Cazals, eine Photographie „Verlaine im Café" und ein Gedicht in Faksimile. Diese Dokumente, und besonders die „Letzten Tage", die des Herausgebers Gattin gekürzt übersetzt hat, widerlegen die landläufige Meinung, als sei Verlaines Zigeunerleben ein bewußter, übermütiger Protest gegen den Bürger gewesen. Es war nicht Kraft, sondern Schwäche; er hat es nicht eigentlich so gewollt, sondern nur nicht anders gekonnt. Er hat sich zeitlebens nach steten Verhältnissen gesehnt; er hat nur die Kraft nicht gefunden, sie sich zu schaffen.

Die in Konstanz verlegte Übertragung der „Beichte" ist frischer, burschikoser gehalten als die Schlafs, der den abgehackten Stil des Originals treuer wiedergegeben hat. Eine Kleinigkeit: „interlocutrice" heißt nicht „Zwischenrednerin", wie Schlaf übersetzt (S. 144), noch auch „Gesprächsnachbarin" (Reinacher, S. 169), sondern „Gesprächspartnerin". Oder weiß jemand dafür ein deutsches Wort?

München-Pasing Eugen Lerch

The Life of the Virgin Mary. By Rainer Maria Rilke. Translated by G. L. Barrett. (Printed by Conrad Triltsch, Würzburg.) 27 p.

Diese englische Übersetzung von Rilkes „Marienleben" ist eine anerkennenswerte Arbeit, nicht nur in philologischer, sondern auch in künstlerischer Hinsicht. Absolut genommen, bedeutet „The Life of the Virgin Mary" eine Bereicherung der englischen Literatur, denn Barrett erzielt darin Rhythmen, Lauteffekte, schöpferischen Wortgebrauch, die ungemein originell wirken. Und der Vergleich mit dem Urtext zeigt, daß er seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst hat. Stimmung und Tonfall von Rilkes Versen gibt er getreu und formvollendet wieder. Als Beispiel diene der Anfang der „Verkündigung über den Hirten":

„Seht auf, ihr Männer. Männer dort am Feuer,
die ihr den grenzenlosen Himmel kennt,
Sterndeuter, hierher! Seht, ich bin ein neuer
steigender Stern. Mein ganzes Wesen brennt
und strahlt so stark und ist so ungeheuer
voll Licht, daß mir das tiefe Firmament
nicht mehr genügt!"

Bei Barrett heißt es:

„Look up, ye men. Men around yon fire,
who scan the firmament, the infinite,
starspellers, hither! Look ye, higher and higher
I, a new star, rise. With such a might
my whole self burns and beams, is so entire
a life of light, that all the depth and height
of heaven no more sufficeth me."

Man übertreibt nicht, wenn man diese Zeilen als eine Probe musterhafter Übersetzungskunst bezeichnet. Dasselbe gilt auch besonders von der wunderbaren „Darstellung Mariä im Tempel", deren ganzer Zauber hier in einer anderen Sprache unverkümmert fortbesteht. Überhaupt ist es ein wahrer Genuß, Rilke zu lesen, und dann die entsprechenden Verse bei Barrett zu prüfen. Auf diese Weise nimmt man wahr, wie Rilkes Wortmusik in eine kaum minder inbrünstige Musik verwandelt worden ist, wie alle Merkmale des deutschen Originals Strophe an Strophe in der englischen Nachdichtung wieder erwachsen.

Nur selten läßt sich Barrett stilistische Entgleisungen zuschulden kommen. Störend wirken Ausdrücke wie „were getting frightened" (S. 16) und „in the majority" (S. 20), die ein zu prosaisches Gepräge tragen, als daß sie hier am Platze wären. Stellenweise verfällt er auch in unschöne oder dunkle Wendungen wie: „of all their hands her ridding" (S. 9), „touched her least and homeliest to gracious" (S. 18), „she him in upon her way had closed" (S. 18), „her sinking in her higher-calling merging" (S. 20). Um den Sinn einiger dieser Sätze zu ergründen, ist man gezwungen, das Original heranzuziehen. Aber mit den hier angeführten Mißgriffen dürften die Einwände gegen Barretts dichterische Qualitäten erschöpft sein.

Als geschickter und feinsinniger Übersetzer hat es Barrett zuwege gebracht, die erforderlichen Reime zu finden, ohne sich mit Flickworten aus der Not helfen zu müssen. Die wenigen Ausnahmen können hier so ziemlich alle aufgezählt werden:

„Amber, shipped from far and what-not else" (S. 15)
(Aller Amber, den man weit verschifft)

„the tree which overhung them with its green" (S. 16)
(der Baum, der still sie überhing)

„Saviours ah! let them from the hills inhuman" (S. 19)
(Heilande muß man in den Bergen schürfen)

Bedenkt man aber die vielen sprachlichen Hindernisse, die Barrett mit solch tiefem Verständnis überwunden hat, so muß man zugeben, daß diese Makel von relativ geringer Bedeutung sind.

Druck und Ausstattung des Büchleins sind seines Inhalts durchaus würdig. Nur folgende Druckfehler sind aufgefallen: mith (with) S. 10, tthis heir (this their) S. 16, whoie (whole) S. 18.

Hoffentlich wird Barrett seine Arbeit als berufener Vermittler zwischen deutscher und englischer Dichtung fortsetzen. Es wäre gewiß ein wertvoller Dienst, wenn er z. B. eine Auswahl aus Rilkes lyrischen Gedichten übersetzen würde.

London P. Selver

Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten. Lieder und Gesänge. Verdeutscht von Richard Wilhelm. Mit 16 Nachbildungen chinesischer Holzschnitte. Jena 1922 Eugen Diederichs. 129 S.

Kein Buch, das man in einem Niedersitzen durchfliegen darf. Die einzelnen Stücke, aus den fruchtbarsten Jahrhunderten chinesischer Dichtkunst stammend, sind zwar nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgewählt und nach sinnvollem Plan zu gegenseitiger Ergänzung aneinander gereiht, wollen aber doch jedes für sich allein genossen sein. Nur so, bei liebevollem Versenken in ihre tieferen Geheimnisse, bei besinnlicher Hingabe an ihre reizvolle Eigenart im einzelnen je nach Stunde und Stimmung werden sie ihre Schönheiten ganz offenbaren und wahren Genuß gewähren. Flüchtiges Lesen könnte leicht enttäuschen. Zur Einführung lese man am besten vorweg die am Schluß angefügte, freilich wohl erst dem schon mit China Bekannten alles gebende Skizze „über die chinesische Poesie", die zugleich eine geschichtliche Übersicht bietet. Die Originale der Übertragungen stammen aus der Zeit etwa von Christi Geburt bis zum 12. Jahrhundert, einem Zeitraum also, der unsere Geschichte von der Teutoburgerwaldschlacht bis zum Sängerkrieg auf der Wartburg gewissermaßen umfaßt. Das muß man sich vor Augen halten, um die Proben recht zu würdigen. Bedenkt man weiter, daß diese Kunst für den heutigen gebildeten Chinesen immer noch durchaus lebendig ist und zum selbstverständlichen geistigen Besitz gehört, so wird man China beneiden. Volkslied und gelehrte Kunstdichtung stehen nebeneinander. Manches ist so ursprünglich allgemein-menschlich, daß man es gar nicht als Übersetzung empfindet. Es ist überaus verdienstlich, daß in einer Zeit, da sich namentlich Amerika mit wahrem Übereifer daran macht, den fernen Osten auch geistig für sich zu erobern, eine solche Übertragung uns gleichfalls die chinesische Seele näher bringt. Wer in der Lage ist, die Wilhelmsche Wiedergabe etwa mit den in Grubes Geschichte der chinesischen Literatur, Giles' Chinesische Literatur oder anderen Werken ebenfalls enthaltenen Übertragungen zu vergleichen, wird noch tiefer in den Stoff eindringen können. Die Beigabe von chinesischen Bildproben ist sehr zu begrüßen. Freilich scheinen uns die chinesischen Holzschnitte in den Reproduktionen teilweise etwas zu hart herausgekommen zu sein. Es hätten sich unschwer auch Motive finden lassen, die den in den Dichtungen angeschlagenen Tönen mehr entsprach und deshalb noch besser geeignet gewesen wären, in die chinesische Seele einzuführen.

Leipzig Gerhard Menz

Verschiedenes

Kritische Studien zum Leben und zu den Schriften Alberts des Großen. Von Franz Pelster. Freiburg i. B., Herder & Co. XVI u. 180 S.

Die Ergebnisse der neueren Albertusforschung stehen heute wieder mehr im Vordergrund, da man auch in weiteren Kreisen der Philosophie und Wissenschaftsgeschichte bei der Tatsache zu verweilen beginnt, daß hier wirklich ein „großer Philosoph" (wie ihn die Zeitgenossen nannten) zu uns redet. Auch als Naturforscher findet dieser seltene Mann (geb. wahrscheinlich 1193, gest. am 15. November 1280) verdiente Würdigung und nicht minder als Theologe und Exeget. Langsam bricht sich die Überzeugung Bahn, daß auf „rein philosophischem Gebiete bis gegen Ausgang des Mittelalters das unmittelbare Einwirken des Lehrers bedeutender war als selbst das seines größten Schülers Thomas von Aquino". Die Existenz einer neuplatonischen Dichtung in Deutschland fußt auf Albert. In der gesamten scholastischen Literaturgeschichte ist er ein wesentliches Hauptkapitel. Er ist der echte mittelalterliche Gelehrtenkopf, seine Augen leuchten von Wißbegierde, Energie, Glaubensfreude und Genialität. Mit weitem, unbefangenem Blick sieht er in die Welt. Er fesselt immer noch trotz mancher Anfechtbaren seiner Philosophie und zahlreicher Härten seiner Sprache. Albert von Köln (oder von Bollstädt) hinterließ kein „System", denn was er neben Gesammeltem und Zusammengefaßtem hinterließ, ist nicht einheitlich und klassifiziert. Vielmehr sind die scharfsinnige Formulierung und der eigene Stil des Denkens seine Stärke. Dort, wo steile Probleme drohen, ist Albert der Meister. Er ist der erste gewesen, der mit energischer Hand das Wissen der antiken Naturforschung (freilich vielfach in arabischer Gewandung) wieder dem Abendlande zugeführt hat. Es ist ferner keinem Zweifel ausgesetzt, daß dieser Mann der produktivste Naturforscher der Scholastik war. Sein größtes Werk ist die systematische Ordnung der Schriften (und besonders auch der naturwissenschaftlichen) des Aristoteles. Nannte man ihn doch selbst den „Aristoteles des Mittelalters"! Als Mechaniker, Geograph, Biologe, Embryologe, Alchimist ist er historisch bedeutsam, seine zoologischen und botanischen Aufzeichnungen (er sammelte sie auf seinen weiten Wanderungen durch Deutschland) verblüffen immer

…ch durch ihre Detailkenntnis und Genauigkeit und um… …fen die gesamte mitteleuropäische Fauna und Flora. …er weiß heute davon, daß Albert der erste gewesen ist, … die Schneefiguren wahrgenommen, daß er über den …terschied zwischen solarem und physischem Klima Grund… …endes gesagt hat und hierdurch vieles zur Klärung des …maligen Problems von unbewohnbaren Zonen beizu… …gen in der Lage war! Seine Tiergeschichte und die …ten umfangreichen Bücher über die Pflanzen enthalten … Gesamtkapital der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse … Erfahrungen seiner Zeit (vgl. meine Geschichte der Na…turwissenschaften im Mittelalter. Stuttgart 1910, F. Enke).

…s ist zu begrüßen, aus gelehrter Feder wieder kritische …träge zur Albertforschung zu bekommen, die sich würdig … die aufbauenden biographischen und textuntersuchenden …eiten der Hermann Stadler, E. F. Meyer, C. Jessen, …, Wimmer, Cl. Baeumker, F. Ehrle, J. A. Endres, …rabmann, P. von Loë, Pouchet, G. von Hertling u. a. …ließen. Der Verfasser des vorliegenden Buches bietet … Untersuchungen über die mittelalterlichen Legenden …ters nach ihren Quellen und ihrem Werte (die durch … von Preußen benutzte Legende und ihr Verhältnis … Heinrich von Herford; die Legende des Ludwig von …adolid und Jakob von Soest, ihre gemeinsame Quelle; … späteren Legenden: die Legende der Chronica novella … Herm. Korner u. a.), Kritisches zu einigen Daten aus …em Leben und äußerst beachtenswerte Ergebnisse von …chungen über das verwickelte Problem der Abfolge … Entstehungszeit von Alberts Schriften: die Summa de …turis und De laudibus Beatae Virginis, die Kommen… … zu den Sentenzen des Lombarden und den Schriften … Pseudo-Dionysius, die Erklärung der aristotelischen …riften, die Summa theologiae und die Werke über …opfer und Eucharistie. Pelsters Studien, die sich mit …em historischen Sinn sozusagen Schritt für Schritt … eine noch wenig aufgehellte Vergangenheit zurücktasten, …tten erfolgreich an der Klärung von Alberts Porträt. … zeigen das, was auf sein Leben und seine Tätigkeit … Einfluß gehabt und zu der weitumhergreifenden …ung geführt hat, die Leben und Wissen zu einer fast …rchenhaften Weisheit einte. Verdienstvoll erscheint mir … dieser Publikation auch die klare Herausarbeitung des …hältnisses zwischen Albert und Thomas. Auch hier ist … Wesentliche geschichtlich scharf gefaßt.

Wien Franz Strunz

…lebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit. Von Wilhelm Freiherrn von Schoen, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 227 S.

Ganz gewiß gehörte „le baron de Schoen" nicht … den überragenden Geistern der ausgehenden wilhelmi…schen Epoche. Daß er aber besser war als sein Ruf, belegt … Erinnerungsbuch an verschiedenen Stellen. Eine …schwäche von ihm, die ihm wiederholt Fallstricke legte, war … Eitelkeit vor allem auf seinen jungen Adel plutokratischer …kunft (Firma Heyl, Worms). Einigermaßen paralysiert …rde sie durch eine ausreichende Dosis gesunden Menschen…verstands. Und gerade von letzterer hat er als Verfasser eines …beachteten Beitrags zur Vorgeschichte des Weltkrieges …erfreulichem Grade Gebrauch gemacht. Seine Urteile über …komplizierte Naturen wie Kaiser Wilhelm II. und den …sten Bülow oder über strittige Probleme, wie die Lan…dung in Tanger, die Rückwirkung von Deutschlands bosni…scher Politik auf Rußland, den Novembersturm von 1908 und … Gesamtkomplex der deutsch-französischen Beziehungen …gen von Treffsicherheit. Die Torheit, die in der Ab…fung Spaniens nach Agadir lag, hat er richtig erkannt (S. 138). Bemerkenswert ist auch die Mitteilung einer inter…essanten Äußerung des Grafen Lamsdorff vom Januar 1906 (S. 27) über die Notwendigkeit eines französisch-russischen …ündnisses nach unserer Nichterneuerung des Rückversiche…rungsvertrags vom Juni 1887. Kurz: wenn man die Schoen…schen Memoiren ohne Vorurteil liest und besonders das berücksichtigt, daß so mancher diplomatische Schnitzer vor dem unheilvollen Juli 1914 weniger den draußen amtierenden Herren als vielmehr der schwerfälligen und mißtrauischen Zentrale zugeschrieben werden muß, so bleibt ein beträchtlicher Plus-Ertrag zugunsten des Verfassers zu buchen. Vgl. Zeitschr. f. Völkerrecht XII (1922), S. 195f.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation von 1517 bis 1660. Von Kurt Kaser. (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. In Verbindung mit G. Bourgin, E. Ciccotti, E. Hanslik usw. hrsg. von Ludo Moritz Hartmann. 6. Bd., erste Hälfte.) Stuttgart-Gotha 1922, Friedr. Andr. Perthes A.-G. V u. 222 S.

Damit wäre die erste Hälfte der auf Sp. 1526 im „L. C." XXIV, 24, vom 15. Sept. 1922 verzeichneten Lücke schon ausgefüllt. Heil! Auch in diesem Halbbande zeigt sich Kasers Kunst, aus der klug gesichteten Stoffmasse vermöge weitreichenden Wissens das Wichtigste auszuwählen, es geschickt zu gruppieren und zu einer geschlossenen Darstellung geschmackvoll zu verarbeiten, im hellsten Lichte. Über Einzelheiten mit ihm zu rechten, ist hier nicht der Ort. Nur für Plattenkorrekturen ein paar Notizen: auf S. 2, Zeile 17 lies Altamira y Crevea, Historia de España; Zeile 23 (genau so wie auf S. 71, Zeile 2 von unten) France ohne Cedille! Auf S. 63, 70 und 220 entweder Crespy oder Crépy! Auf S. 171 ist der polnisch-russische Friede vom 15. Januar 1582, geschlossen zu Kiwerowa Horka bei Jam Zapolje in Ingermanland, in Übereinstimmung mit Weber-Baldamus III, 278 nach „Jam Zapolski" verlegt: Das ist wohl eine unfreiwillige Reminiszenz an den siegreichen Krongroßfeldherrn Jan Zamojski. Drei Zeilen weiter lies Pliussa (statt Pniussa)! Drollig wirkt die Benennung des Roskilder Friedens vom 8. März 1658: „Friede von Rothschild". Ich fürchte mit einigem Grunde, die Dänen dürften uns dies als Teutschtümelei auslegen. — Das alles vermag aber das hohe Verdienst des Verfassers in keiner Weise zu beeinträchtigen. Er ist mit rankischem Öle gesalbt.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Der Streit um Spengler. Kritik seiner Kritiker. Von Manfred Schroeter. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). VI u. 168 S.

Mit diesem fleißigen und, wie gleich vorweggenommen sei, sachlich vornehmen Überblick ist schwer zu rechten, wenn man selbst unter die Gerichteten gehört. Schroeter hatte vor zwei Jahren den ersten, schroff angreifenden Teil einer Studie über Spengler geschrieben und, noch ehe er aus einem Saulus zum Paulus geworden war, den Auftrag von dem Angegriffenen (welche Objektivität!) erhalten, die zuströmenden Kritiken zu sichten und zu würdigen. Das Ergebnis hat Spengler erst aus den Druckbogen kennengelernt. Es ist aufgebaut auf einer methodischen Verarbeitung des Wertvollen an den Besprechungen des ersten Bandes des „Untergangs des Abendlands" in seiner ursprünglichen Fassung. Dem kürzlich erschienenen zweiten Bande soll nun jener in veränderter, „endgültiger" (!) Gestalt folgen; für ihre Würdigung will Schroeters heutige Broschüre eine Vorarbeit und eine Forderung sein. Denn sie beschränkt sich nicht darauf, zu polemisieren und Anwürfe auf den Gepriesenen zurückzuweisen, sondern versucht auch, das durch Spengler in die Welt geworfene Kulturproblem zu klären und womöglich zu lösen. Schroeter traut sich also recht viel zu. Auch mir bedeutet Spenglers erster Band so etwas wie den schicksalsnotwendigen Exponenten eines niedergehenden Zeitalters, wie dies trotz ebenso vieler Fehler im einzelnen Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" für die Jahrhundertwende waren. Aber der Hochstand seiner glänzenden Synthese kann mich als Historiker (Philosoph bin ich nicht und habe niemals behauptet es zu sein) durchaus nicht abhalten, verschiedene Schiefheiten seiner Geschichtsauffassung bloßzulegen. Übrigens habe weniger ich — etwa als

eigener Herold meiner Unsterblichkeit — die Schwächen der Fehde Spenglers gegen die veraltete Dreiteilung „Altertum —Mittelalter—Neuzeit" dargetan als vielmehr O. Th. Schulz, der zweimal („Reclams Universum" 1921, XV und „Sinn der Antike", Gotha 1921) Spengler gegenüber für den durch meine „Weltgeschichte" heraufgeführten methodologischen Fortschritt eingetreten ist.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Georg Webers Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 23. Aufl. Bis 1914 bearbeitet von O. Langer †. Von 1914 bis auf die Gegenwart fortgeführt von K. Gutwasser. Leipzig 1922, Wilhelm Engelmann. XII u. 779 S.

Nun ist auch die letzte noch ausstehende Form von Georg Webers unverwüstlichen Universalhistorien verjüngt zugleich und ausgereift zu haben. Der Zweibänder, der Vierbänder und das erste Viertel des Sechzehnbänders zeugen von der Beliebtheit und Brauchbarkeit des alten und ewig neuen Lehrbuchs und Leitfadens. Um so mehr befremdet einen die einigermaßen pietätlose Ignorierung des Originals im § 663, die freilich Rieß und Baldamus gleichfalls auf dem Gewissen haben. — Der von Gutwasser ergänzte „Weber-Langer" hat als Leser vor allem Gymnasiasten und andere höhere Schüler im Auge. „Zur leichteren Übersicht sowie aus inneren Gründen" ist an der hergebrachten, von O. Spengler verhöhnten Einteilung in Altertum (134 Seiten), Mittelalter (118 Seiten) und Neuzeit festgehalten worden; die letztere ist in eine Neuere Zeit (120 Seiten), Neuere Geschichte (109 Seiten) und Geschichte der neuesten Zeit (255 Seiten) zerlegt. Mit solcher Bevorzugung des Weltgeschehens innerhalb der letzten hundert Jahre kann man sich einverstanden erklären. Anscheinend sind an den ersten 678 Seiten, da stereotypiert, keine einschneidenden Änderungen vorgenommen worden; sie sind (namentlich für das Zeitalter Kaiser Wilhelms II.) der 24. Auflage vorbehalten. Völlig neu hinzugekommen ist aber die zahlreichen Benutzern sicher willkommene und wertvolle Berichterstattung über die sechs Jahre vom Ausbruch des Weltkriegs bis Mitte 1920. Auf S. 354 lies: La Hougue, S. 672 (letzte Zeile): 1911, 670 und 745: Bannerman; auf S. 671 ist die erste Zeile ganz zu tilgen. Dasselbe gilt von der letzten „Berichtigung" auf S. 737. Die Senussi (S. 663) ist kein fanatischer „Stamm", sondern eine mohammedanische Reformpartei.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Mimik II Übungsmaterial von Alfred Auerbach. Berlin, Erich Reiß Verlag. 87 S.

Seinem mit Beifall aufgenommenen Übungsbuch für den schauspielerischen Unterricht, Mimik, hat Alfred Auerbach ein weiteres Buch folgen lassen, Mimik II, das in beträchtlich erweitertem Ausmaß Lehrenden wie Lernenden reiche, aus Wissen und Erfahrung geschöpfte Bildungsmittel an die Hand gibt. Auerbach benützt den Anlaß, sich mit bisherigen Systemen und Methoden temperamentvoll auseinanderzusetzen, steht dabei durchaus auf modernem, zeitgemäßem Boden, verwirft, was grau vor Alter ist, geht den rechten Weg, wenn er, um nachhaltig auf sie wirken zu können, die Eigenart der schauspielerischen Psyche als Ausgangspunkt nimmt.

Gewiß, jede mit dem Strahlenkranz der Gelehrsamkeit geschmückte Unterweisung fällt bei dem schauspielerischen Talent auf unfruchtbaren Boden. Das Wesen dieses Talents besteht nicht in der Nachahmung, vielmehr — um von anderen Notwendigkeiten zu schweigen — in einer scharfen Beobachtungsgabe, auf die das Anschauliche stärker wirkt als das Begriffliche. Nicht umsonst heißt der Schauspieler Mime. Der Kern seiner Begabung beruht auf mimischer Ausdrucksfähigkeit, an ihr ist das Vorhandensein von Talent am ehesten zu erkennen, es ist durchaus angebracht, die Entwicklung des Talents von dieser Seite in Angriff zu nehmen. Das Visuelle in der schauspielerischen Leistung ist das Primäre, der sprachliche Ausdruck das Sekundäre, da die Natürlichkeit des sprachlichen Ausdrucks durchaus von der Natürlichkeit des mimisch[…] abhängt, sich sogar erst durch sie ergibt. Aber, wie Au[…] bach es tut, jede Art von Gesetzmäßigkeit zu verwerfen, g[…] nicht an. Man kann die aus Systemen und Methoden sich e[…] gebende mit Recht veraltet finden, aber die aus der Na[…] sich ergebende Gesetzmäßigkeit muß in allen Fällen […] Grundlage auch für den schauspielerischen Unterricht se[…]

Die Art der Atmung. Jede Affektregung verändert P[…] und Herzschlag in verschiedenen Maßen. Im Zorn t[…] man, im Schmerz stöhnt man, im Kummer seufzt m[…] Schreck lähmt usw. Diese Erscheinungen treten in der Affe[…] äußerung von selbst hervor, erfordern aber ihre Beherrschun[…] wenn es gilt, statt wirklich Empfundenem nur scheinbar Em[…] fundenes zum Ausdruck zu bringen. Erleben ist dafür d[…] gebräuchliche falsche Wort. In dem Augenblick, da der Affe[…] wirklich erlebt wird, entzieht er sich den Disziplinen der Da[…] stellung. Die Auerbachschen Übungen bieten wohl die Ge[…] legenheit, daß Affekte in verschiedensten Formen sich aus[…] lösen können, aber es fehlt die ordnende Hand. Das Ziel[…] die schauspielerische Körperlichkeit zum Instrument zu ma[…] chen, das alle Tonarten der Affekte wiedergibt, ist vorhanden[…] ehe aber der Schüler die volle Melodie spielt, müssen i[…] di[…] Fingerübungen geläufig sein. Das Turnen muß, um ei[…] Laubesches Wort zu gebrauchen, ein Gemütsturnen sein[…] Dazu kommt noch eins. Die Übungen entbehren der sprach[…] lichen Unterlage. Mit Absicht. Es besteht aber dabei die Ge[…] fahr, daß das Mimische ins Pantomimische übergeht, in ein[…] Taubstummheit der Gebärdensprache. Es sind in den […] Sorgfalt aufgestellten Übungen Stellen genug, die o[…] Worte kaum oder doch nur mangelhaft ausgedrückt werde[…] können. Die Pantomime — will man sie für den schau[…] spielerischen Unterricht gelten lassen — bedient sich malende[…] Gestikulationen, die der durch das Wort unterstützte Schau[…] spieler nicht anzuwenden braucht, oft nicht anwenden darf[…] Überdeutlichkeit wird in diesem Fall nicht zur Deutlichkeit, auf diese aber kommt es auch in der Gebärdensprache an. Die Deutlichkeit des Wortes ist nicht ohne Schulung zu erzielen. Sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist, heißt es wohl. Wem aber ist der Schnabel so hold gewachsen, daß das Wort im weiten Raum klingend und deutlich wird. Ton- und Sprachbildung sind erforderlich. Hier ragen die Klippen Pathos und Deklamation. Auch die Gebärdensprache bedarf der Schulung um deutlich zu werden. Haltung, Maß, Sicherheit — um ja nicht zu sagen Schönheit — sind die Erfordernisse, erst die Ruhe der Gebärde, auch in der Unruhe, vermittelt ihren Inhalt dem Zuschauer. Das Ungestüm des körperlichen Ausdrucks zu bändigen, nicht zwei Arme und Beine zu viel zu haben, ist eine Grundregel. Bildet in der Rede das Pathos die zu vermeidende Klippe, so ist es in Haltung und Gebärde die Pose. Befindet sich Auerbach durchaus im Recht, wenn er veraltete Zöpfe abschneidet, so darf nie vergessen werden, daß Kunst auf Können beruht, daß neben dem Lehrmeister Natur der Lehrmeister nicht fehlen darf, der, gestützt auf die Stufenleiter der Errungenschaften, Natur in Kunst verwandelt.

Leipzig Adolf Wind-

Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Arnold Reimann. Berlin, Richard Bong. XV, 354 S. Text und VIII, 40 Vollbilder.

Der bekannte berliner Stadtschulrat Arnold Reimann der sich schon vor zwanzig Jahren als Herausgeber der leider nicht nach Gebühr beachteten „Deutschen Bücherei" Verdienste um die volksbildnerische Ausmünzung geistiger Schätze erworben hat, bietet dem Jugend- und Volkserzieher und nicht minder unserer reiferen Jugend selbst in dem vorliegenden ersten Band von „Bongs Jugendbücherei" ein wertvolles Hilfsmittel dar. 48 repräsentative Werke (leider sind es nicht durchweg Meisterwerke im höchsten Sinne des Wortes) der europäischen Malerei von Giotto bis Hodler werden von berufenen Kunstschriftstellern dergestalt er-

utert, daß diese vom Bildgegenstand ausgehend über die timmungswerte des einzelnen Werkes und seine Darllungsmittel, sowie über die kulturellen und landschafthen Schaffensbedingungen des einzelnen Meisters zu inen Genius hinzuführen suchen. Soweit der Text selbst bei in Betracht kommt, ist diese Aufgabe fast ausnahmslos friedigend, manchmal sogar vorzüglich gelöst. Methodisch sonders glücklich scheint mir Reimanns dialogische Betrachng des Davidschen „Napoleon auf dem St. Bernhard", ahrend z. B. Niemeyers Leibl (Bäuerinnen in der Kirche), geistvoll und tiefdringend seine knappen Ausführungen nd, wenigen Jugendlichen zugänglich sein dürfte. Schade , daß die einzelnen Beiträger in der allgemeinen Kennichnung kultur- oder kunstgeschichtlicher Epochen (Renaisnce, Impressionismus) so wenig aufeinander abgestimmt nd. Es hätte sich hier manche Wiederholung vermeiden ssen, ohne daß die Abrundung der einzelnen Bildbetrachng darunter zu leiden brauchte. Was die vierzig unfarbigen ildwiedergaben betrifft, so sind nicht alle genügend, teilweise zweifellos, weil das gewählte Bild dem Oktavformat uch technisch widerstrebte. Fast durchweg ungenügend sind le farbigen Blätter. Wenn sich die Farbwerte hier nicht eicer wiedergeben ließen, dann hätte man ganz auf Buntilder verzichten sollen, so notwendig originalgetreue Biedergaben angesichts der Bemühungen der Erklärer um ie Erschließung gerade auch der malerischen Probleme erheinen. Was schließlich die Auswahl der Künstler betrifft, wäre Alma-Tadema und Kröner ganz zu entbehren geesen, von Piloty und Knauß, sofern man sie, um dem literarischen" Bildergeschmack der meisten Jugendlichen ntgegenzukommen, zulassen will, wären weniger figurenreiche Kompositionen vorzuziehen; vor allem aber müßte in iner neuen Auflage von Neueren van Gogh, Marée und Trübner (vielleicht auch Wasmann, Daumier, Cézanne, Steinhausen und Zügel) berücksichtigt werden. Auch wäre us methodischen Gründen erwünscht, daß sich unter den ewählten Stücken wenigstens ein Stilleben befände.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Auslandsrätsel. Nordamerikanische und spanische Reisebriefe von Friedrich Dessauer. Kempten 1922, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 184 S.

Der ausgezeichnete Röntgenologe der Frankfurter Universität hat in Amerika und Spanien viele Freunde gehabt und gefunden, wovon seine Reisebriefe erfreuliches Zeugnis ablegen. Aber warum er sie mit dem Titel „Auslandsrätsel" u die Welt geschickt hat, ist nicht recht erfindlich. Was er sieht und beschreibt, haben vor ihm schon viele gesehen und erklärt; es ist gar nicht mehr rätselhaft. Ebensowenig ist es uns jetzt noch ein Rätsel, warum wir im Ausland so unbeliebt waren. Als Allheilmittel gegen alle unsere Leiden und die Mißachtung, die wir bisher genossen haben, empfiehlt der Verfasser die demokratische Regierungsform. Sein Lob der Demokratie und seine Hoffnungen auf die demokratische Diplomatie und ihre Erfolge werden heute, nach kaum einem Jahr, wohl dem Verfasser selbst bereits obsolet erscheinen.

Berlin — Fritz Carsten

Vom gesunden und vom kranken Tuberkulösen. Von Christian Bruhn. Hamburg 1922, Verlag Parus. 2. Auflage. 31 S.

Man ist mit Recht gegen populäre Bücher auf diesem Gebiete mißtrauisch, und der eigenartige Titel der Broschüre macht einen zunächst noch mißtrauischer. Man muß aber sagen, daß der Inhalt ein durchaus verständiger ist, und daß es der Verfasser verstanden hat, aus den zahlreichen noch aufeinander prallenden Meinungen das auszuwählen, was dem Patienten zu wissen gut ist und was ihm bei der Behandlung und bei der Bekämpfung seines Leidens nützt. Die Aufstellung von vier Schonungsklassen für die verschiedenen Formen und Stadien der Tuberkulose ist praktisch sicherlich sehr brauchbar. Daß der Verfasser nicht nur Tuberkulöse behandelt hat, sondern, wie so zahlreiche Ärzte, selbst eine schwere Tuberkulose durchgemacht hat, ist dem Inhalt dieser Broschüre sicherlich vorteilhaft gewesen.

Eine Bemerkung sei noch gestattet, die man bei allen populären und auch bei den meisten medizinischen Schriften zu machen Veranlassung hat. Wir Deutsche merken immer erst, wenn der Zusammenbruch erfolgt, daß im Staate irgend etwas faul gewesen sei. Die Sozialpolitik einschränkungslos zu loben, sie vor jedem Lufthauch, vor der Möglichkeit einer Kritik zu schützen, gilt jetzt als selbstverständliche Ehrenpflicht. Der Ausländer, der mit offenen Augen nach Deutschland kommt, bemerkt sehr bald, daß hier die Verhältnisse nicht so rosig liegen. Der große Apparat ist zum großen Teil bureaukratischer Selbstzweck geworden, der fast nur den einen Ehrgeiz hat, alles zu erfassen und in den Kreis seiner Wirksamkeit zu ziehen. Die Dinge sind darum so besonders schlimm, weil mehr Menschen als früher auf die soziale Fürsorge angewiesen sind, und weil der harte Kampf ums Dasein vielen die Feder der Kritik aus der Hand schlägt und die zusammenschrumpfende Publizistik von Tag zu Tag mehr die Mitteilung von Beobachtungen auf diesem Gebiete unmöglich macht.

An diesen Dingen muß es liegen, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ich der einzige bin, der die Beobachtung macht, daß Reichsversicherung und Invalidität, Lungenfürsorge und Wohnungsämter und weitere derartige Stellen, nicht nur ihre Aufgaben bei der Bekämpfung der Tuberkulose nicht erfüllen, sondern oft in konkreten Fällen es direkt an dem Streben, hilfreich einzugreifen und den Geist über den Buchstaben zu stellen, fehlen lassen.

Berlin — A. Wolff-Eisner

Nachrichten

Todesnachrichten. Iwan Bloch ist nach einer Meldung vom 23. November im Alter von fünfzig Jahren einer schweren Blutvergiftung erlegen, die er sich in der Ausübung seines ärztlichen Berufes zugezogen hatte. Er galt als hervorragender Forscher auf sexual-psychologischem Gebiet und war lange Jahre hindurch Mitherausgeber der Zeitschrift für Sexualwissenschaft. Unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Werken kommt dem „Sexualleben unserer Zeit", das über die fachwissenschaftlichen Kreise hinausdrang, besondere Bedeutung zu.

Gustav Heinrich ist in Budapest nach einer Meldung vom 9. November im achtundsiebzigsten Lebensjahr gestorben. Er war Germanist und Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Ansgar Schoppmeyer ist nach einer Meldung vom 7. November im Alter von fünfundsechzig Jahren in Berlin verstorben. Er hatte das Lehrfach für Geschichte der Schrift und künstlerischen Buchausstattung als außerordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg inne und galt als bester Kenner alter Schrift- und Illuminierkunst.

Rudolf Kjellén ist am 15. November in Upsala im Alter von achtundfünfzig Jahren gestorben. Er hatte während der Jahre 1905 bis 1917 als Mitglied der konservativen Partei, zunächst der Zweiten, dann der Ersten Kammer des schwedischen Reichstages angehört; er war einer der angesehensten schwedischen Staatsrechtslehrer. Er hat aber zugleich eine sehr umfassende und sehr einflußreiche Arbeit als politischer Tagesschriftsteller in „Nya Dagligt Allehanda" geleistet und hier wie in seinen großen Werken inneren Anschluß an Deutschland gesucht. Von seinen Werken sind vor allem zu nennen: „Die großen Mächte" (deutsch 1914), „Studien zur Weltkrise" (1917), „Die Großmächte und die Weltkrise".

* * *

Reichspräsident Ebert hat Gerhart Hauptmann zu seinem sechzigsten Geburtstag eine von Künstlerhand entworfene und in Bronze gegossene Medaille, die in einem Bronzegestell ruht, überreichen lassen. Der münchener Bildhauer Josef Wackerle, der das Modell lieferte, hat aus dem Untersatz zwei Füllhörner aufsteigen lassen, die die Denkmünze halten. Die Medaille selbst zeigt auf der Vorderseite einen Adler in aufstrebender Haltung, eine neue Fassung des Reichssymbols, die dem Künstler gut gelungen ist. Die Rückseite trägt von einem Lorbeer- und Eichenkranz eingefaßt die folgende Inschrift: „Gerhart Hauptmann, dem Dichter und Seher, in dessen Werk die Seele des deutschen Volkes zum Lichte rang. Der Reichspräsident.“ Die Medaille hat einen Durchmesser von 15 Zentimetern, der ganze Bronzeaufsatz eine Höhe von 25 Zentimetern. — Der Reichspräsident hat an Gerhart Hauptmann ein Schreiben gerichtet, das folgenden Wortlaut hat:

Mein lieber, sehr verehrter Herr Dr. Hauptmann! Um führende Deutsche, die ihren Namen in die Geschichte des Vaterlandes eingegraben haben, zu ehren, habe ich das Symbol des Reiches, den deutschen Adler, in Bronze prägen und diese Prägung auf einem Sockel aufstellen lassen. Das erste Stück dieses Adlerschildes überreiche ich Ihnen an dem Tage, da ganz Deutschland an der Feier Ihres sechzigsten Geburtstages teilnimmt. In einer Zeit der Unrast und Bedrängnis steht Ihr Bild leuchtend vor unseren Augen: an der Wurzel unserer Gegenwart geboren, haben Sie ihre Kämpfe und Wirrnisse vorausschauend empfunden und es vermocht, die ringenden Kräfte unserer Zeit und unseres Volkes zu unvergänglicher Gestalt zu erheben. Die Liebe zum Vaterland, auch in der Zeit seiner Leiden, und das Verständnis für die eigene Zeit, auch in ihrem chaotischen Drängen, haben Ihr Herz und Ihre Werke erfüllt. So möge Ihnen heute entgegenklingen, daß das deutsche Volk Ihren Namen als den eines Führers ehrt, und daß unsere Zeit die seherische Bedeutung Ihres Schaffens begreift. Es hat einen tiefen Sinn, den niemand besser als Sie würdigen wird, wenn ich Ihnen als Zeichen des Dankes des deutschen Volkes diesen schlichten deutschen Adler überreiche als ein Symbol dafür, daß ein großes, ringendes Volk Kraft und Mut aus den Werken seiner Meister schöpft. Mir persönlich aber ist es eine besondere Freude, Ihnen an diesem Tage meine aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche zu sagen, denen ich hiermit Ausdruck gebe als Ihr Ihnen stets ergebener Ebert.

Die dänischen Dichter Johannes V. Jensen, Sophus Michaelis, Sven Lange, Henri Nathansen und Otto Rung haben Gerhart Hauptmann zu seinem sechzigsten Geburtstag einen antiken Dionysoskopf zum Geschenk gemacht, ein besonders schönes, in ägyptischem Marmor ausgeführtes Werk aus dem 2. Jahrhundert nach Christus, das aus der Sammlung Philipp Lederers, Berlin, stammt.

Auch in diesem Jahr ist der Geburtstag Schillers vorübergegangen, ohne daß der Schillerpreis zur Verteilung gelangt wäre. Der seinerzeit vom Kultusministerium bestellte Ausschuß, dem Gerhart Hauptmann, Max Reinhardt, Hans Pfitzner, Heinrich Lilienfein, Arthur Eloesser, Theodor Däubler und Julius Petersen angehörten, hat bereits im vorigen Jahr zu Trägern des Preises Fritz von Unruh und Reinhard Goering vorgeschlagen. Trotzdem ist das Kultusministerium über „weitere Erwägungen“ zurzeit noch immer nicht hinausgekommen.

Der Kleistpreis dieses Jahres ist Berthold Brecht für seine Dramen „Trommeln in der Nacht“, „Baal“ und „Im Dickicht“ zuerkannt worden. Ehrende Erwähnungen wurden Ernst Barlach als Verfasser von „Der arme Vetter“, „Die echten Sedemunds“ und „Der tote Tag“, Ernst Weiß als Verfasser des Dramas „Olympia“ und Uli Klimsch als Verfasser „Der Toten Heimkehr“ ausgesprochen. Der diesjährige Vertrauensmann der Kleiststiftung, Herbert Ihering, begründete sein Urteil wie folgt:

„Berthold Brecht wurde 1898 geboren. Als Zwanzigjähriger schrieb er das Revolutionsdrama „Trommeln in der Nacht!“, das die Stücke seiner Generationsgenossen schon dadurch übertrifft, daß die Revolution hier nicht herausspringende Tendenz, sondern Hintergrund für eine mensch... Handlung geworden ist. Wenn Brecht im ersten Akt ... manchmal in einer typisierenden Charakteristik befangen sein scheint (Sternheim, Kaiser), so kündigt sich sein Au... schon darin an, wie er noch innerhalb dieses Dramas ... Typisierung überwindet und in eine individuelle, spre... sinnbildliche, szenentragende Charakteristik hineinste... Brechts sprachliche Kraft entfaltet sich noch reicher ... ‚Baal‘ und in dem Drama ‚Im Dickicht‘. Diese Sprache ... bildhaft ohne poetische Absicht, symbolisch ohne litera... rende Bedeutung. Brecht ist Dramatiker, weil seine Spr... zugleich körperlich und räumlich empfunden ist. Brecht ge... staltet den Menschen in der Wirkung auf den anderen Men... schen und vermeidet deshalb auf der einen Seite die lyri... Deklamation, auf der anderen die isolierende Einzelcharak... teristik. Brecht gewinnt die geistigen Hintergründe und Per... spektiven allein aus der szenischen Anschauung.“

Der Nobelpreis für Literatur ist dem spanischen Dramatiker Jacinto Benavente verliehen worden. Benavente gilt als der bedeutendste Komödiendichter des heutigen Spaniens, seine bisher in Deutschland aufgeführten S... „Der tugendhafte Glücksritter“ und „Die Schule der Prin... sinnen“ haben ihm den Namen eines spanischen Shaw ein... tragen. Benavente ist aber zugleich auch groß und angese... als Prosaschriftsteller. In seinen Wochenplaudereien de... madrider Zeitung „El Imparcial“ hat er während des Krie... ges mit männlicher Offenherzigkeit seine Sympathien ... Deutschland auch heftigen Angriffen gegenüber bekun...

Bei dem Preisausschreiben, das der Bühnenvolks... bund (Frankfurt a. M.) für die Abfassung eines rheini... Heimatspiels erlassen hat, ist der erste Preis einem ... aktigen Schauspiel „Stab und Stein“, kölner Dom... von Otto Brües (Köln), erteilt worden.

Hans Vaihinger, dem Begründer der Philosophie des Als—Ob, ist vom Rektor und Senat der Technischen Hochschule Dresden die Würde eines Doktors der technischen Wissenschaften ehrenhalber verliehen worden.

Rudyard Kipling wurde zum Rektor der schottischen Universität St. Andrews gewählt.

Der Verein für Kunstpflege in der deutsch-böhmischen Stadt Aussig hat dem freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. zur Erhaltung des Goethehauses den Betrag von 50 000 Mark überwiesen.

Die schweizerisch-deutsche Hilfskommission ... dem Reichspräsidenten 25 Millionen Mark zur Linderung ... Not der deutschen Journalisten und Schriftsteller überw... Nach Besprechungen im Reichsministerium des Innern soll... davon 10 Millionen Mark dem Reichsverband der deutschen Presse, 3 Millionen dem Schutzverband deutscher Schrift... steller, 5 Millionen dem Reichsministerium des Innern ... die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Abteil... Schrifttum, 2 Millionen dem Augustinusverein und 2 Mil... lionen dem Verein Arbeiterpresse überwiesen werden.

* * *

Der Raum in dem Hause Olderstraße 26/27 in Frank... furt a. O., den der Magistrat der Kleistgesellschaft ... zur Verfügung gestellt hat zur Einrichtung eines Kleist... museums ist mit einer Rede von Professor Minde-Po... „Kleist, ein Führer in unserer Zeit“ eingeweiht word...

Im Nachlaß Victor von Scheffels haben sich Thea... stücke gefunden, die nicht ohne Reiz sein sollen und aus d... Feder Josefine Scheffels, der Mutter des Dichters, stamm...

* * *

Von Waldemar Bonsels berühmter und liebens... werter Erzählung „Die Biene Maja und ihre Abenteu... ist eine Volksausgabe im 1.—50. Tausend (485.—534. Tau... send der Gesamtauflage) im Verlag der Deutschen Verl... Anstalt, Stuttgart-Berlin, in typographisch sehr ansprech... der Ausstattung erschienen. Das Buch bekundet eine Leben... kraft, die über einen nur zeitlichen Erfolg weit hinaus ... und die nur ganz wenigen Werken der deutschen Litera... beschieden war. Es erweist sich, daß hier wieder einmal ...

...chter zum Herzen weiter Volkskreise gesprochen hat. Die ...te Ausgabe war im Jahre 1912 erschienen. Das Buch ist ...ch ins Russische, Englische, Dänische, Schwedische, Finni...e, Holländische, Ungarische, Polnische, Portugiesische, ...chechische übersetzt worden. Übertragungen ins Spanische, ...talienische und Japanische stehen bevor.

Der Büchermarkt

(...ter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kennt... gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

...neder, O. Der Skrupulant. Novelle. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 168 S.

...ritl, Julius. Hans Hagenbutt. Die kuriose Geschichte seiner ...fahrt durchs Diesseits und Jenseits. Hamburg, Hoffmann & Campe. 213 S.

...rod, Max. Franzi oder eine Liebe zweiten Ranges. Ein Roman. München, Kurt Wolff. 345 S.

...ler, Peter. Der ungerechte Heller. Roman. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 502 S.

...deisen, Kurt Arnold. Der Sohn der Wälder. Ein ...ksal. Leipzig, Grethlein & Co. 258 S.

...hr, Serena. Frauen. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel m. b. H. 120 S.

...e, Egon. Der Zensor. Erzählungen. Hamburg, Gebr. ...ch Verlagsbuchhandlung. 175 S.

...ai, Alfred. Muh. Die Geschichte einer Kuh. Wahrheits... ...zu Papier und einem verehrten Publikum devotest zur ...ntnis gebracht. Nürnberg, Verlag „Der Bund". 82 S.

— Von der Minne Überlast. Die himmlische und irdische Liebe ...r Nonne Christina Ebnerin von Engelthal. Nürnberg, Verlag „Der Bund". 191 S.

...rum, Günther. Die Schlafhaube der Chadidscha. Märchen ...r große Kinder. Leipzig u. Wien, Tonau-Verlag. 132 S.

...nrich, Karl Borromäus. Florian. München, L. C. Recht. ...7 S.

Hesse, Hermann. Siddhartha. Eine indische Dichtung. Berlin, S. Fischer. 146 S.

...ier, Hermann. Die Peitsche. Erzählende Dichtung. Wiesbaden, Verlag der Bücherstube am Museum. 76 S.

...aelis, Sophus. Novellen. Berlin, Erich Reiß. 203 S.

...echlin, Felix. Wachtmeister Vögeli. Roman. Leipzig, ...thlein & Co. G. m. b. H. 381 S.

...ler-Guttenbrunn, Adam. Aus herbstlichem Garten. ... Novellen. Leipzig, L. Staackmann. 292 S.

...ron, Johannes. Der Vetter. Erzählung. Leipzig, Vier ...den Verlag. 89 S.

...t, Erwin. Erloschenes Licht. Ein Hölderlin-Roman. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel m. b. H. 254 S.

...l, Karl (Sealsfield). Der Hexenkessel. Roman. Berlin, Franz Schneider. 168 S.

...ting, F. Höchster Schermoe. Geschichten aus dem alten ...st. Höchst a. M., Herbert Bärsch. 79 S.

...pelstilzchen. Was sich Berlin erzählt. Berlin, Dom-Verlag. 295 S.

...affner, Jakob. Johannes. Roman einer Jugend. Bd. I/II. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 270 u. 285 S.

...ckele, René. Wir wollen nicht sterben! München, Kurt Wolff. 267 S.

...nlank, Bruno. Großstadt. Chorwerk. Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 23 S.

...wock, Otto. Im Atem der Erde. Berlin, Wir-Verlag. 31 S.

...eliger, Ewald Gerhard. Die Diva und der Diamant. Berlin, Verlag Ullstein. 269 S.

...en, Oswald Arnold von. Taian. Der große Friede. Ein ...nesischer Roman. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 236 S.

...delberger, Emanuel. Der Kampf mit dem Toten. ...ren und Geschichten. Leipzig, Grethlein & Co. 297 S.

...traßburger, Egon H. Kinder von heute. Berlin, Ken...-Verlag. 214 S.

...trobl, Karl Hans. Der dunkle Strom. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 386 S.

...ieß, Frank. Die Verdammten. Roman. Stuttgart. J. Engelhorns Nachf. 671 S.

Thürnau, Hagen. Das ferne Leuchten. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 225 S.

Vogel, Heinrich. Das Rote Licht. Roman. Braunschweig, Georg Westermann. 254 S.

Witkop, Philipp. Frauen im Leben deutscher Dichter. Leipzig, H. Haessel. 203 S.

Benichou-Azonbib, Adelaïde. En méditant les Livres Saints. Dessins de C. Harburger. Paris, R. Chiberre. 106 S.

Heim, Maurice. Sur les pentes du Pamir. Paris, R. Chiberre. 330 S.

Jäger, Hans. Kristiania Bohême. Roman. 3. Aufl. Berlin, Erich Reiß. 440 S.

Nagy, Zoltán. Die Legende vom lachenden Mann. Aus dem Ungarischen übertragen von Stefan J. Klein. Konstanz, Oskar Wöhrle. 75 S.

Lyrisches und Episches

Bauer, Ludwig. Lyrische Gedichte. (Banater Bücherei VII.) Werschatz, Art. Anstalt J. E. Kirchners Wtw. 46 S.

Die heilige Erde. Ein Hausbuch für freie Menschen. Hrsg. von Louis Satow. Berlin, Oldenburg & Co. 469 S.

Die Weggetreuen. Ehegedichte aus deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart, ausgewählt von Peter Bauer. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 220 S.

Gottesgarten. Scherenschnitte von Fritz Griebel in Begleitung alter Lieder. Nürnberg, Verlag „Der Bund". 41 S.

Graf, Alfred. Gedichte. Nürnberg, Verlag „Der Bund". 96 S.

Kunze, Wilhelm. Ein Sommer. Gedichte. Nürnberg, Verlag „Der Bund". 20 S.

Meyer-Steineg, Theodor. Die schwarze Rosenlaute. Singweisen und Lautensatz. Jena, Eugen Diederichs. 32 S.

Jerschoff, Peter. Höcker-Rößlein (Koniok-Gorbunok). Übertragen von Egon Straßburger. Illustriert von Georg Schlicht. Berlin, Verlag Otto Kirchner & Co., G. m. b. H. 128 S.

Dramatisches

Barlach, Ernst. Der Findling. Ein Spiel in 3 Stücken mit Holzschnitten. Berlin, Paul Cassirer. 77 S.

Betzner, Anton. Das Jugendheim. Eine Komödie. Traisa-Darmstadt, Akademischer Verlag. 33 S.

Britting, Georg. Das Storchennest. Eine Komödie. Traisa-Darmstadt. Akademischer Verlag. 71 S.

Graf, Alfred. Der Prophet. Eine Trilogie. Vorspiel: „Als die Zeit erfüllet war ..." Dramatisches Zeitgemälde in einem Akt. — „Der Prophet." Drama in fünf Akten. — Nachspiel: „Vom Jenseits" Eine Dialogszene. Nürnberg, Verlag „Der Bund". 219 S.

Herrmann, Emil Alfred. Zwei deutsche Volksmärchenspiele. Dichtungen und Musik. Schneewittchen in 4 Aufzügen und Rotkäppchen in 3 Szenen. Jena, Eugen Diederichs. 80 S.

Kinderbühne im Deutschen Haus. 20 dramatische Spiele für unsere Jugend. Hrsg. von Kurt Busse. Mit 90 Kostüm- und Szenenbildern von Hans Looschen. Berlin, Franz Schneider. 272 S.

Leis, Heinrich. Der ewige Weg. Ein Spiel vom Leben und vom Tod. Fünf Handlungen und ein Vorspiel. Wiesbaden, Verlag der Bücherstube am Museum. 80 S.

Literaturwissenschaftliches

Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. Bd. VIII: Erzählungen aus dem West-Sudan. Hrsg. von Leo Frobenius. Jena, Eugen Diederichs. 291 S.

Bohnenblust, Theodor. Anfänge des Künstlertums bei C. F. Meyer. Studie auf Grund ungedruckter Gedichte. Leipzig, H. Haessel. 86 S.

Boßdorf, Hermann. Letzte Ernte. Aus dem Nachlaß hrsg. und eingel. von Albrecht Janssen. Hamburg, Richard Hermes. 177 S.

Burgtheaterbriefe. Aus der Autographensammlung der Nationalbibliothek in Wien. Hrsg. von Franz Koch. Wien, Ed. Strache. 82 S.

Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Hrsg. von Erich Petzet. München, J. F. Lehmann. 356 S.

Der Göttinger Hain. 1772—1922. Eine Auswahl besorgt und eingeleitet von Marianne Wychgram. Göttingen, Turm-Verlag, W. H. Lange. 114 S.

Dichter und Zeiten. Ein Sammelband deutscher Lyrik von der Romantik bis zur Gegenwart. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für weitere gebildete Kreise. Hrsg. von Alfred Ludin. Frauenfeld, Huber & Co. 322 S.

Goethe. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 2. Teil. Mit 52 Wiedergaben aus den Sammlungen des Frankfurter Goethe-Museums. Bilderläuterungen und Nachwort. Hrsg. von Otto Heuer. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 345 S.

— Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 3. Teil. Mit 47 Wiedergaben aus den Sammlungen des Frankfurter Goethe-Museums, Bilderläuterungen und Nachwort. Hrsg von Otto Heuer. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 341 S.

— Aus meinem Leben. Dichtung nnd Wahrheit. 4. Teil Mit 33 Wiedergaben aus den Sammlungen des Frankfurter Goethe-Museums, Bilderläuterungen und Nachwort. Hrsg. von Otto Heuer. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 200 S.

Goethes Werke. Hrsg. von Richard Müller-Freienfels. Bd. III, 302 S. Bd. XXIX, 319 S. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde G. m. b. H.

Heine, Heinrich. Reisebilder 1. u. 2. Teil. Einleitung von G. A. E. Bogeng. (Heines Werke in Einzelausgaben.) Hamburg, Hoffmann & Campe. 273 S.

Herrmann, Paul. Die Heldensagen der Saxogrammaticus. Mit Abb. im Text. Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxogrammaticus von Paul Herrmann. 2. Teil. Kommentar. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 668 S.

Hoffmanns Erzählungen. Die Vorlage zur Oper Offenbachs. Eingeleitet von Max Mell. Leipzig und Wien, Donau-Verlag. 152 S.

Kolatschewsky, Valerius. Die Lebensanschauung Jean Pauls und ihr dichterischer Ausdruck. (Sprache und Dichtung Heft 26). Bern, Paul Haupt. 77 S.

Kühnemann, Gerhart. Gerhart Hauptmann. Aus dem Leben des deutschen Geistes in der Gegenwart. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 115 S.

Ludwig, Otto. Maria. Eine Novelle. Neuherausgegeben von H. H. Borcherdt, mit Bilder von Georg Ort. Nürnberg, Verlag „Der Bund“. 131 S.

— Die wahrhafte Geschichte von den drei Wünschen. Neu herausgegeben von H. H. Borcherdt, mit Bildern von Georg Ort. Nürnberg „Der Bund“. 100 S.

Frühe Balladen von Conrad Ferdinand Meyer. Hrsg. von Martin Bodmer. Leipzig, H. Haessel. 57 S.

Schmidt, Franz Werner. Strindberg und seine 31 besten Bühnenwerke. (Schneiders Bühnenführer.) Berlin, Franz Schneider. 212 S.

Schriften der Heiligen Hildegard von Bingen. Ausgewählt und übertragen von Johannes Bühler. (Der Dom. Bücher deutscher Mystik.) Leipzig, Insel-Verlag. 319 S.

Thule. XIV. Bd. Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe. Hrsg. v. Felix Niedner. **Snorris Königsbuch.** (Heimskringla.) Bd. I. Übertr. von Felix Niedner. Jena, Eugen Diederichs. 327 S.

Campbell, T. M. Hebbel, Ibsen and the Analytic Exposition. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 96 S.

Shelley. Dichtungen. In neuer Übertragung von Alfred Wolfenstein. Berlin, Paul Cassirer. 94 S.

Uhlendorf, B. A. Charles Sealsfield. Ethnic Elements and National Problems in his Work. Abdruck aus „Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter“, Jahgr. 1920/21. Chicago. 242 S.

Rousseau, J.-J. Du contrat social ou principes du droit politique. Considérations sur le gouvernement de Pologne. (Bibl. française, vol. XL.) Berlin, Internationale Bibliothek G. m. b. H 286 S.

Sand, George. La mare au diable. Avec une étude de Sainte-Beuve sur les Romans champêtres de George Sand. (Bibl. française, vol XXXIX.) Berlin, Internationale Bibliothek G. m. b. H. 185 S.

Flaubert, Gustave. Salambô. (Bibl. française, vol. XLI.) Berlin, Internationale Bibliothek G. m. b. H. 383 S.

Verschiedenes

Barlach, Ernst. Die Wandlung Gottes. Sieben Holzschnitte. Berlin, Paul Cassirer.

Bomsdorff-Bergen, Herbert von und Uwe Jens Kruse. Ein Kompaß zur Menschenerkenntnis. Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag. 81 S.

Bretholz, Bertold. Geschichte Böhmens und Mährens. 2. [illegible] Hussitentum und Adelsherrschaft. Bis 1620. Reichenberg [illegible] Paul Sollors' Nchf. 261 S. u. 1 Stammtafel.

Die Limburger Chronik. Eingel. v. Otto H. Bra[illegible] Mit 17 Abb. und Anhang. Jena, Eugen Diederichs. 123 [illegible]

Edschmid, Kasimir. Das Bücher-Dekameron. Eine [illegible] Nächte-Tour durch die europäische Gesellschaft. Berlin, E[illegible] Reiß. 333 S.

Feuchtwanger, Sigbert. Die freien Berufe. Im besonder[illegible] Die Anwaltschaft. Versuch einer allgemeinen Kulturwirtscha[illegible] lehre. München, Duncker & Humblot. 621 S. M. 7[illegible]

Flake, Otto. Das neuantike Weltbild. Darmstadt, [illegible] Reichl. 227 S. Geb. M. 2700,—.

German. Die Christosophie. Berlin, Johannes-Verlag. 5[illegible]

Glasenapp, Helmuth von. Der Hinduismus. Religion u[illegible] Gesellschaft im heutigen Indien. Mit 43 Abb. Münch[illegible] Kurt Wolff. 503 S.

Holitscher, Arthur. Stromab die Hungerwolga. Berl[illegible] Vereinigung internationaler Verlags-Anstalten. 75 S.

Holl, Karl. Rudi Stephan. Studie zur Entwicklungsgesch[illegible] der Musik am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. [illegible] mar. Feuerverlag A.-G. 40 S.

Janssen, Albrecht. Der Wundervogel. Friesische Märch[illegible] Mit Genehmigung von Eduard Schaefer. Bremen, Ca[illegible] Schünemann. 83 S.

Kappstein, Anna. Ehekunst. Buchenbach-Baden, Fels[illegible] Verlag. 179 S.

Keyserling, Graf Hermann. Schöpferische Erkenntnis. Darm[illegible] stadt. Otto Reichl. 547 S. Geb. M. 5400,—.

Korsch, Karl. Arbeitsrecht für Betriebsräte. Berlin, Ver[illegible] einigung Internationaler Verlags-Anstalten. 196 S.

Krauß, R. Modernes Schauspielbuch. Ein Führer durch de[illegible] deutschen Theaterspielplan der neueren Zeit. 7 völlig neubearb[illegible] Aufl. Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung. 45[illegible] S.

Krieck, Ernst. Philosophie der Erziehung. Jena, Euge[illegible] Diederichs. 307 S.

Leder, Z. Das zukünftige Arbeitsrecht in Deutschland vo[illegible] Standpunkt des Kommunismus. Eine Streitschrift gege[illegible] Prof. Dr. Hugo Sinzheimer. Berlin, Vereinigung Inter[illegible] nationaler Verlagsanstalten. 19 S.

Luschan, Felix von. Völker, Rassen, Sprachen. Berlin, Welt-Verlag. 192 S.

Milleker, Felix. Die Wrschatzer deutschen Personennamen. (Banater Bücherei VI.) Wrschatz, Art. Anstalt J. E. Kirchners Ww. 20 S.

Nacht, Johannes. Pflugschar und Flugsame. Aphorismen und die Aphoristik. Der neue Stil. Mit einer Vorrede „Von der Quelle des Aphorismus bis in die Aphoristik“ von Walter von Hauff. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 167 S.

Plaut, Ernst. Begriff und Strafbarkeit der unzüchtigen Theateraufführungen. Berlin, Walter Rothschild. 40 S.

Satow, Louis. Hypnotismus und Suggestion. Kulturpsychologische Betrachtungen. Berlin, Oldenburg & Co.

Stieglitz, Heinrich. Ein willensstarker Christ. Katechesen für Jugendliche. Hrsg. vom Deutschen Katechetenverein. Kempten, Jos Kösel & Fr. Pustet. 208 S.

— Ein ganzer Christ. Katechesen für Jugendliche. Hrsg. vom Deutschen Katechetenverein. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 146 S.

Stroh, Else. Selbstverwirklichung. Eine Formenlehre der Liebe und des Lebens. Jena, Eugen Diederichs. 119 S.

Wasserzieher, Ernst. Sprachgeschichtliche Plaudereien. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 288 S.

Molander, Olof. Harriet Bosse. Eine Studie. Übers. v. Heinr. Goebl. Leipzig, H. Haessel. 99 S,

Wahlenberg, Anna. Die Glückskatze und andere Märchen. Buchschmuck v. Hans Looschen. Übers. aus dem Schwedischen v. Pauline Klaiber-Gottschau. Berlin, Franz Schneider. 107 S.

Weisheit des Morgenlandes. Türkisch—Arabisch—Persisch. Übertr. von Roda Roda. München, Weltbücher-Verlag. 173 S.

Redaktionsschluß: 23. November 1922

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text:** Dr. Ernst Heilborn, Berlin; **für die Anzeigen:** Karl Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107. **Erscheinungsweise:** monatlich einmal. — **Bezugspreis:** vierteljährlich 450 Mark. — **Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich:** in Deutschland und Österreich 625 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

1923 1. Februar Heft 9/10

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Wir sind erneut genötigt, den Preis des ‚Literarischen Echos‘ zu erhöhen, und zwar auf Mark 265.— für Monat Februar. Diejenigen Bezieher, die bereits Mark 150.— für Februar zahlten, bitten wir,

Mark 115.—

als Nachzahlung auf unser Postscheckkonto Stuttgart Nr. 7 einzuzahlen. Wer das ‚Literarische Echo‘ beim Buchhändler bezieht, wolle die entsprechende Nachzahlung freundlichst dort leisten.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 9/10. 1. Februar 1923

Theodor Fontane und seine Eltern

Eine Gegenüberstellung nach gedruckten und ungedruckten Quellen

Mitgeteilt von

Friedrich Fontane (Neuruppin)

Wer sich die Aufgabe stellt, sich mit den Lebensläufen von Geistesaristokraten — als Vater des Wortes darf wohl Fritz Mauthner gelten — eingehend zu beschäftigen, der pflegt aus der Aszendenz auf bestimmte Charaktereigenschaften zu schließen. So hat man auch die Ahnentafel Theodor Fontanes aufgeschlagen und an der Hand des von ihm in dem Buch „Meine Kinderjahre" gezeichneten Stammbaums nach Merkmalen, Eigenheiten geforscht, die nachweisbar mit von den Eltern ererbten Anlagen in engerem Zusammenhang stehen könnten.

Die Schilderung, die der Dichter von den Charakteren beider Eltern in den „Kinderjahren" entwirft, die Darstellung seines Verhältnisses zu Vater und Mutter in Parallele gezogen, läßt — es soll nicht bestritten werden — Schlüsse ziehen, wonach der weniger Eingeweihte auf den Gedanken kommen kann, daß der Sohn im Grunde seines Herzens für den „liebenswürdigen", „gaskonisch entzückenden", die „sokratische Erziehungsmethode" selbst noch ins Anekdotische übertragenden väterlichen Freund mehr Sympathien hegte, als für dessen „generöse", „selbstsuchtslose", aber „nicht leicht zufriedenzustellende", ernsthafte Frau, die mehr zur Herbheit denn Nachsicht neigende, mitunter allzustrenge Mutter seiner Kinder.

Sind solche Gedanken von Nah- und Fernerstehenden schon bei Erscheinen des Buchs und auch später laut geworden, haben sogar berufene kritische Federn sich mißbilligend und die Darstellung anzweifelnd geäußert, so gehen sie fast ausnahmelos von irrigen Voraussetzungen aus und würdigen nicht die psychologischen Momente, die mit hineingespielt haben. Verfolgt man die Ereignisse chronologisch, zieht man des Dichters eigene Entwicklung mit in Betracht, schöpft man nicht nur aus den „Kinderjahren", sondern blättert man in den zwar erst später erschienenen, jedoch viel früher entstandenen Familienbriefen, so wird man sich bald davon überzeugen, daß auch das Bild der Mutter, mit vielen gewinnenden Zügen ausgestattet, ganz anders hervortritt, als man es lediglich aus dem Rahmen der „Kinderjahre" konstruiert hat. — Nicht nur ihr Bild, sondern auch das harmonische Verhältnis zwischen der Mutter und ihrem Erstgeborenen. Und guckt man noch genauer hinter die Kulissen, zieht man bisher ungedruckte Briefe zu Rate, dringt man in die Geheimnisse der Tagebücher ein, so lernt man erst den lauteren Charakter dieser gütigen, prächtigen Frau in vollstem Maße richtig würdigen und schätzen. — Wie sie einst als junge Frau von „ihrem Lieblingskinde mit den schönen blonden Locken einen guten Eindruck auf den Großvater erwartete", so erhofft nun die alte Dame mit Freude und Ungeduld die gelegentlichen Besuche ihres Theodors, wenn er, der märkische Wanderer, auf seinen Streifen durchs „Ruppinsche", bei der teuren Mutter meist nur kurze Rast macht. Wie läßt er es sich bei ihr schmecken, wie schnell verschwinden wieder wie ehedem die Reste des zuckersüßen Kompotts, wenn ihm, dem zeitlebens Verwöhnten, gern gebende Mutterliebe die Schüsseln immer von neuem zuschiebt. — Da ist die „rasche Hand", da sind die „Prozeduren mit dem engen Kamm" von ehemals vergessen, da versteht man, daß der Dichter seiner Mutter stets in ehrerbietigster Weise und voll aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit gedacht hat.

Es sind die Dokumente, die — weil dem Alltagsleben entnommen — am deutlichsten, überzeugendsten für das herzliche Einvernehmen sprechen, das Mutter und Sohn beseelte. —

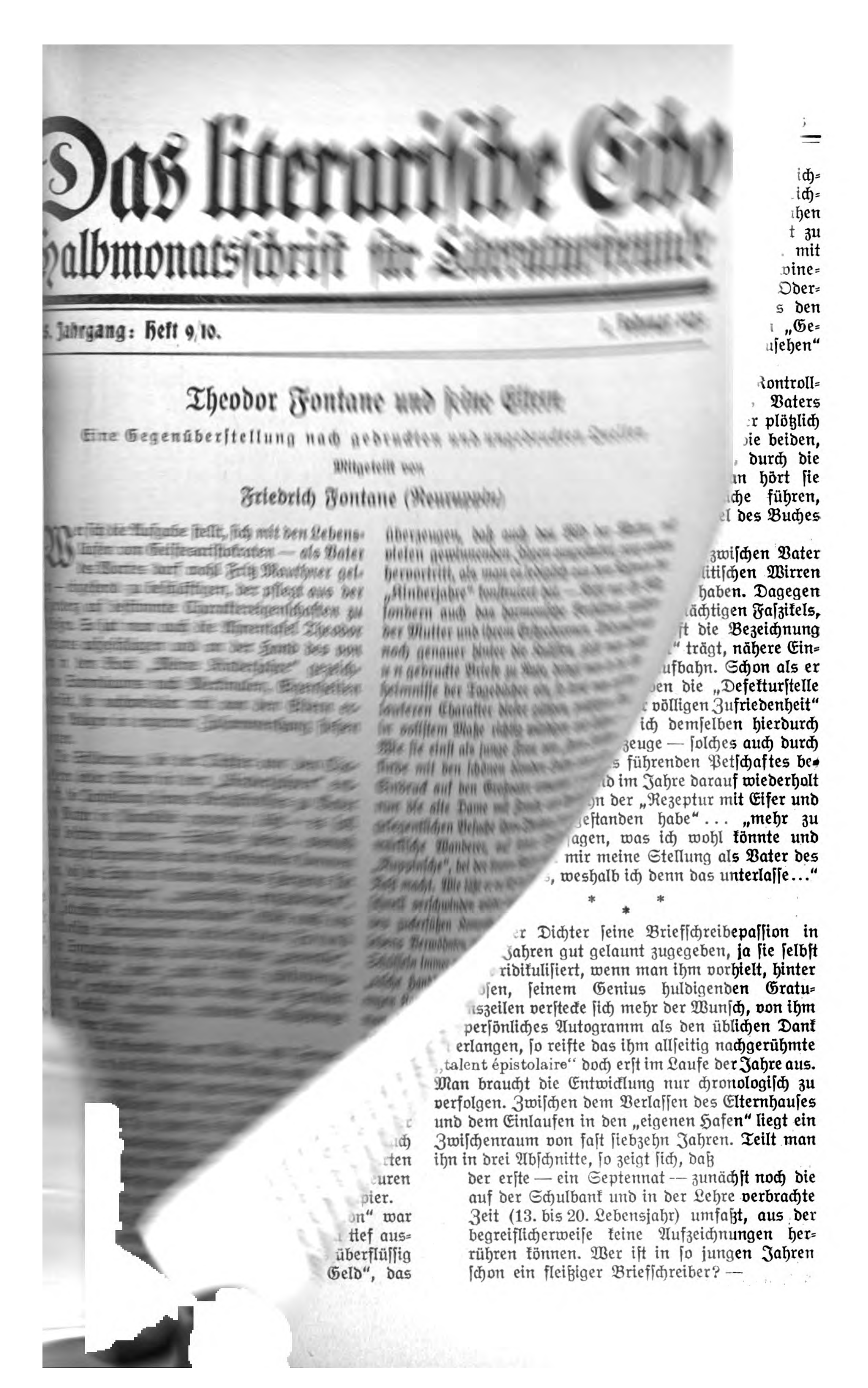
Trägt nun aber — so wird man fragen — der Dichter nicht selbst — wenigstens in etwas — die Schuld, daß man sich, wenn man nur aus den „Kinderjahren" schöpft, die Mutter anders vorstellt, als sie in Wirklichkeit gewesen ist? „Ja, mein Gott!" hätte sicher der alte Herr lächelnd zugegeben, „wie man's eben nimmt, man kann zu der Frage Stellung nehmen so oder auch so!"

Wir sind erneut genötigt, den Preis des ‚Literarischen Echos‘ zu erhöhen, und zwar auf Mark 265.— für Monat Februar. Diejenigen Bezieher, die bereits Mark 150.— für Februar zahlten, bitten wir,

Mark 115.—

als Nachzahlung auf unser Postscheckkonto Stuttgart Nr. 7 einzuzahlen. Wer das ‚Literarische Echo‘ beim Buchhändler bezieht, wolle die entsprechende Nachzahlung freundlichst dort leisten.

Deutsche Verlags-Anstalt.


Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Jahrgang: Heft 9/10.

Theodor Fontane und seine Eltern

Eine Gegenüberstellung nach gedruckten und ungedruckten Quellen

Mitgeteilt von

Friedrich Fontane (Neuruppin)

ich=
ich=
then
t zu
. mit
vine=
Oder=
s den
„Ge=
usehen“

Kontroll=
, Vaters
r plötzlich
ie beiden,
, durch die
in hört sie
che führen,
l des Buches

zwischen Vater
litischen Wirren
haben. Dagegen
ächtigen Faszikels,
st die Bezeichnung
“ trägt, nähere Ein=
ufbahn. Schon als er
en die „Defekturstelle
völligen Zufriedenheit“
ich demselben hierdurch
zeuge — solches auch durch
s führenden Petschaftes be=
d im Jahre darauf wiederholt
n der „Rezeptur mit Eifer und
gestanden habe“ ... „mehr zu
agen, was ich wohl könnte und
mir meine Stellung als Vater des
, weshalb ich denn das unterlasse ...“

* * *

r Dichter seine Briefschreibepassion in
Jahren gut gelaunt zugegeben, ja sie selbst
ridikulisiert, wenn man ihm vorhielt, hinter
sen, seinem Genius huldigenden Gratu=
szeilen verstecke sich mehr der Wunsch, von ihm
persönliches Autogramm als den üblichen Dank
erlangen, so reifte das ihm allseitig nachgerühmte
„talent épistolaire“ doch erst im Laufe der Jahre aus.
Man braucht die Entwicklung nur chronologisch zu
verfolgen. Zwischen dem Verlassen des Elternhauses
und dem Einlaufen in den „eigenen Hafen“ liegt ein
Zwischenraum von fast siebzehn Jahren. Teilt man
ihn in drei Abschnitte, so zeigt sich, daß

der erste — ein Septennat — zunächst noch die auf der Schulbank und in der Lehre verbrachte Zeit (13. bis 20. Lebensjahr) umfaßt, aus der begreiflicherweise keine Aufzeichnungen her= rühren können. Wer ist in so jungen Jahren schon ein fleißiger Briefschreiber? —

r
ich
rten
euren
pier.
on“ war
tief aus=
überflüssig
Geld“, das

Und in der Tat, will man die Antwort kritisch analysieren, so tauchen wiederum drei Unterfragen auf, denen nachzugehen sich vielleicht verlohnt. Wann sind die „Kinderjahre" geschrieben worden, weshalb und wie entstand das Buch, was bezweckte der Dichter damit?

Im Gegensatz zu den meisten seiner Arbeiten, die auf Vorstudien — häufig viele Jahre zurückliegend — fußten, wurde das Werk in einem Ruck niedergeschrieben. Es sind — um mit Kügelgen zu reden — Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Eines Mannes, dem schon aus Selbstlosigkeit der Gedanke fern lag, von seiner Person viel Aufhebens zu machen. Dem das eigene Leben an epochalen Ereignissen viel zu dürftig, bedeutungslos erschien, um selbst nur für einzelne Perioden genügenden interessanten Stoff zu bieten. Denn so sehr die autobiographische Literaturgattung seinem Geschmack entsprach, so stellte er gerade an sie die höchsten Anforderungen, äußerte sich über die Lebensauffassungen berühmter, ihm persönlich selbst nahestehender Zeitgenossen meist abfällig, unbefriedigt. Während die Kügelgenschen „Erinnerungen eines alten Mannes" als „Gutes Buch" erklärt wurden oder die Tagebücher der Gebrüder Goncourt des Dichters aufrichtige Bewunderung erregten, übte er an den Büchern seiner Freunde schärfste Kritik und ließ nur wenige davon, wie den 1. Band von Pietschs „Wie ich Schriftsteller geworden bin" oder Roquettes „70 Jahre" — sein bestes Buch! — gelten. „Die ganze deutsche Memoirenliteratur steckt noch in den Kinderschuhen," pflegte er wohl zu sagen und dann noch absprechend hinzuzufügen: „Sie ist bisher von dem deutschen Professor gepachtet gewesen, bei dem es jedoch nie unter zwei dicken Bänden abgeht . . .!"

Weshalb bei Theodor Fontane die Idee der Selbstbiographie trotzdem festere Gestalt annahm, weshalb sie nicht — wie ursprünglich geplant — nur auf den ersten Lebensausschnitt beschränkt blieb, weshalb endlich dem ersten Bande der Nebentitel „autobiographischer Roman" beigesetzt ist, — wer sich über diese Frage näher unterrichten will, der möge die beiden Vorreden zu den Werken „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig" nachlesen. Für ihn, den Verfasser, kam es darauf an, „etwas Zeitbildliches" zu geben.

Noch ein Wort über die Entstehung der „Kinderjahre": Eine Unzahl anderer Pläne harrten der Ausführung, als im Frühjahr 1892 eine schwere Krankheit den Dichter heimsuchte. Monate vergingen, ohne auch nur den geringsten Schimmer von Hoffnung auf Genesung durchblicken zu lassen. In seine geliebten schlesischen Berge geflüchtet, lebte er in einer Art Dämmerzustand. Apathisch, teilnahmelos gegen alles, was ihn umgab, was auch draußen in der Welt passieren mochte. Das Hirn wollte nicht mehr mit, die Maschine drohte stillzustehen. Durch kein organisches Leiden, lediglich in den Nerven wurzelnd, hatte die seelische Depression — wir folgen den Berichten der ihn selbstlos hegenden und pflegenden Frau und Tochter — einen derartigen Tiefstand erreicht, daß man auf das Schlimmste — geistige Umnachtung — gefaßt sein mußte. Nicht ausgeschlossen, will uns dünken, den Kern des Leidens mit einer ausgesprochenen Neigung zum Aberglauben in Zusammenhang bringen zu müssen. Hatte er doch mit 72 jenes Alter erreicht, wo der, dessen er „in Dankbarkeit und Liebe" zeitlebens gedacht hatte, abgerufen worden war. Und so erwartete auch er fast stündlich den Tod.

Da war es, als der Kranke mit seinen Damen im Herbst nach Berlin wieder zurückgekehrt war, der bewährte Hausarzt Dr. Delhaes, der den schon ganz Hoffnungslosen aus seiner Lethargie aufrüttelte.

Seine Diagnose traf das allein Richtige. Mit Medikamenten war in einem solchen typischen, psychopathischen Fall dem Kranken nicht beizukommen. Noch dazu einem Kranken, der — einst selbst Giftmischer — zeitlebens vorsätzliche Abneigung, ja Mißtrauen gegen jegliche Rezeptverschreibung bezeigte. So beschloß der tüchtige Arzt eine rein individuelle Behandlung. Er suchte dem Kranken seinen schon die Form von Zwangsvorstellungen annehmenden leidenden Zustand fort zu suggerieren, ihn unausgesetzt tröstend, bestimmt Heilung prophezeiend.

„Sie sind ja gar nicht krank! — Ihnen fehlt nur die gewohnte Arbeit! — Und wenn Sie sagen: ‚Ich habe ein Brett vorm Kopf, die Puste ist mir ausgegangen, mit der Romanschreiberei ist es vorbei!' nun, dann sage ich Ihnen: wenn Sie wieder gesund werden wollen, dann schreiben Sie eben was anderes, zum Beispiel Ihre Lebenserinnerungen. Fangen Sie gleich morgen mit der Kinderzeit an!"

Und so nahm denn der Dichter — wenn auch zunächst noch zweifelnd und widerstrebend — den Gänsekiel in die Hand. Es entstanden „Meine Kinderjahre", ein Buch, an dem er — wie er selbst behauptete — sich wieder gesund geschrieben hat. Ein überreicher Stoff stand ihm vor Augen, erwuchs ihm in dem sich von neuem regenden Geist. Ohne erst lange zu grübeln, zu überlegen, durfte er aus dem Vollen schöpfen, und je mehr er sich „einschrieb", desto flotter ging es vorwärts. Wie so häufig im Greisenalter, machte sich auch hier in diesem Fall die Wahrnehmung geltend, daß dem Gedächtnis längst entschwundene Bilder wieder in den leuchtendsten Farben hervortraten. Daß sie mittelbar das Gedächtnis auffrischen, es gleichsam von neuem befruchtend, Vergangenheit wieder in Gegenwart verwandeln. — Mit immer mehr steigender Liebe und Hingebung vertiefte er sich in die Arbeit, hatte Freude an ihr, je adäquatere Form sie annahm. Und da sollte man doch meinen, daß ein Dichter — gerade weil der späteste Herbst des Lebens den Gipfel seines Ruhmes bedeutete — sich der Verantwortung vor sich selber am besten bewußt gewesen ist, als es diese ihn immer mehr reizende Auf-

gabe zu lösen galt. Ihm, dem Epiker, mußte der Vater zur Kreierung der Figur eines Romanhelden näher liegen als die Gestalt der Mutter mit dem ausgesprochenen „Hang nach Arbeit und solider Pflichterfüllung“. — Eigenschaften, die der Mensch der Sohn, nach Gebühr zu schätzen wußte, indem er sie als „bestes Erbstück“ bezeichnete, das er von Mutters Seite empfangen hatte.

„Jedenfalls, wie ich die Sache vor sechzig Jahren ansah, so sehe ich sie noch heute an.“ Daran rüttelt kein Tüfteln und Deuteln, so gut es gemeint sein mag, so kompetent sich auch manche kritische Auslassung geben wird. „Für etwaige Zweifler sei es ein Roman,“ sagt das Vorwort.

Denn das Buch will ja gar kein abgerundetes Bild der Mutter zeigen. Und es darf auch nicht. — Frau Emilie Fontane, geborene Labry, tritt uns als die kaum dreißigjährige junge Apothekersfrau entgegen, die in erster Linie ihre Hausfrauenpflichten erfüllt und mit Unterstützung des von ihr so häufig mißverstandenen, ebenfalls noch jugendlichen Gatten vier kleine Kinder erzieht. „Wir wurden gar nicht und ausgezeichnet erzogen,“ so faßt der Dichter die elterliche Methode zusammen, worin gewiß kein Vorwurf zu erblicken ist. — Nur unter diesem Gesichtspunkt — realistisch, nichts beschönigend — will er das Bild der Mutter der Nachwelt überliefern, sein Verhältnis zu ihr psychologisch erklären. Und deshalb klingt das Buch in den versöhnenden Schluß aus: „In diesen Tagen war sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, ungemein weich und nachsichtig.“

Besitzen wir in dem Kapitel „40 Jahre später“ (ein Intermezzo in den „Kinderjahren“) eine der reifsten Schöpfungen des Dichters, ein Denkmal von Sohnesliebe, wie es in gleicher Vollendung dem Gedächtnis eines teuren Toten kaum je zuvor in der Weltliteratur errichtet wurde, so sind wir — um das Bild der Mutter bis in ihr vorgeschrittenes Alter verfolgen zu können — nur auf spärliche Nachrichten angewiesen. Ein Mitteilungsbedürfnis, wie es in Briefform zum Ausdruck kommt, scheint zwischen Mutter und Sohn, wenigstens in der ersten Zeit der Trennung, nicht bestanden zu haben. Wie sollte es auch! — Wurden doch in der Epoche der Territorialpost noch bis 1868 allein in Deutschland von 17 verschiedenen Postverwaltungen eigene, unverhältnismäßig hohe Portosätze erhoben. Da darf es nicht wundernehmen, daß ein ruppiner Pennäler und ein in der Roseschen Apotheke konditionierender angehender „junger Herr“ das bescheidene Taschengeld lieber in Schokolade, Schlagsahne und berliner Pfannkuchen bei „d'Heureuse“ oder in der auch mit Tages- und Wochenblättern wohl assortierten „Stehelyschen Konditorei“ anlegte, als in teuren Postgebühren oder in Nagelschem Verdrußpapier.

Und trotz ihrer „Schenk- und Gebepassion“ war auch der Mutter ökonomische Ader viel zu tief ausgeprägt. Ihr wären solche Ausgaben als überflüssig erschienen — das „rein weggeworfene Geld“, das der Spielleidenschaft des Gatten sowieso schon reichlich zum Opfer fiel. Zumal sie, die „nur nicht weichliche“ Frau, sich um das Wohl ihres bei nahen Verwandten untergebrachten Ältesten auch nicht zu bangen brauchte. Führte die „noble Passion mit Pferd und Wagen“ — seitdem man von Swinemünde nach dem näher gelegenen großen Oderbruchdorfe Letschin verzogen war — überdies den Herrn Apothekenbesitzer wieder häufiger in „Geschäften“ und „um sich die Geschichte anzusehen“ nach Berlin.

So tritt denn bei solchen gelegentlichen Kontrollbesuchen die liebenswürdige Gestalt des Vaters immer wieder in den Vordergrund. Als er plötzlich am 21. März 1848 auftaucht, sieht man die beiden, den Alten und den Jungen, gemütlich durch die Straßen der Residenz schlendern. Man hört sie plaudern, lebhafte Revolutionsgespräche führen, wenn man in dem betreffenden Kapitel des Buches „Von 20 bis 30“ nachschlägt.

Eine Korrespondenz dürfte auch zwischen Vater und Sohn während dieser an politischen Wirren so reichen Zeit nicht stattgefunden haben. Dagegen gewährt uns der Inhalt eines schmächtigen Faszikels, das von des Dichters Handschrift die Bezeichnung „Testimonia aus ganz alter Zeit“ trägt, nähere Einblicke in seine Pharmazeutenlaufbahn. Schon als er 1844 in dem väterlichen Laden die „Defekturstelle mit rühmlichem Eifer und zur völligen Zufriedenheit“ verwaltet hatte, „... was ich demselben hierdurch gern und pflichtgemäß bezeuge — solches auch durch Beidrückung meines stets führenden Petschaftes bekräftigt haben will.“ Und im Jahre darauf wiederholt der Alte, daß der Sohn der „Rezeptur mit Eifer und Geschicklichkeit vorgestanden habe“ ... „mehr zu seinem Lobe zu sagen, was ich wohl könnte und möchte, verbietet mir meine Stellung als Vater des jungen Mannes, weshalb ich denn das unterlasse...“

* *
*

Hat der Dichter seine Briefschreibepassion in späteren Jahren gut gelaunt zugegeben, ja sie selbst häufiger ridikulisiert, wenn man ihm vorhielt, hinter harmlosen, seinem Genius huldigenden Gratulationszeilen verstecke sich mehr der Wunsch, von ihm ein persönliches Autogramm als den üblichen Dank zu erlangen, so reifte das ihm allseitig nachgerühmte „talent épistolaire“ doch erst im Laufe der Jahre aus. Man braucht die Entwicklung nur chronologisch zu verfolgen. Zwischen dem Verlassen des Elternhauses und dem Einlaufen in den „eigenen Hafen“ liegt ein Zwischenraum von fast siebzehn Jahren. Teilt man ihn in drei Abschnitte, so zeigt sich, daß

der erste — ein Septennat — zunächst noch die auf der Schulbank und in der Lehre verbrachte Zeit (13. bis 20. Lebensjahr) umfaßt, aus der begreiflicherweise keine Aufzeichnungen herrühren können. Wer ist in so jungen Jahren schon ein fleißiger Briefschreiber? —

der zweite — das erste Quinquennat (20. bis 25. Lebensjahr) — die Periode bedeutet, da der Trieb erwacht (um sich dann nach und nach mehr auszubilden) während der Wanderzeit geschlossene Freundschaften durch Korrespondenz festhalten, pflegen zu wollen. Auch beginnt hier der junge dichtende Pharmazeut die ersten Geschäftsbriefe mit Redakteuren und Verlegern zu wechseln.

der dritte Abschnitt — das zweite, die Verlobungszeit ausfüllende Quinquennat — schon den Grundstein bildet zu dem überaus regen Meinungsaustausch, der dem Dichter in noch immer steigendem Maße zum Bedürfnis wurde, sobald er sich freiwillig oder unfreiwillig von der Gebieterin seines Herzens räumlich getrennt sah.

Aus der Sturm- und Drangperiode, der Wanderzeit, sind uns nur wenige Dokumente erhalten geblieben. Es sei an die mit dem Jugendfreund Wilhelm Wolfsohn geführte Korrespondenz erinnert, die dessen nun gleichfalls schon vor Jahren verstorbener, dem Metier treu gebliebener Sohn herausgegeben hat. Dagegen ließ sich die langjährige treue Freundschaft, die Theodor Fontane mit dem Dichter-Offizier Bernhard v. Lepel verband, nur einseitig belegen. Denn die von ersterem herrührenden Briefe, die Lepel als besonderen Schatz sorgsam behütet hatte, fielen nach seinem Tode leider einem gründlichen Majoratsreinemachen zum Opfer.

Daß die zahlreichen Briefe aus der Verlobungszeit einer letztwilligen Verfügung zufolge verbrannt werden mußten, teilt K. E. O. Fritsch bereits in der Vorrede zu den Familienbriefen mit. Muß die Nachwelt ihren Verlust bedauern? —

Vom Standpunkt literarischer Forschung gewiß! Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dieser radikalen Vernichtung Beweisstücke verloren gingen, die — als Zeitdokumente wertvoll — ganz sicher auch Aufschlüsse über das intimere Familienleben im Fontaneschen Elternhause gegeben hätten. In künstlerischer Beziehung möchten die Meinungen darüber geteilt sein. Während er, der Urheber, der fernweilenden Gattin später noch aus London schreibt: „... Soll ich durch eine II. Auflage von Bräutigamsbriefen, die in ihrer Zeit ganz gut waren, Dir das Herz rühren? ...“, drückte sich Frau Emilie, als sie kurze Zeit vor ihrem Tode die vergilbten Blätter nochmals sorgsam prüfte, weit nüchterner und krasser aus: „Sie strotzten nur so von Eifersucht, waren pedantisch, eigentlich langweilig und von der bekannten Fontaneschen Ausführlichkeit. Überhaupt, gute Briefe schreiben, das hat er erst von Lepel und mir gelernt!“

Und in der Tat, läßt man objektiv und unbefangen die Briefe aus der Frühzeit, ja auch noch aus den ersten Jahren der Ehe Revue passieren, so verleugnet sich in ihnen zwar nicht eine gewisse Eigenart, aber größeren künstlerischen Ansprüchen halten sie noch nicht stand. Allzu häufig haftet ihnen noch etwas Phrasenhaftes, Gequältes, Eckiges an. Wenn sie hie und da auch schon Körner goldigen Humors durchschimmern lassen, so wirken sie mehr, möchte man sagen, als Kinder der Laune, einer intuitiven Eingebung. Jugendlicher Übermut, der freilich oft ins Gegenteil, in malkontente, weltschmerzliche Stimmung umschlägt, herrschen vor. Es fehlt noch die straffe, saubere Komposition, das Drüberstehen in nichtigen Dingen des Alltagslebens, die beneidenswerte Welt- und Menschenauffassung, die den späteren Briefschreiber par excellence verraten.

Die Tagebücher — 1854 begonnen und während der ersten Jahre peinlich nach dem Datum geführt — weisen in häufig wiederkehrenden Notizen, wie „Liebenswürdiger Einladungsbrief von Mama“ — „Briefe geschrieben an Vater nach Letschin“ oder, kurz vor der Reise nach London, „den Vormittag mit Mutter verplaudert“ darauf hin, daß sich eine rege Korrespondenz mit beiden, nach ihrem „Dreißigjährigen Krieg“ bekanntlich getrennt lebenden Eltern entspann. Aber in dem sorgfältig sonst aufbewahrten, nach dem Alphabet geordneten, hinterlassenen Briefschatz haben sich keine Erinnerungsblätter von den näheren und nächsten Verwandten angefunden. Die Vermutung liegt nahe, daß solche stummen Zeugen für die betrüblichen Zustände im engsten Familienkreise absichtlich beseitigt wurden.

Ist man — was die Korrespondenz anlangt — nur auf fragmentarisches Quellenmaterial, wie es in den Familienbriefen veröffentlicht wurde, angewiesen, so werfen die Tagebücher verschiedentlich Schlaglichter auf das Verhältnis, wie es noch viele Jahre zwischen den Eltern — bis zu ihrem Tode — und dem Dichter bestanden hat. Es verlohnt sich vielleicht, einige markante Proben wiederzugeben.

Der Unmut über das Gebaren eines geistlichen Herrn am Schlusse einer Gesellschaft im „Englischen Haus“ kommt in nachstehender Notiz zur Geltung:

„... Beim Fortgehen kurze Begrüßung mit Superintendent X. — ‚Ich werde Ihre Frau Mutter grüßen; ich sah sie und Fräulein Lieschen zuletzt in einer ernsten Situation — beim Abendmahl. Ich hatte die Frühpredigt vorher und ich glaube, es war mir gelungen, ihre Herzen zu rühren und zu erheben.‘ Jotte doch! Ihr müßtet andere Kerle sein, wenn ihr aus unserer religiösen Stumpfheit ein neues Leben zaubern wolltet. Wir brauchen Apostel, keine Gecken. Erst müßt ihr selber glauben, dann bekehrt zum Glauben!“

„1867 ... Anfang Mai, um mich zu erholen, reise ich bei schönem Wetter nach Ruppin und bleibe acht Tage bei Mama. Nichtstun, spazieren gehen, frische Luft und kaltes Wasser bringen mich wieder in Ordnung.“

Aber auch in den Tagebuchaufzeichnungen offenbart sich stets von neuem die Vorliebe für das gaskonische Wesen des Vaters, namentlich für dessen imaginäre Zahlen.

„17. April 1857. Bei Vater auf Schiffmühle eingetroffen. Herzlicher Empfang. Geplaudert; vom hundertsten aufs tausendste. Eine Flasche Burgunder getrunken, deren Wert, mit Hilfe aller seiner Annahmen und Vordersätze, wie sie nur der Phantasie und Logik des Alten möglich sind, auf genau acht Reichstaler festgesetzt wurde ...“

Man sieht förmlich den Sohn am 2. März 1861 schmunzelnd notieren:

„Wind und Regen draußen. Mit dem Alten runde achtzehn Stunden geplaudert von viel und noch was...“

Und dann zum Schluß in wenigen lapidaren Sätzen die Schilderung von dem Tod der beiden Menschen, denen er sein ganzes Leben über in treuer Liebe und aufrichtiger Verehrung zugetan war:

Tagebuch 1867.

Am 5. Oktober abends gegen 11 Uhr stirbt mein guter alter Papa, 71½ Jahr alt in Schiffmühle bei Freienwalde. Am Dienstag mittag, den 8., zwischen 5 und 6 haben wir, nach wunderlichen Zwischenfällen, den alten Herrn auf der Höhe des Tornowschen Kirchhofs begraben. Sand, Geröll und große Steine, wie sie dort überall in der Erde stecken, liegen auf seinem Grab; sei ihm die Erde leicht...

Und ein anderer Platz, dem verbunden ich bin:
Berglehnen, die Oder fließt dran hin,
Zieht vorüber in trägem Lauf,
Gelbe Mummeln schwimmen darauf;
Am Ufer Werft und Schilf und Rohr,
Und am Abhange schimmern Kreuze hervor,
Auf eines fällt heller Sonnenschein —
Da hat mein Vater seinen Stein.

Tagebuch 1869.

Am 13. Dezember starb meine liebe, alte Mama; den dritten Tag begruben wir sie bei stürmischem Wetter auf dem schönen alten Kirchhof in Ruppin, an der Stelle, wo sie zu ruhen gewünscht hatte. Die ganze Stadt nahm an dem Tode der alten Frau Theil, und die schönsten Kränze und Guirlanden wurden ihr mit ins Grab gegeben. Wie sie friedensvoll, erlöst im Sarge lag — dieses Bild von ihr wird mir bleiben...

Verfallene Hügel, die Schwalben ziehn,
Vorüber schlängelt sich der Rhin,
Über weiße Steine, zerbröckelt all,
Blickt der alte Ruppiner Wall,
Die Buchen stehn, die Eichen rauschen,
Die Gräberbüsche Zwiesprach tauschen,
Und Haferfelder weit auf und ab —
Da ist meiner Mutter Grab.

Ein nordischer Bekenner

Zur deutschen Ausgabe von Hans Jägers Werken

Von Fritz Ph. Baader (Hamburg)

Auf Gemälden und Blättern Edvard Munchs begegnet man des öftern einem Männerantlitz, das dem Beschauer auch dann haften bliebe, wenn nicht Kenntnis innerer Zusammenhänge dem typischen Erlebniseindruck ein individuelles Gedächtnis verbände. Das künstlerische Motto dieser Bildnisse lautet „Eifersucht“, und Munch hat das Thema mehrmals zu deuten versucht. Immer wieder kehrt, neben Weib und Nebenbuhler, typischen Vertretern der Gattung, das individualisierte Antlitz dieses Zarten, Wehrlosen, Ohnmächtigen, dem Wahn das Auge in einen nach innen rückstrahlenden Spiegel wandelte, — gläsern, unheimlich, unwirklich. Immer wieder kehrt das bleiche, abgezehrte Antlitz mit dem schütteren Spitzbart, erfroren in Qual, in Entsetzen brütend über dem Rätsel Weib, dem Rätsel Welt. Kein Porträt — eine Erinnerung, die sofort lebendig und deutbar wird, wenn man an ein anderes Werk des Malers denkt, an das Bildnis des Dichters Hans Jäger. Jener aufgepeitschte, ungehörte Ankläger ist des Dichters und Bekenners Hans Jäger eine Position. Die andere ist der Mann im Sofa (auf dem Porträt): — der schlaff in sich zusammengesunkene Träumer hinterm Kneiptisch, auf dem das halb geleerte Glas mit dem geliebten Pjolter steht. So hängt er in der Nationalgalerie zu Christiania. Nur in dieser Gestalt, nur unter der Ägide des erfolgreicheren Freundes, war einem der begabtesten Köpfe Norwegens ein Ehrenplatz in der Heimat gegönnt, die der Lebende, ein Geächteter der bürgerlichen Gesellschaft, fliehen mußte. Den Lebenden setzte man um seiner Schriften willen hinter Schloß und Riegel, bis er weiterer Verfolgung oder völligem literarischen Verstummen durch ein jahrzehntelanges Exil in Paris sich entzog. Was er noch schrieb, kursierte nur als Privatdruck durch wenige Hände. Als er zurückkehrte, war sein Körper vom Tode gezeichnet. Seine Seele war ausgebrannt von unerfüllten Hoffnungen. Dennoch blieb er ein gläubiger Schwärmer bis zum letzten Atemzuge.

Er kam in Einsamkeit und Elend um. Wer sein Leben nur nach seinen schonungslosen Büchern beurteilen wollte, möchte sich leicht eine falsche Vorstellung von dem Gesamtbild eines Menschen machen, den sein Dämon und widrige äußere Umstände in die „Welt dort unten“ geschleudert haben, wie er sie in der „Christiania-Boheme“ mit dem geheimnisvollen Schauer vor der eigenen Schicksalsverkettung geschildert hat. Hans Jägers Tragik war: daß er, ein „zoon apolitikon“, ein Wesen viel zu eigenständig und einspännerhaft, um sich im Sinne der Vielzuvielen in den allgemeinen Gesellschaftstrott zu schicken, dennoch zu weich, zu sehr der Gemeinschaft bedürftig war, und wiederum, mit seinem geliebten Max Stirner zu sprechen, als „Einziger“ seines „Eigentums“ nicht genügend Herr, um mit kaltem Kalkül und unter Nutzbarmachung der möglichen politischen Mittel sich und sein Evangelium durchzusetzen. Er glaubte sich einen Politiker, einen Reformator, und war eben doch nur — nur? — ein Dichter! Aber er blieb im Dichten abhängig von seinem Leben, wie im Leben abhängig von seinem Dichten. Er war — im Leben wie im Dichten — kein Gestalter, der über den Dingen steht, vielmehr ein Getriebener, ein Erleider, ein Aufzeichner seiner merkwürdigen Geschicke und ein Fanatiker der Beichte. Ein Irrender, mit einer vagen Sehnsucht im Herzen, trieb er sein Leben lang so-

zusagen rund um die Erde. Und in seinen Augen blieb, bis sie im Tode brachen, das große Staunen über des Lebens letzten Sinn.

Auf der Suche nach ihm vergeudet er in anderthalb Jahrzehnten Energien, die einen anderen bis über die Greisenschwelle hätten speisen können. Mit dreißig Jahren ist er ein Erschöpfter — und es spricht nicht dawider, daß er jetzt erst ein Schaffender wurde. Er beginnt, ein Knabe noch, als abenteuernder Weltenbummler und endet nach beinahe zwanzigjähriger Tagesfron als untergeordneter Beamter einer englischen Versicherungsgesellschaft zu Paris. Mit vierzehn Jahren springt er von der Lateinschule weg auf die Schiffsplanken, segelt nach England, nach dem Schwarzen Meer, nach Amerika. Wo Land und Freiheit locken, desertiert er von Bord, durchwandert er nach Handwerksburschenart Stätten der Verheißung: England, den Bosporus, Hamburg, französische Provinz, Neapel. Plötzlich schwimmt er wieder eine Zeitlang auf einem norwegischen Küstendampfer, jetzt schon zweiter Steuermann, und träumt dabei von einem eigenen Schoner, von einem Schloß in Brügge, von erlesener Freundesgesellschaft und einer geliebten Frau, die er in Samt und Seide kleiden möchte. Dann aber wird er seßhaft, paukt in Christiania mit Energie auf das Abitur, besteht es „cum laude“, verdient sein Brot als Mathematiker in einem Vermessungsbureau, wird Storthingsstenograph, bleibt innerlich unbefriedigt, vagierend, fragesüchtig — und so wirft er sich auf das Studium der Philosophie, auf Kant, Hegel, Fichte und insonderheit Max Stirner. Nicht mit einer dilettierenden Leidenschaft. Dafür spricht das Büchlein, das er über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ verfaßte.

So schuf er sich, in einem Doppelleben des öffentlichen und des privaten Daseins, das geistige Rüstzeug für den Kampf um seine wesentliche Angelegenheit: das souveräne Recht des Individuums in einer Gesellschaft zu proklamieren, die ihm nicht für, sondern gegen das Individuum zu existieren schien. Seltsam genug ist der Weg, der ihn in diese aggressive Stellung trieb. Jäger war gewiß ein Mann von scharfem Verstande, Mathematiker, Logiker — und wer die sozialen Reformen überblickt, die er in den achtziger Jahren als ein Unerhörtes und heftig Verfemtes forderte, der wird — mag er zu den Wegen der Jägerschen Beweisführung stehen, wie er will — ihren Ideengehalt nur bestätigen, wenn wir in der Materie auch heute noch, trotz manchen Wandlungen des öffentlichen Bewußtseins, nicht viel weiter gekommen sind. Aber der eigentliche Ausgangspunkt dieser Forderungen liegt minder in der verstandesmäßigen Erkenntnis Jägers, als in der besonderen Einstellung seines Gefühls begründet, in einem seltsamen und, vulgär empfunden, krankhaften Triebleben; insofern wir — Jäger würde sagen: die „menschliche Gesellschaft“ — alles krankhaft nennen, was nicht in den normalen Bahnen des konventionell Ansprechbaren läuft. Vielleicht bedurfte es solch einer besonderen und in gewissem Sinne tragischer Veranlagung, einer so außerordentlichen Qual des Erlebens, um ein so außerordentliches Sagen, eine so rücksichtslose Wahrhaftigkeit, ja Schonungslosigkeit wider sich und andere zu zeitigen, wie sie den Dichter und Bekenner Hans Jäger kennzeichnen.

Die Erkenntnis, die Jäger zum, wie er es ausdrückt, „deterministischen“ Schriftsteller machte — d. h. einem, der zeigen will, daß auf Grund der herrschenden Zustände die Menschen gar nicht anders sein können, als sie sind — diese Erkenntnis war: Daß die menschliche Gesellschaft durch künstliche Aufrechterhaltung einer bestimmten herrschenden Moral die Individualitäten nivelliere, das persönliche Leben verarmen lasse und damit wieder das soziale Leben unfruchtbar mache. Angelpunkt dieser falschen Gesellschaftsmoral aber schien ihm die Geschlechtsmoral. Er selber hatte von früher Jugend auf an diesem Problem gelitten; seine Bekenntnisse in den Anfangskapiteln der „Christiania-Boheme“ wirken wie vorgeahnte Parallelen zu Wedekinds „Frühlings Erwachen“. In Strindbergs Jugendleben spielt es keine minder tragische Rolle. Je differenzierter, empfindsamer, anspruchsvoller der junge Mensch in seiner Beziehung zum anderen Geschlechte ist, um so grausamer lasten auf ihm die vergeblichen, zu den schwersten Seelenkrisen führenden Versuche, mit einem nicht deklassierten Mädchen in seelische und körperliche Beziehungen zu treten. Laura Marholm schuf in diesem Konflikt bei Strindberg den Keim jener Auffassung der Geschlechtsbeziehungen als einer Machtfrage, die später in seinen Hauptwerken so häufig zutage tritt. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Fragen und ihre mehr oder minder radikale Diskussion zu den aktuellsten jener Zeit gehörten, daß sich ihrer selbst Ibsen annahm („Rosmersholm“), er, den Jäger und seine Freunde als „Konservativen“ verachteten, so daß sie allen Ernstes in den achtziger Jahren ein „Komitee zur Beseitigung Ibsens“ einsetzten.

Der gleichen Frage also galt Jägers Schauspiel „Olga, oder eine intellektuelle Verführung“, Versuch eines Aufrufs an die Töchter der bürgerlichen Gesellschaft, ihr Anrecht auf ein freies, von der Gesellschaft anzuerkennendes Liebesleben geltend zu machen; galt die wesentliche Tendenz der „Christiania-Boheme“, in der die Thematik dieses Schauspiels wiederkehrt. Aber Jäger war kein Politiker, kein Propagandist. Dazu hätte es robusterer Nerven, eines kühleren, innerlich minder beteiligten Kopfes bedurft. Diese „Christiania-Boheme“ schrieb ein zarter, ungemein feinnerviger, ein empfindsamscheuer Mensch. Und eben weil er so war, mußte dieses Buch so „entsetzlich“ werden, wie Jonas Lie davon sagte, „ein Buch, mit dem Revolver vor der Stirne“ geschrieben. Jägers Erkenntnis, nicht nur seine verstandesmäßige, sondern seine blutend erlebte Erkenntnis — war: die entsetzliche Lüge aller

;egen alle, eine Heuchelei in den letzten Dingen des nenschlichen Lebens, „die wie Schwären des Aussatzes vergiftete." Und er hatte dem nichts entgegenzusetzen als die persönliche Tat. Und diese Tat war: ine — im Sinne dieser Lüge empfunden — entsetzliche Aufrichtigkeit. Diese Tat war Nacktheit, und nan nannte sie schamlos. Jäger zeigte den unbürgerlichen Menschen — an sich selbst, an einer Anzahl Genossen, die um ihn lebten. Er zeigte ihren Kampf mit sich selber und ihren Instinkten, er zeigte hre Schwäche, ihre unverhüllte Begierde, ihr Elend, hren Marasmus in einer Welt, in der sie heimatlos waren. Und hinter all dem stand, unausgesprochen und diskutiert in vielen Gesprächen dieser Verfemten, die Anklage wider diese Gesellschaft, die durch ihre Lüge, ihre Heuchelei, ihre Zwangsunfreiheit diese Stickluft geschaffen hatte. Überflüssig, zu untersuchen, wie weit diese Anklage zu Recht bestand. Wie weit sich ihr Recht durch den Ausnahmefall der sozialen Schicht wie ihrer Individuen nicht wieder in sich selber aufhob. Denn in diesen Dingen gibt es nur ein subjektives Recht, und das stand dem zur Seite, der so lauter empfand wie dieser Hans Jäger.

Aber eben darum ward er verfolgt, als Sittenverderber gebrandmarkt, sein Buch eingestampft, er selber zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Und während er alles dieses litt, mit einem Staunen und mit der Ironie des überlegenen Kopfes, dessen Denkfreiheit alle bürgerliche Not schließlich nichts anhaben kann, kam zugleich das große Schicksal, das ersehnte, und dennoch zu spät, denn schon war er ein kranker Mensch, es kam: die Liebe zu einem freien Weibe und alles das, wovon er in der Christiania-Boheme geträumt hatte. Ein seltsames Schicksal: Hans Jäger und der nachmals zu Ruhm und Vermögen gelangte Maler Christian Krogh liebten die gleiche Frau, auch sie Malerin und Schriftstellerin, und aus dem Wettstreit um sie ergaben sich ihre künstlerischen Gegensätze. Jäger wollte die Frau gewinnen, indem er das künstlerisch Größte schuf — aus dieser großen Liebe ein großes Buch — Krogh, indem er sich in der von Jäger perhorreszierten Gesellschaft durchsetzte und zu Ansehen kam. Und die Tragik für Jäger lag darin, daß sich die geliebte Frau nicht für den zarteren, den in seiner Art liebenderen, für den kranken, in ohnmächtiger Leidenschaft sich verzehrenden Dichter entschied, sondern schließlich eben doch, nach einem halbjährigen Martyrium nach allen Seiten, den mitten im Leben stehenden Maler wählte; daß sie nichts war, als ein gesundes Weibchen mit sehr gesunden, sehr vernünftigen Weibcheninstinkten. Darüber ging der Mensch Hans Jäger zugrunde. Er versank in „die Welt dort unten".

Was aber noch an Vitalität in ihm flackerte, das quälte er in jahrelangem Ringen in den Dreibänder „Kranke Liebe", in diese große Konfession, die trotz mancher rücksichtslosen Beichte dieser Art ohne Beispiel ist. Das Buch ist die Geschichte dieser Liebe, in Tagebuchblättern, Briefen, Zetteln. Es ist Manometer der Seele, ein psychologisches Instrument von feinster Exaktheit. In ihm ist ein Sagen des Allerletzten, eine Schamhaftigkeit, die schamlos, eine Schamlosigkeit, die im höchsten Sinne schamhaft, in einem anderen aber pathologisch ist. Eine Wahrhaftigkeit, die bisweilen grausig, ja lächerlich anmuten mag jeden, der vor sich selber nicht frei von Pharisäertum ist. Es ist die Liebe eines Unvermögenden und krampfhaft Begehrenden. Es ist ein Zeugnis für Abwege des Erotischen, die dennoch, mißt man Menschliches an seinen möglichen Variabilitäten, keine Abwege sind. Es ist eine menschliche Tat. Aber es ist mehr: ein künstlerisches Ereignis, ein Buch, das in der Literatur keinesgleichen hat. In ihm steckt die Begabung zur höchsten Variante des gleichen Themas, die Begabung, Innerliches transparent, Außengeschehen dem Aufnehmenden als innerliches Erlebnis homogen werden zu lassen. In ihm steckt ein zartester Lyriker der Landschaft (die Sommerbilder rings um Christiania), ein schöpferischer Einfühler in das Wesen fremder Städte (Paris). Alles in allem: ein Dichter und ein Mensch. Darum wendet sich dieses Buch nur an Menschen, die, rezeptiv, Dichter sein können, und an Menschen, denen Menschliches, mag es sich auch noch so skuril gebärden, eine reine und verehrungswürdige Angelegenheit bleibt. Und man möchte in einem anderen Sinne das Wort eines Polizeipräsidenten aus einem verflossenen Regime zitieren: „Ich warne Neugierige!"

Diese Bücher Jägers, in ihren menschlichen und gesellschaftlichen Tendenzen für unsere Tage von einer erstaunlichen Aktualität, waren der Welt unbekannt geblieben. Die wenigen Exemplare der ersten Drucke, die dem Zensor nicht verfielen, kursierten nur im engen Freundeskreise. In Deutschland wurde in den neunziger Jahren die „Christiania-Boheme" durch eine deutsche Übertragung eines österreichischen Verlages bekannt. Sie war unvollständig und von einer verkehrten Kapiteleinteilung, die den Sinn des Ganzen entstellte. Nun hat sich **Niels Hoyer**, der Dichter und Hamsun-Übersetzer, zum Erben und Vollstrecker des unausgesprochenen Vermächtnisses Jägers gemacht. Er gibt mustergültige Übertragungen, die sich in den eigenartigen Stil Jägers eingefühlt haben, er hat aus der Hand der Freunde und Brüder des Verstorbenen alles Material gesammelt, das zur Aufklärung seines Lebens und seines geistigen Werdegangs dient. Die „Christiania-Boheme" [1]) und „Olga" hat der Verlag Adolf Harms in Hamburg in würdiger Ausstattung herausgebracht, die dreibändige „Kranke Liebe" ist bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienen. In Vorbereitung sind „Anarchistenbibel", Jägers politisches Glaubensbekenntnis, das im Sinne Rubiners sich zum Wortführer der „Gewaltlosen"

[1]) Bei Erich Reiß, Berlin, ist endlich eine vollständige Ausgabe der „Christiania-Boheme" erschienen (3. Aufl., 440 S.).

macht, und „Briefe und Bekenntnisse“. Mit diesem Kreise wird uns ein wesentliches Stück zur Kenntnis der literarischen Bewegung einer Zeit gewonnen sein, deren tiefgehende Befruchtung für unsere heutigen und kommenden Tage wir Zeitgenössischen noch gar nicht abzuschätzen vermögen.

Paul Zech

Von Willibald Omankowski (Danzig)

Von Paul Zech wußte vor dem Kriege nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis literarisch Interessierter. Doch andere, die seine abseitigen, harten, grausamen Verse einmal gelesen hatten, Verse, die nicht geschrieben waren, sondern gestöhnt, geächzt, geschrien, gebrüllt, horchten erschreckt auf und merkten sich den Namen des Dichters. Dann kam der Krieg, und Zech schrieb Kriegsgedichte; war einer der wenigen, die Ton und Rhythmus dieser entgotteten und entmenschten Zeit von Grund aus trafen. Diese Kriegsgedichte, weitab von allem Ichtum und aller Erlebniswollust, waren blutstarke Stücke, Bilder, aus deren Kern das fünfte Sinaigebot herauswuchs, gebieterisch und flehend zugleich. Von diesen Gedichten erstand ich mir kurz vor der Aisneschlacht in einer Feldbuchhandlung ein Bändchen „Flug in die Sterne“ und las in der kleinen Kirche zu Leuilly meinen Kameraden daraus vor. Es waren Rheinländer, Westfalen und Elsässer; Bergleute und Bauern zumeist. Nach den üblichen Feldgottesdiensten, in denen ein gepflegt gekleideter Militärpfarrer mit dem Eisernen Kreuz (das die Hälfte meiner Vornkämpfer noch nicht besaß) seine Textpredigt zum soundsovielten Male repetierte, gingen die Leute in Kantinen, Estaminets oder sonst wohin. Nach den Zechschen Gedichten hockten sie in kleinen Gruppen schweigsam zusammen. Oder schrieben Briefe in die Heimat.

Später faßte Zech seine Kriegsverse in ein Sammelwerk. Elf deutsche Verleger gaben dem Dichter das Manuskript dieses Gedichtwerkes „mit Bedauern als ungeeignet“ zurück. Nun ist es im Verlage Hoffmann & Campe unter dem Titel „Golgatha“ erschienen und hat überall das größte Aufsehen erregt.

Im Jahre 1917 bekam Zech den Kleistpreis. Seither öffneten viele Verlagshäuser ihm freudig Tür und Tor, und nun erst wird erkennbar, welch außerordentliche künstlerische Persönlichkeit hier jahrelang viel zu wenig beachtet im Hintergrunde gestanden hatte.[1])

Paul Zech ist geborener Westpreuße. Seine Wiege stand zu Briesen, wo sein Vater Volksschullehrer war. Aus altem, westfälischem Bauern- und Bergarbeitergeschlecht stammend, war seine Art nach dem Osten verpflanzt, dem er aber schon als Knabe wieder den Rücken wandte. Dreimal, zwischen den Jahren 1909 und 1914, hat der Dichter seine Heimat wiedergesehen. Das hier Geschaute und Erlebte hat sich in seinem Buch „Der Wald“ verdichtet. Auch ein kürzlich begonnenes Werk, „Peregrinos Heimkehr, ein Roman in sieben Geschehnissen von der Unzulänglichkeit menschlicher Lust“, wird das Rauschen seiner Kinderlande vernehmen lassen.

Es ist müßig, Zechs Leben zu erzählen. Jedes seiner Bücher gibt davon Kunde. Über die Universitäten zu Bonn, Heidelberg und Zürich führt ihn sein Weg ins Industriegebiet, und er sieht dem Leben ins Gesicht, wo es am wildesten und brutalsten aussieht. Da ist er ganz im Banne der vulkanischen Magie „des schwarzen Reviers“, er lauscht dem Pulsschlag dieser schaurig-schönen Welt, und „Maschinen singen wie eherne Mütter“ ihn ein. Das Sehen allein gibt ihm keine Befriedigung. So wird er freiwillig Arbeiter und lebt anderthalb Jahre in den Kohlen- und Erzgruben Deutschlands, Belgiens und Frankreichs. Da wird er Sozialist. Schon frühzeitig, bald nach der Jahrhundertwende, damals zweiundzwanzigjährig. Später ist er auf Reisen durch England und Skandinavien, dann Redakteur und Auslandskorrespondent, durchleidet eine Zeitlang die „Freiheit“ des freien Schriftstellers und lebt nun, fern allem lauten Treiben, auf seiner märkischen Scholle.

Mit seltsam festen, ganz und gar unkindlichen Zügen blickt uns Zech schon aus seiner frühesten Dichtung an. Selbst wo er in den „Waldpastellen“ die Farben zart und wie schwebend im Raum hält, ist sein Antlitz ernst, seine Gebärde unweich und unnachgiebig, sein Griff fest und bewußt. Es gibt unter den Jugendgedichten, soweit sie bekannt sind, kein einziges, in dem er irgendwie säumend und träumend abirrte vom gesteckten Ziel: „Muß getanzt sein, soll mein Blut hochtanzen.“ Fast alle seine Dichtungen blühten im Schatten jenes Lebens, das er früh in seiner bittersten, unbarmherzigsten Form sah: der Schwerarbeit.

> „Meine Brüder singen:
> leben, o welche Lust,
> tanzen und lassen die Gulden springen.
> Ich sehe nur Lanzen.“

Dieses Wort ist wie kaum ein anderes charakteristisch für Zechs Werk. Alles ist innerst gemußt, notgeboren. Zwischen Lächeln und Schrei ist die Spanne sehr knapp bemessen. Es mag sein, daß schon die wirtschaftliche Enge des Elternhauses den werdenden Menschen auf diese Lebensbetrachtung einstellte, daß ihm das wahre Gesicht des Lebens schon frühzeitig er-

[1]) Zechs Werke sind: „Das frühe Geläut.“ „Der Wald“ (Dresden, Sibyllen-Verlag). „Schollenbruch“ (Wilmersdorf, Meyer). „Das schwarze Revier“ (München, Musarion-Verlag). „Die eiserne Brücke“ (Leipzig, Verlag der Weißen Bücher). „Der feurige Busch“ (München, Musarion-Verlag). „Das Terzett der Sterne“ (München, Kurt Wolff). „Die Gedichte an eine Dame in Schwarz“ (München, Musarion-Verlag). „Golgatha“ (Leipzig-Berlin, Hoffmann & Campe). „Das Ereignis“ (München, Musarion-Verlag). „Gelandet“ (München, Roland-Verlag). „Die Verbrüderung“ (Leipzig-Berlin, Hoffmann & Campe).

kennbar ward. Ich weiß nicht, wann er seine ersten Gedichte schrieb — die des ersten Buches dürften es kaum sein —, aber es ist seltsam und für Zech bezeichnend, daß die eigentlichen Liebesgedichte fast gänzlich fehlen und selbst solche in höherem Sinne äußerst selten sind. Und wo er wie im „Schollenbruch" von Liebe spricht, von Herdglück und Herdfrieden oder in den „Gedichten an eine Dame in Schwarz" nach Irrsal und Verwanderung wieder zurückfindet zu der geliebten Frau, trägt alles das Mal tiefsten inneren Kampfes, bleibt er ernst, verhalten, überaus keusch, „gebändigt von harter Fron." Selbst als Liebesgedichte sind diese Stücke eher morgenherb als abendsüß, eher glückgestillt als beseligt-trunken, niemals lediglich aus jener Freude entspringend, ein Glück in Verse zu bannen, verliebt beim Gegenstand verweilend, sondern reflektierend und von Innen beschwert. Man darf allerdings nicht vergessen, daß Zech nicht mehr Jüng ling war, als er seine ersten Gedichte herausgab, sondern Mann, und dies weit mehr als in durchschnittlichem Sinne, daß er eine harte Schule des Lebens hinter sich hatte. Keins seiner Gedichte vom ersten der „Waldpastelle" bis zum letzten des „Golgatha"-Buches verleugnet Zechs Art, und niemals ist diesem männlichsten unter den deutschen Lyrikern im zeitlichen Wachstum die eigene künstlerische Form verloren gegangen.

Neben dem lange vergriffenen Buch „Das späte Geläut" sind Zechs erstes Buch „Die Waldpastelle", denen er im Titel schon den Charakter gab. Aber in seiner ursprünglichen Form aus dem Jahre 1910 genügte es dem Dichter nicht mehr. Die neue Ausgabe heißt „Der Wald". „Der Wald bricht wuchtend in mein Inneres ein," sagt Zech und kennzeichnet damit den Boden des Gefühls. Hier steht der Wald als Erlebnis, der Dom für tiefe Andachten. Der Dichter öffnet ihn zu allen Zeiten, in allen Erscheinungsformen, in Hingabe an jede seelische Stimmung. Tastet unsäglich fein mit Hand und Herz all seine kleinen und kleinsten Heimlichkeiten ab. Fast in jeder Zeile löst er im Leser vermittelst seltener Wortkunst Apperzeptionen aus. Da wird das Bekannte zum Neuen, das Belanglose zur Größe, das flüchtig Geschaute zur Vision. Es vollzieht sich an dieser Lyrik eine ganz unerhörte Verlebendigung des Objektes, etwa wie bei Rilke. Mit einem Satz hebt der Dichter den Leser mitten in die Situation:

„Wo das dunkelste Geäst,
ohne vorher Licht zu sehen,
eine runde Lücke läßt:
plötzlich stehst du vor den Rehen."

Wie sein Wald ist: Aus Laub und aufgehäuftem Lied; die Föhre im Lenz schlägt weit die Augen ins Blaue auf, ihre Adern sind bis zum Platzen vollgesogen mit Blut; die Sonne legt ihre hellen Hände an den Stamm, der hautnackt aus seinen Fellen glänzt wie ein Indianerleib, indes die Buchen im Braun der Witwentracht grollend auf das Glück der Schwestern schauen; am Waldrand aber blühen Anemonen, weiß und züchtig und hellschimmernd wie das Lachen von Mädchen,

„Bewölkter Himmel hebt die schweren Lider,
und Winde, die im jungen Gras erwachen,
rühren das maiumbauschte Saitenspiel."

Das ist Zechs Wort und Ton. Keiner hat den Wald tiefer belauscht und erzählend wiedererweckt wie Löns, keiner ihn darüber hinaus ins Dichterisch-Gigantische, Göttliche erhoben wie Zech; seit Hille starb. Nur wer den Fluch der Stadt in letzter Erbarmungslosigkeit erfuhr, konnte aus inbrünstiger Sehnsucht diese Litanei, dieses Bekenntnis zum Walde schreiben.

Ähnlicher Art ist auch „Der Schollenbruch", das hohe Lied der Felder und Fluren, dessen Neubearbeitung gleichfalls vom Dichter vollzogen wird und aus dem die einschlägigen Stücke in den „Wald" übernommen sind.

In seinem nächsten Buch, der 1914 erschienenen „Eisernen Brücke", drängt den Psalmisten und Hymniker mehr und mehr der Künder kalter Wirklichkeiten in den Hintergrund. Nur anfangs bleibt noch Auge und Ohr bei „ersten Lerchen" und „Mondlegenden", bei Liedartigem von „jungem Brot" und „Gewitter über dem Dorf", bei farbenschweren Bildern von „alten Frauen im Kartoffelfeld" und der „Sägemühle am herbstlichen Fluß", dann aber steilt nach einem Liebes-„Zwischenspiel" von herber Keuschheit das „gebirgichte Ufer" des unverhüllten Lebens vor uns auf. Der junge Dichter führt uns ins rheinische Industriegebiet: vorbei an Höfen „sinnlos grau und weitgestreckt",

„Schlepper und Barken, Fähren, Segelschiffe
rauchmähnig und mit Flaggen bunt besteckt,"

vorbei an Werften, wo

„Schiffsrümpfe ragen schroffgereiht.
Ameisenwinzig klettert an dem Stahlgerippe
die Sklavenbrut, der nie vor Absturz graut,"

vorbei an nüchternen Städten, Fabrikstädten an der Wupper und Gardinenweberdörfern, und Verwirrung und Ekel treten in sein Gefühl, bis sich aus dem Gewirr von Stein und Stahl, aus Ruß und Rädergeschrei seine Seele gegen das Ende des Buches wieder freimacht zu Einkehr und Abkehr.

Auf dem in der „Eisernen Brücke" begonnenen Wege schreitet Zech weiter in seinem Werk „Der feurige Busch", nur daß er in der Form noch geschlossener, in der Bildkraft stärker geworden ist, daß sich die einzelnen Bilder mehr zu Bildkomplexen ballen. Wo er zuvor noch mehr objektiv Schauender war, im Ausdruck zurückhaltender, im Urteil milder, im Ton gemäßigter, bricht hier seine ungebändigte Leidenschaft durch. Seine Bilder gewinnen an Kühnheit, seine Worte an Gewicht, seine Gesten an Breite, und sein Schritt wird wuchtender und weiter ausholend.

Schon in diesem Buch, mehr aber noch mit den folgenden, setzt die große Bekenntnisdichtung Zechs

ein, die uns erst sein wahres Gesicht zeigt. Zwei Bollwerke ragen da aus dem Leben zwischen 1903 und 1920, deren Gestaltung sein poetisches Schaffen galt: Die Industrie und der Weltkrieg. Was sich in den beiden Büchern „Der schwarze Baal" und „Das schwarze Revier"*) verdichtet hat, ist ein einziges wildes Lied der Räder und Maschinen, der Hochöfen und Schächte, der Kohlenhügel und Schlackenhalden, ein Lied voll ohnmächtiger Liebe und kochendem Haß, voll wildem Entsetzen und ekstatischem Entzücken, voll dunklem Rausch und lähmendem Erwachen. Welcher Tonkünstler je diese brandenden Wogen in Dur und Moll als donnerdunkle Sinfonie ausklingen ließ, welcher Maler je diese Farben aus dem tiefqualmenden Nachtschwarz verrußter Häuser und Gassen und dem gellenden Mohnrot mächtig flammender Schlotfelder zum Bilde einte: Paul Zech ist mit seinem ton- und bildwerdenden Wort den besten von ihnen beizugesellen. Wo das Auge des schlichten Beschauers vor der Wunderwelt dieser rauchenden und fauchenden Bestie geblendet ist, schärft sich das Zechs, und sein Herz krampft sich nicht zusammen, sein Atem erstickt nicht; er gibt sich teilnehmend und teilhabend den Dingen hin, lebt und leidet sich in diese Welt und Umwelt mit allen Sinnen ein, daß seine Organe daran erstarken und wachsen. Jedes Gedicht im „Schwarzen Revier" hängt wie eine Traube schwer von Sehen und Erleben. Ob er die entweihte Landschaft zeigt in Sommerglut, die die „Nacken krümmer biegt" und die Seelen „bis auf die erschlaffte Scham entblößt", ob er uns in eine Kohlenhütte stellt, in eine Gießerei, in ein Hammerwerk, in ein Pumpwerk oder mit halluzinatorischer Bildkraft das Werk der Fräser, Hauer, Kohlenstauer und Wagenschieber erstehen läßt, ob er dramatisch belebte Skizzen gibt von Schlotbaronen, Agitatoren, Streikbrechern oder die Schreie der durch schlagende Wetter tödlich Verstümmelten erweckt wie in dem „Invaliden", dem „Idiot", dem „Hoffnungslosen", dem Zyklus „Die Schwerverletzten" —: alles ist so eindringlich und zwingend, ist von so gleichhartem Rhythmus, so gleichrasendem Tempo mit der Materie, daß im gegenwärtigen Schrifttum dieser Art Dichtung nur wenig an die Seite gestellt werden kann.

Mit dem „Schwarzen Revier" steht Zech in der ersten Reihe der sozialen Dichter der Gegenwart, und wenn er z. B. das Seelenleben des kleinen Proletarierjungen emporblühen läßt, den „Fibel und Schiefertafel so müd" machen, dessen Nächte die Träume von Feld und Wald, Fischfangen im Teich und Soldatenspielen verklären, um dann zu schließen:

„Doch ehe mein Auge sich zwängt durch den Spalt,
wird die Haustür schon zugeknallt,
und von dem, der da ins Dunkel stürzt,

weiß ich nur dies: daß er mich liebt,
und daß man ihm jeden Kuß, den er mir gibt,
vom Stundenlohn kürzt,"

*) Soeben in neuer, gänzlich umgestalteter Ausgabe erschienen im Musarion-Verlag, München.

so steht das Elend des durch Fron geschändeten Menschen in schmerzhafter Größe vor unserer Seele.

Noch sinnfälliger aber wird all dies in den Novellen „Der schwarze Baal", deren sieben Geschichten aus dem Bergmannsleben, wie eine furchtbare Anklage vor das Gewissen der Welt gestellt, sich zu einem im höchsten Sinne sozialen Buch schließen. Nicht mehr an die Form gebunden, schlägt Zech vor uns das riesengroße Schuldbuch auf, darin all die nie gutzumachenden Sünden verzeichnet stehen, die eine ausbeuterische Geldkaste durch ein Jahrhundert hin verdoppelte und vervielfachte. Wenn einmal ein großes Werk über die wahren Ursachen der Revolution zu schreiben ist, so wird man in diesem Buch bestes Quellenmaterial finden. Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines Orientierungsversuches auf den genauen Inhalt einzugehen; das eine aber darf gelten: Wer einmal darin las, muß es zu Ende lesen.

Dies gilt auch in gleicher Weise von den Novellen „Das Ereignis". In jedem der neun Stücke steht das Weib im Mittelpunkt des Geschehens, gilt es den Kampf der Geschlechter. Einmal ist es eine wallonische Bergmannsfrau, die der männlichen Jugendkraft des blonden Flamen erliegt, ein anderes Mal ein Webermädchen, das sich mit der Kraft ihrer Sinne einen Priester erkämpft. Das Reifste sind die drei letzten Stücke, die den Krieg als Hintergrund haben. Zechs stoffliche Exklusivität, darstellerische Klarheit, verhaltene Glut und starke, aber stets gebändigte Erotik macht jede der kleinen Geschichten, die keine Schilderungen, sondern innerste Bewegtheiten sind, zu Meisterstücken fortschrittlicher Erzählungskunst. Durch die sprachlichen Mittel eines besonnenen Expressionisten, der nirgends beschreibt, sondern nur gestaltet, erzeugt er Wirkungen, die Tag und Stunde überdauern und unseren Blick über eigenes Erleben hinausgehen lassen zu den Grenzen der Seele.

Zu der reinen Bekenntnisdichtung Zechs gehören auch zwei Werke aus letzter Periode. Es sind dies „Die Gedichte an eine Dame in Schwarz" (1913—1918 entstanden) und die 36 Sonette „Das Terzett der Sterne". „Die Gedichte an eine Dame in Schwarz" ründen sich, organisch eng geschlossen, in ihrer problemtiefen, ethischen und psychologischen Erfassung des Gegenstandes sowie einer zwischentönigen Musikalität zur Sinfonie der Liebe. „Das Terzett der Sterne" aber gehört zu den künstlerisch reifsten und harmonisch reinsten Werken des Dichters. Nur wenige in Deutschland vermögen heute ein Sonett so schlackenrein und stilecht zu schreiben wie Zech. Seine jähe, ursprüngliche, wildströmende Art durchbricht häufig die strenge äußere Form, aber er darf es sich leisten, weil es stofflich begründet ist und dadurch häufig sogar eine eigenartige, das Erlebnis steigernde Wirkung erzeugt wird. Er nennt das Buch „Ein Bekenntnis in drei Stationen": nach dem „Sprung aus dem Käfig" des Kriegsleidens umfängt ihn „ländliche Inbrunst", und er taucht

nach all den Schrecknissen in den Frieden der Natur und das Mysterium ihrer „heiligen Dreieinigkeit: Liebe, Wahrheit, Recht", um schließlich mit dem Schlußteil „Erhebung" zu Gott zu finden.

Streifte Zech in seinen Stücken aus dem Industrieleben hart das Gelände Zolas, so zeigte er der Welt mit seinen Büchern vom Krieg, daß auch Deutschland einen Dichter besitzt, der dem Liebesapostel Frankreichs, Henry Barbusse, nicht nur in nichts nachsteht, sondern ihn auch als Künstler überholt. Denn sein „Grab der Welt" ist alles andere als eine posthume Kundschaft vom Krieg, es ist das bleibende Dokument eines Menschen, der, von unendlicher Liebe zum Menschen beseelt, den Mut und die sittliche Kraft besaß, noch vor der Erfüllung der Zeiten seine „Passion wider den Krieg auf Erden" hinauszurufen: „Ich widme diese Passion," sagt er, „jenen Menschen, die Verantwortungsgefühl genug haben, Mörder nicht zu ehren." Zu tief hat der Dichter in die Abgründe der „großen Zeit" geblickt, zu nahe in die Gesichter Verstümmelter, Wahnsinniger, Sterbender auf den Schlachtfeldern, als daß er die Zeit mit nutzlosen Anklagen einzelner verlöre. Noch einmal stehen wir mitten im Kriege, und da uns sein Höllenlärm umbrandet, öffnen sich die Millionen Gräber, brechen die Millionen Wunden leuchtend auf, strömen die Bäche von Frauentränen zum reißenden Strom zusammen. Zech ist da wie einer, der mit begnadeten Händen einen Regenbogen über die verirrte und verwüstete Welt spannt; sein Wort wie die Vaterunserbitte „Und erlöse uns von dem Übel". Ohne Groll und Haß klingt das Buch aus, nur mit dem leisen Amen: „Im Anfang war der Friede." Wohl gibt es heute noch Menschen, die Kurzsichtigkeit oder Verstocktheit hindern, die Brücke zu betreten, die Zech vom Bruder zum Bruder baut, wie auch noch im Sommer 1918 der Zensor des Oberkommandos in den Marken dieses reinigende Buch der Versöhnung verbot. Einmal aber, wenn die Blicke der Völker wieder ungetrübt und versöhnt einander begegnen, wird dieses Evangelium besser für den geschmähten und vielfach falsch beurteilten deutschen Geist zeugen, als Archive von Rot-, Weiß- und Blaubüchern es vermögen.

Diesen Geist der Liebe und Versöhnung atmen auch die Kriegsgedichte „Golgatha", von denen eingangs schon die Rede war. Der Weg des von Bethlehem über Gethsemane nach Golgatha geführten, gezerrten, geschleppten Menschen wird gezeigt, an den Stationen dieses Kreuzweges wird Rast gemacht, wird betrachtet, werden die Wundmale gezeigt. Das Wort, das Zech dem Buch als Leite mitgab, ist sein Kennzeichen:

„Daß helle Zeit noch immer die ergrimmte Kriegslust liebt,
nicht seliges Verbrüdern liebt und diese Liebe weitergibt:
wo wird diese Schuld verzieh'n, mein Sohn?"

Wenn längst das meiste der gesamten Kriegslyrik vergessen sein wird, wird dieses Mal der Liebe noch glühen, groß und weit sichtbar; denn hoch über lebendigsten Bildern von Drahtverhauen, Trommelfeuern und Gasschlachten wird hier der Ruf Allvaters vernehmbar: „Wo ist Abel, dein Bruder?" Und so sagt Zech auch in seinem Vorwort: „Ach, es kommt doch nur auf die Gesinnung an, die Mörder nicht ehrt, gleichgültig, ob sie von ganz links her oder von weit rechts herumschlagen mit Galeere, Strick oder Maschinengewehr."

Daß Zech mit seinen bewegten, alldurchpulsten Versen auch über kurz oder lang beim Drama anlangen würde, war für den Kenner seiner Kunst vorauszuahnen. Und so sehen wir ihn, der weit schwerer unter den psychischen als unter den physischen Kriegsleiden trug, all seinen Groll und all seine Sehnsucht lösen in dem dramatischen Gedicht „Gelandet". Es ist das letzte Stück eines dramatischen Quartetts „Die Argonauten". Das Gedicht erschien zuerst als Privatdruck in 32 Exemplaren, die auf der Revillonpresse zu Laon im März 1918 hergestellt wurden. Die Hälfte der Auflage wurde aber vom Armeeoberkommando 7 beschlagnahmt und gegen den Dichter seitens des Kriegsgerichtes Anklage erhoben, die der Ausbruch der Revolution verhinderte. Zech singt das Lied der Erlösung von Qual und Erdenschwere: In das nachtdunkle Gewölbe, darin zwei Gefangene schmachten, schon Halbtote, wird ein dritter Gefangener geworfen, dessen Mund das Wort und dessen Antlitz der Glanz Christi ist. Er fällt durch das Mordbeil des Henkers. Zum zweitenmale ist der Heiland für der Menschheit Schuld gestorben. Aber über das Dunkel der Erdennot breitet sich langsam die Morgenröte einer kommenden besseren Zeit. Dieses in eine unheimliche Mystik getauchte Geschehen erhält seine Weihe durch den visionären Ton und jene wuchtigen Versmassen, die wie Keulenschläge schmettern. Die symbolisierten Gestalten des Dramas sind fast ohne alles Irdische, und ihre Sprache ist die einer anderen Welt. Als Bühnenstück kommt das Ganze weniger in Betracht, da eine eigentliche Dramatik fehlt, und die bezeichneten Menschen mehr Künder dessen sind, was ihnen der Dichter an Gedanken und Empfindungen auszusprechen gab. Weit mehr in dieser Beziehung bringt schon sein letztes Werk „Die Verbrüderung, ein Hochgesang unter dem Regenbogen". Es ist der dritte Teil aus dem heroischen Quartett „Die Jakobsleiter", dessen andere Teile „Das Rad", „Die Steine" und „Die selige Insel" den Grundgedanken des Ganzen kennzeichnen. Zech bietet die Tragödie der Geburt des neuen Menschen. Des neuen Menschen, der durch aller Gäber der Erdverhaftetheit zur Auferstehung des Jüngsten Tages schreitet. Der Träger des Gedankens ist der Sohn eines Industriellen, der sich Sprosse um Sprosse hochkämpft zu letzter Vollendung und zu Berufenheit als Führer in das Kanaan des reinen Menschseins. Erst müssen die Götzen der alten Weltordnung: Geldgier, falsches Christentum, brutale Gewalt in Stücke gehen, bis die Dämmerung einer wahren, geläuterten neuen Welt anbrechen kann,

einer Welt der uneigennützigen Liebe von Mensch zu Mensch. Bei seiner Uraufführung im berliner „Neuen Volkstheater" hat das Gedicht im vorigen Winter der Kraftprobe des Theaters nicht standhalten können, weil zwischen Lyrik — auch dieses „Bühnenbild" ist nur Lyrik mit Flügelschlägen zur Dramatik hin — und Drama der Bogen weiter ist, als ihn Zech zu spannen vermochte. Aber es ist von großer sprachkünstlerischer Kraft, Leidenschaft, und auch darum wieder das Dokument eines echten Dichters.

Zechs ganzes Werk ist das Confiteor zum Ethos der lauteren Gesinnung. Diese Gesinnung, die jede seiner Dichtungen adelt, von Grund aus in den kommenden Menschen zu pflanzen, ist ihm höchstes Ziel seines Schaffens: „Menschheit ungeheuer lebt und du tätig in ihr!" Er, der nicht einseitig theoretisierend sich den Vorgängen zuwandte, sondern den eigenen Leib, die eigene Seele durch die einzelnen Phasen der Katastrophe des Gegenwartsmenschen trug, darf gerüstet mit reichem Geist und starkem Willen den Vorhang heben von all dem Dunkeln, Ungekannten, das den Weg zu lichten Höhen hemmte. Und so glauben wir auch Zechs Glauben: „Nach Bethlehem ward Golgatha. Viel später erst (weil wir Geduld haben) wird auch unser Pfingsten kommen."

Der Lebenslauf

Von Paul Zech (Groß-Besten)

Die Bewegung des äußeren Lebens ist keine Urkraft sondern nur die Spannung des Windes, der, eingeatmet, das Staubkorn treibt. An dem Schwung gar, der Kurven nimmt, die Qualität der Gehirnmasse erkennen zu wollen, ist immer Fehlrechnung. Was den Menschen einmalig macht, sein Gesicht über Dach, Turm und Gezeiten hebt und seinen Schatten den Mitmenschen quer über die Schneckenspur schlägt: teilt sich das in Feuerzungen aus? Dichter, Bauer, Sargtischler und gekrönter Fürst: sind das Wertgrade auf der himmlischen Leiter gen Elysium?

Alles Leben wird tausendmal von tausend Leben gelebt. Manchesmal in Terzinen, manchesmal mit Fäusten. Zuweilen auf Waldbäumen. Nächtelang im Bordell. Was darüber ist, ist Legende. Ich zerstöre sie.

Bleibt die magische Belichtung des Ich!

Aber was wissen wir auch von diesem ureingeborenen Phänomen? Selbst mit gespanntesten Nerven beleuchtet, weniger noch als vom Du!

Schwache Tröstung, mit zauberischen Indern zu sagen: Ich bin du!

Immer klafft der Abgrund von einem Stern zum anderen. Die Spur zu suchen: denken wir Systeme aus. Glückt uns die Zahlenreihe einer Terminologie, setzt der Glaube aus. Glauben wir uns geborgen, gähnt nach einer traumbunten Nacht der uralte graue Tag. Patriarchenluft wolkt düster, und die Propheten brechen ihren eigenen Mägen das Brot. Die Masse will Türme über sich, will, in Schwindeln vor dem Unfaßbaren, sich und den Schwindel beschwindeln. Will Zukunft, wo sie noch nicht einmal Gegenwart hat. Ihre innere Geographie heißt Chaos. Die Konturen ihres Raumes symbolisieren Schlucht. Der einzelne aber kann Christus sein. Nur stufe man seiner Mission Golgatha nicht zum Dogma für Millionen. Nicht einmal für den Anrainer. Man erschauere in seinem Eli lama asabthani.

Es hänge aber niemand sein Ich hinein.

Noch vor den Sentiments der Brüderlichkeit hüte man sich, wo es um den Tod für Brüder geht. Irgendein Muskel der Todeszuckung wird Maske sein. Die letzte Rechenschaft aber gibt das Ich dem Ich. Im erotischen oder musischen Exzeß. Siehe Eva. Siehe Sankt Johannes.

Auch für den Zeitgenossen bleibt nichts als das Gedicht von David über Goethe zu Stefan George.

(Diesen letzten Lehr- und Wehmeister werdet ihr nie auslöschen!)

Bleibt das Gedicht.

Dieses magische Strahlenbündel, das alle Sterne abtastet, die Gewässer durchschäumt, über die Wiesen wogt, aus den Wäldern sich hochbäumt mit Lerchenlied, Beere und Eidechsenaug'!

Niemand ergründe es um seiner Form willen.

Es bleibe Diktatur der Seele.

Wir, die wir es tragen müssen, wandeln somnambul.

Oder sind Amokläufer aus Scham vor unserem Unwissen. Wir glauben an die Priorität des Seelenhaften in der Welt, stürzen aber über den Zwiespalt Sprache: es denen geläufig zu machen, die noch nie Ohren hatten für Dinge jenseits Brot und Beischlaf. Denn das **wir** sind, oder **ich** bin: ist Zufall. Es ist gewißlich nicht Mord, greift eine Hand hinein. Darum kann auch der, der beschuldigt wird, von sich sagen:

„Es ist mir noch niemals geglückt, irgendwie oder irgendeine menschliche Fähigkeit, Neigung, Lust, Bedürfnis, Sehnsucht oder Begierde zu finden — die ich nicht bei einem jeden von uns in höherem oder geringerem Grade wiedergefunden hätte! Keine Größe, sie mag in unseren Augen noch so erhaben oder ehrfurchteinflößend sein — die nicht schließlich doch nur aus einer ganz einfachen, wenn auch zuweilen schwindelnd starken Steigerung vollkommen allgemeiner Kräfte bestand (keine Niedrigkeit, Schlechtigkeit, Roheit, nichts von dem sogenannten Tierischen — das etwas anderes gewesen wäre, als nur eine einseitige, für uns andere allerdings höchst unangenehme und deswegen nur mit äußerster Mühe wieder erkennbare) gesteigerte Entwicklung von Möglichkeiten und Tendenzen, die auch wir anderen alle besaßen! Kurz und klar: Es gibt meiner Anschauung nach nichts Menschliches — das nicht gemein

menschlich ist! Und ich begreife, offen gestanden, ganz und gar nicht, was man sonst mit dem Begriff Mensch anfangen sollte!

Und ebensowenig was das anbetrifft, was über mich den Richtspruch sprechen mag ..."

Dieser Mörder war ich tausendfach. Diesen Richtspruch wirfst du, Mitmensch, tausendmal über mein Haupt sprechen. Warum dann noch Daten?

Wenn ich sie, mich durchdenkend, dennoch aneinanderreihe: ein rotes „Summa!" zieht niemand, der Fleisch und Blut lebt. Was den Nachbar nur reizt, in einen fremden Spiegel zu schauen, ist Eitelkeit. Denn immer pulst die Schlagader durch das steinergraute Herz: ich danke dir Gott, daß ich nicht so bin wie die anderen Leute!

Darum mich zum Schlußsprunge duckend, frage ich dich, Mann mit dem Hörrohr: Was nützt dir Wissen um die Luft in meinen vier Wänden?

Ich habe meine fixe Idee, ein Weib und Kinder wie du!

Ich frage dich auch nicht, ob du Rennpferde laufen läßt oder Haarschleifen sammelst oder in südamerikanischen Papieren Valutagewinne machst. Vielleicht hast du ein Haus (im Kiefernwald am Wasser) wie ich, bis zum Schornstein mit Schulden und Schmetterlingskästen.

Ich beneide dich aber.

Ich beneide krankhafte Buchhalter, Zeichner, Drucker, alle Leute in hohen, hellen Sälen, die weißes Papier mit sauberen Zeichen bemalen. Das ist allemal sinnvoll. Vollbärtig. Bodenständig.

O alle pflichttreuen Beamten!

O Lakaientum!

O versittlichte Menschheit!

Ich weiß: mich schändet die letzte Ohnmacht des Schwachen. Aber was kann mich das noch berühren?

Ich verbringe acht Stunden Tag für Tag im Amt. Und erhalte dafür ein Geld, eine Besteuerung, einen Wink: für den Reichstag zu kandidieren!

Aber wo ist das große Gehirn, das eisige Lächeln, die Blumen, Raketen, die Peitsche, der Saltomortale?

Ich kann mich aus allen Ecken zusammenlesen. Aber was geht das dich an?

Was geht dich die Form meines Schädels an, oder die Linie des Oberarmes, wenn er sich athletisch hebt, wo er zu Gott will? Was besagen soll, daß ich am Aschermittwoch 1881 die Süße des Mutterblutes zum letzten Male schmeckte und für das Brot der Erde geboren wurde.

Immer war ich ein Dickschädel aus bäurisch-westfälischem Kornsaft. Geschichtlich ist: einige meiner Väter (die anderen waren Pfaffen, Bildschnitzer und Vögte) schürften Kohle. Ich selber kam (nach Leichtathletik, Griechisch und schlechten Examina) über Kant und Nietzsche nicht über den vom Innen geforderten Versuch: Kohlenhauer unter Kohlenhauern zu sein, hinaus. Es stank nach Schweiß und Leichen, Fusel und Streikdelirien. Doch diese zwei (reichsten!) Jahre: Bottrop, Radbod (400 Brüder zergingen zu Staub!), Mons und Lens bestimmten: von Machthabern, von Schwerhörigen, Feisten und Blinden: Hellhörigkeit und Güte für alle auf Erden zu fordern. Lange, bevor die Affäre November 1918 war. Und Bebel auf unseren Schultern im Triumphkreis schaukelte (siehe Barmen).

Mitwisser meines ersten Gedichtes (ich verantworte diesen Rückzug!) war Else Lasker-Schüler.

Wuppertaler Stadtnachbarin, dolles Ding, tapferer Kriegskamerad durch siebzehn Schlachtjahre..

Namen: Georg Heym, Emile Verhaeren, Richard Dehmel, Stefan Zweig, Peter Baum, Carl Hauptmann, Hans Ehrenbaum-Degele, Alfred Mombert, Robert R. Schmidt und Oskar Loerke sollen Freundschaften aussagen.

Nicht Gildenzeichen.

Feindschaften aber sind mir noch lieber. Sie wuchsen von jeher wie Brennesseln um mein Gedicht. Warum? Ich hebe die Schultern.

Gott sei Kain gnädig! Oder auch: man veröffentlicht nicht zwölf Bücher ungestraft.

Wenn du also in meinem (wie sagt doch der hochheilige Kasimir? Richtig:) Oeuvre durch Acker, Wald, Abend und staubige Straßen dich blätterst, von Gott, Krieg und Weib (dieses zuletzt!) hörst, sollen die agrarische Gebundenheit, das Sehnige, das Verrußte, das Streitbare und den Staat Lästernde, die Unzucht und das Sentimentale, die Hoffart und der Glaube dich durcheinander schütteln zum besseren, zum lebendigen Menschen.

Zum ewigen Ich.

Oder ich verdiene zum alten Eisen geworfen zu werden.

Nur bestrafe mich nicht, in Museen zu verstauben.

Auf Sockeln zu thronen.

Entscheide!

Und nicht nur dich ...

Amen!

Graf Keyserlings „Schöpferische Erkenntnis"

Von Paul Feldkeller (Schönwalde, Mark)

Wer auch das „Gefüge der Welt" des darmstädter Philosophen als geistreichen Dilettantismus und selbst die „Prolegomena" als unpräzis, die „Unsterblichkeit" als wiewohl tiefsinnige Ästheterei und sogar das „Reisetagebuch" als geniale Gewagtheit eines Mannes, dem das Wahre, das Förderliche und das Schöne ineinanderrinnen, auffassen wollte, der müßte doch den gewaltigen Fortschritt seines neuesten Werkes[1]) spüren, der ganz einfach in der Vertiefung und Verinnerlichung besteht, zu der die praktische Arbeit in der „Schule der Weisheit", — in Wahrheit

[1]) Graf Hermann Keyserling. Schöpferische Erkenntnis. Einführung in die Schule der Weisheit. Darmstadt 1922. Otto Reichl. 547 S.

intensivste Arbeit an sich selbst — und die Konzentration auf das Seelische und Wesentliche den Weltreisenden und ehemaligen Naturforscher gezwungen haben. Ich fasse den bisherigen Werdegang Keyserlings als Entwicklung vom Ästheten, der er, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwaltend, war, zum reinen Erkenner und damit zum echten Philosophen auf — freilich zum Philosophen eines ganz neuen Typus, ganz gleich, ob er den Punkt je erreicht, auf den er sich zubewegt. Darum sollten alle, die ihn noch im „Reisetagebuch" nicht immer ganz ernst zu nehmen vermochten, an diesem viel schlichteren und ganz und gar nicht blendenden Buch ihr Urteil korrigieren: weniger um des Philosophen als um ihrer selbst willen, damit alle von der verjüngenden Ausstrahlung dieses Mannes Nutzen haben. Denn dies Buch ist trotz seines theoretischen Titels wesentlich praktischer Art: es strebt die Verbindung von klarster Erkenntnis mit höchster Sittlichkeit an, wie denn Weisheit immer zugleich etwas Praktisches ist und die Zerreißung des Vollmenschlichen in ein Denkendes und ein Wollendes eine bloß europäische Schrulle ist. Gewiß fördert das Buch auch das Erkennen und bestimmt den eigentümlichen ideellen Ort, aus dem Graf Keyserling philosophiert, mit einer in keinem seiner bisherigen Bücher vorhandenen Genauigkeit, die für die Erkenntnistheorie der Folgezeit irgendwie ihre Konsequenzen zeitigen muß. Aber der Schwerpunkt dieser Philosophie liegt nicht hierin, sie geht nicht nur den Philosophen an (womit nicht gesagt ist, daß sie „jedermanns" Philosophie sei): Keyserling will weniger überzeugen als verwandeln, nicht auf die Gedanken, sondern auf das Unbewußte, die Motive im Menschen wirken, um sie zu geistigen Höchstleistungen zu befähigen, ja überhaupt erst zu Menschen zu machen. Darum sind ja auch dem Hauptteil „Von der Sinnesverwirklichung" die darmstädter Vorträge des Philosophen zugrunde gelegt und ist das Ganze im Untertitel als „Einführung in die Schule der Weisheit" gekennzeichnet.

Diesem Buch gegenüber tut daher die Frage unrecht: was es denn Neues bringe. Nicht, als wenn nicht für jeden Leser eine Fülle des Wissenswerten drinstünde; aber darauf kommt es nicht an. Dies Buch ist nicht als wissenschaftlich methodischer Kursus oder Lehrbuch aufgebaut, sondern nach Art eines größeren Tonwerkes komponiert. Es wird daher nicht Gedanke für Gedanke „behandelt" und erschöpft, sondern ein kleiner Kreis von Hauptgedanken tritt sofort auf den Plan und wird sodann mehrfach variiert. Diese neue Darstellungskunst verlangt daher auch eine neue Technik des Lesens und Aufnehmens, die bei uns noch zu wenig bekannt und geübt ist. Die Gedanken und Vorstellungen spielen hier eine andere Rolle als sonst in Büchern: wer sie nicht so hinnimmt, wie sie gemeint sind, d. h. weder kritisch noch plump gläubig, der versperrt sich die Mitteilung dessen, worauf es dem Verfasser gerade ankommt und was nicht in den bloßen Gedanken und Überzeugungen, sondern hinter ihnen liegt. Wer unweise ist und Kritik und Glauben — wofür immer er sich entscheiden mag — nicht bis zuletzt aufspart, d. h. bis der Sinn, das zutiefst Gemeinte in ihm zu wirken und verkümmerte Organe (des Verstehens, des Sinnerfassens) zu wecken beginnt, der erfährt gerade das nicht, was er zu erfahren wünscht. Natürlich kann Keyserling diese seine Absicht, das Tiefste und Letzte „mitzuteilen" nicht widerspruchslos verwirklichen. Natürlich bleibt in jedem einzelnen Fall zunächst die Frage offen, ob nicht durch die Hingabe an des Philosophen starke Persönlichkeit die Kritikfähigkeit gerade verloren gehe. Und auch wir sind der Meinung, daß die Spannung zwischen der geforderten Aufnahme ohne Kritik und dem Willen zur geistigen Selbständigkeit, den Keyserling predigt, in einem gewissen Sinne unauflöslich ist. Auch der „Schüler" muß eine starke Persönlichkeit sein, d. h. letztlich doch wieder kein Schüler sein, wenn die Absicht des Philosophen verwirklicht werden soll. Der im wesentlichen Unabhängige (in unwesentlichem sind wir es ja nie) hört nicht auf, es zu sein, auch wenn diese Unabhängigkeit Keyserlings oder sonst jemandes Werk ist, so wenig der am Star Operierte dem Arzt sein Augenlicht verdankt oder die Wöchnerin mit der Hebamme identisch ist. Diese Verwechslung ist noch gang und gäbe: gewaltige Aufgaben harren der Erkenntnislehre der Zukunft, und kein besseres Material wird sich ihr bieten als das in Graf Keyserlings Schriften niedergelegte und von der „Schule der Weisheit" gesammelte. Hier sei nur so viel angedeutet, daß es sich bei der Menschwerdung, der Persönlichkeitsbildung um ein Geschehen sui generis handelt, das nicht mit dem Vorgang des Belehrens und Unterrichtens zu verwechseln ist. Das Auf-sich-wirken-lassen einer persönlichkeitsbildenden Kraft ist kein intellektueller Glaube. Der Erfüllungsort ist beidemal verschieden. Vielmehr ist mit jener eine Steigerung der Kritikfähigkeit verbunden. Gewiß liegt mit diesem Buch, vielleicht noch mehr als bei einem anderen, die Gefahr des Nachbetens vor. Wer es aber liest, wie es gelesen werden will, mag als erscheinendes Wesen bleiben, was er vordem war: Forscher, Geistlicher, Künstler, Kaufmann, Kantianer oder Hegelianer; aber er wird ein neuer Mensch!

Der Leser verstehe darum, weshalb ich den Inhalt des Buchs nicht wiedergebe. Der soeben erwähnten Gefahr des falschen Akzents auf die bewußtseinsbetonten Gedanken kann ich unmöglich Vorschub leisten. Genug zu wissen, daß es in meisterhaftem Stil und so flüssig geschrieben ist wie nur je ein guter Roman oder Essay. Gelehrtes Wissen oder ein bestimmter philosophischer Standpunkt werden nicht vorausgesetzt, sondern nur etliche Gran seelischen Edelmetalls. Ein philosophisches Werk, das dem Streben zur Selbstvervollkommnung gerade der denkerisch und kritisch angelegten Menschen unserer Zeit nützt und dabei die Sprache unserer Epoche spricht, existierte bisher nicht und muß hohen Anforderungen genügen. Die „Schöpferische Erkenntnis" genügt ihnen. Darum nimm und — lebe danach!

Neue Bücher über Musik

Von Wolfgang Golther (Rostock)

Musikalische Reise ins Land der Vergangenheit. Von Romain Rolland. Mit 17 Bildnissen nach alten Vorlagen. Frankfurt a. M. 1921, Rütten & Loening. 260 S.

Briefe über den berühmten Komponisten Josef Haydn. Von Stendhal. Mit 8 Bildern und einem Nachwort von Romain Rolland. Leipzig, Wien, Zürich 1922, E. P. Tal. 165 S.

Josef Haydn und seine Sendung. Von Alfred Schnerich. Mit 58 Illustrationen, Notenbeispielen, den Verzeichnissen der Werke Haydns, der bildlichen Darstellungen und der einschlägigen Literatur. (Amalthea-Bücherei, 28. Band.) Zürich, Leipzig, Wien 1922. 266 S.

Johannes Brahms. Von Ludwig Misch. Mit 64 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. (Volksbücher Nr. 79.) Bielefeld und Leipzig 1922, Velhagen & Klasing. 88 S.

Beethoven. Von Ferdinand Pfohl. Mit 91 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. (Volksbücher Nr. 7.) Bielefeld und Leipzig 1922, Velhagen & Klasing. 120 S.

Die Abhandlungen Rollands beschäftigen sich mit der Übergangszeit von Bach und Händel zu Haydn, Mozart und Beethoven, wo sich die Empfindung, der Schönheitssinn und die Form der neuen Musik, ja der modernen Tonkunst vorbereiten. In sieben Abschnitten entwirft der Verfasser auf dem Hintergrund der Kultur- und Geistesgeschichte die Bilder bedeutender Musiker, die von der Nachwelt vergessen worden sind. Den Beginn macht der satirische Musikerroman Johann Kuhnaus (1660 bis 1722), der als Thomaskantor J. S. Bach im Amte voranging. Der „musikalische Quacksalber" (1700) ist eine Verspottung der italienischen Musik, die in Deutschland maßlos überschätzt wurde. Was die Musik im Leben eines englischen Dilettanten unter Karl II. bedeutete, wird nach dem Tagebuch von Samuel Pepys (1633 bis 1703) geschildert. Sehr lebendig ist Händels Charakterbild. Die „Entstehung des klassischen Stils in der Musik des 18. Jahrhunderts" ist ein Überblick über die Entwicklungsgeschichte: „J. S. Bach und Händel sind zwei Gipfel, die eine Epoche beherrschen, aber auch abschließen. Telemann, Hasse, Jomelli, die mannheimer Sinfoniker sind Flüsse, die sich einen Weg in die Zukunft gebahnt haben. Diese Flüsse haben sich in breiteren Strömen für immer verloren — Mozart, Beethoven — und sind darum von uns vergessen worden, während wir noch aus der Ferne die hohen Gipfel ragen sehen. Aber wir schulden den Neuerern Dank. Das Leben war mit ihnen; sie haben es uns weitergegeben." „Eins der schönsten Beispiele solcher seltenen Siege ist jener der klassischen deutschen Kunst zu Ende des 18. Jahrhunderts. Diese Kunst ist das Gut, das Brot aller, aller europäischen Menschen geworden, weil sie alle daran mitgearbeitet und etwas aus eigenem Besitz eingebracht haben. Wenn ein Gluck, ein Mozart uns so teuer sind, so ist es, weil sie uns allen gehören. Alle: Deutschland, Frankreich, Italien haben mit ihrem Geist und ihrem Blut dazu beigetragen, sie zu erschaffen." Die „Memoiren eines vergessenen Meisters" behandeln das Leben und Schaffen G. Ph. Telemanns (1681 bis 1767), den Rolland als einen Wegebahner der deutschen Musik sehr hoch schätzt. „Man sieht, daß Telemann auf allen musikalischen Gebieten: Theater, Kirche oder Instrumentalmusik, seinen Platz dort hat, wo die neuen Bewegungen einsetzen." Metastasio wird nicht als Gegensatz, sondern als Vorläufer Glucks aufgefaßt. Die „musikalische Reise durch Europa im 18. Jahrhundert" geleitet an der Hand der Schriften des Engländers Burney (1726 bis 1814) durch Italien und Deutschland. „Der entscheidende Anstoß, der die deutsche Musik befreien sollte, ging von der plötzlichen Entwicklung der Instrumentalmusik aus."

Die in dem schön ausgestatteten Bande vereinigten Arbeiten Rollands, von L. Andro verdeutscht, stammen aus den Jahren 1900 bis 1910, der Aufsatz über Telemann ist neu. Die glänzende Darstellung des französischen Beethovenverehrers, sein gerechtes und geschichtlich wohlbegründetes Urteil sichern dem Werk, das mit wissenschaftlichen Anmerkungen zu weiterem Forschen einlädt, eine hervorragende Stelle in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts.

„Stendhals Briefe über Haydn" (1814) erscheinen zum ersten Male in deutscher Übertragung von L. Andro. Sie wirken noch heute als Zeugnisse echter Begeisterung aus den Eindrücken eines Zeitgenossen anregend. Den Briefen folgt ein Nachwort von R. Rolland, verdeutscht von Grautoff, worin das Verhältnis Stendhals zu seiner italienischen Vorlage, Carpanis „Lettere su la vita e le opere del celebre maëstro Giuseppe Haydn" (1812) festgestellt wird mit dem Ergebnis, daß Stendhal mehr als drei Viertel seines Buchs aus dem Carpanis wortgetreu übernahm. Aber der Franzose befreite das Werk des Italieners von seiner pedantischen Geschwätzigkeit und traf eine glückliche Auswahl. Stendhals geistiges Eigentum beschränkt sich auf persönliche Abschattierungen in Kritik oder Bewunderung und auf einige Zusätze, namentlich die Urteile über Mozart.

C. F. Pohls grundlegendes Quellenwerk über Haydn (1875) reicht nur bis zum Jahr 1790. Eine umfassende Lebensbeschreibung auf wissenschaftlicher Grundlage fehlte bisher. Schnerich, der wiener Musikhistoriker, war dazu berufen, die Lücke auszufüllen: er bietet eine gedrängte und doch erschöpfende Darstellung von Haydns Leben und Wirken, wobei auf die von Pohl nicht mehr behandelte Zeit nach den englischen Reisen das Hauptgewicht gelegt wird. Die Zeit der beiden Oratorien (Schöpfung und Jahreszeiten) und der großen Hochämter kommt erstmals zu ihrem vollen Recht. Die Abschnitte über Haydns kultur- und kunstgeschichtliche Stellung, über seine Persönlichkeit und seinen Nachruhm befestigen und klären unser geschichtliches Urteil. Das Buch enthält ein sorgfältiges Verzeichnis aller Instrumental- und Vokalwerke Haydns, der Denkmäler, Bilder und Erinnerungsblätter und der gesamten Literatur über den Meister. Der Leser findet mithin alles, was zur Forschung dient, bequem und übersichtlich beisammen. Die 58 Abbildungen veranschaulichen Haydns Persönlichkeit, seine Umgebung und die Menschen seines Verkehrs. Die Umgebung von Eisenstadt und Esterhaz ist am reichsten vertreten. Leider sind nicht alle Bilder sauber und klar wiedergegeben, die Ausstattung des Buches litt teilweise unter der Not der Zeit. Aber dem Wert der ganzen Arbeit geschieht dadurch kein Schaden.

Velhagen & Klasings Volksbücher leben in einer neuen, im Format kleineren, aber inhaltlich reicheren Ausgabe wieder auf. Ludwig Mischs Buch über Brahms (erste Auflage 1913) ist vortrefflich ausgestattet, namentlich in bezug auf die Brahmsdenkmäler und sonstigen künstlerischen Beigaben (Max Klingers Brahmsphantasie und Michaleks Festblatt zum 7. Mai 1908). Misch meint, trotz Walter Niemanns erster kritischer Brahmsbiographie (1920) fehle noch immer ein Buch, „das die Gesamterscheinung Brahms' von genügend hoher Warte ins Auge faßt, um sie zugleich in ihrer kaum zu überschätzenden Größe zu überblicken und historische und

künstlerische Gegensätze als solche zu erkennen, ohne sie künstlerisch versöhnen zu wollen." Darauf soll auch das „Volksbuch" hinweisen. Man gerät bei Brahms immer wieder auf seine Umgebung und die berüchtigte Erklärung gegen die neue deutsche Musik von 1860, woran nichts zu beschönigen ist. Der Hinweis auf die „Lisztschen Sudeleien", auf die „gedanklich-künstlerischen Mittel, mit denen Liszt sich und seine Anhänger über den Mangel an echter musikalischer Schöpferkraft hinwegtäuschte", entschuldigt nichts. Misch glaubt, den Vorwurf der Mißgunst gegen Wagner dadurch abzuschwächen, daß er sie auf Liszt ablenkt. Gerade Liszt gegenüber, der Brahms mit so gütiger Freundschaft aufgenommen hatte, wirkt das Vorgehen von Brahms und Joachim um so verletzender. Das Verhältnis von Hanslick und Bülow zu Brahms ist eine der seltsamsten und verwirrendsten Erscheinungen in der Geschichte der deutschen Musik, die wir eben hinnehmen müssen, ohne sie irgendwie erklären zu wollen. Der Parteiwahn hat zweifellos die Anerkennung des rein künstlerischen Wirkens auf beiden Seiten geschädigt.

Ferdinand Pfohl schrieb ein gehaltvolles wirkliches Volksbuch über Beethoven, dessen Leben und Werke dem Leser klar und eindrucksvoll vorgeführt werden. Beethovens Eigenart ist „das Subjektive als Niederschlag der bewußt schaffenden Persönlichkeit". „Der subjektive Ausdruck seiner Musik wurzelt in den sittlichen Kräften des Freiheitsgedankens und der reinen Geistigkeit: diese als Verneinung der Erotik und der sexuellen Sinnlichkeit, die auch in ihren feinsten und poesievollsten Färbungen der Musik Beethovens ganz wesensfremd bleibt und ihr so die ewige Jugend des lebensvoll Geistigen sichert. Ihre erste und zugleich stärkste und machtvollste Ausprägung findet diese ursprüngliche Subjektivität in der Eroika." In der Charakterisierung der einzelnen Werke, die im Drucksatz aus dem übrigen Text hervortreten, erblicke ich einen besonderen Vorzug des Büchleins, das sich so als ein schätzbarer Führer durch die musikalischen Schöpfungen und ihren Ideengang erweist. In diesem Punkt ist Pfohl dem Buch von Misch, der die Werke nur kurz berührt, nicht aber erläutert, wesentlich überlegen.

Bibliophile Chronik

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die teuren Bücher sich heute besser verkaufen als die verhältnismäßig billigen. Zumal die kostbaren Luxusdrucke haben den alten Kreis ihrer Abnehmer beibehalten und ihn wohl sogar noch erweitern können. Der anscheinende Widerspruch erklärt sich dadurch, daß der bücherkaufende Mittelstand durch die Nöte der Zeit der Verarmung anheimgefallen, nicht in der Lage ist, für ein Buch, das ehemals zwei Mark kostete, jetzt fünfzehnhundert oder zweitausend Mark auszugeben. Auf der anderen Seite hat sich ein neuer Reichtum kauflustig entwickelt, der vermöge seiner Geschmacksrichtung einen besonderen Wert auf die äußere Ausstattung der Bücher legt. Es ist bezeichnend, daß broschierte Werke nur noch wenig verausgabt werden. Die Bindekunst ist bei uns so hochentwickelt geblieben, wie sie war. Aber der ärmere Käufer mit bibliophilen Neigungen hat nicht mehr die Mittel, sich die Werke seiner Bibliothek in Ganzleder oder Halbfranz binden zu lassen wie ehemals — er nimmt daher mit den sogenannten Verlagseinbänden vorlieb. Die Wohlhabenderen wiederum, für die die Kostspieligkeit keine Frage in ihrem Budget bildet, ziehen die vornehm gebundenen großen Prachtwerke vor, wobei ich es offen lasse, ob sie ihrem Geschmack folgen oder der Einkauf ihnen nur als „Sachwert" gilt. Zu bedauern ist jedenfalls, daß unsere Kunstbindereien heutzutage sich mehr auf eine gewisse Massenproduktion einstellen müssen als auf Individualisierung, zu bedauern ist die schwindende Kaufkraft jener Kreise, die früher zu den Stützen der Buchkultur gehörten; aber wir wollen immerhin zufrieden sein, daß wenigstens der Luxusdruck noch mit Erfolgsmöglichkeiten rechnen kann, wobei es uns gleichgültig sein mag, welche Motive für diese Erfolge maßgebend sind. Die Hauptsache bleibt, daß er sich nicht in Vornehmtuerei verliert, sondern nach den Gesetzen des schönen Buchs geschmackfördernd wirkt.

Das ist gottlob bei den Ausgaben des Avalun-Verlags der Fall, der sich in den wenigen Jahren seines Bestehens einen ersten Platz auf dem Bibliophilenmarkt geschaffen hat. Sein sechzehnter Druck ist Hermann Bangs reizende „Erzählung vom Glück", verausgabt in vierhundert numerierten Exemplaren, die ersten zweihundert in Ganzleder mit handschriftlicher Signierung der Radierungen durch den Künstler, die Nummern 1—25 zudem mit einer Mappenbeigabe, die die Gesamtfolge der Radierungen in Sonderabzügen enthält. Die übrigen Exemplare sind in Halbleder handgebunden, und zwar sehr reizvoll in Hellgrün mit ornamentalem Rückenschmuck in Gold und rotem Titelschild umd mit Goldschnitt am oberen Rande. Die 21 Radierungen, zum Teil Vollbilder, zum Teil in den Text gestellt, stammen von Karl M. Schultheiß und sind von bewundernswerter Feinheit der Ausführung, besonders die kleineren Szenenbilder mit ihren bewegten Figürchen. Den Textdruck des Oktavbandes auf starkem Bütten in der hübschen Jean-Paul-Fraktur besorgte die Hellerauer Werkstatt von Jakob Hegener. Der siebzehnte Avalun-Druck, wieder in 400 Exemplaren in ähnlicher Abgliederung wie bei dem vorhergehenden Druck, enthält J. P. Jacobsens schwung- und stimmungsvolle Novelle „Die Pest in Bergamo" mit elf Originalradierungen von Alois Kolb, unter Aufsicht des Künstlers auf der Handpresse der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig abgezogen. Fünf dieser Radierungen sind ganzseitig — in Großquart —, Kompositionen voll gewaltiger Wucht und stürmischem Leben, die übrigen sind in den Text verstreut, als Kopf- und Schlußleisten, auch als Initialen wie das D am Anfang der Novelle mit dem Blick auf Alt- und Neu-Bergamo. Eine Meisterleistung für sich ist der Druck auf Bütten in der schweren, kernigen Walbaum-Antiqua, prachtvoll in die weißen Rahmen der Seitenränder gestellt. Mein Exemplar ist (von H. Sperling in Leipzig) in Halbpergament auf vier Bünde gebunden, das dem Inhalt angepaßte, aufschlagenden Flammen ähnelnde Deckelpapier rechtsseitig gleichfalls mit Pergament eingefaßt. Der Vorsatz gelbrot mit unregelmäßig verstreuten dunklen Tupfen, der Titel in Radierung: harrende Geier auf einem Säulentorso.

Auch die münchener Rupprecht-Presse setzt ihre Veröffentlichungen mit ungeschwächten Kräften unter der Leitung von Professor F. H. Ehmcke fort. Der siebzehnte Druck bringt die mystischen Gedichte des Novalis in einer Zusammenstellung von Karl Wolfskehl, in schöner großer Fraktur auf kräftigem Bütten mit dem Wasserzeichen der Presse, in Großoktavformat. Anders wieder der Kleinquartband des achtzehnten Buchs: Lavaters Vermischte physiognomische Regeln als Manuskript für Freunde, in fein abgepaßter Kursiv, die Paragraphenüberschriften in Fraktur, gut eingeteilt in der Architektonik des Satzbildes. Endlich das sechzehnte Buch in Großquart, der Anti-Machiavel Friedrichs des Großen in dem französischen Original, auch ohne verzierenden Buchschmuck, nur wirkend durch das schöne Papier und den vortrefflichen Drucksatz. Alle Bände der Rupprecht-Presse werden lediglich kartoniert verausgabt, aber in höchst geschmackvollem Buntpapier.

der Anti-Machiavel mit dem Signum F R und der Königskrone darüber in zahlloser Wiederholung zwischen schwarzen Querleisten. Die Auflage der einzelnen Werke beträgt 130—150 Exemplare.

Von den Musterdrucken der Bremer Presse, die nunmehr in München ihr Heim aufgeschlagen hat, liegt mir zurzeit nur der köstliche Dante vor: die Divina Commedia in der Urfassung: ein Folioband von 459 Seiten, in wunderschöner Antiqua auf festem, strähnigem Bütten gedruckt, in einer typographischen Anordnung, die geradezu als vorbildlich gelten kann. Titel und Initialen zeichnete Anna Simons. Man hat dabei eine auffallende Farbengebung vermieden, auch der Haupttitel trägt nur, schwarz vom Mattweiß des Blattes sich abhebend, in wuchtigen Majuskeln den Verfassernamen. Die Zierinitiale des ersten Kapitels halte ich für wenig geglückt: die Anfangsworte „Nel mezzo" sind allzu konstruiert, auch zu steifleinig dem großen M angegliedert. Viel gelungener sind andere Versuche, verschiedene Buchstaben in eine einzige Initiale zusammenzuziehen, beispielsweise bei Beginn des dritten Gesangs; am besten gefallen mir aber die ganz einfach gezeichneten, schön linierten Großlettern, die die Anfangszeilen der Gesänge, in hervorgehobener Typenbildung, einleiten. Auflage 300 Exemplare, die wohl schon vergriffen sind.

Der münchener Drei-Masken-Verlag setzt seine Reproduktionen musikalischer Urschriften fort. Nach dem Original in der berliner Staatsbibliothek veröffentlichte er jüngst das Autograph der Klaviersonate in C-Moll, op. 111, von Ludwig van Beethoven, und zwar in glänzender Wiedergabe. Beethovens Hand setzte auf die erste Seite das Datum „am 13. Januar 1822", dann folgt auf zwanzig Blatt eine nach dem ersten Eindruck rasch hingeworfene, dem unmusikalischen Auge fast verworren scheinende Notenschrift, mit zahllosen Korrekturen, Durchstreichungen und Hinzufügungen durchsetzt. Sicher liefert auch diese Handschrift ein charakteristisches physiognomisch-psychologisch höchst interessantes Material für die Persönlichkeit Beethovens, vor allem aber gibt sie uns einen Einblick in seine Arbeitsweise, in das Geistigseelische seiner Kompositionsmethode. Ein Prachtwerk von eigenem Reiz, insonderheit für Musikfreunde, ist auch die bei L. Staackmann in Leipzig erschienene anmutige Novelle von Rudolf Hans Bartsch „Mozarts Faschingsoper" (in 1150 numerierten Exemplaren). Die künstlerische Ausstattung des in Kleinquart vorliegenden, geschmackvoll in grünes Leinen mit reicher Deckelverzierung gebundenen Werks stammt von Franz von Bayros, und in diesem Fall kann man ohne Einschränkung mit dem graziösen Bildner mitgehen, dem die Entstehungsgeschichte von „Cosi fan tutte" Gelegenheit gab, seine sprühende Phantasie und seinen Schönheitssinn in einen rosigen Blütenflor zu kleiden. Das Spielerische seiner Darstellungsart paßt ausgezeichnet zu der kleinen frivolen und auch schmerzlichen Geschichte, die da Ponte in seiner platten Manier der Nachwelt überlieferte und die Mozart durch eine „Schönheit ohne Maßen" reinigte. Die Vignetten sind allerliebst, die farbigen Vollbilder, vortrefflich in Offsetdruck wiedergegeben, zeigen ähnliche koloristische Vorzüge, wie man sie auch den vielangefochtenen Aquarellen Bayros zum Dante nachrühmen konnte. Alles ist weich, stimmungsvoll und in träumerische Erotik getaucht. Den sauberen Druck besorgte Drugulin in Leipzig. 50 Exemplare wurden auf Van Geldern, 100 auf imitiertem Japan abgezogen, und die Bilder dieser Vorzugsausgabe vom Autor und Künstler signiert.

Ein Pracht- und Geschenkwerk auch in bibliophilem Sinne versendet die Frankfurter Verlags-Anstalt A. G. in Frankfurt a. M. in ihrer vierbändigen illustrierten Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit". Die Illustrierung ist natürlich eine sogenannte authentische. — Das Gesamtwerk enthält 94 Porträts und Silhouetten, 69 Ansichten von Städten und Landschaften, 9 Handzeichnungen Goethes, 21 Bilder aus seinem Elternhaus und 14 Handschriftenproben — es handelt sich also um anschauliche Beigaben nach zeitgenössischen Vorlagen, von denen viele bisher gänzlich unbekannt waren. Am Ende eines jeden Bandes gibt der Herausgeber, Professor Dr. Otto Heuer, in längeren Nachworten verständnisvolle Erläuterungen zu den Einzelteilen des Bekenntnisbuches und dankenswerte Nachweise über die Bilder, unter denen eine bisher noch nicht reproduzierte Silhouette Goethes aus dem Stammbuch der Sophie de la Roche vom Jahre 1772 besonderes Interesse verdient. Die Titelbilder sind in Vierfarbendruck wiedergegeben, die Faksimiles auf Papieren gedruckt, die denen der Urschriften möglichst nahekommen, der Überzug der sehr hübschen Pappbände wurde einer Originaltapete im frankfurter Goethehaus nachgebildet. Das Werk ist auch verlegerisch eine glänzende Leistung und als Ganzes ein einziges Bilderbuch zur Goetheliteratur und ein echtes deutsches Hausbuch.

Eine größere Anzahl neuer Ausgaben legt der berliner Propyläen-Verlag auf den Büchertisch. Zunächst zwei Werke zur Kunstgeschichte. Die „Erinnerungen der Malerin Louise Seidler" ließ Hermann Uhde 1873 zum ersten Male erscheinen — die Unterlagen hatte er schon vor dem Siebziger Kriege von Alwine Frommann erhalten. Eine zweite Auflage folgte im nächsten Jahre, dann fiel das Buch der Vergessenheit anheim, bis es nunmehr, genau fünf Jahrzehnte nach der erstmaligen Veröffentlichung, seine Wiederauferstehung feiert und sicher weit über die Kreise der Goethe-Gemeinde hinaus Beachtung finden und anregend wirken wird. Ich glaube, Stahr war es, der es einmal als ein Gegenstück zu Kügelgens Jugenderinnerungen bezeichnete, und in der Tat liegt wie bei jenem auch in diesem Memoirenwerk ein Hauptreiz in dem Persönlichen, das die Vereinigung von künstlerischen, literarischen und geschichtlichen Begebenheiten ausstrahlt. Ganz vortrefflich ist die Wiedergabe der 33 bildlichen Beilagen. Ebenfalls ein Erinnerungsbuch sind Karl Friedrich Schinkels „Briefe, Tagebücher, Gedanken", herausgegeben von Hans Mackowsky, eine Ergänzung, vor allem im Bildlichen, zu Zillers Monographie und eine um so wertvollere Ergänzung, als aus diesen Briefschaften und Reisetagebüchern neben dem Künstler der Mensch in höchst eindrucksvoller Weise zu uns spricht. Ein bedeutsames Werk des Propyläen-Verlags ist die erste (vierbändige) Gesamtausgabe der poetischen Werke Ludovico Ariostos in Übertragungen von Alfons Kissner, dessen deutsche Nachdichtung des „Rasenden Roland" in Stanzenform, die den klingenden Reim mit dem stumpfen auf die Wechselverszeilen verteilt, schon bei ihrer ersten Veröffentlichung durch die Freiheit der Bearbeitung Aufsehen erregte. Der „Roland" füllt mit einer umfassenden biographischen Einleitung und einem eingehenden Glossar die ersten drei Bände, der vierte Band ist den Komödien, Gedichten und Satiren vorbehalten, dem abermals ein reicher Anmerkungsapparat und als Anhang eine Auswahl von Sentenzen, Proben aus den lateinischen Dichtungen und ein ausführliches Register sich anschließen. Der „Roland" wurde oft verdeutscht, von Heinse sogar in Prosa, Gries, Streckfuß, Kurz, Gildemeister, Heyse versuchten sich an ihm, von den Satiren erschien meines Wissens bisher nur die Ahlwardtsche Übertragung von 1794. Hier haben wir nun den gesamten Ariost vor uns und Gott sei Dank in prachtvoll lesbarer Form — ob der Übersetzer in seinen Abänderungen und seiner Umarbeitung des Originals hie und da zu weit gegangen ist, mag die philologische Sonde nachprüfen. Uneingeschränktes Lob verdient auch die Propyläen-Ausgabe der Komödien des Plautus in der Übersetzung von Ludwig Gurlitt, die glücklicherweise auf prüde Gemüter keine Rücksicht nimmt, denn ein um seine Erotik und seinen derben Mutterwitz gebrachter Plautus ist eben kein Plautus mehr. Die Übersetzungen von Rapp, Binder, Donner u. a. sind veraltet, Gurlitt ging auch von ganz anderen Voraussetzungen aus, über die er sich in einem Abschnitt der Einleitung ausführlich ausspricht. Maßgebend für das Publikum, für den deutschen Leser ist nicht die wortgetreue Wiedergabe, sondern die Atmosphäre des Originals, die auch die dichterische Neuschöpfung durchfluten muß. Und das ist bei Gurlitt der Fall. Ausgehend von der nicht

unrichtigen Ansicht, daß zum Verständnis der Plautinischen Komödien eine gewisse Kenntnis der antiken Bühnenbilderwerke notwendig ist, hat er zudem seine Ausgabe mit einer stattlichen Reihe von Reproduktionen griechischer Vasenbilder, Terrakotten, Reliefs und dergl. mehr schmücken lassen, wie sie seinerzeit in der ganzen römischen Welt beliebt waren, und die, zumal in den komischen Masken, wenn auch nicht in erweisbarem Zusammenhang, so doch sicher in einem starken Verwandtschaftsverhältnis zu der Darstellung auf der römischen Bühne standen. Rühmend hervorgehoben sei neben dem Bilderschmuck auch sonst die Ausstattung der Werke des Propyläen-Verlags unter der Leitung von Professor Steiner-Prag. Papier, Druck und Satzarrangement lassen nichts zu wünschen übrig, selbst die einfacheren Pappeinbände zeugen von gutem Geschmack. Die der erwähnten kunstgeschichtlichen Werke tragen farbig gestreiftes Deckelpapier mit schwarzen Titelschildern auf dem Rücken. Die Ariost-Ausgabe ist in Grün gebunden mit roten Schildern und ornamentaler Rückenverzierung in Gold, das Plautus-Werk in Grau mit braungelbem Leinenrücken und einer Vignette, Lyra mit Lorbeerzweig, auf dem Vorderdeckel.

Auch von den schon früher erwähnten Privatdrucken Anders Hjarmstedts aus dem Verlag von Ferdinand Acker in Wolfach (Baden) liegen drei Neuheiten vor. Der fünfte Druck, ein Gesang „Der Brennende", wurde nach der sehr hübschen Originalschrift von Marta Kallmann in Frankfurt a. M. in der Wittichschen Hofbuchdruckerei in Darmstadt hergestellt. Der Titelschmuck wirkt zu unruhig, gelungener sind die farbigen Initialen im Text, ebenso hat die koloristische Phantasie auf dem weißen Grunde des vorderen Einbanddeckels ihre Reize (315 numerierte und signierte Exemplare). Kraftvoller und eigenartiger sind die Originalschnitte derselben Schriftkünstlerin zu dem sechsten Hjarmstedt-Druck: „Spinne, eine Passion" (375 Exemplare), bei dem ich nur die geringe Anpassung des Brokatvorsatzes zu der auf düsterem Rot stehenden sehr originellen Deckelmalerei bemängeln möchte. Der siebente Druck endlich, ein Sermon „Der Tor und die Dirnen", wurde von Wittich in der vortrefflichen Bernhard-Fraktur gedruckt. Hier ist wieder das Satzbild zu loben, das durch die Ausschließung großer Anfangstypen an Geschlossenheit gewinnt. Auch Vorsatz und Deckelbild harmonieren gut miteinander.

Echo der Bühnen

Wien

„Es." Schauspiel in fünf Akten von Karl Schönherr. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 20. Dezember 1922.)

Er, Sie und ein Es und noch eins. Er: ein junger, jungvermählter Arzt, der sich leidenschaftlich müht, die „Erbkrankheit" (gemeint ist Tbc) schlechterdings aus der Welt zu schaffen, offenbar so, daß durch seine wissenschaftlichen Erweise eine drakonische Ehegesetzgebung erzwungen werden soll, die nichts Krankes mehr ins Leben hereinläßt. Daß dies Register ein Loch hat, da Kinder auch außer der Ehe gezeugt werden, übersieht er; wenn einmal sein auf breitester Induktionsbasis aufgebautes Buch erscheint — und es ist nahezu fertig —, dann wird der Staat, niemand bezweifelts, die Folgen ziehen müssen. Und eben jetzt: so sorgsam und mit so günstigem Ergebnis Er sich seinerzeit selbst auf seine Eheberechtigung untersucht hat: (wieder ein Loch im Register!) nun erkennt der radikale Puritaner sich selbst als erbkrank. Von Heilung ist nicht die Rede, nur von fieberhafter Vollendung des großen Werks; und natürlich von sofortigem und dauerndem Verzicht, demselben, den er allen Kranken seinesgleichen auferlegt wissen will.

Sie: vormals Krankenpflegerin, durch ihre aufopfernde Güte (allerdings zumal gegen Kinder!) dem Arzte lieb geworden, gute Kameradin und scheinbar überzeugte Parteigängerin, aber, sobald sie sich der Weihe der Mutterschaft bewußt wird — und eben jetzt geschiehts —, in erster und in letzter Linie Geschlechtswesen, Genius der Gattung, Wille ganz und gar, unverwüstlich und gewissermaßen ewig gegenüber der Episode Mann. Er „nimmt" ihr, unbekümmert um Gesetz und Strafe, hart gegen sein eigenes liebebedürftiges Herz, das ungeborene Kind, das er in vermeintlicher Gesundheit gezeugt hat; Sie überwindet sieghaft die seelische wie die körperliche Krise, ja in zwölfter Stunde den doktrinären Asketen selbst, so daß wiederum ein Es in ihr wächst. Und dieses läßt sie sich nicht nehmen, mag auch der Preis das Leben des Gatten sein — ein Leben wohlgemerkt, das bestenfalls nach Stunden zählt. Die groben Mittel dieses letzten, stärksten von fünf starken Akten mag der Dichter verantworten oder, noch besser (er arbeitet ja gern um) beseitigen; sie sind überflüssig. Jedenfalls: im Reich der Tatsachen, im objektiven Weltlauf triumphiert die „kleine Liebe" über die „große", der Naturtrieb über ein „verfluchtes Wissen", das mütterliche über das soziale Pflichtgefühl — und wenn es wirklich immer Krankheit geben soll, so wird ihr auch immer als Korrelat jene kleine Liebe beigeordnet sein. Und eigentlich sind sie alle drei unsterblich: Es, Sie und Er.

Inwiefern der äußere Tatbestand medizinisch stichhaltig sei, ist uns ziemlich gleichgültig und übrigens angesichts der Kraft und ungewöhnlichen Tiefe des zentralen Konflikts unwesentlich; wie denn überhaupt das rein Stoffliche dieses Schauspiels, das Gestalten aus der Peripherie eines älteren Schönherrschen Stücks in sein Zentrum stellt, hinter dem Ideellen und dem Formalen verschwindet. Nur grobes Mißverständnis könnte hier nach einem dürren fabula docet fragen, dramatische Dialektik mit der wohlmeinenden Tendenz eines Aufklärungsfilms verwechseln, hier, wo zwei ganze, dreidimensionale Menschen einander gegenüberstehen und hinter ihnen je eine geschlossene, notwendige, leibhaftige und doch überindividuelle Weltanschauung, ja noch mehr: je eine metaphysische Gewalt. Hier wird nichts bewiesen, weil nichts zu beweisen ist; hier besteht vollendete Körperlichkeit neben tiefer Symbolik, beide zum Teil dank einem Stil, der, bei unleugbarer Verwandtschaft mit Strindberg, dennoch die Schutzmarke des tiroler Arztes trägt.

Zu den äußeren und augenfälligen Kennzeichen dieses Stils gehört, daß sein Schöpfer von einem Drama zum andern sein Personal immer rücksichtsloser abbaut und nun glücklich zum Existenzminimum der Form gelangt ist: vom Dreieck im „Weibsteufel" und der Trias in der „Kindertragödie" zum absoluten Zweipersonenstück, Einheit gegen Einheit, so wie Paganini im Konzert während seines Spiels eine Saite nach der anderen löste und schließlich auf der letzten geigte. Denn außer Ihm und Ihr erscheint während dieses abendfüllenden Fünfakters auf stabilem Bühnenbild niemand, durchaus niemand in unserem Blickfeld, im leiblichen und (anders als in der „Kindertragödie") im geistigen — ohne daß darum das Interesse an Ihm und Ihr und dem, was hinter Ihnen steht, auch nur einen Augenblick nachließe. Freilich gehören ebenbürtige und, mit einem anderswoher geholten Schönherrwort, „schmiedeiserne" Darsteller dazu. — Wenn nun schon das Dreipersonenstück, wie sich's etwa bei Zacharias Werner, bei Wilde, Strindberg, Schnitzler, Hofmannsthal findet, kaum jemals mehr als einen Akt zu bestreiten vermocht hat, erst von Schönherr zu dreien und zu fünfen ausgebaut worden ist, so steht vollends dieser durch „Es" geschaffene Typus unseres Wissens in der Weltliteratur vorläufig ganz einsam da. Man wird ihn, je nachdem, als Kunst- oder als Meisterstück werten; vielleicht verträgt er beide Namen.

Robert F. Arnold

Essen

„Die Füchse Gottes.“ Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Otto Brües. (Uraufführung im Stadttheater Essen am 8. Dezember 1922.)

Die Anregung zu seinem Schauspiel erhielt Otto Brües durch eine Anekdote, derzufolge der straßburger Universitätsprofessor und Dombaumeister Michael Hermann 1792 auf die Aufforderung, den einen ausgebauten Turm des Münsters abzureißen, weil er das Prinzip der Gleichheit verletze, eine Jakobinermütze aus Blech auf die Kreuzblume setzte und so als „Fuchs Gottes“ das Bauwerk vor der Zerstörung rettete. Er hat hier eingestandenermaßen gestalten wollen, wie sich ein deutscher Mensch durch Leiden hindurchringt zu der Bestimmung seines dem Grunde des Volkstums entwachsenen Wesens. Um der Gefahr zu entgehen, den Stoff, an dem er jahrelang fabuliert hat, in einem lyrischen Ich-Drama oder einer undramatischen Ideendichtung ertrinken zu lassen, worin der „Held“ kein Held sein konnte, stellte er seinem vergeistigten gotischen Menschen mehrere dramatisch greifbare Spieler entgegen und gruppierte um ihn herum die Träger des Bürgerkrieges, die Adeligen, die Nutznießer veralteter Rechte, und die Jakobiner, die auch in der Münsterstadt den Freiheitsbaum aufpflanzen wollen. Um aber nicht in eine Reihe gestellt zu werden mit parteipolitisch gebundenen Dichtern, die ihre sogenannten Menschheitsdramen mit zeitlicher Tendenz radikaler oder nationalistischer Art verquicken, erhebt er seine „Idee“ ins Überzeitliche und Typische und verlegt zugleich den Konflikt ins Menschenherz, um ihn zum Schicksal werden zu lassen. Er gibt dem Meister einen Bruder, der sich zu den Aristokraten schlägt und sterben muß, da er das Wahrzeichen seiner frommeren Zeit zum Waffenarsenal machen will, und einen zweiten Bruder, der als Parteigänger der „Roten“ an dem Bau der Unbrüderlichkeit und Unfreiheit als erster ein Steinbild zertrümmert und schließlich aus der Stadt der dunklen Schwärmer in die Lichtstadt Paris flieht. Der Meister selbst steht zwischen oder über den Parteien, mit Hilfe seiner Cousine, die als Hüterin des reinen Gotteshauses dem Schwerte des Führers der Adeligen zum Opfer fällt, gelingt es ihm in einer Zeit, da alles aussieht nach Vorteil und Zweck, das Werk zu erhalten, das des Zwecklosen Gleichnis ist. Dem Drama als Ganzem fehlt die letzte Rundung und intensive Zusammenraffung; neben stark gestrafften Szenen, z. B. derjenigen, wo die drei Söhne am Sarge der Mutter zusammentreffen, stehen andere, die ganz in Lyrismen verrinnen. Diese Lyrismen, in denen eine wehmütige deutsche Mystik wach ist, erweisen neben der bildkräftigen, etwas altertümelnden, dem Symbol der Fabel glücklich dienstbar gemachten Sprache, daß der junge Rheinländer ein echter Dichter ist. Der tiefste ethische Gehalt offenbart sich aber erst bei der besinnlichen Lektüre, da das transzendentale Erlebnis noch nicht restlos dramatisch gestaltet ist. In diesem „noch“ liegt die Hoffnung.

Karl Arns

Peine

„Die Söhne.“ Acht Szenen von Dési Stinnes.[1]) (Uraufführung im Theater der Ilseder Hütte am 10. Dezember 1922.)

In dem neuen schönen Theater der Ilseder Hütte wurde eine Folge von scharfumrissenen Bildern einer neuen Dichterin aufgeführt, die das urewige Thema vom Gewalt- und vom Liebesmenschen behandeln. Eine Mutter hat vier Söhne dem Krieg gegeben. Zwei fallen; einer kehrt zurück, blind geschossen in dem Augenblick, als er die Fahne zum Sturm den Kameraden voran erhob; der letzte kämpft noch draußen. Dem Blinden ist sein letztes Kriegserlebnis das entscheidende: er ist der Sprecher der Krieger, denen kein Blut zu kostbar ist für den Kampf gegen den Feind; die „heilige“ Fahne ist ihm das Symbol leuchtender Heldenhaftigkeit. Die Mutter steht auf seiner Seite, herb, groß, streng. Die junge Witwe des ersten Sohnes ringt mit sich und der in Blut ertrinkenden Welt; die Braut des anderen Gefallenen zerbricht an dem grausen Geschehen. Da kehrt der jüngste Sohn heim, als Friede und Sieg geläutet wird — aber nicht als trunkener, lorbeerbekränzter Sieger. Er hat im Antlitz des von ihm getroffenen Feindes den Bruder erkannt und ist entsetzt über die Kainstat aus der Schlacht geflohen. Nicht aus Feigheit! Er ist bereit, für seine Idee selbst sich den Tod zu geben, als der blinde „Held“ es verlangt. Die Witwe des Gefallenen entreißt ihm das Schwert; sie erkennt die Zukunft, ob diese sich auch erst in Jahrhunderten erfüllen mag. Während die Menge mit dem blinden Fahnenträger und der Mutter an der Spitze siegestaumelnd und belohnungsgierig davonmarschiert, bleiben Frau und „Heiliger“ zurück, und mit großer Gebärde spricht aus ihrem Munde die Hoffnung auf eine Zukunft der „Menschlichkeit“.

Es ist billig, auf Unruhs „Geschlecht“ als Vorbild hinzuweisen. Was beide Dichter trennt, ist das, was Mann und Weib trennt: bei Unruh auf das stärkste zusammengeballte Szenen, Gipfelpunkte der Handlung; bei Dési Stinnes lyrische Stimmungen von ergreifendem Pathos. Ihr fehlt noch die Kraft, ein dramatisch wuchtendes Gefüge mit meisternder Hand in steilem Ausmaß aufzurichten. Manches wird nur angedeutet; vor allem hält die Exposition der ersten fünf Bilder zu lang auf, bis die Höhe, das Bekenntnis des liebeverkündenden Sohnes, erreicht ist. Auch tritt leider gerade dieser Sohn, auf dem doch der Hauptton liegt, farblos und unplastisch hinter den anderen Gestalten zurück. Dafür entschädigt die aus tiefstem eigenen Erleben wuchtend und gewaltig geschaffene Mutter. Und die drei letzten Bilder offenbaren dem anfänglich Zweifelnden, daß eine Dichterin hier am Werk ist, deren weitere Entwicklung mit Ernst zu verfolgen ist.

Wolfgang Stammler

Kiel

„Krippenspiel.“ Von Rudolf Borchardt. (Uraufführung im Kieler Schauspielhaus am 18. Dezember 1922.)

Rudolf Borchardt ist an derselben Klippe gescheitert, an der fast ausnahmelos alle Krippenspielverfasser unserer Tage scheitern. Wohl versucht er, in einer seltsam alten, aber dennoch wohlklingenden und treffsicheren Sprache das Wunder der heiligen Nacht von Bethlehem nahezubringen und glaubhaft zu machen, aber es gelingt ihm nicht, uns derart in den Bann zu schlagen, daß wir das Geschehen als Wunder empfinden. Dazu ist er selbst zu wenig naiv, innerlich viel zu sehr in unserer Zeit stehend und zu wenig erdentrückt, dazu zergrübelt und konstruiert er viel zu viel und legt Symbole hinein, die den zarten Hauch, der über der ganzen wundervollen Legende ausgebreitet liegt, zerstören. Wohl deutet er alles zu dem großen Mutterwunder um, aber nur durch sein Wort und nicht in der rührenden Naivität der alten Marienspielschreiber, bei denen das Wunder ganz selbstverständlich aus dem ganzen Geschehen herauswächst, und so kommt es, daß dieses „Krippenspiel“ in seiner bunten Bilderfolge ziemlich wirkungslos vorüberzieht.

Wilhelm Lobsien

Coburg

„Der Sohn der Sonne.“ Trauerspiel in drei Akten von Ingo Krauß. (Uraufführung im Coburgischen Landestheater am 5. Januar 1923.)

Der alte Konflikt zwischen Königtum und Priestertum (1906 von Wilhelm v. Scholz in seiner „Meroë“ behandelt) hat eine neue Darstellung gefunden. In der ausgesprochenen Absicht, die Personen zu Trägern von Ideen zu machen — was aber nur für den König und seinen Gegenspieler zutrifft. Der Schauplatz ist das alte Ägypten; der Held König Amenhotep (um 1500 vor Christi Geburt).

[1]) Buchausgabe, mit Bildern von Ernst Schütte. Hannover, Paul Steegemann.

späten Nachmittag hinein ausdehnte. Der schweigsame Benavente, der bei allen Zeremonien wie der steinerne Gast an seiner Riesenzigarre saugt, wurde lebhaft, mitteilsam, erzählte, berichtete und, ohne daß er es selbst ahnte, spielte eine dramatische Szene nach der anderen selbst vor. Er sagte nicht mehr, daß die Ochsen brüllten und die Esel schrien, sondern er muhte und iahte und miaute, sprang in die Höhe, kroch auf allen Vieren, ließ die Personen und Tiere ohne jede szenische Zwischenbemerkung mit ihrer eigenen Stimme und ihren eigenen Worten zur Sprache kommen, so daß das schleppend begonnene Frühstück gegen Sonnenuntergang in einem Redaktionszimmer wie ein wunderbar-wunderliches Feuerwerk endete. Niemand aber war wohl zufriedener als Jacinto Benavente, der als reiner Dramatiker und fern jeder, aber auch geradezu jeder Konvention mit Intensität gelebt hatte. Und wenn wir uns seitdem zum allwöchentlichen Frühstück des „Symposion" treffen, dann erinnert sich stets einer daran, wie Benavente den dramatischen Höhepunkt in der Geschichte dieser übermütigen und gerade deshalb sehr ernst gemeinten Veranstaltung bedeutet hat." (Köln. Ztg. 893 a)

Zur deutschen Literatur

Mitteilungen zur Entstehung des Faustbuchs „Faust in Wien" bietet Anton Mailly (N. Wiener Tagbl. 314). — Über Grimmelshausen läßt sich Jan Brodersen (Hannov. Kurier 606/607) vernehmen. — Tersteegen wird von Kurt Siemers (Kref. Ztg. 472) als „ein Erwecker des Niederrheins" geschildert. — Des 200jährigen Geburtstages der Anna Louise Karschin (1. Dez.) ist mehrfach gedacht worden: Hans Gäfgen (Hamb. Nachr., Frauenspiegel 561 und Tag 1. 12.); Christian Rodegg (Magdeb. Ztg. 620); Eugen Wolbe (Berl. Tagebl. 549); W. Lampe (Hannov. Kur., Frau 558). — Von den Aufsätzen über Liselotte zu ihrem 200. Todestag (8. 12.) seien die von Berta Witt (Hamb. Nachr., Frauenspiegel 573) und Paul Landau (N. Bad. Landesztg. 620) namhaft gemacht. — Das Bild eines „verschollenen" Theologen der Aufklärungszeit Engelbert Klüpfel zeichnet J. Heiler (Köln. Volksztg. 979). — Über den wenig gekannten Heimatdichter des Kraichgaus Samuel Friedrich Sauter (1766—1846) schreibt Gustav Heybach (N. Bad. Landesztg. 609).

In Nutznießung der jüngsten Veröffentlichungen schreibt Friedrich Düsel über Goethes Belehrer und Beichtiger [Langer] (Schwäb. Merk., Sonntagsbeil. 497), Chr. Waas „Neues vom jungen Goethe" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 839 a) und (Frankf. Ztg. 857 — 1 M.). — Goethe und Matthias Claudius nimmt H. G. (Germ. 621) zum Thema. — Mit „Werther" begeht Alexander v. Gleichen-Rußwurm (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 594) ein „Jubiläum der Empfindsamkeit". — Über Goethes „Iphigenie" als Frauenideal plaudert Maja Ott (Münch. Augsb. Abendztg., Frauenztg. 53). — Goethes Freund, den leipziger Professor Gottfried Hermann charakterisiert Herman Michel (Leipz. Tagebl. 274). — Aus Goethes letzten Lebensjahren wird (Germ. 657) berichtet. — Der letzten Überlebenden des Goethekreises, der Hofrätin Demelius, wird (Magdeb. Ztg. 633) gedacht. — Die Ballade Schillers erörtert Hans Benzmann (Saarbr. Ztg. 303).

Ein Charakterbild von Schleiermacher wird (N. Zür. Ztg. 1694) geboten. — Zu Kleists Todestag schreibt Werner Deubel (Frankf. Nachr. Didaskalia 45) im Anschluß an Witkops Kleistbuch. — Aus Eichendorffs berliner Beamtentätigkeit macht Ewald Reinhard (Köln. Volksztg. 893) Mitteilungen. — Eichendorffs religiöse Entwicklung zeichnet Rudolf Schade (Germ. Sonntagsbeil. 632). — Über Contessa und Chodowiecki plaudert Fritz Ebers (Tag 366). — „Allerneuestes vom alten Herrn Heine" bietet Hans Lindau (Frankf. Ztg. 894 A.). — „Görres in der Napoleonmaske" ist ein Aufsatz (Kölner Mittagbl., Rheinwarte 2) überschrieben, ebenda läßt sich Richard Wenz über Georg Büchner und den hessischen Landboten vernehmen. Zu Bettinas Briefwechsel mit Goethe äußert sich Willy Pastor (Zeit, Zeitstimmen 174). — Wilhelm Hauff und die Romantik betrachtet Marie Schempp (Württ. Ztg. 283).

„Zur Geschichte der Mörikeschen Orplid-Dichtungen gibt Karl Hirsch eine Studie (Staatsanz. f. Württ. Bes. Beil. 12). — Emilie von Gleichen-Rußwurm widmet Hans Gäfgen ein Gedenkblatt (Hamb. Nachr. Frauenspiegel 549 u. a. O.). — Dem Andenken des pfälzer Humoristen K. G. Nadler dient ein Aufsatz von Ernst Traumann (Köln. Ztg. Unt.-Bl. 848 a) (vgl. Heidelb. Tagebl. Brücke 12). — Über die Nachkommen Friedrich Hebbels berichtet E. Herold (Germ. Sonntagsbl. 656).

Zu Conrad Ferdinand Meyers Huttendichtung macht Jonas Fränkel (N. Zür. Ztg. 1678) dankenswerte Mitteilungen. — Über die Volksausgabe der Meyerschen Werke (H. Haessel) schreibt Ludwig Sternaux (Tag, Unt. Rundsch. 363). — Dem Briefwechsel Geibel-Heyse widmet Sebastian Hausmann einen Aufsatz (Allg. Ztg. München 53). — Dem vergessenen rheinischen Dichter Franz Alfred Muth ist (Köln. Volksztg. 947) ein Erinnerungsblatt zugeeignet. — Über Gustav Freytag schreibt Erich Werner (Zeit, Zeitstimmen 171). — Neueste Gänge mit Anzengruber (eine Übersicht der neuesten Anzengruber-Literatur) gibt Anton Bettelheim (Frankf. Ztg. 873 — 1 M.). — „Zum Bilde Nietzsches" trägt Paul Rilla (Berl. Börs. Cour. 559) Material zusammen. — Einen Besuch bei Gottfried Keller (nach Aufzeichnungen seiner Mutter) schildert Hermann Kienzl (Berl. Börs. Ztg. 543). — Eine wertvolle Untersuchung über Fontanes Lyrik von Ernst Lissauer wird (Königsb. Hart. Ztg. Sonntagsbeil. 555) wiedergeboten.

Aus Richard Dehmels Werdezeit veröffentlicht Robert Petsch (Voss. Ztg. 566) wertvolles Material. — Einen Brief von Frau Ellen Birr-Hartleben über „Otto Erichs Denkmal" teilt Werner Peter Larsen (Voss. Ztg. 584) mit. — Dem Andenken Karl Busses widmet Karl Strecker eine liebevolle Betrachtung (Tag, Unt. Beil. 343). — Zu Theodor Herzls Tagebüchern macht Moritz Goldstein („Die Geburt einer Idee" Voss. Ztg. 549) dankenswerte Bemerkungen. — An Otto Brahms zehnten Todestag (28. Nov.) erinnerten Carl Meinhard (Berl. Tagebl. 531) und Hermann Hellweger (Berl. Börs. Cour. 557). — Einen Aufsatz über Popper-Lynkeus veröffentlicht R. N. Coudenhove-Kalergy (Prag. Presse 353). — Das Lebensbild J. V. Widmanns aus der Feder seiner Schwester Elisabeth würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1571, 1580).

Zum Schaffen der Lebenden

Den neuen Band der Werke Gerhart Hauptmanns (Bd. 12) würdigt Ernst Heilborn („Glosse zu Gerhart Hauptmanns Werk" Frankf. Ztg. 886 — 2 M.). — Die neueste Hauptmann-Publikation („Mit Gerhart Hauptmann" Berl. Börs. Ztg. 579) (das gleichnamige bei Georg Stilke, Berlin erschienene Buch) unterzieht Friedrich Düsel einer kritischen Betrachtung. — In einem offenen Brief (Münch. Augsb. Abendztg. 395 u. a. O.) setzt sich Hanns Johst mit Thomas Manns politischen Anschauungen auseinander.

Einen Aufsatz über Ina Seidel (Zeit, Zeitstimmen 173) leitet Franz Wugk mit den Worten ein: „Ob Ina Seidel in der Geschichte unseres Schrifttums einmal als große Dichterin dauernd verzeichnet bleiben wird, kann heute noch niemand sagen, — daß sie eine ganz echte Dichterin im besten deutschen Sinne ist, wissen wir." — Ein Aufsatz über Ernst Noeldechen von Alfred Hausknecht (Germ. 648/49) hebt an: „Es gibt einen Dichter, der kann die Straßen einer Großstadt ebenso singen machen, wie er die maijunge Birke mit geheimnissüßem Pfingstgrün umhängt; der weiß um blauen Flieder und verschämte Schneeglöckchen um herbkeusche Nelken und glühende Rosen Märchen zu weben und Legenden zu spinnen, die lange noch in den Herzen nachträumen, wenn sie längst vergessen schienen: Ernst Noeldechen." — Eine sehr dankenswerte und von Anerkennung getragene Würdigung der Werke von Joachim v. d. Goltz bietet Carl Müller-Rastatt (Hamb. Corresp. Ztg. f. Lit. 265). — Von Ernst Lissauer sagt Franz Graetzer (Saarbr. Ztg. 301): „In der Zeit des ärgsten Verfalls geschah das erste Auftreten Lissauers als eines um Gesundung Kämpfenden:

in jüdischer Kommerzienratssohn, der nicht bloß legendär om berliner Kurfürstendamm herkam, wählte als Gegenände seines Dichtens Dinge und Wesenheiten, deren Erbensechtheit ihm leichtlich zu verdächtigen war: „Acker“ nd „Strom“, deutsche Volkheit und deutschen Meistersang. in Rhythmiker von erstaunlicher Gewalt, ein Melodiker on seltener Fülle stand, unheimlich fertig bereits, da. Und ie Meute derer, die vor allem Einpassung in die starren iteratenschablonen heischen, heulte auf. Eine vulkanische raft wurde geleugnet und ihr gewirktes Ergebnis als rucht erschwitzter Bosselei verschrien; Kunstbeherrschung vurde als Künstelei befehdet. Lissauer aber ging, unbeirrbar, veiter auf seinem ‚Inwendigen Weg‘.“ — Einen der Besonnensten unter den jung aufstrebenden Dichtern nennt E. Krüger (Magdeb. Ztg. 598) Paul Kornfeld. — In inem Aufsatz über Theodor Däubler von F. Wolf-Cirian N. Wiener Tagbl. 25. Nov.) heißt es: „Doch alle diese großen Vorzüge der äußeren Formkunst sind für Däubler unwesentich. Ihm wurde von Anfang an, eindeutig und unentrinnbar eine dichterische Mission vorgezeichnet: die moderne Naturerkenntnis, das metaphysische Bewußtsein der heutigen Welt uf den Hintergrund des unermeßlichen Kosmos und des ndlosen Weltgeschehens zu malen.“ — Herbert Eulenberg gelten die Worte von Hermann Ginzel (Saarbr. Ztg. 266): Wenn wir das bisherige Gesamtwerk des Dichters Herbert Eulenberg betrachten, so empfinden wir in erster Linie als tarken Eindruck den blumigen Reichtum und die Fülle seiner Phantasie, die sich auf alle literarischen Formen, die Lyrik, den Roman, die Novelle und das Drama, erstreckt. Wir püren, hier schlagen Glut und Flamme im Herzen eines tetig Ringenden. Das ist ja schließlich jedes Künstlers und Dichters Trieb, aber bei keinem, selbst kaum bei der jüngsten Generation, ward mir dieser Eindruck so stark bewußt wie bei Eulenberg. Diese Zeilen wollen den Eindruck nicht ausführlich und kritisch begründen, sie wollen einzig ein bescheidenes Hinführen zu dem Dichter bezwecken.“ — Von Hans Gustav Wagner sagt Fritz Michel (Berl. Börs. Ztg. 569): „Der 1891 in Frankfurt a. M. geborene Hans Gustav Wagner lebt jetzt in Münster (Westf.). Er ist ein Stiller im Lande, mit wenigen Werken, aber getrieben von einer heiligen Mission. Ihm liegt nichts daran, persönlich hervorzutreten, von sich reden zu machen oder zu lassen. Und doch, seine Stunde schlägt. Als Künder hoher Ideen, fest im Erdreich der Wirklichkeiten wurzelnd, gehört er zu den Wegbereitern unserer Zeit.“ — „Heimatkunst, Volkskunst im höchsten Sinne“ rühmt Hermann Quistorf (Köln. Ztg. Stadtanz. Unt.-Beil. 76) Hans Friedrich Blunck nach. — Eine Studie über Nikolaus Schwarzkopf (Germ. 20. Nov.) leitet Hans Heinrich Bormann mit den Worten ein: „Nikolaus Schwarzkopfs Dichtungen sind wie stille Sommergärten: Schönheit und Ruhe ist in ihnen, immer, bei aller Tragik selbst, ein Sonnenlächeln, ein Zipfel Himmelsblau … Seine Bücher sind Köstlichkeiten für stille Menschen und besinnliche Stunden.“ — In einem Aufsatz „Bronnen-Promenade“ schreibt Franz Servaes (Berl. Börs. Ztg. 557) über Arnolt Bronnen: „So haben wir also in Arnolt Bronnen unzweifelhaft ein sehr stattliches und echtes neues Talent. Es kennt seinen Weg und geht ihn unerschrocken. Wohin dieser ihn führen wird, bleibt freilich abzuwarten. Einstweilen ist der geistige Horizont dieser Dichtungen noch ziemlich eng.“ — Einen „nachdenklich lächelnden, und tief im deutschen Boden verwurzelten Mann“ nennt Siegmund Bing (Frankf. Ztg. 892 — 1 M.) Theodor Bohner. — Auf den rheinischen Dichter Joseph Hilger macht A. Wrede (Köln. Volksztg. 952) nachdrücklich aufmerksam. — Der krank darniederliegenden katholischen Dichterin Henriette Brey widmet Beßler (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 48) eine liebevolle Betrachtung, einen Besuch bei ihr schildert Heinrich von Heiden (Germ. 628/29). — Eine „Schöpferin von Gottes Gnaden“ wird Frieda H. Kraze (Ostland 23) von Franz Lüdtke genannt.

Ein Aufsatz über den Dramatiker Hellmuth Unger von E. Martin (Königsb. Hart. Ztg. Sonntagsbeil. 589/90) klingt in die Worte aus: „Hellmuth Unger reißt nie etwas nieder aus bloßer Freude am Akt des Zerstörens. Nie filtriert er das Leben durch die Maschen ohnmächtigen Verstandes. Er schaut, er bildet, er deutet. Tiefe Herzenswärme erlaubt ihm das Mitschwingen mit jedem Erdenschicksal, und Erfindungsgabe schenkt ihm Gesicht um Gesicht.“ — Sein Urteil über das Drama „Raumsturz“ von Fred Antoine Angermayer faßt Leo Rein (Berl. Börs. Ztg. 527) in die Worte zusammen: „So empfindet man das Werk als eine bedeutsame Kuriosität. Als ein interessantes Monstrum. Kurz: als ein Dokument dieser Zeit.“

Über Clara Viebigs neuen Roman „Unter dem Freiheitsbaum“ (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin) liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: C. Mühling (Tag 360); Alfred Klaar (Voss. Ztg. Lit. Umsch. 560); (Köln. Mittagbl. Rheinwarte 1); v. Perfall (Köln. Ztg. Lit. Bl. 821 a). Bei Mühling heißt es: „Wie in ihren anderen Werken scheut die Verfasserin vor der Schilderung keiner Roheit zurück; sie will die furchtbare Zeit in ihrer ganzen Verworfenheit vor unseren Augen entstehen lassen. Und wiederum ist der seltsame Charakter des Volkes, das die Eifel bewohnt, mit großer Kraft und Anschaulichkeit geschildert.“ Und Karl v. Perfall urteilt: „Mit glänzender Technik, in festem Gefüge, erfindungsreich Episode an Episode reihend, schafft Clara Viebig eine bewegungsvolle, spannende Handlung, die dadurch von grober Wirkung fernbleibt, daß sie nicht nur alle Grellheiten und falsche Romantik vermeidet, sondern auch die abenteuerlichen Geschehnisse einbettet in höchst anschauliche Schilderung des Hintergrunds, namentlich der Umgebung von Bertrich, und dabei trotz aller Bewegtheit der Handlung mit einem schlichten Erzählerton die Räubergeschichte zu einem historischen Kulturbild aus ihrer rheinischen Heimat macht, aus dem man herausfühlt, daß ihr nicht so sehr daran gelegen war, dem Publikum neuerdings die alte Geschichte vom Schinderhannes zu erzählen, als die Vergangenheit des Heimatbodens wieder lebendig zu machen im Zusammenhang mit der Gegenwart, der die Erinnerungen an die alte Franzosenzeit sehr nahe liegt.“ — Von Leo Weismantels neuem Roman „Das unheilige Haus“ (Kösel-Pustet) sagt Augustin Wibbelt (Köln. Volksztg. 961): „Das Priestertum, das in seiner Tiefe nicht dargestellt wird und auch nicht dargestellt werden soll, spielt eine untergeordnete Rolle; es bietet nur eine neue Form der Auflehnung gegen das Gesetz. Die Auflehnung gegen das Gesetz in ihrer Berechtigung, ihrer Schuld und ihrer Sühne bildet das Problem. Dies Problem beschwert das Buch mit Gedanken und Symbolen und Hintergründen und bringt es mit sich, daß den einfachen, erdgebundenen Menschen Ideen in den Mund gelegt werden, die ihre ahnenden Herzen wohl berühren mögen, die sie aber in Wirklichkeit niemals zu klarem Bewußtsein erheben und aussprechen werden.“ — Zu den „Verdammten“ von Frank Thieß (Engelhorn) bemerkt Fritz Engel (Berl. Tagebl. 543): „Geschwisterliebe — ein furchtbares, nächtiges Ding. Es dringt aus dunkler Vergangenheit der Menschheit in eine Gegenwart, die es als aller Schanden Schande ansieht und straft. Thieß greift es mit reinsten Künstlerhänden und ganz unkriminalistisch an. Er formt es ins zart Lyrische und Sehnsuchtsvolle, ins Rätselhafte und doch Begreifbare hinüber, bis es balladenhaft aufklingt und mit einem Verzicht endet, der beruhigt und schon wieder beglückt. ‚Liebe fühlen und doch einander nicht begehren‘ und sein Tagewerk tun — so löst sich die Verdammnis.“ Hans Teßmer nennt den Roman (Berl. Börs. Ztg. 535) ein „grandioses Prosa-Epos“. — Stefan Zweigs Novellenbuch „Amok“ (Inselverlag) rühmt Otto Zarek (Nationalztg. 277) „Reichtum an geheimen und abgründigen Geschehnissen“ nach. — Sehr kritisch stellt sich Fred Hildenbrandt (Berl. Tagebl. 540) zu Kasimir Edschmids „Bücher-Dekameron“ (Erich Reiß): „Zu Studienzwecken bleibt Edschmid immer interessant. Die europäische Literatur der Gegenwart kennt keinen Namen, in dem neben riesenhafter Formbegabung solches Ausmaß dichterischer Impotenz sich vereinigte, in dem alle Merkmale eines literarischen Ipsismus so sichtbar und peinlich deutlich nebeneinander liegen. Es ist im einzelnen traurig und grotesk

und im ganzen ein Jammer, einen Mann zu wissen, der so viel kann und niemandem und am wenigsten dem Zeitalter etwas sein kann." — Zu Wilhelm Hegelers Roman „Der verschüttete Mensch" (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin) bemerkt Rolf Brandt (Tag. Unt. Rundsch. 349): „Eine Erhebung geht zu Ende, wenn der Roman schließt, aber sie lebt noch lange nach." Vergl. Kurt Aram (Zeit, Zeitstimmen 175). — J. C. Heers neuen Roman „Tobias Heider" (Cotta) nennt Eduard Korrodi eine „Autobiographie mit allen Freiheiten, ja den Rösselsprüngen eines Romans." (N. Zür. Ztg. 1564.) — Einen „kernigen, herzhaften und kuriosen Roman" nennt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 638) Joseph v. Lauffs „Springinsrödel" (G. Grote). — Als einen Roman der Ekstasen, voll Glut und Hast kennzeichnet Alfred Klaar den Roman von Ludwig Winder „Die jüdische Orgel" (Rikola-Verlag) (Voss. Ztg. 616). — Als „ein tiefes, feines Erlebnis" rühmt Karl Arns (Bochumer Ztg. 15. Dez.) den Roman „Reifende Saaten" von Toni Harten-Hoencke (Johann Schwarck, Wilster in Holstein).

Zur Spengler-Literatur ist zu verzeichnen: Ernesto Quesada „Spencer und Spengler" (Köln. Ztg. 882); August Messer „Spengler und Nietzsche" (Tag 337); Limberg „Der Untergang des Abendlandes und — was dann" (Saarbr. Ztg. 283). — Hermann Sudermanns „Bilderbuch meiner Jugend" würdigten Fritz Engel (Berl. Tagebl. 552) und Karl Strecker (Tag 361). — Durchaus kritisch setzt sich Walter Muschg in eingehender Studie (N. Zür. Ztg. 1604) mit Friedrich Gundolfs Kleistbuch (Bondi) auseinander.

Zur ausländischen Literatur

Aus neuen Forschungen über die griechische Schaubühne wird (Stuttg. N. Tagbl. 562) Bericht gegeben.

Was wir von Shakespeares Leben wissen, erörtert H. Preß (Kref. Ztg., Kultur 497). — Über nordamerikanische Literaturkritik (Dresd. N. Nachr. 22. Nov.) und über die Frage „Gibt es eine amerikanische Kultur?" (ebenda 250) schreibt F. Schönemann.

Die deutsche Molière-Ausgabe des Propyläenverlags würdigt Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 866 — 1 M.). — Eine Anmerkung über Stendhal macht Hermann Platz (Köln. Volksztg., Neue Zeit 47). — Zu Charles-Louis Philippes „Bübü von Montparnasse" äußert sich Anton Schnack (N. Bad. Landesztg. 631). — Wertvolle Mitteilungen über Marcel Proust werden (N. Zür. Ztg. 1558) geboten. — Den Goncourtpreis 1922, der Henri Béraud zuerkannt wurde, erörtert Max Konzelmann (N. Zür. Ztg. 1673). — Eine Charakteristik von Auguste Gauvain entwirft Louis Eisenmann (Prag. Presse 358). — Auf das Buch von Antonin Seuhl „La victoire de Patati et Patata" (Ollendorff, Paris) macht Edgar Stern-Rubarth (Voss. Ztg. 575) aufmerksam. — „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich" schildert H. Kuster (Germ. Sonntagsbeil. 676). —

„Casanovas ‚Letzte Liebe'" ist eine Betrachtung von Leonhard Adelt (Köln. Ztg., Lit. Bl. 856 a) überschrieben. — Ein Erinnerungsblatt an Silvio Pellico bietet Herbert Eulenberg (Voss. Ztg. 584).

Eine Begegnung mit Henrik Ibsen schildert Leo Feld (Berl. Börs. Ztg. 581). — Zu Björnsons 90. Geburtstag (8. Dezember) schrieb Hans Benzmann (Germ. 644 u. a. O.) und (Berl. Börs. Ztg. 551). — Einen Besuch bei Selma Lagerlöf erzählt Martin Bodmer (N. Zür. Ztg. 1553). — Strindbergs dritte Ehe schildert Heinrich Goebel (Berl. Börs. Ztg. 589). Strindbergs historische Dramen würdigt Michael Charol (Berl. Börs. Ztg. 565). — Des kürzlich gestorbenen Rudolf Kjellén gedenkt Adolf Jürgens (Berl. Tagebl. 530). — Über Georg Brandes' „Voltaire" schreiben Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 904 — 1 M.) und Erich Köhrer (Berl. Börs. Ztg. 585).

Dem Politiker Dostojewski widmet Werner Mahrholz eine Studie (Frankf. Ztg. 851 — 1 M.). — Das russische und das deutsche Kunstideal erörtert Karl Nötzel (Hannov. Kur. 558/59).

Polens zeitgenössisches Theater schildert Korne[l] Makuszynski (Prag. Presse, Dichtung 353). — Ebenda (Dichtung 51) beschäftigt sich Jan Jakubec mit T. G. Masaryk als Kritiker der poetischen Literatur.

Wertvolle Mitteilungen über die türkische Dichterin Halideh Edib Hanum bietet Adolf Leo Nettmann (Köln. Ztg. 885).

Zum 100. Geburtstag von Petöfi (geb. Silvester 1822) wurde eine Anzahl bemerkenswerter Aufsätze veröffentlicht: Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 933 — 1 M.); Gustav Erényi (Voss. Ztg. 616); Ernst Goth (Berl. Tagebl. 593); Ludwig Carl (Münch. N. Nachr. 500); Zoltan Franz (Arb. Ztg. Wien 350); Otto Zarek (National Ztg 4); „Der Lebensroman eines Dichters" (Köln. Ztg. Lit.-Bl. 40 a).

„Winter und Weihnachten im deutschen Minnesang" von Hans Benzmann (Magdeb. Ztg. 650).

„Alte Weihnachtsspiele" von Hans Benzmann (Germ. Sonntagsbeil. 668).

„Theaterbücher" von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 895 — 1 M.).

„Ludwig Steubs Dichtung ‚Die Rose der Sewi' und die tiroler Bauernpassionsgeschichte von Erl" von Anton Dörrer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 24).

„Stufen der Kritik" von Hans Egge (Hannov. Kur. 610/11).

„Buchpreis und Publikum" von Hanns Martin Elster (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 1009).

„Okkultismus und Theosophie" von Engert (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 47).

„Bühnenmärchen und Märchen" von Karl von Felner (Kref. Ztg. Kultur 483).

„Die Parodie und ihre Wirkung" von Karl Fischer (Vorw. Heimwelt 44).

„Der Kampf ums Theater" von Hans Franck (Rhein.-Westf. Ztg. 984).

„Ist das Theater notwendig?" von Ferdinand Gregori (Kref. Ztg., Kultur 476).

„Ist Hellas tot?" von Egon Hundt (Kref. Ztg. 487).

„Aktuelle Dramaturgie" von Herbert Ihering (II und III) (Berl. Börs. Cour. 549, 567).

„Weshalb ich Romanhelden hasse" von Jerome K. Jerome (Frankf. Ztg. 924 — 2 M.).

„Romantik" von Rudolf Kaim (Allg. Ztg., München 52)

„Psychoanalyse" von Hans Kalischer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 806 a, 814 a).

Der Sozialismus und die christliche Gemeinschaftsidee" von H. Klinkenberg (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 46).

„Lia Rosen liest" von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1527).

„Haftung des Kritikers" von Friedrich Leonhard (Berl. Tagebl. 574).

„Ein berliner Büchersammler" (Weisstein) von Hans Lindau (Voss. Ztg. 553).

„Humor im Weihnachtsspiel" von Anton Maillo (Volksztg., Wien 342).

„Vorhang und Bühnenrahmen" von Paul Medenwaldt (Hamb. Nachr. Ztschr. f. Wissensch. 554).

„Die Kleinbürger in der deutschen Literatur" von Robert Petsch (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 990).

„Faust und die ‚Stilbühne'" von Erik Reger (Berl. Börs. Ztg. 545).

„Literatur, Wirtschaft, Mode und Christentum" von Robert Saudek (Prag. Pr. 327).

„Der Vollnaturalismus" von Jakob Schaffner (Neue Zür. Ztg. 1626, 1631, 1637).

„Vom deutschen Geistesarbeiter" von F. Schottlaender (N. Tagbl., Stuttg. 563).

„Das Passionsspiel in Erl" von Franz Schumacher (Allg. Tirol. Anz. 100).

„Wege zur Edda" von Hermann Sinsheimer (Münch. N. Nachr. 468).

„Kösters Bühnenmodelle" von Ludwig Stettenheim (Berl. Tagebl. 569).

„Nochmals katholische Autoren und katholisches Theater" von M. Thelemann (Germ. 664/5).

„Die beiden Reiche der Seele" von Erich Troß (Frankf. Ztg. 837 — 1 M.).

„Schöpfer und Kritiker" von Albert Malte Wagner (Berl. Börs. Cour. 571).

„Katholische Autoren und katholisches Theater" von Leo Weismantel (Germ., Sonntagsbeil. 620).

„Unsere Klassiker als geistige Arbeiter" (Arb. Ztg. Wien 1).

„Geistige Arbeit" (Münch. N. Nachr. 478).

„Politisierung des Theaters" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 848 a).

„Die deutschen Buchpreise im Ausland" (Köln. Ztg. 846; vgl. Hamb. Fremdenbl. 525 a).

„Die Krisis der deutschen Schaubühnen" (Germ. 633).

„Die Bibliotheken des Altertums und ihre Aufgabe" (N. Zür. Ztg. 1539).

Echo der Zeitschriften

Süddeutsche Monatshefte. XX, 2. In seinen „Briefen über Bücher" kommt Josef Hofmiller auf die Frage nach dem Deutschtum in der Literatur zu sprechen:

„Die Frage: Was ist deutsch? ist für uns eine Frage auf Leben und Tod. Die Deutschen haben immer Zeitwenden gehabt, da sie sich in alle Welt ergossen und alle Welt sich in sie; da alle Schranken gefallen waren, alle Tore geöffnet, Europa durch Europas Herz strömte und deutsche Unrast nach allen Landen ausschwärmte, Eigenes achtlos verschenkend, Fremdes wahllos zusammenraffend. Auf diese Zeiten peripherischen Vergeudens sind jeweils andere gefolgt, in denen die Kräfte der Nation wieder ihren vergessenen Mittelpunkt suchen, Auswanderern gleich, die plötzlich eine seltsame Unruhe überfällt und heimtreibt übers Meer, bis sie wieder den Abendsegen läuten hören in dem einsamen Dorf hinter den sieben Bergen, und jeder Ton sagt: Heimat, und von Wiese und Wald ringsum weht es wie aus vergessenen Mären, und der Mühlenbach rauscht das eintönig liebe Wort, und der alte Brunnen vor dem alten Haus. Zeiten, in denen die Fremde zum Verbotenen wird, zum Schädlichen; wohl umgrenzt sie uns nach wie vor, aber die großen Wälder schließen sich lautlos zu und umstehen uns abwehrend wie die runde, grüne Mauer eines lebendig Gewachsenen. Solche Zeiten der Beschränkung auf uns selbst, auf unser Selbst kommen wie eine heilende Gnade, ungerufen, ungewollt. Eines Tages sind sie da, das deutsche Herz zieht den Atem ein, und das Blut strömt einwärts. Wo ist der Hochmut hingekommen, in dem wir uns vermaßen, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle? Wir sind es, wir allein, die gesunden müssen von undeutschem Wesen. Wir hatten verlernt, was deutsch ist, darum müssen wir's wieder lernen; müssen den verschütteten Brunnen freimachen, damit wir wieder vom alten Quell der angestammten Erde trinken, nach dem uns dürstet, weil wir allzulang aus fremden Brunnen schöpften, bis uns ihr Wasser schal schmeckte: ‚Unser Volk hat ein schlaffes Gedächtnis und eine träumende Seele, trotz allem, was es besitzt, verliert es immer wieder, aber es ruft sich nachts zurück, was es am Tage verloren hat. Den Reichtum, der ihm eignet, zählt es nicht und ist fähig, seine Krongüter zu vergessen; aber zuzeiten sehnt es sich nach sich selber, und niemals ist es reiner und stärker als in solchen Zeiten' (Hofmannsthal)."

Die Weltbühne. XVIII, 47. „Wie ist dem Schriftsteller zu helfen?" Arthur Eloesser antwortet:

„Zunächst muß die Abwanderung aus einem aussichtslosen und in ökonomischer Hinsicht fast lächerlich gewordenen Beruf gefördert werden. Eingehendere Vorschläge werden wir an die Behörden richten. Ein erprobter Gewerkschaftler wird mir etwas verächtlich die Worte Organisation, Tarif, Streik zurufen. Aber der Schriftsteller ist kein Angestellter, kein Arbeitnehmer eines Betriebes, sondern, formal genommen, leider ein Unternehmer, der mit anderen Unternehmern sozusagen frei kontrahiert. Die Versuche einer Tarifgemeinschaft sind bisher an der Mutlosigkeit, an dem Widerstreben der Schriftsteller selbst gescheitert, weil die armen Ludersch — ich kann sie nicht anders nennen — die Geringfügigkeit ihrer Bezüge nicht einzugestehen wagten. Sie genierten sich, wo andere sich schämen sollten. Tarif ist außerdem Mindesttarif und nicht ungefährlich als Norm in einem Beruf, in dem es auch auf Qualität ankommt. Vorangehen müssen die Begehrten, die Umworbenen, die Prominenten; es ist ihre soziale und kollegiale Pflicht, teurer zu werden, damit sich die Verleger erst einmal an eine angemessene Entlohnung geistiger Arbeit gewöhnen. Der gesuchte Schriftsteller darf sich nicht für bezahlt halten, wenn er das von einigen großstädtischen Zeitungen schon eingeführte Honorar von 300 Mark bekommt; er darf sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn er es einmal auf 400 bringt und auch noch nicht übersättigt, wenn er mit dem Gewicht seines Namens selbst ein Ehrengalahonorar von 800 oder 1000 Mark herausdrückt. Der Schriftsteller läßt sich von den Inflationsnullen zu leicht imponieren: er muß in Sachwerten und in Naturalien zu denken anfangen. Nicht etwa gleich in Stiefeln, von denen er für ein Friedenshonorar immerhin zwei Paar anschaffen konnte; in solche Ausschweifungen wird er sich nicht verirren. Auch nicht etwa in Butter — unsere Margarine ist ausgezeichnet; davon bringt er seiner Familie erst im guten Fall ein Pfund heim für eine Leistung, die ihn tagelange Arbeit gekostet hat. Das durchschnittliche Einkommen des deutschen Schriftstellers, von seiner Unsicherheit abgesehen, steht tief unter dem eines ungelernten Arbeiters. Wird er da nicht den Mut verlieren, und da es sich kaum noch lohnt, selbst von den lockendsten Einfällen verführt, die Feder schließlich sinken lassen?"

Kunstwart. XXXVI, 3. Zu dem sich immer erneuernden Novalis-Problem bemerkt E. K. Fischer:

„Leider blieb Novalis die schmerzende Erkenntnis nicht erspart, daß durch die Bewegung der Romantik keine neue Kultur, keine neue Gemeinschaft kam, daß man vielmehr in Zungen redete und sich mehr und mehr aus der Volksgemeinschaft in kleinste esoterische Zirkel hineinspekulierte. Der mystische Grundzug von Hardenbergs gesamtem Denken verrät sich auch in den Träumereien von einer neue Personalunion des Dichters, Denkers, Priesters, Fürsten und Feldherrn, die er in einem fernen Zeitalter verwirklicht sieht und die ihm erst die Gewähr zu geben scheinen für eine menschenmögliche Leitung der Völkergeschicke. ‚Der echte Dichter ist allwissend, er ist eine wirkliche Welt im Kleinen ... Des Dichters Reich sei die Welt in dem Fokus seines Zeitgetriebes.' Dieser Dichter ist kein ästhetischer Spieler, sondern ein verantwortungbeschwerter Mensch, der die Poesie vorzüglich als strengen Ernst und nicht als bloßen Genuß betrachtet. Die Dichter übertreiben nach Novalis noch viel zu wenig, ‚sie wissen nicht, welche Kräfte ihnen untertan sind, welche Welten ihnen gehorchen müssen'. ‚Die Poesie ist das echte, absolut Reelle.' Je poetischer, desto wahrer. Hier liegt das Problem der ganzen romantischen Kunst. Sie ist Selbstzweck, ist ihr eigener und eigentlichster Gegenstand. Novalis geht sogar soweit, zu sagen, die Poesie sei die eigentümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes. Dieser Panpoetismus ist die konsequenteste Form eines harmonischen Weltbildes des Einzelnen und Einzigen. Der ungeheure Irrtum seines Schöpfers besteht nur darin, daß er glaubt, sich den übrigen mitteilen zu können und sogar so etwas wie einen poetischen Staat schaffen zu können. Die Kultursehnsucht der Romantik flüchtete sich in eine völlig weltfremde Kunst und träumte von einem kommenden Zeitalter, dem wir in Wahrheit immer ferner rücken, und das dennoch auch gerade

heute wieder in vielen echten Künstlernaturen als Sehnsuchtstraum liegt. Aller neue Ästhetizismus, Romantizismus, Symbolismus und jene Romane, die von einer Wiedervereinigung von Kunst, Wissenschaft und Religion träumen, sprechen das Gleiche aus, was Novalis anstrebte. Nur mit dem Unterschied, daß der Romantiker immer wieder den Weg zurückfand zu der Ebene der Technizität, aus der heraus für ihn die Kunst sich entwickeln soll, und zwar als ein gesetzmäßiger Vorgang, der nach Erkenntnis des Gesetzes sogar bewußt einzuleiten sei. Das war das rationalistische Erbe der Romantiker, daß sie eine Kultur schaffen, die Kunst erlernbar machen und die Genialität organisieren wollten, wie Lukacs einmal schreibt. Es sollte so werden, daß das Genie der natürliche Zustand des Menschen wäre.

Novalis ist der verstandesklarste Mystiker. In ihm offenbart sich die einzige vollkommene Synthese von Mittelalter und neuester Zeit. Er ist überall Dichter, Denker und Priester zugleich. Lesen, Lehren und Leben quillt und mündet in eins. Er braucht das fertige Werk nicht, denn er ist immer am Ziel. Jeder Satz, jedes kleinste Lied von ihm birgt ein Stück seines Ichs, und dieses Ich ist stete Gottesnähe."

Die Musik. XV, 2. Erwin Kroll führt seine Studie „E. T. A. Hoffmann als Bühnenkomponist" in der Betrachtung zum Abschluß:

„Erst in der zwölf Jahre später entstandenen ‚Euryanthe' Webers wurde der Weg zum deutschen Musikdrama wieder so entschlossen beschritten wie hier in der ‚Aurora', nicht ohne daß Weber von dem Schöpfer der ‚Undine' mancherlei gelernt. Von hohem Reiz ist es, festzustellen, wie auch die ‚Aurora', die Weber sicher unbekannt blieb, voll von ‚Weberismen' ist. Vor allem war ja der unverkennbar italienische Zug in der Melodik, der von Weber auf Rossini, von Hoffmann zum mindesten auf die Simon Mayrsche Schule deutet, beiden Meistern gemein. In seiner Oper ‚Undine' wandelte Hoffmann, seines Zieles sicher, die betretenen Pfade weiter; aber dieses sein reifstes Werk, das erst in unseren Tagen seine Lebensfähigkeit wieder erwiesen hat, raffte ein tückischer Zufall dahin, so daß ihm weitere Wirkung versagt blieb, um so mehr, als Webers Freischütz nun bald seinen Siegeszug antrat. Und doch hatte Hoffmann, hellsichtiger als seine Nachfolger, hier aus innerstem Drange heraus schon eins der Hauptprobleme der Romantik aufgegriffen und musikdramatisch gestaltet, das aus dämonischer Einsamkeit entspringende Verlangen nach Beseelung durch menschliche Liebe, ein Problem, das nur noch einmal, nämlich von Wagner in seinem ‚Lohengrin', künstlerisch bewältigt wurde."

Der Lesezirkel. X, 3. Zu der neuesten Fassung von Carl Spittelers Prometheus-Dichtung bemerkt Gottfried Bohnenblust:

„Spitteler will nicht den Prometheus umdichten. Er sieht sein Schicksal als Gleichnis und nennt den Helden Prometheus, nimmt aus der alten Sage, was er will, und läßt alles übrige auf sich beruhen. Er verfährt mit dem Mythos wie Goethe und Konrad Ferdinand Meyer mit der Geschichte, er scheint objektiv, um desto sicherer subjektiv zu bleiben. Es kümmert ihn nicht, daß vom Feuerraub, der Fesselung und Erlösung keine Rede ist. Im Gegenteil: Prometheus ist es, der am Ende Epimetheus und den von ihm verratenen Messias erlöst. Er allein kann es; denn er allein ist eins mit sich selbst und hat seine Seele nicht um der Macht willen verraten.

Das ist nicht die Botschaft des Aschylos oder Goethes. Griechisch dem Namen nach, ist dieses Werk durch und durch romantisch, romantischer noch als Hölderlins Traum des Griechentums. Denn hier ist nicht allein altes und neues Griechenland, hier sind Orient und Okzident, die Gestalten des Buches Hiob und die des griechischen Mythos vollkommen unbefangen in eins gesehen. Keine romantische Walpurgisnacht ist je hemmungsloser in der Aufhebung aller Stilgrenzen gewesen als Spitteler in jener Szene, wo Behemoth und Epimetheus sich in die Arme fallen, dieweil Proserpina aus dem Kirchhof in der Erdenmitte zur Adamshöhle emporsteigt. Wer denkt nicht an die Freude des alten Goethe, daß nun sein ‚Faust' vom Trojanischen Krieg bis zu Byrons Tode reiche und drei Jahrtausende umspanne?

Spitteler will Welt und Leben als Ganzes deuten. Prometheus und Epimetheus, Apollo und Zeus, Victor und Kurt: es ist im Grunde immer derselbe Gegensatz des Echten, des heiligen Siegers, und des Schlechten, der zunächst zur Macht kommt, bis er an ihr zugrunde geht."

Die Tat. XIV, 9. Sehr warm bekennt sich Lulu von Strauß und Torney zu Hermann Hesse:

„Ein mit tiefer Innenschau begabter Deuter menschlichen Wesens hat heute die Theorie aufgestellt, daß jeder Mensch in einem bestimmten Lebensalter seine eigentliche Wesenheit und Erfüllung erreiche und innerlich sich dieses Lebensalter bewahre, auch wenn er äußerlich darüber hinaus altere. Hermann Hesse hat sich den Jüngling in seiner Seele bewahrt, den Zwanzigjährigen, den unbürgerlich Schweifenden, Sehnsüchtigen, den ewigen Sucher. Aber ein Dichter hat viele Seelen. Den unsterblichen Jüngling in sich hütend, wuchs die seine zugleich erlebend und erleidend zur geklärten Reife des Mannes und sah aus Reife auf ihre eigene Frühe zurück, deutete ihren Weg und erkannte ihr Gesetz.

Und so konnte dieser stille, abseits der Zeit sich selbst Vollendende doch ein seiner Zeit zutiefst Verbundener, so konnte er den Werdenden Kamerad und Bruder sein, zugleich aber Deuter und Führer auf ihrem Wege, den er selbst vor ihnen gegangen war."

Baden-Badener Bühnenblatt. II, 138/9. In einer Studie über Stefan Zweig geht Hanns Martin Elster mit Nachdruck der Entwicklung nach, die Zweig zuteil geworden ist:

„Der Weg Stefan Zweigs ist von den Anfängen her klar überschaubar. Selten hat ein Dichter und Schriftsteller unserer Zeit eine so organische Entwicklung durchlaufen. Selten ist aber auch eine Entwicklung zu solcher Harmonie und Reife aufgestiegen. Alle Gefahren und Einseitigkeiten, die auf dem Wege über die Literatur, auf dem — wie betont werden muß — nie verlassenen und immer wieder neu eingeschlagenen Wege über die Literatur sich aufrichteten, wurden stets zu gutem Ergebnis, in Fruchtbarkeit überwunden. Der Jüngling wuchs sich nie zum Literaten im dürftigen Sinne dieses Wortes aus, er nahm nur das Gute des Literatentums: den Willen zum Geistigen, zum Niveau. Ebensowenig wurde er zum engherzigen, kalten Ästhetizisten, der die Form mit peinlicher Pedanterie über alles stellte: sondern er eignete sich aus ästhetischer Selbstsucht die Ehrfurcht vor dem Worte, vor dem Stil an und suchte seinen Stil zu finden, bildete ihn, nachdem er ihn gefunden, aus. Er überwand alle Gefahren und Einseitigkeiten, weil der Trieb zur Wahrhaftigkeit über die Geste, die Form bei ihm siegte: so konnte er sich letzten Endes nicht mit dem Kunstwerk der Literatur als Abspiegelung des Lebens, des Menschen begnügen, denn er wollte den im Kunstwerk offenbarten Menschen selbst, das im Kunstwerk kristallisierte Leben unmittelbar im eigenen Blute spüren, mit beiden Händen packen wie ein Stück warmen, lebendigen, blutdurchpulsten Fleisches."

Die Hilfe. 1922, 31. Heinrich Meyer-Benfey zieht eine interessante Parallele („Zwei Dichter als Essayisten") zwischen Thomas Mann und Ernst Lissauer in ihrer essayistischen Betätigung:

„Beide Dichter sprechen in diesen Büchern ihr Künstler-Selbstgefühl aus. Und so können uns diese Essaybände den Unterschied innerster Wesensart deutlich machen. Wir sprechen bei Th. Mann von Künstlerproblem. Das ist das Entscheidende, daß für ihn das Künstlertum ein Problem ist. Der Gegensatz zwischen Künstlertum und Leben, die Feindschaft zwischen beiden Welten, der Künstler, der vom normalen Menschenleben Ausgeschlossene, der Anormale, der Verdächtige, kurz der Problematische —, das ist das

nstante Thema von Manns Frühdichtung. Seine reifste id tiefste Durchführung hat es in ‚Tonio Kröger' gefunden id zugleich eine prinzipielle Überwindung, und diese geht nn in den neueren Werken weiter. Aber immer bleibt ner Widerstreit, jene Spannung die Basis. Es ist, mit einem ebbelschen Bilde zu reden, die Auflösung, die die Dissonanz sich aufgenommen hat und dadurch ihre Fülle und Tiefe, r Pathos und ihre vorragende Kraft erhält. Für Lissauer das Dichtersein kein Problem, kein Widerspruch zum eben, kein Trotzdem, sondern reine Gnade und Seligkeit, ipfelung und Überfluß des Lebens. Er ruht in seinem ünstlergefühl als in seinem unverrückbaren Schwerpunkte; spricht es in herrlichen Gedichten aus; aber, da es nicht oblemhaltig ist, so beschäftigt und reizt es ihn nicht weiter, ndert ihn nicht, sich mit ganzer Seele und offenen Sinnen r Welt hinzugeben und ihre Fülle in sich hereinzunehmen. ie zentrale Klarheit und Einfachheit bedingt den weiten orizont, die gewaltige Ausdehnung der Objektwelt, die Lissauers Prosa wie in seiner Dichtung lebt. Während lann sich unter den Gestalten der Geschichte höchstens eidensgefährten, Gleichnisse seiner inneren Not sucht, ndet Lissauer überall Brüder und Miterben, Teilhaber der nade, geisterfüllte, geistvertriebene Schöpferwesen, Söhne iottes. Die ganze Welt der Geschichte, der Kunst ist ihm in Phantom, eine Folge von Ausgießungen des Geistes, wige Pfingsten'. Dies ist, wenn auch ruhiger, weniger ithyrambisch, auch das Grundgesicht seiner Essayistik."

ochland. XX, 3. In seiner Aufsatzfolge „Das katholische Drama" charakterisiert Joseph Sprengler eo Weismantels „Spiel vom Blute Luzifers":

„In Weismantels Schaffen sind bisher zwei Strebungen ald nebeneinander, bald kreuzweise zu scheiden gewesen: ine innere, geistige, stimmungsdämmerige, zauberhaft isionäre, sagen wir expressionistische, und eine verdeutchende, lehrhaft einwirkende, moralisierend volkstümliche. aß nun die zweite übergreift, scheint seine Krise zu sein. ‚Das piel vom Blute Luzifers' hat einen wesentlich anderen Stil ls ‚Der Wächter unter dem Galgen'. Dieser blieb durchweg in der Dunkelheit rätselvoller Allegorie. Der ‚Luzifer' t Lösung. Zwar setzt auch hier das Spiel noch mit Fragen n. Wie nämlich bei Weinrich die Handlung sich gleichsam n Gebet und Hymnus fortbewegt, so steigt sie bei Weisantel aus lauter Fragen auf. Wer ist arm? Wer ist ärmer? Ber ist glücklich? Wer ist der wahre Sieger? Wo ruht der ahre Wert? Ich glaube, auf derlei Fragestellungen ließen ich fast alle seine Bühnendichtungen zurückführen. Das piel vom Blute Luzifers ist so aus einer Frage und Antort bietenden Parabel hervorgegangen. Weismantel erählt selbst, wie er zuerst eine Legende gedichtet habe. Der ischof Hermann von Würzburg wollte eines Tages die prichwörtliche Armut der Rhön mit eigenen Augen kennen ernen. Als er im vollen Ornat hinzieht, trifft er in Moor ind Hütte überall Glückselige, worauf er sieben Tage und Nächte Buße übt."

ellweg. II, 49. Heinrich Saedler untersucht die Mischung von Geschichte und Dichtung in Josef Pontens Novelle „Die Bockreiter" und schreibt:

„Pontens Novelle ‚Die Bockreiter' wäre also unleschichtlich? Gewiß, das ist sie: nicht nur der Charakter es Helden ist vollständig umgewandelt, auch die allgemeine ebenslage, der Zeitgeist, das Kulturgeschichtliche ist ins Gegenteil gewandelt. Dies aufzeigen, heißt das etwas legen die Dichtung vorbringen, heißt das dem Dichter Abruch tun? Nicht im geringsten. Ponten ist kein naturalistischer lbschreiber der Wirklichkeit. Wenn er, von bruchstückartigen igenen Erlebnissen angeregt, ein Traumgesicht dichtet, ganz nähnlich jenen Erlebnissen, zerrissen und neu und anders verchlungen, verschoben, gesteigert, verdichtet, verklärt, so wird hn kein Verständiger darum tadeln. Ist nun die Vergangenheit heiliger als die Gegenwart? Gelesene Vergangenheit ist wie gelebte Gegenwart nur Rohstoff, den der Dichter ormt wie ihn sein Genius treibt. Nein, geschichtlich sind ‚Die Bockreiter' nicht, sie sind — zeitgeschichtlich, Ausdruck unserer Zeit. ‚Weil es den Menschen gut geht, sind sie unzufrieden', sagt der Pfarrer. ‚Wie war es doch, als die Juden endlich im Lande voll Milch und Honig saßen? Wurden sie da nicht undankbar und übermütig, und mußte nicht der Herr die Moabiter über sie senden? Und Ihr kennt das Sprichwort von den guten Tagen, die so schwer zu tragen sind.' So hat selbstherrliche Zufriedenheit und Sattheit die Völker und Führer Europas übermütig gemacht und sie von ihrer Höhe hinabgestürzt. Ponten selbst legt Wert darauf, daß man seine Dichtung auch als prophetische Stimme der Zeit höre, der kurze Vermerk auf der letzten Seite des Buches sagt es uns: ‚Die Novelle wurde im Jahre 1918 vor dem Zusammenbruch geschrieben.'

Das Ergebnis der kurzen Untersuchung ist klein und groß: Staunen und Ehrfurcht vor der Kraft und Kühnheit der Dichterphantasie, die herrisch mit den geschichtlichen Gegebenheiten schaltet, nicht aus launischer Willkür, sondern aus dem Zwang des Geblüts und der Weltanschauung."

Deutsche Akademische Stimmen. III, 11/13. In seinem Aufsatz „Franz Lüdtke, ein Ostmarkendichter" weist Paul Engfer mit Nachdruck auf Lüdtkes neuen Roman „Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos" hin:

„Das uralte Thema der innerlichsten der deutschen Dichter, von Wolfram v. Eschenbach bis zu den Paracelsus-Romanen Kolbenheyers, hier erscheinend in dem Satze Augustinus: tu nos fecisti ad te ac cor nostrum inquietum est dum requiescat in te. Selten hat einer in unseren Tagen das Gottsuchen eines einsamen und eigenartigen Menschen — eine Wilhelm-Raabe-Figur — so zu schildern verstanden wie Lüdtke; mit einer bewunderungswürdigen, intuitiven Meisterschaft sind diese unwägbaren und meist gar nicht bis in die Sphäre des Bewußtseins emporgedrungenen Äußerungen einer Sehnsucht in knappe Sätze gefaßt, nicht nur zu liebenswürdigem literarischen Wortspiel benutzt. Man vergegenwärtige sich das Geschmuse eines Max Brod in ‚Tycho Brahes Weg zu Gott', um zu ermessen, welche Kunst darin steckt. Man vermute nicht, hier eine Religionsphilosophie in Romanform zu finden: da ist vielmehr Dichtung von vollendeter Reinheit die mannigfache Entwicklung des von den Menschen gemiedenen unehelichen Sohns der Berta Freudlos, in einer Welt aufwachsend, die ganz sein eigen ist. Vom ersten Herauswollen aus dem ‚grauenhaften Gefühl des Alleinseins', zum ersten Ahnen Gottes in den Geigenklängen der ersten Maria, die sein Leben kreuzt, der Zusammenbruch nach Zweifeln und bitterstem Leid, das Aufstehen als Herrenmensch — Prometheus-Menschen — nannte Othmar Spann diesen Typ — und den noch tieferen Zusammenbruch, aus dem er dann den Weg herausfindet. Ein Lebensweg, dem wir mit innerster Anteilnahme folgen."

Die Neue Rundschau. XXXIII, 12. Prägnant faßt Otto Zarek („Walt Whitman und die deutsche Dichtung") Whitmans Wesensart:

„Darin beruht das Geheimnis des Ruhmes, der Whitman in Deutschland gezollt wird; er konnte vollenden, was deutsche Dichtung nicht bis ins Esoterische zu führen vermochte.

Whitman ist der Dichter seiner Rasse; sein Werk ist landschaftlich bestimmt: in ihm strömt, lebt, jubelt Amerika. Amerika — das hier nicht mehr ein Weltteil, sondern ein Weltprinzip ist. Amerika — das Unendliche.

In dieser Dichtung versöhnen sich die Begriffe: Amerika, das unendliche, ist Heimat; Whitman sieht die Völker, die Rassen, die Berge, die Ströme dieser unendlichen Heimat. Es ist das weite Land seiner großen Rasse, das ihn zur Ideologie der amerikanischen Demokratie führt. Der Sohn dieser Heimat erlernt, aus der Schau seiner Welt, seine kosmische Weltanschauung.

‚Amerika braucht eine Poesie, die kühn, modern, allumfassend und kosmisch ist wie es selbst,' erkennt er.

Der deutsche Expressionismus fand von der abstrakten Idee her zur Formulierung: zum Aktivismus; vom akti-

vistischen Vers aus zur Prophetie: aber diese Prophetie blieb utopisch, ihr weltanschauliches Substrat erschöpfte sich im Imperativ einer Doktrin. (Werfel, Becher, Toller, Unruh — diese Generation ist nicht verwandt mit Whitman.)

Whitman kommt von der Natur her zum Gefühl; vom Gefühl zur Erkenntnis; von der Erkenntnis zur Ideologie. Aber in allem strömt die Natur, die tief Erlebte, als Schönheit Erschaute — und ihre Bejahung bleibt das herrliche, ewige Thema seines Dithyrambus. Ja, diese Freude am Kosmos, die Hingabe an die Natur und ihre Formung geht bis ins Körperliche: das Leben ist der Prüfstein der Dichtung: ‚Da die Eigenschaften der Dichter des Kosmos in ihrem leibhaften Körper verdichtet sind und in der Lust an den Dingen, so besitzen sie den Vorteil der Echtheit vor aller Romantik.‘ Körperliche Reinheit, Schönheit, Kraft ist höchster Wert; Whitman singt die neue Rasse, das neue Leben. Er singt es — in ‚freien Rhythmen‘, in einer Form, die die Gewichte der Dinge, die er besingt, weiterschwingt, die sich jeder Verkleidung in Geste, Pose, Schnörkel, Arabeske wie jeder sentimentalen Begleitmusik schämen würde. Hart und klar leben die Dinge in seinen Strophen. ‚Die großen Dichter sind kenntlich an dem Wegfall aller Kunstgriffe und an der Offenbarung vollkommen persönlicher Lauterkeit.‘

Da seine Dichtung ein Dichten aus dem Anfang der Welt her ist, ein Besingen der Urnatur, kann es ein ‚Zu-Ende-Dichten‘, ein zur Vollkommenheit-, zur kosmischen Einheit-Dringen werden. Seine ‚Demokratie‘ wird nicht durch die reale Existenz der amerikanischen Demokratie desavouiert. Die politische Wahrheit ist Angelegenheit der Geschichte; die metaphysische Idee ist Ausdruck des Schicksals einer Nation.

Walt Whitman erschaute das Schicksal seiner Rasse, seine Möglichkeiten, seinen Sinn, dort, wo der Sinn des menschlichen Lebens dem Sinne der Allnatur gemäß ist: in der körperlich-seelischen Pracht, Fülle, Kraft und Größe. Die Bejahung des Körpers ist für ihn die Bejahung des Lebens; in diesem kosmischen Begriff des Lebens strömen, aus der Metaphysik des Körperlichen, die Begriffe: Schönheit, Würde, Freundschaft, Liebe, Führertum, Arbeit, Wachstum, Fruchtbarkeit, Religion zusammen."

Wissen und Leben. XVI, 4. Das „Energieproblem" bei **Balzac** faßt Ernst Robert **Curtius** in die Worte zusammen:

„Von der frühesten Kindheitsdämmerung an bis zu seinem Ende hat Balzac seine geistige Existenz zutiefst als ein Phänomen der Kraftentfaltung empfunden. Das Wesen dieser Kraft ist der erste Gegenstand seines Denkens gewesen. Die Théorie de la Volonté, die der Knabe Louis Lambert entwirft, ist der erste Keim des Essai sur les forces humaines, den Balzac geplant, aber in der geplanten Form einer geschlossenen systematischen Darstellung nie gegeben hat. Tatsächlich stellt indes die menschliche Komödie als Ganzes ein solches System dar. Sie ist, abgesehen von allem anderen, wirklich ‚la démonstration de tout un système‘. Eine bestimmte Anschauung vom Wesen der menschlichen Energie — eine Energetik — trägt Balzacs ganzes Schaffen. Sie ist nicht etwa nur hier und da als Fremdkörper in sein Werk eingesprengt, sondern sie bildet ein vollkommen zusammenhängendes organisches Ganzes, dessen Gegenwart an jedem Punkt der menschlichen Komödie zu spüren ist. Diese Energetik bildet das Nervensystem der Balzacschen Kunst. Sie verkennen, ignorieren oder abtun, heißt sich dazu verurteilen, von Balzacs Kosmos nur die Außenseite zu sehen."

„Zur Heimat des Hildebrandsliedes." Von Th. Maus (Fuldaer Geschichtsblätter XV, 2).

„Heinrich Seuse, der ritterliche Minnesänger der Mystik." Von Alfred Ehrentreich. (Deutsches Volkstum 1922, 12).

„Die Dichter der Neukirchschen Sammlung. Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesen und bisher ungedruckte Gedichte. Mit einem Anhang: Zur Chronologie der Gedichte Hofmannswaldaus." Von Arthur Hübscher (Euphorion XXIV, 1/2).

„Goethe und die Musik." Von Hans Joachim Mose (Der Türmer XXV, 3).

„Der Spiegel in Goethes Faust." Von P. Leenderz jr (Zeitschrift für Bücherfreunde XIV, 6).

„Die Hofrätin Demelius." Eine Überlebende de Goethekreises. Von Karl Marilaun (Die Bergstadt XI, 3)

„Die Ballade Schillers." Von Hans Benzman (Baden-Badener Bühnenblatt II, 132/33).

„Schiller und sein ‚Fiesko‘." Von Paul Alfred Me bach (Saarbrücker Blätter I, 3).

„Kotzebue." Von Ernst Leopold Stahl (Saarbrück Blätter I, 5).

„Hölderlins Fortleben nach seiner geistigen Ermattung. Von Friedrich Seebaß (Zeitschrift für Bücherfr. XIV, 6)

„Schöpfung und Gestaltung in deutscher Lyrik [Eichen dorff, Weihnachten]." Von Franz Heyden (Deutsche Volkstum 1922, 12).

„Rede auf Grillparzer [Gehalten bei der deutsche Grillparzer-Gedenkfeier zu Hannover, den 7. Mai 1922]. Von Hugo von Hofmannsthal (Das Inselschiff IV, 1

„Leopold von Ranke und Adolphe Thiers in Wien in Oktober 1870." Von Wilhelm Stolze (Deutsche Rundschau XLIX, 3).

„Grabbe im zeitgenössischen Bildnis." Von Alfre Bergmann (Zeitschrift für Bücherfreunde XIV, 6).

„Emilie von Gleichen-Rußwurm." Von Hans Gäfge (Baden-Badener Bühnenblatt II, 137).

„Gustav Freytag als Hausfreund." Briefe Gusta Freytags aus den Jahren 1858—1887." VII. Mitgeteil von Sara von Janson, geb. von Holtzendorff (Westermanns Monatshefte LXVII, 3/4).

„Fontane und Jhering." [Unveröff. Brief Fontanes (Die Weltbühne XVIII, 47.)

„Moritz Graf von Strachwitz. Zu seinem 75. Todestag am 11. Dezember." Von A. F. Binz (Der Gral XVII, 3)

„Anzengruber und das wiener Volksstück." Von Anto Büchner (Baden-Badener Bühnenblatt II, 141).

„Lob der Freundschaft. Persönliche Erinnerungen a Peter Rosegger." Von Emil Ertl (Über Land und Mee LXV, 12/13).

„Erinnerungen an Rudolf Wustmann [1872—1916]. Von Richard von Schaukal (Der Wächter V, 11).

„Donald Wedekind." Von Ferdinand Hardekopf (Di Weltbühne XVIII, 49).

„Arnold Ott und seine Beziehungen zu Keller, Widmann und Spitteler." Von Eduard Haug (Wissen un Leben XVI, 4).

„Eine Widmann-Biographie." Von Th. Greyer (Wissen und Leben XVI, 5).

„Reimmichl [Sebastian Rieger]." Ein tiroler Dichter Von Maria Domanig (Sonnenland XI, 23).

„Gerhart Hauptmann." Von Friedrich Düsel (Westermanns Monatshefte LXVII, 3).

„Gerhart Hauptmann." Von Paul Fechter (Deutsche Rundschau XLIX, 2).

„Gerhart Hauptmann." Von Oskar Loerke (Die Neue Rundschau XXXIII, 11).

„Zu Gerhart Hauptmanns Schaffen." Von Fritz Hammes (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 3)

„Gerhart Hauptmanns Komödien." Von Ernst Leopold Stahl (Baden-Badener Bühnenblatt II, 134).

„Die Symbolik von Gerhart Hauptmanns Glashüttenmärchen ‚Und Pippa tanzt‘." Von Otto Rommel (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 7).

„Gerhart Hauptmanns ‚Armer Heinrich.‘" Von Martin Dibelius (Blätter der Württemberg. Volksbühne IV, 3).

„Das heroische Idyll [Hauptmanns ‚Ketzer von Soana‘]". Von Wilhelm v. Scholz (Die Neue Rundschau XXXIII, 12).

„Gerhart Hauptmanns Frauengestalten." Von Max Brod (Die Neue Rundschau XXXIII, 11).

„Zwischen Kind und Jungfrau. Sechs Frauengestalten aus Gerhart Hauptmanns Dichtungen." Von Grete Frentag (Westermanns Monatshefte XLVII, 3).

„Nochmals der Herre Hauptmann!" Von Carl Sternheim (Die Aktion XII, 43/44).

„Bekenntnisse und Erinnerungen [Gerhart Hauptmann]. Von Bahr, Bertaux, Bie, Guilbeaux, Hamsun, Hofmannsthal, Keßler, Kolb, Lagerlöf, Lundberg, Reuter, Werfel, Zweig. (Die Neue Rundschau XXXIII, 11.)

„Rede, gehalten im Remter des Rathauses zu Breslau." Von Alfred Kerr (Die Neue Rundschau XXXIII, 11).

„Rede des toten Hauptmann vom Weltgebäude herab, daß er kein Gott sei." (Das Forum VII, 2.)

„Hauptmann-Woche." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch III, 46).

„Adam Müller-Guttenbrunn." Von A. Dresler (Deutsche Akademische Stimmen III, 11/13).

„Das Lebenswerk Adam Müller-Guttenbrunns." Von Ferdinand Ernst Gruber (Deutsche Rundschau XLIX, 2).

„Theodor Däublers Hauptwerk." Von Rudolf Pannwitz (Das Inselschiff IV, 1).

„Heinrich Federers ‚Spitzbube über Spitzbube.'" Von Rudolf Eisenegger (Der Wächter V, 11).

„Heinrich Federer." Von Alexander Baldus (Sonnenland XI, 24).

„Kasimir Edschmids Novelle ‚Die Fürstin'." Von Oskar Rübmann (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 7).

„Über mich selbst." Von Wilhelm v. Scholz (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 6).

„Zum ‚Wettlauf mit dem Schatten'." Von Wilhelm v. Scholz (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 6).

„Der Wettlauf mit dem Schatten [W. v. Scholz]." Von Wilhelm Zentner (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 6).

„Wilhelm Schäfers ‚Dreizehn Bücher der deutschen Seele'." Von Heinrich Höhn (Deutsches Volkstum 1922, 12).

„Hans Rudolf Bartsch." Von E. Felsen (Sonnenland XII, 1).

„Georg Kaisers drei Dramenkreise." Von Georg J. Plotke (Rheinische Thalia II, 9).

„Georg Kaiser und sein Dramenheld." Von Egon Friedell (Rheinische Thalia II, 9).

„Ein Weg deutschen Geistes [Georg Kaiser]." Von Gustav Landauer (Rheinische Thalia II, 9).

„Heinrich Mann. Autobiographisches." (Baden-Badener Bühnenblatt II, 135.)

„Eduard Stuckens ‚Lanval'." Von Max Freyhan (Baden-Badener Bühnenblatt II, 140).

„Fritz von Unruh." Von Rudolf G. Binding (Rheinische Thalia II, 8).

„Unruhs ‚Louis Ferdinand'." Von Bernhard Diebold (Rheinische Thalia II, 8).

„Der Dichter und die Zeit [Fritz v. Unruh]." Von Martin Dibelius (Rheinische Thalia II, 8).

„Johannes R. Bechers ‚Gesang vom Schnee'." Von H. Westerburg (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 7).

„Der Dichter Walther Harich." Von Susanne Heß-Wyneken (Ostdeutsche Monatshefte III, 9).

„Ein Dichter des deutschen Ostens [Franz Lüdtke]." (Der Wächter V, 11.)

„Über Alfred Polgar." Von Moritz Heimann (Die Weltbühne XVIII, 50).

„Heinrich Lersch — der Friedensdichter." Von Heinrich Zerkaulen (Rheinischer Beobachter 1922, 51/52).

„Zwei niederdeutsche Erzähler [August Hinrichs, Georg Ruseler]." Von J. Kliche (Die Neue Zeit XLI, 12/13).

„Über Jakob Kneip." Von Martin Rockenbach (Die Tat XVI, 9).

„Karl Henckell." Von John Schikowski (Volksbühne Berlin III, 3).

„Franz Schauwecker." Von Erich Krafft (Hellweg II, 49).

„Georg Küffers Hymnen." Von Walter Adrian (Wissen und Leben XVI, 5).

* * *

„Der Morgen in der griechischen und römischen Dichtung." Von R. Preiswerk (Wiener Blätter für die Freunde der Antike I, 8).

„Zur Shakespeareliteratur." Von Hermann Bahr (Preußische Jahrbücher CXL, 3).

„Shakespeare in deutscher Sprache." Von H. B. von Schweinitz (Österreichische Rundschau XVIII, 23/24).

„Hamlet-Porträts." Von Heinz Stolz (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 1/2).

„Hamlet." Von Julius Bab (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 1/2).

„Der bestrafte Brudermord." Von Ernst Leopold Stahl (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 1/2).

„Der alte und der neue Milton." Von Walter Fischer (Germanisch-Romanische Monatsschrift X, 9/10).

„Mogli und Ghavati [Kipling und Schauwecker]." Von Adolf Glupe (Der Türmer XXV, 3).

„Chesterton." Von Frank Henry Gschwind (Wissen und Leben XVI, 4).

„Ein neuer Roman von Romain Rolland [‚Annette et Sylvie']." (Die Wage III, 4.)

„Balzacs Widmungen." Von Anton Bettelheim (Deutsche Rundschau XLIX, 3).

„Das Energieproblem bei Balzac (II)." Von Ernst Robert Curtius (Wissen und Leben XVI, 5).

„Maurice Barrès und Ernst Bertram." Von Max Fischer (Rheinischer Beobachter 1922, 50).

„Léon Bloy." Von Elise Richter (Germanisch-Romanische Monatsschrift X, 9/10).

„Eine Erinnerung an Henrik Ibsen." Von Katharina Dilthey (Westermanns Monatshefte LXVII, 4).

„Björnstjerne Björnson." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt II, 143).

„Strindbergs ‚Anno achtundvierzig'." Von Hermann Grußendorf (Baden-Badener Bühnenblatt II, 134).

„Die neuen Tertulliane [Sören Kierkegaard und Theodor Haecker]." Von Johannes Mumbauer (Litterarischer Handweiser LVIII, 12).

„Rudolf Kjellen †." Von Siegfried Marck (Die Neue Zeit XLI, 10).

„Tolstoi: ‚Der lebende Leichnam'." Von Alice Weiß v. Ruckteschell (Saarbrücker Blätter I, 5).

„Versuch über Tolstoi." Von Georg Deecke (Junge Menschen III, 21/22.)

* * *

„Alte süddeutsche Weihnachts- und Krippenspiele." Von Hans Benzmann (Der Gral XVII, 3).

„Die Oberammergauer Passion und das neue Christusdrama." Von Hans Brandenburg (Die Tat XIV, 9).

„Proletarisches Theater." Von Otto Rößscher (Die Tat XIV, 8).

„Die Kleinstadt im Drama." Von Rudolf K. Goldschmit (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 4).

„Ist das Theater notwendig?" Von Ferdinand Gregori (Rheinische Thalia II, 7).

„Tragödie und Mysterienspiel. Zum inneren Ziel des neuen Theaters." Von Victor Curt Habicht (Die Neue Dichtung [V. Jahrg. Die Flöte] 1922/23, 3).

„Vereinstheater." Von Theodor Hüpgens (Litterarischer Handweiser LVIII, 12).

„Wandlungen im Aufbau und im Geist des Dramas." Von Karl Irmler (Hellweg II, 47).

„Gedanken zum Drama." Von Heinrich Leis (Baden-Badener Bühnenblatt II, 136).

„Vom Fundament der Theaterkultur." Von Max Martersteig (Rheinische Thalia II, 7).

„Der Schauspielerstreik." Von S. J. (Die Weltbühne XVIII, 49).

„Die badischen Theater." Von Ernst Leopold Stahl (Bühne und Volk, Baden-Baden 1922, 1).

„Die soziologische Bedeutung der Volksbühnenbewegung." Von Levin L. Schücking (Volksbühne, Berlin III, 3).

* * *

„Katholische Weltanschauung und modernes Denken.“ Von Karl Adam (Literarischer Handweiser LVIII, 12).

„Dichtung und Psychoanalyse.“ Von Edith Aulhorn (Germanisch-Romanische Monatsschrift X, 9/10).

„Der Genius des Rheins.“ Von Ernst Bertram (Rheinischer Beobachter 1922, 50).

„Bemerkungen zur Methode literarischer Beurteilung.“ Von Alfred Ehrentreich (Die Tat XIV, 9).

„Aufruf zur Notgemeinschaft deutscher Kunst.“ Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenbl. II, 131).

„Neue Wege zum Buch.“ Von Hanns Martin Elster (Die neue Dichtung [V. Jahrg. Die Flöte] 1922/3, 23).

„Der religiös-soziale Typus.“ Von Viktor Engelhardt (Die Neue Zeit XLI, 10).

„Die schweizerische Volksbibliothek.“ Von Hermann Escher (Wissen und Leben XVI, 5).

„Deutsche Erzählkunst.“ Von Hans Franck (Deutscher Pfeiler II, 9).

„Der Kampf mit dem Geist der Romantik.“ Von Hermann Grußendorf (Baden-Badener Bühnenblatt II, 129).

„Die Bibliothek des Proletariers.“ Von Max Herrmann-Neiße (Die Aktion XII, 45/46).

„Schöpfung und Entwicklung.“ Von Ludwig Hilberseimer (Sozialistische Monatshefte XXVIII, 25/26).

„Vom Expressionismus.“ Von Karl Huber (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 7).

„Zeitungsnot und Zeitungsnotwendigkeit.“ Von Johannes Kleinpaul (Der Türmer XXV, 3).

„Die volkstümliche Bücherei in Deutschland.“ Von Frieda Knecht (Wissen und Leben XVI, 5).

„Ein Sängerkrieg vor hundert Jahren.“ Von Josef Kreitmaier S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 3).

„Von deutscher Republik.“ Von Thomas Mann (Die Neue Rundschau XXXIII, 11).

„Juden in der deutschen Literatur.“ Von Kurt Offenburg (Die Glocke VIII, 38).

„Praktische Dialektik.“ Von Werner Peiser (Die Neue Zeit XLI, 11).

„Der Kleinbürger in der deutschen Literatur.“ Von Robert Petsch (Blätter der Württembergischen Volksbühne IV, 4).

„Der Kosmopolitismus und sein Verhältnis zu den drei sittlichen Ideen der Menschheit.“ Von Wilhelm Pfeiffer (Die Wahrheit IV, 7).

„Die religiöse Idee am Rhein. Randglossen zu einem Aufsatz des Herrn Georges Goyau.“ Von Anselm Schmitz (Rheinischer Beobachter 1922, 50).

„Die Romantik in der Staatswissenschaft.“ Von Otmar Spann (Der Wächter V, 11).

„Die Entstehung der Rheinromantik.“ Von Heinz Stephan (Rheinischer Beobachter 1922, 51/52).

„Der Kölner Dom in der deutschen Dichtung.“ Von Josef Theele (Rheinischer Beobachter 1922, 51/52).

„Die Wiedergeburt des Humors.“ Von Vigil (Die Glocke VIII, 35).

„Über heutige Erzählungskunst.“ Von Paul Wiegler (Die Neue Rundschau XXXIII, 12).

Echo des Auslands

Spanischer Brief

Bagaria, der treffliche Karikaturist, zeichnete vor nicht ganz einem Jahrzehnt einen säulengetragenen Tempel auf wolkenumbrandeter Höhe des Olymps, darin versonnen auf steinernem Throne ein modern stilisiertes Götterbild saß, beweihraucht vom Qualm einer mächtigen Havanna —: Jacinto Benavente. Was damals launiger Einfall eines ahnungsreichen, seiner Epoche vorauseilenden Zeitsatirikers gewesen, nun ist's Wahrheit geworden. Der diesjährige Dichter-Nobelpreis hat den geistvollsten Dramatiker Spaniens zu einer Größe der Weltliteratur erhoben.

Benavente wird in seinem Vaterlande schon lange geschätzt. Seine Bühnenstücke findet man täglich im Spielplan, sei es in Madrid, sei es nun in Sevilla oder selbst Barcelona. Auch der Dichter ist eine sehr gekannte Persönlichkeit. Eine schlanke, noch jugendlich geschmeidige Gestalt. Ein Mann voller Leben, obschon in seiner Art überlegen zurückhaltend. Seine Physiognomie mit der hohen Stirn, überstrichen von schütterem Haar, den kleinen kniffigen Augen, dem Zwirbelbart um die spitze Nase, die schmalen Wangen umrahmt von einem hidalgischen Knebelbart, sie ist typisch spanisch. Denkt man sich Federbarett, Rüschenkrause, Samtwams und Degen hinzu, hat man Mateo Alemán, den Dichter des „Guzmán de Alfarache“ vor sich.

Benavente erfreut sich allgemeiner Beliebtheit; er ist niemals ernstlich angefeindet worden. Er entstammt dem Volke, gehört ihm zu, das ihn versteht, und das seinerseits er in tiefster Seele kennt und verehrt. Nie war er bei seinem schlichten Naturell beflissen, in lächerlichem Snobismus sich höhergestellten Schichten anzubiedern, wie Blasco Ibáñez u. a. Geboren wurde der Dichter 1876, steht danach mit seinen 46 Jahren im tatkräftigsten Alter. Er studierte Jus, versuchte sich kurze Zeit episch, um nach seinem ersten Bühnenerfolg sich ganz dem Drama zuzuwenden. Gegenwärtig leitet er das spanische Nationaltheater in Madrid.

Des Dichters Stellung war sonach schon bislang keine geringfügige. Er ist unbestreitbar der populärste Dramatiker Spaniens, wenn auch nicht unbedingt der bedeutendste. Es gibt ein halb Dutzend Bühnenschriftsteller, die ihm ebenbürtig zur Seite stehen. An Fruchtbarkeit freilich hat er sie überflügelt. Er ist heute Beherrscher der spanischen Bühne, sieht man von den Gebrüdern Alvarez Quintero ab, die allerdings einer leichteren Muse huldigen. Auch tiefer schürfende Dramatiker wären zu nennen, die dem Instinkt der Masse weniger schmeicheln. Seine exponierte Stellung unter den gleichstrebenden Zeitgenossen ist indessen unbestritten. Sie umgeben ihn mit Achtung und Verehrung. Seit José Echegaray und Pérez Galdós verstummt sind, ist er an deren Stelle getreten.

Benaventes Stücke sind Volksgemeingut; ihre Titel leben vielfach als geflügelte Worte in aller Munde. Die Buchausgaben, die man zum Amüsement liest, sind überall erhältlich. Wir kauften einstens die Bände „Rosas de otoño“ und „La gata de Angora“ auf dem Zocodover in Toledo beim fliegenden Händler. Sie sind noch recht schlicht ausgestattet; glatt weißer Umschlag ohne jegliche Aufschrift. Wir erstanden in Valencia seine „Cartas de mujeres“. Diese geistvoll ironischen Sticheleien weisen schon äußerlich „Pikanterie“: eine beinschwingende Tänzerin, mit hochgeschlagenen Röcken, die eine Art Cancan vorführt. Hätte Benavente damals sich schon als Akademiker und Nobelpreisträger gesehen, gegen diese Zeichnung S. de Albas hätte er sich verwahrt. Vor dem „Theatro Español“ in Madrid erwarben wir an einem sonnigen Lenztag die letzte Nummer der Zeitschrift „El cuento semanal“. Obgleich sie nun schon ein wenig angejahrt ist, sie datiert vom 23. Februar 1909, suchten wir sie hervor. Sie durchzublättern ist uns heute ein doppeltes Vergnügen. Nicht allein, weil man sich um ein halbes Menschenalter verjüngt fühlt, nein, weil vor allem die köstliche Laune des Dichters sich so spontan überträgt. Diese Nummer ist ausschließlich seinem Schaffen gewidmet. Am Titelblatt Benaventes farbiges Porträt in viertel Lebensgröße von Agustín. Den Inhalt bilden drei Komödien: die Groteske „A ver qué hace un hombre!“, der Schwank „De pequeñas causas“ und die Gesellschaftskomödie in drei Bildern „Hacia la verdad“.

Benaventes Werke erweisen sich dem Geiste nach gemäßigt realistischer Natur. Er bevorzugt bei seinem Schaffen die moderne Gesellschaftskomödie und das zeitgenössische Volksstück, obschon er mitunter auch mittelalterlich-romantische oder phantastische Stücke geschrieben hat. Die Technik weist auf Shakespeare, Molière, Ibsen einer-

:its, dann aber anderseits auf die französischen Lustspiel-
utoren der Jahrhundertwende. Als Komödiendichter ist
r Ironiker. Diese Art des Humors, die den südlichen
omanen behagt, bleibt dem Germanentum, das auf
atirischen Geist eingestellt ist, unverständlich, kurz, beläßt
alt. Daher Benaventes Mißerfolg auf der deutschen Bühne,
rotz sprühenden Geistes und schlagfertigen Witzes, der wesen-
os verpufft. Wie denn auch anderseits die von ihm dar-
estellten und zweifellos trefflich beobachteten gesellschaft-
chen Verhältnisse, aber selbst die fein charakterisierten
ypen, die spezifisch spanischer Natur sind, nur seine
andsleute zu interessieren vermögen, jenseits der Pyre-
äen aber schon auf Verständnislosigkeit stoßen. Seine
Stücke ermangeln im übrigen der von uns geforderten
onsequenten Entwicklung, einer dichtmaschigen inneren
Verknüpfung, vor allem aber des so wichtigen Spannungs-
noments.

Über hundert dramatische Werke liegen von Bena-
ente bislang vor. Das unglaublich fruchtbare Schaffens-
rodukt einer Zeitspanne von etwas über zwanzig Jahren.
Sie gliedern sich der Hauptsache nach in Komödien, Lust-
piele, Dramen, Tragödien, Schwänke, und die typisch
panischen Saineten und Zarzuelas. Sujet und Tendenz
ach kennt man von ihm Gesellschaftskomödien, dramatische
Zeitsatiren, Liebeskomödien, Schelmenspiele, geschichtliche
Komödien, Liebesdramen, historische Tragödien, soziale
Tragödien, Volksschauspiele, Bauernstücke, Possen und
leinere Scherzspiele.

Seine stärkste Begabung liegt auf dem Gebiet der
Gesellschaftskomödie. Als bedeutendste dieser Gattung gilt
as dreiaktige „La comida de las fieras". Der Dichter
ennzeichnet darin mit ätzender Ironie die Heucheleien und
Verschrobenheiten in der Lebensführung der sogenannten
„guten" Gesellschaft. „La escuela de las Princesas", eine
Komödie in drei Akten, spielt in höfischem Milieu in Deutsch-
and. Hier werden gewisse groteske Standesvorurteile
gegeißelt, die in Spanien nicht geringer sind als in dem
Deutschland der Duodezfürsten. Als weitere größere Ko-
mödien kommen in Betracht: „Rosas de otoño" (drei
Akte), „La noche del sábado" (fünf Akte), „La Princesa
Bebé", moderne Komödie in vier Akten, „Al natural"
zwei Akte), „El hombrecito" (drei Akte), „Amor de amar"
zwei Akte), „Lo cursi" (drei Akte), „La Gobernadora"
drei Akte), „El nido ajeno", eine dreiaktige Prosakomödie,
zugleich eins seiner frühesten reifen Werke, desgleichen
die schon erwähnte vieraktige Komödie „La gata de Angora".
Andere erfolgreiche Komödien sind: „Señora ama" (drei
Akte), „Los buhos", gleichfalls dreiaktig, die auch ins
Deutsche übertragene Harlekinade „Los intereses creados"
n zwei Akten und einem Vorspiel, „Buona boda" (drei
Akte), endlich „El primo Roman" (dreiaktig).

Unter den meist leichter gearteten zweiaktigen Komödien
wären hervorzuheben „Por las nubes", „Los malhechores
del bien", „El tren de los maridos", „La Farándula" und
„El principe que todo lo aprendió en los libros". — Zu den
beliebtesten Schwankeinaktern zählen „La fuerza bruta",
„La señorita se aburre", „De cerca", „Operación chirúr-
gica", „Los favoritos", „Por qué se ama" und „La sonrisa
de Gioconda".

Die geschätzten Dramen Benaventes betiteln sich
„Más fuerte que el amor" (vier Akte), „El dragón de fuego"
drei Akte), „Los ojos de los muertos" (drei Akte), „Manon
Lescaut", dramatische Liebesgeschichte in sieben Bildern,
„La malquerida", Bauerndrama, und „Alma triunfante"
drei Akte). — Die letzten Erfolge hatte Benavente mit den
Bühnenwerken „La vestal de Occidente", „Una pobre
mujer", „La ley de los hijos", „La honra de los hombres"
und „Caridad". — An Übersetzungen halten sich im Spiel-
plan insbesondere „Richelieu", Drama nach Bulwer, „Mlle
de Belle Isle", Komödie nach dem älteren Dumas, „Cuento
de amor" nach Shakespeares „Was Ihr wollt" und „Don
Juan" nach Molière. — Eine Auswahl packender Szenen
aus seinen Dramen erschien in dem Buch „Mis mejores
escenas".

Benaventes Verhältnis zu Deutschland kennzeichnet
sein Verhalten während des wüstesten „Barbaren"-Rummels
im Jahre 1914. Damals erklärte er im madrider „Im-
parcial", daß er trotz seiner Freundschaft für Frankreich
sich durchaus nicht bestimmt fühle, Deutschland zu hassen.
Er glaube auch nicht die Schaudermären. Als 1916 die
„Tribuna" in Madrid eine Freundschaftskundgebung für
Deutschland veröffentlichte, befand sich der Dichter unter
den Unterzeichnern.

Ein bemerkenswertes Zeichen demokratischen Sinnes
ist es, daß die spanische Diplomatie die Kandidatur dieses
Dramatikers in Stockholm unterstützt hat. Denn es gibt
andere, altfeudale und hochmögende Dichter, die um solchen
Lorbeer zu wetteifern berechtigt gewesen wären. In Bena-
vente wurde vor allem Spanien geehrt, sein Vaterland,
mit dem er verwurzelt ist, dann aber ein bedeutendes
Talent, ein braver Mann und rechtlicher Denker.

Martin Brussot

Französischer Brief

Historiker und Politiker Deutschlands haben vielfältig auf die Entfaltung der regionalistischen Bewegung in Frankreich geschaut, teils in dem Glauben, daß die französische Provinz doch endlich einmal zu selbständigem Geistesleben erwachen müsse, teils in der Hoffnung, daß die Dezentralisationsbestrebungen ein besseres Verhältnis zu Deutschland im Gefolge haben werden. Über die Bewegung werden Deutsche am besten durch die sachkundigen Aufsätze von Hedwig Hintze im Septemberheft 1920 der „Preuß. Jahrbücher" und in der „Deutsche Nation" vom April 1921 orientiert. Wenn das regionalistische Problem wie in diesen Studien aus dem Zusammenhang des übrigen Geisteslebens gelöst und gesondert behandelt wird, gelangen Forscher und Leser leicht zur Überschätzung der ganzen Bewegung. Wenn die Leser des „Lit. Echo" sich einerseits erinnern werden, daß auch in diesen Briefen gelegentlich auf das geistige Leben in der Provinz hingewiesen worden ist, andererseits aber auch wissen, daß nie ein besonderer Nachdruck darauf gelegt wurde, so erklärt sich diese Stellungnahme aus der Ansicht des Verfassers dieser Briefe, der den regionalistischen Bestrebungen in Frankreich kein großes Gewicht beilegt. Private Berichte aus Mittelfrankreich bestätigen das. Der Krieg wirkte auf die regionalistische Bewegung wie ein Todesstoß. Sie ist auch heute auf literarischem Gebiet schwächer als vor 1914. Diejenigen, die erwarteten, daß durch die Annektion Elsaß-Lothringens der Regionalismus gefördert werden würde, haben sich getäuscht. Die geistige Selbständigkeit Elsaß-Lothringens hat nicht vorbildlich und nacheifernd gewirkt, sondern sie ist durch die Unselbständigkeit der übrigen Provinzen hinabgedrückt. Während also die selbständigen Regungen in den Provinzen Frankreichs durch den Krieg geschwächt wurden, scheinen überall die religiösen, protestantischen und katholischen Strömungen an Kraft gewonnen zu haben. Die Haltung Deutschland gegenüber ist überall ablehnend. Auch darin zeigt sich die Unselbständigkeit der Provinz, die ganz unter dem Einfluß der pariser Greuel- und Kriegsschuldpropaganda steht, mit Ausnahme vielleicht des limousiner Gebiets, das von jeher radikal gesinnt war. Nach diesen einleitenden Worten darf die beste literarische Zeitschrift des Regionalismus nicht überschätzt werden. Die einzelnen Hefte der „Cahiers du Centre" haben höchstens einen Absatz von 750 Exemplaren gefunden. Wenn die meisten Hefte vergriffen und zu einer bibliophilen Seltenheit geworden sind, so bedeutet das doch immer nur, daß die geringe erste und einmalige Auflage abgesetzt wurde. Ein Geschäft kann die Zeitschrift für die Unternehmer nicht bedeuten. Um so höher ist den Herausgebern das ernste, literarische Niveau anzurechnen, das sie von Anfang an angestrebt und bis heute durchgehalten haben.

„Les Cahiers du Centre" wurden 1908 von Paul Cornu, einem jungen Kunsthistoriker aus dem Nivernais,

unter dem Titel „Cahiers nivernais" gegründet und befaßten sich im Anfang nur mit jener Provinz, erweiterten aber schon vom zweiten Jahrgang an ihren Gesichtskreis und tauften ihr Blatt um in „Cahiers nivernais et du centre". Paul Cornu, der als Hilfskonservator am Musée des arts décoratifs in Paris auch manchem Deutschen bekannt geworden ist, fiel 1914 vor Verdun. Nach der Übersiedlung Cornus nach Paris übernahm sein Freund und Landsmann Henri Buriot-Darsiles die Herausgabe der Zeitschrift, die er seit nunmehr zwölf Jahren in aufopfernder Weise leitet. Bei der Gründung der „Cahiers du Centre" schwebten Cornu und Buriot-Darsiles die „Cahiers de la Quinzaine" von Charles Peguy vor. In der Art jener unvergeßlichen Schriftenfolge stellt auch jedes Heft der „Cahiers du Centre" ein abgeschlossenes Ganzes dar, eine Anthologie von lyrischen oder prosaischen Arbeiten, eine Künstlermonographie oder eine wirtschaftliche Untersuchung. Die Mitarbeiter stammen größtenteits aus dem Zentrum Frankreichs. Den besten Begriff von der literarischen Qualität des Unternehmens erhält man durch Aufzählung einiger Titel. Schon die ersten drei 1908 erschienenen Hefte waren bedeutungsvoll: Jules Renard, „Mots d'écrit"; Jean Locquin, „Les musées de Nevers"; Henri Bachelin, „Horizons et coins du Morvan". Es folgten drei für den Regionalismus grundlegende Schriften: L. H. Roblin, „Administration d'une Commune rurale"; Amédée Dunois, „Le mouvement bûcheron"; Emile Guillaumin, „La peine aux Chaumières". Der Letztere, durch die „Cahiers du Centre" überhaupt erst bekannt geworden, wurde 1916 von Eugen Diederichs in Deutschland eingeführt. Raymond Darsiles veröffentlichte 1912 eine Biographie dieses merkwürdigen Bauernschriftstellers. Unter den späteren Veröffentlichungen der „Cahiers du Centre" sind für den Regionalismus noch von besonderer Bedeutung: Lucien Lavault, „Châtillon en Bazois"; A. Bolut, „La maison du peuple de Bourges et l'action coopérative"; Emile Guillaumin, „La ruche viticole de Prunet"; Alfred Massé, „Les partis politiques dans la Nièvre". Paul Cornu, „Grèves de Flotteurs sur l'Yvonne au 18° siècle"; J. Viple, „Dépopulation dans l'Arrondissement de Gannat", ein Buch, das auch in der pariser Presse ein starkes Echo fand; Joseph Voisin, „Entre Loire et Allier"; Jean Bonnerot, „Province; Les Parlers nivernais"; P. Destray, „Corporations de Clamecy à la fin du 18. siècle" usw. Außer diesen Spezialschriften erschienen u. a. noch: „Romain Rolland, Extraits" von J. Bonnerot; Charles Louis Philippe, „Faits divers" und „Ad memoriam"; Marguerite Audoux, „Le chaland de la Reine"; Paul Cornu, „Bernard Naudin"; Daniel Halévy, „La jeunesse de Proudhon" und „Quelques nouveaux maîtres"; Emile Guillaumin, „Au pays des Ch'tits Gas"; André Spire, „J'ai trois robes distinguées". Als letzte Veröffentlichungen der „Cahiers du Centre" sind hervorzuheben: Ein gut gearbeiteter und reich illustrierter Führer durch das Museum in Moulins von H. Buriot-Darsiles und Jean Locquin, sowie eine mit sieben Autotypien illustrierte Monographie des Malers Lucien Pénat von A. Clémenson. Im Jahre 1920 erschien eine 320 Seiten umfassende Auswahl der Gedichte des 1916 im Alter von dreiunddreißig Jahren vor Verdun gefallenen Dichters Paul Boyer unter dem Titel „Genêts et Rocailles", die Maurice Busset mit Holzschnitten illustrierte und für die Jean Aialbert von der Akademie Goncourt eine Einleitung geschrieben hat. Boyer war Lehrer; erfüllt von glühender Liebe zu seiner engeren Heimat, hat er für das Volk seiner Gegend geschrieben. Er stand den modernen Schulen fern und schrieb seine Verse im klassischen Alexandriner. Vielleicht gewinnen seine Gedichte durch diesen Sammelband im Lande seines Ursprungs volkstümliche Verbreitung. Seine Sinnesart wird deutlich aus der Ode an den Frieden, die im Schützengraben entstanden ist; sie endet:

> O Paix auguste, ouvre ton aile,
> ouvre ton vol et ta prunelle,
> où tremble du matin vermeil,
> et monte dans l'azur immense,
> l'azur nouveau de l'Espérance,
> ainsi qu'un radieux soleil!

1921 gab Maurice Mignon eine Auswahl der Gedichte von Adam Billaut heraus, der am 31. Januar 1602 in Nevers getauft worden und am 19. Mai 1662 dort gestorben ist. Mignon hat dem Auswahlband eine bibliographische Einleitung vorangestellt. 1919 hat Marius Genir bei Ropiteau in Nevers eine Biographie des Dichters herausgegeben. Im Anschluß an beide Publikationen ist in französischen Zeitschriften mehrfach über Billaut gehandelt worden. Die kleine Anthologie der „Cahiers du Centre" ist nicht nur genußreich zu lesen, sondern auch interessant für den Vergleich mit Rollands „Colas Breugnon" und Claude Tilliers „Mon oncle Benjamin". Es würde sich lohnen Breugnons Geist literarhistorisch rückwärts zu verfolgen. 1922 erschien von J. B. Girod, einem Provinzdichter von Rang, dessen andere Bücher in Roanne herausgegeben worden sind, ein Bändchen „Voyages, souvenirs de jeunesse", das ganz wie die eben genannten Bücher quellende Frische der Phantasie, individuelle Sprachbehandlungen und gallischen Humor zeigt und immer wieder bedauern läßt, daß das geistige Leben der französischen Provinz sich nicht reicher und kräftiger entfaltet. J. B. Girod ist eine dichterische Kraft, die Wert genug in sich besitzt, um breitere Wirkungen auszuüben.

Aus diesen kurzen Hinweisen wird man immerhin ersehen können, daß der Leiter der „Cahiers du Centre" H. Buriot-Darsiles, der in Moulins als Germanist und italienischer Sprachforscher lebt, kulturell wertvolle Arbeit geleistet hat, für die sein Vaterland und im besonderen seine Heimatstadt ihm nicht dankbar genug sein kann. In der Schweiz fanden die „Cahiers du Centre" eine Nachahmung in den „Cahiers vaudois". Während diese Zeitschrift einen ausgesprochen provinzialen Charakter trägt, ist der „L'âne d'or" von Montpellier eine Provinzzeitschrift nach pariser Vorbild. Außer den Inseraten ist in diesem Blatt nichts Regionales wahrzunehmen. So wertvoll einige Aufsätze erscheinen, so könnten doch alle ebensogut in pariser Zeitschriften erscheinen. Es seien hervorgehoben: A. Harlaire, „Les deux littératures"; Paul Arnaud, „Flaubert, peintre de l'ennui"; G. Lalorde, „De la physiosophie".

Im Verlag der „Cahiers d'aujourd'hui" hat Lucie Cousturier eine wundervoll gedruckte Monographie des großen Malers Paul Signac herausgegeben, die auch in Deutschland interessieren dürfte, weil sie die erste Biographie des Meisters ist, der in öffentlichen und privaten Sammlungen auch in Deutschland vielfältig vertreten ist. Die Abbildungen von 30 Zeichnungen, 20 Aquarellen und 25 Ölbildern geben eine umfassende Übersicht über das Lebenswerk des Meisters, das seine Schülerin Lucie Cousturier knapp und geistvoll charakterisiert hat. Unsere Verehrung gilt nicht nur dem Maler, sondern auch dem Menschen, denn Signac gehört zu den wenigen Franzosen, die ihre Sympathie für Deutschland nicht verloren haben und deren überlegener Geist vor der Greuelpropaganda der französischen Regierung nicht kapitulierte.

Der hier als Essayist und Herausgeber der „Nouvelle revue française" vielfach genannte Jacques Rivière, gab kürzlich in dem Verlag seiner Zeitschrift seinen ersten Roman heraus. Eine schöne Studiensammlung von ihm hat Hans Jacob uns Deutschen in einer guten Übertragung zugänglich gemacht. Allerdings hat Rivière 1918 auch ein Buch „L'Allemand" geschrieben, eine der schärfsten, grundsätzlichen Verurteilungen des Deutschtums. Es ist einer der vielen Beweise, wie nahe verwandt Klassizismus und Nationalismus sind. Nach dem Kriege hat Rivière eine maßvolle, abwartende Haltung eingenommen. Der Autor verdient nicht nur, weil er als Organisator des jungen Frankreichs auf sichtbarem Posten steht, Beachtung, sondern auch weil er einer der feinsten und kultiviertesten Stilisten seines Landes ist. Rivières Sprache ist klar geschliffen, durchsichtig, öffnet vielfältig den Blick ins Unendliche. Seine Kunst verrät bewundernswerte Selbsterkenntnis und Selbstbeherr-

)ung, dringt niemals über die Kraft der eigenen Seele naus, im Gegenteil sucht die Grenzen des eigenen Wesens t erkennen und innerhalb dieser das höchste Maß an Reichim des Empfindens und des Gestaltens zu geben. Das uch ist ein schöner Beweis für Maß und Würde, die den sten Franzosen auch heute noch als hohes Ideal vorzweben. Für die Persönlichkeit Rivières ist es von Interse, daß er diesen ersten Roman Marcel Proust widmete nd einzelnen Kapiteln Zitate aus Stendhal, Racine und Bossuet voranstellte. Man erkennt daraus, welche Geister er Vorzeit ihm die wertvollsten sind. Die Liebe zu Bossuet henkte ihm gewiß die ethische Kraft, in der das Buch, on Seite zu Seite steigend, harmonisch, heiter ausklingt.)er Roman beginnt ganz irdisch und endet im Verzicht auf Allzuirdisches in der Verklärung des Geistes, des sittlichen Verantwortungsbewußtseins. Von der Ferne gesehen, ehen Jacques Rivière und Louis Hémon sich näher als Rivière und Proust. „Aimée" ist die Geschichte einer Liebe. Sie beginnt mit der Charakterzeichnung des Helden, schildert ein Liebesleben bis zur Ehe mit einer stillen, schönen Frau. Das erregte, abenteuersuchende Herz des Helden geht an dieser Frau vorüber und stürmt der Frau seines Freundes nach. Die Steigerung dieser Leidenschaft ist der eigentliche Inhalt des Romans. Kurz vor dem Ziel rafft der Held ich zusammen, verzichtet, kehrt sich von Aimée ab und findet sich wieder zurück zu Marthe, seiner Frau. Die ymphonische Dichtung dieser anfangs langsam, dann steil anschwellenden Leidenschaft ist aus musikalischem Geist gestaltet.

Allendy, dessen Aufsehen erregendes Buch „Le Symbolisme des nombres" vor Jahresfrist auch hier besprochen wurde, hat neuerdings im Verlag Vigot Frères ein umfangreiches Werk „Les Tempéraments, essai sur une théorie physiologique des tempéraments et de leurs diathèses" herausgegeben. Auch dieses Buch Allendys, das den Mediziner zwar nicht verleugnet, ist aus tiefem Totalitätsgefühl heraus konzipiert. Die vier Temperamente werden philosophisch und metaphysisch gedeutet und die früheren Deutungen der Temperamente resümiert. Ob auch dieses Werk wie sein früheres auf die künstlerische und literarische Jugend eine nachhaltige Wirkung ausüben wird, bleibt abzuwarten. Die Weite des Gesichtsfeldes, die Fülle schöpferischer Gedanken lassen es jedenfalls nicht ausgeschlossen erscheinen.

Im Verlag der Sirène hat Pierre Allin unter dem Titel „La vraie figure de la France" ein nützliches Buch herausgegeben, das auf dreihundert Seiten Aufschluß über die klimatischen, soziologischen und administrativen Verhältnisse Frankreichs gibt. Da einige Kapitel Tabellen enthalten, so stellt die Schrift ein nützliches Nachschlagebuch für alle diejenigen dar, die sich über Frankreichs Institutionen zu unterrichten wünschen. Im Schlußkapitel wird die Forderung nach einer Reorganisation des Landes erhoben. Für die Ideologie Frankreichs ist der Vortrag René Gillouins „De quelques formes du mysticisme moderne", der in der von Paul Doumergue herausgegebenen Zeitschrift „Foi et Vie" erschien, bemerkenswert; er bietet eine Umgrenzung der historischen Werte, die auch in Deutschland Beachtung finden sollte.

Francis Carco, von dem ich kürzlich erst einen Roman anzeigen konnte, hat im Verlage von Crès & Cie. einen Band pariser Skizzen unter dem Titel „Au coin des rues" herausgegeben, der die Begabung dieses Nachtwandlers durch das Quartier latin von neuem erkennen läßt: Ein echt pariserisches Talent, scharf beobachtend, farbig gestaltend, skeptisch — im Genuß der pariser Atmosphäre sein Ziel suchend. Die kleinen Skizzen halten in knappem Stil großstädtische Eindrücke unter dem Nachtleben fest mit jener teils ironischen, teils melancholischen Geste, durch die auch André Salmon und Max Jacob ihre Erfolge erzielen.

Im Verlag der „Monde nouveau" hat René Maran, der erfolgreiche Autor des Romans „Batouala" der 1921 den Goncourtpreis erhielt, unter dem Titel „Le visage calme" einen Band Stanzen herausgegeben, die von neuem zeigen, daß René Marans stärkste Begabung im Lyrischen liegt. Vor zwölf Jahren erschienen im „Beffroi" seine ersten Gedichte. In diesen klassisch reinen Stanzen erscheint der Dichter kunstvoller und reicher als in früheren Dichtungen.

Roaul Gain, einer der Hauptmitarbeiter der kleinen Zeitschrift „Images de Paris" hat im Verlag dieses Blattes einen Novellenband „Ilots dans le fleuve" veröffentlicht, stimmungsvolle Erzählungen eines Mannes von Welt, der mit poetischem Gemüt die Freuden und Leiden des pariser Lebens durchkostete. Variationen über alte und doch ewig neue Themen enthält das Buch, vorgetragen in einem kultivierten Stil. Man findet in ihnen die Leichtigkeit und die Heiterkeit, aber auch die sanfte Traurigkeit des französischen Temperamentes.

„La nouvelle revue française" führt einen neuen Autor, Jacques de Lacretelle, ein, dessen erster Roman, „La vie inquiète de Jean Hermelin", bei Grasset erschien und dessen zweiter Roman „Silbermann" zuerst in der Zeitschrift, dann als Buch bei Gaston Gallimard erschien. Wie der Titel schon erraten läßt, ist der Held dieses Romans ein Jude. Silbermann ist der Sohn eines großen jüdischen Antiquars, der im Gymnasium organisierten antisemitischen Verfolgungen ausgesetzt wird. Ein junger Protestant verteidigt ihn. Daraus entwickelt sich zwischen beiden eine leidenschaftliche Freundschaft, die um so glühender wird, je mehr der junge Protestant von der Verfolgung des Juden erfährt. Da wird der Vater Silbermanns in einen dunklen Prozeß verwickelt. Als Untersuchungsrichter amtiert der Vater des jungen Protestanten. Während Silbermann in der Schule nun doppelt gequält wird, hält sein protestantischer Freund trotz des Verbotes seines Vaters zu ihm. Als der Vater das erfährt, läßt er Silbermann aus der Schule entfernen. Dieser Schicksalsschlag verwandelt den jüdischen Knaben. Er verleugnet sein französisches Vaterland, die Ideale und Ziele seines Lebens Dichter zu werden, fährt nach Amerika, um Diamanthändler zu werden. Aber auch der Vater seines Freundes bleibt seiner Überzeugung nicht treu. Er gibt die Verfolgung des alten Silbermann auf und spricht ihn frei. Und endlich wandelt sich auch die antisemitische Leidenschaft der Schuljugend, so daß am Schluß des Buches der junge Protestant auch seinen prosemitischen Fanatismus aufgibt und sich zu einer skeptischen Weltanschauung erhebt, nachdem er erlebt hat, „que les hommes les plus rigides en apparence transigent avec leurs principes". Das Buch ist in einem eindringlichen Stil geschrieben. Im gleichen Verlag hat Luc Durtain einen bunt bewegten Roman „Douze cent mille" veröffentlicht, die Geschichte eines Arbeiters, der plötzlich in den Besitz eines Vermögens gelangt und in Paris durch Nachtrestaurants und Lasterstätten jagt, an der Börse spielt, Biarritz genießt und sich ein Schloß kauft. Kaleidoskopartig tauchen Frauen und Mädchen, Bankiers und Grafen auf und verschwinden wieder; kurzum ein Buch, dessen üppig quellende Phantasie manches Herz erfreuen wird.

In der Edition Bossard ist das fünfte Heft der „Cahiers de l'Anti-France" erschienen, in dem Jean Maxe mit der „Clarté", die er als „seminaire des apprentis dictateurs" bezeichnet, ins Gericht geht. Alle Mitglieder der „Clarté", zu denen u. a. auch Luc Durtain gehört, werden an den Pranger gestellt und noch einmal als Landesverräter gebrandmarkt. Als Propagandaschrift gegen die „Clarté" erscheint die Schrift verspätet; aber sie bietet wie die früheren Broschüren dieser Serie dem Historiker wertvolles Material; denn sie stellt die erste übersichtliche Zusammenstellung der „Clarté"-Bewegung mit einer Charakteristik ihrer Führer und Mitglieder dar und dürfte daher in keiner Bibliothek eines romanischen Seminars fehlen.

Der auch in diesen Blättern besprochene Roman von Louis Hémon, „Maria Chapdelaine", ist soeben im fünfhundertzwanzigsten Tausend erschienen, ein Erfolg, der im Buchhandel der ganzen Welt wohl einzig dasteht, zumal der Roman vor kaum drei Jahren erschienen ist. — Der Verlag der „Images de Paris" bereitet eine französische Ausgabe der Hymnen an die Nacht von Novalis vor, die Louis Angé übersetzt hat. Die letzte Nummer dieser Zeitschrift enthielt Gedichte von Antoine Artaud, „Paysages

Moribauds" von Elie Richard, eine Poetik des vers libre von Robert Boudry, sowie Graphik von A. P. Gallien, Maurice Busset, Raymond Thiollière u. a. Wie dort mitgeteilt wird, leitet zurzeit Maurice Privat im Hôtel des Sociétés Savantes eine gesprochene Wochenschrift: „La parole libre".

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Siddharta. Eine indische Legende. Von Hermann Hesse. 1.—6. Auflage. Berlin 1922, S. Fischer. 147 S.

Siddharta, der Sohn des Brahmanen, zieht in die Welt, getrieben von Sehnsucht — die Jugend weiß nicht: wonach. Er wird Asket und Pilger, aber, obschon im Besitz heiliger Tugenden, es drängt ihn weiter. Er hört Gotama den Buddha, und während viele bei dem neuen Meister bleiben, geht er vorüber; denn er hat erkannt: Nie kann man die Erlösung aus Lehre gewinnen; sie muß werden aus eigenem Suchen, auf eigenen Wegen, durch Gedanken und Versenkung, durch Erleuchtung, durch Erleben! Eine Lehre kann alles enthalten, aber nie das einzig entscheidende Geheimnis dessen, was der Vollendete selbst erlebt hat. Man kann Leistungen finden und Betäubungen, Kunstfertigkeiten lernen und doch nie das Wesentliche erreichen. — So geht Siddharta in die Welt und lebt. Er wird der Geliebte einer Kurtisane und der Gehilfe eines Kaufmanns, er verliert sich ans Leben und geht durch alle Verwandlungen des sinnlichen und habgierigen Menschen. Bis in einem Augenblick der Erleuchtung er seinen Weg wieder aufnimmt, um Fährmann an einem großen Strom zu werden. Der ewig Fließende läßt ihn letzte Einsicht gewinnen. Sein Sohn kommt zu ihm und verläßt ihn, sein Weib stirbt, sein Freund gehört der anderen Welt: aber Siddharta hat sein Ziel gefunden, die Weisheit, die Vollendung. Seine Seele war fähig geworden, in jedem Augenblick des Lebens den Gedanken der Einheit zu denken, die Einheit zu fühlen und einzuatmen. Harmonie war das Wort. Und der Ausdruck der ewigen Vollkommenheit der Welt: das Lächeln. Mensch und Welt sind nicht auf dem Wege zur Vollkommenheit — sie sind vollkommen, so wie Sünde Gnade in sich trägt, das Kind den Greis, das Leben den Tod, der Tod das ewige Leben. Zu dieser Einsicht bedarf es keiner Lehre und Erfahrungen, nur der Liebe. Und darum ist die Lehre nichts, denn sie besteht aus Worten, und Worte kann man nicht lieben, nur Dinge. Die Worte sind dem Menschen im Wege, wenn er Frieden will. Denn wie vieles ist nur Wort. Selbst Nirwana. „Es gibt kein Ding, das Nirwana wäre; es gibt nur das Wort Nirwana."

Eine späte Frucht hat Hermann Hesses indische Reise getrieben. Oder war es nicht vielleicht so, daß schon diese lang zurückliegende Indienfahrt seiner inneren Stimmung entsprang? Im Grunde natürlich ist die orientalische Fassung dieses Gedichts vom suchenden Menschen nur äußerlich, nur sinnbildlich vertiefend, eine dichterische Form, die zugleich Einfachheit und Mannigfaltigkeit erlaubt. Ist denn Siddhartas Geschichte nicht das alte schöne und geliebte Thema unseres Hermann Hesse?

Man erkennt ihn kaum zuerst und will befremdet sein, aber bald stehen doch Worte da, die nur aus unseres Dichters Herzen stammen können. Und man erinnert sich, wie vieles seiner letzten Zeit logisch und formal dieser Dichtung zusteuert. Auf die Jahre des Gefühls, der Stimmung, der reinen sinnlichen Empfindung waren während des Krieges für Hesse die des Gedankens, des begrifflichen Erkennens, des geistigen Abstrahierens gefolgt. Nun gibt es die Frucht beider vermählt: ein Dichter formt sein Wissen. Die Verschmelzung ist so schön und vollkommen harmonisch, daß man im Augenblick, da man einen Gedanken bewundert, auch schon seine dichterische Atmosphäre tief einatmet und der edle Rausch ein doppelter ist.

Das ganze letzte Drittel des Buches, Siddhartas Leben am Strom, sein Schmerz um den Sohn, seine Hilflosigkeit um ihn, sein Leben mit dem alten Fährmann und der Höhepunkt der Dichtung: seine Begegnung mit dem Freunde, seinem Widerspiel, diese fünfzig Seiten sind fast das Schönste, Tiefste und Reinste, was Hermann Hesse uns je geschenkt hat. Er hat Bücher geschrieben, deren Menschen uns verwandter und bekannter sind, die unser Herz bewegten, unsere Seele rührten, unser Blut wärmten, mehr als es Siddharta tut. Es waren dichterische Erzählungen, es war eine tief menschliche Kunst. Dieses hier aber ist ganz Dichtung. Und wie es mit ganz großen Werken geht: Tränen entlocken sie nicht — sie sind zu andersweltig. Aber sie erfüllen das Menschlein vor sich mit Andacht... Hermann Hesse ist nicht mehr jung: sonst hätte er dieses Buch noch nicht geschrieben. Aber er hat noch immer das Herz, aus dem „Peter Kamenzind" stammt und „Knulp" und „Demian". Seine Verwandlungen — hatte er eigentlich je welche, der Dichter? — liegen hinter ihm. Nun ist es mir, als sähe ich ihn auf seinem Berge über dem Luganer See thronen. Aber nicht wie einen Olympier! Nein, nur — oder mehr! — wie einen vollendeten Menschen!

Berlin — Kurt Münzer

Die andern Tage. Novellen. Von Vicki Baum. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 319 S.

Vor Jahren las ich irgendwo von Vicki Baum eine kleine Geschichte von einem Pagen, der jeden Abend seine Knabenseele vor die Kammertür seiner Herrin trug. Ich glaubte an eine werdende Erzählerin, und die hauchzarte Romanze log nicht, wie diese neuen Novellen bezeugen. Die meisterlichen Lebensausschnitte tragen die Einheit innerer Schau, und diese Geschlossenheit ist weder zu kürzen noch zu ergänzen. Und wenn uns der Bann ihrer Geschicke entläßt, ist das Miterleben in uns Ereignis geworden. Als der fünfzehnjährige „Raffael Gutmann" erkennt, daß er zu tief in dem unberührten Rhythmus seiner Seele verankert ist, geht er, und wir mit ihm, aus den Gassen der Kindheit, aus der lauten Stadt, ja aus dem Leben hinaus. Die Novelle „Hunger" ist die organische Komposition eines im Abklingen begriffenen, ohne Aufhebens heroischen Lebens, das sich immer wieder zu dem abwärts gleitenden Schicksal bekennt. Die hungernde Pianistin gehört, wie auch die übrigen Gestalten des Buches, zu den „ewig bedrohten, verschreckten Existenzen", die bald an der rauheren Mitwelt, bald an der zermürbenden Pflichtenwelt kentern. Die Stimme dieses Buches, wehklagend und mütterlich tröstend zugleich, ist dunkelmächtige und demutinnige Melodie. Hin und wieder glaubt man die Verwandtschaft der Dichterin mit Thomas Mann, dem sie das Buch zueignet, deutlicher zu spüren, allerdings mehr im Stofflichen denn in der Form, am deutlichsten wohl in der Novelle „Der letzte Tag", in der berichtet wird „vom letzten Tag des Tenors Hannes Rassiem, jenes Rassiem, der mit 35 Jahren der beste Tristan in Europa und Amerika war, der mit 45 Jahren keine Stimme mehr hatte, der im Dunkel unterging, als er fünfzig wurde" ... Diese Novellen atmen die Liebe zum Pathologischen und ergänzen — motivlich — den „Chronisten der Dekadenz". Die Dichterin steht in geruhiger, aber sich entfaltender Entwicklung. Wohin? Über sich hinaus in das Fleisch und Blut gewordene Symbol einer uferlosen Freiheit der Seele!

Berlin-Grunewald — Hans Sturm

Nächte von Fondi. Erzählung. Von Isolde Kurz. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 259 S.

Allen, die Isolde Kurz in ihrem Schaffen kennen, drängen sich, sobald ihr Name genannt wird, die Worte „Italien" und „Renaissance" als ergänzend und zugehörig

f. So ist denn auch dies neueste Werk auf dem Boden aliens und der Spätrenaissance erwachsen, ganz durchinkt von der reichen, reifen Kultur jener Zeit, die uns ıchgeborene selbst in ihren Lastern und Mängeln noch igisch anzieht. Aus dem Kreise feingebildeter Weltleute, eziöser Poeten, heißblütiger Genießer und blutdürstiger waltmenschen, die als Nebenfiguren das Buch durchındeln, treten die Gestalten der beiden Helden stark und ıtisch hervor: die des jugendschönen, mit allen Gaben d Vorzügen überhäuften Ippolito von Medici und r holdseligen, hochsinnigen Julia Gonzaga. Die beiden ächte, die in jenem Zeitalter sich bekämpften und vermolzen, Antike und Christentum, scheinen in Ippolito d Julia verkörpert: so kontrastiert der glühende Lebensrit, die berauschende Lebensfülle des einen mit der ßen, stillen Harmonie, der Leidens- und Siegeskraft r anderen. Der Stil des Buches hält die Mitte zwischen ichtung und Geschichtschreibung; in tönender Sprache d die fesselnden Geschehnisse vorgetragen. Es wäre überüssig, die genugsam bekannten Eigenschaften der Dichterin er nochmals zu zergliedern; nur einer neu hinzugemmenen sei gedacht: der Edelreife, die eine Figur wie die Julia" erstehen ließ. Dies Buch ist edel, als Form und halt und hinterläßt dem Leser am Schlusse ein wunderm gestilltes, entspanntes Gefühl.

München Helene Raff

us herbstlichem Garten. Fünf Novellen. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig 1922, L. Staackmann. 293 S.

Aus seinem herbstlichen Garten hat der siebzigjährige ım Müller-Guttenbrunn fünf Erzählungen geerntet, ispruchslose, herzliche Geschichten, zum Teil unter der hwabenbevölkerung des Banats — der literarischen Doıne des Autors — spielend. Am besten scheint „Madjarin" lungen, eine Novelle, die ein farbiges Bild ungarischen rlebens zur Zeit der Reaktion entwirft und eine trache Liebesgeschichte wirksam aus dem Milieu wachsen läßt.

Wien Herbert Joh. Holz

ie Welt in Ingoldau. Roman. Von Meinrad Inglin. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 598 S.

Die jüngste schweizerische Dichtung sucht im Schweizer r Gegenwart den Menschen, vor allem den germanischen enschen, ohne das Stammlich-Nationale mit süßlicher hwärmerei oder mit polternder Phrase zu betonen. ıch die Gestalten des vorliegenden, vielverheißenden lingswerkes eines jungen schweizer Dichters heben sich n dem Hintergrunde der Alpenlandschaft und des helischen Gemeinwesens ab, sie reden unter sich ihre weizer Mundart und bei den lebendigsten unter ihnen, e bei der köstlichen Gestalt der weltüberlegenen Therese ıgen die trauten Töne der heimatlichen Mundart auch ch ihr Hochdeutsch hindurch; tief in den Herzen aber t die Sehnsucht nach einer reineren Welt, nach dem henblick, für den man sich durch das satte Behagen dörfer Spießbürgerlichkeit und durch den Genuß städtischer ßerlichkeiten nicht entschädigt sieht. Diese tiefe Sehnht der Jugend gärt und treibt in Inglins Darstellung, d sie wird gestaltet in einer ganzen Fülle junger oder h jugendlicher Menschen; sie spricht sich aus, oft nur in rochenen Lauten oder in dumpfem Stöhnen, aber sie icht nicht in den höchsten Fisteltönen wie in der volutionsliteratur von gestern; es berührt uns so wohlnd, die letzten Forderungen der Zeit einmal unter Ausıß aller unmittelbaren oder verschleierten „Aktualität", ür aber mit einem klaren Blick in die Höhe behandelt sehen.

Freilich wird diese hohe Einstellung damit erkauft, die Figur des Pfarrhelfers und späteren Apostaten ichlin, die im Mittelpunkt des Ganzen steht, vielfach die lle des Räsoneurs spielen muß; die schweren, innerlichen mpfe, unter denen er sich von der Kirche trennt und nachls wieder zu einer hohen Überschau von Kirche und Welt emporsteigt, sie werden mehr erzählt oder angedeutet als gestaltet. Aus dem leidenden Menschen wird ein weltlicher Prediger von weiter Bildung, doch ohne besondere Tiefe und Originalität der Gedanken, freilich ein Prediger mit warmem Herzen, leuchtenden Augen und einer echten Güte und Menschlichkeit, dem wir seinen fesselnden, zugleich aufreizenden und erhebenden Einfluß auf junge Gemüter wohl glauben wollen. Er sieht und gesteht sich die innerliche Verlogenheit einer Welt ein, die um die Gottheit herumschleicht und die mit der Kirche einen faulen Frieden geschlossen hat; diese Welt der satten Philister mit ihrer pharisäischen Selbstgerechtigkeit, ihrer feigen Bigotterie, mit ihrer eiskalten Vernünftelei und ihrem pseudowissenschaftlichen Bildungshochmut, mit ihren gesellschaftlichen Koterien und Eifersüchteleien, mit ihrer schlechtverhüllten Bosheit und ihrer übertünchten Liebenswürdigkeit, sie zieht in einer ganzen Reihe scharf umrissener und vor allem prachtvoll gesehener Typen vor uns auf: eine Welt von gestern in den Farben der achtziger Jahre etwa, wo Häckelanbetung und offizieller Christuskult unvermittelt nebeneinander stehen, und dem gegenüber dann eine Jugend von gestern und heute. Aus diesen Gegensätzen hinweg aber strebt der frühere Pfarrer nach einer neuen Synthese; ehrlich versucht er, die dumpfen und zunächst verheerenden Gewalten in den Seelen der Jüngsten als göttlich-dynamische Wirkungen zu werten und sie in Einklang zu bringen mit den letzten treibenden Kräften und immanenten Normen in und hinter den Lehrmeinungen und Kultbräuchen der Kirche, d. h. hier der katholischen Kirche, die ohne jeden Haß gegen Andersgläubige doch mit einer gewissen Ausschließlichkeit geschildert wird. Der Dichter (und ein solcher hat dieses Buch doch wohl geschrieben, trotz aller jugendlichen Abwege in der Darstellung) ist der Gefahr aus dem Wege gegangen, die Liebe des ehemaligen Klerikers zu seiner „Geistlichen Braut" (von der Primiz her), der etwas gar zu fein und gar zu zart geschilderten Madeleine, in den Mittelpunkt des Ganzen zu rücken: das Rückgrat der Erzählung sind doch die ineinander gewobenen Schicksale der jugendlich Irrenden und ihres alle verstehenden und alle übersehenden Führers. Aber da der Zielpunkt erst verhältnismäßig spät sich dem Blick auftut, läßt sich ein gewisses Gefühl ermüdender Länge und Weitschweifigkeit nicht immer unterdrücken. In der Straffung des Aufbaus, in der Verlebendigung der Hauptgestalten, die die Träger seines eigenen Willens zur Lebensform sind, in der mimischplastischen Durchbildung der Sprache wird der Dichter noch zu lernen haben; in der frischen Anschaulichkeit im einzelnen, wie in dem deutlichen Pulsschlag des eigenen Herzens und in der weltweiten Einstellung liegen die fruchtbarsten Keime seiner Kunst, von der wir für die Zukunft Größeres erwarten.

Hamburg Robert Petsch

Springinsrödel. Ein kurioser Roman vom Niederrhein. Von Joseph von Lauff. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. (Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Bd. 151.) 491 S.

Lauffs beste Romane wurzeln in Landschaft und Volkstum des Niederrheins. Und nun hat er diese Werke um einen neuen „kuriosen" Roman bereichert. Kurios ist schon der Titel „Springinsrödel", nach dem Floh benannt, den die Hauptgestalt als Haustier hält, aber auch sonst hat Lauff Laune und Humor in die Geschichte der drei Freunde hineingewebt; mit verstehender Liebe am Menschen und Menschlichen, vielleicht manchmal etwas breit ausladend, aber echt niederrheinisch-behäbig und deshalb episch führt der Roman den Leser in die Geruhsamkeit der sechziger Jahre, jene Zeit, die bei aller Philisterhaftigkeit am Rhein noch so reich an Originalen war. Aber bei aller Geruhsamkeit pulst in dem Roman Leben von echt rheinischem Temperament. Alte Freundschaft wird durch junge Liebe ins Wanken gebracht, aber alles läuft nach beginnenden Konflikten auf glückliche Lösung aus. Und das ist vielleicht ganz gut so in dieser

im übrigen an Konflikten und Tragödien reichen Zeit. Es liegt nicht im Wesen Lauffs große Aspekte aufzureißen, Menschen in die Problematik der Gegenwart zu projizieren. Und gerade sein letztes Buch ist menschenfreundlich, weil es versöhnlich ist — und voll verstehenden Humors. Nicht neue Einblicke in niederrheinische Landschaft und Menschen kann dieses Buch gewähren, dafür steht Lauffs Eigenart zu sehr fest, und er selbst ist ein kluger Wisser dessen, was der Erzähler sagen darf und verschweigen muß, wenn er seine Leser unterhalten und nicht langweilen will. Diese sich hierin offenbarende künstlerische Selbstzucht, die auf jedes Experimentieren verzichtet, sichert ihm den Erfolg. Und zweifellos wird auch der neue Roman „Springinsröckel" ein Erfolg sein in demselben Maße, wie er die Reihe der früheren niederrheinischen Romane Lauffs, wie Anne Susanne, Pittge Pittgewit und Sinter Klaas in ihrer nicht zu verleugnenden Eigenart um einen weiteren Band bereichert.

Köln Paul Bourfeind

Die Heinzelmännchen. Von August Kopisch. Mit Bildern von Adolf Propp. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag).

Es war ein glücklicher Gedanke, das alte unterhaltend belehrsame und mit einer Art schmerzlicher Resignation zur Arbeit mahnende Gedicht mit farbigen Bildern herauszugeben. Fast jede Zeile hat hier Plastik und Leben und läßt sich daher in eine witzige Figur oder Bewegung übersetzen. Propp, der Einband- und Umschlagzeichner des regsamen Verlags, gibt fast jeder Gestalt genug Körper, daß sie auch dem kindlichen Auge deutlich wird, und verliert sich andererseits auch nicht in lähmende Ausführlichkeit. Die Farbenwirkungen, die sich um ein warmes Weinrot und kräftiges Dunkelblau gruppieren, sind recht mannigfaltig; zeichnerisch hat Propp die böse verhängnisvolle Neugier der Schneidersfrau, das Übereinanderpurzeln der Zwerge und das Lamento der erzählenden alten Tante mit wenigen Strichen unverkennbar getroffen. Nicht ganz ohne Zweifel bin ich, ob das Bild des lebendig zerhackt werdenden und dabei eine Träne vergießenden Schweins in einem auch und vor allem für Kinder bestimmten Buch völlig am Platz ist! Da aber Bilderbücher fast immer von Erwachsenen den Kleinen vorgezeigt und vorgelesen werden, bedarf es wohl nur eines bescheidenen Maßes von Erziehungstalent, die Phantasie an dieser Klippe vorbeizulenken. Die Verteilung von Bildern und Lettern ist locker und doch ebenmäßig, so daß auch der Erwachsene an der in Papier und Einband mustergültigen Arbeit gegründete Freude haben wird.

Berlin Franz Dülberg

Franzi oder Eine Liebe zweiten Ranges. Roman. Von Max Brod. München 1922, Kurt Wolff. 345 S.

Bekannt ist die Anekdote von dem russischen Fürsten, der nach der Lektüre der „Räuber" sich äußerte, wäre er Gott gewesen und hätte gewußt, daß dieses Buch geschrieben würde, er hätte die Welt ungeschaffen gelassen. Solcher Paroxysmus der Abwehr wäre anläßlich der Novelle Brods — sie führt den Namen Roman wieder einmal zu Unrecht — nicht angebracht. Immerhin konnte ich das Gefühl nicht unterdrücken, daß ich meine Erdenexistenz gern in einer sympathischeren Zeit absolviert hätte, als in der, die dieses Buch erzeugt hat. In einer Zeit etwa, in der eine unsympathische, weil frigide und doch nicht abweisende Bankiersgattin aus Reichenberg eben eine widerwärtige Provinzlerin war, nicht aber eine „sittlich äußerst strenge Frau" (ich zitiere den Waschzettel) und in der das abenteuerliche Manikurefräulein Franzi eben ein reizendes Exemplar jener Gattung darstellte, die man in Wien „Flitscherl" nennt. Auch in der sympathischeren Zeit mochte ein Mann empirisch darauf kommen, daß das Flitscherl subjektiv und objektiv die wertvollere Person ist, daß es auf den Mann zweifellos besser wirkt. Da es aber zwischen der frigiden Provinzlerin und dem Flitscherl eine ganze Reihe weiblicher Typen gibt, unter anderen jenen, zu dem besagte Bankiere von Brod aufgeplustert wird, außerdem aber noch eine Menge anderer Dinge, die für den Mann relevant sind, so dürfte ein männliches Wesen jener geträumten Epoche die obenerwähnte Erkenntnis kaum zu „Zweifeln an aller Moral, am Sinn, an Gott" (ich zitiere abermals den aufgeregten Waschzettel) ausgebaut haben. Die lyrische Führung des Buches, seine minutiöse, durch psychoanalytisches Wissen fundierte Ausarbeitung von Ekstasen des Leibes und der Seele sei anerkannt. Unsympathisch, stellenweise unfreiwillig komisch aber ist das erzählende „Ich" in seiner pubertalen Manie, Erregungen der eigenen Geschlechtszentren als kosmische Ereignisse auszuschreien. Die Gefühlsenergien, die da zwischen den Polen der Frau Marianna und dem Fräulein Franzi sich „ballen", lassen ein Wort erscheinen, das seinerzeit Karl Kraus (in der demolierten Literatur) einem jungwiener Literaten, der heute längst ein ergrauter Operettenlibrettist ist, angehängt hat: „... und man konnte staunend erfahren, was so ein dämonisches Weib für Minderbemittelte alles imstande ist, wenn es von einem modernen Lyriker empfunden wird."

Wien Herbert Joh. Holz

Die Verdammten. Roman. Von Frank Thieß. Stuttgart 1923, J. Engelhorns Nachfolger. 671 S.

Baltenromane sind Mode. „Die Verdammten" von Frank Thieß zeichnen sich vor andern dadurch aus, daß sie das Baltitum der Vorkriegszeit schildern mit seinem noch von keinem Weltuntergangssturm umbrausten breit-behaglichen, weltfernen Landleben. Mit großem Ernst und großer, zu großer Gründlichkeit behandelt er das schwierige Problem der Geschwisterliebe. Axel von Harras, der nach jahrelanger Abwesenheit heimkommt, schwer enttäuscht von seiner törichten jungen Frau, findet in seiner schönen und hochbegabten Schwester Ursula nicht nur die Verkörperung von allem, was Heimat und Kaste für ihn meinen, sondern auch die Frau, die er immer ersehnt, die ihn versteht und die sich ihm bedingungslos ergibt. Leider schwächt eine phantastische Vorgeschichte, die diese Liebe der Geschwister als etwas Schicksalgegebenes erklären soll, — gerade den Eindruck der alles niederreißenden Leidenschaft ab, und Axel und Ursula machen viel mehr den Eindruck eines standesamtlich-bürgerlichen Ehepaares als den von sich und der Welt Verdammten; was die alles verstehende Mutter noch verstärkt. Man empfindet die Lösung des Romans, das Fortgehen Ursulas, als ihr Glaube an den Geliebten bei der ersten Schwierigkeit zerbricht — und gerade bei einer Frage, wo sie zu ihm stehen müßte — als doch zu leicht und glaubt nicht recht daran, ebensowenig wie an Ursulas nicht aus innerer Notwendigkeit, sondern faute de mieux entstandene Künstlerschaft. Der im ganzen etwas formlose Roman bri eine Fülle hübscher, ohne Süßlichkeit von Heimatliebe erfüllter Schilderungen von Land und Leuten. Leider wird man nie ganz das Gefühl los, daß einzelne der gezeichneten Menschen nicht Literatur sondern Bilder nach lebendem Modell sind und daß die nicht nur im Thema Axel-Ursula angeschnittenen Fragen aus schwierigen Grenzgebieten in diese wohlerzogene Gesellschaft nicht recht hineinpassen.

Königsberg i. Pr. Agnes Miegel

Der Vetter. Erzählung. Von Johannes Muron. Leipzig 1922, Vier-Quellen-Verlag. 89 S.

Sehr schön ausgestattet erscheint im Vier-Quellen-Verlag eine kleine Erzählung „Der Vetter" von Johannes Muron, die in ihrer ganzen Art an die jetzt wieder an Einfluß gewinnenden Romantiker sich anlehnt. Sehr hübsche und liebevolle Naturschilderungen, Liebe zum Geheimnisvollen und doch Einfach-Natürlichen erfreuen in dem anmutigen Geschichtchen von der sommerlichen Besuchsfahrt und ereignisreichen Verlobungsreise des jungen Christoph Göldlin, wenn auch das kleine Werk noch sehr viel mehr eine Versprechung als eine künstlerische Erfüllung bedeutet.

Königsberg i. Pr. Agnes Miegel

Der Ahnengarten. Von Ludwig Finckh. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 111 S.

Der schwäbische Dichter hat seinem „Ahnenbüchlein" vom vergangenen Jahr rasch ein ähnliches nachgeschickt. Auch in seinem „Ahnengarten" beschäftigt er sich im zwanglos anmutigen, mit Versen untermischten Plauderton mit der Ahnenforschung, die sich bei ihm zu einer fast leidenschaftlichen Liebhaberei ausgewachsen hat. Die Genealogie ist, weil allzu häufig vom ahnungslosen Dilettantentum oder leichtfertigen Brotgelehrtentum betrieben, von den strengen Wissenschaftlern nie so ganz voll genommen worden. Finckh hat nun die ganze Sache von einer ganz anderen Seite angepackt, nämlich von der gemütlich-moralischen. Auch diese seine Bestrebungen dienen zu guter Letzt seinem brennenden Wunsche, dem deutschen Volke zu helfen in seiner Gegenwartsnot und zu seiner sittlichen Wiederaufrichtung beizutragen. Er weist jeden einzelnen auf die Wichtigkeit des Ahnenkults hin, der die Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis fördert, und betont, zu den Quellen des Werdens hinabsteigend, den gemeinsamen Ursprung des gesamten Deutschtums im In- und Ausland nachdrücklich. So wird man das frischfröhliche Büchlein nicht nur mit Vergnügen lesen, sondern auch dankbar den Anregungen des Verfassers folgen, derdurch sein unermüdliches Werben schon manchen für die Durchforschung dieses fesselnden Kulturgebiets gewonnen hat.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Die starken Godenraths. Roman. Von Willy Harms. Leipzig und Zürich 1922, Grethlein & Co. 288 S.

Es ist erstaunlich, wie stark der neue mecklenburgische Dichter Willy Harms sich entwickelt hat. Sein erster Roman bedeutete schon eine gute Talentprobe, während der als Fortsetzung des ersten gedachte zweite an einer lähmenden Weitschweifigkeit und Unklarheit litt, so daß die Befürchtung auftauchte, er habe in seinem Erstlingswerk nicht nur sein Bestes gegeben, sondern sich überhaupt ausgegeben. Sein neues Werk, „Die starken Godenraths", beweist das Gegenteil und steht vor uns als starke, geschlossene Dichtung, die durch ihre Schlichtheit und Tiefe, ihre Kargheit und doch auch wieder bunte Vielgestaltigkeit außerordentlich erfreut. Ich deutete in einer früheren Besprechung einmal an, daß wir arm seien an guten Darstellern unseres norddeutschen Bauerntums, daß dieses Bauerntum meistens frisiert erscheine und darum im Denken, Fühlen und Reden unecht sei. In Willy Harms ist einer erstanden, der diese steifnackigen Gestalten bis auf den Grund kennt und sie darum darstellt, wie sie wirklich sind. Gewiß läßt auch er sich noch bisweilen von der Idee, die er seinem Werk zugrunde gelegt hat, hinreißen und legt seinen Bauern ihnen fremde Bilder und Satzkonstruktionen in den Mund, denn es sind eben nicht alle von der Meisterschaft Timm Krögers, der seine Dorfbewohner auch hochdeutsch reden ließ, ohne auch nur im entferntesten den Gedanken zu wecken, als sei nicht alles Gesprochene durch und durch niederdeutsch gedacht; aber das ist ein Mangel, der gegenüber den großen Vorzügen, die dieser neue norddeutsche Bauernschilderer beweist, nicht so stark ins Gewicht fällt, daß seine Gesamtleistung darunter litte. Willy Harms ist auf jeden Fall ein Mann, der was zu sagen hat und der eine eigene, ganz besondere Note zeigt, ein geborener Erzähler dazu und also eine Kraft, von der wir noch viel erwarten dürfen.

Kiel Wilhelm Lobsien

Frau Wilson und ihre Freundin. Roman. Von Helene von Mühlau. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 256 S.

Das Thema der Liebe zwischen Frau und Frau läßt Helene von Mühlau seit einiger Zeit nicht los. Zum zweitenmal schon behandelt sie es in einem Roman. Vor dreißig Jahren noch wäre das unmöglich gewesen; zum mindesten in einem deutschen Roman. Man hätte ein solches Buch verurteilt und der schlimmsten Absichten geziehen. Heute gibt es schon eine ganze Reihe von Menschen, welche die Liebe nicht mehr als eine einfache, geradlinige Sache betrachten, die bloß durch äußere Schicksale gefährdet ist, sondern wissen, daß sie tausend Schattierungen, tausend Möglichkeiten, tausend Abgründe und tausend Seligkeiten hat. Was ehedem kaum der Psychiater wußte, weiß jetzt so ziemlich jeder moderne Mensch. Aber wissen und verstehen ist hier mehr als irgendwo zweierlei.

Hier nun setzt Helene von Mühlau ein. Sie will uns jene Menschen begreiflich machen, die erotisch anders veranlagt sind als die Masse; sie wirbt um Verständnis und Mitleid für die einsamen Frauen, welche vergeblich Befriedigung und Glück beim Manne suchen, welche selbst nicht wissen, was sie so glück- und ruhelos macht, bis sie plötzlich in einer Angehörigen des eigenen Geschlechts Erfüllung ihrer dunklen Sehnsucht finden.

Sie schildert diese seltsamen Dinge geschickt und diskret; daran, daß sie den Höhepunkten ausweicht, ist nicht Unvermögen schuld, denn sie hat in anderen Romanen — ich erinnere nur an „Liviana Saltern-Santos" — gerade in der Darstellung der Leidenschaft große Glut entfaltet, sondern ihr Wunsch, den heiklen Stoff auf das zarteste zu behandeln. Man sieht unverkennbar, daß es ihr um keine Sensation zu tun war, sondern nur um die künstlerische Gestaltung der geschlechtlichen Nüancen und Zwitterempfindungen, an denen die Welt so reich ist. Sie stellt mit anerkennenswerter Plastik zweierlei Frauentypen dar, die beim Manne kein Glück finden und die ihm keins geben können: die hingebende, von ihrer seltsamen Grundveranlagung abgesehen, „weibliche" Frau und die begehrende, männliche. Daneben schildert sie Männer, die gleichfalls dunklen Seelenregungen anheimfallen; sie üben geheimnisvolle Macht auf andere aus oder verfallen einem solchen Einfluß auf rätselhafte Weise.

Kurz, es ist ein merkwürdiger Querschnitt des Lebens, was Helene von Mühlau in ihrem jüngsten Romane darstellt. Aber wer offene Augen hat, wird weder die Menschen noch ihre Schicksale unwahr nennen. Und ich glaube, daß das geschickte, verständnisvolle, klare und warme Buch allen Lesern, die sich mit den dunklen Regungen des Menschen beschäftigen, allen, welche die Untiefen und Abgründe des Lebens ahnen, willkommen sein wird.

Wien Christine Touaillon

Die Prinzessin von Babylonien und andere Erzählungen. Von Selma Lagerlöf. Deutsch von Marie Franzos. 1.—5. Tausend. München 1922, Albert Langen. 210 S.

Um ihn zu füllen, sind in diesen Band zu dem Dutzend Novellen allerhand andere Kleinigkeiten aufgenommen: Nachrufe, Akademiereden, Stimmungsbilder aus den ebenso tief versunkenen wie immer noch tief wirkenden Kriegsjahren. Aber selbst darin, in der Tagesnotiz wie in der Gelegenheitsarbeit, lebt warm und innig der Persönlichkeitszauber der seltenen Frau. Man kann nicht naiver erzählen als sie; also auch nicht unmittelbarer. Noch wenn sie die Wundermär der heiligen Luzia entrollt, macht sie aus der Legende eine blutwarme Wirklichkeit. Und Menschen sagenhafter Zeiten werden unsere Geschwister. Weil sie allen und allem von ihrem Herzblut gibt.

So kann die Lagerlöf das Unbedeutendste erzählen, und es wird wichtig, welträchtig, sinnvoll und unvergeßlich, da sie selbst darin lebt. Sie kann sich nie verleugnen. Auch nicht auf dem Rednerpult der Schwedischen Akademie, deren Mitglied sie 1914 geworden ist. Ihr Frauentum, ihr Muttertum bricht überall durch. Alle ihre Gestalten sind wahrhaft ihre Kinder. Keins verleugnet die Mutter. In allen lieben wir die Schöpferin.

Berlin Kurt Münzer

Taiau. Der große Friede. Ein chinesischer Roman. Von Oswald Arnold von Sien. Frankfurt a. M., Societäts-Druckerei G m. b. H. 236 S.

Ein Roman ungewöhnlich spannend, anschaulich und farbig. Die Psyche des gelben Ostasiaten widerspiegelnd, eindringlich bis zur Verblüffung. Nicht die blumigen Süßigkeiten eines Pierre Loti. Nichts von der unwirklichen Idealisierung

Lafcadio Hearns. Nein, herbe Realität, die scheinbar Übersinnliches selbst durchaus begreiflich gestaltet. Der pseudonyme Verfasser, ein gründlicher Kenner von Chinas uralter Kultur, erschließt tiefen Einblick in jene bizarr-barocke Welt unserer Antipoden. Was nur als kurze Drahtmeldung bisweilen uns zufliegt: Revolutionen in China, Süden gegen Norden, Generalgouverneure wider Zentralgewalt, Bürgerkrieg und Räuberunwesen, Massenabschlachtungen, Verschwörungen mächtiger Geheimbünde — all das wird hier in tiefer Verwurzelung plausibel aufgezeigt.

Verschwörerbünde im Reich der Mitte sind so alt wie dieses selbst. Die Schaudertaten aufgewiegelter fanatischer Horden, sie füllen Chinas Geschichte. In jeder Volksseele lauert die Bestie; ein Hetzwort weckt sie zur Raserei. Vor zwei Dezennien galt es der Boxerbewegung Herr werden. Nun gibt die Taian-Idee des Südens zu schaffen. Eine Art kommunistisch gearteter Psychose enterbter, grollender Massen, geschürt von europäisch gebildeten Demagogen, die mit dem Bolschewismus liebäugeln.

Faszinierendes clair-obscur umgibt dies Buch. Man vermeint unter in Tusche, gold, purpur und indigo hingepinselten chinesischen Genrebildchen zu blättern. Abstruse Episoden voll seltsamem Reiz. Wie etwa jene schaurig-phantastische Verschwörerszene im Jaspisberg, der Piratenüberfall auf dem Westfluß, eine Gauklerszene im kaiserlichen Winterpalast, wobei Chinas Präsident durch Meuchlerhand gefällt wird. Die Zwitterpsyche eines seltsam gearteten fernen Kulturvolks umweht einen. Seltsam, weil anderen kulturellen Ursprüngen, Gedanken- und Gefühlskomplexen entsprossen, in anderen Philosophemen erwachsen. Eines Volkes, das obendrein noch zwischen verzopftem Konservativismus und arg verschroben erfaßten, aber extremsten europäischen Errungenschaften hin und herpendelt. Politische, soziale und folkloristische Tatsachen finden hier Klärung, so weit solches überhaupt möglich. Dies verleiht dem Buch seinen eigenartigen Wert.

Wien — Martin Brussot

Alle Wege führen nach Golgatha. Roman. Von Jerome K. Jerome. Übersetzung aus dem Englischen von Hermynia Zur Mühlen. München 1922, Drei-Masken-Verlag. 367 S.

Jeromes Roman „All Roads Lead to Calvary", der erst kürzlich in der Tauchnitz Edition erschien, wird nun weiteren deutschen Kreisen in einer lesbaren Übersetzung zugänglich. Der Roman gibt die Entwicklung einer klugen und schönen Frau, einer Journalistin, die an ihrem Teil helfen will, die Welt zu bessern, und dazu bei sich selber anfängt. Sie wird langsam für ihr Glück bereit und durch viele Erfahrungen und Kämpfe und nicht zuletzt einige entsetzliche Stadien des Weltkriegs geführt. Mit eindrucksvoller Folgerichtigkeit wird hier der Krieg von der religiösen und innermenschlichen und besonders auch der fraulichen Seite her bekämpft und so der Roman zu einem unbedingten Bekenntnis zum Pazifismus gestempelt. Wer Jerome nur aus seinen humorvollen Schriften kennt, wird von diesem tiefernsten Roman seltsam überrascht und gepackt. Es ist ein interessantes, ein gutes und nach Inhalt und Form erfreuliches Buch, dem man viele deutsche Leser wünscht, zumal es britische Zustände aufrichtig und dabei nicht übertrieben darstellt.

Münster i. W. — F. Schönemann

Dramatisches

„Blut du bist Blut." Ein Spiel in drei Teilen. Von Heinrich Anton. München 1922, Kurt Wolff. 93 S.

Der Verfasser —? Der mir dies Büchlein mit überlegenem Lächeln aber mit freimütigem Bekenntnis zu dieser seiner Schöpfung übergab, ist ein Mann, der mitten im politischen und publizistischen Leben Deutschlands steht und trotzdem einsame Wege — sie führten einmal auch zu Novalis — liebt. Soviel ist sicher: Anton heißt er nicht.

Der — sei es Unbekannte — hat dies hastende Spiel mit ausgesprochener Begabung für dramatische Raffung und dramatische Dialoggestaltung geschrieben. Die kurzen Szenen haben visionäre Kraft. Das karge Wort haftet. Noch ist den Gestalten mehr Physiognomie als innere Wesenheit gegeben, dafür aber ist die Handlung mit Temperament und bühnengemäßer Energie geführt.

Das entscheidende Motiv des nirgendwo und nirgendwann spielenden Dramas zielt in das Empfindungsleben unserer Zeit hinein. Don Juan wird Volksbeglücker, Führer der Revolution. Ihm, mehr als den erprobten Alten, jubelt die Jugend zu. Aber wie ihm die Liebe zu einer Frau die seiner Eigenart hohnsprechende, augenblicksweise aber ehrlich empfundene Maskerade aufzwang, so wird das wesensfremde Kleid, sobald diese Liebe — im Genuß — erstorben ist, wie ein lästiger Mantel in sommerlicher Schwüle abgeworfen. Ein Blick durch erleuchtete Scheiben, hinter denen sich die Paare im Tanz umfangen drehen, genügt, und Don Juan ist wieder Don Juan.

Schade: das Spiel hat einen Abschluß, aber kein Ende. Don Juan stirbt, aber er findet einen Zufallstod, oder den Tod eines Mannes, der sein Leben voreilig verpraßte. Das Schicksal tritt ihn weder auf das zwingende Handlungsgebot hin, noch auf das innere Erlebnis an. Dieser dramatische Don Juan endet episch. Noch ist es einer der geistreichsten Züge des geistreichen Spiels, daß Don Juan in dem Augenblick dem Tod zur Beute fällt, in dem er den Tod in der Gestalt seines äffenden Begleiters erwürgt zu haben glaubt. Zur Schicksalsverknotung aber ist dieser Haken zu schwach.

Also: ein Torso. Aber einer, der den Wunsch weckt, den Künstler am nächsten Werke zu sehen.

Berlin — Ernst Heilborn

Sophokles Antigone. Übertragen von Walther Amelung. Jena 1922, Eugen Diederichs. 64 S.

Feiner herausgearbeitet in sprachlicher Beziehung, da und dort dem griechischen Text noch inniger verwoben, erscheint Antigone hier als Einzeldruck, nachdem das Stück im Jahre 1916 im ersten Band der Sophoklesdramen enthalten war. Es gereicht stets zur Freude, sich mit der Antike zu beschäftigen und damit tiefer einzudringen in die Welt ihrer Dichter. Wenn wir jetzt Antigone lesen, tun sich neue Seiten auf, wir sehen in den politischen Kampf, der sich in Athen zwischen Demokratie und Aristokratie abspielte, als Sophokles die Antigone als letzte ihres Geschlechts auf die Szene stellte; wir sehen Weltanschauung gegen Weltanschauung kämpfen und fühlen den lebendigen Atem des Lebens „ungetrennt durch Raum und Zeit". Von der Übertragung gilt, was Amelung in der — übrigens interessanten und lehrreichen — Einleitung sich als Aufgabe gestellt hat: „Sie kann die Ströme feurigen Empfindens, die in dem Originale in festen, uns zum Teil unnahbar fremden Formen gebannt liegen, in neue Bahnen leiten, in denen sie frei aufrauschen können, daß wir staunend Herz zu Herzen sprechen fühlen." Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, zwei Nachbildungen antiker Skulpturen schmücken es. Mit Stolz dürfen wir ein solches Buch in die Hand nehmen, das trotz allem im Jahre der Not 1922 in die Welt geht.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Der Herzog von Viseo. Von Lope de Vega. Übersetzt von Wolfgang Wurzbach. Wien 1922, A. Schroll & Co. 186 S.

Lope de Vega, dieser mirakelhaft fruchtbare spanische Klassiker, der, wie schon erörtert wurde, ungefähr fünfzehnhundert dramatische Dichtwerke schuf, hat endlich seinen liebevollen Verdeutscher gefunden. In der Serie seiner „Ausgewählten Komödien", die Wolfgang Wurzbach herausgibt, erschien eben als vierter Band die bei uns kaum gekannte, tieferschütternde historische Tragödie „El Duque de Visão". Sie behandelt die bewegten staatspolitischen Ereignisse, die sich unter João II. (1481 bis 1495) in Portugal abgespielt haben. Dieser selbstherrliche Monarch hatte es sich vorgesetzt, die unter seinem nachsichtigen Vater unerträglich gewordenen Vorrechte einzelner Vasallen zu brechen. Dies führte zu zwei mächtigen Verschwörungen.

Die eine, unter Anstiftung der intriganten Braganzas, büßte der Herzog selbst mit öffentlicher Enthauptung. Näher ging dem König die andere, weil in diese sein eigener Vetter und Schwager Diogo, Herzog von Viseo, durch jugendliche Unüberlegtheit mit verwickelt war. Das Tragische liegt darin, daß João den ihm ans Herz gewachsenen Jüngling, sich selbst am Leben bedroht sehend, in einer Aufwallung heftiger Erbitterung mit eigener Hand tötete. Diese verräterischen Umtriebe hochfeudaler Frondeure boten Lope das Motiv zu einer Tragödie von dramatischer Wucht. Es ist erfreulich, daß nach Lopes „Castelvines und Monteses" und „Richter von Zalamea", nun auch solche Dichtung in erstmaliger Verdeutschung zugänglich wird. Interesse darf auch Wurzbachs Übersetzung von Lopes „Jüdin von Toledo" beanspruchen, weil ihr Grillparzer zu seinem Drama die Anregung dankt, nicht minder aber des Dichters „König Ottokar", der jenen gleichfalls von Grillparzer aufgegriffenen Stoff zum erstenmal dramatisch behandelt.

Wien Martin Brussot

Die Bacchen des Euripides. Übertragen von Hans Bogner. München 1922, Max Huebner. 63 S.

Eine der reifsten, vollendetsten Tragödien der großen Zeit Athens sind die Bacchen des Euripides. Wenn sie auch Schopenhauer als antik-frommes Werk abgelehnt hat und im Geiste seiner rationalistisch-pessimistischen Weltanschauung ablehnen mußte, sind sie doch philosophisch so lebendig geblieben oder vielleicht wieder geworden, daß eine sprachlich schöne Übertragung dem Bedürfnis der Zeit entspricht. Mitreißende Darstellung leidenschaftlich bewegter Szenen und die Raserei des dionysischen Kultus, der als Volksreligion dem aristokratischen Apollondienste gegenüberstand, machen das Werk zu einem der wichtigsten zum Verständnis antiker Gesinnung und antiken Lebens. Die Einführung vermittelt geschickt, die Verse sind fleißig durchgearbeitet und lesen sich flüssig mit einigen wenigen Ausnahmen (z. B. Seite 31, 50).

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Die Heideschuster. Bauernkomödie in fünf Akten. Von Aleksis Kivi. Übersetzt von Gustav Schmidt. Dresden und Leipzig 1922, Heinrich Minden. 156 S.

Vor fünfzig Jahren starb in Elend und Wahnsinn in einer einsamen Bauernhütte des finnischen Waldes der Schöpfer dieser prachtvollen Bauernkomödie. Nur wenige seiner Landsleute ahnten seine Dichtergröße. Ein allmächtiger Literaturpapst, der als Professor der Literaturgeschichte an der Universität Helsingfors die Geißel der klassizistischen Kritik schwang, hatte die Kunst Kivis in Grund und Boden verdammt als eine Mischung von Roheit und Alltäglichkeit, deren er sich im Namen seines Volkes schämte. Heute strahlt der Name Kivi als unvergänglicher Stern am Firmament des finnischen Geisteslebens, und sein Werk ist der fruchtbare Boden, aus dem die schaffende Phantasie der heutigen Künstlergeneration Finnlands ihre lebendigste und stärkste Kraft saugt. Mit seinem herrlichen Werk, dem Prosaepos „Die sieben Brüder" (ebenfalls bei Heinrich Minden) hat uns der Übersetzer Gustav Schmidt, Lektor der deutschen Sprache an der Universität Helsingfors, vor Jahresfrist bekannt gemacht. Nun schenkt er uns dieses derb-realistische Volksstück, das mit seinem urfinnischen Charakter an den Übersetzer noch größere Anforderungen stellt als der Roman, ja stellenweise fast unübersetzbar erscheint. Schmidt sucht dieser Schwierigkeiten durch Gewissenhaftigkeit und Korrektheit Herr zu werden. Für das gelesene Buch genügt das zunächst. Für die Bühne müßte die Genialität des Darstellers schöpferisch mit eingreifen. Hoffentlich gibt uns Schmidt auch die Verdeutschung der dichterisch ungemein starken Einakter Kivis. Denn dieser Dichter gehört der Weltliteratur an.

Berlin-Friedenau Johannes Öhquist

Verschiedenes

Ereignisse und Gestalten 1878–1918. Von Wilhelm II. Leipzig 1922, K. F. Köhler. 1 Bd. 309 S.

Keins der Memoirenwerke über den Weltkrieg, die bis jetzt erschienen sind, sagt die volle Wahrheit, nicht einmal vom subjektiven Standpunkte aus. Sie sind wie die Blau-, Gelb-, Weiß-, Orangebücher des Kriegsausbruchs Verteidigungsschriften oder Propagandapredigten. Der Schreiber kämpft noch immer um die eigene Position vor der Geschichte, oder ums eigene Vaterland vor der Politik der Gegenwart. Nicht einmal die posthume Veröffentlichung entledigt sich aller dieser Rücksichten. Auch sie ist Plaidoyer und Polemik. Man wird Wilhelm II. und seinen Aufzeichnungen also die selbstverständlichen Privilegien auf starke Subjektivität nicht verweigern dürfen, die jeder andere Memoirenschreiber für sich in Anspruch genommen hat. Man darf ihm noch mehr einräumen, die menschliche Schwäche im Erinnern, vor der die Dinge und die Personen verschweben, und vor allem das Bedürfnis der Selbstverteidigung gegen die ungeheuerlichsten Anklagen, die vor und während des Kriegs lawinenweise gegen ihn gewälzt wurden. Keine Figur der Weltgeschichte ist von feindlicher Verleumdung so bevorzugt worden wie der letzte deutsche Kaiser, und keine überquellende Verehrung hat mit sympathischer Legendenbildung das fürchterliche Bild gemildert. Darum ist es die Tragik dieser Aufzeichnungen geworden, daß sie auf jeder Seite gegen Gespenster kämpfen müssen. Das ist aber auch ihr entscheidendes Merkmal. Denn Kaiser Wilhelm hat in einer dreißigjährigen Regierung alles getan, um diesen Hexensabbat gegen sich zu entfesseln. Er versäumte keine Gelegenheit, der Welt die Anlässe zu bieten, ihn als den „seigneur de la guerre" zu zeichnen und der Furcht und dem Abscheu der Völker auszuliefern.

So hat er die Gespenster selbst gerufen, die er jetzt bannen möchte. Aber seine Beschwörungsformel ist wirkungslos. „Ich bin nicht, was ich schien, ich habe stets etwas anderes gewollt als was ich auf den Rat und Druck meiner Minister getan habe." Das ist in zwei Worten der Sinn, der aus den „Ereignissen und Gestalten" spricht. Wilhelm II. fühlt nicht, daß er damit die Rolle nur weiter spielt, die er immer gespielt hat und die ihm lange genug den paradoxen Erfolg verschafft hatte, wie ein Protagonist zu erscheinen, während er nur Komparse war. Er flieht vor der Verantwortung, indem er sie ablehnt, genau wie er sie eigentlich auch ablehnte, als er wider besseres eigenes Empfinden sich von seinen Kanzlern zu jenen unglückseligen Demonstrationen der Depesche an Krüger, der Fahrt nach Tanger oder des „Panthers" in Agadir überreden ließ. Warum hat er nicht widerstanden? Er, der heute sich als einen skrupellosen Konstitutionalisten hinstellt, hatte den herrlichsten und solidesten konstitutionellen Einwand gegen die Zumutungen der Minister: „Die Krone ist kein ausführendes Organ der Diplomatie." Aber ein solcher Widerstand wäre Übernahme einer persönlichen Verantwortung gewesen, und davor ist Wilhelm II. immer zurückgeschreckt. Die Franzosen wußten längst, daß er im letzten Momente immer wieder zurückzucken würde. „Il canera toujours" war ein französisches Sprichwort geworden. Wir wissen, daß er aus Friedensliebe so gehandelt hat, aber warum hat er durch seine großen Gesten den Anschein erwecken müssen, als sei er nur ein Held der Worte, dem schließlich vor dem eigenen Mute bangen würde? Vielleicht stellt die Geschichte einmal fest, daß im französischen Spiel vom Juli 1914 etwas von dieser Spekulation vorhanden war: Wenn es nicht zum Kriege kommt, weil der Kaiser wieder zurückzuckte, dann wird jedenfalls das deutsch-österreichische Bündnis zerrissen und damit das letzte Glied zur diplomatischen Einkreisung Deutschlands geschmiedet.

Nur ein unmündiger Fürst hätte so sprechen dürfen, wie Wilhelm II. in seinem Buche. Unmündig fast ist auch die Form dieser Schrift, die eine welthistorische Urkunde hätte werden müssen und kapitelweise nur ein Schulleitfaden für den geschichtlichen Unterricht geworden ist. Man setze die Ichform der Erzählung in die dritte Person, und der Leitfaden

ist fertig, der Leitfaden freilich wie er nicht sein soll. Denn in jeder Zeile liegt jene Bewunderung für die eigene Herrschertätigkeit, die in den Schulbüchern für die Dynastie gepflegt wurde. Was haben die kleinen Verdienste der Fachminister zu tun mit dem Schicksal des Deutschen Reichs im Weltkriege? Freilich muß man zwischen den Zeilen lesen: Seht, wie ich immer die richtigen Männer an den richtigen Platz zu stellen wußte? Leider war das nicht in den großen Fragen der Weltgeschichte der Fall. Und wenn ein richtiger Mann da war, dann fand er beim Kaiser nicht die Unterstützung, die er nötig gehabt hätte, wie in dem Streite zwischen Reichskanzler und Heeresleitung um den Frieden. Auch da ging Wilhelm II. der Verantwortung aus dem Wege, nicht ahnend, daß er damit die schwerste Schuld auf seine Schultern geladen hat. Und das Urteil kann nur noch schlimmer ausfallen, wenn der Kaiser jetzt auf dreihundert Seiten den Nachweis führen möchte, daß seine politische Einsicht in allen schwierigen Lagen die richtige gewesen sei. Er kannte das Gute, aber er tat es nicht.

Frankfurt a. M. F. Schotthoefer

Aus altpreußischen Tagen. Kleine Lebenserinnerungen. Von Adelheid von Veith. Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge 1922, Erich Matthes. 138 S.

Wer auf Wanderanekdoten Jagd zu machen liebt, der wird in diesem sich sehr anspruchslos gebenden, aber als 78. Zweifäusterdruck nett ausgestatteten Büchel eine förmliche Fundgrube entdecken. Dabei hat es den Vorzug, solche bezeichnenden Geschichtchen (z. B. „Macbethen, Sie drüppen!" oder den Schlafrock mit dem dreifachen 10½-Zoll-Abstrich u. a. m.) nicht bloß zu lokalisieren, sondern auch möglichst genau zu personalisieren. Absichtlich sage ich: „möglichst". Denn einen grausamen Fehler haben — nach meinem „historischen" Empfinden — diese Erinnerungen: sie sind, wenn auch nicht völlig, so doch nahezu ungeordnet. Kraus durcheinander drängen sich in ihnen Erzählungen aus Treptow a. d. Rega, Berlin, Breslau, Königsberg, Posen, Magdeburg usw., so daß es, da ein knapper Familienabriß (etwa in Form einer kleinen Genealogie über hundert Jahre; die Verfasserin ist die Witwe des Germanen-Altgeschichtlers C. von Veith) leider fehlt, unmöglich ist, den betreffenden Vorgang auch nur annähernd in ein bestimmtes Jahr zu rücken. Das sollte bei einer — sicher bald notwendig werdenden — zweiten Auflage unbedingt vom Herausgeber W. Matthießen nachgeholt werden. Wir erfahren charakteristische Züge von Blücher, Nettelbeck und Moltke, von Droysen, Bergk und Bernhardi, von Georg Bleibtreu und Spangenberg, von E. T. A. Hoffmann und Gregorovius. Herr Gott, was muß es vor einem halben und ganzen Jahrhundert noch für Originale gegeben haben! Schier unglaublich, diese Fülle auf sich selbst gestellter Gestalten — freilich gab es damals noch keine Schulreformer, sondern eine spartanische Erziehung. Manches klingt so, daß man versucht ist dahinter zu setzen: lögenhaft to vertellen.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Die Stadt Regensburg. Von Albert von Hofmann. Historische Stadtbilder. Bd. 2. Mit zwei Stadtplänen und neun Grundrißzeichnungen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 189 S.

Der Reihe historischer Städtebilder, die der Verlag herauszugeben begonnen hat, liegt ein vortrefflicher Gedanke zugrunde: es soll der Gang der deutschen Geschichte in helleres Licht gesetzt werden durch die Verbindung und gegenseitige Durchdringung des allgemein-nationalen und des lokalhistorischen Gesichtspunktes. Die Ausstrahlungen sollen aufgewiesen werden, die von einzelnen Brennpunkten her erfolgt sind, und gleichzeitig die Rückwirkungen, die die Gesamtentwicklung auf das Einzelschicksal ausgeübt hat.

Nach Konstanz behandelt von Hofmann Regensburg. In seinen früheren Büchern hat er bewiesen, daß er mit besonderem Geschick den Einfluß der geographischen Bedingungen darzustellen vermag, denen das historische Geschehen unterliegt. So spielt auch hier eine besondere Rolle die Untersuchung, inwiefern derartigen Ursachen Regensburgs Entstehung und die Art seiner Entwicklung zuzuschreiben ist. Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der er[ste] den Anteil der Stadt an der nationalen Geschichte behand[elt], während der zweite ihrer Schilderung gewidmet ist.

Der rein historische Teil scheint mir weniger gelung[en zu] sein. In dem Wechsel von politischer Machtstellung und [Ein]flußlosigkeit, von Handelsblüte und Niedergang ist Regen[s]burg ein Spiegelbild des Auf und Ab im nationalen We[rde]gang. Sehr richtig wird darauf hingewiesen, wie die Reic[hs]stadt infolge der Einklemmung zwischen Österreich u[nd] Bayern sich nicht zur Geltung bringen konnte. Aber es [ist] nicht ganz gelungen, die großen Entwicklungslinien hera[us]zuarbeiten, vielmehr bleibt die Darstellung häufig in ch[ro]nistischer Aufzählung der Ereignisse stecken, wobei die Trock[en]heit noch durch die Art des Stils erhöht wird. Ein so [wich]tiges Ereignis wie die Umbildung des Reichstags zur perm[a]nenten regensburger Versammlung hätte nicht bloß erwä[hnt] werden dürfen, ohne die dazu führenden Gründe klar[zu]legen; und auch die Verlegung des Reichsmetropoli[tan]kapitels nach Regensburg ist, wenn es auch nur eine [kur]ze Episode geblieben ist, für die Stadt doch so bedeutsam [ge]wesen, daß ein Eingehen darauf unerläßlich erscheint.

Mit liebevoller Sorgfalt ist dagegen der zweite Te[il] geschrieben. Die innere Wärme der Schilderung macht [sich] auch an dem viel flüssigeren Stil fühlbar. Wer nach Regens[burg] kommt, wird diesen Kapiteln wertvolle Anregung en[t]nehmen, und ihre Kenntnis wird seine Freude an dem her[r]lichen Stadtbild verinnerlichen und vertiefen.

Heidelberg W. Windelband

Der Niedergang Europas; die Wege zum Wiede[r]aufbau. Von Francesco Nitti. Einzig berechtig[te] deutsche Ausgabe. Übersetzt von C. Derichsweiler, Pr[of.] an der Kgl. Handelsuniversität Neapel. Frankfurt a. [M.] 1922, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H. 311 S.

Des italienischen Exministers Nitti zweiter Appell [an] das Gewissen der Welt vereinigt die romanisch leidensch[aft]liche Wucht einer für ihren „Fall" temperamentvoll [ein]tretenden Überzeugung mit der vielfach an deutsche Gründ[]lichkeit erinnernden Sachlichkeit gediegenen Unterrichtetseins. Wir können uns schwerlich einen besseren Anwalt denk[en] und wünschen als diesen vormaligen Premierminister, [der] sich in seiner unbestechlichen Ehrlichkeit durchaus nicht scheu[t,] gelegentlich auch seinen Landsleuten gehörig die Wahrh[eit] zu sagen. Vor allem aber ist seine Warnung an die lateini[sche] Schwester gerichtet. Indem er das Andenken an ihre beh[ren] Traditionen (Guizots Wort von der „Spitze der Zivi[lisa]tion") heraufbeschwört und sie dabei packt, auch die Gef[ahr] ihrer sittlichen Vereinsamung als drohend hinstellt, hofft [er] auf die Franzosen Eindruck zu machen. Er kontrastiert de[n] Pariser Frieden vom 20. November 1815 mit dem Schan[d]diktate vom 28. Juni 1919, kennzeichnet letzteres als [ge]meines Mittel zur Fortsetzung des Krieges, das Wiederg[ut]machung mit Erdrückung und Zerstückelung verwechselt, un[d] schildert Europas politischen wie wirtschaftlichen Nied[er]gang mit ergreifenden Worten. Doch der herben Kritik [läßt] er in einem sechsten Kapitel positive Vorschläge zum Wiede[r]aufbau folgen; in erster Linie sind sie an die Adresse der [Ver]einigten Staaten gerichtet. Es scheint so, als ob die Geschi[chte] dem Verfasser auch hierin Recht gebe.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmo[lt]

Klang und Eros. Von Paul Bekker. Zweiter B[and] der gesammelten Schriften. Stuttgart-Berlin, Deutsc[he] Verlags-Anstalt. 353 S.

Der zweite Band von Paul Bekkers gesammel[ten] Schriften, die Fortsetzung der „Kritischen Zeitbilder" hei[ßt] nach dem Einleitungskapitel, das am Schluß steht (. ein Thema nach den Variationen): „Klang und Eros". Ein, auch buchhändlerisch, sehr gut gewählter Titel. Monde Leserneugier wird die Reihe der Opernfrauen erwarte[n] von Agathens diatonischer Jungfräulichkeit bis zu [den] kleinen weißen Zähnen der Salome und der Mordlust [der] Els. Ich nennte das Buch nach einem andern Kap[itel] lieber „Ideen", was manchen Leser vielleicht abschreckt, jedoch der Vielfalt und Eigenart der um eine Grund[]

reisenden Kunstbetrachtungen Bekkers entspricht. Denn man empfängt daraus das Musikgeschehen der Zeit, gehört von einem Temperament, durchschaut von einem immer aufs Universelle gerichteten Intellekt. Ich billige durchaus nicht alles, was auf den 350 Seiten steht, bezweifle, daß Hugo Wolf, weniger gemütstief als Brahms, dem Lied den Konzertfrack angezogen habe, bezweifle sehr, daß Johann Strauß kein Schöpfer gewesen sei, weil ihm eine endlose melodische Fülle und nur die Philosophie des Walzerglücks — „Freut euch des Lebens!" zu Gebote stand. Ich halte manches für Widerspruch um des Widerspruchs willen; aber ich folge der Klarheit Bekkers, die die Erscheinungen in weißes Licht taucht, von Seite zu Seite, über Opern, die ich kenne und nicht kenne, sogar tief in manches Sophisma hinein, immer begierig, ohne es zu bereuen. Denn ob er von Nikisch, vom Film, von Hindemiths Einaktern spricht, nirgend macht sich zünftiges Geschmäcklertum breit, immer führen Richtlinien zu neuem Erkennen, überall müht sich ein großes, schöpferisches Talent zu ordnen, zu gestalten und uns zu seinem Musikbild zu verführen (wie in der schönen Einteilung: sinfonische, kammermusikalische und Opernnaturen u. a. m.). Und zuletzt mündet alles in eine große Demut: Musik, die wir als Kunst zu betrachten pflegen, muß naturhaft empfunden werden, als die Stimme Gottes in uns. Die Wärme dieses metaphysischen Gedankens könnte die Erlösung von Handwerkerei anbahnen, ja als ein Lebendiges eindringend, müßte sie den veralteten, starren, kritischen Betrieb von Grund aus erneuern. Da reichen wir einander die Hände. Und, mein Eingangsthema umkehrend, sage ich: Paul Bekkers Buch muß doch so heißen wie es heißt: Klang und Eros.

Wien — Ernst Decsey

Die zionistische Bewegung. Von Adolf Böhm. 1. Bd.: Die Bewegung bis zum Tode Herzls. 2. Bd.: Bis zur Gegenwart. Berlin, Weltverlag. 364 S.

Meines Wissens die beste Geschichte der zionistischen Bewegung, die bisher geschrieben worden ist. Tiefes Verständnis für die Ideologie und die kulturelle Seite der Bewegung, Kenntnis ihrer ökonomischen Triebkräfte und Möglichkeiten, die Darstellung aufgebaut auf eindringendem Quellenstudium. Die Benutzung ist wesentlich erleichtert durch einen sehr guten Index.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Geschichte Böhmens und Mährens. Von Berthold Bretholz. Zweiter Band: Hussitentum und Adelsherrschaft. Bis 1620. Reichenberg 1922, Paul Sollors Nachf. III, 261 S. und 1 Stammtafel.

Mit unverhohlener Genugtuung ist es zu begrüßen, daß der tapfere brünner Archivdirektor über der Notwendigkeit, sich wegen der im ersten Bande verfochtenen Widerlegung der sogenannten Kolonisationstheorie mit tschechischen und leider auch deutschen Gegnern herumzuschlagen, nicht der höheren Aufgabe untreu geworden ist, sein grundlegendes Geschichtswerk fortzusetzen und in absehbarer Frist abzuschließen. Zwei Jahrhunderte umfaßt der zweite Band, reich an dramatischem Leben: Von dem luxemburger Kaiser und König Sigismund bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Die Hussitenkriege mit ihren Verheerungen bilden den Auftakt, die Gegenreformation mit ihren Bedrohungen den Abgesang der Erzählung. Den Höhepunkt aber erklimmt sie in der interessanten Gestalt des königlichen Emporkömmlings Georg von Kunstadt-Podiebrad (geb. 1420; 1451 Gubernator Böhmens, 1458 König unter Beiseiteschieben fürstlicher Erbrechte und Abschwören seiner utraquistischen Ketzerei — auf drei Jahre; gest. 1471). — Doch irrt, wer aus diesen kursorischen Angaben schließt, daß nur von Politik, Krieg und Kriegsgeschrei darin die Rede sei — das alles liefert lediglich den äußeren Rahmen. Ausgefüllt wird er durch ein mit minuziöser Geduld und Genauigkeit zusammengesetztes Mosaik rein kulturgeschichtlicher Art, das sich vor allem um das Problem der angeblich tschechischen Überlegenheit dreht. Die Ursachen des teilweise nationalen, teilweise konfessionellen, teilweise ständischen Auf und Ab wie seine Begleit- (Aufgangs- und Verfalls-)Erscheinungen bilden in Wahrheit den Hauptvorwurf dieser mustergültigen Geschichte Böhmens und Mährens. — Eine Kleinigkeit: auf S. 252 ist der Name Bohuſlaus richtig mit langem ſ gesetzt; denn er hängt mit der Stammsilbe ſlaw zusammen. Sonst aber begegnen wir im Buche stets der die Etymologie vernachlässigenden Schreibung -slaw (z. B. Wladislaw und Ladislaw). Hierin sollte die Einheitlichkeit in jenem Sinne hergestellt werden. In der letzten Zeile von S. 248 lies: wurden; auf S. 143: Cola di Rienzo.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Köln vor sechzig Jahren. Altkölnische Wirtshäuser. Von Hermann Becker. Mit Einleitung von Jos. Bayer. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

In schön ausgestattetem Bande bringt der Rheinland-Verlag Köln den ersten Band der gesammelten Schriften Hermann Beckers. Der erste Band vereinigt zwei größere Arbeiten Beckers: „Köln vor sechzig Jahren" und „Altkölnische Wirtshäuser". Es gibt wohl kaum eine bessere Einführung in das Wesen Kölns und seiner Bewohner als diese beiden Aufsätze. Besondere Bedeutung ist ihnen auch deshalb beizumessen, weil immer mehr von diesem Alt-Köln und seiner Eigenart bei der schnellen Umwandlung in eine internationale Handelsstadt größten Stils verschwindet und gerade in der Gegenwart die Besinnung auf rheinisch-deutsche Eigenart bei der drohenden Überfremdung nottut. Beckers Arbeiten lesen sich wie die gedrängte Chronik einer deutschen Kleinstadt und erhalten dadurch kulturhistorische Bedeutung. Josef Bayer hat in einer Einführung dem interessanten Buch eine kurze Würdigung und biographische Darstellung Hermann Beckers vorangestellt.

Köln — Paul Bourfeind

Der Zerfall Österreichs. Kaiser Franz und sein Erbe. Von Viktor Bibl. Wien, Berlin, Leipzig, München 1922. Rikola-Verlag. 420 S.

Diesem anziehenden, unterhaltenden, oft spannenden Buch eines sonst streng zünftigen Historikers hat die Katastrophe von 1918 nicht bloß Perspektive und Ziel, sondern auch durch Erschließung bisher gesperrter Archivalien des Hofs und des Staats die materiellen Voraussetzungen gegeben. Es umspannt die 43 Jahre, während welcher der dritte Lothringer über das habsburgische Länderagglomerat herrschte (ein zweiter Band soll bis zum Weltkrieg führen) und formuliert eine lange Anklage gegen Geist und Herz des Regenten, dessen hier entworfenes Bild sich von dem, das Springers unbarmherzige Meisterhand schon vor zwei Menschenaltern zeichnete, eigentlich nur durch Fülle der Details, reichere Färbung, Verstärkung aller Schattenpartien unterscheidet. Aber allenthalben neue, oft überraschende Belege, ohne daß unter der Menge des Anekdotischen die überlegte, durchsichtige Anordnung des Ganzen litte. Auch die Geistes- und Literaturgeschichte darf an Bibls vornehmlich biographisch und politisch orientiertem Werk nicht vorübergehen: wird doch die Erfassung und Bewertung des franziszeischen Vormärz nur zu oft durch Namen wie Beethoven und Schubert, Schwind und Waldmüller, Grillparzer und Raimund beirrt. Aufs schwerste beirrt; denn jene Vollblüte österreichischer Kunst darf noch viel weniger zur Entlastung des Selbstherrschers herangezogen werden, als man nach Buckles großartigem Erweis wagen dürfte, die sogenannte goldene Ära französischer Dichtung dem vierzehnten Ludwig gutzuschreiben. Kein augustisch Alter blühte damals, eher ein domitianisches; man deutle und drehe nicht an Grillparzers lapidaren Worten. Wie gleichzeitig auf dem Gebiet der Wissenschaften der alte Absolutismus und der junge Klerikalismus verheerend zusammenwirken, stellt Bibl, auch hier aus neuen Quellen schöpfend, dar, unseres Wissens zum erstenmal als Gesamtbild. — Beiläufig bemerkt: die Audienz des wegen eines Kriegslieds angeblich von Napoleon geächteten Castelli bei Franz

(S. 182) gehört ins Reich der Fabel, wie ich in Wagners und meinem Werk „Achtzehnhundertneun“ (S. 351 ff.) zur Genüge bewiesen habe.

Der Leser „im Reich“ kann dies Buch gleichmütiger aufnehmen als wir, die entsetzt erkennen, wie so gar nicht zufällig und vorübergehend, wie lang her vererbt und tief eingefressen die Krankheiten sind, an denen der republikanische Zwergstaat leidet: Überzahl und Übermut der Ämter, Unklarheit ihrer Befugnisse und ihrer Mitteilungen, schleppende und zuletzt überstürzte Behandlung wichtiger Dinge, unglaubliche Kurzsichtigkeit der Finanzpolitik: einst alles wie heut. So erhält schon dieser erste Band, dessen Schlußdatum doch noch 87 Jahre vom Zusammenbruch trennen, eine oft unterhaltende, öfter grauenhafte Aktualität.

Wien Robert F. Arnold

Nachrichten

Todesnachrichten. Adam Müller-Guttenbrunn ist am 5. Januar kurz nach Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres in Wien einem schweren Herzleiden erlegen. Er führte den Namen Guttenbrunn nach seinem banater Heimatsort, war zunächst Postbeamter gewesen und 1880 mit der Fortsetzung von Augiers „Des Hauses Fourchambault Ende“ in die Literatur eingetreten. Bekannt war er durch seine Streitschrift „Wien war eine Theaterstadt“, die die erste Anregung zur Gründung des deutschen Volkstheaters gab, geworden. Er hat sich dann als Mitarbeiter der „Deutschen Wochenschrift“ und in der Feuilletonredaktion der „Deutschen Zeitung“ betätigt, 1892 die Leitung des Raimund-Theaters, sechs Jahre später die des neuen Kaiserjubiläums-Stadttheaters übernommen. Als Vertreter des Deutschtums in Österreich und „Dichter des Banats“ kommt ihm eine beinahe einzigartige Geltung zu, die auch darin ihre Anerkennung fand, daß ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag das Bürgerrecht der Stadt Wien und das Ehrendoktorat der philosophischen Fakultät der wiener Universität verliehen wurde. Unter seinen zahlreichen schriftstellerischen Werken, die auch eine breite dramatische Produktion umfassen, kommt seinem Hermaphrodit-Roman „Die Dame in Weiß“ und dem kulturgeschichtlichen Roman „Der große Schwabenzug“, sowie dem Lenau-Roman die größte Bedeutung zu. Daneben sind sein Kulturroman „Die Götzendämmerung“, „Die Glocken der Heimat“ und seine Kindheitserinnerungen „Meister Jacob und seine Kinder“, sowie seine Denkwürdigkeiten aus dem Bühnenleben „Arme Komödianten“ zu nennen.

Leo Leipziger ist am 21. Dezember kurz nach Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres (geb. am 17. Dezember 1862) in Berlin den Folgen einer Operation erlegen. Er hatte das Französische Gymnasium in Berlin besucht, an der Universität in Heidelberg studiert, sein Assessorexamen beim Amtsgericht in Berlin gemacht und sich, 1893, dort als Rechtsanwalt niedergelassen. Lebhafte journalistische Neigungen führten ihn sehr bald dazu, sein Amt als Anwalt niederzulegen und das „Kleine Journal“ zu erwerben. Ersatz für das „Kleine Journal“ wurde ihm später der „Roland von Berlin“. Leipziger hat sich zunächst durch einen fragwürdigen Roman „Die Ballhausanna“ in seiner Weise erfolgreich eingeführt. Er hat späterhin zahlreiche satirische Gedichte, die z. T. gesammelt vorliegen, sowie viele „Revuen“ verfaßt.

Fritz Stüber-Gunther ist am 15. September im einundfünfzigsten Lebensjahr einem Herzschlag erlegen. Er galt als einer der besten Kenner wiener Lebens, das er in mehr als einem Dutzend Bücher mit feinem besinnlichen Humor geschildert hat. Vor etwa acht Jahren war er mit dem Bauernfeldpreis ausgezeichnet worden. Außer seinen wiener Skizzen verfaßte er die Romane: „C. i.“, „Schwiegersöhne“, „Der Schönheitspreis“, „Gottsmann der Egoist“ sowie den Raimundroman „Rappelkopf“.

Otto Elster, der Vater von Hanns Martin Elster, ist nach einer Meldung vom 3. Dezember in Braunschweig nach kurzer Krankheit gestorben. Er war 1852 in Eschershausen geboren, war zunächst Offizier, nach 1885 Redakteur geworden und hatte unter den Pseudonymen O. v. Bruneck und Ludwig Hasse eine Reihe vielgelesener Romane verfaßt.

Richard Degen, der Inhaber des Erdgeist-Verlags zu Leipzig, ist nach einer Meldung vom 20. Dezember im Alter von 51 Jahren auf einer Reise verstorben. Er hat sich zuletzt mit seinem Roman „Gottfried Merkel“ auch schriftstellerisch betätigt.

Hans Daffis ist nach einer Meldung vom 5. Dezember in Berlin gestorben. Er war am 6. Mai 1876 in Berlin geboren worden, hatte deutsche und romanische Philologie studiert und sich als Oberbibliothekar an der preußischen Staatsbibliothek besondere Verdienste als Verwalter des Sachkatalogs für das Fach der deutschen Literatur erworben. Als hervorragend galten seine Beiträge zur Shakespeare-Literatur, deren Frucht das Buch „Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart“ wurde. Daffis hat auch Heinrich Heines Briefe herausgegeben. Er hat viel über deutsche Romantik und Kleist gearbeitet. Seine letzten Studien galten dem Nachlaß der Brüder Grimm, eine Arbeit, die nunmehr aus seinem eigenen Nachlaß heraus veröffentlicht werden soll.

Adolf Koch ist nach einer Meldung vom 3. Dezember im Alter von 67 Jahren in Dießen am Ammersee gestorben. Er hatte als erster an der heidelberger Universität Vorlesungen über Zeitungskunde und Journalistik gehalten, war nach einem Prozeß mit Max Weber aus der heidelberger Universität ausgeschieden, 1915—1916 in diplomatischer Mission in Konstantinopel und dann im Orientinstitut in Berlin tätig gewesen.

Carl Bezold ist nach einer Meldung vom 24. November im Alter von 63 Jahren in Heidelberg gestorben. Er war 1859 in Donauwörth geboren worden, hatte in München, Leipzig und Straßburg studiert und sich 1883 in München habilitiert. Von 1888 bis 1893 war er am Britischen Museum in London tätig gewesen, 1894 zum ordentlichen Professor der semitischen Philologie an die Universität Heidelberg berufen worden, zu deren angesehensten Lehrern er seither gehörte. Seit 1886 hat er auch die „Zeitschrift für Assyriologie“ herausgegeben. Unter seinen Werken sind „Überblick über die babylonisch-assyrische Literatur“, „Ninive und Babylon“, „Die Kulturwelt des alten Orient“ in erster Linie zu nennen.

Friedrich Delitzsch ist nach einer Meldung vom 23. Dezember im Alter von 62 Jahren in Langenschwalbach gestorben. Er hat lange Jahre als Assyriologe an der berliner Universität gewirkt und hatte sich nach Aufgabe seines berliner Lehramts nach Leipzig zurückgezogen. Ein guter Kenner seines eigenen Fachs hatte er sich dazu verführen lassen, in seinen Schriften „Babel und Bibel“ und „Die große Täuschung“ sich auf Gebiete zu begeben, die zu beherrschen ihm ein Mangel an weiterer Bildung, vor allem aber ein Mangel an künstlerischem Empfinden versagte. Eine schnell aufgepuffte, dann ebenso schnell beiseite geworfene Tagesgröße war er typisch für gewisse Elemente in der Gelehrtenwelt unter Wilhelm II., die, bei aller gründlichen Kenntnis eines Spezialfaches, Modetorheiten zum Opfer fielen.

Josef Leopold ist am 30. November, noch nicht vierzig Jahre alt, einer schweren Krankheit erlegen. Er hat sich als moderner katholischer Verleger besondere Verdienste um die Entwicklung der katholischen Literatur erworben. Auch an der Gründung der Zeitschrift „Das Heilige Feuer“ hatte er teil gehabt.

Hans Arends ist nach einer Meldung vom 22. Dezember im Alter von siebzig Jahren in Berlin gestorben. Er hatte sich als Finanzschriftsteller eine ansehnliche Stellung erworben.

Heinrich Wartmann ist nach einer Meldung vom 1. Dezember in Neustrelitz gestorben. Er war lange Jahre hindurch Hauptschriftleiter der thorner Tageszeitung „Die Presse“ gewesen.

Louis Courthion ist nach einer Meldung vom 21. November im Alter von 64 Jahren gestorben. Er gehörte dem

…aktionsstab des „Journal de Genève" an und hat sich über hinaus in weitgehender Weise journalistisch betätigt. … Schilderer des Wallis hat er Hervorragendes geleistet.

… Austin Brereton ist nach einer Meldung vom 25. November im Alter von sechzig Jahren in Chipperfield einem …schlag erlegen. Er hatte einen besonderen Ruf als Journalist zumal in Bühnenfragen genossen, war 1909 Irvings …nager am Shaftesbury und Queens Theater bis zum …hre 1911 gewesen und hatte später eine Biographie …vings verfaßt. Seine Bücher galten fast ausschließlich …m Bühnenleben.

* * *

Der Magistrat der Stadt Teltow hat auf Vorschlag des …ürgermeisters einer Straße die Bezeichnung „Gerhart-…auptmann-Straße" zur Erinnerung an den sechzigsten …eburtstag des Dichters gegeben. Das gleiche wird aus …ünchen gemeldet.

Paris Gütersloh hat für sein Werk „Innozenz oder Sinn …d Fluch der Unschuld" (J. Hegner, Hellerau) den Fontane-…reis erhalten.

Der Goncourt-Preis in Höhe von 5000 Franken ist …m ausgezeichneten pariser Journalisten Henry Bérand …r seinen Roman „Martyrium des Dicken" verliehen …orden.

Der Nobelfriedenspreis für 1922 ist Nansen zu…kannt worden.

Der kopenhagener Verlagsbuchhändler Erichsen hat …m Nobelpreiskomitee mitgeteilt, daß er in Bewunderung …r Arbeit Frithjof Nansens einen dem Friedenspreis ent…rechenden Betrag von 122482 dänischen Kronen zur Ver…gung gestellt habe, der Nansen zuerteilt werden soll.

Der Preis Gobert der Französischen Akademie ist in …öhe von 10000 Franken dem früheren straßburger Stadt…chivar, jetzigen Professor der elsässischen Geschichte an der …orbonne, Rodolphe Reuß, für seine „Geschichte Straß…urgs seit seiner Gründung bis auf die jetzige Zeit" zuerkannt …orden.

Knut Hamsun, der ursprünglich Pedersen hieß und …ch den Namen Hamsun nach dem Flecken, in dem er geboren …ar, selbst beigelegt hatte, führt nunmehr einen Prozeß …egen seinen Bruder, weil der sich, nach seiner Meinung, …nberechtigterweise den Namen Hamsun beigelegt habe.

Des sechzigsten Geburtstags von Gerhart Hauptmann …t auch in der Tschechoslowakei gedacht worden. Die meisten …chechischen Tageszeitungen in Brünn und Prag widmeten …m Jubilar Festartikel, in denen sein Einfluß auf die moderne …chechische Bühne hervorgehoben wurde. Das slowakische …heater in Preßburg brachte seine „Weber" zur Aufführung.

Hasenclevers „Jenseits" ist auf dem tschechischen …heater aufgeführt worden.

Dem slowakischen Novellisten Martin Kukucin wurde …nläßlich seiner Rückkehr aus Südamerika von der tschecho…owakischen Regierung eine Ehrengabe überreicht.

Den literarischen Preis von 500 tschechischen Kronen …r die beste kurze Novelle, den die tschechische Wochenschrift …Cesta" ausgeschrieben hat, erhielt Fr. Langer; zwei Preise …on je 520 tschechischen Kronen für das beste Gedicht sind aus …erselben Stiftung unter Jar. Durych und Fr. Számek …erteilt worden. Merkwürdigerweise ist der ganze Betrag …on den Teilnehmern einer Tanzschule, die ein namhafter …chriftsteller leitet, gesammelt worden.

Dem tschechischen Dichterphilosophen Otokar Březina …at die philosophische Fakultät der Masaryk-Universität in …rünn den Lehrstuhl der Kunstphilosophie angeboten, er hat …doch abgelehnt.

Von den alljährlichen Literaturpreisen, welche die …eská-Akademie in Prag im Dezember zu verteilen …flegt, hat den höchsten für Roman und Novelle K. M. Ča…ek für seine „Romanetti", den ersten lyrischen Preis Otokar …ischer für sein Buch „Kreise" („Kruhy") erhalten.

Die Schweizerische Schillerstiftung hat für ihre …esjährige Buchschenkung an ihre Mitglieder Werke folgender schweizer Verfasser ausgewählt: Jakob Schaffner, Lisa Wenger, Esther Obermatt, Josef Reinhart, Rudolf von Tavel, Alfred Fankhauser, Albin Zollinger, Lilli Haller, Konrad Bänninger, Regina Ullmann, Gertrud Bürgi, William Wolfensberger, Otto von Greyerz, Carl Albrecht Bernoulli, Robert de Traz, Daniel Baud-Bovy, Berthe Kollbrunner, Jean Violette, Valerie Abbondio, Guiseppe Zoppi.

Der 26. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins bringt neben sehr interessanten Mörike-Mitteilungen ein Kapitel aus R. Weltrichs Schiller-Biographie „Die Zeitberechnung des Schillerschen ‚Fiesko'" und einen Beitrag von Otto Kunz zu Schillers „Phädra"-Übersetzung.

Zur Förderung des preußischen Volksbüchereiwesens hat sich eine preußische Volksbücherei-Vereinigung gebildet, die die Sammlung aller in Preußen in und für die volkstümliche Bücherei tätigen Kräfte erstrebt. Anfragen sind zu richten an die Geschäftsstelle, Köln, Huhngasse 2 a.

Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten hat Verwahrung dagegen eingelegt, daß er bei Verteilung der schweizer 25-Millionenspende übergangen worden ist.

* * *

Paul Verlaines Korrespondenz gelangt zurzeit in Paris zur Veröffentlichung. Der erste Band enthält die Briefe, die Verlaine nach seiner Flucht mit Artur Rimbaud nach England an Edmond Pelletier gerichtet hatte.

In London wurde die erste Shakespeare-Ausgabe, die sogenannte Infolio-Ausgabe, versteigert. Der erste Band erzielte einen Preis von 5900 Pfund Sterling, der zweite von 310 Pfund, der dritte von 900 Pfund und der vierte von 140 Pfund.

Die erste Folioausgabe Shakespeares gelangte im Jahre 1623 auch in den Besitz der Universitätsbibliothek in Oxford. Sie bestand aus losen Blättern und mußte gebunden werden. Als im Jahre 1664 Bodley der Sammlung eine neue Ausgabe überwies, hielt man diese für das bessere Exemplar und verkaufte die in ihrem Wert nicht erkannte erste Ausgabe für ein paar Schillinge. Die erste Ausgabe blieb 240 Jahre hindurch verschollen. Nur durch einen Zufall wurde sie 1905 in der Bibliothek eines Privathauses entdeckt und für den Preis von 3000 Pfund von der Universitätsbibliothek Oxford zurückgekauft.

Unter einem Konvolut von Musikstücken, das für 6 Schillinge veräußert wurde, ist ein berühmtes Jugendwerk Shelleys, die Burleske „Nachgelassene Fragmente von Margaret Nicholson", in Oxford 1810 gedruckt, von dem nur noch fünf Exemplare bekannt sind, aufgefunden. Shelley war seinerzeit der Spottschrift halber von der Universität ausgestoßen worden.

* * *

Demnächst wird in Moskau eine neue Zeitschrift für Literatur, Kunst und Wissenschaft „Parussa" im Verlag von G. B. Gorodetzki zweimal wöchentlich erscheinen. Die Zeitschrift wird von H. C. Aschutin herausgegeben.

Einer Statistik der berliner Tageszeitung „Dni" zufolge über 55 petersburger Leihbibliotheken entfallen 60 Proz. der Gesamtzahl aller entliehenen Bücher auf belletristische Werke, 20 Proz. auf naturwissenschaftliche und literarhistorische, 10 Proz. auf Werke über allgemeine Probleme, Volkswirtschaft und Soziologie. Besonders lebhaft war in allen Bibliotheken die Nachfrage nach russischen und ausländischen Klassikern.

Als eine vornehmlich literarisch gerichtete Wochenbeilage zum Kölner Mittagblatt erscheint vom 1. Dezember ab „Die Rheinwarte", die sich ausschließlich dem Geistesleben der Westmark, also des Rheingebiets von Basel bis Emmerich, widmen will. Die Schriftleitung hat Richard Wenz übernommen.

In München ist ein Theaterverlag unter der künstlerischen Leitung von Joachim Friedenthal und Erich

Roether gegründet worden. Autoren werden gebeten, sich zu wenden an: Theaterverlag, München, Leopoldstr. 3.

Kopenhagener Mitglieder des Dänischen Journalistenverbandes haben einen Gesamtbetrag von 1133 Kronen gesammelt zur Hilfeleistung für bedürftige deutsche Kollegen.

Die „Deutsche Revue", die seit 47 Jahren erscheinende politisch-literarische Zeitschrift, die von Richard Fleischer bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, herausgegeben wurde, stellte ihr Erscheinen ein.

* * *

Josef Pontens neues Buch „Kleine Prosa" wird nicht, wie wir irrtümlich mitteilten, in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, sondern in der Bücherei „Die Deutsche Novelle" als zweiter Band, im Fr. Lintz-Verlag, Trier, erscheinen.

H. F. Blunck bittet uns mitzuteilen, daß von seinen im L. E. XXV, 260, erwähnten Werken „Peter Ohles Schatten" und den „Gedichten" Neuausgaben im Verlag von Georg Müller, München, erschienen sind.

Von Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" liegt die 13. Auflage im Verlag von Alfred Kroener, Stuttgart, vor. Dieser 13. Auflage kommt ein besonderes Interesse dadurch zu, daß Walter Goetz, der Herausgeber, einem sehr dringend geäußerten Wunsch aller Burckhardtleser entsprochen hat, indem er Geigers Bearbeitung grundsätzlich ausgeschaltet hat und zu dem Urtext zurückgekehrt ist, wie er in den beiden ersten Auflagen vorlag. Die 13. Auflage kehrt damit zu dem einen Band der ersten Ausgabe und zu einem bescheidenen Umfang zurück. Diesen Band hat der Verlag in denkbar würdiger Ausstattung und mit trefflichem Register versehen nunmehr vorgelegt.

Im Verlag von Albert Langen, München, ist die zweite Folge der Lithographien von Honoré Daumier, die Jahre 1861—1872 umfassend, von Eduard Fuchs herausgegeben (mit 15 Textillustrationen und 72 in Originalgröße nachgezeichneten Lithographien) zum Preise von 12000 Mark erschienen. Diesem zweiten Teil der Daumierschen Lithographien kommt eine ganz besondere Bedeutung zu, schon deshalb, weil sie in ihrem äußeren Ablauf den Deutsch-Französischen Krieg in sich schließen, mehr aber deshalb, weil sie innerlich den Aufstieg zu letztem Meistertum dartun. Die Leidenschaft, mit der Daumier die Zeitereignisse verfolgte, ist die alte geblieben, sie erscheint eher noch gesteigert. Mehr und mehr aber wandelt sich Daumier aus einem pariser Sittenschilderer in einen Mann, der die gesamten Zeitereignisse und die Geschehnisse der Weltpolitik in ihrer Tiefe erfaßt, den menschlichen Untergrund sucht und findet. Zugleich wird Daumiers Werk mit der fortschreitenden Entwicklung lichthungriger; seine letzten Schöpfungen sind in tiefster Bedeutung des Wortes als Triumph des Lichts zu bezeichnen. Prachtvoll ist wieder die Einleitung, die Eduard Fuchs dem Werk vorangeschickt hat. Sie wird ihrer Aufgabe, nach beiden Seiten hin, der zeitgeschichtlichen Grundlegung wie der künstlerischen Deutung, in vollem Maße gerecht. Sie bietet in sich einen wertvollen Beitrag zur inneren Geschichte der Jahre 1861—1872.

Der Verlag Walther Hädecke, Stuttgart, hat sich um die Verbreitung von Mörikes Werken besondere Verdienste erworben. Er legt Mörikes Werke in drei Bänden vor, die sowohl im Hinblick auf die besonders geschmackvolle Drucklegung, wie auf den ansprechenden Halbleinenband, geeignet sind, weiteren Kreisen zu einem wertvollen Besitz zu werden. Wilhelm von Scholz hat die Ausgabe der Werke aufs beste besorgt. Er hat, ohne in sklavische Kritiklosigkeit zu verfallen, alles zusammengestellt, was lebendig für Mörike zu wirken berufen ist. In knappen textkritischen Anmerkungen am Schluß der Bände legt Scholz von seiner Herausgeberarbeit Rechenschaft ab, und er darf sicher sein, die Billigung der berufenen Kenner zu finden. Ein guter Gedanke war es, eine kurze autobiographische Skizze, die Mörike selbst im Juli 1834 geschrieben hat, als Einleitung den Werken voranzustellen, wie es auch durchaus zu billigen ist, daß Scholz es vermieden hat, diese Ausgabe mit einer breiten biographischen Einleitung zu beschweren. Zu den Gedichten ist vieles hinzugekommen, was man in früheren Ausgaben vermißt. Der „Maler Nolten" ist in der ersten Fassung des Jahres 1832 mit gutem Recht zum Abdruck gebracht. Im dritten Band, der ein Faksimile aus dem Entwurf eines Romans bietet, sind neben den Novellen und Märchen, weiteren Bruchstücken und Dramatischem auch die Wispeliaden zu ihrem Recht gekommen. Der Gesamtausgabe der Werke schließt der Verlag Einzelausgaben von „Mozart auf der Reise nach Prag" und das „Stuttgarter Hutzelmännlein" an. Die Einzelausgaben konnten im Druck splendider gehalten werden, sie zeichnen sich neben der geschmackvollen Durchbildung des Druckspiegels durch Bildschmuck von Karl Sigrist aus, der sich der mörikeschen Stimmunggebung eigenartig einpaßt und mit modernen Ausdrucksmitteln die verklungene Zeit wieder aufleben läßt.

* * *

Uraufführungen. Elberfeld. Stadttheater „Das neue Leben." Drama von Joachim Zimmermann. — Rostock. Stadttheater: „Cesar Borgia." Drama von Paul Freybe. — Wien. Renaissancebühne: „Spiel der Sinne." Theaterstück von Ludwig Hirschfeld (21. November 1922)

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Arndt, Bruno. Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kiebusch. Trier, Fr. Lintz. 106 S.
— Missa solemnis. Novelle. Trier, Fr. Lintz. 90 S.
Auburtin, Victor. Ein Glas mit Goldfischen. München, Albert Langen. 179 S.
Baum, Vicki. Die andern Tage. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 319 S.
Biese, Karl-Gerd. Die Befreiung vom Erbe. Der Lebensweg eines Fürsten. Leipzig, Fr. W. Grunow. 264 S.
Bischoff, Fritz Walther. Ohnegesicht. Trier, Fr. Lintz. 167 S.
Bötticher, Hans (Joachim Ringelnatz). Die Woge. Marine-Kriegsgeschichten. München, Albert Langen. 123 S.
Brockdorff, Gertrud von. Blutrausch. Eine Liebesgeschichte aus dem roten Rußland. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Scherl). 260 S.
Bücking, Martin. Die den Sieg behalten. Roman. Hamburg, Richard Hermes. 400 S.
Burg, Paul. Der eiserne York. Ein Roman von deutscher Erhebung aus tiefster Not. Leipzig, L. Staackmann. 239 S.
Burk, Walther. Das Haus zur ersten Liebe. Eine empfindsame Geschichte. Dazu Federzeichnungen von Paul Jauch. Tübingen, Alexander Fischer. 64 S.
Demuth, Fritz. Der junge Tod. Roman. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nf. 327 S.
Dittmer, Hans. Annenhof. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer. 442 S.
Dortu, Max. Großstadt. Leipzig, Lothar Joachim. 117 S.
Ehrke, Hans. Schummerlied. Vertelln. Bordesholm i. H., Nordischer Heimatverlag, H. H. Nölke G. m. b. H. 144 S.
Finckh, Ludwig. Der Ahnengarten. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 111 S.
Frey, Ernst. Güggs. Geschichte einer Jugend. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 258 S.
Geißler, Max. Die grüne Stadt. Roman aus der Vogelwelt. Berlin, Ullstein. 172 S.
Gerster, Matthäus. Der galante Stadtschreiber. Ein Wieland-Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder. 296 S.
Gluth, Oskar. Der Januskopf. Von jungen Frauen, von der Heimat und von drolligen Käuzen. Dillingen a. D.-München, Veduka-Verlag. 214 S.
Greinz, Rudolf. Der Hirt von Zenoberg. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 329 S.

Griese, Friedrich. Ur. Eine deutsche Passion. München, Delphin-Verlag. 208 S.

Gurk, Paul. Dreifältigkeit. Novellen. Trier, Fr. Lintz. 175 S.

– Die Wege des teelschen Hans. Roman. Trier, Fr. Lintz. 153 S.

Hammerstein, Hans Freiherr. Mangold von Eberstein. Des Bilderbuches „Ritter, Tod und Teufel" anderer Teil. Leipzig, C. F. Amelang. 488 S.

Harms, Willy. Die starken Godenraths. Roman. Leipzig, Grethlein & Co. 287 S.

Harten-Hoencke, Toni. Reifende Saaten. Roman. Wilster i. Holst., Johann Schwarck. 306 S.

Heer, Jakob Christoph. Tobias Heider. Roman. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 386 S.

Herbert, M. Die Bartenwetzer. Hessischer Heimatroman. Köln, J. P. Bachem. 173 S.

Herwig, Franz. Die Stunde kommt. Ein Roman vom Gardasee. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 163 S.

Heubner, Rudolf. Die Flambergs. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 293 S.

Hinrichs, August. Das Nest in der Heide. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig, Quelle & Meyer. 143 S.

Hinrichsen, Ludwig. Der Vagabund. Roman. Bremen, Carl Schünemann. 300 S.

Hirschfeld, Georg. Die Jagd auf Ubbeloh. Wien, Rikola-Verlag. 147 S.

Hochgreve, Wilhelm. Quell des Frohsinns. Ein heiteres Vortragsbuch. Berlin, Oldenbourg & Co. 346 S.

Hohlbaum, Robert. Zukunft. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 306 S.

Inglin, Meinrad. Die Welt in Ingoldau. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 598 S.

Jlemann, Bernd. Ungewollt. Ein Kinderschicksal. Trier, Fr. Lintz. 134 S.

Janssen, Albrecht. Der Deichgraf. Ein Buch von friesischer Not. Hamburg, Richard Hermes. 204 S.

Jünemann, Maria Regina. Kämpferinnen. Roman aus der Theaterwelt. Köln, J. P. Bachem. 207 S.

Kaergel, Hans Christoph. Der Traum des Urban Krain. Trier, Fr. Lintz. 175 S.

Karwath, Juliane. Der wandernde Traum. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 292 S.

Klötzel, C. Z. BCCü. Die Geschichte eines Eisenbahnwagens. Berlin, Welt-Verlag. 88 S.

Knittel, John. Die Reisen des Aaron West. Roman. Leipzig, Rhein-Verlag. 430 S.

Kohne, Gustav. Regina Stockhans. Eine heitere Jagd- und Liebesgeschichte. Leipzig, Fr. W. Grunow. 272 S.

Küchler, Kurt. Der Sohn des Stauers. Roman. Leipzig, Grethlein & Co. 356 S.

Kurz, K. F. Der Mooshof. Roman. München, Albert Langen 213 S.

Lambrecht, Nanny. Die Blonde, die Braune, die Schwarze Ein Reiseroman aus besseren Tagen. Dresden, Max Seyfert 319 S.

Lämmle, August. Das Geschichtenbuch. Heilbronn, Eugen Salzer. 304 S.

Lauber, Cécile. Die Erzählung vom Leben und Tod des Robert Tuggwyler. Leipzig, Grethlein & Co. 332 S.

Lent, Gertrud. Die Witwe von Nywaag. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 268 S.

Levin, Julius. Der Panzer. Eine Erzählung. Trier, Fr. Lintz. 83 S.

Lothar, Ernst. Irrlicht des Geistes. Des Romans „Macht über alle Menschen" zweiter Teil. München, Georg Müller. 291 S.

Molo, Walter von. Die Liebessymphonie. (Die Kleinen Romane, 7.–11. Tausend.) München, Albert Langen. 233 S.

Mühlau, Helene von. Frau Wilson und ihre Freundin. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 256 S.

Müller-Schlösser, Hans. Hopsa, der Floh. Seine Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt. Düsseldorf, Deutsche Kunst- und Verlagsanstalt. 219 S.

Nathusius, Annemarie von. Im sinkenden Licht. Roman aus den achtziger Jahren. Berlin, Ullstein. 249 S.

Netto, Hadrian Maria. Herbst. Roman. Dresden, Sibyllen-Verlag. 221 S.

Niese, Charlotte. Tilo Brand und seine Zeit. Roman. Leipzig, Fr. W. Grunow. 230 S.

Noeldechen, Ernst. Blüten und Träume. Idyllen, Legenden und Märchen. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 84 S.

Peter, Johann. Der Richterbub. Ein Heimatbuch aus eigener Jugend. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 68 S.

Raithel, Hans. Die heilige Frucht des Feldes. Eine biblische Bauerngeschichte. München, Albert Langen. 242 S.

Reyhing, Hans. Der Hülenbauer. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder. 239 S.

Salten, Felix. Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde. Berlin, Ullstein. 186 S.

Sauer, E., Genossin Präsident. Sibirische Revolutionsgeschichten. (Weltkaleidoskop. Künstlerbunte Bilder aus dem Leben. I. Bild.) Ludwigsburg, Chronos-Verlag G. m. b. H. 68 S.

Schauwecker, Franz. Die Götter der Welt. Halle a. S., Heinrich Dieckmann. 346 S.

Scholl, Emil. Der letzte Herzog. Roman. Rikola-Verlag 369 S.

Schulze-Brück, Luise. Rheinische Leut'. Erzählungen. Mit einer Einführung von Franziska Bram. Köln, J. P. Bachem. 190 S.

Schurek, Paul. Der Hamburger Brand. Erzählung. Hamburg, M. Glogau jr. 130 S.

Schwär, Oskar. Die selige Magd. Roman. Görlitz, Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. 317 S.

Schwenger-Cords, L. Die Narrenklippe. (Neue Erzähler-Reihe.) Freiburg i. B., Walter Momber G. m. b. H. 90 S.

Stein-Landesmann, Alice. Der Flug ins Weite. Roman. Berlin, Ullstein. 303 S.

Sterneder, Hans. Der Sonnenbruder. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 408 S.

Thoma, Ludwig. Stadelheimer Tagebuch. München, Albert Langen. 108 S.

Ulitz, Arnold. Die Bärin. Roman. München, Albert Langen. 249 S.

Vely, E. Morgen ist auch ein Tag. Ein Künstlerroman. Hamburg, Alster-Verlag. 262 S.

Vischer, Melchior. Der Hase. Eine Erzählung. Hellerau, Jakob Hegner. 96 S.

Vollmoeller, Kurt. Schein. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 318 S.

Watzlik, Hans. Einöder. Erzählung. Reichenberg, Gebr. Stiepel m. b. H. 142 S.

Wechsler, Anna. Durchs Fensterlein und Schlüsselloch. Lustige Erzgebirgserzählungen. Annaberg, Pöhlberg-Verlag. 135 S.

Wegener, Karl Hans. Das große Opfer. Tagebuchblätter einer Frau. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 72 S.

Weisflog, Karl. Glücksucher. Erzählungen. Erneuert und nacherzählt von W. Müller-Rüdersdorf. (Die goldene Truhe. Meistergaben älterer Dichter und Erzähler, Bd. I.) Breslau, Priebatschs Verlag. 103 S.

Weismantel, Leo Das unheilige Haus. Roman. Kempten, Jos. Kösel und Fr. Pustet. 427 S.

— Die Blumenlegende. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 198 S.

Windthorst, Margarete. Die Taustreicherin. Roman. Berlin, G. Grothesche Verlagsbuchhandlung. 278 S.

Zabel, Eugen. Sakuska. Russische Erinnerungen und Erlebnisse. (Serapis-Bücher.) Dresden, Carl Reißner. 157 S.

Zahn, Ernst. Das Licht. Sechs kleine Novellen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 201 S.

Zwetz, Rudolf. Der Raubzug ins Wolfsmoor. Urzeitgeheimnisse aus der Chronik des Schlangenbundes. Mit Bildern von Willy Planck. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 155 S.

Bourget, Paul. Lazarine. Roman. Übersetzt von Berthold Fenigstein. Wien, Amalthea-Verlag. 284 S.

Espina, Concha. Das Metall der Toten. Roman. (Neu-Spanien. Eine Sammlung spanischer Romane aus dem letzten Jahrzehnt I.) Berlin, W. J. Mörlins. 349 S.

Gjellerup, Karl. Romulus. Übersetzt von Margarete Böttger. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig, Quelle & Meyer. 187 S.

— Pastor Mors. Eine seltsame Geschichte. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig, Quelle & Meyer. 119 S.

Gobineau, Graf. Ermeline Firnis. Eine rührende Geschichte aus vergangenen Schiebertagen. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe von Hans Pfeifer. Mit 7 Federzeichnungen von L. Kainer, Basel, Rhein-Verlag. 99 S.

Hergesheimer, Joseph. Linda Condon. (Tauchnitz-Ed., Bd. 4589). Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 277 S.

Ibanez, Vicente Blasco. Die apokalyptischen Reiter. Roman. (Neu-Spanien. Eine Sammlung spanischer Romane aus dem letzten Jahrzehnt. II). Berlin, W. J. Mörlins. 443 S.

Jacobsen, J. P. Frau Marie Grubbe. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 357 S.

Lagerlöf, Selma. Die Prinzessin von Babylonien. Erzählungen. München, Albert Langen. 210 S.

Loti, Pierre. Die Wüste. Berechtigte Übersetzung von E. Philiparie. Mit 16 Bildtafeln. Herausgegeben von F. v. Oppeln-Bronikowski (Opal-Bücherei) Dresden, Carl Reißner. 233 S.

— Im Lande der Pharaonen. Berechtigte Übersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski (Opal-Bücherei) Dresden, Carl Reißner. 241 S.

— Galiläa. Berechtigte Übersetzung von E. Philiparie. Mit 16 Bildtafeln. Herausgegeben von F. v. Oppeln-Bronikowski. (Opal-Bücherei) Dresden, Carl Reißner. 191 S.

Maran, René. Batuala. Ein echter Negerroman. Basel, Rhein-Verlag. 211 S.

Nexö, Martin Andersen. Stine Menschenkind. Roman. 5. Teil: Zu den Sternen. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. München, Albert Langen. 285 S.

Philippe, Charles-Louis. Die gute Madelaine und die arme Marie. Vier Geschichten armer Liebe. München, Kurt Wolff. 271 S.

— Das Bein der Tiennette. Mit 24 Holzschnitten von Frans Masereel. München, Kurt Wolff. 257 S.

Puccini, Mario. Nina und Delia. Roman. Übersetzt von Berthold Fenigstein. Wien, Amalthea-Verlag. 295 S.

Rolland, Romain. Clerambault. Geschichte eines freien Gewissens im Kriege. Frankfurt a. M. Rütten & Loening. 333 S.

Sinzig O. F. M., Petrus. Lebendig begraben? Erinnerungen. Übersetzt von Maria Kahle. Mit 11 Bildern. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 294 S.

Tolstoi, Alexey N. Höllenfahrt. Roman. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 484 S.

Turgenew, J. S. Novellen. Ausgewählt und eingeleitet von Arthur Luther. Leipzig, Bibliographisches Institut. 407 S.

Turner, E. Lol. Australischer Roman. Köln, J. P. Bachem. 242 S.

Younghusband, Sir Francis. Das Herz der Natur. Leipzig, F. A. Brockhaus. 234 S.

Wells, H. G. Ugh-Lomi. Eine Geschichte aus der Steinzeit. Autorisierte Übersetzung von Clarisse Meitner. Wien, E. P. Tal & Co. 172 S.

Zola, Emil. Nana. Übersetzt von Lucy von Jacobi. München, Kurt Wolff. 618 S.

Lyrisches und Episches

Altenberg, Paul. Dante. Eine Folge von Sonetten. Ludwigsburg, Chronos-Verlag. 25 S.

Binding, Rudolf G. Stolz und Trauer. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 62 S.

Birt, Theodor. Helle und dunkle Klänge in Gedichten. Leipzig, Quelle & Meyer. 87 S.

De ole Klang. Rutgeben vun Ferdinand Zacchi. Dat Beste ut de Plattdütsche Klock. Bordesholm in Holstein, Nord. Heimat-Verlag, H. H. Nölke, G. m. b. H. 315 S.

Der Garten Immergrün. Deutsche Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Oskar Maurus Fontana. Wien, E. P. Tal & Co. 308 S.

Deutsche Balladen von Bürger bis zur Gegenwart. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 369 S.

Dreyer, A. Bergsteigerbrevier. Eine Blütenlese aus den Werken alpiner Dichtkunst und Erfahrungsweisheit. München, Verlag Parcus & Co. 155 S.

Ehrke, Hans. Der Rufer. Gedichte. Hamburg, Richard Hermes. 70 S.

Fogar, Heinrich. Waschgold. Gedichte. Leipzig, Poeten-Verlag. 64 S.

Kernstock, O. Der redende Born. Gedichte. Graz, Leykam-Verlag. 168 S.

Kudnig, Fritz. Durch Leid und Licht. Gedichte. Kassel, Max Ahnert. 47 S.

Leppa, Karl Franz. Kornsegen. (Böhmerwälder Volksbücher, Heft 2.) Passau, Waldbauer. 48 S.

Mann, Theralw. Urewiges Lied. Träumereien an kurländischen Kaminen. Naumburg a. S., Carl August Tancré. 60 S.

Netzle, Chr. Weltgesang. Leipzig, H. Haessel. 207 S.

Roeber, Friedrich Max. Im singenden Hain. Pirna, J. Schack. 43 S.

— Das Zigeunerkind. (Die Brücke. Bücherei neuer Autoren, 37. Bd.) Zürich, Sonnen-Verlag. 31 S.

Sauer, Julius. Das Einhorn. Gedichte. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel, G. m. b. H., 76 S.

Schmidt-Schönebeck, Werner. O sieh, wie ist die Welt so schön! Freiburg i. B., Walter Momber, G. m. b. H. 40 S.

Schnack, Friedrich. Vogel Zeitvorbei. Gedichte. Hellerau, Jakob Hegner. 103 S.

Voß, Hans. Gesänge aus Hellas. Leipzig, Quelle & Meyer. 56 S.

Alt- und neufranzösische Lyrik in Nachdichtungen [illegible] Alfred Neumann. Bd. I, mit 14 Abbildungen. Mün[illegible] O. C. Brecht. 274 S.

Dantes Paradies. Deutsch von Zuckermandel. Straßb[illegible] J. H. Ed. Heitz. 247 S.

Dramatisches

Bonsels, Waldemar. Weihnachtsspiel. Eine Dichtung. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 73 S.

Eckmann, Heinrich. De Lebensweg. Een nedderdütsch[illegible] Dodendanz. (Heft 5 der Niederdeutschen Jugend- und Volksbühne.) Verden a. d. Aller, Karl Mahnke. 16 S.

Goll, Iwan. Methusalem oder Der ewige Bürger. Ein satirisches Drama. Mit 3 Figuren von George Grosz. Potsdam, G. Kiepenheuer. 76 S.

Grabbe, Chr. Dietrich. Hannibal. Tragödie. (Hendel-Bücher 2521.) Leipzig, Otto Hendel-Verlag (Herm. Hillger). 62 S.

Gratorpp, Karl. Weg. Ein plattdeutsches Spiel (Heft 4 der Niederdeutschen Jugend- und Volksbühne). Verden a. d. Aller, Karl Mahnke, 12 S.

Johst, Hanns. Propheten. Schauspiel. München, Albert Langen. 79 S.

Klimsch, Uli. Der Toten Heimkehr. Ein Trauerspiel. Freiburg i. B., Pontos-Verlag. 87 S.

Kuypers, Franz. Zwei Welten. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, Otto Wigand. 150 S.

Ludwig, Emil. Die Entlassung. Ein Stück Geschichte in drei Akten. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 64 S.

Reinelt, Paul. Iluscha. Tragödie in vier Aufzügen. Habelschwerdt, Frankes Buchhandlung. 64 S.

Stach, Ilse von. Melusine. Schauspiel in drei Akten. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 130 S.

Unruh, Fritz von. Stürme. Drama. München, K. Wolff. 241 S.

Walden, Martha. Der Tag bricht an. Schauspiel in drei Akten. Wien, E. P. Tal & Co. 113 S.

Bang, Ole. Der alte Erich. Eine Komödie. Übersetzt von Heinrich Goebel. Leipzig, H. Haessel. 116 S.

Diderot, Denis. Ist er gut? Ist er böse? Komödie in fünf Akten. Übertragen mit einem Nachwort von Franz Schu[illegible] Mit 4 Lichtdrucken nach Kupfern von Greuze, Boucher, Moreau. Dresden, Rudolf Kaemmerer. 241 S.

Puschkin, A. S. Kleine Dramen. (Bankett zur Pestzeit. Der geizige Ritter.) Übertragen von Reinhold von Walter. Berlin, Verlag Skythen. 58 S.

Literaturwissenschaftliches

Bab, Julius. Der Mensch auf der Bühne. Eine Dramaturgie für Schauspieler. Neuntes Heft: Durch das Drama Gerhart Hauptmanns. Berlin, Oesterheld & Co. 23 S.

Baldus, Alexander. Wanderer im Morgenrot. Gesammelte Studien über katholische Dichter der Gegenwart. Koblenz, Verlags-Anstalt „Gutenberg“. 100 S.

Bode, Wilhelm. Goethes Leben. 1786—87. Die Flucht nach dem Süden. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 500 S.

Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Werner Deetjen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 191 S.

Ebertin, E. Gerhart Hauptmann-Festspiele. Zeitgemäße Betrachtung (zum 60. Geburtstag des Dichters). Görlitz, Sonderdruck der Niederschlesischen Zeitung. 20 S.

Eichendorff, Joseph von. O Täler weit, o Höhen! Gedichte und Lieder. Herausgegeben von Karl Freiherr von Eichendorff. Mit 26 Federzeichnungen von Max Teschemacher. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 131 S.

Engert, Horst. Gerhart Hauptmanns Sucherdramen (Zeitschrift für Deutschkunde: 18. Ergänzungs-Heft). Leipzig, B. G. Teubner. 108 Seiten.

Erkes, Eduard. Chinesische Literatur (Jedermanns Bücherei. Abteilung Literaturgeschichte. Herausgegeben von P. Merker) Breslau, Ferdinand Hirt. 104 S.

Goethes Werke. Auswahl in 15 Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Bd. XI. Dichtung und Wahrheit. 3. und 4. Teil. Biographische Einzelheiten. 398 S. Bd. XII. Italienische Reise. 387 S. Bd. XIII. Von Reisen und Kriegsfahrten. 401 S. Bd. XIV. Leben des Benvenuto Cellini. 404 S. Bd. XV. Schriften zu Kunst, Literatur und Naturwissenschaft. 448 S. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Franz Grillparzers Liebesgedichte. In Nachbildungen seiner Handschrift. Mit einem Geleitwort von August Sauer. Wien, Rikola-Verlag.

Göttinger Musenalmanach. Herausgegeben von Börries, Freiherr von Münchhausen. Göttingen, Hochschulverlag. 244 S.

Gundolf, Ernst und Kurt Hildebrandt. Nietzsche als Richter unserer Zeit. Breslau, Ferdinand Hirt. 104 S.

Gütersloh, Paris. Die Rede über Blei oder Der Schriftsteller in der Katholizität. Hellerau, Jakob Hegner. 143 S.

Hamann, Otto. Biologie deutscher Dichter und Denker. (Amalthea-Bücherei 38. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag. 191 S.

E. T. A. Hoffmanns Persönlichkeit. Anekdoten, Schwänke und Charakterzüge aus dem Leben des Kammergerichtsrats, Dichters und Kapellmeisters nach Mitteilungen seiner Zeitgenossen aus den Quellen zusammengetragen und an das Licht gestellt von Wilhelm Heinrich Schollenheber (mit 4 Bildbeigaben). München, Parcus & Co. 222 S.

Hölderlins Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Manfred Schneider. Stuttgart, Walter Hädecke. 285, 318, 341, 274 S.

Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller. Herausgegeben von Gustav Krojanker. Berlin, Welt-Verlag. 359 S.

Linden, Walther. Conrad Ferdinand Meyer. Entwicklung und Gestalt. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 249 S.

Lyschinska, Mary. J. Henriette Schrader-Breymann. Ihr Leben aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt und erläutert. I. Bd. (mit 3 Bildern) 515 S., II. Bd. (mit 2 Bildern) 383 S. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger W. de Gruyter.

Memoiren der Gräfin Lichtenau. Ein Sittenbild vom Hofe der Hohenzollern. Herausgegeben von Max Adler. (Serapis-Bücher.) Dresden, Carl Reißner. 159 S.

Conrad Ferdinand Meyer. (Sämtliche Werke. Taschenausgabe.) Gedichte. Einleitung von Walther Brecht. 380 S. — Der Heilige. Novelle. Eingeleitet von Harry Maync. 213 S. — Angela Borgia. Novelle. Eingeleitet von Gottfried Bohnenblust. 182 S. — Die Versuchung des Pescara. Novelle. Eingeleitet von Harry Maync. 192 S. — Huttens letzte Tage. Eine Dichtung. Eingeleitet von Max Nußberger. 106 S. — Engelberg. Eine Dichtung. Eingeleitet von Max Nußberger. 82 S. — Leipzig, H. Haessel.

Mörikes Werke in drei Bänden. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Stuttgart, Walter Hädecke. 430, 447, 429 S.

Mörike, Eduard. Mozart auf der Reise nach Prag. Mit Bildschmuck von Karl Sigrist. Stuttgart, Walter Hädecke. 110 S.

— Das Stuttgarter Hutzelmännchen. Mit Bildschmuck von Karl Sigrist. Stuttgart, Walter Hädecke. 158 S.

Novalis Werke in einem Band. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Stuttgart, Walter Hädecke. 414 S.

Obenauer, Karl Justus. Der faustische Mensch. Vierzehn Betrachtungen zum 2. Teil von Goethes Faust. Jena, Eugen Diederichs. 251 S.

Oppeln, Frieda von. Das Rätsel von Kaspar Hauser. Mit 1 Titelbild (Serapis-Bücher). Dresden, Carl Reißner. 183 S.

Sagen und Lieder ut öler Welt. Gesammelt von Wilhelm Busch. Herausgegeben von seinem Neffen Otto Nöldeke. Leipzig, Lothar Joachim. 122 S.

Scheuer, O. F. Heinrich Heine als Student. (Aus dem Studentenleben berühmter Männer.) Bonn, Albert Ahn. 64 S.

Schillers Werke (Meyers Klassikerausgabe). Im Verein mit Robert Petsch, Albert Leitzmann und Wolfgang Stammler. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Zweite kritische, durchgesehene und erläuterte Ausgabe. I 411 S. II 453 S. III 503 S. IV 395 S. V 474 S. VI 369 S. (Herausgeber Bellermann u. Petsch); VII 597 S. VIII 459 S. (Leitzmann); IX 455 S. (Leitzmann); X 344 S. (Stammler); XI 455 S. (Stammler u. Petsch); XII 501 S. (Petsch); XIII 495 S. (Stammler); XIV 439 S. (Bellermann u. Petsch); XV 590 S. (Petsch). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Spiero, Heinrich. Gerhart Hauptmann. Mit 80 Abbildungen und 1 farbigen Umschlagbild (Velhagen & Klasings Volksbücher 65). Leipzig, Velhagen & Klasing. 84 S.

Stolz, Alban. Lichte Höhen. Nachgelassene Tagebücher. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Julius Mayer. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 298 S.

Trentini, Albert. Goethe. Der Roman von seiner Erweckung. Bd. I/II. München, Georg D. W. Callwey. 395, 381 S.

Wessely, Karl. Goethes und Schopenhauers Stellung in der Geschichte der Lehre von den Gesichtsempfindungen. Berlin, Julius Springer. 43 S.

Widmann, Elisabeth. Josef Viktor Widmann. Ein Lebensbild. Erste Lebenshälfte. Frauenfeld, Huber & Co. 412 S.

— Der Wunderbrunnen von Is. Epische Dichtung in 12 Gesängen. Frauenfeld, Huber & Co. 201 S.

Widmann, Elisabeth. Jung und Alt. Drei Dichtungen. Frauenfeld, Huber & Co. 142 S.

Zimmermann, Felix. Neues Leben aus Klopstock. Dresden, Sibyllen-Verlag. 58 S.

Metternich-Sandor, Princesse Pauline de. Eclair du passé (1859—1870). Préface par Moriz Scheyer. Wien, Amalthea-Verlag. 198 S.

Verschiedenes

Andreas, Willy. Geist und Staat. Historische Porträts. München, R. Oldenbourg. 195 S.

Ansprache zur Vermählung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms II. und Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht der Frau Prinzessin Hermine von Schoenaich-Carolath. Haus Doorn, den 5. November 1922. Gehalten und auf allerhöchsten Wunsch in Druck gegeben von Hofprediger Dr. Vogel. Leipzig, K. F. Koehler. 8 S.

Bachhofer, Ludwig. Chinesische Kunst (Jedermanns Bücherei. Abteilung Bildende Kunst. Herausgegeben von Wilhelm Waetzold.) Breslau, Ferdinand Hirt. 80 S.

Bekker, Paul. Klang und Eros. Zweiter Band der gesammelten Schriften. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 353 S.

Bergdorf, Paul von. Das Buch vom Herrschen. Ein moderner Regentenspiegel. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 222 S.

Birt, Theodor. Die Cynthia des Properz. Leipzig, Quelle & Meyer. 131 S.

Bô Yin Râ. Das Buch der Liebe. München, Verlag der Weißen Bücher. 101 S.

— Welten. Eine Folge kosmischer Gesichte. Basel, Rhein-Verlag. 105 S.

Brieger, Lothar. Das Genrebild. Die Entwicklung der bürgerlichen Malerei. Mit 195 Bildern. München, Delphin-Verlag. 205 S.

Buchner, Eberhard. Ärzte und Kurpfuscher. Kulturhistorische interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen (17. und 18. Jahrhundert). München, Albert Langen. 329 S.

Burckhardt, Jacob. Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Neudruck der Ausgabe, durchgesehen von Walter Goetz. Stuttgart, Alfred Kröner. 446 S.

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Otto Meißner. Bd. I 1882 bis 1888, Bd. II 1888—1900. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 423 und 456 S.

Der Karneval des zweiten Kaiserreichs. Memoiren des Grafen de Viel Castel. Aus der Welt der Kaiserin Eugenie. Übertragen und eingeleitet von Max Adler. Mit 8 Bildtafeln. Dresden, Carl Reißner. 457 S.

Der Schwarzkünstler Cagliostro. Nach zeitgenössischen Berichten herausgegeben von F. v. Oppeln-Bronikowski (Serapis-Bücher). Dresden, Carl Reißner. 166 S.

Die deutschen Bauernregeln. Gesammelt und herausgegeben von Bruno Haldy. Mit Monatsbildern von Josua Leander Gampp. Jena, Eugen Diederichs. 126 S.

Die Heinzelmännchen. Ein Bilderbuch mit 25 farbigen Bildern. Text von August Kopisch. Bilder von Adolf Propp. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

Die Schweiz. Illustriertes Jahrbuch 1923. Zürich, „Die Schweiz". 231 S.

Dimmler, Emil. Das Land der blauen Blume. Gedanken über Erneuerung des Lebens auf dem Boden der Kirche. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 202 S.

Ebertin, E. Völkerschicksale und Deutschlands Erwachen. Prophezeiungen im Lichte neuwissenschaftlicher Forschung. Görlitz, E. Munde. 127 S.

Ehrhardt, Heinrich. Hammerschläge. 70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder. Leipzig, K. F. Koehler. 120 S.

Ein vergewaltigtes Volk. Der polnische Maiaufstand 1921 in Oberschlesien. Berichte von Augenzeugen unter Benutzung zahlreicher noch unveröffentlichter amtlicher Dokumente. Mit 34 Textbildern, einer Übersichtskarte, drei Geländeskizzen und eines polnischen Aufmarschplans. Herausgegeben von Wilhelm Schuster. Gleiwitz, Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. 315 S.

Eisler, Rudolf. F. Müller-Lyer als Soziolog und Kulturphilosoph. München, Albert Langen. 188 S.

Enzinger, Alfred. Deutschlands jüngste Vergangenheit. Geschichtsbilder in der Erzählkunst. München, R. Oldenbourg. 160 S.

Enziger, A. und W. Hausmann. Aus Deutschlands Vergangenheit. Geschichtsbilder in der Erzählkunst. München, R. Oldenbourg. 529 S.

Feuerbach, Anselm. Briefe und Bilder. Herausgegeben von Otto Fischer. Stuttgart, Strecker & Schröder. 73 S. und 32 Tafeln.

Frank, Ludwig. Seelenleben und Rechtsprechung. Leipzig Grethlein & Co. G. m. b. H. 409 S.

Gieselberg, Helene. Marlene im Märchenwald. Mit Bildern von Ernst Berger. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 59 S.

Goldschmit, Rudolf K. Die Schauspielerin. Ihr Weg, ihre Gestalt und ihre Wirkung. Mit 12 Bildtafeln. Stuttgart, Walter Hädecke. 112 Seiten.

Grimme, Hubert. Plattdeutsche Mundarten. (Sammlung Göschen 461.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger W. de Gruyter. 152 S.

Hauser, O. Der Aufstieg der ältesten Kultur (Proletarische Jugend, Heft 10). Berlin, Buchhandlung „Freiheit“. 22 S.

Heffter, Lothar. Was ist Mathematik? Unterhaltung während einer Seereise. Freiburg i. B., Theodor Fischer 160 S.

Helmolt, H. F. Napoleon-Brevier. Görlitz, Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. 72 S.

Hoffmann, Gustav. Geniales Menschentum. Die Religion des Sozialismus als die Religion des Genies. Hannover, Verlag für sozialistische Lebenskultur. 66 S.

Kersten, Kurt. Fridericus Rex und die Krise des Absolutismus. Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 67 S.

Kircheisen, Friedrich M. Napoleon der Denker. Mit 1 Titelbild (Serapis-Bücher). Dresden, Carl Reißner. 106 S.

Kola, Richard. Rückblick ins Gestrige. Erlebtes und Empfundenes. Wien, Rikola-Verlag. 2?7 S.

Kronberg, E. Lustige Geschichten. Mit 8 Bildern von M. Grengg. Köln, J. P. Bachem. 102 S.

Kühn, Julius. Coburg. Ein Bilderbuch. Mit Originalholzschnitten von A. Gerspacher. Coburg, A. Roßteutscher.

Kunkel, Hans. Das große Jahr. Mit Zeichnungen von Gustav Wolf. Jena, Eugen Diederichs. 65 S.

Märker, Friedrich. Pansymbolismus. München, Albert Langen. 55 S.

Michael, Friedrich. Deutsches Theater (Jedermanns Bücherei. Abteilung Literaturgeschichte. Herausgegeben von P. Merker). Breslau, F. Hirt. 116 S.

Moltkes Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von W. Andreas. Bd. I/II. Leipzig, Bibliographisches Institut. 427, 519 S.

Mühlen, Hermynia zur. Märchen. Berlin, Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten. 69 S.

Müller-Freienfels, Richard. Irrationalismus. Umrisse einer Erkenntnislehre. Leipzig, Felix Meiner. 300 S.

Musäus, J. K. A. Die drei Schwestern. Der Kaufmann von Bremen. In neuer Bearbeitung von K. Fecht. Mit 4 Bildern von M. Grengg. Köln, J. P. Bachem. 122 S.

— Die Nymphe des Brunnens. Märchen. Robert **Reinick**. Die Waldmühle. Märchen. Mit 4 Bildern von M. Grengg. Köln, J. P. Bachem. 71 S.

— Die Legenden von Rübezahl. Bearbeitet von K. Fecht. Mit 6 Bildern von M. Grengg. Köln, J. P. Bachem. 109 S.

Newman, J. H. Kardinal. Welt (7. Bändchen „Weg ins Christentum“ II.). Kind (8. Bändchen „Weg ins Christentum“ IV). Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H., in einem Bd. 99, 60 S.

Ochs, Siegfried. Geschehenes, Gesehenes. Leipzig, Grethlein & Co. 427 S.

Plattensteiner, Richard. Kunst und Leben. (Ein phantastischer Reigen zu Bildern Albert Weltis.) Wien, Büchervertriebs- und Verlagsgesellschaft m. b. H. 18 S.

Pollack, Heinz. Die Revolution des Gesellschaftstanzes. Dresden, Sibyllen-Verlag. 124 S.

Reichls Philosophischer Almanach auf das Jahr 1923. Herausgegeben von Paul Feldkeller. Darmstadt, Otto Reichl. 281 S.

Richter, Anni. Klaus Tummeldich. Erzählung. Bildschmuck von Walter Siebert-Leman. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 183 S.

Riehl, Wilhelm Heinrich. Vom deutschen Land und Volke. Eine Auswahl. Herausgegeben von Paul Zaunert. Jena, Eugen Diederichs. 267 S.

Rupprecht, Kronprinz von Bayern. Reiseerinnerungen aus Indien. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 356 S.

Schadow, Hans. Mit Pinsel und Palette durch die große Welt. Erinnerungen eines Malers. Leipzig, K. F. Koehler. 158 S.

Scharwenka, Xaver. Klänge aus meinem Leben. Erinnerungen eines Musikers. Leipzig, K. F. Koehler. 144 S.

Schaumann, August Ludolf Friedrich. Kreuz und Querzüge I II. Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Herausgegeben von seinem Enkel Conrad von Holleuffer. Mit einem Geleitwort von Fedor von Zobeltitz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 395, 392 S.

Scheidewin, Wolfgang. Rheinische Besatzungsnot auf Grund der Denkschrift des Reichsschatzministeriums. Mit einem Vorwort von Arthur Gwinner nebst 5 Karten und graphischen Darstellungen. Potsdam, Verlag „Rheinischer Beobachter“, 42 S.

Scheurmann, Erich. Der Segen der Dummheit. Hamburg, Konrad Hanf. 63 S.

Schnack, Friedrich. Klingsor. Ein Zaubermärchen. Hellerau, Jakob Hegner. 85 S.

Schurig, Arthur. Francisco Pizarro, der Eroberer von Peru. Nach den alten Quellen erzählt. Mit 2 Bildnissen und einer Karte. (Opal-Bücherei) Dresden, Carl Reißner. 275 S.

Schwerdfeger, Josef. Vienna gloriosa. Bilder und Studien aus wiener Vergangenheit. Mit 29 Bildern. Wien, Wiener Drucke. 355 S.

Schwoner, Alfred. Wertphilosophie eines Outsiders. Leipzig, S. Hirzel. 346 S.

Stauff von der March, Ottokar. Die wahren Kriegsverbrecher. Auch eine Gegenrechnung. Berlin, Georg Bath. 83 S.

Thüringen. Ein Heimatbuch. Herausgegeben von Ernst Ludwig Schellenberg. Mit Zeichnungen von Hanns Bock. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 435 S

Volz, Gustav Berthold. Aus der Welt Friedrichs des Großen. Mit einem Titelbild (Serapis-Bücher). Dresden, Carl Reißner. 178 S.

Weißmann, Adolf. Verdi. Biographie (Klassiker der Musik). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 224 S.

Westphal, Ernst. Bismarck als Gutsherr. Erinnerungen seines varziner Oberförsters. Mit 23 Briefen des Fürsten und der fürstlichen Familie, zwei Kartenskizzen und 18 Abbildungen. Leipzig, K. F. Koehler. 139 S.

Ziehen, Eduard. Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 214 S.

Zollinger, Albin. Die verlorene Krone. Märchen. Leipzig, Grethlein & Co. 217 S.

Buddhas Wandel (acvaghoshas Buddnacarita). Frei übertragen von Cappeller. Jena, Eugen Diederichs. 84 S.

Daumier, Honoré. Lithographien: 1861—1872. Herausgegeben von Ed. Fuchs. Mit 15 Textillustrationen und 73 in Originalgröße nachgezeichneten Lithographien. München, A. Langen. 71 S.

Der Weg zur Wahrheit (Dhammapadam). Deutsch von Paul Eberhardt. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 162 S.

Howard-Bury D. S. O., C. K. Mount Everest. Die Entdeckungsfahrt 1921. Deutsch von W. Rickmer-Rickmers. Mit 33 Bildern und 3 Karten. Basel, Benno Schwabe & Co. 299 S.

Kinzig S. J., Joseph. Der große Schwarzrock. P. Peter Johannes De Smet S. J. 1801—1873. Auf Grund des französischen Werkes von Eugen Laveille S. J. Freiburg i. B. Herder & Co., G. m. b. H. 244 S.

Nitti, Francesco. Der Niedergang Europas. Die Wege zum Wiederaufbau. Übersetzt von C. Derichsweiler. Frankfurt a. M. Frankfurter Sozietäts-Druckerei, G. m. b. H. Abteilung Buchverlag. 310 S.

Nordenskiöld, Erland. Traumsagen aus den Anden. Mit Bildern von Hjalmar Eldh. Übersetzt vom Verfasser. Stuttgart, Strecker & Schröder. 90 S.

Rasmussen, Knud. In der Heimat des Polarmenschen. Die zweite Thule-Expedition 1916—1918. Mit 76 bunten und einfarbigen Abbildungen und 10 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 366 S.

Redaktionsschluß: 6. Januar 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Karl Haug, Stuttgart — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: vierteljährlich 800 Mark. — Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich: in Deutschland und Österreich 900 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



25. Jahr

Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 11/12. 1. März 1923

Die Geliebte

Von Eugen Zeisel (Brünn)

Es hat eine Zeit im Schrifttum gegeben, da rannen die Tränen der Rührung bei der Erinnerung an die „ferne Geliebte" über die Wangen jener, in deren Geiste ihr Bild erstand. Der Dichter, welcher von dieser Geliebten erzählte oder sie in Versen besang, zauberte sie mit allen Farben, über welche sein Pastellstift gebot, hervor und rückte sie dem Herzen nahe, ganz nahe. Fast, wie man aus Weltensphären des Sternes treues Abbild im Blickpunkt des Auges sieht, so daß er einem ganz vertraut wird und man ihn zu gewahren vermeint, selbst wenn der Himmel wolkenverhangen ist. Man versteht: Des Dichters Geliebte wurde die Geliebte jedes einzelnen, der von ihr las, ihr Name, beinahe immer durch fürsorgliche Anonymität verheimlicht, lag auf den Lippen vieler, denen ihr wahrer Name zunächst Schall und Rauch war, die Geliebte des einzelnen ward jene aller Welt . . . wie im Kreislauf einer für viele und viele für einen, bis man sich nicht mehr damit begnügte, sondern über die geistigen Züge hinaus nach den wirklichen jener Geliebten, die sie im Leben besaß, Nachforschungen anstellte, ihr Bild etwa, soweit man seiner habhaft werden konnte, betrachtete und sich dahin verstieg, den Beziehungen nachzuspüren, die sich um den Dichter und seine Liebe schlangen. Zuneigung zu dieser Geliebten war gewiß die erste Veranlassung, indiskret zu sein. Gesteigertes Interesse im späteren Verlauf, wie es auch sonst im Leben der Fall ist, daß man über Menschen, die einem nahe stehen, Berichte einholt und Auskünfte erwartet. Dann erst wurde man durch Neugierde angeeifert: Ob die Geliebte zu dem Menschen, der diesmal ein Dichter war und zu sagen wußte, was er empfindet, paßte oder nicht; ob das Glück, das sie ihm schuf, ein beständiges war oder scheitern mußte; welcher Art Liebe ihr Wesen durchströmte, kurz und gut, es wurden Fragen aufgeworfen und Antworten erteilt. Ein Hin und Wider. Eine Ent- oder Verschleierung durchgeführt. Vielleicht nicht im Sinne des Dichters, aber freilich zur Diskussion freigegeben, weil es sich, sofern man es mit einer Dichterindividualität zu tun hat, um eine öffentliche Angelegenheit handelt. Denn diese ferne Geliebte gehört zum ewigen Requisit des Dichterruhmes. Kein einziger hat seiner entraten können; selbst Uhland, in dem seine Braut niemals den Liebhaber erriet, offenbart uns in seinen lyrischen Gedichten den verhüllten Herzensschlag. Wer demnach das Geheimnis der fernen Geliebten enträtselt, der vermag einen Einblick in die psychische Veranlagung des Dichters zu gewinnen und damit auch in die des Menschen im allgemeinen. Freilich beinhaltet in diesem Fall die psychische Veranlagung bloß einen ihrer Teile, nämlich die erotische, aber durch das Symbol der fernen Geliebten wird sie eben illustriert.

Es zeigt uns, wenn nicht, daß jeder Dichter ein Erotiker ist, so doch, wie sehr er es sein kann. Man erkennt, wie er sich uns darstellt in der Verkleidung seines Helden: Bald als Don Juan, dann wieder leichtsinnig in der Art eines Christian Günther, innig wie Theodor Storm, flatterhaft wie Heine, herbleidend wie Lenau, groß wie Goethe, mißachtend wie Schiller, mythisch und mystisch, still und ekstatisch, feminin und effemin, mit Gradunterschieden in bunter Folge, sogar mit Abirrungen, die Abscheu einflößen und Mitleid erregen. Auch wird im Gegensatz zu dieser Vielgestaltetheit des Mannes, der werbend auftritt, verständlich, wenn man die Typen der „fernen Geliebten" betrachtet, von denen eine Vertreterin schon im „Hohenlied" in glühenden Farben geschildert ist und andere bei allen Völkern und zu allen Zeiten, daß sie wohl viel gewandelt und mannigfach verändert sind, aber dennoch immer nur in zwei Gestalten wiederkehren: als sinnliche Vollnatur oder als geistig ätherische Jungfrau, Judith oder Anna, wie sie Gottfried Keller für die Ewigkeit festhielt, weil keine Mädchen- oder Frauengestalt mehr sein kann als das Abbild der erotischen Natur des Dichters oder seiner sexuell gebundenen Art. Dadurch wird der Begriff der „fernen Geliebten" ein Inbegriff all dessen, worüber Eros herrscht und wozu Pan seine Flöte bläst. Ein Ruhepunkt der Phantasie, wie ihr Sprungbrett. Etwas, was das Seelenleben intensiv beschäftigt und extensiv umgestaltet. Eine Erscheinungsform des menschlichen Lebens. Die geistige Wollust, die den Zusammenhang

zwischen den geistigen und seelischen Dingen offenbart, die Sehnsucht, welche ein Dichterherz erlebt und ein Dichterwort belebt. Ein Ideal, das uns vorschwebt, selbst wenn es neuartig oder gar verblüffend wäre.

Einmal hatte es ein Dichter unternommen, dieses Idealbild die „künftige Geliebte“ zu nennen. Da traf er auf den Spott eines Lessing, der nicht begriff, „wie man so ernstlich um eine Frau bitten“ könnte, wie es Klopstock eben getan, der Sophie Schmidt mit diesem Ausdruck bezeichnete. Er hat das Mädchen nicht geheiratet. Aber war diese „künftige Geliebte“ nicht ebenso des Dichters nie erfüllter Traum, wie die „ferne Geliebte“, welche nur eine Hoffnung ist und nichts anderes sein will? . . . Oder glaubt man, es werde jemals gelingen, für das Faustsche Gretchen oder für die Helena die Originalfigur im Leben aufzufinden? Virago und Mutter-Imago sind Ausdruckskomponenten der seelischen Verhältnisse des Dichters, festgewurzelt durch physiologische Bedingungen im metaphysischen Denk- und Gestaltungsgebäude. Es ist für den Dichter gleichgültig, ob diese ferne Geliebte kommt oder kommen wird. Er muß ihren Sang singen und sollte er damit das Weib als Dirne zeichnen, der man mit der Peitsche nahen soll, die man, wie Strindberg, aus dem Hause jagt oder, wie Wedekind, einfach erwürgt.

Diese „ferne Geliebte“ hat nun in neuester Zeit eine merkwürdige Wandlung durchgemacht. Sie ist zur „toten Geliebten“ geworden. Gewiß ist das ein Motiv, das mit dem jener Geliebten innig verwoben ist. Denn die Verwandtschaft läßt sich nicht leugnen. Es handelt sich immer um ein Mädchen, das zwar seelisch dem Helden verbunden ist, aber ihm auch noch nach dem Tode — und das ist das Auffallende — nicht etwa als Phantasie- oder Erinnerungsbild erscheint, sondern in einer Art körperlicher Vergegenwärtigung. Wofern das Motiv aus Goethes „Wahlverwandtschaften“ stammt, aus der Novelle „die wunderlichen Nachbarskinder“, so will es sicherlich die Liebe über den Tod hinaus versinnbildlichen. Das würde für das damalige Zeitalter zutreffen, in dem sich eine Charlotte Stieglitz tötete, um der Seele ihres Dichtergemahls durch den großen Schmerz die nötige Kraft zu geben, deren er für eine große Dichtung bedurfte. Oder in der Novalis seiner Braut nachsterben wollte, aber gegen seinen Willen sozusagen durch die „Hymnen an die Nacht“ seine Auferstehung erlebte. Damals war die Liebe bis zum Grabe und darüber hinaus die Intensivierung der Trostlosigkeit, in der sich der Hinterbliebene befand, berührt vom Hauche der rätselhaften Ewigkeit, von der religiöse Scheu verkündete, daß eine Vereinigung Verstorbener gewiß sei. So war der Tod kein Ende. Ein Durchgang des Lebensweges, wie Swedenborg sagte, wogegen Kant allerdings eiferte. Es war eine von den Behauptungen Swedenborgs, die verhängnisvoll zu werden begannen. Seine Frage besonders, ob nicht alles geistige und sinnliche Leben davon abhänge, wie die Menschen aufeinander wirken und einander entzünden. Sie hat selbst Lavater und Oberlin zu seinen Anhängern gemacht. Hat seinen Einfluß bis heute noch festgelegt. Wenn sich der Mystizismus regt. So auch im Symbol von der „toten Geliebten“, darin wir nicht wie in dem Symbol von der „fernen Geliebten“ die Sprache des Herzens vernehmen, sondern ein Spiel mit mystischen Gedanken erkennen. Hervorgeholt aus der ganzen Reihe der Mystiker, verbrämt mit Schnörkeln aus indischer und hebräischer Geheimlehre, mit Entlehnungen aus Bergson und besonders der Theosophie Rudolf Steiners. Nach dieser gibt es ein „geistiges Schauen“, durch das die höheren Welten unmittelbar wahrgenommen werden. Diese Anlage zum geistigen Schauen schlummert in jedem Menschen. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, die vergangenen Leben wie ein aufgeschlagenes Buch als „Erlebnis“ vor sich zu sehen. Sofern er „meditiert“. In diesem Zustande kann er mit geschlossenen Augen sehen, mit tauben Ohren hören. Und so meint es auch die moderne Zeit mit der Verwendung des Motivs von der „toten Geliebten“. Meyrink, der das Motiv bevorzugt im „Grünen Gesicht“, in der „Walpurgisnacht“. Doch auch alle phantastischen Dichter nach ihm. Es kam hierbei etwas in Schwingung, was auf geheime Seelenkräfte schließen lassen würde, was Mesmer, die Spiritisten und Hypnotiseure behaupten. Zugleich etwas, was viele Dichter behelligte, nicht bloß E. T. A. Hoffmann. Goethe sieht sich einmal, als er gen Drusenheim reitet, selbst entgegenkommen. Auch pflegte er eine Person seiner Bekanntschaft, wenn er sich allein sah, im Geist zu sich zu rufen. Grillparzer vermag im Gehen zu träumen, ihm ist oft, wenn er etwas zum erstenmal sieht, als ob er es schon vor langer Zeit einmal gesehen hätte. (Das Phänomen das „déjà vu“, bekannt aus Scotts Tagebuch.) Kleist identifiziert sich mit den Gestalten seiner Dichtungen. Strindbergs Wahnpsychosen erschüttern; er leidet überhaupt an merkwürdigen wahnhaften Illusionen, denen die moderne Technik Vorschub geleistet hat: Er wird veranlaßt, in einem Separator ein höchst bedeutungsvolles mystisches Wesen zu erkennen, das die seelischen Eigenschaften der Menschen zu beeinflussen vermag, wie auch ein sonst harmloser Telegraphenapparat im „Totentanz“ eine Hauptrolle spielt. Nimmt man Synästhesien hinzu, dann Sinnestäuschungen, denen man oft unterliegt, ferner eine willkürliche Interpretation der Einsteinischen Lehre vom neuen Weltbilde, so bleibt genug Gelegenheit übrig, dem Mystizismus das Wort zu reden. Er hat es verschuldet, daß die Liebe überhaupt, in der überwiegenden Mehrzahl der gelesenen Werke des neuen Schrifttums, einen Zug ins Übernatürlich-Unerklärliche genommen, selbst in jenen Fällen, wo man sich auf ihre physiologischen Bedingungen einstellt; man betont mehr als billig das Parapsychotische. So kam es, daß die

„Geliebte“ nicht mehr ausschließlich jene Idealfigur geblieben ist, die der Dichter als in der „Ferne“ weilend herbeisehnt. Er hat sich über die Vorstellung von der Welt, in der wir leben, hinausgehoben, nimmt sie nicht drei- sondern vierdimensional an, mit einer Kontinuität der Ereignisse und der des inneren Lebens, infolgedessen steht er mit der übersinnlichen Welt in Verbindung: Ist die Geliebte abwesend, so doch bei ihm . . . und ist sie tot, doch nicht gestorben. In beiden Fällen kann er sie, sich in einen Trancezustand versenkend, zu sich rufen. Die Ferne wurde dem „Jenseits“ gleichgesetzt, und die „tote Geliebte“ bleibt ewig am Leben.

Enter: D. H. Lawrence

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Kein Schriftsteller englischer Junge hat in den Jahren seit Kriegsausbruch so viel von sich reden gemacht wie D. H. Lawrence, Verfasser mehrerer umfangreicher Romane. Ihr äußeres Schicksal mag dazu beigetragen haben, seinen jungen Ruhm zu fördern; denn verschiedene von ihnen wurden in Großbritannien sowohl wie in Amerika auf den Index gesetzt. Die materielle Schädigung eines Autors kommt auch in den angelsächsischen Ländern der Verbreitung seines Namens zustatten, und die unfreiwillige Reklame, die ein Verbot des Zensors allemal aufwirbelt, ist eher geeignet, einer positiven Leistung zu nützen als ihr Abbruch zu tun.

Soweit es sich aus der Ferne beurteilen läßt, hat Lawrence heute besonders unter der durch den Krieg in ihrem Wesen gewandelten, von der viktorianischen Tradition messerscharf geschiedenen Jugend seine begeisterten Anhänger — was stets als ziemlich sicheres Kriterium für Zukunftswerte gelten kann. Besucher aus England, nach ihren neuen dichterischen Größen gefragt, nannten Lawrence fast immer an erster Stelle. Lange bemühte ich mich vergeblich, eines Buches von ihm habhaft zu werden. Erst im letzten Sommer hatte eine deutsche Dame die Freundlichkeit, mir seinen Roman „Sons and Lovers“ zu leihen.

Unverkennbar, dieser Lawrence ist ein Kerl. Zweifellos wagt er Dinge auszusprechen, die niemand vor ihm in der englischen Literatur mit solcher Offenheit behandelt hat. Seine Einseitigkeit grenzt an Besessenheit. Aber er hat unbedingt das Zeug dazu, ein Großer zu werden. Mein regster Anteil an seiner Person erlitt freilich eine gelinde Abkühlung, als ich mir sagen lassen mußte, daß er, offenbar aus nationaler Voreingenommenheit, der deutschen Übersetzung seiner Werke kein Gewicht beizulegen erklärt habe. Sollte er wirklich so borniert oder so engherzig sein? Es wäre um so törichter, als man gleich nach der ersten Bekanntschaft mit ihm den Eindruck hatte, daß Deutschland seine Vorzüge rückhaltlos anerkennen, ja vermutlich die Wiege seines Weltruhms sein werde. Er befände sich mit Shakespeare, Byron, Wilde, Shaw nicht einmal in schlechter Gesellschaft.

Nun gibt der Insel-Verlag die autorisierte, 662 Seiten starke Übertragung des Romans „Der Regenbogen“ von D. H. Lawrence heraus. Mit der Abneigung muß es demnach nicht gar so schlimm sein. Trotzdem ist es keine ungemischte Freude, wenn man bedenkt, daß namhafte deutsche Schriftsteller nur unter schweren Kämpfen die Drucklegung neuer Bücher oder den Neudruck bereits verlegter heutzutage durchsetzen können. Ich weiß mich wahrhaftig von den nationalistischen Scheuklappen frei, die ich eben dem Engländer zum Vorwurf gemacht habe; doch solange heimische Geistesarbeiter von Rang unter der Papiernot und den monströsen Unbilden der Zeit ächzen, haben wir keinen Grund, Ausländer, und seien sie noch so bedeutend, bei uns einzuführen. Charity begins at home. Das gilt auch für deutsche Verleger. Dies vorausgeschickt, sei der Insel-Verlag zu seinem Wagemut beglückwünscht.

. . . Was ist das Bezwingende an D. H. Lawrence? Daß er keinen Zweifel an seiner Gestaltungskraft aufkommen läßt. Hier ist wirklich ein Menschenbildner am Werke. Er stellt scharf ausgeprägte Individuen hin, die sich scharf einprägen. Ihres Wesens Generalnenner ruht vorläufig noch in einem Punkte. Darum ist ihre Psychologie mehr eindringlich als tief, mehr einseitig als reich. Wie Thomas Hardy, der Land und Leute von Wessex verquickt, wie Arnold Bennett, der Schilderer der „Five Towns“, gibt auch Lawrence Heimatskunst. Aber so eng seine Gestalten im Landschaftlichen verwurzelt sind, sie ragen über ihren Bezirk ins Allgemein-Menschliche hinaus. Das Dargestellte fesselt nicht so sehr wie die Darstellung. Die Dargestellten nehmen weniger für sich ein als der Darsteller, der das Labyrinth ihrer Brust aufdeckt, ihr Triebleben bis in die letzten Zuckungen bloßlegt.

Liebe und Kampf, der Kampf um die Liebe, der Kampf in der Liebe ist sein ewiges Thema oder seine ewige Melodie. Gewiß kein neues Thema, sondern die älteste Melodie in neuer Harmonisierung, mit allen Kakophonien moderner Instrumentation. Bei Hebbel ist dieser Zweikampf ein Turnier, in dem mit zerebralen Lanzen gestochen wird; Spitzfindigkeiten sprühen. Bei Strindberg besteht der aus Haßliebe geborene Kampf zwischen Mann und Frau darin, daß sie durch ihr Mißtrauen die Luft vergiften und einander täglich bis aufs Blut reizen; ein Zusammenleben wird Höllenqual auf die Dauer. Nach dem Dialektiker und dem Neurastheniker ist Lawrence wesentlich ungeistiger. Alle Anziehung und Abstoßung quillt bei ihm aus der körperlichen Vereinigung. Der Geschlechtsakt ist für ihn der große Regulator der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Seligkeit und Widerwärtigkeit halten einander die Wage. „Einen Tag schien es, als wäre alles zertrümmert, das ganze Leben dahin, verwüstet, trostlos

und verödet. Am nächsten Tage war es wieder wundervoll, einfach wundervoll. Den einen Tag dachte sie, sie würde durch seine bloße Gegenwart noch wahnsinnig; das Geräusch, das er beim Trinken machte, war ihr abscheulich. Am nächsten Tage freute sie sich schon über die Art, wie er über den Vorplatz ging; er war ihr Sonne, Mond und Sterne zugleich." Dieses Pendeln zwischen polaren Stimmungen wird mit einer Genauigkeit aufgezeichnet, als ob es sich um eine Fieberkurve handle.

Der „tiefe, wilde, namenlose" Kampf fließt aus der Wollust. Lawrence geht bis an die äußerste Grenze, wenn er in sexualibus schwelgt, wühlt, rast. Ein Beispiel: „Er witterte die ungeheure Ausdehnung noch unbekannter wollüstiger Freuden, die sie ihm zu bieten hatte. Mit leidenschaftlicher Wollust, bei jeder noch so kleinen Schönheit ihres Leibes verweilend, in einer Art froher Raserei fuhr er auf sie los: auf ihre Schönheit, auf alle die schönen Stellen, die einzelnen, mannigfaltigsten Schönheiten ihres Körpers." Jede Umarmung wird gebucht, jede verwehrte Umarmung nicht minder. Selbst bei den Franzosen wird man umsonst nach einer solchen Hochspannung der Sinnlichkeit suchen. Die kontinentale Vorstellung von den zurückhaltenden, gefühlskargen, kühlen, frigiden Inselbewohnern findet an Lawrence keine Stütze.

Gerade weil die Sinnlichkeit seiner Gestalten so hemmungslos nach Entfaltung drängt, weht nie ein Hauch von Lüsternheit um sie. Die Leidenschaftlichkeit ist hier wie ein Schlag aus dem Dunkeln, ist das Unentrinnbare, dem die Kreatur zu erliegen bestimmt ist. *Ἔρως — ἀνάγκη.*

Über den Inhalt des Romans, dem ein abgegriffenes Symbol den Titel gibt, braucht danach nichts mehr gesagt zu werden. Er ist ausgefüllt mit dem Liebeskampf und -krampf zweier Generationen der Familie Brangwen. Anna Lensky findet in der Ehe und der Mutterschaft ihre vollkommene Erfüllung; ihre älteste Tochter Ursula gibt sich dem geliebten Manne hin, ohne die von ihm gewünschte Ehe einzugehen. Jäh reißen die Beziehungen ab: er heiratet eine andere; Ursulas Hoffnung auf ein Kind wird zunichte. 662 Seiten: ganz arm an äußerem Geschehen und reich an innerem Erleben. Des Dichters hohe Kunst macht es möglich.

Trotzdem ist manches viel zu breit geraten. Lawrence hat die Angewohnheit, Dinge, die ihn wichtig dünken, dreimal oder noch öfter zu sagen, als ob er mit einer Leserschaft von Schwerhörigen rechne; dann wiederholt er beständig das Wort, auf das es ihm ankommt. Auch das scheint eine Besonderheit von ihm, daß seine Bücher schlecht komponiert sind. Entbehrliche Episoden werden endlos ausgesponnen. So könnten hier die Erfahrungen Ursulas als Schullehrerin völlig fehlen. Aber das alles zählt nicht gegenüber der kraftstrotzenden Fülle eines solchen Könners.

Und ein Könner hat ihm das deutsche Gewand verliehen. Diese von F. Franzius besorgte Übersetzung ist als etwas Außergewöhnliches zu rühmen. Sie hat Stil, ihren eigenen Stil, der sie zu einer selbständigen Leistung emporhebt. Nur an wenigen Stellen spürt man den ursprünglichen Ausdruck hindurch; ganz vereinzelt haben sich Anglizismen eingeschlichen. Vielleicht geht der Dolmetsch in der Sucht nach Verdeutschung zu weit, wenn er die Leute von Derbyshire Platt sprechen läßt; doch wenn es so treffsicher und anheimelnd geschieht, empfindet man die entwurzelte Mundart gegenüber der fälschenden Schriftsprache als das geringere von zwei Übeln.

Geibel und Heyse im Briefwechsel

Von Helene Raff (München)

Manche Leser wird dies Buch[1]) anmuten wie ein Klang aus dem verlorenen Paradies. Gab es einmal solche Zeiten, solche Menschen? In deren vertraulichen Briefen niemals vom Geld, von Brotsorgen, von Tageshändeln, von Rivalitäten und Daseinskampf die Rede ist? — obschon sie beide „von ihrer Feder" lebten und nur besaßen, was sie durch Arbeit erworben hatten. Sie sind typische Repräsentanten des alten, schlichten, vornehmen Deutschlands, diese beiden Dichter, hinter denen alles, was klein und gemein ist, „in wesenlosem Scheine" lag. Repräsentanten auch ihrer Volksschicht, des alten geistigen gebildeten Bürgertums, das noch niemand geringschätzig als „Bourgeoisie" benamste — weil es allerdings auch keine Gründe dazu gab.

Unendlich reizvoll stellt sich in dem dreieinhalb Jahrzehnte umspannenden Briefwechsel die Wesensverschiedenheit der beiden Freunde dar. Zu Anfang kommt der damals achtzehnjährige Heyse noch als Stürmer und Dränger, bisweilen etwas ungeklärt heraus gegenüber der edlen Männlichkeit des um fünfzehn Jahre älteren, reiferen Geibel. Aber desto höher ist es anzuschlagen, wie der Ältere schon die reiche Persönlichkeit des Jüngeren respektiert, keine schulmeisterliche Kritik an seinen Anschauungen übt — und wie hinwieder der Junge Zartheit walten läßt bei aller Offenheit, Rücksicht auch im Widerspruch.

„Wahr ist's. So ist's. Es ist wirklich so. Man hat mir's geschrieben" — ruft, frei nach Schiller und mit einigem Neid, derjenige aus, der Zeuge heutiger Verkehrsformen zwischen verschiedenen Altersstufen und Denkweisen sein muß.

Ihre Krone erreicht die Geibel-Heysesche Freundschaftsbeziehung da, wo von den beiderseitigen poetischen Schöpfungen die Rede ist. Keine Überhebung noch Empfindlichkeit weder des einen noch des anderen. Mit dem Freimut des Nächststehenden gibt Geibel, der Erfahrene, seine Meinung ab, die

[1]) „Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse." Herausgegeben von Erich Petzet. München, J. F. Lehmann.

bisweilen befolgt, zuweilen abgelehnt, immer aber dankbar gehört wird. Es ist von größtem literaturgeschichtlichem Interesse, die Anmerkungen Geibels zu einzelnen Novellen, Dramen, Gedichten Heyses zu lesen, die Gründe, aus denen er gelegentlich eine Änderung befürwortet, und die von Heyse dawider angeführten Gegengründe. Unwillkürlich nimmt der Leser Partei, je nachdem, — z. B. mutet bei der (nicht erhaltenen) Heyse-Novelle „Vinzenz und Veilchen" uns Moderne der Geibelsche Änderungsvorschlag ein bißchen schablonenhaft an, während in ein paar anderen Fällen sein Rat sehr feinfühlig ist und demgemäß auch gewürdigt wird. Nachdem sich Heyse, in den münchner Jahren „zu seiner vollen Kraft ausgereift" hat, ist sein Urteil, sein Eindruck von einer neuen Geibelschen Dichtung dem älteren Freunde ebenso erwünscht und wichtig, wie es zuvor umgekehrt der Fall gewesen; und das wechselseitige Geben und Nehmen, immer unter verständnisvollstem Eingehen auf die Verschiedenheit der natürlichen Anlagen, webt das feine innere Band zwischen den zwei Gleichstrebenden. Im ganzen wirkt Geibels Erscheinung in den Briefen als einheitlicher, mehr über den Dingen stehend, aber nach mancher Richtung auch begrenzter, während Heyse den größeren Reichtum der Erfindung, die größere Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Geistes für sich beanspruchen kann. Gemeinsam ist beiden die Höhe der ästhetischen und sittlichen Kultur, das Wohlwollen, ja die Wärme, mit der sie am Schaffen der Fachgenossen teilnehmen und zugleich die Unbestechlichkeit durch was es immer sei: durch persönliche gute Beziehungen, Einflüsse, Vorteile. Für diese zwei Aufrechten gab es nur einen Standpunkt der Beurteilung: die Frage, ob einer ehrlich und rein in seinem Wollen war, und ob sein Können dem Wollen entsprach.

Von den Fällen abgesehen, wo seelisches oder körperliches Leiden die Klagen des einen und das Mitgefühl des andern wachrufen, dreht sich der Briefwechsel vorwiegend um literarische Dinge. Die Umwelt tritt nicht hervor: sie wirkt nur als diskreter Hintergrund, den anfänglich die Figuren des Kuglerschen Kreises in Berlin, dann die der münchener „Berufenen" und „Krokodile" beleben. Manch bedeutsames Geschehnis wird gestreift, manch treffendes Urteil über Personen und Dinge gefällt; aber das eigentlich Reale und Wichtige im Leben beider Dichter bleibt ihr Schaffen. Sogar das sehr entwickelte vaterländische Empfinden beider scheint dagegen zurückzutreten: z. B. wird des Krieges 1870/71 mit wenigen Worten Erwähnung getan. Wobei freilich zu bedenken ist, daß Geibel und Heyse damals nur etwas längst Gehofftes, Geahntes, Vorausgesagtes sich erfüllen sahen, also nicht anders davon berührt wurden als von einer eingetroffenen Naturnotwendigkeit.

Außerdem nahm in den siebziger Jahren die Häufigkeit und Ausführlichkeit der gewechselten Briefe schon ab. Immer schwerer ward Geibels körperliches Ungemach, das persönliche Wiedersehen der Freunde immer seltener. Nach Heyses Wort floß die alte Freundschaft wie eine unterirdische Quelle, die aber immer frisch war und den alten Geschmack hatte, sobald sie einmal wieder zutage kam. So im Jahre 1876, als Heyse das Manuskript seines Skizzenbuchs dem ehemaligen Mentor zur Begutachtung schickte, mit einer Herzlichkeit des Vertrauens, die bei einem Lorbeergeschmückten nicht häufig ist. Nicht minder herzlich dankte er im Jahre 1881 für eine solche poetische Zusendung Geibels. Das gleiche Jahr brachte den Freunden ein letztes Zusammensein in Lübeck. Dann, 1883, forderte Geibels Verleger Heyse auf, einen Prolog zur hundertsten Auflage von Geibels Gedichten zu verfassen. Heyse ergriff mit Freuden die Gelegenheit, „dem teuren alten Meister, dem ich so viel verdankte, einmal öffentlich auszusprechen, was er mir und seinem Volke gewesen war." Aber ehe das Buch erschien, lag Geibel auf der Bahre. Der Gruß des Freundes und treuen Weggenossen hatte ihn nicht mehr erreicht.

Mit dem Gefühl der Ehrfurcht scheidet man von diesem Buch, das der Herausgeber in mustergültiger Weise eingeleitet und mit Anmerkungen, die ganz unaufdringlich das Verständnis unterstützen, versehen hat. Ehrfurcht verdient die Lauterkeit der beiden, die hier zu uns sprechen, ihre Hingabe an das, was ihnen höchster Lebenswert war, die Treue, die sie hielten: sich selbst, einander und der Kunst. Daß die Generation, die auf sie folgte, die Dichter jener Epoche wähnte gering schätzen zu dürfen, bedeutet nichts, als sich und uns ärmer machen wollen. Unser letztes Erbgut, das gottlob keine Sanktionen und Reparationen uns rauben können, ist unsere stolze geistige Vergangenheit, die lange Reihe von alten und neuen Meistern jedes Schaffensgebietes. Keinen Mann, keinen Namen daraus wollen wir beiseite lassen — nein: ehren, hegen wollen wir sie, uns mit ihnen beschäftigen wie nie zuvor. Wir haben's wahrlich not!

Otto Gildemeister: Briefe[1]

Von Paul Nathan (Berlin)

Frau Susemihl-Gildemeister, die Tochter von Otto Gildemeister, hat ein dünnes Bändchen mit Briefen ihres Vaters herausgegeben und diese Veröffentlichung mit einer kurzen geschmackvollen Vorrede versehen. Die Briefe — es sind ihrer leider nur allzuwenige — stammen aus der Zeit vom Beginn der vierziger bis zum Beginn der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Otto Gildemeister ist 1902 gestorben; fast achtzig Jahre alt. Die Briefe sind gerichtet an die Gattin, an die eigene Tochter, an Verwandte, an Freunde. Sie bringen keine Enthüllungen, weder auf politischem,

[1]) Leipzig 1922, Insel-Verlag.

noch auf künstlerischem, noch auf wissenschaftlichem Gebiet; sie bringen nur eine Bestätigung dafür, eine wie reiche, wie vornehme, wie charaktervoll abgeschlossene Persönlichkeit Otto Gildemeister gewesen ist.

Gildemeister war ein bremer Kind; seine geistigen Ahnen sind die hochragenden, universell gebildeten Personen, die aus der Goethezeit hervorgewachsen sind; vor allem kann man an einen in jener Epoche denken, an Wilhelm von Humboldt, der Gelehrter war und Staatsmann, der über das Schlachtfeld von Leipzig ritt und nachdenklich-philosophisch einen griechischen Vers zitierte. Auch Gildemeister war Gelehrter und Staatsmann und dazu Dichter und Journalist und in seiner Art nicht nach irgendeinem Vorbild entwickelt, sondern eine ganz selbständige Persönlichkeit; freilich eine, an der die gesündesten Kräfte der Frühzeit des 19. Jahrhunderts charaktervoll gestaltend gearbeitet hatten.

Er war von universeller Bildung, von universellen Interessen, das entsprach jenen Tagen, die noch von Weimar her erwärmt wurden, und er war ein aktiver Politiker, der die Einigung Deutschlands von seinem Posten aus handelnd mit durchlebte; das gab seinem Wesen die durchaus modernen Züge; ein Bildungsmensch aus der Goethezeit und ein welterfahrener handelnder Politiker aus der Zeit der Einigung des Reiches, aus der Bismarck-Epoche.

In einem seiner Briefe sagt Gildemeister von sich: „Ich bin für mein Teil der Meinung, daß der liebe Gott mich eigentlich zum Journalisten geschaffen hat." Das wäre keine kleine Ehre für die Gilde der Journalisten, wenn er zu ihnen gehörte, dieser Meister der Sprache, dieser Mann von ungewöhnlichstem Bildungstrieb und ungewöhnlichsten Kenntnissen. Aber bei strengerer Gerechtigkeit und weniger Bescheidenheit wird man nur sagen dürfen: Gildemeister war auch ein ausgezeichneter Journalist.

Nachdem er in Berlin und Bonn studiert hatte, auf breitester Basis und ganz modern gerichtet, machte er kein Examen — dies hat er gewiß mit vielen Journalisten gemein —; er wurde Redakteur der „Weserzeitung" in seiner Vaterstadt Bremen. In diesem Blatte schrieb er Jahre und Jahre ausgezeichnete Leitartikel über die eigentlich politische Politik und über volkswirtschaftliche Fragen, vollendet an Klarheit, vollendet im Stil; in freiheitlichem Geist; freiheitlich gesinnt in wirtschaftlicher und in politischer Beziehung wie es dem Charakter Bremens, dieser kleinen Republik am Meere mit Handels- und Geistesbeziehungen über die Weltkugel hin, entsprach.

Dieser Redakteur der „Weserzeitung" hatte sich in kurzem in seiner Vaterstadt eine Stellung geschaffen, so daß man ihn in den Senat berief, daß man ihn zum regierenden Bürgermeister machte, und daß er dann nach der Gründung des Deutschen Reiches seine Vaterstadt im Bundesrat vertrat und so die glanzvolle Periode handelnd mit durchlebte, da eine freigesinnte Politik das erstandene Deutsche Reich festigte. Als die Bismarcksche Politik eine schroffe Wendung nach rechts nahm, mußte Gildemeister mit staatsmännischer Vorsicht die Interessen Bremens vor zu schweren Schädigungen zu schützen suchen. Seine politische Wirksamkeit hörte erst auf, als das Alter diesem weisen Selbstbetrachter größere Zurückhaltung gebot.

Er war ein Politiker der Sachkenntnis, der Sachlichkeit, der persönlichen Zurückhaltung, und in seinen Urteilen von echter Gerechtigkeit auch jenen gegenüber, denen er nicht zustimmen konnte; so war der Staatsmann Gildemeister und der Journalist Gildemeister, der er stets geblieben ist, in seinen Artikeln, die er weiter für die „Weserzeitung" und später für die freisinnige Wochenschrift „Die Nation" Theodor Barths geschrieben hat.

Umrankt ist dieses bedeutsame politische Schaffen von künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen. Gildemeister ist der Übersetzer von Ariost, von Dante, von Lord Byron, von einer erheblichen Anzahl shakespearescher Dramen, von den Sonetten; in dem Lande vollendeter Kunst des Übersetzens wohl der größte von allen Übersetzern. Und überdies schrieb er Essays für die Barthsche „Nation", die zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was deutsche weltmännische Federn über Fragen der Kunst, der Wissenschaft, der Kultur aufgezeichnet haben; zugleich ein Meister der Form in Vers und in Prosa.

Einen Abglanz dieser selten reichen, politisch-praktisch und künstlerisch-gestaltend veranlagten Natur bieten die Briefe, die die Tochter herausgibt; an sich ein Genuß, sind sie ein Anreiz, sich mit Gildemeister, dem Essayisten und dem Übersetzer, erneut zu beschäftigen, oder für eine glückliche Jugend erstmalig; — denn solch eine Persönlichkeit kennen zu lernen ist ein wärmendes Glück — ein deutscher Kulturmensch im weitesten Sinne des Wortes aus der Zeit des Werdens, der politischen Blüte und der ersten Zeichen des Niedergangs unserer wiedergefundenen Einheit; einer der Geistesverwandten des Humboldtschen Kreises, hineinreichend über die Epoche Bismarckschen Realismus bis zu den hinauf dämmernden Tagen großsprecherischen deutschen Niedergangs.

Emil Ermatingers neue Bücher

Von Rudolf Unger (Königsberg i. Pr.)

Mit der Geschichte der einzelnen Dichtungsgattungen als solcher ist es in der deutschen Literaturwissenschaft, offenbar im Zusammenhang mit der bis vor kurzem sichtlich mangelnden Einstellung auf das künstlerische Moment in ihr, nicht zum besten bestellt. Wir haben die beiden großen Gesamtdarstellungen des Dramas, Julius Leopold Kleins geistreich-barocken, form- und abschlußlosen dreizehnbändigen Wälzer, der von der Antike ausgehend — grausame Ironie des Geschicks! — gerade vor dem vom Verfasser über alles verehrten Shakespeare abbricht, und Wilhelm Creizenachs bewundernswert gelehrte und methodische „Geschichte des neueren Dramas," leider auch sie ein Torso, aber im 4. und 5. Bande wenigstens noch den gesamten Shakespeare umfassend. Diesem mächtigen Werke ist bisher weder für das Gebiet der Lyrik noch für das der Epik auch nur annähernd Gleichwertiges zur Seite getreten, selbst wenn wir nur die deutsche Entwicklung beider Gattungen ins Auge fassen. Ja ich wüßte neben ihm überhaupt nur die ältere „Geschichte der Prosadichtungen" von Dunlop-

ebrecht (1851) als ähnlich großangelegte Gesamt-
rstellung zu nennen, während sonst gerade die
eschichte der Epik und besonders auch des Romans
n ganzen immer noch brach liegt. Für die Lyrik
sitzen wir zwei kleine, in ihrer Art aber recht
bständige und brauchbare Zusammenfassungen,
e [Gesamt-]„Geschichte der deutschen Lyrik" von
ichard Findeis (in zwei Bändchen der Sammlung
öschen) und die „Geschichte der deutschen Lyrik
it Claudius" von Heinrich Spiero (in Teubners
erie „Aus Natur und Geisteswelt"). In größerem
ahmen und persönlicherer Haltung hat Philipp
Bitkop in zwei Bänden „Die deutschen Lyriker von
uther bis Nietzsche" und ihr Schaffen charakterisiert
gl. meine Besprechung der zweiten Auflage von
921, L.E. XXIV, 1139/47). Und jetzt legt, übrigens
n selben Verlage, der Kellerbiograph Emil Er-
natinger eine ebenfalls zweibändige Darstellung
or: „Die deutsche Lyrik in ihrer geschicht-
ichen Entwicklung von Herder bis zur Gegen-
vart."[1])

Dem zeitlichen Rahmen seines Gegenstandes
ach deckt sich das neue Werk mit demjenigen Wit-
ops in weiterem Ausmaße, als man den beider-
eitigen Titeln zunächst entnehmen möchte, insofern
uch Witkop ernstlich erst mit dem Ende des 17. Jahr-
underts einsetzt und Ermatinger seinerseits ein,
reilich kurzes, Kapitel über die Lyrik der Auf-
lärung und Klopstock seiner Darstellung voran-
schickt. Dann aber holt diese mit der „Entdeckung
er Natur" in der lyrischen Theorie und Praxis
es Sturms und Drangs, des göttinger Hains und
er „lyrischen Idylle" (Matthisson, Salis, Hebel)
uchtig aus und führt in den großen Abschnitten
„Goethe" — dieser allein fast zweihundert Seiten
umfassend — „Die Lyrik des Gedankens" (Schiller,
Hölderlin, Novalis), „Das deutsche Lied" (Ro-
mantik, Wunderhorn, Befreiungskriege, Eichendorff,
die Schwaben, Mörike, Chamisso), „Die Lyrik der
forcierten Talente" (Rückert, Platen, Heine, Lenau),
„Im Zeichen des Realismus" (Politische Lyrik,
die Droste, Hebbel, Keller, Storm, Tunnel über
der Spree, münchner Schule, Lyrik und Wissen-
schaft [hier neben Lorm und Scheffel auch C. F.
Meyer und Spitteler!], Klaus Groth und die mund-
artliche Lyrik) und „Die Lyrik des Naturalismus"
zur Gegenwart. Knappe bibliographische Anmer-
kungen zu beiden Bänden verzeichnen anhangsweise
das Wesentlichste an Quellen, Literatur und Text-
belegen. Der Seitenzahl nach berechnet, verwendet
Ermatinger etwa 750 Seiten auf denselben Stoff,
den Witkop auf ungefähr 470 Seiten behandelt
hat; dem viel gedrängteren Druckspiegel des neuen
Buches entsprechend aber dürfte dieses mindestens
den doppelten Umfang der älteren Darstellung
desselben Gegenstandes erreichen.

Doch nicht in diesem äußeren Moment oder gar
in dem noch äußerlicheren der stärker der Nach-
kriegszeit Rechnung tragenden Ausstattung liegt der
Hauptunterschied beider Werke. Vielmehr: in der
ganz anderen Erfassung und Durchführung der
Aufgabe. Sie läßt sich kurz dahin zusammenfassen:
während Witkop auch in der neuen Auflage über
die essayistische Aneinanderreihung von Einzel-
porträts repräsentativer deutscher Lyriker der letzten
Jahrhunderte nicht hinauskommt — und nach dem
neuen Titel seines Buches offenbar gar nicht hinaus-
kommen will — sucht Ermatinger mit der in der
Überschrift seiner Darstellung enthaltenen Forde-
rung einer „geschichtlichen Entwicklung" der deut-
schen Lyrik seit Herder und dadurch zugleich mit
eigentlich wissenschaftlicher Problemstellung ernst zu
machen. Ja er geht in dieser Richtung, wie es schon
die eben angedeutete Gliederung seiner Darstellung
zeigt, alsbald so energisch ins Zeug, daß er sich vor
einem geistesgeschichtlichen Organisieren und selbst
Konstruieren des gewaltigen Stoffes nicht scheut,
vor dem man sich noch vor zwei oder drei Jahrzehn-
ten ängstlich bekreuzigt haben würde: „Es ist hier
der Versuch gemacht," heißt es sogleich im Vorwort,
„auf Grund verschiedenster Kennzeichen des ge-
schichtlichen Lebens, vor allem auch solcher der
Philosophie, die wesentliche Richtung zu finden,
nach der der Geist im lyrischen Schaffen der letzten
anderthalb Jahrhunderte sich entfaltete, und zu
zeigen, wie die einzelne Persönlichkeit durch sie
nach Anlage, Gehalt und Form ihrer Äußerungen
bestimmt ist; wobei es sich aber nicht um die so-
genannte Milieutheorie handelt." Letzterer und der
positivistischen Richtung der Literaturwissenschaft
überhaupt mit ihrer Stofflichkeit, ihrem Vollständig-
keitsstreben und ihrer Motivierung durch äußere
Beeinflussung ist Ermatinger vielmehr entschieden
feind. Er nennt den Vollständigkeitswahn kurz und
bündig „das Ende der Wissenschaft und den Anfang
der Verdummung", wertet die einzelne Persönlich-
keit wesentlich nach ihrer symbolischen Bedeutung
für das Ganze der Entwicklung, läßt die in dieser
Hinsicht Unerheblichen zurücktreten oder ganz aus
dem Spiel bleiben und stellt dem Ideal „exakter"
psychologischer Beschreibung und kühler verstandes-
mäßiger Analyse die Liebe und Erlebniskraft des
Künstlers gegenüber: „Nur dann wird der Literar-
historiker befähigt sein, soweit es dem menschlichen
Blicke gegeben ist, dem Wirken des sittlichen Gesetzes
im Innern des geschichtlichen Lebens nachzuspüren,
statt sich mit den äußeren Tatsachen seiner Erschei-
nung zu begnügen. Dadurch kommt ein subjektiver,
ja metaphysischer Zug in die Geschichtschreibung
hinein, gewiß. Aber sei man doch ehrlich: gibt es
überhaupt eine Wissenschaft ohne Metaphysik? Ist
nicht die ‚exakteste' ein Geflecht von Beobachtungen,
Vermutungen, Ahnungen? Ist nicht in jeder ein
Rest Mythologie?"

In der Tat kann man sich, wie Referent glaubt,
mit diesen Auffassungen um so eher einverstanden
erklären, als dadurch nicht etwa der Bertramschen
Mythisierung der Historie das Wort geredet werden
soll, sondern Ermatinger mit richtigem Takt sich von
der Charybdis Georgescher Geschichtsgnosis ebenso
fern hält wie von der Szylla des stoffbefangenen
Positivismus. Wie verwirklicht er nun aber dieses
verheißungsvolle Programm am konkreten Gegen-
stand? Da ist vor allem festzustellen, daß seine ge-
samte umfängliche Darstellung getragen wird von
einer einheitlichen Grundthese, die ich um ihrer Be-
deutsamkeit willen, aber auch im Interesse möglichst
objektiver Würdigung, mit seinen eigenen Worten
wiedergebe: „Wer die Jahrzehnte lyrischen Schaffens

[1]) Erster Teil: Von Herder bis zum Ausgang der Romantik. Zweiter Teil: Bis zur Gegenwart. Leipzig und Berlin 1921, B. G. Teubner. VI u. 443 S. bzw. 310 S.

von Herder bis zur Gegenwart durchwandert, macht eine schmerzliche Erfahrung: die Zahl der Dichter und die Masse lyrischen Gutes wird immer größer, die Kraft schöpferischen Gemütes und der künstlerische Gehalt seiner Erzeugnisse immer kleiner. Die Ursache ist nicht schwer zu finden, und vielleicht ist es mir gelungen, ihr Wirken als eine Art geschichtlicher Notwendigkeit darzulegen: es ist der Fortgang oder vielmehr Niedergang von der Kultur zur Zivilisation. Die Verwirklichung der Bildungsideen in Tatsachen der Lebenshaltung. Die Umsetzung der frei bildenden Kräfte der Seele in mechanisch oder chemisch bedingte Erfindungen der Technik, Erzeugnisse der Industrie, Annehmlichkeiten des Handels. Flucht aus dem Innern ins Äußere. Verkrustung des Lebens. Gerade weil die Lyrik die künstlerische Darstellung der innerlichst quellenden Seelenkräfte als solcher ist, so mußte sie an dieser Veräußerlichung und Verschalung des geistigen Lebens am ehesten und tiefsten leiden. Je reicher das deutsche Volk nach außen wurde, um so ärmer wurde es nach innen. Die Aushungerung hat schon lange vor dem Weltkriege eingesetzt, nur war sie nicht eine wirtschaftliche, sondern eine seelische. Man kann es Schritt für Schritt verfolgen. Goethe und die Romantiker (mit Einschluß von Mörike und dem jungen Keller), die noch das Drängen und Wallen der Lebenskräfte in pantheistischer Inbrunst spüren, stellen den vielzackigen Gipfel deutscher Lyrik dar. Mit dem ersten Auftreten einer realistisch-materialistischen Geistesrichtung (nach 1820) beginnt die Krise für die alte pantheistische Lyrik, sichtbar vor allem bei Platen, Heine, Lenau. Die neue Zeit scheint neue Aufgaben und Stoffgebiete zu erschließen, zum Beispiel die Forderung neuer staatlicher Ordnung. Ein politisches Volkslied entsteht um 1840. Aber auf der Rednertribüne erzeugt, ist es rednerisch durch und durch, gesprochenes Gedicht. Der Gesang, die Melodie fehlt, die Seele der Lyrik. Je kräftiger der Materialismus sich durchsetzt, je ausschließlicher das Denken und Schaffen in Geist und Leben auf das Sammeln von Stoffen und Tatsachen gerichtet ist, um so weiter flieht das sehnsüchtige Träumen der Seele aus der elektrisch und intellektuell überhellten Welt. Auch die Lyrik beschränkt sich jetzt auf die möglichst genaue Beschreibung von Sinneneindrücken und geht ihrer eigentlichen Kraft verlustig, die nicht im Lichte, sondern in der Dämmerung wirken mag. Man sollte es endlich einmal einsehen, daß impressionistische Lyrik keine Lyrik ist, sondern Virtuosität."

Dies also die tragende Grundthese des ganzen Werkes, von der, wie man sieht, auch seine Stoffgruppierung maßgebend bestimmt wird. Ich nenne sie bedeutsam als Bekenntnis eines seiner Zugehörigkeit zum deutschen Geistesleben kraftvoll sich bewußten und von dessen Größe durchdrungenen, zugleich aber kritisch scharf und objektiv beobachtenden Schweizers, das mit den Überzeugungen so mancher und nicht der Schlechtesten unter uns Deutschen selbst mehr oder minder übereinstimmt. Es wäre wohlfeil, ihm die Fortschrittsfreudigkeit seines großen Landsmannes Keller entgegenzuhalten, die freilich im „Salander" sich schon stark umschattet zeigt. Und auch andersartige Bewertung von Einzelerscheinungen, wie etwa C. F. Meyer oder Spitteler, denen, meines Erachtens, durch die Abstempelung „Intellektualismus" und die Zusammenstellung mit Lorm und Scheffel doch Gewalt angetan wird, vermag den Gesamtaspekt kaum wesentlich zu ändern. Eher dürfte schon der Zweifel ins Gewicht fallen, ob die große Wendung vom „fin de siècle" zum Neuidealismus und zu den neuen Lebens- und Dichtungsmächten des 20. Jahrhunderts in den letzten Kapiteln Ermatingers und dem kurzen „Ausblick" mit seinen aphoristischen Bemerkungen über Dehmel, George und Rilke wirklich zu ihrem Rechte kommt, und wie überhaupt diese neueste Entwicklung mit seiner Grundanschauung zu vereinbaren ist. Hier bieten, scheint mir, die bekannten Darstellungen Sörgels und Walzels nicht nur mehr, sondern auch Zulänglicheres. Indessen, letzten Endes sind solche Gesamtüberzeugungen vom Geschichtlichen ja doch, wie unser Autor selbst sagt, „metaphysischer" Art und als solche objektiv zwingend weder zu erweisen noch zu widerlegen. Für die wissenschaftliche Würdigung aber kommt es darauf an, ob die Grundidee einheitlich durchgeführt, und vor allem, ob sie aus dem Gegenstand heraus- und nicht etwa deduktiv in ihn hineingearbeitet ist. Die erstere Frage darf in diesem Fall, wie mir scheint, bejaht werden; bezüglich der zweiten freilich kann ich gewisse Bedenken nicht unterdrücken.

Es hat sicherlich viel Treffendes, wenn Ermatinger in einem der Kapitel, die zu Beginn jedes Abschnittes die geistige Atmosphäre der jeweiligen Epoche kennzeichnen, das Wirklichkeitserlebnis des realistischen Zeitalters nach Goethes Tod an dem Umschwung der Weltanschauung von Hegel zu Feuerbach veranschaulicht. Aber wie er dann den vieldeutigen Begriff „Realismus" wendet und biegt, bis die politische Lyrik und die Münchner, die Droste und Hebbel, Keller und Storm, der berliner „Tunnel" und die „wissenschaftliche" und mundartliche Lyrik gleichmäßig unter ihm Platz finden: das wirkt doch zu konstruiert und gewaltsam. Und liegt nicht auch ein Widerspruch darin, daß er, der allen Intellektualismus in der Lyrik streng verpönt, Hölderlin, den er doch — zusammen mit Schiller und Novalis — als „Lyriker des Gedankens" kennzeichnet, gleichzeitig als einen der größten deutschen Dichter preist? Wie mir scheint, ist dies nur ein einzelner Ausdruck des allgemeinen Dualismus, der, nicht völlig ausgeglichen, das ganze Werk durchzieht: Ermatingers eigene intellektuelle Art neigt zum Gedanklich-Spekulativen und Konstruktiven, gelegentlich wohl selbst zum Schematisierenden, während sein Herz und sein frisches, sinnenhaftes, oft überraschend feines und sicheres künstlerisches Empfinden — er müßte ja sonst kein echter Sohn des Landes der bildkräftigen Dichter und phantasiemächtigen Geschichtsdeuter vom Schlage eines Jakob Burckhardt sein — doch der naturvollen poetischen Wirklichkeitsverklärung eines Goethe und Keller, eines Mörike und vielleicht noch Storm gehört. Ihnen gelten die, auch in der Kraft und Bildhaftigkeit der Sprache stärksten Kapitel seines Buches, das, trotz all dieser Einwände, als Ganzes unzweifelhaft seinem verheißungsvollen Titel alle Ehre macht. —

Aus der Selbstbesinnung auf die methodologischen Grundlagen dieses Werkes und der Kellermonographie mag das zweite Buch Ermatingers hervor-

gegangen sein, das innerhalb Jahresfrist dem ersten folgte: „Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte".[*]) Der Verfasser sucht hier durch theoretische Erörterung der prinzipiellen Grundlagen der Literaturwissenschaft seinen eigenen Standort und sein wissenschaftliches Verfahren zu begründen und zu rechtfertigen in Auseinandersetzung mit den heute in der literaturgeschichtlichen Betrachtungsweise vorwaltenden Richtungen. Und zwar ist es in erster Linie der relativistische und historistische Positivismus, wie er noch vor zwanzig oder dreißig Jahren fast die Alleinherrschaft in unserer Wissenschaft hatte, jetzt freilich, gelinde gesagt, schon stark in die Verteidigungsstellung gedrängt ist, den er dabei im Auge hat. Während aber die Polemik gegen die Äußerlichkeit und Stofflichkeit dieser mechanistisch-entseelenden Auffassung des geistigen und dichterischen Lebens und gegen die ihr entsprechende Kunstübung des ideenlosen „Realismus" und Naturalismus das ganze Buch, wie schon jene geschichtliche Darstellung (vgl. oben) durchzieht und zu einem guten Teil die besondere Physiognomie der in ihm entwickelten „dynamischen" oder „organischen" Methode — so nennt sie Ermatinger selbst — bestimmt, wird es nicht recht klar, welchem Gegner eigentlich der andere Angriff seines Zweifrontenkampfes gilt. Er spricht im Vorwort von der „vorwiegend oder ausschließlich geistig-philosophischen Haltung" der zweiten, jenem Positivismus und Psychologismus gegensätzlichen Richtung, die „das Nach- und Nebeneinander des wirklichen Geschehens in ein raum- und zeitloses Gedankensystem von stark subjektiv-räsonierender Prägung" umschaffe und deren „gedankenbeziehenden Intellektualismus" er bekämpfen will. Man fühlt sich hierbei zunächst versucht, an die ideen- oder geistesgeschichtliche Richtung zu denken, die sich, im Anschluß an Dilthey, gerade in den letzten anderthalb Jahrzehnten so mächtig entfaltet hat. Allein die weiteren Ausführungen über die Gefahr mythisierender Verflüchtigung des geschichtlichen Gehaltes und speziell über die paradoxe Zuspitzung dieses romantisierenden Antihistorismus zur Legendentheorie von Bertrams „Nietzsche" deutet vielmehr auf den ästhetischen Literaturintuitionismus Gundolfs und seiner Schule. Freilich wendet sich jenes Vorwort auch gegen die Übertragung kunstgeschichtlicher Grundbegriffe auf die Würdigung von Dichtwerken, also gegen die von Wölfflin beeinflußte ästhetische Literaturbetrachtung Walzels und Strichs. Aber der ganze Inhalt des Buches selbst, ja bereits die in ihm verwirklichte Tatsache einer prinzipiell und in systematischen Begriffen durchgeführten Lehre von der Dichtung richtet sich doch, neben dem materialistischen Positivismus, vornehmlich gegen den wissenschaftsverneinenden Subjektivismus jener neuromantischen Literaturmythologie und den ihm auf künstlerischem Gebiete zur Seite gehenden alt- oder neuromantischen Symbolismus.

Denn nicht mehr und nicht minder als eine systematische Poetik, wenigstens in Grundbegriffen, legt uns Ermatinger vor. Und zwar eine Poetik im Sinne Wilhelm Diltheys: als Psychologie des dichterischen Schaffens. Von dem schöpferischen Ich und dem künstlerischen Erleben, d. i. dem Erleben des Künstlers und als Künstler, geht er aus. Die Psychologie des Aufnehmenden und Nachschaffenden, also der dichterischen Wirkung und des künstlerischen Genusses, wie sie von ästhetischer Seite namentlich Volkelt vertritt und von literarhistorischer etwa Rötteken in seiner leider immer noch Torso gebliebenen „Poetik" in Angriff genommen hat, schließt er dagegen (S. 148) ausdrücklich aus dem Bereich der Literaturwissenschaft (und der ihr zugehörigen Prinzipienlehre) aus. Ihm ist der Mittelpunkt aller Poetik das Erleben und das daraus erwachsende Schaffen des Dichters. Knüpft er hierin eng an Dilthey an, so geht er alsbald über ihn hinaus in seiner Ausgestaltung von dessen Erlebnistheorie. Und zwar, im Gegensatz zur Unterscheidung sozusagen vertikaler Schichtungen des künstlerischen Erlebens bei Gundolf (Goethes „Ur"- und „Bildungserlebnisse"), in der Richtung auf die Abgrenzung gleichsam horizontaler Erlebnissphären, nämlich des Gedanken- und des Stofferlebnisses als des ideell-gedanklichen Moments im schöpferischen Erleben, der „Idee", einerseits, des stofflich-bildlichen in ihm, des „Motivs", andererseits: „Diesen beiden, ich möchte sagen: elementaren Arten des Erlebnisses gesellt sich als Synthese das Formerlebnis hinzu, das den künstlerischen Ausdruck der erlebten Ideen- und Bildmasse bestimmt" (S. 49). Und zwar ist dabei für Ermatingers Auffassung — und hierdurch empfängt nun erst seine Durchführung der Erlebnistheorie ihre charakteristische Prägung — das Primäre durchaus das Ideenerlebnis des Dichters, seine gedankliche Auseinandersetzung mit der Welt, und deren Gesamtwirkung, seine Weltanschauung. Denn nur die Triebkraft der aus ihr geborenen Idee weist Richtung und Ziel bei der Auffindung des Stoffes und befruchtet die an sich tote Stoffmasse zur Ergiebigkeit lebensvoller, d. h. ideendurchleuchteter Motive. Und vor allem: erst diese weltanschauliche „Ideendynamik" im Geiste des Dichters wirkt formbildend, erzeugt die innere Form der Dichtung, die gar nichts anderes ist als „das besondere Wirken dieser Ideendynamik im einzelnen Werke" (S. 206). Und zwar lebt sie sich in dieser Hinsicht nach drei Richtungen aus: als allgemeine seelische Atmosphäre oder Lebensgefühl, als innere Triebkraft oder innere Motivierung und als Symbolik. Aber auch in die äußere Form des Dichtwerks, die Ermatinger auch als „Stil" bezeichnet und unter welcher er vor allem die Sonderheiten der drei Dichtungsgattungen, des Lyrischen, Epischen und Dramatischen versteht, wirkt das Gedankenerlebnis des Dichters, neben dem konventionellen Formtypus der einmal gewählten Dichtungsgattung und der Rücksicht auf die gegebene Situation beim Vortrage des Werkes, noch bedeutsam mit hinein.

Dies etwa, in den allgemeinsten Strichen, die konstruktiven Grundzüge der neuen Poetik Ermatingers. Es ist hier nicht der Ort, sich des näheren mit ihr grundsätzlich auseinanderzusetzen. Doch muß nochmals betont werden, daß sie durchaus psychologischer Art ist; denn der Autor selbst scheint sich, nach seiner wiederholten Polemik gegen die wissenschaftliche Psychologie zu urteilen — mit derjenigen gegen die „Pathographie" und die Psychoanalyse in der Literaturwissenschaft mögen sich die Anhänger

[*]) Leipzig und Berlin 1921, B. G. Teubner. VII u. 405 S.

dieser Methoden auseinandersetzen —, dessen nicht voll bewußt zu sein. Vielleicht gilt seine Abwehr aber auch nur dem positivistischen Psychologismus der neueren Assoziationspsychologie mit ihrer mechanistischen Deutung des schöpferischen Vorgangs im Künstler wie im produktiven Menschen überhaupt, im Kampf mit welcher gerade Dilthey seine „Realpsychologie" des poetischen Schaffens, freilich noch halb in Fechners elementarpsychologischen Kategorien befangen, aufzubauen versuchte. Doch wie dem auch sei, prinzipiell jedenfalls steht Ermatingers Poetik mit ihrer Ableitung der dichterischen Gestaltung aus einem im letzten Grunde ideell bedingten „Formerlebnis", wie schon angedeutet, in ausgesprochenem Gegensatz zu dem heute in unserer Wissenschaft einflußreichen Streben, die Kategorien der künstlerischen Würdigung aus dem Kunstwerk selbst als objektivem Gebilde zu erschließen und sie als der Formgesetzlichkeit des jeweiligen Kunstgebietes, jenseits aller psychologischen oder ideenhaften Begründung, immanent zu erweisen. Das ist, im Sinne des Verfassers dieser Zeilen, kein Vorwurf oder Einwand, insofern ja Referent selbst, wenn auch auf anderen Wegen als Ermatinger, von ideell-geistesgeschichtlichen und realpsychologischen Fragestellungen aus Zugang zu den künstlerischen Stilproblemen sucht, und insofern anderseits, wie namentlich Fritz Strichs jüngst erschienenes bedeutendes Buch über „Deutsche Klassik und Romantik" zeigt, auch die ästhetische Richtung Wölfflinscher Herkunft in der Literarhistorie aus sich heraus neuerdings den Übergang von der rein formalen Stilanalyse zu einer zugleich inhaltlichen Bedeutungsergründung und damit die Brücke zur geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise zu gewinnen strebt. Zudem macht sich jene frische Schau- und Erlebniskraft für künstlerisches Wesen und künstlerische Werte, die, dem hochalemannischen Genius offenbar spezifisch eigen, oben bereits der geschichtlichen Darstellung Ermatingers nachgerühmt wurde, in Verbindung mit einem allen Extremen und Überstiegenheiten abholden gesunden bon sens, auch in dem theoretischen Werk allenthalben erfreulich geltend: so etwa in den Ausführungen über Stoffindung und Stofferfindung und die geschichtlichen Stoffe, über Symbolik und Symbolistik, über das Erleben des echten Dichters im Gegensatz zu „donjuanesker" und andererseits zu asketischer Lebenshaltung, über das Verhältnis von Bericht und Darstellung in der Epik und in vielem anderen, besonders auch in den zahlreichen gutgewählten und anschaulichen Belegen aus Goethe, Keller, Mörike, Kleist u. a. Allein auch hier erhebt sich zuletzt die kritische Frage, ob alle diese wertvollen Einsichten und glücklichen Intuitionen oder Exemplifizierungen im einzelnen und jene Richtung auf psychologische Begründung solcher Einzelheiten im ganzen mit der gelegentlich fast schematischen Systematik des konstruktiven Gerüstes dieses Theoriengebäudes wirklich zur Synthese gelangt und ob die Grundbegriffe eines zur Einheit des „Formerlebnisses" sich zusammenschließenden „Gedankenerlebnisses" und „Stofferlebnisses" — letzteres an sich schon ein problematischer Terminus — für jenen kühnen Bau überhaupt tragfähig sind. Es gibt doch zu denken, daß hier selbst die „seelische Atmosphäre" oder — nach Diltheys Sprachgebrauch — das „Lebensgefühl", das im Dichtwerk verkörpert ist und das man für etwas ganz Ursprüngliches, ja für das Ursprünglichste in allem geistigen Schaffen halten sollte, erst aus einem Ideellen, irgendwie Gedankenhaften, künstlich hergeleitet wird, aus dem „Wirken der Idee im Stoffe" oder aus der — letzten Endes eben doch gedanklich-weltanschaulichen — „Auseinandersetzung des Ich mit der Welt". Hier wie in der ganzen Fassung des „Gedankenerlebnisses" als des Primären im Schaffen des Dichters dürfte der Autor, trotz aller Verwahrungen gegen den „Intellektualismus" der „philosophischen" Literaturbetrachtung, der Gefahr einer spekulativen Intellektualisierung des im Dichter wirkenden schöpferischen Lebens und damit jenem oben schon an seinem früheren Werke aufgezeigten Dualismus des Gedanklich-Konstruktiven und des Künstlerisch-Intuitiven nicht entgangen sein: eine Tatsache, die indessen nicht hindern kann, das prinzipienwissenschaftliche Werk, ebenso wie das historische, als den ernstlich und kraftvoll unternommenen Versuch einer inneren Vermittlung beider Momente in konkreter systematischer bzw. historischer Durchführung zu begrüßen.

Juliane Karwath:

„Die Abenteuer des Müllers Crispin." Nach schlesischen Sagen erzählt. Mit Zeichnungen von Willibald Krain. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 156 S.
„Der wandernde Traum." Roman. Ebenda. 292 S.

Von Käte Schultze (Braunschweig)

Nichts kommt von ungefähr. Junkerblut und Müllerblut, sich abstoßend und anziehend und ergänzend im ewigen Kreislauf des Werdens und der Reife, treiben Juliane Karwath in ihren zwei neuen Werken. —

An einem Wintertage, um die Weihnachtszeit, wandert die Dichterin hinaus auf die Landstraße, durch ersten Schnee auf einen kahlen Berg. Ein Bach plätschert im Weißen — verschneeete Bergkuppen locken in der Ferne. Einsamkeit umfängt die Dichterin und seltsame Stille. Da — plötzlich — verfinstert sich der Himmel. Sturm ist jetzt über ihr — ein Heulen braust heran — ein wütiges Heulen! Auf sprühenden Rossen glänzen Geistergestalten vorüber — in feurigen Rüstungen ein Heer von Jägern. Allen voran auf nachtschwarzem Rosse jagt ein langer, langer Schatten mit spitzem, glühendem Hut und: Pump — hut! Pump — hut! Deu — to! Deu — to! pfeift's durch die Lüfte — —. Vorüber war die Jagd! — Und die Dichterin fühlt sich mitten im Wunder! Haftet der Körper auch in Erdenschwere, ihre Seele hat ihr Erlebnis gehabt und Märchen umgaben sie. — So kam der Müllerbursche Crispin auf die Wanderschaft. —

Er trifft auf die „Schwedenmühle", die vom Werwolfsschrei umheult wird. Er will abbiegen in fremdes Schicksal und will den Müllersleuten helfen. Doch das Wunder holt ihn zurück und stößt ihn in den Zwölf-Nächte-Spuk. — Es treibt ihn weiter und tritt ihm holdselig entgegen in Eva-Maria, der reinen, nicht fragenden Güte. In der „Walpurgisnacht" bringt sie ihm von der Heiligen den Erlösungszweig, und ihre Tränen fallen auf die rosenroten Apfelblüten. Das Gute weint um das Böse —

Licht möchte Dunkel verdrängen. — Doch das Begehren kreist in seinem Blute, er muß weiter wandern. — Crispins Sein wird von unheimlichen Kräften gestoßen. Er hört die Erlösungsglocken nicht mehr — aber der „Kuckuck ruft". Er trifft auf böse Gesellen, die dem verwunschenen „Dörrhaus" Schätze entreißen wollen — aber Pan wacht. Denn die Natur läßt sich durch frevelnde Neugier ihr Geheimnis nicht entreißen. Und immer wieder fühlt Crispin sich ins Abenteuer hineingeschleudert. Und er wollte doch nicht — oder hatte er doch gewollt? Seine Wunderseele stand den Vielzuvielen, den Schatzsuchern, fremd und einsam gegenüber. Sie suchte nie und fand doch immer. Natur war in ihm und um ihn und führte ihn neuen Wundern zu. Und wieder wartet es auf ihn am Wege. Meister Pumphut ist's, der schon oft gestorben ist und immer noch lebt. Und mit dem Meister der Zunft wandert er weiter den schlaflosen Wassern nach. Er landet in der „Meerschiffmühle"; Zaubergestalten umgeben ihn und streiten sich mit dem Alltag. Hinter Martin Pumphut aber steigt Gewordenes, Werdendes und was noch kommen soll im Kreislauf der ewigen Wanderschaft, zu riesenhaften Schatten empor. — Und der Kuckuck ruft lauter, und sein Märchenschrei lockt alle Seltsamen zum Reigen herbei. „Johannisabend!" Heidenspuk! Und Crispin spürt plötzlich — bewußtseinshell — er war ein Wesen von Pumphuts Wesen geworden, eine wandernde Seele mehr in der wilden Jagd, die ihn umtobt hatte. — Er wollte fliehen — und ging doch nur im Kreise. Aber als Pumphuts Auge nicht mehr wacht, da wandert er eilends seiner Heimatsehnsucht nach. Und Pans Atem umweht ihn im glückseligen Wandern, er schreitet im Rhythmus der Erde. Bis der Kuckuck ihn wieder ruft, und er zum letzten Male mit Meister Pumphut in die „Heiße Mühle" wandern muß. — Da stand die Uhr auf 12 — der Stunde Anfang und Ende zugleich. — „Es wird alles gerade gerückt." Auch Meister Pumphut. Als er das letzte, geheimnisvollste aller Mahlwerke ergründen will, schlägt ihm die zwölfte Stunde Untergang. Nach unerkanntem Gesetz. Crispin aber ward vom Pendelschlag derselben Wunderuhr zurückgestoßen und hinaufgeschleudert zum Übergang. —

Nun ruft kein Kuckuck mehr.

Und wieder biegt der Wanderbursche ein in die alte Einsamkeit, und sein Herz schreit nach Menschenwort, und Menschenwort gibt ihm Echo. Er findet ein Mägdlein und mit ihm: Liebe. Er findet eine Mühle und mit ihr: Arbeit. Und in ihm ist die Kunst, Wunden und Gebresten zu heilen. — Im Zusammenklang mit der Natur läuten die Glocken ihm: soli Deo gloria!

*

Wer die tiefe Gedankenwelt und den farbigen Bilderreichtum Juliane Karwaths in ihren bisherigen Werken zu erfassen suchte, wer ihre liebevolle Naturversenkung als treibende Wurzelkraft ihrer Kunst erkannt hat, der ahnte schon nach ihrem „Erlebnis des Erasmus Luckhardt" das Märchen. Erasmus führte an seine Pforte, die der Handwerksbursche Crispin öffnete. Erasmus, der Abenteurer der Erkenntnis, und Crispin, der Abenteurer des Erlebnisses, stehen im letzten nur im vollkommenen Zusammenhang mit der Natur. Alles ist eins! Alles aus gleichem Gesetz. — Erkennen und Erleben aber geben den Weg frei zur Harmonie, und beide zusammen formen das urewige: Da — Sein! —

*

„Nimm dein Kind an der Hand — Märchen sollst du ihm sagen —" — Märchen ist Einfalt. Märchen ist Natur. Und der Crispin ist der Müllerbursche, und der Pumphut ist der Geist des Gebirges. Das Gebirge und das Tal und Berg und Fluß und Baum und Strauch und alle, alle Tiere, und wir Menschen dazu, sind im Garten vom lieben Gott und gehen drin spazieren. — Das ist alles ganz einfach. — Wie verwunschener Zauber liegt es hauchzart zwischen den Blättern des Buchs, und eingefangen ist in ihnen der ganze Duft der Erde, die ganze Poesie des schlesischen Gebirges. Intellektuell erfassen und mit nüchternen Worten ausdeuten kann man die „Abenteuer des Müllers Crispin" nicht. — Ob rein literarisch betrachtet diese Abenteuer mehr den Charakter des reinen Märchens oder den der reinen Sage haben, mag der wissenschaftlichen Märchenforschung überlassen bleiben. Und ob Martin Pumphut analog dem Eulenspiegel oder dem Rübezahl geistert, ebenfalls. Jedenfalls war weder der Kneitlinger Eulenspiegel noch sein märkischer Vetter Peik in der wilden Jagd. Pumphut aber steckte drin, und Rübezål- [und] Wuotan durchbrausen noch heute die Luft.

Wohl sind diese Märchennovellen den schönsten Märchen Brentanos, Arnims und Tiecks' gleichwertig an die Seite zu stellen — sonstige Berührungspunkte finden sich wohl kaum. Sie sind durch zu verschiedene Temperamente getrennt. —

*

Juliane Karwath bringt noch — wieder in Romanform — den „Wandernden Traum". Er wird ihr innerlich nicht mehr so nahe stehen wie ihre „Märchen". Wenngleich auch er wohl „geschrieben werden mußte", um mit der Dichterin zu sprechen. — Durch die Geschichte schluchzt wieder die Tragik der Blutsgebundenheit wie schon in den früheren Werken „Das schlesische Fräulein" und „Eros". — Im Vorspiel lernen wir die beiden Welten kennen, in denen die Eltern der Georgette Quingsberg nebeneinander leben. — Das große Verhülltsein unnennbarer Dinge bei der Mutter, die an der Ehe zerbricht — das brutale Vagantentum ihres Vaters, der unersättlich durchs Leben abenteuert und Dilettant des Lebens bleibt, zerren an den Sinnen und der Seele Georgettes. Vom „singenden Brunnen" und seiner Poesie begleitet, erwacht sie zum Leben bei ihrer Tante Nele, einer überreifen Frau mit einem Spritzer Moschus und jenem: je ne sais quoi, was das Blut der unberührten Jugend Georgettes unruhig macht. — Mit dem tiefen Blick der Suchenden, die Märchen ahnen und um Wunder wissen, schaut sie das Wunderbare: „Das Glück". Sie will es halten und wandert ihm, dem Traume, nach. Und Liebe, die nie von Liebe läßt, treibt sie vorwärts. Die Pandorabüchse aber ist entsiegelt, und sie muß Suchende bleiben. — Sie findet einen Weggenossen, der ihr anfangs wesensfremd bleibt und ihre Seele

nicht zu wecken vermag. Da wird sie Mutter. Und der „singende Brunnen" ihrer Jugend umfängt nun auch ihren Sohn mit gleicher Wunderkraft. Und in seiner musikalischen Begnadung fühlt sie nahende Erfüllung ihres wandernden Traumes, der nun seine tiefen Augen aufschlägt zum Leben. —

Wiederum bewährt sich Juliane Karwath als disziplinierte Arbeiterin und feine Psychologin. Sie kennt das keusche Verschweigen und weiß Spannungen zu wecken, sie dem seelischen Höhepunkt zuzuführen, um sie dann zu lösen. Ihre vorbildlich knappe Form umfaßt mit scharfer Prägnanz viel Reichtum an Menschen und Schicksalen, über die sie mit dichterischer Kraft die Wunderfarben romantischer Poesie gießt. — Dieser Roman gibt kein eigentliches Neuland wie ihre Märchen. Er ist wie ein Atemschöpfen im wandernden Aufstieg der Künstlerschaft, und eine Hoffnung zittert durch die lichtbesternte Nacht zu der „ewigen Ferne".

Juliane Karwath schenkt uns in ihren Bekenntnisbüchern ihre Seele. Sie tut es unter innerem Zwange, darum sind sie wertvoll. —

Frauenprosa

Von Christine Touaillon (Wien)

Die Kämpfer Jahves. Von Lucy Gräfin **Uxkull**. Hannover 1921, Adolf Sponholtz G. m. b. H. 175 S.
Die Kinder Kains. Von Nanny **Lambrecht**. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 266 S.
Rheinsberg. Ein märkischer Roman. Von Annemarie **von Nathusius**. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 306 S.
Die Lichterstadt. Von Juliana **von Stockhausen**. München 1921, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 408 S.
Der jüngste Tag. Von Lulu **von Strauß und Torney**. Jena 1922, Eugen Diederichs. 360 S.
Augusts Rettung. Von Sophie **Hoechstetter**. Dresden 1922, Deutsche Buchwerkstätten. 125 S.
Es leuchtet meine Liebe. Erzählungen. Von Annemarie **von Nathusius**. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 202 S.
Die Birke von Dondangen. Von Friede H. **Kraze**. Leipzig, C. F. Amelang. 121 S.
Der Tanzmeister. Von Margarete **Langkammer**. Wien 1921, Wiener Literarische Verlags-Anstalt. 252 S.
Die wilde Wolhynierin. Von Maria **Stona**. Wien-Leipzig 1922, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 206 S.
Der Tempel. Von Hermynia **Zur Mühlen**. Berlin-Leipzig 1922, Vereinigung internationaler Verlagsanstalten. 151 S.
Monika Hagemanns Liebe. Roman aus Neu-Deutschland. Von Franziska **Rademaker**. Kevelaer, Butzon & Becker. 318 S.
Die Schwingen des Lebens. Von Agnes **Franz**. Stuttgart, Walter Seifert. 95 S.
Malén und Eobar. Von Elisabeth **Rupp**. Bern 1922, Verlag Seldwyla. 75 S.
Am kristallenen Strom. Von Anna Freiin **von Krane**. Köln, J. P. Bachem. 206 S.
Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge. Von Rosa **Mayreder**. Wien-Leipzig 1921, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 160 S.
Die Bibel der Liebe. Von Carla **Testori von Graberg**. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 198 S.
Der Schrei des Weibes. Von **Eva-Maria**. Heilbronn 1921, Lichtkampf-Verlag von Hans Altermann. 126 S.
Ehe. Von Irmela **Linberg**. Lauenburg a. d. Elbe 1921, Adolf Saal. 72 S.
Eros' Irrfahrt. Roman. Von Elisabeth **Schucht**. Halle a. d. S. 1922, Heinrich Diekmann. 240 S.
Das Liebeserlebnis der Ellinor Fandor. Von Helene **von Mühlau**. Stuttgart-Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. 252 S.
Verborgenheit. Von Helene **Christaller**. Stuttgart 1922, Strecker & Schröder. 251 S.
Die Landstraße. Von Regina **Ullmann**. Leipzig 1921, Insel-Verlag. 194 S.
Geburt. Von Mechtild **Lichnowsky**. Berlin, Erich Reiß. 534 S.
Annas Irrwege. Roman. Von Sophie **Jacot des Combes**. Zürich 1922, Artistisches Institut Orell Füßli. 178 S.
Das unsichtbare Königreich. Von Gertrud **Brausewetter**. Leipzig, Stern-Bücher-Verlag (Koch & Co.). 250 S.
Peter Muchel. Geschichte einer Jugend. Von Johanna M. **Lankau**. Dresden 1921, Oscar Laube. 155 S.
Die Flucht vor der Wahrheit. Von Alice **Stein-Landesmann**. Berlin, Oldenbourg & Co. 222 S.
Der Oberstolz. Von Maria **Seelhorst**. Freiburg i. B. 1921, Ernst Guenther. 244 S.
Der Tisch der guten Hoffnung. Von Else **Meerstedt**. Köln, J. P. Bachem. 227 S.
Die Liebesleiter. Von Maria **Peteani**. Wien 1921, Rikola-Verlag. 400 S.
Die Geschichte von Hans Burckhard und der kleinen Lotte. Von Christine **Lindenthaler**. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt. 83 S.
Weberin Schuld. Novellen. Von Elisabeth **von Heyking**. Berlin, G. Grote. 156 S.
Leiden und Träumen. Von Agnes **Harder**. Dresden 1922, Deutsche Buchwerkstätten. 126 S.
Brosamen. Von Ida **Boy-Ed**. Ebenda. 127 S.
Heidekinder. Geschichten aus der Lüneburger Heide. Von Hanna **Fueß**. Bremen, Carl Schünemann. 231 S.
Heimat. Ein Büchlein für Naturfreunde. Von Marie Theres **Baur**. Freiburg 1921, Herder & Co. G. m. b. H., 94 S.
Heimat. Von Elisabeth Gräfin **Schlitz**, genannt Görtz. Frankfurt a. M., Brüder Knauer. 159 S.
Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend. Von Gabriele **Reuter**. Berlin 1921, S. Fischer. 481 S.
Im Zweige. Erlebnis einer Jugend. Von Elisabeth **Rupp**. Bern, Verlag Seldwyla. 218 S.

Der deutsche Frauenroman ging ursprünglich von der Schilderung des Nahen aus. Als die Frau im 18. Jahrhundert zaghaft ihre ersten Schritte in die Öffentlichkeit machte, wagte sie nur die eigene Umgebung darzustellen, und lange blieb es so, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen. Heute ist darin längst eine Wandlung eingetreten. Umfassende Bildung, sicherer Überblick und Verständnis für Sinn und Tragweite großer Weltvorgänge ermöglichen es der begabten Frau, geschichtliche Stoffe zu ergreifen, und sie macht immer häufiger von dieser Möglichkeit Gebrauch. Dabei wendet sie sich mit sichtlicher Vorliebe religiösen Motiven zu, während ihr wirtschaftliche, rechtliche, politische Motive noch immer etwas ferne liegen. Jahrhundertelang durch das männliche Frauenideal auf die Religion hingewiesen, jahrhundertelang in ihrer Abgeschlossenheit die stärksten geistigen Impulse von der Religion empfangend, folgt sie jetzt um so lieber dem mystischen Zug einer steuerlosen Zeit, die alles, was die eigene Schwäche ihr vorenthält, von einer dunklen Kraft außerhalb des Menschen erwartet. Vielleicht wird diese Kunstrichtung auch andere Zweige der Dichtung befruchten, vielleicht wird das, was hier als Religiosität in Erscheinung tritt, in anderen Naturen eine andere Art von Vertiefung auslösen. Aber nur dann wird diese Befruchtung und Vertiefung möglich sein, wenn die religiösen Romane sich nicht im Dogma erschöpfen und wenn sie nicht im Konfessionellen ersticken.

Lucy Gräfin **Uxkull** hält sich in ihren Erzählungen „Die Kämpfer Jahves" von dieser Gefahr fern. Sie stellt scharf ausgeprägte Gestalten hin und schildert fremde Zeiten und Örtlichkeiten mit großer Plastik. Technik und Sprache stehen auf jener Höhe, die selbstverständlich sein sollte, ja manchmal über ihr. Die Herausschälung des geistigen Inhalts ist ihr nicht in gleichem Maße gelungen; das beweist schon ihr Vorwort, in dem sie dem Leser verstandesmäßig mitteilt, was sich künstlerisch auf

ihn übertragen sollte. Wenn man ihr Buch nicht überschätzen will, muß man sich immer dessen bewußt bleiben, was Wirkung der Bibel und was ihre eigene Wirkung ist. Eine Fülle von Assoziationen arbeitet mit, Empfindungen und Überlieferungen von Jahrhunderten und Jahrtausenden sprechen eine laute Sprache, und Kindheitsträume tauchen auf und leihen der Dichtung einen zauberhaften Schimmer.

Auch Nanny Lambrecht zieht in ihrem Roman „Die Kinder Kains" Nutzen aus der Bibelstimmung. Der Titel weist auf das alte Testament hin; der erste Teil, „Von den Kindern der Nacht", schildert die Nachkommen Kains, etwa hundertfünfzig Jahre nach dem ersten Brudermord. Die Handlung setzt mit urweltlichen Akzenten ein, die Nähe des zürnenden Jehovah bereitet auf etwas Ungeheures vor, das kommen muß. Es kommt denn auch wirklich in dem zweiten Teil des Romans „Von den Kindern des Lichts". Nanny Lambrecht schildert eine europäische Kolonie mit allen Lastern der europäischen Kolonien; neben den grausamen Despoten mit allen Verbrecherinstinkten stehen als einzige „Kinder des Lichts" die katholischen Missionare, rein, selbstlos und freudig den Märtyrertod auf sich nehmend. Und geheimnisvoll taucht der verfluchte Sprößling Kains unter den afrikanischen Negern wieder auf, ruft die Erinnerung an die Bibel wieder wach und stellt eine Verbindung zwischen dem zürnenden Jehovah und dem milden Gott des Neuen Testaments her. Den Schluß bildet der Begriffskomplex Schuld — Sühne — Seligkeit, dem sich, da alles sinnbildlich empfunden werden soll, der Gedanke an Deutschlands Fall und die Hoffnung auf Deutschlands Erhebung anreiht.

Das alles könnte ein genialer Wurf sein, wenn es von ungeheurer Künstlerglut getragen wäre. Aber überall blickt Mache hervor, macht sich ein enger Gesichtskreis geltend, und was Nanny Lambrecht uns als Leidenschaft einreden will, ist nichts anderes als eine Art Tropenkoller. Von künstlerischer Kontrastierung ist keine Rede, alle Mittelstufen fehlen, und daher wirkt der Roman trotz seiner zugespitzten Gefühle, seiner überakzentuierten Sprache und seinem krampfhaften Streben nach Eigenart unendlich monoton. Und wenn Nanny Lambrecht Liebe und Ehe von oben herab betrachtet, wenn sie die Kultur eine „Firma" nennt, die „in Schnapserei, Ausbeuterei, Völlerei und Hurerei handelt", dann empfinden wir störend jenes Konfessionelle, das das allgemein Menschliche verdrängt, und wenden uns ab.

Viel anspruchsloser tritt uns „Rheinsberg" von Annemarie von Nathusius entgegen; trotz geschickter Technik und geistiger Erfassung vergangener Zeiten vielleicht sogar ein wenig zu anspruchslos. Gern sähen wir eine Persönlichkeit hinter dem Buch, gern einen Helden in dem Buch, die imstande wären, uns zu fesseln. Einst vernachlässigte der weibliche Geschichtsroman dem Helden zuliebe Zeit und Milieu; heute ist Zeitfärbung und Stimmung alles, und der Held tritt in den Schatten. Ricarda Huch hat es in ihrem „Großen Krieg" nicht anders gemacht, aber ihr wurde eben die ganze Zeit zum Helden und darum vermissen wir nichts in ihrem Werk. Damit kann Annemarie von Nathusius nicht wetteifern, aber sie entwirft ein farbiges, Liebhabern der märkischen Geschichte gewiß willkommenes Bild der napoleonischen Zeit. Louis Ferdinand, dieser Liebling der preußischen Geschichte, entglitt ihr unter den Händen, dagegen zeichnet sie den Prinzen Heinrich und seine Zeit fein und treffend.

Auch die „Lichterstadt" von Juliane von Stockhausen gehört in die Reihe jener objektiven Romane, in denen der Stoff wichtiger ist als das Ich des Verfassers. Das Buch ist stark religiös gefärbt, ohne sich konfessionell festzulegen. Die katholische Richtung, der Juliane von Stockhausen angehört, macht sich nirgends störend geltend. Mehr noch als Ricarda Huch scheint Enrica von Handel-Mazzetti ihr Vorbild gewesen zu sein; ihre Herbheit, ihre Strenge und ihre dramatische Wucht finden sich hier wieder, während Ricarda Huchs Schönheitsdurst und Bildhaftigkeit dem Buche fehlen.

Juliane von Stockhausen beherrscht ihren Stoff verstandesmäßig und künstlerisch in gleichem Grade; die Auswahl der Situationen zeugt von Kühnheit und sicherem Griff. Ihre Gestalten sind folgerichtig erdacht und scharf umrissen. Sie zeichnet die äußere Welt mit großer Wahrheit, während der Ausdruck der inneren Welt manchmal unhistorisch wirkt. Ihre Kostümkenntnis versagt dort, wo es sich um die Bilder, die Gedankenreihen, die Assoziationen der Gestalten dreht; sie ist nicht imstande, den Gesichtskreis und den Gefühlsumfang so zu beschränken, daß sie früheren Empfindungs- und Ausdrucksepochen entsprechen. Daher wirkt vieles, was ihre Gestalten sprechen, durchaus modern und paßt sich nicht — wie alles andere bei ihr — der Vergangenheit an. Wenn Juliane von Stockhausen diesen Mangel abstreift, wird sie gewiß gerade auf dem Gebiet des geschichtlichen Romans Bedeutendes schaffen.

Lulu von Strauß und Torney braucht in ihrem Roman „Der jüngste Tag" dieser Gefahr nicht erst aus dem Wege zu gehen. Denn was sie hervorruft, ist letzten Endes ein Unvermögen, sich selbst und seine Zeit völlig zurückzustellen. Lulu von Strauß und Torneys größte Stärke ist aber gerade die Sachlichkeit und Objektivität. Nirgends wird der Faden, der ihr Werk mit ihrer Person verbindet, auch nur für einen Augenblick sichtbar. Sie stellt alles so unmittelbar und gegenständlich dar, daß man immer die Empfindung hat, die Wirklichkeit vor sich zu sehen und nach der geschichtlichen Wahrheit gar nicht erst fragt. Was man früher als Kennzeichen des weiblichen Schaffens empfand, das spielt bei ihr nicht die geringste Rolle. Stoffwahl, Gestaltung und Charakterzeichnung sind durchaus männlich. Die Dichterin ist herb bis zum äußersten. Jeder sinnliche Reiz fehlt ihrem Buche. Ihre Ablehnung der Sentimentalität hat etwas Grandioses. Sie stellt ein Ereignis zur Betrachtung hin und läßt es wirken, wie es mag. Darum wird sie freilich auch nur von großzügigen und tiefen Menschen verstanden.

Lulu von Strauß und Torney hat keine Freude an Stille und Harmonie. Sie sucht beständig Unrast, Leidenschaft und Zerrissenheit auf; diese allein scheinen ihr das richtige Bild der Welt zu geben. Es ist eine wilde, rauhe, verzweifelte Welt, und für Idyllen hat sie keinen Raum. Ihre Menschen sind unbedingt wahr, und müßte es auch auf Kosten der Schönheit sein. Lieblinge hat sie keine; sie teilt die Züge mit höchster Gerechtigkeit aus.

Das geschichtliche Interesse der Frau, im Roman das Höchste erreichend, zeigt sich in der Novelle weniger glücklich; ihre Form scheint dem weiblichen Wesen überhaupt zu widerstreben: wir empfinden wenigstens die Zuspitzung, die Konzentration und die verhaltene Leidenschaft, deren die Novelle bedarf, als männlich. Und so nimmt es mich nicht wunder, daß die geschichtlichen Novellen, die vor mir liegen, sämtlich Mittelgut sind. Sophie Hoechstetters heitere Erzählung „Augusts Rettung" bedient sich geschickt einer auf geschichtlichen Kenntnissen beruhenden Zeitstimmung, faßt aber das Leben recht lustspielmäßig auf, Annemarie von Nathusius erzählt in ihren Novellen „Es leuchtet meine Liebe" Ereignisse aus der französischen Revolutionszeit, Margarete Langkammer läßt in ihrem „Tanzmeister" Alt-Wien vor uns erstehen und Friede H. Kraze bringt in ihrer „Birke von Dondangen" gut erzählte Geschichten aus alter Zeit: aber sie alle erzeugen keinen nachhaltigen Eindruck.

Vom Geschichtsroman führen viele Fäden zum politischen Roman hinüber. In Maria Stonas „Wilder Wolhynierin" liegen sie deutlich zutage. Sie gibt ein lebendiges Bild der Ukraine, das offenbar auf genauer Kenntnis von Land und Leuten beruht.

Viel tiefer in der Politik steckt „Der Tempel" von Hermynia Zur Mühlen. Endlich tritt den zahllosen kriegsbegeisterten Romanen der letzten Jahre ein friedensfreundlicher Roman gegenüber; daß damit auch seine revolutionäre Gesinnung gegeben ist, liegt in der Konstellation unserer Tage. Leider trägt er die Spuren der Anfängerschaft, besonders dort, wo er den Alltag schildert. Große und fremdartige Vorgänge dagegen sind großzügig und mit einer gewissen Vertiefung dargestellt.

Bei Franziska Rademaker ist nichts von diesen Eigenschaften zu finden, obwohl sie über eine geschicktere Technik verfügt. Ihr Roman „Monika Hagemanns Liebe" ist sehr gut gemeint; er möchte eine Versöhnung zwischen Christentum und Sozialismus herbeiführen. Aber die Zugeständnisse hat nur der Sozialismus zu machen, denn er allein ist auf dem Irrwege, und alle die schweren Probleme, über deren Lösung Jahrhunderte vergebens grübeln, sind im Handumdrehen gelöst. So einfach stellt sich im Kopf Franziska Rademakers das Leben dar.

Alle diese Schriftstellerinnen erfuhren ihre künstlerische Befruchtung durch Stoffe, bei denen die Phantasie unabhängig von ihren eigenen Lebenswünschen arbeitete und eine Welt schuf, in der ihre Person keine Rolle spielte. Ferner noch als sie stehen die Legenden- und Mythendichterinnen der Wirklichkeit gegenüber. Obwohl wir bisher außer Selma Lagerlöf noch nicht viele große Legendendichterinnen besitzen, halte ich die Legende doch für ein Gebiet, das der Frau ganz eigentlich bestimmt ist. Ihr religiöses Gefühl — im weitesten Sinne genommen —, ihre Freude am Wunder, ihre Liebe für das Abstrakte, sofern es sich mit menschlichen Formen umkleiden läßt, ihre jahrhundertlange Vertrautheit mit dem Märchen und ihr Interesse für Geschichte prädestinieren sie geradezu dafür.

Die kleinen Mythen, welche Agnes Franz „Die Schwingen des Lebens" betitelt, sind freilich nur liebenswürdig und anmutig, ohne tiefere Bedeutung. Sie haben sich aus dem 19. Jahrhundert ins 20. verirrt. Sie könnten etwa zur Zeit der „Palmblätter" entstanden sein, ohne aber im Entferntesten an ihren Witz, ihren morgenländischen Zauber und ihre vollendete Form heranzureichen.

Während sie das Einfachste des Einfachen verkörpern, versucht Elisabeth Rupp in ihrer Dichtung „Malén und Eobar" das Raffinierteste des Raffinierten zu bieten. Das kleine Werk besitzt Stimmungsreiz, und innere Glut scheint durch die exotischen Bilder, aber alles verschwimmt und zerfließt.

Anna Freiin von Krane, durch ihre Christusromane in katholischen Kreisen bekannt, zeigt in ihrem „Kristallenen Strom" viel mehr Fähigkeit zur Gestaltung. Ihre Gestalten sind plastisch, ihre Bilder anschaulich, ihre Ereignisse scharfumrissen, und sittlicher Ernst erfüllt ihre ganze Dichtung. Sie bemüht sich sichtlich, ihren hohen Stoffen zu entsprechen und ihr Gefühl für die Gottheit auf den Leser zu übertragen. Aber wo ist die Süße der alten Legenden, wo die Anmut Gottfried Kellers, wo der Reichtum und die Glut Selma Lagerlöfs? Sie haben alle ihren Stoff neu erlebt, mit der Phantasie, dem Verstand oder dem Herzen, meistens aber mit allen dreien zusammen, während die Freiin von Krane ihn nur erweitert und ausschmückt.

Es ist ungerecht, einzelne Dichter an den höchsten Vertretern ihrer Gattung zu messen, während man andere als Einzelerscheinung betrachtet. Aber die Legende ist eine Gattung, die rein als Gattung schon Größe verlangt. Der profane Leser zum mindesten lehnt sie ab, wenn sie kein vollendetes Kunstwerk ist, und vollendete Kunstwerke sind die Kraneschen Erzählungen trotz aller Vorzüge nicht.

Das empfindet man doppelt stark, wenn man nach ihnen Rosa Mayreders „Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge" liest. Es sind parabolische und legendenartige kleine Erzählungen, die zu dem Schönsten gehören, was in den letzten Jahren geschrieben worden ist. Rosa Mayreder ist auch eine Gläubige, nur freilich nicht in dem landläufigen Sinne. Sie glaubt an die Heiligkeit des Lebens, an Wahrheit und Liebe, an Natur und Schönheit und sieht mit Schmerz, wie der Mensch alle diese Mächte verkennt und mißachtet. In ihr selbst aber wirken sie trotz aller Schmerzen; das Leben bleibt für sie immer etwas Unerschöpfliches, etwas, dessen sie nie müde wird, und aus dem fruchtbaren Boden ihres Geistes wächst ihre Kunst immer neu hervor.

Die einzelnen Fabeleien beweisen eine unendlich vielseitige Bildung, die tiefstes Eigentum der Dichterin ist und ihr in jedem Augenblick zu Gebote steht. Sie beweisen aber auch einen überlegenen, kristallklaren Geist und eine unerschöpfliche Einbildungskraft. Ganz unabhängig von der Überlieferung schafft sie sich neue Welten und bildet vorhandene zu gänzlich neuen um. Ihre Technik wird des Abstraktesten Herr, und so macht sie die tiefsten Probleme zum Kern ihrer Parabeln und schöpft sie aus oder bereichert sie um neue Fragen. Wenn sie an die Probleme der Religion herantritt, überkommt uns das Gefühl der Ewigkeit in heißeren Schauern als bei den dogmennahen Legenden konfessioneller Schriftsteller, und die Rätsel der Welten, die Schatten des Göttlichen begleiten uns noch lange.

Ich kann hier nur den abstrakten Inhalt der „Fabeleien" schildern; ihre Anmut, ihren Geist und Witz, ihr blühendes Leben muß man selbst kennen lernen. Das Buch wird zum Lieblingsbuch feiner Menschen werden; immer wieder gelesen und nie ganz erschöpft, weil auch der Geist seiner Dichterin unerschöpflich ist und weil viele Jahrzehnte mit ihren freudigen und schmerzlichen Erlebnissen an den kleinen Erzählungen mitgearbeitet haben.

Nur mit einem tiefen Seufzer wende ich mich von dieser schönen Dichtung zu drei dithyrambischen Büchern, die offenbar während ihrer Entstehung einen leidenschaftlichen Schaffensrausch entfesselten, dem ein Katzenjammer bei den Lesern entsprechen wird. Auch sie lehnen Gegenwart und Nähe ab — aber sonst, welch ein Unterschied! Am schlimmsten ist „Die Bibel der Liebe" von Carla Testori von Graberg. Die Verfasserin droht auf dem Titelblatt mit zwei weiteren Veröffentlichungen („Das Lächeln des Nichts" und „Pfefferkörner"), vor denen ich heute schon zittere. Ihr Buch ist auf dem herrlichen Papier gedruckt, das die göttliche Vorsehung jetzt ausschließlich für die blutigsten Dilettanten zu reservieren scheint. Es besteht aus „43 Tafeln", und diese 43 Tafeln erzählen „vom magischen Wind", „vom Fantast," „von der Sternschaukel", „vom Land der Seligen und Unseligen", vom „Orangengleichnis" und noch von vielen anderen schönen Dingen. Man lernt manches zu, wenn man sie liest, so z. B. daß ein See „eine Träne ist, die aus dem Lächeln eines Weibes fiel", und daß der Mund des Geliebten „doldete". Nicht duldete, nein, doldete! Ich beschwöre alle Botaniker, mir zu erklären, wie ein Mund dolden kann und schlage der Dichterin vor, im „Lächeln des Nichts" den Mund „trugdolden" zu lassen. Interessant ist auch die Technik. Erinnerst du dich, lieber Leser, an den Kinderspruch: „Es schickt der Herr den Jockel aus, der soll den Hafer schneiden?" Dann kennst du die Technik der „Bibel der Liebe", nur daß es hier der Satz „O Herr des weißen Häuschens, das am Wasser liegt wie ein Lämmlein am Wiesenrain" ist, der mit immer neuen Anhängseln wiederholt wird. Ach, ich möchte auch 43 Tafeln meißeln lassen, auf denen die Gebote der Kunst stünden und die ersten würden lauten: „Sei einfach!" und „Sei du selbst!"

Mit diesen Forderungen wäre dann auch „Der Schrei des Weibes" von Ida Maria abgetan, ein gutgemeintes Buch, dem Einfachheit und Persönlichkeit ebenso sehr fehlen wie Gestaltungskraft, abgetan auch „Ehe" von Irmela Linberg. Das Motiv des Grafen von Gleichen ist hier in dithyrambischem Gestammel schattenhaft dargestellt und bis in den Himmel erhoben. Man muß kein rückständiger Mensch und kein Moralfex sein, um sich zu fragen, ob denn die Polygamie wirklich so hoch über der Monogamie stehe, ob denn die Liebe zu einem Menschen wirklich die volle Entfaltung hemmen müsse. Kann denn der menschliche Geist nicht auch außerhalb erotischer Wandlungen befruchtet werden? Und öffnet nicht gerade die tiefe und dauernde Liebe zu einem einzigen Menschen Geist, Herz und Sinne für die tausenderlei anderen Befruchtungen durch die Welt, während umherschweifende Sinnenlust jede Sammlung und Empfänglichkeit zerstört?

Enger als diese Gruppe von Schriftstellerinnen, deren Phantasie sich in irgendeiner Lebensferne erging, schließt sich eine andere Gruppe dem Dasein an. Sie sucht ihre eigene Umwelt auf, gestaltet sie nach den eigenen Wünschen oder schmückt sie in der Erinnerung aus.

Manche von ihnen weisen auf die Romantik zurück; leider auf eine verfälschte Romantik, die Gefühlsphrasen mit einer gewissen äußeren Technik umkleidet und dadurch auch kritische Leser häufig in Unsicherheit stürzt. Zu diesen Büchern gehört „Eros' Irrfahrt" von Elisabeth Schucht. Künstlermilieu, italienische Landschaft, schlimme Ehe, neue Liebe, Tod des Geliebten und Hinsiechen der Geliebten, etwas neue Moral, zum Schlusse Erscheinung des Eros und Apotheose der Heldin: viel gute Meinung, aber wenig Geschick und noch weniger Eigenart.

Helene von Mühlau trat uns in früheren Jahren lebenswahrer und blutvoller entgegen als in ihrem „Liebeserlebnis der Ellinor Fandor". Man fürchtete damals immer, daß sie den letzten Schritt zum Unterhaltungsroman machen werde, aber sie zog mehr an als heute, da sie ihre eigentlichen Charakterzüge preisgab, um sich mit einem heikeln und überfeinen Problem abzuquälen, ohne andere Züge einzutauschen.

Daß jedes Problem erlaubt und möglich ist, wenn es künstlerisch bewältigt wird, hat uns Dostojewsky hundertmal bewiesen. Aber freilich, je heikler es ist, und vor allem, je mehr es dem Durchschnittsempfinden zuwiderläuft, desto schwieriger ist seine künstlerische Bewältigung. Die lesbische Liebe wird von der Mehrzahl der Menschen als etwas Unnatürliches empfunden; wer sie gestaltet, muß daher zuerst den Wall von Abscheu durchbrechen, der selbst bei Menschen von großer sexueller Toleranz das Problem umgibt. Kann der Schriftsteller das, bringt er es außerdem zustande, von seiner Heldin Fäden zu den Menschen mit regulärem Geschlechtsempfinden zu ziehen und das Werk aus der Sphäre des seltenen Krankheitsfalles herauszuheben, so soll es uns willkommen sein wie ein anderes.

Diese große Kunst besitzt Helene von Mühlau nicht. (Vgl. dazu L. E. XXV, 553.) Sie stellt ihre Heldin nicht ohne Geschick dar, weiß sie uns aber nicht nahezubringen. Ich halte es auch nicht für glücklich, daß sie die Liebe ihrer Frauen zueinander als etwas Reines, allen geschlechtlichen Wünschen Fernbleibendes, ja als einen „Weg zur allgemeinen Menschenliebe" bezeichnet. Das ist ein Zurückweichen vor den letzten Konsequenzen des Stoffes, ohne daß ihre Stellung den Prüden gegenüber dadurch verbessert würde. Ihre Handlung zerflattert, ihre Akzente sind zu schwach.

Auch Helene Christaller („Verborgenheit") ist mir diesmal zu schattenhaft. Ihr Buch ist ein Weltfluchtsroman, wie wir vom Robinson und der Insel Felsenburg bis zum Waldschulmeister und zum Camenzind so viele besitzen. So manches verbindet uns mit Helene Christaller, und wie immer wirkt sie auch diesmal rein, innerlich und anziehend; ihre schöne gereinigte Sprache tut uns wohl.

Aber weniger als je ist es heute mit der Weltflucht getan: wir brauchen eine neue Welt und starke Persönlichkeiten, die sie schaffen. Diese starke Persönlichkeit finden wir nicht im Helden, nicht in Helene Christaller selbst. Hinter allen Weltfluchtromanen

liegt die Angst, in der Masse seelisch zugrunde zu gehen, des wertvollsten inneren Besitztums beraubt zu werden. Man empfindet dunkel, daß das Nervensystem mit Reizen überfüttert wurde und begegnet dem instinktiv mit jener Unterernährung durch Reize, welche der Einsamkeit eigen ist. An die Stelle der kleinen, wechselnden Reizempfindungen treten dann die großen Empfindungen Natur und Gottheit. Aber es muß doch nachdenklich machen, daß jenes Weltfluchtbuch, das am stärksten wirkte, der Robinson, über diese großen Mächte der Einsamkeit hinaus wieder ins Leben griff und in die Einsamkeit den Keim einer neuen Gemeinsamkeit, einer neuen Welt senkte. Hier ist der Punkt, an dem alle anderen Weltfluchtromane scheiterten und an dem auch Helene Christaller trotz ihrer Innerlichkeit, trotz der Größe ihres Herzens und der Feinheit ihrer Kunst scheiterte. Wir lechzen nach Flucht aus der Lüge, der Gier, der Äußerlichkeit des Weltlebens, aber wir wollen nicht als Einsiedler enden, sondern als frohe Arbeiter für den Aufbau der zerstörten Welt. Auch Helene Christaller denkt so; aber sie war nicht imstande, diesen positiven Inhalt ihres Buchs so überzeugend zu gestalten wie den negativen.

Dem Alltag entnommen und doch zugleich dem Alltag fern sind auch die Erzählungen, welche Regina Ullmann unter dem Titel „Die Landstraße" veröffentlicht. Keine Erzählungen im gewöhnlichen Sinne; das Erlebnis ist winzig, das Empfinden von größter Stärke. Der Mensch spielt als Objekt der Dichtung keine Rolle, das Tier wird wichtiger genommen, am wichtigsten das Ding. Ob Regina Ullmann nun von einer Maus erzählt oder von Erdbeeren oder von einer leeren Stube, sie löst dadurch feinste Empfindungen aus und verleiht ihren Gegenständen überraschend starkes Eigenleben. Ein Hauch von Natur, ein Duft von Wehmut erhebt sich. Die Kindheit rückt uns nahe wie nie, denn Kind und Ding sind ja unendlich nahe verbunden.

Diese Kunst feinster und zartester Art ist kaum in einer anderen Zeit denkbar als in der unseren. Stärkste Reizempfänglichkeit, größte Herrschaft über Technik und Sprache, absolute Eigenart der künstlerischen Wahrnehmungen und Reflexe ist ihre Voraussetzung. Möge sich all das einem großen Ganzen einfügen, nicht letztes Ziel sein, sondern Stoff, dann bliebe nichts zu wünschen übrig.

Mechtild Lichnowsky geht in ihrem Roman „Geburt" auf ähnlichen Wegen. Aber während Regina Ullmann eine abgeschlossene Persönlichkeit ist, zu abgeschlossen wohl, als daß mein Wunsch noch Erfüllung finden könnte, scheint Mechtild Lichnowsky noch in den Anfängen ihrer künstlerischen Entwicklung zu stecken. Auch sie nimmt das Feinste wahr, ist mit schärfsten Sinnen begabt, auch ihr zeigt das Leben sein ganzes Inventar, aber sie versucht alles mit den Menschenschicksalen zu verbinden und wirkt darum niemals bloß ästhetisch. Wenn man versuchen wollte, die Handlung ihres Romans zu erzählen, so würde das im Vergleich zu dem spinnwebartigen seelischen Detail, das den eigentlichen Inhalt des Buches ausmacht, allzu grob wirken.

Ihr zwanzigjähriger Held ist so fein, so unkonventionell dargestellt, höchstens an die Kunst der Russen erinnernd, daß seine Zeichnung zu großen Hoffnungen berechtigt. Seelische und geistige Probleme tiefster Art tauchen auf und finden den klarsten Ausdruck. Angenehm überrascht von Zeit zu Zeit ein Hauch von Humor. Nur die Verdichtung fehlt dem Buche. Ich möchte nichts von seinem Inhalt entbehren, aber ich möchte vieles von ihm verarbeitet, aufgesaugt, als Grundlage verwendet sehen. Je reicher eine künstlerische Natur ist, desto mehr soll sie ihre Gestalten mit ihren Reichtümern speisen, statt alle Kostbarkeiten nebeneinander zur Schau zu legen.

Nur ungern wendet man sich von diesen zwei tiefen Büchern einer Gruppe von Mittelmäßigen zu, geeint nur dadurch, daß sie den Alltag und ihre Umwelt realistisch sehen. Sophie Jacot des Combes erzählt in ihrem Roman „Annas Irrwege" mit einer höchst mäßigen Technik höchst gleichgültige Geschehnisse. Wozu? Gertrud Brausewetters „Unsichtbares Königreich" ist trotz seiner sittlichen und seelischen Ambitionen ein Unterhaltungsroman unter vielen, Johanna M. Lankaus „Peter Muchel" ein harmloses, freundliches, weltfremdes Buch mit Spuren von Begabung. Alice Stein-Landesmann führt in ihrer „Flucht vor der Wahrheit" plastische Gestalten und eine spannende Handlung vor, wobei sie allerlei Probleme streift. Es wird sich zeigen, ob sie uns eines Tages als „beliebte Schriftstellerin" mit großen Honoraren oder als ernste Arbeiterin mit inneren Erfolgen begegnen wird. Auch „Der Oberstolz" von Maria Seelhorst (mit Anläufen zu tieferer Psychologie), „Der Tisch der guten Hoffnung" von Else Meerstedt (Behagen ausstrahlend, mit freundlichem Humor und ohne grobe Vergewaltigung der Wirklichkeit) sowie „Die Liebesleiter" von Maria Peteani (eine lebhafte und geschickte Darstellung des Halbweltlebens ohne tieferen Hintergrund) gehören in diesen Zusammenhang, dem auch die Novellen von Christine Lindenthaler („Die Geschichte von Hans Burckhard und der kleinen Lotte"), Elisabeth von Heyking („Weberin Schuld"), Agnes Harder („Leiden und Träumen") und Ida Boy-Ed („Brosamen") anzureihen sind. Harmlose Erzählungen, dekadente Gesellschaftsbilder, aber auch feine Darstellungen innerer Entwicklungen wie die zwei letzten, gehen sie doch sämtlich über das Mittelmaß nicht hinaus.

Auch die Heimatbücher, die vor mir liegen, unmittelbare Darstellungen des selbsterlebten Alltags, haben nichts Großes an sich. Aber etwas hebt sie doch über die eben besprochenen Bücher hinaus: sie waren ihren Verfasserinnen ein wirkliches Herzensbedürfnis. Sie sind schlicht und anspruchslos und haben in keiner Hinsicht etwas Himmelstürmendes, aber ich wollte, es gäbe recht viele solche Bücher; ich wünschte, daß alle, die mühsam eine Handlung erfinden, Gestalten zusammenkleistern und Persönlichkeit mimen, statt dessen ihr eigenes Erleben schmucklos schilderten. Was für ein Material fände der Psycholog, der Kulturhistoriker, der Ästhetiker, wie viel könnte der Arzt, der Richter und der Lehrer aus diesen Büchern lernen! Aber freilich, wer kann sich selbst wahr und einfach darstellen als ein Mensch von Persönlichkeitswert?

Ist es wirklich so, dann steckt hinter diesen drei kleinen Heimatbüchern trotz aller Schlichtheit und Harmlosigkeit auch eine Art von Persönlichkeit.

Die „Heidekinder" von Hanna Fueß stehen zwischen Erzählung und Lebenserinnerung. Sie

schildern mit großer Lebendigkeit und Echtheit tägliche Ereignisse und stille Menschen, wobei Geräusche und Bewegungen mit auffallendem Geschick dargestellt werden. Im Hintergrunde sieht Fritz Reuter zu, aber daneben entfaltet sich auch die liebenswürdige Eigenart der Verfasserin.

Marie Theres Baur beweist in ihrem Büchlein „Heimat" warme Liebe zu ihrer Umwelt und eine gewisse Fähigkeit zur Naturbeobachtung, der leider nicht die gleiche Fähigkeit des Ausdrucks entspricht, so daß sich mancher konventionelle Zug einschleicht. Die Erinnerungen der Gräfin Schlitz, ursprünglich nur für ihre Familie bestimmt, sind einfach und stimmungsvoll und verbreiten ein wohltätiges Gefühl der Behaglichkeit; der Sprache täte Überarbeitung gut.

Heimat- und Lebensbücher schrieben auch Gabriele Reuter („Vom Kinde zum Menschen") und Elisabeth Rupp („Im Zweige); beide auf ganz verschiedenen Punkten des Lebens und in ganz verschiedener Stellung zum Leben. Gabriele Reuter hat ihre menschliche und künstlerische Lebenshöhe überschritten; sie spielt eine Rolle im geistigen Leben, und was sie von sich erzählt, ist schon darum einer gewissen Aufmerksamkeit sicher. Elisabeth Rupp ist noch eine Unbekannte, und das Gewicht ihrer Jugenderlebnisse ist volles Eigengewicht. Schon diese ursprüngliche Verschiedenheit bedingt die grundverschiedene Anlage und Darstellung beider Bücher, aber auch die Generationen, um die es sich handelt, und die Persönlichkeiten könnten nicht verschiedener sein.

Gabriele Reuter beschreibt ihr buntes Kindheitsleben, so bunt und wechselnd, daß die seelische Entwicklung ein wenig zurücktritt. Ihre Jugend dagegen spielt sich in einer geistigen und sittlichen Enge ab, von der wir uns heute kaum mehr eine Vorstellung machen können. Tanten und wieder Tanten vertreten die Stelle der bestimmenden Impulse; Pedanterie, Ängstlichkeit, Selbstgerechtigkeit und konfessionelle Frömmigkeit engen das Leben von allen Seiten ein. Es ist das Milieu der „guten Familie", das Gabriele Reuter selbst erlebt hat. Wie sie sich ihm entrang, erfahren wir nicht ganz: auch hier stellt sie das Äußere klarer dar als das Innere. Man fühlt, daß alle die Kämpfe längst hinter ihr liegen und daß sie mit dem erreichten Ziel das Bittere vergessen wollte, das ihm vorausging. Das entspricht dem Bild ihrer Persönlichkeit, wie es sich vor uns in ihren Erinnerungen entrollt: anmutig, begabt und liebenswürdig, fähig, ihre Rechte geltend zu machen, wenn es zum Äußersten kommt, sonst aber gern in Frieden mit sich und der Welt.

Wie in jedem Lebensbuch — nicht einmal „Dichtung und Wahrheit" macht eine Ausnahme — sind die Jugenderinnerungen farbiger und stimmungsvoller als die Schilderung der Reifezeit. Kinderland ist Traumland: seine Umrisse sind verwischt, das Einzelereignis tritt zurück, der seelische Hintergrund und der Stimmungsgehalt werden wichtiger als die Handlungselemente, und Sehnsucht und Wehmut verklären das Ganze. Gefühl und Phantasie sind die wirkenden Kräfte der Kindheit. Kein Wunder, wenn ihre Beschreibung auf Gefühl und Phantasie wirkt.

Nun wendet sich der Erzähler zu den Jahren der Reife. Die Distanz zu seinem Stoff ist sehr gering, und das eben Erlebte sträubt sich gegen die Umwandlung in den Kunststoff. Der Verstand tritt in seine Rechte, die Phantasie verschwindet, und zwischen Anfang und Fortsetzung klafft ein Riß. Die Erlebnisse des Erwachsenen, oft von allgemeiner Bedeutung, müssen eben deshalb mit allen Einzelheiten dargestellt werden, wenn der Zweck ihrer Darstellung erreicht werden soll. Damit flieht die Stimmung: und so kommt es, daß alle Lebensbücher in einen Teil zerfallen, der der Kunst, und in einen, der der Wissenschaft näher steht.

Das alles fühlt man bei Gabriele Reuter, und man fühlt es auch bei Elisabeth Rupp. Aber abgesehen von diesem Mangel, der im Wesen der Sache liegt, stellt „Im Zweige" ein wirkliches Kunstwerk dar. In allem und jedem spricht sich hohes Stilgefühl aus, die Sprache ist auf das edelste geformt, die Bilder sind von Reiz und Eigenart und erlesene Stimmungen reihen sich in reicher Fülle aneinander. Traumhafter Stimmungszauber überflutet die Darstellung der Kindheit und der Jugend, und Elisabeth Rupp hat mit großer Kunst neben ihrer seelischen auch ihre geistige Entwicklung dargestellt. Sie schildert die erste Liebe auf das zarteste, und auch hier, wie fast überall, schweigt jede Konvention.

Elisabeth Rupp ist gewiß noch keine abgeschlossene Persönlichkeit, aber sie ist ein reicher und glühender Mensch mit leidenschaftlicher Empfänglichkeit für alles Schöne und Große des Lebens und mit der Gabe, ihre inneren Erlebnisse auf den Leser zu übertragen. Wenn sie die Gefahren überwindet, welche in ihrer Herrschaft über das Wort, welche andererseits in ihrem Hang zur Mystik liegen, wird sie eine große Künstlerin werden. Und so schließt sich mit ihrem Buch der Ring der neuesten Frauenbücher: von der objektivsten, dem Ich ganz abgekehrten Geschichtserzählung bis zur glutvollen Versenkung in das eigene Leben; da und dort reiche Möglichkeiten und neben manchen Mißgriffen schöne Hoffnungen und Erfüllungen.

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

„Der ewige Traum." Komödie in einem Vorspiel, vierzehn Bildern und einem Nachspiel. Von Paul Kornfeld. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 20. Januar 1923.)

Zum erstenmal kommt Kornfeld nicht als Ekstatiker der Anklage oder der lyrischen Sehnsucht, sondern er zwingt sich (nach einem Worte Beaumarchais') zum Lachen — um nicht weinen zu müssen. Als Dichter des Wortes hat sich Kornfeld schon weit bedeutender ausgegeben, eindringlicher und schwingender. Aber der Horizont des menschlichen Spielplatzes ist für ihn weiter geworden. Sein Verstehen reicht aus, um eine Komödie des Alltags nicht zur bissigen Satire werden zu lassen, und sein Witz hebt hier fast alles Schwere ins Leichte. Die Komödie lächelt — nein, sie lacht sich aus über die Versammlungslust- und Weltverbesserungswut untauglicher Ideologen, von denen jeder mehr an seine originelle Erlösungsidee denkt als an die zu erlösende Menschheit. Im Vor- und Nachspiel diskutieren sie sich ad absurdum über das Problem der sexuellen Frage, das in die Alternative eingestellt wird: „Egoismus des einzelnen und der Familie!" oder „Egoismus des Staates!" Je nachdem: staatlicher Zwang zur Monogamie, oder staatlicher Zwang zur Polygamie! Die Liebe zweier Menschen ohne weiteren Zwang kommt diesen von Organisation Besessenen von vornherein

nicht ins Bewußtsein. Sie reden sich in ein Utopia hinein von dessen unerhörter Möglichkeit sie selber keine Ahnung hätten — wenn nicht der Dichter Kornfeld einen Traum vom polygamen Zukunftsstaat erfände und ihn in vierzehn Bildern leibhaft und konkret zwischen das diskutierende Vor- und Nachspiel setzte. Hier wagt es ein neues Erstes Liebespaar, dem Gesetz des vierteljährlichen Frauenwechsels kraft seiner lebendigen Liebe zu trotzen. Es wird damit zum Anlaß einer Revolution der Jugend, die mit dem Kitsch der polygamen Verbindlichkeiten energisch Schluß machen will, während die reaktionäre Bourgeoisie von der „pathologischen Monogamie“ für Staat und Reich das schlimmste fürchtet — Bedächtigkeiten, in die Kornfeld mit überlegener Ironie hineinsticht. Aber auch die neue Jugend will nicht die monogame Liebe lediglich als Liebe zweier Seelen gelten lassen, sondern ruft auf zur Organisation der Ein-Ehe und der individuellen Geschlechtsmoral. Die Liebenden sträuben sich gegen die Schematisierung der „Idee“ ihrer Gemeinschaft und werden schließlich von rechts und links in ihre einsame Zweisamkeit verbannt. Es wechselt in diesen (künstlerisch etwas lose gereihten) Bildern die groteske Komik der Organisatoren mit der lyrischen Elegie der ewig Un-Organisierbaren. Keiner hat hier recht im Tumult der Erlösungsideen und ewigen Träume als die reine Seele und das klare Herz. Darin wird der Dichter von „Himmel und Hölle“ wieder erkannt.

Bernhard Diebold

Stuttgart

„Schweiger.“ Schicksalstragödie in drei Akten von Franz Werfel. (Reichsdeutsche Uraufführung im Landestheater am 14. Januar 1928.)

Höchst peinlich, wenn man mitten in seinem Leben eine zweijährige Lücke hat, die man trotz allem Aufwand an Erinnerungskraft nicht auszufüllen vermag. Diesem Schicksal ist der hochgebildete und allgemein geachtete Uhrenmachermeister Schweiger verfallen. Aber ihm war wohl in seiner Unwissenheit. Wie wird ihm zumute, als er erfährt, daß er einst der Privatdozent Forster gewesen ist, in einem Wahnsinnsanfall auf eine Schar Kinder geschossen und davon eins zur Strecke gebracht und dann zwei Jahre lang in einer Irrenanstalt gehaust hat! Dort hat ihn der leitende Arzt durch eine von ihm erfundene psychopathische Methode geheilt, ihm das Bewußtsein an seine Tat und alles, was damit zusammenhängt, völlig abgebunden und ihn unter neuem Namen zu neuem Wirken in die Welt entlassen. Derselbe mit solcher hypnotischen Gewalt ausgerüstete Psychiater ist nun aber zugleich leidenschaftlicher Deutschvölkler und Antisemit, und so gaben parteipolitische Gründe den Ausschlag, daß er seinem früheren Patienten, der sich eben anschickt, eine sozialdemokratische Kandidatur anzunehmen, den „Gipsverband“ abnimmt und das Gedächtnis zurückgibt. Ihm und — seiner Frau! Was wird sie tun, die eben erst nach achtjähriger Ehe ihr Grauen vor dem Unheimlichen im Dasein ihres Mannes überwunden und sich ihm ganz hingegeben hat? Von ihr, an der Schweiger als an seinem letzten Halt mit innigster Liebe hängt, wird sein Schicksal bestimmt werden. Und sie versagt. Da bricht die geistige Umnachtung von neuem über ihn herein, er will es abermals mit der Schießerei auf Kinder versuchen — aber er ist am Ende seiner Kräfte und wird selbst das Opfer. — Die gehäuften Brutalitäten dieser Handlung wären allenfalls im rein phantastischen Drama oder noch eher in der Groteske zu ertragen gewesen; aber Werfel hat sie zeitlich binden zu müssen geglaubt und sie uns als Gegenwartsproblem aufgenötigt. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer genaueren Prüfung der Geschehnisse auf ihre Wahrscheinlichkeit hin, der sie nirgends standhalten. Aus dem Tohuwabohu sensationell zugerichteter politischer, wissenschaftlicher, geistiger Tagesströmungen bleibt als menschlicher Gewinn das Verhalten des Ehepaars zueinander — oder könnte wenigstens bleiben, wenn nicht auch hier die entscheidende Aussprache unter einer verletzenden Taktlosigkeit litte: sie bekennt ihm, daß sie sich ihre Leibesfrucht durch einen Kurpfuscher abtreiben ließ, weil sie nicht Gefahr laufen wollte, ein psychopathisch belastetes Kind zur Welt zu bringen. So hört man den poetischen Genius Werfels nur leise unter der Verschüttung durch theatralische Handfestigkeit wimmern. Der Dichter hätte sein Stück ebensogut „Der andere“ taufen können; vielleicht wäre ihm dann ins Bewußtsein eingegangen, in wie bedenkliche Nähe von Paul Lindau er sich damit gerückt hat.

R. Krauß

Königsberg i. Pr.

„Mächtiger als der Tod.“ Ein Leiden- und Freudenspiel von Herbert Eulenberg. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 16. Januar 1923.)

Eulenberg behandelt in diesem „Leiden- und Freudenspiel“ die vielumstrittene Frage: ob es erlaubt sei, unheilbar Kranke zu töten, und entscheidet sie zugunsten des Professors Faber, der seiner todgeweihten Gattin den erlösenden Gifttrank reicht.

Also ein Tendenzdrama? Ja, aber in einem sehr hohen, menschlich-ethischen Sinne. Was ist mächtiger als der Tod? Nach Eulenberg die Liebe, die ihn überwindet und eine zukunftweisende, befreiende Tat, die ihn überlebt. Beides verkörpert dieser duldende Held, der sein Rettungswerk mit Gefängnis büßt und der qualbefreiten Lebensgefährtin freiwillig ins Jenseits folgt. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle (des brutal schematischen Erdendaseins) wo ist dein Sieg? Die Märtyrergloriole des wahren Siegers überglänzt alles Menschenleid, das die vielfach verschlungene Handlung in der mikrokosmischen Spiegelung einer Familienkatastrophe enthüllt. Professor Faber stirbt als Opfer einer großen Idee und als Anwalt der „Menschheit von Morgen“, die, so hofft der Dichter, einmal die Früchte seiner Tat ernten wird, wenn im uralten Kampf zwischen Wahrheit und Lüge, Ethik und „Moral“, Menschen- und Buchstabenrecht, die Sieger von heute und gestern, unterlegen sind.

Der über den Einzelfall hinaus ins Allgemein-Symbolhafte wachsenden Bedeutung der Vorgänge entspricht ihre künstlerische Gestaltung. Eine Person des Stücks bemerkt einmal: Es käme ihr vor, als ob alles, was sie erlebte, nicht nebeneinander, sondern durcheinander geschähe. Dieses Durcheinander, gleichsam von Raum und Zeit Gelöste, hat Eulenberg formal wieder zu geben versucht. Alle Menschen, Schicksale, Begebnisse sind hier auf eine seltsame Weise miteinander verbunden, wie die Punkte einer Figur, die — man kennt den alten Zeichnerscherz — in einem Zuge aufs Papier geworfen ist. Eulenberg bedient sich dazu der jetzt so beliebten Bildchentechnik der Expressionisten und meistert sie eigentlich noch sicherer, als die geschlossene Form des mehraktigen Dramas. Erstaunlich, wie diese eng umrahmten, kaleidoskopartig vorüberhuschenden Momentaufnahmen sich zu einem farbenstarken Zeit- und Lebensbild zusammenschließen, wie diese verschiedenartigen, aber dem gleichen Tendenzzweck dienenden Parallelvorgänge zur Handlungseinheit verschweißt und um das Hauptgeschehen konzentrisch gruppiert werden. Daß auch dem „Expressionisten“ Eulenberg die Romantik tief im Blute steckt, zeigt die nur hier und da von satirischen Schlaglichtern erhellte mystische Dämmerfarbe des Ganzen, zeigt vor allem die groteske Mischung von oft recht krassem Realismus, zarten Lyrismen und romantischer Ironie. Der Zusammenklang dieser heterogenen Elemente ergibt freilich mitunter grelle Dissonanzen, wenn etwa in tiefste Tragik unvermittelt ein Spießeridyll banausischer Skatbrüder hineinplatzt, die Weihe eines Traueraktes banale Alltagsdinge profanieren, oder die ernste Trauer leidender Menschen mit dem kalten Geschäftssinn eines gleichgültigen Sarghändlers in peinliche Berührung kommt. (Übrigens zeigt sich Eulenberg in solchen Momenten nicht ganz unabhängig von Vorbildern — Erinnerungen an Wedekinds „Frühlingserwachen“ und Wildgans' „Armut“ klingen an; andere Szenen wiederum, die von Geschlechtskrankheit, Verbrechen gegen das keimende Leben usw. handeln, schmecken

ein wenig nach Aufklärungsfilm.) Aber durch all das kunterbunte Geschehen leuchtet stark und rein das Ethos eines Dichters.

Hans Wyneken

Erfurt

„Cagliostro." Vier Akte aus der Tragikomödie eines Magiers. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung im Erfurter Stadttheater am 6. Januar 1923.)

Wenn nach einem Worte Hamlets die Schauspieler so etwas sind wie die „abgekürzte Chronik der Zeit", und das Schauspiel den Zweck hat, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten", so erstrebte in gewissem Sinne ein solches Ziel wohl auch der Dichter des genannten Stückes, als er ein charakteristisches Erlebnis aus dem Leben des vielbeschrieenen Abenteurers in einer kleinen Stadt und auf einem in der Nähe einsam gelegenen Landgute dazu benutzte, im farbigen Abglanz der Vergangenheit neuerdings wieder mehr und mehr auffällig zutage tretende Auswüchse im Gebaren geistiger und materieller Schieber an den Pranger zu stellen. Es fehlt dem Stück nicht an Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung. Beim Untertitel „Tragikomödie" liegt demgemäß der Ton mehr auf der zweiten Hälfte. Auf einen tragischen Einschlag wollte der Dichter ohne Zweifel fast gänzlich verzichten, da er keineswegs, wie etwa Goethe dereinst in Palermo, von den ans Dämonische streifenden Lebensäußerungen des berühmten oder berüchtigten Fürsten der Hochstapler tief ergriffen war und auch nicht wie Goethe in seinem „Großkophta" den Mann als ein psychologisches Phänomen auffaßte, sondern lediglich in vier impressionistischen Genrebildern das Problem beleuchten zu wollen scheint, wie es solchen Gaunern der Seele gelingt, Einfluß auf die Masse zu gewinnen, ihre Leichtgläubigkeit oder ihren Hang zur Mystik auszubeuten, wie es sich erklärt, daß sie immer wieder selbst bei scheinbar höher stehenden Menschen stärksten Erfolg verzeichnen dürfen. Eine Erfahrung, die durch die Bemerkung Goethes im 20. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erhärtet wird. „Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will; die Masse wird von ihnen angezogen." Cagliostro war im 18. Jahrhundert zum Typus des genialen Betrügers geworden, wie Don Juan zum Typus des siegreichen Frauenverführers, mit dem Lilienfeins Titelheld mancherlei Ähnlichkeiten hat. So wendet er in unserem Stück, als er befürchtet öffentlich entlarvt zu werden, ein ähnliches Mittel an, wie Mozarts Don Juan in der berühmten Szene mit Elvira und Donna Anna-Ottavio. Die Art, wie Lilienfein die anekdotenhaften Vorgänge behandelt, ist außerordentlich anziehend; voll feingestimmter Milieuschilderung, die des Humors nicht entbehrt. Blindheit der Geister, phantastische Krankhaftigkeit ekstatischer Weiber, der andererseits allerdings in etwas blassem Gegenspiel der skeptische Beobachter gegenübertritt, sowie die schändliche auf Sinnenlust und Verführung ausgehende Gemeinheit des dreisten Schwindlers: all das zieht in buntem Wechsel am Blick des Beschauers vorüber, der am Ende mit begreiflicher Schadenfreude über die Dummheit der Gefoppten und Betrogenen den Helden, dessen endgültige Entlarvung bevorsteht, als siegreichen Triumphator davonschreiten sieht. Der Amboß hatte sich am Schlusse plötzlich wieder in den Hammer verwandelt.

Vielleicht hätte das ganze Spiel noch stärkeres Interesse gewonnen, wenn sich der Dramatiker, der sich im Gegensatz etwa zum Erzähler Schiller in seinem „Geisterseher", wo die spannenden Höhenpunkte ausgiebig vorbereitet werden konnten, vielfach mit kurzen Andeutungen und konzentrierter Zusammenfassung begnügen mußte, der Exposition vor dem ersten Auftreten des Helden wie z. B. in Goethes „Egmont", eine breitere Basis geschaffen, wenn er den verwöhnten Gesellschafter von Fürsten und Kardinälen statt ihn in die engbrüstige Gesellschaft von Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu zwängen auf ein höheres Niveau emporgehoben hätte. Immerhin ist dem Dichter, was er beabsichtigte, einen heiteren Ausschnitt aus dem Erdenwallen des betrogenen Betrügers innerhalb eines begrenzten Rahmens zu liefern, trefflich gelungen. So endet das mit starkem Beifall aufgenommene Stück mit einem wirksamen Aperçu menschlichen Witzes, und man muß dem Dichter zum mindesten noch dafür dankbar sein, daß er so der jüngst durch das verdienstvolle Buch Johann von Guenthers „Der Erzzauberer Cagliostro" (Verlag von G. Müller in München) neu erweckten Teilnahme an dem Dalai-Lama mystischer Hochstapelei so erfolgreich Rechnung getragen hat.

Otto Francke

Bochum

„Orplid." Ein Drama unter Auswanderern in drei Aufzügen. Von Wilhelm Schmidtbonn. (Uraufführung im Stadttheater Bochum am 18. Januar 1923.)

In seinem letzten Drama holt Schmidtbonn zu dem großen Schlage aus, den Julius Bab von ihm erhofft hatte — „ein besonderstes Schicksal mit der Kraft seiner Seele zum allgemeinsten Geschick unserer Tage deutend". Wieder bringt er die romantischen Weltwanderer, die er so liebt, auf die Bühne; aber er führt sie nicht ganz zur Versöhnung mit jener Welt, die sich um Haus und Herd ordnet und die er nicht weniger liebt. „Die Fahrenden, die Schweifenden, die Ausgestoßenen" sind hier europamüde und immer Europa mit sich tragende Auswanderer; schon während der Überfahrt, bevor sie das Land der Verheißung betreten haben, streiten sie miteinander darum, wer das bessere Stück Erde bekomme. Am reinsten verkörpert die Idee von dem ferne leuchtenden Tal der schwärmerische Phantast Orphal. Er haßt die Menschen, nicht des Krieges wegen, wo wenigstens Mut war, sondern des Friedens wegen, wo die Bewaffneten über die Wehrlosen, die Satten über die Hungrigen herfallen. Besinnungslos reist er seinem Traume und seinem Plane nach. Nur darum haßt er die Menschen, die jetzt leben, weil er die Menschen liebt, die kommen werden. Denn er will der Stammvater einer neuen, glücklichen, friedlichen Menschheit werden. Aber wie er seine müde, heimwehkranke Frau noch auf dem Schiffe an den Tod verliert, so verliert er die Tochter, der er einen reinen Mann aus Urgeschlecht zugedacht hatte, an einen jungen Abenteurer, der sie mit dem Rufe der Sehnsucht nach den Städten und Menschen, nach dem Leben und der Liebe verlockt. „Leben siegt über Tod. Blut über Hirn. Jugend über Alter." Doch Orphal hat einen neuen Plan, er wird der Führer der Auswanderer, um ihre Kinder zu sich herüberzuziehen, bis ihre Seelen ganz sein eigen sind. Auch sie wollen ein Tal suchen, es Orphals Tal nennen und seinen Traum ein wenig wahr zu machen suchen. Der Tod löscht Orphals Sehnsucht aus. Orplid ist nicht mehr das Traumland, sobald menschlicher Fuß es betritt. Der Schluß, da der in der Vollkraft seiner Jahre stehende Mann über dem Sarge seiner Frau stirbt, bricht unvermittelt und unerwartet herein. Sein Tod ist aber schließlich nur Symbol wie der Titel der Dichtung und die Gestaltung der einzelnen Schicksale der anderen die Heimat fliehenden und ersehnenden Erdensöhne, denen niemals die Erfüllung wird, denen stets nur die Verheißung bleibt. Daß Schmidtbonn solchen uralten Gedanken in seiner ins Allgemeingültige erhobenen und zugleich Gegenwartsschicksal versinnbildlichenden Tragödie zumeist erschütternden Ausdruck verliehen hat, ist ein erneuter Beweis für sein reines Menschentum und sein hohes Dichtertum. An seiner glutvollen, streckenweise dialektisch gefärbten Diktion einige expressionistische Eigenheiten, die doch an keiner Stelle ästhetisch unschön wirken, rügen zu wollen, wäre kleinlich. Das ganze Werk atmet rechte dramatische Kraft, und wenn es auch noch einige dramatische Unzulänglichkeiten und epische Längen birgt, in denen anscheinend mehr geredet als gehandelt und gefühlt wird, so wollen wir auch bei dem Dichter die Verheißung vor die Erfüllung setzen.

Karl Arns

Echo der Zeitungen

Der Ruf nach dem Führer

Dem alten Problem gewinnt Julius Meier-Graefe, den Blick nach innen richtend, neue Gesichtspunkte ab. Er schreibt (Vossische Zeitung 35):

„Wir waren immer, zuerst als Idealisten, dann als Materialisten, zu tief der Spezialität untertan, um Schule für Führer bilden zu können.

Alles das ist Teil unserer harten Erde, die den Sinn trocknet. Da er draußen keine Lockung findet, kriecht er in sich hinein, treibt Abstraktion mit hohen und niederen Dingen. Unsere Gesinnung, ob sie nach oben oder nach unten geht, hat konzentrisches Gefüge. Völker, die gute Führer gebären und zu ihrem Heil geführt werden können, sind zentrifugaler. Uns fehlen die Organe für die Assoziation. Wir haben Gemütlichkeit, keine tiefer gehende Gemeinschaft, oder haben sie zu tief, als daß sie nützlich werden könnte. Das Populäre bei uns wird mit jeder Generation banaler. Berufene Führer können nur aus berufener Gemeinde hervorgehen. Diese muß da sein, bevor der Sprecher kommt, der ihr Organ wird und dessen Geist ihr voranschwebt.

Hier aber berührt den Nachteil unserer Belastung, die der Katastrophe der Gegenwart besondere Gewichte hinzufügt, ein ewiger Vorzug unseres Volkes. Nicht Armut an bedeutenden Männern allein beraubt uns der Führer, und nicht nur subalterner Geist hindert eine von keiner Banalität gekettete Gemeinde. Auch ein besonderes Menschentum. Den Besten unter uns liegt die Aufgabe fern, und sie würden sich verkleinern, wollten sie daran denken. Eine Unruhe treibt sie und die Aussicht auf sehr ferne Ziele. Die Konzentration bindet die Hände, die nach außen reichen müßten, und führt in Einsamkeiten, auf deren Höhen keine Rücksicht auf Nützlichkeit Platz hat. Erkenntnisdrang, nach innen bohrende Pflicht, die alle eigene Kraft erschöpfen möchte, verdünnen die Atmosphäre, wo volkstümliche Begegnungen gedeihen. Die Kohäsionskräfte anderer Völker können in jener Atmosphäre zu Hemmung und Bestechung werden, und die Fähigkeit, sich dieser Kräfte zu bedienen, zu niederen Praktiken. Es ist unser Stolz und unsere Tragik, daß unsere großen Leute einsam existieren und selten sind, selten bei uns, unendlich selten im Kreis der Völker, und daß sie kommen und gehen, ohne im deutschen Haushalt wesentliche Spuren zu hinterlassen. Dafür verkümmert unsere Tradition zwischen Sumpf und Alp. Dafür sind wir im Politischen Analphabeten, dafür belastet uns der Argwohn, servile Herde zu sein. Dafür fehlt jedem Amt und jedem Stand die Wärme überamtlicher, überstandlicher Gesinnung. Millionen müssen der Routine des Spezialismus und dem gemeinen Schlagwort verfallen, damit sich ein paar unsterbliche Outsider zu Führern einer gedachten Menschheit aufschwingen können."

Ein Verleger über den deutschen Verlagsbuchhandel

Über die Gefahr des „unnützen" Buchs schreibt Robert Federn (Deutsche Allgem. Zeitung 24/25):

„Der deutsche Verlagsbuchhandel befolgte bisher eine anarchisch-individualistische Produktionsform. Nicht bloß das Heer von deutschen Dichtern und Denkern ersann unablässig neue Bücher, nein, auch die Verleger erfanden neue Aufgaben für betriebsame Schriftsteller. Da in Deutschland selbst in der kleinsten Stadt Verleger sitzen und in den großen Städten ihre Zahl Legion ist, während z. B. in Frankreich etwa 30 Großverlage und etwa 200 kleinere und mittlere Verlage die ganze geistige Produktion des Landes konzentrieren und kontrollieren, so war und ist die Zahl der Bücher bei uns ungeheuer. Die ‚Deutsche Allgem. Zeitung' hat erst vor wenigen Tagen berichtet, daß die Statistik für das Jahr 1922 etwa 18 000 Neuerscheinungen aufweist. Der Individualismus des Verlagsbuchhandels setzt eben oft zu Unrecht Bedürfnis der Leserwelt nach einem Buch voraus. Oft sind sich jedoch Verleger und Verfasser mehr oder weniger klar, daß ein Buch keinen hinreichenden Absatz finden wird, und veröffentlichen es dennoch. Es ist dies vor allem eine Folge der Überfüllung aller akademischen Berufe. Der Akademiker bedarf heute neben dem Doktortitel auch des Nachweises besserer Eignung durch wissenschaftliche Veröffentlichungen zur Erlangung einer Stellung. Dies erzeugt eine Flut von Spezialarbeiten, Monographien und oft wertlosen Zusammenstellungen von Lesefrüchten aller Art: Fußangeln für jeden Verleger.

Vor dem Kriege fiel dieser Übelstand nicht sehr ins Gewicht. Bei der jetzigen Rohstoffnot aber (Holz, Espartogras, Kohle, Baumwolle usw.) nimmt jedes unnütze Buch einem nützlichen Buch die Entstehungsmöglichkeit, zumal bei der heute unter Gelehrten und Schriftstellern herrschenden Armut fast jedes Manuskript die letzte Hoffnung auf Rettung eines ums Dasein kämpfenden Menschen ist. Unter Entbehrungen wird das Buch geschrieben, mit Hangen und Bangen ein Verleger gefunden und wie üblich das Honorar in Prozenten vom Verkaufe dem Verfasser zugesichert. Dann findet das Buch keinen oder ungenügenden Absatz, und die Existenz eines gebildeten Deutschen bricht zusammen. Darum ist das unnötige Buch eine schwere Gefahr für das ganze Volk, ein schädlicher Luxus. Aber nicht jedes Buch ist schlecht, das keinen Erfolg hat. Im Gegenteil! Es bleibt dem verhungernden Schriftsteller der Trost, ein verkanntes Genie zu sein."

Alfons Petzold

Dem Verstorbenen, an dem die wiener Arbeiterschaft als einem der Ihrigen treu festhielt, widmet die Arbeiter-Zeitung, Wien (25) einen Nachruf, in dem es heißt:

„Schon das Kind Petzold erlebt das typische Proletarierschicksal. Der aufgeweckte Junge ist zu arm, um auch nur die Bürgerschule bis zum Abschluß zu besuchen. Der Vater selber ist ein Revolutionär, hat um seiner Gesinnung willen Gefängnisstrafe auf sich nehmen müssen, zieht, körperlich und materiell ruiniert, von Deutschland nach Wien, wo Alfons 1882 geboren wird. Vollständig gelähmt, kann der Vater nicht mehr arbeiten; die Mutter bringt die Familie kümmerlich als Bedienerin durch, bis ein schwerer Unfall auch sie arbeitsunfähig macht. Der noch nicht vierzehnjährige Knabe muß Geld verdienen. Gern hätte er studiert, wollte Arzt werden, ein Heilbringer der Menschheit: seine Träume enden in einer Metallschleiferei, die ihn als Lehrling annimmt. Aber sein Körper ist zu schwach; frühzeitig treten die Verwüstungen der Proletarierkrankheit auf. Häufig muß er den Beruf wechseln, wird Kellnerjunge, Bauarbeiter, Laufbursche, Fensterputzer, macht den ganzen Jammer mit, den das Wort ‚Hilfsarbeiter' umfaßt. Oh, er wollte arbeiten und hat gearbeitet, körperlich und geistig, bis zur Erschöpfung; was ihn stützte, aufrecht hielt, war der Glaube an sich und seine Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse, zum Volksganzen, und die Liebe, die ihm entgegengetragen wurde, wie er sie entgegengetragen hat, nicht die Liebe zu Weib und Kind allein, sondern zum Volk, aus dem in mannigfachen Formen die Hilfe emporstieg, die nur aus dem gegenseitigen Gefühl der Zugehörigkeit sichtbare Gestalt annehmen kann. Die Beschränktheit der Hilfe zeigt die Aufgabe der Zukunft, wie die Tatsache dieser Hilfe die Möglichkeit der Erfüllung beweist."

Die Arbeiter-Zeitung bringt an gleicher Stelle ein autobiographisches Bekenntnis aus dem Vorwort zur Auswahl „Gesang von Morgen bis Mittag" (1922) zum Abdruck, das auch wir wiedergeben:

„Aus den finsteren Löchern des sozialen Unrechts komme ich hervor. Dort kauerte ich jahrelang und schrieb im Hunger und Dunkel die Klage und den Haß der Armen in zerbrochenen Versen nieder.

Einmal trat ich durch ein schwarzes Tor, Krankheit genannt, und stand im Lichte des Erkennens und Könnens. Nun durfte ich die heilige Ekstase der Erwachten aus bösem Schlaf

erleben und formte erschauernd die Lieder der Naturtrunkenheit. Und als mir das Weib entgegenkam, sang ich berauscht den hohen Psalm des Seins. Überall sah ich Liebe, und die Quelle, aus der diese goldene Flut strömt, nannte ich Gott. Ich predigte Hingebung und verzweifelte Abwehr, Demut und stolzestes Aufgerichtetsein. Ich singe das Lied der Hölle und der Himmel, leide die Schmerzen aller Kreatur, sinke tief in den Schmutz der Menschen und verkünde strahlenden Auges den Sieg der reinen Sterne.

Ich bin der beharrende und alle Fesseln sprengende, der strenge, nüchterne Richter und der jede Tat Verzeihende, der weiß, daß alles Gute und Schlechte nur Sehnsucht, über sich selbst hinauszukommen, ist.

So bin ich der Nur-Dichter, der nicht fragt, nicht handelt, nicht glaubt, nicht zweifelt, sondern nur singt!"

In der Arbeiter-Zeitung, Wien (28) liest man:

Alfons Petzolds Begräbnis. Aus Kitzbühel wird uns geschrieben: Samstag wurde auf dem hiesigen Friedhof der tote Dichter zu Grabe getragen. Knaben trugen die schlichten Kränze, und ein langer Zug ergriffener Menschen folgte dem Sarg: die kleine Stadt betrauerte den Heimgang ihres berühmtesten Bürgers. Am Grabe sprach Landeshauptmannstellvertreter Dr Gruener, den mit Petzold innigste Freundschaft verbunden hatte, tiefgefühlte Worte des Schmerzes; Genosse Friedrich Austerlitz schilderte den proletarischen Dichter, und namens der tiroler Schriftstellergemeinde rühmte Direktor Hirth aus Innsbruck Petzolds hohe Dichterkraft. Ein Begräbnis ohne jeglichen Prunk, aber in der Reinheit und Klarheit der schneeigen Landschaft wahrhaft zu Herzen gehend.

Hans Brockmann läßt (Vorwärts 48) seinen Nachruf in die Worte ausklingen:

„Der arme, gequälte, gemarterte Dichter ruht nun aus. Hingegangen ist der Sänger des Leides, der Schmerzen! Tief neigen wir uns und grüßen das Grab des Menschen, des Dichters Alfons Petzold. Ehren wollen wir ihn, indem wir seiner Kinder, seines Weibes, seiner Leidensgenossen gedenken. Es wird eine Ehrenpflicht nicht nur des Proletariats, nein, eine Ehrenpflicht der geistigen Welt Deutschlands und Österreichs sein, dafür zu sorgen, daß seine Familie nicht dem Schlimmsten ausgeliefert wird."

Vgl. auch: P. Stefan (N. Zür. Ztg. 141); Walter Krieg (Neuer Kurs 6); Arnold Höllriegel (Berl. Tagebl. 65).

Begegnung mit Nordau

Seine persönliche Bekanntschaft mit dem eben verstorbenen Max Nordau schildert Emil Szittya (Berliner Börs. Cour. 14), und es fällt ein Licht auch auf Nordaus eigenartige politische Tendenzen:

„Landauer sagte: — ‚Es gibt Menschen, denen das Rassengefühl so im Blute steckt, daß sie sich niemals von dieser Last befreien werden, aber ihr Rassentum zum Kulturereignis machen können. Nordau ist ein jüdischer Anarchist.' —

Ich war zwar skeptisch gegen den jüdischen Anarchismus, aber schon bei meiner ersten Begegnung mit Nordau fühlte ich, daß Landauer gar nicht so Unrecht hatte. Nordau hatte einen gutgepflegten, langen, weißen Patrizierbart. Sehr gütige Augen, die manchmal wehmütig, wohlwollend einen anschauten. Schon bei der ersten Begrüßung hatte man die Ahnung, daß man eine sehr reine Atmosphäre betrat. So träumte man sich in der Kindheit die Märchenerzähler, aber dieser Mensch war kein Märchenerzähler, sondern ein wissender Arbeiter, der täglich acht Stunden sich mit literarischen und wissenschaftlichen Problemen herumschlug und außerdem vier Stunden als Arzt praktizierte. Er ordinierte nur für Arme und kostenlos. Man sah in seinen Empfangsstunden arme, russische Juden, mittellose Studenten und buntfarbige Montmartrekünstler.

Ich sah Nordau oft in dem pariser deutschen sozialdemokratischen Leseklub, wo er unentgeltlich für die Arbeiter über soziale Fragen Vorträge hielt. In diesen Kreisen schwärmte man nicht sehr für die Vorträge, weil sie zu anarchistisch waren, gegen den Kollektivismus, für die freie Gemeinschaft. Er glaubte nicht daran, daß der Staat das soziale Elend lösen könne, sondern, wie Landauer, daß, wenn in den Menschen ein Erneuerungsprozeß zustande kommt, die gesunden, rein gewordenen Menschen in eine Solidaritätsgemeinschaft miteinander treten müßten."

Zur deutschen Literatur

Eine Studie über Grimmelshausen von Bechtold wird (Münch. Augsb. Abendztg, Sammler 5) bekannt gegeben. — Die Frage: Was verleidete Klopstock den Aufenthalt in Karlsruhe? beantwortet Heinrich Funck (Karlsruher Tagbl., Pyramide 2). — Eine Miniatur aus alter Zeit „Lavater in Bremen" bietet S. D. Gallwitz (Deutsche Allg. Ztg. 12/13). — Friedrich Leopold von Stolberg betrachtet Ludwig Bäte als vaterländischen Dichter (Tag, Unt. 13). —

Zeitgemäßes aus Goethes „Faust" liest Eduard Lisco (Deutsche Allg. Ztg 26/27). — Über Angelika Kauffmann und Goethe läßt sich Marie Schempp (Münch. Augsb. Abendzeitung, Sammler 6) vernehmen. — Eine Goethe-Anekdote (mit Bürger) erzählt Hans Gäfgen (Tag, Unt. 14). — Über „Schiller und die Musik" berichtet Hans Gäfgen (N. Bad. Landesztg. 29). — In Hinblick auf unsere Zeit betrachtet W. Spael Schiller (Germ. Sonntagsbeil. 27).

In Erinnerung an den 100. Todestag von Zacharias Werner schrieben: Paul Landau (N. Bad. Landesztg. 28 u. a. O.); Erich Klein (Germ. 17); Hans Gäfgen (in Hinblick auf Goethes Verhalten) (Hallesche Ztg., Deutsche Stimmen 1); Eugen Kilian (in Hinblick auf böhmische Eindrücke) (Prag. Pr. 19). — „Rufer Kleist" widmet A. Lesson einen Stimmungsklang (Tag, Unt. 15). — Über Kleist vor seinem „Richter" (Gundolf) schreibt Franz Servaes (Berl. Börs.-Ztg. 34). — E. T. A. Hoffmann als Menschen betrachtet Will Scheller (Rhein.-Westf. Ztg. 1034). — Eine Anmerkung über Hoffmann im Wandel der Literaturkritik findet sich (Köln. Volksztg., Neue Zeit 4).

„Besuch bei Grabbe" überschreibt Wolfgang Goetz eine Plauderei (Kref. Ztg. 504). — „Um Grabbe herum ..." schreibt Egon H. Straßburger (Neue Zeit, Berlin 536) in Hinblick auf Paul Friedrichs Grabbe-Buch (Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold). — Otto Ludwig und seiner Familie widmet Emil Herold eine Studie (Deutsche Allg. Ztg. 14/15). — Einen Brief der Droste-Hülshoff aus den Apriltagen 1845 teilt Alfred Freiherr Mensi v. Klarbach (Weser-Ztg. 11) mit. — Ein Gedenkblatt an Annette Droste gibt Marga von Rentzell (Zeit, Zeitstimmen 182). — Seine Nadler-Studien setzt Ernst Traumann (Heidelb. Tagebl., Brücke 12) (Schul- und Universitätszeit) fort.

Zu Nietzsches „Geburt der Tragödie" bietet Anselm Ruest eine Studie (Köln. Tagebl., Hochschulbeil. 47 u. 48). — Bemerkungen von Ernst Bertram über Nietzsches Europa werden (N. Zür. Ztg. 110) wiedergegeben. — „Fritz Reuter und die Bodenfrage" wird (Der neue Kurs 13) behandelt. — Aus Friedrich Theodor Vischers Werken schöpft Gustav Manz (Zeit, Zeitstimmen 183) „zeitlose Wahrheiten". — Dem Dichterwald von Escheberg gilt ein Erinnerungsblatt (zumal im Hinblick auf Geibel) von Curt Bauer (Tag, Unt. 3. Jan.). — Das Verhältnis von Turgenjeff zu Storm wird auf Grund unveröffentlichter Briefe (Magdeb. Ztg. 34) klargelegt. — Zum 70. Geburtstag von Gustav Falke schrieben: Paul Wittko (Württemb. Ztg. 8); H. Benzmann (Germ. Sonntagsbeil. 6 und Berl. Börs.-Ztg. 16). — Über Hermann Löns Leben und Wirken läßt sich L. Neumann (Schneidemühler Tagbl., Grenzwacht 7) vernehmen.

„Aus den Lebenserinnerungen eines Fünfzigjährigen", des verstorbenen Redakteurs des Staatsanzeigers für Württtemberg, Theodor Klaiber, werden (Staatsanz. f. Württ. Bes. Beil. 13) interessante Ausschnitte geboten. — Aus Max Dauthendeys letztem Lebensjahr erzählt Karl Willy Straub (Saarbr. Ztg. 344). — Ludwig Thomas Werk würdigt Anton Schnack (Berl. Börs.-Cour. 20). — Über Reinhard Johannes Sorge und sein „Gericht über Zarathustra" schreibt Albert Malte Wagner (Berl. Börs.-Cour. 6).

— Reizvolle Bemerkungen über Peter Hille macht Karl Röttger (Tag, Unt. 9). — Eine Dissertation über Karl Stamm (Paul Müller, Wittichsche Hofbuchhandlung Stuttgart) bespricht Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 14). — Ein Nachruf auf Adam Müller-Guttenbrunn wird (Köln. Ztg., Lit. Bl. 30a) geboten, Müller-Guttenbrunn-Anekdoten finden sich (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 20).

Zum Schaffen der Lebenden

Über den erblindeten Dichter Adolf v. Hatzfeld schreibt Thomas Mann (Frankf. Ztg. 69 — 1 M.): „Unter einigen guten Dingen, die ich kürzlich las, gedenke ich der Bücher Adolf v. Hatzfelds besonders dankbar. Der junge westfälische Dichter brachte seinen Namen neulich durch einige bewegte Worte in Erinnerung, die er über Ernst Bertrams Streitschrift gegen Barrès veröffentlichte. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde vor Jahr und Tag durch seinen Erstlingsroman ‚Franziskus' auf sich, eine Jünglings-Autobiographie, deren zarte Tragik, deren nobler und empfundener Vortrag unvergessen sind. Eine neue Auflage wird eben ausgegeben, zusammen mit neuen Werken desselben Verfassers, der sich unterdessen auch als Lyriker und selbst als gern gehörter Rezitator seiner Verse einen Namen gemacht hat. Ein Band ‚Gedichte' liegt vor, dazu ein zweiter Roman ‚Die Lemminge', endlich eine Sammlung von Aufsätzen über geistige und soziale Gegenstände, deren Vielfalt Zeugnis ablegt für die kluge Umsicht und sittliche Lebensanteilnahme eines Dichters, der seit dem tragischen Abschluß schwerer Jugendwirren in ewigem Dunkel lebt." — Das spezifisch Österreichische in Otto Stoeßls Werk betont Karl Lehmann (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 17): „Otto Stoeßls episches Schaffen hat Österreich gegolten. Er hat bewußt danach getrachtet, das alte Österreich, seine Heimat und ihre Menschen umfassend darzustellen. Wenn man später einmal ein treffendes Bild dieser, nicht ohne eigene Schuld, untergegangenen Welt zeichnen will, wird man bei Stoeßl manch wertvolle Vorlage finden, feiner und eindringlicher vielleicht, als sie die historischen Werke einmal bieten werden. Aus Stoeßls Werken nehmen wir den Eindruck mit, daß dieses eigenartige Altösterreich ein Eigentümliches, ein Wesenhaftes war, das Europa, nun, da es zerschlagen daliegt, einst noch einmal schwer vermissen wird." — Eindringlich macht Ernst Wasserzieher (Zeit 11) auf Franz Schauwecker aufmerksam: „Vor drei Jahren bekam ich ein Buch in die Hand, das den Titel ‚Im Todesrachen' führte und dazu den Untertitel ‚Die deutsche Seele im Weltkriege'. Inzwischen sind weitere Werke von Franz Schauwecker im Verlage von H. Diekmann in Halle erschienen: ‚Das Weltgericht', ‚Der Dolch des Condottiere' (6 Novellen), ‚Ghavati', ein Tierroman, ‚Hilde Roxh', Roman, ‚Die Götter und die Welt'. Der Verfasser, Germanist und Historiker, mitten aus dem Studium herausgerissen, hat den Krieg von Anfang bis zu Ende mitgemacht, vom gemeinen Soldaten bis zum Unteroffizier und endlich Leutnant. Er hat unendlich viel mehr erlebt und gesehen als viele andere — weil ein Dichter in ihm steckt. Aus den tausend Bildern des Buches, das mosaikartig zusammengesetzt ist, strahlt uns wirklich die deutsche Seele entgegen, in den Tagen der Kämpfe, des Schmerzes, des Hungers, der Verzweiflung, sanft und derbe, opferbereit und geläutert in der Prüfung der Unerbittlichkeit. Eine starke Hoffnung geht von diesem Buche aus." — Von Robert Musils Werk sagt Oskar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Ztg. 47): „Stufungen solchen Erlebens sind seine Bücher, sparsam in der Zahl, aber bei jedem spürt man, wie sie von innerer Notwendigkeit, einem unfaßbaren Müssen ausgehauen wurden, ausgehauen im Gletschereis des Lebens, um sich festzuhalten, um höher zu steigen, um in der weißen Traurigkeit den vorbestimmten Weg der Seele zu finden. Von wie vielen Büchern läßt sich Gleiches sagen?" — Warm tritt Günther Müller (Hamb. Korr. Ztg. f. Lit. 274) für Peter Dörfler ein: „Naturhaftigkeit der Leidenschaft, Geschehnis statt Ansprache, Realität statt Ideologie, Objektivität statt Exzentrizität, das sind Kennzeichen von Dörflers geistiger Haltung. Wenn wir Abkehr vom Literatentum und vom dünnschichtigen, nervösen Großstadtethos fordern, so hat dieser Volksdichter einen Weg zur positiven Erfüllung der negativen Forderung betreten." — Auf das Zielsichere in dem Schaffen von Richard Knies deutet Hanns Heinrich Bormann (Germ. 22): „Was bei einer Gesamtbetrachtung des literarischen Schaffens von Richard Knies eindringlich bemerkbar wird, ist dies: dieser Dichter geht zielsicher, ruhig und reifend, seinen Weg. Mit jedem Werk erklimmt er eine neue Stufe, mit jeder Schöpfung weitet er die Ausmaße seines künstlerischen Könnens, vertieft er den seelischen Gehalt seines Dichtertums. Wurzelnd im Heimatboden, aus ihm beste, lebenspendende Kraft ziehend, sehen wir in Richard Knies ein Talent aufwachsen, sich entfalten und hochstrebend sich ins Breite dehnen, wie ein früchtetragender Baum." — Wiederum wird das spezifisch Österreichische in Joseph August Lux von Hans Teßmer betont (Berl. Börs.-Ztg. 46): „Es ist durchaus nötig zu betonen: daß Jos. Aug. Lux ein österreichischer Schriftsteller ist, dem nur derjenige recht nahe sein kann, der ihn ganz aus seiner österreichischen Seelenlage heraus erkennt. Womit nicht eine urteilsmäßige Bestimmung, eine Abstempelung ausgesprochen, sondern lediglich gesagt sein soll, daß das Österreichische ebenso Lux' Wesenheit den Rahmen gibt, wie es den Ton bestimmt, der die Musik macht." — Einen „Kämpfer ums wahre Deutschtum" nennt Franz Mahlke (Freiburger Ztg., Kunstbl. 328) Franz Lüdtke: „Und wenn auch eine verhaltene Trauer sein Herz umkrampft, — wer wie Lüdtke glauben und sein Volk lieben lernt und sich so als Träger der Vaterlandsidee zu adeln weiß, der ehrt sich selbst, weil er in ehernen Reihen ein Kämpfer wurde ums wahre Deutschtum." — Der „Neue Kurs" (7) bietet eine Gerhart-Hauptmann-Sonderbeilage mit Beiträgen von Johannes Schlaf, Karl Bauer, Wilhelm Hegeler, Gabriele Reuter, Alfred Biese, Walter von Molo.

Zum siebzigsten Geburtstag von Anna Freiin v. Krane (26. Januar) schrieben Pater Exp. Schmidt (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 3), Heinrich Saedler (Kref. Ztg. 25), Ella Menich (Germ. 24). Bei Schmidt liest man: „Auf ein reiches Lebenswerk darf Anna v. Krane am Ende ihres siebenten Jahrzehntes zurückschauen. Nicht immer hat sie die Kritik ganz ungeschoren gelassen, wie ich ja selber niemals alles unbesehen hingenommen habe. Es hat unsere Freundschaft nie getrübt. Sicherlich haben ihre letzten Werke bewiesen, daß die Dichterin von des Alters Blässe durchaus nicht angekränkelt ist und uns gewiß noch vieles und Schönes zu sagen hat. Ich aber muß hier wiederholen, was ich eingangs gesagt, daß nicht nur die Künstlerin, sondern der vollwertige Mensch, der uns wie aus den Werken so aus dem Leben Anna v. Kranes anschaut, uns alle wünschen lassen muß, daß diesem Leben wie dieser Künstlerschaft vom Heilande, dem sie in Treue dient, noch viel tüchtiges Schaffen zuteil werden möge. Das sei der Wunsch, den wir ihr zum siebzigsten Jahre widmen."

Dem lyrischen Werk von Ernst Lissauer gelten Theodor Kappsteins Worte (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 5): „Ernst Lissauer (geboren 1882) ist der neuzeitliche jüdische Psalmensänger. Seine Gesichte formt er mit schwerem Meißel tief aus dem Edelgestein; das Gotterleben macht sich in ihm und durch ihn bewußt als brausender, schöpferischer Geist, von dem ergriffen er künden will wie von dem Winde der Wald. Diesem Pfingstgeist müssen alle Elemente dienen, er kennt keine Konzessionen, noch duldet er kleinmenschliche Einrede — sein feuriges Scheinen zittert und schauert und flammt und zuckt, über den Menschen kreist Gnade und Gott und Geist." — Auf die Auswahl aus den Dichtungen Alfred Momberts „Der himmlische Zecher" (Inselverlag) macht Rudolf Fitzek (Ostdeutsche Morgenpost, Lit. Rundschau 350) nachdrücklich aufmerksam. — Zu Hans Heinrich Ehrlers Lyrik bemerkt Hermann Hefele (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 2): „Ehrlers primäres ästhetisches Erlebnis ist das Symbol, nicht die Form, und sein lyrisches Schaffen ist mit unvergleichlicher Reinheit und Klarheit auf die einzige Aufgabe symbolischer Deutung gerichtet." — Für Heinrich

Zerkaulens neue Lyrik tritt Hanns Heinrich Bormann (Deutsche Ztg. 23. Jan.) ein: „Wo hält der Dichter heute? Nach diesen Wegen und Umwegen, nach dem Wurzelfassen auf dem Gebiete der Erzählung legt er nun als neue Gabe wieder einen Strauß Gedichte vor: ‚Lieder vom Rhein‘ (Schnell, Warendorf). Ein ganz dünnes, schmales Bändchen Verse nur. Sie gelten der Heimat, dem Rheinland, dem deutschen Strom. Lieder der Liebe sind es, der geliebten Frau und dem geliebten Deutschland gesungen. Wieder gewinnt es angesichts dieses Büchleins Bedeutung, daß Heinrich Zerkaulen ein **rheinischer** Dichter ist. Die rheinische Jugend glaubt trotz aller Not der Zeit und doppelten Not der Besatzung ans Morgenrot einer besseren Zukunft. Dieser Glaube hat etwas Erhebendes. Zerkaulens ‚Lieder vom Rhein‘ sind ein Gruß vom deutschen Strom, dem gerade in dieser Zeit Deutschlands besondere Liebe gilt.“ — „Ein schönes Buch“ nennt Hugo v. Hofmannsthal (Prag. Pr. 5) Max Mells Novelle in Versen „Die Osterfeier“ (Musarionverlag). „Dies seltene Buch will nicht in die unruhige Hand vieler Menschen; es will nicht in die Köpfe, weder in die flachen, noch in die übergescheidten — es will durch die Sinne ins Gemüt; welches Gemüt es erreicht, in dem wird es wärmen und erhellend lange verbleiben.“

Zu Juliane Karwaths Roman „Erlebnis des Erasmus Luckhardt“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) bemerkt Beda Prilipp (Deutsche Allg. Ztg. 383): „Das Buch der Karwath führt uns in warme Erdennähe. Das Buch malt dichterisch, an den inneren Erlebnissen eines einzelnen die Zerrissenheit des deutschen Menschen nach dem Zusammenbruch, aus dem Rettung nur die aufleuchtende Erkenntnis neuer Ufer bringen kann. Ein Gebrochener in seinem seelischen und irdischen Sein ist der Maler Erasmus Luckhardt nach dem Kriege heimgekehrt; in seine zerquälten Nerven dringt das Brausen der Motore in der heimatlichen Fabrikstadt, vereint mit dem Rhythmus der kreisenden Erde wie das Symbol des Menschheitsrätsels.“ — Herbert Eulenbergs neuen Roman „Wir Zugvögel“ charakterisiert Karl Kreisler (Tagesbote f. Mähren 8) in den Worten: „‚Wir Zugvögel‘ heißt der Roman; wohl um zu bezeichnen, daß die Menschen nimmer erlahmen, aus den kalten Gegenden des Lebens in die schöne Wärme der Ewigkeit zu flüchten. Vielleicht deutet der Titel auch an, daß ein unstetes Geschick die Lebenden dahin und dorthin wirft, und daß die Heimat ihres Herzens zugleich mit der ihres Leibes wechselt. Unstete, seltsame Figuren stehen in diesem Buch.“ — Von Jakob Schaffners zweibändigem Roman „Johannes“ sagt Karl Scheffler (Voss. Ztg., Lit. Umschau 11): „Wer eine solche Jugend hinter sich hat und sein Menschentum, sein Talent so gegen eine Welt von Widerständen durchgesetzt hat, der ist berufen. Ein Dämon hat ihn geführt.“ — Das „Dokument einer verunglückten Persönlichkeit“ nennt Erich K. Schmidt (Berl. Börs.-Cour. 39) Hermann Sudermanns „Bilderbuch meiner Jugend“ (Cotta).

Eingehend setzt sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 84) mit Ernst Bertrams Nietzsche-Werk auseinander. — Zu Gundolfs Kleist-Buch liegen zwei Aufsätze vor: von Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 22/23) und von Maria Prigge-Kruhoeffer (Köln. Volksztg., Neue Zeit 19). Fechter beschließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Gerade darum aber bekommt dieses Buch unabsichtlich eine unterirdische Aktualität, die ihm über seine Bedeutung für das Kleistproblem hinaus noch einen besonderen Sinn für die Gegenwart gibt. Hinter der Auseinandersetzung mit Kleist steht die Auseinandersetzung mit dem Sinn der Kunst überhaupt; die Gesetze, von denen aus Gundolf sich gegen Kleist stellt, werden unausgesprochen von der Dichtung überhaupt aufgerichtet. Was sich in der Wertung künstlerischer Dinge heute da und dort zu regen beginnt, die Einsicht, daß zuletzt nicht die Kunst als solche, ja nicht einmal das bloße Erfülltsein eines Werks mit seelischem Ausdruck, einem Werk Sinn für das Leben und vor dem Leben verleiht — diese Einsicht steht hier hinter dem Ganzen. Vom Leben aus ersteht ein neuer strenger Wertmaßstab, — allerdings ein Maßstab, der zugleich das Leben selbst ebenfalls zu meistern sucht. Die nahe Beziehung zu George wird sichtbar: der feierlich heroische Geist behauptet das Feld. Man bejaht die Tendenz: aber man wird sich zugleich klar, daß der eigene Weg nach anderen lichteren Gestirnen geht.“ — Über „Spengler und das Christentum“ gibt B. Albert einen Aufsatz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 66 a). — Vom berechtigten schweizerischen Standpunkt aus setzt sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 58) mit der modernen deutschen Literaturgeschichtsschreibung auseinander.

Zur ausländischen Literatur

Über Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und seine Anklage gegen die Perversionen der Zeit gibt Rolf Engert eine Studie (Neue Kurs, Wiss. Umschau 2). — Dem historischen Robinson (Alexander Selkirk) widmet Ernst Ulitzsch eine Betrachtung (Berl. Börs.-Ztg. 28). — Über Shelley und Alfred Wolfensteins Shelley-Übertragungen (Paul Cassirer) spricht Hans Franck (Frankf. Ztg. 34 — 1 M.). — Chestertons Komödie „Magie“ würdigt eine eingehende Studie von Karl Müller-Rastatt (Hamb. Corr. Ztg. f. Lit. 1). — Moderne englische Novellenkunst erörtert P. Selver (Prag. Pr., Dicht. 2). — „Zur Weltanschauung Walt Whitmans“ ist ein Aufsatz von Karl Kreisler (Tagesbote f. Mähren, Sonntagsbeil. 10. Dez.) überschrieben. — Über das amerikanische Buch „Up Stream“ orientiert Arthur Eloesser („Gegen den Strom“, Prag. Pr. 21). — Eine Studie über Upton Sinclair veröffentlicht S. Kracauer (Frankf. Ztg. 28 — 1 M.).

Mit dem westschweizer Dichter Charles Ferdinand Ramuz beschäftigt sich Carl Friedrich Wiegand (Frankf. Ztg. 44 — 1 M.). — Einen Hinweis auf neue Werke von Francesco Chiesa gibt E. N. Baragiola (N. Zür. Ztg. 125).

Einen Aufsatz über den spanischen Nobelpreisträger Jacinto Benavente bietet M. L. Wagner (Germ. 20).

Russische Philosophie erörtert M. Sztern (N. Zür. Ztg. 5). — Dem hebräischen Dichter Chaim Nachman Bjalick gilt ein Aufsatz von Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 27).

Walter Strzoda macht (Frankf. Ztg. 6 — 1 M.) mit dem chinesischen Dichter Dschang-Dji mit Übersetzungsproben bekannt.

„Die Technik des Romans“ von Hans Aburi (Deutsche Allg. Ztg. 34/35).

„Des deutschen Theaters Schicksalstunde“ von Otto Baumgard (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 1044).

„Die Frau in der Romantik“ von Anna Blos (Tag, Unt. 14).

„Neues vom altgriechischen Theater“ von Heinrich Bulle (Münch. Augsb. Abendztg., Sammler 3).

„Tageskritik“ von Rolf Cunz (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 1044).

„Dichtung und Rasse“ von Albert Ehrenstein (Prag. Pr. 11).

„Bühne und Zeit“ von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 26).

„Eine aachener Redaktion des mittelalterlichen Passionsspiels“ von Philipp Hamacher (Köln. Volksztg., Neue Zeit 4).

„Volk und Persönlichkeit“ von Hanns Johst (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 1029).

„Augsburg als Zeitungswiege“ von Johannes Kleinpaul (Münch. Augsb. Abendztg., Sammler 1).

„Der Wert der Persönlichkeit in der deutschen Ballade“ von R. Kleuker (Zeit, Zeitstimmen 187).

„Heimatliebe und Heimatkunst in Trier“ von Ferdinand Laven (Köln. Volksztg. 36).

„Deutscher Lebensstil“ von Luther (Zeit, Schaff. Jugend 28).

„Natur und Kunst“ von Rudolf Paulsen (Kref. Ztg. 1).

„Deutsche Dichtung der Gegenwart“ von Rudolf Paulsen (Kref. Ztg. 7).

„Bühnenkunst im Ruhrgebiet“ von Erik Reger (Berl. Börs.-Ztg. 20 ff.).

„Geist, Tat und Führerschaft“ von Oskar A. H. Schmitz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 4 a).

„Der Kölner Dom in der deutschen Dichtung" von Josef Theele (Germ. Sonntagsbeil. 13).

„Der Uhland-Bau" von Karl Walter (Stuttg. N. Tagblatt 12).

„Die Rassen des deutschen Volks" (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 52).

Der Wert des guten Buches. Eine Umfrage mit Antworten von: Walter v. Molo, Gustav Frenssen, Rudolf Herzog, Will Vesper, Walter Bloem, Artur Brausewetter, Karl Ettlinger, Wilhelm Langewiesche, Wilhelm v. Scholz, Rudolf G. Binding, Max Jungnickel, Heinrich Lilienfein, Hans Vaihinger, Friedrich Freksa, Hans Knudsen, Alfons Petzold, Peter Scher, J. C. Heer, Reinhold Braun, Karl Röttger, Alfred Klaar (Neue Kurs, Weltbild 10).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXIV, 1. Jakob Wassermanns „Rede über Humanität" kommt Bedeutung zu. Wir heben die uns besonders wertvollen Sätze hervor:

„Zur Humanität gehört Furchtlosigkeit. Zu tun, was nächstes, innigstes Gebot ist, dazu muß man Mut besitzen, wenn auch dies Tun nur darin besteht, daß man Würde wahrt oder Würde gibt. Deshalb ist etwas so Vorbildhaftes in der Begegnung von Goethe und Napoleon, und was Mit- und Nachwelt daran entzückte und erstaunte, ist die Furchtlosigkeit, womit der große Dichter dem großen Feldherrn gegenübertrat, die Vereinigung von Respekt und Gefühl seiner selbst, eine Haltung, die der Kaiser, gewohnt, nur mit Sklaven und Jasagern zu verkehren und vollgültig erwidernd, indem er Würde verlieh, wo er Würde fand, als im schönsten Sinne human auffaßte; das berühmte Wort „voilà un homme" drückte es überzeugend genug aus.

Es liegt demnach das humane Wesen nicht in Aktionen der Mildtätigkeit, nicht in solchen des Mitleids und der philanthropischen Bemühung, so nützlich und preisenswert sie auch sein mögen. Sie gehören auf ein anderes Gebiet. Humanität als geschlossene Erscheinung ist etwas viel Selteneres; sie ist geistiger; sie ist schweigsamer; sie ist adliger; sie ist bescheidener; sie ist durchdringender, wenn auch nicht so unmittelbar und überschaubar in ihren Wirkungen; sie ist wichtiger für das Ganze der Menschheit und die Idee ihres Seins. Denn immer wieder zeigt sich das Wunderliche, daß nicht die großen Ereignisse es sind, nicht Kriege, nicht Revolutionen, nicht Entdeckungen und Erfindungen, nicht Gesetze und Parlamentsbeschlüsse, nicht religiöse Entflammung und philosophische Systeme, nicht die Beschäftigung mit der übersinnlichen Welt und nicht einmal die Begeisterung, die die Kunstwerke erwecken, wovon Selbstbesinnung ausgeht, Sänftigung und Innehalten im rasenden Zwecklauf und Stillung unersättlicher Gier, sondern daß es nur von jener Reihe kleiner und kleinster Handlungen bewirkt wird, die gleichsam unter der Oberfläche des Lebens geschehen, in Bewegung und Folge kaum wahrzunehmen sind und doch so eine allmähliche spürbare Veränderung hervorbringen wie der Golfstrom auf das Klima zweier Kontinente. Eine langsame Entwicklung, die aber völlig mit dem Geist der Natur im Einklang ist. So muß es wohl sein; so lege ich mir den Begriff Fortschritt aus; ich für mich; sonst sehe ich keinen Weg und keinen Sinn des Lebens auf der Erde."

Zeitschrift für Ästhetik. XVI, 4. Das Problem, wie Eingebung und Überlegung im Schöpfungsprozeß des Künstlers zusammenwirken, berührt Emil Utitz in seiner großangelegten Studie „Das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft":

„Daß der Künstler vernunftgemäß verfährt, bedeutet nämlich nicht etwa, die Überlegung allein bringe künstlerische Werke hervor. Sondern: die Überlegung schließt die Eingebung keineswegs aus. Und zwischen beiden stellt sich eine innige Verbindung her. ‚Die künstlerische Einbildungskraft', sagt Ribot, ‚enthält den unbewußten Faktor'. ‚Am Kunstschaffen nehmen das Bewußte und das Unbewußte gleicherweise teil', lehrt Volkelt. Und gerade in der Zusammenarbeit beider Faktoren erblicken wir das vernunftgemäße künstlerische Verfahren. Denn auch das Unbewußte arbeitet zweckvoll. Und die Eingebung ist zwar die Frucht des Unbewußten, keineswegs aber von etwas, was wir bloß Zufälligkeit nennen dürften. Denn die bewußte künstlerische Arbeit spornt die Einbildungskraft an, setzt das unbewußte Element in Bewegung und veranlaßt es, zu schaffen: so daß also das Unbewußte dem Rufe des Bewußten folgt und dem von diesem gesteckten Ziele zustrebt. Diese Zusammenarbeit von Bewußtem und Unbewußtem beobachtet man sowohl bei den vorbereitenden Schritten des Schaffens als auch im ganzen Gestaltungsprozeß, wenngleich gewiß einige Etappen unmittelbarer als andere Erzeugnis der vorwiegenden Überlegung sind. ‚Die Tätigkeit der künstlerischen Phantasie', sagt Volkelt, ‚erklärt sich nur aus der Annahme, daß die Kenntnis, das Bewußte des Künstlers, sein Unbewußtes, welches darunter schlummert, seinen Zwecken nutzbar macht'. Mit der ihm eigenen Tiefe setzt Volkelt dann weiter auseinander, wie die Verknüpfung aller schöpferischen Akte nicht eine unmittelbar folgerichtige kausale Verkettung ist, sondern daß sie einfach bereits durch die lebhafte Vergegenwärtigung der Objekte selbst bestimmt wird. Mit zahlreichen Beispielen belegt er diese seine, einem kläglichen Intellektualismus so entgegengesetzte Behauptung, während er zugleich die Teilnahme des Gefühlslebens am Schaffungsprozeß zergliedert. Doch immer wieder hebt er die innere Folgerichtigkeit in allen Schaffensakten hervor und die Bedeutung des gebundenen Gedankens, aus dem wie aus einer Vorratskammer die augenscheinliche Logik jener Akte hervorquillt (die sogenannte künstlerische Wahrscheinlichkeit). Immerhin ergibt sich, daß das, was Frucht der Überlegung scheint, es dennoch nicht ist, sondern als eine solche der Erfahrung angesehen werden muß. Somit reift das Kunstwerk zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar als Ergebnis der Vernunft, wobei die Hilfsakte gar nicht berücksichtigt sind, an denen die Überlegung unmittelbar arbeitet."

Hellweg. III, 1. Dem Respekt vor dem Worte will Hanns Johst mit seinen Ausführungen „Deutsche Sprache" dienen:

„Ich sagte, wir hätten den Respekt vor dem Worte verloren. Und wir taten es, weil wir uns gewöhnten, anderen Menschen nach dem Maule zu reden, weil wir nicht in uns hinein hörten, sondern uns der Geräusche bedienten, die auf uns eindrangen. Ich erinnere dabei im Vorübergehen an eine modische Tendenz der Lyrik, die sich von klugen Agitatoren Großstadtlyrik taufen ließ und nichts anderes bedeutet, als eine Interpretation des mechanischen Lärms, der die Städte erfüllt und diesen bestenfalls um aktuelle Schlagwörter politischen Hasses erhöht. Eine neue Besinnlichkeit des Wesens wird auch eine neue Wesenhaftigkeit der Sinne, wird neue Sinne, wird eine neue allgemeinverständliche Sprache gebären.

Dieses Sprechenlernen stellt sich sozusagen als Geschäftsspesen für den jungen Commis voyageur dar. Die Situation war einmal ganz anders. Man wußte um die Sprache besser, tiefer Bescheid, als man sie sinnlicher zu erfassen wußte, als man sie aufgriff, wie wir heute uns gewöhnten in Museen und Sammlungen die Reste, die Versteinerungen, den unvergänglichen Ausdruck irgendeines versunkenen Volkes, einer ausgestorbenen Zeit auf uns wirken zu lassen. Wir sind des Gefühls dafür verlustig gegangen, daß es Sprachwerte gibt, die sinnlich und scharf umrissen wie die Plastiken der Antike vor uns stehen, wenn wir sie sprach-

sich in die Elemente ihrer Geburt wieder aufzulösen vermögen. Ich erinnere an die Renaissance als eine Epoche, die aus dem neuen Erwerb einer seelischen Sprache lebendigsten Besitz zu bilden vermochte. Denken Sie einmal, um ein anderes Beispiel aufzugreifen und um gleichzeitig auf den Wert des Wortes hinzuführen, an den Stil des Simplizius Simplizissimus, seine krause Derbheit, seine verwurzelte Stolprigkeit, seine zähe, massive und dennoch auch wiederum flatternde zerrissene Art und Weise, und Sie werden fühlen, daß so und nicht anders die Sprache des Dreißigjährigen Krieges erklingen mußte! Sie werden mir Recht geben, daß uns hier ein Denkmal überliefert wurde, dessen augenfällige Profilierung nicht weniger sinnfällig die Linie, das Wesen, die Körperhaftigkeit jener Zeit ausdrückt, als etwa eine Reiterpistole, oder ein Dachgiebel, der auf uns überkam. Im Gegenteil, Sie werden fühlen, daß diese Schrift, liest man sie laut, das Zimmer mit einem Rhythmus füllt, der wie eine seherische Apokalypse jene Abenteuer vergegenwärtigt."

Das neue Deutschland. XI, 1. Eine eigenartige, nicht ganz abzuweisende Beurteilung erfährt die Notlage des deutschen Schrifttums:

„Not des deutschen Schrifttums, furchtbare Not. Aber soll nun auch unser Mitgefühl der Not der deutschen Schriftsteller gelten? Gewisse Berufsverbände der freien Schriftsteller bringen immerfort Not des Schrifttums und Not der Schriftsteller durcheinander. Sicherlich, der freie Schriftsteller hört auf, aber ist das ein Unglück? Wir behaupten und haben das auch schon früher stets erklärt, daß der Beruf des freien Schriftstellers ein Unfug ist, ein peinliches Ergebnis kapitalistischer Anschauung, die das geistige Eigentum dem materiellen Eigentum gleichstellte. Anschauung des 19. Jahrhunderts, die wir immer noch mit uns herumschleppen. Frühere Jahrhunderte kannten das nicht, die Literatur aber befand sich sehr wohl dabei. Seitdem der Begriff des geistigen Eigentums erfunden wurde, kam die Literatur vor die Hunde. Wenn kein Unterschied mehr ist zwischen dem geistigen Produkt und dem Produkt des Schneiders oder Schusters, so betrachtet sich der Geistige nur noch als Händler mit literarischer Ware. Literatur als Ware, das war die neue Bezeichnung, auf die man sich ungeheuer viel zugute tat. So entstanden die Berufe des Schwankverfertigers, des Produzenten von Schauspielen, des Romanschreibers (zwischen hundert und tausend Bogen jährlich, alles nach der Elle!), des Mannes, der wissenschaftliche Forschungen in schmierige Scheidemünze oder schmutzige Papierlappen umprägte, des Essayisten mit anmutigem Geist und des Feuilletonisten mit hurtigem Witz usw. bis hin zu dem Mann, der Sonntagspredigten auf dem Wege der Zeitungskorrespondenz verschickt (für fromme Provinzblätter!). Ja, das nährte alles seinen Mann, zwar nicht übermäßig, aber man konnte dafür auch ruhig im warmen Zimmer am Schreibtisch hocken und brauchte nicht in die gefährlichen Gewässer des Lebens hinauszusegeln. Zehn Pfennig die Zeile im Frieden, doch wenig Spesen und vor allem wenig Aufregung.

Damit ist es nun vorbei, alle diese bürgerlichen Existenzen hat allmählich der Teufel geholt, und vielleicht beginnt nun wieder eine Zeit, da man in der Aufgeregtheit seines Herzens schreibt, da man schreibt, weil man sich ausströmen muß. Eine Merkwürdigkeit: alles ist heute viel stärker materialisiert als früher, alles ist kapitalisiert bis zum Exzeß, einzig die Schriftstellerei ist entmaterialisiert worden. Ihr nämlich sind alle materiellen Grundlagen fortgezogen, und so ist sie ganz und gar aufs Spirituelle verwiesen.

Auf der anderen Seite aber ist der Schriftsteller dadurch, daß er sich auf der Welt umsehen muß, um sich zu behaupten, ganz ins Leben gestellt, aus dem Leben heraus schöpft er, vom Mann des grünen Tisches ist er zum Lebendigen geworden. Mag sein, daß damit bei vielen die Schriftstellerei einrostet; das ist kein Schaden, denn nur bei denen wird das vorkommen, die keinen übermächtigen Drang zur Äußerung verspüren. Wenn man aber einwendet, daß die Sorgen des Alltags auf diese Art den Dichter oder Schriftsteller einfach überwältigen, so ist zu sagen, daß noch größere Sorgen als bei der freien Schriftstellerei überhaupt nicht denkbar sind."

Rheinischer Beobachter. 1922, 50. Einen lustigen Reisepaß für Heinrich Zerkaulen („Das poetische Quecksilber vom Rhein") entwirft Hans Steiger:

„Im Namen der Republik Pegasus! Reisepaß für Heinrich Zerkaulen, Apothekerlehrling, wohnhaft Battenberg im Westerwald, geboren Anno 1892 am zweiten Tage des Monats März zu Bonn a. Rh., von Statur groß, mäßig beleibt, Gesicht rund, Haare braun, Augen schwarz, Mund klein, Nase etwas aufgestülpt, sonst keine besonderen Merkmale. Eigenhändige Unterschrift: (es liest sich wie „Sauklaue") sozusagen unleserlich. Derselbige reist überall herum, am liebsten am Rhein und zum Mond, beruflich und unberuflich. Die Gültigkeit dieses Papiers erlischt am St. Nimmermehrstag. — Für den Präsidenten der Pegasusregierung Johann Wolfgang von Goethe; Eichendorff, Aktuarius mp.

Aus weiteren Schriftstücken geht hervor, daß Besagter bis zum 22. Lebensjahre Abführpillen drehte und verkaufte. Dann kam der Krieg und machte aus dem Medizinmann vom friedfertigen, weinliebenden Stamme der Bonnesen ein Muske-Tier. Zwei Jahre später rückte er, nachdem er irgendwo hinter Warschau seinen schönen Rheinstrom gegen die frechen Tungusen verteidigt hatte, entlaust, mit „Federkiel und Tintenklecks" in Düsseldorf ein und bezog unter dem Strich des „Düsseldorfer Tageblattes" eine Stellung, die zwar nicht mehr vom Trommelfeuer der 35-Zentimeter-Geschütze, aber dafür nicht weniger heftig vom Schreibmaschinengewehrfeuer der hinterländischen Hurradichter bedroht war. Noch im selben Jahre erfolgte die Umgruppierung seiner redaktionellen Front nach Essen, wo er das Feuilleton der „Essener Volkszeitung" bis zum Frühling 1920 erfolgreich gegen die Tankkolonnen des literarischen Kitsches verteidigte. Daneben betätigte er sich als Redakteur der Kunst- und Literaturzeitschrift „Gral", hielt Vorlesungen an der essener Volkshochschule, machte sich auch durch geistvolle Theaterkritiken bei dem zahlreichen „Leser von Gestern" unbequem und gab ein paar Jahre lang dem alten „Christlichen Familienkalender" ein jüngeres Gesicht. So, damit wären wir mit den Personalien zu Ende."

Deutsche Rundschau. XXXXIX, 4. Ein lebendiges Bild des „Dichters der Sierras", Joaquin Miller, entwirft Herman George Scheffauer:

„Joaquin Miller ist jetzt nicht mehr unter den Lebenden. Er war der letzte aus jener bedeutsamen Gruppe bodenständiger kalifornischer Schriftsteller, die sich als erste an der unendlichen Weite und Schönheit des Westens begeisterten, an den Wundern seiner blauen See, seiner Urwälder, die älter sind als die ägyptischen Pyramiden, an seinen unbegangenen Ketten schneebedeckter Berge, an allen seinen majestätischen Bildern, die wie in Szene gesetzt erscheinen für den abenteuerfreudigen Geist einer neuen Menschenrasse. Wir jüngeren Schriftsteller taten rücksichtslos überlegen in unserer Kritik seiner Dichtungen, im Grunde jedoch blieb uns der bejahrte Sänger die unumgängliche und authentische Stimme des westlichen Liedes, die lebende Verkörperung altkalifornischer Romantik, der Tage des Goldes und Glanzes, des Geistes von 49. Als einem Gesandten jener früheren Zeit hatte ihm London seine Türen geöffnet und hatten ihn englische Kritiker als den eben erstandenen Genius des äußersten Westens ausposaunt.

In der literarischen Welt Londons war wohl niemals eine romantischere und zwingendere Persönlichkeit aufgestrahlt als Joaquin Miller, Dichter und Goldgräber, Indianerkämpfer und Freibeuter. Bret Harte war es, der Miller den Weg zum Ruhm geebnet hatte. Die Erzählungen Hartes mit ihrem eigenartigen, faszinierenden Reiz hatten

die empfängliche, gespannte Stimmung geschaffen für das Auftreten des Barden. Und Miller, dem der Eifer für alles Dramatische und Malerische angeboren war, packte seine Gelegenheit mit voller Macht beim Schopf. Er war damals auf der Höhe männlicher Kraft und lyrischer Stärke, ein stürmischer Liederheld, der mit seinen leidenschaftlichen Rhythmen auf den Lippen wie ein Wunder aus dem Westen herangezogen war, ein Wesen rauher Art, aber wahrhaft dichterischen Feuers.

Wie der verkünstelte Oscar Wilde einer späteren Zeit, eroberte er sich London durch seine Dichtung und — seinen Anzug. Sein Haar hing in langen, losen Locken herab. Er trug rote Flanellhemden und Schlipse in schreienden Farben, einen großen, weichkrempigen Bergmannshut und Stulpenstiefel. Erst in späteren Jahren konnte er sich die Pracht und die Unbequemlichkeit seines jetzt berühmten Pelzmantels mit Goldklumpen statt Knöpfen leisten, seine hohen, wildledernen Stiefel, die mit goldenen Troddeln behangen waren, und seinen riesigen Diamantring, den ihm ein englischer Verehrer geschenkt hatte. Obgleich er frisch aus dem Goldland kam, war Miller zuerst völlig mittellos. Die Erklärung dafür mag vielleicht sein, daß er sich unterwegs eine Zeitlang in Neuyork aufgehalten hatte, der Stadt, die er selbst „groß" nennt, was den Bücherreichtum anbetrifft, den er dort fand, und ‚eine Riesenhöhle voll kleiner Diebe'.

Sein Zimmergenosse in Bloomsbury bei London war ein Landsmann aus Kalifornien, der später auch in Deutschland durch seine Schriften berühmt gewordene Prentice Mulford, der Begründer der jetzt in Amerika so weit verbreiteten Lehre des ‚Neuen Gedankens' (New Thought)."

Die Musik. XV, 4. Für Karl **Hagemanns** in neuer Auflage vorliegende „Kunst der Bühne" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) findet Guido **Bagier** die trefflich charakterisierenden Worte:

„Die Genesis des Werkes schließt bereits Anlage und Charakter in sich. Es liegt der seltene Fall vor, daß ein Praktiker die nötige Distanz zu seiner Bühne hat, um von ihr zu abstrahieren und allgemeine Grundsätze zu gewinnen. Niemals wäre dies gelungen, hätte nicht der junge Verfasser in kühner Unbedenklichkeit den theoretischen Grundstein gelegt: Nur jenem Zufall ist es zu danken, daß an diesen ersten unsinnlichen Keim die weiteren Kristalle frischen Lebens und blühender warmer Erkenntnis anschossen. So liegt ein Werk vor, dessen Verquickung von Spekulation und epischer Schilderung, überzeitlicher Folgerung und zeitlichster Kritik wahrhaft belebend und erquickend ist. In drei umfangreichen Abschnitten werden ‚Regie', ‚Opernregie', ‚Schauspielkunst und Schauspielkünstler' abgehandelt, zuletzt ein bedeutsames Kapitel ‚Das Deutsche Theater' angeschlossen. Der Stil Karl Hagemanns ist von jener mühelosen Selbstverständlichkeit, die wichtige Ergebnisse mitteilt ohne zu paradieren, die nur der Sache dienen möchte. Und in der Tat: dieser Sache der Bühnenkunst wird in umfassendster Weise klarer Weg geschaffen und letztes, höchstes Ziel gewiesen! In lückenloser, sachlicher, dabei stets anschaulicher Weise wird der Bestand der Technik aufgezeigt, werden die Funktionen des Direktors, Regisseurs, Dramaturgen umrissen, die verschiedenen Theatertypen nach Bau des Zuschauerraumes und der Bühne besprochen, werden sodann die Probleme der Inszenierung und der Regie im eigentlichen Sinne dargelegt. Hundertfach sind die eingestreuten praktischen Winke und Ratschläge, die nicht nur dem Kunstnovizen und Kunstfreunde, sondern manchem Manne von Erfahrung Neues bringen können."

„Die ‚deutsche Sappho' (Anna Luise Karsch), ihre Tochter und ihre Enkelin." Von M. von **Berlin** (Daheim LIX, 15/16).

„Über Goethe und die soziale Weisheit der Idee des Organischen." Von Heinrich **Rogge** (Die Tat XIV, 10).

„Faust und Buddha." Von Johannes Maria **Fischer** (Der Gral XVII, 4).

„Schiller." Von Hermann **Hefele** (Österreichische Rundschau XIX, 1).

„Der Narr der Liebe." Ein Gedenkblatt zum hundertsten Todestag des Dichters Zacharias Werner. Von Josef **Körner** (Preußische Jahrbücher CXCI, 1).

„Hölderlins späte Hymnen." Von Manfred **Schneider** (Deutscher Pfeiler II, 10).

„Eichendorffs ‚Dichter und ihre Gesellen'." Von Helene **Eichholz** (Der Wächter V, 12).

„Unveröffentlichte Briefe Karl Gottfried Nadlers an August Reichensperger." Von Ernst **Traumann** (Die Westmark 1922, Dez.-Heft).

„Wozzeck oder Woyzeck?" Von Eugen **Kilian** (Die Scene XII, 12).

„Ferdinand Gregorovius und Malvida von Meysenbug." Unveröffentlichte Briefe mitgeteilt von Berta **Schleicher** (Der Türmer XXV, 4).

„Kuno Fischers Kampf gegen die Reaktion (nach ungedruckten Akten, Briefen und Aufzeichnungen)." Von Kuno **Thiemann** (Deutsche Rundschau XLIX, 4).

„Diltheys gesammelte Schriften." Von Friedrich **Kunze** (Kunstwart XXXVI, 4).

„Von Roseggers Schaffen." Von Emil **Ertl** (Kunstwart XXXVI, 4).

„Die Beichte meiner Feder." Von Ferdinand von **Wahlberg** † (Wolgadeutsche Monatshefte II, 1/2).

„Rede zur Bruno-Arndt-Gedächtnisfeier." Von Rudolf **Fitzek** (Der Wächter V, 12).

„Das Paradies meiner Kindheit." III. Jugenderinnerungen von August **Sperl** (Westermanns Monatshefte LXVII, 5).

„Gerhart Hauptmann." Von Hans **Franck** (Baden-Badener Bühnenblatt II, 152).

„Gerhart Hauptmann in ‚Der Ketzer von Soana'." Von Wilhelm **Kunze** (Vivos voco III, 5/6).

„Antwort an den ‚Schweizer' in den ‚Hamburger Nachrichten'." Von Jakob **Boßhart** (Der Türmer XXV, 4).

„Jakob Schaffner." Von Carl Albrecht **Bernoulli** (Der Lesezirkel X, 4).

„Bertrams Nietzsche-Mythus." Von Walter **Muschg** (Der Lesezirkel X, 5).

„Eine Kritik und ihr Widerspiel (A. Ludwig, Hamlet-Erkenntnisse. L. E. XXV, 186). Von Karl A. **Kuhlmann** (Ditmarschen III, 6).

„Heinrich Lilienfein." Von Werner **Deetjen** (Westermanns Monatshefte LXVII, 5).

„Irrgarten Gottes [Josef Winckler]." Von Kurt **Offenburg** (Die Glocke VIII, 41).

„Kunst und Beruf." [Zu Ernst Lissauers ‚Von der Sendung des Dichters'.] Von Erich **Worbs** (Vivos voco III, 5/6).

„Drei religiöse Frauenromane. [Anna von Krane: ‚Mithrasschiff'; Juliane von Stockhausen: ‚Die Lichterstadt'; Ilse von Stach: ‚Weh dem, der keine Heimat hat'.]" Von Sigmund **Stang** S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 4).

„Hans Franck." Von Herbert **Saekel** (Hellweg III, 2).

„Fritz von Unruh. Stürme." Von Max **Herrmann-Neiße** (Die Aktion XIII, 1).

„Jakob Kneip." Von Hans **Benzmann** (Rheinischer Beobachter II, 3).

„Berthold Brecht." Von Stefan **Großmann** (Das Tagebuch III, 52).

* * *

„Zur Entstehungsgeschichte der griechischen Tragödie." Von Alfred **Winterstein** (Imago VIII, 4).

„Ibn Chaldun. Ein arabischer Kulturhistoriker des 14. Jahrhunderts." Von O. G. **Wesendonk** (Deutsche Rundschau XLIX, 4).

„Literarische Strömungen im gegenwärtigen England." Von Karl **Arns** (Der Gral XVII, 4).

„Das Ende Oscar Wildes." Von Frank **Harris** (Die Neue Rundschau XXXIV, 1).

„Zur Shakespeare-Frage." Von Karl Bleibtreu (Der Türmer XXV, 4).

„Das englische Drama. Von Shakespeare bis zur Gegenwart." Von Karl Arns (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„G. K. Chesterton." Von Carl Christian Bry (Hochland XX, 4).

„Zur Konversion Chestertons." Von —s. (Hochland XX, 4).

„Das amerikanische Drama." Von Karl Arns (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Katholische Erneuerung in der italienischen Literatur." Von Arrigo Levasti (Hochland XX, 4).

„Das italienische Drama." Von Ludwig Gorm (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Turgeneff und Theodor Storm." Von Gertrud Storm (Ostdeutsche Monatshefte III, 10).

„Das russische Drama." Von Arthur Luther (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Meisterwerke der russischen Bühne (A. Luther)." Von Robert Petsch (Baden-Badener Bühnenblatt II, 144/145).

„Alte finnische Lieder." Von Gustav Schmidt (Deutsche Rundschau XLIX, 4).

„Moderne Literatur in Japan." Von Albert Maybon (Die Wage IV, 2).

* * *

„Klassiker im modernen Bühnenbild." Von Otto Baumgard (Hellweg II, 52).

„Theater des Geistes." Von Bernhard Diebold (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Theaterkritik." Von Max Epstein (Die Glocke VIII, 42).

„Vom schweizerischen Drama." Von Walter Felix (Die Scene XII, 12).

„Bühnenmärchen und Märchenbühne." Von Karl von Felner (Ostdeutsche Monatshefte III, 10).

„Das christliche Drama der Gegenwart im deutschen Spielplan." Von Robert Grosche (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Das neue Sein und das Theater." Von V. C. Habicht (Baden-Badener Bühnenblatt III, 3).

„Glossen zum Thema: ‚Der Aufgabenkreis des Dramaturgen'." Von Paul Hankamer (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Der Theaterleiter und sein Spielplan." Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Über die Pantomime." Von Hugo von Hofmannsthal (Baden-Badener Bühnenblatt II, 146).

„Vom Fundament der Theaterkultur." Von Max Martersteig (Allg. Künstlerzeitung, Hamburg XII, 1).

„Zum Spielplan der Wanderbühne." Von Ernst Martin (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Von der Bühnendichtung des Expressionismus." Von Robert Petsch (Baden-Badener Bühnenblatt III, 4).

„Antikes Drama im modernen Spielplan." Von Karl Preisendanz (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Das katholische Drama IV." Von Joseph Sprengler (Hochland XX, 4).

„Das deutsche Drama auf der Bühne." Von Werner E. Thormann (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

„Zum Spielplan des Kulturtheaters." Von Werner E. Thormann (Der Spielplan des Kulturtheaters, Sammelband 1923).

* * *

„Das Erwachen der Romantik." Von Maximilian Abich (Ostdeutsche Monatshefte III, 10).

„Die dramatische Dichterin." Von Julius Bab (Saarbrücker Blätter I, 7).

„Von Salome bis Kundry." Von W. Berg (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 4).

„Erlebnis und Formung." Von Wilhelm Brepohl (Hellweg III, 3).

„Der Zeitroman." Von Hans Franck (Ostdeutsche Monatshefte III, 10).

„Neue Jugend und neue Kunst." Von Hans Haffenrichter (Vivos voco III, 5/6).

„Antwort auf die Bücherfrage." Von Moritz Heimann (Das Tagebuch III, 50).

„Mimus-Rummel." Von Hans Knudsen (Hellweg II, 52).

„Neues und Altes von der alten Romantik." Von Max Koch (Der Türmer XXV, 4).

„Lebende Meister der Novelle." Von Ernst Lemke (Hellweg II, 52).

„Der Heros und das Genie der Liebe." Von Peter Lippert S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 4).

„Charaktere der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts [5. Die Priesterin; 6. Die Kämpferin]." Von Hans Röhl (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVI, 8).

„Romantik." Von W. Schäfer (Die Rheinlande XXII, 3/4).

„Der Kulturkampf um das neue Urheberrecht." Von Julius Schmidhauser (Wissen und Leben XVI, 6).

„Die Wurzeln des geistigen Bolschewismus." Von Oscar A. H. Schmitz (Preußische Jahrbücher CXCI, 1).

„Bergmannsdichtung." Von Erich Sieburg (Hellweg III, 3).

„Der Niederrhein in der Wertherzeit." Von Heinz Stolz (Rheinischer Beobachter II, 1/2).

„Der Verfall der deutschen Presse." Von Thomas Wehrlin (Das Tagebuch IV, 1).

„Von der Not der Kunst." Von Karl Wilker (Vivos voco III, 5/6).

Echo des Auslands

Englischer Brief

I. Neueste Prosa

Den neuesten Roman von D. H. Lawrence (vgl. L. E., XXV, 581) „Aaron's Rod" (Secker, 8 Schilling), der wie alle Werke dieses Autors die hiesige Kritik vielfach beschäftigt hat, legt man doch etwas unsicher aus der Hand. Zwar befremdet Lawrence nicht mehr durch jene pathologische Überspanntheit, welche die Wollust als Qual empfindet, und die Qual zu einer grausamen Wollust steigert, denn seit er „Women in Love" geschrieben hat, ist er zu einer ruhigeren, reiferen Gemütsverfassung gelangt. Aber vom Kampf der Geschlechter ist er keineswegs losgekommen. In „Aaron's Rod" handelt es sich hauptsächlich um die Auflehnung des Mannes gegen die Herrschaft des Weibes. Der Mann will sein innerstes Wesen nicht preisgeben, es bleiben in ihm Geheimnisse, die er stets ängstlich hütet. Und der Mann, der Held des Romans, Aaron Sisson, Angestellter in einem nordenglischen Bergwerk, verläßt Weib und Kinder, und treibt sich als Flötenspieler in der londoner Bohème herum. Schließlich begibt er sich nach Italien, wo ein erotisches Erlebnis, das übrigens mit seltsam verhaltener Leidenschaft geschildert wird, ihn von neuem enttäuscht und ernüchtert. Hier bricht der Roman ab. Manches darin ist dunkel und befremdend. Man wird z. B. aus der verworrenen Symbolik des Titels — Aarons Stab ist nämlich seine Flöte, die zerbrochen wird — nicht recht klug. Aber dazwischen sprühende Gespräche, eine Fülle von unvergeßlichen Gestalten, italienische Menschen und Begebenheiten, die Lawrences hervorragende Eigenschaften als Erzähler dartun.

In „Against the Red Sky" (C. W. Daniel Ltd., 7 Schilling) hat der junge Schriftsteller H. R. Barbor das gleiche Thema aufgegriffen, das schon früher von J. D. Beresford

in „Revolution“ behandelt wurde. Es sei aber gleich bemerkt, daß Barbors Arbeit mehrere Monate vor dem Erscheinen von Beresfords Roman entstanden ist, so daß von Beresfords Einfluß auf Barbor nicht die Rede sein kann. Barbor ist tatsächlich seine eigenen Wege gegangen, und zweifellos hat er etwas Besseres als Beresfords papierne „Revolution“ geschaffen. Der Titel „Am roten Himmel“ ist bezeichnend für Barbors jugendlichen Hang nach grellen Effekten, aber obwohl sein Roman einige der Schönheitsfehler aufweist, wie sie Jugendwerken anzuhaften pflegen, hat er auch jugendliche Kraft, jugendlichen Schwung, jugendliche Warmherzigkeit. In diesem Roman werden die Volksmassen vom Joch eines selbstsüchtigen Politikers erlöst, und bewegte Szenen, hinreißende Episoden, abenteuerliche Zwischenspiele begleiten diese Handlung. Seine Charaktere, die in einigen Fällen leicht erkennbare Berühmtheiten des öffentlichen Lebens oder auch der londoner Bohème sind, hat Barbor vorzüglich gezeichnet. Nur sein Held, ein typischer, in allen Sätteln gerechter Romanheld, mit Eigenschaften, die ans Übermenschliche grenzen, verrät den Anfänger. Sonst schreibt Barbor mit vollkommener Beherrschung seines Stoffes.

G. K. Chesterton ist in Deutschland kein Fremder mehr, und über seine jüngste Novellensammlung „The man who knew too much“ (Cassell, 7 Schilling 6 Pence) genügt es deshalb zu sagen, daß sie eine typische Chestertonsche Arbeit ist. Diese Detektivgeschichten sind wiederum ein Beweis dafür, daß Chesterton über unheimliche Phantasie, poetische Stimmungskraft und überraschende Einfälle verfügt. In diesen Erzählungen weht eine sonderbare Traumatmosphäre, die zu ihrem prosaischen Inhalt einen auffallenden und wirksamen Gegensatz bildet. Und hinter diesem Gemisch von sensationellem Handeln und visionärem Denken läßt sich deutlich Chestertons eigene Stimme vernehmen, die sich für soziale Gerechtigkeit und politische Unbestechlichkeit eifrig einsetzt.

Das Interesse, das der Anthologie „Georgian Poetry“ in immer höherem Maße entgegengebracht wird, hat eine ähnliche Sammlung auf dem Gebiet der erzählenden Prosa („Georgian Stories 1922“, Chapman & Hall, 7 Schilling 6 Pence) ins Leben gerufen. Der anonyme Herausgeber hat seine Auswahl recht unkritisch getroffen. Neben ganz belanglosen Sachen findet man Arbeiten, die ohne weiteres als Kunstwerke bezeichnet werden können. Zu diesen gehören insbesondere die Novellen „Film“ von Catherine Mansfield[1]) und „Regen“ von W. Somerset Maugham. Sie sind aber Nachdrucke aus Novellenbänden („Bliss“ bzw. „The Trembling of a Leaf“), die an dieser Stelle bereits besprochen worden sind. Die übrigen zwanzig Beiträge sind, wie oben angedeutet, sehr ungleichwertig. Einige der besten, wie z. B. „Der Verbrecher“ von J. D. Beresford und „Der Wagen“ von Violet Hunt, zeigen eine merkwürdige Vorliebe für das Phantastische oder Grauenvolle. Auch das Motiv des Wahnsinns wird mehrfach behandelt („Der Schatten im Rosengarten“ von D. H. Lawrence, „Jo“ von Oliver Onions und „Der Bambino“ von May Sinclair). Für eine zweite Sammlung, die in Aussicht gestellt wird, sollte die erste beim Lesepublikum Anklang finden, wäre ein strengerer literarischer Maßstab sehr zu empfehlen. Es ist kaum anzunehmen, daß besseres Material nicht vorhanden sei.

Aber vielleicht ist gerade diese Ungleichwertigkeit, die in „Georgian Stories“ so störend wirkt, doch bezeichnend für den jetzigen Stand der englischen erzählenden Prosa. Die Sachlage könnte man etwa in dem scheinbaren Paradoxon zusammenfassen, daß es gegenwärtig in England — wenigstens was den Roman und die Novelle betrifft — gute Schriftsteller aber schlechte Bücher gebe. Erwähnt sei in dieser Beziehung zunächst W. L. George. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er ein guter Schriftsteller ist, und es ist leider ebenso sicher, daß er herzlich schlechte Bücher geschrieben hat. Seine Vorliebe für heikle Situationen, die wiederum auf sein Streben nach einem großen Leserkreis zurückzuführen ist, bringt es mit sich, daß er oft die ärgsten Geschmacklosigkeiten begeht. Aber trotzdem vermag er, einen Charakter so vorzüglich zu zeichnen, ein menschliches Schicksal so unbeirrt darzustellen, daß es ungerecht wäre, ihm jede Anerkennung vorenthalten zu wollen. Sein unlängst erschienener Roman „The Stiff Lip“ (Chapman & Hall, 7 Schilling 6 Pence), ist ein Musterbeispiel für Georges gute und schlechte Eigenschaften. Eine ältere Frau wird von ihrem jüngeren Liebhaber verlassen, weil er eine andere heiraten will. Der verbummelte Gatte der Verlassenen, den sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, kehrt zu ihr zurück, weil seine jüngere Geliebte einen anderen Liebhaber gefunden hat. Diese an und für sich unerquickliche Fabel aber hat George zu einem dramatischen Konflikt gesteigert, wie ihn ein minderwertiger Schriftsteller nicht hätte gestalten können. Besonders ergreifend ist ein Kapitel, in dem die ganze Tragik eines alternden Lebemannes geschildert wird.

Der Zwiespalt, den man bei W. L. George findet, tritt bei Arnold Bennett noch auffallender in Erscheinung. Auf der einen Seite hat literarische Bildung, gepaart mit ganz ungewöhnlichem Talent, ein unbestrittenes Meisterwerk wie „Die Altweibermär“ hervorgebracht. Auf der anderen Seite fast alle Merkmale des Vielschreibers, dem es an künstlerischem Gewissen völlig gebricht. In seinem letzten Roman „Lilian“ (Cassell, 6 Schilling) lernt man diese beiden Seiten, namentlich aber die unangenehme, kennen. Hier, wie bei W. L. George, macht sich eine üble Erotik breit. Ein Tippfräulein geht mit einem Herrn von fünfzig Jahren, von dem sie in die Liebe eingeweiht wird, nach der Riviera durch, wird Mutter und Frau vor dem Tod ihres Beschützers, und bleibt siegreich als wohlhabende junge Witwe zurück. Aber auch in diesen hastig zusammengezimmerten Episoden bewährt sich Bennetts bedeutende Erzählungskunst. Hauptsächlich wegen seiner Tendenz, die aller landläufigen Moral hartnäckig zuwiderläuft, wurde das Buch sehr zurückhaltend aufgenommen.

Mit ungetrübterer Freude liest man „Command“ von William McFee (Secker, 7 Schilling 6 Pence). McFee ist oft ungerechterweise als bloßer Jünger Joseph Conrads bezeichnet worden, und vielleicht hat er aus diesem Grund nicht die Anerkennung gefunden, die er verdient. In „Command“, wie übrigens auch in seinen früheren Romanen, „Casuals of the Sea“ und „Captain Macedoines Daughter“, bekundet er eine tiefe Vertrautheit mit dem Matrosenleben, das er auf spannende und zugleich künstlerische Weise zu beschreiben versteht. Den Inhalt von „Command“ bilden die bunten Schicksale eines ungeschlachten englischen Steuermanns in den levantischen Häfen während des Kriegs. Hinreißend sind die bizarren Gestalten — jede einzelne ein sorgfältig gezeichnetes Porträt — die hier in bewegtem Durcheinander auftreten. Die abenteuerlichen und tragischen Ereignisse einer fieberhaften Zeit, der exotische Zauber der halbasiatischen Städte und Menschen, das wechselvolle Farbenspiel des östlichen Mittelmeers, in dessen Tiefen, besonders bei Nacht und Nebel, der Tod unablässig lauert — das alles hat McFee mit wahrer Meisterschaft wiedergegeben.

Eine witzige Kleinigkeit, die alle dickleibigen und geistlosen Leihbibliotheksromane aufwiegt, ist Rose Macaulays „Mystery in Geneva“ (Collins, 7 Schilling 6 Pence). Die lächelnde Bosheit, mit der Rose Macaulay in ihren Erzählungen „Potterism“ und „What Not“, die englische Gegenwart betrachtet, bewährt sich auch in dieser köstlichen Satire auf die Machenschaften der internationalen Politik. Die geheimnisvollen Geschehnisse, um die es sich hier handelt, spielen sich während eines Völkerbundkongresses ab. Im Laufe der Verhandlungen verschwinden die Hauptdelegierten, zuerst einzeln, dann scharenweise. Warum sie also entführt wurden, und wie man sie endlich entdeckt, setzt die Autorin mit einer feinen Ironie auseinander, die an Anatole Frances schönste Kapitel erinnert.

Auf der Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit hat Arthur Machens „Far-Off Things“ (Secker, 7 Schilling

[1]) Diese begabte Schriftstellerin ist nach längerem Leiden Anfang 1923 in Frankreich gestorben. (Vgl. L. E. XXV, 665.)

Pence). Arthur Machen, der sein recht ansehnliches Talent u sehr im aufreibenden Dienst der londoner Zeitungen ergeudet hat, kennt man vornehmlich als Verfasser von Schauergeschichten — angeführt sei besonders der Novellenyklus „The Great God Pan" — wie sie Hanns Heinz Ewers icht hätte grausiger erfinden können. In „Far-Off Things" ber berichtet Machen von der Romantik seiner fernen keltischen Heimat und von seinen ersten Erlebnissen als brotloser iterat in London. Als Memoirenwerk läßt es sich mit en umfangreicheren Schriften George Moores vergleichen. Die Sprache fließt einschmeichelnd dahin, mit einem nelancholischen Rhythmus, der dem mystisch-elegischen Inalt durchaus angepaßt ist. Hoffentlich wird Machen diese ulturell und literarisch wichtigen Erinnerungen fortsetzen.

Zweierlei Nachteile lasten auf der zeitgenössischen englischen Kritik. Die Kritiker sind entweder bloße Parteigänger, die alles außerhalb ihres Klüngels einfach todschweigen; oder sie sind wohl bereit das Urteil anderer zu bestätigen, finden aber nicht den Mut, für unbekannte Talente einzutreten. Eine Ausnahme bildet Edward Garnett, der unter dem angenehmen Titel „Friday Nights" (J. Cape, 7 Schilling 6 Pence) eine Sammlung seiner kritischen Aufsätze, die Frucht langjähriger Lektüre, kürzlich veröffentlicht hat. Garnett ist kein glänzender Stilist, aber er hat immer ehrlich und gewissenhaft getrachtet, das zu befördern, was ihm in der Literatur wertvoll schien. Namentlich als Fürsprecher der russischen Autoren hat er bahnbrechend gewirkt, und es ist ihm tatsächlich gelungen, unter den englischen Lesern das erforderliche Interesse zu erwecken. Sein Verdienst ist es in sehr hohem Maße, daß die Engländer, die fremden Literaturen gegenüber sich etwas ablehnend zu verhalten geneigt sind, jetzt vollständige und weit verbreitete Ausgaben von Dostojewski, Turgenjew und Tschechow besitzen — alles in der tüchtigen Übersetzung, die Garnetts Frau mit einem ungeheuren Aufwand von Fleiß besorgt hat. Schließlich sei mit allem Nachdruck festgestellt und gewürdigt, daß Garnett schon 1899 Nietzsches Werke mit Begeisterung aufgenommen hat, wie man jetzt in „Friday Nights" nachlesen kann. Nur sehr wenige von den englischen Kritikern der Gegenwart wären imstande, ein heimisches oder ausländisches Genie energisch zu begrüßen, und Garnetts bewundernswerte Eigenschaften sind deshalb um so höher zu schätzen.

London P. Selver

Russischer Brief

Die neue russische Wirtschaftspolitik hat auch die russische Literatur neu belebt. Man braucht bloß den bibliographischen Teil der vortrefflich redigierten berliner Zeitschrift „Nowaja Russkaja Kniga" („Das neue russische Buch") zu mustern, und man wird in jeder Nummer Anzeigen neuer Verlagsfirmen, Ankündigungen neuer Bücher finden, die an Zahl zwar noch nicht die Menge der Vorkriegsproduktion erreicht haben, sich ihr aber langsam nähern und auch inhaltlich eine große Mannigfaltigkeit aufweisen.

Allerdings hat die Medaille auch ihre Kehrseite, auf die ein sehr instruktiver Aufsatz in der petersburger Zeitschrift „Literaturnyja Sapiski" („Literarische Annalen") hinweist. Die meisten neuen Bücher sind von sehr geringem Umfang — eine Folge der immer noch bestehenden Papiernot und der teuren Herstellungskosten. Die meisten Bücher werden ferner in sehr kleinen Auflagen gedruckt — das zum Teil aus dem Grunde, weil bei den ungeheuren Transportschwierigkeiten die Mehrzahl der Bücher am Ort ihres Erscheinens abgesetzt werden müssen; mit einer Verbreitung ihrer Bücher durch ganz Rußland, wie früher, rechnen die Verleger kaum noch. Da nun zu alledem auch die Bücherpreise sehr hoch sind, hoch sein müssen, so erweist es sich für den Verleger — ganz wie anderswo auch — immer noch als das Vorteilhafteste, seine Produktion dem Geschmack der Leute anzupassen, die die Bücher bezahlen können, und so sehen wir die merkwürdige und doch wieder begreifliche Tatsache, daß auf dem Büchermarkt des hungernden und notleidenden Rußland heute der Luxusdruck vorherrscht; das Buch ist zum kostbaren Spielzeug geworden; was fehlt, sind Verleger, die genügend Mittel und Kredit besitzen um eine Massenproduktion und Massenverbreitung von Büchern zu schaffen — und doch kann nur unter dieser Bedingung, heißt es in der erwähnten Zeitschrift ganz richtig, die Literatur aus dem ästhetischen Treibhaus, in dem sie jetzt erstickt, ins Freie geführt werden, kann der Rückfall ins Analphabetentum, der großen Kreisen demokratischer Leser jetzt droht, verhütet werden.

Die Physiognomie der jüngsten nachrevolutionären russischen Literatur zu bestimmen, ist sehr schwierig, ja wohl kaum möglich. Noch nie hat auf dem russischen Parnaß ein so wüstes Durcheinander geherrscht, wie heute in den Tagen der bolschewistischen Gleichmacherei. Daß die sogenannten „Futuristen", die bei Ausbruch der Revolution glaubten, ihre Zeit wäre nun gekommen, völlig abgewirtschaftet zu haben scheinen, wurde hier schon früher hervorgehoben. Auch die Erwartungen, die man der neuen „proletarischen" Dichtung entgegenbrachte, sind enttäuscht worden. Die Proletkulte und ähnlichen Institutionen, von denen in den ersten Revolutionsmonaten so viel geredet wurde, sind nach und nach eines natürlichen Todes gestorben; ihr Ergebnis war nur das Aufkommen einer Reihe mehr oder weniger begabter Dichter aus Arbeiterkreisen, die aber keine neue Kunst schufen, sondern sich oft überraschend schnell die Formen der alten Kunst anzueignen gewußt haben; und gerade diejenigen, die am meisten von der Literatur des Proletariats, von der schwieligen Arbeiterfaust und dem Haß gegen die Bourgeoisie sangen, erwiesen sich als die altmodischsten und weckten nur Erinnerungen an die Gesinnungspoesie der sechziger Jahre.

Daß sich in Rußland immer offenkundiger ein Zusammenschluß aller Geistigen über alle politischen Gegensätze, alles Parteigezänk hinweg anbahnt, zeigt unter anderem auch die in Petersburg entstandene Gemeinschaft junger Dichter, die sich nach berühmtem Muster „Serapionsbrüder" nennt und der eine ganze Reihe bedeutender junger Talente angehört. Diese jungen Dichter erklären, an das Kunstwerk nur eine Forderung zu stellen: es muß organisch, muß wahr sein, muß sein eigenes Leben leben. Nach dem politischen Glaubensbekenntnis wird nicht gefragt. „Jeder von uns hat seine Ideologie, hat seine politischen Überzeugungen, jeder streicht seine Hütte mit seiner eigenen Farbe an. So ist es im Leben. Und so ist es auch in unseren Erzählungen, Romanen, Dramen. Wir alle zusammen aber, unsere Brüderschaft verlangt nur das eine: daß die Stimme nicht falsch klinge. Daß wir an die Realität des Werkes glauben, gleichviel von welcher Farbe es sei. Heute, da fanatische Politiker und kurzsichtige Kritiker von rechts und links Hader unter uns zu säen trachten, unsere abweichenden Ideologien hervorheben und schreien: ‚Gehe ein jeder zu seiner Partei!' — antworten wir ihnen nicht. Denn ein Bruder kann zum lieben Gott beten und der andere zum Teufel, und sie bleiben dennoch Brüder. Und niemand in der Welt kann die Blutsgemeinschaft leiblicher Brüder zerreißen. Wir sind nicht ‚Genossen', wir sind Brüder!"

Die „Serapionsbrüder" (Lew Lunz, Nikolaj Tichonow, Konstantin Fedin, Wsewolod Iwanow u. a.) versuchen sich auf allen Gebieten der Dichtung; Lyrik und Novelle herrschen vor; trotz der energisch betonten Programmlosigkeit weist das Schaffen der einzelnen „Brüder", wenn man sie nebeneinanderstellt, doch gemeinsame Züge auf. Ihr Bund ist nicht umsonst im Zeichen E. T. A. Hoffmanns geschlossen. Hoffmann und Gogol sind ihre eigentlichen Götter, eine Verquickung von Romantik und Realismus die Signatur ihrer Kunst.

Von neueren russischen erzählenden Dichtungen, die sich mit den Problemen der Revolution auseinandersetzen oder nur die Bilder der tollen Jahre festhalten wollen, seien einige genannt: „Das nackte Jahr" von Boris Pilnjak, einem der stärksten jüngeren Talente, — expressionistische Momentbilder von oft ganz ungeheurer Anschaulichkeit; ein Schwelgen in Hyperbeln, das an Gogol erinnert; „Hunger", ein Roman in Tagebuchform von S. Ssemenow, einem Arbeiterdichter, — eine rein naturalistische Schilderung des

Alltagslebens im Hause eines Sowjetbeamten, Wirkung des Hungers auf die Seele des Menschen, voll grauenhafter Einzelheiten und tiefer psychologischer Offenbarungen; „Nächte und Tage“ von Wladimir Lidin, ein Roman in Novellen, vom Dichter selbst „Epopöe“ genannt; jeder Abschnitt ein Bild aus der Leidensgeschichte Rußlands vom Weltkrieg bis zu den Hungerjahren, mit epischer Anschaulichkeit und epischer Objektivität dargestellt.

Einer der interessantesten neuen russischen Romane ist der von Ilja Ehrenburg „Außerordentliche Abenteuer des Julio Jurenito und seiner Jünger: Monsieur Delay, Karl Schmidt, Mister Cool, Alexej Tischin, Ercole Bambucci, Ilja Ehrenburg und des Negers Aischa.“ Hier wird nichts geringeres versucht, als ein satirisches Bild der ganzen modernen Welt zu entwerfen. Der Mexikaner Jurenito reist mit seinen im Titel aufgezählten Freunden, von denen jeder seine Nation repräsentiert (der Verfasser des Romans selbst erscheint als Vertreter des Judentums), durch die Welt mit „provokatorischen“ Absichten: er will die moderne Gesellschaft zu völliger Auflösung bringen, indem er ihre „Kultur“ ad absurdum führt. Das wird mit sehr viel Geist und Witz geschildert, Weltkrieg und Revolution erscheinen als notwendige Folgen des Wirkens des „großen Provokateurs“; einzelne Kapitel, wie der Besuch beim Papst oder im Haager Friedenspalast, sind glänzend in ihrer scharfen Beobachtungsgabe und ihrem geradezu tödlichen Sarkasmus; die Grundstimmung aber ist ein völlig aussichtsloser Skeptizismus ohne jeden Glauben an die Zukunft, ohne alle „Ideale“, über die Ehrenburg nicht viel anders zu denken scheint als Ibsens Ulrik Brendel.

Von neuen Werken älterer Dichter sei die Gedichtsammlung von Fedor Sologub „Die Zauberschale“ erwähnt. Wenn die letzten Romane Sologubs den Eindruck weckten, als bewege sich der Dichter immer tiefer auf absteigender Linie, möchte man angesichts dieser lyrischen Sammlung fast von einer neuen Jugend Sologubs reden: so frisch und echt, so innig und zart sind diese Gedichte.

Andrej Belyj, der jetzt in Berlin lebt, hat ein sehr hübsches idyllisch-romantisches Epos, „Das erste Stelldichein“, veröffentlicht, das vor allem sprachlich von hohem Reiz ist. Seine Studien über Sprache und Rhythmus hat der Dichter kürzlich in einem Buch „Glossolalie“ zusammengefaßt, das viel eigenartige Gedanken und feine Beobachtungen enthält, sich aber ebenso oft in mystische Spekulationen vertieft und Zusammenhänge zwischen Laut und Sinn aufzudecken bemüht ist, bei denen man nur den Kopf schütteln kann. Belyj steht neuerdings stark im Banne der Ideen Rudolf Steiners; davon zeugt auch die von ihm neu gegründete und von ihm fast allein geschriebene, in Berlin erscheinende Monatsschrift „Epopöe“. Das erste Heft wird eröffnet mit einem Aufsatz Belyjs, der auf zehn Seiten eine Skizze der Philosophie der Weltgeschichte zu geben sucht und sich zum großen Teil in sehr kühnen und seltsamen Prophezeiungen ergeht. Der Sinn der Erschütterungen, in denen wir heute leben, soll sich erst in den dreißiger Jahren offenbaren; bis 1933 kann man keine Schlüsse ziehen, sondern nur beobachten. Sehr interessant und aufschlußreich sind die in demselben Heft abgedruckten Erinnerungen Belyjs an Alexander Block.

Graf Alexei Tolstoi hat eine ganz entzückende Kindergeschichte veröffentlicht: „Die Kindheit des Nikita Rostschin. Eine Geschichte von vielen schönen Dingen.“ Nichts von Weltkrieg und Revolution, sondern ein ländliches Idyll aus Zeiten, die heute längst vergangen scheinen und doch gar nicht so weit zurückliegen: wie der kleine Nikita auf dem elterlichen Gute aufwächst, von einer liebenden Mutter betreut, wie er sich mit den Bauernburschen prügelt, wie er reiten lernt, wie er Verse zu machen versucht, wie er zum erstenmal die Liebe kennen lernt usw. Sehr hübsch ist auch Tolstois neue Komödie „Das goldene Buch der Liebe“ — ein Idyll aus dem 18. Jahrhundert, in ungemein zarten Farben gehalten und von unbeschreiblicher Grazie. Beide Dichtungen sollen demnächst auch in deutscher Übersetzung erscheinen.

Maxim Gorki hat im September sein dreißigjähriges Schriftstellerjubiläum feiern können. Aus diesem Anlaß schreibt Andrej Belyj in der „Nowaja Russkaja Kniga“ über Gorkis Rolle im Weltkrieg und in der Revolution. „Wir vernahmen die gewaltige Stimme Gorkis, der uns über den Krieg unvergeßliche, für viele bittere Wahrheiten sagte; und wieder schlossen wir uns zusammen oder trennten uns für oder gegen Gorki, denn seine Stimme, die vom Kriege redete, ward zur Stimme der gewaltig erschütterten Menschheit. Und später in den Jahren der blutigen Verwirrung, in den Tagen, da die russischen Kulturwerte in Flammen aufgingen, da wir mit unseren Revolutionen nichts retten konnten, tauchte wieder die gleiche Gestalt Gorkis vor uns auf, die in Hast aus dem Feuer riß, was von Kulturgütern noch zu retten war. Vielleicht beleidigten viele Gesten dieser Gestalt unser Auge, aber vergessen wir nicht: ein Mensch, der in das brennende Haus stürzt, um Leben und Werte zu retten, handelt in fliegender Hast; er überlegt nicht, er stellt keine Plattformen und Resolutionen auf; diese Gestalt Gorkis, der die Kultur schützt, oft tölpelhaft und ungeschickt — ist doch wieder die große Geste eines großen Menschen; und diese Geste hat sich für immer unserer Seele eingeprägt.“

Arthur Luther

Ukrainischer Brief

Es ist schon lange her, daß die letzte Veröffentlichung eines ukrainischen Briefes in diesem Blatte erschienen ist. Seit dieser Zeit ist auch der Name „Ukraina“, die Benennung „ukrainisch“, viel landläufiger geworden, und es gibt beinahe keinen Gebildeten, der mit der ukrainischen Frage, als einem wichtigen europäischen Problem, nicht in Berührung gekommen wäre.

Der grausame Weltkrieg mit allen seinen Nachwehen, der Zusammenbruch Österreich-Ungarns und die Entstehung neuer Sukzessivstaaten, das Toben im Innern des ehemaligen russischen Kolosses haben ganz Ukraina in ihr wildes Treiben hineingezogen. Nicht ein Stückchen der ukrainischen Lande blieb von diesen Ereignissen verschont. Der langersehnte Zusammenschluß aller ukrainischen Fluren ist wie ein Traum zerronnen, und Ukraina bildet nur in den Herzen der Ukrainer ein Ganzes; das vegetative Leben aber spielt sich in den Grenzen anderer Staaten ab. Eigentliche Ukraina, geschmälert um Wolhynien, Chelmer Gouvernement, Podlachien und Beßarabien ist der Form nach selbständig, in Wirklichkeit aber im engsten Anschluß an die russische Sowjetrepublik. Der nördliche Teil der Bukowina samt Beßarabien als ein Teil von Rumänien; die sogenannte Pidkarpatske Rus (Nordungarn) ist von den Ententemächten der Tschechoslowakei in Verwaltung übergeben. Ostgalizien, dessen staatsrechtliche Lage bis zum heutigen Tage nicht entschieden ist, befindet sich unter der Okkupation der polnischen Republik. Dasselbe Los erleiden Wolhynien, Podlachien und das Chelmer Gouvernement.

Ukraina — eine Weltbühne der Kriegsereignisse — zerstückelt, ausgeplündert, reich an massenhaften Menschenopfern, führt ein Märtyrerdasein mit allen Folgen und Nebenerscheinungen eines solchen Daseins. Dennoch lebt im Volke ein reger Gedanke an die ihm gebührende Selbständigkeit zufolge der in alle Welt von den heutigen Siegern ausposaunten Selbstbestimmung der Völker. Nicht träumerisch versunken in diesen Gedanken, im vollen Vertrauen auf eigene Kräfte und Leistungen, beginnt trotz der schmählichen jetzigen Lage ein reges Leben in allen Richtungen aufzublühen. Einen Teil dieses Lebens will ich hier darstellen.

Von den führenden Persönlichkeiten hat Ukraina viele während des Krieges verloren, unter denen Iwan Franko, der geniale Dichter und Gelehrte, an erster Stelle zu erwähnen ist. Außerdem müssen wir hierorts als schwere Verluste im ukrainischen Kulturleben folgende Persönlichkeiten anführen: Lesj Martowytsch, Mychajlo Pawlyk, Natalja Kobrynska, Hryć Tschuprynka, Dmytro Marko-

wytsch, Iwan Netschuj Lewickij, Kastschenko, Orest Lewickij, Panas Myrnyj, alle Romanschriftsteller und Dichter, Professor Petrow, Sumzow, Ökonomist Tuhan-Baranowskyj, Iwan Kamanin, Wolodymyr Kobylanskyj, Graphiker Narbut und Maler Muraschko. Von den Zurückgebliebenen ist ein Teil ausgewandert, der andere an Ort und Stelle in der eigenen Heimat tätig. Was das literarische Leben anlangt, sind wir Zeugen einer regen Tätigkeit der in der Auswanderung sich befindenden Schriftsteller und Verleger. Die in Kiew gegründeten Verlage, nach Deutschland und Deutsch-Österreich übersiedelt, setzen die begonnene Tätigkeit fort, indem sie entweder die gesammelten Schriften der ukrainischen Klassiker herausgeben oder Neuerscheinungen veröffentlichen. Die Neuauflage der Klassiker war um so wichtiger, als alle früheren Ausgaben gänzlich vergriffen waren und das Entstehen einer geistigen Torrizellileere drohte. „Ukrainska Nakladnja" (Ukrainischer Verlag) in Leipzig schenkte uns eine vollständige Ausgabe von Schewtschenko in fünf und drei Bänden mit Erläuterungen von Bohdan Lepkij, Übersetzungen von Meyrink, France, Kellermann u. a., dann als eine Neuigkeit in der ukrainischen Literatur die Ausgabe von Kriminalromanen in Übersetzungen. Der kiewer Verlag „Dzwin" veröffentlichte elf Bände von gesammelten Schriften von Wolodymyr Wynnytschenko. Seine Dramen und Lustspiele werden demnächst als Band XII—XV der gesammelten Ausgabe erscheinen. Die Verlage „Wernyhora" und „Tschas" haben große Verdienste um die Jugendliteratur. Eine Nachahmung von Defoës „Robinson Crusoe" finden wir im Roman von Fediw-Slotopolec „Syn Ukrainy" (Sohn der Ukraine), der in sehr gelungener und geschmackvoller Ausgabe vorliegt. Während diesem Roman in literarischer Hinsicht größere Bedeutung nicht beizumessen ist, ist der andere Jugendroman von Koroliw-Staryj, „Tschmelyk", als vorzügliche Lektüre für reifere Jugend zu empfehlen. Andere Verleger bemühen sich um Beschaffung von Schulbüchern und wissenschaftlichen Werken. Noch sind zu erwähnen „Das Ukrainische soziologische Institut" unter Leitung von Professor Michael Hruschewskyj, Aktiengesellschaft „Ukrainske Slowo" in Berlin, und der neugegründete Verlag „Rataj" dortselbst. Im ersten werden wissenschaftliche Werke nicht nur in ukrainischer, sondern auch in anderen Sprachen, in letzterem außer den literarischen Neuerscheinungen ganz gelungene politische Bücher veröffentlicht.

Unter den Neuerscheinungen auf fremdem Boden ist eine Skizze von Osyp Turjanskyj „Posa mezamy bolju" (Jenseits von Leid und Schmerz) hervorzuheben. Man kann dieses Werk als eine der schönsten Erscheinungen der Kriegsliteratur bezeichnen.

Was die literarische Bewegung in den eigentlichen ukrainischen Ländern anlangt, so kann nur von der Bewegung in Groß-Ukraina und in Ostgalizien gesprochen werden. Pidkarpatska Rus tut die ersten Schritte in dieser Richtung, Bukowina bildet nur einen winzigen Teil (Bessarabien ausgenommen) mit ihren 300 000 Einwohnern.

Die Schilderung der Verhältnisse in Sowjetrußland von A. Luther (Russischer Brief, „L. E." XXIV, 1246) kann auf die Sowjetukraina angewendet werden, mit dem Zusatz, daß hier die Verhältnisse noch ärger sind. Die russische bolschewistische Regierung ist nicht minder zentralistisch als die Zarenregierung. Jedes Aufblühen der ukrainischen Nationalbewegung, wenn auch im bolschewistischen Sinne, wird als Konterrevolution aufgefaßt und demgemäß behandelt. Dazu kommt ein vollständiger Mangel an Papier, Setzmaterial, Druckmaschinen usw. Als Folge der niegeahnten Druckkosten erscheinen die unerschwinglichen Preise der Bücher. Eine Nummer des Amtsorgans „Wisty" (Charkow) kostet 100 000 Rubel (4 Seiten). Trotzdem müssen wir hervorheben, daß das lebhafteste dichterische Schaffen ein Merkmal der jetzigen literarischen Bewegung in Sowjetukraina bildet. Ganze Reihen moderner Dichter mit einer ausgeprägten dichterischen Begabung treten auf; unter ihnen als einer der bedeutendsten P. Tytschyna. Eine Sammlung seiner Lieder wurde auch in Lemberg herausgegeben, „Solotyj Prominj". Ihm stehen zur Seite Sahul, Ssemenko, Ssawtschenko, Sslissarenko u. a.

Roman und Erzählung sind sehr schwach vertreten. Die besten und fruchtbarsten Romanschriftsteller leben nicht mehr, die neuen können infolge der schwierigen Druckverhältnisse nicht an die Öffentlichkeit treten. Kleine Erzählungen von Wassyltschenko, Kossynka, dem verstorbenen Kastschenko bieten eine freudige Hoffnung, daß bald auch in dieser Richtung eine erwünschte Änderung eintreten werde. Hierorts ist eine periodische literarische Erscheinung zu nennen, und zwar die Monatsschrift „Schlachy mystectwa", welche in Charkow herausgegeben wird.

Auch die Wissenschaft wird stiefmütterlich behandelt. Zu Seltenheiten gehören die Ausgaben des Wissenschaftlichen Vereins in Kiew und der kiewer Akademie der Wissenschaften. Im Vergleich zum Jahre 1917, in dem die ersten Grundsteine zur Wiedergeburt des kulturellen Lebens des ukrainischen Volkes gelegt wurden, sind wir Zeugen eines Rückschrittes, hoffentlich nicht auf lange Zeit. Zu erwähnen sind: Eine Sammlung, gewidmet Schewtschenko, vom Jahre 1915, und eine zweite Sammlung vom Jahre 1921, deren Ausgabe in künstlerischer Hinsicht als eine Seltenheit erscheint. Die pädagogische Literatur weist auch einige erwähnungswürdige Werke auf, wie z. B. von O. Doroschkewytsch „Ukrainische Literatur in der Schule" (Probe einer Methodik).

Galizien befindet sich heutzutage in einer schrecklichen Lage, welche eine normale Entwicklung unmöglich macht. Hier ist kein Platz zur Erörterung dieser Frage. Das eine aber muß gesagt werden, daß das ganze Volk eine erbitterte Verteidigungsstellung eingenommen hat, um allen Gelüsten des polnischen Imperialismus erfolgreich standzuhalten. In einer solchen Lage kann unmöglich von einem allumfassenden Kulturleben die Rede sein.

Trotzdem haben wir mehrere Anzeichen eines gewaltigen Fortschrittes dieses Teils des ukrainischen Volkes. Nach dem kurzen Bestehen der selbständigen ukrainischen Republik hatten wir mit verschiedenen Gewaltmaßnahmen seitens Polens zu tun, gleichzeitig aber hat das ukrainische Volk in seinem Ganzen so sehr an geistiger Festigkeit und an charaktervoller Stärke gewonnen, daß es heutzutage ein staatsbildendes und staatsfähiges Element darstellt. Auch das literarische Leben pulsiert. An erster Stelle erwähnen wir die geschichtlichen Romane und Erzählungen von Opilskyj, Budzynowskyj, Polischtschuk. Die zwei ersten nehmen ihren Stoff aus der Vergangenheit, der letztere aus den gegenwärtigen Aufständen der ukrainischen Bauernschaft gegen russische Bolschewiken. Der verstorbene Martowytsch hat einen Roman „Sabobon" zurückgelassen. Zu verzeichnen sind die Neuauflagen der Erzählungen von Wasyl Stefanyk, Iwan Franko. Makowej und der genannte Polischtschuk bereichern die ukrainische Literatur mit schönen Erzählungen. „Tremtjinja duschi" (Schwingungen der Seele) von Jurij Kmit, Novellen von O. Babij, Schkrumelak, Dichtungen von M. Woronyj, Tscharnezkij, Kuptschynskij (Auferstehung), Bobynskyj — das sind Widerspiegelungen und Abbildungen einer bewegten und folgenschweren Zeit. Eine jüngere Schar sammelte sich um die literarische Zeitschrift „Mytussa", die aber nicht viele Anhänger gewonnen hat. Als führende literarische Zeitung erscheint „Literaturno Naukowyj Wistnyk", die alle schriftstellerisch tätigen Persönlichkeiten vereinigt und allmählich im literarischen Leben eine wichtige Rolle zu spielen beginnt. Besondere Erwähnung verdient die Jugendzeitung „Swit Dytyny". Die schöne und sorgfältige Ausstattung der Zeitung zeugt von ernster Auffassung der Ziele, welche die Redaktion sich gesetzt hat. Im Anschluß an die Zeitung wird eine Sammlung von Jugendschriften herausgegeben (bis jetzt zwanzig kleine Bände).

Zu erwähnen sind aus wissenschaftlichem Gebiete: „Geschichte der ukrainischen Literatur" von M. Wosnjak (bis jetzt zwei Bände), zwei wichtige Arbeiten von F. Kolessa über historische Gesänge des ukrainischen Volkes (Dumy, von W. Schtschurat: „Schewtschenko und Polen") die

Veröffentlichungen des Wissenschaftlichen Schewtschenkovereins in Lemberg und des Nationalmuseums in Lemberg. Der Vollständigkeit zuliebe erwähnen wir noch die Jubiläumsfeier zu Ehren von Olga Kobylanska (Czernowitz), Mykola Woronyj und Wolodymyr Ssamijlenko, letztere beide Auswanderer aus der Ukraina.

Lemberg M. Haluschtschynskyj

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Götter und die Welt. Von Franz Schaumecker. Halle, Heinrich Dieckmann. 346 S.

Der Dichter Franz Schaumecker verfügt über eine Bildkraft und Phantasie, wie sie nur wenig Auserwählten zuteil werden, und kann das Haupt stolz über jene erheben, die in der Niederung mosaikartig ihre kleinen Beobachtungen zusammenstellen oder unter kubistischen Mätzchen die Belanglosigkeit ihres Wesens verdecken. Hier ist Dichtung, hier ist Kraft und wenn manchmal der Renner zügellos ins Weite saust, so tut er es im Überschwang der Jugend, der jedem Freude machen muß, wenn er die heutigen Kämpfer mit Sympathie betrachtet. Ich habe dies Götter- und Naturmärchen in einem Zug gelesen (nicht durchblättert) und war in steigendem Maße gefesselt von den kühnen und doch anschaulichen Bildern, von der Kraft, die aus den Gestalten strömt und Uraltes mit modernem Schrecknis verbindet. Da und dort wünschte ich vielleicht ein wenig Beschränkung, kluges Eindämmen der Fülle, die Linie würde reiner und die Philosophie des Buches käme deutlicher zur Wirkung. Nicht als Tadel sondern als Rat sei dies bemerkt, denn es liegt mir fern, Kleinigkeiten auszusetzen, wo der große Zug eines Werkes mit sich fortreißt und den Leser in jene Stimmung bringt, die allein Märchenwelten auftut und von der Erde nach Götterland geleitet. In Amra, dort wo die Götter wohnen, seit sie von der Erde vertrieben sind, sehnen sich Olympier, germanische, indische, persische und ägyptische Gottheiten nach ihrem einstigen Herrschgebiet, von dem das Lied klingt: „. . . Erde, du große Sehnsucht, tiefer, dunkler Traum aller Menschengötter . . ." Denn die Götter sind verlassen in ihrer Einsamkeit. Da singt ihnen Loki, „der Wissendste, Unseligste unter den Göttern" sein Lied von Gott, aus dessen Stimme ihm das Wissen wird: „Traum des Menschen sind wir, bunte Schatten ihrer Ängste und Wünsche . . . Dies sprach das Antlitz . . Gott . . Wir aber sind nur — Götter."

Aus der Weisheit, daß der Traum stärker sein kann als der Träumer, suchen die Götter Erlösung zu gewinnen. Ares wandert auf die Erde in die Schlacht — eine grauenhaft schöne symbolische Beschreibung setzt ein, Yama, der Todesgott, geht denselben Weg, und Aphrodite findet Erlösung in der Liebe des Dichters, Zeus aber schreitet über den Weg der Erinnerungen in das Reich des Gottes Schiwa und zu Ahriman, „den Meistern der anderen Seite", findet Schrecken, Haß und Grauen, endlich jedoch Erlösung in Heras Armen, der einzigen, die bei ihm geblieben, als alle Götter, die Erde wieder zu gewinnen, Amra verließen. Das Werk, das den Stempel des Zeitlosen an sich trägt und doch fest in der Zeit wurzelt nach Weltanschauung und Sehnsucht, Unergründliches im Bild zu fassen, wird zur Menschheitstragödie von erschütternder Größe, in dem es das Spiel des Traums — Morgane, das Spiel der Götter und das Spiel des menschlichen Lebens in *ein* tragisches Geschehen verflicht.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Der Moorhof. Roman. Von K. F. Kurz. München, A. Langen. 213 S.

Kurz hatte uns bis jetzt zwei lustige Bücher geschenkt: die „Krummbacher", die Geschichte von den schweizer Schildbürgern, und den „Helden von Björnäs", die krause Mischung von Eulenspiegel und Münchhausen. Aber schon in „Schön Elsbeth" zeigte uns dieser Humorist, daß er auch die Tragik des Lebens und des Herzens darzustellen weiß; und sein neues Buch „Der Moorhof" bestätigt und vertieft das Bild dieser künstlerischen Persönlichkeit. Nicht wilde Leidenschaften glühen hier, nicht lauter Lärm durchtost das Buch; ein sehr stilles Leben rollt sich vor uns ab, voller Demütigung und Enttäuschung, voll Arbeit und voll schwererkämpften Verzichtens. Aber wie eine leise Musik klingt es aus diesen schmucklosen Zeilen. Aufs neue leuchtet die Sonne, aufs neue trägt der Acker seine Frucht. Und die herzliche Güte und Menschlichkeit, die den Sohn des Moorhofs treibt, seine stolze Braut zu verlassen und sich der fortgejagten Magd anzunehmen, die das Kind eines anderen unter dem Herzen trägt, webt einen versteckten Heiligenschein um das Haupt des immer beiseite geschobenen Hinke-Hannes. — Erzählt wird dies schmucklose Leben in gleich schmuckloser wie eindringlicher und gradliniger Weise. Hier lebt gute alte schweizer Tradition wieder auf. Nach allem Krampf und Lärm der Heutigen erquickt dieses schweigsame Buch wie der herbe Duft, der im Frühjahr der aufgepflügten Scholle entströmt.

Berlin Bertha Badt

Der junge Tod. Roman. Von Fritz Demuth. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 327 S.

Neigt ein naturgemäß ablaufendes Leben sich dem Grabe zu, „da ist nichts, was den Menschen entsetze", ob ihn auch der Schmerz über einen großen Verlust die Kehle preßt. Aber wird ein junges blühendes Dasein aus dieser Welt gerissen, so empört der Widersinn des Geschehens. Ein Vater sucht nach früher Lösung seiner Ehe mühsam, fast systematisch den Weg zum Herzen seines kleinen Mädels. Findet ihn auch und pflegt ihn so ausschließlich, daß er nicht mehr Mut und Gewissensfreiheit zur Genüge für das eigene Glück aufzubringen vermag. Mit der Eifersucht des werdenden Weibes saugt die Kleine den Mann als Vater in ihren Kreis. Mit der Wehrlosigkeit ihrer Hingabe macht sie ihn wehrlos. Bis ein anderer Mann in ihr Leben tritt. Da kennt sie nicht die Hemmungen, die ihren Vater hinderten, sich ein Selbstglück zu bauen. Da wandelt sie geradezu und mit nachtwandlerischer Sicherheit in ihr Schicksal. Der künstlerische Abschluß bringt es mit sich, daß sie bei der Pflege des erkrankten Geliebten sich den Tod holt. Doch auch wenn sie gesundet wäre, sie würde den Vater verloren haben. „Der braucht nicht mehr auf der Erde zu leben, der sich vollendet hat" — das ist die sehnsuchtsvolle Resignation, mit der der Vater weiterlebt.

Ein stilles Buch, aber voll innigster Bewegung. Wechselnd in der Szenerie, doch einheitlich in der sicheren Durchführung der Erziehung des reifen Menschen durch das Werdende, durch das Kind. Irre ich nicht, so ist der Roman eine schriftstellerische Erstlingsarbeit. Nicht nur als solche verdient sie Beachtung, sondern als Kunstwerk an sich, das vielleicht in seiner seelischen Analytik noch abgerundeter sein würde, wenn der Verfasser, der in der Ichform erzählt, sich über das Ich des Denkens auf ein weiteres Schauen ermöglichende Höhe hätte stellen können.

Berlin Fedor v. Zobeltitz

Das Bücher-Dekameron. Eine Zehn-Nächte-Tour durch die europäische Gesellschaft und Literatur. Von Kasimir Edschmid. Berlin 1923, Erich Reiß. 332 S.

322 Seiten; aber man liest sie mit stillem Vergnügen. Man befindet sich ja in einer so guten Gesellschaft, daß es gar nicht auszusagen ist. So etwas von Bildung und Überlegenheit soll man überhaupt nicht für möglich halten. Es ist fabelhaft, was dieser Autor alles kann und weiß und kennt! Man wird von Seite zu Seite blasser vor Neid vor der Fülle

wahrhaft weltmännischer Bildung, die hier souverän vor dem Gesprächspartner in zehn Nächten und zwei Vormittagen ausgebreitet wird. Der Verfasser ist generös gestimmt; er behält nichts, aber auch nichts von seinem Besitz zurück. Den ganzen Musterkoffer seiner Seele breitet er aus: und man spürt bei jedem dritten Wort seine harmlos kindliche Freude an all den Kennzeichen der Eleganz, die er da langsam und mühsam in sich angesammelt hat. Denn das ist das Bewundernswerte: all dieser Reichtum ist nicht etwa ererbt oder gewachsen, sondern erst mühsam von außen in diese Seele hineingepackt worden: von sich aus ist sie ganz leer. Ernsthaft gesprochen: die Lektüre dieses Buches gehört zum Lustigsten, was es gibt. Ich habe Edschmid immer für einen ganz harmlosen Fall angesehen: daß er so harmlos ist, habe ich nicht vermutet. Es ist reizend, wenn er auf einer Seite von Boccace (beileibe nicht Boccaccio!) über Cinna, Hannibal, Boucher, Hokusai zu Ronsard und Ingres hüpft, auf einer anderen sein Auto und die Lanzen seiner Ahnen und die Drinks und Cocktails und was weiß ich sonst noch produziert. Ein Angehöriger der ersten Generation spielt vor sich selbst ganz naiv das Theater später Geschlechter: um sich vor sich selbst zu beweisen, schwingt er alles, aber auch alles, was er nur Schmückendes finden kann, demonstrativ um sein Dichterhaupt.

Immerhin: ein bißchen besser ist es schon geworden. Vor zwanzig Jahren waren es noch im wesentlichen die unzerlegbaren Hemden, durch deren Proklamieren die Schreibenden sich Kulturbewußtsein zulegten. Edschmid renommiert schon, wenn auch noch genau so primitiv und kulturlos, mit seelischen Oberhemden. Der Leser hat davon ebensowenig wie von dem früheren: aber man lacht wenigstens ein bißchen. Über diesen „Foxtrott der Eitelkeit", um den Autor selbst zu zitieren.

Eines aber müßte Kasimir unbedingt tun: seinen Setzer fordern! Dieser heimtückische Mensch hat nämlich mit einem wahrhaft gemeinen Instinkt die Druckfehler hauptsächlich in Namen nicht einmal seltener Künstler und in Fremdwörter versteckt — und dann, was ich direkt teuflisch finde, im Sachregister sogar wiederholt. Ich nenne als Beispiel nur Burn Jones und Macart und Wisthler, der vorne und hinten eigentlich der härteste ist. Wir gewöhnlichen Leute dürfen uns so etwas erlauben: ein Mann wie Kasimir mit soviel Bildung nicht. Der sollte auch nicht graffito stehen lassen und nicht chiarobscuro; es gibt immer schlechte Menschen, die so etwas ihm und nicht dem Setzer anrechnen.

Berlin — Fechter

Frauen. Von Kasimir Edschmid. Berlin 1922, Paul Cassirer. 267 S.

Ein neues Buch von Edschmid habe ich jedesmal mit ähnlichem Gefühl gelesen, wie ich es bei der Lektüre seiner ersten Dichtung hatte: hier ist eine Hoffnung! Die feste Erwartung hat sich seitdem schon zu einem „vielleicht" bekehrt; nun zerstört das neue Werk auch diesen Rest von Gläubigkeit. Schmerzlich muß man bekennen: Edschmid hätte eine Hoffnung sein können. Er hat sie bisher nicht erfüllt und wird sie auch nicht mehr erfüllen, kann sie nicht mehr erfüllen, weil er die Einheit von Erlebnis und Gestaltung leichtfertig zertrümmert hat. Freilich, das Hämmern rasender Energie, aufgepeitschtes Dasein, der Reichtum schwelgender Farbenglut — das alles ist auch in der neuen Novellensammlung „Frauen" enthalten. Um erotische Erlebnisse, die im sinnlich schwelgenden Orient, in der Kühle nordischer Atmosphäre, in der strahlenden Sonne des Südens zwischen englischen Seen, im phantastisch lebemännischen Milieu von Paris und allüberall sonst angesiedelt sind, kreist ein Weltbild. Aber dieses Weltbild bleibt Struktur trotz der Verschwendung von sprühendem Geist, von lichten Farben und jäh aufgewühltem Dunkel. Wo man auf das Grollen einer Erderschütterung wartet, knistert und knattert nur ein seelisches Feuerwerk mit allen Schikanen technischer Erfindungsgabe. Der es veranstaltet, ist ein genialer Artist; nur leider hat er vergessen, ein Dichter zu bleiben.

Halle a. S. — Edgar Groß

Wir wollen nicht sterben! Von René Schickele. München 1922, Kurt Wolff. 267 S.

Der 9. November, Revolution, Krieg, Paris, Pazifismus, Franzosen, Hartmannsweilerkopf, Kameraden, Clarté Dostojewski: Darüber baut sich eine Brücke aus Geist, scharfem, bohrendem Willen, Güte und Liebe. Der Schrei, in Millionen erstickt, abgestorben auf den Lippen von Millionen, bricht aus einer Leidenschaft, die den Frieden will. Im Urgrund bohrt der Haß gegen die Sinnlosigkeit des Krieges, gegen die Brutalität des Mordens von Millionen. Glühend strömt aus ihm der Kampf um das Geistige, um das Wesentliche. Man hat ihn einen Deserteur genannt und mit Verleumdungen überschüttet. An seiner Reinheit glitt es ab. Er blieb der leidenschaftliche, kämpferische Mensch, dem die Menschheit ihre Rettung aus den Fallstricken militärischer Mächte, aus den Verblendetheiten zäsaristischen Dünkels wichtiger ist als das Säuseln aus den lyrischen Hainen. Den in Kriegspsychose, Revolutionsgeschrei Befangenen zu lösen und ihm immer unerbittlich ins Gesicht zu rufen, daß der Friede, der geisttätige, menschenschaffende, werkbildende Friede Ziel aus unserer Zerrüttung sein muß. Jeder Satz ist gespannter Muskel, fanatisch, scharfäugig. Jeder Abschnitt geballt aus ihnen. Noch einmal schwanken die Aufgerissenen der Revolution in Berlin vorüber, die Übersinnlichen und Hirnlosen, die Umstürzler und Stürzenden, die Zwischenmenschen in Bolschewismus und Sozialismus; Paris taucht auf, das girrende, lockende Stadtbild, in dem die Gewandelten wohnen und die Starkgebliebenen hausen. Er sucht sie auf, die Freunde, die Männer der Clarté; er setzt sich mit ihnen dialektisch auseinander (sein Bruch mit ihnen ist bekannt), er weicht ab von ihren politischen Dekreten, er postuliert den Frieden gegen jede Gewalt. Dann ist Deutschland wieder da. Vielmehr: Elsaß. Jenes Land zwischen zwei Mächten. Geistig und anders.

Es ist der Abschluß der Trilogie: „Schreie auf dem Boulevard", „Genfer Reise" und dieses Buch: Die heilige Wehr gegen den Untergang, die Aufrüttelung zur Gemeinschaft im Geiste, die Entfesselung der Elemente zum großen Frieden. Millionenfach müßte der Schrei widerhallen. Denn der Sieg gehört dem lebendigen Geist.

Berlin — Guido K. Brand

Das entfesselte Jenseits. Novellen. Von Kurt Münzer. Dresden 1922, Verlag Deutsche Buchwerkstätten. 126 S.

Es sind die, die vom anderen Ufer sprechen, die man hört, aber nicht ganz deutlich versteht, denn ein letzter dunkler Nachklang nimmt alle Helle der Sprache. Laute und Stimmen klingen auf, die nicht von dieser Welt sind und doch hüllen sie sich in die unaussprechlich reichen Farben des leuchtenden und lauten Tages. Die Gestalten tragen an der melancholisch-süßen Schwere münzerscher Formungskunst. Auf eine Zeitlang täuschen sie durch eine seelische Mundart und Geste, die an Maupassant und Flaubert erinnern, aber das alles ist nur scheinbar. Man vernimmt im Tiefsten des Dichters eigene sprechende Stimme. Die Verblendung des Menschensinnes, die innere Zerwirrung, das Zerfahrene und Abenteuerliche, die verlegene Hastigkeit, mit der Menschen im Nebel des Endes verschwinden, sind in diesem Buch immer durch irgendeinen feinen Faden verbunden und kommen in bunter Darstellung zum Vorschein. Alles ist leicht erzählt, fast so leicht, als ob man vom Leben spräche, während man doch in den Gefilden des Todes wandelt. Was ist Tod? Was ist Leben? Aber wer will darüber sicheres sagen, wofür es nur fragwürdige und lückenhafte Anhaltspunkte gibt? Der Dichter spricht von dem Interim für jene lange Nacht, die man Tod nennt.

Wien — Franz Strunz

Der Mann ohne Seele. Novellen. Von Kurt Münzer. Freiburg 1922, Walter Heinrich. 80 S.

Vertraute Schatten steigen auf — nicht Schatten: Freunde, wenn einmal nur das Herz im gleichen Takte mit dem ihren schlug. William Lovell und Roquairol, Tonio Kröger und Claudio, Emma Bovary, die ewig suchende, und

zuletzt auch Albrecht Schaeffers Prinz Georg, der einmal ein Hanswurst und ein Literat genannt wird. Sie sind wohl beides, diese zerrissenen Menschen und fragwürdigen Charaktere, aber doch nur in den Augen der Bürger und jener Klugen, Selbstgerechten und Kalten, die nie vom Weg ihrer Tüchtigkeit abzuirren vermochten; und sie sind Dichter ihrer eigenen Qual, Romantiker ihres Herzens und ewig Unterliegende. Sie haben nicht nur, wie sie vielleicht mit zynischem Lächeln behaupten, ihre Erlebnisse, um sie in Tinte und Papier zu verwandeln: sie werden vielmehr von ihnen gepackt und erschüttert, müssen mit dem eigenen Blute schreiben und der „Lakai Florian", der niemals liebt und sich nur lieben läßt, um dann mit fünfunddreißig Jahren ein Hotel voll genußreicher Abenteuer zu besitzen, ist nur ein Traum, ein Wunschbild verzweifelter Stunden. Sie sind immer einsam, diese Glühenden, die als „Der Mann ohne Seele" verschrien sind, weil ihr Gefühl im Erlebnis versagt und sie als herzlos und kalt erscheinen läßt; aber ist es nicht vielleicht das kleine Erlebnis, das ihrem großen Gefühl nicht Genüge zu tun vermag? So gelangen sie zur Selbstironie, jenem heiligen Ernst, dem nichts mehr heilig ist, und in dem sich der Zwang, der geneigten Leserschaft die innersten Gefühle zur Kritik zu unterbreiten mit der Scheu davor vereinigt. Sie stellen alles in Frage, leugnen alles ab und lachen wie Bajazzo.

Diese Dichter sind nichts „fürs Herz", ihre Bücher sind nicht „schön", Lehmann spricht nicht mit Schulze über sie. Aber hier und da findet sich unter den Einsamen ein Freund und — wenn das Glück besonders hold ist — eine kluge Freundin. Es muß ihnen genug sein.

Naumburg-Saale Werner Ewald

Bauerngeschichten. Von Fritz Müller. Berlin, Karl Winkler. 147 S.

Fritz Müller versteht es ausgezeichnet, all seinen gut geschriebenen Kleingeschichten einen nicht aufdringlichen moralischen Schluß anzuhängen. Auch diese Bauerngeschichten weisen diesen Vorzug in artiger Weise auf. Fritz Müller wäre für unser Volk der richtige Kalendermann, wie es einst der liebe Claudius gewesen ist. Müller müßte von einem Kalenderverleger gewonnen werden. Zu bedauern ist die allzu dürftige Buchausstattung dieser Bauerngeschichten. Heute werden doch schon Preislisten besser gedruckt und gebunden.

Alfons Petzold

Güggs. Geschichte einer Jugend. Von Ernst Frey. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 253 S.

Diese Geschichte einer Kindheit oder vielmehr die Bruchstücke aus einer solchen fesseln durch ihre Unmittelbarkeit. Der Verfasser stellt die Erlebnisse seines kleinen Helden nicht etwa vom überwundenen Standpunkt der Vergangenheit aus dar, sondern er steht sozusagen noch mitten darin, zum mindesten mit einem Fuß. Er mag wohl auch selbst seiner eigenen Jugend noch nicht allzuweit entrückt sein, aus deren ihn noch brennenden Erinnerungen er ausgiebig geschöpft zu haben scheint. Der Schweizerjunge, am Unterrhein, den Reichsgrenzen gegenüber beheimatet, dem sie den Spitznamen Güggs aufgebracht haben, weil er sich alles ringsum, was in der Welt lebt und webt, genau beguckt, der in seinem unwiderstehlichen Drang nach neuen Lebensbildern alle Stadien vom Kuhbuben bis zum Metzknaben durchläuft: dieser Junge muß frühzeitig den Kampf mit den feindlichen Mächten aufnehmen, die sich ihm in den Gestalten von Lehrern und anderen dem Amtmannssohn aus politischen Gründen übel gesinnten Kleinstädtern verkörpern. Aber unterkriegen läßt er sich nicht. Durch ungute Familienverhältnisse sich selbst überlassen und verwildert, wird er durch die in ihm waltenden gesunden Naturkräfte im Gleichgewicht erhalten und findet in der Liebe zu Wald, Getier und einfachen Menschen Ersatz. In die Geschichte des Kindes sind kleine Tragödien von Erwachsenen andeutungsweise nur soweit verwoben, als es die Entwicklung jenes erforderlich macht. Das alles ist mit liebreicher Beobachtung kleiner und kleinster Züge, mit eigenwüchsigen Darstellungsmitteln und mit alemannischer Naturnähe frischweg ohne ängstliche Einhaltung der strengsten ästhetischen Linien erzählt.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Briefe um Sigrid. Roman. Von Fritz Giese. Leipzig, Quelle & Meyer. 285 S.

Ein Briefroman von und um zwei Frauen geschrieben, aber gar nicht langweilig, sondern voll starker Porträtierungskunst und feiner, nicht alltäglicher Gedanken über alle möglichen Dinge des menschlichen Zusammenlebens. Und ein tapferes Buch, denn es spricht so manches aus, was — auch heute noch — viele nur denken, und behandelt mit einem sehr selten gewordenen wehmütig lächelnden und leisen Humor das ewige Hasch- und Versteckspielen zwischen Mann und Weib. Der Dichter dieses stillen und doch so starken Buches ist im Auge zu behalten.

Alfons Petzold

Kaufhaus Alljeder. Ein Roman von der Welt. Von Zdenko von Kraft. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp. 451 S.

Gott sei Dank, wieder einmal ein deutscher Roman, der nicht allein aus dem Niederschlag psychologischen Geschnuppers und langweiliger Natur- und Seelenbetrachtungen besteht, sondern der auch herzhaft und dichterisch gesehene Geschehnisse voll dramatischer Kraft in überreichem Maße enthält. Freilich: ein bißchen weniger begleitende Philosophie hätte dem Buch auch nicht geschadet. Alle darin vorkommenden Menschen denken mir ein bißchen zu intellektuell, wandeln in einer übermäßig starken geistigen Sphäre herum, was ihnen oftmals einen Zug von Karikatur gibt. Aber das sind kleine Schwächen, die dem erzählerischen Wert des Romans keinen Abbruch tun. Von erschütternder Anschaulichkeit ist z. B. die Schilderung des Warenhausbrandes. Wie da im Angesicht des mordenden Elementes und des Todes bisher automatenhaft dahin lebende Menschlein Helden werden und kurz vorher noch allgemein gültige Größe zu puppenhafter Armseligkeit hinabsinkt, ist wohl selten in der Weltliteratur mit so innerer Gesichtskraft gezeichnet worden, wie in diesem Buch, das vier Zeichnungen des Dichters schmücken sollen, es aber in ihrem hilflosen Dilettantismus nicht tun.

Alfons Petzold

Der neue Glaube. Ein Arbeiterroman. Von Wilhelm Nitschke. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 183 S.

Der Schatten Zolas hängt allzu schwer über diesem berliner Proletarierroman. Die dichterische Einstellung zu den in ihm behandelten sozialen und sozialistischen Fragen ist ganz naturalistisch. Mit photographischer Treue ist das animalische Um und Auf seiner Menschen gezeichnet, das seelische Leben dagegen kaum angedeutet. Das Milieu ist alles: Liebe, Parteigesinnung, alle Laster und Tugenden entschlüpfen ihm wie dem Ei das Huhn. Die Symbolik verdorrt, kaum daß sie aufzuschweben beginnt. Nichts urhaft Ekstatisches, Visionäres schwelt empor. Wohl hört man die Knochen sich reiben, aber nicht die Seele flüstern. Vor lauter braver Alltagsgesinnung und Begeisterung verkümmert die Melodie heimlicher Geistesfesttage. Keine Mythe urewiger Menschlichkeit erhebt sich, wenn auch in noch so großer Entfernung hinter diesem Buch.

Alfons Petzold

Frau Wwe. Bardasch. Roman. Von F. Kaltenhauser. Leipzig-Möckern, Verlag Georg Flock. 193 S.

Schlicht und still wird hier die Geschichte einer tapferen Frau erzählt. Durch hartes, böse zupackendes Leben, durch das einsame Grau einer jungen Witwenschaft kämpft sie sich einer neuen Liebe und der schöneren Erfüllung ihres Daseins entgegen. Es ist kein aufregendes Buch, weder in der Handlung, noch im Stil; keine großen Weltprobleme werden darin behandelt, einfache, geradlinig denkende Menschen sind seine Gestalten, aber diese sind gut und echt gezeichnet, und eine kluge Beschränkung auf vorhandenes Können macht diesen kleinen Roman lesenswert.

Alfons Petzold

Großvaters Garten. Von Candill. Magdeburg, R. Zacharias. 138 S.

Schön und fein erklingende Sonaten der deutschen Sprache, um das Thema Romantik gedichtet. Manchmal tönt dumpf stille Tragik auf, Unheimliches schwirrt mit Fledermausflügeln an uns vorbei, die bittere Trauer des Vergehens greift mahnend ans Herz. Ein Buch voll starken Gefühls und Sprachgewalt, das eine bessere Ausstattung verdient hätte.

Alfons Petzold

Demokratie. Roman. Von Shaw Desmond. Übertragen v. Hermynia zur Mühlen Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 245 S.

Der englische Schriftsteller wollte mit diesem Buch die Tragikomödie der Masse und die Tragödie des Führers schreiben. Das Letztere ist ihm beinahe restlos gelungen. Als Schilderer von Einzelleben und Schicksalen reicht er an Dickens heran. Da lebt und bebt alles, vom Blute des echtesten Geschehens durchpulst. Er rückt uns seine Helden in greifbarste Nähe. Ihre Zweifel, Sehnsüchte, Begeisterungen, Zusammenbrüche erleben auch unsere Herzen und Gehirne. Und das Tragische in ihnen ist uns wie ein Weltgesetz, das auch für uns unbedingte Geltung hat. Dagegen verblaßt seine dichterische Schilderungs- und Einfühlungskunst dem Volk, der Masse gegenüber. Er weiß ihr typisches Gesicht, ihre wahrhafteste Geste nicht auf die Platte zu bringen. Zu rasend für ihn ist ihre Verwandlungsfähigkeit. Fortwährend fällt er Trugschlüssen, falschen Voraussetzungen zum Opfer. Er packt den Fuß, wenn er den Kopf haben will. So wird ihm das Volk zur dunklen, verschwommenen Bühnenwand, von der sich seine Einzelmenschen um so plastischer abheben. Der Rhythmus des Buches wird wohl durch die Übersetzung verloren haben, immerhin verrät er noch ein formbewußtes künstlerisches Temperament, dessen Schwung Freude bereitet. Schon wegen seiner absoluten Ehrlichkeit sollte es in jede Volks-, besonders Arbeiterbibliothek eingestellt werden.

Alfons Petzold

Die Zauberweide. Ein Märchen. Von Lothar Scheid. Mit Zeichnungen von Willibald Krain. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 149 S.

Nach Reichtum der Erfindung und Vielfältigkeit der Motive geht diese Schöpfung eines sehr begabten Neulings über den landläufigen Begriff des an bescheideneres Ausmaß gebundenen Märchens hinaus, so daß man von einer Märchennovelle oder gar von einem Märchenroman sprechen möchte. Doch nicht der äußere Umfang ist für die Zuteilung zu dieser Gattung das Entscheidende, vielmehr die Mischung von Wirklichkeitsleben und Unwirklichkeit, wie sie etwa in Mörikes „Schatz" vorbildlich gestaltet ist. Das reine Märchen läßt realistische Bestandteile nur insoweit zu, als sie zum Gleichnis der wunderbaren Vorgänge notwendig sind: in der Märchenerzählung dagegen beanspruchen sie selbständiges Interesse. Die Aufgabe ist hier die schwierigere, weil zwischen beiden Teilen das Gleichgewicht gehalten werden und der eine fest in dem andern verfugt sein muß. Gerade diese Kunst ist dem Verfasser der „Zauberweide", über deren bunten Inhalt auch nur eine Andeutung zu machen zwecklos wäre, sehr wohlgeglückt, wenn auch etliche zu Anfang herbeigeschleppte Bausteine für Vollendung des Werks nicht restlos ausgenutzt worden sind. Was aber die Hauptsache bleibt: er versteht sich aufs Fabulieren ohne Nebenabsichten und zwingt den Leser vom Beginn bis zum etwas rasch abgerissenen Ende in den Bann seiner Erzählergabe, ohne mit symbolischen oder sonstigen geheimnisvollen Beziehungen Unfug zu treiben. Dafür hat er seine Geschichte mit poetischen Reizen reich auszustatten gewußt und namentlich zeigt er sich stark im Ausschöpfen des Stimmungsgehalts seiner landschaftlichen Szenerien. Denn er hat sein Märchen auch dadurch in Erdennähe gerückt, daß er es nicht im Nirgendland spielen läßt, sondern im badischen Schwarzwald bestimmt lokalisiert hat.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Donauromantik. Tagebuchblätter und Skizzen aus der goldenen Wachau. Von Hermine Cloeter. Mit 30 Abbildungen. Wien 1923, Kunstverlag Anton Schroll & Co.

Die rasch zur Geltung gekommene, gern und viel ihrer wiener Skizzen wegen gelesene Verfasserin stiftet mit diesen Landschafts- und Stimmungsbildern aus der Wachau weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus der Lesewelt eine nicht bloß für eine einzige Christbescherung willkommene Weihnachtsgabe. So viele Dichter, Maler, Geschichtskundige in alten und jungen Tagen Segen und Fluch des Nibelungenstromes ergründet und verkündet haben, Neues wird im 20. (wie zuvor im 19. Jahrhundert Moritz v. Schwind, Grillparzer, Eduard Sueß) jeder Empfängliche zu finden und zu zeigen wissen, der mit eigenen Augen sieht, mit eigenem Ton von der Entdeckung besonderer Heimlichkeiten zu berichten vermag. Hermine Cloeter wetteifert mit den Malern, die seit einem Menschenalter in der Wachau ihre liebste, lustigste Sommerherberge aufgeschlagen haben: darunter Meister vom Schlage Ferdinand Schmutzers, Gellers, Robert Ruß usw. deren Blätter das anmutige Buch beleben. Gar manches, was das stummberedte Bild nur unvollständig oder schlechterdings nicht zu offenbaren imstande ist, bringt erst das lebendige Wort zur Sprache, das Hermine Cloeter für humoristische Zwischenspiele (die Wachau und ihr Maler) ebenso sicher beherrscht, wie für tragische Schicksale (die protestantische Wachau und ein Stück Historie der Gegenreformation). Von reinster Empfindung beseelt ist das dem Andenken Franz Brentanos gewidmete Kapitel: wie sie zuvor das wiener Brentanohaus in Erdberg festgehalten, geschieht das diesmal in der Schilderung von Franz Brentanos Sommersitz in Schönbühel bei Mölk. Noch vieles wäre herauszuheben: die Biedermeierzeit steigt auf mit der „Post von Ottenschlag", die Kriegszeiten Napoleons wie die Wendungen während des Weltkrieges, Veduten und Staffage, überraschen durch sparsame, in ihrer Bestimmtheit doppelt überzeugende Züge; ein rundes, reifes Meisterwerk — Musterprosa; Musterdarstellung; Mustergesinnung — stellt die Weinlese des Siebzehnerjahres vor Augen: die Kelterung des Tropfens, der mit dem in Goethes Westöstlichem Divan besungenen Eilfer sich messen konnte. In allem berauschenden Preis dieser Lese vergißt Hermine Cloeter nicht, daß 1917 Kriegswein zeitigt, und in aller Künstlerfreude gibt sie in sittlichem Ernst der Wahrheit die Ehre, daß die Wachau weit mehr Wein- und Arbeitsland, als Modesommerfrische sein soll und bleiben wird. Hermine Cloeter und die Wachau dürfen miteinander zufrieden sein.

Wien Anton Bettelheim

Kameraden. Roman. Von Rudolf Herzog. 1.—50. Tausend. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 416 S.

Rudolf Herzog und der gute Unterhaltungsroman, hier gehen Begriff und Namen ineinander auf. Mehr: der Name wird Begriff. Man möchte Rudolf Herzog den Meister des Unterhaltungsromans nennen. Gewiß, er hat auch Dramen, Novellen und Gedichte geschrieben — sein Feld bleibt der gute Unterhaltungsroman.

Es ist heutzutage durchaus nicht leicht, einen guten Unterhaltungsroman zu schreiben. Schlechte und fade werden genug geschrieben. Der gute aber, der nicht durch äußere, sondern zugleich durch innere Motive fesselt, der es ernst mit psychologischer Durchdringung meint, der Menschen und keine Romanfiguren geben, der zugleich ein Stück Kulturgeschichte in seine Blätter weben will, und wäre es auch nur ein leises und leichtes, der die Natur kennt und belauscht hat, ihr Leben und Weben, ihre Stimmung und Wunder mit der Seele des Künstlers zeichnen will, dieser wertvolle Unterhaltungsroman ist nur wenigen vorbehalten.

Und unter ihnen der Führer Rudolf Herzog. Das zeigt auch wieder sein neuer Roman „Kameraden". Gleich die Einführung ist meisterhaft: das Trüpplein abgedankter Offiziere, die nach dem unseligen Ausgang des Krieges ohne Vaterland und Haus und Heimat beim Wimmern des

Windes und dem Gewirbel der Flocken über die schneeverwehte Landstraße ziehen, die alle bei der Heimkehr ihre schwere Enttäuschung erlebt haben und nun dem Vaterland den Rücken kehren und ins Ausland wandern wollen.

Wie sie Aufnahme auf dem Gute des vom Verfasser mit besonderer Liebe und Kunst gezeichneten alten Freiherrn Dülkingen finden, wie dieser ihren Führer, den Oberstleutnant Volker und dann auch die anderen dazu bringt, ihren Auswandererplan aufzugeben und im deutschen Vaterlande, in dem alles nach Tat und Arbeit hungert, redlich und stark das Ihre zu tun, das und sehr vieles andere, das bei einem Unterhaltungsroman zu verraten Unrecht wäre, entwickelt der weitere Fortgang.

Eins aber soll hervorgehoben werden: der kerndeutsche Zug, der diesen ganzen Roman durchweht und so warm und echt und phrasenlos ist, daß er ihm Adel und Kraft verleiht.

Danzig — Artur Brausewetter

Maria am Gestade. Roman. Von Herbert Sellke. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 378 S.

Ein Mensch, dem es an Widerstandskraft, den stimmungsmäßigen Anfechtungen des Lebens gegenüber, gebricht, wird in die Kreise solcher Anfechtungen gezogen, die sich, mehr oder weniger spukhaft, zu Gewalten auswachsen, vor welchen es für Leute von der Art dieses Wend Rehberg kein Entrinnen gibt. Sein tragisches Ende versöhnt gewissermaßen mit dem Verhalten, dessen er sich schuldig macht, sodaß dem ganzen Geschehen doch etwas wie ein Sinn gegeben wird. Im übrigen herrscht, eindrucksvoll wirkend, eine beharrliche Stimmung des Zwielichts in der Erzählung; mystisch angedeutete Erdentriebe werden in Figuren verkörpert, die zwischen den Polen des Hochstaplertums und der Geistererscheinung hin und her schweben, Irrlichtern vergleichbar, von denen der unheldische Held schließlich in den Sumpf des Verderbens gezogen wird. Die Verbindung zwischen neuzeitlichem Leben und uraltem Naturmythos ist in eben dem Grade gelungen, wie die Schranken zwischen traumhaftem und greifbarem Erlebnis beseitigt erscheinen. Die litauische Landschaft um den unheimlichen See ist recht einprägsam geschildert und gibt den seltsamen Vorgängen einen glaubhaften Hintergrund, der auch nachwirkt, wenn sie andere Schauplätze, Danzig etwa, Skandinavien oder Venedig, aufsuchen.

Kassel — Will Scheller

Zukunft. Roman. Von Robert Hohlbaum. Leipzig 1922, L. Staackmann. 306 S.

Nach den ersten zehn Seiten wird man inne, daß man es mit lauter alten Bekannten zu tun hat. Nicht mit Menschen, die man irgendwo in der Welt getroffen hat, sondern mit den Romanfiguren, die ein halbwegs geübter Leser so gut kennt, daß er nach ihrem Eingangsthema gleich die ganze Fuge im Ohr hat. Milieu: Wien der Nachkriegszeit. Daher stellt sich der proletarisierte Richter ein, der ci-devant Offizier, der an einem Friedenswerk arbeitet, das schiebende Literaturjüngel, der Kriegsgewinner, der zweideutige Literat, der ehedem patriotische Dramen schrieb und jetzt in Menschengüte reist, der idealistische Gymnasiallehrer, endlich eine mystische Person, die Fridolin Pax heißt. Sie stellt eine Art Quintessenz des deutschen Geistes dar und segnet als solche den Freundschaftsbund zweier Gymnasiasten, die, wenn ich die Symbolik richtig verstanden habe, die beiden Komponenten deutscher Zukunft, die aktivistische und die romantische, darstellen. Alle Figuren reden, meinen Geschäftsleute zu sein, wenn sie „hart und kühl blickend" von Geschäften reden, glauben deutsche Art auszudrücken, wenn sie „deutsche Art" sagen, stellen Probleme, indem sie einander Schlagwörter an den Kopf werfen. Übrigens hat der Autor den Charakter des Buchs lapidarer gefaßt, als es einer Rezension möglich wäre. Er widmet es Walter Bloem in verehrender Dankbarkeit.

Wien — Herbert Joh. Holz

Hessing. Der Roman eines Lebens. Mit einem Bildnis Fr. v. Hessings. Von Fritz Müller. München 1922, C. Pechstein. 265 S.

Ein seltsames, fesselndes Buch ist diese Biographie des berühmten Orthopäden, dessen Heilanstalt Göggingen bei Augsburg Tausenden Heilung und Erleichterung gab. Bald realistische Schilderung, bald Märchen voll Traum und geheimnisvollen Erscheinungen, bald tiefgründige psychologische Studie gibt Fritz Müller und zeigt sich als ein durchaus moderner Schriftsteller, dessen Art volle Beachtung verdient. Wer das Buch gelesen hat, kennt den Menschen Hessing in seiner Größe und seinen Schwächen, versteht seinen herben, landangestammten Charakter und liebt ihn um seines leiderprobten Wesens willen noch mehr als um seine Hilfsbereitschaft der kranken Menschheit gegenüber. Hessings Lebensgeschichte ist ein Werk für die heranwachsende Generation. Spannend geschrieben, packt der Inhalt, aber der tiefe Kern, der keimkräftig darin niedergelegt ist, wächst zum Beispiel kräftig empor, stärkt den Willen und gibt jedem, der mit Verstand liest, das Bewußtsein: wenn das Leben auch noch so schwer ist, es läßt sich durchkämpfen und führt den, der etwas in sich hat, schließlich zum Ziel.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Die Siedler von Hohenmoor. Ein Buch des Zornes und der Zuversicht. Von Max Dreyer. Leipzig, L. Staackmann. 301 S.

Daß Max Dreyer zweifellos zu den besten norddeutschen Erzählern gehört, beweist er durch den eben genannten Roman aufs neue, ja noch mehr, er beweist erneut, daß er ein Dichter ist. Es ist ein Siedlungsroman, in dem er schildert, wie einige durch den Zusammenbruch Deutschlands aus ihrem Kriegerberuf herausgerissene Offiziere und Soldaten sich ein Stück Land erwerben und mit Treue und zäher Kraft Aufbauarbeit treiben, alle für einen, einer für alle, immer in dem tragenden Bewußtsein: Wir wollen Vorbild sein! Sie stehen im Kampf gegen Mißverständnisse aller Art, besonders gegen Hemmungen politischer Natur; aber diese Kämpfe sind durchaus nicht einseitig dargestellt, nicht in hurrapatriotischem Sinne ausgeschlachtet, im Gegenteil, und so berührt diese gerechte Verteilung von Licht und Schatten außerordentlich angenehm und, was noch mehr sagen will, künstlerisch wohltuend. Nicht Maschinengewehre und große Reden bringen uns vorwärts, sondern der Gedanke und das Gefühl, daß wir Deutsche sind und als Kinder einer Mutter zusammenstehen und vor allen Dingen wirken sollen — das ist es, was der Führer dieser Siedler immer wieder predigt und vorlebt, und dieser unerschütterliche deutsche Glaube wird in dem glänzend geschriebenen Schlußkapitel zum Siege geführt, dem Kapitel, in dem der Dichter schildert, wie die Siedler und ihre spartakistischen Gegner sich in dem gemeinsamen Zorn gegen unsere westlichen Feinde zusammenfinden. — Ein forscher, hinreißender Zug geht durch das Buch, Menschen von Fleisch und Blut leben, lieben und kämpfen darin mit erfrischender Mannentreue, über alles hin klingt ein helles Lied der Treue gegen unser armes Land, und durch den ganzen Ernst des Geschehens leuchtet immer wieder ein lachender Humor, der trotz Not und Tod nicht umzubringen ist.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Preis von Lis Doris. Roman. Von Maarten Maartens. 4.—6. Tausend. München 1923, Albert Langen. 483 S.

Wenn es wahr ist, daß Deutschland jetzt tiefer als seit langem nach echten, unvergänglichen geistigen Werten sucht, dann muß es Maartens finden, dessen meisterhafte Kunst und kristallklare Denkart sich in diesem Roman so überzeugend und beglückend offenbart!... Ein auf diesen hohen Ton gestimmter Waschzettel und dazu fünfhundert einundvierzigzeilige Seiten können verstimmen, schaudern machen, abschrecken. Und man stürzt sich in das unendliche Buch wie in die härteste Prüfung. Aber nach zehn Seiten hebt sich

der Mut, nach zwanzig das Herz, bei der dreißigsten erbebt man, und es folgen sich Entzücken, Erquickung, Dankbarkeit und Liebe. Man ist in Dichters Land, die Welt treibt ab, Musik in den Lüften und im ewigen Blau die Sonne Homers.

Cornelis Doris hat das härteste und süßeste Leben. Denn die große Kunst ist darin und die große Liebe. Und keine widersteht der anderen. Die Harmonie ist unendlich. Sie ist auch im ganzen Leben des Malers — bei aller Not, aller äußeren und inneren Verelendung. In einem ungeheuren Bogen, von der Hölle bis zum Himmel, durch alle Welten ist dieses Mannesleben ausgespannt. Alles Kleinliche, Bittere, Trübe geht in diesem furchtbar großen Schwunge auf. Ein ganzes Mannesleben in ein Gleichnis gefaßt, die Existenz des Genies überhaupt. Nichts kann persönlicher, einzigartiger sein als dieses Schicksal, und zugleich ist es die großartige Typisierung des gemeinen Geschicks an sich. Alle Mächte des Lebens, alle Triebe des Bluts, alle Wandlungen des Gemüts, alle Schickungen der Erde, kurz alles Erlebensmögliche ist da in Menschengestalt, handelt, veredelt, erfüllt sich, spielt Gott. Wirklich, glaubt mir: wunderbar ist es, wie das alles, was in der Seele ist, verlebendigt worden ist, umgesetzt in Menschentum. Es gibt kein totes Wort. Noch die Landschaft lebt.

Man redet von Coster und Eekhoud. Viel. Gewiß: nicht zu viel. Aber Maartens? Warum schweigt es auf dem Markt von Maarten Maartens? Coster ist ein Rubens. Gut. Eekhoud ein Rembrandt. Schön. Aber in Maartens gibt es Rubens und Rembrandt. Und es ist herrlich, ein Genuß delikatester Art, eine Freude, die erschauern läßt, wie da blühendes saftiges Rubensfleisch überspült wird von Rembrandtschem Licht. Die strotzende Fülle irdischen Daseins, gehüllt in die wunderbare Mystik beschattender Ewigkeit.

Stundenlang — jawohl: stundenlang möchte ich so weiterreden (schwärmen?!) von Maarten Maartens und habe doch eigentlich über diesen Roman von Lis Doris nichts Spezielles gesagt. Nun, ich bin dafür, daß jeder ihn selbst lese! Dann mag man zusehen, ob ich zu schelten bin, daß ich mich von diesem Buche weg verliere in einen Hymnus auf seinen Dichter. Ach, ich kenne kein zweites von ihm. Ich möchte sie alle haben. (Schlüsselzahl 900!) Denn, denkend an diesen Dichter ... Musik in den Lüften und im ewigen Blau die Sonne Homers ...

Berlin Kurt Münzer

Herbst. Roman. Von Hadrian Maria Netto. Dresden, Sibyllen-Verlag. 221 S.

Man atmet auf: endlich wieder einer wagt es, heute noch, von Kulturmenschen und von kulturellen Leidenschaften zu erzählen! Und man müßte glauben, zu solchen Büchern flüchten all die Menschen, denen das größere Teil unserer bageszivilisation zum Ekel geworden ist. Nettos Helden begegnet ein altmodisches Duell. Er meditiert: „Die Bestimmungen darüber sind gut und richtig, so gut und richtig und so aus dem Geiste unbedingter Ehrenhaftigkeit geboren, daß eine neue Zeit sie unbedingt als erstes — annullieren muß. Sie sind der Wall, mittels dessen wir uns von der Straße abscheiden ...“ Man sieht, dem Verfasser fehlt nicht das klare Erfassen von Zeitnotwendigkeiten. Und um so schöner ist sein Hochmut, der durch den ganzen Roman sich im Festhalten an den inneren Lebensbedingungen von Kulturmenschen bekundet. Nicht, daß Nettos Gestalten konventionell wären. Der Eros führt sie durch den großen Schmerz. Es ist der Eros der Komplizierten, nicht die Liebe, die nur einmal im Mai blüht. Tragisch verschlungen werden, wie zu einer Einheit des Erinnerns, die Angebetete und das Verhältnis der Jugend. Ein Drittes findet sich dazu, die Tochter der Angebeteten. Und während Mutter und Tochter dem Manne von Liebe sprechen und er — Erinnerungen verfallen —, die Sehnsucht der Mutter erfährt, steht steil das Unerbittliche der Mädchenjugend auf und wählt in diesem ihr Unfaßlichen, Unlösbaren nicht den Kompromiß, sondern den jungen, einsamen Tod.

Die seltsam suggestiv aufgebaute Fabel ist spannend, die Sprache persönlich und gepflegt, voller Melodik und Farbe. Ein Duft wie von sehr reifem und sehr süßem Wein entströmt dem Buch, das wie keins vorher von Hadrian Maria Nettos Kunst zeugt.

Jena

Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Lyrisches und Episches

Deutsche Balladen von Bürger bis zur Gegenwart. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart-Berlin 1923, Deutsche Verlags-Anstalt. 369 S.

Immer schon war in Ernst Lissauer neben dem Dichter auch der Wächter, Merker und Sammler lebendig, der nicht nur sich selbst das überkommene Gut dichterischer Kultur nach ernsthafter Prüfung zu eigen machte, sondern — ein geborener Führer am Wort — ein ganzes Volk dafür zu gewinnen suchte: so wollte er vor fünfzehn Jahren unser kostbares „Erbe“ ordnen, und seine wenig gekauften Mörike- und Kopischbände daraus werden noch nach Jahrzehnten, wenn man auf sie zurückgreift, die Sicherheit des Auswählens bezeugen. Wer seinen „Festlichen Werktag“ und seine „Sendung des Dichters“ zu lesen versteht, sieht ganze Straßen von Leuchtsäulen, die auf die wenigen Gewaltigen unserer Vergangenheit hinweisen. Und sind seine schöpferischen Verklärungen Goethes, Bachs, Bruckners, der Gestalten und Taten von 1813 nicht auch Zeugnisse seines Wächter-, Merker- und Sammlertums?

Dies Doppelgesicht schaut auch aus den „Deutschen Balladen“: nicht so sehr dadurch, daß er von sich selbst fünf Stücke aufgenommen hat, sondern durch seine Einleitung und Gruppierung, durch das Fernhalten allzu bekannter oder vergilbter und durch das Aufhellen nachgedunkelter, durch das erste Einführen zeitgenössischer Blätter. Merkwürdig überhaupt, daß wir die lebendigsten Anthologien den Dichtern und dichterischen Menschen verdanken, nicht den Literarhistorikern und Ästhetikern. Ich wenigstens — vierhundert solcher Sammlungen sind in meinem Besitz — benutze fast ausschließlich die von Theodor Storm, von Avenarius, von Scholz, Hesse und natürlich Arnim-Brentanos „Wunderhorn“.

Er will nicht wie etwa Benzmann die deutsche Ballade geben. Und weil er's nicht will, darf er Bürgers „Lenore“, Schillers „Kraniche“ und Goethes „Zauberlehrling“ übergehen. Die sind eben Volksgut geworden, und ihm liegt daran, dies ach so kleine Reich des Volks-(richtiger Schul-) besitzes zu erweitern. Nun trifft man hier zwar auch noch wie anderswo die „Söhne Haruns“ und die „Füße im Feuer“ von C. F. Meyer an, aber daneben doch zehn, elf besondere Schwestern, um derentwillen man sonst schon in den Spezial-Gedichtband hineinsehen mußte. Von der Droste-Hülshoff fehlen die oft gedruckten „Der Knabe im Moor“, der „Geierpfiff“ und der „Heidemann“, dafür kann ihren Ruhm das ganz und gar geniale „Gethsemane“, können ihn das „Fräulein von Rodenschild“ und das „Fegefeuer“ von neuem beschwingen. Goethes „Erste Walpurgisnacht“ taucht — seit langem vergessen und nur durch Mendelssohns Musik manchmal ans Ohr gebracht — mit gutem Recht auf, von Uhland an Stelle des Sängerfluchs und „Bertran de Born“ (nicht Bertrand!) der herrliche „Ver sacrum“; unter Mörikes Namen stehen, wieder mit triftiger Rechtfertigung, nicht mehr „Schön-Rohtraut“ (auf Seite 2 ist „Rotraud“ draus gemacht worden!) und der „Feuerreiter“; hoffentlich hat der „Schatten“ Kraft genug Ersatz zu bieten. Münchhausens Tändelballade „Der Page von Hochburgund“ und sein zu viel geliebter „Todspieler“ machen fünf stärkeren Arbeiten Platz. Fünffach strahlt das Gestirn der Miegel, und der Schweizer Adolf Frey zeigt sich weiteren deutschen Bezirken zum ersten Male im Zwielicht visionärer Gesichte.

Es ist beinahe so: was man nicht definieren kann, das sieht man als Ballade an. Durch diese Weitherzigkeit finden hochwürdige Gebilde wie Meyers „Alle“, Hebbels „Wanderer“ und Schillers „Größe der Welt“ auch Unterkunft in Lissauers Sammlung, ohne schulmäßig dazu

berufen zu sein. Aber man braucht nur die beiden letzten Absätze der Einleitung auf sich wirken zu lassen, um zu fühlen, wie weit die Arme der Ballade ins dramatische und lyrische Gebiet hinübergreifen: hier hat ein Dichter umschrieben, was einem bloßen Kritiker noch nicht gelungen ist und was nur gelingen konnte, weil Ernst Lissauer von beiden endlich einmal einträchtig lebenden Begabungen bis an den Rand gefüllt ist. Nicht der geringste Vorzug des Bandes ist die Übersichtlichkeit der Anordnung (wie bei Avenarius sind Gruppen geschaffen worden: z. B. Dämonen, Holde Geister, Seher und Gesichte, Könige, Liebe und Verrat, Frauen, Genie, Gott) und der Verzicht auf bogenlange strophische Gedichte: so wird man der hundertfünfzehn Verschiedenheiten geradezu spielend Herr und — Freund.

Berlin Ferdinand Gregori

Weltgesang. Von Christoph Netzle. Erster bis dreißigster Gesang. Leipzig 1922, H. Haessel Verlag. 207 S.

Christoph Netzles „Weltgesang" ist nunmehr in H. Haessels Verlag übergegangen und liegt in würdiger Ausstattung in seinem bislang erschienenen ersten Teil vor. Man begreift mit Netzle die Erde als Stätte der Läuterung.

Der Krieg, sein Verlauf und sein fortwirkender Abbruch, hat nun doch die Besten zu einem Besinnen geführt, der Vorhang des großen Welttheaters ist neu aufgegangen, und nicht etwa nur mit neuen und geschärften Sinnen, nein, vielmehr durch ein Hineinhorchen in sich selber, gilt es, das ewig alte Spiel neu zu deuten, dem Menschheitsrätsel die Lösung zu finden, welche die fragende Seele des Menschen von heute zu befrieden vermag. Die Gabe der inneren Schau, die dazu erforderlich ist, wurde Netzle zu teil. Zwischen ihm und anderen, die das gleiche Begehrnis zum Werk trieb, besteht eine tiefe, tröstende Gemeinschaft.

Ganz bewußt hat Netzle das kühne Wagnis unternommen, Metaphysik (seit Kant aus den Bezirken der Wissenschaft ausgewiesen) zu Kunst zu steigern. Der „Weltgesang" ist metaphysisches Epos, etwa im Sinne Dantes. In nicht gereimten fünffüßigen Jamben, die sich zu viert zur Strophe gliedern, in dieser unverrückt festgehaltenen Form steigt Netzle aus dem Märchenmotiv des Fischers, der die Flasche aus Meerestiefen emporzieht und den darein gebannten Geist erlöst, zu metaphysischer, zugleich geschichtsphilosophischer Schau auf. Ein großes Ausmaß an schöpferischer Phantasie ist Netzle verliehen. Er führt, ohne daß man den Weg vorauszusehen vermöchte; die geistige Landschaft, dauernd wechselnd, bleibt dauernd reich. An der Wiederkehr leitender Motive und ihrer Neugestaltung allein mißt man die zurückgelegte Spanne.

Es ist nicht immer leicht, Netzle zu folgen, und er tat gut daran, einen kurz gefaßten Kommentar der einzelnen Gesänge und der Gliederung des Ganzen an den Schluß des Bandes zu stellen. Die Schuld an der erschwerten Gefolgschaft liegt zum Teil an dem Leser, der entwöhnt ist, Gedankliches in Versform aufzunehmen. Die Schuld liegt aber auch bei Netzle, dessen schöpferische Phantasie groß, aber nicht genügend gebunden ist. Sie strebt ins Weite (und dessen bedarf es!), sie haftet nicht ausreichend am sinnlich Greifbaren. Hier liegt vor allem das Kriterium für die Frage nach der Durchführung des Riesenplans, der doch bislang nur in seinem ersten Teil Gestalt gewonnen hat. Gewiß, es ist hier überall lebendiger Odem; man vermißt aber auf Strecken hin den Erdenkloß, dem solcher lebendige Odem eingeblasen würde, der damit anhöbe, sich zu bewegen, zu leben, Mensch zu sein.

In der Atmosphäre des „Weltgesangs" aber ist immer Leben. Der Durchgeistigung der Welt wird man Zeuge. An den Menschen ergeht Berufung. Ermutigt zu sichergerichtetem Tatwillen fühlt man sich selber. Der Tod verliert von seinen Schrecken. Die Erde bürgert sich geschwisterlich den Sternenwelten ein.

Und die Erde selbst tut, dem Gebot der Zeiten folgend, nun hier, und jetzt dort, den Schauplatz für das Geschehen auf, in dem ihr Herz — versteh ich Netzle recht: ein werdefrohes Herz — schlägt. Nächst den Gesängen, in denen Netzle in lieblicher Kleinmalerei die einzelnen Menschentypen vorführt, sind mir diese, den Schluß des ersten Teils bildenden, geschichtsphilosophischen Ausblicke die liebsten. Noch hat man auch hier wieder das Gefühl, der Griff müßte entschlossener in Einzelheiten hineinpacken, die Persönlichkeiten müßten erdhafter in ihrer bestimmenden Umgebung gesehen sein, aber es ist doch eine Helligkeit in der Schau, die über den Tag hinausleuchtet.

Auch ist es ein „Weltgesang" aus deutscher Seele.

Berlin Ernst Heilborn

Die Cynthia des Properz. Von Theodor Birt. Leipzig, Quelle & Meyer. 131 S.

Jeder Kenner der Weltliteratur muß Properz kennen. Aus diesem im Vorwort niedergelegten Satz schöpfte der Verfasser die Idee, diesen, vielleicht den größten der lateinischen Liebeslyriker der deutschen Leserwelt nahe zu bringen. Sein klassisches Buch wird dem Klassiker gerecht, und es ist eine helle Freude für den Liebhaber des römischen Altertums, die Geschichte der Dichterliebe zwischen Cynthia und Properz zu lesen, wie sie Th. Birt aus den Quellen und seiner reichen Kenntnis der menschlichen Psychologie lebendig aufbaut. In sprachlich gewählter Übertragung folgen zwölf Elegien des Properz, und eine Reihe belehrender Anmerkungen schließt sich an. Das kleine Meisterwerk eines kulturhistorisch hervorragend beschlagenen Philologen, der selbst Dichter ist, hat vom Verlag eine würdige Ausstattung erfahren und wird jedem Bibliophilen den Wunsch, es zu besitzen, nahelegen. Derartige Bücher geben den Beweis, daß die deutsche Kultur in den schwersten Kämpfen aushalten kann und die gebildete Welt immer noch bereit ist, das Buch der Gebildeten aufzunehmen.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Gesänge auf Hellas. In deutscher Sprache. Von Hans Voß. Leipzig, Quelle & Meyer. 56 S.

Eine Auswahl jener griechischen Lyrik, die heute ebenso eindringlich die Seele berührt wie damals, als sie von den Lippen des Archilochos, der Sappho oder des Anakreon geflossen, bietet dies Buch in mustergültiger, vornehmer Ausstattung. Auch das Auge genießt die typographisch angenehmen Satzbilder, und Photographien nach antiken Skulpturen schmücken stimmungsvoll das Werk. Hans Voß hat mit Kennerblick gewählt, was ihm aus dem Reichtum hellenischer Dichtung am liebsten war und den Kranz der Gedichte durch lyrische Stellen aus Homer und den Tragikern erweitert. Zum großen Teil sind die freien Übersetzungen sehr schön und verdienen das buchtechnische Gewand, das ihnen zuteil geworden. Allen, die Griechenland lieben und doch diese Sprache nicht so weit beherrschen, daß ihnen die Urtexte wirklich geläufig sind, sei dies Buch warm empfohlen. Seiner Ausstattung wegen ist es auch zu Geschenken gut geeignet.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Literaturwissenschaftliches

Das Ostproblem. Seine Geschichte und seine Deutung. Von Walther Harich. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 138 S.

Offenbar erweitert sich die bewußt erfaßte Aufgabe des Dichters mit den Nöten seines Volkes und der Menschheit. Das erlebten wir bei den großen russischen Dichtern, die ausschließlich in der Zeit der schwersten despotischen Bedrückung des russischen Volkes — unter Nikolai I. — ihre geistige Prägung erlangten. Und das scheint sich heute auch bei uns einzustellen. Dabei mag begünstigend wirken die gerade in wissenschaftlichen Kreisen zunehmende Erkenntnis, daß weite Gebiete der geistigen Auswirkung des Menschen überhaupt bloß künstlerisch zu erfassen sind — wenn man ihnen sachlich gerecht werden will. Jedenfalls ist diese sich immer fruchtbarer erweisende Anschauung kaum jemals glänzender bestätigt worden als in dem vorliegenden

Buch. Ein geborener, berufener Dichter, der sich bisher, abgesehen von einer künstlerischen Hoffmannbiographie, nur in machtvollen Dichtungen äußerte (außer einem Gedichtband das alttestamentlich anmutende Epos „Der Turmbau zu Babel", der apokalyptisch angehauchte Roman „Die Zeit in Tulemont", und zwei wuchtige Dramen) — überblickt hier, Zeiträume von tausend Jahren umspannend, die geistig-religiösen Wechselwirkungen zwischen dem europäischen Osten und dem europäischen Westen — und beweist dabei eine einzigartige Kraft des „Zusammenschauens". Das ist keine Geschichtsphilosophie, die letzten Endes doch immer nur in persönlichem Dogmatismus ihres Verfassers enden bleibt: das ist eben geschichtliches Zusammenschauen nach den höchsten Äußerungen der ewig mit den Notwendigkeiten der nackten Daseinserhaltung um ihre menschliche Auswirkung ringenden Menschheit. Es ist ganz unmöglich, auf dem zu Gebote stehenden Raum auch nur die hauptsächlichen der hier erschauten Zusammenhänge anzugeben: Wie der deutsche Osten, unmittelbar nach dem Zusammenbrechen aller europäischen Hoffnungen auf die Befreiung des gelobten Landes von Kreuzrittern kolonisiert, durch das letzte Jahrtausend hindurch die Brücke bildet zwischen dem religiösen Osten und Westen, wie von hier aus stets die geistige Erneuerung des deutschen Vaterlandes ausging (Herder, Hamann, die ostpreußischen Stände im Befreiungskrieg), und wie über diese Brücke hinüber Osteuropa immer wieder nach Anschluß an das geistige Westeuropa strebte (am großartigsten unter dem genialen litauischen König Witowd), welche verhängnisvolle Rolle dabei Polen zukam, und wie von dem Gelingen dieses Zusammenschlusses schließlich das Menschheitsschicksal abhängen wird: denn das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, Dantes Traum von der Menschheitserlösung und zweifellos die glücklichste Lösung der Völkerbundsfrage, scheiterte daran, daß es seiner Ausdehnung nach zu beschränkt war für den es tragenden, menschheitlichen Gedanken — weil es eben nicht vermocht hatte, den religiösen Osten für sich zu gewinnen — das alles lesen wir in der hinreißenden Sprache eines Dichters, der restlose Beherrschung des Tatsachenmaterials mit wahrhaft dichterischer Kritik verbindet, der Kritik der unmittelbaren Eingebung.

Dieses Buch ging mit innerer Notwendigkeit aus dem ganzen bisherigen Schaffen des Dichters hervor: so nur konnte es jene unabweisbare Überzeugungskraft erlangen. Man sollte überhaupt ein Dichterwerk immer nur im Zusammenhang mit dem Gesamtwerk seines Schöpfers betrachten: so erst enthüllt es seinen wahren Sinn und offenbaren sich sonst leicht entschlüpfende letzte Werte. Selten tritt das so klar zu tage wie bei dem Schaffen des Dichters Walther Harich.

Pasing Karl Nötzel

Chinesische Kunst. Von Ludwig Bachhofer. (Jedermanns Bücherei.) Breslau 1923, Ferdinand Hirt. 80 S.

Chinesische Literatur. Von Eduard Erkes. (Jedermanns Bücherei.) Breslau 1922, Ferdinand Hirt. 104 S.

Die Arbeit Bachhofers muß als verfehlt bezeichnet werden. Der Verfasser war sich bewußt, daß der zur Verfügung stehende Raum nicht zu einer Geschichte der chinesischen Kunst ausreichte. Er versuchte infolgedessen nur, den besonderen Stil jeder Epoche herauszuholen. Diese Einstellung wäre an sich zu loben. Aber auf dem hier eingeschlagenen Wege ist das Ziel nicht zu erreichen, ganz abgesehen davon, daß die Zeit dafür überhaupt noch nicht reif erscheint. Es ist reichlich kühn, „den" Han-Stil z. B. an einem einzigen Spezimen dartun zu wollen, ohne überdies das Stück selbst nach Herkunft und Zweck zu charakterisieren. Die Hanzeit ist keineswegs allein durch ihre wenigen Steinschnitte gekennzeichnet. Man kann u. a. ihre Bronzespiegel und ähnliches nicht ohne weiteres übergehen. Das Bild wird dann anders. Wie soll ferner der Leser zu wirklich klaren, sein Urteil über chinesische Kunst fördernden Vorstellungen vom Wei-Stil kommen, wenn ihm nirgends gesagt wird, daß es sich dort um eine nicht rein chinesische Toba-Kultur handelt? Erst durch einen solchen Hinweis würde auch das Verhältnis der Wei-Kunst zur Tang-Kunst verständlicher. Dergleichen wäre noch manches vorzubringen. Beschränkung ist nur dann Meisterschaft, wenn sie nicht auf Kosten von Wesentlichem geht. Auch der einleitende historische Überblick und der Abschnitt über Architektur lassen viel zu wünschen übrig. Bei einer Neuauflage sollten sie entweder ganz zugunsten einer Ausgestaltung des Haupttextes geopfert oder gründlich umgearbeitet werden.

Der Abriß der chinesischen Literaturgeschichte von Erkes ist sehr viel erfreulicher. Wer sich rasch und zuverlässig über dieses interessante Gebiet unterrichten will, wird mit Erfolg zu dem wohlfeilen Bändchen greifen, das gleichmäßig durch klare fesselnde Darstellung (weshalb freilich ohne jede Kapiteleinteilung?) wie durch umfassende Beherrschung des Stoffes ausgezeichnet ist. Sehr wertvoll ist, daß auch die neueste Zeit mit berücksichtigt ist und daß überall die Literatur im Rahmen der allgemeinen Geschichtsentwicklung gezeigt wird. Ein solcher populärer Abriß muß sich naturgemäß auf Darstellung gesicherter Forschungsergebnisse beschränken. Vielleicht hätte sich aber trotzdem hin und wieder deutlicher darauf hinweisen lassen, wie gerade auf allen Gebieten chinesischer Geschichte doch noch sehr viel problematisch ist. Es könnte der Sinologie in Deutschland nur förderlich sein, wenn öfter betont würde, wie unendlich viele Aufgaben hier der wissenschaftlichen Bearbeitung noch harren. Anregend dürfte auch wirken, wenn bei der hoffentlich bald nötig werdenden Neuauflage ausführlichere kritische Literaturhinweise gegeben würden. Der Leser wird es begrüßen zu erfahren, wo er sich näher unterrichten könnte, zumal der beschränkte Raum die Einfügung eigener Proben nicht gestattet.

Beide Bändchen sind mit zahlreichen, guten Bildbeigaben ausgestattet.

Leipzig (Schanghai) Gerhard Menz

Pansymbolismus. Von Friedrich Märker. München 1922, Albert Langen. 55 S.

Die Prämisse Märkers: „Dichtung in der Vollendung ist anschauliche Darstellung der höchsten geistigen Werte: Der religiösen Welterlebnisse eines Volkes", ist nicht nur höchst problematisch, sondern auch gefährlich. Sie verleitet zu einem: Dinge zu behaupten, die gar nicht zur Fragestellung gehören, und dann in sehr unsachlicher Weise darüber zu reden. In manchen Fällen nennt man das „dichterisch". Hierbei verwechselt man zu leicht Form und Inhalt. Ein dichterischer Schwung ist nicht immer angetan, Menschheitsfragen zu „lösen". Zum mindesten gelang es, bei allen gescheiten, selbstverständlichen und klugen Gedanken Märker nicht, einen gewinnbringenden Beitrag zur Kernfrage des dichterischen Schaffens der Gegenwart zu leisten. Die antithetische Form, in die er seine Behauptungen kleidet, tragen des weiteren nicht zur Klärung bei, und wenn er zum Schlusse die „weltanschaulichen Grundsätze des Pansymbolismus" zusammenfaßt, so staunt man mehr über den Wortschwall, der sich ausgießt, als über die Inhaltslosigkeit. Über Ibsen und Strindberg wurde Tieferes schon gesagt, und über Werfel mag er nachlesen, was Rudolf Kayser in dem Sammelbuch „Juden in der Deutschen Literatur" schreibt. Das Problem liegt doch tiefer, als Märker anzunehmen scheint. Solange dieser Hebelpunkt nicht feststeht, ist das Büchlein ziemlich überflüssig.

Berlin Guido K. Brand

Hölderlins Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Manfred Schneider. Stuttgart 1922, Walter Hädecke. 285, 318, 341, 274 S.

Manfred Schneider hat seine Hölderlinausgabe unter einem doppelten Gesichtspunkt herausgegeben. Er hat in streng philologischer Arbeit den Text auf die Handschriften zurückgeführt und hat gleichzeitig sein Augenmerk darauf gerichtet, eine volkstümliche Hölderlinausgabe zu schaffen. Seine Bemühungen sind von bestem Erfolg gekrönt gewesen. Dem Prinzip der Volkstümlichkeit gemäß ist aus des Dichters Wahnsinnszeit sehr wenig mitgeteilt worden,

dafür aber erhält man in plastischer Zusammenfassung das Gesamtwerk Hölderlins, einschließlich der Briefe. Die notwendigen Erläuterungen sind knapp, aber unseres Erachtens ausreichend geboten. Eine Skizze über Hölderlins äußeren Lebensgang leitet den ersten Band ein, der dann den Hyperion nach dem Thaliafragment, darauf den vollständigen Hyperion und eine reiche Auswahl aus den frühen Gedichten 1785—93 bietet. Der zweite Band umfaßt das eigentliche lyrische Gesamtwerk Hölderlins. Der dritte Band gibt neben dem Empedokles und den Übersetzungen nach Pindar und Sophokles auch wichtige theoretische Studien (die Anmerkungen zum Ödipus und zur Antigone, Fragen und Aphorismen.) Der vierte Band enthält die gesammelten Briefe. Verlagstechnisch kommt der Ausgabe bestes Verdienst zu. Sie ist in gut geschnittener Fraktur auf starkes Papier gedruckt und präsentiert sich in sehr geschmackvollen Einbänden, auf denen ein grünes Schild gut zu dem Grau des Einbands (Halbleinen) abgetönt ist. Die Ausgabe ist allen denen, die nicht mit besonderen philologischen Ansprüchen an Hölderlin herantreten, aufs wärmste zu empfehlen.

Berlin Ernst Heilborn

Der Göttinger Hain. 1722—1922. Eine Auswahl, besorgt und eingeleitet von Marianne Wychgram. Göttingen 1922, Turmverlag, W. H. Lange. (Bücher der Spinnstube, Bd. 7/8.) XXXII u. 114 S.

Die Feier des 150. Geburtstages des göttinger Hains hat das geschmackvoll ausgestattete Büchlein ins Leben gerufen. Die Auswahl, die es von Gedichten der göttinger Hainbündler, besonders aus den göttinger Musenalmanachen gibt, ist mit klugem Geschick so getroffen worden, daß sowohl die einzelnen Dichterpersönlichkeiten wie die Grundstimmung ihrer Gemeinschaft sich anschaulich verbildlichen. Das Charakteristische war der Maßstab für die Auswahl, mehr als das an sich und für alle Zeit Poetische. Immerhin können unter den Gedichten des elegischen Hölty und des feurigen Fritz Stolberg manche auch heute noch das Herz bewegen und erregen. Und nicht minder vermag das, wie auch die Herausgeberin betont, die in Poesie ausgeströmte Grundstimmung des Bundes, die mit ihrer gärenden Herzensfülle, ihrer Begeisterung für Freiheit und Vaterland, ihrem Träumen von einem neuen Deutschland, auch ihrem Drang zur Gemeinschaftsbildung viel enthält, was heute der deutschen, zumal der akademischen Jugend wiedergekommen ist. Fast noch lauter und wärmer als aus den Gedichten spricht diese Grundstimmung aus einem wenig gekannten Prosaaufsatz Fritz Stolbergs „Über die Fülle des Herzens", den die Herausgeberin mit gutem Bedacht ihrer Sammlung eingefügt hat. Und das Beste hat sie in der Einleitung geleistet: für unser Verständnis des Wesens der Dichter, ihrer Stimmung und ihrer Kunst durch einfühlende Charakteristik; für unser Mitleben mit dem Bunde durch vergegenwärtigende, vielfach aus Briefen der Mitglieder geschöpfte Schilderung seiner Sitzungen und Feste, des ehrfürchtigen Verkehrs mit Klopstock, der geselligen und empfindsamen Freuden mit „gar überköstlichen Mädchen"; für die literarhistorische Würdigung durch Einordnung der kurzen bewegten Episode in den Zusammenhang der Genieperiode, wofür die Verfasserin durch intime Vertrautheit mit der Literatur der Zeit vortrefflich gerüstet war. „Eine Insel der Jugend" erscheint der Hain, wie ihn diese belebende Einleitung aus den Fluten der Geschichte auftauchen lassen wollte. Daß wir seine Bedeutung bei aller Anteilnahme nicht überschätzen, dafür sorgt eine zuweilen hervortretende leise Ironie, etwa die Bemerkung über den Anempfindler Martin Miller: „er verstand meisterhaft, jedem der verschiedenen von seinen Freunden angestimmten Töne zu folgen." Anmutig schnörkelnde Einfälle, sowie eine nicht immer einfache Satzbildung stimmen gut zu dem, was in den geschilderten Menschen und Begebenheiten Barockfärbung trägt. Die Einleitung verdient über den Zweck einer Einführung hinaus Beachtung, als Erzeugnis schriftstellerischer Kunst in ausgesprochener Eigenart. Bezeichnende Ausdrücke charakterisieren sicher: „Die persönlichkeitsfrohe, freundschaftshungrige Jugend der Empfindsamen", Bürgers „Dämonie seiner Natur, der eine strengere Bindung an den Hain unerträglich hätte sein müssen"; auch bildliche Ausdrucksweise wie: daß in Lichtenbergs Spott „scharfe Pfeile den jungen Bäumen des Hains die Rinde ritzten". In der Komposition des Ganzen ist die Gliederung klar, ohne daß sie sich logisch aufdrängte, in natürlichem Fortschritt der Darstellung künstlerisch überdeckt. Die farbige Fülle der Einzelheiten gipfelt sich auf den letzten Seiten zu einer zusammenfassenden Würdigung der Leistungen des Hains und ihrer Bedeutung für die Folgezeit. So bewährt sich eine schriftstellerische Begabung, die sich schon in Gedichten, Zeitungsaufsätzen wie in einer zugleich grundgelehrten und ansprechend geschriebenen Dissertation über die Geltung Quintilians in der deutschen und französischen Literatur des Barocks und der Aufklärung (Göttingen 1919) angekündigt hatte.

Göttingen Richard Weißenfels

Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen. Von E. O. Lessing. Dresden 1921, Carl Reißner. 345 S.

Der Verfasser dieser Literaturgeschichte hat so oft und nachdrücklich sein Interesse an der modernen deutschen Dichtung bekundet, daß man sich wundern darf, warum das vorliegende Werk mit Goethe abschließt. Die Romantik ist nur ganz beiläufig erwähnt, alle Späteren, um nur die Namen zu nennen, für die Lessing selbst sich eingesetzt hat, Grillparzer, Liliencron, Holz fehlen in diesen „Grundzügen", die damit entscheidende Strecken der Entwicklung übergehen. Natürlich ist es das gute Recht jedes Darstellers, seinen Stoff so zu begrenzen, wie er will. Aber der Abschluß einer deutschen Literaturgeschichte bei Goethes Tod bedeutet die Unterordnung unter ein veraltetes Herkommen.

Auch abgesehen von diesem Vorbehalt gibt Lessings Darstellung Anlaß zu manchen Einwänden. Von einer Staatsgründung der Angelsachsen auf römischem Boden könnte man doch nur reden, wenn Britannien als Bestandteil des römischen Reiches angesehen wird, und mit ebenso gewundener Begründung nur läßt sich rechtfertigen, wenn Lessing die Anfänge der deutschen Literatur in die Zeit Karls des Großen setzt. Ohne in den alten, von Sybel und Ficker entfachten Streit über die Zweckmäßigkeit der kaiserlichen Romfahrten einzugreifen, muß ich doch sagen, daß die mittelalterlichen Kaiser nicht, wie Lessing es bezeichnet, „undeutsche Politik" getrieben haben, und wenn der Verfasser das Papsttum der „Strafe der göttlichen Vorsehung" unterliegen läßt, so ist er kirchlicher als die Kirche, die er verurteilt. Die Dichtung des ausgehenden Mittelalters müßte heute doch etwas ausführlicher behandelt werden, ebenso verdient Grimmelshausen eine stärkere Betonung, und Christian Reuter, „Die Insel Felsenburg", Zieglers „Asiatische Banise" und Stielers „Geharnischte Venus" zum mindesten eine Erwähnung. Dagegen muß anerkannt werden, daß Lessing eine vernachlässigte Gestalt wie Klinger zu ihrem Recht kommen läßt. Die Dichtung der klassischen Zeit ist ziemlich eingehend dargestellt, aber die Analysen von Schillers und Goethes Dramen sind recht elementar gehalten. Außerdem wird der Charakter der „Grundzüge" dabei völlig fallen gelassen. Das Ganze macht den Eindruck eines Kollegheftes, das für Ausländer berechnet ist. Um als deutsches Buch Geltung zu gewinnen, müßte die Darstellung von Grund auf umgearbeitet werden.

Berlin Hugo Bieber

Sämtliche Werke von Bettina v. Arnim. 7. Band. Berlin, Propyläen-Verlag. 564 S.

Das Liebestagebuch von Bettina v. Arnim. Wien, Rikola-Verlag. 172 S.

Von der neuen Gesamtausgabe der Werke Bettinas, die hier bereits angezeigt wurde (L. E. XXIII, 908) ist nunmehr der Schlußband erschienen. Er enthält zunächst die „Gespräche mit Dämonen" als des Königsbuches zweiten Teil, die letzte Veröffentlichung der fast Siebzigjährigen, gleichgültig aufgenommen von den Mitlebenden, unter dem

veränderten Weltbild von heute von um so höherer Bedeutung, in ihrem sozialpolitischen Niederschlag bei aller Überschwenglichkeit des Gefühlsmäßigen das Produkt eines stark und warm empfindenden Frauenherzens. Den weiteren Teil des Bandes bildet eine Auswahl der Gedichte und Briefe Bettinas. Ihre lyrische Begabung war mangelhaft, und daran konnte auch Clemens' Ehrgeiz nichts ändern. Sympathischer als Dichterin tritt sie uns in den Märchen entgegen, die ursprünglich dem Briefwechsel mit Achim eingefügt waren, am liebenswertesten aber erscheint sie in den Briefen selbst, gern geistspielend wie Frau von Sévigné, nur freier veranlagt und Romantikerin auch in diesem Fall. Am lebhaftesten zeigt sich ihre „Gehirnsinnlichkeit" in den Briefen an Pückler, man begreift schon, daß der liebenswürdige Kavalier ihr einmal abwehrend zurückschrieb: „Nicht überspannt, wenn ich bitten darf, beste Bettina!" — Die Briefe Friedrich Wilhelms IV. an sie konnten nach den Originalen im Wiepersdorfer Archiv richtiggestellt werden. Noch interessanter sind die Entwürfe Bettinas in der Angelegenheit der Befreiung Kinkels. Dankenswert ist das ausführliche Namensregister. Im übrigen ist auch dieser Band reich mit Faksimilen und Abbildungen geschmückt. Die Porträtoriginale der Bildnisse Savignys, der Claudine Piautaz und Meline Guaita stammen aus der Arnimschen Familie, die Wiedergabe der Tuschzeichnungen des Wohnhauses und der Wohnräume Bettinas gestattete ihre Enkelin, die Baronin Henking auf Schloß Krossen. Die Gesamtausgabe des Propyläen-Verlags traf zusammen mit Steigs Nachlaßwerk: der Herausgabe des echten Briefwechsels Bettinas mit Goethe (im Insel-Verlag, Leipzig). So haben wir denn nun endlich ein Bild der Vielgefeierten und Oftgescholtenen vor uns, das sie uns in ihrer Wirklichkeit und in ihrer dichterischen Traumwelt zeigt: ganz so, wie sie war.

In diese Traumwelt einer höchst eigenartigen Phantastin „außer aller Ordnung", wie ihr Bruder Clemens ihr einmal schrieb, führt uns auch das von Felix Braun zusammengestellte „Liebestagesbuch", in der die Vorromantik des jungen Deutschland sich zuweilen in mystische Gründe verliert. Der Neudruck ist gut angeordnet — und ich muß doch sagen, auch der wohlfeile Spott wird stumm, wenn man diese Dithyramben liest und ihre innere Glut unbefangen auf sich einwirken läßt.

Berlin Fedor v. Zobeltitz

Das Lesebuch der Republik. Von Oskar Hübner. Berlin, Leipzig 1922. Vereinigung internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H. 64 S.

In der vorliegenden Broschüre sind eine Anzahl Aufsätze zusammengefaßt, die schon im vorigen Jahre unter dem Titel „Der Lesebuchskandal" im „Sozialistischen Erzieher", der Zeitschrift der „Freien Lehrergewerkschaft Deutschlands", erstmalig abgedruckt waren. Auch solchen Lesern, welche Fragen der literarischen Erziehung unserer Jugend nicht gerne in agitatorischem Ton erörtert hören, empfehlen wir die nachdenkliche Lesung dieser Aufsätze. Sie werden sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die unerfreulichen Übergangserscheinungen, die auf dem Gebiet der Lesestoffauswahl für unsere Volksschulen nach einer so plötzlichen Änderung der Staatsform an sich unvermeidlich waren, doch offenbar „behördlicherseits" ganz bedenklich hingefristet werden. Haben unsere Kulturbehörden immer noch nicht begriffen, daß schließlich in einer extremen Form erzwungen wird, was in besonnener Weise bei weitschauendem Vertrauen zum eigenen Volk durch rechtzeitige Berücksichtigung der sozialen Entwicklung frei geschaffen werden könnte? Allerdings „das Lesebuch der Republik" ist an sich ein Unding. Gerade diese Broschüre, die so selbstverständlich die berliner Verhältnisse als Norm für eine Hauptaufgabe deutscher Kulturpolitik zugrunde legt, wird den Volkserzieher eindringlich gemahnen, daß es unheilvoll wäre, die deutsche Kulturpolitik auf eine Kulturpolitik von Berlinern für Berliner zuzuschneiden. Was insbesondere das Lesebuch betrifft, so brauchen wir zum mindesten zwei verschiedene Grundformen: eine großstädtische und eine kleinstädtisch-dörfliche. Trifft es doch nur für die Großstadt zu, daß die Volksschule die Schule des Proletariats (im kulturellen Sinne) ist, dem jeder Patriarchalismus begreiflicherweise verdächtig ist. Mit den Resten von wurzelständigem Patriarchalismus in der Kleinstadt (einschließlich der Mittelstädte außerhalb der eigentlichen Industriegebiete) wird man aber auch in der literarischen Erziehung keinen Raubbau treiben, so sehr man sich andererseits hüten muß, sie künstlich oder gar mit kulturell und staatsbürgerlich unlauteren Mitteln am Leben erhalten zu wollen. — Was insbesondere die Frage der völligen Verbannung aller kriegerischen Heldenstücke aus den neueren Lesebüchern betrifft (nicht nur der mit Recht als skandalös empfundenen bengalisch beleuchteten Roheiten oder anderer Pseudoheldentaten), so ist nicht einzusehen, warum nicht echter Heroismus (allerdings nicht bloß preußischer Herkunft), wie er doch gerade auch im Kriege immer wieder hervortritt, seine durch die Dichtung aller Zeiten und Völker geweihte Stelle auch im Lesebuch haben soll; wobei er freilich, im Gegensatz zu der bisherigen Gepflogenheit, hinter die früher nur in der Theorie beliebte „Zivilcourage" zurückzutreten hätte. Ähnlich ist es mit der Stellung des Lesebuchs allen großen historischen Persönlichkeiten gegenüber, die das zweifelhafte Glück gehabt haben, Fürsten zu sein und Kriege führen zu müssen. Auch wenn sie Hohenzollern waren, sollte uns ihre menschliche Größe heilig sein. Fontane wegen seines Zietengedichtes monarchischer Befangenheit zu bezichtigen, heißt denn doch, den reaktionären Gegnern einen billigen Trumpf in die Hand zu geben. Und die schützende Wendung: „Man kann den Dichter in diesen ‚preußischen' Gedichten ablehnen, braucht ihn aber nicht zu verachten", macht die Sache nicht besser. — Aus dem methodisch wertvollen Schlußaufsatz „Die künftige literarische Erziehung durch die Schule" sei namentlich die Forderung unterstrichen, die Schülerbücherei in den Dienst planmäßigen Vorlesens zu stellen und die Schüler überall, wo Volksbüchereien sind, „unter Anleitung ihres Lehrers mit deren Benutzung bekannt zu machen".

Stettin Erwin Ackerknecht

Harriet Bosse. Eine Studie. Von Olof Molander. Übersetzt von Heinrich Goebel. Leipzig 1922, H. Haessel. 99 S.

Die Ästhetiker, zuletzt noch Volkelt, lassen den Begriff des Tragischen im wirklichen Leben nur gelten, wenn es dem Betrachter in der Weise eines Kunstwerks vorschwebt, wenn es in die ästhetische Welt aufgenommen werden kann. Es ließe sich darüber streiten, ob nicht auch unter diesem schulweisen Gesichtswinkel das Verhältnis von August Strindberg zu der Schauspielerin Harriet Bosse tragisch genannt werden könnte. Es mutet wie ein Kunstwerk an, wie die leise Tragödie des Fünfzigers, der eine Zwanzigjährige heiratet, zusammengeführt mit ihr mehr in der ästhetischen Welt, als in der wirklichen, dann aber doch von ihr getrennt durch die harte Logik des realen Lebens.

In der vorliegenden Studie ist diese Tragödie freilich mehr angedeutet als geschrieben. Mit feinem Takt hat Olof Molander, Oberspielleiter am Kgl. Dramatischen Theater in Stockholm, gerade das Entscheidende dieser Frage kaum berührt, er hat auch vermieden, das erkennen zu lassen, was den Eingeweihten über diese Ehe nicht fremd ist, nämlich daß Strindberg in Harriet Bosse zum erstenmal eine Gattin gefunden hatte, die, gestählt von dem ehernen Selbstwillen der aufwärtsstrebenden Künstlerin, ihren eigenen Weg ging und, wenn es darauf ankam, unbeugsam hart gegen hart setzte. Und doch ist viel Zartheit, viel Poesie in dies eigenartige Verhältnis der beiden verwoben, und ohne schrillen Klang ging die Künstlerehe auseinander.

Harriet Bosse, die jetzt als die größte Bühnenkünstlerin Schwedens gilt, ist die Tochter eines deutschen Bücherverlegers, der in jungen Jahren auswanderte, eine Dänin heiratete und sich in Christiania niederließ, wo Harriet (das nächstjüngste von vierzehn Kindern) 1878 geboren wurde. Sie kam 1893 an die Musikakademie zu Stockholm und trat

mit achtzehn Jahren als Julia auf. Nach einer Studienreise in Paris, wo sie fleißig Antoines Theater besuchte, kehrte sie nach Stockholm zurück und spielte hier als eine ihrer ersten Rollen die Dame in Strindbergs „Nach Damaskus". Strindberg schrieb ihr nach der Generalprobe dankend: „Es war groß und schön, obwohl ich mir die Figur etwas lichter gedacht habe, mit kleinen Zügen von Schalkhaftigkeit und größerer Expansion. Ein bißchen Puck!" Nach der Vorstellung schickte er ihr Rosen mit den Worten: „Werden Sie jetzt bei uns die Schauspielerin des neuen Jahrhunderts! Sie haben uns neue Töne hören lassen, woher Sie die auch haben mögen". — In derselben Spielzeit gab Harriet Bosse auch Eleonore in Strindbergs „Ostern". Strindberg schrieb ihr:

„Liebes Fräulein Bosse!

Immerzu nenne ich Sie lieb, weil Sie vorigen Donnerstag lieb waren und wünschten, Gott möge mich segnen — in diesem Jahr hat mich niemand gesegnet —. Ich weiß kaum, ob Sie an den lieben Gott glauben, aber Er nahm Sie beim Wort und erhörte Sie! Können sie sich das denken! Ich war krank und in Finsternissen; aber da kam Licht, gute Vorsätze und Friede! Deshalb küßte ich die kleine Hand, die mich gesegnet! Verstehen Sie das jetzt! Und deshalb weinte ich! Es ist lange her, seit ich geweint habe! Verstehen Sie es!"

Die Künstlerin antwortet: „Dank für Ihren Brief; er war so zart und schön. ... Wenn Sie glauben, daß die Frau, die Sie dem Unbekannten andichten wollen, die Macht hat, ihn ans Leben zu fesseln, indem sie ihn bei der Hand nimmt und ihm all das Lichte und Gute zeigt, das auch in der Welt da ist, so tut er nicht recht daran, ins Kloster zu gehen."

So war die Annäherung herbeigeführt, und schon fünf Wochen später entwarf Strindberg ein seltsames Ritual, nach dem sie sich unter freiem Himmel trauen lassen wollten. Ihre Ehe wurde am 1. Mai 1901 geschlossen und bereits 1904 wieder geschieden, nachdem ihr ein Kind, Anne-Marie entsprossen war. Doch blieb ein freundschaftliches Verhältnis bestehen, auch nach der Scheidung ist Strindberg der Künstlerin Freund und Berater, er begleitet sie in Gedanken und mit klugen Ratschlägen auf ihrer Reise nach Berlin und Wien; er, den sie ihren „intellektuellen Erzieher" nennt, schreibt ein „Monodrama" für sie und will im Notfall mit dem Thespiskarren für sie durchs Land ziehen. Glücklicherweise war das nicht nötig. Auch Harriet Bosse befruchtete sein Schaffen, mehrere Gedichte wie der Dramenzyklus „Schwanenweiß", „Kronenbraut" und „Traumspiel" entsprangen diesem neuen Lebensfrühling, durch den doch schon die Sommerfäden des Abschieds zogen. — Mit großer Wärme und fachmännischem Verständnis wird von Olof Molander die künstlerische Entwicklung der Bosse dargestellt und durch 16 vorzügliche Bilderbeigaben veranschaulicht. Das ursprünglich in P. A. Norstedt & Söners Verlag (Stockholm) erschienene Buch liest sich in Heinrich Goebels Übersetzung wie beste deutsche Prosa.

Berlin — Karl Strecker

Alois Meßmer, ein Tiroler Dichter. Seine Werke, ausgewählt und mit einem Lebensabriß zum 100. Geburtstag herausgegeben von Josef Rungg. Innsbruck 1923, Tyrolia. 224 S.

Die Persönlichkeit des Theologieprofessors, Biographen, Reisebeschreibers und Dichters Meßmer ist, obwohl er es nur auf das Alter von Burns und Byron brachte (1822 bis 1857), für den tirolischen Klerus typisch. Angeregt von der deutschen Romantik, besonders von Uhland, war er sich der poetischen Elemente seiner Hochgebirgsheimat stark bewußt, bildete sie mit religiösen Ideen aus, verband sie mit großdeutschem Wollen und künstlerischen Studien und erschwang sich zu Bekenntnissen, die von mannhafter Wahrheit getragen sind. Im Jahre 1849 gewann er sogar den ersten Preis für ein Schützenlied mit der noch heute gesungenen Strophe:

Von Berg und Tal herbei, herbei!
Gott grüß' euch, liebe Brüder!
Was klingt so hoch, was klingt so frei
Wie Schützengruß und -Lieder?
Schützen hoch! Schützen hoch! — —

Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen wie die Alten;
Tiroler Adler, lebe hoch!
Du wirst den Sieg behalten.
Schützen, Sieg! Schützen, Sieg!

Landschaft und Burgenträume, Freundschaft und Tapferkeit hat er besungen, und zwar mit einer Geradheit des Gemütes, die sich Achtung erzwingt. Aber seine Reisebilder, obwohl in Prosa geschrieben, stehen doch in mancher Hinsicht noch höher. Nicht einmal Ruskin hat die Natur, Geschichte, Schönheit und Gegenwartssitte Venedigs so lebensvoll zu einem Gemälde verwoben, wie es Meßmer in seinen „Reiseblättern" 1854—1855 tat. Goethes „Schweizerbriefe" und die „Fragmente" des Fallmerayer, die er beide kannte, sonden nicht tiefer ins Wesen einer eigenartigen Gegend und Bewohnerschaft als z. B. Meßmers „Naturstille im Tirolergebirge". In einem Artikel über Trier ist die römische Vergangenheit dieser Wunderstadt samt ihrer behaglichen Neuzeit vor den Blick gezaubert. Mit Recht sind solche Proben deutscher Prosa hier abgedruckt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Auch die altdeutsch stilisierten Buchverzierungen dazu sind verdienstlich, sowie der sorgsame Bericht Runggs von Meßmers Kindheit auf dem Dorf, seiner Lernzeit im bischöflichen Seminar, seinem Wirken im abgeschlossenen Heiterwang, seinem Kampf für echte Freiheit inmitten phrasenhafter Resolutionen, seiner Tätigkeit auf dem Katheder und seinem Tod in Albano auf einer Romreise; er war doch kein gewöhnlicher, sondern ein kosmopolitischer Talarträger. Trotz seines Auftretens für die Volksrechte im Jahre 1848 genießt er zweifellos bis zur Stunde die Sympathie der tirolischen Geistlichkeit, sonst hätte der Probst von St. Jakob in Innsbruck dem Büchlein nicht ein warm empfehlendes Vorwort geschrieben. Das Porträt gegenüber der Titelseite zeigt ein feines Idealistenköpfl mit schmalen, fleißigen Lippen und einem ganz festen Augapfel; so sieht nicht ein bloßer Literat aus, sondern eine literarische anima candida voll innerlichster Lebenskraft.

Berlin — Alois Brandl

Literargeschichtliche Anmerkungen

XXXXV

Zu Kleists „Prinz von Homburg"

Von Jakob Loewenberg (Hamburg)

In der siebenten Szene des letzten Aufzugs erklärt bekanntlich der Prinz von Homburg vor der gesamten Generalität, daß er das heilige Gesetz des Krieges, das er verletzt, durch einen freien Tod verherrlichen wolle. So hat er, seine Schuld sühnend, sich wiedergefunden, oder vielmehr sich gefunden, und der Kurfürst könnte ihm nun die Begnadigung, die er innerlich längst beschlossen, sofort aussprechen. Und das Drama wäre zu Ende. Aber er hält damit noch zurück, und erst in der letzten Szene, als der Prinz schon den Todesschuß erwartet, wird sie ihm verkündet.

Diese Szene ist vielfach angegriffen worden. Sie entspräche nicht dem Charakter des Kurfürsten und sei zu theatralisch. Hebbel nennt sie in seiner berühmten Kritik, die wohl zuerst am tiefsten auf die große Bedeutung des Dramas hinwies, einen Umweg, und Otto Brahm meint in seiner Kleist-Biographie, nach der tiefen Entwicklung des Prinzen von Homburg wirke sie als ein gar zu spielerischer und opernhafter Abschluß, während Meyer-Benfey in dem „wundervollen Zusammenklang von Anfang und Schluß" eine Geschlossenheit des ästhetischen Eindrucks findet, die eine der eigenartigsten Schönheiten des Werkes sei. Ähnlich scheint

ich **Witkop** die Schlußszene aufzufassen. Sicher ist, daß ebbel ohne diese Szene die erwähnte Besprechung nicht tte so beginnen können: „Der Prinz von Homburg gehört den eigentümlichsten Schöpfungen deutschen Geistes, und par deshalb, weil in ihm durch die bloßen Schauer des odes, durch seinen hereindunkelnden Schatten erreicht orden ist, was in allen übrigen Tragödien (das Werk ist ne solche) nur durch den Tod selbst erreicht wird: die sittliche äuterung und Verklärung des Helden." Die Schauer des odes empfindet der Prinz aber erst durch diese Szene. Ohne uf die Streitfrage, ob sie berechtigt ist, weiter einzugehen, öchte ich hier nur auf ein Ereignis hinweisen, das mit ieser Szene die größte Ähnlichkeit hat und das meines Wissens noch in keine Verbindung mit ihr gebracht ist.

Karl von François, der Oheim der Dichterin Luise von François, nahm nach der Schlacht von Jena — wie Bettelheim in seinem Buche über Marie von Ebner-Eschenbach erzählt (S. 106) — in Süddeutschland Dienste. Wegen eines Subordinationsvergehens gegen einen Vorgesetzten wurde r zum Tode verurteilt. Der König bestätigte den Spruch, ieß ihn nach einigen Tagen der Ungewißheit auf den Richtplatz führen, die Augen verbinden, und erst im letzten Moment Pardon ankündigen. Das trug sich im Jahre 1808 zu. Im folgenden Jahre begann Kleist seinen Prinzen von Homburg. Es ist zweifellos, daß jenes seltsame, aufsehenerregende Ereignis ihm, dem früheren Offizier, zu Ohren kommen mußte. Ist es da nicht wahrscheinlich, daß es ihm die Anregung zu dem Schluß des Dramas gegeben? Ja, liegt die Vermutung nicht nahe, daß dieser Vorfall die Entwicklung es ganzen Werkes mitbeeinflußt hat? Hier stellte sich dem Dichter die dürre Überlieferung, daß der Kurfürst nach der Schlacht von Fehrbellin zu dem Prinzen gesagt habe, er erdiene nach der Strenge des Kriegsgesetzes den Tod — als ein lebendiges Bild vor Augen, und in Bildern sah Kleist zuerst die Hauptszenen seiner Dramen.

XXXXVI

Ein verschollener Roman von August Siegfried von Goué

Von Stephan Kekule von Stradonitz (Berlin)

Daß es von August Siegfried von Goué, dem weithin bekannten wetzlarer Rittertafel-Freunde Goethes, auch nach den sorgfältigen Arbeiten von **Schüddekopf**[1] und **Benkert**,[2]) einen verschollenen, sogar in der Schriftumskunde nirgends erwähnten Roman geben soll, wird manchem überraschend klingen. Und doch ist es der Fall. Ich will zunächst erzählen, wie ich auf die Spur des Buches gekommen bin.

August Siegfried von Goué hat schon seit Jahren meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen,[3]) und zwar wegen seiner Tätigkeit in „Goethes Rittertafel" und dem „Orden des Übergangs" zu Wetzlar, wegen seines Wirkens als „Hofkavalier" am kleinen Burgsteinfurter reichsunmittelbaren Grafenhof und wegen seiner Stellung in der Freimaurerei seiner Zeit, seiner Burgsteinfurter Logengründung und seiner ausgedehnten freimaurerischen Schriftstellerei.

Zu Burgsteinfurt ist er am 26. Februar 1789 auch gestorben und am 1. März beigesetzt worden.

Jedenfalls ist er unter den adeligen, schriftstellernden Hof-Abenteurern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland einer der fesselndsten.

[1]) Karl Schüddekopf, „Bibliographisches über Goué" in Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, VI, 1893, S. 145 ff.

[2]) Adolf Benkert, „August Siegfried von Goué", Burgsteinfurt 1913, Friedrich Winter.

[3]) Stephan Kekule von Stradonitz, „Der Menschen-Freund in einer Rede geschildert" in „Der Herold" (Verlag Franz Wunder, Berlin), Nr. 40 vom 5. November 1911; derselbe, „Neue Beiträge zur Kenntnis von Goethes Rittertafel und dem Orden des Übergangs zu Wetzlar" im Goethe-Jahrbuch, 33. Bd. (1912), S. 142 ff.

Im Jahre 1919 gab die **Roßbergsche Buchhandlung** (Wilhelm Schunke), Leipzig, Universitätsstr. 15, einen „Antiquariatskatalog XV" mit der Aufschrift „Deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts in Erstausgaben und Frühdrucken, Almanache, Kalender, Taschenbücher" heraus, in dem sich unter Nr. 163 folgendes findet:

„(Goué, A. S. v.), sonderbare Verhängnisse eines nunmehrigen Benediktiners vom Stande, in den Begebenheiten des Österreichischen Grafen von S... Münster, bey Ph. H. Perrenon, 1784. 2 Bde. Pbde. 38.—.

In der Zueignung nennt sich der Verfasser August Siegfried von Goué, wahrscheinlich derselbe, den Goethe an der „Rittertafel" in Wetzlar kennen lernte und von dem er im zwölften Buch von Wahrheit und Dichtung eine genaue Charakteristik gibt. — Seltener Roman, weder bei Holzmann u. B. noch in der Allgemeinen Deutschen Biographie erwähnt."

Bei der angegebenen Sachlage kann es nicht Wunder nehmen, daß ich sofort erkannte: wenn die „Sonderbaren Verhängnisse eines nunmehrigen Benediktiners vom Stande usw." wirklich von Goué sind, so sind sie ein **verschollenes** Werk von ihm, eine Annahme, die mir alsbald von Prof. Heinrich Gloël,[4]) Prof. Dr Adolf Benkert, Martin Breslauer, dem Versteigerer der nachgelassenen Schüddekopfschen Büchersammlung, bestätigt wurde. Auch in den Büchersammlungen zu Burgsteinfurt und der Hochschule Münster fand sich kein Stück. Als ich in der Roßbergschen Buchhandlung zugreifen wollte, war das angezeigte Stück schon verkauft gewesen! Wohin es gekommen war, konnte ebenfalls nicht festgestellt werden. Auch durch das „Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken" (Berlin NW 7, Unter den Linden 38) nicht, das auch sonst kein Stück in irgendeiner öffentlichen Büchersammlung Deutschlands nachweisen konnte, schließlich sogar nicht durch die „Suchliste".

Es wurde aber nicht locker gelassen.

Obgleich ich nämlich aus der vollkommenen Unbekanntheit des Werkes ursprünglich geschlossen hatte, die im Verzeichnisse der Roßbergschen Buchhandlung erwähnte „Zueignung" müsse handschriftlich sein, obgleich Prof. Dr Adolf Benkert in einer Zuschrift an mich bezweifelt hatte, „daß Goué der Verfasser des fraglichen Buches sei", hatte ich mich allmählich mehr und mehr von dieser Verfasserschaft doch überzeugt. Denn mit dem „Kaufmann" **Ph. H. Perrenon** zu Münster hat der damalige burgsteinfurter „Hofkavalier" Goué tatsächlich in Beziehung gestanden, wenn auch Perrenon vorwiegend als Vermittler zwischen Goué und seinem Verleger **Weygand**, Leipzig, gedient hat (vgl. Benkert, a. a. O., S. 41). —

Da traf im August des laufenden Jahres von dem erwähnten „Auskunftsbureau" die überraschende Nachricht ein, daß ein Stück der „**Sonderbaren Verhängnisse** usw." in der Büchersammlung des D. **Max von Portheim**, Wien XIX, Gatterburggasse 7, ermittelt sei.

Diese Büchersammlung, ungefähr 40 000 Bände umfassend, ist im wesentlichen vor 25 Jahren entstanden. Sie umfaßt, wie mir wörtlich mitgeteilt ist, „die österreichische Periode von 1740 bis 1792 (also Maria Theresia, Josef II. und Leopold) in der österreichischen Literatur über Kultur- und allgemeine Geschichte, Topographie und Personalien dieser Zeit in Büchern und Graphik." Für die Benützung stehen, als wertvolle Hilfsmittel, ein sorgfältig gearbeitetes Zettelverzeichnis, das zu jedem Namen den wichtigsten Stoff leicht an die Hand gibt, und ein Sachverzeichnis zur Verfügung.

Das Stück der „Sonderbaren Verhängnisse usw." dieser Büchersammlung befindet sich in einem Sammelbande, den der glückliche Eigentümer vor Jahren bei **Scheible** in Stuttgart erwarb. Es ist also nicht das von der Roßbergschen Buchhandlung 1919 angezeigte Stück, das somit vorläufig wieder verschollen ist.

[4]) Heinrich Gloël, „Goethes Rittertafel und der Orden des Übergangs zu Wetzlar" in Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereines, III, 1910, S. 1 ff.

Veranlassung zum Ankaufe für die Postheimsche Sammlung wurde der Teil der Überschrift (s. oben), der „in den Begebenheiten des Österreichischen Grafen von S . . . " lautet.

In der Tat enthält der Roman, um nun auf diesen selbst zu kommen, so genaue Ortsbezeichnungen von Wien, daß der Verfasser Wien gekannt haben muß. Und wirklich ist Goué auf den vielen und weiten Reisen, die er in der vorburgsteinfurter Zeit unternommen hat, wie bei Benkert, S. 12, nachgelesen werden kann, auch in Wien gewesen!

Wie aus der Anführung im Preisverzeichnisse der Roßbergschen Buchhandlung schon hervorgeht, tragen die Titelblätter der beiden Bände den Namen des Verfassers nicht. Die beiden Widmungen der Bände lauten dagegen:

„Zueignung an die Gräfin Clara Ludovika von Merfeld, Canonissin zu Langenhorst, adlichen Stift im Hochstift Münster. Gnädige Comtesse! Sie werden es verzeihen, Ihren Namen an der Spitze eines Buchs zu erblicken, welches nur durch denselben verschönert werden konnte. Die erhabenen Einsichten und Verdienste, die Sie mit Geburt, Jugend, Schönheit und Grazie verbinden, und welche Ihnen die Verehrung eines jeden sichern, dem das Glück wird, Sie persönlich kennen zu lernen, allgemeiner bewundert zu wissen, lag mir am Herzen. Wie fern ich durch meine Zueignung diesen Endzweck erreiche, das heist, wie fern mein Buch gelesen wird, das muß ich mit Gelassenheit erwarten.

Ich bin aber auch der Welt den Grund meiner Rechtfertigung mitzutheilen schuldig. Das teutsche Publikum muß es demnach, wie ich, wissen, daß Sie, gnädige Comtesse, obwohl in Frankreich erzogen, dennoch den Schriftstellern der Britten, die Sie im Original lesen, den Vorzug geben; daß Schakesphaere (so!) Ihr Lieblingsbuch ist. Wie oft habe ich in der Unterhaltung den kühnen Flug Ihres großen Geistes bewundern müssen, der den Englischen zu erreichen fähig ist. Da ich nun, meiner ganzen Neigung gemäß, einen tragischen Roman zu schreiben den Entschluß faßte, und demselben eine Beschützerin zu verschaffen wünschte; auf wen konnte meine Wahl fallen, als auf Ew. Hochgräflichen Gnaden?

Ich ersterbe in tiefster Verehrung Meiner gnädig. Comtesse unterthänigster Diener

Burg Steinfurt August Siegfrid von Goue."

*

„Zueignung an die Freyinnen Sophie und Alexandrina von Korf, genannt Schmising, Chanoinessen im Hochstift Münster. Gnädige Fräuleins! Als ich Ihnen den Gedanken äußerte, daß ich der Gräfin Merveld einen tragischen Roman zuzueignen im Sinn hätte, und daben die Frage that, ob Sie, meine gnädige Fräuleins, solche Künheit verzeihen würden; so hatten Sie die Gnade zu äußern, daß dieses nicht zweifelhaft wäre. Ich finde also um so weniger Bedenken, dero Namen an die Spitze des zweiten Theils zu setzen, als ich schon Ihre vorläufige Erlaubniß dazu erhalten zu haben glaube.

Nun muß ich auch dem Publiko anzeigen, warum ich Ihren vortreflichen Namen meinem Werke vorsetze. Nicht um der vielen Ahnen, mit denen er pranget; — die sind immer schätzbar; aber in diesem Fall würde mir die Wahl schwer fallen müssen; — sondern der besonderen Verdienste wegen, durch die Sie für Ihre Personen den Geschlechtsnamen erheben. Wer liebt mehr die Wissenschaften; wer lieset mehr; und wer weiß das gelesene besser zu beurtheilen, als Sie, meine Gnädigen? Das darf ich wohl sagen, Sie wissen es, daß ich kein Schmeichler bin, und der Theil der Welt, der mich kennt, weiß dasselbe.

Übrigens kan ich aber nicht voraussehen, ob Sie nicht vielleicht meinen Roman zu tragisch finden, und dieserhalb weglegen möchten. In diesem Fall müssen Sie mir denn doch Verzeihung wiederfahren lassen. Bey der Comtesse Merveld werde ich über diesen Punct keiner Entschuldigung bedürfen. Ihr erhabenes Genie, stets durch die Begeisterung der Britten geleitet, führet Sie immer dem Tragischen entgegen. Das bestimmte mich zu dem Vorsatze, den ich Ihnen mitzutheilen die Ehre hatte.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn mein Werk einigermaßen dero Beyfall erhalten solte, und bin mit beständiger Verehrung.

Meiner gnäd. Fräuleins unterthäniger Diener

Burg-Steinfurt August Siegfried von Goue."

Diese beiden „Zueignungen" sind echte Goués! Wundervoll auch der abgestufte Unterschied im Höflichkeitsschwulst, zwischen der Zueignung an die „Comtesse" und der an die „Fräuleins"!

Unzweifelhaft sind die beiden Bände von Goué verfaßt! Über deren eigentlichen Inhalt ist nun fast nichts zu sagen. Es ist ein ausgesprochener Abenteuerroman im Geiste der Zeit. Der Held knüpft nacheinander Liebesverhältnisse an, die immer „tragisch" ausgehen! Als Dichtung „wertlos". Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dieses Werk dasjenige ist, zu dem der Verleger Weygand in einem Schreiben vom 9. September 1780 (jetzt im burgsteinfurter Archive) Goué angeregt hat (Benkert a. a. O., S. 26): „ein interessanteres und ohne spezielle Ausfälle und Allusionen gemeinnütziges Sujet, Laster oder Torheit unserer verderbten Welt in einem Roman, der recht unterhaltend seyn müßte, satyrisch auszuführen," dessen Schauplatz „eine allgemein berühmte Stadt, z. E. Wien oder Berlin" wäre . . ., „was recht importantes."

Weiter auf den Inhalt einzugehen erübrigt sich!

Nachrichten

Todesnachrichten. Alfons Petzold ist am 26. Januar in Kitzbühel in Tirol einer Lungenentzündung, die einem langjährigen Lungenleiden ein Ende setzte, im Alter von 41 Jahren, erlegen. Er war einer armen Arbeiterfamilie entstammt und hatte früh alle Kümmernisse des ungelernten Arbeiters kennen gelernt, war dann zunächst in der sozialdemokratischen Presse mit Gedichten an die Öffentlichkeit getreten, die ihn bald als eine der reichsten Begabungen der deutsch-österreichischen Lyrik erkennen ließen. Von seinen Gedichtsammlungen sind zu nennen: „Der stählerne Schrei", „Der Dornbusch"; von seinen Romanen, die insgesamt ernste sozial-ethische Auffassung bekunden, „Der feurige Weg", „Das Lächeln Gottes". Petzold hat lange Jahre hindurch dem „Lit. Echo" durch seine vorurteilsfreie, immer das Wesentliche erfassende Berichterstattung über neuerschienene Romane und Novellen wertvolle Dienste geleistet. Alles, was aus seiner Feder herrührte, trug das Kennzeichen literarischer Haltung (vgl. Sp. 616).

Max Nordau ist am 22. Januar in Paris in seiner Wohnung, in der Rue Henner, im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war am 29. Juli 1849 als Sohn eines jüdischen Gelehrten geboren worden, trug ursprünglich den Namen Südfeld, wurde Arzt, machte größere Reisen durch ganz Europa und hatte sich 1880 zu dauerndem Aufenthalt in Paris niedergelassen, der im wesentlichen nur durch die Wirren der Kriegszeit, die ihn nach Spanien trieben, unterbrochen wurde. Nordau war ein hervorragender Publizist, bei dem freilich die Verstandesbegabung die künstlerische Aufnahmefähigkeit überwog, so daß seine literarischen Urteile, die neben der Zeitkritik in seinen „Konventionelle Lügen der Kulturmenschheit", seinen „Paradoxen", seiner „Entartung" einhergingen, ein stark einseitiges Gepräge trugen, ihrerzeit bereits viel Widerspruch erfuhren und heute kaum noch aufrecht zu erhalten sind. Mit Theodor Herzl war Nordau zu einem Mitbegründer der zionistischen Bewegung geworden. Seine Freundschaft mit Lombroso hatte sein Denken stark beeinflußt. Seine Romane und Dramen,

wie die „Gefühlskomödie“, „Die Drohnenschlacht“, „Morganatisch“ und „Dr Kohn“ hatten unter dem Mangel eigentlicher Phantasiebegabung noch mehr zu leiden als seine kritischen Darbietungen.

Heinrich Stümcke ist nach einer Meldung vom 21. Januar in Berlin im Alter von 50 Jahren gestorben. Ein unternehmungslustiger Mann, hatte Stümcke seine Tätigkeit vorwiegend der Theatergeschichte und der Kritik des modernen Dramas, die er jahrelang als Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ ausübte, zugewandt. Unter seinen dramatischen Schriften sind „Hohenzollernfürsten im Drama“, „Die Frau als Schauspielerin“, sowie seine Monographien über Corona Schröter, Henriette Sontag, Sophie Schröder in erster Linie zu nennen. Stümcke hatte im Jahre 1898 die Zeitschrift „Bühne und Welt“, die er fünfzehn Jahre lang fortführte, gegründet. Als Generalsekretär der Gesellschaft für deutsche Theatergeschichte war er jahrelang tätig gewesen. Er war am 7. Mai 1872 in Ufa, in einer deutschen Kolonie Rußlands, geboren worden.

Hugo Hayn, Verfasser der „Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa“, ist nach einer Meldung vom 28. Januar, wenige Tage nach seinem 80. Geburtstag, in einer Pflegeanstalt in Dresden-Leuba, den langjährigen Entbehrungen, denen er zum Opfer gefallen war, erlegen.

Der Sportschriftsteller Herbert Silberer, der ursprünglich Redakteur einer aeronautischen Zeitung gewesen war, sich in den letzten Jahren aber viel mit Telepathie befaßt hatte, hat seinem Leben nach einer Meldung vom 18. Januar in Wien ein Ende gesetzt.

Friedrich Richter, der dem pariser Bureau der „Europapress“ angehörte, ist nach einer Meldung vom 5. Januar, im Alter von siebenunddreißig Jahren, in Paris gestorben.

Fritz Schaum ist am 25. Dezember in Gelnhausen plötzlich verstorben. Er war am 20. Mai 1852 in Frankfurt am Main geboren worden, war zunächst Bankbeamter gewesen, hatte sich dann aber der Musikkritik zugewandt und im Dienst der „Frankfurter Zeitung“ wie der „Kleinen Presse“ zwei Jahrzehnte lang das frankfurter Konzertleben als treuer Beobachter und Berater begleitet.

Frau Middleton Murray ist nach einer Meldung vom 17. Januar im Alter von dreiunddreißig Jahren in Fontainebleau einer Lungenentzündung erlegen. Sie war die Gattin des Redakteurs des londoner Athenäums und hatte sich unter dem Namen Catherine Mansfield als Verfasserin der Novellensammlungen „In a german Pension“, „Bliss and other Stories“, „The Gardenparty“ ein gutes Ansehen zu sichern gewußt.

Cosimo Stornaiolo, hervorragend als Archäologe und Kunstgelehrter, Domherr von St. Peter, ist am 6. Januar im Alter von nahezu vierundsiebzig Jahren in Rom gestorben.

S. T. Ssemenow ist russischen Blättermeldungen zufolge im Januar von seinen Dorfgenossen ermordet worden. Er hatte als einfacher Bauer ohne höhere Bildung gelebt und als Verfasser des Buches „Fünfundzwanzig Jahre im Dorf“ Bedeutung erlangt.

Zwei namhafte tschechische Humoristen sind in den ersten Tagen des Jahres 1923 gestorben: der derbe, zu Mystifikationen hinneigende Spaßmacher Jaroslav Hašek, der mit den krassen Schilderungen aus dem Leben des kleinen Infanteristen Svejk im Weltkriege einen ungewöhnlichen Beifall geerntet hat, und der kaum dreiundzwanzigjährige Jiri Hausmann, der auf dem Gebiete der feineren literarischen und politischen Satire Großes versprach.

* * *

Börries, Freiherr von Münchhausen hat den Preis der Wiener Schiller-Stiftung erhalten. Der Dichter hat gleichzeitig dieselbe Summe dem hervorragendsten Mitarbeiter des diesjährigen Göttinger Musenalmanachs, Alfred Kunze, überwiesen.

Arno Holz ist als Spende der Schöneberger Liedertafel durch ihren ersten Vorsitzenden die Summe von 10 000 Mark überwiesen worden.

Ludwig Klages hat für sein bei Georg Müller, München, erschienenes Buch „Vom kosmogonischen Eros“ den Ehrenpreis der Stiftung des Nietzsche-Archivs in Weimar erhalten.

Fritz von Unruh ist für seine Tragödie „Ein Geschlecht“ der Grillparzerpreis der Grillparzerstiftung zuerkannt worden.

Deutsch-böhmische Abgeordnete der Tschechoslowakei haben eine Spende im Kurswert von 25 Millionen Mark aufgebracht und Gerhart Hauptmann überreichen lassen. Hauptmann hat zwei Drittel der Spende zu Unterstützungszwecken für die durch die Geldentwertung schwer betroffene Grenzbevölkerung an der sächsisch-böhmischen Grenze, insonderheit für notleidende Kinder, bestimmt.

Helmuth von Gerlach ist der Strindbergpreis verliehen worden.

Die juristische Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin hat dem Besitzer der altbewährten Hofbuchdruckerei Albert Hartung den Titel eines Doctor utriusque juris h. c. in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste um die Drucklegung der Werke Goethes (Sophien-Ausgabe), Luthers und Savignys verliehen.

Die Stadt Wien hat Adam Müller-Guttenbrunn in einem Ehrengrab bestatten lassen.

Die literarische Dotation des Landes Mähren (vgl. „L. E.“ XXV, 377) ist neben den genannten tschechischen Autoren auch deutschen Schriftstellern zugute gekommen: Wilhelm Schram, K. W. Fritsch, Helene Hirsch, Karl Kreisler u. a.

Professor Kurt Doehner, welcher im vergangenen Jahre mit einer Vorlesung über Goethes Faust — die er auf Spanisch im Anschlusse an die besten Übersetzungen hielt — seine Lehrtätigkeit an der mexikanischen Nationaluniversität aufnahm, hat nunmehr für das akademische Jahr 1923 die Professur für deutsche Sprache und Literatur erhalten. In einem Ferienkurse, der diesen Winter veranstaltet wurde, las Professor Doehner über Schiller, wieder im Anschlusse an die spanischen Übersetzungen. Für das neue akademische Jahr hat er eine Vorlesung über die klassische Epoche der deutschen Literatur angekündigt; in einer Art Seminarübung wird er mit Schülern, die im Deutschen bereits genügend vorangeschritten sind, eine wörtliche und getreue Übersetzung des Faust liefern, die nach Vollendung von dem Departamento Editorial der Universität veröffentlicht werden soll. Man darf sagen, daß die von Professor Doehner angewandte Methode, auf dem Umwege über die spanischen Übersetzungen in mexikanischen Studentenkreisen Interesse für deutsche Literatur zu wecken, glücklich erdacht ist und vor allem dazu beitragen wird, daß die deutsche Sprache in Mexiko mehr Beachtung als bisher finden wird. Der neue Studienplan für die mexikanischen Mittelschulen hat bereits Kenntnis des Deutschen für einige Disziplinen vorgeschrieben.

(Ernst Jaffe, Mexiko)

Frau Cesaria Baudouin de Courtenay-Ehrenkreutz hat sich mit einer Schrift über das große russische Volksepos als Privatdozentin an der philosophischen Fakultät der Universität Warschau habilitiert.

Die Gesellschaft der Kammerkunstabende Brandt-Jacoby setzt für eine deutsche Dichtung in dramatischer, epischer oder lyrischer Gestalt den Preis von 50 000 Mark aus, der bei weiterer Geldentwertung erhöht werden soll. Die mit dem Preise auszuzeichnende Dichtung soll möglichst nicht vor dem letzten Jahrzehnt entstanden sein, unveröffentlichte Arbeiten weniger bekannter Verfasser sollen bevorzugt werden. Bewerbungen sind spätestens bis zum 1. April 1923 an die Leitung der Gesellschaft, Berlin W 30, Berchtesgadenerstraße 2, einzureichen, wo auch die näheren Bedingungen zu erfragen sind.

Die augsburger Schillerstiftung verleiht einem jungen, besonders begabten Schriftsteller zum 10. November 1923 eine Gabe von 1000 Mark. Einsendung der Arbeiten mit Rückporto bis 1. Juni an Amtsgerichtsrat Ammann in Augsburg, Völkstraße 27.

Die Philosophische Gesellschaft (Wien) stellt die Preisaufgabe: „Adolf Stöhrs Stellung in der Philosophie und Wissenschaft“, unter Aussetzung eines Preises von 750000 Kronen. Manuskripte sind bis zum 1. Oktober 1924 an Prof. Dr A. Seibt, Wien, Währing, Dittesgasse 2, einzureichen.

Konfisziert hat die Behörde in Prag, Brünn, Bratislava (Preßburg) u. a. O. den Roman „Landstörz Wenzel Nazdarnk“ von Martin Brussot, ein Kulturgemälde aus den hussitischen Wirren des Dreißigjährigen Krieges, das eben bereits in der 12. Auflage im Renaissanceverlag, Leipzig, erscheint.

* * *

Friedrich Rückerts Nachlaß ist aufgefunden worden und wird von Dr Kreyenborg in Münster, im Folkwang-Verlag der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Zunächst ist die Herausgabe der „Atharvaveda“ in Rückerts Übertragung in Aussicht genommen.

Am Hause Taubenstraße 32 zu Berlin ist eine Bronzetafel zur Erinnerung an Heines Aufenthalt in diesem Hause vor hundert Jahren angebracht worden. Die Gedächtnistafel zeigt das Jünglingsbild des Dichters nach David d'Angers und die Inschrift: „Deutschland hat ewigen Bestand, es ist ein kerngesundes Land.“ Auch an dem düsseldorfer Geburtshause Heines ist eine Gedächtnistafel angebracht worden.

Die erste grundlegende Nietzsche-Biographie in englischer Sprache, „Nietzsche der Denker“ von William Mackentire Salter, ist in London erschienen.

Wildenbruchs Nachlaß ist nunmehr zwischen dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar und der berliner Literatur-Gesellschaft geteilt worden. Die berliner Gesellschaft erhält unter anderem die vorhandenen Handschriften zu den Stücken aus der brandenburgischen und preußischen Geschichte, darunter „Die Quitzows“.

* * *

Eine Versammlung der führenden Buchhändler Deutschlands auf Burg Lauenstein hat eine Kulturnotgemeinschaft für notleidende ältere Künstler und Gelehrte unter Führung des deutschen Buchhandels in Form von Patenschaften ins Leben gerufen. Für Thüringen im Verein mit Sachsen, Schlesien, die Hansastädte, München, Essen, Stuttgart sind die einleitenden Schritte bereits getan worden. Der Reichspräsident hat das Vorgehen des deutschen Buchhandels mit besonderer Herzlichkeit begrüßt.

Die neueste Statistik über die deutsche Büchererzeugung, Januar bis Juni 1922, die Ludwig Schönrock im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel bietet, weist als Summe aller registrierten Veröffentlichungen 18 332 Neuerscheinungen auf, von denen die zur schönen Literatur (2855) an erster Stelle stehen. Das Anwachsen der erbaulichen Literatur tritt stärker als früher hervor.

„Die Grenzboten“ haben ihr Erscheinen eingestellt.

Die russische Regierung hat in Leipzig 4000 deutsche Werke ankaufen lassen, von denen die wichtigsten in russischer Übersetzung erscheinen sollen. Es sind hauptsächlich volkswirtschaftliche und sozialpolitische Werke, unter besonderer Berücksichtigung des Marxismus, daneben Werke aus der schönen Literatur, Kunstwissenschaft und Pädagogik.

Die Stadtbücherei in Charlottenburg konnte im Januar auf ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Um die Leitung der Bibliothek, die in durchaus modernem und volkstümlichem Sinne angelegt ist, haben sich Ernst Jeep und Professor Fritz besondere Verdienste erworben. Die Bibliothek verfügt neben der Zentrale über drei gut angelegte Zweigstellen; sie besitzt einen Lesesaal mit einer rund 5000 Bände umfassenden Handbibliothek.

Oswald Dammann, Freiburg i. B., Thurnseestr. 55, bereitet eine Sammlung ausgewählter Briefe Alfred Doves vor und bittet zu diesem Zweck alle Besitzer solcher Briefe um leihweise Mitteilung der Originale.

* * *

Der Verband Deutscher Bühnenschriftstelle und Bühnenkomponisten e. V. hat beschlossen, seine fra zösischen Mitglieder für die Dauer der Ruhrbesetzung au zuschließen. Dieser Beschluß hat zur Folge, daß französisch Bühnenwerke auf deutschen Bühnen innerhalb dieser Fr nicht gespielt werden dürfen.

Uraufführung. Wien, Renaissancebühne: „Kon Max“. Groteske Komödie in drei Akten von Armin Fried mann und Fritz Lunzer (21. Dezember 1922).

* * *

Im Verlag von Walter Hadecke, Stuttgart, ist ei Novalis-Ausgabe in einem Band, von Wilhelm vo Scholz herausgegeben, erschienen, der alle Vorzüge de Diotima-Klassiker-Ausgaben des Verlages nachzurühme sind. Satzeinteilung und Druckspiegelgestaltung sind mi entschiedenem Geschmack durchgeführt worden. Das Papi ist stark und griffig. Der Aufgabe gemäß, eine Novalis-Aus gabe für weitere Kreise zu schaffen, hat sich Wilhelm vo Scholz auf das Wesentliche der „Gedichte“, die „Pros schriften“ einschließlich der „Christenheit“ beschränkt und vo den „Fragmenten“ nur das gegeben, was ohne besonder und eingehende Studien verständlich bleibt. Die „Hymne an die Nacht“ sind in der rhythmischen Gliederung geboten Auf die Unterschiede der Prosafassung weist eine Anmerkun des Herausgebers am Schluß des Bandes hin. Man hat bein Durchblättern der Ausgabe durchaus die Empfindung, da sie sehr wohl geeignet ist, Novalis weiteren Kreisen zuzu führen.

Von Theodor Bohners „Auf allen Straßen“, Ge schichte einer Jugend in zwei Romanen (vgl. „L. E.“ XXIV 817), erster Teil: „Kwabla“ (239 S.), zweiter Teil: „De Weg zurück“ (263 S.) ist eine wohlfeile Ausgabe in einen Band im Rheinverlag zu Basel-Leipzig erschienen.

Der Übersicht „Almanache und Kalender au das Jahr 1923“ (vgl. „L. E.“ XXV, 379) ist nachzutragen: Illustrierter Wörishofer Kneipp-Kalender. Begründet vo Msgr. Seb. Kneipp, fortgeführt von Bonifaz Reile (XXXIII Jahrg.), Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet, 84 S. — Ost deutscher Heimatkalender. Herausgegeben vom Deut schen Ostbund E. V., zweiter Jahrg. Schriftleitung: Fran Lüdtke. Berlin, Verlag Deutscher Ostbund E. V. 80 S. — Reichskalender mit Beiträgen von Hauptmann, Marck Schäfer, Erdmannsdorffer, Fürst, Löbe, Brecht, Kleinpaul v. Harnack u. a. Bildschmuck von Walther Klemm und Edd Smith. Berlin, Otto Stollberg, Verlag für Politik un Wirtschaft. 76 S. — Kalender 1923 mit Wiedergabe de im Verlag erschienenen Wandsprüche. Offenbach a. M., Wil helm Gerstung, Druckerei und Verlagsanstalt. — Furche-Almanach auf das Jahr 1923, ein Verlagsbüchlein mi bisher meist unbekannten Beiträgen und Bildern (für mehrfarbigen und sechs einfarbigen). Eröffnet durch ei brüderisches Kalendarium mit zwölf von Rudolf Koch ge schriebenen Monatsworten aus dem Evangelium, beschlossen durch neue Mitteilungen über die Bücher und Mitarbeite des Furche-Verlags, Berlin. 95 S.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kennt nis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Alsen, Gutti. Die Abseitigen. Novellen. Berlin, Wir-Verlag 87 S.

— Die Mutter. Blätter aus dunklen Tagen. Berlin, Wir Verlag. 66 S.

Bauer, Peter. Das Dreigespann. Tierlegenden. Kempten Jos. Kösel & Fr. Pustet. 151 S.

Berend, Alice. Der Floh und der Geiger. Roman. München, Albert Langen. 273 S.
Brussot, Martin. Landstörz Wenzel Nazdaryl. Roman. München, Renaissance-Verlag. 328 S.
Hauth, G. E. Die Leute vom Hadborn. Von unseres Volkes Märe und Mythe. Holzschnitte von Anton Wendling. Berlin, Franz Schneider. 320 S.
Handmann, Bernhard. Der Diktator. Ein deutscher Wiederaufbau-Roman. Leipzig, Leipziger Graphische Werke A.-G. 214 S.
Hart, Marie. Elsässische Erzählungen. (Elsaß-Lothringer Hausbücherei, Bd. V.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter. 51 S.
Herlik, Eva. Der bunte Teppich. München, J. Michael Müller. 89 S.
Jacobs, Ilse. Lothringische Erzählungen. Eingeleitet von Georg Wolfram. (Elsaß-Lothringer Hausbücherei, Band VI.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter. 99 S.
Kapherr, Egon Freiherr von. Der Weg zum Abgrund. Roman. Leipzig, Richard Eckstein Nf. 211 S.
Kurz, Isolde. Nächte von Fondi. Eine Geschichte aus dem Cinquecento. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 259 S.
Mathar, Ludwig. Die Monschäuer. Roman aus dem westlichen Deutschland. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 580 S.
Reimer-Ironside, Edmund. Jeschua Ben Barrabas. Die roten Legenden. Privatdruck des Autors. 83 S.
Roselieb, Hans. Der Abenteurer in Purpur. Roman. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 463 S.
Scharrelmann, Wilhelm. Traumland. (Novellen-Bücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig, Quelle & Meyer. 168 S.
Schröer, Gustav. Die Bauern von Siebel. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer. 395 S.
Vesper, Will. Die ewige Wiederkehr. Novellen. Leipzig, H. Haessel. 198 S.
Westkirch, Luise. Der Werwolf. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jr. 224 S.

Gjellerup, Karl. G-Dur. Kammernovelle. Leipzig, Quelle & Meyer. 163 S.
Maartens, Maarten. Der Preis von Lis Doris. Roman. München, Albert Langen. 483 S.
Poe, Edgar Allan. Die schönsten Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. In neuer Verdeutschung von Ernst W. Freißler. München, Albert Langen. 238 S.
Blaumann, R. Durch den Sumpf. Übersetzt aus dem Lettischen vom Autor und von O. Schönhoff. (Lettische Lit., IX.) Riga, A. Gulbis. 156 S.
Brigader, Anna. Sprihditis. Märchen in sieben Bildern. Übersetzt aus dem Lettischen von Elfriede Eckardt-Skalberg. (Lettische Lit., VIII.) Riga, A. Gulbis. 109 S.
Jaunsudrabin, J. Aija. Erzählung. Übersetzt aus dem Lettischen von Oskar Grosberg. (Lettische Lit., X.) Riga, A. Gulbis. 182 S.
Poruck, J. Die reinen Herzens sind. Übersetzt aus dem Lettischen von Elfriede Eckardt-Skalberg. (Lettische Lit., VII.) Riga, A. Gulbis. 156 S.
Rainis, J. Das goldene Roß. Ein Sonnenwendmärchen in fünf Aufzügen. Übersetzt aus dem Lettischen vom Autor. (Lettische Lit., VI.) Riga, A. Gulbis. 182 S.
Dschung-Kuni, Bezwinger der Teufel. Altes chinesisches Volksbuch. Übersetzt von Cl. du Bois-Reymond. Potsdam, G. Kiepenheuer.

Lyrisches und Episches

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Leipzig, Insel-Verlag. 621 S.
Anacker, Heinrich. Werdezeit. Neue Gedichte. Wien, Amalthea-Verlag. 110 S.
Becher, Johannes R. Verklärung. Hymnen. Berlin, Verlag Die Schmiede. 59 S.
Büchli, Arnold. Zwischen Aar und Rhein. Neue Gedichte. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, XI.) Leipzig, H. Haessel. 102 S.
Herlik, Eva. Blüten vom Liebesbaum. München, J. Michael Müller. 141 S.
Jugend heraus! Gedichte und Prologe für Kundgebungen und Feste. Berlin, Arbeiter-Jugend-Verlag. 79 S.
Keiling, Will. Gesungene Welt. Hamburg, Will Keiling. 55 S.
Leonardi, Alexander. Naturklingen. Schwerin/Warthe, J. Schack. 96 S.
Liebrich, Fritz. Meine Stadt. Leipzig, H. Haessel. 95 S.
Rühr, Hermann B. Dichter Mäuseklee. Berlin, Leon Hirsch. 55 S.
Stoltze, Friedrich. Pracht- un Wunnerkepp. Gedichte und Erzählungen in frankfurter Mundart. Mit 8 Originallithographien und Buchschmuck von Fritz Franke. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 158 S.
Zerkaulen, Heinrich. Lieder vom Rhein. Warendorf, Heimatverlag, J. Schnellsche Buchhandlung. 43 S.
Zoellner, Margarethe. Neue Gedichte. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 80 S.

Dramatisches

Brües, Otto. Die Füchse Gottes. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes. 70 S.
Marischler, Oskar. Österreich. Ein Schicksal. Wien, Amalthea-Verlag. 128 S.
Zimmermann, Willi. Der Wunderweg des Rembrandt. Fünf Bilder in einem Rahmen. München, Die Wende Verlag. 142 S.

Literaturwissenschaftliches

Brentano, Clemens. Die Schachtel mit der Friedenspuppe. Wien, Ed. Strache. 66 S.
Busse, Bruno. Das Drama. III. Vom Sturm und Drang bis zum Realismus. (Aus Natur und Geisteswelt, 289.) IV. Vom Realismus bis zur Gegenwart. (Aus Natur und Geisteswelt, 290.) Je 2. Aufl. Bearbeitet von Ludwig und Glaser. Leipzig, B. G. Teubner. 134, 128 S.
Das Grabbe-Buch. Hrsg. in Verbindung mit zahlreichen Forschern und Dichtern von Paul Friedrich und Fritz Ebers. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke). 170 S.
Deneke, Otto. Koromandel-Wedekind, der Dichter des Krambambuli-Liedes. (Göttingische Nebenstunden, I.) Göttingen, beim Herausgeber. 80 S.
Dörrfuß, Adolf. Die Religion Friedrich Schillers. Ein Baustein zum Wiederaufbau der deutschen Seele. Mit einer Abbildung der Schillerbüste von Dannecker und einer Handschrift des Künstlers. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins, X. Bd., Marbacher Schillerbuch.)
Faesi, Robert. Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung. Zehn Essays. Wien, Amalthea-Verlag. 302 S.
Georg, Manfred. Carl Sternheim und seine besten Bühnenwerke. Mit einem Vorspruch des Bühnendichters selbst. Berlin, Franz Schneider. 65 S.
Hölderlin, Friedrich. Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Philipp Witkop. Stuttgart, Strecker & Schröder. 188 S.
Keller, Gottfried. Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, Albert Langen. 228 S.
Loest, Heinrich. Über E. T. A. Hoffmann. 15. August 1823. Hrsg. von Hans von Müller. Köln, Paul Gehly. 14 S.
Mörike, Eduard. Gedichte. Geschrieben von Hertha Podlich. (Die frischen Kränze. Eine Sammlung deutscher Gedichte aller Zeiten. Hrsg. von Werner Jansen.) Braunschweig, Georg Westermann. 135 S.
Rutz, Wilhelm. Friedrich Hebbel und Elise Lensing. Ein Kampf um Leben und Liebe. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 492 S.
Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken. Familien- und Freundesbriefe 1804—1834. In neuer Form mit einer Einleitung und Anmerkungen hrsg. von Heinrich Meisner. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 416 S.
Singer, Samuel. Die Dichterschule von St. Gallen. Mit einem Beitrag von Peter Wagner: St. Gallen in der Musikgeschichte. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, VIII.) Leipzig, H. Haessel. 96 S.
Storm, Theodor. Gedichte. Geschrieben von Hertha Podlich. (Die frischen Kränze. Eine Sammlung deutscher Gedichte aller Zeiten. Hrsg. von Werner Jansen.) Braunschweig, Georg Westermann. 136 S.
Sudermann, Hermann. Das Bilderbuch meiner Jugend. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 403 S.
Waiblinger, Wilhelm. Werke. Ausgewählt und hrsg. von Paul Friedrich. (Der Domschatz, Bd. X.) Berlin, Dom-Verlag. 416 S.
Weichelt, Hans. Zarathustra-Kommentar. (Wissen und Forschung, Bd. 13.) Leipzig, Felix Meiner. 366 S.
Wolff, Max J. Heinrich Heine. Mit einem Bildnis. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 657 S.

Kaus, Otto. Dostojewski und sein Schicksal. Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 162 S.
Lamm, Martin. Swedenborg. Eine Studie über seine Entwicklung zum Mystiker und Geisterseher. Aus dem Schwe-

dischen übersetzt von Ilse Meyer-Lüne. Leipzig, Felix Meiner. 379 S.
Marcuse, Ludwig. Strindberg. Das Leben der tragischen Seele. Berlin, Franz Schneider. 138 S.

Verschiedenes

Allgemeines Künstlerlexikon. Leben und Werke der berühmten bildenden Künstler. Vorbereitet von Alexander Müller. Hrsg. von Hans Wolfgang Singer. Bd. VI. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 307 S.
Augsburg, Meister Guntram von. An England. Leipzig-Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung. 38 S.
Bahr, Hermann. Sendung des Künstlers. Leipzig, Insel-Verlag. 202 S.
Beyer, Oskar. Weltkunst. Von der Umwertung der Kunstgeschichte. Dresden, Sibyllen-Verlag. 206 S.
Bousset, Wilhelm. Wir heißen Euch hoffen! Betrachtungen über den Sinn des Lebens. Hrsg. von Marie Bousset. Gießen, Alfred Töpelmann. 99 S.
Bruchmüller, Wilhelm. Das deutsche Studententum von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. (Aus Natur und Geisteswelt, 477.) Leipzig, B. G. Teubner. 132 S.
Buber, Martin. Ich und du. Leipzig, Insel-Verlag. 137 S.
Capelle, Wilhelm. Geschichte der Philosophie. I. Griechische Philosophie. 1. Von Thales bis Leukippos. (Sammlung Göschen, 857.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter. 128 S.
Dauthendey, Elisabeth. Akeleis Reise in den goldenen Schuhen und andere Märchen. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 106 S.
Dülberg, Franz. Vom Geiste der deutschen Malerei. 24 Bilder, besprochen von F. D. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde. 127 S.
Elkes, August. Geschichtstafeln. von der ältesten Vorzeit beginnend bis Neunzehnhundert. Unter Mitarbeit von G. Diercks. Stuttgart, J. B. Metzler. 116 S.
Elster, Alexander. Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. (Sammlung Göschen, 863.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter. 128 S.
Emmerich, Ferd. Vollschiff „Helgoland" auf einer Reise von Neuseeland nach Hamburg. München, J. Michael Müller. 201 S.
Ernst, Paul. Zusammenbruch und Glaube. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 109 S.
Exner, Franz. Gerechtigkeit und Richteramt. Zwei akademische Antrittsreden. Leipzig, Felix Meiner. 64 S.
Fickendey, E. Der Ölbaum in Kleinasien. (Auslandswirtschaft in Einzeldarstellungen. Hrsg. vom Auswärtigen Amt. Bd. 4.) Leipzig, K. F. Koehler. 112 S.
Friedjung, Heinrich. Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914. Bd. III. Berlin, Neufeld & Henius. 352 S.
Fugger-Zeitungen. Ungedruckte Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568—1605. Hrsg. von Victor Klarwill. Mit 24 Bildtafeln. Wien, Rikola-Verlag. 292 S.
Hagen, Maximilian von. Bismarcks Kolonialpolitik. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 584 S.
Haller, Johannes. Die Epochen der deutschen Geschichte. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 375 S.
Hirt, Ernst. Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner. 227 S.
Hugle, Richard Friedrich. Zur Bühnentechnik Adolph Müllners. (Inauguraldissertation.) Leipzig, August Pries. 32 S.
Lehmann, Paul. Die Parodie im Mittelalter. München, Drei Masken Verlag. 252 S.
Leonardi, Alexander. Gedankenblitze. Neue Parabeln und Fabeln. Pirna-Obervogelsang, J. Schack. 36 S.
Libanius. Apologie des Sokrates. Übersetzt und erläutert von Otto Apelt. (Philosophische Bibliothek, Bd. 101.) Leipzig, Felix Meiner. 100 S.
Lohß, Hedwig. Peterles Pate. Ein Märchen vom Wald und von allem, was drin lebt und webt. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 165 S.
Mendel, Joseph. Die Entwicklung der internationalen Erdölwirtschaft in den letzten Jahren. (Tagesfragen der Auslandwirtschaft.) Leipzig, K. F. Koehler. 177 S.
Müller, E. R. Bühnenkunst und Jugendspiel. Berlin, Arbeiter-Jugend-Verlag. 45 S.
Riedl, Max. Nothilfe in der Küche. München, J. Michael Müller. 79 S.
Sauter, Unter Brahminen und Parias. Erinnerungen ... fünfzehn glücklichen Jahren. Leipzig, K. F. Koehler. 273 S.
Schilder, Siegmund. Österreichs Wirtschaftsverhält... (Tagesfragen der Auslandwirtschaft.) Leipzig, K. F. Koe... 60 S.
Schultz, Julius. Die Philosophie am Scheidewege. Die An... nomie im Werten und im Denken. Leipzig, Felix Mei... 330 S.
Stein, August. Es war alles ganz anders. Aus der W... stätte eines politischen Journalisten 1891—1914. Aufs... („Irenaeus", 2. verm. Aufl.) Frankfurt a. M., Frankfurt... Sozietäts-Druckerei. 237 S.
Walliser Sagen. Ausgewählt und eingeleitet von Johann... Jegerlehner. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. ...) Leipzig, H. Haessel. 119 S.
Williams, Albert Rhys. Durch die russische Revolution 1917—1918. Berlin, Vereinigung internationaler Verlags... anstalten G. m. b. H. 257 S.

Eine Offenbarung über das Leben. Von einem Name... aus der Stadt des Erasmus. Aus dem Holländischen über... setzt von F. J. München, J. Michael Müller. 73 S.
Französische Volksmärchen. I. Aus älteren Quellen. II. Aus neueren Sammlungen. Übersetzt von Ernst Tegethoff. (Die Märchen der Weltliteratur. Hrsg. von F. von der Leyen und Paul Zaunert.) Jena, Eugen Diederichs. 321, 345 S.
Ingenieros, José. Prinzipien der biologischen Psychologie. Übersetzt aus dem Spanischen von Julius Reinking. Mit einer Einführung von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Felix Meiner. 396 S.
Viebig, Clara. Onder den Vrijheidsboom. Zedenroman. Übersetzt von J. P. Wesselink-van Rossum. Amsterdam, J. M. Meulenhoff. 333 S.

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6361. Jakob Bühr... Junger Wein und zwei andere Novellen. 74 S. — Nr. 6362, 6363. A. E. Brehm, Riesen der Tierwelt (Elefant, Nashorn, Flußpferd). 190 S. — Nr. 6364—6366. Edgar Allan Poe, Die Abenteuer Gordon Pyms. Übertragen und hrsg. von Carl W. Neumann. 263 S. — Nr. 6367, 6368. Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. III. Band. Hrsg. von Max Mendheim. 164 S. — Nr. 63... Hellmuth Unger, Mammon. Komödie. 62 S. — Nr. 637... Adolf Obée, Der Globus und Tante Nelly. Humoreske. 81 S.

Kataloge

Antiquariatskatalog Nr. 99. Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe. 36 S.
Antiquariatskatalog Nr. 682 (Kunst). Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 178 S.
Antiquariatskatalog Nr. 207. Osnabrück, Ferdinand Schöningh. 58 S.
Asien-Bücherei. Berlin, Weihland-Verlag G. m. b. H.
Bücherschatz 1923. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 40 S.
Das Autogramm. Nr. 7/8. Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe. 52 S.
Deutsche Literatur. Katalog 3. Berlin-Charlottenburg, Das antiquarische Buchkabinett G. m. b. H. 32 S.
Jahresbericht 1922 (X. Nachtrag zum Hauptkatalog von 1913). Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 71 S.
Kunst. Katalog 57. Berlin, Edmund Meyer. 84 S.
Mitteilungen aus dem Großantiquariat. I, 1. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 15 S.
Mitteilungen vom Büchermarkt und aus dem Antiquariat. 1922, 3/4. Bonn, Ludwig Röhrscheid. 96 S.
Verlagskatalog. Zürich, Artistisches Institut Orell Füssli. 48 S.

A catalogue of books. London, Stanley Paul & Co. 31 S.
Livres anciens et modernes. No. 482. Haag, Martinus Nijhoff. 32 S.
Nijhoffs Mededeelingen vom 15. Oktober bis 15. November 1922 (S. 77—88), vom 15. November bis 15. Dezember 1922 (S. 89—100). Haag, Martinus Nijhoff.

Redaktionsschluß: 3. Februar 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Karl Haug, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: für dieses Doppelheft 600 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tarif

1923 1. April Heft 13/14

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 13/14. 1. April 1923

Gedenkblätter

XXV

Zum Tode von Ernst Troeltsch

Von Otto Grautoff (Berlin)

Der Forscher gehörte der Wissenschaft, der Lehrer der akademischen Jugend, der Mensch der Allgemeinheit. Theologie und Religionsphilo-ophie haben einen schweren Verlust erlitten, die Iniversität hat einen der lebendigsten und mit-eißendsten Lehrer verloren; aber über die Fach-nd Berufskreise hinaus wirkt sein plötzlicher Tod ie ein Schicksalsschlag, der im entscheidenden lugenblick den tapfersten Führer des neuen Deutsch-ands gefällt hat.

Erst seit 1915, in den herben, an Enttäuschungen ie auch an Erfolgen reichen Jahren seiner Wirksam-eit an der berliner Universität ist Ernst Troeltsch u allgemeiner Sichtbarkeit emporgewachsen. Der ern seiner Persönlichkeit festigte sich in wissenschaft-ichen, politischen und persönlichen Kämpfen. Er prühte in alle Windrichtungen Funken, entzündete eelen, und die von seinem Feuer Durchleuchteten ammelten sich um diesen Führer, der alles mensch-iche Erleben und alles geistige Erkennen in der To-alität seines Wesens umschmolz, um es für die Ge-enwart und die Zukunft Deutschlands wirksam zu nachen. Sein Leben war eine Ritterschaft: Aus eutscher Not wuchs seine ethische Kraft. Aus dem Slauben an Deutschland, aus der Ehrfurcht vor dem Schicksalsmäßigen im Weltgeschehen stand sein Wille um Staat auf. Laut und mutig hat Troeltsch sich zum eeuen Deutschland bekannt und frei und trotzig seinen Widersachern ins Auge geblickt. Sein ganzes Streben iente dem Aufbau einer Geistigkeit im Rahmen der eeuen Staatsform. Er wollte die Republik durch thisches Feuer leuchtend machen, eine Ideologie auf-ichten, die dem Deutschtum wieder ein Ziel und den Deutschen einen Lebenszweck zu geben vermag. Er war der lebendige Beweis dafür, daß das Beste an er Geschichte der von ihr erweckte Enthusiasmus ist. Ihm war das höchste Ziel aller Lebensweisheit, den Zusammenhang der Ruhe im Religiösen mit dem unendlichen Schaffen der Geschichte zu ahnen. Auf dieser weitgespannten Weltschau ruht sein letztes Hauptwerk, „Der Historismus und seine Probleme", das alle Fachgrenzen einreißt, die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts zusammenfassend darstellt und eine Kultursynthese unserer Zeit entrollt.

Abschnitte aus diesem Werk, die in Zeitschriften erschienen, seine Reden und sein politisches Wirken haben auch bereits in der außerdeutschen Welt seinen Namen sternhaft aufleuchten lassen. Neben seinem ermordeten Freunde Walther Rathenau war Ernst Troeltsch die einzige große Persönlichkeit des neuen Deutschlands, dem nicht nur Holländer und Schweizer, sondern auch Engländer und Amerikaner, sogar ein Franzose ehrerbietig Achtung erwiesen. Drei Tage vor seinem Tode empfing er eine Abordnung amerikanischer Studenten. Wenige Wochen vor seiner Erkrankung hat er die Vorträge beendet, die er im März vor der akademischen Jugend von London, Oxford und Edinburgh halten sollte. Im vorigen Jahr hat der französische Philologe E. Vermeil seine Bewunderung für Ernst Troeltsch in einer Biographie zum Ausdruck gebracht.

Die europäische Sichtbarkeit seiner Persönlichkeit ergab sich aus der Anspannung und Entfaltung seines ganzen Wesens. Letzten Endes wurzelte sein Geist im Deutschtum. Für uns, seine Landsleute, liegt das höchste und schönste Beispiel seines Lebens in dem Triumph dieses deutschen Charakters. Deutsch war sein Fühlen und Denken, sein Schaffen und Wirken. Weil er durch sein Deutschtum sich sieghaft über alle Parteien und Nationen erhoben hat, belebt sein Triumph unser erschüttertes Selbstvertrauen, unsere erlahmte Energie, haucht er uns wieder die Gewißheit ein, siegen zu können, sollten wir selbst wie Ernst Troeltsch kantig, unbequem, aufreizend, stürmisch sein, wenn nur unser Zukunftswille stark ist, wenn wir uns nur zu unserem Schicksal bekennen, wenn unsere Herzen lernen das Tragische zum Dionysischen umzuschmelzen. Wandelbarkeit hat man Ernst Troeltsch vorgeworfen. Theoretische Pedanten haben mit dem Finger auf ihn gewiesen. Ja, er war wan-

delbar! Aber wer deshalb mit kleinlichen Vorwürfen auf ihn zielt, weiß zwischen Sinneswechsel und Wandelbarkeit nicht zu unterscheiden. Troeltsch war nicht launenhaft, wankelmütig und schwankend im Urteil, sein Geist war ewig bewegt, fließend wie das Leben. Er sah Menschen, Dinge, Bücher unter immer neuen Aspekten, trug die Bescheidenheit großer Schaffender in sich, die wissen, daß sie Endgültiges nicht geben können, daß alles Lebendige, auch das Urteilen im Fluß bleiben muß, wenn es zündende Kräfte ausstrahlen soll.

Er war ein Gegenwartsmensch. Wie alles, was er las und hörte, mochte es zeitlich, räumlich, durch Jahrhunderte und Länder von ihm getrennt sein, ihm zur lebendigsten Gegenwart wurde, so schuf er sein Erlebtes und Gedachtes, sein Wesen in jedem Augenblick neu. Wie in seinen Worten und Schriften als Unterton in jedem Satz die ganze Fülle seines Wissens, die ganze Weite seines Weltsehens mitschwang, so war in jeder seiner Gebärden, seinem Lachen, seinem Alltagswort stets die Fülle seiner Persönlichkeit gegenwärtig. Sein Erscheinen glich einem windbewegten Sonnentag: der Sturm braust, die Blätter rauschen, die Wolken fegen in Fetzen vom Himmel, aber die Sonne strahlt immer wieder siegend hervor. So wirbelten und brausten auch seine Urteile, Antworten, Scherzreden daher, sprudelnd, hastig, witzig, treffend und leidenschaftlich — immer überstrahlt von der Glut eines vollmenschlichen Temperamentes. Sein Minenspiel, die Beweglichkeit des Mundes, das zur Seite blitzende Auge hatte etwas von einem Naturereignis. Von alledem bleibt uns jetzt nichts mehr als die Erinnerung.

Hanns Johst

Von Hans Sturm (Berlin)

In der Geschichte der Völker wie der Dichtung wechseln die kampfdurchtobten Zeiten triebhafter Elementarmächte und gewaltsamer Neuerung mit ruhigen Epochen sittlichen Zusammenhaltes und behaglichen Gedeihens. Aus beiden erst wächst schöpferische Kultur. So sichtete und gestaltete die klassische Zeit in Deutschland die fast unübersehbare frühere Bewegung der Menschheit mit dem Wissen und Schaffen ihrer großen Dichter. Das 19. Jahrhundert erbebte unter der Dämonie des Neuen und Unerhörten (Revolution, Napoleon, Maschine) und vermochte kaum, diese Ereignisse zunächst auch nur mittelbar zu bewältigen. Vor uns nun steht die Aufgabe der Zukunft — der Krieg und die sich anschließenden Konferenzen hätten sie politisch zu lösen — den ungeheueren Verlust wieder in eine geordnete Form zu bringen, besser gesagt, der uralten eine neue Seele zu geben.

Den Weg zur neuen Form als Sinn und Gefäß des künstlerischen Gewissens unserer Tage hat Johst als einer der Frühesten erkannt und wohl als Stärkster mit aller Willensschärfe und Zielklarheit aufgezeigt. Er begann mit scharfen Protesten, begeisterten Urteilen und glühenden Analysen. Über die Einzelheiten dieser Beweisführungen, Feststellungen und Untersuchungen ist zu rechten, entscheidend ist hier der überschauende, ordnende Blick, der das Weltsystem im Kunstwerk und das Kunstwerk als bewußte Schöpfung im Weltganzen erlebt.

Schon in seinen frühen Gedichten „Wegwärts" steht Johst auf neuen Hürden des alten Lebens, und Feinhörige ahnten damals bereits Auferstehung und Tag. Zwischen Romanen und Dramen keimten sie auf aus blühenden Ekstasen, wurden brausender Klang zwischen Jubel und Not, zwischen Sterben und Daseinsrausch, wurden tönender Ansturm an die bresthafte Welt. Wesen und Dinge leuchten in seinem Wort, und das eigene Wort preßt er an das hämmernde Herz, nicht, weil es sein Wort, sondern weil es die Macht hat, leidumschauerte Menschen zu einer neuen, wahrhaftigen Brudergemeinde zusammenzuschließen. Heimatliebe weitet sich im „Rolandsruf" zur Menschenliebe, und in der Gedichtreihe „Mutter" wird diese Menschenliebe im engen und doch uferlosen Ring der Menschwerdung zu jäher Hingabe an das jegliches Sein umflutende All. An Goethes Elegien und Verhaerens Rhythmen knüpfen Johsts Dichtungen an in ihrer formalen Schönheit, ihrer Wesensreinheit und ihrem gestaltenden Ethos.

Der von innen drängenden Kraft genügte die Form des Gedichtes nicht. Auch er wollte und mußte, wie der Held seines ersten Romans, „sein Leben in Akte ballen und sein Brudertum hinausschreien aus heißen Komödianten. Er wollte den jungen Menschen zeigen, daß er gewesen war und in ihm alle jungen Menschen bei den Händen nehmen."

Das bürgerliche Lustspiel „Der Ausländer," einfach und unterhaltsam, und die derbere Bauernkomödie „Stroh," die nicht ohne Humor die Verschlagenheit und die „relative" Moral der (übrigens scharf gezeichneten) Kriegskornwucherer, der betrogenen Betrüger, verspottet, sind nur Vorworte, nur tastender Beginn. In der Bauernkomödie wurzelt er tief im Boden und in den Menschen seiner Heimat, um später um so höher in seine ureigenen, einsamen Bezirke ragen zu können.

Das ungeheuere Geschehen des großen Krieges bringt ihm die Berufung, lehrt ihn, Herr seines Selbst zu werden in der Szene „Die Stunde der Sterbenden". Nicht Menschen, sondern Stimmen Sterbender wimmern, stöhnen und schreien ihre äußere und innere Not in das nächtliche Grauen eines verregneten Schlachtfeldes. Die Sehnsucht wird gestaltet, nicht die Erlösung. So blieb das Werk nur Szene, nur ein geformtes Erlebnis, nur ein bildgewordener Schrei.

Wie ein einziger, leidenschaftlicher Monolog wirkt das (aus einem Vorspiel und acht Bildern bestehende

tatische Szenarium „Der junge Mensch“, oft ihender Ruf, oft willkürlich überreizte Anklage des igen, revolutionär-aktivistischen Geistes unseres ute. Trefflich symbolisiert Renée Bey in der telzeichnung den jungen Menschen, der, ein unbändig sich bäumendes, ungezäumtes Roß, den genwillen einer noch nicht durch Zügel und Kanre gehemmten Kraft besitzt. In seinem Suchen ch dem Ausweg aus der licht- und luftlosen rgerlichen Enge geht er den Leidensweg des Verinnten, Verspotteten, Verfemten: Schule, Stuntenbude, Freudenhaus, Dachstube, Bahnhofslle, Nervenheilanstalt, Hotel, Krankenzimmer, rchhof. Das letzte Bild mündet in ein Symbol. leichsam als Auferstandener schaut der junge Mensch nem eigenen Begräbnis zu. Wie er so auf der rchhofsmauer rittlings sitzt und noch einmal den nzen seligen Jugendrausch in sich überstürzendem ekenntnisdrang hinausschreit, eine blaue Glockenume zwischen den Lippen, wird ihm Entscheidung. Zwischen den Schenkeln die Grenze von Leben id Tod. Hoppla! Ein solcher Ritt durch die Welt hnt!“ Er wirft den jungen Menschen ab, läßt alle egriffe, ruft nach Tätigkeit und bittet das Puikum: „Klatscht! klatscht! Brüder und Schwestern, ß euere Hände Glocken werden zur Selbstbesinng! Euch! und mir!“ Das ekstatische Szenarium letzten Sinnes ein aus Dunkel und Gebundenheit il aufflügelnder Protest wider alles Herkömmliche, is den geistigen und sittlich freien Aufstieg unserer ugend behindert. (Interessant wäre die Frage, ie Johst die Linie Lenz-Wedekind kreuzt.) Manchal wollen Widersprüche laut werden, scheint sich e Szene zur Verherrlichung des eigenen Ichs zu rmen, was bedeutet es! Solche glutheißen Werke, nausgeschleudert von der grellen Not einer morjen Zeit, sind unbedingte Notwendigkeiten, und re formalen Mängel nur Unfertigkeiten, die verassen neben der beschwörend dem Ganzen entiellenden Idee.

In dem jungen Menschen, wie in jedem wesentchen Menschen, wacht der Wunsch, das Leben als orm zu leben, am stärksten und ungeheuerlichsten i den schöpferischen Naturen. Was bei Menschen es Alltags Sentimentalität, allenfalls verschwomiene Sehnsucht ist, wird dem Schaffenden zur ragik des Einsamseins, die des Erdhaften und des wigen letzte Dinge umzirkt, die Götterschicksale in ie qualzerrissene Brust reißt und so unaussprechares Geschehen gestaltend durchlebt. „Der Einsame“ t immer der schöpferische Mensch, taumelnd vischen Gestirn und Erdenstaub. So sieht Johst das enie Grabbes und zeichnet es, nicht auf dem alten chitektonischen Unterbau, sondern in einer Reihe iapper Szenen, die den Umriß dieses tragischen eschickes geben. Johst zeigt hier Gemeinsames mit en Unvollendeten des Sturmes und Dranges, mit enz und Büchner, und mit Grabbe selbst, nur dürfte ier und da der schwelende Brand der kraftumwitterten Brüder noch jäher und heißer auflodern aus seinen Szenen, in denen blühende Dialoge wechseln mit betäubendem Erlebnis. Groß, begeisterungstrunken ragt Grabbe (nach Vollendung des Napoleon) in das erste Bild. Doch Höhe ist Wende, und oft, so hier, rasender Sturz. Die geliebte Frau stirbt in den Geburtswehen, der Freund, dessen Braut er verführt, verläßt ihn. Die Behörde jagt den nicht in das bureaukratische Joch sich fügenden Dichter davon. Der Verleger macht kein „Geschäft“ mit ihm und läßt ihn fallen. Die Mutter steht ihm fern gegenüber und fremd: Tragik des eigenen Blutes. Die Sp eßer höhnen den sie nicht mit Zoten zufriedenstellenden Propheten. Und die Wirtin reißt dem Sterbenden, der „drei Monate die Miete schuldet“, das Kissen unterm Kopfe weg. Dieser unerbittliche Untergang hätte ein wenig mehr auf Kampf statt auf Erleiden gestellt sein müssen.

In dem ekstatischen Szenarium schrie er den Menschen hinaus, in dem Grabbe-Werk kündete er von dem schöpferischen Menschen. Nun verwirrt er, seines Weges und seiner Sendung bewußt, nicht mehr Wollen und Worte. In dem Bühnenspiel „Der König“, fern allem Überschwang und jeglicher Literarhistorie, spannt er konzentrische Seelenkämpfe um die Mitte einer eigenwilligen Kraft. Aus den Tiefen der leidenden Volksseele hebt er diesen König mit dem macht- und gefahrkühnen Willen, die Untertanen menschlich zu regieren. Der König übt entschlossen das Richteramt und gibt selbst in heißem Rechtsgefühl neue Urteile für die Armen und Verkannten. Seine Verordnungen entspringen menschlichen Erwägungen und Beschlüssen, die sich nicht um verklausulierte Gesetzesparagraphen drehen. Die aus dem Herzen geschöpften Beispiele werden von seinen Gegnern, denen der Staatsbürger über den Menschen geht, mit dem Hirn erwogen. Der stündlich wachsende Widerstand härtet seinen Entschluß. Selbst in dem Augenblick, da dieser Menschlichste am Menschlichen, dem Weibe, scheitert, da das Volk ihm die Herrschergewalt abspricht, bleibt er der, der er ist, will von Haus zu Haus gehen, um die Königswürde der wahren menschlichen Freiheit jedem zu künden. Erst als die Gegner sein menschliches Wirken, das reinster Güte entstammte, sabotieren, steigt er auf den Schloßturm und steigt hinaus aus der im Menschlichen so unzulänglichen Welt. Auftakt und Amen dieses Werkes ist die heißaufglühende Verkündigung der Güte, deren letzte Steigerung in die Tragik mündet. Der Held stürzt und weist im Fall neue, weite Bereiche zur Tat der Menschenliebe. Auch dies Spiel vom König ist nur eine lose Bilderreihe, aber das dem Ganzen innewohnende Gesetz läßt kein Glied missen. Ebenso wuchs die sprachliche Form in harmonische Festigung. Manchmal denkt man: löst das Künstlerische die stärkere Wirkung aus oder die Gesinnung? Doch bald verstummen diese kritischen Zweifel vor dem Ethos, das kristallen schwingt über dieser aus der Menschenseele

heraus als Gleichung und Gleichnis gestalteten Legende des Verzichtes.

Johst läßt Grabbe irgendeinmal auf die Frage, was eine Tragödie ist, antworten: „... ein Menschenleben, das gelebt sein will — ein Leben lang." Dies ist Johsts eigenstes, oberstes Prinzip.

Das eigene Wollen und Tun in Ideal und Irrung, in Glauben und Zweifel, in Glanz und Trübe zu formulieren, ist ihm unumgängliche Daseinsnotwendigkeit. Dieser Satz argumentiert auch Johsts letztes Bühnenwerk „Propheten", das nicht, wie etwa bei Strindberg, aus der Geschichte sich formte, sondern aus unserem Geschehen, und so in des Dichters jungheißem Atem zu einem hellen Ruf wird in unsere morschen, leidfahlen Tage. Diese dramatische Legende deutscher Vergangenheit ist erfüllt von religiöser Inbrunst und verstiegener Schwärmerei, von heimlicher Feme und fanatischen Fehden, von Hexenwahn und Bekennermut, von blutigen Greueln des Bauernkrieges, von Brand und Seuchen, von Judenverfolgung und Bildersturm, Sippenhaß und Ketzertod. Wie Visionen blühen die geballten Bilder nebeneinander auf, innerlich verbunden durch die aus Anstoß und Rückwirkung herausgeborenen Konsequenzen. Dieses Werk erfüllt die Forderung, die Max Freyhan (in seinem Werke „Das Drama der Gegenwart") an das geschichtliche Drama stellt: die Historie ist „einbezogen und aufgegriffen, um an ihr ein gegenwärtiges Weltgefühl zu versinnlichen und zu verkünden". So tief Strindbergs „deutsche Historie" in der Geschichtsdramatik steckt, so hoch greift Johsts Prophet in die Bezirke des Mythos, in dessen Sternenschimmer das Weltbild abrollt. Johst zeichnete hier die Kraft und Gegenkraft sorgsam verteilende Komposition einer, oder besser, der aus der Bahn geworfenen, haltlosen, rätseldunkle Ziele suchenden Epoche samt ihrer stärksten Persönlichkeit, einer Welterscheinung mit dem Kainszeichen des Genies. Unter des Dichters Werken hat dieses Lutherdrama wohl Johsts reinsten Geist und Klang, Johsts tiefste Wesenheit und Bestimmung.

In einer Atempause zwischen Werk und Werk brach er seine erste epische Frucht, den Roman „Der Anfang", wohl ein Rückblick auf seine Jugend. Hans Werner lebt zwischen gesteigerter Daseinsfreude und Niedergeschlagenheit, zwischen dem Freunde, der vor dem Maturum aus dem Leben floh, und dem Klassenkameraden, der das Leben mit ererbter Nüchternheit beginnt. Aber der Jurist wird bald nacheinander Germanist, Schauspieler, Dramaturg und Regisseur, um am Ende im Bühnenzauber statt der Erfüllung nur Gunst, Gier und Augenblickswirkung zu finden. Endlich löst er sich vom Theater und beginnt an der Hand einer reinen Frau den Weg ins Dichtertum und ins wahrhaftige Leben, in die tätige Wirklichkeit, die aus Wahrheit und Sehnsucht sich hebt. „Und diese Wirklichkeit ist das Gesetz, in dem wir leben müssen."

Das zweite epische Werk, „Der Kreuzweg", h[...] mit dem ersten den ruhelosen Erkenntnisdrang [...] Angelpunkt jeglichen Geschehens gemein. Zw[...] Männer finden sich aus Freude an dem Ander[...] geartetsein des anderen zueinander und formen [...] das Bild des eigenen Ichs. Der junge Arzt sie[...] seines Wirkens Ziel im ständigen selbstlosen Helfe[...] und die Verantwortlichkeit gegenüber seinem Vo[...] läßt ihn mitwirken an der Gesundung der „ve[...] wirrten und kranken Heimat". Der Apotheker, i[...] Vollgefühl seiner Sendung, läßt seinen Ber[...] predigt in der großen Stadt den Menschen v[...] seinen Zielen und unternimmt eine Reise nach Ru[...] land, woher ihm das Heil zu kommen dünkt. Ei[...] Fülle sozialer Erkenntnisse, wertvoller Einsichten un[...] wundersamer Naturbilder bilden Rahmen un[...] Hintergrund für das Tun der Hauptgestalten, de[...] Brennpunkt mannigfaltiger religiöser und sozial[...] Fragen. Denn dieses durch stärkste Konzentratio[...] auf das Wesentliche gestellte Werk ist aus ein[...] seelischen Not geboren, die nicht hinter den ku[...] turellen und politischen Problemen zurücktrit[...] sondern mitten in diesem vielfältigen, blendende[...] Lichte steht. Es ist ein Anruf an unsere trotz all[...] Schwärmereien, aller Tätigkeit innerlich erschrecken[...] arme Zeit und fordert jene einmalige, aus de[...] Herzen kommende Entscheidung: die Bruderlie[...] und unsere Begegnung mit Gott, wenigstens di[...] Erkenntnis des von keinem eudämonistischen Zi[...] sondern allein von unserem seelischen Mittel- un[...] Ausgangspunkt bestimmten Weges.

Johsts Epik weicht ebenso wie seine Szenen un[...] Dramen, stark von allem Herkömmlichen ab. Nich[...] aus dem üblichen Wechsel von Abenteuer und Mora[...] listik, der zum Zwitter führen mußte, sondern au[...] dem eigenen bilderreichen Schoß steigt das Ge[...] schehen in das Daseinhafte, in die spontane Wir[...] lichkeit. Der Dichter weiß nichts von Zergliedern[...] Erläutern, Vor- und Rückwärtsbegründen und so[...] stigen Kunstgriffen; in ihm wirkt nur ein namen[...] loses, zur zwingenden Offenbarung gesteigerte[...] Sichselberdarstellen, und zwar in einer kühn und[...] doch bedacht seinem Können zugemessenen Natur[...] wirklichkeit, wie sie aus den in transzendentem[...] Selbsterfülltsein hinrauschenden Chorwerken Beet[...] hovens tönt. Johst bestätigt das hebbelsche Wort[...] „Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schriebe." Im „Anfang" packt die reine Wahrhaftig[...] keit, mit der der junge Mensch um Gott, Weib un[...] Welt ringt, im „Kreuzweg" legt der Dichter ei[...] offenes Bekenntnis ab zu seinem Volk und zu seine[...] Zeit. Tausend Fragen tönen auf und versinken i[...] dem erdumbrandenden Suchen: Gott. D e Einheit von Leben und Wirken ist für Johst seelische Religiosität.

Seinem Werke[1]) — ein beißender und prüfender

[1]) Hanns Johsts Werke erschienen alle im Verlag Al[...] Langen, München; nur das Grabbe-Drama „Der Einsame", „Der junge Mensch" und „Wegwärts" erschienen im „Delphin-Verlag", München.

tachel in die träge Normalbürgerlichkeit — eignet n aggressives Ethos, dem die meisten Programme nd Manifeste der heutigen Jungen und Jüngsten lügelt gegenüberstehen. Gleich den Verkün-ngen Nietzsches bedeutet Johsts Schaffen in len sentimentalen, sittlichen und soziologischen ezirken ein Aufruhrsignal. Sein helleuchtendes anner strahlt: der Mensch. Der Dichter wird mer im Kernpunkt seines Werkes stehen, sein ille in vibrierenden Ausstrahlungen tönen, das rsönliche Schicksal seines ephemeren Ichs wieder-hren in den Masken seiner Gestalten, und er wird mer er selber bleiben, ob er nun sein Werk auto-ographisch gibt, oder ob er es in den überwirklichen ereich des Typischen und Symbolischen hebt. enn ihn ließ die Qual der Gehemmten, der Ent-chteten werden, und bricht aus ihm inbrünstig nd ehrlich. Nicht eine in ihrem eigenen Unwert rsunkene, beinahe verschollene Kultur, sondern e letzten, unumstößlichen Rechte der Jugend, um e manches schweigende Herz trauernd verging, fen in ihm stürmend nach Berechtigung und ristenz. Sein Wort schwingt wunderbar gebietend d seltsam beschwörend über den Generationen, d erschütternd ist seine tiefe und klare Bejahung des ngen, schaffenden Geschlechts.

Bekenntnis zur Bühne

Von Hanns Johst

Ich mache im allgemeinen die platonische Einstellung über das dichterische Bewußtsein zu der meinigen. Es verbleibt aber neben dem in dichterischen Element genügend bewußte Sub-nz, die es dem Schaffenden ermöglicht, Rechen-aft über den Prozeß seines Werkes abzulegen. Die iziplin des dramaturgischen Schaffens scheint mir n ersichtlichsten neben rein dichterische Vorgänge jektiv erarbeitete, technisch gepackte Handlungen, hesen, Formungen, Absichten, Erkenntnisse, Über-ugungen zu stellen. Die Bühne fordert neben der chau des rhapsodischen Sehers die Leidenschaft des rattischen Gestalters; sie will neben der Schönheit n Kampf der Weltanschauung, neben dem Melos r Junge die Härte des bewußten Hirns nicht issen. Sie lechzt ebensosehr nach dem Spiel dich-rischer Phantasie wie nach der Architektur öko-omischer Zielstrebigkeit. So wenig ich auch dazu eige, mich der Souveränität des wirksamen Thea-rs zu fügen, schon aus der pädagogischen Erwägung raus, daß im Fall unbedingter Gefolgschaft die esetze der theatralischen Überlieferung ohne Ab-andlung nur zu bald langweiligster Selbstverständ-chkeit verfallen müßten. Ebensowenig verkenne ich as Recht der praktischen Forderung nach einem anon des Theatralischen.

Es ist und bleibt eine taktische Frage (und der Erfolg gibt nirgends in künstlerischen Fragen so grausam Recht) inwieweit man sich der gegebenen Mittel der Konvention bedienen muß, um sich verständlich zu machen und inwieweit man es darf, ohne sich der eigensten dichterischen Prägung verloren zu geben. Neben der taktischen Deutung dieser Frage gibt es für mich die wesentlichere: das natürliche Selbstbewußtsein. Und hier glaube ich den Schaffenden im Grunde, selbst wenn er sich mit allen Energien zu objektivieren trachtet, von der platonischen Erkenntnis meines Vorspruches bereits wieder eingefangen. Der Schaffende hat eben das Glück, mit Organen ausgestattet zu sein, die tödlichen Einflüssen unbewußt sich verschließen. Wie die Hand des Malers sich ohne großes Bedenken immer dem gegebenen System des Rahmens assimiliert, so verschreibt sich der Dramatiker auch immer wieder dem Rahmen der Rampe und Soffitte. Er sieht, erkennt, erfaßt, erfühlt, erzwingt die Probleme der Zeit, der Umwelt, seiner Seele in der ihm naturgemäßen Optik der Szene. Er kann oft nach dem Abschluß eines Werkes objektiv und vernünftig über den Bau der Arbeit sprechen und wird, während er im Gerüst steht — ist er wahrhaftiger Dramatiker und nicht nur Literat oder Theatraliker — doch nicht genau wissen, wie sich der Bauplan im einzelnen zum erfühlten Aufriß des Ganzen fügen wird. Diese Einschränkung zum seelischen Kern des Dramas. Erkennen wir im Drama erst diesen Kompromiß von dichterisch Elementarem, von literarisch Geistigem (um das Wort Tendenz zu umgehen, als im Niveau zu flach) von theatralisch Bewußtem, so wird unsere Einstellung sich leicht an das Bekenntnis Schillers zur Bühne als der Bildungsstätte des Volkes anzuschließen vermögen. Wir sehen im Theater letzte Kultstätte einer bedrohten, verschütteten Volksgemeinsamkeit, einer letzten pädagogischen Möglichkeit, das Volk vor der Vermaterialisierung einer rein aktuellen Welt zu wahren. Wir erleben im lebendigen Theater ein letztes Asyl völkischer Diskussion und völkischer Erhebung, wir erfühlen einen Weg, der über das Recht und das Gesetz die schöpferische Idee einer Metaphysik setzt und so die Untiefen sozialistischer und kapitalistischer Maximen mit der Tiefe ideeller Sittlichkeit und gläubiger Übersinnlichkeit erfüllt. Wir glauben an die Bühne und dienen ihr, weil wir mit ihr hoffen, das Volk vor der Politik als alleinseligmachender Lebenseinstellung bewahren zu können. Den Unpolitischen eine Zuflucht, den Unkirchlichen eine Gemeinschaft, den Unbegrenzten (oder, wie sie sich nennen, Internationalen) eine Besinnung in der Begrenzung ihrer Muttersprache, den Stürmern eine Stille, den Stillen ein Sturm, soll das Theater nicht Proletarierbühne, nicht Hofbühne, nicht Bürgerbühne sein, soll es als schönes und starkes sprachschöpferisches Gebilde nichts zu beweisen versuchen als die Hilflosigkeit des Menschen gegenüber dem Schicksal.

Der Gewinn des Theaters ist und bleibt die verstummende Demut seiner Gemeinde ... Nur so wird aus sinnlichem Spiel übersinnliches Schauen, so wandelt sich der Griff des Dichters zum Ergriffensein seiner Zeit ...

Sinclair Lewis

Eine neue Verheißung im nordamerikanischen Roman

Von Friedrich Schönemann (Münster i. W.)

Im Jahre 1920 wurde Sinclair Lewis durch seinen Roman „Die Hauptstraße" (Main Street) [1]) über Nacht berühmt. Das Buch hat heute bald eine Auflage von 400000 erreicht und daneben bereits einen Platz im amerikanischen Bewußtsein erhalten, was natürlich wichtiger als seine hohe Auflage ist. Die Heldin des Buches, Carol Kennicott, ist sprichwörtlich geworden.

Lewis ist nun nicht der erste Schriftsteller, den der amerikanische Büchermarkt mit seiner Gunst überschüttet, aber wenn sein Buch so einschlug, so verdankte es das vor allem der Tatsache, daß es „zur rechten Zeit" erschien. Die Jahre nach dem Weltkrieg haben nämlich manche Amerikaner aus „Kreuzfahrern" gegen einen eingebildeten Hunnenschrecken und für eine ebenso eingebildete Weltdemokratie zu kritischen Demokraten gemacht: sie ziehen die Bilanz aus allen den moralischen Anmaßungen, nationalen Vorurteilen und jingoistischen Verirrungen, aus Haß und Hetze der Kriegszeit und kommen zu einem passiven Ergebnis. Da gerät aber außer einem gewissen unechten und unwahren Amerikanismus auch manches alte Stück der sogenannten angelsächsischen Zivilisation mit auf die Verlustseite. Anders ausgedrückt ist es eine Art Selbstbesinnung und vielversprechende Selbstprüfung, wovon verschiedene Werke zeugen. Fast gleichzeitig erschienen neben „Main Street" die Gedichtsammlung „Das Lynching-Kränzchen" (Lynching Bee) von W. E. Leonard und das kühne und leidenschaftslose, aber wuchtige Werk des harvarder Rechtslehrers Chafee über Redefreiheit (Freedom of Speech), das die amerikanische Heimatsdemokratie von 1918 ins rechte Licht stellt. Es folgte der Roman von Dos Passos „Die drei Soldaten" (Three Soldiers), der erste Protest der amerikanischen Jugend gegen den Weltkrieg, und schließlich das höchst bedeutsame Buch der dreißig Amerikaner über die moderne amerikanische Kultur (Civilisation in the United States), das eine Zusammenfassung aller der verschiedenen kritischen Stimmen von heute und ein wirklich schönes Zeugnis ist für den Ernst und die Ehrlichkeit des vorwärtsdrängenden amerikanischen Geistes. Diese kritische Bewegung darf für das innerliche Vorwärtskommen Amerikas nicht unterschätzt, aber andererseits auch nicht überschätzt werden; denn natürlich sind diese kritischen Amerikaner eine Minderheit; sie sind nicht einmal in der führenden Bildungsschicht tonangebend, die ja auch die öffentliche Meinung und die Politik der Union macht, und viel weniger noch kümmert sich die bequeme Masse der zeitunglesenden Amerikaner um ihre Gesellschaftskritik und geistige Einsicht. Warum das so ist? — Diese Frage beantwortet gerade das Romanwerk von Sinclair Lewis vollkommen. Der deutsche Leser bekommt damit also nicht nur einen erfreulichen Einblick in das protestierende, sondern auch einen ebenso ergebnisreichen Einblick in das zufriedene Amerika von heute.

Sinclair Lewis wurde 1885 in Sauk Centre, Minnesota, geboren, „einer Präriestadt von 2500 Seelen, umgeben von Seen, Weizenfeldern und kleinen Gehölzen" — so ungefähr dieselbe Art Stadt die er in „Main Street" beschreibt. Die Leute des Landes um diese Stadt sind hauptsächlich Schweden, Norweger und Deutsche (Bayern). Als Knabe lernte er (sein Vater war Landarzt) ein ziemlich ungrammatisches Deutsch von den Farmern, die meist seines Vaters Patienten ausmachten, und das erklärt wohl das Interesse, das er immer für Deutschland gehabt hat ... Knabenjahre, wie sie ein typischer Prärieort gibt, unberührt vom Hauch der Welt, der Kunst und des Ehrgeizes. Geschichtenbücher führten ihn zu dem Interessenkreis der Universitäten des Ostens anstatt dem der Staatsuniversität, jenes Warenhauses des Wissens, zu dem sein Vater ihn schicken wollte. So kam er nach Yale. Nach bestandenem Universitätsstudium kamen mehrere Wanderjahre, Zeitungsdienst in Kalifornien und Jowa, Arbeit für die „Charity Organisation Society", eine Art Wohlfahrtsgesellschaft in Neuyork, ein Ausflug nach England, den er als Arbeiter im Viehboot machte. Während all dieser Zeit versuchte er sich im Schreiben, doch ohne Erfolg, und er wurde als ein Abwegiger angesehen, der sogar nicht einmal die einfachste Zeitungsstelle innehaben könnte. Schließlich ließ er sich 1910 in Neuyork nieder, zuerst als Lektor und Schriftleiter für einen Verlag, dann für eine Zeitschrift, schließlich wieder für eine Verlagsfirma. Während dieser Zeit veröffentlichte er 1914 seinen ersten Roman „Unser Herr Wrenn" (Our Mr. Wrenn). Er hatte geringen kritischen Beifall und fast keinen Absatz. Dasselbe galt für spätere Romane: „Die Habichtspur" (The Trail of the Hawk), 1915, „Der Job", 1917, „Die Unschuldigen" (The Innocents), 1917. Inzwischen schrieb er verschiedenes für Zeitschriften: Geschichten, Verse, selbst Witze. Die Annahme verschiedener Geschichten durch die „Saturday Evening Post" 1915 und 1916 ermöglichten es ihm und seiner Frau (einer geborenen Hegger aus Neuyork, die er 1914 heiratete; ihr Vater war deutsch, die Mutter englisch), Neuyork und die Plackerei aufzugeben. Sie reisten beide im Land umher, während

[1]) Lewis' Werke erschienen bei Harcourt, Brace & Co. in Neuyork. Im selben Verlag auch Stuart P. Shermans Schrift: The Significance of Sinclair Lewis.

r für die „Saturday Evening Post" Erzählungen hrieb und „Main Street" plante.

„Main Street" wurde 1920 veröffentlicht. Es urde bis jetzt ins Deutsche und Schwedische über- :tzt und wird auch demnächst holländisch und französch erscheinen. „Es ist viel gepriesen, viel verdammt orden. Das Verdammen kam durchaus nicht nur aus er Mittelklasse, die natürlich durch dieses Bildnis von ch empört war, fast ebensosehr verdammten es eine nzahl der ‚jungen liberalen Intellektuellen', weil es keiner Weise ein Kunstwerk, sondern nur geläufiger ournalismus wäre, und sie nehmen an, daß kein uch, das sich so ungeheuer verkaufte, von Wert sein önne. Der Verfasser ist beinahe selber dieser Meiung. Er möchte hoffen, daß sich sein Buch so, wie er s schrieb, überhaupt nicht verkaufte, und was den bsatz verursachte, das war eine Mode, eine Senation, eine Diskussion, die in keinem wirklichen Verältnis zu seinem Werk stand. Zufällig kümmert er ch nicht viel darum. Er hatte Vergnügen daran, ieses Abbild des Lebens, das er als Knabe kannte, u schaffen. Seitdem hatte er ein ebensolches Vernügen beim Niederschreiben von ‚Babbitt', dem ebensschicksal der ‚boosting' und doch ernsthaften eschäftsleute in einer amerikanischen Stadt von eute. Was er danach schreiben wird, weiß er noch icht." Schließlich sein Selbstbildnis: „Er ist groß, ager, ungeschickt, ein Rotkopf, nervös, reizbar und och dabei für Fröhlichkeit zu haben, gesprächig, anz ohne die zarte Zurückhaltung, die gewöhnlich wenigstens nach englisch-amerikanischen Anhauungen) zum Genie gehört, zugleich ichsüchtig und sgeheim im Zweifel, ob er überhaupt ein Talent esitze außer einem lebhaften Interesse für Menschen nd einer gewissen Energie."[2])

Außer dem wirklich mannigfaltigen, erfahrungsnd arbeitsreichen Leben fallen an Lewis' Lebenseschichte zunächst seine deutschen Interessen auf. in Satz des Verfassers verstärkt das noch: „Es ist ein glattes Kompliment, sondern einfache Tatsache: eutschland hab' ich immer geliebt!" Das geht Hand Hand mit einer durch und durch fairen Behandung der eingewanderten Amerikaner, die unter den odernen Romanschriftstellern Amerikas keinen verändnisvolleren Freund haben als Sinclair Lewis. er Schwede Miles Bjornstam in „Main Street" ist ine voll gelungene und unvergeßliche Gestalt, aber uch die prachtvollen Menschen der anderen Werke ind zu preisen. Charakterdarstellung ist überhaupt ieses Romanschreibers Stärke. Der Zug nach dem sten ist gleicherweise eine Empfehlung für unseren chriftsteller, der sich damit in der besten amerikaischen Gesellschaft befindet: Mark Twain, Wm. D. owells, Hamlin Garland, alle trieb Kulturhunger stwärts und Europa zu. Ihr Provinzialismus hat ich dadurch abgeschliffen und ihr Amerikanertum ertieft. Im Unterschied zu allen seinen Vorgängern edoch hat Lewis seinen breiten und tiefen sprachlichen Amerikanismus voll bewahrt. Er ist nicht nur ein Meister im amerikanischen slang, sondern viel umfassender und bedeutsamer ein Meister der amerikanischen Sprache überhaupt. Es gehört viel innige Kenntnis Amerikas dazu, das zunächst zu verstehen und sodann literarisch recht zu würdigen. Eine der Erklärungen, warum „Main Street" bisher nur einen Absatz von 5000 in England gehabt hat, liegt für mich unbedingt in diesem Sprachlichen. Hier ist überhaupt die große Schwierigkeit für eine entsprechende Übersetzung ins Europäische. Schließlich macht unser Verfasser auch noch sehr richtige Bemerkungen über „Main Street". Dieser Roman ist tatsächlich mehr als die Buchsensation vom Jahre 1920, er steht im vollen literarischen Werden Amerikas, er ist mit Lewis' Herzblut geschrieben und hat auch einen gewissen poetischen Reiz, den „Babbitt", der übrigens hochinteressante und wertvolle Nachfolger von „Main Street", nicht in dem Maße hat. Lebendige Jugenderinnerungen werden leicht zu einer gewissen eindrucksvollen Schönheit im Roman, die oft durch die ernsteste Kunstübung nicht erreicht und noch weniger übertroffen wird. Ohne wichtige Kapitel aus Lewis' Leben ist natürlich keins seiner Bücher denkbar, wiewohl er nicht etwa nach Dilettantenart und amerikanischer Mode, d. h. im schlechten Sinn „autobiographisch" ist. Seine Darstellungskunst ist ungewöhnlich.

„Main Street" hat den passenden Untertitel „Die Geschichte der Carol Kennicott". Carol ist die Seele des Protestes gegen die „Hauptstraße", die als Symbol für die durchschnittliche kleinstädtische amerikanische Zivilisation und Kultur steht. „Ein aufsässiges Mädchen ist der Geist jenes verwirrten Reichs, das sich der Mittelwesten nennt." Sie möchte ihr Land beseelen, herausreißen aus der „Zufriedenheit der stillen Toten, die alle Lebendigen wegen ihrer ruhelosen Bewegung verachten", aus der Verneinung alles Lebenswerten, der echten Lebensfreude, des wahren Glücks, aus Stumpfsinnigkeit und Selbstüberheblichkeit. In der Hauptstraße irgendeiner amerikanischen Kleinstadt spielt sich ihre Lebensgeschichte ab. Das nachdenkliche Mädchen wird die Frau des Arztes Dr. Will Kennicott und als solche ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft eben der „Hauptstraße". Sie kann hier nicht Genüge finden und sehnt sich nach Schönheit und vollerem Menschentum; natürlich kommt sie damit in einen langen Kampf mit der „Hauptstraße". Die Sicherheit ihrer Ehe zerbricht, eine gewisse lebendige Romanze scheint sich mit einem anderen Mann anzuspinnen, aber zu einem vollen Erlebnis kommt es nicht, und ebensowenig zur vollen Tragik. Die Ehegatten leben sich, was übrigens sehr zart geschildert ist, nach ihrer Trennungszeit wieder miteinander ein. Carol entsagt am Ende ihrem Kampf gegen die Hauptstraße. „Aber," sagt sie sich zum Trost, „ich habe in einem gewonnen: ich habe nie meinen Mißerfolg dadurch entschuldigt, daß ich meine Ideale verspottete und mich anstellte, als

[2]) Alles nach eigenen Mitteilungen des Verfassers an mich.

ob ich sie überwunden hätte. Ich gebe nicht zu, daß Main Street so schön ist, wie es sein sollte. Ich gebe nicht zu, daß Gopher Prärie (das ist ihr Wohnort) größer oder gar edler als Europa ist. Ich gebe nicht zu, daß das Tellerwaschen allen Frauen genügt. Ich mag nicht den guten Kampf gekämpft haben, aber ich habe den Glauben gehalten."

Carols Lebensschicksal ist überzeugend und ergreifend geschildert, aber die „Hauptstraße" umfaßt noch mehr als ihre Lebenserfahrung, so wichtig sie sein mag, mehr auch als den Mittelwesten und seine Kleinstadt, nämlich die Demokratie der Vereinigten Staaten, wie sie sich in Krieg und Frieden offenbart; denn auch seelischen Kriegsproblemen ist der Verfasser nicht aus dem Wege gegangen. Immerhin bleibt die Frage nach dem Sinn und Wert des amerikanischen Lebens von heute der Hauptsinn dieses großen Romans, und seine schöne Verkörperung heißt Carol Kennicott.

In „Babbitt" nun, dem Roman, der im September 1922 erschien, haben wir das nicht minder interessante männliche Gegenstück zu Carol. George F. Babbitt ist ein fleißiger, betriebsamer, unermüdlicher Geschäftsmann in einer Stadt von reichlich 300000 Einwohnern. Er lebt sich in seinem Geschäft, seinem Klub, seinen hochpatriotischen und ehrenwerten Bestrebungen als „hundertprozentiger Amerikaner" aus, er ist ein hochangesehener Bürger und Familienvater und weiß es auch selber. Da, eines Tages fühlt er sich von seinem Lebenstrott ernüchtert. Die Erfolgsphilosophie, in der die meisten Amerikaner ihren Weg in dieser Welt suchen und finden, kann ihn nicht mehr befriedigen. Die Frage nach dem Wozu des Lebens und aller Arbeit und der Gesellschaft beschäftigt ihn. Wie er sie — oft ihn selbst überraschend — zu beantworten versucht, an welchen Abgründen er vorbeigeht, in welche neuen Netze er gerät, das ist alles höchst lebendig und einleuchtend dargestellt. Keine Einzelheit ist da ohne den inneren Zusammenhang mit der Hauptfrage, und eine Fülle von lebensvollen und lebensechten Menschen, von einzelnen Lebenszügen und Beobachtungen macht das Schicksal Mr. Babbitts nur noch verständlicher und bedeutsamer. Seine — wie früher Carols — Umwelt ist glänzend gezeichnet.

In Babbitt ist wie in Carol das ehrliche Sehnen nach einem tieferen Leben, als diese amerikanische Zivilisation es durchschnittlich gewährt: mit ihrer Einförmigkeit, „der gesunden Gleichmäßigkeit im Denken, im Anzug, in Kunst und Moral und selbst im Wortschatz", mit ihrem allzuseichten Optimismus und ihrer religiösen Äußerlichkeit, ihrer brutalen Herrscherklasse und ihrem schwächlichen Liberalismus, ihrer unbedenklichen Vergewaltigung alles Andersgearteten und nicht zuletzt ihrer tragischen Farce der Prohibition. Wie Carol gegen die Hauptstraße unterliegt, so Babbitt gegen die Gesellschaft seiner Stadt, seiner Klasse, seiner Zeit, und wie Carol wird auch ihm, der gleich ihr ungeschickte Liebeserfahrungen sammelt, das Stahlbad einer wirklich vollen und lebenserschütternden Tragik nicht zuteil. In einer Weise hat es Babbitt leichter als seine Schwester Carol: er hat — als Mann — nicht nur die größere Bewegungsfreiheit, sondern auch, wie besiegt er sich am Ende auch fühlen mag, das frohere Bewußtsein, seinem Sohn den Rücken gesteift und den Weg zum selbständigen Leben nicht verbaut zu haben.

„Main Street" zeichnet die weibliche und „Babbitt" die männliche Seite ein und desselben amerikanischen Menschentums. Vielleicht zeigt sie ein anderer Roman einmal in einer vollen Ehegemeinschaft, aus der dann vielleicht die Kinder kommen, auf die beide — Carol und George — bereits große Hoffnungen setzen, ohne jedoch aus ihrer alten Bequemlichkeitsehe heraus dazu berechtigt zu sein. In der Darstellung ist „Babbitt" kürzer und knapper, im Ton nüchterner und in der Auffassung vielleicht unpoetischer, aber in der Gesamtwirkung kein Deut weniger stark und weniger überzeugend als „Main Street". Beide Romane zusammen führen jedenfalls den Romanschreiber Sinclair Lewis ein: überwältigend echt und unmittelbar, als kühnen Neuerer wie als erprobten Könner, persönlich fesselnd und für die amerikanische Literatur vielverheißend.

Verbrecherschwarten

Von Karl Christian Bry (München)

1

Kriminalromane und ihre Vermehrung sind sozusagen aktiv gewordene Kritik unserer modernen Literatur. Schon Lichtenberg hat ausgesprochen, er lese den Robinson Crusoe tausendmal lieber als die Messiade. Trotzdem Lichtenberg ein kritischer Schriftsteller war, hatte er den bewundernswerten Mut, ohne Schweif und Umschweif die Wahrheit zu sagen. Aber Leute wie Lichtenberg sind rar und wirken also paradox. Die modernen Dichter ließen deshalb seine Warnung gründlich unbeachtet. Sie schrieben nicht gerade Messiaden; aber ihre Bücher hatten doch einige von Klopstocks Nachteilen. Besorgte Patrioten und Moralisten schieben die Vermehrung der Kriminalromane auf die besondere Unmoral und Sensationslust unserer Zeit. Erweislich haben sich aber Verbrecherschwarten genau in dem Maße vermehrt, in dem unsere hohe Literatur überfein, langweilig und für den gewöhnlichen Menschen ungenießbar wurde.[1])

Indes fristet heute die blutrünstige Literatur nur noch in Torwegständen ein ziemlich unbeachtetes Dasein. Was selbst für diese Gattung zu sagen ist, hat Gilbert Keith Chesterton, von dem ich heute noch öfter werde reden müssen, in seiner „Verteidigung des Schundromans" (Weiße Bücher) nachdrücklich eingeschärft: „Bücher, vor denen der hoch-

[1]) Vgl. L. E. XXI, 193.

herzige Laufjunge zurückschaudern würde, liegen in allen Empfangszimmern auf. Wenn der lumpigste Trödler sich vermessen wollte, Schriften auszulegen, die den Selbstmord oder die Bigamie ausdrücklich verteidigen, würde ihm der ganze Vorrat schleunigst von der Polizei beschlagnahmt werden. Denn solche Dinge werden nur als unser (der Gebildeten) Luxusartikel geduldet ... Wir verweisen den Gassenbuben ihre Unmoral, während wir die Frage aufwerfen, ob es überhaupt eine Moral gibt. Während wir die Schundliteratur verwünschen, weil sie das Volk antreibt, die Besitzenden ihres Eigentums zu berauben, erklären wir jeglichen Besitz für Raub ... Wir beschuldigen diese Bücher der Unsittlichkeit, während wir mit philosophischen Systemen uns vertraut machen, die alle Ausschweifungen geradezu glorifizieren; und wir legen ihnen die vielen Selbstmordfälle junger Leute zur Last, während wir ruhig die Frage aufwerfen, ob denn das Leben wert sei, daß man es erhalte ... Die große Masse der Menschheit zog nie in Zweifel und wird nie in Zweifel ziehen, daß der Mut etwas Herrliches, die Treue etwas Edles sei, daß man bedrängten Frauen beistehen und überwundene Feinde schonen solle ... (sie) schöpft aus ihren gewohnten überschwenglichen sogenannten Schundromanen eine bessere und gesundere Moral, als sie in den glänzenden ethischen Paradoxen zu finden ist, die bei der vornehmen Welt so rasch wie ihre Moden wechseln."

Allerdings ist das mehr ein Angriff auf moderne Literatur, als eine wirkliche Verteidigung des Schundromans. Zu dessen Gunsten läßt sich aber mindestens eine Tatsache allen Ernstes anführen: nämlich die, daß er in neunundneunzig von hundert Fällen unerotisch ist. Ich bin kein Mucker; aber wenn ich die Wahl habe zwischen dem „Giftschrank der Herzogin" und dem „Strumpfband der Herzogin", gebe ich vom Standpunkt der Wirkung unbedingt dem Giftschrank den Vorzug, er ist weniger giftig. Die Glanztage Nic Carters und Nat Pinkertons sind dahin; dafür ist eine viel ekelhaftere Art von Schundliteratur über uns gekommen. Sie ist natürlich nicht wirklich unanständig (ebensowenig wie die frühere Art wirklich blutrünstig war); sie tut bloß so, aber das macht für die Wirkung wenig aus.

2

Die analytische Detektivnovelle Poes steht im Gegensatz zur Schundliteratur. Sie trieft, z. B. in den „Mordtaten der Rue Morgue", von mehr Blut, als Nic Carter je gewagt hat, und drängt doch alles Interesse von den äußeren Vorgängen ab auf die logisch-analytische Entwicklung im Kopf des Detektivs, die zur Entdeckung des Schuldigen führt. Sie hat nicht den gruseligen Nervenreiz der Schreckenskammer, sondern den Gehirnreiz der Schachpartie. Obgleich in der Hauptsache reine Gedankenkonstruktion, weist sie doch formale Vorzüge auf. Diese rühren daher, daß die ganze Erzählung streng von einem Standpunkt aus, vom Standpunkt des Detektivs aus, erfolgt; und daß, bei höchst ungewöhnlichen Vorgängen und bei noch unglaublicherer Denkarbeit des Detektivs, die innere Einheit der Erzählung strenger gewahrt bleibt, als vielleicht in jeder anderen Epik. (Die analytische Kriminaltechnik, die Ibsen z. B. in den „Stützen der Gesellschaft" verwandte, mutet viel unglaubwürdiger an als die Poes, weil die Entwicklung eben nicht von einer Person aus erfolgt und erfolgen kann. Das Rechenexempel, das wir bei Poe, weil ganz artgemäß, widerspruchslos und mit Bewunderung hinnehmen, wirkt bei Ibsen und Hebbel einigermaßen unnatürlich und gekünstelt.) Aber schon bei Poes Nachahmer, Doyle, geht diese strenge asketische Einheit der Detektivnovelle in die Brüche. Poe kam mit einem Mindestmaß von stimmunggebenden Zügen aus: dem verdunkelten Zimmer und der etwas abseitigen Lebenslage seines Chevalier Dupin. Doyle braucht gleich eine ganze Anzahl Niedlichmachereien: Geigenspiel, Künstlereitelkeit, Tabak im persischen Pantoffel und — helfe was helfen mag — Kokaininjektionen zeichnen seinen Sherlock Holmes aus, ohne daß er doch zum lebendigen Menschen würde. Aber noch schlimmer ist, daß Doyle die Detektivnovelle zum Roman verwässerte. Wenn eine Literaturart ganz auf dem „Falken", dem einen besonderen Einfall, dem überraschend herausspringenden Punkt steht, ist es die Detektiverzählung. Sie ist deshalb auf Novellenform angewiesen. Ihr Reiz beruht darin, daß tatsächlich alle wichtigen Tatsachen am Beginn vorgelegt werden, so daß der Leser, wenn er so gescheit wäre wie der Verfasser oder sein Polizist, selber die Lösung müßte finden können. Im Roman werden aber mit fortschreitender Handlung immer neue Anzeichen gefunden, und der Leser, anstatt an einer logischen Schachpartie mitzuarbeiten, fühlt sich auf Gnade und Ungnade dem Verfasser ausgeliefert, der ihn nach Belieben überraschen kann.

Seitdem Doyle nach dem Bericht einer amerikanischen Zeitschrift für jedes Wort seiner Sherlock-Holmes-Erzählungen einen Dollar bekam, hat es natürlich an Nachfahren nicht gefehlt. Wir haben in Büchern große und kleine, dicke und dünne, liebenswürdige und barsche Detektivs; kalte Denkmaschinen, wie bei Futrelle, und humorvoll-bärbeißige; eisgraue und ganz junge, wie bei Leroux und Twain; bucklige und lahme; visionäre und schroff logische; ärztliche Detektivs mit dem Wahlspruch: tout comprendre ... und ehrenfeste Verfolger des Unrechts; reiche Amateure, die die Berufspolizei mit humoristisch wohlwollender Geringschätzung — auf Gegenseitigkeit — behandeln, wie Grollers „Dagobert", der Analyse und österreichisches Plauschtalent vereint, und fähige Beamte der offiziellen Polizei. Sie alle können ihre Herkunft aus der Bakerstreet 221 ebensowenig verleugnen, wie Holmes selbst die seine aus Dupins Dunkelkammer. Schließlich hat auch die Frau nicht gefehlt. Ja, einer der Nachfolger Doyles

Mc. Donnell **Bodkin** (deutsch wie Hornung u. a. bei Engelhorn) umgeht sogar die Schwierigkeit, immer durch denselben Detektivhelden langweilen zu müssen, auf natürliche und originelle Weise. Er läßt einfach seinen Detektiv Beck von der Detektivin Dora Myrl geheiratet werden; und es ergibt sich ein neuer, noch fabelhafterer Held: Jung-Beck.

In einem Bande der Zellenbücherei (Dürr und Weber) behauptet Heilfron, man brauche heute nur ein paar Verbrecherfilms und Verbrecherromane intus zu haben, um zum fertigen Verbrecher zu werden. Ich habe selbst für den Verbrechernachwuchs meine Zweifel daran; die umgekehrte Anwendung, auf den Detektiv, stimmt ganz sicher nicht ... Denn Sherlock Holmes sein wäre heute keine heroische und romantische Passion mehr; es wäre — laut Plakattafeln — eine lukrative, bürgerliche Existenzmöglichkeit. Aber das Geschlecht der Holmese hat sich nur in Büchern vermehrt. Im Leben scheinen diese Künste etwas schwieriger zu sein.

3

In analytischen Detektivnovellen — und noch weniger in den verwässerten Romanformen dieser Novellen — taucht höchst selten ein wirklich neuer Gedanke auf. Wirklich spannende Kriminalerzählungen, die sich dem Leben und der wirklichen Praxis mehr nähern, sind sehr selten, wahrscheinlich weil zu ihrer Abfassung Kenntnisse gehören. Moewig und Höffner, neben Robert Lutz, dem Verleger **Doyles** und **Greens**, wohl der größte und älteste Spezialverlag dieser Art, hat neben vielen ganz durchschnittlichen Kriminalromanen, unter denen besonders die amerikanischen, meist von Frauen geschriebenen, manchmal wahre Pralinékisten voll Süßlichkeit sind, auch einige Bände gebracht, die auf der Kriminaltechnik basieren. (**Grey**, „Wie man Verbrecher fängt.") Ganz überraschend ist auf diesem Gebiet ein Doppelband von Engelhorn: **Balmer** und **Harg**, „Feine Fäden", in dem die besonders von Münsterberg ausgebildeten Methoden der Experimentalpsychologie sowohl zur Feststellung des Unschuldigen wie der Schuldigen herangezogen werden — eine Methode, die einmal wirkliche Bedeutung gewinnen könnte.

4

„Vernunft wird Unsinn." Das gilt von den Nachfahren Doyles ganz besonders. Schon die Schlußfolgerungen des unsterblichen Sherlock überschritten nicht selten die Grenze des Lächerlichen. Dazu kam noch, daß die ewige „Jagd auf Menschen" (Georg Müller) schließlich langweilig wurde und der Detektiv, der Menschenjäger, auf die Dauer schwer von einer gewissen menschlichen Verächtlichkeit freizuhalten war. Es war also ganz natürlich, daß an Stelle des Detektivhelden der Verbrecherheld trat.

Erst angesichts dieser Bedrohung erreichte die analytische Detektiverzählung eine neue Blüte und Vertiefung. E. C. **Bentley** schrieb seinen, so viel ich weiß deutsch nicht erschienenen Roman „Trent's Last Case". Da handelt es sich sogar um zwei ... nein um drei Schachpartien: Die des Verbrechers, der einen Unschuldigen in Verdacht bringen möchte; die des Unschuldigen, der diesen Plan durchkreuzt; endlich die des Detektivs Trent. Alle drei Schachpartien klappen logisch bis aufs Haar — und sind doch völliger, barer Unsinn. Der logische Verstand irrt sich bei allen dreien, nicht weil sie etwas „übersehen" hätten, sondern weil die logische Gedankenkette nicht die Welt beherrscht.

Nicht umsonst ist dieses Buch **Chesterton** gewidmet, der nicht nur **über** Detektivnovellen, sondern auch Detektivnovellen geschrieben hat, die alle obgenannten in den Schatten stellen: „The Innocence of Father Brown" und die allerdings schwächere „Wisdom of Father Brown" (der erste ist deutsch unter dem völlig irreführenden Titel „Priester und Detektiv" bei Kösel & Pustet erschienen).

Von dem Einfallsreichtum und der logischen Schärfe dieser Bände durch Nacherzählung eine Vorstellung zu geben, ist unmöglich, klingt plump. Ein alter, menschenfeindlicher schottischer Lord wird auf seinem Schloß tot aufgefunden. In den Zimmern liegen herum Haufen von losen Diamanten; Haufen von losem Schnupftabak; Uhrfedern und Uhrwerksräder; Wachskerzen, nicht in Leuchtern, sondern auf Flaschen gesteckt; ein zersplitterter Bambusstock ohne Griff u. a. Vater Brown, der Priester, bietet nicht eine, er bietet drei Erklärungen: der Lord war ein wütender Gegner der französischen Revolution und ein Enthusiast für das alte Regime, das er um sich wieder herzustellen suchte. Er hatte Schnupftabak, weil das die Mode des 18. Jahrhunderts war; Wachskerzen, weil sie die Beleuchtung des 18. Jahrhunderts waren; Uhrwerksräder und Uhrfedern, weil Ludwig XVI. mechanische Spielereien liebte; Diamanten, weil Marie Antoinette sie liebte. Oder: der verstorbene Lord führte ein Doppelleben, war nebenbei Einbrecher. Diamanten seine Beute; Schnupftabak sein Verteidigungsmittel an Stelle von Pfeffer: fehlende Leuchter, weil er Kerzen nur in der Diebslaterne benutzte; Federn und Räder zum Experimentieren mit neuen Einbruchswerkzeugen. Noch eine dritte logisch mögliche Erklärung bringt Vater Brown vor — und alle drei sind hoffnungsloser Unsinn. Die Wahrheit ist in diesem Fall schauerlicher und doch einfacher und menschlicher als alle logischen Ketten.

Chestertons Roman „Der Mann, der Donnerstag war" gehört, obgleich meist zu den Detektiverzählungen gerechnet, ebensowenig hierher wie Hebbel, Ibsen oder Dostojewski, die ja auch mit kriminellen Mitteln gearbeitet haben. Das sehr unklare Buch sucht unter der Maske einer Polizistensatire ein religiöses Thema abzuhandeln; was nicht gelingt; während in den Erzählungen von Vater Brown die metaphysische Grundeinstellung ganz eins wird

mit dem äußeren Rahmen der Detektiverzählung und tatsächlich Gebilde schafft, die zum guten Teil sehr starke novellistische Kunstwerke sind.

Wenn die Angelsachsen bis vor ganz kurzer Zeit bei weitem die besten Lieferanten auf diesem Gebiet waren, so soll man darüber nicht vergessen, daß sie zugleich auch die schlimmsten sind. Was an Süßlichkeit und Falschheit, an Wohlerzogenheit und Gelecktheit in den Six-pence-Novels steht, ist auch für den ungebildetsten Mitteleuropäer nicht zum aushalten. Ohne Frau Courths-Mahler zu kennen, zweifle ich, ob selbst sie damit in Wettbewerb treten könnte.

5

Verbrechergeschichten scheinen so alt zu sein wie Geschichten überhaupt. Das Märchen vom Meisterdieb, der zum ersten des Grafen Leibpferd aus dem Stall, zum zweiten ihm und seiner Gemahlin das Bettuch unterm Leibe, und zum dritten und letzten den Pfarrer und Küster aus der Kirche wegstehlen soll und wegstiehlt, wird in tausend Formen variiert. Eine entzückende kleine Neuausgabe der ewig jungen Spitzbubengeschichten von Johann Peter Hebel hat Strecker & Schröder herausgebracht; auch die Spitzbubengeschichten von Paul Ernst (Georg Müller), in denen dieser sonst so abstrakte und vom Formproblem überschattete Dichter reizenden, zum Teil derben und ganz natürlichen Humor entfaltet, sind hier mit hohen Ehren zu nennen. Was Franzosen (Leblanc: „Arsène Lupin") und Engländer (Hornung: „Raffles" und Stingaree, der, mit Einglas und Revolver, mitten im australischen Busch eine junge Sängerin managet) auf diesem Gebiete geleistet haben, ist Arbeit für die Galerie, was der Franzose mit entwaffnender Freimütigkeit zugesteht. Trotzdem wundert man sich, wenn französische Zeitungen, die ernst genommen sein wollen, in jeder dritten Nummer ohne Selbstironie die „Exploits" eines neuen „Gentleman-Cambrioleur" ankündigen, mit obligater Photo- und Biographie.

Einen nicht unbedingt neuen — denn es waren schon Nansens „Brüder Menthe", sowie ältere englische Arbeiten von Hyne und Murray vorhergegangen — aber verdientermaßen sehr erfolgreichen Typus von Verbrechergeschichten brachte dann die von Georg Müller vertretene skandinavische Autorengruppe der Heller, Bojer, Eje u. a. Sie lassen die Hauptfrage der früheren Verbrechergeschichten: wie kann der Streich trotz seiner anscheinenden Unmöglichkeit ausgeführt werden, zurücktreten zugunsten einer wirklich graziösen, leichten Unterhaltungskunst, in der ebensoviel Unterhaltung wie wirkliche Kunstfertigkeit steckt, vor allem bei Heller, der übrigens in seinem letzten Buch „Herr Collin ist ruiniert" ein sprühendes Pamphlet gegen Leblanc und Arsène Lupin geschrieben hat. Seeligers Millionendieb, der ja auf Druckpapier und Zelluloid den verdienten Erfolg fand, ist ein zwar recht grobschlächtiger, aber doch ehrlich humorvoller Vetter des Herrn Colin.

6

Versuche, den Kriminalroman sozusagen kosmisch zu erweitern und in ihm einen symbolisch verkürzten Ausdruck modernen Weltlebens überhaupt zu schaffen, sind von Otto Soyka und neuerdings von dem Franzosen Renard („Die blaue Gefahr", Dreimaskenverlag) gemacht worden. Sie sind nicht gelungen, aus einem sehr einfachen Grunde, der auch für verwandte Gattungen zu beachten bleibt. Sobald sich wie bei Soyka zwei Milliardäre mit allen Mitteln ausgerüstet gegenüberstehen; oder wenn gar bei dem Franzosen unbekannte Bewohner des Weltalls eingreifen, ist die Spannung jedes wirklichen Kampfes aufgehoben. Hier liegt übrigens auch ein Nachteil der zyklischen Detektivnovellen. Sobald der Detektiv erst der „berühmte und gefürchtete Geheimpolizist Soundso" ist, mit eben diesem Ruhm als wichtigster Waffe, wird die Sache immer uninteressanter; und die spannendste Erzählung ist fast immer: Sein erster Fall. Diesen wertvollen Hinweis vermache ich Detektiv- und Filmfabrikanten kostenlos, glaube aber nicht, daß er viel helfen wird.

7

Mächtig erweitert und frisch angebaut haben in letzter Zeit das Gebiet zwei deutsche Dichter. Sowohl Albrecht Schaeffers „Montfort" (Insel) wie die Bücher von Leo Perutz (Langen) greifen über den bloßen Kriminalroman hinaus. Sie sind ohne Einschränkung Kunstwerke, die indes geschult sind an der festen und geschlossenen Technik des Kriminalromans. Denn bloße okkultistische oder abenteuerliche Bücher zu schreiben, ist, das sehen wir jeden Tag, sehr leicht, aber gerade solche Stoffe in feste gültige Form zu bringen, und, wie Perutz und Schaeffer, stoffliche Bewegung und lebendigste Beseelung zu verbinden, das hat gerade der modernen deutschen Literatur nie recht gelingen wollen, vielleicht nur, weil sie es nicht anstrebte. Hier liegt Neuland; und man wird nach Perutz und Schaeffer etwas vorsichtiger sein müssen mit billigen Vorwürfen gegen die „Ausländerei und Unmoral der Sensationsliteratur". Vor der Unterhaltungsliteratur, den „Gesellschaftsromanen", die der Mittelstand in Massen verschlingt, hat sie nicht nur stilistische, sondern auch einen entscheidenden moralischen Vorzug. Bernard Shaw kennzeichnete die Mittelstandsliteratur einmal dahin, daß sie das Leben mit fünfzig Pfund Tageseinkommen schildert, nicht wie es ist, sondern wie es sich diejenigen vorstellen, die in der Woche nicht ein Zehntel dieses Einkommens haben. Mit solcher Lebensfälschung gibt sich jedenfalls der Kriminalroman, wie „unmoralisch" er auch sein mag, nicht ab. Seine Welt ist eine phantastische, ferne — und deshalb ungefährliche Welt. Jene Backfischliteratur, die aus jungen Mädchen oft Frauen mit romantisch-wirklichkeitsfremden Ansprüchen macht, eben weil ihre Jugendlektüre der Wirklichkeit näher zu stehen scheint und sie verfälscht, ist vielleicht gefährlicher, als der übelste Indianer-

oder Detektivschmöker, der in einem Jungen den Wunsch wachruft, Indianerhäuptling oder Detektiv oder Seeräuber zu werden. Denn phantastische Jugendträume vergehen, vergehen nur allzu schnell; Lebensvorstellungen, wenn auch noch so schief, haften.

8

Die wirkliche Gefahr des Kriminalromans ist nicht moralisch, sondern künstlerisch: Senkung des allgemeinen Niveaus der Literatur. Um des Honorars willen, und die Geldverhältnisse machen es verzeihlich, greifen heute nach Kriminalstoffen auch solche Dichter, denen gerade für diese Gattung so ziemlich alles fehlt. Daß man auf den Feldern, die nicht den klassischen Gipfeln nahe liegen, weniger Talent und Sorgfalt brauche, ist eine irrtümliche Vorstellung. Im Gegenteil: man braucht ausgeprägtere Begabung. Gute psychologische Gelegenheitsblitze, welche die Kritik heute gewohnheitsmäßig bei „ernsten" Werken mindestens als mildernden Umstand für das Fehlen sonstiger Vorzüge gelten läßt, reichen für den Kriminalroman und verwandte Gebiete nicht aus. Die Anforderungen sind strenger und sachlicher: was nicht der Sache dient, stört; geschlossenste Handlung und geschlossenste Form müssen eins werden. Für beides ist etwa der „Marques von Bolibar" von Perutz ein gutes Beispiel. Bei Löns sagt der Maler Hagenrieder, er möchte, daß alle Malersleute einmal zehn Jahre lang nur Kreuzigungen malen müßten; dann werde man sehen, wer etwas könne ...

Utopia

Von Will Scheller (Cassel)

Seit die Menschen ihre Einbildungskraft, auch Phantasie genannt, zu gebrauchen wissen, benutzen sie sie dazu, sich Vorstellungen davon zu machen, wie es in späteren Zeiten im Bereich ihrer Wirksamkeit ausschauen mag. Von jeher haben Dichter und Denker sich damit befaßt, Zustände zu schildern, wie sie, nach ihrem jeweils persönlichen Ermessen, dereinst innerhalb der Menschheit Platz greifen würden, wenn es — so ginge, wie sie sich's denken oder ausmalen. Da aber jeder auf seine Weise denkt oder phantasiert, sehen diese Zukunftsbilder außerordentlich ungleich aus. Der eine nämlich folgert logisch, aus der Geschichte heraus, der andere verlängert die Perspektive der technischen Entwicklung, der dritte projiziert seine romantischen, der vierte seine politischen, der fünfte seine wirtschaftlichen, der sechste seine gesellschaftlichen Wünsche in das gedachte Zeitalter einer mehr oder weniger goldenen Zukunft. Denn die Gegenwart — das Gefühl haben sie alle miteinander gemein — ist keineswegs golden, sondern höchst, ja allerhöchst unvollkommen. Am erquicklichsten sind solche Projektionen jedenfalls, wenn dabei das freie Spiel der Einbildungskraft Geltung hat, wenn der phantastische Dichter daran geht, sich und anderen die Zukunft auszumalen, wie sie ihm gerade behagt, ganz ohne Verbindlichkeit. Aber die Angelegenheit ist zu reizvoll, als daß nur wirkliche Dichter sich mit ihr beschäftigen könnten. Es gibt sehr viele, die sich mit solcher Zukunftsmusik abgeben und utopische Romane, Geschichten, Betrachtungen schreiben, aber sonst recht wenig Anlaß dazu haben, sich überhaupt literarisch zu betätigen. Und heute, in einer Zeit, die den meisten — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — miserabel vorkommt, ist es geradezu fair, mit Utopien sich an ein möglichst großes Publikum zu wenden. Es ist infolgedessen kein Wunder, daß in der zeitgenössischen Bücherproduktion die Schriften utopischer Art besonders zahlreich vertreten sind.

Wie angedeutet, ist eine der produktiven Grundlagen der Utopie die Verbesserungsbedürftigkeit der Welt und des Lebens auf ihr. Es gibt aber unendlich viele Symptome dieser Verbesserungsbedürftigkeit. Eins davon ist die unsichere Wirtschaftslage des Einzelnen, der bis zu einem gewissen Grade stets der Gefahr ausgesetzt ist, in den Strudel irgendwelcher ungünstigen Verhältnisse gezogen zu werden. So entsteht immer wieder die Frage nach dem, was die Fähigkeit besitzt, über die „Macht der Verhältnisse" zu triumphieren. W. W. Woodbridge nennt dieses Geheimnisvolle „Das Etwas" und widmet ihm eine kleine (unter diesem Titel im Verlag von Georg Merseburger in Leipzig erschienene) Erzählung. Diese ist nichts anderes als die höchst einfache Geschichte eines Mannes, der, um Brot bettelnd, auf seine Willenskraft hingewiesen wird, eben auf das „Etwas", das in ihm wie in jedem schlummert, und dessen Beherrschung und Gebrauch den Schlüssel zur Bezwingung aller Umstände bilden. Das ist eigentlich eine Banalität, aber wie es da so ohne Umschweife berichtet wird, knapp, mit dem Gepräge des wirklichen Erlebnisses, bekommt es eine Bedeutung, deren Perspektive auf die Menschheit selber weist. Und in der Tat: wenn Glaube, Selbstvertrauen, Kraft, Ehrgeiz und noch vieles andere, was fruchtbar im Innern des Menschen ruht, in jedem Einzelnen geweckt werden, müssen wohl die unvollkommenen Verhältnisse sich wandeln, die aus der Schwäche des Einzelnen heraus entstanden sind und nur infolge dieser konstanten Schwäche jene Macht haben, unter der Millionen seufzen. Im übrigen atmet aus dieser Erzählung der Geist des moralischen Traktats, wie er vor allem aus der Atmosphäre Nordamerikas, des Landes der Selfmademen, kennzeichnend hervorzugehen pflegt... Wie für den Moralisten, so bildet auch für den Techniker von Fach, den Mann der angewandten Kenntnis der Materie, die Zukunft einen besonderen, spekulativ belebenden Anreiz. Für ihn hat beispielsweise die Frage nach dem Ersatz der Kohle, von der die Menschheit so sehr abhängig ist, besondere Bedeutung. Menschlichem Ermessen nach reicht dieser Stoff, dessen Verbrauch von Jahr zu Jahr größer wird, noch anderthalb Jahrtausende. Ersparnis an Kohle und Ersatz der aus ihr gewonnenen Kraft sind infolgedessen Ideen, welche die Gehirne der Techniker in zunehmendem Grade beschäftigen. Hanns Günther ermöglicht in seinem Buch „Technische Träume" (Zürich, Rascher & Co., Verlag) eine anschauliche Vorstellung von den mannigfaltigen Hoffnungen, Versuchen und Möglichkeiten, die in dieser Richtung liegen. Er beschäftigt sich in einer auch dem Laien verständlichen und übrigens eines gewissen literarischen Charmes nicht ermangelnden

dition mit der Vergasung der Kohle im Erdinnern, mit den Thermo- und Brennstoffelementen, den Windkraftmaschinen, dem zweitausend Jahre alten Problem der Nutzbarmachung der Sonnenenergie, der Verwendung pflanzlicher Trockensubstanzen, den Lichtakkumulatoren, den Vulkankraftwellen, der Verwertung von Ebbe und Flut und vielen anderen technischen „Träumen“, deren Ziel es ist, die Menschheit vor dem drohenden „Untergang im Kampf mit den uns feindlichen Daseinsmächten“ zu retten. Er ist zu sehr Fachmann, um sich von einzelnen Ideen zu einem verfrühten Optimismus verleiten zu lassen, und hält sich durchaus an Praxis und Erfahrung, wenn er auch andererseits weit davon entfernt ist, große Gesichtspunkte zu vernachlässigen. Gutes Zahlenmaterial und reichliche Bildbeigaben unterstützen seine Darlegungen, die geeignet sind, ein ziemlich helles Licht auf den weiten Weg zu werfen, den die Menschheit im Kampf mit der Materie noch vor sich hat.

Nun, bei der Abfassung dieser beiden Schriften spielte die Einbildungskraft keine ausschlaggebende Rolle. Das kann sie auch nur dort, wo es ihr möglich ist, rein sachliche Erwägungen, wie sie beim Philosophen oder Techniker naturgemäß vorherrschen, in den Hintergrund zu drängen und nur als Mittel zum Zweck zu benutzen. Als besonders zweckmäßig im Hinblick auf utopische Phantasien scheinen sich nach wie vor allerdings Ideen aus dem Gebiete der Technik, aus dem Bereich des Erfindergenies zu erweisen, wenigstens insoweit sich's darum handelt, solche Phantasien auf dem Wege der Unterhaltung, des spannenden Berichts dem Leser zu vermitteln. Bei der Einstellung des heutigen Menschen auf das Technische, bei seinem fast ans Religiöse grenzenden, unheimlichen Respekt vor der Maschine kann es freilich nicht erstaunen, daß der technische Zukunftsroman gerade im gegenwärtigen Zeitabschnitt einen besonders breiten Raum innerhalb der literarischen Produktion beansprucht. Ja, es wird kaum befremdend wirken, daß die Duplizität der Fälle eben auf diesem literarischen Gebiete sich bemerkbar macht. Unter dem Titel „Erdsternfrieden“ (vgl. L. E. XXII, Nr. 1) hat bereits ein österreichischer Autor, Heinz Slawik, die Idee erzählerisch auszumünzen versucht, wie durch die Erfindung eines Fernzünders ein genialer Ingenieur in die Lage kommt, alle Sprengstoffe der Welt zu vernichten und auf diese Weise den Friedenszustand herbeizuführen, der durch die Völkerbundskomödie ad calendas graecas vertagt zu sein scheint. Dieser Roman konnte trotz einzelner Werte als Ganzes nicht als gelungen bezeichnet werden. Roland Betsch hat mit seinem Buch „Ein Messias“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) mehr Glück. Schon wie er die Persönlichkeit seines Helden, der auch einen Fernzünder konstruiert und mittels dieser in seine Hand gelegten Macht der Menschheit den Frieden aufzwingen will, sich entwickeln läßt, das gewährt den Eindruck bedeutender psychologischer Feinfühligkeit nicht nur, sondern auch einer wirksamen dichterischen Darstellungskunst. Aber er beharrt nicht bei seiner offenbaren Vorliebe für Sonderprobleme der Seelenkunde, die sich auch in der Zeichnung verschiedener höchst merkwürdig gearteter Figuren ausdrückt, sondern reckt seine Gedanken ins Weltphilosophische hinein. Am Schicksal dieses Nikander, der vom Arbeiterjungen zum Messias der Menschheit aufzusteigen sich anschickt, erweist er die dem menschlichen Verstand unlösbar erscheinende Problematik solcher Sendung. In der Gestalt eines ähnliche Gedankengänge verfolgenden japanischen Gelehrten bildet er den Gegenpol des europäischen, des typisch deutschen Heilbringers heraus: den Geist der Verneinung, der auch in der großen Masse lebt und diese Masse erst vernichten zu sollen glaubt, ehe er an den Aufbau der neuen Menschheit herantritt. An der Erkenntnis dieser in den Massen gärenden und gierenden Verneinung scheitert Nikanders Werk. Roland Betsch hat die Vorgänge seines Romans nicht nur mit starker Glaubhaftigkeit, sondern auch mit Humor und Herzensgüte zu gestalten gewußt. „Ein Messias“ ist infolgedessen ein Buch von dichterischer Tiefe, von dichterischer Lebendigkeit und von tiefem Geist, das nicht nur an die Freunde phantastischer Schilderungskunst sich wendet, sondern allen denkenden Menschen Wertvolles zu sagen hat. Und so ist erst in einem gewissen Abstand von ihm Werner Scheffs Roman „Das flammende Meer“ (Berlin, Ullstein & Co.) zu nennen, das gewissermaßen das Widerspiel zu dem von Betsch bildet, indem er die Erfindung eines neuen Sprengstoffes zum Gegenstand hat. Auch hier natürlich geben „die Leiden des Erfinders“ das psychologische Material: wie der Chemiker Ernst Brakke in seiner Konstruktion nur ein Mittel sieht, in Zukunft jeden Krieg zu verhindern, wie das ihm gegebene Versprechen gebrochen, das Aquanit an England verkauft und dadurch diesem ermöglicht wird, im Kampf gegen Amerika den Ozean in ein Flammenmeer zu verwandeln, diese Vorgänge mit ihren seelischen Ausstrahlungen auf den Erfinder und einige Menschen seiner Umgebung weben ein Netz tragischer Begebenheiten, die mit nicht geringem Geschick dargestellt und miteinander verflochten werden. Mehr ist aber auch nicht davon zu sagen; der Geist Jules Vernes schwebt über den in diesem Buch geschilderten Möglichkeiten und gibt ihm alles, was es braucht, um sein nicht sonderlich hoch gestecktes Ziel zu erreichen. Das gilt in noch stärkerem Maße von dem Roman „Panik“ (Schwedt a. d. Oder, Hermann Beccards Buchhandlung), den Reinhold Eichacker nach einer technischen Idee von Max Valier geschrieben hat. Zahlen und Berechnungen höherer Mathematik, die der Laie — denn der Fachmann liest, sei er nun Astronom oder Techniker, kaum Romane — hinnehmen muß als abstrakte Beweise des Erzählten, spielen eine große Rolle. Freilich, die Zahlen und Berechnungen allein würden ihm nichts geben, sie sind auch nur die Knochen, um welche sich das Fleisch der Handlung schließt. Diese steht unter dem drohenden Zeichen des Weltuntergangs, des Zusammenpralls der Erde mit einem riesenhaften Meteor. Der Apostat — es wird nicht recht klar, warum er abfällt — einer amerikanischen Sternwarte entfesselt bewußt eine Panik, um sich an den entsprechenden Kursschwankungen der Börse zu bereichern, schließlich: Herr der Welt zu werden. Es kommt zu wüsten Ausschreitungen, deren Schilderung, wie der ganze Roman überhaupt, das Nichtvorhandensein oder doch das Nichtwirken des Staates voraussetzt. Das erhöht die erforderliche Glaubhaftigkeit der Erzählung keineswegs. Nun — am Ende plumpst das Meteor in den Ozean, just wo er am tiefsten ist. Und die Liebenden, ohne die es

nun einmal nicht abgeht, sind glücklich vereint. Daß das Ganze „flott“ erzählt ist und auf mancher guten Einzelbeobachtung, namentlich der sogenannten Volkspsyche, beruht, kann nicht geleugnet werden. Ebensowenig aber ist zu bestreiten, daß diese „Panik“ weder etwas Neues bietet, noch mit der Kunst des Erzählens mehr, als zur Unterhaltung gerade nötig ist, zu tun hat.

Rein stofflich betrachtet gehört auch „Die Fahrt in die Zukunft“, ein „Relativitätsroman“ von Hans Christoph (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zu diesen technischen Utopien; aber wie schon sein Untertitel andeutet, handelt sich's in ihm doch noch um etwas anderes, um etwas mehr als technische Zukunftsträumerei. Die Theorie Einsteins von der Relativität der irdischen Maßeinheiten hinsichtlich des Alls wird hier erstmalig literarisch, wenn auch gewiß nicht dichterisch, ausgewertet. Auf die Annahme eingestellt, daß in einer gewissen Entfernung von der Erde diese sich mit Lichtgeschwindigkeit an dem Beobachter im All vorüberdrehen müsse, konstruiert der Ingenieur Heinrich Schlemihl den Gravitator, ein senkrecht aufsteigendes Flugzeug, das sich jenseits der Erdatmosphäre halten kann, und gewinnt so den archimedischen Punkt, von dem aus er die Welt zu bewegen vermag. Der persönliche Zweck dieses Unternehmens ist aber, mit der Gattin seines Prinzipals in ein besseres Zeitalter zu entfliehen. Er steigt auf, und als der Apparat nach 19 Stunden 23 Minuten wieder landet, ist die Erde, und mit ihr die Menschheit, inzwischen um 1610 Jahre älter geworden. Gut gesehen und ergötzlich geschildert ist der kommunistische Zustand, in dem sich die Menschen Anno 3530 befinden, ohne Maschinen, ohne Schrift, ohne Verkehr, kurz ohne jegliche Zivilisation, von Kultur ganz zu schweigen. Den beiden Vertretern des 20. Jahrhunderts gefällt das durchaus nicht, und so steigen sie wieder auf. Und während der Fahrt kommt Schlemihl die Erleuchtung, daß er ja auch in die Vergangenheit fahren kann, wenn er nur den Beobachtungsstandpunkt wechselt. Und es gelingt, immerhin im Jahre 1983 wieder auf der Welt zu erscheinen, deren Zustand um diese Zeit jedenfalls annehmbarer aussieht als jener geist- und gemütlose Primitivismus. Diese abenteuerliche Erzählung ist naturgemäß reichlich befrachtet mit eingehenden Betrachtungen nicht nur der Einsteinschen Theorie, sondern auch sonst gedanklicher und weltanschaulicher Art und setzt infolgedessen beim Leser mehr voraus als einfaches Unterhaltungsbedürfnis. Im übrigen zeigt sie, wie stark doch immer die frei schaltende menschliche Einbildungskraft von den Ideen, die den Menschengeist bewegen, jeweils befruchtet und so das Gebiet der phantastischen Dichtung immer aufs neue erweitert wird.

Auf einem ganz anderen Wege als die bisher genannten Erzähler führt der österreichische Dichter Egmont Colerus mit seinem Roman „Der dritte Weg“ (Wien, Ilf-Verlag) in die Zukunft. Er geht von dem leidenschaftlichen Wunsch aus, dazu beizutragen, daß eine Wiederholung blutiger Menschheitskatastrophen vermieden werden möge, und unterscheidet drei Wege, auf denen versucht wird, diese Aufgabe zu lösen: den des Willens zur Macht, den der Entsagung und endlich den einer Art weltwirtschaftspolitischer Caritas, welche die Reserven irdischer Materie mobilisiert, um den Kampf gegen die Dämonen des Unfriedens erfolgreich durchzuführen. Als Oberster dieser Dämonen wird der „Götze Kultur“ hingestellt, eine abstrakte Auffassung von der Verfeinerung der Lebenswerte, an welcher sich die übrigen Dämonen, Kapitalismus, Nationalismus, Militarismus, verderbenbringend entzünden. Eine Anzahl von Idealisten organisiert nun den „heiligen Krieg“ gegen diese Ideologien und bekämpft sie unter Anwendung volksverliehener Diktatur mit den Waffen friedlicher Erschließung der Erd- und Menschenkräfte. Unter der Parole „Schach dem Kreislauf“, das besagt, der scheinbar unvermeidlichen Wiederkehr der internationalen Problematik, werden alle Wissenschaften aufgeboten, während jedweder Luxus untersagt ist. Die Menschheit wird in zunehmendem Grade von Begeisterung ergriffen, und so kann es nicht fehlen, daß die phantastischen Träume des Dichters alle Schwierigkeiten überwinden und den Giganten des Geistes und der Selbstaufopferung die Siegespalme zufallen lassen, wobei denn aus der so gewonnenen Umordnung der Welt eine neue Kultur heraufblüht. Auch in diesem durchaus als Dichtwerk von Rang zu betrachtenden Roman kommt neben philosophischen Erörterungen insbesondere natürlich auch die Technik zur Geltung, die hier vor allem den Zweck verfolgt, zur Überbrückung der Gegensätze unter den Völkern zu dienen. Wie groß nun auch immer in den bisher aufgeführten Büchern der zeitliche Abstand des Dargestellten von der Gegenwart sein mag, als erheblicher noch erscheint er in Emil Roniger s „Die lautere Quelle“ (Basel, Rotapfel-Verlag). Die Gestaltungskraft eines hochbegabten Dichters nimmt hier einen Umfang an, der an „Tausend und eine Nacht“, gewinnt eine Tiefe, die an die besten Märchen des Abendlandes erinnert und mit beiden Vorzügen den eines neuzeitlichen Stilkünstlers verbindet. Es ließe sich unendlich viel sagen, um die Formfreudigkeit der Phantasie, um die Feinheiten und Gedrungenheiten, die Herbheiten und Zartheiten der Gestaltung im einzelnen zu kennzeichnen. Aber es muß bei der einen Einstellung sein Bewenden haben, daß es sich hier um ein symbolisches Märchen handelt, das die ganze Problematik der Gegenwart in die zeitlose Tiefe des Märchenbrunnens taucht, und, von dessen silbernem Wasser überglitzert, ins Licht der für die Menschheit ewigen Sonne hält. Ein Prinz schaut das Paradies und faßt dort, vom Erlebnis erschüttert und gewandelt, den Entschluß, auch die anderen, die Brüder, heimzuholen, und geht, sie zu suchen in einer Welt, in der bereits, nach Entwertung der Erdoberfläche, alles Leben in künstlichem Licht, künstlicher Luft dahinsiecht, von den Maximen der Einheitlichkeit und freudlosen Nützlichkeit mit den engmaschigen Netzen hypertrophischer Erfindungskraft gefangen und eingepfercht. In diesem sinnreichen, sinnverwirrenden Labyrinth sucht der Prinz unter dem Schutz der paradiesischen Gaben nach denen, die er erlösen kann. Mit erstaunlicher Bildkraft führt der Dichter diese Welt des Untergangs herauf und baut sie sichtbar hin mit ihrer gespenstischen Paradoxie des lebendigen, ameisenhaft lebendigen Gestorbenseins, worin allein der Held und die wenigen, in deren Blicken er Verständnis findet, warmes Leben, ungebrochene Menschlichkeit bewah-

ren. Das Märchen, das in drei Teilen erzählt wird, hat keinen Schluß, denn die Verschwörung, in der es endet, birgt den Keim eines neuen Anfangs. In der tiefsten Tiefe der Erdrinde sammeln sich die Lichtsucher, und die Spannung, mit der das geschriebene Märchen wirkt, überträgt sich automatisch auf das andere, das der Leser im eigenen Innern ausspinnen mag, wenn es der Dichter nicht etwa für angebracht hält, ein Finale der Erlösung folgen zu lassen.

Hielten sich nun die im obigen gewürdigten Romane mehr oder weniger im Bannkreis irdischer Anschauung, so liegen gleichzeitig noch andere vor, die bestrebt sind, sich über dieses Niveau hinauszuschwingen. Etwas Neues ist es allerdings nicht, daß eine dichterische Vorstellungskraft sich der Idee einer Reise von Planet zu Planet bemächtigt, und ebensowenig, daß sie sich den fremden Planeten zum Schauplatz einer politischen und kulturellen Utopie erkiest. Und in einer Zeit, da das psychologische Willensproblem mit im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht, kann es nicht Wunder nehmen, daß die individuelle Verpflanzung von Planet zu Planet, wie es in „Nebel der Andromeda", dem „merkwürdigen Vermächtnis eines Irdischen" von Fritz Brehmer (Leipzig, L. Staackmann, Verlag) geschieht, auf einen Willensakt von okkulter Kraftentfaltung zurückgeführt wird. Im übrigen ist es wahrhaft erfrischend, zu bemerken, wie dieses Begebnis in einem Stil von bildhafter Sachlichkeit erzählt wird und wie es einen Gedanken Kants fruchtbar macht, den als vernünftigen Zwecken dienenden Weltlauf in Form eines Romans schicklich darzustellen. Daß der Autor während seiner übrigens ebenso gedankentiefen wie gedankenreichen Niederschrift zu mancher kritischen Auslassung über das Leben und Treiben der irdischen Menschheit gelangt, ist schwerlich zu tadeln, und kein ernsthafter Leser wird sich daran stoßen, daß das Gedankliche manchmal doch das Darstellerische überwiegt, welches ja — siehe Kant — offensichtlich nur als Mittel zum Zweck gedacht war. Aber zumal dieses Gedankliche zweifellos einer weltweiten Erfahrung entspringt, wird es nicht bloß mit in Kauf, sondern gern entgegengenommen, als die Gabe eines Geistes, dessen Äußerung in jedem Fall von mehr als mittelmäßigem Wert erscheint. Während in diesem auf geringem Umfang intensiv konzentrierten Werk eine geruhige, philosophisch abgeklärte Sprache waltet, kennzeichnend für die Gesinnung, die ihm zugrunde liegt, geht es in dem ebenfalls auf einen anderen Stern verlegten „Balthasar Tipho" von Hans Flesch (Leipzig und Wien, E. P. Tal & Co.) geräuschvoller zu. Der Stern Karina hat sich in Urzeiten von der Erde gelöst und zu einer Welt gestaltet, die in vielem unserer gleicht; die aus demselben Schoße kommt; die doch mehr ist als sie. Das Leben auf ihr wirkt wie ein Zerrspiegel des irdischen Daseins. Alles ist gesteigert: Technik und Geist, Kultur und Entartung, innere und äußere Kraft- und Willensentfaltung betätigen sich stark potenziert, und so eignet den Bildern, die der Dichter entrollt, eine manchmal geradezu schreiende Farbigkeit. Und doch drängt sich immer wieder die Empfindung auf, daß alle diese Vorgänge nicht so beschaffen sind, um nicht auch eines Tages auf dem Planeten Erde sich zutragen zu können. Die Leidenschaften, die geschildert werden, sind ja menschliche Erregungen — „aus demselben Schoße" — und wenn sie auch in Form und Objekt fremdartig erscheinen, so ist doch nicht gesagt, daß diese Formen, diese Objekte nicht auch der irdischen Menschheit beschieden sein können, in irgendeiner Zukunft, wie sie hier, ohne daß es ausdrücklich betont zu werden braucht, gespiegelt sein mag. Wie dem aber auch sei: in den Hauptfiguren der Erzählung sind Ideen personifiziert, die über das rein Menschliche, Individuelle hinausgehen und damit dem Ganzen auch ein bedeutenderes Relief geben, als es Schöpfungen dieser Art gemeiniglich aufweisen können. Wenn nämlich auch zugestanden werden muß, daß in dem orgiastischen Rausch der Phantasie das Gedankliche, das in „Balthasar Tipho" mitwirkt, mehr oder minder versinkt, so darf dieser Umstand doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Roman, wie unterhaltend er sich auch geben mag, ohne Zweifel einen — wenn auch nicht etikettierten — geistigen Gehalt besitzt, dessengleichen nicht viele seiner Gattung, der literarischen Utopie, geltend zu machen pflegen.

Bücher von Drüben

Von Kurt Münzer (Berlin)

Das nächste Leben. Ein Offenbarungsroman. Von Theodor **Etzel.** Stuttgart 1922, Walter Seifert. 327 S.
Die zwölfte Stunde. Novellen. Von Rudolf **Stratz.** Berlin 1922, August Scherl. 113 S.
Verborgene Seelenkräfte. Handbuch der intuitiven Menschenkunde. Von Anja **Mendelssohn.** München 1922, O. W. Barth. 48 S.
Mystischer Glockenschlag. Drei mystische Traktätlein für alle Suchenden eines neuen Lebens in einer neuen Zeit. Gesammelt von ♀. München 1922. O. W. Barth. 82 S.
Verborgene Gewalten im Weltgeschehen. Eine neue Raum-Kraft-Lehre. Von Johannes **Zacharias.** München 1922. O. W. Barth. 87 S.
Lotus-Blätter. Herausgegeben von O. W. **Barth.** München 1922, Verlag Arakthebu (W. O. Barth). 32 S.
Mystische Geisterseher. Herausgegeben von William Freiherr von **Schröder.** Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 80 S.
Christliche Theosophen. Herausgegeben von William Freiherr von **Schröder.** Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 94 S.
Versuch über das Geistersehen. Von **Schopenhauer.** Herausgegeben von C. F. **Hartlaub.** Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 95 S.
Tages- und Nachtansicht. Von **Fechner.** Herausgegeben von V. Freiherrn von **Weizsäcker.** Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 94 S.
Clara. Ein Gespräch von **Schelling.** Herausgegeben von **H. Ehrenberg.** Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 98 S.

Stärker denn je tönt das Hallelujah. Ekstatiker versenken sich inniger, Mystiker entäußern sich grenzenloser. Und die okkulte Literatur schwillt. Sie schwillt fast bedrohlich. Sie wird das Übergewicht bekommen?

Die „Lotusblätter", die Zeitschrift der Mystiker, Rosenkreuzer, Theosophen, kurz aller ins Religiöse umgeschlagenen Triebbesessenen eröffnet einen neuen Jahrgang und einen neuen Zyklus ihres Wirkens. Bisher verborgene neue Brüder der Gemeinschaften und Orden werden auftreten und, innerlich erleuchtet, alles umgestalten. Die Wissenschaft, die Theologie, die Medizin, das Recht, die Philosophie werden aus ihrer Verrostung in neuem Glanze erstehen. Die Welt betrügt sich selbst. (Man hat schon recht. Aber wird das Chaos wirklich den Stern gebären, an den unsere

Mystiker glauben?) Und nun ist die Stunde da, in der ein „okkultes geistiges Gesetz" verlangt, daß gewisse Helferseelen der großen Brüderschaft aus ihrer bisher geübten Reserve heraustreten und als Träger des ewigen spirituellen Lichts, von kosmischen Sternkonstellationen aufgefordert, die Morgenröte der großen Zeit heraufführen. Sie sagen: sie hören das Rufen Zahlloser, Versteckter, Leidender, Elender. Und es strömen ihnen ja auch Tausende zu. Aber sagen nicht erst Ende und Ziel über Richtigkeit und Vortrefflichkeit des Zieles aus? Was unsere Okkultisten haben und geben, sind vorerst nur Versprechungen und Verheißungen: denen, die nicht gefühlsmäßig glauben, die keine Schwärmer sind und keine Kinder. Kann man den Wahrheitsbeweis antreten durch die Zahl der Gläubigen? Ist die größte und letzte Wahrheit nicht eigentlich die, welche nur einem Einzigen aufgeht? Ob man nicht gerade die Lüge an der Länge und Breite ihrer Gefolgschaft erkennt?

Die „Geheimlehre", der Inbegriff aller theosophischen Weisheit (Blavatsky!), wird in nichts dadurch bewiesen, daß der jenenser Philosoph Karl Christian Friedrich Krause siebzig Bände über seinen Pantheismus geschrieben hat. (Hier zerfallen die Okkultisten in zwei feindliche gehässige Lager: hie Blavatsky! hie Krause!)

Das ist es: sie schreiben überhaupt zu viel. Sogar mit Geschick, mit Stil, mit Kraft, rhetorisch begabt. Man findet oft in dem Wortgetön die Idee nicht mehr. Und die Idee ist schön, ist groß, ist rein. Der wahre Mystiker strebt ja nicht nach Kenntnissen jenseitiger Reiche, er lehnt Geister und Elementales ab; der wahre Theosoph will nicht in Astralreiche dringen und Seelen in seine Tische zitieren: Das wahre Ziel ist die Durchdringung des universalen All-Bewußtseins, das Schauen des „einwesigen Lebens der Gottheit in allem". Kein Wesen — sie erkennen die Grenze! — vermag in der offenbaren Schöpfung höher zu steigen und in den Tiefen des Zentrallichtes mehr zu finden als das Wort, den Logos, dessen „Denkorgane die Menschheiten auf den verschiedensten Planetenketten" sind. Und da jedes Menschenhirn eine Zelle des Logosbewußtseins ist, muß die Schöpfung des Logos sich vervollkommnen in dem Maße der Vervollkommnung und Spiritualität des Menschenhirns. Zwischen Gott und Mensch besteht vollkommene Analogie. Gottes Vollkommenheit wird sichtbar im vollkommenen Menschen.

Aber nur der „schlechte Theosoph" wird hier einsetzen, sich, den Einzelnen, zur stärksten Individualität zu entwickeln, um sich als „Ichbewußtsein" mit Gott zu vereinigen. Der „wahre Mystiker" findet, daß die höchste Ausbildung der Individualität der tiefste Fall aus dem Wesen Gottes ist. Er vernichtet den individuellen Willen, das Ichbewußtsein, um sich zu einer Identität mit dem göttlichen Geiste und Leben hinzuführen. Die Kreatur muß absterben, und entstehen das Bewußtsein des „einwesigen Lebens, des reinen Lichtes", die positive Identität mit dem Logos. Der wahre Mystiker will die große universale Brüderschaft des geistigen Lichtes, er verwirft die Steinerianer wie Blavatskyaner, Orden, Logen, irgendwelche Organisationen überhaupt. (Hier wird er liebenswert und geistig frei.)

Liebenswert: das ist das Wort! Diese okkultistische Literatur mag geistig unmündig sein, seelisch verworren oder überspannt: aber es steht Menschentum hinter ihr! Wer diesen Mystikern außerhalb ihrer Bücher begegnet, kennt sie als reine und gütige Gotteswesen, als wahrhaft brüderlich Gesinnte, wahrhaft zum Frieden Entschlossene. Aus ihren Kreisen kamen die Märtyrer der Kriegsverweigerer. Unter ihnen gibt es keinen Dieb und Fälscher, niemals einen Mörder. Sie sind die Fanatiker einer göttlichen Idee. Und muß nicht für jeden Fanatismus unser unbefangenes Herz sprechen? Der Kopf kann anderer Meinung sein, er schüttelt sich bedenklich, wenn die Mystik sich der Wissenschaft bemächtigt.

Johannes Zacharias schreibt sein sechsundzwanzigstes Buch, in dem er den Bankerott der Naturwissenschaften verkündigt und zugleich seine allein seligmachende Lehre. Fünfzig Jahre seines Lebens stecken, sagt er, in dem Buch von den „Verborgenen Gewalten im Weltgeschehen". Nun, wir Vorurteilsvollen und wissenschaftlich Voreingenommenen haben schon gegen den Ernst solches Titels Bedenken. Im übrigen bin ich nicht zuständig für diese physikalischen Auslassungen. Ich kann nur von dem Inhalt berichten, aber nicht seine Kritik geben.

Für Zacharias hat Einstein nicht gelebt, entdeckt, bewiesen! Er baut seine neue Physik auf Grund der allgemeinen Strahlung im Weltgeschehen auf. Nach seiner Raum-Kraftlehre und ihrer Bewegungsgeometrie erfüllt eine Kraft den ganzen Weltraum, die auf der gegenseitigen Bestrahlung aller Weltkörper beruht. Diese Einerleiheit alles Geschehens gibt sich als Druck und Gegendruck in allen Bewegungen kund. Es gibt keine Anziehung, keine Kraft in den Körpern als Bewegungsursache. „In diesen Sätzen wurzelt die neue Wissenschaft der Naturkunde. Sie beruht auf der Allgewalt der Strahlung, deren Träger der Äther ist. Die Welt besteht nicht aus Kraft, Stoff und Äther, sondern alle drei sind gleichbedeutend. Sie liegen in den selbstbewegten Uratomen, die der Ewige gegeben hat."

So leitet Zacharias seine Naturlehre ein mit der Satzung eines Gottes ... Dann widmet er sich dem „Strahlungsbetrieb" des Weltraums, des Erdkörpers, der irdischen Erscheinungen. Er beantwortet neu und erstaunlich: was sind Licht, Farben, Magnetismus, Gravitation? Er gibt eine „neue Größenlehre des Wachsens und Schrumpfens, der gedrehten Wellen und der dazugehörigen Bewegungsgeometrie". Und ist nun auch befähigt, den Strahlungsbetrieb der Lebenserscheinungen aufzuklären. Auch Gedanken sind Dinge wie alle Strahlungen. So haben wir es im Grunde eigentlich nicht nötig, unsere Gedanken mit der Hand auf Papier zu übertragen. Man kann Papier nicht nur beschreiben, sondern auch „bedenken". Und man braucht, folgert er logisch, eine photographische Platte nicht dem belichteten Objekt auszusetzen — man kann auf ihr das Bild eines Gegenstandes einfach durch unsere geistige Bestrahlung erzeugen! ...

So nähert er sich den eigentlich okkulten Erscheinungen und versichert mit der Weisheit und Erkenntnis eines mehr als Siebzigjährigen erstens, daß es einen Gott gibt, zweitens, daß es Geister gibt. Und das eben ist bei ihm nicht mehr Metaphysik, sondern Physik.

Ein solches Buch kann traurig machen. Man lacht nicht über solche Ergebnisse eines wahrhaft arbeits-

reichen, fanatisch strebenden Lebens. Hübsch, gefällig, scherzhaft werden dagegen diese Dinge in eigentlich literarischer Behandlung. Zwar Rudolf Stratz schreibt in einer unbedeutenden Novellensammlung mit ziemlich irreführendem Titel nur ein paar Geschichten, in denen er Unheimliches oder seelisch Abseitiges mit nicht mehr als Routine verarbeitet. Aber Theodor Etzel dichtet einen handfesten Roman um die Leib- und Seelenfrage des Okkultismus, um das Fortleben nach dem Tode ...

Nun, ihr sollt nicht warten: man lebt fort!! Und wie! Leiblich wie nur je, bloß unsichtbar, an hundert Orten zugleich. Mit allen Leidenschaften des holden Daseins, hassend, liebend, wütend, erotisiert, betrübt, jubelnd, schäkernd, boshaft. Es ist eine Lust, zu sterben ... Manchmal bleibt man mitten im Lesen stehen und fragt sich: werde ich da von Herrn Etzel verhohnepiepelt? ... Oder ist er, der vom Geiste schreibt, von allen guten Geistern verlassen? Ach, er ist so mit tödlichem Ernst dabei, daß ganze Stellen in fünffüßige Jamben geraten und man selbst beim Lesen ins Deklamieren, Skandieren und Amüsieren. Das Ganze ist dabei ein recht unterhaltsamer Roman, wenn man von backfischhaften Auslassungen über Natur, Seele usw. absieht. Es fallen Metaphern wie Roßkastanien, so billig und üblich. Und es wächst sich zur schreienden Groteske aus, wenn etwa die Seele des Gestorbenen der Mutter zuflüstert, wo sie die Versicherungspolice findet. Ich kenne mich da nicht aus. Hat Herr Etzel eine Persiflage auf unsere Okkultisten und Spiritisten geschrieben? Hat er Geist genug dazu? Aber wenn er es ernst meint, dann kriegt man das Lachen. Schade ist es um die vielen spannenden Momente in dem Buch, um manche guten Beobachtungen, um Blicke in die Natur, die genießbar wären ohne die süßliche Einkleidung. Das ist oft nicht nur Sekundanerstil, sondern Selektanerin-geschwafel. Wieviel Marzipan und Pfefferkuchen! Praliné und Sahnenschokolade. Oh, man lechzt nach einer Salzbrezel und Wasser! Ist das Buch ernsthaft gemeint, so erfüllt es nicht seinen, aber einen guten Zweck: Der Mensch — von Geist und mit Geisterachtung nicht zu reden! — aber auch schon der Mensch von bloß Geschmack und irdischem Anstand wendet sich mit Grausen von einer Lehre, die das heilige Gestorben- und Entrücktsein so ins irdische Gemeine zieht.

Anja Mendelssohn will durch einen Locktitel wirken. „Verborgene Seelenkräfte" ... Aber auf vierzig winzigen Seiten schreibt sie nur auf, was jeder gewandte Junge aufschreiben kann, der zwei, drei Bücher über Menschenkunde halb aufmerksam gelesen hat. Das ist der Aufsatz einer Journalistenschule. Aber wie alle Bücher des spirituellen Verlages ist auch dieses Heftchen reizend aufgemacht (der „Mystische Glockenschlag" ist es noch mehr) und mit der Zeichnung eines Begabten geschmückt.

Mit welch hohem Aufatmen verläßt man diese handfeste, materielle, geistverlassene Geisterwelt und gelangt in die reine leichte Atmosphäre des Geistes!

Der Frommannsche Verlag in Stuttgart hat seine philosophische Taschenbücherei um eine Gruppe von Heften vermehrt, die er „Das Geisterreich" nennt. Berufene Gelehrte geben die Bändchen heraus und schreiben Einleitungen dazu, in denen ein eindringliches Wissen in knappster Fassung Entscheidendes zu sagen weiß.

William von Schröder berichtet — mit Stichproben — über unsere alten Mystiker, bei denen die Gesichte Dichtungen wurden; und in dieser Form allein bekommt und behält das Übersinnliche Wert und Dauer: Jakob Böhme, Teresa a Jesù, Swedenborg, Jung-Stilling. Klarer als aus den chaotischen Darstellungen der Neuen entwickelt sich hier die Grundform des theosophischen Weltbildes in seinem absoluten Gegensatz zur mechanischen Naturbetrachtung. Reiner erhellen sich die schönen dichterischen Ideen vom zwiefachen Gott, dem offenbaren wirkenden und dem stillen erkennenden, von seiner ausgehauchten und seiner „ingefaßten" Kraft; die Idee eines dreigestaffelten Entfaltungsprozesses vom Unpersönlich-Allgemeinen über Geistig-Persönliches zu gesonderter Vollendung: Leib-Geist-Seele. Mit diesem System der Drei beginnen dann die tief sinnbildlichen Ausgestaltungen, die oft genug Gedicht werden. Der Geisterseher wird vom Geist ergriffen und in Entrückung oder Beisichsein von Apoll.

In dem Bändchen von den „Christlichen Theosophen" ergänzt Schröder das vorige. Es ist geistige Erquickung, hier die leichtest zugängliche Darstellung einer komplizierten Ideenlehre in der Fassung eines Mannes zu lesen, der tiefes Wissen ebenso wie anschauliche Ausdruckskraft besitzt. Auf eine Einleitung über das Prinzip des Geistleiblichen, in der die Lehren der Theosophen Böhme, Baader, Silesius, Oetinger, Weigel klar aus der Fülle ihrer Werke herausgeschält sind, folgt eine Anthologie der Betreffenden, die bei aller Kürze doch das Entscheidende enthält. Wie der urbildlich-geistige und der irdisch-abbildliche Kosmos sich entgegengestellt werden, wie der zugleich außer- und innerweltlich, ewig-eine, naturfrei thronende und zugleich im All sich kundgebende Gott sich zu der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner einzelnen Wirkungsweisen differenziert, wie der Mensch als Mittelding von Engel und Vieh abgehandelt wird: solchen Gedankengängen zu folgen, ist auch für den geistig ganz anders Orientierten ein Genuß.

Schopenhauers Aufsatz „Über das Geistersehen" ist aus den „Parerga und Paralipomena" bekannt. Der Frommannsche Neudruck ist berechtigt durch die gute und klare Einleitung Hartlaubs. Schopenhauer versucht, eine sachlich begründete Hypothese zu geben, die im Grunde gar nicht theosophisch ist. Die monistisch gerichtete Theosophie nimmt ja eine Einheitsbeziehung aller polaren Differenzierungen an. So wie Leib Geist werden kann, ist Geist auch der verfeinertste Leib. So wird Theosophie Anthroposophie, indem der Mensch als Abbild des gottentstammenden Kosmos durch Innenschau und Analogieschluß die Welträtsel lösen muß. Und nun die letzte Konsequenz: Diesseits und Jenseits ist ein relativer Begriff und also das „Wunder" nur der Einbruch einer psychisch empfundenen Kraft in die raumzeitlich-mechanische Natur, ein in einer uns entlegenen Ebene wurzelndes Naturgesetz transmechanischer Art. Diesen naiven Realismus okkulter Vorgänge kann Schopenhauer mit seinem psychologischen Phänomenalismus geschickt erklären. Man ist seit Schopenhauer bis heut nicht viel weiter gekommen mit Tatsachen und Erklärungen. Nur daß, geboren aus sehnsüchtigen Bedürfnissen des tiefer leidenden Menschen, sich aus theosophisch-gnostischen Offenbarungen ein Weltbild getürmt hat, das viel-

leicht bezweifelt und erschüttert, aber nicht mehr zum Stürzen gebracht werden kann. Glaube ist stärker als Wissen.

Weizsäcker stellt aus **Fechners** Büchern eine Reihe von Abschnitten zusammen, die das seelisch Lichte und Ätherische dieses sehr menschlichen Weisen schön hervorheben. Fechner hat — selten in seiner Zeit — die okkulten Fragen, weder blind dagegen noch übersichtig dafür, unvoreingenommen betrachtet, in goethescher Weise Beobachtung und Intuition verbindend. Dieser liebende und religiöse Mensch erkämpft den Sieg der Seele gegen eine wissenschaftliche Mechanisierung nicht mit geistigen Methoden, sondern durch — Predigt, um Gefühl, Glauben, Poesie, Phantasie, Tiefsinn in ein Wort zusammenzufassen. Weizsäcker sagt treffend, er wirkte „erbaulich, nicht erbauend". In einer der kurzen Einleitung folgenden Anthologie wird von Fechner das lebendig, was ihm Wahrheit war: das ewige Leben der Seele. Fechner muß mit dem Herzen gelesen werden. So bleibt er unwiderleglich.

Hans Ehrenberg leitet **Schellings** wenig bekanntes Gespräch „Clara" ein, das Gespräch über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Wenn Schelling hier auch in seinen Idealismus das Naturreich hinübernimmt und, als geistig undeutbar, den Tod tilgt, so ist er doch selbst dem ernsthaftesten Okkultismus fern. Nur für die Seele schlägt er die Brücke von hier nach drüben. Es gibt ein Weiterleben! in der Seele des liebenden Überlebenden. Schelling trennt nicht ein natürliches von einem Geisterreich, sondern verschmilzt sie. Das Übernatürliche wächst organisch aus dem Natürlichen. So unterschätzt er, der Idealist, auch nie die Leiblichkeit. Und indem er sie anerkennt, braucht er in seinem System neben den Begriffen Leib und Geist noch den der Seele. So wird Schelling in diesem Gespräch aus einem Philosophen fast zum Dichter. Mußte er es nicht, da ja Karolinens Tod ihm diesen Grabgesang, das Lied vom ewigen Leben, eingegeben hatte? Dies schrieb er mit seinem Herzen, aus seiner Seele! Der Tote lebt nur für **einen** weiter, für den Liebenden. So entsteht eine Gemeinsamkeit zwischen Leben und Tod. Aber Unsterblichkeit gibt es dann nur innerhalb des Lebens, ja, sie ist „nur eine späte und schönste Blüte des Lebens selber". Darüber denken kann nur der es Erlebende! Und nur, sagt Schelling, „wer das jetzige Leben begriffe, sollte vom Tode und einem zukünftigen Leben reden".

Wäre man ernsthaft genug, dieses Gesetz zu befolgen, wieviele müßten dann beschämt verstummen!

Echo der Bühnen

Wien

I

„Der Geliebte." Komödie in drei Akten von Siegfried **Trebitsch**. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 27. Januar 1923.)

„Der Vampir." Schauspiel in vier Akten von **Hans Müller**. (Uraufführung ebenda am 8. Februar 1923.)

Wenn eine Frau den alternden Gatten A mit einem jungen B, dann, von A geschieden, den nächsten (diesmal einen jugendlichen) Gatten abermals mit B betrügt — wen von den dreien liebt sie am meisten? Statt eines mittelalterlich-provenzalischen Minnehofs, der diesen anscheinend ganz klaren Fall gewiß vorschnell entschiede, fällt der Autor, von jeher solch subtiler Dialektik der Liebe und des Ehebruchs zugetan, durch den Mund seiner Heldin die Entscheidung: der wirklich Geliebte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist — A! Man muß nur (im Sinne der jüngst auf derselben Bühne gespielten „Tendresse" Henri Batailles) genügend scharf und fein zwischen Liebe der Seelen und Liebe der Sinne zu unterscheiden wissen, muß nur einsehen und glauben wollen (vgl. die unsterbliche „Cyprienne"), daß ein und dieselbe Mannsperson für eine und dieselbe Frau als Gatte unausstehlich, nachher als Geliebter entzückend sein kann. Denn als Geliebten will am Schlusse der Komödie Trebitschs Magda, wahrlich nicht Magdalene, den ehemaligen Gatten wieder an sich ziehen; im Manuskript des Dichters nimmt er, wie wir hören, Reißaus, auf der Bühne bleibt er ihr wirklich. Beiläufig bemerkt: zwischen dem ersten und dem zweiten Ehebruch macht die Handlung des nichts weniger als frivolen, offenbar schon durch den Titel „Komödie" zu mühsamer Grübelei verurteilten Stücks doch einen richtigen Bocksprung: der betrogene Gatte läßt sich zwar von seiner Frau scheiden, adoptiert sie aber gleich danach; und zu meinem Staunen versichern mir mehrere Kollegen von der betreffenden Fakultät, daß hiesiges Recht mindestens prinzipiell dagegen nichts einzuwenden hätte. Das ist nun ein ausgesprochenes (übrigens, wenn mein Gedächtnis nicht trügt, auch schon einmal und irgendwo „dagewesenes") Schwankmotiv, aber es fällt im zweiten Akt ganz wirkungslos zu Boden, und so stellt sich die Komödie überhaupt, ähnlich dem seinerzeit (L. E. XXII, 734) gewürdigten Burgtheaterstück „Frau Gittas Sühne", als eine Summe von Anfängen und Anläufen dar; immer wieder reißen die Fäden ab, immer wieder geht der Atem aus. Was hilft da der redliche Ernst, die unleugbare, schier gelehrtenhafte Gewissenhaftigkeit des Autors? Das Problem, wie er es stellt, ist ihrer, ist seiner nicht würdig. Und andrerseits: selten war einer im Irrgarten der Liebe so gar nicht an seinem Platz. Wer Blei an den Sohlen trägt, bleibe dem Reigen fern.

Von solcher Schwerfälligkeit ist **Hans Müller** unbedingt freizusprechen. Was an der Kunst des Dramatikers, gleichviel welchen Stils, welcher Gattung, welcher Orientierung, erlernbar ist, das Kunstgewerbliche, das Technische, das hat er sich in langen Lehrjahren zu eigen gemacht, das vergißt er selten; und er selbst hat Theaterblut im Leib und eine willfährige Phantasie und ist ein gebildeter, in der Regel auch geschmackvoller Mann, auch, wie wir schon an anderer Stelle gesagt haben, stets im Justemilieu der literarischen (und auch aller anderen) Parteiung, stets neu und immer zweckmäßig eingestellt, hic et ubique. Hier sind alle Bedingungen des normalen Theatererfolgs beisammen, die vor allem, daß man weder als Gestriger noch als Morgiger komme, sondern (was so leicht dünkt und so schwer ist) als Heutiger. Wir leugnen nicht, daß uns dies neue Stück Müllers interessanter und tiefer scheint als irgendeins aus der langen Reihe der früheren. Es ist ein Künstler- und darum notwendigerweise bis zu einem gewissen Punkt auch Bekenntnisdrama, es liegt auf dem halben Weg zwischen „Ein Erfolg" von Lindau zum „Baumeister Solneß" und kompliziert den Kampf zweier Brüder um den Ruhm, nein, um den Erfolg, den Augenblickserfolg (ein Milliardär hat eine Preiskonkurrenz für ein Denkmal des — Ehrgeizes ausgeschrieben) durch den Kampf um ein und dasselbe Weib. Statt um Messina und Beatrice geht es um einen Preis und um Marie; der Nachkriegsgroßstadthintergrund ist mit kecken, bei der Aufführung teilweise verwischten Farbenstrichen markiert. Eine wilde Jagd, ein keuchendes Wettlaufen aller mit allen. Was aber diese alle vorwärtspeitscht, oft ganz buchstäblich, was insbesondere die feindlich-freundlichen Brüder Johannes und Jakob in den Konkurrenzkampf treibt, das ist im Gesichtswinkel des „Vampirs" eben der Vampir, sonst auch Männchen genannt, ein Kobold, der sich (mindestens im gedruckten Buch) bald als Herrn Blutsucht, bald als Herrn

von Eigenwahn, bald als Luzifers Bruder, bald wieder als den Vetter des Pferdefußes und zuletzt (das ist gewiß keine Falschmeldung) als den „Engel Nimmerruh" vorstellt — also offenbar als die Unruhe im Uhrwerk der menschlichen Gesellschaft, als eine Art agent provocateur Gottes, vieldeutiger jedenfalls und dennoch seichter als Werfels Spiegelmensch, an dem sich des Männchens Mutter gleichwohl versehen haben muß. Die Handlung des Schauspiels geht mit großen starken Schritten vorwärts, hält fünf Hauptpersonen gut zusammen und das Interesse mit allen im- und expressionistischen Stilmitteln fest; zuletzt tritt durch Entsagung des jüngeren Bruders (denn die des älteren, von der viel Wesens gemacht wird, besagt gar nichts) an Stelle des Wettrennens der Einzel-Egoismen, an Stelle der wilden Jagd der Jagenden und Gejagten eine Art christlich-buddhistisch betonten Gottesfriedens, an dessen Dauer die ironischen Abschiedsworte des Männchens zweifeln lassen. Die stärksten Akzente liegen auf den mittleren Akten.

Für die Aufführung wurde der ursprüngliche Text (stückweise in der „Neuen Freien Presse" 1922, jetzt bei Cotta) stark gekürzt. Das Theaterpublikum verlor weniger an einer großen Vision mit dem allmählich schon unvermeidlich gewordenen Heiland (ihn aus dem Spaß zu lassen, möchte man unseren Dramatikern mit Valentins Bierbaß raten), als an mehreren glücklich erfundenen satirischen Gestalten und Szenen. Der Autor selbst spielte, wie weiland Wedekind, die Hauptrolle in seinem Stück und, wiewohl er unseres Wissens vorher die Bühne nie betreten, mit merkwürdiger Gewandtheit.

II

„Das Bergwerk." Drama in drei Akten von Hans Kaltneker. (Uraufführung im Raimundtheater am 8. Februar 1923.)

„Die letzte Nacht." Epilog zur Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit". Von Karl Kraus. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 4. Februar 1923.)

Als an dieser Stelle vor weniger als Jahresfrist die Uraufführung der „Opferung" des in seinem zweiundzwanzigsten Jahre hingerafften Österreichers Hans Kaltneker angezeigt wurde (L. E. XXIV, 985), sprachen wir die Vermutung aus, was etwa noch vom Nachlaß des Jünglings ausstehe, werde schwerlich belanglos sein: eine Vermutung, die durch das nunmehr auf die Bretter gebrachte (aber schon 1921 vom Donau-Verlag, Leipzig und Wien, veröffentlichte) Arbeiterdrama „Bergwerk" durchaus gerechtfertigt erscheint. Im Äußerlich-Thematischen ist ja der junge Poet zweifellos von den dramatischen Wortführern der Kriegs- und Nachkriegszeit beeinflußt, z. B. der erste Akt dieses posthumen Dramas von Georg Kaisers „Gas", der zweite von der „Seeschlacht" Goerings, und ohne sich sklavisch an Wörterbuch und Grammatik der Expressionisten zu binden, spricht der frühreife Schüler doch die Sprache dieser Schule. Auf seine religiösen und ethischen Überzeugungen hat Tolstoj, dessen Name einmal in den fieberhaften Dialogen aufflackert, stark eingewirkt, und nicht Kaltneker allein sucht den Ausweg aus dem Chaos der Gegenwart an der Hand einer urchristlichen, alles umfassenden Liebe. Aber es bleibt nach all solchen Abstrichen zugunsten der anderen dennoch viel, sehr viel und in ungewöhnlicher Bindung übrig, was den toten Dichter über nicht wenige lebende hebt: das kühn und klar formulierte Problem, überzeugende Glaubhaftigkeit eines (gleichwohl stilisierten) vielköpfigen und beherrschten Personals, hinreißender Schwung der Sprache, ungesuchter Sturmrhythmus im Kampf von Willen und Gegenwillen und, nicht zuletzt, die rührende Gläubigkeit, der Enthusiasmus des Epheben, dessen Held Michael, durch eine Explosion im Bergwerk verschüttet, sich vom Apostel und Vorfechter des Kommunismus zum Propheten eines utopischen Reichs verstehender und verzeihender Liebe wandelt, von seinen Schülern und Anhängern verleugnet und verfolgt wird, halb Volksfeind, halb Ecce-Homo, und zuletzt von der Hand eines ehemaligen Jüngers fällt; über seine Leiche hinweg schreitet eine, schreitet **die**, die endgültige, die weltumfassende Revolution. Als Umwelt dieser physischen und seelischen schlagenden Wetter mag man sich die ins Deutsche übersetzte des „Germinal", als Zeit etwa 1920 oder 1940 denken, ganz im allgemeinen natürlich, ohne irgendwelche Verpflichtung auf örtliches oder zeitliches Detail. — Es verdient angemerkt zu werden, daß die Zuhörer der Premiere, dem Ausklang des Dramas zujubelnd, gewissermaßen mit dem Dichter gegen den Dichter Partei nahmen. —

Bei Niederschrift dieser Zeilen hat das wiener Theaterjahr zwar noch etwa seine zweite Hälfte vor, aber gewiß sein merkwürdigstes und stärkstes Erlebnis schon hinter sich. Mag dieses auch auf einer der kleinsten Bühnen und in gewissem Sinn mit Ausschluß der Öffentlichkeit sich vollzogen haben, dennoch ein stärkstes Erlebnis: wie sollte denn die Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit, die schier brutale Gewalt, die kosmische Fülle, der dämonische Witz dieser „Letzten Nacht", wie sollte die Kühnheit, solch eine Dichtung, die nichts Geringeres darstellt als den Untergang dieses Planeten oder mindestens seiner Menschheit, auf einem schon für landläufige Massenszenen unzulänglichen Theaterchen hör- und sichtbar zu machen, noch überboten werden? Daß dies Wagnis gelang, daß die poetisch-prophetische Abbreviatur eines Weltkriegs und eines Weltuntergangs, ein schauerlicher Mörder- und Totentanz mit (und vielleicht dank) ganz bescheidenen szenischen Mitteln auch auf solche, denen der Wortlaut der „Letzten Nacht" längst vertraut war, außerordentlich tief wirkte, gehört in die Geschichte des wiener, vielmehr des deutschen Theaters, in die sich Kraus schon vor Jahren durch seine Belebung vermeintlich unaufführbarer Dramen wie der damals in Österreich verbotenen „Weber" oder der „Büchse der Pandora", später dann als Rezitator großen Stils (er sprach auch einen Part der „Letzten Nacht") eingetragen hat. Eine Aufführung der gesamten Tragödie freilich behält er selbst einem Marstheater vor, nimmt doch die Spielzeit des Epilogs, der etwa ein Zwanzigstel des Werks ausmacht, mehr als eine Stunde in Anspruch.

Wie Kraus im Vorwort der zweiten Auflage der Tragödie (Verlag „Die Fackel", Wien und Leipzig 1922) mitteilt und die (von ihm stets mit ausgesuchter Bosheit behandelte) Literaturgeschichte zur Kenntnis nehmen muß, ist die Tragödie in den Sommern 1915 bis 1917 verfaßt oder doch entworfen, der Epilog im November 1918, das Gesamtwerk zuerst 1919 und seither, umgearbeitet und bereichert, nochmals veröffentlicht worden, also schon mehrere Jahre hindurch Gegenstand einer allerdings meist mündlichen Diskussion. Aber selbst wenn sie noch die volle Werbekraft der Neuheit besäße (die der Aktualität bleibt ihr für das nächste Menschenalter gesichert), selbst dann könnte sie an dieser Stelle nicht so, wie es ihrer Originalität, ihrem Mut, ihrem Tiefgang, ihrer Tragweite zukommt, gewürdigt, selbst dann könnte hier nicht begrüßt und abgelehnt werden, was wir begrüßen und ablehnen müßten; denn dazu bedürfte es, mindestens für unsere schwerfällige Gewissenhaftigkeit, nicht nur eines den Rahmen dieser Rubrik des „Lit. Echo" sprengenden Aufsatzes, nein, eines richtigen Buchs, dessen Einleitung selbst wieder eins wäre, nämlich die Geschichte eines österreichischen Halbjahrhunderts. So sei also der vorläufig Unkundige nur ganz aphoristisch auf die riesigen Maße der Tragödie, auf ihr aus realen und erdichteten Akteurs und Statisten des Kriegs zusammengesetztes ungeheures Personal, auf die überreiche Orchestrierung dieser Höllensymphonie, vor allem aber darauf verwiesen, daß dem Wortlaut der „Letzten Tage" großenteils urkundlicher Charakter eignet, da nicht wenige Monologe oder Wechselreden in dem Pandämonium der fünf Akte wirklichen Leitartikeln, Feuilletons, Interviews, Berichten, Kriegsgedichten, militärischen und zivilbehördlichen Verordnungen, Akten aller Art, Reden, Predigten, Briefen, Plakaten, Inseraten usw. entstammen, eine Art Quellenlesebuch ergeben — ohne daß sich eine scharfe Grenze zwischen solchen dokumentierten (in ihrer Beweiskraft vom advocatus diaboli zwar oft überschätzten) und jenen Szenen ziehen ließe, wo Kraus den wimmelnden Gästen seiner Walpurgisnacht

aus eigenen unerschöpflichen Mitteln, mit einer selbst an ihm verblüffenden Polyglottie Worte und Gesten leiht — auch sich sogar; denn das Amt des Chorus versieht er selbst, als unbelehrbarer „Nörgler“: eine recht wohltemperierte Bezeichnung für eine wahre Weißglut des Ingrimms, für einen, der wie Mephistopheles nur immer kommt, um anzuklagen, und zu diesem fürchterlichen Amt fürchterlich ausgerüstet ist: mit dem alles um sich her vernichtenden Witz. Nein, ein bloßer Nörgler ließe nicht die gemarterte Menschheit für die Verbrechen einer Minderzahl von Heerverderbern, Diplomaten, Politikern, Journalisten und Schiebern mit Stumpf und Stiel und unter allen Schrecken der Apokalypse und der Götterdämmerung ausrotten — nur ein Satiriker größten Kalibers, ein Weltstaatsanwalt, der nichts sieht als die Angeklagten und sie unter den weitesten Gesichtswinkeln, ein Staatsanwalt, dem, wie seinem Kollegen in Talar und Barett, das Recht, unter Umständen auch ungerecht zu sein, verbrieft ist. Sowenig diese letzten Tage der Menschheit, von August 1914 bis November 1918, wirklich ihre letzten gewesen sind, sowenig bestand diese Menschheit aus eitel Lemuren und Hyänen; aber diese sind es, die den Witz und die Erbitterung des Satirikers auf sich ziehen wie das Eisen den Magnet, und fast allein sie füllen in Vers und Prosa und in allen möglichen Mundarten und Jargons und in allen erdenklichen Nuancen von Bosheit oder Torheit die hundert und aber hundert Szenen des gigantischen Fünfakters. Solch ein Volk freilich fühlt man, mit dem gegenwärtigen und einem älteren Mephistopheles, „zum Jüngsten Tag gereift“ und überreif; dann freilich mag der Weltkrieg durch den Krieg der Welten abgelöst und beendigt, mag Gottes Ebenbild (gegen Gottes Willen) zerstört und ausgetilgt werden: immer noch wäre das die einzig mögliche Erlösung und Versöhnung.

Wie Kraus selbst diese Trogödie, die weniger und mehr als ein Drama, weniger und mehr als eine Dichtung ist, auffaßt, aufgefaßt wissen will, spricht die stärkste so vieler starker Szenen, die 54. des Schlußakts aus.

Robert F. Arnold

Königsberg i. Pr.

„Der Tyrannenmörder.“ Ein tragisches Lustspiel in 5 Akten. Von Franz Dülberg. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 31. Januar 1923.)

Dies „tragische Lustspiel“ ist weder tragisch noch ein Lustspiel. Es ist ein typisches Beispiel dafür, wie man es fertig bringt, einen fruchtbaren Dramenstoff zu sterilisieren. Man denke: zwei des Fürstenmordes Verdächtige machen einander — aus irgendwelchen Gründen — die Tat streitig und setzen dadurch die Richter in peinlichste Verlegenheit. Kurz vor der Urteilsfällung wertet eine siegreiche Revolution alle Werte um, und das rückgratlose Tribunal verleiht, rasch auf den Boden der neuen Tatsachen tretend, dem, den es (fälschlich) für den Schuldigen hält, den Ehrentitel eines Tyrannenmörders.

Welch eine Fundgrube für Komödiendichter! Aber um eine Komödie zu schreiben, muß man vor allen Dingen Humor besitzen. Davon spürest du in diesem umständlichen Fünfakter kaum einen Hauch. Dülberg hat das Histörchen, das er irgendwo aus der Historik aufgelesen haben mag — Schauplatz: Niederrhein um 1795 — zwar mit allerhand Gedankenballast befrachtet, auch das Zeitkolorit nicht übel getroffen, aber das Ganze riecht nach Literatur und Chronik. Er hat zwar ein paar recht originelle Typen auf die Bühne gestellt und die Handlung nicht ungeschickt mit geschichtlichen Vorgängen (den Ausstrahlungen der französischen Revolution) verknüpft, aber alle verzwickte Psychologie, die er aufwendet, reicht nicht aus, um den inneren Anlaß des wunderlichen Handels, dieses „Wettrennens nach Galgen und Rad“, überzeugend klarzulegen. Und so tritt jedem „zwar“ ein „aber“ auf die Fersen. Die Pointe des angeklebten, nachhinkenden Schlußakts: daß das Kind, das einer Ehefrau unter dem Herzen wächst, von ihrem Liebhaber stammt — diese nicht einmal für den Gatten überraschende Pointe entschädigt nicht für die Salzlosigkeit der übrigen vier. „Der Tyrannenmörder“ bleibt, trotz mancher gedanklichen Feinheiten und sonstiger unleugbaren Vorzüge, eine staubige Angelegenheit. Leben, dramatisches wie wirkliches, sieht anders aus.

Hans Wyneken

München

„Der holländische Kaufmann.“ Schauspiel in 3 Akten von Lion Feuchtwanger. (Uraufführung im Residenztheater am 6. Januar 1923.)

Redliches Bemühen um menschliche Konflikte und Gestalten kann nicht darüber täuschen, daß das Erreichte unzulänglich blieb. Der Kampf zwischen der Aufgabe — in diesem Fall: eine brandenburgische Kolonie in Afrika zu begründen — und den Bedürfnissen des Individuums — in diesem Fall: Freund und Geliebte — überzeugt nicht, weil die Idee zu fern bleibt, die Beziehungen zu den Menschen nicht enge geflochten werden. Dazu kommt, daß der Stoff nicht gerade interessant oder belangreich genannt werden kann, und daß keine innere Wahlverwandtschaft zwischen ihm und dem Problem besteht. Eine frostige Sache, die vorübergeht.

Ludwig Gorm

Saarbrücken

„Golo und Genovefa.“ Drama in 3 Aufzügen von Hanna Rademacher. Erschienen 1914 bei Kurt Wolff. (Uraufführung im Stadttheater Saarbrücken am 16. Januar 1923.)

Bei Ernst Rowohlt erschien 1911 das Erstlingswerk der Dramatikerin Hanna Rademacher, das Schauspiel „Johanna von Neapel“. Damals schrieb Julius Bab in der Schaubühne (VII, Nr. 41) folgendes Urteil, das sich heute in jeder Beziehung wiederum bestätigt: „Johanna von Neapel ist ein merkwürdig begabtes Stück, und wenn man bedenkt, daß es von einer Frau verfaßt ist, ein gerade zu wunderbares Stück. Es handelt von einem durchaus nicht originellen erotischen Thema und trotzdem — das ist das ganz Erstaunliche! — wird die Verfasserin nie banal, weder nach der altmodisch sentimentalen, noch nach der neumodisch brutalen Seite hin. Sie hat an den Lastern der Literaturmode, an der gekünstelten Worthitze, der geredeten Mystik der Neuromantiker überhaupt nur einen sehr bescheidenen, leicht in Abrechnung zu bringenden Anteil. Dagegen hat sie ein seltsam lebhaftes, siegreich durchdrungenes Gefühl für den Reiz dialogischen Gefechts, hat einen Sinn für die unaussprechbare Größe tragischer Menschen, die sich selbst zum Schicksal werden, hat eine Gabe, aus hartgefügten, karg geschmückten Sätzen Leben aufzucken zu lassen und alle Worte zur Bewegung, die Bewegung zu starken Bildern zu führen, eine Gabe, die durch aus ungewöhnlich ist — kurzum, es ist in der ganzen, mir bekannten Literatur der erste Fall von echtem dramatischem Talent einer Frau.“

Der Gesamteindruck des neuen Genovefa-Dramas ist ebenfalls durchaus erfreulich. Auch hier ein klares sprachliches Bild, schön und edel in seiner wohlgeformten Knappheit und Prägnanz; alles ordnet sich der dramatischen Idee unter, nirgends ein breites, redseliges Ausspinnen. Die Dichterin zeichnet im Gegensatz zu Hebbel Siegfried als jugendlichen, dem Jünglingsalter kaum entwachsenen Helden; den Golo hingegen bedeutend älter, als finsteren und verschlossenen, aber von innerer Wildheit erfüllten Menschen. Bei Hebbel: „Der (Golo) ist ein Mann geworden über Nacht und blieb ein Kind dabei. Wie lieb ich das! Zu jung zum Bruder und zu alt zum Sohn!“ Auch die Genovefa stattet Hanna Rademacher mit anderen Zügen aus. Hebbel ist die Formung dieser Frauengestalt sonderbarerweise nicht sonderlich geglückt. In unserem Fall ist sie erfüllt von strahlender Aktivität; trotzdem bleibt ihre leuchtende Reinheit und Milde frei von harten Zügen. Die Gestalt wächst aus sich heraus in tragische Bezirke hinein.

Genovefa verabscheut Golos brünstige Liebe und gewalttätige Mittel, sie ihr aufzuzwingen; sie verabscheut

Lug und Trug (Vorwurf des Ehebruchs mit dem Pagen Agnellus), aber sie unternimmt nicht den Versuch zur Rechtfertigung, so stark ist ihr Glaube an Siegfrieds Vertrauen und Gerechtigkeit. Doch er glaubt Golo mehr als seinem Weib, und als Rechtfertigung von anderer Seite unternommen wird, fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Doch Genovefas Innerstes ist erschüttert: „Nie wieder kann es werden, wie es war. Was war, liegt hinter mir, ein weher Traum." Und nunmehr wendet sie sich Golo zu, der bis zuletzt um sie ringt, sich selbst anklagt und seine Liebe bekennt. „In dieser Stunde wuchs er mir zum Freund. (Zu Siegfried.) Ich scheide mich von dir!" Mit ausgestreckten Händen schreitet sie auf Golo zu, wissend, daß beiden nur der Tod Erfüllung und Erlösung sein kann. „Ihn, den ich hassen soll, ich grüß ihn."

Der Gesamteindruck ist der, daß sich in Hanna Rademacher vielleicht ein festumrissener Typ der Frau als Dramatikerin entwickelt. — Die ausgezeichnete Regie des Intendanten Ernst Martin, die den Rhythmus des Werkes verlebendigte und erhöhte, führte es zu einem starken Erfolg.

Hermann Ginzel

Düsseldorf

„Der Jäger." Drama in fünf Aufzügen (neun Bildern) von Hanns W. Fischer. (Uraufführung im Stadttheater am 15. Februar 1923.)

Schon in dem Bericht über Hanns W. Fischers Drama „Der Motor" (L. E. XXI, 96 f.) wurde die außergewöhnlich starke Gegenwartseinstellung des Stückes hervorgehoben. In erhöhtem Maße gilt das von dem neuen Drama „Der Jäger". Es stellt die beiden Kräfte gegeneinander, deren Verhältnis in der Gegenwart nur anscheinend sich geklärt hat: einen uneingeschränkten Individualismus gegen ein durch sittliche Vertiefung des einzelnen und der Allgemeinheit bestimmtes Lebensziel. Daß damit tatsächlich die tätigen Kräfte unserer Zeit getroffen werden, ist jedem selbstverständlich, der sich nicht von der Attrappe sozialer Absichten und menschheitlicher Programme hat blenden lassen, mit der heute brutal egoistische Triebe gern verkleidet werden — während auf der anderen Seite der Willen zu einer wahrhaften Höherführung der Menschen im Sinne einer schicksalhaften und sittlich begabten Gemeinschaft in der jungen Kunst und darüber hinaus in manchen menschlichen Zusammenschlüssen sich immer lebhafter äußert.

Dabei stellt sich Hanns W. Fischer — und damit erweist er seine durchaus moderne Geistesart — entschlossen auf die Seite der neuen Lebenshaltung. Denn die anscheinend unangreifbare Form des nach Lebenssensation hungernden Individualisten, des raubtierhaften Mannes, dem die Frau nur höchstbegabte Reizung seines Lebensgefühles und danach nicht einmal erinnerungswert ist, die kraftstrotzende Sicherheit dieses Menschenjägers wird tödlich erschüttert durch die starke Frau, die ihm nicht erliegt, sondern in ihm ihre wertschöpferische und daher sittliche Menschlichkeit als Stachel und Spiegel seiner eigenen, menschlich unfruchtbaren Lebenseinstellung zurückläßt. Und diesen Sieg feiert in der Frau die Jugend mit ihrem Verantwortungsgefühl für ihre Weggefährten über den beherrschungslosen Menschen eigenwilliger Form, der altern und zerfallen muß, weil er sich in sich selbst, also in einem Stillstand der Werte verzehrt.

In klar gearbeiteter Fuge baut Fischer, Thema und Gegenthema innig verschlingend und sinnvoll variierend, sein Drama in neun Bildern nach der Art des seit Wedekinds Technik oft gehandhabten Stils, nur die seelisch höchst belichteten oder das Geschehen entscheidend vorwärtstreibenden Szenen in knapper und schlagkräftiger Formulierung vorzuführen. Dabei aber erweist er seine bildnerische Kraft gerade darin, daß er trotz dieser äußersten Sammlung der Züge seine Menschen nicht scheinlebige Theorien werden, sondern sie wie ein Rundplastiker nach allen Seiten lebensvoll sich auswachsen läßt. Man wird nicht alle, besonders nicht den ersten Szenen die Überzeugungskraft zusprechen, wie die späteren sie besitzen, auch die Ausdrucksenergie des Wortes gelegentlich noch bedeutender sich wünschen. Aber man verliert über diesen geringen Aussetzungen nie das Bewußtsein davon, daß ein Mensch mit vielfach bestimmten Erlebnisantrieben — in jedem Künstler steckt ein Stück Jäger, in Stück Wertschaffer, ein Stück Kleinbürger, und Fischers Lyrik und Prosa spricht zu dem besonderen Fall dieser Persönlichkeit manch wegweisendes Wort —, ein Geist von männlich festen und unerbittlich ehrlichen Zügen und ein Dichter voll sinnlicher Gestaltungskunst und bodenfrischer Wortkraft dieses Drama schuf.

H. W. Keim

Nürnberg

„Der Tod und die Maske." Ein Drama (elf Geschehnisse) von Erich Mosse. (Uraufführung im Stadttheater zu Nürnberg — Katharinenbau — am 18. Januar 1923.)

Unsere Zeit, wenigstens das aus der höllischen Wirklichkeit flüchtende Deutschland, neigt zu Mysterienspielen und Totentänzen, und dieser Gattung gehört auch das eigenartige Drama von Erich Mosse an, das hier letzthin in der alten, stimmungsvollen Meistersingerkirche seine Uraufführung erlebt hat. Der Dichter versetzt uns in die Welt der römischen Cäsaren, in jene Epoche der schneidendsten Gegensätze zwischen arm und reich, zwischen Herrschenden und Unterdrückten, und knüpft die Handlung seiner elf „Geschehnisse" wesentlich an die Vorstellung an, daß am Feste der Saturnalien der Sklave Lucius vom Cäsar für einen Tag und eine Nacht mit der höchsten Würde und Gewalt bekleidet wird, dafür dann aber in der Frühe des anderen Morgens den Kreuzestod zu erleiden hat. Die ihm verliehene Macht möchte nun Lucius zur Befreiung der bisherigen Genossen vom Sklavenjoch und zur Rache an der blutsaugerischen Gesellschaft benutzen; aber selbst alsbald auf Abwege geratend, versagt ihm die Kraft zu solcher Mission, und das letzte Bild zeigt ihn uns am Fuß des seiner harrenden Kreuzes, das damit zugleich symbolische Bedeutung erlangt:

„So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt",

lesen wir aus Calderon als Motto über dem Mosseschen Drama. Durchaus eine Gedankendichtung also, von starkem Impuls, aber in der Grundidee und auch im einzelnen noch recht unausgegoren, wie denn auch die am Schluß jedes Geschehnisses auftretende Gestalt des Todes einigermaßen überflüssig erscheint. Im Verein mit der vortrefflichen Regie des Herrn Waldfried Burggraf verhalfen aber Gehalt und Diktion dem Bühnenwerke Erich Mosses, auf dessen Weiterentwicklung man gespannt sein darf, gleichwohl zu einem unbestrittenen Erfolge.

Theodor Hampe

Erfurt

„Der Richter." Märchenschauspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Thieme. (Uraufführung der „Freien Volksbühne" im Stadttheater am 5. Februar 1923.)

Es kann der Freien Volksbühne als Verdienst angerechnet werden, daß sie sich für den sechzigjährigen Romanzier Friedrich Thieme, Jena, der erst einmal mit dem Lustspiel „Unter den Amazonen" 1913 in Meiningen zu Worte gekommen ist, einsetzte. Von diesem Dichter sind Überraschungen zu erwarten, denn manches keimträchtige Werk harrt der Erlösung ins Rampenlicht. „Der Richter" ist kein Tendenzwerk, obschon er auf eine Wunde hinweist, die in die Zeit schwärt. Ein Mahnruf zur Menschlichkeit, stellt er die uralt ewigen Menschenrechte dem tötenden Gesetzesbuchstaben entgegen; denn höher denn Recht ist Gerechtigkeit, das Höchste bleibt Gnade. Ihr irdischer Sachwalter soll der am Leben geläuterte Richter sein. In Versen voll bewußt und eigenartig rhythmisch gebrochenen Taktes, dichterisch gefüllt mit Gedanken, durchwärmt von Mitleid und Güte, sind in den Rahmen eines Märchens packende Gegenwartsbilder mit zwingender Kraft gestellt. Nüchterne Kühle des Gerichtssaales, Verlassenheit der Gefängniszelle, Öde der

Vorstadt, Destillenunluft der Kaschemme, Dumpfheit der Dirnenwohnung, Trostlosigkeit der Feldscheune als Unterschlupf, strömen ineinander zu einer Sinfonie des Ausgestoßenseins, auf deren Tonfluten die scharf gezeichneten Gestalten der Verlorenen dem Licht der Gnade entgegenbangen. Strenge des Urteils macht den jungen, lebens- und menschenunkundigen Richter Bornholt verhaßt. Der König vernimmt die Härte und Unreife seines Günstlings, wohnt unerkannt einer Gerichtsverhandlung bei, setzt den Richter ab, wirft ihn ins Gefängnis. Bornholt entflieht mit einem Journalisten. Not, Elend, Hunger und Obdachlosigkeit erzwingen Reue und Läuterung. Gerettet, wirkt er künftig als gerechter Richter. Walter Bähr

Karlsruhe

„Menschikow und Katharina." Schauspiel in fünf Akten von Hellmuth Unger. Buchausgabe bei Th. Weicher in Leipzig. (Uraufführung im Landestheater am 16. Februar 1923.)]

Ein historischer Bilderbogen aus der russischen Geschichte. Zeit 1704, 1711, 1725 und 1727. Die Konturen folgen im allgemeinen der historischen Überlieferung; wo diese zweifelhaft oder legendär ist, gibt Unger eine Deutung, die ihm eine effektvolle Szene liefert, so bei der Bestechung der Türken am Pruth oder beim Testament Peters des Großen. Gelegentlich biegt er aber die Geschichte um, z. B. wenn er Menschikow plötzlich sein altrussisches Herz entdecken läßt, das sich von Peters Reformen abwendet. Oder gar wenn er diesen Menschikow zum Mörder Katharinas macht, weil er der einstigen Geliebten den Triumph nicht gönnt, ihn menschlich und politisch besiegt zu haben. Manches gibt sich auch deutlich als Ausfluß der heutigen Stimmung zu erkennen. — Die historischen Umrisse füllt Unger mit der Strichgebung der Psychologie. Er begnügt sich aber mit Oberflächenwirkung, mit Theatereffekten. Zwischen Menschikow und Katharina spielt der Kampf um Macht oder Liebe. Schließlich siegt das Gefühl über den Verstand, das Herz über das Hirn. Der Günstling Menschikow, skrupellos in seinen Mitteln, tritt aus Ehrgeiz sein Liebchen an den Zaren ab; aber sie, die aus kleinen Verhältnissen kommt, entwickelt Größe und Klugheit, während er bloß schlau und berechnend bleibt. Er möchte ihre Herrscher- und Frauenwürde in den Schmutz treten, aber sie erhebt sich jedesmal hoheitsvoller. — In der Problemstellung schwebt Unger etwas wie Hebbel vor. Aber er leuchtet nirgends in die Tiefen einer Seele, er läßt sich keine Zeit zu Übergängen, er knallt mit Resultaten los, wo man die Entwicklung erleben möchte. Statt einer Dichtung gelingt ihm nur ein Bühnenstück mit drei dankbaren Rollen. Die Nebenfiguren sind bedeutungslos; die Wirkung ist von augenblicklicher Durchschlagskraft ohne inneren Nachhall, im Gegensatz zu Ungers „Spiel der Schatten".

W. E. Oeftering

Echo der Zeitungen

Ernst Troeltsch

„Vor wenigen Tagen stand ich an seinem Bett und gratulierte ihm, daß er den Krankheitsanfall so gut überwunden habe. Er antwortete: es schadet einem gar nichts, wenn man einmal ganz dicht am Abgrund vorbeigerissen wird. Eine flüchtige Sekunde war ein wissendes Lächeln um seinen Mund. Dann sprach er temperamentvoll wie immer über Zukunftspläne, über seine bevorstehenden Vorlesungen in England, über seine kürzliche Wahl zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, die er — ebenso wie seine Wahl zum diesjährigen Dekan der philosophischen Fakultät — als politischen Stimmungsumschwung in berliner Universitätskreisen besonders hoch einschätzte. Nur von neuer politischer Tätigkeit wollte dieser geborene Politiker nichts mehr wissen." Ludwig Marcuse (Berl. Tagebl. 55).

„Ernst Troeltsch hat nur ein Alter von nicht ganz achtundfünfzig Jahren erreicht (geboren 17. Februar 1865). Er stammte aus Augsburg, aus der bekannten Ärztefamilie, und das Bajuvarische verleugnete sich nie bei ihm, sollte das auch nicht. Seine prächtige, oft derbe Urwüchsigkeit, die den heidelberger Geheimräten alten Stils wohl auf die Nerven fallen konnte, die Schlagfertigkeit, die mit einem raschen Aufblitzen der immer etwas kritisch zusammengekniffenen Augen die Situation erfaßte und mit einem den Eingeweihten vertrauten Lächeln das treffende Urteil fand, stammte von dort her. Aus dem Elternhause kam es, ‚daß ich von Anfang an alle historisch-kulturphilosophischen Probleme im Rahmen eines naturwissenschaftlichen Weltbildes sehen lernte und die Ineinanderfassung beider Welten als ein brennendes theoretisches und praktisches Problem zugleich empfand'. Um deswillen ist er Theologe geworden, weil man hier damals so ziemlich den einzigen Zugang zur Metaphysik hatte und äußerst spannende historische Probleme zugleich — mit dem Praktischen mochte es dann nachher werden, wie es wollte." W. K—r (N. Zürch. Ztg. 161).

„Was sonst schon ein Gelehrtenleben abgeschlossen hätte, beendete bei Troeltsch nur eine erste Jugendepoche. Nach dem historischen trat nun das religionsphilosophische Interesse in den Vordergrund, und Windelband, Hensel und Rickert führten zur Problemvertiefung. Es entstehen die wichtigen Schriften: ‚Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte' 1902, ‚Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft' (Vortrag in St. Louis 1905), ‚Das Historische in Kants Religionsphilosophie' 1904, und die großen Aufsätze über Religionsphilosophie in der Kuno Fischer-Festschrift und in der ‚Kultur der Gegenwart' (1906) mit ihrem Gesamtprogramm der Religionswissenschaft. Einen Einblick in die gärende Ideenmasse — deren philosophische Richtung sich Malebranche, Leibniz, Hegel nähert — bietet der fast tausendseitige große zweite Band seiner ‚Gesammelten Schriften', Aufsätze ‚Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik', denen in weiteren Bänden die Darstellung der Religionsphilosophie und Ethik, der Glaubens- und Sittenlehre folgen sollte. Doch abermals trat eine innere Wendung ein, und als dritte große Quelle brach nun das soziologische Interesse auf, verstärkt durch den gewaltigen Eindruck und Einfluß von Max Weber. Die nun verschmolzenen Wachstumsströme brachten als Frucht das Monumentalwerk der ‚Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen' (1911; jetzt in zwei Teilen, als erster Band der ‚Gesammelten Schriften'), die soziologische Ergänzung und das Gegenstück zum anderen protestantischen Hauptwerk: Harnacks dreibändiger ‚Dogmengeschichte' mit dem wichtigen Nachtrag der schönen Einzelstudie: ‚Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter' (1915)."

Manfred Schroeter (Münch. N. Nachr. 32).

„Jetzt vor einem Jahre las Troeltsch zum ersten Mal sein großes Kolleg über Geschichtsphilosophie. In der ersten Stunde erinnerte er daran, daß seit Hegel an der berliner Universität eine Geschichtsphilosophie nicht gelesen worden ist. Er fühlte den historischen Moment und alle, die von dieser Stunde erzählten, standen unter dem Eindruck eines geschichtlichen Augenblicks. Es war in der Tat etwas Entscheidendes, daß nach fast hundert Jahren der Versuch zum ersten Male gemacht wurde, nicht nur eine formale Geschichtslogik zu treiben, sondern deutend und wertend an die Geschichte heranzugehen. Lange hat Troeltsch mit den Problemen der Geschichtsphilosophie gerungen. In seinem großen Werk über die ‚Probleme des Historismus', dessen erster Band vor wenigen Wochen abgeschlossen wurde, hat er eine fast unübersehbare Fülle von Material in glänzender Durchdringung und Darstellung verarbeitet. Wieder ist es der Geistesgeschichtler, vor dem wir bewundernd stehen, und wieder ist es die innere, weiter treibende Gewalt der Persönlichkeit,

die stärker als von allen anderen Werken von diesem letzten ausstrahlt und das heroische Ringen eines Geistes auf der Scheide zweier Zeitalter offenbart. Probleme werden berührt, von denen zu reden seit Jahrzehnten in der Wissenschaft unerlaubt war, Grenzpfähle zwischen Wissenschaft und Leben werden abgebrochen; und jedes Wort ist getragen von dem Bewußtsein, daß trotz aller Sachlichkeit und Nüchternheit der wissenschaftlichen Form Geisteswissenschaft schöpferische Wissenschaft ist. Aber auch hier wieder, und deutlicher noch als vorher, zeigt sich die Grenze seines Schaffens und seiner Zeit. Es ist schließlich das innerweltliche Ideal der Humanität im Sinne der europäischen Kultur, es ist die vom menschlichen Geist zu leistende Synthese, um die sich für ihn die Menschheitsgeschichte dreht. Es ist ein geschichtlicher Standpunkt, von dem aus die Geschichte beurteilt wird, und nicht der übergeschichtliche, der doch allein imstande ist, die Geschichte zu deuten." Paul Tillich (Voss. Ztg. 58).

„Wie er vortrug und sprach, war ganz eigentümlich und hinreißend zugleich. Er formulierte nicht scharf und knapp, sondern er warf in immer neuen Anstrengungen und mit einer sprudelnden Beredsamkeit, die ihm reichlich, überreichlich zu Gebote stand, eine Beobachtung oder einen Gedanken so lange hin und her, bestürmte ihn von allen Seiten und setzte ihn in immer neue Beziehungen, bis er gereinigt und deutlich erschien. Sein Geist wirkte wie eine mächtige Schleudermaschine oder wie eine rotierende Trommel, die den Gegenstand solange schüttelte und umhertrieb, bis er von allem Fremden gereinigt war und in seiner Eigenart aufleuchtete."

Aus Adolf von Harnacks Grabrede (Berl. Tagebl. 61).

„Strengste Erkenntnis der Tatsachen war die Grundlage von Troeltschs politischer Haltung. So sah er auch in der nach der Revolution sich gestaltenden Demokratie vor allem die Problematik ihrer Lage und ward nicht müde zu betonen, daß die Demokratie in Deutschland zunächst Aufgabe und noch nicht Leistung bedeute. Und auch die ganze Krisis unserer Weltstellung vermochte er von seiner geistesgeschichtlichen Orientierung aus zu deuten. Denn er, der bei allem Verwurzeltsein in der modernen Welt keine Spur von Kulturseligkeit an sich hatte, war sich dessen bewußt, daß alle geistige Kultur und aller materielle Fortschritt stets bedroht ist von einem dunklen vulkanischen Untergrund menschlicher Torheiten und Leidenschaften, verworrener und schwer zu schlichtender Interessenkonflikte, tierisch-animalischer Wildheit, und daß darum immer wieder der Punkt kommt, wo diese geistige Entwicklung verteidigt und befruchtet werden muß. In dem Dunkel dieser Tage mag uns der aus solcher Erkenntnis gewonnene Glaube Ernst Troeltschs geleiten, daß diese Momente erst dann die wahrhaft großen Momente sind." Martin Dibelius (Frankf. Ztg. 98—1 M.).

Vgl. auch: Christian Herrmann (N. Bad. Landesztg. 85); Arnold Meyer (Persönliches) (N. Zür. Ztg. 211); Albert Dietrich (Deutsche Allg. Ztg. 61); Richard Lewinsohn (Berl. Börs. Cour. 55); Th. H. (N. Bad. Landesztg. 62); R. S. (Voss. Ztg. 54).

Dilthey-Renaissance

In einem Aufsatz „Dilthey-Renaissance" von Erich Everth (Voss. Ztg. 89) liest man:

„Dilthey verstand Philosophie als Leben, nicht bloß als einen Abglanz oder eine Theorie des Lebens. Er sah in ihr mehr als intellektuelle Hervorbringung, nämlich ein Erzeugnis des ganzen Menschen, des ‚fühlend-wollend-denkenden Menschen', wie er sich ausdrückte. Und er deutete die Geschichte der Philosopheme, die oberflächlichen Köpfen nur als eine Sammlung voneinander heillos widersprechenden Doktrinen erscheint, als lebenerfüllten und lebenerfüllenden Kampf zwischen naturnotwendig verschiedenen Geistesrichtungen und als Ringen der Gedankenmassen innerhalb der einzelnen Systeme selbst — vergleichbar einem Drama. Die Weltanschauungen waren ihm typische Arten, zu erleben, die sich in den Auseinandersetzungen miteinander vertiefen und bereichern. So blieb er mit seinen geschichtlichen Betrachtungen nicht innerhalb der Gelehrtenrepublik, er achtete auf den Gesamtstrom geistigen Lebens. Er sah die Philosophie aus dem Leben hervorgehen, neues Leben in sich entfalten und auf das Leben zurückwirken. Das alles zeigen seine jetzt unter dem Titel ‚Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation' bei Teubner herausgegebenen ‚Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie und der Religion'. Die Geisteswissenschaften, deren Sammelbegriff er in seiner berühmten, kürzlich gleichfalls bei Teubner neu aufgelegten ‚Einleitung' schuf, standen ihm besonders nahe, weil ‚Leben hier Leben erfaßt'. Und so bezog er sein ganzes eigenes Denken auf das Leben als obersten Begriff: er wollte die Welt durch das Leben verstehen, nicht umgekehrt. Kurzum, die Philosophie erscheint bei ihm lebensvoller, organischer und fruchtbarer, als es sonst vielfach der Fall gewesen ist. Und sie erscheint nicht nur so, sie ist es auch, wenn sie so betrieben wird.

Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite: aus alledem spricht nicht allein warmes und volles Lebensgefühl, sondern auch viel denkerische Resignation. Die Lebensphilosophie, die als oberstes Prinzip etwas Alogisches setzt, bleibt sich von Anfang und fortwährend der Irrationalität des Seins bewußt. Damit ist ein gewisser Pessimismus bei Dilthey wie bei Schopenhauer verbunden. Solchen Geistern eignet auch meistens eine starke ästhetische Orientierung, wie denn Nietzsche in seiner Schopenhauerischen Periode der Ansicht war, daß die Welt, ‚dieses Ganze', höchstens als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen sei. So hängt der rege ästhetische Sinn Diltheys — auch seine fast künstlerische Auffassung der Geistesgeschichte — mit seiner Skepsis zusammen. Er hatte sich nicht umsonst tiefdringend mit der Romantik beschäftigt (außer dem Leben Schleiermachers entstand daraus ‚Der junge Hegel'), er war von der Romantik beeinflußt und schon ursprünglich ihr verwandt. Im Verkehr mit ihr wurde auch sein Verständnis für Religion entwickelt, ohne das ein Leben Schleiermachers nicht zu schreiben gewesen wäre. Auch dieses große Werk ist jetzt erst in zweiter Auflage, um Stücke der Fortsetzung aus dem Nachlaß vermehrt, herausgegeben worden (von Hermann Mulert in der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Grunter & Co). Die ganze Denkart ist bezeichnet durch Kraft der Phantasie und der emotionalen Faktoren des Denkens, die bei ihm oft stärker erscheinen als die rationalen."

Künstler und Aristokrat

Zu dem Thema „Künstler und Aristokrat" macht Oskar A. H. Schmitz die beachtenswerte Bemerkung (Köln. Ztg., Lit. Bl. 120 a):

„Findet der Künstler keine kulturtragende Gesellschaft mehr vor, sondern etwa wie heute einen sensationssuchenden, snobistischen Haufen Wohlgekleideter, dann bleibt sein Werk roh, geschmacklos, barbarisch; bestenfalls hat es einen genialischen Zug; aber eine zu leicht befriedigte halbgebildete Gesellschaft hindert, daß der Künstler immer wieder in sich geht und dem zutage Geförderten überzeugende Gestalt gibt. Man kann einem begabten jungen Dramatiker keinen schlechteren Dienst leisten, als seine unfertigen Stücke aufzuführen. So werden sie niemals fertig werden, und dasselbe gilt von den jungen Künstlern, die ihre Skizzen verkaufen, während doch nur die Skizzen der Meister Wert haben. Mit diesen ewig unreifen, meist infantilen Typen treibt nun die Gesellschaft einen Kultus, als sei von ihnen eine neue Geistigkeit zu erwarten. Wer ihnen nicht zujubelt, gilt als Spießer. Nun wird er es ja auch meist sein, denn seine Ablehnungsgründe sind wohl gewöhnlich nicht die richtigen, sondern stammen aus philiströser Phantasielosigkeit. Tatsache aber ist, daß der Künstler als Mensch keinen höheren Typus darstellt als der Bürger, ihm als Persönlichkeit sogar oft unterlegen ist. Nur wenn es ihm gelingt, aus seinem Chaos das wirkliche Werk zu gestalten, nicht durch sein Menschentum an sich nimmt er teil an der Kultur. Deren Rahmen schafft nie er, sondern die Gesell-

schaft, und darum ist sie mehr als er schuldig an dem heutigen Verfall von Kultur, Kunst, Theater, Literatur. Das Genie kann von Natur gar nicht anders als zuchtlos sein. Damit ihm aber das Werk gelinge, ist Zucht nötig. Diese muß von außen durch die Umgebung gefordert werden. Das überzeugendste Beispiel ist Goethe, der zum Sturm und Drang seiner Genialität sich die Zucht seiner hochkultivierten Epoche gefallen ließ. So ist er als Mensch hoch über den subalternen Künstlertyp hinausgekommen, verkörperte vielmehr wie vielleicht kein zweiter Europäer den Aristokraten mit dem liberalen Herzen. Dies aber wurde ihm möglich durch seinen klarblickenden Geist, der sich nicht nach gewöhnlicher Künstlerweise von der Gewalt seiner Triebe und dem Überschwang seiner Gefühle über das wahre Wesen von Ich und Welt täuschen ließ."

Lyrik der Industrie

Armin T. Wegner bietet (Frankf. Ztg. 106 A.) einen Überblick über die lyrische Verdichtung von Eindrücken aus Industriebezirken und schreibt:

„Erst als Verhaeren in Belgien das Pathos der neuen Zeit geschaffen hatte, begann auch die deutsche Lyrik, die inzwischen durch die Schule Dehmels, Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes gegangen war und deren Ausdrucksmittel sich außerordentlich verfeinert hatten, sich zu Beginn dieses Jahrhunderts wieder der Gestaltung industrieller Erscheinungen zuzuwenden. Alfons Paquet, der in Deutschland zuerst auf diesem Wege fortschritt, kommt freilich noch ganz von Whitman her und bleibt auch in der Schilderung seines Kupferwalzwerkes (‚Auf Erden' Verlag Eugen Diederichs Jena) noch sehr im Stofflichen. Sogar Richard Dehmel selbst schuf in späterer Zeit in seinem Buche ‚Schöne wilde Welt' (S. Fischer, Berlin) einen bedeutenden Zyklus ‚Die Hafenfeier', eine gewaltige Symphonie des ewigen Werktages, aber auch der unentrinnbaren Folterkammer gequälten Menschentums. Auch die ‚Werkleute auf Haus Nyland', die, industriellem Heimatboden am Rhein entwachsen, sich durch Beruf und Arbeit zusammenfanden, haben ähnliche Wege beschritten. ‚Nicht sentimentales Bedauern erweckt in uns der Rauch der Schlote und Hochöfen. Wir grüßen die tausend Kräfte, die an der Arbeit sind, um unsere Zeit von sich selbst zu erlösen.' Das bisher bedeutendste, wenn auch gleichfalls nicht ganz von der Materie gelöste Werk, das aus der Mitte dieser Männer hervorging, sind die ‚Eiserne Sonette' von Josef Winckler (Inselverlag). Bei weitem am stärksten aber von allen Dichtern der jungen Generation, die das künstlerische Problem der Industrie in Angriff genommen haben, wirkt auf mich Paul Zech in seinen Büchern ‚Die eiserne Brücke' und ‚Das schwarze Revier' (Musarionverlag). Bei Zech ist der Blick für das Elementare, das Verworren-Urweltliche der industriellen Landschaft besonders scharf. Die Vollkommenheit seines Versbaues übertrifft die der anderen zeitgenössischen Dichter der Industrie bei weitem. Feuer und Blitz, Wasser und Donner, Liebe und Tod schießen, in neue sinnbetörend grandiose und schreckenerfüllte Bilder gefaßt, wie ein schwarzer Hagel in seinen Gedichten auf uns herab, und wir erkennen daraus, daß diese Welt der Industrie, die Millionen Brot, Leiden und Erhebung bedeutet, einen der stärksten Ausdrücke unseres modernen physischen und seelischen Erlebens darstellt, voll von noch ungedeuteten Symbolen, eine Welt von nicht geringerer Größe als die Dantes und Michelangelos."

Zur deutschen Literatur

Von **Augustinus zu Silesius** zieht Manfred Schroeter (Münch. N. Nachr. 37) auf Grund der neuen Ausgaben von Jos. Bernhart und H. L. Held eine Linie. — Zum 200. Geburtstag der **Karschin** schreibt nachträglich auch Paul Laskowsky (Ostland, Ostl. Kultur 1).

Goethe als Denker sucht H. Küster (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 7) auf Grund der neuesten Untersuchungen gerecht zu werden. — Über Goethe und den römischen Karneval schreibt Hans Benzmann (Berl. Börs. Ztg. 78). — Im Doctor Marianus glaubt Wolfgang Goetz (Kref. Ztg. 32) Faust selbst zu erkennen. — Goethes Künstlertum im „Tasso" untersucht Franz Schultz (Frankf. Ztg. 104 — 1 M.). — Unter der Überschrift „Thusnelda" schreibt Wolfgang Goetz (Deutsche Allg. Ztg. 48/49) über das Fräulein von **Göchhausen**.

Über **Hölderlin** bietet Ernst Lissauer eine Studie (N. Bad. Landesztg. 60). — Abweichungen zwischen Handschrift und Drucken von **Kleists** „Penthesilea" („Prolegomena zu einer Textvergleichung") stellt Walther Kühne (Weser Ztg., Lit. Beil. 164) fest. — Über **Görres** und **Fichte** schreibt W. Spael (Germ. Sonntagsbeil. 41), über Fichte und Heinrich von Treitschke Klara Boesch (Tag, Unt. 25). — **E. M. Arndt** als Erzieher würdigt Ed. Stemplinger (Münch.-Augsb. Abendztg. 30). — Über den **Eichendorff**-Fund im v. Beyerschen Nachlaß berichtet Rudolf Schade (Frankf. Ztg. 91 — 1 M.) und ausführlicher (Köln. Volksztg., Neue Zeit 5 und 7). — Unter der Überschrift „Ein **Heine**denkmal" würdigt Albert Ludwig die Heine-Biographie von Max J. Wolff (C. H. Becks Verlag), die er ein Werk großen Stils nennt (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 59).

Sehr gut orientiert Hermann Kreyenborg (Köln. Ztg. 122) über Friedrich **Rückerts** Nachlaß. — Sehr liebenswürdige Briefe von **Hebbel** an seine Tochter werden nach der Veröffentlichung von A. Rosenfeld-Kaizl in der N. Fr. Pr., Wien (Frankf. Ztg. 131 — 1 M.) wiedergegeben. — Über Gottfried **Keller** und die Eßkunst plaudert Emil Ermatinger (Basler Nachr., Sonntagsbeil. 47). — Eine eingehende Anzeige von Walther Lindens **C. F. Meyer**-Monographie (C. H. Beck) bietet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 179). — Ebenda (245) knüpft K. E. Hoffmann an die Nachricht vom Tode der Tochter Heinrich **Leutholds** interessante und aufschlußreiche Bemerkungen an.

Persönliche Erinnerungen an **Wedekind** veröffentlicht Siegfried Jacobsohn (Prag. Pr. 28). — Das Denken und Dichten Gustav **Landauers** charakterisiert Max Hochdorf (Vorw. 86). — An Wilhelm **Holzamer** („Ein rheinhessischer Dichter") erinnert ein Aufsatz (Köln. Mittagsbl., Rheinwarte 11). — Dem Schillerbiographen Richard **Weltrich** widmet Eduard Korrodi ein schönes Gedenkblatt (N. Zür. Ztg. 261).

Zum Schaffen der Lebenden

Die Wesensart Wilhelm **v. Scholz'** faßt Rudolf K. Goldschmit (Zeit, Zeitstimmen 189) gut in die Sätze zusammen: „Der Raum ist für Scholz das tiefste Erlebnis. Er beginnt als Lyriker mit Landschaftsbildern, die noch an malenden Beschreibungen festkleben oder auch Geschichte und Kultur lebendig machen wollen. Aber von diesem historischen Erleben führt ihn die Intensität seiner Gefühlsbewegtheiten dazu, sich in das Wesen der Landschaften zu versenken, in den Raum. Sein sich immer steigerndes und verfeinerndes Raumgefühl lehrt ihn, das Einzelne, Individuelle einer Natursituation von jeder Seite aus zu erleben. Das mußte ihm aber die Fühler seines Erlebens so verfeinern, daß er jede Stimmung der Landschaft erhaschen und plastisch — denn das ist Raumgefühl — gestalten, ver‚dichten' konnte. Die Neigung, alles Gefühlte und alles Geschaute in den Raum zu verlegen, ließ ihn notwendigerweise stärker als jeden anderen Menschen die Unendlichkeit der vom Erdraum losgelösten und in den Weltraum projizierten Situation der jeweiligen Gefühle verspüren. Das Unendlichkeitsgefühl bedingt kosmisches Gefühl, die wichtigste Wesenheit der Lyrik dieses Dichters. Wer aber das Gesicht für das Unendliche sich erobert hat, weiß, daß nichts Wesentliches in der Welt faßbar, greifbar ist, daß alles zwischen hell und dunkel schwebt: Dämmerung. Damit ist das ganze individuelle Wesen der Lyrik Scholzens auf engste Formeln gebracht, gebeutet und die Wurzeln dieser bedeutungsschweren Lyrik erklärt: Raum, Unendlichkeit, Dämmerung. Die schönsten Nachtgedichte der neueren Literatur hat uns Scholz geschenkt." — Über Georg **Hermann** liegen anläßlich des Erscheinens der gesammelten Werke (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-

Berlin) zwei Aufsätze vor von gol (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 83) und Jan Altenburg (Deutsche Allg. Ztg. 83). Altenburg schreibt: „Wer die fünf Bände durchliest, dem offenbart sich nicht nur ein starker Künstler, es stellt sich ihm auch ein Mann, ein Mensch vor. Es mag paradox klingen, wenn man behauptet, daß dieser erfolgreiche und sehr bekannte Autor im Grunde ohne Wirkung in die Weite geblieben ist und verkannt wird. Leider werfen auch bessere Europäer den Autor, der ‚Jettchen Gebert' schrieb, mit Bartsch, Ompteda oder Höcker zusammen, und sie ahnen nicht, daß der Dichter des ‚Doktor Herzfeld' einer der wichtigsten und stärksten deutschen Künstler unserer Zeit ist." — Über Klabund bietet Fritz Ph. Baader eine Studie (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 23 und 24), in der es heißt: „Ein Einfühler, ein Former mit einer leichten und sicheren Hand; ein deskriptiver Erfasser gebotener Welten; gelegentlich ein künstlich erhitzter Erleber aus der Entfernung. (Dafür spricht insbesondere das Buch ‚Irene oder Die Gesinnung', Verse über und gegen den Krieg, aber neben dem Krieg.) Was ich an Positivem, außerhalb der formalen Begabung zu schauen vermag, ist vorerst: Leidenschaft ohne Leidenskraft. Eine Sehnsucht — stets ein Erfüllter zu sein; hieraus geboren eine schmerzliche Scham — sie bekundet sich in seinem Zynismus. Ein Glaube, daß Vielheit zur Fülle führe. An Überzeugungskraft der inneren Persönlichkeit scheint es — annoch wenigstens — zu mangeln. Darum gelingen ihm auch so treffsicher Einfühlungen in fremde Literaturen: seine chinesischen Nachdichtungen (‚Dumpfe Trommel und berauschtes Gong', ‚Li-tai-pe') schlagen, namentlich in dem letztgenannten Bande, frühere Versuche durch die Kürze des Ausdrucks." — Einen Aufsatz über Hans Raithel leitet Otto Neurath (Weserztg., Lit. Beil. 165) mit den Worten ein: „Die Zahl der Schriftsteller, die das lesehungrige Volk mit ihren flachen Gesellschaftsromanen und zudersüßen Überschwenglichkeitsfaseleien füttern, ist heute so groß, daß man sich von Herzen freuen muß, wenn man einmal einen wirklichen Dichter darunter findet, der, unbeirrt durch den angekränkelten Zeitgeschmack, seinen einsamen Weg geht und Werke schafft, in denen das wahre, gesunde Wesen unseres Volkes kraftvoll und lebendig pulsiert. Hans Raithel, der 1864 in Benk bei Baireuth geborene Schilderer bäuerlichen Wesens, ist ein Schöpfer dieser Art und wie kein anderer berufen, die Schönheiten seiner oberfränkischen Heimat, ihrer Dörfer und Leute unserer großen Volksgemeinde zu erschließen." — In einer Charakteristik des kölnischen Dichters Wilhelm Schneider-Clauß und seines neuen Romans „Allaaf Kölle" sagt R. W. (Köln. Mittagsbl., Rheinwarte 4): „Man darf annehmen, daß dem Dichter ein Heer von Novellen zur Verfügung gestanden hat; denn deutlich spürt man den Atem, gewahrt man selbst die alltäglichsten Lebensäußerungen seiner Menschen und Menschlein. Außerdem haben einige Geschichten stark autobiographischen Gehalt, und mancher Kopf trägt Züge, die das unverkennbare Merkmal des Erlebens aufweisen: daß der Dichter dabei nicht zum Porträtisten wird, zeugt von seinem Streben nach Verinnerlichung, von seinem Blick für das Wesentliche, seinem Einfühlen der Seele. Schafft er auch keine überlebensgroßen, heldischen Figuren, sondern höchstens Abseitsgänger und komische Käuze, so sind sie doch ausnahmelos scharf gemeißelt und bis ins kleinste und feinste ausgearbeitet."

Zum 50. Geburtstag von Rudolf Hans Bartsch (11. Februar) schreibt Heino Schwarz (Düsseldorf. Nachr. 51): „Kein Zweifel, daß Rudolf Hans Bartsch vielen seiner Leser wenig mehr als der packende Erzähler gestalten- und handlungsreicher Romane, der Wiedererwecker vergangener, schöner Zeiten, der warme Schilderer seiner Heimat, von Graz und Wien, von Steiermark und Österreich, Verteidiger und Vorkämpfer des Deutschtums, der von Geist, Laune und Witz sprühende, niemals langweilende, vielseitige und gewandte Plauderer, der liebe, romantische Träumer gewesen ist, der seiner Zaubergeige Weisen von süß-seligem Klang zu entlocken gewußt. Daß nicht eins seiner Werke des ernsten Untertones entbehrt, daß alle seine von Liebeslust und Liebesleid, von Heimatwonne und Heimatweh durchtränkten und dabei doch voll Leichtigkeit dahinrauschenden Romane mit einem, wenn auch scheinbar nur in lachendem Betrachten, unter Klingen und Singen belasteten ernsten Problem ringen, wird dem größten Teil seiner Leser, besonders denen des letzten Romans, des der Schale nach so lustigen, ja frivolen, dem Kern nach bitteren, und scharf anklagenden ‚Tierchen' mit dem Motto: ‚Jede Zeit hat die Frau, die sie verdient', nicht entgangen sein." — Vgl. auch H. W. Geißler (Münch.-Augsb. Abendztg. 39). — Einen Gruß zum 75. Geburtstag (1. Februar) von Johannes Rehmke schreibt M. Sztern (N. Zür. Ztg. 145).

Einen Aufsatz über Gerhart Hauptmanns Komödien bietet Ernst Leopold Stahl (N. Bad. Landesztg. 81). — Einen Aufsatz, „Leo Weismantels dramatische Sendung" (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 7), läßt Alexander Baldus in die Worte ausklingen: „Leo Weismantel ist nicht ein Dichter, der aus mystischen oder mythologischen Höhen zum Volke redet, ihm Bilder oder Gedanken aufzuzwingen sucht, die niemals sein eigen sein werden, sondern einer, der aus ihm und mit ihm zu der Tiefe der Dinge dringt, der seine Sehnsucht zur eigenen gemacht hat, der Expressionist der Zukunft. Kurzsichtige Menschen, die nur den Modeexpressionismus kennen und nicht die Kulturbewegung, die auf Überwindung des Materialismus hinstrebt, erklären schon seinen Bankerott. Das mag auch für ihre ‚Götzen' zutreffen. Darum ist's nicht weiter schade. Im Hinblick auf Weismantels dramatische Sendung aber können wir mit seinen eigenen Worten sprechen, mit denen er das Tellbuch schließt: ‚Ein neues Spiel hebt an, wir spielen alle mit, ein neues Schicksal schreitet — es greift uns alle!'"

Über Hans Roseliebs neuen Roman „Der Abenteurer in Purpur" (Kösel und Pustet) sagt Wilhelm Schulte (Frankf. Ztg. 135 A.): „Die Landschaft ist auch nicht um ihrer selbst willen realistisch gegeben wie etwa bei Merimée. Sie ist hier wesenhaft, wird zum Symbol ihrer Menschen, insbesondere des Naturgesetzhaften ihrer Blutrache. Männer wie Weiber dieser Stämme sind Teile aus der Natur der sich selber würgenden Überfülle ihrer Urwälder; wie die gegenseitig sich erstickenden Buschbäume und Zistrosen rotten die Clans des Landes sich aus und erdrosseln jeden, der sich in ihre Bereiche wagt, vor deren unsichtbaren Kräften selbst die Pferde ängstlich zittern. Und obwohl sie alle denselben Puls haben, sind wie die Pflanzen auch die Menschen dieses Landes doch farbig und artlich verschieden. Roseliebs Kunst scharfer Prägung läßt ihre Charaktere aber nicht im Durcheinander sich auslöschen; bei aller Mannigfaltigkeit stehen sie klarumrissen da."

Zu Gundolfs Kleistbuch liegen zwei Aufsätze vor von Stefan Zweig (Frankf. Ztg. 85 — 1 M.) und von Oskar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 7). Bei Zweig heißt es: „Die tragische Einstellung sieht Gundolf, der eminenteste Klardenker, den wir in literarischen Dingen heute haben, in einziger Sachlichkeit. Er stellt sie manchem von Kleistens Verehrern, die immer wieder von der Tragik dieses Menschen, dieses Werkes bis in das Letzte ihres Wesens erschüttert sind, vielleicht sogar zu sachlich, zu klar, zu kalt dar, seine halb akademische, halb Stefan-Georgische Verhaltung selbst der äußersten Gefühle baut und gliedert in kristallener Helligkeit noch dort begriffsklar, wo einem anderen Mitgefühl oder Pathos der Leidenschaft längst die Empfindung verwirrte; aber eben durch diese Impassibilität des Urteils, durch diese Unsentimentalität des Gefühls, durch diese Helligkeit selbst beim Blick in die Abgründe, sieht Gundolf das Problem Kleistens mit einer Deutlichkeit, die alle vor ihm nicht gekannt oder kaum geahnt haben." — In Paul Merkers neuer deutscher Literaturgeschichte (Perthes, Stuttgart-Gotha) sieht Günther Müller (Hamb. Corr., Ztg. f. Lit. 32) einem „Markstein auf dem Wege der literaturgeschichtlichen Forschung". — „Eindringliche Klarheit" rühmt Hans Benzmann dem Buch von Paul Alsberg „Das Menschheitsrätsel" (Sibyllen-Verlag) (Berl. Börs. Cour. 49) nach. — Mit Hans Blühers „Secessio judaica" setzt sich Erich Troß (Frankf. Ztg. 82 — 1 M.) in eingehender Betrachtung auseinander. Es heißt da: „Blüher steht zwischen der Anschauung und dem

Intellekt. Zur Stütze seiner Konstruktion scheut er sich nicht einmal, gelegentlich Argumente zu benützen, die dem alten Antisemitismus nahestehen. Anderes ist beachtlich richtig gesehen. Das Buch ist Zwischenstufe." — In einer Besprechung von Hermann Sudermanns „Bilderbuch meiner Jugend" (Cotta) sagt Franz Carl Endres (Nationalztg. 47). „Alfred Kerrs grimmige Feindschaft, seit 1896 wohl ist es her, bezichtigt Sudermanns Werke einer ‚falschen Interessantheit, einer falschen Rührung, einer falschen Leidenschaft'. Das Bilderbuch des alt gewordenen Sudermann deckt wie eine psychoanalytische Untersuchung die Motive dieser sogenannten ‚Falschheit' auf. Sie liegen tief innen in Sudermanns Wesen. Er selbst scheint sie gar nicht zu kennen. Ihm ist das Leben so, wie er es schildert. Also ist an subjektive Falschheit nicht zu denken. Und daß für Millionen das Leben eben so ist, wie es für Sudermann war, so zwischen Zola und Marlitt, hat dazu geführt, daß Millionen Sudermann zugejubelt haben. Erst wer sich gegen die Millionen stellt, allein mit der süßen Besessenheit einer tief erlebenden Seele — der ist dichterischer Erzieher seines Volkes. Der aber ist einsam und vielleicht hundert Jahre nach seinem Tode groß."

Zur ausländischen Literatur

Neues zur Shakespeare-Forschung bringt Fritz Ebers (Tagebuchblätter von Greene im „Athenaeum") (Tag, Unt. 35). — „Ein Wort zu Macbeth" veröffentlicht Ernst Weiß (Berl. Börs. Cour. 51). — Über Shakespeare, den Historiker schreibt Eugen Kilian (Frankf. Ztg. 139—1 M.) im Anschluß an Alfred Steinitzers „Königsdramen" (Beck). — Eine Plauderei „Ich als Übersetzer" bietet Bernard Shaw (Berl. Tagebl. 83) (er übersetzte „Frau Gittas Sühne" von Siegfried Trebitsch). — Über nordamerikanische Frauenlyrik schreibt Toni Harten-Hoencke (Danz. Ztg. 5).

Dantes himmlische und irdische Liebe nimmt Curt Bauer zum Thema (Tag, Unt. 47). — Über „Petrarca in Köln" gibt Hans Jonen (Köln Mittagsbl., Rheinwarte 4) Auskunft. — Über Boccaccio äußert sich Rudolf Kayser (Berl. Tagebl. 57). — Eine Studie über Sankt Philippus Neri und Goethes Urteil über ihn veröffentlicht Hermann Bahr (Berl. Börs. Cour. 71). — Über Benedetto Croce schreiben Hannah Szász (Frankf. Ztg. 79—1 M.) und Friedrich Schneider (Deutsche Allg. Ztg. 91).

Einen Aufsatz „Lermontow und Dostojewskij" bietet N. v. Bubnoff (Heidelb. Tagebl. Brücke 1). — „Gänge durch Petersburg" aus unentdeckten Aufsätzen Dostojewskijs werden (Hannov. Kur. 54, 58) bekannt gegeben.

Den Brüdern Karel und Josef Czapek widmet Michael Charol (Berl. Börs. Ztg. 68) einen Aufsatz.

Über Tagore und Indien schreibt Heinrich Meyer-Benfey (Berl. Tagebl. 51). — In das chinesische Buch Dschung-Kuei (deutsch bei Kiepenheuer, Potsdam) führt Du Bois-Reymond (Berl. Tagebl. 67) ein.

„Vom Floh in der Literatur" von Carl Blümlein (Frankf. Ztg. 104—1 M.).

„Theaterkritiken" von Michael Charol (Berl. Börs. Ztg. 58).

„Begegnungen" (Lebenserinnerungen) von Michael Georg Conrad (Neuer Kurs 6).

„Der Nationalismus in den schlesischen Dichtern" von Fritz Ebers (Tag, Unt.-Bl. 44).

„Der Schillerpreis der Republik" von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 77).

„Zensur? Selbstzensur!" von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 62).

„Das Dialektgedicht" von Karl Ettlinger (Magdeb. Ztg. 88).

„Das Drama und die Zeit" von Hans Franck (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 29).

„Berliner Biedermeier" (Gubitz' Memoiren) von Paul Friedrich (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 71).

„Das lyrische Erlebnis" von Kurt Walter Goldschmidt (Berl. Börs. Cour. 90).

„Poesie im Ruhrgebiet" von Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg. 55. u. a. O.).

„Von den Philologen" von Otto Heuschele (Frankf. Ztg. 88 — 1 M.).

„Die sterbenden Volksbüchereien" von Georg Kemp (Deutsche Allg. Ztg. 58).

„Der Frauenfuß in der Dichtung" von Hermann Kienzl (Berl. Börs. Ztg. 82).

„Der Frauenfuß in der Lyrik" von Hermann Kienzl (Magdeb. Ztg. 88).

„Das Formgesetz in der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung" (Ernst Hirt) von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 150).

„Dichtung und Volkskultur" von Walter von Molo (Tag, Unt.-Beil. 35).

„Deutsche Autoren aus der Tschechoslowakei" von L. Osterbauer (Prag. Pr. 46).

„Zur Lyrik der Gegenwart" von Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Neue Zeit 5).

„Der Typus des großen Schriftstellers" (Thomas Mann) von Oskar A. H. Schmitz (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 61).

„Das Ruhrgebiet im Spiegel unserer Dichtung" von Friedrich Spreen (Germ. 40 u. a. O.).

„Rheinische Dichtung" von Richard Wenz (Köln. Mittagsbl., Rheinwarte 12).

„Dichtung aus Hunsrücker Bauernland" (Köln. Mittagsbl., Rheinwarte 10).

Echo der Zeitschriften

Der Brenner. VII, 2. Aus dem Jahre 1837 rührt eine Tagebuchaufzeichnung von Sören Kierkegaard her, deren Eingang wir wiedergeben und die wie in unsere Zeit hineingesprochen klingt:

„Man ist vor nichts im Augenblick mehr bange als dem totalen Bankerott, dem ganz Europa entgegenzugehen scheint, und vergißt darüber das weit Gefährlichere, das scheinbar unentrinnbare Fallit in geistiger Hinsicht, das vor der Türe steht — eine Sprachverwirrung, weit gefährlicher als jene babylonische (repräsentative), als jene auf den babylonischen Versuch des Mittelalters gefolgte National- und Dialektverwirrung — eine Verwirrung nämlich in den Sprachen selbst, ein Aufruhr, der gefährlichste von allen, der Worte nämlich, die losgerissen von der Herrschaft des Menschen verzweifelt gleichsam aufeinander losstürmen, und aus diesem Chaos greift der Mensch wie aus einem Glückshafen das erste beste Wort, um seine vermeintlichen Gedanken auszudrücken. (Man redet nach Ideen-Assoziationen, „Selbstsucht" der Wörter). Vergebens suchen einzelne große Männer neue Begriffe zu münzen und sie in Zirkulation zu setzen — das nützt nichts. Einen Augenblick nur, und sie sind verbraucht, und das nicht einmal von vielen, und tragen so bloß dazu bei, die Verwirrung noch schlimmer zu machen; denn eine Idee scheint die fixe des Zeitalters geworden zu sein, es ist diese: über seinen Vorgänger hinausgekommen zu sein. Kann man die Vergangenheit beschuldigen, mit einem gewissen schläfrigen Selbstbehagen sich über das gefreut zu haben, was sie hatte, so wäre es wahrlich Sünde, die Gegenwart dessen zu beschuldigen (das Menuett der Vergangenheit, die Galoppade der heutigen Zeit). In einer wunderlichen Illusion ruft der eine beständig, daß er über den andern hinausgekommen sei, gleichwie wenn die Kopenhagener mit einer philosophischen Miene in den Tiergarten hinausgehen, ‚um zu sehen', ohne daran zu denken, daß sie gerade selber dadurch für die anderen zum Objekt werden, die ja auch bloß gekommen sind, ‚um zu sehen'. So sieht man den einen

beständig über den andern den — Bocksprung machen — ‚auf Grund der immanenten Negativität des Begriffs‘, hörte ich neulich von einem Hegelianer, indem er mir die Hand drückte und selber einen Anlauf nahm, um zu springen.“

Sozialistische Monatshefte. XXIX, 60. Nur noch in gemeinsamer Arbeit sei Gemeinschaft zu finden, meint Lisbeth Stern:

„Nicht auf Gemeinschaft überhaupt, auf den Kern, den die gemeinschaftsbildende, produktive und gestaltende Kraft heute hat, auf den muß es ankommen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit ist ja doch nur Ausdruck dessen, daß ich und mit mir unendlich viele sich an einen Lebenskern ankristallisieren, dessen Kraft auch unsere Kraft ausmacht. Wenn wir an die alten Gemeinschaften denken, an die Kirche im Mittelalter oder die Kreuzzüge, dann spricht man von bestimmten Gedanken als ihrem Kern. Aber ich denke mir, der Kern war weit ursprünglicherer Art. Vielleicht war es nur eine bestimmte Beziehung, das Verhältnis des Menschen zu seinem Leben, das im Mittelalter zum Jenseitigen ging und dann in der Neuzeit ein suchendes blieb innerhalb der Welt. Jetzt ist aber dieses Verhältnis wieder ein anderes geworden. Ich kann darum auch an die produktive Kraft von eigentlichen Religionsgemeinschaften heute nicht glauben, ihr Aufschwung erscheint mir mehr Irrung im Suchen nach Gemeinschaft überhaupt als Aufschwung der Religion. Was jetzt die Menschen verknüpft, was jetzt fortwirkende Kraft hat, ist, glaube ich, ausschließlich die Arbeit. Die Arbeit, die auf Leistung und Gegenleistung beruht. Es ist das natürlich nur als der allgemeine Nährboden gedacht, der die verschiedenen Einzelgruppen versorgt. Gleichmäßig bestimmend für sie alle ist aber, daß die Zentrierung nicht auf den Einzelnen gerichtet sein darf. Alle die vielen religiösen oder aus religiösem Urgrund stammenden Sekten scheinen mir jetzt nur so weit lebenskräftig als irgendeine Arbeit sie zusammenhält. So bei den Zionisten, bei den Quäkern, der Heilsarmee und auch bei den Wandervögeln. Wogegen alle Vereinigungen, die durch ein bloßes gedankliches Moment wirken wollen: der Pazifismus, Völkerbund, die Weisheitsschule, daneben wie Totgeburten wirken, an deren Existenz man nicht recht glaubt.“

Preußische Jahrbücher. CLXXXXI, 2. In Max Wiesers Studie „Die geistige Krisis des Buches und die Volksbibliotheken“ liest man:

„Wir sind heute noch nicht imstande, die Verwendungsmöglichkeit des Buches als Kultur- und Kunstmittels im Rahmen der zukünftigen Kultur zu sehen. Wir sehen nur, daß sich in uns selber, sofern wir innerlich mit dem Geiste der Zeit mitgehen, ein Mißverhältnis zum Buche entwickelt. Jeder mag sich selber nach allem, was über die frühere Art des Lesens gesagt wurde, kontrollieren: wie er heute liest, wenn er überhaupt in dem nicht zufälligen Wirrwarr der Zeit liest. Am liebsten läse man nur ein paar Seiten, am richtigsten vielleicht in der Bahn, um darüber nachzudenken, um das Gedruckte in sich nachwirken zu lassen. Zu anhaltendem Lesen versagt die heutige mehr lebensvolle Art der Konzentration. Die Innenschau, für die das Buch vorwiegend da ist, ist dem neueren Menschen wegen seiner Konzentration auf den Weltinhalt versagt. Das Lesen mit Anstrengung hat aufgehört. Das macht sich ja auch deutlich in der Krisis der Wissenschaft geltend. Für den richtigen Großstadtmenschen bedeutet nicht die Einsamkeit, sondern das Geräusch der Großstadt Konzentration.

Weil diese Dinge vor unseren Augen liegen, so wundert es uns nicht, daß auch das Buch in seinem Kulturwerte in diese Dinge hineingezogen ist. Aber wir sind im Unklaren gelassen über seine zukünftige Kulturbedeutung, und zwar deshalb, weil wir nicht wissen: wieviel diese geistige Krisis des Buches auf den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Mißverhältnissen der Zeit, und wieviel sie auf der Bildung neuer Kulturformen beruht, wieweit sie vorübergehend oder dauernd ist.

Freilich, das wissen wir: äußere Verhältnisse, wie Geldnot und Hunger, vermögen das innere Wesen der Dinge nicht entscheidend zu verändern. Kultur kann nur von innen heraus eine neue Gestalt annehmen. Von dieser neuen Gestalt ahnen wir wohl etwas. Und deshalb läßt sich sagen: die Rolle, die das Buch in unserer bisherigen Kultur gespielt hat, wird es in diesem, sicher aber im künftigen Jahrhundert nicht spielen. Ob es in Zukunft eine geringere oder größere Rolle als früher spielt, das hängt letzten Endes von dem Glauben ab, den wir heute an unsere eigene Sache haben.“

Österreichische Rundschau. XIX, 2. Die Staatsauffassung der österreichischen Romantik charakterisiert Friedrich Engel-Jánosi:

„Oft ist die strenge Geschlossenheit der Weltanschauung jener Periode hervorgehoben worden; alles hängt mit ihr zusammen, es gibt nur ein Prinzip, alles steht unter göttlicher Leitung und diese wird von der Kirche verwaltet. Alles steht unter göttlicher Leitung: so ist das Gewordene gut, gottgewollt; man liebt es als Segen, oder empfängt es demütig als Strafe. Alles steht unter göttlicher Leitung: die Zurechnung der Verdienste des einen für den anderen erfolgt durch einen höchsten Lenker, durch Gott, bzw. die Kirche im geistigen Leben, im weltlichen durch den Fürsten, der die sozialen Gruppen leitet. Eine Leitung aber ist notwendig. Man hat bemerkt, wie damals zeitweilig das Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinschaft mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit autoritärer Leitung ringt und langsam ihr weicht. Alles hängt zusammen, und zuletzt ist alles auf die Erlangung des letzten Heils, auf die Verbundenheit mit Gott gerichtet; woraus sich leicht die Leitung des irdischen, auch staatlichen Lebens durch die Vertreterin Gottes, durch die Kirche, ergibt. Auch in diesen Punkten wird die Ausbildung der Theorie durch die tatsächlichen Verhältnisse begünstigt. Europa ermangelt noch eines staatlichen Gemeinschaftsgefühls. Die juristische Theorie entbehrt einer Form für die politische Gemeinschaft: Während für die Kirche der Begriff der Anstalt sich langsam bildet, wird das Wesen der weltlichen Korporation auch weiterhin als persona ficta, als soziale Fiktion abgetan. Alle diese Erörterungen aber durchzieht ein natürliches Gefühl der Hingabe an das Gewordene; es ist gottgewollt, man vertraut ihm. Allen Gedanken geht die Überzeugung von ewigen Grenzen des Einzelnen und von der Unzulänglichkeit seiner Kraft vorher.

Der Richtung, die diese Lehre vom Übergewicht der Gemeinschaft zu erneuern unternahm, gehörten vorwiegend Männer an, deren Feinfühligkeit oft über das Normale gesteigert war, die aber eines seelischen Haltes einer faculté maitresse ermangelten. Ihr über die Generationen der Nationalisten vielfach erweiterter Horizont, ihr Sinn für die Komplexität der Erscheinungen verstärkte diese Unsicherheit.

Eben die Führer der Bewegung waren sozial wie nationalökonomisch nur mangelhaft gebildet. Ihre Vertreter in Österreich waren religiös sowohl wie politisch fast durchwegs Konvertiten. Ihre Religiosität mochte also oft etwas Forciertes, gewollt Ekstatisches haben, eine innere Unsicherheit durften sie um keinen Preis anerkennen. Sie konnten schwerer die Weite des Blickes erwerben, im System dauernd Gültiges vom historisch Bedingten zu unterscheiden. Politisch war ihre Vertrautheit mit den Verhältnissen des neuen Vaterlandes zunächst zweifelhaft. Österreich, schrieb später einer von ihnen, war das Land der Sehnsucht aller guten Katholiken in Deutschland, die es nicht kannten.“

Die Scene. XIII, 1. Bedingungsweise tritt Ferdinand Gregori für die Notwendigkeit des Theaters ein:

„Das Theater ist notwendig, wenn die rechten Zuschauer drin sitzen. Der Spieltrieb, der bei den romanischen Völkern die Notwendigkeit begründet, spricht bei uns nur nebensächlich mit. Die meisten deutschen Schauspieler gehen zum Theater, weil es eben eins gibt; nur ganz wenige —

wie Mitterwurzer, Mattowsky, Kainz aus den vorletzten Jahrzehnten — sind triebhaft genug, eine Bühne zu schaffen. Und was bei uns die Dilettanten verüben, ist nichts als Nachahmung. Notwendig wird unser Theater eigentlich erst als Schrittmacher zur Kunst im allgemeinen, denn es bringt das Zwischenreich zur Erscheinung, das sichtbar vom wirklichen Leben gespeist wird und doch schon das höhere, das künstlerische Leben zeigt. Im Umkreise andersartiger Kunstwerke und auch an einer Sammelstätte andersartiger Kunstwerke sind Fülle und Unmittelbarkeit des Lebens, wie sie sich im idealen Theater vereinigen können, unmöglich. Daher kommt es ja auch, daß Menschen, die in unserem Theater schon das ideale zu sehen glauben, für den Theatergenuß viel größere Opfer bringen als für alle anderen Künste zusammengenommen. In der bildenden Kunst fehlt das Mittelglied zwischen Schöpfer und Genießer, das der theatralischen Darstellung entspräche, gänzlich; zur lyrischen und epischen Dichtkunst steht dies — allerdings mögliche — Mittelglied, der Vorleser, nicht im notwendigen Verhältnis; und hier wie schließlich bei der außertheatralischen musikalischen Kunst wirkt immer nur ein einzelnes Leben, das des vermittelnden Vorlesers, des Instrumentalisten, Sängers, Kapellmeisters, auf die Hörer, während sich von der Bühne eine ganze Schicksalsgenossenschaft, ein ganzer Knäuel von menschlichen Leidenschaften, lawinengleich herabwälzen kann.

Und nicht nur das. Ein anderes Unvergleichbares am Wesen der Theaterkunst ist es, daß drei voneinander verschiedene Wesenheiten darin in eins verschmelzen müssen, um die höchste der möglichen Steigerungen zu bewirken. Der dramatische Dichter allein bleibt, wie mächtig er auch aus dem Buch heraus phantasiebegabte Leser (nur solche!) zu erregen vermag, nur ein Bruchstück der Theaterkunst; die Darstellung, die in den Kategorien der Regisseure, der Schauspieler und der Umweltkünstler ihre hauptsächlichsten Helfer hat, ist wiederum ohne dichterische Unterlage ein Gaukelspiel ohne weitreichenden Sinn; und endlich können Dichter und Darstellergruppen im reinsten Verein wohl ein akademisch vollkommenes Kunstwerk schaffen, nicht aber das Letzte, Höchste erspielen, die tausendfältige Lebendigkeit, zu der erst das tausendköpfige, tausendherzige, zweitausendhändige Publikum die Bühnenschöpfung treibt. Wie sich, wenn das Eis der Gleichgültigkeit gebrochen ist, ein Zuschauer am anderen, tausend an hundert anderen entzünden, so daß eine haushohe Flamme zum Podium hinaufschlägt und die bewußte Versunkenheit der Darsteller zum dionysischen Rausche peitscht, das bestätigt jeder Schauspieler, der überhaupt einmal Zeuge und Teil eines ganz großen Erfolges gewesen ist. Welchem Beschauer fiele es vor einer Statue, einem Gemälde ein, zu klatschen, überhaupt seinen Körper mittun zu lassen! Das wahrhaft teilnehmende Publikum ist fürs Theater der große Galeotto, der die schon bewegten, erwärmten Herzen der Spielenden zum Schmelzen bringt und die Luft des ganzen Spielortes mit elektrischen Energien sättigt."

Die Christliche Welt. XXXVII, 3/4. In seinem Aufsatz „Gerhart Hauptmann als Dichter des Übersinnlichen" spricht Robert **Petsch** auch von der Stellungnahme der Jugend zu Hauptmanns Werk:

„Es geht dem Dichter mit den religiösen Gedanken des Christentums wie mit den höchsten Werten seiner Zeit überhaupt. Fechter zeigt uns, daß wohl die großen geistigen Strömungen jener Tage, die damals mehr unterirdisch flossen, um erst in unserer Zeit mit aller Macht hervorzubrechen, in irgendeiner Weise dem Dichter zum Bewußtsein gelangten: in seiner Darstellung der Menschen seiner Zeit werden sie alle gelegentlich aufgedeckt oder irgendwie berührt; aber es ist ihm nicht gegeben, sie von innen heraus zu gestalten und durch seine künstlerische Gestaltung zu fördern. Hauptmann weiß von eigentlich religiösen Werten — ist er doch durch eine streng pietistische Erziehung hindurchgegangen; er weiß auch von ihrer beseligenden Wirkung; er beneidet jene, die sich ihnen rein hingeben können (die alten Vockerats und der Buchbinder Keil in „Rose Bernd", selbst der Pfarrer in der „Glocke" sind im wesentlichen sympathisch geschildert): aber ihr Leben ist das seine nicht.

Wohl möglich, was uns Freyhan nahelegt, daß Hauptmann in seinem ‚Indipohdi' den Versuch einer Aussöhnung zwischen Daseinsverzückung und Daseinsentrücktheit, zwischen dem Willen zum Leben und dem Willen zum Leiden, zwischen Ormann und seinem Vater Prospero versucht hat. Aber er kommt auch nicht weiter als etwa von der Golz mit seinem Drama ‚Vater und Sohn' gekommen ist (freilich erheblich weiter als die expressionistischen Schreidramen, die das gleiche Verhältnis einseitig pervers verzerrten): im Grunde haben Alt und Jung, haben die beiden Menschentypen einander gesucht, waren sie aufeinander angewiesen, sind sie durch eine innerliche Polarität zu höherer Einheit miteinander verbunden. Aber Prospero zieht sich ins ewige Nichts zurück, und wir scheiden doch nicht mit dem Eindruck, daß sein Sohn nun eine Synthese der „versöhnten" Gegensätze leben wird. Die Sehnsucht nach dem „dritten Reiche" bleibt bestehen, hier wie bei Ibsen. Der Dichter hat sich gleichsam aufs neue ein Problem gestellt, zu dem er nach seiner ganzen Vergangenheit notwendig gelangen mußte. Ob er es künstlerisch zu bewältigen vermag, hängt von der innerlichen Stellung zum Leben ab. Gerhart Hauptmann war einmal der Führer der deutschen Jugend, einer ringenden, zweifelnden, unter der Mechanisierung des Lebens und des Weltbildes, unter der Leugnung der Persönlichkeit und der Freiheit sich schmerzhaft windenden Jugend. Das junge Geschlecht von heut ist anders gesinnt: Es sucht in den Tiefen der eigenen Persönlichkeit den Schlüssel zum Weltall, es will von den Wert- und Zielsetzungen der eigenen Brust zu der göttlichen Struktur der Schöpfung gelangen, es strebt, in der Steigerung der Werte zum letzten unbedingten Persönlichkeitswerte hin- und stufenweise zur Gottheit vorzudringen. Das neue Weltbild ist reicher gestaltet, schärfer umrissen und tiefer begründet als dasjenige, das sich für Gerhart Hauptmann über dem materialistischen Lehrgebäude dämmerhaft erhob."

Westermanns Monatshefte. LXVII, 6. Aus Erinnerungen an Gustav Falke plaudert Günther **Pogge**:

„Falke hatte von Jugend auf Musik getrieben. Er saß viel an seinem Flügel. Sein schönes Spiel nahm den Hörer schnell gefangen. Es ist wenig bekannt, daß er zu der Zeit, als er sich seines Dichtertums noch nicht bewußt war, verschiedene eigene Kompositionen veröffentlicht hat, die im Publikum aber nur wenig Beachtung fanden. Beethoven spielte er besonders schön, und oft kam es vor, daß er im Spiel innehielt und träumte, während seine kleine schmale Hand den Akkord weiterklingen ließ. Dann taten sich, wie er erzählte, die inneren Quellen auf, und es entstand eines jener ganz von Melodie getragenen Gedichte. Auch in der Malerei versuchte er sich gelegentlich.

Ein Jahr vor dem Kriege wurde Falke sechzig Jahre alt. Der Tag sollte in seinem Heim gefeiert werden. Aber die Zahl der Freunde erwies sich als zu groß, als daß alle auf einmal hätten geladen werden können. So wurde beschlossen, das Fest zweimal zu begehen. Ich weiß nicht mehr, nach welchen Gesichtspunkten die Freunde eingeteilt wurden, jedenfalls waren wir's sehr zufrieden, daß wir mit den allernächsten Freunden zusammen erscheinen durften. Das Falkehaus war voller Licht. Im Erdgeschoß befand sich des Dichters kleines, behagliches Arbeitszimmer. Dort empfing das Ehepaar seine Gäste. Die Witwe Liliencrons, Heinrich Spiero, Dr Schiefler, der Dichter Kulberg u. a. waren zugegen. Als einer der letzten erschien Richard Dehmel. Leicht ergraut, aber in Gestalt und Haltung jugendlich. Das ungemein charakteristische Gesicht von vielen Falten durchzogen. Kluge, eindringlich blickende Augen. Die Tafel war durch zwei Zimmer gedeckt. An der einen Querseite nahm Falke, an der anderen, ihm gegenüber, Dehmel Platz. Dazwischen an beiden Seiten die Sterblichen. Unter den Frauen befand sich

auch die Gattin Dehmels. Tischreden wurden nicht gehalten. Man kannte einander zu gut, um sich durch Lobhymnen zu feiern."

Genius. Zeitschrift für werdende und alte Kunst. 1. und 2. Buch. München 1921, Kurt Wolff.

Die Zeitschrift „Genius" hat ihr Erscheinen eingestellt. Wie man uns mitteilt, nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus anderen, der Öffentlichkeit nicht bekanntgegebenen Gründen. Es ist tief zu beklagen, daß diese wertvolle, in ihrer Art einzig dastehende Zeitschrift keine Fortsetzung finden soll. Auf Grund eines reichen und durchaus künstlerisch wiedergegebenen Illustrationsmaterials, aber nicht minder auf Grund das Wesentliche erfassender kritischer Studien, ist es der Zeitschrift gelungen, ein nahezu vollständiges Bild von dem zu geben, was die künstlerischen Kämpfe der Gegenwart ausmacht. Sie hat dazu die Kunst der primitiven Völker derart in das Bereich ihrer Betrachtungen einbezogen, daß die innere Tendenz der Moderne dadurch klarer und überzeugender in Erscheinung trat. Uns muß hier vor allem der gleichfalls sehr reichhaltige literarische Teil interessieren, in dem sowohl in eigener Produktion, wie auch in kritischer Betrachtung maßgebende Vertreter der modernen Literatur zu Worte kamen. Beiträge von Rolland, Thies, Oskar Loerke, Charles-Louis Philippe, Alfred Döblin, Hermann Hesse bezeugen die auf dichterischem Gebiete gewählte Richtung. Kritisch stellen sich René Schickele, Karl Voßler, Rudolf Oldenbourg, Ernst Robert Curtius mit wertvollen Beiträgen zur Erörterung moderner Kunstprobleme ein. Wir geben hier Rudolf Oldenbourg das Wort (2. Buch), der über die kritische Tendenz von Karl Scheffler sich folgendermaßen äußert: „Streng gegen sich selbst und treu dem eigenen Standpunkt, hat dieser Kritiker sein hohes Wollen jenseits des unheilvollen müßigen Getümmels der neueren Kunstliteratur immer unbefleckt zu halten gewußt. Weit entfernt, sich mit einer poetisch gefärbten schwächlichen Einfühlung, überhaupt mit den passiven Elementen der Kunstbetrachtung zu begnügen, schreitet er auf dem Boden einer gediegenen, geklärten Kultur zu umfassenden synthetischen Gedanken vor, und indem er darin der letzte Ausleger in der vergangenen Generation, wir dürfen sagen des gesamten 19. Jahrhunderts ist, bildet er den Markstein, von dem ab wir die vor der Hand freilich noch sehr schwankende Epoche einer neuen deutschen Kunstliteratur datieren. Wie jeder Kritiker von höherer Gesinnung, hält Scheffler weniger auf den absoluten Wert, das Resultat seines Urteils, als vielmehr auf die eindringliche Auseinandersetzung mit dem Stoff, um dessen Erkenntnis er sich besonnen, aber nie ohne Erregung bemüht. Als seine Devise könnte Lessings schöner Ausspruch gelten, den er selbst gern anführt: ‚Wenn ich die Wahl hätte, so zöge ich das Suchen nach der Wahrheit ihrem Besitz vor', — wobei ihm freilich dieses Suchen nicht ein geistreiches Geflatter um den springenden Punkt bedeutet, sondern ernstes, immer erneutes Ansetzen eindringlicher Gedanken, unermüdliches Werben um klare Beziehung zum künstlerischen Objekt. Sein Lebenswerk ist nicht so sehr die Äußerung eines glänzenden Geistes, als der Erfolg einer pathetisch erregten Selbsterziehung, der freilich bedeutende natürliche Gaben zur Verfügung standen.

Der starke ethische Einschlag seines Wesens stellt ihn von vornherein in eine besondere Abhängigkeit vom Stoff: neuen oder mittelmäßigen Erscheinungen gegenüber, vor denen er bloß auf den Instinkt des Auges angewiesen ist, entbehrt sein Urteil des festen Haltes und stellt sich in voller Überzeugungskraft erst da ein, wo es gilt, für anerkannte Werte Stellung zu nehmen und sie womöglich in die Persönlichkeit ihres Urhebers zurückzuprojizieren. Daher seine Unsicherheit, wenn er etwa Rudolf Großmann etwas Angenehmes sagen möchte oder Dora Hitz preist, andererseits aber sein ergreifendes Verständnis für die herbe Selbstzucht eines Menzel. Überhaupt genügt ihm nicht die bloße Anschauung und ihre Übertragung auf den Leser, sondern er verknüpft sie mit erzieherischen, nicht zuletzt mit selbsterzieherischen Absichten. Nicht daß es ihm an Lebhaftigkeit des Auges gebräche: namentlich auf dem Gebiet der Architektur hat er hierin kaum seinesgleichen; aber erst durch eine im letzten Sinne sittliche Stellungnahme zu seinem Stoff gewinnt seine Darstellung ihre besondere Schwungkraft und Wärme."

„Neue Forschungen über Stranitzky und seine Werke." Schluß. Von Hans Trutter (Euphorion XXIV, 2).

„Neue Mitteilungen über Klopstocks Aufenthalt in Dänemark." I. Von Th. Berg (Euphorion XXIV, 2).

„Fünf Briefe aus dem Boie-Kreis." Von Adolf v. Grolman (Euphorion XXIV, 2).

„Ein unbeachteter anonymer Merkur-Beitrag Wielands." Von Julius Steinberger (Euphorion XXIV, 2).

„Goethe und das deutsche Sprichwort." Von Friedrich Seiler (Germanisch-romanische Monatsschrift X, 11/12).

„Goethes selige Erben." (Der Zwiebelfisch XV, 3/4).

„Faust und Friedrich der Große." Von Wilhelm Hertz (Euphorion XXIV, 2).

„Der Kampf um Görres' ‚Athanasius' am Münchener Hof. (Unter Benutzung ungedruckter Görres-Briefe und Akten)." Von Jos. Grisar S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 5).

„Julius Moser und E. T. A. Hoffmann." Von Hermann Schuller (Euphorion XXIV, 2).

„Ludwig Uhland und Karl Sieveking in Paris." Von Wilhelm Moestue (Euphorion XXIV, 2).

„Ferdinand Raimund." Von Fritz Oskar Schuh (Baden-Badener Bühnenblatt III, 11).

„Immermanns Bildnis." Von Julius Bab (Westermanns Monatshefte LXVII, 7).

„Gräfin Ahlefeldt und Emil Palleske." Von Carl Friedrich Müller (Westermanns Monatshefte LXVII, 7).

„Zu Wilhelm Hauffs 120. Geburtstag (29. Nov.)." Von F. Wippermann (Die Bücherwelt XIX, 11/12).

„Hebbel und Fichte." Von Hans Schulz (Zeitschrift für Bücherfreunde XV, 1).

„Tenzone. Ein Dichterwettstreit zwischen Theodor Fontane und Fürstin Eleonore Reuß." Hrsg. von Wilhelm Herse (Deutsche Rundschau XLIX, 5).

„Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug (Schluß)." Von Berta Schleicher (Der Türmer XXV, 5).

„Aus Scheffels Herzensleben." Von Ernst Boerschel (Die Gartenlaube 1923, 4/5).

„Wilhelm Raabes Briefwechsel mit Paul Gerber." Hrsg. von Prof. Lemcke (Westermanns Monatshefte LXVII, 7).

„Anzengrubers G'wissenswurm." Von Alfred Kleinberg (Baden-Badener Bühnenblatt III, 11).

„Ein deutscher Salon in Rom 1846 [Sibylle Mertens-Schaaffhausen]." Von H. H. Houben (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 5).

„Für Georg Trakls Grab." Von Ludwig Ficker (Der Brenner, II. Bd., 7. Folge).

„Richard Dehmel über Metrik." Von Friedrich Adler (Euphorion XXIV, 2).

„Josef Popper-Lynkeus' Ethik." Von Adolf Gelber (Die Wage IV, 3).

„Margarete Langkammer †." Von Hermann Dahl (Die Bergstadt XI, 4).

„Nordaus Schicksal." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IV, 4).

„Von Brahm zu Gundolf." Von E. K. Fischer (Kunstwart XXXVI, 5).

„Das Paradies meiner Kindheit." IV. Jugenderinnerungen von August Sperl (Westermanns Monatshefte LXVII, 6).

„Johannes Schlaf." Von Ludwig Bäte (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Ernst Horneffer." Von Weise (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Zu Gerhart Hauptmanns Festspiel in deutschen Reimen." Von Elanz (Junge Menschen III, 21/22).

„Hauptmanns ‚Ratten‘.“ Von Franz Graetzer (Saarbrücker Blätter I, 9).

„Warum Thomas Mann uns nicht überredet.“ Von St. (Deutsches Volkstum 1923, 1).

„Spengler, der Ideologe.“ Von Wilhelm Michel (Die Neue Bücherschau IV, 1).

„Drei Wege zum Heil Ostasiens [Keyserling, Eucken, Wilhelm].“ Von Theodor Devaranne (Die Christliche Welt XXXVII, 3/4).

„Volkserzieher [Professor Gernand]. (Der Zwiebelfisch XV, 3/4.)

„Bei Marthe Renate Fischer in Saalfeld.“ Von Walther Bähr (Der Türmer XXV, 5).

„Paul Friedrich.“ Von Arthur Silbergleit (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Theodor Etzels Werke.“ Ein Überblick von Rolf Bongs (Die Fahne IV, 1).

„Begegnungen mit Etzel.“ Von Hans Brandenburg (Die Fahne IV, 1).

„Alfons Paquet.“ II. Von Kurt Offenburg (Die Glocke VIII, 45/46).

„Leopold Ziegler.“ Von Leo Matthias (Das Tagebuch IV, 6).

„Gotteslästerung [Carl Einstein].“ (Der Zwiebelfisch XV, 3/4.)

„Georg Kaisers dramatische Sendung.“ Von Kurt Kläber (Junge Menschen IV, 1).

„Heinrich Wolfgang Seidel.“ Von Wilhelm Alberts (Deutsches Volkstum 1923, 2).

„Dietzenschmidt.“ Von Oskar Walzel (Der Gral XVII, 5).

„Herbert Lipp.“ Von Herbert Brust (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Arnolt Bronnen.“ Von Max Herrmann-Neisse (Die Neue Bücherschau IV, 1).

„Zu ‚Golo und Genofeva‘.“ Von Hanna Rademacher (Saarbrücker Blätter I, 7).

„Bekenntnis zu Bialik.“ Von Arthur Sakheim (Der Freihafen [Hamburger Kammerspiele] V, 5).

* * *

„Wie sah Shakespeare aus?“ Von Otto Wislicenus (Westermanns Monatshefte LXVII, 6).

„Shelley als Dramatiker.“ Von Helene Richter (Germanisch-romanische Monatsschrift X, 11/12).

„Siegfried Sassoon.“ Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1922, 4).

„Gedichte von Walt Whitman.“ (Kunstwart XXXVI, 5.)

„Die Isländer-Geschichten.“ Von St. (Deutsches Volkstum 1923, 1).

„Jón Svensson, sein Werden und Schaffen.“ Von Peter Scherer (Die Bücherwelt XIX, 11/12).

„Der neue Geist in der amerikanischen Literatur.“ Von Hans Trausil (Die Neue Bücherschau IV, 1).

„Felix Timmermanns, ein flamländischer Dichter. Von Wilhelm Conrad Gomoll (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Don Gustavo Adolfo Béquers Legenden.“ Von Angela Hämel (Germanisch-romanische Monatschrift X, 11/12).

„Versuch über Tolstoi.“ Von Georg Deecke (Junge Menschen III, 21/22).

„Jabotinsky als Schriftsteller.“ Von Moses Beilinson (Der Jude VII, 1).

* * *

„Vom Wohl und Wehe des Schauspielerberufes.“ Von Ferdinand Gregori (Saarbrücker Blätter I, 9).

„Aus Dingelstedts Kritikerzeit.“ Von H. Grußmann (Baden-Badener Bühnenblatt III, 9).

„‚Kabale und Liebe‘ als soziales Drama.“ Von Erich Jäger (Saarbrücker Blätter I, 10).

„Aus Weimars klassischer Theaterzeit.“ Von Eugen Kilian (Der Türmer XXV, 5).

„Symptomen-Theater.“ II. Von Robert Musil (Der Neue Merkur VI, 10/12).

„Von der Bühnendichtung des Expressionismus.“ Forts. Von Robert Petsch (Baden-Badener Bühnenblatt III, 5/8).

„Der Sinn des Puppenspiels.“ Von Peter Richard Rohden (Das Puppentheater I, 1).

* * *

„Die dramatische Dichterin.“ Von Julius Bab (Saarbrücker Blätter I, 7).

„Wesen, Wert, Wille jüngster Dichtung.“ Von Kurt Bock (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Hauptfragen des 18. Jahrhunderts.“ Von Herbert Cysarz (Österreichische Rundschau XIX, 1).

„Buchpreis und Publikum.“ Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt III, 10).

„Neue deutsche Lyrik.“ Von Hans Franck (Deutscher Pfeiler II, 11).

„Das Gesicht der jungen Generation.“ Von Adolf Grabowsky (Das neue Deutschland XI, 2).

„Vom sterbenden Gedicht.“ Von Alfred Hein (Der Freihafen [Hamburger Kammerspiele] V, 5).

„Barock als Gestaltung antithetischen Lebensgefühls.“ Grundlegung einer Phaseologie der Geistesgeschichte. Von Arthur Hübscher (Euphorion XXIV, 3).

„Die Dichter der Neukirchschen Sammlung.“ Schluß. Von Arthur Hübscher (Euphorion XXIV, 2).

„Freiheit und Vornehmheit.“ Von Thomas Mann (Wissen und Leben XVI, 8).

„Schöpferische Kritik.“ Von Gerhart Pohl (Die neue Bücherschau IV, 1).

„Essay und Abhandlung.“ Von Richard v. Schaukal (Literarischer Handweiser LIX, 2).

„Der mystische Övercharakter des Dichters.“ Von Paul Schulze-Berghof (Ostdeutsche Monatshefte III, 11).

„Alte und neue Kunst.“ Von Wolfgang Schumann (Westermanns Monatshefte LXVII, 7).

Echo des Auslands

Englischer Brief

II. Neueste Lyrik

Inmitten der belanglosen Reimereien, die von einigen der „führenden“ englischen Lyrikern gegenwärtig verübt werden, greift man mit Dankbarkeit nach einem echten Gedichtband. Ein solcher ist „Late Lyrics and Earlier“ (Macmillan, 7 Schilling 6 Pence) vom greisen Poeten Thomas Hardy. In der Einleitung zu diesem Buch verteidigt sich Hardy mit schönen und eindringlichen Worten gegen den Vorwurf des Pessimismus. Wer aber im Alter von achtzig Jahren diese kraftvollen Gedichte schreiben konnte, der ist wahrhaftig kein Pessimist zu nennen. Denn obwohl diese Sammlung, wie der Titel andeutet, eine Nachlese aus Hardys älterer und neuerer Lyrik enthält, sind gerade einige der herrlichsten Sachen darin während der letzten paar Jahre entstanden. Hardys Eigenschaften als Lyriker sind zu bekannt, als daß es hier notwendig wäre, sie aufzuzählen. Es genügt, hervorzuheben, daß man aus dieser Sammlung den Eindruck eines großen Einsamen gewinnt. Zwar vermeint man zuweilen, eine entfernte Verwandtschaft mit dem gewaltigen Verskünstler Browning zu spüren, sonst aber bleibt Hardy ein durchaus eigenartiger Lyriker, für dessen herben ehernen Stil folgendes Beispiel als typisch gelten darf:

ACCORDING TO THE MIGHTY WORKING

I

When moiling seems at cease
In the vague void of night-time,
And heaven's wide roomage stormless
Between the dusk and light-time,
And fear at last is formless,
We call the allurement peace.

II

Peace, this hid riot, Change,
This revel of quick-cued mumming,
This never truly being,
This evermore becoming,
This spinner's wheel onfleeing
Outside perception's range.

In diesem aus dem Jahre 1917 stammenden Stück, in dem der Dichter das Wesen des ewigen Wandels so unvergeßlich festgehalten hat, vereinigen sich schöpferischer Wortgebrauch, melodische Rhythmik und tiefsinniger Inhalt zu einem wundervollen Ganzen.

F. V. Branford, einer der ganz jungen Dichter, hat unter dem Titel „Titans and Gods" (Christophers, 5 Schilling), auch eine recht verdienstvolle Sammlung veröffentlicht. Auf Branfords Gedichte habe ich aufmerksam gemacht (L. E., XXIII, 169), als sie zuerst in der Zeitschrift „Voices" erschienen waren, und das günstige Urteil von damals hat die Buchausgabe vollauf bestätigt. Der ganze Band ist organisch und konzentriert wie jedes der Gedichte, die er enthält. In der metallenen Kraft seiner Diktion erzielt Branford eine wuchtige, von visionärer Gedankenfülle durchglühte Schönheit. Als Beispiel seiner in heißen Zuckungen aufjauchzenden Naturlyrik, sei folgendes an Shelleys überirdisch verklärte Gebilde erinnerndes Stück mitgeteilt:

THE RAINBOW

Down snowy crags when thunder rives
Embattled clouds, the rainbow drives
His brilliant foot, upsoaring thence,
Athwart the storm's magnificence,
While banded chiefs of tempest glare
Through dark streamers of wind-strown hair,
To bind a burning arras on
The base of Heaven's blue garrison.

Einen bemerkenswerten Gedichtband „The Ballad of St. Barbara" (Cecil Palmer, 7 Schilling 6 Pence) hat auch der unermüdliche G. K. Chesterton veröffentlicht. Darin bietet Chesterton Proben seiner recht verschiedenartigen Versdichtungen,—Balladen, die bald Macaulay, bald Kipling nacheifern, Satiren, deren unwiderstehliche Komik an Scheffels „Gaudeamus" erinnert, und eine spezifisch Chestertonsche Mystik, die in dunklen und inbrünstigen Visionen schwelgt. Folgende Probe wird vielleicht nicht ohne Interesse sein:

THE CONVERT

After one moment when I bowed my head
And the whole world turned over and came upright,
And I came out where the old road shone white,
I walked the ways and heard what all men said,
Forests of tongues, like autumn leaves unshed,
Being not unlovable but strange and light;
Old riddles and new creeds, not in despite
But softly, as men smile about the dead.

The sages have a hundred maps to give
That trace their crawling cosmos like a tree,
They rattle reason out through many a sieve
That stores the sand and lets the gold go free:
And all these things are less than dust to me
Because my name is Lazarus and I live.

Obwohl man mit Chestertons hochtrabender und wortreicher Manier nicht immer ganz einverstanden ist, so muß man rückhaltlos zugeben, daß seine Verse von einer spontanen Schaffenskraft zeugen. Gerade diese Eigenschaft vermißt man bei so vielen seiner Zeitgenossen. Blättert man z. B. im jüngst erschienenen fünften Band der „Georgian Poetry" (Poetry Bookshop, 6 Schilling), so gelangt man bald zur Überzeugung, daß die meisten dieser Gedichte (sind es überhaupt Gedichte?) ohne inneren Drang entstanden sind. Trotz aller Beteuerungen des Herausgebers E. M. (E. Marsh) in seinem Vorwort, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich hier in erster Linie um bekannte Namen und nicht um gute Gedichte handelt. Von den einundzwanzig Lyrikern, die in dieser Sammlung mit ungefähr hundert Stücken vertreten sind, haben Walter de la Mare, W. W. Gibson, und der noch ganz junge Peter Quennell die besten Sachen beigesteuert. Sonst wimmelt es von glatten und korrekten, aber leidenschaftlosen und langweiligen Reimereien, die für die maßlos überschätzten Halbtalente wie J. C. Squire, Edward Shanks, John Drinkwater und Harold Munro typisch sind. Eine Existenzberechtigung, die man bei „Georgian Poetry" zu verneinen geneigt ist, findet man schon eher für „Shorter English Lyrics of the Twentieth Century 1900—1922" (Poetry Bookshop, 5 Schilling). In seiner witzigen Einleitung betont der Herausgeber, W. H. Davies, daß er eine Anthologie von Gedichten, nicht eine Anthologie von Dichtern zusammengestellt habe. Der Inhalt der höchst ansprechend ausgestatteten Sammlung zeigt, daß Davies, dessen eigene Lyrik sich durch naturfrohe Ursprünglichkeit auszeichnet, bei anderen Dichtern das Schlichte, Innige, Volksliedartige bevorzugt hat. Infolgedessen erzielt seine Sammlung eine Uniformität, die weit davon ist, in Einförmigkeit auszuarten. Das ist um so merkwürdiger, da Davies ältere und neuere, bekannte und unbekannte Dichter der verschiedensten Richtungen aufgenommen hat. Seine Anthologie, die ungefähr 160 Gedichte von 110 Dichtern enthält, läßt erkennen, daß Poeten wie Thomas Hardy, W. B. Yeats, Rudyard Kipling, Lord Alfred Douglas, D. H. Lawrence und Davies selbst, die scheinbar so grundverschieden sind, doch gemeinsame Wesenszüge aufweisen. Seine Anthologie hat Davies offenkundig mit dem Geschmack eines anspruchsvollen Sammlers aufgebaut. Daß „The Golden Book of Modern English Poetry 1870—1920" (J. M. Dent & Sons Ltd. 7 Schilling 6 Pence) auf diese Weise entstanden ist, läßt sich nicht so bestimmt annehmen. Was hier geboten wird, ist ein sehr getreues Bild der modernen englischen Poesie, denn diese Sammlung, in welcher ungefähr 140 Dichter mit beinahe 300 Beiträgen vertreten sind, enthält Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes bunt und wahllos durcheinander gemengt. In seinem Vorwort aber sagt der Herausgeber Thomas Caldwell, es sei sein Hauptzweck gewesen, eine Sammlung guter Gedichte zu machen. Ferner, er habe zeigen wollen, daß die bedeutendste englische Poesie der Gegenwart entweder klassisch oder romantisch, keineswegs realistisch sei. Die erste Absicht hat er ganz gewiß nicht ausgeführt, während die zweite mehr als bedenklich ist. Dasselbe gilt von der verworrenen und überflüssigen Einleitung, die Lord Dunsany beigesteuert hat. Dieses „Goldene Buch" der modernen englischen Poesie besitzt aber den Vorzug übersichtlich zu sein, und enthält ein Band solche Meisterstücke wie Wilfred Owens „Sonderbare Begegnung", W. B. Yeats „Aedh sehnt sich nach den Gewändern des Himmels". Francis Thompsons „Jagdhund des Himmels", Gordon Bottomleys „Atlantis", William Sharps „Anrufung", Ernest Dowsons „Cynara" und Ezra Pounds „Lob von Ysolt", so nimmt man das Minderwertige gern mit in den Kauf.

Aus der auffallend schnell anwachsenden Zahl der neueren englischen Anthologien bleibt noch eine, die hier erwähnt zu werden verdient. Es ist dies „A Miscellany of Poetry 1920—1922" (John G. Wilson, 6 Schilling). Diese vom Lyriker William Kean Seymour herausgegebene Sammlung bringt etwa 150 Beiträge von 61 Dichtern. Sie unterscheidet sich von den obigen Sammlungen zunächst dadurch, daß das darin enthaltene Material aus Zeitschriften oder Manuskripten geschöpft wurde. Somit gewinnt Seymours Anthologie die Bedeutung eines Quellenbuches, und da sein Geschmack, wenn auch nicht unfehlbar, so doch im ganzen gar nicht zu verachten ist, so kann diese „Miscellany" als zuverlässiger Wegweiser durch die jüngste englische Dichtung empfohlen werden. Bei seiner Auswahl ist Seymour ziemlich objektiv verfahren. Der Freundschaft hat er vereinzelte bedauernswerte Opfer gebracht, aber dafür hat er einige Dichter, wie W. K. Childe, Eugene Mason, Robin Flower, Charles Williams, E. H. Visiak, und Horace Shipp aufgenommen, die keiner der „führenden" Dichtergruppen angehören und deshalb von den Herausgebern der Anthologien gewöhnlich übergangen werden. Man muß es Seymour als besonderes Verdienst anrechnen, daß er dieses von kritischer Unverantwortlichkeit und Unaufrichtigkeit zeugende Unrecht nicht begangen hat. Mit besonderer Genugtuung liest man bei ihm F. V. Branfords „Ode an den Schmerz"



und „Zwielicht“, deren schwungvolle Eigenart alle früheren günstigen Urteile über diesen Dichter wiederum bestätigt; Aldous Huxleys „Varieté“ eine bewegte Satire; Eugene Masons formvollendete Übertragungen aus de Heredias Sonetten; W. K. Seymours anmutige und dekorative Impression „Die Schnecke“; und schließlich Charles Williams „Vorspiel zu einem Gedichtband“, in welchem die klassische Strenge des Stils mit der modernen Unruhe des Inhalts harmonisch verschmolzen ist.

London P. Selver

Tschechischer Brief

In dem tschechischen Schrifttum weist die lyrische Dichtung gewöhnlich das bewegteste Leben und das reichste Schaffen auf; auch diesmal steht sie im Vordergrund. Es sind jedoch nicht die gereiften Meister mit vollendeten Schöpfungen, die da den Ton angeben; junge, kaum zwanzigjährige Anfänger haben die tschechische Lyrik in Gärung gebracht. Alle gebärden sich als Revolutionäre, aber der eigentliche Sinn ihrer umwälzenden Neuerungen ist ein anderer als sie selbst ahnen. Ihr vorlauter Kollektivismus wird an der Tatsache, daß in der Kunst ausschließlich individuelles Können gelte, nichts ändern können; ihre sozialen und sozialistischen Utopien russischer Prägung haben mit der Poesie nur wenig zu schaffen; ihr menschheitstrunkener Optimismus wird wohl bald durch Lebenserfahrung gezähmt werden. Aber ihr unmittelbarer Primitivismus, der mit frischen Sinnen eines Kindes und mit ungetrübtem Gefühl die Wirklichkeit erobert und die wirren Erscheinungen oft ohne Zusammenhang, doch immer mit der Leidenschaft eines Entdeckers zusammenrafft, bedeutet für die tschechische Lyrik eine unleugbare Verjüngung, indem er sowohl die sinnliche Redekunst eines S. K. Neumann, als auch den bequemen Impressionismus der vibrierenden Oberfläche eines Fráňa Šrámek überwindet, in deren Kreis die tschechische Lyrik von gestern fast ausnahmelos gebannt war.

Vorläufig erscheint diese lyrische Strömung einheitlich und kollektiv, aber einige bemerkenswerte Persönlichkeiten unter den Jüngsten sind bereits sichtbar: Jiří Wolker und Zdeněk Kalista ob der kindlichen Unschuld ihrer ureigenen Wahrnehmungen, A. M. Píša wegen des Wagemuts, mit dem er das chaotische Wogen der Wirklichkeit intensiv und leidenschaftlich zusammenfaßt, Jindřich Hořejší als Melodiker, welcher den Mißklang der Stadt und der Gesellschaft zu überwinden weiß, endlich der Sturmvogel Jaroslav Seifert mit seinem eigentümlichen Gemisch von sozialem Sinn und gieriger Genußsucht. Trotz der Übereinstimmung seines revolutionären Glaubens darf Josef Hora eigentlich zu dieser Gruppe nicht gezählt werden, da er die vorbereitende Entwicklungsstufe, in der der Rohstoff einfach gehäuft wird, längst überschritten hat, um sich zu dem formenden Willen emporzuschwingen, sei es, daß er dem Arbeitsrhythmus des geknechteten Proleten oder der Musik der blühenden Natur lausche, wie es vornehmlich sein letztes Buch „Das Herz und der Welt Getümmel“ („Srdce a vřava světa“) zeigt. Auch der eigenartige mährische Lyriker Josef Chaloupka hat das Experimentieren seiner Zeitgenossen weit hinter sich, indem er ein eigenbrödlerisch gefundenes Bereich beherrscht: auch in seiner letzten balladenartigen Schöpfung, dem „Kameraden der Toten“ („Kamarád mrtvých“) bewegt er sich sicher in den Dämmerungen der Seele, welche die Nähe des Unendlichen fieberhaft erlebt.

Es ist ein großer Sprung von diesen Lyrikern zu den Dichtern der vorangehenden Generation, der die Jugend noch keineswegs abgesprochen werden darf; hier begegnen wir ganz ausgesprochenen Individualisten, eher sinnlichen als geistigen Erotikern, gepflegten, ja manchmal gespreizten Wortkünstlern. Einer von diesen Vierzigjährigen, der eklektische Dichtergelehrte Otokar Fischer, der sowohl über einen weiten Gesichtskreis, als auch über einen gereiften Geschmack verfügt, hat neben zahlreichen, formsicheren Übersetzungen ein lyrisches Meisterwerk geschaffen; seine melancholischen und schmerzerfüllten „Kreise“ („Kruhy“), die ihren Verfasser in die unmittelbare Nähe von Vrchlický rücken, wissen dem tief nachdenklichen Inhalt eine wehmütig melodische Form zu geben. Die sinnliche Erregung durch Weib, Lust und Bewegung gebärdet sich bei Miroslav Rutte pathetisch und selbstherrlich, bei Jarmil Krecar starr, dekorativ, bei Adolf Veselý launenhaft mit feuilletonistischem Einschlag; ansprechend ist der Versuch des als Dramatiker bekannten Rudolf Krupička, die wirre Sinnlichkeit der Pubertät durch das witzige Spiel der Ironie zu zähmen.

Von den Dichtern, die in den neunziger Jahren der tschechischen Lyrik ihr eigentliches Gepräge verliehen haben, schweigt sowohl Ottokar Březina als auch J. S. Machar beharrlich, jener in der Sammlung eines Philosophen, dieser aus der selbstzufriedenen Erhabenheit eines Würdenträgers. Antonín Sova und Viktor Dyk, welche ähnlich wie Jiří Karásek ze Lvovic in Gesamtausgaben ihre Werke ordnen und sichten, haben auch neue Gedichtbände herausgegeben, ohne damit ihrem poetischen Profil neue Züge zugefügt zu haben. Die beiden Sammlungen von Antonín Sova, welcher unlängst der deutschen Leserwelt durch Karl von Eisenstein vorgestellt wurde, der vorwiegend sensitive „Frühling eines Dichters“ („Básníkovo jaro“) und die eher meditativen „Hellen Gesichte“ („Jasná vidění“) stellen neben der Fähigkeit für die subtilsten Stimmungen auch die visionäre Begabung in den Dienst jenes gesegneten Künstlerherbstes, in dem alle Umrisse in der ruhigen Sonne einer geklärten Weisheit volle Plastik gewinnen. Viktor Dyk hat mit den Gedichtsammlungen „Das Fenster“ („Okno“) und „Das letzte Jahr“ („Poslední rok“) seine Weltkriegstetralogie abgeschlossen, die durch „Leichte und schwere Schritte“ („Lehké a těžké kroky“) eröffnet wurde und dann in „Entweder—Oder“ („Anebo“) gipfelt. In dem richtigen Bewußtsein, es handle sich neben der dichterischen Tat auch um die Tat eines patriotischen Bürgers und zugleich um historische Dokumente, wollte Dyk keinen einzigen Vers aus der großen, schweren Zeit unterdrücken, und deshalb ist das Ganze nicht vollwertig. Aber eben in dem letzten Teil des Zyklus findet man etliche Gedichte, die in menschlicher und künstlerischer Hinsicht Ewigkeitswert besitzen: aus banger Unsicherheit, aus Mut und Glaube geboren, sind sie keine individuelle Prägung, sondern vielmehr ein notwendiger Ausbruch des völkischen Bewußtseins. Ein guter Meister hat diese wortkargen Verse geschmiedet, und die Lohe einer entscheidenden Zeitepoche hat ihnen Glanz verliehen. Dem Buch „Okno“, das ex vinculis et carcere gedichtet ist, hat Dyk auch einen feinen prosaischen Kommentar „Das stille Haus“ („Tichý dům“) nachgeschickt.

Von den Dramatikern beschäftigen sowohl das dankbare Publikum als auch die äußerst zurückhaltende Kritik zwei entgegengesetzte Dichternaturen, Karel Čapek und Stanislav Lom. Karel Čapek, der zweiunddreißigjährige Mann des Erfolges, hat seinem kühnen utopistischen Trauerspiele aus der Welt eines H. G. Wells, „R. U. R.“, das gegenwärtig die Bühnen Europas und Amerikas erobert, eine satirische Komödie „Das Insektenleben“ („Ze života hmyzu“) folgen lassen. Eigentlich ist es eher eine Revue als ein Drama: vor den Augen eines im Walde verirrten Landstreichers, der mit seiner abwechselnden Menschenabscheu und Menschenliebe des Dichters Sprachrohr ist, zieht dicht vor seinem Sterbestündchen die menschliche Gesellschaft in Insektenform vorüber. Unter den Schmetterlingen rollt das ewige Liebesspiel ab, die Käferwelt versinnlicht den Kapitalismus, seine Feinde und Schmarotzer und das bürgerliche Familienleben, in der Republik der Ameisen erlebt der räsonierende Zuschauer eine Abkürzung des Weltkrieges, und endlich stirbt der Betrachter selbst, den anmutig tanzenden Eintagsfliegen wesensverwandt. Čapeks unbeirrbarer Sinn für das Theatermäßige, seine kernhafte Alltagssprache, dem Bedürfnis der Bühne überall angeglichen, sein geistreicher Witz lassen den lockeren Aufbau dieses bitteren, jedoch eher resignierten als pessi-

mistischen Lustspieles vergessen. Diese Vorzüge haben auch die neue Komödie von Čapek „Die Sache Makropulos“ gerettet, die eine detektivartige Spannung mit einem geistessprühenden Gespräch verbrämt, um das in der Luft liegende Thema der Langlebigkeit etwas farcenmäßig zu erörtern. Čapeks schillernder Geist, seine konkrete Sachlichkeit, sein überraschendes Tempo fehlen durchaus den poetisch reichen, aber dramatisch dünnen Spielen des vornehmen Ideologen Stanislav Lom. Diesmal ließ sich der zeitgemäße Künstler von einem allergefährlichsten Thema verlocken, nämlich die zeitlich so nahe tschechische Nationalrevolution von 1918 dramatisch zu bewältigen; aber wie bei seinen beiden Vorgängern in diesem Wagnis, bei O. Fischer und A. Dvořák entstand auch in seinem „Umsturz“ („Převrat“) eine grinsend satirische Groteske, deren innere Armut weder die üppig metaphysische Einkleidung noch die herrliche Sprache zu verdecken vermögen.

Karger als gewöhnlich war diesmal die Romanernte bemessen. Von zwei bemerkenswerten, breitangelegten Romankompositionen liegen bisher nur einleitende Teile vor, aus denen man füglich auf das Ganze nicht schließen kann, ich meine „Eine Erlösung“ („Vykoupení“) von Anna Maria Tilschová und „Das mordende Herz“ („Srdce zabiják“) von Ottomar Schäfer. Soviel darf man jedoch behaupten, daß die beiden Romandichter einen bedeutenden Aufstieg gegen ihre früheren Arbeiten aufweisen: A. M. Tilschová, eine meisterhafte Seelendeuterin der Verfallsfamilien, durch ihre kühne Analyse einer aufbrausenden Malernatur, der verspätete Naturalist O. Schäfer, der in seinen klinischen Untersuchungen der zersetzenden Geschlechtlichkeit unermüdlich ist, durch das bezwingende Erfassen der sozialen Hefe in Prag. Wie Schäfer ist auch der fruchtbare Erzähler Emil Vachek ein verspäteter und konsequenter Jünger des Naturalismus, und auch er hat sich in einem, die Farben satt auftragendem prager Roman „Der Weg in den Himmel“ („Cesta do nebe“) versucht; doch seine bedrückend minutiöse Chronik der Prostitution in Prag spannt mehr stofflich als künstlerisch. Ähnliches kann man von den Annalen der mährischen Studenten in Prag „Das goldene Vließ“ („Zlaté rouno“) des treuen Mrštikschüler E. Sokol behaupten, wo den zuverlässigen und beredten Zeitdokumenten das eigentliche literarische Interesse abgeht. Eine kühne Eroberungstat, wenigstens in ideeller Hinsicht, bedeutet der Feuilletonroman „Die Fabrikation des Absoluten“ („Továrna na Absolutno“) von Karel Čapek, der mit jedem seiner Werke eine Überraschung bietet. Wie in den Dramen dieses, mit allen Wurzeln in der Gegenwart fußenden Dichters werden auch in diesem, ursprünglich für eine Tageszeitung geschriebenem Romangebilde ganz verschiedenartige Bestandteile verarbeitet, so daß ein ganz außergewöhnliches Stilgemisch entsteht: technische Utopie und philosophische Kritik, stille Wehmut eines entsagenden Relativisten und gutherziger Humor eines Menschenfreundes, gesellschaftliche Satire und lyrische Naturstimmung, genrehafte Kleinkunst und Ewigkeitsperspektiven, behagliche Laune vergnügter Menschentierchen und tragisch wirkende Gegenwart Gottes — dies alles weiß Čapek mit seiner einzig dastehenden Erfindungsgabe und kühnen philosophischen Kombination aufzubieten, um seinen Leser in Erstaunen zu setzen, so daß dieser vergißt, wie leicht dieses Werk eines freien und vorurteillosen Geistes hingeworfen und improvisiert ist.

Unter den novellistischen Büchern rückt dem Roman am nächsten der verschwenderisch reiche Sammelband K. M. Čapeks (mit seinem eben erwähnten und um ein ganzes Menschenalter jüngeren Namensvetter nicht zu verwechseln) „Romanetti und Grotesken“, in dem die umfangreiche Erzählung „Ein Experiment“ am bedeutendsten ist. K. M. Čapek verschmäht jede Beschränkung, er läßt seine übermütig gehäuften Motive und Charakteristiken geradezu barock wuchern und legt stets eine kühne Virtuosität an den Tag, gleichgültig ob er das Seelenleben von Ausnahmenaturen klarlegt oder ob er mit wuchtigem Humor seine bäuerischen Landsleute aus dem Böhmerwalde schildert. Zu dem höchsten Typus der Novellistik dürften die Erzählungen „Passifloren“ („Mučenky“) von Marie Majerová gezählt werden, von denen einige vom Weltkrieg, alle aber von mutiger Teilnahme an dem schweren Frauengeschick inspiriert sind; die handlungschwere Epik hält hier Gleichgewicht mit den psychologischen Absichten, wobei der kultivierte Vortrag nie zur virtuosen Manier hinabsinkt. Gegen Marie Majerová gehalten ist der balladistische Novellist Rudolf Těsnohlídek, der zugleich einen bedeutenden, halb humoristischen, halb wehmütigen Vorstadtroman aus Brünn „Die Kolonie Kutejsik“ herausgegeben hat, in seinem „Pfauenauge“ („Paví oko“) viel lyrischer; bezeichnend für seine fein stilisierten Erzählungen ist die undurchdringliche Dämmerung, welche sich über Natur und Menschengeschicke verbreitet. Der gedrängte und satte Novellist František Langer erinnert durch seine Lust am Fabulieren und durch seine jenseits von Gut und Böse stehende Weltanschauung an die Erzähler der Renaissance; in seinem gereiften Buch „Träumer und Mörder“ („Snílci a vrahové“) ist die Anmut seines Vortrages noch gesteigert. Dicht an die Grenze der Novellistik ist der feine Lyriker Jan Opolský mit seiner „Welt der Qual und des Scheines“ („Muka a zdání“) geraten, in der er in spitzigen Arabesken einen bitteren Kommentar zum Menschen- und Traumleben schreibt, indem er die moralische Feigheit des Menschen geißelt und die Sprache der Dinge hellseherisch deutet. Auch aus dem „Fischerbüchlein“ („Rybářská knížka“) des verwandlungsfrohen Jiří Mahen, einem witzigen und stimmungsvollen, zuweilen aber stillosen und selbstgefälligen Bekenntnisbuch, spricht kein reiner Erzähler, sondern vielmehr ein vortrefflicher Beobachter, der in seinen Blitzlichtbildern der Flüsse, Abgründe und Ufer ein „ritterliches Verhältnis zur Natur“ anbahnen will.

Das jüngste Geschlecht kann auf dem Gebiete der erzählenden Prosa vorläufig wenig Bemerkenswertes vorlegen. Aus der dumpf sinnlichen Erotik, die zum Beispiel bei dem reich veranlagten Miloslav Nohejl ganz unerträglich wuchert, will sich um jeden Preis der zurückhaltende und trockene Analytiker der mechanisierten Gegenwart Vojtěch Mixa retten, gestern noch ein fein schattierender Feminist, heute ein bohrender Kritiker der Welt der unternehmenden Tat. Helena Čapková, die Schwester von Karel Čapek, hat nach ihren zarten Kindheitserinnerungen ein Bündel von Dokumenten der Mutterschaft veröffentlicht, deren ehrlich erlebte Wahrhaftigkeit noch ganz im Stofflichen beharrt. Der immer tastende Neuromantiker Jaroslav Durych, dem ein balladistischer Vortrag eigen ist, bietet auch in seinen letzten Büchern meisterhaft erzählte Seiten neben gleichgültigem Rohstoff; ein visionärer Zug zeichnet seine eigenartigen Erzählungen aus.

Ungewöhnlich mannigfaltig ist diesmal die Memoirenliteratur. Die greise Dichterin Eliška Krásnohorská, die am Vorabend ihres fünfundsiebzigsten Geburtstages zwei Sammelbände von tendenziöser Lyrik veröffentlicht hat, begnügt sich in ihren anmutigen Kindheitserinnerungen mit einem leichten Plauderton. K. V. Rais hat seinen erzählenden Werken aus dem Engeren einen gründlichen volkskundigen Kommentar nachgeschickt, in dem er die geographischen und ethnographischen Vorbedingungen seines Wesens untersucht. Viel tiefer hat jedoch Josef Holeček in seinem Memoirenroman „Feder“ („Pero“) gegriffen; das satte und feindurchgearbeitete Bild seiner jugendlichen Entwicklung hat er in einen breiten Rahmen der Lebensverhältnisse im Dorfe und in der Provinzstadt gefügt, den kein Kulturhistoriker Böhmens in den fünfziger und sechziger Jahren übersehen darf. Josef Holeček bleibt neben K. M. Čapek immer der unermüdlichste Schriftsteller der älteren Generation; er hat einen neuen Band seines Romanzyklus „Die Unsrigen“ („Naši“) herausgegeben und ist mit einer umfangreichen Nachahmung des südslawischen Heldenepos „Sokolović“ zu den literarischen Idealen seiner Jugendzeit zurückgekehrt. Durch ein hohes Niveau zeichnen sich auch die Kindheitserinnerungen „Ein Haus auf dem Stadtplatze“ („Dům na náměstí“) des als Dramatiker gegen-

wärtig wenig glücklichen Jaroslav **Hilbert** aus; die intimen Schilderungen des kleinstädtischen Bürgertums vor dreißig und vierzig Jahren packen durch ihre lebendige Plastik.

Von den Kritikern haben zwei führende Persönlichkeiten der literarischen Bewegung der neunziger Jahre F. X. Šalda und Arnošt Procházka und ihr bedeutender Schüler František Götz zur Buchform gegriffen. In der großzügigen Jubiläumscharakteristik Dantes, die absichtlich nur freskomäßig zusammenfaßt, tritt **F. X. Šalda** als Synthetiker auf, der, das Augenmerk auf das Wesentliche gerichtet, den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen dem Erlebnis und der Dichtung aufzeigt. Dagegen ist die Sammlung von Buch- und Theaterreferaten aus der letzten Zeit von Arnošt **Procházka** „Die Tage meines Lebens" („Dnové života") ein verbittertes Werk eines geduldigen Analytikers, unerbittlich im kritischen Urteil, draufgängerisch im polemischen Angriff. Šaldas treuer Jünger František **Götz** versucht mit jugendlichem Ernst und kombinatorischem Geschick die „Anarchie in der jüngsten Dichtung" zu bewerten, mit der Absicht, ein kritischer Führer seiner dichtenden Zeitgenossen zu sein. Diesen Rang wird niemand dem gebildeten und mutigen Schriftsteller streitig machen wollen, wenn er sich noch einen tieferen Sinn für die literarische Tradition und die notwendige Distanz eines Richters zu der Produktion seiner Zeitgenossen aneignet, deren Wert er gewöhnlich überschätzt; auch ist sein Vortrag allzu abstrakt und verliert sich oft in leeren Träumen eines Utopisten. Endlich will ich noch ein Buch nennen, das ganz abseits von der Literatur steht; ich meine die Sammlung der ethischen Aufsätze und Vorträge des bedeutenden Rechtsgelehrten Emil **Svoboda** „Utopien," deren sittliche Begeisterung größtenteils russische und orientalische Inspiration verrät. Man darf ihren allzu vereinfachenden Humanismus, ihr allzu utopisches Bild der menschlichen Beziehungen, ihre unkritische Leichtgläubigkeit den russischen Lehrern gegenüber verwerfen, doch man wird ihren tapferen Sinn für die Einheit des Lebens und der Kunst, der Sehnsucht und des Ideals nicht hoch genug stellen können.

Brünn **Arne Novák**

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kiekbusch. Von Bruno Arndt. Trier 1922, Friedr. Lintz. 106 S.

Die Wege des teelschen Hans. Ein Roman. Von Paul Gurk. Ebenda. 153 S.

Missa solemnis. Novelle. Von Bruno Arndt. Ebenda. 90 S.

Dreifaltigkeit. Novellen. Von Paul Gurk. Ebenda. 175 S.

Gewisse Stände und Berufe scheinen prädestiniert zu sein zur Gestaltung. Sie haben in ihrer Ausfüllung durch Menschen, in deren eingeborenen Bestimmung für ihre Sonderbarkeiten, eine Lockung und Gefahr zugleich. Wirklichkeit und Übertreibung, Wahrheit und Karikatur. Bis sie zuletzt Typen geworden sind, deren Urbild man nicht mehr erkennt. Sie schwimmen auf der Oberfläche umher wie tote Fische nach einem Erdbeben. Kein Mensch greift nach ihnen. Gegen die Abstumpfung gibt es nur eins: Dichter sein. In irgendeiner Form.

Zu jenen Berufen gehören zweifellos die Schreiber. Die „Schreiberseele" war gut und böse und seltsam. Bei den Fortschritten der Elektrizität, Schreibmaschinen und Vervielfältigungsapparate wird sie wohl anders geworden sein. Sie ist vielleicht mit der Geldentwertung mitgegangen. So etwas von einer Entwertung der Seele. Die leere Welt von Buchstaben und Zahlen, deren minuziöses Konterfei sie sind, wichtig, selbstbewußt den anderen Bürgerlichen gegenüber, braucht einen Gegenpol: Die Sehnsucht. Zahlen und Buchstaben werden Paradiese, Schönheiten. So kommt alles zusammen: Die Nüchternheit und Phantastik, Idealismus und Weltfremdheit. Dahinter gellt immer das Gelächter. Riesenhafte Träume sprengen das hilflose, mütterlich bedürftige Herz. Blendet irgendwo grelle Wirklichkeit, zersplittert ihre Welt. Georg Kaiser hat in seinem „Kanzlisten Krehler" so eine verwirrte, plötzlich hemmungslose Seele aufschreien lassen. Paul **Gurk** reißt seinen teelschen Hans Lehderer in die Atmosphäre des Mordes, aus dem ein anderer Mensch aufschießt. Man kann es aber auch tun wie Max Jungnickel oder Bruno **Arndt**. Das Ethos ist vielleicht allen gleich, aber die Tonalität ist verschieden. Dieser Kiekbusch, gehänselt von den Robusteren des Lebens, betrogen von den Wirklichkeiten des Daseins, ist ein Traumbold. Da ist Innen und Außen, ein Feenreich mit der unerreichbaren „Blauseidenen", mit dem Los, das einen Gewinn bringen soll, mit einem phantastischen Maler. Daneben geht der Tod, die krasse Armut, die blutige Wahlaktion. Was bleibt: mit leeren Händen steht er an jedem Ausgang seiner Erlebnisse. Das einzige, was er hält, ist seine Sehnsucht nach Träumen, Kindern und Sternen.

Paul Gurk ist keiner von den Träumern. Der teelsche Hans ist auch so ein Buchhalter, den die Feingeschniegelten und Randbemalten auslachen. Eines Tages kommt das Erlebnis: aus Notwehr bricht er einem angreifenden Hund das Kreuz und tötet einen Menschen. Seine Taubheit gegen die Paragraphengerechtigkeit bringt ihm ein Jahr Gefängnis. Das ist wie ein Tag. Da erkennt er: Die einzige Hilfe gegen die grauenhafte Welt ist, sie durch Fälschung zu überwinden. Bilder, Geld, den Menschen fälschen. Groß sein im Betrug. Das bringt Geld, das schaffelt Millionen, das gibt Orden und Ehren. Hans Lehderer, der sich Namen und Gesichter gibt, ist ein Herrscher geworden, der alles aufkauft, Schiffe laufen läßt, Bergwerke besitzt; am Ende schleppt er Kaffeetassen für die Arbeiter einer Fabrik. Das Rad hat ihn zermahlen. Man erfährt nur den Aufstieg. Nicht die Nemesis des vergewaltigten Lebens. Das ist ein Kunstgriff Gurks und eine Schwäche. Hans Lehderer ist noch Börsenkönig, dann ist er ein elender, alter, geduldeter Idiot, den ein Fabrikbengel anspuckt. Als ob der Atem ausgegangen wäre.

Bruno Arndt ist der versonnene, feinfühlige, sehnsüchtige Bildner. Einer der Mitleid hat und seine Menschen gern begleitet. Ohne Vergewaltigung der Sprache, einfach und selbstlos. Verhalten bis zum Letzten. Seine Bescheidenheit hat etwas Dichterisches. Paul Gurk ist der Ungestüme, Zupackende, der Rohere. Er schildert und vergleicht mit Schlägen. Mit einem Sprung ist er vom Naturalismus im Expressionistischen. Er rafft und ballt zusammen, wo der andere gefällig dehnt. Er kürzt, wirft hin, wo der andere breit ist. Arndt ist sicherer in seinem engen Kreis. Gurk will ihn immer zerreißen. Der eine geht um eine Mitte, die Sehnsucht heißt; der andere flackert leidenschaftlich an, klagend auf den Rändern.

Das gleiche Bild ergeben die beiden anderen Bücher. „Missa solemnis" ist straffer, geradliniger, irgendwo wirklicher. Die Weltanschauung eines Kritikers kämpft gegen die Weltanschauung eines Dirigenten. Rechthabenwollen gegen Rechthaben. Eine Machtprobe zwischen Jugend und Alter, Egoismus und Menschentum, zwischen innerlichem Erlebnis der Musik und ihrer Sezierung. Der Mangel des einen ist des anderen Fülle. Des einen Tod, da er die hohe Messe dirigiert, ist der Sieg über den anderen, der innerlich längst irgendwo anders ist. Daher enttäuscht der Schluß. Es fehlt die Gipfelung. Die Zwischenmenschen heben nur manchmal die Kontur der beiden. Typisch: sein Kreis bleibt immer im Kleinen.

„**Dreifaltigkeit**" stammt aus der gleichen Anlage wie der „teelsche Hans". Die Misere der dunklen, verwirrten

Existenzen der Aufsteigenden, die irgendwo hängen bleiben, glotzt aus diesen Novellen. Die Wucht erschüttert manchmal, aber sie läßt nicht überall Spuren zurück. Man ist ergriffen vor soviel Bildhaftigkeit und Deutlichkeit. Aber manchmal ist noch zu sehr Umriß. Eine Novelle wie die „Haut", das Schicksal eines Menschen, der durch den Tod seiner Frau aus allem Halt gerissen, irrsinnig wird und langsam durch die suggestive Behandlung eines Arztes dem Leben zurückgewonnen wird, ist ein Höhepunkt, die Titelnovelle etwas zu alltäglich in ihrer Form. Die anderen: nicht immer Erfüllung. Aber Hoffnung.

Der verstorbene Bruno Arndt, in seiner oberschlesischen Heimat anerkannt, erhielt einmal den Eichendorffpreis, Paul Gurk den Kleistpreis (1921). In den beiden Namen liegt ihre Richtung.

Berlin Guido K. Brand

Traumland. Von Wilhelm Scharrelmann. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. 168 S.

Wenn mir das Glück zuteil wurde, einen Dichter auf der Reise in sein Traumland zu begleiten, so müßte die Kritik schweigen und ein Hinweis auf die erblickten Schönheiten das Einzige sein, was mein Bericht davon enthielte. Trotzdem sei es mir erlaubt, an dieser Stelle einem Einwand gegen Scharrelmanns Seelenwanderungsglauben — denn um diesen handelt es sich in der zarten und allem Weltgetümmel weit entrückten Erzählung — Platz zu geben.

Der Sinn des Lebens liegt für den Dichter nicht in diesem einen durch Geburt und Tod scharf begrenzten Dasein, sondern in der Wiederkehr des Gleichen, in dem jedesmaligen Suchen und Finden der Einen, deren Liebe Schicksal und Erfüllung ist. Drei Bilder aus verschiedenen früheren Daseinsformen tauchen auf, in denen jedesmal das gleiche Mädchen als sehnsüchtig Geliebte erscheint und der Tod die vereinigende Erfüllung verhindert. Die siebente Daseinsform, so wird am Schluß angedeutet, soll Glück und Erlösung bringen. Aber wie gelangt nun der Träumende zu dieser Erlösung? Jedesmal bisher geriet er mit den Gesetzen des Landes, dem er angehörte, in Konflikt und wurde deshalb getötet: das erstemal wurde er in Ägypten um seiner Liebe willen zum Tempelschänder, dann erhob er am Libanon als niedriger Hirte die Augen zur Tochter seines Herrn, und zuletzt wurde er in Indien um eines Ehebruchs willen getötet, den er nicht begangen, nur gewünscht hatte. Es tritt also eine progressive Läuterung des intelligiblen Charakters ein: der Wille zum Leben, Schopenhauerisch gesprochen, wird, wenn auch nicht getötet, so doch gedämpft. Aber gerade an diese Läuterung vermag ich nicht zu glauben. Der intelligible Charakter ist das einzige, was der Sphäre des Transzendenten angehört; er also muß, wenn das Akzidentelle mit dem jeweiligen Tode zerstört wird, als Essentielles beibehalten werden, wenn anders die schließliche Läuterung und Lösung innerhalb eines durch die Formen der Anschauung erfaßbaren Daseins nicht bei völlig aufgelöster Lebensfreude, bei milder Entsagung, bei Genußunfähigkeit, die ja das Ziel anderer Seelenwanderungslehren sind, eintreten soll. Der Tempelschänder müßte also mutatis mutandis immer Tempelschänder bleiben und Erlösung gerade der Umwelt trotzend finden.

Allein diese skeptischen Erwägungen vermögen nicht das beglückende Gefühl der Erinnerung zu zerstören. Unmerklich fast gleiten wir hinüber aus dem wehmütig empfundenen Tagesdasein in die Welt des Traumes, traumhaft auch sind die Gestalten der Rahmenerzählung, visionär der Schluß, in dem der weltentrückte Glaube des Dichters am schönsten zum Ausdruck kommt. Die Prosa hebt sich beinahe von selbst ins Rhythmische, sie entführt den Dichter noch einmal in den Bereich seliger Träume — vielleicht kommt auch für uns die Stunde, in der wir wissen, daß wir durch sieben Leben gingen, suchend und das Glück zuletzt auch findend.

Naumburg-Saale Werner Ewald

Der Sonnenbruder. Roman. Von Hans Sterneder. Leipzig 1922, L. Staackmann. 408 S.

Mit einem märchenhaften Zauber überspinnt Sterneder das wohlbeobachtete Leben der fahrenden Gesellen, Zigeuner und Wunderapostel. Diese Menschen sind vom Geschlecht religiös gestimmter Taugenichtse, mehr unruhige, frohe und leidende Wanderer als Herabkömmlinge oder gar der Abhub der Gesellschaft.

Die Namen Beatus Klingohr, Heinrich Truckenbrodt (seines Zeichens Bäckergesell), Dr. de Christophoro sagen schon, in welche romantischen Gefilde wir hier versetzt werden. Am Naturalismus jeder Artung ist diese Geschichte nicht zu messen, kaum am Realismus. Es ist ein veritables Märchen, in manchem auch nur eine Erzählung für die reifere Jugend nach dem Motto: „Des Herrn Wege sind wunderbar."

Immerhin verbringt man angenehme Stunden mit diesem Buch, weil es so ganz weitab von der aufgeregten Zeit und von der hemmenden Not ist. Ich möchte es weniger Dichtung als Poesie nennen.

Ganz wundervoll ist allerdings der Anfang: die Schilderung einer Nacht des Beatus, die er im Freien am Chiemsee zubringt. Hier erweist sich Sterneder als Dichter. Ich habe kaum je eine mehr symphonische Naturdarstellung gelesen. Da fehlt auch kein Klang des geheimnisvollen Webens vom Abend bis zum ersten Sonnenstrahl, die ganze Magie von Wald und See ist hier musikalisch ausgebreitet.

Im weiteren Verlauf ist das Psychologische vielfach schwach, dagegen das äußere Leben der Landstreicher mit allen Finessen offenbar auf Grund eigener Studien gegeben, so daß wir trotz der inneren Unwahrscheinlichkeiten den Helden auf seinen Irrfahrten durch Württemberg, durchs Elsaß bis kurz vor die Tore von Paris begleiten und nicht selten echte Rührung empfinden.

Es sei übrigens bemerkt, daß die Begebenheiten in die Zeit vor 1870 verlegt werden und dadurch an Glaublichkeit gewinnen.

Berlin-Steglitz Rudolf Paulsen

Der Vagabund. Roman. Von Ludwig Hinrichsen. Bremen 1922, Carl Schünemann. 300 S.

Ein eigenartiger Stoff: Der Sproß eines uralten Adelsstammes bäumt sich gegen jede Tradition auf, wirft Reichtum und Titel verächtlich von sich, um, von allem losgelöst, seinen menschheitsbeglückenden Ideen zu leben, scheitert aber an der Verständnislosigkeit seiner Umwelt, taumelt durch alle Schrecken und Grauen eines Landstreicherdaseins und endet schließlich, äußerlich bitterarm, aber innerlich überreich, im Arbeitshause, wo er kraft seiner Persönlichkeit zu einem Segen für die Ärmsten der Armen wird. Ein kühner und nicht alltäglicher Vorwurf, an dem mancher gescheitert wäre. Ludwig Hinrichsen aber hat den Stoff gemeistert und damit den Beweis seines Könnens geliefert. Sein Held lebt, wird zu Wirklichkeit und fesselt auch dann noch, wenn sein Denken und Wollen, mehr getrieben von einer großen Liebe zu allen Ausgestoßenen des Lebens als von klarer, geistiger Erfassung und Durchdringung seiner Mission, dunkel und verworren wird. Man spürt auf Schritt und Tritt des Dichters tiefen sittlichen Ernst, sein heißes Wünschen, in dieser kranken Zeit aufbauend zu wirken und freut sich um so mehr dieser Stellung, als alles in einer bildkräftigen Sprache zum Ausdruck kommt, die durchaus modern und dennoch in ihrer ganzen Klangfarbe norddeutsch ist und also das Land widerspiegelt, in dem der Roman sich abspielt.

Kiel Wilhelm Lobsien

Marianne Pauli. Roman. Von Marcel Dornier. Stuttgart 1922, Strecker & Schröder. 199 S.

Marcel Dornier, der Verfasser des hübschen Märchens von Urax und Rezabell und der köstlichen „Geschichte von einem Himmelbett" schlägt in seinem Roman „Marianne Pauli" ganz neue, schwere Töne an, die nur leise und andeutungsweise in seine früheren Bücher hineinklangen. Mit einem ganz eigenen Stil schildert er den kurzen Lebenslauf der armen Marianne, die so lieblich und unschuldig-

gütig in dem zerrütteten Elternhaus aufwächst und in ihrer Weltfremdheit an ihrer ersten Liebe zu einem eiskalten Lumpen draufgeht. An dem Ende der armen jungen Seele ist vieles äußerlich und im ältesten Stil romanhaft, eine leichte Verzerrtheit in der Schilderung von allem, was „von der Welt und irdisch" ist, die in dem ganzen Buch lebt, wächst sich hier bis zur Groteske aus. Dafür entschädigt eine volksliedhafte Süße in der Schilderung der jungen Heldin und ihrer kleinen dummen Verehrerin Miezi. Außerordentlich gut ist die Gestalt von Mariannes Vater gezeichnet, dem feinen schwachen Mann, der an der Herzenskühle seiner Lebensgefährtin und der eigenen Schwäche zugrunde geht. Eine Art bitterer Humor, den man in Deutschland sonst kaum kennt, liegt über dem kleinen Buch und läßt es eigenartig stachlich und reizvoll erscheinen wie eine seltene Alpenblume.

Königsberg i. Pr. Agnes Miegel

Stadelheimer Tagebuch. Von Ludwig Thoma. München, Albert Lange. 103 S.

Als Thoma im Jahre 1906 eine mehrwöchentliche Haft im Strafvollstreckungsgefängnis Stadelheim bei München verbüßte, weil er in einem kräftigen Gedicht die Vertreter der Sittlichkeitsvereine an den Pranger gestellt hatte, schrieb er ein Tagebuch und schuf damit ein Dokument, das in der Geschichte von Rechtspflege und Politik stets bedeutsamen Platz einnehmen wird. Der Humor des Dichters zeigt sich auch dieser Lebenslage gewachsen, und sein scharfes Urteil leuchtet hell in die Nachtseite einer Zeit, die von vielen allzugern „groß" genannt wird. In der Zelle, wo das Tagebuch die intimen Erlebnisse von Stadelheim aufnahm, entstand die Komödie „Moral", die heute wieder aktuell wirkt, obwohl Könige und Prinzen vom Schauplatz abgetreten sind und die Moralschnüffelei anderen Nasen als damals anvertraut ist.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Das Bilderbuch meiner Jugend. Von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin 1922, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf. 403 S.

Sudermann als Memoirenschreiber — eine neue Rolle des vielgestaltigen, fruchtbaren und fleißigen Schriftstellers. Eine Gastrolle sozusagen, um das bei dieser ausgesprochenen Theaternatur naheliegende Bild näher auszuführen; denn die starken Wurzeln seiner schöpferischen Kraft stecken eben doch im Boden jener bunten Scheinwelt, zu der sich der Sohn Ostpreußens — er spricht selbst von dieser Neigung als „einem stillen Wahnsinn" — von je hingezogen fühlte.

Man muß ehrlich feststellen: auch in dieser Rolle macht der vielumstrittene Dramatiker und Novellist keine üble Figur. Schon seine letzten Bühnenwerke wirken ja in ihrer peinlich genauen Anlehnung an die Zeitereignisse stellenweise wie dramatisierte Tagebuchaufzeichnungen.

„Das Bilderbuch meiner Jugend" — schon der Titel läßt erkennen, daß Sudermann hier nur einen kleinen Teil seiner Erlebnisse aus der großen Gedächtnisschublade hervorholt. Aber dies wenige genügt, um dem Leser ein festumrissenes Bild von der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit des Verfassers zu geben. Die Entwicklungskeime, die da bloßgelegt werden, lassen die künftige reife Frucht ahnen. Was Sudermann über seinen wechselvollen Lebensgang berichtet, mag jeder, den's gelüstet, selbst nachlesen. Wie man sich auch zu dem Problem Sudermann (das heute eigentlich kein Problem mehr ist) stellen mag: interessant ist die Lektüre in jedem Fall. Nicht nur um des Autors willen. Die bekannten, selbst von manchen seiner Gegner anerkannten Vorzüge des Novellisten Sudermann, vor allem seine treffliche Beobachtungsgabe, seine Kunst lebensvoll anschaulicher Schilderung und sein eleganter, espritvoller Stil, sie bewähren sich auch in diesen Erinnerungsblättern. Daß die Beschreibung der herben Kindheitserlebnisse und ihres Schauplatzes, des Guts Matziken bei Heydekrug mitunter lebhaft an „Frau Sorge" anklingt, liegt am autobiographischen Charakter dieser bekanntesten Sudermannschen Erzählung. Aber auch sonst liest sich das „Bilderbuch" stellenweise wie ein spannender Roman, ein Roman, in dem ernste Partien mit heiteren Episoden reizvoll abwechseln. Ja, auch der Humor, mit dem Sudermann immer auf besonders gutem Fuße stand und den er hier gelegentlich mit einem Körnchen Selbstironie würzt (unter anderem spottet er über den „berüchtigten Sudermannbart"), ist dem Vierundsechzigjährigen treu geblieben, und an einer Stelle, bei der farbensprühenden Schilderung eines abenteuerlich verwegenen Eislaufs, offenbart der als kaltherziger „Macher" Verschrieene eine poetische Ader, eine fast bildkünstlerischzarte Kraft der Gestaltung wie kaum in einem seiner anderen Werke. Aber gleichviel, was man von Sudermanns künstlerischen Qualitäten denken mag: ein Lebenskünstler ist er in jedem Fall, das geht deutlich aus diesem bilderlosen Bilderbuch hervor. Wer von ihm keine Lösung der Welträtsel erwartet, sondern nichts weiter als eine Sammlung fesselnd geschriebener Erinnerungsblätter, dem sei es zum Studium empfohlen. Er wird gewiß, gleich uns, der angekündigten Fortsetzung gern entgegensehen.

Königsberg i. Pr. Hans Wyneken

Der blaue Teppich. Roman. Von F. R. Nord. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 454 S.

Ein Buch von Rassenhaß und Freiheitskampf asiatischer Völker, der unter Asche düster fortglimmt, statt wie in Europa flammend aufzulohen, das ist in der Hauptsache F. R. Nords neuer Roman „Der blaue Teppich". Obschon es ein abgeschlossenes Ganzes ist, was dieser Kenner Turans neuerdings darbietet, so stellt er doch mit den vorangegangenen Bänden „Ker-Ali" und „Das Land ohne Lachen" eine geistige Einheit, eine zeitläufige Romantrilogie aus Innerasien dar.

Heroischen Kampf freiheitsdurstiger, am Leben bedrohter Volksstämme Innerasiens, ausgedrückt in der Person einiger ihrer Idealsten und opfermütigsten Besten, durchlebt der Leser hier in dem großzügigen Roman eines originellen Erzählers. „Der blaue Teppich" — er ist ein Panier; das Symbol heißersehnten Heils. Denn diesem seltsamen Wundergewebe, danach hier die Suche geht, wohnt die magische Kraft inne, alle Völker Asiens zu einem Freundschaftsbunde zu einen, um sich der fremden Unterjocher erfolgreich zu erwehren. Eine junge Baskin, Kind jenes merkwürdigen Volkes, das nach einer legendenhaften Vermutung dereinst von Asien her in die Hochtäler der Pyrenäen gelangt sein soll, zieht aus, die Urheimat zu erkunden. Durch allerhand Verkettungen gelangt sie dabei in freundschaftliche Beziehungen zu indischen und russischen Revolutionären, die in Geheimbünden den Gewalttätigkeiten ihrer Regierungen begegnen.

F. R. Nord, der Verfasser, überrascht in diesem neuesten Roman durch besondere künstlerische wie technische Fertigkeiten. Eine fesselnde Welt erschließt er in einer Weise, daß man sie schier mit Augen zu schauen wähnt.

Wien Martin Brussot

Erloschenes Licht. Ein Hölderlin-Roman. Von Erwin Ott. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel G. m. b. H. 254 S.

Aus der fast zur Modesache gewordenen Hölderlin-Renaissance und der gegenwärtigen Beliebtheit des biographischen Künstlerromans ergibt sich die Synthese Hölderlin-Roman ganz von selbst. Schon vor Jahren hat sich Carl Müller-Rastatt nicht ohne Glück an dem Gegenstand versucht; vor kurzem hat Bruno Wille sein nicht sonderlich geschmackvoll betiteltes Buch „Hölderlin und seine heimliche Maid" erscheinen lassen, das auf der einen Seite weniger und auf der anderen mehr als Roman ist. Nunmehr will sich der in der Literatur bisher unbekannte Erwin Ott an dem nicht undankbaren, aber heiklen Stoff die Dichtersporen verdienen. Und es ist ihm ohne Frage gelungen. Um die äußeren Daten der biographischen Überlieferung ist er ziemlich unbekümmert; den Stiefbruder Hölderlins, der für diesen immerhin einiges bedeutet hat, schaltet er z. B. ganz aus. Die liebevolle Mutter läßt er in der Eingangs-

szene einen viel zu harten Ton anschlagen und dem Standpunkt Gontards sucht er nicht im geringsten gerecht zu werden; die abgetane Legende, wonach der Bankier seinen Hofmeister mit der Faust traktiert haben soll, wärmt er wieder auf. Man meint da stellenweise den Einfluß des Moloschen Schiller-Romans zu spüren. Aber das Wichtigere hat der junge Dichter vollauf bewältigt: die Seele Hölderlins legt er in überzeugender und ergreifender Weise bloß, sein künstlerisches Werden, das unvermeidliche Erlöschen seines geistigen Lichtes. Schlüssel seines Schicksals und Mittelpunkt des Romans ist natürlich die Liebe zu Susette Gontard, seiner Diotima, vom Verfasser in edler, blühender Sprache, die sich an Hölderlins dithyrambischem Schwung entzündet hat, dargestellt. An dieser Liebe, der er Anwandlungen von Sinnenlust nicht fernhält, läßt er seinen Helden zugrunde gehen. Die innere Wahrheit hat Ott sicher getroffen, wenn man gleich bedauern muß, daß das in den wieder zum Vorschein gekommenen Diotima-Briefen dargebotene Tatsachenmaterial in dem schon zwischen 1914 und 1918 entstandenen Buch noch nicht verwertet werden konnte. Von ästhetischer Erkenntnis erleuchtet auch die eindrucksvollen Begegnungen Hölderlins mit Goethe und Schiller. Es wäre im einzelnen noch manches zu sagen und zu rechten; genug, daß hier im großen ganzen einmal einer mit jungem Mut eine große Aufgabe intuitiv gelöst hat, ohne dabei das unerläßliche Maß geistiger Reife und künstlerischer Zucht vermissen zu lassen.

Rohr b. Stuttgart — R. Krauß

Novellen. Von Iwan Sergejewitsch Turgenew. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Arthur Luther. Leipzig, Bibliographisches Institut. 407 S.

Die hier getroffene, vortreffliche Auswahl offenbart die vielseitige Begabung des großen Erzählers: kommt in „Frühlingswogen" der berauschende Dichter zu Worte, im „Triumphgesang der Liebe" der strenge Selbstzucht übende Erzähler großen Stils, offenbaren „Asja" und „Faust" den einzigartigen Ergründer der Frauenseele, so überraschen uns in „Mumu", der Geschichte des riesenstarken, taubstummen Leibeigenen, Ansätze zu einer großen epischen Kunst, während die „Uhr" Dostojewskischen Seherblick für das Krankhafte und Herzzerreißende beweist und endlich „Der Hund" an den zartesten Tschechoff erinnert. Die Übersetzung sucht der wechselnden Einstellung des Dichters nachzugleiten (am besten gelingt das wohl in der „Uhr") und gehört zweifellos zu dem Besten, was wir an Übersetzungen aus dem Russischen besitzen. Einige, auf zu wörtlicher Übertragung beruhende Unebenheiten würden bei den meisten Übersetzern gar nicht auffallen. Arthur Luther aber wäre berufen, die noch ausstehende klassische Übersetzung aus dem Russischen zu geben, die werbende Bedeutung haben müßte. In der biographischen Einleitung wäre meines Erachtens der geistige Werdegang des Dichters zu deuten gewesen, zumal er in die für die heute herrschende russische Intelligenz geistig entscheidende Zeit fällt. Ferner halte ich es nicht für angebracht, immer noch zu behaupten, Turgenjeff sei in der Familie Viardot nur geduldet gewesen und vernachlässigt worden: der Dichter selber hat dies mehrmals als „Klatsch" bezeichnet und sachlich widerlegt. Ebensowenig scheint es mir richtig, Turgenjeff Angst vor dem Tode vorzuwerfen, da er doch sein fast zweijähriges unsagbar qualvolles Sterbelager mit an Heine erinnernder Geistesstärke ertragen hat. — Alles in allem ein sehr zu empfehlendes, dabei tadellos ausgestattetes Buch.

Pasing — Karl Nötzel

Meister Lampe. Ein Roman von den dänischen Feldern. Von Svend Fleuron. Deutsch von Thyra Jakstein-Dohrenburg. 1.—5. Tausend. Jena 1923, Eugen Diederichs. 230 S.

Langsam — nein, richtiger: ziemlich rasch wandelt Fleuron die ganze Zoologie ab. Nach dem Fuchs nimmt er sich nun den Hasen vor und widmet ihm ein umfangreiches Buch. Unvermeidlich ist, liest man in Monatsfolge diese an sich so schönen naturhaften Dichtungen, daß ein wenig Monotonie sich bemerkbar macht. Die Gefahr der Ungerechtigkeit liegt nahe, beurteilt man die einzelnen als eine Art Fortsetzung der früheren. Nehmen wir dieses Hasenbuch für sich, und es ist wieder ein ungewöhnliches, fast herrliches. Anders als das Gedicht von Francis Jammes, das auch in seiner Art edelsteinhaft literarisch gefaßt ist.

Mehr als je dichtet Fleuron hier neben dem Tier die Natur. Es ist ganz wunderbar, wie er das dänische Feld immer wieder neu zeigt, in anderen Farben malt, in allen Perspektiven und Luftschichten hinstellt, gesehen vom Vogel, vom Wurm und Maulwurf. Man denkt, lesend, darüber nach, mit welchen Mitteln er Landschaft und Getier so ganz aus ihrem Wesen heraus, gar nicht stupid menschlich, darstellen kann; und man findet keine, er hat keine Mittel. Es steckt alles darin, es ist alles in der Form aufgegangen. Also muß es wohl Dichtung sein. Dichtung — aber nicht Dichtung vom Hasen. Denn es **ist** der Hase, seine eigene wahrhafte Existenz in Neugierde, Mut und Feigheit, Philosophie und Humor, Klugheit und Fassungslosigkeit. Und es ist insofern Dichtung, wie jedes Leben an sich in seiner unverstellten Naturhaftigkeit Dichtung ist. Man liest die Geschichte eines Tiers und ist im Tiefsten ergriffen. Denn im letzten Sinn ist ja auch das Tier nur Symbol. Es ist doch nur Verwandlung von uns. Ist nicht alles, was da lebt, ein Glied im All, ein Einsiedler im Dasein, Mensch gleich Hase, Hase gleich Regenwurm, Regenwurm gleich Schlehdorn?

Berlin — Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Neuere deutsche Literaturgeschichte. Von Paul Merker. (Wissenschaftliche Forschungsberichte, VIII.) Hrsg. von Karl Hönn. Stuttgart-Gotha 1923, F. A. Perthes. VIII u. 142 S.

Die neuere deutsche Literaturwissenschaft besaß vor dem Kriege in den von Julius Elias herausgegebenen „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" eine der stolzesten wissenschaftlichen Bibliographien, der sich zumal an umfassender Berücksichtigung auch der wissenschaftlichen Grenzgebiete so leicht kein anderes Unternehmen verwandter Forschungsgebiete in oder außer Deutschland an die Seite zu stellen vermochte. Diese großzügige Anlage war es aber auch, die den „Jahresberichten" beim ersten Eintreten der Nöte auf dem wissenschaftlichen Büchermarkt frühzeitig zum Verhängnis wurde. Der 25. Band des Unternehmens (Berichtsjahr 1914, Erscheinungsjahr 1916/18) ist der letzte vollständige geblieben, 1919 folgte nur noch der bibliographische Teil des Berichtsjahres 1915. Seitdem fehlt der deutschen literarhistorischen Forschung (auch die Euphorionbibliographie kommt erst wieder in jüngster Zeit stockend in Fluß) jede Möglichkeit einer schnellen und zugleich systematischen Orientierung. Eine Verbindung der neueren Jahresberichte mit denen für das Gebiet der älteren germanischen Philologie ist seit längerem geplant, bisher aber infolge sich immer erneut steigernder materieller Schwierigkeiten noch von keinem sichtbaren Erfolg gewesen. So darf man es inzwischen mit freudiger Genugtuung begrüßen, daß privatverlegerischer Wagemut im Bunde mit der rüstigen Arbeitskraft eines einzelnen Forschers die unerträgliche Lücke mit der vorliegenden Veröffentlichung wenigstens durch einen Notbau gefüllt hat. Etwas anderes als eine Notstandsarbeit konnte von dem Verfasser, dem die Forschungslast von drei Jahren hier zu kritischer Sichtung und Berichterstattung aufgebürdet wurde, nicht erwartet werden. Er hatte als einzelner in kurzer Zeit das zu leisten, was früher in planmäßiger Arbeitsteilung von zahlreichen Köpfen von Jahr zu Jahr in Muße bewältigt werden konnte. Auf eine selbständige produktiv kritische Durcharbeitung des Materials mußte bei der Riesenfülle der Erscheinungen, dem schmalen zur Verfügung stehenden Raume und der begrenzten Kraft des einzelnen Forschers zu einem großen Teil verzichtet werden. Daß Paul Merker trotz dieser ihm klar vor Augen stehenden

Schwierigkeiten sich der undankbaren Aufgabe nicht entzogen hat, ist ihm ebenso warm zu danken wie die zuverlässige und geschickte Art, mit der er sie durchgeführt hat. Besonnenheit und Klarheit im Urteil, wo sich Merker auf ihm persönlich vertrautem Boden befindet, vorsichtige Zurückhaltung und Weitherzigkeit gegenüber ihm fremden Erscheinungen und Absichten, nehmen für seine Führung ein. Die referierende Übersicht, die zeitlich die Ergänzung zu dem in derselben Sammlung bereits vorausgegangenen Forschungsbericht Georg Baeseckes „Deutsche Philologie" bietet, umfaßt die auf dem Gebiete der neuzeitlichen Literaturgeschichte (vom Zeitalter der Reformation bis zu C. F. Meyer und Heyse hinauf) in den Jahren 1914—1920 erschienenen Forschungen. Ein bibliographischer Anhang fügt noch die Erscheinungen der Jahre 1920—1922 an. Der Wert dieses Forschungsberichts liegt nicht nur in der Bereitstellung eines bequem handhabbaren bibliographischen Hilfsmittels für den Forscher; er bietet auch dem Studierenden und dem, der sich erneut mit der literaturwissenschaftlichen Forschung vertraut machen will, einen Überblick über die letztvergangenen Leistungen. Vor allem in den ersten drei Kapiteln, die knapp und umsichtig Prinzipien und Methoden, allgemeine Literaturgeschichte, Bibliographie und Zeitschriften behandeln, findet der Anfänger sichere und besonnene Wegweisung durch die heute sich mannigfach und fruchtbar treuzenden Versuche methodisches Neuland zu erobern, bekommt der Nachkriegsstudent einen Begriff von den schweren Hemmungen unseres einst so blühenden germanistischen Zeitschriftenwesens — Trotz des Mangels an jeglicher bibliographischen Vorarbeit hat Merker annähernde Vollständigkeit alles einigermaßen Wichtigen erreicht. Kleinere Lücken sind geblieben. Ergänzend möchte ich hier um ihres sachlichen wie methodischen Wertes auf die von Merker übergangene Schrift R. Ungers hinweisen: „Von Nathan zu Faust. Zur Geschichte des deutschen Ideendramas", Basel 1916. Zu Schiller käme noch Max Nußbergers kleine Schrift „Schiller als politischer Dichter", Zürich 1917, in Betracht, und zum Streit um Lessings religiöse Stellung die ausgezeichnete Veröffentlichung von Heinrich Scholz „Die Hauptschriften zum Pantheismusstreit" (Neudrucke der Kantgesellschaft, Bd. VI), Berlin 1916.

Halle a. d. S. Wolfgang Liepe

Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken. Familien- und Freundesbriefe 1804—1834. In neuer Form mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Mit einem Bilde. Stuttgart-Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 416 S.

In diesen Briefen, denen ein erster Band „Familien- und Freundesbriefe aus den Jahren 1783—1804" (Schleiermachers Werden, s. L. E. XXIV, 504) vorangegangen ist, tritt uns der Mensch Schleiermacher in seinem Wirken entgegen. Die Briefe, in denen er ausschließlich als Theolog oder Philosoph redet, sind ausgeschieden, ebenso die bereits gesondert herausgegebenen „Brautbriefe". Manche sind zum erstenmal veröffentlicht. In Schleiermacher haben sich der antike, christliche und deutsche Geist zum edelsten Menschentum verschmolzen. Während er nach seinem eigenen Geständnis sonst bald mit der Reflexion bald mit dem Ausdruck ringen muß, bis es ihm gelingt, sein inneres Leben zur freien Darstellung zu bringen, läßt er in seinen Briefen sein innerstes Wesen natürlich ausströmen. Diese Selbstoffenbarung ist ein mächtiges Wirken des Menschen auf den Menschen. „Der Beruf und die Freunde, das sind die beiden Angeln, um die sich mein Leben dreht. — Ich fühle es recht tief, daß ich selbst eigentlich nichts mehr bin; aber ich bin das Organ so manches Schönen und Heiligen, der Brennpunkt, aus dem alle Freuden und Leiden meiner geliebten Freunde zurückstrahlen und das achte ich an mir und deshalb lebe ich." Wenn nur das wirkliche Arbeit ist, in welche der Mensch sein ganzes inneres Sein hineinlegt, so stellen diese Briefe die edelste Arbeit eines weisen und großen Menschen an denen dar, die sich seinem geistigen Einfluß aufschließen. Zugleich liest man aus diesen Briefen heraus, wie viel er, der viele der Empfänger weit überragte, doch auch von den ihm bei weitem nicht Ebenbürtigen empfing. Er schreibt unter anderem an Niebuhr, Schlegel, Arndt, Stein, Friedr. Aug. Wolf, Boeckh, die Theologen Gaß, de Wette. Seiner Frau gibt er in zahlreichen Briefen das Höchste und Tiefste; zugleich spricht er von den Kleinigkeiten des Lebens nicht mit der Miene gnädiger Herablassung, sondern sehr ernst, wie sie es auch tatsächlich, nicht bloß für die Frau, sind, wenn sie nur in eine große Weltanschauung eingefügt werden. Mit feinem Taktgefühl läßt er seine geistige Überlegenheit auf sie einwirken. Auch als Gatte hört er nicht auf ihr väterlicher Freund zu sein. Von besonderer Bedeutung für die Gegenwart sind die Briefe, in denen er von der vaterländischen Not und Hoffnung spricht. Einer der wenigen Großen und Aufrechten in einem teils verzweifelten, teils tief gesunkenen Geschlecht sieht er das Höchste, was der einzelne für das Vaterland tun kann, in der Einwirkung auf kleine und kleinste Kreise. — Das Buch kommt eben zur rechten Zeit, um daran zu erinnern, daß das deutsche Volk die erlösenden und erneuernden Kräfte, die es jetzt nötig hat, nicht in der Fremde zu suchen braucht, sondern in sich selbst trägt, und zwar in einer Fülle, wie sie kaum ein anderes Volk besitzt.

Weimar P. Kirmß

Hermann Marggraff und die Schillerstiftung. Nach zeitgenössischen Urkunden. Von Prim Berland. Jena 1922, Junkelmanns Buchhandlung. 29 S.

Es ist ein unbestrittenes Verdienst des heute fast vergessenen leipziger Schriftstellers Hermann Marggraff (1809—1864), als erster den Gedanken einer Unterstützungskasse für verdiente und hilfsbedürftige Schriftsteller vor der deutschen Öffentlichkeit der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in einer Reihe beachteter und beachtenswerter Aufsätze mit Wärme und Sachkenntnis verfochten und bei der Gründung der leipziger Schriftstellerkasse, der ersten in ihrer Art in Deutschland, Pate gestanden zu haben. Bestritten dagegen ist der Anspruch Marggraffs, daß er, um mit seinen eigenen Worten zu reden, als „Erfinder der Idee zur Schillerstiftung, wenigstens für Deutschland" zu betrachten sei. In der vorliegenden Schrift unternimmt es Berland, diesen Anspruch von neuem zu unterstreichen, indem er die genannten sozialen Bemühungen Marggraffs zusammenstellt, allerhand Zeugnisse von Zeitgenossen darüber beibringt und den Nachweis versucht, „daß der Name Hermann Marggraff in der Geschichte der deutschen Schillerstiftung dem Hammers wenigstens ebenbürtig an die Stelle gestellt werden darf und sollte". Dieser Nachweis ist meines Erachtens nicht geglückt und mit Glück überhaupt nicht zu führen. Die schon oben gewürdigte Rolle Marggraffs in der Geschichte der Bestrebungen zur wirtschaftlichen Hebung und Stützung des deutschen Schriftstellerstands ist von der Deutschen Schillerstiftung selbst nicht verkannt worden. Zum Beweis dafür bin ich in der Lage, aus den Akten das Schreiben anzuziehen, mit dem der damals unter dem Vorsitz Dingelstedts stehende Verwaltungsrat am 18. März 1863 Marggraff eine Ehrengabe ankündigte; es heißt dort: „Sie erhielten bereits ... den Beweis, wie sehr wir Ihre Verdienste um die Literatur überhaupt und insbesondere um Ursprung und Entfaltung der Schillerstiftung anzuerkennen und im Geiste der letzteren zu ehren bereit sind." Warum aber weder die Schillerstiftung selbst noch ihr Geschichtschreiber (Rudolf Goehler, Die Geschichte der Deutschen Schillerstiftung, Berlin 1909) Marggraff als „geistigen Schöpfer" der Stiftung anerkennen konnten, sprach Gutzkow in einem gleichfalls unveröffentlichten Gutachten vom 26. Februar 1864 aus: „Der Verstorbene hatte die seltsame Gewohnheit, bei fast jeder Gelegenheit, wo von ihm die Schillerstiftung erwähnt wurde, in ähnlicher Weise die Erwähnung einfließen zu lassen, daß er den Gedanken der Schillerstiftung zuerst ausgesprochen hätte. Meines Wissens haben im Anfang der vierziger Jahre mehrere Schriftsteller die bei Schauspielern, Malern usw. schon damals üblichen Pensionskassen auch auf die literarische Tätigkeit angewandt wissen wollen; Marg-

graff tat es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit besonderer Ausführlichkeit bei Gelegenheit der Nachrichten, die aus London über einen Bruch im Komitee des Literary Fund und die Absicht Bulwers-Boz's, einen neuen zu stiften, einliefen. Die Debatte über diesen Gegenstand war vollständig verklungen, als zwölf Jahre etwa nach diesen Marggraffschen und anderen Aufsätzen in Dresden ein Entschluß gefaßt wurde, dem Marggraff durchaus fernstand." Ohne daß damit die Verdienste Marggraffs herabgesetzt würden, muß auch in diesem Fall wieder einmal gesagt werden: nicht derjenige, der einen solchen Gedanken denkt, sondern der ihn lebensfähig zur Ausführung bringt, hat mit Recht in der Geschichte den Vorrang. Aber über dies hinaus kann selbst für den Gedanken Marggraff nur eine sehr allgemeine Urheberschaft zugesprochen werden. Er bezeichnet sich denn auch vorsichtiger Weise nur als den Erfinder „zur" Idee, nicht „der" Idee der Schillerstiftung. Entscheidend war, daß die Dresdener im Jahre 1855 unter Vorantritt Julius Hammers den Namen Schillers mit einer gewaltigen Werbekraft der Idee aufgeprägten, die 1859 im großen verwirklicht wurde. Wichtiger aber als der heute unfruchtbare Streit um den Vorrang, ja am wichtigsten scheint mir, daß die Deutsche Schillerstiftung da ist und in dieser schwersten Zeit mehr denn je berufen, zum Heil der deutschen Schriftsteller und ihrer Hinterbliebenen zu wirken!

Weimar — Heinrich Lilienfein

Das Grabbe-Buch. Herausgegeben von Paul Friedrich und Fritz Ebers. Detmold 1923, Meyersche Hofbuchhandlung. 170 S.

Dichter und Gelehrte haben sich zu der vorliegenden Grabbe-Ehrung zusammengefunden. Der einführende Teil beginnt mit einem Aufsatz des Schriftstellers und Grabbeforschers Friedrich, der das heiße Streben Grabbes rühmt, dessen „Hannibal" gerade jetzt „gewaltig zeugt für das Höchste und das Letzte: das Vaterland", während er bei den Klassikern „museale Kühle" heraushühlt. Unter den anderen Beiträgen dieses Abschnitts zeigt Freiligraths Gedicht „Bei Grabbes Tod", daß seine wuchtige Rhetorik immer noch wirkungsvoll ist.

Der zweite Abschnitt „Historische und kritische Bausteine" hat wissenschaftliche Ziele. Der Grabbe-Biograph Professor Nieten weist eine manchmal überraschende Verwandtschaft des Dichters mit Schopenhauer nach, Hermann Jokisch mit Nietzsche. Nationalen Geist atmen Aufsätze wie „Grabbe und wir" (F. C. Lange) und „Grabbe als politischer Dichter" (P. Leutwein); bei diesem wird man erstaunt sein, die Nicht-Autorschaft Shakespeares an seinen Werken als ausgemacht hingestellt zu finden. Aus seinem bekannten Buch „Grabbe und Hebbel" steuert der münchener Professor A. Kutscher eine Studie bei; Untersuchungen über Grabbes Stellung zu Immermann, Müllner, Musik und Musikern (von „A. B." Nieten, G. R. Kruse) vervollständigen sein Persönlichkeitsbild. Neue Grabbe-Funde bieten Friedrich (zwei Jugendgedichte) und Ebers (den bedeutsamen Eulenspiegelentwurf). Wertvolle Zeugnisse über Grabbes Fortleben enthält A. Bergmanns „Grabbe als Gestalt des Dramas". —

Der dritte Teil bringt poetische Ehrungen Grabbes. Die typische Gefahr der Dichterromane und -dramen, den Helden literarisch reden zu lassen, ist nicht immer vermieden. Bei Friedrichs interessanten Proben aus seinem Grabbe-Roman wird man bis zu dessen Erscheinen mit dem Urteil warten müssen. Hervorzuheben sind Bruno Franks Sechszeiler auf Grabbe, Kruses hübsche Szene „Grabbe und Lortzing", und vor allem H. Eulenbergs lebensvoll dramatisiertes Schattenbild „Der sterbende Grabbe".

Dankenswert ist im vierten Teil die Ikonographie (Ebers: „Wie sah Grabbe aus?"). Bergmanns Zusammenstellung der Grabbe-Aufführungen ist ein guter Beleg für die Bühnenfähigkeit der Grabbeschen Stücke. Für die Bibliographie der Einzelausgaben Grabbescher Werke seien nachgetragen: Hannibal, bearbeitet von Spielmann, 1901, von E. Kilian, 1909; Heinrich VI., Bühnenbearbeitung von Henningsen, 1901; Marius und Sulla, fortgesetzt von Korn, 1890; Don Juan und Faust, für die Bühne eingerichtet von L. Weber, 1909. Ferner wenigstens einige Bücher zur Ergänzung der biographischen Schriften: O. Blumenthal, Nachträge zur Kenntnis Grabbes, 1875; H. Landsberg: Grabbe, 1902; O. Krack: Grabbe, 1904; E. Köhrer: Grabbe, 1908. Gesichtspunkte, warum diese und manche anderen Arbeiten fehlen, sind nicht angedeutet. Jedenfalls aber bringt das von ehrlicher Begeisterung getragene Werk viel und darum wohl jedem Grabbe-Freund etwas.

Berlin — Zobel von Zabeltitz

Verschiedenes

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. Bd. 1: X und 423 S. Bd. 2: 456 S.

Der Schatz an wertvollen Memoiren, der uns für die Geschichte Bismarcks und des neuen Kurses zur Verfügung steht, hat durch diese Veröffentlichung eine besondere Vermehrung erfahren; Persönlichkeit und Stellung Waldersees legen die Erwartung nahe, daß er uns viel zu erzählen hat. Dazu kommt die Rückhaltlosigkeit, mit der diese Denkwürdigkeiten niedergeschrieben worden sind. Von vornherein hat dem Verfasser offenbar der Gedanke an spätere Veröffentlichung die Feder geführt, und ausdrücklich mit dem Auftrag, zu gelegener Zeit die Herausgabe vorzunehmen, hat der Feldmarschall die Papiere seinem Neffen übergeben.

Die Niederschriften umfassen den Zeitraum von 1832 bis 1900; ein dritter Band, der den Schluß des Lebens, speziell die Chinaexpedition, behandeln und der das dringend notwendige Gesamtregister enthalten soll, wird noch in Aussicht gestellt. Der Herausgeber hat den Stoff folgendermaßen gegliedert: 1. Jugendzeit und erste Kommandos 1832—65, 2. Als Adjutant beim Prinzen Karl und im Feldzug von 1866, 3. Generalstabsoffizier in Hannover 1866—70, 4. Als Militärattaché in Paris 1870, 5. Im Kriege 1870/71, 6. Geschäftsträger in Paris, 7. Kommandeur des Ulanenregiments 13 und Chef des Generalstabs des 10. Armeekorps 1871—81, 8. Generalquartiermeister 1882 bis 1888, 9. Chef des Generalstabs der Armee 1888—91, 10. Kommandierender General des 9. Armeekorps 1891—99, 11. Generalinspekteur der 3. Armeeinspektion in Hannover 1899—1900.

Schon dieser äußere Überblick läßt erkennen, wie wertvoll für den Historiker der Einblick in die Einzelheiten dieses Lebens sein muß. Auch die Zeit der Vorbereitung, die bis 1881 reicht, enthält viel Interessantes und Wissenswertes. Das eigentliche Wesen des Mannes aber offenbart sich seit seiner Versetzung nach Berlin: von jetzt an ergreift ihn die Politik, politischer Ehrgeiz wird das Treibende bei all seinem Tun. Die Denkwürdigkeiten sind der glänzendste Beweis für die Richtigkeit des Urteils, das Bismarck einmal gefällt hat: „Graf Waldersee war von ungesundem Ehrgeiz beseelt, weil er sich nicht auf seinen militärischen Beruf zu beschränken vermochte." Der Graf hat sich allerdings stets erbittert dagegen gewehrt, die ihm gesteckten Grenzen überschritten zu haben; als er öffentlich in der Presse als politischer General angegriffen wurde, hat er dagegen den Schutz des Kaisers angerufen. Aber in den eigenen Selbstbetrachtungen bringt er ganz deutlich zum Ausdruck, wie sehr die Politik für ihn Lebenselement geworden war. Als kräftige Persönlichkeit hat er das Bedürfnis nach Macht und infolge der politischen Einstellung, gerade nach politischer Macht. Dabei aber erweist sich eine andere und sehr wenig erfreuliche Seite seines Wesens: was Bismarck von Harry Arnim gesagt hat, daß er jeden Vordermann als persönlichen Feind betrachte, gilt erst recht von Waldersee. Verschärfend für die Unerfreulichkeit dieser Mentalität wirkt die andere Eigenart, den politischen Gegner nicht sachlich

werten und beurteilen zu können, vielmehr in ihm stets den schlechten Menschen zu wittern, der notwendig minderwertige Motive zum Ausgangspunkt seines Handelns habe.

Nur so ist das Verhältnis zu erklären, in dem er zum Hause Bismarck gestanden hat. Die Memoiren wimmeln von Verdächtigungen übelster Art gegen den Kanzler und speziell gegen dessen ältesten Sohn. Der Gegensatz beruht einmal auf der erwähnten Eigentümlichkeit, daß Waldersee instinktiv sich aufbäumt gegen die starke Persönlichkeit, die augenblicklich die Macht inne hat, und dann auf der sachlichen Meinungsverschiedenheit, daß Waldersee den Präventivkrieg wollte, während Bismarck am Frieden festhielt. Ausdruck gefunden hat dieser sich immer mehr verschärfende Gegensatz in dem Ringen um den Einfluß auf den Prinzen Wilhelm.

Es wäre zuviel gesagt, daß Waldersee dauernd bewußt am Sturze des Kanzlers gearbeitet habe, aber unwiderleglich zeigt sich, daß faktisch niemand soviel dazu beigetragen hat, wie er, um in dem Kaiser die den Bruch erzwingende Stimmung aufkommen zu lassen. Letzten Endes fällt also gerade nach seiner eigenen Aussage, auf ihn die Schuld an der Katastrophe von 1890. Sein Programm „den künftigen Kaiser allmählich dem Kanzler gegenüber selbständig zu machen" (5. April 1888), hat er systematisch durchgeführt; nicht immer in direktem persönlichen Hervortreten, aber er sorgte dafür, daß im Kaiser der Eindruck von der zunehmenden Unzulänglichkeit des Kanzlers hervorgerufen wurde. Es ist ein ganz seltener Fall, daß Denkwürdigkeiten eines Mannes dessen schwere historische Schuld, die in solchem Umfang noch nicht erfaßt worden war, zur allgemeinen Erkenntnis bringen.

Waldersee hatte an Bismarcks Sturz gearbeitet, in der Hoffnung auf die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. Gerade hier hat er die bitterste Enttäuschung erlebt. Die Urteile über den Kaiser werden von Jahr zu Jahr schärfer, die Auffassung pessimistischer. Nach seiner eigenen Entlassung aus Berlin gehen ihm auch die Augen dafür auf, wie richtig Bismarcks Politik gewesen war, ohne daß er aber darüber zur Erkenntnis gekommen wäre, in welchem Maße er selbst sich versündigt hatte. Die Tragik im Geschick des Reichsgründers wird gerade durch diesen Wechsel im Urteil seines Gegners besonders beleuchtet.

Im ganzen also haben wir eine Quelle vor uns, mit der jeder, der sich in diese Zeit hineinversenken will, genau sich auseinanderzusetzen haben wird. Viel Wichtiges tritt aus ihr hervor, aber es ist getrübt durch Beimischungen, die politischer Leidenschaft, Eitelkeit, Ehrgeiz und Verbitterung entstammen. Schärfste Kritik muß bei ihrer Lektüre dauernd geübt werden.

Heidelberg W. Windelband

Henriette Schrader-Breymann. Ihr Leben, aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt und erläutert von Mary J. Lyschinska. 2 Bde. Berlin und Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 515 u. 583 S.

Henriette Schrader, die aus einem Pastorenhaus stammt, war die Gattin des freisinnigen, langjährigen Abgeordneten Karl Schrader, der zu den trefflichsten Charakteren und zu den kenntnisreichsten Parlamentariern des letzten Abschnittes der Bismarckschen Periode und des ersten Teiles der Zeit unter Wilhelm II. gehört hat. Er wie seine Gattin sind verstorben.

Henriette Schrader hat von früh auf das lebhafteste Interesse für Erziehungsprobleme gehabt. Das Pastorenhaus und ihre Verwandtschaft mit Fröbel gaben ihrem Geiste diese Richtung. Von Fröbel ging sie auf Pestalozzi zurück. Mit Ernst und weiblicher Feinfühligkeit ausgestattet, gelangte sie so zu selbständigen Auffassungen, die sie in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen niedergelegt hat und die sie unmittelbar auch in das reale Leben überführte. Sie gründete, als sie unverheiratet war, Erziehungsheime für die weibliche Jugend, und als sie dann mit ihrem Gatten nach Berlin übersiedelt war, führte die kinderlose Frau in der Großstadt ihre Pläne weiter aus, und als Krönung schuf sie mit Freunden das Pestolozzi-Fröbel-Haus, [illegible] vorbildliche Anstalt für die Heranbildung von Lehrerin[illegible] und für die Erziehung der breiten Volksmasse zum [illegible] der tüchtigen Frau, der tüchtigen Mutter und Gen[illegible] des Mannes.

Die beiden starken Bände entrollen das Bild ein[illegible] Persönlichkeit, die das Gebiet der weiblichen Erzieh[illegible] als selbständige Prüferin gedanklich und praktisch mit e[illegible] sittlichen Ernst durchgearbeitet hat. Diese Bände, die e[illegible] starke, vornehme Frau zeigen, sind ein wertvoller Bei[illegible] zur Entwicklung des Erziehungswesens in Deutschla[illegible] während des 19. Jahrhunderts.

Henriette Schrader war bei dieser Tätigkeit der Kr[illegible] prinzessin Viktoria, der späteren Kaiserin Friedrich [illegible] getreten. Gleiche sachliche Interessen und gleiche sachl[illegible] Arbeit führten sie zusammen. Achtung und Freund[illegible] verband beide, und so spiegeln die Briefe dieser Fra[illegible] auch die menschlich so trauervolle Zeit der Krankheit [illegible] des schnellen Sterbens von Kaiser Friedrich wider.

Der Politiker und der Psychologe wird jene Seiten [illegible] ernstem Interesse lesen, auf denen verzeichnet ist, [illegible] Wilhelm II. zu seiner Mutter stand, wie hart, wie un[illegible] lich sich Wilhelm II. immer erneut seiner verlassenen Mu[illegible] der Witwe seines Vaters, gegenüber benahm.

Die zwei Bände — zusammen über 1000 Seiten — bie[illegible] für die Pädagogen, den Historiker, den Politiker reich[illegible] interessantes Material, und sie vermitteln die Bekannt[illegible] mit einer Frau, die voll Edelsinn ihre Aufgabe in An[illegible] nahm, und die als ausgezeichnete Stilistin voll Lebendig[illegible] zu schreiben verstand.

Der trefflichen Herausgeberin voll Takt und Hinge[illegible] an ihre Aufgabe, gebührt aufrichtiger Dank.

Berlin Paul Rathe[illegible]

Thomas Münzer als Theologe der Revolution. Von Ernst Bloch. München 1922, Kurt Wolff. 297 [illegible]

Es liegt im Zuge unserer Zeit, ihrer enthusiastischen [illegible] politischen Bewegungen, einen Mann wie Thomas Mün[illegible] der Gegenwart in Erinnerung zu bringen und ihn als [illegible] Verwirklicher des Traumes der menschlichen Seele, den über[illegible] zeugten Verkünder des Rechtes des Individuums und [illegible] Gegner alles religiösen und dogmatischen Historismus hin[illegible] stellen. Ernst Bloch rückt sein drohendes Bild vor den grel[illegible] sehr modern gemalten Hintergrund des rebellischen und ra[illegible] kalsten Wiedertäufertums: Münzer als der klassenbewu[illegible] revolutionäre, chiliastische Kommunist und „russische Men[illegible] seine Lehre an der heutigen Soziologie orientiert und [illegible] überall das spürbare Bemühen, mit seiner Hilfe den deutsch[illegible] Kommunismus religiös zu interpretieren und Gottes[illegible] und kommunistische Gesellschaftsordnung in Einklang [illegible] bringen. So interessant das mit wohltuendem Enthusiasm[illegible] geschriebene, wenn auch nicht leicht lesbare Buch ist, reli[illegible] hat es mich nicht überzeugen können. Gewiß ist es ein [illegible] dienst, immer wieder in dem Reformator Thomas Mün[illegible] mehr den Mann von hoher Geistigkeit und Willenskraft [illegible] einen zänkischen und wortreichen Agitator zu betonen, der [illegible] Utopien aus launischen Gewalttätigkeiten und Unarten [illegible] stehen. Er war — wenn ihn auch Luther den „Erzteuf[illegible] nennt, und er als der Schreckensprophet mit dem Schwer[illegible] Gideons galt — die tragische Gestalt eines äußerst [illegible] gabten Schwärmers, ein Mensch mit Eigenart und rassige[illegible] Gesicht, der zeitlebens seine Welt aus sich selbst heraus[illegible] bilden sich bemühte. Dem Fachmann und auch dem, der [illegible] Arbeiten von Ludwig Keller, Max Weber, O. Merx, [illegible] Wappler, Ernst Troeltsch, Karl Kautsky u. a. kennt, [illegible] Blochs Buch keine wesentlich neuen Züge im Antlitz Münze[illegible] Er stellt uns seine sozial-politische Kirchenordnung, die [illegible] kalyptik und den Chiliasmus in modern-kommunisti[illegible] Stilisierung vor Augen. Die inneren Kräfte und die Lebe[illegible] ordnung des Evangeliums Jesu, die ja auch Münzers ge[illegible] Schicksale durchwärmen, kommen nicht recht ans Licht, te[illegible] weil das Buch oft zu stark im Politischen mit seinen [illegible] heiten, Unterstreichungen, Widersprüchen, Unzuverlä[illegible] keiten stecken bleibt, teils weil sein Verfasser die sozi[illegible]

Kämpfe der Gegenwart doch nicht ganz aus den Tiefen des Erkennens und Erlebens unserer Zeit religiös-praktisch zu deuten vermag.

Wien Franz Strunz

Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Von Oswald Spengler. Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit. 33.—47., völlig umgestaltete Auflage. München 1923, C. H. Becksche Verlagsbuchh. (Oskar Beck). XV u. 557 S.

Damit haben wir also die „endgültige" Fassung des ersten Bandes vor uns, die Spenglers Herold, Manfred Schroeter (L. E. XXV, 470), angekündigt hatte. Ich hatte mir mehr (Neues) erwartet: „völlig umgestaltet" ist Täuschung; und vielen wird es vermutlich ebenso ergehen wie mir. „Stolz will ich den Spanier"; das ist und das bleibt eben das Motto über dem Ganzen. Unbekümmert wiederholt Spengler in seiner Unnahbarkeit die alten Vorwürfe gegen angebliche Rückständigkeiten, wie die von der längst ad acta gelegten Einteilung Altertum—Mittelalter—Neuzeit. Er verschließt sich zwar nicht der Erkenntnis von der bloß relativen Geltung der meisten Forschungsergebnisse (vgl. den ausgezeichneten Aufsatz „Die Zeit" von Dr W. Rauschenberger: Frankfurter „Didaskalia", 28. Jan. 1923). Aber von dem Gefühl, nicht nur eine, sondern die deutsche Philosophie der Gegenwart und Zukunft geschrieben zu haben, ist er tief durchdrungen. Diese Nietzschesche Anmaßlichkeit, die ein Wisser von so riesigen Dimensionen wahrhaftig nicht nötig gehabt hätte, gereicht dem Werke nach wie vor nicht zum Vorteil. Spenglers „Untergang des Abendlands" ist ein genialer Wurf, aber eine einmalige, nicht uns, sondern einzig allein ihn verpflichtende Erscheinung. Eine prachtvolle Illustration zu dem Michaelis-Worte „Wie ich sie auffasse".

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Welten. Eine Folge kosmischer Gesichte. Von Bô Yin Râ. Basel 1922, Rheinverlag. 105 S.

Über die früher (im Verlag der Weißen Bücher) erschienenen Werke Bô Yin Râs habe ich, da ihre Art und ihr Inhalt etwas durchaus Neues darstellten, in ausführlicher Weise berichtet (L. E. XXIII, 1297, und XXIV, 1270). Wiederum liegt mir ein Werk des inbrünstig Schaffenden zur Beurteilung vor. Diesmal ist es nicht so notwendig, erklärende Worte zu geben, denn des Werkes Inhalt kann nicht „erklärt" werden; er will geschaut und „erfühlt" sein. Wesentlich für das Verständnis sind die dem Text eingefügten Reproduktionen nach Gemälden Bô Yin Râs. Sie sind infolge einer ausgezeichnet reproduzierenden Technik den Originalen kaum nachstehend. Das innere und äußere Schauen wird bei der Lektüre dieses Buches zu wichtigster Tätigkeit. In zwanzig Bildern, intuitiv gesehen und durchkomponiert, führt der Denker und Künstler den Geist des Lesers durch eine Welt innerer Gesichte, die aus dem Chaos hinführt zum Kosmos, zum Licht der Erfüllung und Vollendung. Gestaltender Wille, Formbewußtheit und Ebenmäßigkeit im Geist sind die tragenden Pfeiler des Werkes. Es strebt hin zu letzten Erkenntnissen des Lebens und Alls, und in hymnisch beschwingter Rede wird der Leser geführt und entzündet. Das Werk ist keine leicht zu genießende Arbeit, und ich kann mir denken, daß auch durchaus ernsthafte Leute es achselzuckend beiseite legen werden. Es erfordert starke Einfühlung in die Schriften Bô Yin Râs und letztes Vertrauen zu seiner Führerschaft.

Saarbrücken Hermann Ginzel

Typografie als Kunst. Von Paul Renner. München 1922, Georg Müller. 174 S.

Buchschrift als Hauptmittler aller Geistigkeit — wenn man bedenkt, welche Umwälzung Gutenbergs Erfindung des Typendrucks hervorbrachte, welchen Raum das gedruckte Wort im menschlichen Dasein einnimmt, versteht man kaum die allmähliche Verödung dieses Gebietes im 19. Jahrhundert, ja, bis in unsere Tage hinein — eine Verödung, aus der nur angespannte vereinte Arbeit von Drucker, Künstler und Verleger jetzt die Typografie einer neuen Blütezeit entgegenzuführen vermag. Seltsam, heute von Blütezeit zu sprechen, aber es ist tatsächlich so, daß gerade in der Beschränkung, auf die wir angewiesen sind, der Sinn für Qualität wächst. Wir können weder mit Kraft — in jeder Art — noch mit Material verschwenden, und so bildet sich der Sinn für das Wesentliche. Der Raum ist beengt — da heißt es mit den Wurzeln tiefer eindringen, mit den Zweigen höher emporlangen. Aus dem Erfassen des Wesentlichen ist dies Buch eines unserer besten deutschen Buchkünstler, des Malers Paul Renner, erwachsen. Von den Aufgaben des Künstlers ausgehend, fesselt es nicht zuletzt durch die Beleuchtung des Problems von der ethischen Seite her. Renner zeigt den Weg von der handwerklich-künstlerischen, sehr persönlichen Leistung im Mittelalter über immer stärkere Materialisierung bis zur trostlosen Mechanisierung im 19. Jahrhundert und zum neuen Aufstieg — nicht wieder zum Nur-Handwerklichen, als unserer industriellen und ökonomischen Entwicklung entgegengesetzt, aber zur Höherentwicklung und Individualisierung der Maschinenarbeit zu moderner Qualitätsarbeit. Der Arbeiter an seiner Maschine wieder Künstler, aus Frondienst zu geistig-seelischem Wirken erlöst. Qualität ebensosehr um des Schaffenden, wie um des Geschaffenen willen. Renner ist der Künstler-Fachmann, dem es gegeben ist, praktisch und theoretisch Führer zu solchen Zielen zu sein. Schnell bereitem Widerspruch begegnet er mit den Worten: „Typografie ist, ihr ‚Zünftigen', Technik und Kunst. In alter Zeit, als sich das Künstlerische noch von selbst verstand, deckte ein Wort — τεχνη — beide Begriffe. Heute sind Technik und Kunst Gegensätze geworden. Vielleicht werden sie einmal durch das Wort Qualität wieder zusammengeführt." In knapper Darstellung, die Renner nicht nur als Mittler, sondern auch als geistreichen Schöpfer und Former des Wortes zeigt, gibt er uns die Geschichte des Schriftendruckes, das Werden der Schriftarten von ihren Quellen her. Es folgen knappe und einprägsame Regeln, die, ob von Drucker, Hersteller und Verleger unverändert übernommen oder nicht, jedenfalls befruchtend wirken und auch dem Laien neue Einblicke in das Gesetzmäßige einer scheinbar (und leider auch oft in Wirklichkeit) der Willkür überlassenen Kunst zu geben vermögen. In weiteren Kapiteln werden Gebiete der Buchherstellung, die indirekt der Typografie verbunden sind, klar beleuchtet: Illustrationstechnik und Verlegereinband. Es folgen: ein umfassendes typografisches ABC und zum Schluß anschauliche Schriftproben. Das Bildnis eines der bedeutendsten Typenschneider, Johann Michael Fleischmann, ist dem Buch vorangestellt.

Stuttgart Martin Frank

Nachrichten

Todesnachrichten. Ernst Troeltsch ist am 1. Februar, kurz vor seinem achtundfünfzigsten Geburtstage, einem Herzleiden erlegen. Er war am 17. Februar 1865 zu Haunstetten bei Augsburg geboren, hatte in Erlangen, Berlin und Göttingen studiert, sich nach kurzer Vikarzeit 1891 in Göttingen habilitiert, war 1892 außerordentlicher Professor in Berlin, 1894 Ordinarius für systematische Theologie in Heidelberg geworden, hatte im Juni 1914 einem Ruf nach Berlin als Ordinarius für Religionswissenschaft Folge geleistet und war im März 1919 als Unterstaatssekretär ins Preußische Kultusministerium berufen worden. Gleich hervorragend als Theologe wie als Philosoph, hat Troeltsch in enger und systematischer Verbindung beider Wissenschaften zumal durch seine geschichtsphilosophischen Werke der deutschen Wissenschaft und Kultur tief nachwirkende Förderung geschaffen. (Vgl. Sp. 673 und 715).

Gerdt von Bassewitz ist nach einer Meldung vom 12. Februar im Alter von fünfundvierzig Jahren in

Nikolassee gestorben. Er war am 4. Januar 1878 zu Allewind in der Mark geboren worden, hatte sich zunächst dem Offiziersberuf gewidmet, hatte sich dann aber durch seine Märchendichtungen „Schahrazade", „Pips, der Pilz" und „Peterchens Mondfahrt" starke und in ihrer Art gute Bühnenerfolge zu sichern gewußt. Daneben ist er mit der Tragödie „Judas" und dem Drama „Bathseba", das unlängst seine Uraufführung im Stadttheater zu Bonn hatte, vorteilhaft hervorgetreten.

Erwin Rosen ist nach einer Meldung vom 22. Februar im Alter von sechsundvierzig Jahren einer schweren Krankheit in Hamburg erlegen. Er hatte lange Zeit in der Fremdenlegion Dienste getan und die herben Eindrücke, die er dort erfahren, in seinem Schauspiel „Cafaro" niedergelegt. Den größten Erfolg trug ihm sein Buch „Der deutsche Lausbub in Amerika" ein.

Alfred Friedmann ist nach einer Meldung vom 13. Februar im achtundsiebzigsten Lebensjahr in Berlin gestorben. Ein beweglicher Mann, hat er sich auf allen erdenkbaren Gebieten literarisch versucht. Seine Novelle „Kirchenraub" ist seinerzeit von Paul Heyse in den deutschen Novellenschatz aufgenommen worden. Einer begüterten Familie in Frankfurt a. M. entstammt, durfte er auch an der „Frankfurter Zeitung" gelegentlich mitarbeiten.

Hugo Wittmann ist nach einer Meldung vom 6. Februar im Alter von vierundachtzig Jahren in Wien gestorben, wo er sich als Feuilletonist und Theaterkritiker der „Neuen Freien Presse" eine angesehene Stellung gesichert hatte. Er war 1839 in Ulm geboren worden, hatte sich zunächst der Theologie zugewandt, das Seminar in Blaubeuren besucht, sich dann aber philosophischen Studien gewidmet, hatte länger als ein Jahrzehnt in Paris gelebt, war dort als Korrespondent der wiener „Neuen Freien Presse" tätig gewesen, wurde 1872 in die Redaktion der „Neuen Freien Presse" berufen. Wittmann ist neben seinen durchaus geschmackvollen Arbeiten auf essayistischem Gebiet auch als Verfasser von Operetten-Libretti („Der arme Jonathan" usw.) hervorgetreten.

Adolf Gelber ist nach einer Meldung vom 6. Februar, in Wien im Alter von siebenundsechzig Jahren gestorben. Er hat als langjähriger Redakteur des „Neuen Wiener Tagblatts" gute Arbeit geleistet, ist daneben auch in den neunziger Jahren mit beachtenswerten Shakespeare-Studien hervorgetreten. Seine Bühnenbearbeitung des „Hamlet" und von „Troilus und Cressida" sind über erste Bühnen gegangen.

Konrad Eubel ist nach einer Meldung vom 8. Februar im Alter von einundachtzig Jahren im Franziskanerkloster zu Würzburg gestorben. Er hat sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Ordensgeschichte hervorgetan und war im Jahre 1887 vom Papst nach Rom berufen worden, wo er zwanzig Jahre blieb und zahlreiche kirchengeschichtliche Werke herausgab.

Robert Goldschmit ist nach einer Meldung vom 2. Februar in Karlsruhe im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben. Hervorragend als Jugendbildner, hat er sich durch seine Monographie der Stadt Karlsruhe auch wissenschaftliche Anerkennung gesichert.

Ernesto Giacomo Parodi ist am 22. Januar in Florenz gestorben. Er war 1862 in Genua geboren worden und hatte zuletzt als Professor an der Universität Florenz gewirkt. Seine Studien, die in gleicher Weise der Sprach- wie der Literaturgeschichte galten und neben dem Dialekt seines Geburtsorts Genua in erster Linie die Sprache Dantes in ihr Bereich zogen, dürften von bleibender Bedeutung sein.

Adolf Heyduk ist nach einer Meldung vom 6. Februar im Alter von siebenundachtzig Jahren im südböhmischen Städtchen Pisek gestorben. Er war Mitglied der böhmischen Akademie der Wissenschaften und Künste und hat als Dichter eine ungemeine Fruchtbarkeit erwiesen. Seine gesammelten Werke umfassen sechzig Bände.

* * *

Das badische Kultusministerium hat unter dem Namen Gerhard-Anschütz-Preis einen deutschen Freiheitspreis an der Universität Heidelberg gestiftet, der besten Arbeiten über ein Thema aus dem Problemkreise zwischen Volkstum und Freiheit zuerkannt werden soll. Für die erste Preisverteilung stehen 150 000 M. zur Verfügung, doch soll der Preis eventueller Geldentwertung angepaßt werden. Die Preisverteilung wird alle drei Jahre stattfinden.

Das Reichsministerium des Innern hat ein Preisausschreiben für ein Handbuch der neuen deutschen Geschichte erlassen, das für den Lehrer jeder Art von Schulen bestimmt sein soll und neben den Tatsachen die Zusammenhänge nebst Quellennachweisen bieten soll. Gegenstand der Darstellung soll die Geschichte Deutschlands von der Französischen Revolution bis zum Ausbruch des Weltkriegs sein. Neben einem Preis von 500 000 M. sollen zwei Preise zu 300 000 M. und zwei zu 200 000 M. ausgesetzt werden, wobei Anpassung an den Geldwert vorgesehen ist. Termin der Einsendung ist der 1. Dezember 1925.

Heinrich Römers „Nietzsche" und Robert Reiningers „Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens" sind mit Preisen aus der Stiftung Nietzsche-Archiv bedacht worden.

Eine Stiftung für notleidende rheinische Dichter in Höhe von 400 000 M. ist der „Rheinischen Literatur- und Buchwoche" (Köln, Rheingasse 6) aus dem Ertrag eines Wohltätigkeitsfestes überwiesen worden.

Eine estnische Verlagsanstalt setzt für eine Anzahl von Übersetzungen ins Estnische einen Gesamtpreis von 12 Millionen deutsche Mark aus. Es sollen übersetzt werden: E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin, der Küfner", Lessings „Nathan der Weise", Kleists „Prinz von Homburg", Heines „Harzreise", Hauptmanns „Weber" sowie je eine Novellenauswahl aus Gottfried Keller und Thomas Mann.

Ferdinand Avenarius hat nach sechsunddreißigjähriger Tätigkeit die Herausgabe des Kunstwarts niedergelegt, die Wolfgang Schumann übernehmen wird. Avenarius bleibt Herausgeber der Kunstwartunternehmungen und Vorsitzender des Dürer-Bundes, will aber seine Haupttätigkeit einem Schrifttum für echten Frieden in Bekämpfung der Versailler Abmachungen widmen.

* * *

Plooij, Pfarrer der reformierten Gemeinde in Leyden, soll den Nachweis erbracht haben, daß eine altholländische Handschrift des 13. Jahrhunderts in Leyden in weitem Umfang den vielgesuchten Text zu der Evangelienharmonie Tatians aus dem 2. Jahrhundert bietet. Sie ist aus dem Altlateinischen übersetzt und dies wiederum direkt aus dem syrischen Original übertragen. Plooijs Schrift soll der deutschen Wissenschaft zu erschwinglichem Preise zugänglich gemacht werden.

An Stelle des verstorbenen Franz Brümmer wird Bernhard Rost (Chemnitz, Mittelstr. 4) das „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" fortführen. Alle diesbezüglichen Nachrichten, auch Angaben über Fehler der bisher vorliegenden Auflagen sind an seine Adresse zu richten.

Die „Gesellschaft für Theatergeschichte" (Vorsitzender: Universitäts-Professor Dr Max Herrmann) hat ihren Vorstand durch die Herren: Universitäts-Professor Dr Julius Petersen, Professor Ferdinand Gregori und Dr Hans Knudsen ergänzt. Zum Generalsekretär der Gesellschaft wurde Dr Knudsen gewählt. Das Sekretariat befindet sich nunmehr: Berlin-Steglitz, Allenstr. 8.

* * *

Agnes von Zahn-Harnack berichtet (Voss. Ztg. 85) über eine Umfrage, die an drei westberliner Lyzeen und Frauenschulen angestellt worden ist. Davon interessiert die Frage nach dem Lieblingsbuch und nach dem Buch, das von den in der Schule gelesenen am besten gefallen hat. Als Lieblingsbuch werden Werke der Klassiker nur ganz selten angegeben. Auch die großen Erzähler des 19. Jahr-

hunderts treten zurück; unter ihnen begegnet noch am häufigsten Storm. Der geschichtliche Roman kommt etwa mit Ausnahme des „Ekkehard" kaum in Frage. Das Interesse für Biographien ist ganz gering. Fontane wird nur einmal genannt. Auch die Lyrik der Heine, Platen, Lenau, Rückert kommt nicht in Betracht. Diese weibliche Jugend scheint fast ganz auf das Phantastische eingestellt zu sein. Unter den Lieblingsbüchern treten vor allen **Löns, Bonsels, Selma Lagerlöf, Gertrud Prellwitz, Agnes Günther** und **Dauthendey** auf. Daneben spielt auch **Tagore** eine Rolle. Sehr charakteristisch scheint es zu sein, daß in der Schullektüre das Interesse an Gerhart **Hauptmann** das an allen Klassikern weit überboten hat. Der Einfluß der von der Regierung unterstützten Hauptmann-Feiern hat offenbar eine sehr starke Wirkung ausgeübt.

Die in Leipzig versammelten Vorstände des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, des Deutschen Verlegervereins und der Deutschen Buchhändlergilde haben ihren Mitgliedern empfohlen, keine in **Frankreich** und **Belgien hergestellten Druckschriften** zu vertreiben, solange die widerrechtliche Besetzung deutschen Gebiets besteht.

Eugen **Diederichs** stellt im Buchhändler-Börsenblatt eine Berechnung der Herstellungskosten eines Romans von zirka zwanzig Bogen Umfang auf holzfreiem Papier, Auflage 3000, aus dem Jahre 1914 einer solchen aus dem Jahre 1923 gegenüber. Als Gesamtsumme wird 1914 3500 M., 1923 6¼ Millionen M. errechnet. Nimmt man den Ladenpreis von 1914 mit 4 M. und multipliziert man ihn mit der heutigen Schlüsselzahl 1400, so ergibt das einen Ladenpreis von 5600 M.; während aber 1914 schon 1900 abgesetzte Exemplare den Kostenaufwand des Verlegers deckten, müsse er heute 2470 Exemplare absetzen, um die notwendigen Ausgaben auszugleichen.

Einer neuyorker Meldung zufolge soll das System von **Reclams Universalbibliothek** auf amerikanische Verhältnisse überführt werden und in 10 Cents-Büchern mit Leinwandeinbänden in Rot und Gold im Laufe der Zeit die ganze Weltliteratur geboten werden. In dem neuen Ort Kingsport, in dem das notwendige Rohmaterial zur Verfügung steht, ist bereits eine neueingerichtete Bücherfabrik erstanden, die in der Lage sein soll, täglich 100 000 Bände, im Jahr 3 500 000 Bände auf besonderen für die Massenproduktion hergestellten Maschinen herauszubringen.

Dem **Rar-Verlag**, Dresden-Berlin, ist eine **Bühnenvertriebsabteilung** angegliedert worden.

Dem Verlag **S. Gerstmann**, Berlin, Lützowufer 5, ist ein bibliophiles **Antiquariat** angegliedert worden, in dem hauptsächlich wertvolle Gesamtausgaben deutscher Klassiker, Erst- und Luxusdrucke sowie illustrierte deutsche, französische und englische Bücher des 15. bis 19. Jahrhunderts ausgestellt sind.

* * *

Wir erhalten folgende Zuschriften:

Herrn Professor Helmolts Kritik der von mir herausgegebenen Lebenserinnerungen von **Adelheid von Veith** „Aus altpreußischen Tagen" (Leipzig 1922) („L. E." XXV, 559) ist vom Standpunkt des Geschichtsforschers noch nicht scharf genug. Ich halte mich also im Interesse der Wissenschaft für verpflichtet, hier öffentlich noch das folgende zu erklären: auf ausdrücklichen Wunsch der Verfasserin mußte ich sozusagen sämtliche Namen der in den Erinnerungen vorkommenden Personen ändern, und dieses Verfahren sogar bis auf die Friseure und Diener hinunter ausdehnen. Frau von Veith fürchtete überall etwaige Nachkommen der Genannten zu verletzen. Ich habe jedoch in meinem Handexemplar überall die richtigen Namen eingesetzt und werde das Buch nunmehr der Münchener Staatsbibliothek überweisen. — Ebenso versagte mir die Verfasserin die Beigabe einer Genealogie: es sollte damit dem Leser die Möglichkeit genommen werden, das Erzählte genauer zu bestimmen oder nachzuprüfen. Das Geschichtliche war ihr eben nebensächlich, nur das Menschliche sollte wirken: ein Standpunkt den man gewiß verstehen kann. Immerhin werden in einer späteren Auflage diese Mängel ausgeglichen werden.

München **Wilhelm Matthießen**

* * *

Sehr geehrter Herr!

In seinem Aufsatz über „Neue Flaubert-Übersetzungen" („L. E." XXV, 271) nennt Arthur Schurig meine Übertragung von „Bouvard und Pécuchet" eine Dublette und fügt hinzu: „Wie sie hergestellt zu werden pflegen, weiß man!" Aus diesen Worten liest sich der Vorwurf, ich hätte mit meiner Verdeutschung ein Plagiat begangen, und diesen muß ich aufs entschiedenste zurückweisen. Die im Brunsschen Verlag früher erschienene Übersetzung des genannten Werkes durch E. W. Fischer konnte für einen Neudruck nicht in Frage kommen, da sie an Fehlern und Irrtümern überreich ist, wie sich mit vielen Zitaten belegen läßt. Aus diesem Grunde betraute mich der Verlag mit der Herstellung einer neuen Übertragung für seine „Säkular-Ausgabe". Es handelt sich hier um eine vollkommen selbständige Arbeit, und wenn Herr Schurig den Vorwurf einer Dublette im Sinne eines Plagiats, wie aus seiner Nachbemerkung hervorgeht, erheben will, so muß ich ihn bitten, für seine Behauptung den Beweis zu erbringen.

Minden in Westfalen, 3. Februar 1923.

In vorzüglicher Hochachtung
Bertha Huber, Schriftleiterin des Verlags
J. C. C. Bruns

* * *

Bouvard und Pécuchet in der Huberschen Übersetzung.

Ein Nachwort.

Bertha Huber, deren Übersetzung von Flauberts „Bouvard und Pécuchet" im Rahmen der bekannten Brunsschen Flaubert-Ausgabe ich in meiner Sammelbesprechung „Neue Flaubert-Übersetzungen" („L. E." XXV, 271) beurteilt habe, beklagt sich in einem Briefe beim Herausgeber über die ihr widerfahrene Kritik, insbesondere darüber, daß ich ihre Übersetzung mit dem Worte „Dublette" gebrandmarkt hätte.

In ihrer Eigenschaft als „Schriftleiterin des Verlags J. C. C. Bruns" klärt sie uns auf, aus welchem Grunde der hier in Frage stehende Band VI nicht mehr in der Fischerschen, sondern in ihrer, der Huberschen, Übersetzung gedruckt worden ist. Dieser Grund konnte mir natürlich nicht bekannt sein. Da ich ihn nun kenne und anerkenne, zögere ich nicht, zu erklären, daß im vorliegenden Fall der Brunssche Verlag sich eine andere Verdeutschung verschaffen mußte. Damit ist Bertha Huber von dem Vorwurf, eine sogenannte „Dublette" in die literarische Welt gesetzt zu haben, vollkommen freigesprochen.

Da aus ihrem Briefe des weiteren hervorgeht, daß sie Wert darauf legt, eine selbständige Arbeit geliefert zu haben, habe ich mir herzlich gern die zeitraubende Mühe gemacht, ihren Text mit dem Fischerschen (den ich allerdings nur in der zweiten Fassung von 1922 besitze) an etwa zwölf Stellen aufmerksam zu vergleichen, und ich bin zur Überzeugung gelangt, daß die Übersetzerin die Fischersche Vorarbeit Wort für Wort studiert hat (dies beweist auch ihr Brief, der zahlreiche Zitate daraus bringt), daß sie jedoch an keiner Stelle ein Plagiat begangen hat. Für eine künstlerische Arbeit in dem Sinne, wie ich dies in meinem Aufsatz erläutert habe, vermag ich aber auch heute, nach der Lektüre so vieler Stellen, ihre neue Übersetzung nicht zu halten, denn es fehlt dieser sehr fleißigen Arbeit eben doch das, was ich mit „letzter und wichtigster Weihe" bezeichne. Gerechterweise möchte ich allerdings bekennen, daß es ungeheuer schwierig sein mag, bei diesem bissigen Werke Flauberts in fruchtbare künstlerische Stimmung zu kommen. Mir z. B. wäre es unmöglich. Es muß eine wahre

Seelenqual sein, „Bouvard et Pécuchet“ Wort um Wort, Gedanken um Gedanken, Vorstellung um Vorstellung, nachzuarbeiten.

Dresden, am 9. Februar 1923.

Arthur Schurig

* * *

Herman Kreyenborg schreibt uns:

Kürzlich ging unter dem Titel: „Die Auffindung von Rückerts Nachlaß“ eine dem Folkwang-Hefte Nr. 2, Winter 1922, Seite 14 f. (des Folkwang-Verlages, Hagen und Darmstadt) entnommene literarische Notiz unter Nennung meines Namens durch die Presse, die geeignet ist, eine falsche Vorstellung von den tatsächlichen Verhältnissen des Rückertschen Nachlasses zu geben. Ich sehe mich daher um so mehr zu einer Richtigstellung veranlaßt, als der in weiten Kreisen der deutschen Presse erfolgte Abdruck der erwähnten Notiz beweist, wie unbekannt die Beschaffenheit des Rückertschen Nachlasses noch heute ist. Deshalb sei hier zum ersten Male der Versuch gemacht, eine gedrängte Übersicht über diesen literarisch höchst wertvollen und inhaltlich wohl vielseitigsten Nachlaß zu geben, den es vielleicht überhaupt gibt.

Zunächst kann von einer „Auffindung“ des Rückertschen Nachlasses, die sich erst vor kurzem ereignet haben soll, nicht die Rede sein. Schon wegen des geradezu ungeheuren Umfanges eben dieses Nachlasses ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß er bis heute verschollen geblieben sein sollte trotz aller schreienden Vernachlässigung, die Rückerts Genius von der Wissenschaft bisher erfahren hat. — Außerdem ist es eine in der literarischen Welt keineswegs unbekannte Tatsache, daß der größte Teil des handschriftlichen Nachlasses Rückerts im Jahre 1875 von der ehemaligen Kgl. Bibliothek (Preußischen Staatsbibliothek) Berlin für den heute märchenhaft erscheinenden Preis von 6000 Mark erworben und dann von dem Koptologen L. Stern sehr sorgfältig katalogisiert worden ist. Bei diesem berliner Nachlasse handelt es sich vorwiegend um Arbeiten des Dichters zur Sprachwissenschaft, von deren enormer Ausdehnung die Angabe eine leise Vorstellung geben mag, daß Konvolute (von durchschnittlich je 600 bis 700 klein beschriebenen Blättern) über das Altindische, Awestische, Neupersische, Pechlewi, Afghanische, Kurdische, Slawische, Litauische, Berberische, Türkische, Tatarische, Finnische, Tamulische und die Karnataka-Sprache darin enthalten sind. Aus diesem gewaltigen berliner Nachlasse ist seit 1875 manches Wertvolle herausgegeben worden, wovon hier nur die großartige Übertragung des Firdusi (Berlin 1890 ff.) hervorgehoben sei. Wie mir der zeitige Direktor der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek Berlin, Herr Prof. H. Degering, kürzlich sagte, wird der berliner Nachlaß Rückerts ziemlich häufig benutzt. Das hindert aber nicht, daß noch der größte Teil des im berliner Nachlasse vorhandenen wissenschaftlichen Materials bis auf den heutigen Tag seiner wissenschaftlichen Ausschöpfung harrt. —

Ein kleiner Teil vom Nachlasse des Dichters befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, doch kommen hier, soviel ich weiß, abgesehen von kleineren orientalischen Manuskripten nur bereits publizierte Arbeiten Rückerts in Betracht.

Ein dritter sehr bedeutender und höchst wertvoller Teil des Rückertschen Nachlasses ist in Koburg geblieben. Auf diesen koburger Nachlaß trifft das Wort „Auffindung“ (wenn es überhaupt berechtigt ist) insofern zu, als dieser Nachlaß Jahrzehnte hindurch so gut wie verschollen gewesen ist und erst von dem Rückertforscher Privatdozenten L. Magon, Münster i. Westfalen, im Jahre 1911 wieder ans Licht gezogen und in Benutzung genommen wurde, womit sich Magon ein großes literarisches Verdienst erworben hat. Wie ich von dem genannten Literarhistoriker höre, liegen im koburger Nachlaß außer vielem anderen, was die deutsche Literaturgeschichte angeht, noch über 1000 (!) ungedruckte politische Gedichte Rückerts aus dem Jahre 1848. Ganz ungewöhnlich reich ist im koburger Nachlasse das Orientalische, speziell das Hebräische, Äthiopische, Arabische und Altindische, vertreten. Dieser ganze orientalische koburger Nachlaß — er enthält über 40 teilweise bis zu 3000 und mehr Blätter zählende Konvolute! — wurde mir 1922 von den Erben des Dichters zwecks wissenschaftlicher Bearbeitung zur Verfügung gestellt und wird in der Universitätsbibliothek Münster bis auf weiteres aufbewahrt. Mir gelang es, in diesem Nachlasse eine solche Fülle wertvollster und doch in der wissenschaftlichen Welt bisher gänzlich unbekannter Arbeiten Rückerts zur orientalischen Philologie aufzufinden, daß allein Jahre angestrengter Arbeit dazu gehören werden, auch nur die darin enthaltenen kunstvollen Übersetzungen aus dem Arabischen, Neupersischen und besonders dem Altindischen zu sammeln und herauszugeben, eine bei der oft fast unlesbaren Schrift der Manuskripte sehr schwierige und zeitraubende Arbeit.

Unerklärlich ist mir die Tatsache, daß dieser orientalische koburger Nachlaß im Jahre 1875 nicht mit dem größeren Teile des Nachlasses von der Staatsbibliothek Berlin erworben worden ist. In seinem Werte übersehen, bzw. unterschätzt werden konnte er von einem Fachmann wie Justus Olshausen sicher nicht!

Man würde irren, wenn man annähme, daß mit den eben genannten Nachlaßteilen der ganze Nachlaß des Dichters Friedrich Rückert erschöpft sei. Ich habe selber in dem mir vorliegenden Nachlaß bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß noch weitere Manuskripte des Dichters vorhanden gewesen sind. Dazu stimmt die Angabe des Geh. Justizrats H. Rückert in Frankfurt a. M., der mir kürzlich erzählte, es habe, wenn ich nicht irre, in den neunziger Jahren eine Versteigerung Rückertscher Manuskripte in Berlin stattgefunden. Bei dieser Gelegenheit war Herr Geheimrat H. Rückert so glücklich, einen Teil dieser wertvollen Manuskripte für sich persönlich erwerben zu können. Soweit diese Manuskripte orientalischen Inhalts sind, sind mir auch diese liebenswürdigerweise von dem genannten Besitzer zur Verfügung gestellt worden, darunter eine wundervolle metrische Auswahlübertragung von Liedern und Sprüchen des großen persischen Lyrikers Hafis, die bisher verschollen war und die ich zu Ende dieses Jahres mit den anderen schon von Paul de Lagarde, in dessen Nachlaß sich auch noch Rückertsche Manuskripte befinden müssen, und Marie Rückert herausgegebenen Hafisübersetzungen zu einer Gesamtausgabe vereinigt hoffe herausgeben zu können.

Die großartige Bibliothek Rückerts ist, soweit sie nicht handschriftliche Bemerkungen enthielt, in alle Winde zerstoben. Die letzten Teile, speziell Orientalia, sind in Halle im Jahre 1882 versteigert worden. Trotzdem bin ich heute soweit, die Möglichkeit zu sehen zum Versuche einer bibliographischen Rekonstruktion dieser Privatbibliothek des Dichters, womit neben einer erschöpfenden Rückertbibliographie, der unerläßlichen Vorbedingung für die Begründung einer neuen Ära der Rückertforschung, ein wertvoller Beitrag zur literarischen Ergründung des Universalismus Rückertschen Schaffens in seiner Totalität gewonnen werden würde.

Ich schließe meine hier in ganz großen und groben Zügen gegebenen Ausführungen mit der höflichen Bitte an alle diejenigen Leser dieses Blattes, die im Besitze von Rückertschen Originalmanuskripten oder Büchern mit handschriftlichen Noten des Dichters sind oder über deren Verbleib irgendwie Mitteilungen machen können, gegebenenfalls gütigst kurze Nachrichten an die Adresse des Verfassers dieses Artikels (Münster in Westfalen, Grevenerstr. 53) gelangen lassen zu wollen. Dadurch würde es mir ermöglicht werden, einen erschöpfenden und restlosen Überblick über die ungeheuer komplizierten und vielfach noch ganz problematischen Verhältnisse des Rückertschen Nachlasses zu gewinnen, was für mich in Hinblick auf größere Werke, die ich über Rückert plane und seit Jahren vorbereite, von größter Wichtigkeit ist.

* * *

Uraufführungen: Brünn, Deutsches Schauspielhaus: „Savitri, ein altes Spiel von Tod und Treue“ von

Karl **Kreisler**. — **Wien, Josephstädter Theater:** „Die Rachel", Komödie von Armin **Friedmann** (19. Jan. 23). „Zwang" von Josef **Wichner** (21. Jan. 23). „Heiraten Sie meine Frau", Lustspiel von Franz **Neßler** (7. Febr. 23). Wiener Komödienhaus: „Verloren", zwei Akte aus den Bergen, und „Sein Lied", Altwiener Volksstück in einem Akt von Franz **Wunderer**. „Der letzte seines Stammes", Posse in einem Akt von Karl **Weidlich** (14. Febr. 23).

* * *

Berichtigung: L. E. XXV, 623. Die aus der „Zeitschrift für Ästhetik" entnommenen Ausführungen finden sich nicht in dem Aufsatz von Emil Utitz, sondern in „Ästhetische Sondernormen der Kunst" von José Jordan de Urries y Azara.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1923 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

Basel: Nußberger, Der deutsche Roman von Wieland bis auf die Gegenwart. Zinkernagel, Die deutsche Literatur des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit. Schillers Leben und Werke. Das Sesenheimer Liederbuch. Binz, Altenglische Lyrik. Brie, Englische Literatur im Zeitalter der Renaissance. Shakespeares Hamlet. Tappolet, Histoire de la litterature française au 17e siècle (seconde partie). Walser, La poésie lyrique en France au 19e siècle. La lirica di G. d'Annunzio. — **Bonn:** Behn, Poetik. Enders, Zur rheinischen Dichtung der Gegenwart. Erismann, Die philosophischen Grundprobleme in Goethes Faust. Hankamer, Der junge Goethe. Zur Methode der neueren deutschen Literaturgeschichte; III. Teil: Simmel, Goethe; Nadler, Berliner Romantik; Bertram, Nietzsche—Klassik und Romantik. Müller, Deutsche Volksdichtung, Märchen, Sage, Volkslied. Walzel, Lessing. Deutscher Hochklassizismus. Überblick über deutsche Dichtung. Besprechung neuerer Literatur. Dibelius, Englische Literatur im 19. Jahrhundert. — II. Erzählungen von H. G. Wells. — Gaufinez, Conversations littéraires sur Corneille et Racine. Le romantisme français. IIe partie. Menzerath, Les poètes belges d'expression française (spec. Verhaeren et Maeterlinck). Spitzer, Das Drama Victor Hugos. Amoretti, La poesia cavallaresca in Italia. Hempel, Strindberg. Goetz, Die russische Literatur des 19. Jahrhunderts. — **Breslau:** Drescher, Goethe und Schiller (1775—1805). Goethes Lyrik. Heckel, Die literarische Entwicklung des deutschen Ostens. Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart. Erläuterungen zum II. Teil von Goethes Faust. Schücking, Englische Literaturgeschichte von Byron bis Browning. Neue englische Literatur. Palgen, Arbeiten über die neueste französische Literatur. Victor Hugo, sa vie et ses œuvres. — **Darmstadt** (Technische Hochschule): Berger, Deutsche Rhythmik und Verskunst. Das Zeitalter Goethes und Schillers. Heyfelder, Geistige Strömungen im zeitgenössischen Italien. — **Dresden** (Sächsische Technische Hochschule): Janentzky, Aus der Zeit der deutschen Klassik. Fritz Reuter. Reuschel, Impressionistische und expressionistische Lyrik. Fischer, Geschichte der englischen Kultur und Literatur im Anfang des 18. Jahrhunderts und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Klemperer, Die französische Literatur im 16. Jahrhundert. — **Erlangen:** Hensel, Schillers Weltanschauung in ihrer Entwicklung. Brotanek, Shakespeare. Pirson, Geschichte des französischen Dramas im 18. Jahrhundert. — **Genf:** Bohnenblust, Goethe. Nietzsche. — **Gießen:** Behaghel, Lessings Hamburgische Dramaturgie. Collin, Deutsche Lyrik im 18. und 19. Jahrhundert. Horn, Geschichte des englischen Dramas von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Jones, Amerikanische Literatur. Behrens, Lektüre und Erklärung französischer Autoren des 19. Jahrhunderts. Blamynck, La littérature française depuis 1870. Ramondt, Die niederländische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Collin, Henrik Ibsen, sein Werk und seine Weltanschauung. Ruppert, Aus der Geschichte der spanischen Literatur. Kahle, Lektüre arabischer Dichter. — **Graz:** Polheim, Geschichte des Volksschauspiels. Seuffert, Deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. II. Deutsche Erzählungsliteratur vom Anfang des 19. Jahrhunderts an. Eichler, Geschichte der mittelenglischen Literatur. Zauner, Die französische Literatur im 16. Jahrhundert. — **Greifswald:** Merker, Geschichte der deutschen Lyrik von der altdeutschen Zeit bis zur Gegenwart. Einführung in das Studium der deutschen Literaturwissenschaft. Goethes Jugendlyrik. Spies, Englische und schottische Literatur des 15. Jahrhunderts. Chaucer und seine Quellen. Lommatzsch, Victor Hugo. Über französische Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Olivier-Henrion, Littérature française de la fin du 19e siècle. Merker, Geschichte der dänischen Literatur. Nordlund, Svensk litteratur 1830—1880. Rosenquist, Uber die finnische Literatur. — **Halle-Wittenberg:** Bremer, Goethes Faust. v. Galléra, Geschichte der deutschen Literatur seit 1830. Liepe, Friedrich Hebbel. Dramaturgie und Dramen Friedrich Hebbels. Schneider, Die deutsche Literatur im Zeitalter des Sturmes und Dranges. Literaturwissenschaftliche Probleme des 18. und 19. Jahrhunderts. Pughe, The modern English Novel. Ritter, Die Anfänge der englischen Romantik. Lavoipière, La littérature régionale. Lezius, Geschichte der russischen Literatur seit Katharina II. — **Hannover** (Techn. Hochschule): Stammler, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock. Kasten, Englische Literaturgeschichte, Shakespeare. Lohmann, Französische Sprache und Literatur. — **Heidelberg:**Boucke, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Gundelfinger, Goethe. Frhr. v. Waldberg, Vorgeschichte des klassischen Zeitalters (von Gottsched bis Lessing). Werke der Romantik. Boyd, The History of the Novel in England. Olschki, Französische Prosaliteratur des 17. Jahrhunderts. Boucke, August Strindberg. v. Bubnoff, Rußlands moderne Literatur und Dichtung (von Tschechow bis zur Gegenwart). **Jena:** Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte seit 1815. Michels, Deutsche Literaturgeschichte im Ausgang des Mittelalters und im Zeitalter der Reformation. Wesle, Die deutschen Volkssagen. Jordan, Shakespeare. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. I. Schultz-Gora, Dantes Leben und Werke nebst Interpretation des Inferno. — **Kiel:** Kauffmann, Deutsche Romantik. Wolff, Goethe. Kleists Dramen. Koelbing, Gedichte von Robert Browning, Charles Dickens. Küchler, Ausgewählte Proben der französischen Lyrik. Skalberg, Dänische Literatur. Menzel, Türkische Literaturgeschichte. — **Köln:** Bertram, Deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts. III. Teil. Von der Leyen, Poetik, besonders deutsche (Ursprung, Wesen und Wirken der Dichtung). Deutsche Dichtung der Gegenwart. Nießen, Friedrich Hebbel. Wrede, Rheinische Romantiker. Schröer, Neuenglische Literaturgeschichte. Lorck, Die französische Komödie und Posse nach Molière. Perrot, Le drame français contemporain. — **Lausanne:** Bohnenblust, 18. Jahrhundert. Goethes Faust. C. F. Meyers Novellen. — **Leipzig:** Köster, Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Leisegang, Friedrich Nietzsche und seine Wirkung. Witkowski, Geschichte der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Förster, Einführung in die englische Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Schöffler, Englische Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Peters, American Literature. Becker, Einführung in die französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Neubert, Der französische Roman im 16. bis 18. Jahrhundert. Friedmann, Der russische Roman im 19. Jahrhundert. Fischer, Moderne türkische Gedichte oder ein modernes Drama. — **Münster i. W.:** Kluckhohn, Der deutsche Roman vom 17. bis 19. Jahrhundert. Magon, Friedrich Rückert, sein Leben und seine Werke (mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses). Deutsche Dichtung in Skandinavien II: Von Klopstock bis zur Gegenwart. Schwering, Die deutsche Literatur vom Ausgang des Mittelalters bis Lessing. Hase, Ausgewählte Dichtungen von W. B. Yeats. Keller, Englische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Chaucer. Schönemann, History of American Poetry (Lectures and readings). Decroos, Le roman français de 1850 à 1900. Wiese, Französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Taeschner, Moderne türkische Literatur. — **Rostock:** Flemming, Deutsche Lyrik der Gegenwart. Grundlagen der literarischen Kritik. Methodik der literarischen Kritik. Golther, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Hans Sachs, Fastnachtspiele. Behm, Englische Romantik. Imelmann, Neueste englische Literatur. Spehr, Repetitorium der französischen Literatur. Lecture expliquée d'un texte français. Björkman, Geschichte der neuen schwedischen und finnländisch-schwedischen Literatur, mit Proben in deutscher Übersetzung. — **Würzburg:** Maußer, Geschichte der deutschen Literatur im Spätmittelalter, ihr Ausklang im 16. Jahrhundert. Roetteken, Geschichte der deutschen Literatur von Opitz bis zur Sturm- und Drangperiode. Goethes Tasso. Jiriczek, Englische Literatur des 16. Jahrhunderts, einschließlich Shakespeare. Dichtungen des 18. Jahrhunderts. Franz, Repetitorium der französischen Literaturgeschichte. — **Zürich:** Ermatinger, Roman und Novelle vom Ausgang der Romantik bis in die Anfänge des Realismus

Deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Heine und das junge Deutschland. Goethes Faust. Faesi, Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Leuthold, Widmann, Spitteler. Roman und Novelle bei den Meistern des Realismus. Fehr, Die englische Literatur des 16. Jahrhunderts. A Survey of English Literature 1880—1920. Part. I. Spoerri, Histoire de la littérature française au 17e siècle. II. partie. Gauchat, Italienische Novellistik.

Nachtrag. **Bern:** Fränkel, Deutsche Metrik. Schillers philosophische Gedichte. C. F. Meyers „Hutten". v. Greyerz, Erklärung deutscher Balladen. Deutsche Literatur und Sage des Mittelalters. Mayne, Faust. Geschichte des Stoffes und Erklärung der Goetheschen Dichtung. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Schillers dramatische Bruchstücke. Meisterwerke neuerer deutscher Novellistik. Das Drama des 18. und 19. Jahrhunderts. Schenk, Englische Literaturgeschichte. Kohler, Alexandre Vinet, écrivain et critique. de Reynold, Histoire de la littérature française moderne: l'œuvre de Victor Hugo. Répétitions d'histoire littéraire. Jaberg, Storia della letteratura italiana. **Hamburg:** Berendsohn, Bettina von Arnim und Clemens Brentano, „Frühlingskranz". Richard Dehmel, „Zwei Menschen". Meyer-Benfey, Schillers Don Carlos. Lessings Dramen. Petsch, Einführung in Goethes Faust. Poetik der Dichtungsarten. Wolff, Der englische Roman im 19. Jahrhundert. Brulez, Histoire du journalisme français au XIXe siècle jusqu'à nos jours. Krüger, Frédéric Mistral. Urtel, Die Humoristen und Satiriker des 19. Jahrhunderts in Frankreich. Meriggi, Italienische Kultur des 19. Jahrhunderts. L'Ultimo rinnovamento letterario italiano. Montesinos, La novela en el siglo XIX. Berendsohn, Selma Lagerlöfs Erzählerkunst. Froberger, Ausgewählte Kapitel aus der spanischen Literatur Amerikas. Florenz, Japanische Märchen und Erzählungen. **München:** Borcherdt, Einführung in die deutsche Literaturgeschichte. Kutscher: Die deutsche Literatur im Überblick. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur seit etwa 1848. Über deutsche Dramen. Strich, Geschichte des deutschen Dramas von seinen Anfängen bis Heinrich v. Kleist. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Woerner, Blütezeit der deutschen Romantik. Schick, Shakespeares Hamlet. Voßler, Französische Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Berneker, Geschichte der russischen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. **Tübingen:** Bebermeyer, Heinrich von Kleist. Schneider, Hauptströmungen der deutschen Literaturgeschichte. Lessing, Wieland, Herder und ihre Zeit. Haas, Französische Literaturgeschichte von 1789 bis 1850. Französische Lyrik des 19. Jahrhunderts. Goll, Charles Dickens, Novelist, Humorist and Humanitarian. **Zürich** (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Heinrich Heine und das junge Deutschland. Die großen deutschen Lyriker des 19. Jahrhunderts. Gerhart Hauptmann und der jüngste deutsche Naturalismus. Schaer, Neuere Schweizer Lyrik. Th. Storms Leben und Werke. Pfändler, Charles Dickens: Martin Chuzzlewit. Shakespeare: Early Comedies and Historical Plays. Seippel, Emile Zola et l'école naturaliste. Les grands romantiques français. Pizzo, G. d'Annunzio (cont.). Lettura di autori moderni.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Barthel, Max. Das vergitterte Land. Novellen. Hamburg, Hoffmann & Campe. 211 S.

Böttcher, Helmuth M. Butz, der Ameis. Abenteurerroman aus der Ameisenwelt. Leipzig, Grethlein & Co. 205 S.

Breuer, Isaac. Falk Nefts Heimkehr. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 285 S.

Brust, Alfred, Himmelsstraßen. München, Kurt Wolff. 145 S.

Flake, Otto. Erzählungen. Berlin, Verlag Die Schmiede. 130 S.

Forschneritsch, A. E. Aus meinem Schubladenkasten. Ernstes und Heiteres. Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 162 S.

Frankfurter, Richard Otto. David schlägt die Harfe. Roman. Leipzig, Grethlein & Co. 378 S.

Hatzfeld, Adolf von. Die Lemminge. Ein Roman. Hannover, Paul Steegemann. 189 S.

Kasack, Hermann. Die Heimsuchung. Erzählung. (Kleine Roland-Bücher, Bd. 21.) Berlin, Verlag Die Schmiede. 51 S.

Kläger, Emil. Pippas Tanz. Das Märchen vom deutschen Michel. Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Und Pippa tanzt ..." nachgedichtet. Wien-Leipzig, Wila-Verlags-A.-G. 116 S.

Meister, Hermann. Die Kirchenmaus und andere Märchen. Heidelberg, Hermann Meister. 62 S.

Orth, Ingeborg. Märchen. (Heimatbücher der Freien Ostmärkischen Volkshochschule. Hrsg von Fr. Lüdtke. 7. Bd.) 24 S.

Paquet, Alfons. Die Prophezeiungen. Roman. München, Drei Masken Verlag. 167 S.

Petzold, Alfons. Memoiren eines Auges. Skizzen eines Sehenden. (Wiener Bücherei, Bd. II.) Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 109 S.

Ponten, Josef. Der Jüngling in Masken. Fünf Erzählungen aus einem reifenden Leben. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 137 S.

Putzel, Alfred. Fliegender Sommer. Aus den Papieren des Goswin Krell. Mit 20 Originalholzstöcken und einer Titelzeichnung von W. Rupprecht. Konstanz, Oskar Wöhrle. 112 S.

Quensel, Paul. Wunderlich Volk. Novellen. Braunschweig, Georg Westermann. 159 S.

Röthlisberger, Eduard. Jakob der Weltfahrer. Seine Berufe und Ehen. Roman. Zürich, Rascher & Cie. A.-G. 282 S.

Schermann, L. Kleine Leut' aus kleiner Zeit. Humoristische Schilderungen. (Wiener Bücherei, Bd. III.) Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 109 S.

Schubart, Arthur. Wildwasser. Hochlandsroman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 339 S.

Siebel, Johanna. Des Lebens Lehrling. Roman. Zürich, Rascher & Cie. A.-G. 261 S.

Struve, Bertha. Der Sonnenprinz und andere Märchen. Altona a. d. Elbe, Hermann Jensen. 80 S.

Tamm, Traugott. Haus Thormälen. Zeitroman. Braunschweig, Georg Westermann. 408 S.

Tetzner, Lisa. Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen. Ein Bündel Berichte. (Vom Märchenerzählen im Volke, 2. Teil.) Jena, Eugen Diederichs. 107 S.

Wenck, Lene. Konsul Holtmanns Tochter. Roman. Braunschweig, Georg Westermann. 210 S.

Wenz, Richard. Das Geheimnis des Eulenhofes. Roman. Leipzig, Sternbücher-Verlag (Koch & Co.). 203 S.

Wiener, Oskar. Alt-Prager Guckkasten. Wanderungen durch das romantische Prag. Prag, A. Haase. 121 S.

Author of „Elizabeth and her German Garden". The enchanted April. (Tauchn. Ed. 4594.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 271 S.

Cannan, Gilbert. Annette and Bennett. (Tauchn. Ed. 4592.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 303 S.

Hergesheimer, Joseph. The Bright shawl. (Tauchn. Ed. 4593.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 250 S.

Lewis, Sinclair. Babbitts. (Tauchn. Ed. 4590.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 302 S.

Sinclair, May. Anne Severn and the Fieldings. (Tauchn. Ed. 4595.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 302 S.

Williamson, C. N. and A. M. The Lady from the Air. (Tauchn. Ed. 4591.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 309 S.

Fleuron, Svend. Meister Lampe. Ein Roman von den dänischen Feldern. Übersetzt aus dem Dänischen von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Jena, Eugen Diederichs. 229 S.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke. Bd. II. (Redakteur Lynge. Neue Erde.) Deutsche Originalausgabe besorgt und hrsg. von J. Sandmeier. München, Albert Langen. 450 S.

Dostojewski, F. Novellen. Mit Vorwort von A. Lunatscharski und Anhang von K. A. Wittfogel. Berlin, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten. 158 S.

Jotumi, Maria. Alltagsleben. Eine Geschichte aus Finnland. Übersetzt von Gustav Schmidt. Dresden, Heinrich Minden. 114 S.

Markino, Yoshio. Als ich Kind war. Illustriert vom Verfasser. Aus dem englischen Original übersetzt von Claire Benque. Bern, Paul Haupt. 212 S.

Lyrisches und Episches

Altdeutsche Minnelieder. Geschrieben von Anna Simons. (Münchener Scriptor-Drucke.) München, Drei Masken Verlag.

Angermayer, Fred Antoine. Das Blut. Sonettenzyklus. Berlin, Rar-Verlag.

Bourfeind, Paul. Wir Wanderer auf der Höhe. Gedichte. Köln, Rheinland-Verlag. 70 S.

Claudius, Hermann. Brücke in die Zeit. Selbstauswahl aus meinen Zeitgedichten seit 1914. Braunschweig, Georg Westermann. 79 S.

Das Ruhrrevier in deutscher Dichtung. Hrsg. und eingeleitet von O. E. Hesse. Berlin, Zentral-Verlag G. m. b. H. 89 S.
Deutsche Volkslieder des Mittelalters. Ausgewählt von Fritz Kern. Mit 20 Zeichnungen nach Albrecht Dürer. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 385 S.
Die Liebeslieder Heinrichs von Morungen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 97 S.
Dobbermann-Bromberg, Paul. Mein Bruder, rüste Dich! Ausgewählte Heimatgedichte. (Heimatbücher der Freien Ostmärkischen Volkshochschule, Bd. 8.) Berlin, Verlag des Deutschen Ostbundes E. V. 23 S.
Doernenburg, Emil. De Profundis. Gedichte. Braunschweig, Benno Goeritz. 161 S.
Fischer, Johann Georg. Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 214 S.
Fritz Ernst. Lieben — Leiden — Lächeln. Lieder später Jugend. Cassel, Max Ahnert. 71 S.
Hatzfeld, Adolf von. Gedichte. Hannover, Paul Steegemann. 64 S.
Hermann, Ernst. „Eines." Leipzig, Otto Hillmann. 27 S.
Jüngst, Hugo E. Abendglocken. Neue Gedichte. Hagen i. W., Verlag der Literarischen Anstalt. 78 S.
Leitgeb, Josef. Gedichte. Innsbruck, Brenner-Verlag. 109 S.
Marienlieder. Geschrieben von Hans Pape. (Münchener Scriptor-Drucke.) München, Drei Masken Verlag.
Marx, Gertrud. Gedichte. Neue Folge. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unger. 190 S.
Menzer, Hermann. Durch Traum und Wachen. Gedichte. München, Dreiländer-Verlag. 84 S.
Munz, Robert. Zarte und harte Gedichte. Heidelberg, Hermann Meister. 145 S.
– Sonette. Heidelberg, Hermann Meister. 62 S.
Santer, Anton. Die Stationen des Leutnants B. Innsbruck, Brenner-Verlag. 89 S.
Schmutzer, Alice. Die Mitte des Wegs. Gedichte. Wien, Fritz Mandel. 73 S.
Torenburg, Erwin Erich. Letzte Steigerung. Neue Verse. Wien, Erdgeist-Verlag. 47 S.

Britanniens neue Dichtung. Verdeutscht von Karl Arns. Eingeleitet von Paul Selver. Münster i. W., August Greve. 87 S.

Dramatisches

Berl, Heinrich. Mittagland. Kosmische Wanderung. Heidelberg, Hermann Meister. 61 S.
Fulda, Ludwig. Die Geliebte. Komödie in drei Aufzügen. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 99 S.
Hoffer, Eduard. Führer. Dramatisches Gedicht. Graz, Ulrich Moser. 79 S.
Paquet, Alfons. Fahnen. Ein dramatischer Roman. München, Drei Masken Verlag. 128 S.
Sorge, Reinhard Johannes. Mystische Zwiesprache. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 49 S.
Sudermann, Hermann. Wie die Träumenden. Schauspiel. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 118 S.
Toller, Ernst. Der deutsche Hinkemann. Eine Tragödie in drei Akten. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 61 S.
Werfel, Franz. Schweiger. Ein Trauerspiel in drei Akten. München, Kurt Wolff. 152 S.

Literaturwissenschaftliches

Bach, Adolf. Goethes Rheinreise mit Lavater und Basedow im Sommer 1774. Dokumente. Mit 19 Vollbildern. Zürich, Verlag Seldwyla. 238 S.
Barthel, Ernst. Goethes Relativitätstheorie der Farbe. Nebst einer musikästhetischen Parallele. Bonn, Friedrich Cohen. 71 S.
Bleibtreu, Karl. Shakespeares Geheimnis. Bern, Ernst Bircher. 157 S.
Deutsche Dichterhandschriften XIII. (Hrsg. von Hanns Martin Elster). Stefan Zweig. (Der Brief einer Unbekannten.) Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 20 S. u. Handschrift.
Escher, Karl. E. T. A. Hoffmanns Gespensterspiel. (Der Lichtkreis, 6.) Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 46 S.
Fichte, Johann Gottlieb. Die Bestimmung des Menschen. Mit einer Einleitung und Anmerkung von M. Kronenberg. Stuttgart, Strecker & Schröder. 172 S.
Georg, Manfred. Grabbes doppeltes Gesicht. (Der Lichtkreis, 7.) Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 42 S.
Goethe, Johann Wolfgang von. Hermann und Dorothea. Ein Epos in 9 Gesängen, Hrsg. mit 56 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und eingeleitet von Hans Wahl. Textlich nachgeprüft von Max Hecker. Leipzig, J. J. Weber. 90 S.
Goethes Briefwechsel mit K. F. Zelter. Ausgewählt von Mary Sabià. Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag. 459 S.
E. T. A. Hoffmann. Der Sandmann. Die Brautwahl. Zwei Erzählungen. Mit einer Würdigung Hoffmanns, Einbandzeichnung und Bildern von Robert Stuhlmann. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 208 S.
Gudemann, Alfred. Geschichte der lateinischen Literatur. I. Von den Anfängen bis zum Ende der Republik. (Sammlung Göschen, 52.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter & Co. 120 S.
Kellermann, Benzion. Die Ethik Spinozas. Über Gott und Geist. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 436 S.
Lucerna, Camilla. Das Balladendrama der Südslawen. In Kommission. Leipzig, Markert & Peters. 32 S.
Mahrholz, Werner. Dostojewski. Ein Weg zum Menschen, zum Werk, zum Evangelium (Der Neue Bund, 3. Heft). Berlin, Furche-Verlag. 70 S.
Möhlig, Karl. Strindbergs Weltanschauung. Strindberg und der Katholizismus. Mit einem Titelbild. Elberfeld, Bergland-Verlag. 320 S.
Schaukal, Richard von. E. T. A. Hoffmann. Sein Werk aus seinem Leben dargestellt. Mit 3 Abbildungen und 6 Faksimilebeigaben. Wien, Amalthea-Verlag. 309 S.
Seifert, Josef Leo. Literaturgeschichte der Tschechoslowaken Südslawen und Bulgaren (Sammlung Kösel 94). Kempten Jos. Kösel & Fr. Pustet. 240 S.
Servaes, Franz. Heinrich von Kleists tragischer Untergang. (Der Lichtkreis 5.) Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 45 S.
Stefansky, Georg. Das Wesen der deutschen Romantik. Kritische Studien zu ihrer Geschichte. (Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.) Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 324 S.
Strecker, Karl. Strindbergs Kindheit. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 44 S.
Varnhagen von Ense, K. A. Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn. I. Teil 1775–1810. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde G. m. b. H. 375 S.
Weltrich, Richard. Schiller auf der Flucht. Herausgegeben von Julius Petersen. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 262 S.
Wieland, C. M. Don Sylvio von Rosalva. Mit 24 Originallithographien von Julius Zimpel. Wien, Kunstverlag Anton Schroll & Co., G. m. b. H. 563 S.

Chamberlain, Anna. Meine Erinnerungen an Houston Stewart Chamberlain. Mit 5 Bildnissen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 201 S.
Tagore, Rabindranath. Meine Lebenserinnerungen. München, Kurt Wolff. 371 S.
Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe, XV. Bd. Snorris Königsbuch (Heimskringla, 2. Band). Mit einer Karte. Übersetzt von Felix Niedner. Jena, Eugen Diederichs. 404 S.

Verschiedenes

Abhandlungen der Herren Sacher, Das Neue Staatslexikon und Schütte, Die heiligen Bischöfe Deutschlands im 10. Jahrhundert. Jahresbericht für 1922 der Görresgesellschaft. Köln, J. P. Bachem. 90 S.
Alliata, Giulio. Mißverständnisse zu den Grundlagen der Einsteinschen Relativitätstheorie. Zu De Sitters Einwand zum Impulsprinzip. Zum Doppeleffekt. Leipzig, Otto Hillmann. 29 S.
Ärzte-Memoiren aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben von Erich Ebstein mit 24 Bildnissen. Berlin, Julius Springer. 46 S.
Aus Conrad Haußmanns politischer Arbeit. Herausgegeben von seinen Freunden. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei, G. m. b. H. Abt. Buchverlag. 192 S.
Aus der Geschichte der Völker. Zum Gebrauch an deutschen Mittelschulen. Aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt von Max Förderreuther und Friedrich Würth. Bd. IV. Die Neuzeit (2. Hälfte). Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 548 S.
Baranowski, A. Litauische Mundarten. Bd. II. Grammatische Einleitung mit lexikalischem Anhange bearbeitet von Franz Specht. (Forschungsinstitut für Indogermanistik) Leipzig, K. F. Koehler. 544 S.
Borchardt, Julian. Einführung in den wissenschaftlichen Sozialismus. Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung. 114 S.

Burg, Margret. Ottonische Plastik. (Forschungen zur Kunstgeschichte Westeuropas. Hrsg. von Eugen Lüthgen. Bd. III.) Bonn, Kurt Schroeder. 112 S.

Deutsch, Regine. Zwei Jahre parlamentarischer Frauenarbeit. Aus dem ersten Reichstag der deutschen Republik. Stuttgart-Gotha, F. A. Perthes A.-G. 80 S.

Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1923. Hrsg. von Walter Georgi. Jena, Eugen Diederichs. 135 S.

Ehl, Heinrich. Die Ottonische Kölner Buchmalerei. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der frühmittelalterlichen Kunst in Westdeutschland (Forschungen zur Kunstgeschichte Westeuropas. Hrsg. von Eugen Lüthgen. Bd. IV.) Bonn, Kurt Schroeder. 307 S.

Fischer, Engelbert Lorenz. Die Schöne Seele. Ein neuer Beitrag zur Idealphilosophie nebst einer literarischen Einleitung zu seinem silbernen Schriftsteller-Jubiläum. Berlin, Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel). 214 S.

Friedrichs. Russische Literaturgeschichte. Die Auskunft 26. Eine Sammlung lexikalisch geordneter Nachschlagebüchlein über alle Zweige von Wissenschaft, Kunst und Technik unter Mitarbeit erster Fachleute. Hrsg. von Franz Paehler. Heidelberg, Willy Ehrig. 23 S.

Franck-Mickler, L. Chopin. Ein Leben ungestillter Sehnsucht. Bad Harzburg, Paul Rosdorff. 78 S.

Haas, Wilhelm. Das Problem des Mediumismus (kleine Schriften zur Seelenforschung 3). Stuttgart, Julius Püttmann. 48 S.

Hartmann, Ludo Moritz. Geschichte Italiens im Mittelalter. Bd. I. Das italienische Königreich (allgemeine Staatsgeschichte. Hrsg. von H. Oncken. 1. Abt.: Geschichte der europäischen Staaten. 32. Werk.) Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. A.-G. 392 S.

Hauer, Josef Matthias. Deutung des Melos. Eine Frage an die Künstler und Denker unserer Zeit. (Neue Musikbücher.) Wien, E. P. Tal & Co. 73 S.

Hessen, Johannes. Die philosophischen Strömungen der Gegenwart. (Sammlung Kösel 95). Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 118 S.

Hirsch, Maxim. Das Problem der Vernunftherrschaft (7 Vorträge). Dritter und vierter Vortrag: Die Nichtigkeit der Lust. Leipzig, Otto Hillmann. 36 S.

Holstein, Günther. Die Staatsphilosophie Schleiermachers. (Bonner Staatswissenschaftliche Untersuchungen. Heft 8.) Bonn, Kurt Schroeder. 205 S.

Jahrbuch der Bücherpreise. XVI, 1921. Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Holland, Skandinavien und der Schweiz. Bearbeitet von F. Rupp. Leipzig, Otto Harrassowitz. 426 S.

Jahrbuch der jungen Kunst 1922. Herausgegeben von Georg Biermann. Leipzig, Klinckhardt & Biermann. 326 S.

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1921. Herausgegeben von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen. (Schriften der Kleist-Gesellschaft, Bd. I.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 169 S.

Klöden, C. Fr. von. Jugenderinnerungen. Berlin, Carl Flemming & C. T. Wiskott A.-G. 150 S.

Kraß, Otto. Serben und Kroaten. Die Schicksalsfragen des südslawischen Volkes. Wien, Anzengruber-Verlag. 35 S.

Kronenberg, M. Der politische Gedanke. I. Teil: Der Menschheitsgedanke. 79 S. — II. Teil: Der nationale Gedanke. 72 S. Berlin, Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Begründet von Ferdinand Avenarius. Geleitet und in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten und Sachverständigen zum 13. Mal bearbeitet von Wolfgang Schumann. München, Georg D. W. Callwey. 99 S.

Lorenz, Emil. Der politische Mythus. Beiträge zur Mythologie der Kultur. Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 93 S.

Lotze, R. Jahreszahlen der Erdgeschichte. Mit einem farbigen Umschlagbild und 20 Abbildungen im Text. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft für Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 77 S.

Lurje, Walter. Mystisches Denken, Geisteskrankheit und moderne Kunst. Stuttgart, Julius Püttmann. 24 S.

Lux, Joseph August. Franz Schubert. Ein Lebensbild aus deutscher Vergangenheit (Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit). Berlin, Carl Flemming & C. T. Wiskott A.-G. 152 S.

Mann, Thomas. Von deutscher Republik. Berlin, S. Fischer. 40 S.

Mayer, August L. Geschichte der spanischen Malerei. 2. 373 Abb. im Text. Leipzig, Klinckhardt & Biermann. 5…

Müller-Freienfels, Richard. Psychologie der Kunst. II. Bd. Psychologie des Kunstschaffens und der ästhetischen Wertung. (2. vollständig umgearbeitete Auflage.) Leipzig, B. G. Teubner. 302 S.

Nowak, Karl Friedrich. Chaos. München, Verlag für Kulturpolitik. 353 S.

Paquet, Alfons. Rom oder Moskau. Sieben Aufsätze. München, Drei Masken Verlag. 134 S.

Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen 18… 1815. Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm I. von Preußen mit dem Prinzen Friedrich von Oranien. Mitgeteilt von Hermann Gran… Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 2…

Reimann, Hans. Dr Geenig. In memoriam Friedrich August von Sachsen. Anekdoten. (Sächsische Miniaturen, III. …) Hannover, Paul Steegemann. 72 S.

Salomon, Felix. Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig, K. F. Koehler. 342 S.

Schering, Arnold. Die Welt Händels. Rede, gehalten beim Hallischen Händelfest 1922 in der Aula der Universität Halle-Wittenberg am 22. Mai 1922. Essen, G. D. Baedeker. 1…

Schlosser, Julie. Aus dem Leben meiner Mutter. Berlin, Furcheverlag. 215 S.

Schneider, Paul. Der sittliche, wirtschaftliche und politische Wiederaufbau nach den Gesetzen des Eigenwillens. Leipzig, S. Hirzel. 16 S.

Schultze, Albrecht. Ist die Welt vierdimensional? Leipzig, Otto Hillmann. 24 S.

Schurig, Arthur. Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Bd. I mit 19 Bildtafeln. B… mit 22 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Leipzig, Insel-Verlag. 462 und 513 S.

Siemens, Werner von. Lebenserinnerungen. Mit Genehmigung der Familie von Siemens. Gekürzt von Paul Landau (Lebensbilder deutscher Vergangenheit). Berlin, Carl Flemming & C. T. Wiskott A.-G. 186 S.

Sigrando, Siegmund. Moral und Weib. Eine Studie über Ehe und Ehereform. Leipzig, Otto Hillmann. 48 S.

Spengler, Oswald. Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. I. Bd. Gestalt und Wirklichkeit. 33.—47. völlig umgestaltete Auflage. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 55…

Tirpitz, Wolfgang von. Wie hat sich der Staatsbetrieb beim Aufbau der Flotte bewährt? Eine wirtschaftlich-historische Studie auf Grund amtlichen Materials. Leipzig, K. F. Koehler. 102 S.

Vogtherr, K. Wohin führt die Relativitätstheorie? Kritische Betrachtungen vom physikalischen und erkenntnistheoretischen Standpunkt aus. Leipzig, Otto Hillmann. 75 S.

Weise, Oskar. Blicke in das Leben und das Wesen unserer deutschen Sprache. Jena, Frommannsche Buchhandlung. 1…

Wichtl, Fr. Weltfreimaurerei. Weltrevolution. Weltrepublik. Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges. Neu hrsg. von Ernst Berg. München, J. F. Lehmann. 305 S.

Wunderle, Georg. Einführung in die moderne Religionspsychologie. (Sammlung Kösel 96.) Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 140 S.

Maeterlinck, Maurice. Pfade im Gebirge. (Europabücher…) Zürich, Rascher & Cie. A.-G. 173 S.

Kierkegaard, Sören. Am Fuße des Altars. Christliche Reden. Übertragen und Nachwort von Theodor Haecker. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck …

Christmas, Walter. Schiffskameraden. (Raschers Jugendbücher.) Hrsg. von Hanns Günther. Übersetzt aus dem Dänischen von Lina Deppe. Zürich, Rascher & Cie. A.-G. …

Dostojewski. Ein russisches Evangelium. Aufzeichnungen, Gespräche und Predigten des Starez Sossima. Übersetzt von E. K. Rahsin. Berlin, Furche-Verlag. 78 S.

Kuffner, Hanns. Unser Staat und der Weltfrieden. … 5 Landkarten. Übersetzt aus dem Tschechischen von H. B. … Warnsdorf, Ed. Strache. 32 S.

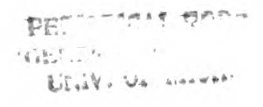
Masaryk, T. G. Das neue Deutschland. Übersetzt aus dem Tschechischen von Emil Saudek. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 143 S.

Redaktionsschluß: 3. März 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text:** Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: … Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — **Bezugspreis:** für dieses Doppelheft 1000 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tar…



Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn





25. Jahr

Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 15/16. 1. Mai 1923

Die „Freiheit" des Dichters

Eine Shakespeare-Studie

Von Julius Bab (Berlin)

„Form ist der höchste Inhalt"; dieses Hebbelsche Wort, das als Motto über jeder ästhetischen Betrachtung in deutscher Sprache stehen llte, wäre vielleicht gar dahin zu erweitern, daß orm (für künstlerische Betrachtung) der einzige In- alt eines Kunstwerkes ist. Wenn diese Einsicht auch ur ein wenig mehr Gemeingut der Gebildeten ge- orden wäre, so würden all die unsäglich törichten eden verstummen müssen, die sich so gern um den iminalistischen Begriff „Plagiat" drehen. Der hilister schwillt immer vor Stolz, wenn er einem ünstler nachweisen kann, wo er irgendwelche Stoff- ile seines Werkes her hat. Denn damit wird er, enn nicht geradezu ein Spitzbube, der fremdes Gut r eigenes ausgibt, doch zum mindesten ein höchst ßbares Wesen, das durch Addition von allerhand kannten Teilen etwas Neues macht. Was der hilister nicht sieht, ist, daß mit der Aufnahme dieser toffteile die eigentliche Tat des Künstlers noch r nicht begonnen hat; sein Werk und seine Wir- ng bestehen ausschließlich in der Form, das heißt den rhythmischen Folgen, in die er die Stoff- ile bringt. Es ist deshalb ein ganz falscher Brauch er Literaturforscher bei wirklichen Dichtern von bhängigkeiten, von Unfreiheit zu sprechen, dort, o Stoffe, Fabeln, Motive, unter Umständen sogar orte und Sätze entlehnt sind. Selbst solche Sprach- nge können (wie unlängst von Helene Hermann einer Untersuchung über die dem Gryphius tlehnten Stellen in Hauptmanns „Florian Geyer" hr schön gezeigt wurde) bloßer Rohstoff für einen euen Dichter werden. Belangvoll ist es nur, wenn istige oder sinnliche Formen, Rhythmen oder eltanschauliche Verbindungen übernommen sind; ist von Abhängigkeit, von Unfreiheit die Rede. — h möchte diesen sehr wichtigen Grundsatz er- utern an einem großen Beispiel, das mir eine ngehende neue Beschäftigung mit der größten chterischen Kraft des Abendlandes, mit dem ramatiker William Shakespeare, eingetragen hat.

Von allen Shakespeareschen Stücken ist es nur n einziges, für das man bisher kein „Vorbild", keine stoffliche „Abhängigkeit" nachweisen konnte; das ist das sehr frühe Lustspiel „Verlorene Liebesmüh" (Love's labours lost). Und das ist noch die leblosete — und — uneigenste aller Kompositionen Shakespeares! Eine fast mechanische Zusammenreihung von Lustspielmotiven der literarischen Tradition — ohne lebendige Eigenbewegung, ohne Takt, ohne Musik.

Dagegen ist das etwa zehn Jahre später entstandene Stück „Wie es euch gefällt" vielleicht die Krone aller Shakespeareschen Lustspiele, vielleicht das freieste von allen Shakespeareschen Werken, und dabei stofflich abhängiger von einer bestimmten Vorlage als irgendein anderes Shakespearesches Werk! Man wird erkennen müssen, daß diese beiden Totsachen nicht gegensätzlich, sondern ursächlich miteinander verbunden sind.

Shakespeare hat die Handlung dieses Stücks dem Prosaroman seines Zeitgenossen Thomas Lodge „Rosalinde" entnommen. (Der wiederum auf eine alte, den Canterbury-Erzählungen angeschlossene Geschichte zurückgeht). Aber nicht nur der vertriebene Fürst im Walde, nicht nur seine Tochter, die, als Mann verkleidet, mit der ihr befreundeten Tochter des Nebenbuhlers in den gleichen Wald flieht, nicht nur der Liebhaber, der als jüngster von drei Brüdern vor einem bösen Bruder fliehen muß, nicht nur dieser plötzlich bekehrte Bruder, der dann das andere Mädchen liebt, nicht nur die Schäferin, die sich in den scheinbaren Knaben Rosalinde, jetzt Ganymed genannt, verliebt und ihr unglücklich schmachtender Schäfer — nicht nur dieser ganze Handlungskomplex ist von Lodge herübergenommen, selbst der Aufbau mancher Szenen und hier und da sogar der Umriß des Dialogs ist aus dem Roman entlehnt. Man vergleiche nur etwa die fünfte Szene des dritten Aktes, in dem Rosalinde plötzlich zwischen den schmachtenden Schäfer und die kalte Phöbe tritt mit dieser Stelle bei Lodge: „In diesem Augenblick trat Ganymed aus dem Gebüsch hervor und sprach: „... Was, Schäferin, so schön und so grausam, nehmt Euch in Acht, daß Euch die Liebe, die Ihr

verachtet, nicht überrascht und bestraft ... darum laßt Euch raten, seid ihm gnädig und liebt, da Ihr jung seid, damit Ihr nicht verachtet werdet, wenn Ihr altert' ..." Bei Shakespeare spricht Rosalinde:

„Warum, ich bitt' Euch, wer war Eure Mutter,
Daß Ihr den Unglückseligen kränkt und höhnt
Und was nicht alles? Hättet Ihr mehr Schönheit ...
Müßt Ihr deswegen stolz und fühllos sein?
. . . .
Verkauft Euch bald, Ihr seid nicht jedes Kauf,
Liebt ihn, dankt für sein Angebot den Göttern!"

Bei alledem erscheint kein Shakespearesches Stück freier vom Stoff, leichter über allem Irdischen hinspielend, reiner aus der Seele des Dichters geboren als dieses Lustspiel. Es muß also höchst aufschlußreich sein, einzusehen, durch welche Mittel der Stoff hier überwunden ist. Denn Lodges Roman ist selbst wenn man ihn von allem uns unerträglichen sprachlichen Aufputz der Zeit reinigt (wie Simrok das in dankenswerter Weise getan hat), doch nur eine wenig bedeutende Abenteuergeschichte, wie es deren viele gibt. — Zunächst hat Shakespeare mit einem Nachdruck, der auch durchaus nicht auf Sorglosigkeit, sondern nur aus künstlerischem Plan kommen kann, dieses Stück mehr als jedes andere seiner Werke von der realistischen Psychologie entfernt und ins Märchenhafte gerückt. Schon die Exposition, in der der junge Orlando dem alten Diener Dinge erzählt, die dieser unbedingt längst wissen muß, hat etwas bewußt Primitives. Der Schluß vollends (der bei Lodge einen siegreichen Feldzug zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Fürsten bringt) gibt hier eine unglaubliche Wundergeschichte von der Bekehrung des bösen Fürsten durch einen „alten heiligen Mann" und schließlich tritt unter die Menschen des Stücks ganz einfach „Hymen", der Genius der Ehe, um die Schlußstrophen zu sprechen. (Denn wenn es in einigen alten Texten heißt „eine als Hymen verkleidete Person tritt auf", so geht dies durchaus nicht auf eine Person des Stücks, sondern auf eine Person des Theaters, einen Schauspieler. Haben doch die Texte in „Viel Lärm um nichts" sogar einigemal den Schauspielernamen Kemp statt „Holzapfel" stehen lassen!) Diese Gleichgültigkeit gegen alle äußere Realität hat durchaus das, was wir heute „expressionistisch" nennen würden. Sie stellt doch aber erst den negativen Teil der angewandten Kunstmittel dar; positiv handelt es sich darum, welch andere Welt nun an die Stelle der sogenannten Wirklichkeit tritt.

Das aber ist hier in allererster Linie eine Welt der Musik, nicht die Gesetze der Logik, eher die des Kontrapunkts halten Menschen und Geschehnisse dieser Welt zusammen. Äußerlich zeigt sich dies schon durch die Liederfülle, die Shakespeare über dieses Stück wie über kein einziges sonst ausgeschüttet hat. Es gibt nicht weniger als vier Szenen, die ohne jeden sonstigen Vorwand einzig dazu da sind, daß ein Lied gesungen wird! Und dazu kommen oll die Liebesverse und schließlich die carmenartige Sprüche des Hymen. Noch wichtiger aber ist, da von innen heraus dies Stück der Musik entgegenstrebt. Trägerin der klingenden Kraft ist hier Rosalinde — eine der entzückendsten Schöpfungen i ganzen großen Menschenreich der Shakespearesch Phantasie. Sie ist eine sanftere Beatrice, jünge noch, lieblicher noch und leichter, ihr Witz ist nic weniger behend, aber minder scharf. Sie hat etwas von der Schlankheit des Knaben, den sie spielt. Und wenn sie dann als Knabe wieder ein Mädchen spielt — die Rosalinde, die sie ist! um den Lieb haber, der sie sucht und nicht erkennt, zu neck und zu trösten — und man rechne hinzu, daß au Shakespeares Bühne der Darsteller wirklich ein Knabe war! — so erscheint in dieser entzückenden Wirrnis die Schwere des Geschlechts fast auf gehoben und das ganze Leben nur noch ein zier liches Maskenspiel. Die Symmetrie der Handlung aber: der Schäfer Sylvius liebt Phöben, Phöbe Ganymed-Rosalinde, Rosalinde Orlando — und Orlando die Rosalinde, die er noch nicht in Gany med erkennt — diese Symmetrie schafft schließlich ein sprachliches Blumengewinde, das fast schon wi Musik über allem realen Reden schwebt:

„Sag, guter Schäfer, diesem jungen Mann,
Was lieben heißt ...
Es heißt, aus Seufzern ganz bestehn und Tränen,
Wie ich für Phöbe ...
Und ich für Ganymed ...
Und ich für Rosalinde ...
Und ich für keine Frau ..."

Dies Quartett, das durch ganz ähnliche Bildun in der letzten Szene ergänzt wird, hat einen völl Mozartschen Klang, und ganz an Mozart erinne auch der Seelenton, mit dem Rosalinde jedes heft Gefühl — den Schreck bei der Verwundung des Ge liebten, die Ungeduld der Erwartung, die drohende Eifersucht in Spiel und Scherz aufzulösen weiß.

Um diese seine hellklingende Märchenwelt gege die Welt unserer vernünftigen Gesellschaft end gültig zu sichern, hat Shakespeare nun aber no zwei Gestalten geschaffen — die einzigen wesent lichen Figuren, die er zu dem Personal des Lod hinzuerfunden hat: es sind Probstein und Jaques — die Spötter in Dur und Moll, der fröhliche und d melancholische Narr. Probstein ergießt seinen Sp über die Konventionen der sogenannten großen Wel über ihre Sport-Verrohung, die drei Leute mit ge brochenen Rippen „einen Spaß für Damen" nenn über ihre Philosophie, die mit „insofern als" zu alle ja und nein sagt, über ihren Ehrenkodex, der mit sieben abgezirkelten Punkten vom „höflich Bescheid" und vom „feinen Stich" bis zur „offe baren Lüge" durchdekliniert. — Neben dieser so sagen sozialistischen Kritik steht die nihilistische de Jaques, der nicht nur auch den Beruf und die Unsch des Jägers bestreitet, der überhaupt zum gan Menschendasein gewillt ist, Nein zu sagen und d

nze Welt für „eine bloße Bühne" zu erklären. och läßt Shakespeare hier sein Gefühl nur eine rze Strecke mit diesem melancholischen Kritiker ufen, der Vergleich, der im „Macbeth" furchtbar 1 „Sturm" feierlich wiederkehren wird — der ergleich des Menschendaseins mit der Schauspieleristung, er ist hier doch nur ein halb ironisiertes piel. Freilich ist Jaques schon Hamlet, aber nur , wie Lysander Romeo oder Don Juan (in „Viel ärm um nichts") Jago ist: er ist der Lustspiel-Hamt, sein Weltschmerz kommt nicht aus einer letzn notwendigen Leidenschaft, sondern aus einem üßiggängerischen Hang, aus Eitelkeit. Er findet, ß die Melancholie ihm steht, und er pflegt sie: ch kann Melancholie aus einem Liede saugen, ie ein Wiesel Eier saugt"; er findet: „es ist doch übsch, traurig zu sein und nichts zu sagen", und gibt die selbstgefälligste Analyse seiner besonderen orte von Traurigkeit. Die beiden Gestalten aber, t denen die Liebe des Dichters und das Recht dieser Dichtung geht, führen ihn kräftig ab. enn er das Traurigsein für „hübsch" erklärt, antortet ihm Rosalinde: „ei, so ist es auch hübsch, Türpfosten zu sein." Und der junge, in jeder gelung adlig starke Orlando, den er auffordert, t ihm auf die ganze Welt zu schmähen, antwortet n: „Ich will kein lebendiges Wesen in der Welt elten, als mich selber; an dem ich die meisten hler erkenne!" — Das ist in diesem Stück Shakeares Antwort an diesen kaltherzig eitlen Benörgler s Weltalls. Dies Lustspiel verneint den Menschen der Gesellschaft, aber es bejaht den Menschen der Natur; es verspottet die Zivilisation, aber es t das Leben. Der Mensch im Wald, der Mensch ischen Schafherden und Hirschen — dieser Mensch glücklich, darf glücklich sein. Der Traum des oßstädters vom Lande ist als zarter Schleier er dies ganze Bild gebreitet. Der verbannte Her gibt die Melodie an: „Sind diese Wälder nicht genfreier als der falsche Hof?" — Und in Varianen dieses Themas erklingt die Musik, die dies dicht über allen Vergleich mit unserer klanglosen rklichkeit erhebt.

Kann deutlicher als an diesem Beispiel gezeigt rden, was es mit der „Freiheit des Dichters" auf hat? Diese Freiheit ist ein Wesen höchst unmateler Art, sie äußert sich nur in der Formgebung, die e Seele auszuprägen vermag, sie ist die Art, eine Seele auf ganz neuartige Weise die Teile Welt zu einer berückenden Musik des Geistes bindet. Ob dieses Monument einer freien Seele Steinen errichtet wird, die schon durch diese r jene Hand gegangen sind, oder aus solchen, der Meister unmittelbar aus dem großen Steinch des Lebens selbst herausgeholt hat, das ist sein Werk völlig gleichgültig. Zum mindesten hält die Unabhängigkeit von literarischen Mittelsten keinerlei Gewähr für Rang und Wert, für wahre Unabhängigkeit und Kraft eines Künstlers. Eher scheint es wenigstens auf dem Gebiet der dramatischen Dichtkunst umgekehrt zu sein! Es scheint, daß hier große Meisterwerke überhaupt nur aus einem schon viel gewanderten, mehrfach durchgearbeiteten Material zustande kommen, daß der Geist der Zeiten die Steine schon abgeschliffen haben muß, die für den Bau des Dramatikers taugen. Er ist offenbar gar nicht dazu berufen, „frei zu erfinden", das heißt ja nur: neue Kombinationen des sehr begrenzten menschlichen Erfahrungsmaterials zu finden. Andernfalls müßte Sudermann ein größerer Dramatiker als Shakespeare sein, andernfalls wäre Schillers „Braut von Messina" nicht so viel kraftloser als der „Tell", Hebbels „Julia" nicht so viel lebloser als die „Judith", Ibsens „Brand" nicht so unendlich viel ärmer als der „Peer Gynt". Es scheint, daß hier ein tiefes Gesetz für die Ökonomie der Seelenkräfte waltet und daß der große Dramatiker der Mühe der Stoffindung gerade so weit wie möglich überhoben sein muß, um die wahren Freiheitskräfte seines Genius voll entfalten zu können.

Ernst Bacmeister

Von Oskar Jancke (Aachen)

Wir Heutigen kommen immer mehr dahin, das Dasein eines Künstlerwerkes für berechtigt zu halten, in dem Grade es die Welt reicher macht oder nicht. Denn die Schöpfer einer schlechthin neuen Welt sind allzu selten, die bloßen Individualitäten allzu häufig. Dennoch: trifft ein individueller Ton auf viele oder klingt er so charakteristisch, daß er eine bestimmte Schicht, die trotz geringer Zahl hier allein in Betracht kommt, zu treffen wert ist, dann ist es erlaubt auf ihn hinzuweisen.

Von Ernst Bacmeister erschien kürzlich (bei Georg Müller) ein Band Prosa „Überstandene Probleme" und ein Band Dramen unter dem Gesamttitel „Innenmächte". Es sind beides, um es gleich zu sagen, sehr gereifte Werke, keineswegs Schöpfungen eines jungen Anfängers. Es sind Werke eines Menschen, der sicherlich keine Eile hatte, schnell bekannt zu werden, der wohl auch wenig daran gedacht hatte, sie eines Tages den Zeitgenossen vorzulegen. Man braucht nicht einzuwenden, daß die kühle klare Form der Dramen und Aufsätze dagegen spräche. Ein Mensch, der sich unablässig zu formen bemüht ist, wenn er mit den Problemen ringt, die ihn bedrängen, kann von Natur nicht formlos sein und bedarf nicht unbedingt eines leibhaften Publikums. Ihm genügt der innere Zuseher und Zuhörer, jener selbstgesetzte Gegner, den er zwingen, jener selbstgesetzte Freund, den er mitreißen will.

Man wird, was Ernst Bacmeister betrifft, anfangs sehr stark in Verlegenheit geraten, ob er ein Künstler ist, der denkt, oder ein Denker, der sich der Kunst als Mittel zur Lösung von Problemen bedient.

Denn in seinen Schauspielen findet man die Dinge wieder, die ihn in seinen philosophischen Aufsätzen beschäftigen, und es steht einem sehr schnell fest, daß er, gleich Hebbel etwa, kein ursprünglicher, bluthafter Tragiker ist. Schließlich aber wird man entscheiden, daß Bacmeister doch vorzüglich Künstler ist. Denn seine philosophischen Aufsätze sind nicht von der strengen Art, in der ein Professor heute zu philosophieren pflegt, noch haben sie etwas mit der echt philosophischen Art zu tun, mit der etwa ein Georg Simmel an künstlerische Dinge heranging. Nur den werden sie interessieren, dem sie als persönliche Dokumente interessant sind. Und zu solchem Interesse reizt eine kristallklare Form und ein höchst eigenartiger Gehalt.

So sieht Bacmeister z. B. darin einen tragischen Konflikt, daß ein grenzenloser Erkenntnistrieb sich mit adliger Gesinnung in einem Menschen verbindet, insofern dieser Erkenntnistrieb vielleicht auf einen Menschen gerichtet ist und sich unter dem Schein der Freundschaft Befriedigung verschafft, woran eine vornehme Natur zugrunde gehen müßte. Ähnlich weist Bacmeister auf gewisse Tatsachen hin, die er Antinomien der Entwicklung nennt, z. B. darauf, daß man nicht bewußt werden kann, ohne die Sicherheit der Instinkte zu verlieren, oder daß, während wir am fleißigsten sind, das wertvollere Es in uns am faulsten ist. Diese Beispiele können überzeugen, daß Bacmeister infolge einer sehr feinen seelischen Konstitution und mangels eines robusten Gewissens im menschlichen Innenreich durchaus neue Konflikte aufdeckt. Allerdings schränkt das ihre Bedeutung ein, daß sie nicht welthaft, sondern nur persönlich sind, und daß die Mittel und Wege, von ihnen loszukommen, und ihre Aufhebung in einem allseitig harmonischen Menschen weniger originell gedacht, sondern eine Forderung aller Besten der Zeit ist.

Die feinsten und besten Aufsätze der „Überstandenen Probleme“ gelten dem Kunstwerk. Vor allem ist zu erwähnen ein Versuch über das ästhetische Betrachten und Genießen „Die Zone der Sympathie“. Es scheint in dieser Studie nicht so wesentlich, daß die Wirkung des echten Kunstwerks nicht im Mitleiden, sondern in dem durch die Form des Kunstwerks bewirkten Zustand der Sympathie, des freien Mitgefühls, beruhe, als daß Bacmeister das Kunstwerk überhaupt als etwas Geformtes definiert. Denn es ist bezeichnend, daß er, der Großen, wie Shakespeare, Beethoven, Goethe, doch in ihren Werken jenes Geformte zuschreibt, also den Inhalt dieses Wortes sehr weit und allgemein faßt, in seinen eigenen Dramen es aber in der verengten Bedeutung, wie wir es heute eher mit der Artistik als mit dem Kunstwerk an sich zusammenbringen, gestaltet hat. Der weitaus bedeutendste Aufsatz ist der, der über die „Tragödie im Lichte der Anthropogenie“ handelt. In ihm findet man jene eigenartige ganz und gar subjektive Sachlichkeit, kraft deren der wahre Künstler dahin gelangt, seine dem Kunstwerk sonst allein dienende Sprachform einem ihm Sekundären in vermeintlicher Objektivität, tatsächlich in geheimer apologetischer Absicht aufzuprägen. So wird denn Bacmeisters Definition des Tragischen ebenso wie die der Tragödie eine Rechtfertigung eigenen Wesens und Werkes. Der Künstler bemängelt, daß allen vorhandenen Theorien des Tragischen die Erkenntnisse der biogenetischen Forschung fremd geblieben wären. Aus der Erkenntnis heraus, die die Starrheit des Gegensatzes Gott-Welt löst, kommt eine Veränderung des Begriffes des Tragischen. „Die Erkenntnis der natürlichen Entwicklung hat uns diese Lösung gebracht; denn durch sie ist uns das Individuum selbst in eminentem Sinne verwirklicht und verewigt worden.“ Somit ist das Individuum einmal von der Zwecklosigkeit erlöst, dann aber auch, da die individuatio gerechtfertigt ist, von der metaphysischen Schuld. Es ist nun noch nicht tragisch, wenn einer mangels biogenetischer Tüchtigkeit im Daseinskampf untergeht, sondern die Tragik beginnt erst da, wo sich das Individuum bewußt für die Gattung aufgibt. In der Sittlichkeit hat sich die Gattung subjektiv gegen das Individuum zusammengeschlossen. „Und nun erst ist das eigentliche tragische Leiden möglich, indem ein Individuum an seiner Sittlichkeit zugrunde geht.“ Soweit genügt ein Eingehen auf Bacmeisters Idee vom Tragischen, um zu der Art seiner künstlerischen Werke leichter Einstellung zu gewinnen.

Gibt er ihnen übergreifend den Titel „Innenmächte“, so zeigt er schon damit die Regierung von Außenmächten, wie er sie tatsächlich übt, so daß die Dramen sehr differenzierte, aber wenig kompakte Gebilde sind, zumal die wesentlich innere Handlung nicht die völlig konforme äußere mit sich zieht, infolgedessen es also meistens beim Dialog bleibt, der sehr viele Schönheiten aufweist, die aber dem Verständnis des größeren Publikums schwer eingänglich sind. Ein Grundfehler echter dramatischer Kunst. Der tragische Konflikt aller vier Schauspiele mag es verdeutlichen. In „Andreas und die Königin“ wird der Mann deswegen tragisch schuldig, weil er sich um der größeren Liebe zur Vollendung willen dem Weibe versagt, das ihn liebt. In „Die dunkle Stadt“ geht einer daran zugrunde, daß er in einer Sphäre lebt, „die wir nicht berühren“. Diese beiden Tragödien weisen im Grunde den gleichen Konflikt auf. Wir erinnern uns der oben angeführten Bacmeisterschen Definition vom Individuum, das an seiner Sittlichkeit zugrunde geht. Beide Tragödien zeigen, obwohl sie nicht so gradlinig einfach verlaufen, wie hier angedeutet, wenigstens eine klare Komposition. In der Komödie „Barbara Stoßin“ finden wir dementgegen eine analytische Auswirkung der Handlung. Sie fußt auf dem Tatbestand, daß der frühere Geliebte der Barbara deren Mann im Zorn erschlagen hat, zum Galgen verurteilt worden ist und sie ihn loshaben will, was ihr denn auch gelingt, worauf sie dann ein Paar werden. In dieser Komödie ist relativ

meisten sinnliche Handlung in Tat und Gebärde verzichtet. Gleichzeitig aber lehrt sie, wie wenig diese innliche Handlung dem Autor bedeutet. Denn der eigentliche Höhepunkt ist dort erreicht, wo Barbara us freien Stücken dafür Buße tun will, daß sie den wirklich Geliebten nicht zum Mann nahm und somit doch am Tode ihres Gatten schuldig wurde. Von diesem Punkt an aber läuft sich die Handlung nur us, da die eigentliche innere vollendet ist.

Die Buße selber aber besteht in einer ungeheuren inneren Selbstdemütigung oder -hingabe, in der er Verfasser die sittliche Läuterung des Menschen im Sinne seiner Entwicklungsphilosophie charakteristisch ieht. In seinen Tragödien pflegt an diesem Punkt ener entscheidende Bruch einzutreten, der den Helden um Opfer für die Gattung bestimmt. Betrachten wir daraufhin noch „Lazarus Schwendi". Wo es dem Weibe endlich gelungen ist, in ihrem Mann das Gewissen wachzurufen und die Reue darüber, daß er er Duldung der Gefangennahme des Gastfreundes uf eigenem Grund uud Boden seine weltliche Erhöhung verdankt, wo sie ganz bereit ist, in seinen Taten darin zu sein, reißt das Band zwischen ihnen ollends.

Am dramatischen Schaffen der Gegenwart gemessen, sind Ernst Bacmeisters Dramen auf ansehnicher Höhe, an Ernst und Echtheit sehr vielen überegen, mit eigenem Akzent und Sprachton in sich und on anderem abgeschlossen. Am Schaffen der Vergangenheit gemessen, fehlt ihnen jenes Unvernünftig-Welthafte des ursprünglichen Tragikers und jenes Repräsentativ-Individuelle, das denkerische Tragiker, enen eine rationale Weltanschauung die Sicht in Weltkonflikte öffnet, zu zeitüberdauerndem Kunstchaffen trieb. Damit ist sein gutes Werk anerkannt nd bestimmt, nicht getadelt. Dürfte Bacmeister ein Verdienst zugesprochen werden, das kurz und klar uch sein Künstlertum kennzeichnet, so ist es dies: aß er so gut spricht, daß ihn wenige hören werden. Denn bei ihm ist Gut-Sprechen und Fein-Denken dentisch. Beides verstehen in unserer lauten Zeit ur wenige. Vielleicht sind Spätere mehr dafür geschaffen.

Schicksale des gotischen Dramas

Von Otto Heuschele (Waiblingen)

In den letzten Jahren ist das Interesse für gotische Kunst und gotischen Geist ein so reges geworden, wie wir es seit den Tagen des ungen Goethe und der Romantik nicht wieder erlebt aben. Überall entspannen sich lebhafte Debatten ber Geist und Wesen der Gotik.[1]) Diese sollen nicht m eine neue dadurch vermehrt werden, daß auch as Drama in den Streit hereingezogen wird, sondern die Absicht dieser Ausführungen ist vielmehr die, einen Weg zwischen zwei Polen deutscher Dramatik zu finden, den Werdegang des gotischen Dramas zu verfolgen, d. h. jenes Dramas nordischen Geistes, das, unbeeinflußt durch den Einbruch der Antike und Renaissance, auf germanischem Boden geworden ist und durchdrungen ist von dem Geiste, der auch gotischer bildender Kunst eigen ist.

Das Theater der Hellenen ist uns in Form und Gestalt, dem geistigen Gehalt seines künstlerischen Ausdrucks nach, wohl bekannt. Wir wissen, daß es nichts gemein hatte mit unserem heutigen Geschäfts- und Unterhaltungstheater, daß es ein Kult-, Weihe- und Festtheater war. Ebensolchen geistigen Charakter hatte das gotische Theater. Es war eine Kult- und Mysterienbühne. Aus dem Gottesdienst entsprungen, im Gotteshaus dargestellt, geht seine künstlerische Absicht nicht auf Unterhaltung und Zerstreuung, nicht auf Belehrung und Unterricht, sondern auf Erhebung und Erbauung. Das Geschehen im Drama ist nicht stofflicher Natur, sondern symbolischer Akt. Alles, was auf der Bühne vorgeht, ist von einem Geist der Weihe erfüllt, der sich in unirdisch-mystischer Gebärde offenbart.

Wie der ganzen gotischen Kunst, ist auch dem Drama ein religiöser Kern eigen, und erweist sich als ein besonderer Charakterzug desselben. Als diesen Kern betrachte ich den bekannten Osterchorus, die Keimzelle des gotischen Dramas, wie die chorische Hymne die Keimzelle des antik-hellenischen Dramas.

Das geistliche Drama wurzelt also in seinen Anfängen im Oratorium. Erst durch lange Entwicklung fand es seinen Weg zum gesprochenen Drama. Der Chor teilt sich in zwei Halbchöre, dann erst bricht der große Augenblick an, da aus dem Chor eine Einzelperson heraustritt. Aus der Liturgie wird jetzt das Drama; das erst langsam die Spuren seiner Herkunft abschütteln kann. Wilh. Kreiznach sagt in seiner „Geschichte des neueren Dramas": „Die reuige Sünderin tritt aus dem Chor der heiligen Frauen heraus, ihre Klage, ihre hingebende Liebe entfaltet sich heftiger, leidenschaftlicher, man möchte sagen, mehr im Opern- als im Oratorienstil. Es wird vorgeschrieben, daß sie weinen soll, daß sie in die Knie sinken soll, häufig treten ihre Klagen aus der Vers- in die Prosaform." In diesen Worten ist so ziemlich alles Charakteristische über den Darstellungsstil der gotischen Bühne zusammengefaßt. Es ist im großen und ganzen dasselbe, was auch das kultische Drama der Hellenen auszeichnet: Durch erhobene Sprache, feierlich-gesteigerte Rede (Redegesang), durch Ekstase erfüllte Gebärde, gesteigerte Ausdrucksfähigkeit des ganzen bewegten Körpers (Handlung als Symbol, Tanz).

Im 11. und 12. Jahrhundert entwickeln sich diese Spiele in bekannter Weise weiter. Die lateinische Osterfeier wird zum Osterspiel, diesem gliedert sich später das Passionsspiel an. Allmählich füllen sich auch die anderen Festzeiten mit Spielen aus.

[1]) Karl Scheffler: „Der Geist der Gotik". W. Worringer, „Formprobleme der Gotik". Derselbe, „Abstraktion und Einfühlung".

Prophetenspiele geben die Einleitung zu Weihnachtsspielen, und diesen folgen Dreikönigsspiele!

Das ist, in einfachen Schlagworten angedeutet, die Entwicklung bis zum 12. Jahrhundert. Nachgeholt muß nur werden, daß schon gegen Ende dieses Jahrhunderts ein langsamer Verfall einsetzte. Der Weihecharakter begann zu schwinden, man verlegte die Spiele aus der Kirche ins Freie. Zwar wurden die liturgischen Dramen nach wie vor von Geistlichen verfaßt und dargestellt, aber daneben entstehen jetzt geistliche Spiele nichtliturgischer Art, die, von Baganten und Scholaren verfaßt, außerhalb der Kirche aufgeführt wurden. Im 13. Jahrhundert tritt ein Stillstand der Entwicklung ein, die lateinischen Spiele werden deutsch und damit Volksspiele. Durch diesen Wandel veranlaßt, erlebt das gotische Drama — analog dem hellenischen im 4. Jahrhundert v. Chr. — im 14. und 15. Jahrhundert seine Blüte. Die Spiele wachsen sich zu jenen gewaltigen Festspielen aus, die den Dionysosspielen der Hellenen entsprechen. Sie dauern drei und mehr Tage, und diese Festspieltage sind Festtage der Gemeinschaft im wahrsten und tiefsten Sinne. Von diesen können wir uns trotz Oberammergau kaum mehr einen Begriff machen. Aber eben nach dieser großen Blüte trat genau wie in Hellas der jähe Verfall ein. Neben das weltliche Drama geistlichen Inhalts, das seinen kultischen Charakter bewahrte, tritt jetzt ein weltliches Drama, das der Unterhaltung, Belehrung und Belustigung dient. Erst knüpft man mit seinen Stoffen an den Mythos an, man wählt Probleme der eigenen und der antiken Heldensage, dialogisiert sie zu Schauspielen. Schließlich aber entwickelt sich aus den Reigen- und Tanzliedern das Lustspiel gotischen Geistes: Über Neidhardt-Spiele führt der Weg zum deutschen Fastnachtsspiel.

Damit ist der Verfall des ernsten gotischen Kult- und Mysterienspiels besiegelt. Denn mitten in diese Entwicklung bricht die Heimsuchung des Dreißigjährigen Krieges ein, und diesem folgt der unglückselige Einbruch der Renaissancebühne (jener Unterhaltungsbühne bevorrechteter Stände) in die Marken unseres gotischen Dramas und Theaters. Auf demselben Weg dringt dann die Oper in unsere Grenzen und triumphiert durch sinnlichen Reiz und Prunk über das Schauspiel, das seelisches Mitschwingen auslösen — nicht aber bloße Unterhaltung und Belustigung vermitteln will. — Verschüttet liegt nun die Tradition des deutschen Mysterienspieles. Von einer Kult- und Mysterienbühne wissen wir nichts mehr. Erstmals aber erwachte in Lessing wieder das Verlangen nach einem Theater, das Festtheater sein sollte. Er verlangt nach einem deutschen Nationaltheater. Dieses Verlangen aber war nichts anderes als das Sehnen nach einem Theater, das Fest- und Volkssymbol; ein solches aber war die Mysterienbühne der Gotik.

Im Sturm und Drang lebte ebenfalls mehr unbewußt als bewußt die Sehnsucht nach einem Kulttheater, aber alle — die schwachen und kleinen Regungen scheinen sich verloren zu haben — haben sich aber dennoch nicht verloren, denn aus dieser Bewegung loht glühend das erste gotische Mysterienspiel der neueren Zeit heraus. Wie eine glühende Flamme durchbricht es die Decke, die sich über die Tradition gelagert hat, lange ohne Vorgang, noch länger ohne Nachfolge: Goethes „Faust", erster Teil. Dieses Werk ist für uns seit dem 14. Jahrhundert das erste große gotische Mysterium, das erste große kultische Drama. Aber jäh, wie es sich offenbarte, verschwand es wieder. Der Meister widerlegte sich durch „Faust" zweiter Teil selbst. Dann — kamen die Romantiker, in ihrer Mentalität durchaus dem gotischen Geiste verwandt, aber in sich undramatisch, vermögen sie der deutschen Bühne kein kultisches Drama zu schenken. Zwar scheint es, als wollte das Schicksalsdrama ein solches werden, aber jene Dichter, innerlich und äußerlich bindungslos, vermögen nicht im Atem der Gemeinschaft zu schaffen — aus der allein kultisches Drama entstehen kann. So leitete diese undramatische Generation die Periode ein, in der der Roman vorherrschte, als die höchste dichterische Gattung betrachtet wurde: das Zeitalter der großen Romane, das 19. Jahrhundert, in dem selbst das Drama in seiner Eigenart verschwand und im Romandrama des Realismus und Naturalismus aufging.

Erst um die Wende der Jahrhunderte setzte spontan eine neue wirklich dramatische Bewegung ein. Heute stehen wir mitten in ihr, heftiger als je tobt der Kampf um Drama und Theater. Eine neue Volksdramatik, neues Festtheater sucht sich durchzusetzen. Mitten in dieser Bewegung scheint mir auch das gotische Drama wieder aus der Verschüttung an die Oberfläche zu brechen.

Durch die gewaltigen Heimsuchungen und Erschütterungen des Weltkrieges war der Menschheit die Tatsache zum Bewußtsein gebracht, daß ihre Lebensquellen versiegt und tot sind. Auf der Suche nach neuem geistigen Lebensgehalt entdeckte man, daß man mitten in geister Öde und Wüste war. Der Mythos, die Kraftquelle der Gemeinschaft war erstarrt. Das Unsagbare, Geheimnisvolle und Schöpferische war sagbar, bewußt und formulierbar geworden, der Mythos erstarrt zum Dogma, das, wissenschaftlich, religiös oder soziologisch formuliert, keine Kräfte bot, um den Menschen durch seine Heimsuchungen zu lenken. Der Kampf um neuen Mythos begann. Der neue Mythos aber wurde geschaut und gestaltet vom Künstler, vom Dramatiker. Die Erneuerung des Mythos bedeutete gleichzeitig eine religiöse Erneuerung. Aus dieser aber flossen in unseren Tagen zum erstenmal seit der Gotik und seit „Faust", erster Teil, religiöse Bühnendichtungen d. h. Dramen, für die die Religion, das Glaubensproblem nicht Stoff ist, der durch die dramatische

Form gebändigt das Kunstwerk darstellt, sondern losgetrennt von dem Einzelbekenntnis steigt das Mysterium des Religiösen (im weitesten Sinne des Wortes als Lebenssphäre der Bemühung des Menschlichen um Göttliches betrachtet) aus der Tiefe des Lebens empor, um in flammenden Symbolen lebendige Wirklichkeit zu schaffen.

Langsam fand das Drama seinen Weg zum Mysterienspiel wieder. Er führte über das Mirakelspiel, das erst aus literarisch-ästhetischem Feinschmeckertum (Vollmöllers Pantomime „Das Mirakel" unter Max Reinhardts Regie) sich zum wirklich gelebten und geschauten Mirakel durchfand, das seine schönste Gestaltung in Wilhelm von Scholz' kleinem Mirakel „Das Herzwunder" fand. Es ist äußerst interessant, daß gerade ein Dichter wie Scholz, der abseits von allen Schulen und Strömungen, jenseits vom Naturalismus und Symbolismus, vom Psychologismus und Expressionismus, eigenwillig einem neuen Stil im Drama zustrebte, den Weg zum Mysterium fand. Diesen Weg, den man auch den Weg von Logos zum Eros nennen könnte, ging er damals zusammen mit Paul Ernst. Beide Dichter nannte man jedoch im Verein mit anderen Dramatikern die Neuklassiker. Der Weg, den Scholz und Ernst seitdem eingeschlagen haben, beweist, daß mit dem Schlagwort die Eigenart dieser Männer nicht getroffen und erschöpft wird.

Viel früher aber ist in Deutschland, unbeachtet von der Menge und dem allzugeschäftigen Treiben der Literaten, in aller Stille ein neues großes gotisches Drama geschaffen worden, das den Mythos des modernen Menschen gab und moderne Weltschau verkündete: Die „Aeon"-Trilogie Alfred Momberts. Der einsame Dichter, der im letzten Jahre seinen fünfzigsten Geburtstag feiern konnte (geboren am 6. Februar 1872), hat in den Jahren 1907—1911 dieses Titanenwerk geschaffen, das „den ewigen Menschen ins Körper-Reich eingeführt", wie der Dichter selbst sagt.

In diesem Werk hat Mombert all die Sehnsucht erfüllt, die heute eine ganze Generation heimsucht. All das, was die modernen literarischen Dramatiker in Rausch und Ekstase, in Schrei und Brunst zu gestalten versuchen, hat er in den drei Teilen seines „Aeon"-Werkes gestaltet. Was aber das wichtigste ist, ist die Tatsache, daß das „Aeon"-Drama ein religiöses Drama ist in dem oben genannten Sinne. Dadurch ist es seinem Geist nach mit dem gotischen Drama des Mittelalters auf eine Stufe zu stellen. Aber nicht nur der geistige Gehalt, der religiöse Atem verbindet das „Aeon"-Werk mit dem alten Mysterienspiel, sondern auch der Stil schlechthin. Dieser ist dem Drama der Mysterienbühne aufs engste verwandt. Die „Aeon"-Trilogie verlangt nach festlichem Darstellungsstil. Die Sprache in ihren freien Rhythmen fordert einen feierlichen Sprecher, das Raumbild aber symbolische Gestaltung, wie auch alle Handlung symbolische Handlung ist (Tanz). Das Drama Momberts ist Wort- und Tanzspiel. Als solches ist es aber auch Festspiel und verlangt ein festliches Theater, kein Geschäfts- und Unterhaltungstheater. Es will aber auch nicht eine Bühne als moralische Erziehungsanstalt, sondern das Spiel will Erhebung und Erlebnis geben. Mombert strebt als Dichter ähnliches an, was ein anderer schöpferischer Meister unserer Tage ersehnt: Rudolf v. Laban.[2]) Er, der schöpferischste Mensch auf dem Gebiet der Raum- und Bewegungskunst, des Tanzes, sucht auf diesem Weg zu einem Gemeinschaftserlebnis vorzudringen, das im kultischen Fest Symbol und Ausdruck erhält. Vielleicht wird uns von dem Dichter, der heute noch Alfred Mombert, dem Orphiker, als polarer Schöpfer gegenübersteht, dem strengen Former Stefan George, ebenfalls ein neues festliches Drama geschenkt, die Andeutungen Friedrich Gundolfs in seinem „George"-Buch, S. 268 ff., lassen darauf schließen.

Auf dasselbe Ziel hin strebt aber eine andere dramatische Bewegung, in der ebenfalls gotisches Drama von neuem erwacht ist. Diese Bewegung ist getragen von einer Reihe junger Dramatiker, Menschen neuen Geistes, die bewußt eine Erneuerung des Menschen aus dem Geiste der Religion verlangen. Den ersten Anbruch der neuen Bewegung sehe ich in dem Drama „Der Bettler" von R. J. Sorge, dem inzwischen verstorbenen Dramatiker. Mit ihm setzte jene Bewegung des jungen katholischen Dramas ein, das sich allmählich zu religiösem Mysterienspiel und kultischem Weihespiel auswuchs. Es wird in diesem nicht das christlich-katholische Dogma verbildlicht, sondern der religiöse Mythos wird wesenhaft und neu geschaffen.

Man fühlt aus den Werken heraus, daß sie nicht Mache ästhetischer Literaten sind, sondern vielmehr durchdrungen von dem Erlebnis des religiösen Mysteriums. Freilich mag ihre Wirkung auf verschlossene Seelen wohl sehr klein sein, nicht dagegen auf jene, die von dem Verlangen nach Kultgemeinschaft sehnsüchtig erfüllt sind, und für diese, für eine Gemeinschaft sind sie ja im Grunde auch verfaßt.

Ein weiterer Träger dieser Bewegung ist der Dramatiker Dietzenschmidt („Christopher", „Jakobsfahrt"). Als stärkste Begabung aber erscheint mir Leo Weismantel, dessen „Wächter unter dem Galgen", die Tragödie eines Volkes, als stärkste Leistung dieser Gruppe dasteht.

Eine Mittelstellung zwischen dem Werk Momberts und dem jungen katholischen Dramatikerkreis nimmt das Werk des hoffnungsvollsten unserer jungen Dichter ein: Fritz v. Unruhs Trilogie „Ein Geschlecht".

Was Mombert ahnend in brünstiger Schau erfaßt und in den drei Teilen seines „Aeon" gestaltet

---

[2]) Vgl. Rudolf v. Laban, „Die Welt des Tänzers". 1920.

hat: den Mythos des modernen Menschen, das hat Unruh (ganz unbewußt, aber notwendig) geschaffen aus dem Erlebnis des Weltkrieges. Schaute Mombert in seinem Werk den Kampf eh ihn das Leben sah, so zerbrach Unruh die rein stoffliche Hülle, die den Weltkampf überspannte, und drang zum geistigen Kampf der Gegenwart und Zukunft vor: Das Problem des Krieges — stofflich, metaphysisch und religiös — weitete sich ihm zu einem Problem der Menschengemeinschaft. Das Zeiterlebnis wird in seinem Werk zum weitgespannten zeitlosen Symbol des ewigen Menschheitsringens. So entstand als titanischer Begleiter alles Geschehens, wie bei Mombert so auch bei Unruh, der neue Mythos, die unversiegliche Kraft neuer Menschheit.

Momberts Werk schließt mit dem Blick in weites Neuland der Menschheit:

„Die Luft ist rein, das Meer ist heiter.
Wie ist die Erde wunderbar still!
Es wird herrlich sein, sie so zu umschweben, sie zu umspinnen,
Sanft und in langer Zeit sie in die Sphäre der Götter einzuspinnen."

Ähnlich aber klingt der Ruf der Tochter am Schluß von „Platz", dem zweiten und bisher letzten Teil der Trilogie:

„Ich sehe
Tief in das Herz der Welt, da deine Kraft
Aus neuer Liebe neue Menschen schafft."

Wird der dritte Teil über diese Schau zur Gestaltung der neuen Gemeinschaft fortschreiten? Wir wissen es nicht, aber wir vermuten es fast; damit aber schreitet Unruh weiter über Mombert hinaus, dem fernen Ziel entgegen zu neuer Menschheitsgemeinschaft. Daß aber Unruhs Geistigkeit ihn mit dem gotischen Drama verbindet, beruht vor allem auf der Tatsache, daß auch sein Werk in neuer Weltschau gipfelt und daß er durch diese Weltschau das Mysterium der Religion nicht abbildet, sondern gestaltet. Fritz v. Unruh, der auf ganz anderem Wege zu dem kultischen Werk kam, hat in ihm das vermocht, was andere nur ersehnten; aus dem erotischen Problem heraus zum Problem Eros durchzudringen. Daß ihm das gelang, macht ihn wahrhaft groß und rechtfertigt es, ihn hier zu nennen. Die Form seiner Gestaltungen verrät, daß ihm das, was er schafft, nicht etwa literarisches Reden ist oder ein ästhetisches Spielen mit Symbolen, sondern bitteres Leben. Jene harte, in sich gefestigte Sprache offenbart das ganze Grauen des Erlebens, ohne sich dabei zu überschreien oder in Schrei und Brunst erstickt zu werden. Sie schließt sich mit ihrem gespannten Rhythmus dem ganzen straffen Gang des Werkes an und verleiht ihm jenen geschlossenen Aufbau, der uns immer wieder an die Schöpfungen gotischer Architektur erinnert, wie uns die Gestalten in ihren scharfen Umrissen an die gotische Plastik gemahnen.

Gerade diese überragende formale Bewältigung des geistigen Erlebens verleiht Unruh die repräsentative Stellung in der jungen Dramatik. — —

Auch diese Werke verlangen, wie das Werk Momberts und das Mirakel- und Mysterienspiel des Mittelalters und unserer Tage, nach einem ihnen eigenen Darstellungsstil, dem gotischen Stil, wie ich ihn nennen möchte. Die Sprache verlangt feierlichen Sprachgesang, die Bewegung des Spieles als Handlung erfordert besondere Pflege, ihr Ausdruck vermittelt das Feierliche des Weihespiels. Bei der Darstellung dieser Spiele hat man sich immer zu erinnern, daß der Tanz die Keimzelle alles festlichen Theaters ist, und daß allein durch das geformte Bewegungsspiel das Gemeinschaftserlebnis zum Schwingen gebracht wird.

Heute werden überall, mehr als zu einer anderen Zeit, die Rufe nach einem Kulttheater laut. Die Zeit der geistigen Not führt die Menschen, wie immer so auch heute, zusammen, sie suchen nach einem Volkssymbol, um das sie sich scharen können. Vielleicht finden diese Rufe endlich Widerhall in dem Willen zur Tat, vielleicht wird uns endlich ein Theater erstehen, das kein alltägliches mehr ist, sondern ein festliches, ein weihevolles. Vielleicht hat dieses Theater die Kraft in sich die Gemeinschaft zu formen, deren Symbol und höchsten festlichen Ausdruck es bilden soll. Dies kann es aber nur dadurch werden, daß es den religiösen Mythos nicht abbildet, sondern schafft und gestaltet.

In dieser Bewegung ist es jedenfalls ein großer und vielverheißender Augenblick (ebenso wie in der Geschichte unserer gesamten dramatischen Entwicklung), daß in einer Stunde, da das gesamte Geistesleben Umwälzungen und Umwertungen erlebt, mitten aus dem Chaos des Zerbruchs und der Not unser gotisches Drama als gewaltige Offenbarung ringender religiöser Kräfte aufsteigt. Ob die Weiterentwicklung unseres deutschen Dramas aus dieser Keimzelle des neuen gotischen Dramas sich gestalten wird, und darüber hinaus zu einer neuen Epoche großer Festdramatik führen wird, wissen wir nicht, wir können auch nicht darüber spekulieren. Ist diese Frage doch nicht eine Frage des einzelnen Dramatikers oder des Bühnen-Künstlers, vielmehr eine Frage der Gemeinschaft. Der Wille der Gemeinschaft allein schafft das Gemeinschaftssymbol das Festtheater. Sicher ist, daß dieses Problem unter den geistigen Problemen unserer Zeit in der Mitte steht, „als Wirbel und Wendepunkt," um mit Nietzsche zu reden.

Zacharias Werner in der neuesten Forschung

Von Wolfgang Liepe (Halle)

Es trifft sich, daß diese Zeilen, die der im letzten Jahrzehnt endlich in lebendigeren Fluß gekommenen Zacharias-Werner-Forschung gelten, zugleich Gedenkzeilen werden. Am 17. Januar 192

aren hundert Jahre verflossen, seit der Tod dem
nerlich und äußerlich unsteten Wanderleben des
tpreußischen Romantikers, erotischen Mystikers und
nstigen „Liebesgesellen", der sich aus den Nöten
iner seelischen Zerklüftung in den Stand eines
tholischen Weltgeistlichen zu Wien gerettet hatte,
n Ziel setzte. Ein Dasein, das uns den seelischen Ent-
icklungsverlauf der deutschen Romantik in tra-
sch grotesker Verzerrung widerspiegelt, fand damit
inen resignativen Abschluß. Denn auch darin war
Berner jenen Erlebnistypen vom Schlage Friedrich
chlegels verwandt, daß er im Kampfe um die Voll-
dung des eigenen Wesens und Schaffens die
affen streckte, daß er nicht in sich selbst den festen
ittelpunkt zu erringen vermochte, von dem aus
idere willensstärkere und doch nicht minder zwie-
ältige Naturen ihr Erleben zu einer wenn auch von
nerer Spannung geladenen Einheit gestalteten.
er innere ethische Auftrieb hat Werner zu eigener
ual nie gefehlt, aber das Herrsein im eigenen Hause,
is sich Schiller bei verwandter Seelenstruktur mit
r Kraft ungebrochenen Willens erzwang, hat
Berner nie gekannt. Zeit seines Lebens hat er über
h und außer sich hinaus gestrebt nach Mächten
ßer ihm, die Herr über ihn sein, und Ordnung
id Frieden zwischen den widerstreitenden Mächten
ines Innern, zwischen Sinnenglück und Seelen-
ieden, schaffen möchten. Wo Schiller den Dualis-
us seines Erlebens entschlossen bejahte, indem er
n in das hellste Licht seines Bewußtseins erhob,
id ihn von dieser Klarheit über sich selbst aus in
mer erneuter seelischer Tat im Sinne Kant-Fichtes
erwand, da suchte Werner die inneren Gegensätze
ines Wesens vor sich selbst zu verschleiern, suchte die
wiespältigkeit seines Innern durch das mystische
ystem seines erotischen Monismus zu überwölben.
us bereit liegendem Material des romantischen
eltbildes baute er es auf, und die heiße Leidenschaft
iner seelischen Nöte gab ihm die individuelle Prä-
ung. Eigene Sehnsüchte gewannen in ihm damit
was Starr-Dogmatisches und Glaubenheischendes,
is ihm wie etwas Fremdes gegenübertrat, an dem
ine eigene Schwäche sich aufranken konnte.

Sein Leben lang ist es so geblieben. Immer
iegelt der sich entwickelnde Gehalt seines Welt-
ldes die Not seiner jeweiligen seelischen Lage
ider. Sein erster Nothelfer wird Rousseau, der
n von eigener Zwiespältigkeit in die Proble-
atik der ihn umgebenden Kulturwelt ablenkt.
ie passivistische Religionsauffassung der Schleier-
acherschen „Reden", Jacob Böhmes mystische
aturphilosophie — die Grundlagen des Werner-
jen Systems — geben dann seiner Willensschwäche
e ihm lebensnotwendige metaphysische Recht-
rtigung. Seine schwer beherrschte sexuelle Gier
icht ihr Recht in jenem monistischen System der
iebe, und der dogmatische Ausbau dieser Liebes-
hilosophie zu dem System der Hälftenliebe er-
lgte als rettender Ausgleich zu dem schwersten
chicksalsschlage, der ihn traf, der Scheidung seiner
über alles geliebten" dritten Frau von ihm. „Wie
nen Galgen aus Verzweiflung über Unglück"
it er es sich nach Arnims Schilderung erbaut, um
h mit dem Gedanken einer ewig unwandelbaren
berempirischen Verbundenheit mit der Geliebten,
ie nicht ohne seine Schuld seiner überdrüssig ge-
worden war, trösten zu können. Flucht vor der Zwiespältigkeit eigenen Wesens trieb ihn in die Mystik, die ihm die inneren Abgründe überbrücken sollte. Auf dem Wege nach Rom, der den pilgernden Witwer und Liebesprediger gleicherweise durch Bordelle wie Kirchen führte, leuchtet ihm, von ihm selbst als Zeichen des Heils begrüßt, die Sonne von Weimar, die gütige Anteilnahme seines Goethe-„Helios", den er als den universellsten und klarsten Mann seiner Zeit verehrte. Die klare in sich selbst ruhende Geschlossenheit des Goetheschen Wesens war auch Werner wie allen Romantikern das ideale Gegen- und Sehnsuchtsbild, das unerreichbare Idealbild ihres aus eigener Zwiespältigkeit rastlos in die Unendlichkeit vortreibenden Sehnens. Das Goethe-Erlebnis brachte Werner die entscheidende und tragische Erkenntnis seiner selbst. Daß auch Goethes herzliches Bemühen, Werner zur Festigung seiner Persönlichkeit als Mensch und Künstler zu führen, vergeblich blieb, das gab ihm wenigstens Klarheit über die völlige Andersartigkeit seiner seelischen Struktur, die er mit seinen mystisch spekulativen Versuchen fruchtlos vor sich selbst zu verschleiern oder zu verneinen versucht hatte. So war es zugleich ein Ausdruck letzter innerer Kraft und gesteigerter Hilflosigkeit, als er auf den konsequent dualistischen Boden des Katholizismus übertrat. Es war die erste klare Tat seines Lebens, sie bedeutete die Bejahung seiner eigenen dualistischen Seelenstruktur. — Der Petersdom ward ihm zum Symbol seines Innern: „Der Dom, er stand und raunte mir: Gespalten bin ich wie du, doch wird der Fels uns halten." Daß er aber sein seelisches Dasein künftig nur noch auf den Fels Petri zu gründen vermochte, war der Ausdruck des am Ende seiner Kraft angelangten Pilgers, der endgültig „des Wanderns müde" geworden war, der nun den Wahlspruch seiner spekulativen Anfänge im positiv religiösen Sinne verwirklichte — „die Kraft des Herrn in dem Schwachen mächtig" werden ließ.

Die Ehrlichkeit und subjektive Notwendigkeit kann von niemand bezweifelt werden, der in die krausen Windungen dieses Lebens und Dichtens eingedrungen ist. Sehr lange allerdings hat es gedauert, bis die deutsche Literaturwissenschaft begonnen hat, Wesen und Werden Werners einigermaßen gerecht und verständnisvoll aufzuhellen. Die unmutige Abkehr Goethes von seinem einstigen Schützling, seine Abneigung, „jenen Komplex von vorzüglichen Verirrungen, Torheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre bei redlich menschlicher Teilnahme gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen" (Kunst und Altertum, VI, 2) hat lange nachgewirkt. Noch 1917 glaubte Erich Klein, der sich in diesen Spalten in einer knappen Charakterstudie um eine schärfere Zeichnung der Wernerschen Entwicklung bemühte, die Erschließung des seelischen Uhrwerks dieses Dichters, von der deutschen Literaturforschung kaum angegriffen. Mehr allerdings als ihm offenbar bekannt war, ist gerade im letzten Jahrzehnt für Werner getan worden. Mehrere Einzelarbeiten haben den Spuren Poppenbergs und Fränkels folgend willkommenes Material herbeigeschafft, um zumal den Künstler Werner in seiner Eigenart zu

erfassen. Wertlos allerdings war Irmlers nicht viel mehr als Inhaltsangaben bietende Dissertation (Münster 1906) über den Einfluß von Werners Mystik auf sein dramatisches Schaffen. Dagegen hat R. Dieckmann (Dissertation Münster 1913) zuverlässiges Material über Werners Verhältnis zur Geschichte und zu den Quellen seiner Dramen zusammengetragen, allerdings auch ohne tiefer in den seelischen Gesamtorganismus einzudringen. Bloße Materialarbeit ist wieder Paul Schuberts Schrift über das Naturgefühl bei Zacharias Werner in ihrer leblosen Schachtelmethode geblieben (Dissertation Greifswald 1914); H. Brandts Studien zu Werners „Kreuz an der Ostsee" (Dissertation Marburg 1912) tragen zur Aufhellung der inneren Problematik des Werks zwar nichts bei, bestärken uns aber durch die Darlegung des negativen Erfolges sorgfältiger Nachforschungen nach dem verlorenen zweiten Teil des Dramas in dem endgültigen Verzicht darauf. Zwei Arbeiten beschäftigen sich erneut mit Werners Erstlingswerk, den „Söhnen des Tals": W. Ekkard (Dissertation Gießen 1917) hat es nicht verstanden, seine an sich sorgfältige dramaturgisch-technische Analyse des Doppeldramas, die überdies die schichtweise Entstehung und Umarbeitung des Werkes nicht entsprechend mitveranschlagt, zu fruchtbaren Folgerungen auszuwerten; dagegen hat Rudolf Palgen (Marburg 1917) die Beurteilung des Werks über die erstmalige anregende Behandlung durch Poppenberg hinausgeführt. Er spürt der stufenweisen Entstehungsgeschichte des Werks nach, zeigt die grundlegende Verschiedenheit in der Anlage des ersten vom zweiten Teil auf und weist überzeugend nach, daß die Anfänge des Dramas in eine entschieden unromantische Entwicklungsperiode des Dichters zurückreichen, daß das romantische Evangelium erst etwas später Hinzugekommenes und die künstlerische Einheit des Werkes Störendes gewesen ist. Schiller war nach Palgens reichlichen Nachweisen bei Werners Erstling durchaus der einflußreichste Pate; daneben stehen Shakespeare, Goethe und das Ritterdrama, die Romantiker kommen erst für den zweiten Teil und die Umarbeitung des ersten in Betracht.

Aus größeren Zusammenhängen heraus habe ich selbst in meiner Schrift über das Religionsproblem im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik (Halle 1914) die menschlich künstlerische Entwicklung Werners und ihre innere Notwendigkeit zu verstehen und aufzuhellen versucht. Der Schwerpunkt meiner Untersuchungen ruht in der Romantik und hier zumal in der Analyse der Wernerschen Persönlichkeit und seines dramatischen Werks, wie denn Werner unter den romantischen Dramatikern, wenn man von Kleist absieht, an der Spitze steht. Werners Erscheinung und Werk ordnet sich mir in den Gesamtverlauf der Epoche des anwachsenden und in der Romantik gipfelnden religiösen Individualismus ein. Der Weg Werners war auch der Weg der Romantik, wenn man sie einmal als Ganzes nimmt. Aus der Mythologieforderung Friedrich Schlegels, der sich auch Werners Anfänge anschließen, spricht ebensosehr der Drang romantischen Künstlertums nach sinnenhaftem Erleben, wie das allmähliche Ermatten der romantisch religiösen Sehnsucht, die des ruhelosen Hinausschweifens in die gestaltlose Unendlichkeit des reinen religiösen Erlebens müde wurde, nach mythologischen Symbolwerten griff und sie schließlich flügelmatt in der positiven Religion realisierte. Diese Entwicklung und die hier eingangs knapp umrissene individuelle Seelengeschichte Werners suchte ich durch Einzelanalyse seiner Dramen in ihrem künstlerischen Niederschlag nachzuzeichnen.

Mit meiner Auffassung Werners begegnet sich mannigfach die jüngste Gesamtdarstellung seiner Erscheinung von Paul Hankamer. Hankamer, der es in seiner den „Vierundzwanzigsten Februar" behandelnden Dissertation (Bonn 1919) verstanden hatte, den individuellen Erlebnisgehalt auch für dieses anscheinend unpersönlichste Werk des Dichters freizulegen, hat Werner 1920 eine großzügige Monographie gewidmet.[1]) Als tiefdringende und selbständige Gesamtleistung ist sein Werk warm zu begrüßen; im Interesse des Zusammenhangs und der fortzeugenden Fruchtbarkeit wissenschaftlicher Arbeit wünschte man allerdings, daß Hankamer sich stärker bemüht hätte, die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Niedergang unserer bibliographischen Hilfsmittel gerade auf dem Gebiete der neueren Literaturwissenschaft geschaffen hat. So ist ihm manch neuere Arbeit über seinen Gegenstand, die er hätte nutzen können, entgangen. Nur das letzte von 1914 datierte, aber erst 1918 veröffentlichte vortreffliche Quellenwerk, die von Oskar Floeck herausgegebene monumentale zweibändige Sammlung der Briefe Werners, die auch andere wichtige, bisher unbekannte Dokumente bringt, ist ihm noch zu guter Letzt zu statten gekommen. Hankamer hat die unmittelbaren Quellen zu Werner gründlich durchgearbeitet. Er hätte es daher nicht nötig gehabt, auf den guten wissenschaftlichen Brauch zu verzichten, seine Darstellung, die in erster Linie für die wissenschaftliche Welt gedacht ist, auch durch die üblichen Quellennachweise zu belegen. Die ästhetische Rundung der Darstellung gewinnt durch diesen Verzicht bedeutend weniger als die Sicherung der eigenen Ergebnisse und vor allem die Weiterarbeit Späterer dadurch erschwert wird. — Hankamer faßt seine Aufgabe als Beitrag zum Problem der Persönlichkeit in der Romantik. Die verschiedenen Abschnitte der Wernerschen Entwicklung stellen sich ihm als Variationen eines und desselben Themas dar, des Zentralerlebnisses als des Ringens um die Einheit der Persönlichkeit in Leben und Kunst. Mit glücklicher Gabe treffsicherer psychologischer Formulierung, die allerdings auch leicht ins Überformulieren und Zuspitzen gerät, folgt Hankamer dem in seiner immanenten Notwendigkeit nachgefühlten seelischen Schicksalsverlauf seines Helden. Die gehaltliche und künstlerische Ergründung der Dramen um ihres Eigenwertes willen kommt dabei entschieden zu kurz. In der Beurteilung der seelischen Grundstruktur Werners und ihrer Entwicklung komme ich mit Hankamer durchaus überein. Auch er faßt Werners Weltanschauungsbildung als Abstraktion des Erlebens auf, mit dem unbewußten Ziel der Entschuldigung seines Seins. So wird die begeisterte Aufnahme Rousseaus durch Werner als ein Akt seelischer Notwehr und der Flucht vor der Doppelzentrigkeit seiner eigenen, Rousseau verwandten Seele er-

[1]) Bonn 1920, Fr. Cohen. 346 S.

kannt. Seine seelische Disharmonie wird damit in die äußere Welt verlegt, woraus die Wernersche Entgegensetzung von Ich und Schicksal folgt. Auch im weiteren Verlauf der Darstellung wird das Fortwirken des Rousseau-Erlebnisses treffend hervorgehoben. Um so merkwürdiger, daß Hankamer die Bedeutung Rousseaus für das seelische Grundproblem des „Kreuz an der Ostsee" entgangen ist: Die Parallelisierung des verlorenen Naturzustands, der in Rousseaus Farben gezeichnet, den kulturphilosophischen Hintergrund der Handlung abgibt, mit dem Unschuldszustand individualseelischer Harmonie, um dessen Erreichung auf dritter höherer Stufe die Helden des Dramas in Christo ringen, eine Vergeistigung des alten Rousseau-Problems, die es in den fortschreitenden Dreitakt der romantischen Spekulation überleitet — ein Dreitakt, der in Werners nächstem Werk, dem Luther-Drama, in entsprechender religionsgeschichtlicher Abwandlung wiederkehrt, in der Stufenfolge: kindliche Geschlossenheit des Altkatholizismus, zersetzende Disharmonie des Protestantismus und künftige Harmonie des „geläuterten Katholizismus". Ist Hankamer solchen Zusammenhängen innerhalb der Dramen weniger nachgegangen, so hat er sorgsam und erfolgreich den Quellen nachgespürt, aus denen sich Werners Weltbild und persönliches Erleben in den verschiedenen Epochen speiste. Die grundlegende Bedeutung Jakob Böhmes auch für Werner war uns schon bekannt, Hankamer umschreibt sie auf Grund guter Böhme-Kenntnis in ihren Einzelheiten noch schärfer. Neu ist vor allem sein nachdrücklicher Hinweis auf die Bedeutung Fichtes für die Ausgestaltung des Persönlichkeitsbegriffs Werners. Der Fichtesche Begriff des Ideeindividuums bildet den weltanschaulichen Untergrund, auf dem sich das seit seiner Bekanntschaft mit Fichte immer stärker hervortretende Bewußtsein seiner Sendung als Ideeträger aufbaut. So sind im Luther- wie im Attila-Drama die Titelhelden als Ideeindividuen gefaßt, denen die Gegenspieler Kaiser Karl beziehungsweise Aëtius als die Vertreter des rein empirischen, nur in sich ruhenden Ich gegenübergestellt sind. Auf den inhaltlichen Ausbau des Wernerschen Liebessystems, als dessen Ideeträger er künftighin apostelgleich die Lande durchziehen wird, hat Fichtes Philosophie meines Erachtens kaum wesentlichen Einfluß geübt. Dieses System der Hälftenliebe nimmt sein gedankliches Baumaterial vor allem aus Plato, den Werner selbst genannt hat, Böhme, Wieland, Schiller und ist eine Krampfgeburt seelischer Not, nach Werners eigenen Worten „gepfropft auf seinen unendlichen Schmerz" über die Abwendung der Gattin von ihm.

Einen kurzen systematischen Aufriß dieses Liebessystems hat Werner in einem „vom menschlichen Leben" überschriebenen Essay gegeben, den wir aus der Veröffentlichung Floecks in seiner genannten Sammlung erstmalig kennen lernen. Er bringt über das hinaus, was wir aus Werners sonstigen Kundgebungen über sein Liebessystem erschließen konnten, nichts grundlegend Neues; er gibt vor allem keinen Aufschluß über den Begriff der Liebesentsagung, der in allen seinen Dichtungen die entscheidende Rolle spielt und auch meines Erachtens von dem Begriff des Ideeindividuums aus für den psychischen Sachverhalt der Dramen nicht hinreichend erklärt werden kann. Ein System romantischer Erlösungssehnsucht durch die Liebe aus der Einsamkeit des Individualseins, hatte Werner aufgebaut, und dennoch wird keinem seiner Helden (den historisch bedingten Kompromiß im Luther-Drama ausgenommen) die völlige Erlösungserfüllung im Sinne dieses Systems zuteil — weder vor noch nach der bewußten Systembildung. Die asketische Wendung, die Werners Liebesphilosophie in seinen Dramen erfährt, ist in ihrem tiefsten Grunde aus den erotischen Erlebnissen und der seelischen Verfassung des Dichters zu erklären, der die harmonisch ausgleichende, erlösende Macht der Liebe nie in sich selbst erlebt hat, der im Leben um sexuellen Verzicht rang, ohne sich überwinden zu können und daher als Dichter reuigen Herzens büßte, was der Mensch sündigte. Böhmes asketische Sexualethik mag hier noch richtunggebend hinzugekommen sein — im „Kreuz der Ostsee" liegt das zutage — anscheinend auch die radikalere Askese des Böhme-Schülers Gichtel, den Werner verdächtig verleugnete.

Das vergebliche Ringen um die Einheit seines Daseins in Leben und Kunst war Werner, wie Hankamer treffend dargestellt hat, gleichbedeutend mit dem nicht minder vergeblichen Werben Werners um die dauernde Teilnahme Goethes. Der im „24. Februar" unter Goethes Augen unternommene Versuch, seine künstlerische Kraft zusammenzufassen und von den Fremdkörpern der Mystik zu befreien, mußte Episode bleiben, eine Episode allerdings, deren tragischen Erlebniskern uns Hankamer feinfühlig erschlossen hat. Das hier gestaltete Fluchschicksal ist danach eine Schöpfung der handelnden Individuen selbst, eine grausige Fiktion ihres Wollens, ebenso wie das Segenschicksal, das Werner in einem von vornherein geplanten Parallelwerk darstellen wollte, eine Tat ihres ethischen Ich im Sinne Fichtes gewesen wäre. Erst durch die Ausführung des ganzen Planes wäre der Fiktionscharakter dieses Schicksalbegriffes deutlich geworden. Daß Werner dieses Lied vom Segen nicht mehr gestaltet hat, beweist am besten, daß er des eigenen Schicksalverhängnisses selbst nicht mehr von sich aus mächtig war. Eine Tat der Selbsterkenntnis und der Unkraft zugleich sieht daher auch Hankamer in Werners Konversion, aber ein Heldentum der Schwäche möchte er doch der weiteren Entwicklung Werners zubilligen, er möchte ihn innerhalb dieser Selbstbindung doch die früher vergeblich erstrebte, innerlich befriedende Vollendung finden lassen, als Mensch sowohl wie als Künstler. Mir scheint, als wenn Hankamer hier doch im Ausgleich gegen das Unrecht früherer Auffassungen, die auch im Priester Werner nur das Groteske und Verzerrte herauskehrten, zu weit gegangen sei. Gewiß hat Werner in seiner Priestertätigkeit, die er mit Ernst und Hingabe ausübte, eine gewisse innere Stetigkeit des Erlebens erreicht. Aber der Steine auf dem Wege zur Vollendung hat er noch immer genug gefunden, an denen er sich bis an sein Lebensende wund stieß. Seine maßlose Eitelkeit ließ ihm, auch dem Priester, bis zuletzt keine Ruhe, wenn es galt sich nach außen hin in Szene zu setzen; seine „faustische" Vorrede zu seinem Märtyrerdrama „Die Mutter der Makkabäer" atmet so wenig den Frieden eines mit sich selbst und

der Welt versöhnten Gemütes wie die Briefe an die Familie Grocholski-Choloniewski, in deren Kreisen Werner eine letzte jäh aufsteigende, von Hankamer aufgeklärte Liebesleidenschaft niederkämpfte. Und auch noch der kurz vor seinem Tode an Hitzig gerichtete Rechtfertigungsbrief spricht, wiewohl er die Sache der Menschlichkeit gegen mönchische Askese verficht, von der gräßlichen Apathie seines „grenzenlos einsamen, öden und verlassenen mitternächtigen Herzens“.

Der an sich erfreuliche Hang zu künstlerischer Rundung seiner Darstellung scheint Hankamer hier unmerklich verführt zu haben, auch das Charakterbild Werners zu Schluß der endgültigen Vollendung nahe zu führen. Durchaus widersprechen aber muß ich Hankamer, wenn er diese Vollendung gar den Dichtungen Werners aus seiner letzten Zeit zugestehen möchte. Ich suche in Werners „Geistlichen Übungen“ vergeblich nach den „Edelsteinen religiöser Lyrik, die auch neben den schönsten Werten der Kunst eines Novalis nicht ihren Glanz verlieren“. Werner erscheint mir hier doch nicht viel mehr als kirchlich religiöser Gelegenheitsdichter, als welchen ihn auch Floeck, selbst mit Einschluß der „Mutter der Makkabäer“, auffaßt. Doch diese Einwendungen und gelegentlichen Abweichungen in der Einzelauffassung sollen den Wert der Gesamtleistung Hankamers nicht antasten, die in ihrer inneren Geschlossenheit eine der begrüßenswertesten Erscheinungen im Kreise der neueren literaturwissenschaftlichen Monographien bedeutet.

Die Gerhart-Hauptmann-Literatur zum 15. November 1922

Von C. F. W. Behl (Berlin-Wilmersdorf)

I

Die Pyramide der Hauptmann-Literatur hat seit jenen ersten Publikationen Adalbert von Hansteins und Schlenthers an Umfang längst des Dichters eigenes Schaffen übertürmt. Das mag der Nachwelt einst vielleicht bizarr erscheinen. Es bleibt jedenfalls lebendiges Zeugnis dafür, daß eine schöpferische Kraft mitten unter uns am Werke ist, deren Besonderheit und Größe alle Zeitgenossen, auch die widerstr[illegible]nden, zur Auseinandersetzung zwingt. So [illegible] nicht ausbleiben, daß das Geburtstagsjahr 1922, das den sechzigjährigen Gerhart Hauptmann als einen repräsentativen Exponenten der deutschen Kultur aller Welt weithin sichtbar machte, uns aus einem schier unerschöpflichen Füllhorn Hauptmann-Schriften beschert hat. Was davon währen darf, was als Makulatur zu vergilben verdammt ist, wird erst eine spätere Zeit offenbaren. Heute gilt es nur, festzustellen, inwieweit uns das Neue eine Bereicherung bedeutet.

II

Paul Schlenther, „Gerhart Hauptmann“. Leben und Werke. Neue Ausgabe umgearbeitet und erweitert von Arthur Eloesser. Berlin 1922, S. Fischer. 320 S.

Paul Fechter, „Gerhart Hauptmann“. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag. 158 S.

Max Freyhan, „Gerhart Hauptmann“. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. 153 S.

Zum zweiten Mal ausgebaut, ist Schlenthers Buch wiederum erschienen. Es bleibt in gewissem Sinne die offizielle Darstellung des Lebens und der Werke Gerhart Hauptmanns. Unentbehrlich, wo es Persönliches gibt. Eine menschliche Wärme und Herzlichkeit ist ihm eigen. Das Werden des Jünglings, die Kämpfe des Mannes, der Ruhm und die Geltung des großen Dichters sind in ihm unmittelbar widergespiegelt — mit aller Klarheit, soweit sie bei einem noch lebenden Menschen eben erlaubt ist. Darüber hinaus ist das Buch ein Dokument tapferen Mitstreitertums und treuer, doch keineswegs blinder Gefolgschaft. In den kritischen Partien ist es nicht von gleichem Werte. Manches im Werke Hauptmanns blieb Schlenther verschlossen. Man wird auch den Verdacht nicht ganz los, er habe zuweilen getadelt, um nicht als Panegyriker zu erscheinen. Vor dem Pippamärchen scheint er mir zu versagen. Es fehlt auch eine klare, souveräne Überschau über Hauptmanns Gesamtwerk. Das liegt vielleicht daran, daß dieses Buch aus einzelnen kritischen Arbeiten allmählich zusammengewachsen ist. Schlenther selbst ist inzwischen von uns gegangen, und Eloesser hat diesmal die Vervollständigung übernommen. Er tat es mit sehr behutsamer Hand, verwebte — mit großer Schonung für den Schlentherschen Text — hie und da Eigenes und fügte die letzten Kapitel an, die an geistiger Durchdringung des künstlerischen Phänomens Gerhart Hauptmann wohl die bedeutendsten des Buches geworden sind. Er hat so dem lebendigen Organismus des ganzen Werkes zu natürlichem Wachstum verholfen. Vielleicht hätten, da nun einmal auf eine geschlossene eigene Arbeit Verzicht geleistet war, Schlenthers Publikationen, soweit sie noch reichten, eingefügt werden sollen — so etwa sein Aufsatz über den „Bogen des Odysseus“. Zwei tatsächliche Irrtümer befremden und müssen angemerkt werden, weil Eloesser aus ihnen wesentliche Betrachtungen ableitet. Der „Weiße Heiland“ ist nicht im Kriege und unter dem Eindruck des Krieges konzipiert (S. 284). Vielmehr arbeitete Hauptmann daran bereits 1913. Ebenso ist die Veröffentlichung von Thomas Manns „Tod in Venedig“ schon 1911 erfolgt und darum fast durch ein Jahrzehnt von Hauptmanns „Ketzer von Soana“ getrennt.[1] Äußerlich vermißt man in der Neuausgabe des Schlentherschen Buches den sehr wertvollen früheren Index. Um eine tiefere Erkenntnis der künstlerischen Erscheinung Gerhart Hauptmanns sind zwei völlig neue Bücher bemüht, die Paul Fechter und Max Freyhan veröffentlicht haben. Sie unterscheiden sich in ihrer Grundeinstellung durchaus voneinander und sind darum auch in ihren Ergebnissen grundverschieden. Fechters Buch offenbart einen fast heldenhaften geistigen Kampf gegen seine gefühlsmäßige Abneigung. Er kommt nur zu sehr bedingten Bejahungen mit „trotzdem“ und „dennoch“. So bejaht er z. B. überraschenderweise gerade die „Versunkene Glocke“, aber als — Kitsch. Er arbeitet dabei, will mir scheinen, mit solchen Begriffen wie „Kitsch“, indem er ihnen besondere, abweichende Bedeutungen beilegt (S. 43), um sie in seine Systematik hineinzuzwängen. So findet sich z. B. bei ihm auch ein eigens präparierter Begriff „Veredelte Gartenlaube“, der rein von

[1] Vgl. S. 304. Denselben Irrtum finden wir bei Hae[illegible] S. 182.

spielerisch anmutet. Spitzfindig bleibt seine Unterscheidung zwischen Mitleiden und Mitleid, welch letzteres allein er Hauptmann zugestehen will (der doch der Dichter des „Armen Heinrich“ und der Schöpfer „Ottegebens“ ist. Man spürt allenthalben zwischen den Zügen des Porträts, das Fechter entwarf, noch unverwischt die begrifflichen Stützlinien, die er sich zog. Dennoch bleibt sein Werk von besonderem Wert wegen seiner entwicklungsgeschichtlichen Einstellung und seiner auf jeden Fall fruchtbaren kämpferischen Auseinandersetzung. Sehr Feines äußert er gerade über die Pippa; sicher und eindringlich deutet er den Weg zu Eros hin als den tiefsten Sinn Hauptmannscher Dichtung. So darf sein Buch als eine wesentliche Bereicherung der Hauptmann-Literatur angesehen werden, wenn es gleich kein unbedingtes Bekenntnis zu dem Dichter darstellt wie das von Max Freyhan, dessen Diktion zuweilen gar das Lyrisch-Hymnische streift. In fünf Kapiteln sucht er dem Gesamtwerk Hauptmanns eine neue Gliederung zu geben, die in der Entwicklung zum Mysterium gipfelt. Freyhans Blickpunkt ist der von der Höhe des Zieles herab, wo ihm als höchste Manifestationen Hauptmannschen Schaffens der „Narr in Christo“ und der „Ketzer von Soana“ zu stehen scheinen. Sein Buch ist das Werk eines Liebend-Einfühlsamen der „das Ewiggültige in der Polarität des Hauptmannschen Weltbildes“ mit feinem Instinkt erkannt hat und mit froher, gläubiger Zuversicht Zeugnis ablegt für die „Dauer des Hauptmannschen Gesamtwerkes über den Gegensatz und die Wandlung der Generationen hin“.

III

E. Sulger-Gebing, „Gerhart Hauptmann“. 3. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt 283.) Leipzig-Berlin 1922, B. G. Teubner. 125 S.

Heinrich Spiero, „Gerhart Hauptmann“. (Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 64.) Bielefeld und Leipzig 1922. 84 S.

Konrad Haenisch, „Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk“. Berlin 1922, Buchh. Vorwärts. 191 S.

Ernst Lemke, „Gerhart Hauptmann. Ein Beitrag zur Charakteristik seiner Zeit und seiner Persönlichkeit“. Hannover und Leipzig, Ernst Letsch. 1923.

Johannes Eckardt, „Gerhart Hauptmann“. Frankfurt a. M., Bühnenvolksbund, Patmosverlag.

Julius Bab, „Gerhart Hauptmann und seine 27 besten Bühnenwerke“. Berlin, Franz Schneider. 1922.

Seit Jahren schon sind verschiedene Publikationen darum bemüht gewesen, eine populäre Darstellung vom Wesen Hauptmannscher Kunst zu geben. Zwei von ihnen, die bereits weite Verbreitung besitzen, stellten sich auch diesmal wiederum in neuer Form ein: Sulger-Gebings aus Volkshochschulvorlesungen entstandenes Büchlein, das reich an Quellenzitaten ist und jeder einzelnen Schöpfung des Dichters eingehende Betrachtungen widmet, die nur, bei aller Liebe für den Gegenstand, allzusehr am Äußerlichen haften, gern oberlehrerhafte Noten erteilen und nicht gerade oft zum Kern des künstlerischen Problems vordringen. Völlig mißverstanden sind z. B. „Kaiser Karls Geisel“ und „Griselda“. Müßig erscheint mir auch die mit theoretisierender Zähigkeit verfochtene These vom undramatischen Epiker Hauptmann. Wirklich volkstümlich gibt sich Spieros mit vielen interessanten Photographien geschmücktes Buch, das aus einer ehrlichen, gegenüber der früheren Fassung noch stärker betonten Liebe zu dem „menschlichsten unter allen deutschen Dramatikern“ erwachsen ist. Als Neuerscheinung unter den populären Hauptmann-Büchern finden wir das des früheren preußischen Kultusministers Haenisch. Es ist dazu bestimmt, mehr in die Weite als in die Tiefe zu wirken, und das hat ihm die Physiognomie gegeben. Die soziale Seite des „Weber“-Dichters ist mit besonderer Sorgfalt herausgehoben; die Altersentwicklung nur flüchtig skizziert. Haenisch hat ein reiches Dokumentenarchiv geöffnet, bisher fast unbekanntes, nun schon historisch gewordenes Material zusammengetragen. Die Atmosphäre der großen geistigen Gärungszeit von 1889 wird ungemein lebendig. Der eigentliche Wert dieses Buches besteht im rein Tatsächlichen. Die Beziehungen des jungen Dichters zu der sozialreformerischen Vereinigung „Ikaria“, über die sich Schlenther ausgeschwiegen hatte, werden hier der Öffentlichkeit zum ersten Male bekannt gegeben. Ein sehr aufschlußreicher Bericht über Hauptmanns Studienfahrt in die armen Weberbezirke wird der unverdienten Vergessenheit entrissen. Ein wenig erfreuliches Gegenstück zu Haenischs Buch ist das von E. Lemke. Es bringt eine Wiederholung der Vorwürfe, die dem grunddeutschen Dichter von jenen sogenannten „Deutschvölkischen“, u. a. in dem üblen Pamphlet von Espey, gemacht worden sind, denen seine wahrhaft deutsch-humanistische Einstellung ein Gegenstand des Anstoßes ist und die immer wieder an seinem „pazifistisch-internationalen Geist“ ein selbstgefälliges Ärgernis nehmen. Sie kennen nicht das wundervolle Wort von Jaurès: „Ein wenig Patriotismus führt zum Nationalismus, viel Patriotismus zum Internationalismus.“ Ungewollte Selbstironie scheint mir in der Feststellung Lemkes von der „parteipolitischen Verbissenheit“ — Hauptmanns zu liegen. Kunstkritisch bietet Lemkes Buch trotz großer Ausführlichkeit nichts wesentlich Neues. Bei aller Anspruchslosigkeit durchaus brauchbar und dankenswert ist die volkstümliche Schrift von Johannes Eckardt, die Leben und Werk Hauptmanns umreißt. Auch meine in zweiter Auflage (Verlag „Der Kritiker“, Charlottenburg 1922) erschienene kleine Studie über Hauptmann darf ich wohl unter die Versuche, das Werk des Dichters zu popularisieren, reihen. Wieweit es mir dabei gelungen ist, den Grundzug Hauptmannscher Kunst in der Formulierung „Mitleiden — Sehnsucht — Erlösung — alles in eins geschlungen durch die Liebe“ festzuhalten, mögen Berufene entscheiden (vgl. Sp. 847). Ein für den noch unkundigen, doch nachdenksamen Theaterbesucher bestimmter Führer durch Hauptmanns beste Dramen stammt aus der Feder von Julius Bab, der hier wiederum sich als ein ausgezeichneter Mittler des künstlerischen Erlebnisses bewährt.

IV

Ludwig Marcuse, „Gerhart Hauptmann und sein Werk“. Berlin 1922, Franz Schneider. 220 S.

Felix Hollaender, „Festschrift zum sechzigsten Geburtstag Gerhart Hauptmanns. Herausgegeben im Auftrag der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.“ Berlin 1922, Rudolf Mosse.

Walter Heynen, „Mit Gerhart Hauptmann. Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreise“. Berlin 1922, Georg Stilke.

Eugen Kühnemann, „Gerhart Hauptmann. Aus dem Leben des deutschen Geistes in der Gegenwart“. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchh. Oskar Beck. 115 S.

„Festgabe zum sechzigsten Geburtstage Gerhart Hauptmanns.“ Bielefeld 1922, Riemeyersche Buchhandlung.

Als eigentliche Festgaben sind verschiedene Sammelwerke erschienen, in denen zeitgenössische Geister dem Genius des großen deutschen Dichters huldigen. Das umfangreichste ist das von Marcuse redigierte. Daß es dem Herausgeber dennoch nicht gelungen ist, eine gewissermaßen internationale Manifestation zustande zu bringen, ergibt sein Vorwort: von dem jungen Deutschland, aus dem Norden und dem pazifistischen Frankreich und England sind viele Absagen gekommen. Dafür ist der Osten, insbesondere Rußland, durch verschiedene Beiträge vertreten, die für die innere Verwandtschaft Hauptmannschen Geistes mit der großen slawischen Kunst sehr beredtes Zeugnis ablegen. Der reiche Inhalt des Marcuseschen Buches ist in drei Abschnitte gegliedert. Der erste gilt dem Menschen Hauptmann. Hier sind persönliche Erinnerungen Max Dessoirs aus alter Zeit besonders bemerkenswert. Der zweite Teil bringt Auseinandersetzungen mit dem dichterischen Werke. Der Herausgeber selbst veröffentlicht hier geistvolle Ausführungen über „Hauptmanns Drama, die Tragödie der Verstockung". Der Dichter Heinrich Eduard Jacob beschäftigt sich mit Hauptmanns Verhältnis zur Antike, das er bei diesem neuen Evangelisten der christlichen Welteinstellung verneint. Meines Erachtens nicht zu Recht. Ist doch etwa der „Fuhrmann Henschel", so paradox das klingen mag, vielleicht die am tiefsten antik empfundene Tragödie der neuen deutschen Dichtung. Von den verschiedensten Seiten aus wird Hauptmanns Werk weiterhin in diesem Abschnitte belichtet. Über sein Naturgefühl schrieb Paul Wiegler, über den Mystizismus Emil Szittya, über die Frauengestalten Manfred Georg. Ich selber habe den Versuch gewagt, den kritischen Kampf um Hauptmann in den letzten drei Jahrzehnten dokumentarisch darzustellen. Des Dramatikers besonderem Verhältnis zum Theater ist der dritte Abschnitt gewidmet, in dem u. a. Friedrich Kayßler, Jeßner und Bassermann zu Worte kommen. Den Abschluß bildet der Erbauer der Jahrhunderthalle, Max Berg, der das breslauer Festspiel von 1913 als einen „Markstein in der Entwicklung unserer dramatischen Dichtung auf dem Wege zum Volksschauspiel" feiert. Aus dem anderen, vom Verlag S. Fischer ursprünglich geplanten Sammelbuch sind die von Holländer herausgegebene Festschrift und das Novemberheft der „Neuen Rundschau" entstanden, in denen sich vor allem die Altersgenossen Hauptmanns zu ihm bekennen. Beide Schriften bringen reiches Material aus den Federn unserer bekanntesten deutschen Dichter, Kritiker und — Politiker. Besonders bemerkenswert erscheint mir, was Thomas Mann und Schnitzler in der Holländerschen Festgabe gesagt und was im Namen des jüngsten Deutschlands Fritz von Unruh in poetischer Form als Erlebnis des Menschen und Dichters Gerhart Hauptmann gestaltet hat. Von ganz besonderem Werte ist das schön ausgestattete, mit der Wiedergabe einer bildhauerischen Jugendarbeit Hauptmanns versehene Buch Walter Heynens. Es enthält die unmittelbarsten Zeugnisse von Freunden und Mitstrebenden des Dichters und bringt eine Fülle des Neuen, Interessanten. Manchmal freilich sprechen die Beiträger (wie Hermann Bahr und Hermann Stehr) mehr von sich selbst als von Hauptmann. Nur Moritz Heymann in seinem ausgezeichneten Essay „Züge zum Porträt Gerhart Hauptmanns" gibt sich ganz seiner Aufgabe hin, die innere Form der Persönlichkeit des Dichters nachzubilden. Eine Ansprache und einen Vortrag über Hauptmann aus den Tagen der breslauer Festspiele 1922 hat der dortige Universitätsprofessor Eugen Kühnemann in seinem Buch neben Essays über Tagore, die deutsche Volksbildung und den deutschen Idealismus abdrucken lassen. Er ist darin glückhaft bemüht, die allgemein-kulturelle Bedeutung des Dichters zu umreißen. Gut gemeint ist auch die ein wenig dilettantisch anmutende bielefelder Festgabe, die immerhin eine Bereicherung der Hauptmann-Literatur enthält: den interessanten Aufsatz von Gustav Engel, der die sprachliche und rhythmische Schönheit der Anna-Dichtung gegen beckmesserische Silbenzählerei verteidigt und aus dem besonderen Wesen der deutschen Verskunst erklärt.

V

Horst Engert, „Gerhart Hauptmanns Sucherdramen". Leipzig 1922, B. G. Teubner. 108 S.

Max Pinkus und Viktor Ludwig, „Gerhart-Hauptmann-Werke von ihm und über ihn". Neustadt i. Oberschles. 1923.

Es ist heute schon lohnend, die Anfänge einer ernsthaften Hauptmann-Philologie zu betrachten. Der sehr ausführliche Aufsatz von Käthe Rathaus-Hoffmann über das „Urbild des Collegen Crampton" aus dem Marcuse-Buch und eine im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" erschienene Studie von Helene Herrmann gehören hierher. Die Gattin des berliner Literarhistorikers weist darin nach, daß Hauptmann etwa zehn kurze Stellen aus dem „Horribiliscribifax" des Gryphius in seinen „Florian Geyer" transponiert hat, — so zwar, daß sie seinem Werke organisch zuwuchsen und daß ihr sprachlicher Reiz erst hier geistig lebendig geworden ist. Einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas nennt Horst Engert sein Buch über die „Sucherdramen" Hauptmanns. Hier wird, nicht ohne eine gewisse philologische Überheblichkeit und Pedanterie, doch manches Wertvolle von jenen Werken des Dichters ausgesagt, in denen er — nach der Terminologie des Verfassers — versucht habe, die Synthese von charakterisierendem Realismus und typisierendem Idealismus zu finden. Es konnte dabei freilich nicht ausbleiben, daß die schöpferische Manifestation in die Zwangsjacke eines Schemas gefügt ward. Gleichwohl bleibt es lohnend, sich durch die zunächst reichlich trocken anmutenden Darlegungen durchzuarbeiten. Eine großzügig angelegte und sehr vollständige Hauptmann-Bibliographie verdanken wir Viktor Ludwig und dem oberschlesischen Kunstfreund Kommerzienrat Max Pinkus in Neustadt, dessen reichhaltige Hauptmann-Sammlung die Anregung und Grundlage dieser verdienstvollen Arbeit geworden ist, die in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel der Hauptmann-Philologie darstellen wird.

VI

Julius Bab, „Durch das Drama Gerhart Hauptmanns". Berlin 1922, Oesterheld & Co. 23 S.

Emil Kläger, „Pippas Tanz ‚Das Märchen vom deutschen Michel'. Gerhart Hauptmanns Märchendrama ‚Und Pippa tanzt . . .' nachgedichtet". Wien und Leipzig 1923, Wila-Verlag A.-G. 116 S.

E. Ebertin, „Gerhart-Hauptmann-Festspiele". Görlitz, Niederschlesische Zeitung". 20 S.

Zum Schluß bleiben noch drei Sonderpublikationen zu behandeln. In der Reihe seiner lehrreichen dramaturgischen Schriften „Der Mensch auf der Bühne“ hat Bab ein Heft über Hauptmann erscheinen lassen. Er gibt darin in klugen, aus praktischer Erfahrung hergeleiteten Analysen einzelner Szenen eine klare Anschauung von den Grundelementen Hauptmannscher Menschenkunst. In der Einleitung wird der Regisseur Hauptmann gewürdigt. Aus dem Ganzen darf jeder Darsteller Hauptmannscher Gestalten dankenswerte Anregungen entgegennehmen, wie er am sichersten zur innersten Seele der zur verkörpernden Figur durchstoßen kann.

Ein Kuriosum ist die Nachdichtung des Pippamärchens von Kläger: in Wirklichkeit nichts weiter als eine billig erklärerische Wiedergabe des Inhalts. Trotz den freundlichen Zeilen, die der Dichter dem Verfasser dieses Büchleins gewidmet hat und die nun als Zueignung in fettem Druck vorangestellt sind, wird man Klägers Versuch einer „Enträtselung des Märchendramas“, wie der Waschzettel verkündet, als überflüssig zurückweisen müssen. Und mit Befremden nimmt man davon Kenntnis, daß der Nacherzähler sich schmeichelt, hier ein Mysterium „gelöst“ zu haben. Einen Aufsatz über die bunzlauer Hauptmann-Feier 1922 glaubte die Verfasserin E. Ebertin der Nachwelt erhalten zu müssen. Man erfährt aus ihrer Arbeit, daß im Stadttheater ein Festprolog von ihr gesprochen worden sei und der Dichter ihr mit freundlichem Händedruck gedankt habe. Die interessante Rede Hauptmanns gibt sie leider nur in Auszügen wieder, mit kleinen zustimmenden Randbemerkungen. Aus dem Umschlag des Heftchens ersieht man, daß E. Ebertin die Autorin eines Schauspiels „Heilige Liebe und — Sünde“ ist, das sie für ein Gegenstück zu Hauptmanns „Einsamen Menschen“ hält. Man kann ihr dazu nur gratulieren.

Echo der Bühnen

Wien

I

„Das blaue Wunder.“ Lustspiel in drei Akten. Von Paul Werthe imer.“ (Uraufführung im Akademietheater am 2. März 1923.)

In einer oberösterreichischen Sommerfrische ist einer, dem die gesamte Damen- und ein Großteil der Herrenwelt zu Füßen liegt, ein Gentleman von tadelloser Eleganz, von unfehlbarem Geschmack, Rekord- und Herzensbrecher ohnegleichen, noch obendrein heißt er Gabriele (man denke: Gabriele!) und ist ein richtiggehender Conte: kurz, ein Ideal, das Ideal — und dabei lebt dieser „König des Lebens“, wie sich zufällig herausstellt, als einer jener „in den besten Kreisen verkehrender Herren“, denen geheimnisvolle Zeitungsinserate lohnenden Nebenerwerb verheißen, nicht nur nebenher, sondern ganz und gar von Tantiemen, Provisionen oder wie das Zeugs heißen mag solcher Firmen, deren Fabrikate er in der „Gesellschaft“ zu lancieren weiß: ein Mittelding also zwischen Kellers Strapinski und Sudermanns Keßler, aber nicht ohne eine starke persönliche Note und „alser ganzer“ (wie man hier sagt) eine unseres Wissens neue, gewiß noch unverbrauchte Gestalt und eine äußerst dankbare Rolle. Um diese Rolle herum hat der Verfasser mit der ihm eigenen unverbindlichen Leichtigkeit das herkömmliche beruhigende Eheirrungsspiel geschrieben, welches seine Heldin, mag sie nun Lila oder Ellida oder Cyprienne oder, wie in unserem Fall, besonders neckisch Ridi heißen, regelmäßig von der Alltäglichkeit des biederen Gatten zur realen oder erträumten Dämonie des Liebhabers und ebenso regelmäßig noch in zwölfter Stunde durch gründliche Enttäuschung vom Liebhaber zu dem bei Lichte besehen doch eigentlich gar nicht so übeln Gatten, aus dem gefahrvollen Abenteuerland an den sicheren häuslichen Herd zurückführt: worauf ein neues Leben beginnt und ein altes Stück wieder einmal aus ist. Höheren Flug nimmt, wie schon gesagt, das in Rede stehende, von Burgschauspielern auf einem reizenden Schul- und Versuchstheaterchen dargestellten Lustspiel nicht, wenn es auch dem goldenen Kalb, gleichsam scherzweise, einige Nasenstüber versetzt; Gold und Kalb spüren dergleichen nicht, selbst wenn es der Verfasser wirklich und ernstlich böse meinen sollte. Aber das ist ja gar nicht der Fall.

II

„Die Judastragödie.“ Vier Bilder und ein Epilog. Von Egon Friedell. (Uraufführung am Burgtheater am 3. März 1923.)

Schon unter der vorvorletzten Direktion des Burgtheaters angenommen, ist Friedells „Judas“ nun endlich aufgeführt worden. Wollte man über diese Tragödie (wenn sie denn einmal so heißen will und soll), wie ehedem romantische Bosheit über Wielands Lebenswerk, einen concursum creditorum verhängen, so erhöbe der belesene Verfasser gegen solch ein grausames Verfahren gewiß den bekannten und bewährten Molièreschen Einspruch; sei denn, mindestens für heute alles, was wie ein Prioritätsprozeß aussieht, kurzerhand niedergeschlagen, doch aber festgestellt, daß die von Friedell dramatisch erteilte Antwort auf das rätselhafte Warum des Hochverrats sich in der langen und zum Teil glänzenden Tradition der Jesus- und Judas-Dichtung durchaus nicht zum erstenmal vernehmen läßt, im Gegenteil geradezu herkömmlich ist — und daß sich durch das Meritum dieser Antwort natürlich auch bis zu einem gewissen, bis zu einem sehr hohen Grade die Auffassung des Verräters, ja selbst des Verratenen bestimmt. So ist also auch Friedells Erzschelm ein zionistischer Zelot, das von ihm ersehnte Messiasreich ganz eins von dieser und speziell von seiner Welt, dessen Vorbedingung ein makkabäischer Befreiungskrieg und dessen größtes Hindernis — Jesus und seine Lehre; daher in unserer Tragödie der (unter der Bewußtseinsschwelle auch von Eifersüchten aller Art beförderte) Verrat, dem Friedell etwas mühsam einen Tatbestand konstruiert, freie Bahn für eine ebenso rasch auflodernde wie verlöschende, von Judas als dem Messias geführte nationale Revolution schafft: eine Vorwegnahme oder, wenn man will, eine kühne Verkürzung der jüdischen Geschichte von Tiberius bis Hadrian, wie denn der Verfasser auch sonst das geschichtlich Zerstreute mit starker und dabei geschickter Hand zu konzentrieren weiß. Der Rest (vom Standpunkt einer Judastragödie gesehen) ist folgerichtig Ahasver; leibhaftig schreitet er, einer großen goldenen Wolke, die über den Himmel zieht, folgend, „langsam und traurig“ über die Bühne und aus der Tragödie in die Weltgeschichte.

Wie die meisten seiner Vorgänger, noch zuletzt John Masefield in „Good Friday“ (1917), hält auch Friedell den Heiland, sofern man ihn sehen und hören könnte, von der Bühnenerscheinung seiner Tragödie fern. Wieder und wieder hat man aus gleicher Not die gleiche Tugend gemacht und Ihn, an dessen überlieferte Worte und Reden ja doch keines Poeten, nicht des genialsten, Erfindung hinanreicht, als unsichtbare Kraftquelle des Dramas wirken lassen, als den Punkt gesetzt, in dem sich alle Willensrichtungen der einzelnen, woher immer und wohin sie gehen mögen, schneiden müssen. Sichtbares Zentrum des vielköpfigen, zum Teil schattenhaften Personals ist übrigens auch nicht, wie man doch erwarten sollte, der Titelheld, den der Dichter schließlich selbst als Episode empfindet, aus den Augen verliert, als Episode abtut — sondern merkwürdigerweise der Prokurator Pilatus, die körperlichste, lebendigste, originellste Gestalt des Dramas,

die sich allerdings überraschend schnell aus einem Römer des ersten in einen Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts verwandelt und dann sofort von höchster Warte moderner Religions- und Geschichtsphilosophie das ihm erst seit wenigen Stunden bekannte Christentum, vielmehr die Lehre Jesu, vor deren Größe das römische Weltreich zur „Anekdote" einschrumpft, zu würdigen vermag. Uns übrigens stören die geistreichen Anachronismen der Römerszenen, deren berühmtes Muster bisweilen erreicht wird, durchaus nicht, ebensowenig die vielleicht gewollten Dissonanzen zwischen ihnen und den in jeder Hinsicht andersartigen jüdischen und urchristlichen Gebieten der Dichtung; aber als einen Mißklang, der sich nirgendwo auflöst, empfinden wir es, daß Friedell den ironischen und den pathetisch-ekstatischen noch durch einen dritten Stil kompliziert, durch eine leidige, oft unerträgliche Meiningerei und allerlei gelehrt kulturgeschichtlichen Krimskrams, den er, professoraler als ein Erzprofessor, bei jeder Gelegenheit, nicht ohne Koketterie, ausbreitet und so allerdings Kritik und Korrektur in Dingen, die an und für sich mit Dichter und Dichtung nicht das Mindeste zu tun haben, gewaltsam und unnötig auf sich zieht. Kein Mensch erwartet z. B. von dem Schöpfer eines Passionsdramas zugleich eine Fleißarbeit über Verwaltung des römischen Reichs; warum liefert er sie dennoch, und wenn überhaupt, warum so fehlerhaft? Tausendmal willkommener das Geschützfeuer in König Johann, der Blitzableiter in den Piccolomini, der Roland in Siegfrieds Tod, als diese dilettantischen Pedanterien eines erklärten Antipedanten.

Bei alledem unzweifelhaft ein Werk, über das sich ernsthaft reden und angestrengt nachdenken läßt; nicht bloß, wie so viele gleichen Stoffs und vor allem das gesamte Passionsspiel, einzig allein von dem monumentalen Stoff, den lapidaren Schriftworten und der Darstellung lebend; auf hohem Bildungsniveau, technisch trotz mancher Unbeholfenheiten (zu deren Verteidigung sich Friedell ganz unrechtmäßig auf den ihm weit überlegenen Film beruft) sehr beachtenswert, gerade auch wegen seiner Stillosigkeit, die deutlich auf die buntscheckige literarische Tätigkeit des vielgewandten Verfassers zurückweist. — In der Buchausgabe folgt dem Text eine aphoristische, aber in der Geschwindigkeit doch nach allen Seiten hin frontmachende, selbstbewußte und witzige Apologie — mit einem Wort: Shaw. Aber Shaw in Sedezformat. Verwundert sehen wir unseren Landsmann neben manchem geistreichen oder hübschen Einfall zumeist Thesen von bezwingender Selbstverständlichkeit verfechten: als schlüge einer mit großer Luthergeste das kleine Einmaleins an eine Kirchentür.

III

„Der Unbestechliche." Lustspiel in fünf Akten. Von Hugo Hofmannsthal. (Uraufführung im Raimundtheater am 16. März 1923.)

Ein Don Juan von heute, dessen Leporello nicht für, sondern gegen ihn arbeitet; eine erotische Schachpartie, an deren Schluß der König gebührendermaßen mattgesetzt wird, worauf sich vier oder, wenn man genau nachrechnet, fünf Paare als versöhnt, verliebt, verlobt empfehlen. Jener Leporello muß alles zusammenhalten, und wenn seine Rösselsprünge auch nicht immer so verblüffend wirken wie nach ihrer feierlichen Ankündigung im ersten Akt eigentlich zu erwarten wäre, so entschädigen dafür der durchaus geistreiche, bisweilen tiefe Dialog und die mit sicherer Hand gezeichnete Umwelt österreichischen Adels, in der sich Hofmannsthal schon mit seinem (1920 gedruckten und 1921 gespielten) „Schwierigen" angesiedelt hat. In Summa: die Normalkomödie, wie sie sich seit Jahrhunderten in den Niederungen, aber auch im Hochland der Dichtung fortерbt; in unserem Fall belebt und bereichert durch die alle fünf Akte erfüllende, das gesamte sonstige Personal in Mittel- und Hintergrund drängende köstliche Gestalt des Dieners Theodor, der, ohne seine Abkunft von Beaumarchais' Figaro zu verleugnen, sich, so wie er ist, als neuer, schwer zu vergessender Typus aufstellt, freilich aber eben wegen dieser Neuheit eines ganz besonders starken Darstellers bedarf, um sich szenisch zu behaupten. Mit dieser Darstellung steht und fällt das Stück; am Erfolg der Uraufführung hatte sie den Löwenanteil, denn die übrigen Männlein und Weiblein, wie schon erwähnt, besagen nicht viel; obzwar wenigstens Don Juan oder wie er jetzt heißt, Baron Jaromir, mit wenigen Grundstrichen so interessant angelegt ist, daß man sich diesen naiven, auf altem Stammbaum gereiften Egoismus, diese Kreuzung zwischen Lebemann und Literaten sehr wohl als Mittelpunkt und Träger solch einer leichten und anmutigen Handlung denken könnte. So wie das Stück nun einmal dasteht, glaubt man freilich diesem Baron die Autorschaft nicht recht, nicht einmal mit all den Einschränkungen einer im Lustspiel selbst ausgesprochenen unbarmherzigen Kritik.

Robert F. Arnold

Berlin

„Olympia." Drama in fünf Akten von Ernst Weiß. (Uraufführung durch Die Junge Bühne im Renaissancetheater am 18. März 1923.) — „Die Flucht nach Venedig." Schauspiel in vier Akten von Georg Kaiser. (Berliner Erstaufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters am 27. März 1923.)

Es ist Kraft in Ernst Weiß' Drama „Olympia"; diese Kraft streift manchmal die gefährliche Grenze; aber sie packt immer wieder an, so lange die Handlung auf der Bühne glüht; sie ist nachher verblasen und wirkt nicht nach.

Die Dirne und der Zuhälter (hier Wirt eines Freudenhauses): — das Drama kennt nur den einen Trieb: die beiden können nicht los voneinander. In ihr ist das elementare Verlangen — er ist Holz in ihrem Feuer; sein Versuch, sich von ihr loszumachen, seine Verzweiflungsflucht in die Heirat mit der anderen bleiben wesenlos; sobald sie flammt, brennt er. Ein Trieb, dem alles zum Opfer fällt, auch ehrliche Liebe eines Dritten und Keuschen zu der Dirne, auch Lebenswohlstand, Reichtum sogar — ein derartig fressender Trieb muß sich in eine Kraft umsetzen, die auch auf den Zuschauer hinüberwirkt.

Es ist nicht dies allein. In einer Szene, da die Dirne vor sich selbst in die Kirche flüchtet und sich ihr die Trauung des Mannes, von dem sie nicht los kann, mit der anderen körperhaft vergegenwärtigt, versucht Weiß die Kraft ins Visionäre zu steigern. Er scheitert; bleibt schülerhaft; ein Zauberlehrling des Expressionismus. Dafür vermag er ein Anderes, sehr Eigenes. Im Aufgluten der Kraft wird die Gegenwart dauernd trächtig und gebiert Vergangenheit. Von ihrem Trieb überwältigt, ist die Dirne immer wieder in ihrer eigenen Empfindung das junge Mädchen, das sich ganz an den Mann verlor und ihm jedes Opfer, auch das für sie beide verderbliche, brachte. Der Mann aber erlebt, von diesem Schwefelsfeuer angeglutet, seine eigene blühende Jugend wieder. Und nun, in der Figur dieses Mannes, des Zuhälters, der Offizier war und sich im Delirium in Imperatorenherrlichkeit hinein steigert, gewinnt das Drama flüchtig Gestalt. Hier, wenn auch nur hier, wurde die Kraft eindruckprägend.

Aber — von dieser Kraft bleibt nichts zurück, auch nicht ein letzter Funke in der Asche. Weil Ernst Weiß, Literaturathlet, im Grunde doch ein Schwacher ist, der durch Übersteigerung des einen Triebes eine Kraft vortäuscht, die er nicht besitzt? Vielleicht. Jedenfalls aber bleibt der niedere Trieb, den er beschwört, bar jeder Geistigkeit und jeder Herzenswärme, unwirksam, menschliche Anteilnahme anzuspinnen. Ja, es vergegenwärtigen sich einem, in einiger Selbstironie, die aristotelischen Paragraphen. Furcht und Mitleid, wo auch ein letztes menschliches Gemeinschaftsgefühl aufgehoben ist? Man steht wie vor dem Käfiggitter im zoologischen Garten.

Wenn einst das Drama von dem Altar ausging, hier ist es bei der Reckstange angelangt.

* * *

In Georg Kaisers „Flucht nach Venedig" ist das Ineinander äußerer und innerer Handlung zu einem Auseinander und Gegeneinander geworden. Charakteristik wird

damit zu Plakat, die Handlung selbst zu blinder Scheibe—: daß gelegentlich ein Sonnenstrahl darin glitzert, ist darum noch nicht ausgeschlossen; durchsichtig wird sie nicht.

Man hört von einer George Sand, die, allzusehr Literatin, sich und den sie lieb hat, dauernd zum Modell nimmt, das eigene seelische Erlebnis in jedem Augenblick belauert, um es, eine Diana der Literatur, in ihrer Jagdtasche heimzutragen und es alsbald zu marktgängiger literarischer Ware auszuschlachten. Weil sie ihn und seine Leidenschaft in ihrem neuesten Drama auf die Bühne zog, floh Alfred de Musset vor ihr nach Venedig. Und nun der Augenschein? George Sand ist Musset nach Venedig gefolgt, sie kommt, sie ist da —: eine Leidenschaftliche tritt sie Musset entgegen, Leidenschaft flackert aus ihrer Freundschaft mit der jungen Deutschen, leidenschaftlich verliert sie sich an den italienischen Arzt, Leidenschaft saugt sie aus der Eifersucht der Engländerin, noch einmal leidenschaftlich wehrt sie deren Gatten — von Selbstbeobachtung, von literarischer Spiegelsüchtigkeit, ja auch nur von dieser lastenden, mißtrauischen und selbstverdammenden Reflexion des Schriftstellers ist in alledem nichts. Charakteristik ist Plakat geworden! Und ganz zum Schluß erst wird die blinde Handlungsscheibe geputzt. Als wäre sie eine Mondsüchtige, die selbstverloren Dächer erklimmt, so ruft sie Musset bei ihrem Literaturnamen und — bringt sie damit zum Absturz. Wer's glaubt!

Als Handlungssymbol nichtig, als Handlungsspielerei höchst geschickt erdacht und glänzend durchgeführt. Im raschen Wandel ist Aufstieg und Abstieg, jedes Handlungsmoment ist plastisch gestaltet, jeder Augenblick hat Bühne. Trotzdem: auch als Handlungs*spiel* geht die „Flucht nach Venedig" verloren. „Das Wort tötet das Leben" lautet (in Hinblick auf George Sand) der Schlußsatz des Dramas. Das tut das Wort bei Georg Kaiser wirklich. Denn, mag man seinen Stil beurteilen wie man will, es ist der Stil des Schreibenden, der Merkmale setzt, Abbreviaturen sucht, die Charaktere bei ihrem Stichwort aufruft. Es ist nicht der Stil des Miterlebenden, der sich an seine Gestalten verliert, nicht der des Schöpfers, stumm in sich und nur aus dem Geschöpfe offenbarungskräftig. Kaisers Wort entsinnlicht wie die Formel. Aus sich heraus und für seine Präparaten-Dramatik hat er recht: „Das Wort tötet das Leben."

Ernst Heilborn

Hamburg

„Die kleine Heilige." Komödie in drei Akten. Von Ernst Weiß. (Uraufführung im Kleinen Lustspielhaus am 1. März 1923.)

Die hamburger Bühnen sind mit Uraufführungen in dieser Spielzeit mehr als sparsam. Wenn nichts anderes auf den Markt käme als „Die kleine Heilige", könnte man das nur mit Freude und Dankbarkeit begrüßen, denn diese angebliche Komödie ist alles andere als erfreulich. Ernst Weiß hat sich durch Romane stark erotischen Charakters bekannt gemacht und versucht jetzt auf demselben Gebiet dramatische Erfolge zu ernten. Vermutlich wird ihm das schwerer werden, da ihm der dramatische Nerv fehlt. Die drei Akte des Stücks sind doch nicht mehr als drei dialogisierte Romankapitel, in denen die Knalleffekte durch vieles Hin- und Hergerede vorbereitet werden. Im Roman kann man die langweiligen Seiten überschlagen, im Theater muß man das Geplätscher der Worte geduldig über sich ergehen lassen, aber man wird nervös dabei. Ja, wenn das Geplauder witzig wäre, geistreich, paradox. Aber davon ist bei Weiß keine Rede. Worte, Worte, Worte! Mit einem Ernst und einer Wichtigtuerei, die in einer Komödie fehl am Platz sind, wird nüchternes Zeug geredet und mit derselben Nüchternheit werden unappetitliche Dinge erörtert. Die Mutter einer achtzehnjährigen Tochter will ein Abenteuer erleben, weil sie sich langweilt. Sie läßt sich durch eine Freundin bei einem lebemännischen Baron, den sie und der sie nicht kennt, auf abends acht Uhr zum Besuch in seiner Hotelwohnung anmelden. Die Tochter — eben die kleine Heilige —, die sich auch langweilt, schnappt ihr das Abenteuer vor der Nase weg, verlobt sich am anderen Tag mit einem alten Herrn, damit sie als Frau den Baron ungeniert bei sich empfangen kann, nimmt sich aber gleichzeitig vor, auch den Liebhaber zu betrügen, und dressiert sich zu diesem Zweck einen guten schwärmerischen Jungen mit allerlei Handgreiflichkeiten. Nach der Art, wie Weiß das darstellt, ist es beileibe kein sexualpathologischer Sonderfall, sondern die allgemeine Regel. Nach Psychologie und scharfer Charakteristik sucht man in den langen drei Akten umsonst. Ein völlig dekadentes Machwerk, unkünstlerisch in jedem Zug, wurmfräßig und faul bis ins Mark. Jedenfalls kein Beitrag zum geistigen Wiederaufbau Deutschlands.

Carl Müller-Rastatt

Frankfurt a. M.

„Der Schächer zur Linken." Schauspiel in vier Aufzügen von Julius Maria Becker. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 28. Februar 1923.)

Einer jener Seltenen und ganz Ehrlichen, die ihr Erleben nicht in das gerade für die Saison modern gewordene Gewand hüllen, um in solcher Maskierung den Ruhm der Originalität um jeden Preis zu verdienen, ist J. M. Becker, der nach Geist und Schwebung nicht gewöhnliche Gedichte veröffentlicht hat. Er schrieb zur Zeit der wildesten Expressionen seine dramatische Passion „Das letzte Gericht" — eine eindringliche Predigt gegen die Eigensucht, eine szenische Biblia pauperum, die verständlich für alle sprach. Aber die eigene Sprache seiner Lyrik wurde nicht die Sprache seines dramatischen Ausdrucks. Und wie dort, so redet auch das Drama vom „Schächer zur Linken" mehr in Begriffen als in bildhaften Prägungen des Geistes. Diese Sprache denkt mehr als ihr sinnlicher Klang zu tragen vermag. Sie wird schließlich stumpf und trocken — wie übrigens die ganze Denkkonstruktion, die das dramatische Problem diesmal auf der Szene halten soll. Es handelt sich um die Schuldübernahme aus Menschenliebe. Dabei ergibt es sich, daß es Menschen gibt, die wie der Schächer zur Linken des Gekreuzigten die Erlösung ablehnen. Der Pilgrim Jahns, für dessen Mordtat ein gewisser Doktor Messina freiwillig in den Kerker ging, fühlt sich durch diese Opfertat in tiefster Seele keineswegs erleichtert und brennt nach eigener Sühne, nach Erlösung durch sich selbst. Die Fragestellung wird gar künstlich, von Hebbelscher Zugespitztheit, wenn die Tat Messinas (der nicht umsonst beinahe Messias heißt) dem moralischen Examen unterzogen wird: ob denn ein Mensch von sich aus überhaupt das Recht zur Erlösung seiner Mitmenschen beanspruchen dürfe. Wären es Individuen von detaillierter Modellierung, so könnte diese Frage am Einzelmenschen wohl erwogen werden. An den allgemein gehaltenen Typen Beckers wird sie zur grauen Doktorfrage. Die Kunst wird zerdacht — statt daß das Gedachte Kunst wird.

Bernhard Diebold

Breslau

„Thomas Münzer." Drama in drei Akten. Von Paul Gurk. (Uraufführung im Breslauer Lobe-Theater am 5. März 1923.)

Es ist nicht wohl möglich, von Gurks „Thomas Münzer" zu sprechen, ohne des „Florian Geyer" zu gedenken. In beiden flammt die gleiche Zeit, der gleiche Streit, findet sich sogar die gleiche Gruppenstellung der Handelnden oder vielmehr Redenden zum „Helden". Es fehlt dem Messias Münzer weder ein Tellermann noch ein Löffelholz (natürlich heißen sie anders), nicht einmal eine schwarze Marei, die diesmal ein schwarzes Nönnchen ist. Schon hierbei läßt sich erkennen, wie weit Gurk hinter Hauptmann zurückbleibt. Auch die episodistischen Figuren Hauptmanns sind einigermaßen individuell gestaltet, sie hangen ihrem Meister an, weil sie nach ihres Wesens Bedingung ihm anhangen müssen. Gurk aber vermag uns nicht zu sagen, warum eigentlich seine

armseligen Menschen zu ihrem „Bauernheiland“ beten. Sie sind eben da und bilden die nötige Staffage. Und weiter. Was ist der Geyer für ein straffer, mannhafter Kerl! Gewiß kein Genie, aber ein starker Führer und ein ehrlicher, liebenswerter Ritter. Der Münzer ist nicht mehr als ein engstirniger, überheblicher Prädikant, der die gute Stunde nutzt, um einmal auf Kosten anderer die Heldenrolle zu spielen, und sie jämmerlich verpfuscht, als die gute Stunde vorüber ist und er zeigen soll, daß er ein Held ist. Seltsam, er redet eigentlich nicht gar so viel, eher wäre er, der einzige Protagonist eines revolutionären Dramas, als wortkarg zu bezeichnen. Und dennoch wirkt er wie ein Schwätzer, weil er nur redet, und eigentlich nur Dinge, wie sie jeder mittelmäßige Schwarmgeist der wirren Epoche von sich gab. Einmal mißt er sich feindlich an Luther, den er als „Verräter“ an der Sache der „armen Brüder“ brandmarkt. Obwohl Luther nur unpersönlich als „Stimme“ aus der Kulisse sich vernehmen läßt, während Münzer Bühne und Körperlichkeit für sich hat, unterliegt dennoch, wohl gegen den Willen des Autors, der pathetische Eiferer dem zielbewußten Reformator. An rein Menschliches rührt Münzer nur ein einziges Mal in schnellem Vorübergehen. Wie Christus die Seinen, so weist auch Münzer Weib und Kinder von sich um seiner „Mission“ willen. Im übrigen treten in dem lärmvollen Stück die sozial-ethischen Meditationen des „Helden“ hinter den wüsten Massenszenen weit zurück. Zunächst werden Pfaffen und Nonnen, Bürger und Ritter gefoltert, weil im ersten Anlauf die Bauern Münzers die Stärkeren sind, dann, als die kriegsgewohnten Landsknechte ins blutige Spiel eingreifen, ist es alsbald mit der Bauernherrlichkeit vorbei und die Folterer werden nun ihrerseits gefoltert. Ist das ein Drama? Nein, gemäß seiner äußerst primitiven Technik nur eine lose Zufallsfolge kurzer, derb hingepinselter Aufstandsbilder, die aber trotz ihrer Grellheit nicht einmal sonderlich heftig wirken, schon weil sich die Bühne der tierischen Grausamkeit, die die Wirklichkeit derartiger Putsche des Mittelalters begleitete, einfach verschließt. Der Gurksche „Thomas Münzer“ geht in der Ausmalung dieser Dinge bis an die äußerste Möglichkeitsgrenze, da er die einzige Roheitsszene des „Florian Geyer“ mit harten Unterstreichungen fortwährend variiert, aber an die schreckliche Wahrheit reicht auch er nicht von weitem heran. Das aus dem Geist der wilden Zeit geborene Epos kann, simplizissimushaft-naiv, jede Scheusäligkeit des vertierten Rittergesindels und des nicht minder vertierten Bauernpöbels realistisch wiedergeben, das moderne Drama müßte ganz andere Wege finden, um Dinge und Menschen jener grimmigen Zeit wieder lebendig zu machen. Wenn Gurks andere Tragödien, die jetzt aller Orten auftauchen, seitdem ihr Schöpfer unter der Glorie des Kleist-Preises steht, nicht stämmigeren, höheren Wuchses sind, als dieser äußerlich so pathetische und innerlich so schwache „Thomas Münzer“, dann ist schwer zu begreifen, warum er mit einem Preise belohnt worden ist, der einen so stolzen Namen trägt.

Erich Freund

Königsberg i. Pr.

„Das indische Spiel.“ Von Alfred Brust. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 10. März 1923.)

Eine geschickte Tagore-Kopie und zugleich mehr. In diesem jüngsten der Brustschen „Spiele“ klingen buddhistische, christliche, pantheistische und fatalistische Motive harmonisch zusammen. Sein Schauplatz ist „die wandernde Zeit“, was sich auf ihm begibt, wird Sinnbild. Unmöglich also, die Linien der „Handlung“ nachzuziehen, und die tiefgründige Symbolik deuten könnte wohl nur, wer ins innerste Wesen der verschiedenen Konfessionen und Weltanschauungen, die sich da ein Stelldichein geben, eingedrungen ist. „Entbehren sollst du, sollst entbehren,“ so tönt der ewige Gesang dieser Priester und Fakire, Leib- und Seelenärzte. Askese, Weltflucht, Nirwana ist ihre Losung und ihr letztes Ziel. Geburt und Tod bedeutet ihnen ein und dasselbe. (Vgl. Wagners „Tristan“, Goethes „Pandora“, Schopenhauer.) Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, alles irdische Leben hat nur Sinn un[d] Wert als Vorstufe in der Entwicklung zu einer höhere[n] Daseinsform. Diese Entwicklung kennzeichnet am Beisp[iel] einiger gottnaher Menschen dieses Spiel, das schon sein[e] edle, gedankenreiche Sprache als eine echte Dichtung le[gi]timiert. Auch wer's nicht zufällig wüßte, merkte es dem W[erk] an, daß es in Einsamkeit empfangen und geboren ist. Un[d] auch wer's nicht „versteht“, muß, sofern sein Sinn für gleich[]nishafte Poesie nicht tot ist, irgendwie gefühlsmäßig vo[n] ihm berührt werden. Denn das mystische Dämmer uralte[n] Religionskults erhellt dem geistigen Auge das Licht inte[r]konfessioneller reiner Menschlichkeit. „Dichter sind Mensche[n], die allen Dingen durch Berührung einen unendlichen Fe[st]tag bereiten,“ sagt einer in diesem Spiel. Das Wort bewah[r]heitet sich an seinem Schöpfer.

Hans Wyneken

Dortmund

„Die Brücke.“ Komödie. Von Karl Heintze. (Uraufführung im Stadttheater am 2. März 1923.)

Diese sogenannte Komödie, deren humoristisches Elemen[t] vielleicht für eine Tragikomödie ausreichend und die mit besserem Recht als Schauspiel zu bezeichnen wäre verdankt, äußerlich gesehen, ihren Titel dem Werke des Bau[]meisters Sturm. Seine „Brücke“ stürzt ohne seine Schuld zusammen, nicht ohne Menschenopfer zu fordern. Im tiefere[n] Sinne soll der Titel Symbol sein für die Überbrückung menschlicher Gegensätze in Familie und Ehe. Sturm über[]wirft sich am Hochzeitstage mit seiner Braut, die ihm eine vierzehntägige Haftentlassung erwirkt hat. Mißverständnis[se] und Eifersucht müssen erst durch liebevolle Einsicht und Rück[]sicht überwunden werden, bis die Versöhnung zustande kommt. Die Wandlung geschieht zu unvermittelt, als daß sie psychologisch recht glaubhaft sein könnte. Aber der Dialog ist so fein geschliffen trotz aller Weitschweifigkeit, die Handlung um den hübschen Grundgedanken so geschickt und geschmackvoll gruppiert trotz breit angelegter Exposition und anderer ermüdender Längen, daß das Werk selbst höhere lite[]rarische Ansprüche zu befriedigen vermag. Seine etwas al[t]modische Aufmachung ist uns jedenfalls nicht unsympathisch.

Karl Arns

Cassel

„Trotzdem.“ Ein deutsches Spiel in fünf Bildern. Von Hans Gustav Wagner. (Uraufführung am Casseler Staatstheater am 27. Januar 1923.)

Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges dringt ein schwe[]disches Korps, das lange und vergeblich auf den ihm vo[n] der Regierung mehrmals versprochenen Sold gewartet hat, i[n] eine deutsche Stadt ein, um sich durch Plünderungen schadlos zu halten. Aber frühere Brandschatzungen haben das Geme[in]wesen schon zu sehr verarmt, als daß die von den Führer[n] in Aussicht gestellte Befriedigung des Gold- und Beu[te]hungers einer verwilderten Soldateska möglich wäre. [U]m so zügelloserem Ingrimm wird die Stadt geplündert und in Brand gesteckt, und die Einwohner erleiden vie[l]fältige Gewalttat. Ihr Verhalten den Eindringlingen gege[n]über, in wenigen Gestalten dargestellt, ist der Hauptinhalt des Geschehens. Zwar verschont ihrer keinen das allgeme[ine] Unheil; aber während einige es durch Unterwürfigkeit ve[r]gebens von sich abzulenken versuchen, erhebt sich in ander[en] der Selbstbehauptungswille des deutschen Bürgers. Un[d] während am Ende das Heer gegen seine Führer meuter[t], die nicht halten können, was sie in trügerischer Zuversicht ve[r]sprochen haben, leuchtet jenen, die in der Treue zu sich sel[bst] und selbst im Bittersten noch fest über die Katastrophe hinaus verharrt haben, die Sonne eines neuen, feindlosen Tag[es] zu neuem, fruchtbarem Leben.

Ohne daß es der Worte bedurfte, deutet das Werk fühl[]bar genug auf das gegenwärtige Schicksal des deutschen Volkes hin. Darin beruht auch die Stärke seiner Wirku[ng], die durch gewisse immerhin jugendliche Schwächen des Au[]

baus und der Charakterzeichnung nicht beeinträchtigt werden konnte, und dies um so weniger, als der Aufführung eine hingebende Arbeit der Regie und des Personals zugrunde lag. So hatte das Casseler Staatstheater einen großen Tag: der Beifall steigerte sich von Bild zu Bild, und ruhte am Ende in seiner stürmischen Begeisterung nicht, bis das spontan angestimmte Deutschlandlied von allen Anwesenden stehend und in sichtlicher Ergriffenheit gesungen wurde.

Hans Gustav Wagner, der schon mit einigen Prosabüchern von sich reden gemacht hat, dürfte durch diese Aufführung seines dramatischen Erstlingswerkes weiteren Kreisen in sympathischer Weise nähergekommen sein.

Will Scheller

Echo der Zeitungen

Johann Christian Günther

(Aus den Gedenkblättern der deutschen Presse zum 200. Todestage am 15. März)

„Wanderer, halt ein — nicht länger als zum Gruß eines Freundes — und gedenke eines deutschen Dichters. Er hatte das Zeug, ein Großer zu werden. Aber er hatte nicht den Lenz seines Lebens durchmessen, er hatte noch nicht die Schwelle seines 29. Jahres betreten, als — heute vor zweihundert Jahren — sein morscher Leib zusammenbrach und in fremder, ungeliebter Erde begraben wurde."

A. M. (Voss. Ztg. 125).

„Das eben ist das Große, Unzerstörbare an ihm — und damit gleicht das Schicksal alle äußeren Widrigkeiten aus —: er springt hervor aus der lehrhaften und frömmelnd sich quälenden Epoche des müden Deutschlands nach dem dreißigjährigen Grauen. Er ist ganz Er. Auf seinem Schilde dräut an Stelle des Medusenhauptes das Wort: Ich.

Dieser leidenschaftliche Subjektivismus, der es heute noch möglich macht, den Tag genossener Lust festzulegen, findet Töne, die unsere Herzen in gleichem Rhythmus schwingen lassen. Trotz der engen Grenzen zeitlich bedingter Form bewegt er sich immer gelenker. Seine Briefe werden unter der Hand zu Gedichten, die ungemeine technische Fertigkeit, ein Stegreifdichten im besten Sinne, läßt seine Bekenntnisse Widerklang unseres eigenen Erlebnisses werden. So treibt er uns durch alle Wandlungen von höchster Seligkeit zu tiefer Verzweiflung. Denn was nicht menschlich sein Eigenstes, das kann er nicht. Er ist der erste große Gelegenheitsdichter; selbst in den mattesten seiner bestellten Arbeiten, mit denen er sich einen erträglichen Unterhalt schafft, summt seine Melodie."

Wolfgang Goetz (Deutsche Allg. Ztg. 121).

„Wie sind die Dichterkollegen und die gelehrten Literarhistoriker mit seinem Andenken umgegangen, große und kleine! Wie haben ihn die Steinbach, Gervinus, Vilmar, Franz Hirsch und andere mißhandelt. Selbst Goethe ist nicht auszunehmen, der durch einen Lapidarsatz, den er an das Ende einer für den Künstler nicht ungünstigen Besprechung setzte, Günther, den Menschen, moralisch nahezu vernichtete. Der alte Geheimrat hat nun freilich in ‚Dichtung und Wahrheit' mehr als einem seiner Vorgänger und Mitstrebenden — Jakob Lenz z. B. — das ihm gebührende Recht nicht werden lassen, und die Verdikte des großen Mannes wurden von den Kleingeistern ehrfurchtsvoll nachgebetet. Erst neuerdings sind Berthold Litzmann und Wittig den wahren Verdiensten Günthers gerechter geworden, nachdem freilich schon Prutz und Koberstein manches vernünftige Wort über ihn gesagt hatten. Dann hat Karl Enders durch den ‚Irrgarten' der Chronologie seiner Gedichte einen Weg gezeigt, indem er in sinnreicher Weise darauf hinwies, daß Günther auch in seiner höheren und edleren Dichtung Gelegenheitspoet wie kein anderer war, und die Gedichte daher unmittelbar nach den Ereignissen, die sie veranlaßt, eingereiht werden müssen. Professor Enders hat auch das Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, wie nahe dieser in der Regencezeit dichtende Student, der nicht einmal die Schwelle des Rokoko erreichte, modernem Fühlen und Denken steht. Zuguterletzt sind die schlesischen Landsleute gekommen, Heyer, Hoffmann und Maydorn. Sie haben für die Aufhellung vieler der Lebensumstände Günthers sehr Lobenswertes geleistet. Sie haben auch an dem alten wittenberger Burschen eine gründliche Mohrenwäsche gehalten, bei der sie freilich meines Erachtens unnötig viel Seife verbrauchten.

Denn seit 1723 haben neben der Literaturgeschichte auch einige andere Wissenschaften ihre Fortschritte gemacht, z. B. die Medizin. Der heutige Psychiater würde in Johann Christian Günther, wenn er in die Sprechstunde einer Nervenklinik käme, sofort den ‚Psychopathen' erkennen, und zwar einen ‚Zyklothymen' vom Typ der Haltlosen. Für die erbliche Belastung käme freilich bis auf weiteres nur der alte Physikus in Striegau in Betracht, da wir von Günthers Mutter nicht viel wissen. Ganz normal ist dieser über alle Begriffe harte und eigensinnige Mann wohl schwerlich gewesen. Das Geschlecht der striegauer Günther ist frühzeitig erloschen. Des Dichters einzige Schwester hinterließ nur einen Sohn, der 1783 als Pfarrer in Bielwiese, Kreis Steinau, starb. Schon in den vierziger Jahren seines Lebens hatte er ‚beharrliche Zufälle' (urkundlich), über die näheres nicht angegeben wird."

Paul Holzhausen (Köln. Ztg. Lit. Bl. 181a).

Vgl. auch: Tim Klein (Münch. N. Nachr. 72); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 113); Ernst Friedrichs (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 139); E. B. (Berl. Tagebl. 126); Hans Benzmann (Zeit, Zeitstimmen 200); Ed. Stemplinger (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 21); Adolf Dannegger (Schles. Ztg., Unt. Beil. 20); Otto Ernst Hesse (Vorw. 124); „Poesie bei Hof" (Freiherr Georg Vitzthum-Eckstädt an seinen Vetter Joachim von Maltzahn zu Potsdam. Dresden, den 29. August 1719 (Arb. Ztg. Wien 72); K. Preisendanz (Weserztg., Lit. Beil. 167); Karl Fuß (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 148); Carola Freiin von Crailsheim-Rügland (Augsb. Postztg. 61).

Jakob Wassermann

(Zum fünfzigsten Geburtstag am 10. März)

Einen eigenartigen Vergleich der Wesensart Wassermanns mit der Thomas Manns bahnt Erwin Poeschel an, wenn er schreibt (N. Zür. Ztg. 326):

„Die literarische Parallele ist ein hinterhältiges Ding, wenn sie dazu mißbraucht wird, einen Dichter gegen den anderen auszuspielen; sie zahlt mit falschem Geld, da jedem Werk seine eigene Währung gebührt. Aber sie ist gut, wenn sie der Absicht dient, den Glanz des einen am Glanz des anderen noch heftiger zu entzünden, durch Komplementärwirkung die Kraft der Farbe zu vertiefen. Dieser Zweck erlaubt es, einen Ausspruch Wassermanns in der ‚Kunst der Erzählung' dem Satz Thomas Manns zu konfrontieren, den er in einer Enquete über das Theater an die literarhistorische Gesellschaft in Bonn mitgeteilt. Jakob Wassermann sagt: ‚Die eigentümlichste Kraft der deutschen Sprache ruht im Zeitwort: dies auszubilden, zu formen, gewissermaßen zu isolieren, kennzeichnet den guten Prosaisten.' Der Dichter der Buddenbrooks und Komponist der ‚Leitmotive' aber läßt sich vernehmen: ‚So wird jede Stelle zur Stelle, jedes Adjektiv zur Entscheidung'."

Wieder in anderer Weise rückt Hugo Bieber (Berl. Börs. Cour. 117) Wassermann neben Thomas Mann: „Die Vorstellung von der ethischen Funktion der dichterischen Gestaltung hat sich bei Wassermann mit den Jahren immer stärker ausgeprägt. Sie ist besonders in den Werken und Bekenntnissen, die eine Vorahnung der großen Kulturkatastrophe erkennen lassen oder aus der Zeit des Krieges und der Revolution stammen, in den Mittelpunkt des Denkens gerückt

und mit einem Grundproblem von Wassermanns Existenz verwachsen. Wassermann hat in dieser Hinsicht eine ähnliche Entwicklung durchlaufen wie Schnitzler und Thomas Mann. Er begann als Psychologe, er setzte durch Feinspürigkeit und Hellhörigkeit in Erstaunen, er kultivierte seine Selbstbesinnung und seine Ausdrucksform, er gewann eine souveräne Beherrschung der Mittel, die seine Sprache hinter seiner Erkenntnis nicht zurückbleiben ließ, er wurde zu einem Organ der modernen Geistigkeit, das auf die leisesten Erschütterungen reagierte, und er wurde überwältigt von der Tendenz zum Elementaren, zum urtümlich Lebendigen, zum Unterstrom des Daseins, die in der deutschen Dichtung nach der Erledigung der naturwissenschaftlich-positivistischen Anschauungsweise an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Formen hervorbrach. In dieser Situation verschärfte sich der bei Wassermann schon in seinen Anfängen wahrnehmbare Verdacht, ob der dichterische Geist sich der Größe und dem Ernst des Lebens gewachsen zeige, und ob Bildung und Kultur, Beweglichkeit und Differenziertheit sich gegen die elementare Triebkraft behaupten können, oder einen Ausgleich nur auf Kosten des Wesentlichen, unter Verzicht auf Einfachheit und Reinheit der Seele erkaufen. Es sind dies Gedanken, die auf Nietzsches Fassung des Dekadenzproblems zurückgehen. Sie haben eine entscheidende Achsendrehung der Grundauffassung des Dichterischen und seiner Lebensgröße zur Folge gehabt."

Vgl. auch: Paul Elbogen (Prag. Pr. 67); Monty Jacobs (Voss. Ztg. 116); Aus der Vorrede zum dritten „Wendekreis" (Berl. Tagebl. 117); Aus dem Festbuch seiner Frau zum 50. Geburtstag (Deutsch-Österr. Verlag, Wien) (N. Bad. Landesztgt. 132).

Georg von Ompteda

Zum sechzigsten Geburtstag

„In der Schule Maupassants schärfte sich Omptedas psychologischer Blick für Porträts, erwarb er sich die Freiheit der prägnanten, scharfumrissenen Charakterzeichnung, die in der Individualisierung des deutschen Schriftstellers ihre stilistische Ergänzung fand. Es ist die solide Kunst eines nach Selbständigkeit und Verinnerlichung strebenden impulsiven Erzählertalents, das aus den Büchern dieser ersten Periode des repräsentativen Vertreters des Gesellschaftsromans zu uns spricht. Als solcher zog Ompteda mit Vorliebe die ihm vertrauten Sport- und Adelskreise in den Lichtpunkt der Betrachtung und behandelte in der Hauptsache Konflikte des Ehelebens und Fragen der Ehre und des Duells. Hier und da wird wohl auch gelegentlich, wie in der Romantrilogie ‚Deutscher Adel um 1900', deren zweiter Teil als das beste Werk Omptedas angesprochen werden muß, das soziale Problem gestreift, aber eben nur gestreift." (Berl. Börs. Ztg. 144.)

„Omptedas Kunst gibt sich lebensecht und gesellschaftskundig, es ist edle Natürlichkeit ebenso wie gesunde Natur. Der Offizier aus gutem Hause hat Rennen geritten, als Schwimmer den Rhein bei hohem Wasser überschwommen, er stand als Vorfechter in der Schule, nahm als Bergsteiger viele schwere Gipfel, auch allein, und hat Erstbesteigungen ausgeführt. Und dieser Kraftmensch war, bis zur Ertaubung, musikalisch und hat sich auch in Plastik versucht. Der Krieg riß ihn aus seinen vier Wänden, führte ihn überdies an allen Fronten herum und gab ihn, geschunden und geplagt, seiner Kunst zurück. Wo diese ihre Kraft zieht aus dem guten vertrauten Nährboden, aus dem deutschen Adelshause, aus Natur- und Mannesleben, in Lust und Gefahr, da wird ihr Wuchs straff und stark, da gewinnen ihre Farben Saft und Kraft, und Omptedas Stil ist dem allen angepaßt, ist dessen sinngemäßer und seelenverwandter Ausdruck: Innen und außen sind ein vollkommenes Deckbild. Omptedas Adel ist nüchtern, aber echt, guter Durchschnitt, der kraft seiner Tüchtigkeit vorbildlich wirkt, wie er an seiner Stelle sich zum Führer berufen und verantwortlich fühlt. Es ist der deutsche Adel um 1900 — in dem er, Ompteda, seine Zeit grüßte, mahnte, warnte, emporhob und sie dem eigenen Innern zum Bild und Gleichnis schuf. Da gelingen ihm Werke von herzaufwühlender Kraft und Tiefe, und ihre Schlichtheit rühmt desto mächtiger.

Sein Wesentliches hat Ompteda nun in einer sechsbändigen Auswahl zusammengestellt, die bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart demnächst erscheint. Wieder bewies der fleißige Arbeiter einen unerschrockenen Schwung und Mut. Ompteda hat das Erstaunliche vermocht, das alte Werk, mit seiner oft sorglosen, nie wahllosen, immer epischen Breite, dem Geist und Kunstgefühl seiner reifen Jahre gemäß zu überarbeiten. Mit meisterlicher Selbstzucht hat er viele tausend Seiten neu geschaffen, ist knapper, bündiger, silbensparend geworden, und hat die Leuchtkraft, die Inkraft seiner Lebensbilder nur gehoben, vertieft und gefüllt. Ihm selbst muß es scheinen, als liege das frühere Werk wie abgestreifte Schlangenhaut hinter ihm: der Sechzigjährige hat sich verjüngt, der Silberreif der Jahre kommt wie der Frühling mit Eis in den Nächten. Martin Lang (Stuttg. Tagbl. 136).

Vgl.: Hans Gäfgen (Hallesche Ztg., Deutsche Stimmen 11; Allg. Ztg., Chemnitz 74); ew (Tag 74).

Der Dramaturg

Amt und Wirkensmöglichkeiten des Dramaturgen schildert Fritz Ph. Baader in den eigenes Erlebnis atmenden Sätzen (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 111):

„Was ist der Dramaturg? Die Antwort lautet, etwas paradox ausgedrückt: ‚die in der Negation verborgene Leidenschaftlichkeit zum Positiven'. Der Dramaturg soll nicht nur das literarische, er soll ganz allgemein das künstlerische Gewissen des Theaters sein; damit wird seine Stellung aus der nur ‚literarischen', der nur ‚kunstwissenschaftlichen' Sphäre in das weitere Feld des ‚Gesamtbühnenkunstwerks' vorgeschoben. Denn nur als solches existiert das Drama, für das es schon nach Lessings Urteil nur ‚einen einzigen Gesichtspunkt gibt, nämlich die Vorstellung'. Diese Aufgabe zu erfüllen, erscheint mir erstes Erfordernis des Dramaturgen: allen Erscheinungen gegenüber ein unbestechliches kritisches Bewußtsein, das weder durch indirekte, noch gar durch direkte Einflüsse zu trüben ist. Was ihn leiten soll, ist die Vorstellung eines ‚Idealtheaters' in einer, sagen wir einmal: psycho-physischen Wechselwirkung, zu der hart im Raume die Sachen stoßenden ‚wirklichen Bühne'. Es ergibt sich also daraus, daß der Dramaturg innerhalb des theatralischen Apparates und seiner Funktionäre der ‚ewig Unzufriedene' sein muß (er braucht es sich nicht immer merken zu lassen). Natürlich werden auch die anderen, die am Werke sind, keineswegs nur ‚Zufriedene' oder ‚Bejahende' sein. Wer einigen Einblick hat, weiß, daß der darstellende Künstler der schärfste Kritiker seines Kollegen (nur, und zwar glücklicherweise, sonst lähmte er sich den Schaffensglauben, selten seiner selbst) ist. Er weiß auch, wie sehr der Künstler, der ja mit der Empfindlichkeit seiner Nerven das Wesentliche seiner Arbeit bestreitet, des Guten Feind in der Forderung des Besseren zu sein pflegt. Aber freilich ist des Künstlers Fordern aus durchaus erklärbaren psychologischen Gründen vorwiegend auf sich selbst und seine Stellung innerhalb des Ganzen gerichtet. Im allgemeinen wird man also damit rechnen müssen, daß alle Schaffenden im Rahmen des Bühnenorganismus mehr oder minder ‚Benommene', ‚Besessene' ihres Wirkens sind. Und damit von vornherein ‚Bejahende', sonst verlöschten sie die natürlichen Hemmungen, die sich dem Werden des Kunstwerks an sich schon überreich entgegenstellen.

Diesen Faktoren nun steht der Dramaturg als Außenseiter und dennoch, ob der gemeinsamen Zielstrebigkeit, innerlich Verbundener gegenüber. Er wird den Ereignissen des Tages, der Spielplanbildung, der Gestaltung des Bühnenkunstwerks, der Leistung der einzelnen künstlerischen Kräfte, ihrer Verwendbarkeit und Verwendung wie Talentverkennungen mit einem objektiveren, ungetrübteren Blick gegenüberstehen können als irgendein anderer. So sein Temperament, seine innere Lebendigkeit sich bewähren, sein kritischer Wille, seine ‚Sucht nach Verneinung' um des Besseren

willen sich immer neu entzünden wird bohrende Kleinarbeit der Negation die verborgene Leidenschaftlichkeit zum Positiven ruckweise in die Tat umzusetzen wissen."

Vom Sprachtod

In Max Darnbachers epigrammatischen Bemerkungen „Vom Sprachtod" (Frankf. Ztg. 186 — 1 M.) liest man: „Die Sprache ist der ungeheure Kirchhof, auf dem alles in ewiger Form erstarrt ruht, was ehemals als schwellender Gefühlsfluß in der Menschenbrust auf- und niederwogte. Alle diese Gefühle haben sich hinübergerettet in die Sprache, aus der fließenden Vergänglichkeit des Augenblicks in die Starrheit der Zukunft, und was sie an Glut eingebüßt, haben sie an Dauerhaftigkeit gewonnen, wie die Traube ihre Süße verlieren muß, soll sie im Wein ihre Auferstehung feiern. Und was nun ein Dichter sei? Nun, einer, der dank einer besonderen Veranlagung sich auf die schwere Kunst versteht, Gefühle so einzubalsamieren, daß sie im Totenhemd der Sprache den Eindruck des Lebendigen erwecken, daß der Beschauer vergißt, daß er hier nur eine ehrwürdige Leiche vor sich sieht, sondern, erstaunt über das blühende Leben, das ihm plötzlich und unerwartet aus dem Totenschrein entgegenglüht, die Umwelt vergißt, das eigentlich Tote als das ewig Lebendige preist und auf die Knie fallen möchte vor dem Schöpfer, der es in der Kunst, Gefühle zu konservieren, soweit gebracht, daß das eigene, springlebendige Gefühl des Beschauers von dem Toten, im Leichenhemd der Sprache Erstarrten eine Steigerung erfährt, die, und sei es auch nur für Augenblicke, Zeugnis ablegt von der über den Tod hinausreichenden Allgegenwart des Geistes."

Zu Clara Viebigs „Ausgewählten Werken"

„Alles was Clara Viebig geschrieben hat, ist schon vorgebildet in ihrem Roman ‚Das Weiberdorf', der ihr erster großer Triumph werden sollte: ihre Unerschrockenheit, ihre künstlerische Gewissenhaftigkeit, ihr quellendes frisches Talent, ihr ungewöhnlich starkes Beobachtungstalent allem Konkreten gegenüber und ihr Humor. Kraft und noch einmal Kraft ist die Signatur der Viebigschen Werke. Sie hat eine Art die Dinge von der einzigen Seite scharf zu beleuchten, die ihnen etwas Einprägsames gibt. Nüancen will sie nicht. Auch keine seelische Entwicklung. Der Grübler und der Raffinierte werden in ihrem Werke keine Nahrung finden. Naivere aber genießen darin die Eindeutigkeit, die uns das Leben meist schuldig bleibt, die Wirklichkeiten des Tages, ohne den Versuch sie philosophisch zu deuten; das bunte heiße Abenteuer der Jugend. Ein paar Motive nur gibt es bei Clara Viebig, die immer wiederkehren: vor allem die Sinnlichkeit, das Geschlechtliche. Dann die Liebe zur Heimat. Und in den patriotischen Romanen die Liebe zum Vaterland. Ihre besten Kunstschöpfungen sind die kleinen Novellen. Gangart und Klang darin sind voll und schwer. Voll Blut. Alle ihre Werke aber gleichen sich in der Sauberkeit der literarischen Technik, die in ihren letzten Büchern dem bewußten Können Platz gemacht hat.

Zu solchen Überschaulichkeiten gibt die Auswahl aus Clara Viebigs Werk Anlaß, die eben jetzt die Deutsche Verlags-Anstalt, herausgibt. Es sind acht hübsch und solid ausgestattete Bände. Der erste bringt den berliner Dienstbotenroman ‚Das tägliche Brot', dann folgt ‚Die vor den Toren', das Buch, das so anschaulich schildert, wie die große Stadt allmählich in das Land hineinkriecht und die gesunde Ackererde verzehrt. Aber das Gefühl der Unzerstörbarkeit der Erdkraft ist so stark in der Dichterin, daß sie bereits im Jahre 1910 prophezeit: ‚Wenn wir müde sind, dann ziehen wir 'raus. Irgendwohin vor die Tore ins Grüne. Da bekommt man wieder Kraft, Widerstandsfähigkeit, Lebenssaft. Und unsere Kinder gehen dann vielleicht noch weiter und deren Kinder noch weiter, und so fort. Bis die Städter wieder zu Bauern werden, aus denen sie vormals zu Städtern geworden sind.'"

Anselma Heine (Frankf. Ztg. 243 M.).

Zur deutschen Literatur

Über Johann Taulers Predigten (neu erschienen im Inselverlag „Der Dom") schreibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 280). — Zur Neuausgabe von Bürgers „Macbeth" macht Leopold Hirschberg (Berl. Börs. Cour. 113) dankenswerte Mitteilungen, auch in Hinsicht auf den Verlag von Trowitzsch & Sohn.

„Wie Goethe starb" wird (Stuttg. N. Tagbl. 125) zur Darstellung gebracht. — Goethes Stellungnahme zur Irrenkunst erörtert C. Mamlock (Berl. Tagebl. 147). — Die neuen Goethebriefe (an Langer) werden (N. Zür. Ztg. 405) gewürdigt. — Einen Aufsatz „Goethes ‚Pandora' und seine Maskenzüge" veröffentlicht Oskar Walzel (Tag, Unt.-Beil. 50). — Eine gute Analyse von dem Goethewerk von Georg Brandes bietet Hugo Bieber (Voss. Ztg., Lit. Umschau 143). — „Abschied von Goethes Welt" (Zum Andenken an Ottilie Demelius 1830—1923) überschreibt Stefan Zweig ein Gedenkblatt (Berl. Tagebl. 107). — Über „Faust" und „Wallenstein" gibt E. Wendling eine eingehende Studie (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 3). — Den Idealisten Schiller charakterisiert Karl Vorländer (Vorw., Heimwelt 14). — Kotzebues Besuch in Mannheim im Jahre 1790 wird (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 144) geschildert.

„Goethe und Zacharias Werner" widmet Hans Gäfgen eine Betrachtung (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 71). Ebenda (47) schildert Arthur Warda „Zacharias Werner in der Königlich Deutschen Gesellschaft", wobei ein bisher unveröffentlichter Brief Werners aus dem Jahre 1787 bekannt gegeben wird. — Als vaterländischen Dichter feiert Seebaß Friedrich Hölderlin (Münch. N. Nachr. 81). Ebenda (Einkehr 12) wird über Hölderlins Aufenthalt in Frankreich nach zeitgenössischem Bericht an Moritz Hartmann Mitteilung geboten. — Hölderlins Wahnsinn untersucht Bertie Malmberg (Deutsche Allg. Ztg. 142). — „Eichendorff und wir" nimmt Franz Wugk (Zeit, Zeitstimmen 206) zum Thema. — Dem Kleist-Vers widmet Artur Michel eine aufschlußreiche Untersuchung (Voss. Ztg. 105). — Das Kleist-Bild, wie es von Gundolf gezeichnet worden, würdigt Paul Rilla (Berl. Börs. Cour. 119). — Von Kleist zu Grabbe führt Franz Servaes (Tag, Unt. Beil. 74). — Mitteilungen über Jakob Grimms Stellungnahme den Polen gegenüber macht Josef Körner (Prag. Pr., Dicht. 9). — Worte von Josef Görres, die für unsere Zeit Bedeutung erlangen, werden (Frankf. Ztg. 190 — 1 M.) wiedergegeben.

Eine Studie „Friedrich Hebbel und die Politik" veröffentlicht Karl Alexander von Müller (Münch. N. N. 70/71). — Drohbriefe an Freiligrath, eine Erinnerung aus dem Revolutionsjahr 1848, gibt Heinz Al. Pohlmeyer (Vorw. 138) bekannt. — Über Friedrich Rückerts Nachlaß läßt sich Hermann Kreyenborg auch (Münch. Allg. Ztg. 13) vernehmen. — Dem „großen Unbekannten" Charles Sealsfield widmet Hans Benzmann eine Studie (N. Bad. Ldsztg., Kunst 159).

Auf Jakob Schaffners Aufsatz über und wider Keller (vgl. Sp. 816) geht Eduard Korrodi („Gottfried Keller und wir", N. Zür. Ztg. 330, 344) in sorgsam abwägender Betrachtung ein. — Ebenda (369) läßt sich Korrodi auch über Keller und die Philologie vernehmen. — Über ein verschollenes Weberdrama aus dem Jahre 1859 von Hermann Semmig (1820—1897) macht Otto Ernst Hesse (Vorw. 54) Mitteilung. — „Theodor Storm als Phantast" behandelt Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Bl. 163a). — In seinen „Königsberger Literaturbildern" zeichnet Heinrich Spiero (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 59) das Porträt von August Wolf (1816—1861).

Aus Richard Dehmels Frühzeit erzählt Robert Petsch (N. Bad. Landesztg. 159). — Eine Wedekind-Erinnerung „Wie der ‚Erdgeist' auf die Bühne kam" bietet Carl Heine (Vorw., Heimat 11 u. a. O.). — Unter der Überschrift „Ein Teufelskerl" erzählt Carl Marilaun von Frank Wedekinds Jugendfreund Rudinow (Hermann Morgenstern) (N. Bad. Landesztg. 122). — Eine Erinnerung an Carl Hauptmann bietet Johannes Reichelt (Rhein.-Westf. Ztg. 81). — Über Nordau als Märchenerzähler plaudert Gisella Selden-Goth (Berl Börs. Cour. 105).

Zum Schaffen der Lebenden

Heinrich Weinstock charakterisiert Jakob Kneip (Frankf. Ztg. 231 — 1 M.) als religiösen Dichter: „Das Urerlebnis dieses Dichters, der in Enge und Härte eines hunsrücker Bauernhauses aufwuchs, das Erlebnis schon im Vordasein, in der Geschlechterfolge glaubensharter Bauern und ‚allmorgendlich die Kirche füllender‘ Mütter, das Erlebnis des Knaben, der ministrierend das Weihrauchfaß schwang, des Jünglings, den die Jungfrau und Gottesmagd bezauberte, und des Mannes, der unablässig und blutig mit Ihm gerungen, auf daß Er ihn segne — das Erlebnis ist Gott. Vom lebendigen Gott handelt das Buch, das Zeugnis für den Dichter Kneip ablegt, vom lebendigen Gott und seinen Dienern, Mittlern und Helfern, den Heiligen des katholischen Kalenders.“ — Von Fridolin Hofer sagt Hans Sturm (Germ., Sonntagsbeil. 83): „Der schweizer Lyriker Fridolin Hofer ist sich seiner Begabung wie selten ein Dichter bewußt, kennt genau ihren Umfang, ihre Tragkraft, geht niemals auch nur in Versuchen über ihre Grenzen hinaus, leistet auf seinem ureigenen Gebiete nur Reifes, Starkes und schuf sich so in dem Kreise der wesentlichen Lyriker eine Sonderstellung. Wenn auch einige kritische Gemüter (Geister wäre zuviel gesagt) teils aus expressionistischer Verblendung, teils aus ungeklärter Theorie oder verzagter Praxis heraus ihn nicht verstehen oder mißverstehen, so spricht dies eigentlich nur für Hofers natürlich-gesundes Können.“ — Zu Franz Herwig bekennt sich Hermann Ginzel (Saarbr. Ztg. Unt.-Bl. 6) unter nachdrücklichem Hinweis auf die neue Herwig-Monographie von Artur Friedrich Binz (Wolfram G. m. b. H. Dortmund). — Einen Aufsatz über Otto Brües (Germ. 62) läßt Heinrich Zerkaulen in die Worte ausklingen: „Um die künstlerische Zukunft des Dichters Otto Brües braucht einen nicht zu bangen. Kühn aufwärts geht sein Weg.“ — Als den „Dichter des Kohlenreviers“ feiert Willibald Omankowski (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 65) Paul Zech. Er schreibt: „Ob er die entweihte Landschaft zeigt in Sommerglut, bis die ‚Nackenkrümmer biegt‘ und die Seelen ‚bis auf die erschlaffte Scham entblößt‘, ob er uns in eine Kohlenhütte stellt, in eine Gießerei, in ein Hammerwerk, in ein Pumpwerk oder mit halluzinationeller Bildkraft das Werk der Fräser, Hauer, Kohlenstauer und Wagenschieber erstehen läßt, ob er dramatisch belebte Skizzen gibt von Schlotbaronen, Agitatoren, Streikbrechern oder die Schreie der durch schlagende Wetter tödlich Verstümmelten erweckt, das alles ist so eindringlich und zwingend, ist von so gleichhartem Rhythmus, so gleichrasendem Tempo mit der Materie, daß im gegenwärtigen Schrifttum dieser Art Dichtung nichts an die Seite gestellt werden kann.“ — Auf den Arbeiterdichter Karl Weiland macht Rudolf Kapff unter Anführung von Proben nachdrücklich aufmerksam (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 11). — Einen berufenen Sachwalter der Erbschaft Friedrich Hebbels nennt Richard Rieß den Dichter Ernst Bacmeister (Tag 61): „Die Gefolgschaft, die Bacmeister seinem großen Ahn leistet, zeigt sich auch in der geistigen Struktur seiner Dramen, im gedanklichen Gehalt und in der Sprache mit ihrem dunklen Ton und ihrer mehr philosophischen als sinnlichen Bildhaftigkeit.“ — Dem Lyriker Friedrich Schnack widmet Alfred Hein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 59) die Zeilen: „Wenn der musizierende, bildstarke Friedrich Schnack noch völlig Herr der Kürze geworden ist, dann haben wir wieder einen großen Lyriker in der Linie Goethe, Mörike, Storm, Liliencron, Dehmel, George, Rilke, Hofmannsthal, Werfel und Däubler. Und der Dreißigjährige ist, diese eine Schwäche außer acht gelassen, so reich beschenkt mit all den anderen Gaben eines echten Lyrikers, daß wir vor Freude seine Werke nur sprachlos bewundern werden.“ — Einen Aufsatz über Nikolaus Schwarzkopf (Köln. Mittagsblatt, Rheinwarte 15) leitet Hans Heinrich Bormann mit den Worten ein: „Wer kennt Nikolaus Schwarzkopf? Nicht allzu viele sind es, die ihn als einen der feinsten, innigsten Poeten schätzen. Gewiß, wem je durch freundlichen Zufall eins seiner Bücher in die Hände kam, wird, sofern er Sinn und Empfindung hat für dichterischen Wert, ihn liebgewonnen haben. Nikolaus Schwarzkopfs Dichtungen sind wie stille Sommergärten: Schönheit und Ruhe ist in ihnen, immer, bei aller Tragik selbst, ein Sonnenlächeln, ein Zipfel Himmelsblau ... Seine Bücher sind Köstlichkeiten für stille Menschen und besinnliche Stunden.“ — Auf Hermann Stehr weisen Aufsätze von Helmut Wocke (Tag, Unt. Beil. 51) und Richard Wenz (Köln. Mittagsbl. Rheinwarte 16). Bei Wenz heißt es: „Soweit reichen Mitleid und Liebe des Dichters, seine brüderliche Hilfsbereitschaft, sein Heilandsverzeihen, daß er in einer der Novellen seines Buches „Die Krähen“ selbst einem raffenden Schieber die Seele wiedergibt. Denn in all seinen Menschen ruft ja die Sehnsucht über irdisches Glück oder Unglück hinweg nach Gott. Aus jedem Leiden und geistigen Darben erblüht das himmlische Paradies.“ — In einem Begrüßungswort für Wilhelm von Scholz (Magdeb. Ztg. 135) heißt es: „Aus Alltagsnähe und sinnierender Zurückgezogenheit ersteht auch der Dichter Scholz. In die jungen ersten Siege des Naturalismus fällt das keimende Bewußtsein der dichterischen Sendung. Aber er ‚verstand den Naturalismus nicht‘, wie er selbst in einem autobiographischen Aufsatz sagt. Nicht Naturalismus — sondern Natur, so stellt sich ihm die Frage. Die Natur im weitesten Sinne, so wie sie dem Heutigen entgegentritt, aber nicht gesehen durch die mikroskopisch analysierende Brille der naturalistischen Mode. So geht Scholz nicht mit verachtungsvoller Gebärde am erdenhaft Massigen und Festen vorbei und leugnet sein Dasein, weil er's nicht sehen will — aber er will's unzerlegt in seine Arme schließen, mehr, will mit ihm eins sein im großen Umkreis des Kosmos. Von diesem Kosmischen werden nicht große Worte laut. Es steht hinter den Erscheinungen, leuchtet durch, gelegentlich und vorüberhuschend sich offenbarend. Hier öffnet sich die andere wichtigere Welt in des Dichters Seele.“ — Aus den Festgrüßen zum fünfzigsten Geburtstag von Rudolf Hans Bartsch sind die von Richard Dohse (Rhein.-Westf. Ztg. 106) und von Hans Gäfgen (Hallesche Ztg., Deutsche Stimmen 6) hervorzuheben.

Als einen neuen Meister des Legendenspiels begrüßt Alexander Baldus (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 13) Joseph Ditzen: „Joseph Ditzen ist bei aller Vollendung immer noch ein Werdender; aber das bereits Gewordene verpflichtet und berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Die beiden Meister des Legendenspiels, Weismantel und Dietzenschmidt, werden in ihm einen Mitkämpfer finden, einen Dritten im Bunde, der ihrer würdig ist.“ — Zum Drama Karl Röttgers bemerkt W. Hermanns (Der neue Kurs 13): „Dem Drama dieses Dichters muß eine neue Zuhörerschar geschaffen werden. An die Stelle des ‚Publikums‘ muß die Gemeinde treten. Erwachsene aber sind fast durchweg Verwachsene. Aus dem jungen Geschlecht, aus dem künstlerisch bildsamen Kreis der Kinder erhofft sich Röttger und mit ihm alle, die auf eine wirkliche Erneuerung der Schaubühne harren, Aufwuchs und Nachwuchs dieser Gemeinde. So wird ihm das Kindertheater zu einem ‚notwendigen Gedanken der Zukunft‘. Und so hat er denn auch für die Bühne des jungen Volkes eine Reihe schönster Märchenspiele geschaffen, die schon Tausende Kinderherzen mit dem Atem reiner Menschlichkeit überhauchten.“ — Von dem Drama Karl von Felners sagt Harry Böhmann (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 92): „Alles Intellektuelle braucht, um sich auswirken zu können, Ausmaß, Quantität, Masse, die es zu bewältigen hat. Das Stoffliche bei Karl von Felner ist darum immer in irgendeinem Sinne bedeutend: Träger oder Symbol schicksalhaften Geschehens. Sein Drama ist also durchaus unnaturalistisch, obwohl die Entstehungszeit noch in den Anfang des Jahrhunderts fällt, den ausklingenden Naturalismus also noch mit umfaßt.“

Einen Aufsatz über die innere Linie in den Gedichten der Dichterin Lulu von Strauß und Torney (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 129) leitet Walther Kühlhorn mit den Sätzen ein: „Lulu von Strauß und Torney — der Name klingt wie Klirren von Visier und Sporn, wie ‚Schild- und Schwerterhall‘. Sehnige Wucht und sieghafter Vorwärts-

drang schreiten dabei durch unsere Vorstellung. Merkwürdig, wie gut die Werke der Dichterin zu ihrem Namen stimmen: vieles in ihren Gedichten und Romanen ist männlich und hart, stark und groß — und wie dabei die äußere Gestalt überrascht: klein die Gestalt, zart die Züge, in Einklang damit seine Herzensbildung, Weltoffenheit und stille, sichere Reife. Man kann sich kaum vorstellen, wie in diesem Menschen solche unbeirrte Kraft wohnen kann. Sieht man aber in die Gedichte hinein und spürt dem persönlichen Erleben nach, dann merkt man, daß diese große Stille über einer Tiefe ruht, die mancher Sturm durcheinander gewühlt hat, in Kämpfen wuchs diese Kraft."

Zu Rudolf G. Bindings Prosadichtungen äußern sich (Frankf. Ztg. 218—1 M.) Anton Schnack und Otto Doderer. Schnack sagt von der Novelle „Unsterblichkeit" (Rütten und Loening): „Es ist wahrhafte und wirkliche Dichtung: spannend im Stofflichen, konzentriert in der Form und von klarem, reinem Sprachmaterial aus Glanz und Festlichkeit." Ebenda (150—1 M.) bekennt sich Joseph Bernhart zu den „Nächten von Fondi" von Isolde Kurz (Beck, München). ‚Schönheit, die die Augen feuchte', liege über dem Buch. — Ebenda (167—1 M.) rühmt Otto Doderer Josef Pontens „Der Knabe Vielnam" (S. Fischer): „Das Buch ist mehr als impressionistisch genaue Fixierung sinnlicher Beobachtungen, mehr als gehäufte Eindrücke und verblüffende Dialektik. Ponten ist auch mehr als bloß Schriftsteller, unfruchtbarer Abschreiber des Daseins, er ist ein Schöpfer von Dastehendem, eine künstlerische Gewalt." — Seine Würdigung von Hermann Hesses „Siddhartha" (S. Fischer) läßt Otto Doderer (ebenda 188 M.) in die Worte ausklingen: ‚Nur wer Tragik tief gebüßt, hat das sokratische Lächeln vor den ewigen Dingen, nur wessen Weisheit ganz reif ist, kann sie mit Einfachheit sagen, nur wer ewig jung ist, hat den Hochmut jeglichem Tod des Daseins gegenüber, nur wer ganz frei geworden ist im fortgleitenden Streben und Werden, ist so demütig wie Siddhartha und Hermann Hesse, die ein und dasselbe sind." — Auf Friedrich Grieses „Ur" (Delphin-Verlag) macht H. W. Keim (Düsseld. Lokalztg., Unt.-Beil. 24. Febr.) nachdrücklich aufmerksam als auf ein Werk, das die Erdgebundenheit des Menschen in neuer Auffassung zum Ausdruck bringe. — Sein Urteil über Kasimir Edschmids „Bücher-Dekameron" faßt Rudolf K. Goldschmit (Heidelb. Tagbl., Lit. Rundsch. 2) in den Satz zusammen: Der Literat habe in Edschmid endgültig gesiegt.

Ein Bild des Historikers Kurt Breysig entwirft Ludwig Marcuse (Berl. Börs. Cour. 121). — Keyserlings Sendung führt Friedrich Fresko (Münch. Allg. Ztg. 9) vor Augen. — Über Hermann Wendels Heimbuch („eine bewußt einseitige, gründlich fundierte und frisch geschriebene Monographie") (Kaden & Co., Dresden) macht Otokar Fischer (Prag. Pr. Dicht. 10) grundsätzliche Anmerkungen. — Über Hermann Sudermanns „Bilderbuch meiner Jugend" läßt sich Arthur Eloesser (Frankf. Ztg. 152 — 1 M.) wohlwollend vernehmen; er zieht die Linie von Spielhagen zu Sudermann.

Zur ausländischen Literatur

„Wie ich zu Walt Whitman kam" schildert der Whitman-Übersetzer Hans Reisiger (N. Zür. Ztg. 279). — Über Imperialismus und Pazifismus bei H. G. Wells handelt W. Halfmann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 225 a).

Eine eingehende Studie „Von Dante und dem Mittelalter" veröffentlicht Karl Schmid-Eichstätt (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 9, 11, 12). — „Vom unbekannten Boccaccio" unterrichtet Franz Servaes (Berl. Börs. Ztg. 110). — Züricher Wege zu Torquato Tasso" weist Max Fehr (N. Zür. Ztg. 308). — Unter der Überschrift „Maler, Dichter und Komödiant" wird (Tag, Unt.-Beil. 63) an Salvator Rosa gelegentlich des 250. Todestages am 15. März erinnert. — Ada Negris neueste Prosa charakterisiert E. N. Caragiola (N. Zür. Ztg. 328).

Gedanken zu einem Vortrag des Pater Dr Expeditus Schmidt über Calderon zeichnet Hermann Ginzel (Saarbr. Ztg. 16) auf.

Mitteilungen aus Fanny Falkners Strindberg-Erinnerungen werden (Vorw. Heimat 13 und N. Bad. Landesztg. 148) geboten. — Eine Studie über Knut Hamsun bringt Erich Bockemühl (Saarbr. Ztg., Unt.-Bl. 2). — Knut Hamsuns Dramen erörtert Michael Charol (Berl. Börs. Ztg. 116). — Ungemein hoch bewertet Alfred Kerr (Berl. Tagebl. 134) den „Voltaire" von Georg Brandes („Ein Wunderwerk").

Über Arzybaschew bietet Michael Charol eine Studie (Berl. Börs. Ztg. 154). — Einen Beitrag zur Literatur Finnlands schreibt Wilhelm Breves „Suomis Sang" (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 148).

„Lao Tse und kein Ende" ist eine Betrachtung von Wolfgang Schumann (Frankf. Ztg. 171 — 1 M.) überschrieben. — Über „Indien auf dem deutschen Büchermarkt des vergangenen Jahres" gibt W. Kirfel (Köln. Volksztg. Neue Zeit 12) Auskunft.

„Die Not der geistigen Arbeiter" von Richard Bahr (Stuttg. N. Tagbl. 124).

„Karfreitags- und Osterlieder" von Hans Benzmann (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 76).

„Von den ältesten Osterspielen" von Hans Benzmann (Germ. Sonntagsbl. 30).

„Neue Literatur zur Zeitungskunde" von Karl d'Ester (Köln. Volksztg. Neue Zeit 13).

„Die Not der geistigen Arbeiter" von C. Hch. (Berl. Börs. Ztg. 112).

„Das schwäbische Wörterbuch" von Hermann Herrigel (Frankf. Ztg. 199 — 1 M.).

„Kunst und Wirklichkeit" von Erich Klein (Rhein.-Westf. Ztg. 153).

„Das zeugende Gespräch" von Siegfried Kracauer (Frankf. Ztg. 237—1 M.).

„Sinn und Wesen der Groteske" von Heinrich Leis (Rhein.-Westf. Ztg. 137).

„Deutsche Klassik und Romantik" von Eugen Lerch (Tag 55).

„Vormärz. Der Freiheitskampf der deutschen Presse" von Richard Lewinsohn (Berl. Börs. Cour. 131).

„Deutsche Dichter als Bücherfreunde" von C. G. v. Maassen (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 120).

„Alt-Wiener Taschenbücher" von Anton Mailly (Volksztg. Wien 91).

„Ihr müßt wollen" von Heinrich Mann (Berl. Tagebl. 156).

„Aus der Geschichte der Nationalzeitung" von Paul Alfred Merbach (Nationalztg. 51).

„Ein deutscher Verlag in Brasilien" (Cäsar Reinhardt in Porto Allegre) vom M. von Montenaken (Köln. Ztg. 177).

„Von Volkssagen und Märchen" von Robert Petsch (Heidelb. Tagebl. Brücke 2).

„Altedeutsche Osterlieder" von Georg Ritter (Germ. 91).

„Die Volksseele in der deutschen Balladendichtung" von Marie Schempp (Münch. Augsb. Abendztg. Sammler 23).

„Seelenkraft und Geistesmacht" von Oskar A. H. Schmitz (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 147 a).

„Vom religiösen Sozialismus" von Hedwig Wachenheim (Vorw. 150).

„Deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg" von Oskar Walzel (Deutsche Allg. Ztg. 106).

„Wovon lebt der Dichter" von M. J. Wolff (Deutsche Allg. Ztg. 130).

„Buchhandel, Buchpreis und Buchkäufer". Eine Umfrage (Zeit, Zeitstimmen 203).

„Zweck und Grenzen der Theaterwissenschaft" von Otto Baumgard (Rhein.-Westf. Ztg. 68).

„Ist das Theater notwendig?" von Ferdinand Gregori (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 129).

„Das verlorene Ensemble“ von Monty Jacobs (Voss. Ztg. 126).

„Der Frauenfuß im Drama“ von Hermann Kienzl (Berl. Börs. Ztg. 132).

„Theaterwissenschaft und Theaterpraxis“ von Eugen Kilian (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 153).

„Schinkels Theaterdekorationen“ von Hans Knudsen (Rhein.-Westf. Ztg. 87).

„Wer schafft uns die Volksbühne?“ von Franz Köppen (Berl. Börs. Ztg. 111).

„Vater und Sohn im Drama“ von R. Krauß (Staatsanz. f. Württ. Bes. Beil. 2).

„Vom Wesen der Tragödie“ von Heinrich Leis (Germ., Sonntagsbl. 62).

„Kindertheater“ von Heinrich Mann (Neue Kurs, Kulturschau 11).

Echo der Zeitschriften

Westermanns Monatshefte. LXVII, 8. Seelenkultur fordert Gabriele Reuter und schreibt:

„Die Verheerung, die der Weltkrieg in den Geistern angerichtet hat, wird im Verein mit der Verarmung Europas die letzten Reste künstlerischer Kultur dem Untergang weihen. Durch den Willen wird kaum eine Rettung möglich sein. Kultur ist eine gewaltige Lebenssonne, von der vielfarbige Strahlen ausgehen. Geistige, wissenschaftliche, malerische, erotische, musikalische Kultur — künstlich ist sie nicht zu züchten. Sie ist Gnadengabe aus den unbegriffenen Tiefen ewig schaffender Kräfte.

Nur ein Goldstrom aus der großen Sonne kann vielleicht vor dem Verlöschen gerettet werden. Dieser Goldstrom ist die Kultur der Seele. Sie allein trägt in sich die Macht, um die Völker vor dem Aufgehen im Materiellen, vor der Mechanisierung ihres äußeren und inneren Lebens zu schützen. Seelenkultur ist das notwendigste Gegengewicht der Zivilisation.

Zu ihrer Pflege gehört nicht Reichtum, nicht Geist, Genie und Wissen. Sie gedeiht auf dem Boden der Demokratie so gut wie unter dem Schutze mächtiger Fürsten. Der Acker darf nur nicht allzu steinicht sein. Auch sie braucht, wie alles Gute und Schöne, die sorgsame Pflege angeborener Gaben. Einbrecher, Dirnen, pathologische Naturen werden selten zu einer Kultur der Seele zu erziehen sein. Man sollte sich begnügen, sie zu nützlichen Tieren der Zivilisation zu entwickeln. Die Pflanze, die die Blüte der Kultur tragen soll, muß fähig sein, sie von ihrer Wurzel aus mit edlen Säften zu nähren.

Ein starker und bewußter Formwille gehört, wie zu jeder Art von Kultur, auch zur Kultivierung unserer Seele. Aus einem Überschwang namenloser Sehnsüchte und drängender Gefühle entsteht noch keine Seelenkultur. Christliche Liebe, natürliche Herzensgüte sind erst die Voraussetzungen, aus denen die Seelenkultur sich gestalten muß, die sie aber wiederum notwendig braucht, um sich zu vollenden. Zu der Liebe und Güte muß ein Wissen um die bewegenden Kräfte der Welt, eine Kenntnis von des Menschen Stärke wie von seiner Schwachheit sich gesellen. Dem Überschwang der Gefühle wird eine gewisse überlegene Kühle Grenzen ziehen. Die Vernunft darf nicht fehlen, um gegeneinander kämpfende Gewalten des Inneren durch ordnende Maße harmonisch zu verschmelzen. Nicht platter Verstandestätigkeit wird dies jemals gelingen, jene Vernunft muß am Werke sein, die da strebt, sich zur Weisheit zu veredeln. Je tiefer die Kultur von einer Seele Besitz ergreift, desto weiter und klarer wird der Blick der Persönlichkeit, desto verständnisvoller ihre Teilnahme für den Nebenmenschen — desto milder ihr Urteil. Arbeit an der eigenen Seele gleicht der Arbeit an einem Kunstwerk.“

Wissen und Leben. XVI, 9. Programmatisch setzt sich Jakob Schaffner („Gottfried Keller und wir“) gleichsam als Wortführer des modernen schweizerischen Schrifttums mit Gottfried Keller und seiner lastenden Glorifizierung auseinander:

„Auch mir ist Keller ganz fraglos der größte Dichter und Seher nach Goethe, aber darum kann ich doch zugeben, daß er nicht eine Persönlichkeit gestaltet hat, nicht einen aus den Abgründen des Schicksals auftauchenden Charakter, dem nicht pädagogisch seins ausgewischt und gemeinbürgerlich ein Bein gestellt wäre. Selbst der ‚Grüne Heinrich‘, eine der eindrucksvollsten Gestaltungen der ganzen Weltliteratur, ist uns zu angewandt, zu sehr bürgerlich abgezirkelt, bei aller unbestreitbaren Dämonie immer noch zu viel — Ornament. Der Bursche ist zum Ende nicht befreit, sondern korrigiert, nützlich gemacht, von seiner Dämonie abgerettet. Er wird nun gewissenhaft Stimmzettel einlegen, seine Obliegenheiten als ordentlicher Bürger versehen, und mit dem Schuß Irrationalismus im Blut wird er sich rationalistisch von Tag zu Tag auseinandersetzen, denn Feuerbach soll nicht umsonst gelebt haben. Steffen hat aber vollkommen Recht, wenn er Rudolf Steiner mit der Philosophie der Freiheit — doch nur mit dieser! — als Lehrer dem ganzen Feuerbach weit voranstellt, denn er will ja, und wir wollen alle nicht mehr Anwendung, Nutzbarmachung, Erziehung zu irgend etwas, sondern Lossprengung der Persönlichkeit, Erkühnung des menschlichen Herzens, Grenzenlosigkeit im Geist, Fassung in ungeheuer erweiterten Begriffen, die wir selber erst ahnen, ohne sie umreißen zu können oder auch nur zu wollen, denn dann wären wir schon wieder auf dem Weg zum Ornament, zur Anekdote, zur Eingrenzung. Auf diesem Weg ergibt sich allerdings eine Form, die durch die professorale Brille nicht so ohne weiteres wahrzunehmen ist, denn die Horizonte sind dem Mikroskop nicht botmäßig, und die Aspekte des Ewigen verlangen einen freien Blick. Ob es sich dabei um Steffens astrale Himmel und anthroposophisch besegelte Unterwelten handelt, um Moeschlins Erdseligkeiten und Sinnenfrühlinge, um Ilgs Blutsdämonie, um Pulvers triebstarken Idealismus, um meine rastlosen Entdeckungsfahrten nach menschlichen Wirklichkeiten und Beziehungen: immer sehen wir uns auf Mittel und Formen angewiesen, die uns nicht die Vergangenheit geben kann, die mit unserem Stoff und unserem Gefühl geboren sind.“

Die Neue Rundschau. XXXIV, 3. Hans Aufricht leitet seinen Aufsatz zum 50. Geburtstag von Jakob Wassermann (10. März) mit den Worten ein:

„Das Werk Jakob Wassermanns wuchs auf, als gebiete ihm der Weltgeist Entfaltung. Es ist nichts darin, was ihn nicht bestätigt; und des Dichters grundechte Persönlichkeit erfüllt nur gleichsam sich selbst im atmenden Ausdruck zahlloser Sekunden der Arbeit. Nähert man sich seiner Schöpfung ohne Vorbehalt, so erschließt sie sich in der kleinsten Einzelheit ganz. Daher muß man durch diese Landschaft planlos wandern, entspannt und genußfroh. Die magische Spur dessen, der sie baute, ist hier im Geringfügigsten enthalten, was du wahrnimmst, alles gibt über alles Aufschluß, denn alles wurde gefunden, ohne daß es gesucht ward. Die mystisch glühende Phantasie des Dichters ist in jedem Worte mächtig, aber sie zeugt nicht Begriffe, sie erhöht Ding und Vorgang von realen Wesen bis in jene nur in dichterischen existente Sphäre, der das Werk seine Einmaligkeit verdankt. Worum es sich dabei handelt, ist mir an einem Beispiel aus der Malerei immer besonders deutlich geworden. Rubens' ‚Kindermord‘, ein Bild voll Blut und Grauen, wird zum prachtvoll leuchtenden Blumenbeet, sobald man es aus der Entfernung betrachtet. Was hier der Beschauer vollzieht, indem er zurücktritt, das bewirkt der Dichter, indem er den Lesenden in den Zustand des Träumens entrückt, sei es durch eine ungeheure Zusammendrängung von Zeit und Ort, wie Dostojewski, sei es durch eine Übersteigerung aller natürlichen Maße, wie Balzac, sei es auf die stillere Art, in der es Wassermann gelingt, der im unscheinbarsten Geschehnis das Symbol des allmächtigen Lebens zu sehen versteht, blei-

einem Midas ähnlich, unter dessen Auge sich alles zur Dichtung wandelt. Von dem gespenstisch flutenden Vorspiel der „Juden von Zirndorf' bis zum ‚Sturreganz', jener unbeschreiblich schönen Geschichte, wo das Märchen sich rätselhaft spielerisch anspinnt aus der schaurigen Ironie des Leidens, in dem sich des tragischen Gauklers Geschick vollzieht — auf diesem ganzen weiten Wege, welch eine Fülle von Sinnbild und Gleichnis, welch ein Reichtum an Bild und Gestalt!"

Österreichische Rundschau. XIX, 3. Aus E. A. Rheinhardts Studie über Jakob Wassermann ist der bezeichnende Absatz herauszuheben:

„Jakob Wassermann sagt in dem einzigen Buch, in dem er von seinem persönlichen Leben einiges Deutliche mitzuteilen vorhatte, von sich aus, er sei durch Dickens und Turgenjew literarisch erzogen worden, Dostojewski, einige Ideen und etliche Menschen hätten bestimmend auf ihn eingewirkt. Wir schauen verwundert den großen, üppig treibenden Wald dieses Werkes und die nie beirrte stetig wachsende Wesenheit seines Schöpfers an und vermögen von jenem so wenig zu finden, als wir etwas von den Phosphaten des Erdreichs in der Krone des Baumes entdecken könnten. Wir sehen das Gewordene weiter zeugen, wunderbar mit dem Werdenden durch das immer Fortwirkende dieses einzigartigen schöpferischen Daseins verbunden. Wir erblicken in sich abgeschlossene Welten — die einzelnen Werke — ruhend, zuständlich, einmalig und dennoch nicht fortgenommen aus dem Werden, da sie in dem heute Wachsenden und ins morgen Treibenden, für sich abgeschlossen, dennoch als die Teile einer lebendig und unaufhörlich sich weitergliedernden Welt fortwirken. Und indem wir dieses vielfältige Wachstum betrachten, dieses Zeugen, Werden und sich Entfalten, werden wir gewahr, daß wir in der Anschauung eines gewaltigen Naturvorganges begriffen sind und daß das schöpferische Prinzip selber sich auf das unmittelbarste vor uns äußert. Ehrfurcht ergreift uns, — und in diesem Gefühl verstehen wir nunmehr, was uns alle die Jahre, so oft ein neues Werk dieses Dichters zu uns gesprochen hat, über alle Beglückung durch dieses Werkes Reichtum und Schicksalsvernunft hinaus getröstet und erhoben hatte: es war das, daß wir teilnehmen durften an dem zeugenden Wirken einer großen Natur, daß wir von ihren Gesetzen, ja von denen der Natur selber angesprochen und bezwungen waren, da wir noch der Kunst und ihrer abgerückten Logik untertan zu sein glaubten."

Preußische Jahrbücher. CLXXXXI, 3. Aus einer vortrefflichen Studie von Kurt Busse „Johannes R. Becher. Ein Beitrag zugleich zur ekstatischen Lyrik des 19. Jahrhunderts" heben wir nachfolgende Ausführung heraus:

„Phantasieschwächere Menschen voll schwerer und tiefer seelischer Erregbarkeit sind die ekstatischen Menschen, deren bildende Kraft erst spät in Fluß gerät, die mehr Geist als Phantasie haben, konstruktive Naturen, vergrübelte, denen versagt ist, die mächtige Spannung ihrer Seele leicht auszuwirken, und denen ebenso verwehrt ist, diese Spannung zu mindern in praktischem Werktagsdienst, wie die religiösen Propheten und Lehrer es taten. Solche Natur war Hölderlin, war Patmore, ist George.

Gehört auch Becher zu ihnen? Zweifellos ist beides in ihm, der grübelnde, konstruierende Geist, die seelische Überspannung, die Ekstase. Und zweifellos eignet auch seinem Werk die eigentümliche frostige Glut, jene gewaltige Unruhe, in der wir zwischen Gedanke und Empfindung hin und her geworfen werden, jene Mischung von Süße und Herbheit, Schwermut und Überschwang, die für die dithyrambisch ekstatische Dichtung kennzeichnend ist. Und es eignet ihr auch die dieser eigentümliche Ungleichmäßigkeit des Erzeugten. Neben gequälten, gewollten, verschlackten Versen und ganzen Partien stehen die ganz durchseelten, leuchtend in einer Glut, die wahrhaft überirdisch ist. Ebenso sind die großen Stücke der Becherschen Lyrik durchweg religiös bestimmt. In den ersten Bänden ringen sie um die weitgespannte, mit religiöser Inbrunst erfaßte Idee der Freiheit und Verbrüderung, aber mit jedem Schritt weiter seiner Entwicklung sammeln sich seine Kräfte in dem einen Gegenstand des Ringens, Triumphierens und Verzweifelns ‚Um Gott', wie sein letzter großer Gedichtband dann auch überschrieben wurde."

Die Glocke. VIII, 50. Eingehend beschäftigt sich F. O. Hallener mit Klabund. Nach Charakteristik der ersten Jugendeindrücke schildert er das Wesentliche der Entwicklung und Persönlichkeitsrichtung:

„Bald ist die Basis geschaffen, auf der der zweite Kampf beginnt, der schwerere: nach dem ersten Erfolge in die Einsamkeit zurückzufinden, nicht begabter Journalist, sondern Dichter zu sein. Auf die ersten Siege folgen schwere Tage der Arbeit: vor sich selbst zu bestehen; auf die Glückserkenntnisse, Wandern und Frauen folgen schmerzhafte Erlebnisse: Krieg und Krankheit. Vielleicht war manches im Leben des Alfred H. aus Crossen a. d. Oder anders, und manches Historische berührt sich nicht mit dem scheinbar Biographischen der Dichtung; es ist ja auch gleich, für uns ist Klabund das, was er in seinem Werk von sich bekennt. Und mehr noch als andere ist Klabund Bekenner und schreibt in jedem Gedichte: sich selbst. So ist er: schwindsüchtig, sein ganzes Leben in seiner Hast und Hingabe dadurch bestimmt; er lebt seiner Krankheit, und das Wandern, das zuerst Drang und Lust scheint, ist vielleicht schwerster Zwang. Locarno, Borkum, Brückenberg, Gordone-Riviera, Swinemünde, Reichenhall, Arosa, Lugano, Davos, Werawald und wieder Davos nennt er einmal als seine Stationen. Klabund lebt im Tempo der Schwindsüchtigen: mit ihrer rasenden Lebensfreude, mit ihrer rasenden Todessehnsucht. ‚Il santo bubi', der tuberkulöse Referendar, sieht Wolken, Himmel, Sterne, dazwischen das eigene Herz. In kurzen Stunden aber, zwischen zerwühlendem Denken, zwischen Krieg und Krankheit kennt er Wandern, das voll ist von Schauen, voller von Erlebnis, ganz erfüllt von dem einen Erlebnis: Frau."

Stimmen der Zeit. LIII, 6. Einen interessanten Vergleich zwischen Dostojewski und Dante läßt Friedrich Muckermann S. J. zu Worte kommen:

„Man hat Dostojewski gelegentlich mit Dante verglichen. In der Tat bestehen Ähnlichkeiten. Beide sind sie ganz große Dichter, beide der ziemlich vollgültige Ausdruck einer Nation, beide auch berufen zu weithinreichendem Führertum. Freilich, worin sie einander gleichen, darin sind sie auch schon wieder verschieden. Dante ist heimisch im Lande Platos, wie berückt von der Schau unvergänglicher Ideale. Dostojewski wurde genannt der ‚Dädalus im Labyrinth der Seele', er ist ganz Psycholog. Dante gibt sich als das Kind des Südens. Alles, was er schildert, ist klar gesehen und wie von selbst das Bild klarer Geistigkeit. Er kommt daher, wo sich in reinerer Luft die Dinge deutlich voneinander sondern, wo die Linie scharf ist zwischen Licht und Schatten, so daß keine Übergänge bleiben, jene Dämmerung, in der die Probleme wohnen. Dostojewski ist der Dichter Rußlands, dieses östlichen Thule, wo Zeit und Raum sich in schier unbekannte Verhältnisse dehnen, wo jede Linie sich verliert in die Unendlichkeit, die Ahnung über sich hinaustreibend ins Mystische. Dante weist Wege, indem er an das Ziel der Wanderung eine stolze Kathedrale stellt, fertig vom Fundament bis in die strahlende Kuppel hinauf, letzte dichterische Offenbarung eines Zeitalters, das groß war in der geschlossenen Kraft seiner einheitlichen Idee. Dostojewski, dem Dichter der im Chaos brodelnden Neuzeit, war es gegeben, bis in die grauenhaftesten Tiefen des Daseins hinabzudringen und dort mit fürchterlicher Seherkraft jene satanischen Mächte aufzudecken, die den entsetzlichen Zwiespalt von heute, Verwirrung und Erstarrung hervorgerufen. Darum greift das kranke, zerquälte Europa gerade nach diesem Dichter, weil es in seinen Idioten, Dirnen, Mördern, Betrunkenen, Verfluchten und Dämonen sein eigenes Antlitz schaut. Darum liebt es diesen Dichter mit einer so dankbaren Liebe, weil Dostojewski mitleidsvoll den göttlichen Funken auch im entstellten Menschenbild noch

sehend, glaubensstark an die Möglichkeit einer Wiedergeburt erinnernd, selbst überwindend, nachdem er fast selber erlegen, leuchtendes, stärkendes Beispiel wird, Hoffnungsstern an düsteren Horizonten."

Der Jude. VII, 2. Über Perez liest man in einem Aufsatz von Hermann Weyl:

„In der neuhebräischen und jiddischen Dichtung nimmt Perez eine einzigartige Stellung ein, denn als erster befreit er sich ganz von der harten Gebundenheit an seine engste Heimat, übersieht mit künstlerischem und tief verstehendem Sinn die Gesellschaft und die Menschen, wird der große Realist und bleibt der große Romantiker. Interessant ist sein künstlerischer und geistiger Entwicklungsgang. Zuerst war er Lyriker und Empörer. Aber die hebräischen Liebesgedichte ‚Die Flöte' (חע·ב), voll Tiefe und Anmut, fanden bei seinen nächsten Mitlebenden nur wenig Verständnis, und von seinem Empörertum verstand man nur so viel, daß er zu den Aufklärern hielt, Europäer sein wollte um jeden Preis, ganz den Maskilim zugehörig, wenig hinausragend über die populäre Haskalah.

Er schrieb einen Aufsatz ‚Bildung' und sagte: ‚Wir wollen das Volk bilden, aus Dummköpfen kluge Leute, aus Fanatikern gebildete Menschen, aus Nichtstuern Arbeitsame, nützliche, ordentliche Menschen machen, die für sich arbeiten und auch der Allgemeinheit damit von Vorteil sind'. Ein nützliches, ehrenwertes Ziel, wie man sieht, kaum beschwert von einer unendlichen Fülle lebendiger Wirklichkeiten des Volks- und Geisteslebens. Ein junger Heißsporn, der die Welt erschöpft glaubt in seinen glühenden, revolutionären, pietätlosen Ideen, der nur an eins glaubt: an verständiges, geistig unbeschwertes, naturhaftes Menschenglück; noch keine notwendigen Zwiespälte sieht, jäh aburteilt und allen Suchenden, die nicht sein hartholzgeschnitztes Ideal schon teilen, mit heroischer Gebärde den einzig möglichen Weg zur Glückseligkeit weist.

Soziale Gedichte, Legenden, Balladen werden Gefäß für seinen volksbeglückenden und gestaltenden Trieb, ohne daß er in ihnen sich restlos ausgewirkt hätte. Die episch-prosaische Kunstform war ihm eigentlich gemäß, und je mehr er in ihr schuf, um so mehr wurde er im edlen Sinne wirklich und objektiv, sah dieses menschliche Gefüge, den jüdischen Volksorganismus und mußte, je tiefer er ihm verhaftet wurde, auch sein künstlerisches Temperament ihm anpassen, da immer eine Wechselwirkung zwischen Künstler und Gegenstand der künstlerischen Gestaltung geschieht.

Wohlvertraut mit den modernsten Strömungen der fremden Literaturen nahm er überall das ihm Gemäße an und schuf es für sich um; und da er selbst vielfältig fühlte, sehen wir ihn zugleich als Realisten und Symbolisten, als wirklichkeitsstarke und romantische Natur. Er mochte sein Schöpfertum nicht begrenzen, und heiter seiner Genialität vertrauend, hoffte er stets in angemessenem Ausdruck und angemessener Form das Wesentliche und künstlerisch Wahre zu geben. Daher ist es untergeordnet und eng, nach seinem Kunststil zu fragen. Er gestaltete aus der Fülle seines Lebens, da wurde seine Gestaltung lebenserfüllt."

„Der alte Goethe. Ein Brief Kräuters an die Gräfin von Hopfgarten." (Das Inselschiff IV, 2.)

„Adalbert Stifter und seine Erzählung ‚Der fromme Spruch'." Von A. Gotzes (Der Gral XVII, 6).

„Büchner der Jüngling." Von Wilhelm Michel (Das Tagebuch IV, 11).

„Gottfried Keller und das Problem der schweizerischen Nationalliteratur." Von Emil Ermatinger (Wissen und Leben XVI, 10).

„Otto Gildemeister. Ein Meister der literarischen Form." Von Rudolf Eucken (Westermanns Monatshefte LXVII, 8).

„Wilhelm Raabes Briefwechsel mit Paul Gerber." Hrsg. von Lemcke (Westermanns Monatshefte LXVII, 8).

„Ernst von Wildenbruch." Von Julius Bab (Saarbrücker Blätter I, 12).

„Peter Baum." Von Laurenz Kiesgen (Die Bücherwelt XX, 2).

„Carl Busse." Von Hans Benzmann (Ostdeutsche Monatshefte III, 12).

„Ludwig Rubiner." Von Max Herrmann-Neiße (Die Aktion XIII, 4).

„Persönliche Erinnerungen an Carl Hauptmann. Mit unveröffentlichten Briefen. Zum Todestag am 3. Februar." Von Johannes Reichelt (Hellweg III, 5).

„Wilhelm Bode." Von Friedrich Muckermann S. J. (Der Gral XVII, 6).

„Adam Müller-Guttenbrunn †." Von Neumair (Die Bergstadt XI, 6).

„Adam Müller-Guttenbrunns Dienst am deutschen Volk." Von Gottfried Fittbogen (Deutsches Volkstum 1923, 3).

„Ernst Troeltsch †." Von Ferd. Avenarius (Kunstwart XXXVI, 6).

„Ernst Troeltsch." Von Adolf Grabowsky (Das neue Deutschland XI, 3).

„Ernst Troeltsch." Von Christian Herrmann (Das neue Deutschland XI, 3).

„Ernst Troeltsch zum Gedächtnis." Von Georg Wünsch (Die Christliche Welt XXXVII, 7/8).

„Vom weltenschöpferischen Eros [L. Klages ‚Vom kosmogonischen Eros']." Von Werner Deubel (Hellweg III, 7).

„Oswald Spengler und der Stufenbau der Weltgeschichte." Von Fritz Klatt (Vivos voco III, 7/8).

„Oswald Spengler und das Recht." Von Rosenfeld (Deutsche Juristen-Zeitung XXVIII, 5/6).

„Thomas Mann und der Pazifismus." Von Fr. W. Foerster (Die Friedenswarte XXIII, 1/2).

„Kasimir Edschmid selbst." (Die Weltbühne XIX, 8.)

„Thüringens bedeutendste Erzählerin [Marthe Renate Fischer]." Von Walter Bähr (Die Tat XIV, 12).

„‚Vollnaturalismus' in Jakob Schaffners Dichtung." Von Walter Muschg (Wissen und Leben XVI, 9).

„Franz Lüdtke, der Heimatdichter." Von Paul Dobbermann (Deutsche Nachrichten, Deutscher Heimatbote in Polen V, 1).

„Emil Hadina." Von Wilhelm Ueberhorst (Der Kritiker V, Februarheft).

„Unruhs ‚Louis Ferdinand'." Von Bernhard Diebold (Allgemeine Künstler-Zeitung, Hamburg XII, 2).

„Der Dramatiker Ernst Toller." Von R. G. Haebler (Die Glocke VIII, 49).

„Paul Ernst." Von Walter Erich Schäfer (Der Türmer XXV, 6).

„Ein neuer plattdeutscher Dichter (Paul Schurek)." Von F. Wippermann (Die Bücherwelt XX, 2).

„Lyrische Sendung [Elisabeth Janstein, Die Landung]." Von Rolf Cunz (Hellweg III, 10).

* * *

„Das griechische Gesicht." Von Rudolf Kassner (Das Inselschiff IV, 2).

„Miltons Lycidas deutsch." Von Robert F. Arnold (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1923, Bd. 21).

„John Knittel." Von Frank Henry Gschwind (Wissen und Leben XVI, 10).

„H. G. Wells." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1923, 1).

„Deutsch-amerikanische Liederdichtung." Von Oswald Richter (Der Türmer XXV, 6).

„Strindbergs ‚Ostern'." Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter I, 11).

„Aus der Kindheit." Von L. N. Tolstoi (Das Inselschiff IV, 2).

„Die Asanaginica im Kreise ihrer Varianten [kroatische Ballade]." Von G. Gesemann (Archiv für slawische Philologie XXXVIII).

* * *

„Wer spielt?" Von Julius Bab (Volksbühne, Berlin III, 1. Vierteljahresheft).

„Volksbühne und Schauspielertum." Von Paul Bourfeind (Volksbühne, Berlin III, 1. Vierteljahresheft).

„Philosophie des Theaters." Von P. Th. Hoffmann (Kunstwart XXXVI, 6).

„Schicksal und Drama." Von Oskar Katann (Literarischer Handweiser LIX, 3).

„Kampf ums Theater [Herbert Ihering]." Von Eugen Kilian (Hellweg III, 8).

„Schauspieler und Publikum." Von Hans Knudsen (Volksbühne, Berlin III, 1. Vierteljahresheft).

„Der Schauspieler als Dramatiker." Von Paul Landau (Volksbühne, Berlin III, 1. Vierteljahresheft).

„Die soziale Stellung des Schauspielers im Wandel der Zeiten." Von John Schikowski (Volksbühne, Berlin, III, 1. Vierteljahresheft).

„Tragödie und Weltbild." Von Friedrich Sebrecht (Hellweg III, 7).

* * *

„Führertum und ‚Preis'-Politik in der Literatur der Gegenwart." Von Otto Baumgard (Hellweg III, 10).

„Kriegsliteratur." Von Franz Freiherr von Berchem (Der Türmer XXV, 6).

„Zur neuen Dichtung." Von E. K. Fischer (Kunstwart XXXVI, 6).

„Neue deutsche Lyrik." Schluß III. Von Hans Franck (Deutscher Pfeiler II, 12).

„Der neue Mensch und die Kunst." Von Gert Klinge (Vivos voco III, 7/8).

„Der Niedergang der deutschen Geistesberufe II: Die Katastrophe des Schriftstellers." Von Walter von Molo (Das Tagebuch IV, 9).

„Vom deutschen geistigen Leben in Posen." Von Hermann Rauschning (Ostdeutsche Monatshefte III, 12).

„Zum literarischen Leben der Gegenwart." Von Martin Rodenbach (Der Gral XVII, 6).

„Reflexionen über den Bekenntnis-Roman." Von Max Rychner (Wissen und Leben XVI, 9).

„Die Philologen vor der Dichtung." Von Max Rychner (Wissen und Leben XVI, 10).

„Kunst als Lebensmacht." Von Sch. (Kunstwart XXXVI, 6).

„Alltag und Festtag." Von Albrecht Schaeffer (Das Inselschiff IV, 2).

„Dichter und Literat." Von Richard v. Schaukal (Literarischer Handweiser LIX, 3).

„Deutsche Dichtung in neuer Zeit." Bemerkungen zu D. Lenens Literaturgeschichte. Von Karl Theodor Strasser (Hellweg III, 9).

„Rhythmus und Religion." Von Erich Worbs (Vivos voco III, 7/8).

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Gerhart Hauptmanns sechzigsten Geburtstags ist in der täglichen wie periodischen Presse Amerikas in würdiger Weise gedacht worden. Man kann darin kaum ein Zeichen beabsichtigter geistiger Annäherung an Deutschland sehen. Das war nicht durchgehend der Unterton der vielen Aufsätze und Leitartikel. Er ist internationales Gemeingut: das war vielmehr das Motiv, das die meisten Federn geführt hat. Lewisohn, der Übersetzer seiner Werke, grüßte ihn in der „Literary Review" als den großen Volksdichter mit der eigenen persönlichen Note. In Versen hat er sich wohl wiederholt versucht, aber ohne besonderen Erfolg. Dagegen findet sich in seiner Prosa manche Perle echter Dichtkunst. Für den Naturalismus ist er eingetreten, als er Modesache zu sein schien; aber dadurch, daß er eigene Wege gegangen, hat er bald die Führung übernommen und neue dramatische Ausdrucksmittel geschaffen. Seine heutige Stellung im literarischen Deutschland beleuchtet A. Eloesser in einem Aufsatz, den sich die neuyorker „Nation" eigens für eine ihrer Novembernummern verschrieben hatte. Er sei, so heißt's in diesem Essay, der eigentliche Dichter der Demokratie und habe als solcher das Banner der Republik hoch erhoben. Im übrigen liege seine Kraft darin, daß er sich trotz aller neueren Strömungen der Neuromantik und des Expressionismus selbst treu geblieben sei. Wenig mehr läßt sich von den anderen Aufsätzen sagen. Aber auch in anderer Weise wurde des Dichters gedacht. Ethel Barrymore, einer unserer ersten Bühnensterne, bemühte sich sechs Wochen lang allabendlich den Neuyorkern des Dichters „Rose Bernd", natürlich in englischer Übersetzung, vorzuführen. Ob diese Bemühungen den Dichter befriedigt hätten, sei dahingestellt. Schließlich hat auch noch die Germanistensektion der neusprachlichen Universitäts- und Collegelehrer ihm auf ihrer Sitzung in den Weihnachtsferien einen Glückwunsch gesandt.

Es ist keine Manie, auch keine jugendliche Schwärmerei, wenn ich auch in diesem Briefe wieder von Sinclair Lewis rede. Es liegt vielmehr ein wirklicher Zwang vor. Er hat uns einen neuen realistischen Roman aus dem amerikanischen Leben geschenkt. „Babbitt" ist sein Titel und George Babbitt ist der Held; er ist Häuserverwalter und Makler in Grundeigentum, eine besondere Geschäfts- und Berufsart in Amerika. Diesen Durchschnittsgeschäftsmann, wie er in Tausenden von Exemplaren unser Land bevölkert, schildert er uns in der ganzen Inhaltslosigkeit und der moralischen Mangelhaftigkeit seines Daseins. Der Flachheit seines Lebens wird er sich nie ganz klar bewußt; deshalb zwingt sie ihn zu einer ruhelosen Unzufriedenheit, die er mit den nächstliegenden Mitteln zu betäuben sucht. Es wird uns kein Entwicklungsroman geboten, Babbitt ist da, so wie er im amerikanischen Leben in vielen Tausenden von Exemplaren da ist. Etwa zwei Jahre dieses streng materialistischen Lebenslaufes ziehen am Leser vorüber. Nicht in straffe Form ist die Erzählung gekleidet. Episode reiht sich an Episode, so wie sie sich in einem solchen Leben scheinbar ohne Grund und Folge ereignen. Lewis schafft sich seine eigene Form hier sowohl wie in „Main Street". Sie hat zweifellos einen Anstrich von Expressionismus. Hoffentlich dürfen wir noch Bedeutenderes von diesem Erzähler erwarten (vgl. L. E. XXV, 683).

„One of Ours", ein anderer Roman aus der gewöhnlich im Herbst reichlich erscheinenden Ernte, hat mich ursprünglich interessiert, weil die Kritik sich in seiner Beurteilung sehr scharf widersprach. Die einen erklärten das Buch rundweg für minderwertig, den anderen war es der eigentliche Kriegsroman, der das letzte Wort in dieser Richtung sagte. Er ist wohl weder das eine noch das andere, sondern ein Anfang zu einem guten Charakterroman. Ein jugendlicher Charakter, ein Farmerssohn aus der Prärie am Missouri, entwickelt sich vor dem Leser. Diese Entwicklung fällt in die Kriegsjahre, daher ist sie anders als die landläufige. Der Held ist kein Dutzendmensch, er denkt seine eigenen Gedanken, was bei einem Amerikaner immerhin selten ist. Naturgemäß versteht er auch die Kriegsfragen anders als die Masse, sieht auch seine deutschgeborenen Nachbarn anders an. In diesen selbständigen Urteilen liegt das Frappante. Kriegspsychose und Handlung sind logisch miteinander verbunden, und der Stil ist lebhaft und frisch. Das sind die Besonderheiten des Buches.

Die biographische und autobiographische Literatur wächst weiter. Zweifellos hat der Krieg damit zu tun oder vielmehr der fortgesetzte Krieg im Frieden. Denn durch ihn wurde diese Literatur in den Vordergrund gedrängt. Zu dem wenigen von literarischer Bedeutung, was sich unter diesen Veröffentlichungen befindet, gehört die Ausgabe der Briefe James Gibbons Hunekers, besorgt von seiner

Frau Josephine. Huneker hat in seiner journalistischen Tätigkeit internationale Bedeutung erlangt, sein besonderes Feld war die Musik- und Theaterkritik. Er ist auf seinen vielen Reisen mit Dichtern und Schriftstellern aller Nationalitäten zusammengekommen. Wie sie auf ihn gewirkt und wie er sie eingeschätzt, das ist in diesen Briefen zu lesen. Auf die Entwicklung des Geschmacks hat er einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Wie er sich sein allenthalben geschätztes Urteil bildete, welches seine Grundsätze in der Kunstkritik waren, auch das ist hier zu lesen. Sein Humor, seine Satire, kurz seine ganze H. Mencken verwandte Art, sie leuchten uns aus jeder Seite dieser Briefsammlung entgegen.

In der dritten Serie seiner gleichfalls im Herbst veröffentlichten „Prejudices" hat H. Mencken dem verstorbenen Kollegen denn auch ein Denkmal gesetzt, indem er ihm in einem besonderen Kapitel einen warmen Nachruf widmet. Im übrigen tritt uns in diesem Bande der Verfasser in seiner längst bekannten Gestalt entgegen. Er geißelt nicht nur mit witziger Ironie die amerikanischen Menschen und die Auswüchse unseres öffentlichen Lebens, er weiß auch in den Kapiteln über den Roman und über den Dichter und seine Kunst manch feines, freilich oft auch sehr scharfes Urteil abzugeben. Gewiß ist seine Kritik überwiegend negativ, aber in einer Umwelt voll robuster kritikloser Lebensbejahung um so notwendiger.

Menckens hervorragendes Verdienst ist es, daß er immer wieder auf die Dichtungen anderer Völker, besonders der nordischen, deutschen und österreichischen hinweist. Bahnbrechend ist er hier zwar nicht. Zu seinen Vorläufern gehört namentlich die auch in Deutschland bekannte Schauspielerin Campbell, deren selbstverfaßte Lebensbeschreibung kürzlich erschien unter dem Titel „My life and some letters". Sie hat England und Amerika den Naturalismus der neunziger Jahre vermittelt. Als Sudermanns Magda, als Beate in „Es lebe das Leben", in Björnsons „Über unsre Kraft" und nicht zuletzt als Maeterlincks Melisande hat sie nicht nur große Triumphe gefeiert, sondern auch bahnbrechend für das europäische moderne Drama gewirkt.

Die Beschäftigung mit Freuds Psychoanalyse hält sich in der Tagesliteratur im Vordergrund. Die psychoanalytischen Skizzen seines Schülers W. Stekel liegen in Übersetzung vor unter dem Titel „Disguises of Love" und werden von dem harvarder Dozenten A. A. Roback sehr sachlich und günstig beurteilt. Hand in Hand mit diesem Interesse an Freud geht eine eifrige Diskussion des Sexuellen in der Literatur. Es sind auch hier wieder die Gegner und Vormänner, die infolge ihrer Bitterkeit den Kampf vor die Öffentlichkeit zerren und dadurch die Frage ihres rein künstlerisch-ästhetischen Wertes berauben. Für sie ist jede Berührung dieses Problems von vornherein Unsittlichkeit. Diese Stellung — sie ist nicht allein puritanisches Erbe — führt oft zu ganz absurden Vorkommnissen. So versuchte kürzlich die Gesellschaft zur Bekämpfung der Unsittlichkeit nicht nur den Vertrieb mehrerer Romane wie „Women in Love". „The Diary of a young Girl" und Schnitzlers „Casanova's Home Coming", sondern sogar eine Neuausgabe des Satirikus von Petronius zu unterdrücken. Der Untersuchungsrichter entschied glücklicherweise gegen diesen Antrag und begründete sein Urteil mit einem 16 Seiten langen Essay über die juristische Auffassung der Unsittlichkeit. Vor dem Tribunal des Richters ist selbstverständlich eine solche Engherzigkeit unhaltbar, sie muß schließlich vor dem wirklichen Kunstwert zurücktreten. Das hat sich auch James Branch Cabells „Jurgen" gegenüber gezeigt. Diese feine, geistreich-ironische Allegorie auf das Eheproblem ist endlich frei und hat sich offenbar dank der von den Gegnern kostenlos gelieferten Reklame beim Lesepublikum in den letzten Monaten einer sehr günstigen Aufnahme erfreut. Keineswegs darf man annehmen, daß das sittliche Banausentum in absehbarer Zeit ganz vom Plane verschwinden wird; es macht aber wenigstens jetzt vor der Bühne halt. Man hatte nicht mit Unrecht befürchtet, daß die obenerwähnte Aufführung der „Rose Bernd" Schwierigkeiten finden würde. Man hat sie aber ungeschoren gelassen, und so läßt man auch andere Erscheinungen auf dem Theater in Ruhe. Eine unruhig suchende Generation mit so vielen Berührungspunkten mit der europäischen Gedankenwelt kann sich auch ihr Denken und Sinnieren nicht vom Richterstuhl diktieren lassen. Schriften wie Steckels „Das liebe Ich" und Bücher wie Wilbur D. Birdwoods „Euclid's Outline of sex" werden deshalb auch in den Schaufensterauslagen nicht verschwinden, sondern sich eher vermehren.

Diese Freiheit, die man der Bühne gewährt — und nicht bloß von Moralisten — mag ein gut Teil der heutigen künstlerischen Regsamkeit verursacht haben. Freilich, man borgt noch immer von Europa, aber doch nicht mehr ausschließlich von Frankreich. Manches wird auch aus ehemaligem Feindesland eingeführt. Außer der „Rose Bernd" beispielsweise auch der „Kapellmeister Kreisler". Besonders aber ist es deutsche Bühnentechnik, die am Broadway mehr und mehr nachgeahmt wird. Kenneth Macgowan hat vor einigen Wochen unter dem Titel „Continental Stagecraft" sogar ein umfangreiches und von Edmund James künstlerisch illustriertes Werk veröffentlicht. Reinhardts große Regiekunst und seine Zirkusbühne gehören für diesen weitsichtigen Amerikaner schon zu dem Gewesenen. Im Redoutensaal der wiener Hofburg hat er sich an Jeßners Künsten berauscht. Dieser Regisseur wirft nach seiner Meinung „den letzten Rest von Wirklichkeit über Bord, da sie der Wahrheit des inneren Gefühls im Wege steht." Dann hat er Fehlings Bühnenform der „Masse Mensch" gesehen, und von ihm sagt er, er stelle seine Schauspieler heraus als Schauspieler einer abstrakten Bühne, und man empfinde sie nur als lebendige menschliche Gegenwart. Zwar spricht er es nicht aus, aber man empfindet's, was er in Paris bei Jacques Costeau und in Moskau und Petersburg beobachtet hat, reicht nicht heran an das, was er in Berlin und Wien gesehen hat. Nur einzelne Rezensenten pflichten ihm bei, die meisten weisen mit Genugtuung auf die Leistungen der Slawen hin. Sie stehen in der neuyorker Theaterwelt tatsächlich im Vordergrund. Seit Monaten zieht das als „Chauve souris" bekannte russische Bunte Brettl des moskauer Bühnenleiters Balieff volle Häuser. Er wird in diesen Tagen abgelöst von einer ausgesuchten Truppe des moskauer Kunsttheaters, für die die Presse seit Wochen eifrig die Werbetrommel gerührt hat. Auch slawische Dramatiker treten hervor, vor allem der Böhme Karel Capek. Am Anfang des Winters richtete sich die Aufmerksamkeit auf seine Satire W. U. R., in der er moderne Geschäftsmethoden und heikle Kaufmannsgrundsätze geißelte. Heut ist's seine Insektenkomödie „The World we Live in", vor deren geistreichem Symbolismus und tiefer Weisheit man sich um Sinn und Bedeutung streitet.

In einem sehr kompakten Aufsatz behandelt Ernest Boyd die Übersetzungsliteratur in Amerika und weist darauf hin, daß große europäische Sensationen hier mangels guter Übertragungen kaum ein Echo finden. Pierre Benoits „Salzsee", ein pariser best seller, hat hier wenig Beachtung gefunden. Auch Heinrich Manns „The Patrioteer" ist vom Büchertisch völlig verschwunden und für den Buchhändler ein Fehlschlag. Dies letztere Schicksal gewährt uns einige Befriedigung, ist aber kaum zu verwundern. Kriegsbücher sind im allgemeinen tabu. Selbst des Staatsministers Lansing Buch über die Versailler Verhandlungen fand ich neulich auf einem Ausverkaufstisch für 25 Cents erhältlich. Mit Recht bedauert Boyd, daß durch die Geschäftspraktiken des Buchhandels oft Minderwertiges der ausländischen Literaturen Verbreitung findet, während wirklich Künstlerischem keine Beachtung zuteil wird. Unter diesem Schicksal leiden besonders die Spanier. Ibanez hat sich zu einer amerikanischen Berühmtheit emporgeritten. Seine „Vier apokalyptischen Reiter" haben ihn auf die Höhe gebracht. Die echten Künstler Spaniens, Baroja, Ayela und Unamuno, bleiben trotz guter englischer Ausgaben in den Winkeln der Buchhändler stehen. Im ganzen wird viel übersetzt aus allen Literaturen, aber leider selten gut und nicht immer wird das Beste vom Verleger und noch viel weniger vom Publikum ausgewählt.

Immer stärker mehren sich auch die Übertragungen aus dem Deutschen. Und da dies für das deutsche Schrifttum von nicht geringer Bedeutung, sei die in meinen letzten Briefen geführte Liste hier fortgesetzt, wobei zu betonen ist, daß sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht. In der „European Library" der Firma Harcourt Brace & Co. erschien ein weiterer Roman von Jakob Wassermann: „The Goose Man", sehr verständnisvoll übersetzt von dem Germanisten Allen W. Porterfield. Andere Übertragungen sind: Wilhelm Windelbands „Introduction to Philosophy", übersetzt von Joseph Mc. Cabe, Stefan Zweigs Biographie von Romain Rolland, Wilhelm Wundts „Elements of Folk Psychology", übersetzt von E. L. Schaub, Wilhelm Öchslis „History of Switzerland", übersetzt von E. und C. Paul, des züricher Universitätsprofessors Füter „World History", übersetzt von Sidney B. Fay, Gerhart Hauptmanns „Phantom", übersetzt von B. Q. Morgan, A. Schnitzlers „Casanova's Home Coming", zwei Bücher von Kapitänleutnant Mücke, „The Ayesha" und „Q Ships and their History", und eine Übersetzung und Bearbeitung der deutschen Verfassung von René Brunet. Schließlich seien auch drei englische Aufsätze von Professor A. Leitzmann erwähnt über neue Goethe-Briefe, über Schiller und über Humboldts Briefe an Schiller, die sämtlich in den letzten Monaten in der „Literary Review" erschienen. Dieselbe Wochenschrift bespricht auch regelmäßig Neuerscheinungen deutscher Dichtungen, auch wenn sie nicht übersetzt sind.

Neuyork A. Busse

Elsässischer Brief

In Stadt und Land ist's immer noch ziemlich still. Im Theaterleben ist infolge der großen sprachlichen Schwierigkeiten der richtige Kontakt mit einem genügend zahlreichen Publikum noch nicht gefunden. Die städtischen Bühnen außer Straßburg spielen gar keine Rolle mehr. Das straßburger Theater leidet am üblichen Defizit, das entsprechend gestiegen ist. Man hat es peinlich empfunden, daß der Finanzminister in abträglichem Sinn davon sprach, nicht bedenkend den großen Propagandawert einer solchen Kulturstätte, für welche Straßburgs Bürger genug Zuschläge zahlen müssen. Der Besuch ist im allgemeinen besser geworden, die Darbietungen der Oper bleiben nicht viel unter dem früheren Niveau. Mit Wagner ist man außerordentlich sparsam, so daß die Wagnerabende eine Sensation wurden, gelegentlich hilft eine dem ehemaligen „Dramatischen Verein" nachgebildete Organisation nach mit Gastspielen von auswärts.

Die Ansprüche einer starken Mittelschicht müssen durch das elsässische Dialekttheater (gegründet 1898 durch Greber, Stoßkopf, Hauß) befriedigt werden. Im ganzen sind es die alten Autoren (Stoßkopf, Bastian), die hierin für die nötige Literatur aufkommen. Das spezifische Publikum verlangt weiter auch nichts als gemütliche Unterhaltung, das witzigste Stück wird allemal das beste sein.

Mit der Dialektbühne wetteifern die Vereinstheater, deren Zahl seit dem Waffenstillstand bedeutend gewachsen ist, namentlich in katholischen Kreisen. Vor kurzem ist, wie ein Kritiker feststellt, schon das vierzigste Theaterstück für diese Vereinsbühnen erschienen (seit November 1918), darunter, wie derselbe Rezensent sagt, „viel Spreu". Viel von sich reden macht in diesem Bereich ein junger Mann aus Dambach, namens Gerber, der sich zu früh an zu große Unternehmungen heranwagte, nach einem glücklichen Anfang im „Elsässischen Theater". Er inszenierte eine Freilichtbühne und gab Gastspiele (im Dialekt!) in Paris. Beides mißglückte. Seine letzte Arbeit „Der heilige Arbogastus" (wieder von Straßburg) wird auf der Vereinsbühne eines Vororts von Straßburg gespielt. Nach einer Kritik ließe sich das Stück „vom literarischen Standpunkt aus kaum bewerten". Anderwärts werden so Volksstücke aufgeführt, welche die Jungfrau von Orleans oder die heilige Genoveva feiern. Was dabei zu bemerken wäre, ist die Verwendung der schriftstellerischen Sprache, die von den Stadttheatern verbannt bleibt, entgegen bekannten Äußerungen des ehemaligen Generalkommissars Millerand.

Auf epischem Gebiet wird die „Odilia" von J. Anselm in den Zeitungen sehr lobend erwähnt.

Die lyrische Ausbeute ist kaum nennenswert. Die Gebrüder Mathis, die urwüchsig derben Schilderer von Straßburgs Landschaft, sind seit dem Krieg gänzlich verstummt. Man berichtet, sie möchten durch Veröffentlichungen im alemannischen Dialekt zurzeit keine Mißverständnisse schaffen. Jedenfalls gingen ihre Dichtungen gerade heute ab wie frische Semmeln. Über René Schickele, der aus dem Elsaß gebürtig ist, wird in den „Neuen Elsässer Heften", die viel von ihm nachdrucken, Buch geführt. Die Zeitschrift wertet ihn als „Europäer". Im „Elsässer" vom 13. November 1922 hieß es von Schickele: „Was Schickele neben seinem Europäertum die eigene Note gibt, ist seine beschwingte Prosa, die in musikalischem Rhythmus eine Fülle von subjektiv erfaßten und erschafften Bildern harmonisch aneinanderreiht."

Besser als mit der lyrischen Produktion steht es mit den Bestrebungen, die auf literarische und kulturelle Unterhaltung hinauslaufen. Die Initiative dazu geht meist von katholischer Seite aus, wobei die Veröffentlichungen in der Regel so ausfallen, daß keiner Konfession zu nahe getreten wird. Die illustrierte Monatsschrift „Mein Heimatland" hat auch protestantische Mitarbeiter; dieses Unternehmen scheidet politische Motive grundsätzlich aus, es will lediglich der Unterhaltung und Erbauung dienen. Diese Zeitschrift hat unter anderm interessante Erinnerungen von Professor P. Paulin an das berühmte Schriftstellerpaar Erckmann-Chatrian veröffentlicht, gelegentlich der Denkmalsenthüllung im lothringischen Städtchen Pfalzburg, Paulin wies dabei auf die pfälzische Abstammung Erckmanns hin, eine Einzelheit, die in der Monographie, die der französische Schriftsteller Emil Hinzelin geschrieben hat, fehlt. Der straßburger Bibliothekar Leffz steuert oft interessante Aufsätze über altelsässische Kulturdenkmäler bei; ihm sekundiert Professor Pfleger mit seinen Brüdern. Pfleger hat den elsässischen Lehrern vor kurzem auch über „elsässische Geschichtsschreibungen im 19. Jahrhundert" vorgetragen. Mit „Mein Elsaßland" ist die lange vor dem Krieg von Adrian Meyer ins Leben gerufene Zeitschrift „Durch die Vogesen" seit 1. Januar verschmolzen worden. Denn dergleichen Unternehmen haben es sehr schwer, und wäre die Oberelsässische Verlagsanstalt (früher Cetty jetzt Dr Haegy) nicht kapitalkräftig, hätte auch „Mein Elsaßland" nicht durchhalten können.

Eine andere Zeitschrift desselben Verlags „Die Heimat", die, von Dr Haegy, dem ehemaligen Reichstagsabgeordneten herausgegeben, neuerdings von Professor Lang in Mülhausen redigiert wird, rentiert sich auch nicht. Nichtsdestoweniger fährt sie fort, auf allen Gebieten der Kultur, wie auch im Bereich der Tagespolitik grundsätzliche, freimütige Kritik zu üben, ohne dabei das Literarische zu vergessen, wo das „Lit. Echo" nicht weniger als der „Mercure de France" beachtet wird.

Ein neues Unternehmen ist kurz vor Neujahr aufgetaucht, an dem auch Professor Richard Forrer, ein bekannter Forscher und Sammler, mitarbeitet. Es trägt den Titel „Archives alsaciennes" und scheint die historischen und kunsthistorischen Kuriositäten behandeln zu wollen. Nur ist die geheftete Nummer unerschwinglich teuer: 27 Francs, und soll nun noch im Preise erhöht werden.

Nach Analogie früherer Publikationen sind auch in den letzten Monaten Kunstblätter und Albums erschienen, die es aber mit dem famosen „Kunsthaafe-Album" aus der Jahrhundertwende nicht aufnehmen können. Die beiden Konservatoren der straßburger Museen, Haug und Riff, die ebenso jung an Jahren sind, wie die Seyboth und Binder einmal alt waren, haben kleine Monographien veröffentlicht, der erstere über „Straßburger Porzellan und Fayencen", der letztere über „Die volkstümliche Kunst im Elsaß". Die Hefte sind erschienen im ehemaligen Kunst-

verlag von Julius Manias, der an Bedeutung viel eingebüßt hat, seit sein Besitzer nach Karlsruhe verzog. Von dort aus hat Manias zu Weihnachten ein stattliches Odilien-Album verschickt, mit zahlreichen Bildern aus Vergangenheit und Gegenwart vom Odilienberge. Das Vorwort ist vom ehemaligen schlettstadter Bibliothekar, Abbé Klauß, geschrieben worden. Dessen Nachfolger in Schlettstadt, Bibliothekar Walter, ein Schüler von Professor Müller in Straßburg, hat seinen vor straßburger Studenten gehaltenen Vortrag über „Die Kunst im Elsaß" als Broschüre erscheinen lassen.

Den Künstlern fehlt der frühere Absatz. Zwar veranstalten sie Ausstellungen, sei es im ehemaligen Kaiserpalast, sei es im Kunsthaus oder sonst in einer bekannten Auslage; aber der Markt ist nicht gut, die allgemeine Teuerung, die Verschiebung des interessierten Publikums, der Mangel an Mäzenen, all dies machte sich fühlbar. In einer kleinen Seitengasse hat der Maler Leschhorn seine grandiose Grunewald-Arbeit ausgestellt, wovon schon im „Kunstwart" die Rede war. Er und Heinrich Beecke standen auf den Ausweisungslisten im letzten Sommer, konnten jedoch durch die Vermittlung eines elsässischen Abgeordneten, der früher zu den Malern engere Beziehungen hatte, dem straßburger Kunstleben erhalten bleiben. Zwei andere Maler, Tschupke und Maeckler, sind seit Monaten ans Krankenlager gefesselt.

Für Kunst und Literatur vermißt man ein Organ, das ihre Bestrebungen zusammenfassend betrachten, fördern und vor der Öffentlichkeit vertreten könnte, mit Kompetenz und Erfolg, die bisherigen Versuche in dieser Richtung sind gescheitert, aus materiellen und persönlichen Gründen. Doch gibt die Jugend das Spiel keineswegs verloren. „Ein großes Erwachen hat eingesetzt im elsässischen literarischen Schaffen." Also heißt es in einer Zeitungskritik. Es lebe der Optimismus!

Straßburg P. E. Baldeck

Polnischer Brief

Aus dem Nachlaß der Gabryela Zapolska ist von dem Verlag Gubrynowicz & Sohn (Lemberg 1922) ein Buch herausgegeben worden, das eigentlich nur Fragment eines Romans ist, ein Buch ohne Abschluß, weil es gerade dort abbricht, wo es interessant zu werden beginnt. Es heißt „Frania Poranek i jej dalsze losy" (Frania Poranek und ihre weiteren Schicksale) und war von der Dichterin als dritter Teil des Romanzyklus „Wovon man nicht spricht" und „Woran man nicht einmal denken möchte" gedacht. Schade, daß die Arbeit unvollendet geblieben. Sie ist von einer dieser Verfasserin eigenen Leidenschaftlichkeit durchtränkt — nur weiß man nicht, wo die Dichterin bei weiterer Entfaltung des Motivs — ein Mann zwischen Bürgerstochter und „freiem" Mädel — hinauswollte. Bei all der guten Beobachtung und realistischen Schilderung läßt der Torso aus diesem Grunde eben den Leser unbefriedigt. Was im Fall der Vollendung aus ihm geworden wäre, läßt sich nicht sagen; irgendwelche neue Seiten der Dichterin treten nicht zutage. Es ist die alte Vorliebe und das alte Mitgefühl für das Mädel, dessen Heim die Gasse ist.

Aus einem anderen Milieu kommen die Heldinnen der Helena Filochowska und der Aurelia Wylezynska. In dem Roman der ersten — „Sztylet" („Der Dolch") — (Verlag Gebethner & Wolff, Krakau 1922) ist es ein nach Wildescher Art vornehmes Weib, Malerin und Dichterin zugleich, das sich über die Konvenienz des Alltags und dessen Moral erhebt, innerlich vieles erlebt, was sie mürbe macht und ihr den Glauben an ihre Lebensfähigkeit nimmt. Ein junger Hallerianer ist es, der in ihr die Lebenslust wieder erweckt, die sinnliche Lebenslust — aber die neuen Eindrücke, die sie erfährt, machen sie herzkrank. Sie ist sich dessen bewußt, daß ein kränkelndes Weib dem gesundheitsstrotzenden Jüngling früher oder später nur zur Last werden kann, darum sagt sie sich von ihm los, die Wunde des Dolch[es] mit forttragend, den er ihr ins Herz gebohrt. — Aurel[ia] Wylezynska läßt ihre Heldin ihr ganzes Leben lang „v[or] den goldenen Toren" („Uztotych wrot" — Verlagsan[stalt] H. Altenberg, Lemberg 1922) der Sehnsucht auf ungetrüb[tes] Liebesglück warten. Zeitweilig scheint ihr dieses Glück zu[zu]lächeln, aber bei näherer Schau ist es nur des Glückes ei[ne] Hälfte. Janka — dies der Name der Heldin — die spä[ter] berühmte Schauspielerin, ist zuerst Studentin an der kr[a]kauer Universität. Auf einem Ball lernt sie den Przerebs[ki] kennen, der aber gleich am nächsten Morgen verschwin[det] und durch sein ganzes Wesen sie so sehr in Bann hält, daß [er] fortan alleiniger Gegenstand ihres Träumens und Sinne[ns] wird. Janka fährt dann nach Paris, wo sie die Geliebte ei[nes] ebenso vornehmen wie dummen Jungen wird, verschmä[ht] sodann die Werbung eines genialen Bildhauers, der [ihr] nach Warschau folgt, wo sie in immer wacher Sehnsu[cht] auf das Kommen Przerebskis wartet, in dem allein sie d[en] Mann sieht, wie ihn ihre Seele sinnt und ihre Sinne suche[n]. Przerebski kommt endlich, kommt zu einer Zeit, da Jan[ka] eine Theaterberühmtheit geworden, und nimmt sie ga[nz] in Besitz. Aber auch auf dieses Glück, das sie anfangs m[it] allen Schauern der Lust und Süße überschüttet, fall[en] allmählich Schatten, die immer dichter und dunkler werde[n] und Janka endlich veranlassen, von dem geliebten Ma[nne] zu scheiden und auf Korfu Trost und Heil zu suchen. — Wylezynska scheint eine junge Schriftstellerin, vielle[icht] überhaupt noch jung zu sein; das merkt man an der unve[r]hohlenen Frische, die sich bisweilen noch unbeholfen gib[t], bisweilen in Herzensergüssen übersprudelt, aber immer d[en] poetischen Reiz bewahrt.

Anders geartet ist der Roman „Zar" („Die Glut" — Verlag Sappho, Warschau 1921) der H. O. Garlikowsk[a], dessen Inhalt ebenfalls ein Liebesproblem bildet und [sich] gegen die Alltagsmoral seine Spitze richtet. Der Rom[an] gibt sich realistisch, an manchen Stellen sogar dra[stisch], ist aber gleichfalls ein Dokument, wie wuchtig die Ko[n]venienz auf dem jungen weiblichen Geschlecht lastet u[nd] ein Versuch, aus den Ketten dieser Konvenienz irgendw[ie] herauszukommen.

Niedliche Kleinkunstarbeit bietet Helena Mnisz[ek] in ihren Novellen „Ksiazeta boru" („Die Fürsten d[es] Waldes" — Verlag K. Rzepecki, Posen 1922), ein Z[u]sammenklang zwischen gut geschauten Naturbildern un[d] dichterisch gesehenen Seelenvorgängen.

Die erwähnten Romane und Novellen behandeln i[m] großen Ganzen das Ewig-Weibliche oder — man könnt[e] mit gleichem Recht sagen — das Ewig-Männliche. De[n] Krieg und „Frieden" halten sich die weiblichen Autoren fer[n]. Das ist recht. Beides mag ihnen nicht wohl behagen. [Sie] flüchten sie sich in die heiligsten Bezirke ihrer Seelen un[d] finden das, was ihnen besonders eigen: die Liebe. D[ie] Liebe höret nimmer auf.

Anders die Schöpfer masculini generis. Sie haft[en] zumeist noch an der jungen und jüngsten Zeit und dere[n] Geschehnissen. Sie tragen noch, sozusagen, den Krieg i[m] Gemüte. Edward Ligocki bringt in seinem „Plona[cy] Reims" („Das brennende Reims" — Gebethner & Wolf[f], Warschau, ohne Erscheinungsdatum) ein Nebeneinand[er] von verschiedenen Episoden der Kriegszeit, sucht dur[ch] Vers und Prosa die Schicksale von Reims mit denen d[er] polnischen sogenannten Karpathenbrigade der Legion[en] ohne viel Geschick in Verbindung zu bringen, wodurch d[ie] ganze „Erzählung" wegen ihrer Zerfahrenheit nur [in] eine Summe von einzelnen Stücken und Stückchen ze[r]fällt, an die man den Maßstab künstlerischer Kompositi[on] und Straffheit nicht mehr legen darf. Das Buch ist abe[r] interessant durch die Veröffentlichung mancher Brie[fe] noch lebender Persönlichkeiten, die die polnischen Meinun[gen] und Stimmungen zur Zeit des Brester Vertrags und de[s] Überganges der Hallerschen Scharen von Österreich a[uf] rumänisches Territorium beleuchten. Charakteristisch i[st], daß Pilsudski, der eigentliche Schöpfer der polnischen Weh[r]macht, nur einmal, und zwar beiläufig nur, erwähnt wi[rd].

Interessanter und straffer im Aufbau, tiefer in seiner Psychologie ist ein zweites Prosabuch desselben Verfassers „Thalassa". Es ist die Geschichte eines katholischen Priesters, der der Kirche entflieht, nach Frankreich kommt, dort mit der Geliebten seiner ersten Jugend zusammentrifft und eine Zeitlang zusammenlebt, unter folternden Seelenqualen die wieder erwachte Liebe trägt, bis er es endlich über sich bringt, der Liebe zu entsagen. Er geht in das Bergrevier um Lille, wo er eine zahlreiche Kolonie polnischer Bergarbeiter findet. Er macht es sich zur Aufgabe, bei diesen Arbeitern das religiöse Gefühl wachzuhalten und das nationale zu wecken, und glaubt, dies nur als Priester erreichen zu können. Er kehrt nun zur Kirche zurück, auch äußerlich, indem er wieder die Soutane anlegt und — dank großen Fürsprechern — zum Bischof von Salamis in partibus infidelium ernannt wird. Die inneren Zwistigkeiten werden in dem Buch mit einer gewissen Delikatesse behandelt: die Naturschilderungen sind stimmungsvoll. Warum das Buch aber „Thalassa" betitelt ist, ist schwer zu sagen. Endlos ist das Meer und — Thalassa kann ja so viel bedeuten. Ob es hier die Kirche bedeutet, zu der der Held nach vielen Wanderungen (die aber etwas anderes suchten) wieder heimgefunden oder das ebene Gleichgewicht der Seele, die zu ihrer Ruhe gekommen — ich weiß es nicht. Ein gewisser, vielleicht unbewußter Bluff liegt in dem Titel. „Thalatta! Thalatta!" jauchzten einst „zehntausend Griechenherzen, unglückbekämpfende, heimatverlangende, weltberühmte Griechenherzen" — und meinten damit den Weg nach Haus gefunden zu haben. Das ist klar. Dem Roman „Czerwona raketa" („Die rote Rakete" — Verlagsanstalt, Posen 1921) könnten — wie der Verfasser Jerzy Bandrowski die Dinge sah und sieht — als Motto die Schillerschen Verse vorangestellt werden:

> Weh denen, die dem Ewigblinden
> Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
> Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
> Und äschert Städt' und Länder ein.

So sieht Bandrowski den aus der ersten Verworrenheit sich ausschälenden Bolschewismus, der ihn ohne Zukunft dünkt. „Die rote Rakete" ist die Freiheit, die, von der verständnislosen Masse gemißbraucht, nur stürzt und niederreißt, ohne auf den Trümmern Neues aufbauen zu können. Manche Bilder verstand der Verfasser eindrucksvoll wiederzugeben. Bandrowskis zweiter Roman „Sila serca" („Die Kraft des Herzens"), eine Hymne auf polnisches Fliegertum, gehört zur unterhaltenden Jugendlektüre. „Der Wind vom Meere" Stefan Zeromskis („Wiatr od morza" — Verlag Mortkowicz, Warschau 1922) weckt mehr historisches als künstlerisches Interesse. Der Roman zerfällt in eine Reihe von Rhapsodien, die in die mythischen Zeiten der Kämpfe zwischen Germanentum und Slawentum um Danzig und Pommern zurückreichen und führt in einer jedem Zeitalter angepaßten Sprache bis in die neueste Zeit hinein, in die Zeit des sogenannten Korridors.

Romane scheinen zurzeit viel gelesen zu werden, denn, von originellen Schöpfungen abgesehen, wird auch viel fremde Prosa übersetzt und herausgegeben. Aus dem deutschen Schrifttum sind folgende Übersetzungen zu notieren: Kellermanns „Ingeborg", „Yester und Li", „Der Tunnel" Meyrinks „Golem" und „Das grüne Gesicht"; H. H. Ewers' „Die Besessenen", „Indien und ich"; Bonsels' „Die Biene Maja". Spittelers „Imago" ist in einer Serie erschienen, die es sich zur Aufgabe macht, das polnische lesende Publikum mit den Werken der Nobelpreisträger bekannt zu machen. Bei alledem ist Rabindranath Tagore in allen Buchhandlungen zu sehen.

Auf dem Gebiete der literarischen Kritik verdient besondere Beachtung eine fesselnde, tiefschürfende Studie von Jan Parandowski über Oscar Wilde, den Menschen und Dichter „Antinous w aksamitnym berecie" (Verlag H. Altenberg, Lemberg 1921). Max Bienenstock hat in einer Reihe von Artikeln (in der Tageszeitung „Chwila") über die jüngste polnische Dichtergeneration geschrieben und dieselbe mit einer für tiefes Verständnis zeugenden Betrachtung über den deutschen Expressionismus eingeleitet.

Auch der Philosophie wird Aufmerksamkeit geschenkt. Die „Polnische Bücherei des Hochschullehrervereins" („Ksiaznica Polska Towarzystwa Nauczycieli Szkol Wyzszych") in Lemberg, deren Verlagstätigkeit ursprünglich nur auf die Herausgabe von Schulbüchern und pädagogischen Werken sich beschränkte, hat ihren Wirkungskreis bedeutend erweitert, und in ihrem Rahmen sind jetzt Bücher zu finden, die zu dem Wertvollsten gehören, was auf diesem Gebiete in Polen geboten wird. In erster Reihe zählen hierzu die Übersetzungen platonischer Schriften von Wladyslaw Witwicki. Es liegen mir drei Bände Plato vor: Phaidros, Hippias und Jon, Gorgias; — weitere Bände sind in Vorbereitung. Witwicki weiß sich so sehr in griechisches Wesen und platonischen Geist einzuleben, daß seine Übersetzungen an das Beste heranreichen, was in dieser Beziehung geleistet werden kann. Mit übersichtlichen, unaufdringlichen, von gelehrtem Schwulst freien Einleitungen versehen, sind diese Übersetzungen ein Meisterwerk, eine harmonische Verbindung künstlerischer Form mit philosophischer und philologischer Exaktheit. Der Verlag gab sich offenbar alle Mühe, durch feine Ausstattung und vornehme Ornamentierung dem inneren Inhalt gerecht zu werden.

Die „Ksiaznica" hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, polnischem philosophischen Denken nachzugehen, und brachte demgemäß jüngst auf den Markt zwei Bücher von Hoene-Wronski (dessen „Prodromos zum Messianismus" ich im „L. E.", XXIV, 1251, bereits Erwähnung getan) und zwar „Prolegomena zum Messianismus" („Prologomena do Messianizmu") Bd. I, und „Philosophie der Pädagogik" („Filozofia pedagogji"). Beide sind aus dem Französischen übersetzt. Das erste Buch, dessen vollständiger Titel „Le destin de la France, de l'Allemagne et de la Russie comme Prolegomenes du Messianisme" lautet, ist im Jahre 1842 in Paris im Verlag der Brüder Firmin Didot erschienen, blieb eine Zeitlang unbeachtet und vergessen, und erst „das messianische Institut" in Warschau nahm sich des Denkers an und will ihn einem denkenden Publikum mundgerecht machen. Das Buch ist heute aktueller vielleicht denn je. Der Grundfaktor, auf dem Hoene-Wronski sein System aufbaut, ist die Seele, das Göttliche im Menschen; die moralischen Gesetze sind die Mittel, die den Menschen zum Höchsten führen, zum Schaffen einer menschlich-hohen, echten Menschheit, einer Welterlösung. Die führende Rolle im Um- und Aufbau dieser neuen Menschheit wird Frankreich und Deutschland, als den zwei meist bevorzugten Völkern der Welt, zugewiesen. Eine systematische Verbindung der Sendung Frankreichs und Deutschlands wäre die Aufgabe des Messianismus. Das Mitwirken der slawischen Völker, unter denen er Rußland den ersten Platz bestimmt, läge im Festhalten und Bewahren der durch jene Völker erlangten politischen Freiheiten und Fortschritte.

Mag auch die Geschichte heute eine andere Wendung genommen haben, in den „Prolegomena" ist noch vieles zu finden, was, heutzutage beherzigt, der Welt noch immer Segen zu bringen vermöchte. Hoene-Wronski hat in diesem Werk dem tiefsten Problem der Menschheit nachgedacht, und ohne jedwedes Vorurteil ging er daran, der Menschheit eine frohe Botschaft zu verkünden. Von demselben Geist, dem wir in den „Prolegomena" begegnen, ist auch die „Philosophie der Pädagogik" getragen. Erziehung und Selbsterziehung predigt er, Umlernen und Umlehren, die Arbeit des Menschen an sich selbst, an seiner Seele, um auf diesem Wege zum absolut Guten und absolut Wahren zu gelangen. Ihre Grundlagen: Wissen und Sein. „Die absolute Reform des menschlichen Wissens" (wie der Untertitel lautet) ist Thema des Büchleins, das nur Fragment geblieben. Die Folgen der letzten französischen Revolution verhinderten dessen Vollendung.

Zum Schluß sei noch ein in dem erwähnten Verlag erschienenes, in vornehmer Ausstattung auf Kunstdruckpapier und mit vortrefflichen Illustrationen versehenes

Buch erwähnt: „Poznań“ (Posen) von Nikodem Pajzderski, das durch Posens Leben und Kunst von der ältesten bis in die neueste Zeit führt.

Sambor Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Homunkulus. Erzählungen. Von Otto Gmelin. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt. 264 S.

Ein neuer deutscher Erzähler von Bedeutung tritt mit diesem Buch vor die Öffentlichkeit. Und es erscheint als kennzeichnend für seine Einstellung zu der Zeit, in welcher er lebt, daß er sein Erstlingswerk dem Übersinnlichen, das ja in dieser Epoche kultureller Wandlungen eine so besondere Rolle spielt, gewidmet hat, daß es phantastische Geschichten sind, in denen er seine schöpferische Begabung erstmalig verlautbart. Homunkulus — das ist in diesen Erzählungen ein geheimnisvolles missing link zwischen Mensch und Tier, dessen Herkunft verborgen bleibt, dessen Wirkung aber von einer Gutartigkeit ist, die auch der ärgsten Freveltat widersteht, ja, sie vorahnend zum Scheitern bringt. Sein Blick ist von einer so kindlichen Reinheit und so übermenschlichem Wissen erfüllt, daß er als das Widerspiel des bösen Blickes angesehen werden darf, und der Mensch, dem das gespenstisch-drollige Wesen sich aus Gründen dieses Wissens, dieses tieferen Schauens in das Innere des Daseins, als Begleiter anschließt, besitzt in ihm einen Schutzgeist, dem er die Rettung aus mancher Gefahr verdankt. Solche Vorfälle werden nun in diesem Buch beschrieben, vielmehr, im besten Sinne des Wortes, erzählt. Vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart erstreckt sich die Zeit, in welcher sie sich abspielen, und es zeugt für den Umfang der Begabung Gmelins, daß er das Zeitkolorit nicht nur in den äußeren Kulturerscheinungen, sondern auch in der inneren Verfassung der handelnden Personen zu spiegeln und festzuhalten weiß, und zwar dergestalt, daß es zuweilen aussieht, als habe er seine Geschichten um der Gestaltung des betreffenden Zeitbildes und nicht des freundlichen Dämons willen geschrieben. Denn dieser tritt gar nicht selten hinter der Schilderung des Zustandes und der Umgebung der handelnden Personen zurück und nur in entscheidenden Augenblicken wieder hervor, worin freilich ein Teil seines charakteristischen Wesens zum Ausdruck gelangt. Als Schutzgeist kann er sich ja eben nur in der Gefahr bewähren und auch nur dann die Dankbarkeit, die ihn nach einer erfahrenen guten Tat jeweils in die stumme, koboldhaft heitere und beruhigende Gefolgschaft des Menschen zwingt. So eignet diesen Erzählungen doch etwas durchaus Märchenhaftes, und daß sie ungeachtet dessen so außerordentlich glaubhaft, ja geradezu plastisch wirken, zeugt für die künstlerische Gestaltungskraft des Dichters, der sie geschrieben hat. Er hat sie geschrieben mit einer unwiderstehlichen Sachlichkeit, welche der Diktion eine Art von kristallener Härte gibt, worin doch zugleich tausend Farben glitzern. Das Getümmel des großen, verheerenden Krieges, das flackernde Leben auf dem polnischen Edelhof, das prunkvolle Gehaben der französischen Aristokratie am Rande der Revolution, die vergiftende Wirkung tropischer Klimate — die verschiedensten Zeiten sonach, Landschaften und Menschen erfahren alle eine gleich starke sprachkünstlerische Formung, die bei aller Schärfe der Herausarbeitung doch von den wildesten Leidenschaften der Liebeserfahrung durchglüht ist. Da kann es am Ende keinem Zweifel unterliegen, daß Otto Gmelin ein literarischer Name ist, der in der Geschichte der deutschen Erzählungskunst mit hohem Rang bekleidet werden wird, wenn das Schaffen seines Trägers in der Richtung weiter sich entwickelt, die „Der Homunkulus“ mehr als anzudeuten scheint.

Cassel Will Scheller

Ungewollt. Ein Kinderschicksal. Von Bernd Isemann. Trier 1922, Friedr. Lintz. 134 S.

So seltsam der Name klingt, so rätselvoll ist die Kinderseele. Ungewollt heißt ein Mädchen, voll Scheu und Zutraulichkeit, voll Liebe und Haß, voll Lenksamkeit und Starrheit, voll Sinn und Verschlossenheit. Ein fremdes Kind in einer Ehe wird Ursache zu Zerwürfnis und Entfremdung, zu Trennung und namenlosem Schmerz. Zu einem anderen, einem Freunde der Familie, gewinnt es Zutrauen, ihm gehorcht es; er leitet sein geheimnisvolles, fast unwirkliches Seelchen. Es flüchtet zu ihm in seiner Not und Bitterkeit und flieht ihn in schauernder Sensibilität. In überreifem Gefühlsdurchbruch gibt es sich selbst den Tod. — Das Schicksal des armen Ungewollt — im Ichton des Freundes erzählt — voll Anklage gegen Eltern und voll Liebe gegen die haltlose, hilfeheischende Seele des Kindes, voll Wissen um die zarten, zerbrechlichen Blüten eines wachwerdenden Herzens, ist tausendfach unter uns. Nicht vielleicht in dieser gesteigerten, bewußten Form, aber doch in jener verschleierten Kinderwelt, in die wir nur mit unseren fernsten Erinnerungen zurücktauchen und auf den fragenden Blick eines Auges nichts tun können als schweigen. Bernd Isemann hat — mir scheint es Absicht zu sein — für dieses Erlebnis eine fast zu harte Sprache, zu wirklich fast für das beinahe Unwirkliche. Aber wiederum ist dies ein Rahmen für das Schicksal der Mutter und des Vaters, für die Auseinandersetzungen zwischen dem Freunde und den Eltern. Manchmal klingt ein Ton aus seinen „Heimlichen Briefen“, ein verborgenes Leuchten dringt aus Bewegung und Stille; manchmal schwingen verhallende Saiten und Rufe von einem anderen Ufer.

Berlin Guido K. Brand

Die Septembernovelle. Von Arnolt Bronnen. Berlin 1923, Verlag Ernst Rowohlt. 54 S.

Das ist wahrlich ein Bronnen, aber leider vorerst kein Gesundbronnen. Das sprudelt nur so von Knabenliebe, Lustmord, Doppelselbstmord. Immerhin sind diese Gestalten tragische Rüpel, knollige Kerle und wuchtig Hinabstürzende. Bronnen kann in wenigen Zeilen greifbar eine Umgebung, ein Begebnis hinstellen. Und er ist ein Farbenschwelger. Nur eben bevorzugt er das Gräßliche, Perverse, und gibt es ohne Feigenblatt. Das soll er auch. Aber dazu langt die Schnellpsychologie dann wieder nicht aus. Wenn der Bildstreifen abgerollt ist, bleibt Ekel und Bitterkeit. Wir verlangen da etwas mehr Dostojewski!

Expressionismus als solche Schnell- und Kurzschriftstellerei ist in der Tat nur ein auf das Seelische gewendeter Impressionismus. Vor allem geht er gerade dem nach, was man sonst ehrenhalber unterdrückte. Ich weiß denn doch nicht, ob solche Anwendung der Psychoanalyse, noch dazu in so überstürzter Hast, die objektive epische Literatur zuletzt fördern kann. Warum, fragt man, muß es „Vatermord“, Homosexualität, aufgeschlitzter Bauch, stinkende Leiche, zerschmetterter Rumpf, Wasseraas sein, Herr Bronnen aus Wien? Aber nehmen wir an, nicht um der Sensation willen.

Berlin-Steglitz Rudolf Paulsen

Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes. Von Erwin Rosen. Stuttgart 1922, Robert Lutz. 284 S.

Der (verstorbene) Verfasser viel gelesener Erinnerungsbücher aus dem Leben in Amerika und in der Fremdenlegion erzählt von seinen Kämpfen als deutscher Journalist. Auch hier ist es wieder die Lust am Abenteuer, die Abneigung vor dem umfriedeten Dasein bürgerlicher Sicherheit, die ihn an keinem Orte lang aushalten ließ, die ihn rastlos stets von neuem trieb, irgendwo in der Ferne ein zweifelhaftes, gefährliches und lockendes Glück zu suchen, sei es nun als Novelettenschreiber in der kleinen Stadt, sei es als Redakteur einer Zeitung, sei es als Zirkusartillerist in London, oder gar als Fremdenlegionär. Unsere in so hohem Maße jeder Sicherheit entbehrende Gegenwart wird ohne Zweifel dieses Buch, das als Fortsetzung der amerikanischen Erinnerungen gedacht

ist, begrüßen, mit seiner Lehre, daß ein kräftiger Wille und ein kluger Kopf sich doch schließlich irgendwie durchsetzen, zumal da die flotte und kaum je von des Gedankens Schwere belastete Schreibweise eine unterhaltsame Lektüre gewährleistet. Eins allerdings wird die nicht wie Rosen organisierten Menschen ein wenig kränken: die überall zwischen den Zeilen hervorlugende Geringschätzung jener geistigen Tätigkeit, die nicht unmittelbar mit dem robusten Leben zusammenhängt. Zweifellos ist der Beruf des Journalisten wichtig und verantwortungsvoll, aber es haben doch auch noch andere Dinge als solche, die man fürs Feuilleton, den Leitartikel oder die neuesten Nachrichten verwerten kann, Sinn und Bedeutung. In dieser ein wenig amerikanischen Stellungnahme zur Frage nach dem Wert des Lebens liegt eine Schwäche des Buches, die jedoch der Leser von 1922 im Durchschnitt weniger empfinden wird, als sie der von 1902 empfunden hätte. Aber das ist im Grunde unwesentlich, denn früher oder später wird gerade von den Heutigen noch mancher sich einen vergleichsweisen Trost aus Rosens Erinnerungen holen müssen.

Naumburg-Saale Werner Ewald

Auf lichter Höhe. Roman. Von Rudolf Haas. Leipzig, L. Staackmann. 327 S.

Früher war es so, daß man das armselige Hinterhaus gegen das vornehme Vorderhaus stellte und das Hinterhaus war so gut und das Vorderhaus war so schlecht, daß die gerührten Leser (des Vorderhauses) Tränen der Rührung in die taschentuchbetupften Augen bekamen. Und jetzt? Jetzt ist es umgekehrt! Jetzt ist das Vorderhaus so gut und so vornehm und so kultiviert, aber so arm und so unglücklich — ach Gott! ach Gott! — und das Hinterhaus hat sich durch mannigfache Schiebung emporgehoben und frißt das arme, gute, edle Vorderhaus kraft seines Milliardenreichtums auf, und der Leser (immer noch des Vorderhauses, das aber jetzt Hinterhaus geworden ist) tropft Tränen der Rührung mitleidig mit sich selbst aus dem bekümmerten Auge. Es ist auch nötig, denn die Vorder-Hinterhausleute sind so sehr edel und die Hinter-Vorderhausleute sind so sehr niederträchtig! Aber! Früher siegte — moralisch — das Hinterhaus über das Vorderhaus: jetzt, weil die Zeiten sich einmal wandelten, siegt das frühere Vorderhaus über das frühere Hinterhaus (jetzt erschobenes Vorderhaus) auch wieder moralisch, und ein Schauer der Erleichterung geht durch den Leser hindurch: es gibt doch noch eine ausgleichende Gerechtigkeit! In zwanzig Jahren wandelt sich die Geschichte dann wieder, und die rührenden Schriftsteller gehen wie die Wettermännchen der Moral von Vorderhaus, zu Hinterhaus, von Hinterhaus zu Vorderhaus, und rührselige Tränen vergießend folgt die Gemeinde des Vorder- oder Hinterhauses, je nachdem.

München Hans Christoph Ade

Auf allen Straßen. Roman. Von Theodor Bohner. Leipzig, Rhein-Verlag. 239 u. 263 S.

Es ist zu begrüßen, daß der Verlag diese Geschichte einer Jugend in zwei Romanen nun in einer wohlfeilen Ausgabe vorgelegt hat, denn wir haben heute nicht allzu viele moderne Werke, in denen so breite Welt eingesammelt ist. Es ist eine Erzählung seltenen und großen Stils, ein Lebensroman, der breit, mächtig und kunstvoll wie ein Haus aufwächst und vielen Bewohnern Obdach und Heimat bietet. Und wie in einem großen Orchester klingen alle Klänge der Seele auf, Freude und Leid, Glück und Trauer, wie sie eben das Schicksal vieler Menschen mit sich bringt, die an einen Werdenden herantreten oder die ihn Jahre hindurch begleiten. Diese Menschen sind alle kernhaft und echt, herausgestaltet aus einer kernhaften und starken Seele, die sich im Leben zur Ruhe kämpfte nach vielen Wegen. Theodor Bohner ist Deutscher, der in der Schweiz aufwuchs. Und so trägt er beides in sich, Schweizerisches und Deutsches. Man denkt bei ihm manchmal an Jeremias Gotthelf und wieder an Wilhelm Raabe. Aber nicht so, als ob er beeinflußt wäre, denn bei ihm ist alles echt, Seele, Wort und Rhythmus.

München Hans Christoph Ade

Blüten und Träume. Idyllen, Legenden und Märchen. Von Ernst Noeldechen. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 84 S.

Idyllen, Legenden und Märchen, oft nur skizzenhaft, manchmal gerundet, selten gestaltet. Neben neu- und einzigartigen Bildern stehen Alltäglichkeiten. Mit köstlichen Vergleichen wechseln herkömmliche, für einen Dichter banale Phrasen. Noeldechen muß die breite, allerdings bequeme Straße der ewig sich wiederholenden literarischen Zuckerbäcker meiden und zielkühn eigenen Pfad gehen.

Berlin-Grunewald Hans Sturm

Die Woge. Marinekriegsgeschichten. Von Hans Bötticher (Joachim Ringelnatz). München 1922, Albert Langen. 123 S.

Der Verfasser verfügt nicht nur über einen Januskopf, sondern er soll sich auch, wie erzählt wird, in siebenunddreißig verschiedenen Berufen versucht haben — als Seemann, Zeitungsjunge, Bibliothekar, Schaufensterdekorateur, Kabarettsänger u. a. Der achtunddreißigste — oder vielleicht der erste? — seiner Berufe scheint aber seiner Feder zu entsprießen. Denn die Seemannsgeschichten, die er soeben unter dem Titel „Die Woge" in die Welt schickt, und die man zuerst ihrer nicht einmal zutreffenden Bezeichnung „Marinekriegsgeschichten" wegen mit gelindem Gruseln zur Hand nimmt, sind frisch und klar gesehen und mit eindringendem Verständnis für die Ecken und Kanten des Seemannscharakters gestaltet. Hin und wieder, wie etwa in den „Fahrensleuten" schwimmt das Schifflein unversehens in die Traumwelt hinüber — und uns reißt es mit sich. Nur eins bleibt ein Rätsel in dem schönen Buch: warum der Zensor des Admiralstabs im Jahre 1916 nicht umhin konnte, es zu verbieten ...

Berlin Bertha Badt

Schießgewehr. Eine Südseegeschichte. Von Walter v. Rummel. Berlin, Rudolf Mosse. 222 S.

Reiseerinnerungen geschickt in unterhaltende Geschichten aus fernen Ländern zu verflechten, ist eine besondere Kunst Walter v. Rummels. Er versteht den Leser zu fesseln, weil er wirklich erzählen kann und damit jene Kunst beherrscht, die Voltaire vor allem schätzte und zu den Grundbedingungen feiner Bildung rechnete. Fremde und Einheimische sind mit ihren verschiedenen Weltanschauungen und Daseinsbedingungen in dem kleinen Roman nicht nur nebeneinandergestellt, sondern durch das allgemein Menschliche sich nahe gebracht. Eine Liebesidylle der Südseeinseln, kurz und vergänglich für den Europäer, ein Schießgewehr, Sehnsucht, aber Gefahr für den Inselbewohner. Der Weltreisende nimmt das Schießgewehr mit dem Rat, sich die Geschenke aus Westen gut anzusehen, ehe man sie ergreift, wieder mit sich fort.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Die Diva und der Diamant. Roman. Von Ewald Gerhard Seeliger. Berlin, Ullstein & Co. 270 S.

Detektivroman ist schön, und Pazifismus nebst Edelanarchismus mag auch schön sein; aber einem harmlosen Leser, der nach Titel und Anfang das erste erwartet, plötzlich die letzten beiden auftischen — nein, das ist hart. Um Seeligers Detektiv Bobby Dodd ist es zwar nicht schade; wer einen wildfremden Chinamann ohne Umstände zu seinem allervertrautesten Gehilfen macht, der hat diesen Beruf verfehlt und soll sich ruhig der allgemeinen Weltbeglückung nach chinesisch-indischen Methoden widmen. Aber der Verfasser kann doch Vergnüglicheres zustande bringen, drum, um im Stil von ihm erlernter orientalischer allgemeiner Verträglichkeit zu reden: „Lieber älterer Bruder Seeliger! Du meinst es gewiß sehr gut, und wir wollen es gewiß gern glauben, daß unmittelbar hinter dem Ural das Paradies anfängt. Aber denk doch an den noch älteren, nun schon lange verstorbenen Bruder Fontane, der immer meinte: Haar apart und Kotelett apart. Also die Kriminalgeschichte dem Detektiv und die Utopie dem Weltverbesserer!"

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Die Liebessymphonie. Die kleinen Romane. Von Walter von Molo. Endgültige Ausgabe. München 1922, A. Langen. 234 S.

„In der neuen endgültigen Fassung seiner bisherigen vier modernen Romane — alle früheren Jugendarbeiten hat der Dichter, der immer höher greift, nunmehr endgültig verlassen — ist die Meisterschaft reiffter, äußerster Konzentration für unsere Zeit erreicht." — Man könnte darüber nun freilich anderer Ansicht sein, man könnte sogar behaupten, daß der Dichter sich selbst einen nicht minder großen Dienst als der deutschen Literatur erwiese, wenn er auch diese vier Romane noch endgültig verlassen wollte, denn sie stellen nichts weiter dar, als Kreisblattromane mit Minusvorzeichen: sie schildern nicht die Welt, wie sie der kleine Backfisch sich in seinen Träumen denkt, sie enden nicht mit Verlobungen, sie sind nicht in einem allgemein verständlichen Stil geschrieben. Es ist lediglich eine Mischung der bekannten Moloschen Depeschenfraktur mit jenem Sozialnaturalismus, der einstens große Mode war und jetzt nur noch wie der Arm aus dem Grabe vor neuen Dummheiten warnt, welcher Arm uns allerdings nicht vor der Expressionismusepidemie bewahren konnte, und richtig: als ob auch dies noch bewiesen werden sollte: der vierte der Miniaturromane ist ein Ausflug ins Expressionistische, wo es am grünsten grünt.

Über den Inhalt ist nichts weiter zu sagen: erstens ist er ja schon aus den früheren Fassungen bekannt, und zweitens sind wir über die verrottete Moral des feisten Bürgers und über die edle Gesinnung des Bürgerfeindes bereits hinlänglich unterrichtet, als daß hier noch einmal ein Votum darüber abgegeben werden müßte.

Naumburg-Saale — Werner Ewald

Schauspielergeschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Rudolf Krauß. Stuttgart 1922, Strecker & Schröder. 286 S.

Aus entlegeneren Quellen hat der stuttgarter Archivar acht Erzählungen zusammengetragen, die von den Leiden und Freuden des Theaters im Spiegelbild menschlicher Schicksale Kunde geben. Achim von Arnim eröffnet die Reihe mit dem phantastischen Abenteuer von „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott", aus dem die romantische Sehnsucht nach dem Theater mit den schillernden Farben Eichendorffscher Fabulierkunst widerklingt. Karl Gutzkow rührt mit seiner etwas dick aufgetragenen „Schauspielerin vom Hamburger Berge" an die soziale Seite des Bühnenproblems, während die weiteren Novellen von Seidl, Riehl, Weigand, Strobl, Salten und Hedenstjerna mehr die Zeichnung menschlicher Charakterbilder betonen. Eine reizvolle Auswahl, in der man mit Freude blättert ... und trotz allem nur wieder ein Beweis dafür, daß die dichterische Gestaltung der vielfältigen Kulissenwelt eines wahrhaften Genies bedarf. Den Beigeschmack von Stofflichkeit verliert man auch den hier vereinigten Erzählern gegenüber selten.

Halle a. S. — Edgar Groß

Longin. Die Geschichte des Simplex und Duplex. Von Walter Neter. Konstanz o. J. (1922), Reuß & Itta. 314 S.

Man könnte dem Dichter immerhin ein ungewöhnliches und Hoffnungen erweckendes Talent zusprechen, wenn Longin mit einem gräßlichen Fluch auf die verrückte Welt in den Vesuv spränge oder auf eine sonst noch nicht allzu verbrauchte Art und Weise sein Leben endete; da er es jedoch vorzieht, alt zu werden und sich mit Hilfe einer Flasche Whisky Träume voll Natursymbolik und Alliebe herbeizuzaubern, bleibt auf Grund dieses nicht ausreichend motivierten Kompromisses nichts übrig, als auf mildernde Umstände für alle reichlich vorhandenen und dick aufgetragenen Geschmacklosigkeiten zu plädieren und die endlose Reihe der Durchschnittsromane als um einen vermehrt zu betrachten. Es hat den Anschein, als ob der Verfasser im Sturm und Drang der Jünglingsjahre, im schmerzlichen Gefühl der Zurücksetzung und des Verkanntseins Haß und Verachtung der ganzen Welt ins Gesicht schleudern wollte, und als ob er dann, nachdem das unvollendete Manuskript lange im Schreibtisch gelegen, und er selbst möglicherweise die weltstürmenden Träume mit den Freuden eines geruhigeren Daseins vertauscht hat, den jungen Titanen — einen allerdings stark unter Alkohol stehenden — (überhaupt: getrunken wird in diesem Buch, daß es eine wahre Lust ist!) — indischen Weisen umzufrisieren versucht habe. So bleibt die Entwicklungsgeschichte Longins ein papiernes Experiment und überzeugt weder Junge noch Alte.

Naumburg-Saale — Werner Ewald

Das Haus zur ersten Liebe. Eine empfindsame Geschichte. Von Walther Burk. Dazu Federzeichnungen von Paul Jauch. Tübingen 1923, Alexander Fischer. 64 S.

Die kleine vor zwei Jahren zuerst im „Schwäbischen Bund" gedruckte Erzählung zeigt den Verfasser, der sich hauptsächlich durch seine Romane aus der schwäbischen Vergangenheit bekannt gemacht hat, von einer neuen Seite. Er führt uns in ein verwunschenes Gartenhaus. Kaum ist der neue Besitzer darin eingezogen, als seltsame Erinnerungen an seine Vorgänger lebendig werden, deren merkwürdige Schicksale traumhaft vorüberhuschen. Das Ganze ist zu einem stimmungsvollen Phantasiestück abgerundet, das Paul Jauch, eine stille und scheue, aber echte Künstlernatur, mehr nach der idyllischen als nach der spukhaften Seite ins Bildhafte umgesetzt hat.

Rohr b. Stuttgart — R. Krauß

Falk Nefts Heimkehr. Von Isaac Breuer. Frankfurt a. M. 1923, J. Kauffmann. 286 S.

Ein Jude kommt seelisch zerrissen, vom Geschehenen betäubt aus dem Felde zurück und findet seinen Vater als Kriegsgewinnler. Der Auseinandersetzung zwischen Jungem und Altem, zwischen Erlösungsdrang und Geschäftsgeist, zwischen Mystik und Alltagserfahrung innerhalb des jüdischen Volkes ist das Buch gewidmet. Es kommt schließlich zu einem Ausgleich: Falk Neft lernt fünf Jahre lang unter Anleitung eines weisen Rabbiners im Talmud und tritt dann ins väterliche Geschäft, um eine geistige und sittliche Erneuerung seinem Volke vorzuleben. Der Roman gewährt einen Einblick in die tiefe Zerrissenheit und düstere Erlösungssehnsucht der Juden, aber er ist eigentlich nur für diese geschrieben und bleibt für den Nicht-Juden in manchen Teilen unverständlich.

Naumburg-Saale — Werner Ewald

Der galante Stadtschreiber. Wieland-Roman. Von Matthäus Gerster. Stuttgart, Strecker & Schröder. 296 S.

Um eine Binsenwahrheit zum abersten Male auszusprechen: der historisch-biographische Roman hat nur Berechtigung, wenn die Gestaltungskraft und die Psychologie des Autors imstande sind, den überlieferten Dokumenten Verbindungsglieder einzufügen, die dem durchschnittlichen Nacherleben verborgen bleiben. Dient aber die Historie nur als Deckmantel für fehlende Erfindungsgabe, so ist sie Zeugnis einer Armut, die kein Mitleid verdient.

1894 veröffentlichte Robert Hassencamp „Neue Briefe Chr. M. Wielands vornehmlich an Sophie von La Roche", darunter ein gutes Dutzend, das sich eingehend mit Wielands kurzer und bald recht sorgenreicher Leidenschaft für Christine Hagel in Biberach beschäftigt. Ich habe mich immer gewundert, daß die vielen Neudrucker sich dieses köstlich ursprüngliche Dokument einer Rokokoliebelei haben entgehen lassen, wie sie der Hauptheld selbst beschreibt in der ersten Erregung des Erlebens, beichtfroh gegen die Frau, der sein Herz zeitlebens gehört hat, seine Cousine Sophie Gutermann, verehelichte La Roche. Was den Psychologen reizen mußte, ist eben dieses Bekennen, Bekennenmüssen, Hilfesuchen, dieses Vertrauen auf Sophiens großzügige Natur und das Verhalten des in manchen Philosophien und Kulturen schon geschliffenen Dichters bei einer im Grunde doch recht banalen Liebelei, die nur durch die

lokalpolitischen Verhältnisse der freien Reichsstadt Biberach eine besondere Kompliziertheit erfuhr.

Nichts von alledem bei Gerster, dem nur das Lokalkolorit des schwäbischen Städtchens gelingt. Den Dichter sollen ein paar literarhistorische Anspielungen charakterisieren, aber es ist doch ein billiges Mittel von wenig Geschmack, wenn sich Christine am „Prinzen Biribinker" so erregt, daß sie den letzten Widerstand gegen Wielands Werben aufgibt. So wenig es Gerster gelingt, ein geistiges Bild des Dichters zu zeichnen, so wenig vermag er — wie er es im Titel doch verspricht — den „galanten" Stadtschreiber zu schildern. Trotz ausführlicher Benutzung der Briefstellen und der Hassencampschen Anmerkungen bleibt ein Spießerlein übrig, das um das nährende Amt kämpft und auf den sicheren Ehehafen lossteuert.

Berlin-Wilmersdorf Fritz Homeyer

David schlägt die Harfe. Roman. Von Richard Otto Frankfurter. Leipzig-Zürich 1922, Grethlein & Co. 379 S.

Frankfurter macht es seinem Rezensenten leicht — oder auch schwer! Denn er nimmt in einer Vorrede an den „laienhaften Leser" eine Kritik voraus und stellt in einem Nachwort an den „Schriftgelehrten" eine zweite hinterher. In der einen entschuldigt und rechtfertigt er seine Darstellung des Stoffes und entwickelt seine Idee von Schönheit; in der anderen widerlegt er die Einwände des sachlich und fachlich gebildeten Lesers. Was bleibt dem so seines Amtes entsetzten Rezensenten übrig? Festzustellen, ob die beabsichtigte Wirkung erreicht ist.

Nun — —

Zuerst möchte ich bemerken, daß ich gewünscht hätte, dieses Buch hätte ein Jude geschrieben. Frankfurter ist einer, aber er hat nicht das jüdische Geblüt. In diesem Buch ist zu viel Gehirn. Nun ist ja auch „zu viel Gehirn" eine spezifisch jüdische Eigenart und -schaft. Aber es scheint mir, daß Kunstwerke besser aus dem Herzen hervorgingen. (Nur wenn er auf die Frauen zu reden kommt, entwickelt der Dichter Wärme und verrät seelische Ergriffenheit.) Dann hat er es sich in der Komposition bequem gemacht. Er entrollt Geschehnisse und Entwicklungen nicht chronologisch zusammenhängend, sondern behandelt die einzelnen Personen in einzelnen Abschnitten, dabei zeitlich oft immer wieder in die früheren zurückgreifend, so daß altmodisch Einzelnes parallel läuft. Das Buch wirkt nun also nicht wie ein einheitlich ausgespannter Bogen, an dem der Blick hemmungslos von Anfang bis Ende läuft, sondern es zerfällt in einzelne Teile.

Eine Stilfrage: geht es an, diesen Stoff in einer gewissen modernen (oft „schnoddrigen!") Darstellung zu halten? Auch Wassermann (ja, Wassermann!!) schreibt seinen „Alexander" im Stil seiner anderen Bücher, aber es fällt kein Wort, das die historische Stimmung stört. Ist es statthaft, indessen möglich, in einer Philisterschlacht auszurufen: „Pardon wird nicht gegeben!"? An Anachronismen dieser Art ist Frankfurter reich. „Darf" man? Ist's angängig, Bilder aus einer Sphäre zu gebrauchen, die dem Stoff fremd, feindlich ist? Worte aus einem Sprachschatz zu nehmen, der seinerzeit nicht existierte? Es wird so eine zeitliche Parallele hergestellt, die bisweilen als absichtlich verstimmt. Man ist glücklich, seiner elenden Zeit zu entrinnen, und wird mitten in Michals Tragödie in sie zurückgeworfen.

Daß der Dichter seinen Helden der Charakterüberlieferung entkleidet, ist seine Sache. Daß es uns leid tut, ist kein Kriterium gegen ihn. David ist hier alles Zaubers beraubt, nicht einmal der Goliathtöter hat den Schimmer einer idyllischen Jugend behalten. Es ist Dichters gutes Recht, Welt und Menschen mit **seinen** Augen zu sehen; ja, man erkennt ihn daran. Nur muß der Leser überzeugt werden. Nur muß auch Liebe dort noch walten, wo man den Bösewicht, den Intriganten, den Feigling im Menschen entdeckt. Und — Otto Richard Frankfurter liebt seinen David nicht!... Mit Genuß verhöhnt er ihn. Entzückt flieht er jede Möglichkeit ihn zu verklären. Oh, der Dichter hat ein Buch aus Rache geschrieben! ... Ist er dann noch Dichter? ...

Ich weiß, daß der kluge Frankfurter jeden dieser und aller übrigen unterdrückten Einwände widerlegen kann. Siehe seine Vor- und Nachworte. Sie sind so beredt, daß man diesmal statt ihrer das dazwischenliegende Buch überschlagen könnte. Sie sind voll Ironie gegen den gebildeten und ungebildeten Leser. (Wendet sich Ironie nicht meist gegen den Ironiker?) Aus ihnen geht hervor, mit wie viel (unkünstlerischer) Bewußtheit der Roman geschrieben ist. Oh, ein einziger Hauch von Impetus, von Blutrausch, von Herzekstase! Wie sehr scheint alles das in ein solches Buch zu gehören. Aber mitten im Roman findet sich noch ein ironischer Seitenhieb, eine boshafte Nebenbemerkung des allzu objektivierten Autors! Hat er recht, wenn er von seinem Werk behauptet, es sei „überstrahlt von lächelnder Skepsis, etwas müder Resignation und der wehmütigen Melancholie einer ganz, ganz kleinen Verachtung?" Das wäre wohl der jüdische verglühende Geist — der ihm aber fehlt! Darin ist nur die andere jüdische grinsende Skepsis des kalten Geistes ...

Aber immerhin: ein Einwand ist da, den kein Dichter widerlegen kann: das Buch überwältigt nicht, es reißt nicht hin, erschüttert nicht, beglückt nicht. Die Aura des Kunstwerkes fehlt. Es nötigt nur Respekt ab. Denn mögen der Einwände noch so viele sein — es ist bedeutend genug, um so viele und mehr zu machen —, eins ist gewiß: es ist eine schriftstellerische Leistung hohen Ranges.

Berlin Kurt Münzer

Stine Menschenkind. Fünfter Teil. Zu den Sternen. Von Martin Andersen Nexö. Deutsch von Hermann Kiy. München 1923, Albert Langen. 285 S.

Nun hat mit diesem fünften Teil Nexö die große Saga vom Proletarierweib beendet, und man könnte meinen, daß „Stine" zusammen mit dem älteren Bruder „Pelle" genügen würde, das Lebenswerk eines Dichters auszumachen. Aber noch viel Zeit und Kraft und Schöpfung sei dem großen Dänen gegönnt und gewünscht.

In diesem fünften Teil, in dem Stines Leben abläuft, geschieht nichts Neues mehr. Nur ihr Martyrium vollendet sich. Ihre Not, ihre Sehnsucht, ihr Hungern und Entbehren erreichen den letzten Grund, wo es über einem zusammenschlägt und der letzte Seufzer so etwas wie das erste Aufatmen ist. Das bleibt ja auch das einzige, was dem Sterben sein unerträgliches Grauen nimmt, daß das Veratmen dem Aufatmen so ähnlich ist. Es erlaubt den holden Wahn: sollte der Tod ein Glück sein? Nun, er ist es ja gewiß für Stine. Nicht einmal das blieb ihr erspart, den gräßlichen Tod des eigenen Kindes mitzuerleben. Die Geschichte dieses Knaben ist eine Novelle für sich, ein Edelstein, tränenblinkend, gefaßt in das lautere Gold dieses Romans.

Ein Roman — Ein Erlebnis! Ist keine Kunst darin — oder ist sie so groß, daß man das Buch überm Lesen vergißt? „Pelle der Eroberer", zehn Jahre älter, ist weit mehr Buch geblieben. Er entstand aus der Vermählung des Herzens mit dem sozialen Geist; er ist oft theoretisches Wissen und Predigen geblieben. Aber Stine Menschenkind ist ohne Zusatz, geboren aus Befruchtung des Herzens durch den heiligen Geist, ein reines Liebeswerk, jede Fuge von Seele erfüllt und unsichtbar gemacht. Dieses Buch (o Walt Whitman!) ist ein Mensch! Wer es berührt, rührt an Lebendiges! Ich denke an die größten Schöpfungen heute: an „Christian Wahnschaffe", an den „Heiligenhof". Aber das sind Kunstwerke. Sie ragen, man steht davor. Und in Nexös Buch geht man hinein. Also ist es sterblicher als die anderen, und eben darum ist es näher, verwandter, begreiflicher uns. Als Christian später wiederkommt und sich in das Zimmer seines Dichters setzt, ist es wie Gespenst, Traum, Phantastik. (O großer Jakob Wassermann, das soll nicht heißen, daß ich von deinem Dichterwesen etwas abziehe! Ich liebe dich uneingeschränkt, und ich möchte lieber ein halber Wassermann als ein ganzer Nexö sein.) Aber Stine begegnen wir ohne Erstaunen allstündlich, in jeder zehnten Frau da oben in dem Quartier, wo Christian lebte und (so kalt) liebte. Stine lebt

neben uns, in dem Kellerloch, an dem wir vorübergehen, in unsrer Waschfrau (früher, vor dem Achtstundentag!), in der Mutter der Kinder, die Kohlen auf Güterbahnhöfen stehlen. Die Literatur hat nicht bald (wo?) einen zweiten Menschen, der so eindringlich lebt wie Stine, so unverfälscht echt und wahr. Sonst genügt schon der Umstand, daß ein Mensch in ein Buch kommt, um ihn literarisch zu verfälschen. Aber diese Frau bleibt so Natur, Wahrheit und Menschlichkeit, daß man erst bei Hauptmann wieder ähnliche Lauterkeit des Menschentums findet.

Ist es ein trostloses Buch? Gewiß. Denn das ist doch wohl die dunkelste Traurigkeit, wo der Tod einzige Zuflucht ist und das Leben nichts, nichts weiter hat als die Liebe zur Mitkreatur. Aus Liebe gerät ja Stine ins tiefste Elend, ihrer Liebe wegen muß sie hungern, ihre Liebe tötet sie. Und wenn sie aus Liebe glücklich ist: vor diesem Glück muß der Leser weinen, wenn ihm noch ihr Unglück die Augen trocken ließ. Das ist ja hier die Lebensgeschichte des Proletariats, symbolhaft gefaßt in das Schicksal einer Frau. Und nirgends ist das Proletariat ergreifender, beschämender, aufrüttelnder als in seinen Freuden. Denn eine Freude, die armselig ist, verkümmert und scheu, ist erschütternder als Schmerz und Hunger. Proletariat — Nun, bald ist es ja gewesen! Stine Menschenkind von 1923 ißt Gänsebraten und trägt Seidenstrümpfe. Und ihre Dichter sind es, die jetzt auf das eigene Proletariat und seinen Roman warten können.

Man sucht vergeblich, womit die Wirkung dieses großen Werks erzielt wird. Es hat keinerlei Kunstmittel, keine Komposition, keinen Konflikt, keine Spannung. Es ist die einfache chronologische Entwicklung eines Lebens. Man kommt, man geht, mancher bleibt. Ansätze ohne Fortsatz, Zufälle, Begegnungen ohne Sinn, kurz: das Dasein, wie es ist. Also woher die Wirkung? Doch nur in der Wahrhaftigkeit, in der Lauterkeit der Gesinnung, in der großen Absichtslosigkeit des geborenen Dichters. Mit so viel Liebe, wie Nexö sie hat, muß man ja Dichter sein. Welcher andere, der seine Erfahrungen gemacht, der so das Proletariat aus eigenem Erleben kennen gelernt hat, hätte es vermocht, so ohne Kränkung, ohne Bosheit, ja ohne Anklage von Erniedrigung und Entwürdigung des Menschen zu sprechen! Er kann niemals schwarz malen. Noch dem Menschen, der den anderen tritt, gibt er einen Zug des Liebenswerten. Von seinem Blick umglänzt, hört der Lumpensammler auf zu stinken, der Reiche lächelt entschuldigend, des Wucherers Leidenschaft wird milde verziehen und die Herzlosigkeit des anständigen jungen Mädchens beschönigt. Und so wird von dem Buch nicht Empörung geweckt, sondern Traurigkeit und Liebe.

Stine hat eine Schwester im heiligen Lande der Dichtung: Hannele Mattern. Hand in Hand, immer alterslos, stehen diese beiden Menschenkinder da. Und vom Sinn des Weltgeschehens aus gesehen, ist es gleich, ob sie das ewige Leben haben oder ihre Väter. Gewiß ist: ihre Wirkung gehört als Element in den großen Ablauf der Menschheit.

Berlin Kurt Münzer

Kolumbus. Roman von Johannes V. Jensen. Deutsch von Julia Koppel. Berlin 1922, S. Fischer. 299 S.

Jensen ist gründlich. Er beginnt den herrlichen Roman des Kolumbus im eisernen Zeitalter, beim Urjäger, um so in seinem Helden die Vollendung der Ureigenschaften aufzudecken. Kolumbus ist der Zielsetzer der nordischen Wanderung, Erfüller der menschlichen Ursehnsucht. Als Heide verwirklicht er den Naturtraum der Menschheit, als Christ sucht er die Fata Morgana seiner Religion: das mystische Paradies der Erde. Kolumbus war der erste moderne Mensch, seiner Zeit um Jahrhunderte entrückt, und also des tiefsten Falles, der größten Enttäuschung fähig. Er strandete an der Küste, die er entdeckte ...

So wächst Jensens — nochmals: herrlicher! — Roman über Kolumbus hinaus. Er ist die Geschichte des großen Mannes überhaupt, enthält die Tragik des Entdeckers an sich, gekleidet in die bunte, glühende, tönende Fabel des Kolumbus-Abenteuers. Jensen führt auch das Buch weiter bis zu den Nachfolgern des Entdeckers, so daß er das — in diesem Fall blutige — Satyrspiel nach dem großen Drama geben kann.

Es ist ein Stoff für J. V. Jensen! Diese beseelte Erotik, dieses inbrünstige Abenteuer, in dem die maßlose Sehnsucht eines gewaltigen Herzens sich in furchtbarer Realistik entlädt, dieses Widersprechen und Zusammengehen von Gefühl und Blut, religiöser Ekstase und gemeiner Triebhaftigkeit sind nur möglich in dieses Dichters Sprache, Bilderreichtum und plastischer Kraft. Stoff und Ausdrucksmittel können nicht schöner konform sein als hier. Es ist ein sinnliches Abenteuer der Seele: ein Begriff, dem Jensen Leben gegeben hat. Bei ihm hört das auf, Widerspruch zu sein. Aber die Jagd nach ihm muß im Herzen des Jägers wieder enden, von dem es ausging, weil nur in ihm das Paradies liegt, das er auf Erden sucht.

Es ist eine große Dichtung. Verse von der Kraft des Volksepos durchsetzen das Buch und wirken nur als organische Steigerungen der großen Legende; so stark ist der Ton des Ganzen. Es ist Erlebnis, und Jensen macht Mythos daraus. Er war noch in keinem Buch größerer Dichter als in diesem.

Berlin Kurt Münzer

Genossin Präsident. Sibirische Revolutionsgeschichten. Von E. Sauer. Ludwigsburg 1922, Chronos-Verlag. 68 S.

Drei kleine Geschichten aus dem „Alltag der russischen Revolution“, literarisch belanglos, aber wirklichkeitsgetreu, daher für Kenner Rußlands sehr erheiternd zu lesen und Nichtkennern zu empfehlen, weil sie hier die Revolution von einer Seite zu sehen bekommen, von der die meisten „großen“ Bücher sie uns nicht zeigen. Ein Beispiel für viele. In einem kleinen Nest ist ein sogenannter „Agitationszug“ angelangt, dessen Insassen die Aufgabe haben, die blöden Massen über die Bedeutung des Kommunismus aufzuklären und sie zugleich durch „proletarische“ Kunst zu unterhalten. Dazu dient vor allem ein Grammophon. „Es brachte zunächst russische Volkslieder und einige Operettenschlager, dann eine Rede von Trotzki und eine von Lenin, was von dem die Platten auswechselnden Manne laut ins Publikum geschrien wurde. Doch hörte man selbst in unmittelbarer Nähe äußerst wenig, denn die Platten waren völlig abgespielt und krächzten entsetzlich. Der Mann am Apparat war zudem sehr unaufmerksam und vergaß öfters das Aufziehen, wodurch dann beim langsamen Ablaufen schreckliche Kreischtöne entstanden. Das Publikum amüsierte sich köstlich und klatschte Beifall.“ Dann kommt die Musikkapelle an die Reihe. „Die Musiker waren fast alle Angehörige der Bourgeoisie, und wenn sie im Dienst der bolschewistischen Agitation spielen mußten, machte es ihnen stets einen Heidenspaß, ein möglichst unpassendes Programm zusammenzustellen. Das war ihre Rache. Freilich war sie kleinlich und wirkungslos, denn das harmlose Publikum wollte nur unterhalten sein, und die Musikkenntnisse der Kommissare reichten nicht so weit, die versteckten Bosheiten zu verstehen.“ Das ist nicht die Revolution, aber es gehört zu ihr.

Leipzig Arthur Luther

Literaturwissenschaftliches

Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Von Friedrich von der Leyen. Jena, Eugen Diederichs. S. 373.

Während die Begründer der deutschen Literaturwissenschaft, Männer wie Gottsched, Lessing, Herder, A. W. und Frdr. Schlegel die Geschichte der Literaturen gerade deshalb durchforschten, um sie für die Literatur ihrer Gegenwart ästhetisch zu nützen, galt es später für den akademischen Literarhistoriker vielfach als unwissenschaftlich und kompromittierend, sich mit der Dichtung der Gegenwart auseinanderzusetzen. Der rein historisch gerichtete Forscher war gar nicht imstande, zur Dichtung der Zeit eine sichere Stellung zu finden. Wo er trotzdem urteilen mußte, etwa als Preisrichter der Schillerstiftung, krönte er ein leeres Machwerk wie Ernst Hardts „Tantris der Narr“. „Tageskritiker“ wie Alfred Kerr, Julius Bab u. a. waren ihm an Kraft der Einfühlung, der Analyse, der Wertung hier durchaus überlegen. Seit zehn bis zwanzig Jahren beginnt die Literatur-

wissenschaft sich wieder der Dichtung der Zeit zuzuwenden: Richard M. Meyer, Walzel, von der Leyen usw. Was kann hier gegenüber der „Tageskritik“ ihre besondere Aufgabe sein? Offenbar die, daß sie die Literatur des Tages im Zusammenhang der Literaturgeschichte, die ästhetischen Formen der Zeit im Zusammenhang der zeitlosen ästhetischen Formen und Gesetze sieht und wertet. So wird sie von vornherein schärfer scheiden, zugleich in und über der Zeit stehend wird sie aus deren literarischen Erscheinungen die zeitlos bedeutenden hervorheben und in ihren geschichtlichen oder ästhetischen Zusammenhängen großlinig und grundsätzlich entwickeln. Es wird nicht ihr Ehrgeiz sein, etwa gleich Sörgel möglichst viele, sondern möglichst bedeutende, bleibende Werke und Persönlichkeiten aufzuzeigen.

Das war zu Anfang seines Buches wohl auch von der Leyens Absicht. Sein erstes Kapitel „Fremde Meister“ rückt die größten Dichter des Auslands als gewaltige Maße vor den Horizont: Ibsen, Björnson, Strindberg, Tolstoi usw. Und geschlossene Kapitel zeichnen die bleibenden deutschen Dichter der Zeit: Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, Friedrich Nietzsche, Stefan George. Aber dann überwindet ihn die Forderung des Tages, in Kapiteln wie „Die entfesselte Lyrik“, „Heimat und Drama“, „Romantik“, „Expressionismus“, „Unser Land“, „Kaiser und Reich“ reiht er nur äußerlich geordnete Namen aneinander. Man kann nicht sagen, daß er dabei tiefere Zusammenhänge aufdeckt als unsere Tageskritik“. Er nimmt seinen Standpunkt der Zeit gegenüber peinlich nah. Oft glaubt man sich nicht unter, sondern über dem Strich einer Tageszeitung zu befinden: wenn die Politiker der Gegenwart bloße Demagogen gescholten, Roosevelt, Lloyd George, Erzberger und Björnson zu Repräsentanten dieses Typus erklärt werden, wenn der Krieg Amerikas gegen Deutschland der amerikanischen Frau zugeschoben wird: ihre Waffen waren Hysterie und Sentimentalität, Nachsicht und Leichtgläubigkeit, blutgetränkte Visionen, hemmungsloser Fanatismus, kurzes Gesicht und dumme, perfide Ignoranz“, wenn es heißt: „Entspricht etwa heute die Macht des englischen Geistes der Macht der englischen Weltstellung? Nein, dieser Macht ist nur noch eine Macht ebenbürtig, die Macht der englischen Lüge“, wenn an ganz willkürlicher Stelle Kurt Eisner gebrandmarkt wird, wenn von den Juden erklärt wird: „Auch von dieser Position her (der Theater, Zeitungen, Verlage) griffen sie das Deutsche Reich an, in Verbindung mit klug gewählten Bundesgenossen, und sie haben im November 1918 gesiegt.“

Man sieht, wie wenig das Buch geklärt und gereift ist, wie sehr es in den Vordergründen des Tages verbleibt, statt zu den „Müttern“ hinabzuführen. Auch bei den literarischen Analysen, selbst jenen ausführlichen der bleibenden Dichter zeigt sich diese Vorläufigkeit, diese unruhige Außenstimmung: Hauptmanns Mitleid ist allzuoft Mangel an künstlerischem Rückgrat“, heißt ein bedenkliches Wort. Und während Hauptmanns unreifer Erstling „Vor Sonnenaufgang“ zwei Seiten, die mißratene „Versunkene Glocke“ drei Seiten erhält, werden die Hauptwerke zusammen auf einer halben Seite abgetan. Die unnachdenkliche Hast zeigt sich selbst darin, daß die Hauptgestalt der „Ratten“, Frau John, „die unglückliche Mutter des mißratenen Sohnes“ genannt wird, während sie die Schwester ist, und ihr tragisches Problem gerade in ihrer Kinderlosigkeit besteht. Thomas Mann konnte nicht schlimmer mißverstanden werden als in den Zeilen: „Vier Generationen der Buddenbrooks führt der Dichter an uns vorüber. Die letzte ist repräsentiert durch den kleinen Nachfahren Hanno, der eines frühen Todes stirbt, wohl der abscheulichste, liebloseste, verzärteltste Bursche, der je durch die deutsche Dichtung schritt, überzüchtet und übersensitiv bis in sein schwächliches Mark, allerdings ein jämmerliches Ende.“

Das Buch macht den Eindruck eines erstmals gelesenen Kollegs. Wenn es aber schon in historisch entrückten, geklärten Wissenschaftsgebieten bedenklich ist, ein Kolleg nach der ersten Lesung zum Druck zu geben, so wird das verhängnisvoll auf Tagesgebieten, die Blick und Urteil mit ungelösten Stimmungen und Assoziationen beunruhigen und trüben.

Freiburg i. Br. Philipp Witkop

Das Puppenhaus. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers. Von Carl Jügel. Neu herausgegeben von Wilhelm Pfeiffer-Belli. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser. 433 S.

Das Buch erscheint in der Reihe der „Frankfurter Lebensbilder“ als schön gedruckter Quartband mit 15 Bildertafeln. Der Autor (geb. 1783), einer der angesehensten Frankfurter Buchhändler, schildert in diesem, erstmalig 1857 veröffentlichten Bande sein eigenes Leben im Zusammenhang der politischen und Familiengeschichte Frankfurts, zumal in den bedeutsamen Jahren von 1808 bis 1816. Durch seine Heirat mit Mimi Schönemann, der Nichte von Goethes Lili, war er den hervorragenden Familien der Schönemanns und Gontards persönlich verbunden. Und so vermochte er aus unmittelbarer Nähe Erzählungen und Schriftstücke über zwei Frauengestalten und -schicksale zu geben, die in der deutschen Literaturgeschichte hervorleuchten: über Goethes Lili (Lise v. Türkheim geb. Schönemann) und Hölderlins Diotima (Susette Gontard geb. Borkenstein). Der Herausgeber hat diese Mitteilungen nach dem Stande der heutigen Forschung berichtigt und ergänzt. Besonders Lilis Gestalt tritt durch die Darstellung ihrer Schicksale während der französischen Revolution und durch manche Briefe edel und tapfer heraus. Das Bild Diotimas wird durch die Schilderung ihrer Jugend heller beleuchtet: ihr zurückgezogenes Leben mit der früh verwitweten Mutter, beider freundschaftliche Beziehungen zu Klopstock usw., während ihr Gatte als der Typus des nüchternen Geschäftsmannes erscheint, der sich nach ihrem Tode noch zweimal vermählt. Schöne, elegante Frauen und „königliche Kaufleute“ von europäischem Namen umschließen diese dichterisch bedeutsamen Schicksale und geben ein farbiges Bild der alten Reichs- und Handelsstadt.

Freiburg i. B. Philipp Witkop

Russische Literaturgeschichte. Von E. Friedrichs. Heidelberg, Willy Ehrig. 66 S. (Die Auskunft. Eine Sammlung lexikalisch geordneter Nachschlagebüchlein. Nr. 26.)

Dieses durch eine Fülle von Namen — nahezu 600! — imponierende Büchlein ist leider eine ebenso oberflächliche und unzuverlässige Arbeit, wie des Verfassers von mir hier schon besprochene „Russische Literaturgeschichte“. Gegen den Vorwurf, einen oder den anderen Namen nicht genannt zu haben, verwahrt sich der Verfasser mit dem Wort „Geschmacksache“. Es verrät aber doch einen etwas eigentümlichen Geschmack, wenn Literarhistoriker, die sich nur gelegentlich mit russischer Literatur befaßt haben, genannt werden, dagegen Forscher wie Buslajew, Tichonrawow, Potebnja, O. Miller, W. Miller, die man kennen muß, wenn man eine russische Literaturgeschichte geschrieben hat, fehlen. Und wenn man es für gut hält, in die Geschichte der russischen Literatur auch die ukrainischen Dichter aufzunehmen, dann darf der bedeutendste ukrainische Prosadichter der Gegenwart, Winnitschenko, nicht fehlen, schon weil ein großer Teil seiner Werke auch russisch geschrieben ist und weil er neuerdings in Deutschland sehr bekannt geworden ist. Dagegen brauchte Leo Birinski, der alle seine Stücke in deutscher Sprache geschrieben hat und von dem man in Rußland überhaupt nichts weiß, nicht genannt zu werden, denn er hat in der russischen Literaturgeschichte ebensowenig etwas zu suchen, wie der Pole Stefan Zeromski, den Friedrichs auch aufgenommen hat.

Auf alle einzelnen Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten eingehen, hieße die Geduld der Leser auf eine zu harte Probe stellen. Nur ein Dutzend der schlimmsten sei hervorgehoben. Der Lyriker Baratynski wird wieder einmal in den Fürstenstand erhoben — ein Fehler, der sich hartnäckig durch alle in deutscher Sprache geschriebenen russischen Literaturgeschichten schleppt. Das Igorlied des 12. Jahrhunderts ist keine „Byline“ (Volksdichtung), wie Friedrichs behauptet, sondern ein literarisch stark belastetes Kunstepos. Gogol ist nicht im Wahnsinn gestorben. Wie Friedrichs dazu kommt, Gribojedows in klassischem Russisch geschriebene Verskomödie „Verstand schafft Leiden“ als das erste russische Dialektstück zu bezeichnen, wird mir wohl ewig ein Rätsel bleiben. Der Roman-

schriftsteller Kljuschnikow huldigte nicht liberalen, sondern im Gegenteil höchst reaktionären Tendenzen. Lermontow ist nicht 1844, sondern 1841 gestorben. Pomjalowski war nicht Geistlicher. Puschkins „Geschichte des Dorfes Gorochino“ ist keine historische Novelle. Shukowski hat nicht „Teile der Odyssee“, sondern die ganze Odyssee übersetzt. Die Skomorochi (Spielleute) des 16. Jahrhunderts können nicht gut die „Nachfahren“ der Skasiteli (Sagenerzähler) des 19. Jahrhunderts sein. Der moderne Lyriker Sergej Solowjow dürfte schwerlich 1862 geboren sein; als ich ihn um 1900 in Moskau kennen lernte, war er noch Gymnasiast. Als Erscheinungsjahr von Weresajews „Aufzeichnungen eines Arztes“ gibt Friedrichs richtig 1902 an, behauptet aber, das Buch handle von den „Leiden des japanischen Krieges“, der erst 1904 ausbrach!

Damit wäre das Dutzend voll. Kennern der russischen Literatur sei das Büchlein als erheiternde Lektüre empfohlen; Nichtkenner seien gewarnt!

Leipzig Arthur Luther

Lermontows Werke. Herausgegeben von Arthur Luther. Leipzig, Bibliographisches Institut. 396 S.

Gedichte sind nicht zu übersetzen, sie können nur nachgedichtet werden. In dem vorliegenden Band wird eine an sich einwandfreie Auswahl aus den Versdichtungen Lermontows gegeben, wobei nicht weniger als acht Übermittler zu Worte kommen. Damit würden wir im besten Fall, wenn nämlich alle diese acht berufene Dichter wären, den großen russischen Lyriker in achtfacher Widerstrahlung erleben, ein einheitlicher Begriff von dem unvergleichlichen Dichter wäre ausgeschlossen, und es muß deshalb ein solches Verfahren ein für allemal grundsätzlich abgelehnt werden. Leider befindet sich aber unter diesen acht Übersetzern nur ein einziger Dichter: der philologischer Ungenauigkeiten wegen immer wieder (auch hier) gescholtene Bodenstedt. (Walther Gröger hat moderne russische Dichter gut übertragen, Lermontow liegt ihm offenbar nicht.) Wir finden in diesen Verdeutschungen neben einer großen Fülle reiner Prosa Unmöglichkeiten wie die folgenden (S. 139):

Und um die hohe Stirne fuhr
Von keinem (!) Fühlen eine Spur.

oder:

Einsam tret' ich in die Wegesöde;
Neblig glänzt der Kieselpfad von fern.

Bei einer Neuauflage müßte zum mindesten auf eine repräsentative Auswahl verzichtet und dürften höchstens einige aufs sorgfältigste ausgewählte Probestücke gegeben werden.

Dagegen sind die in diesem Bande wiedergegebenen Prosawerke Lermontows: das türkische Märchen „Aschyk Kerib“ und der berühmte Roman „Ein Held unserer Zeit“ von Arthur Luther selber wie gewöhnlich gut übersetzt, namentlich in den großartigen philosophischen Auslassungen (S. 302 u. ff.). Ein paar Kleinigkeiten wären auszusetzen: S. 265 ... „eine besondere Klasse unter denen, die warten, wann sich das Wasser bewegt“. Das ist gar nicht zu verstehen. Es heißt: „bis das Wasser hervorsprudelt“ — gemeint ist die Tat des Moses, auch der Ausdruck ist biblisch, und es soll damit ein Glückszufall bezeichnet, d. h. die betreffenden Herrschaften als Abenteurer gekennzeichnet werden. Ferner, S. 266: „Schwefelsaures Wasser“ ist ein chemischer Nonsens. (Es gibt schwefelsaures Natron oder Kali, aber kein schwefelsaures Wasser.) Im Russischen steht sauer-schwefliges Wasser, d. h. saures, schwefelhaltiges Wasser. Auf derselben Seite: „auf einem Platz in der Nähe ist ein Häuschen mit rotem Dach über der Badewanne aufgebaut“. Das soll wohl heißen: „Stand ein kleines Badehaus mit rotem Dach“ (die Form „Wannoi“ stammt hier wohl von „Wannaja“, der Baderaum). Damit ist freilich der Wert dieser Übersetzung nicht herabgesetzt; es handelt sich zweifellos um eine Bereicherung unseres Übersetzungsschatzes aus dem Russischen.

Dagegen vermisse ich in der Lutherschen Einführung zu diesem Roman den sehr wesentlichen Hinweis darauf, daß der Held Petschorin (ebenso wie Puschkins Onegin und Gribojedoffs Tschazki) den klassischen Typ des in der damaligen russischen Wirklichkeit „überflüssigen Geistesmenschen“ darstellt, der tatsächlich mit allen seinen Fähigkeiten nichts weiter anfangen konnte, als sie in kleinlichen Spielereien zu verzetteln — trotzdem er sehr wohl wußte, daß sein Vaterland jede, auch die geringste geistige Kraft aufs dringendste benötigte. Solche Fesselung vor Gewissenspflichten und dringenden Aufgaben ward aber als schwerste persönliche Kränkung empfunden, die man sich selber niemals zu verzeihen vermag: hier entspringen letzten Endes Nihilismus, Terrorismus und ihre heutige, marxistische Auswirkung im Bolschewismus. Wie solche Fesselung auf den Gefesselten wirken muß, sagt ja Lermontow selber ganz deutlich in diesem Roman (S. 303 oben).

Überhaupt ist uns Luther in seiner — sich im übrigen auf kritisch gesichtetes Material stützenden — biographischen Einführung den Hinweis auf die gesellschaftliche Rolle Lermontows schuldig geblieben. Bodenstedt, der den Dichter persönlich kannte, hat einige, im Original verloren gegangene, politische Verse Lermontows übersetzt (von einer hohen, männlichen an Manzoni erinnernden Haltung), die nachträglich wieder ins Russische übersetzt wurden (mitgeteilt in der sozialistisch-revolutionären Zeitschrift „Der russische Reichtum“, in den neunziger Jahren). Auch wissen wir, daß Lermontow persönliche Beziehungen zu Bjelinski hatte, dem geistigen Vater des Nihilismus. Und schon der Umstand, daß Lermontows Gegner im tödlichen Zweikampf, Martynoff, (an sich eine Zufallspersönlichkeit) noch jahrelang später von der aristokratischen russischen Gesellschaft als eine Art Befreier gefeiert wurde, beweist, daß Lermontow, ganz ebenso wie vier Jahre vor ihm Puschkin, von dieser Gesellschaft, die selbständige Geister nicht ertragen konnte, planmäßig in den Tod gehetzt ward. Überhaupt wäre die sehr reizvolle Aufgabe hier gewesen, zu schildern, in wie eigenartiger Weise rein persönliches Schicksal, unabweisbares dichterisches Beteiligtsein an Welt- und Menschheitslos ganz im großen und endlich ein alles überschattendes Mitleiden mit der unabschüttelbaren Not des eigenen Volkes — in dem russischen Dichter der damaligen Zeit eine sonstwo kaum wieder zu findende Fülle vielfach einander kreuzender Probleme wecken, und damit im höchsten Maße jene hohe dichterische Ratlosigkeit erzeugen mußte — aus der immer noch die ganz großen Beruhigungen der Menschheit hervorgingen. „Wenn wir doch heute einen großen Dichter hätten!“ sagte mir unlängst einer meiner ganz unverbildeten Arbeiterfreunde.

Pasing Karl Nötzel

Gottfried Kellers Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit einer Einleitung über des Dichters Leben und Schaffen. Von Harry Maync. Berlin, Propyläen-Verlag. 6 Bände.

In seiner Besprechung der Nußbergerschen und Zollingerschen Keller-Ausgaben (L. E. XXIV, 1175) wies Herr Maync auch kurz auf die von ihm besorgte Keller-Ausgabe des Propyläen-Verlages hin. Sie liegt inzwischen, nämlich seit Weihnachten vorigen Jahres, vollständig in sechs schönen Bänden vor und verdient — und zwar nicht nur der bibliographischen Vollständigkeit halber und um jenen Mayncschen Aufsatz zu ergänzen — wohl eine eingehende Würdigung, da sie sich neben den Editionen Nußbergers und Zollingers eine durchaus eigene Note wahrt, die zum Teil schon durch die Eigenart des Verlages gegeben war. Während nämlich der basler sowohl wie der züricher Literarhistoriker mit ihren Arbeiten wissenschaftliche Zwecke verfolgten und demzufolge mit einem umfangreichen Apparat von Erklärungen und Lesarten anrückten, sah sich Maync bei einer „ausgesprochenen Liebhaberausgabe“ genötigt, dem Rat Witkowskis zu folgen und „den Ballast des Apparats ... ruhig über Bord zu werfen,“ da er „für wissenschaftliche Zwecke meist nicht ausreicht und die anderen Benutzer mit ihm nichts anzufangen wissen“. Auf diese Weise vermied er, der sich im Vorwort zu seinen Anmerkungen ausdrücklich auf Witkowskis „Grundsätze kritischer Ausgaben neuerer deutscher Dichterwerke“ und dessen oben angeführte Worte beruft,

die „Zwiespältigkeit der Zwecke", unter der selbst die angeblich „kritisch-historische" Ausgabe Nußbergers leidet, die sich doch zugleich an ein weiteres Lesepublikum wendet, das zum mindesten an der breiten Aufzählung der Textvarianten — und von sich aus mit dem gesundesten Recht — Ärgernis und Anstoß nimmt. Der philologisch nicht interessierte Leser will das reine, unverstellte Wort des Dichters und verlangt vom Herausgeber nichts als einen sauberen Text und Erklärung des wirklich schwer Verständlichen und Erklärenswerten. Beides findet er in der Ausgabe von Maync, der auch in seinen Anmerkungen Takt und Zurückhaltung übt.

Der erste Band wird eröffnet durch eine gediegene und flüssige Darstellung des Lebens und der Werke Kellers, in der Maync u. a. auch nachdrücklich der landläufigen Meinung widerspricht, als ob Keller als Lyriker nur ein Künstler zweiten Ranges sei, einer Meinung sehr subalternen Fühlens, die nur von Leuten stammen kann, welche durchaus kein Organ für das kraftvoll Gedrungene, für das männlich Herbe und Keusche haben und ein Gedicht für schlecht erklären, wenn sie sich nach seiner Lektüre nicht in eine „Stimmung" hineingeweihräuchert fühlen. Die Gedichte selbst bringt Maync nach der Ausgabe letzter Hand, jedoch vermehrt um eine Nachlese, die etwas spärlicher ausgefallen ist als bei Zollinger und Nußberger und in der wenigstens ich ungern die Gedichte „Schöne Brücke", „Du solltest ruhen", „Herr der Völker", das für Kellers Weltanschauung so wichtige „Gott ist ein großes, stilles Haus", das Sinngedicht „Werft den Schächer" und vor allem den bei Bächtold 3, S. 267 abgedruckten Entwurf „Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen" vermisse, der zu Kellers schönsten Konzeptionen gehört. Den Beschluß des ersten, mit einem Register versehenen Bandes macht das Dramenfragment „Therese".

Der zweite Band bringt die erste Fassung des „Grünen Heinrich" und dafür darf man, nachdem Ermatingers Studienausgabe seit längerem vergriffen ist, wirklich dankbar sein. Auch erscheinen mir die „moralischen Bedenken" Mayncs gegenüber der Wiederveröffentlichung der von Keller verworfenen Fassung unbegründet, insofern diese und der Vergleich mit der endgültigen Formung doch ein mehr als philologisches Interesse wachruft und es des ferneren schade wäre, wenn so herrliche Stellen wie etwa die Badeszene Judiths, die das schönste Beispiel für Nietzsches Wort bildet, daß es zwischen Sinnlichkeit und Keuschheit einen notwendigen Gegensatz gäbe, dem gänzlichen Vergessen anheimfielen.

Der dritte Band bringt dann die endgültige Fassung des „Grünen Heinrich", der vierte die „Leute von Seldwyla", der fünfte die „Züricher Novellen", die „Sieben Legenden" und das „Sinngedicht" und der sechste den „Martin Salander", die poetischen, autobiographischen, kritischen und Gelegenheitsschriften, die das Bild Kellers abrunden, sowie Mayncs Anmerkungen, die durch ihre bibliographischen Hinweisungen wertvoll sind und durch ihre taktvolle Zurückhaltung erfreuen, die mir nur bei dem „Apotheker von Chamounix" mit seinen zahlreichen und einem breiteren Publikum doch nicht ohne weiteres verständlichen literarischen Anspielungen einmal etwas zu weit zu gehen scheint.

Der Verlag hat der Ausgabe die liebevollste Sorgfalt gewidmet. Der elegante und solide Einband (es wäre etwa nur zu beanstanden, daß das Rückenschild des ersten Bandes einen anderen Text trägt als das der folgenden), die hübschen zweifarbigen Titelblätter, das feine Papier und der saubere Druck dürften auch den verwöhntesten Ansprüchen genügen. So ist diese in sich geschlossenste Kellerausgabe zugleich auch die äußerlich schönste und des großen Dichters in allem würdig.

Grabow (Mecklenburg) Walter Heinsius

Hebbel, Ibsen and the analytic exposition. Von T. M. Campbell. Heidelberg 1922, Carl Winter. 95 S.

Die Frage, welche hier ein angelsächsischer Universitätslehrer behandelt, ist uns Deutschen vertraut, seit Schiller nach tragischen Stoffen suchte, in denen der eigene Fehler des Helden zu seinem Untergange möglichst wenig, das Schicksal möglichst viel beitrüge. Darum ist für uns die Reihe Schiller, Kleist („Zerbrochener Krug"), Hebbel, Ibsen nicht neu; wir werden dem Verfasser nicht minder dafür danken, daß er seine Landsleute als erster eingehend auf die Bedeutung Hebbels in der Entwicklung des modernen Dramas aufmerksam und ihnen seine dramatische Theorie durch Übersetzung der wesentlichen Teile von „Mein Wort über das Drama" und der Einleitung zu „Maria Magdalena" im Anhange zugänglich macht. Im übrigen finden auch wir in anderer Beziehung genug, was das Büchlein für uns wertvoll macht: Campbell erörtert sehr fein den Wert des „analytischen" Baues für das moderne Drama, zeigt, wie er im einzelnen bei Hebbel verschieden angewendet ist, wie Ibsen allmählich lernte, ihn zu gebrauchen, und wie er ihm, zwar nicht immer, aber in seinen Meisterwerken, zur vollkommenen Einheit von Stoff und Form verhalf. Nur eins scheint mir der Nachprüfung zu bedürfen: in Campbells „exposition" scheint mir durcheinanderzugehen, was wir Exposition und was wir Vorfabel nennen. Von einem Drama ohne Exposition zu sprechen, geht doch wohl nicht an; immer müssen wir irgendwie mit der Lage der Dinge, wie sie zu Beginn besteht, bekannt gemacht werden: „Romeo und Julia" hebt nicht mit dem Ursprung des Streits der feindlichen Familien, „Othello" nicht damit an, daß der Mohr Desdemonas Liebe gewinnt. Sogar eine Vorfabel hat der angeblich „at the very beginning" anfangende Shakespeare („Hamlet", „Othello") — der wesentliche Zug der analytischen Art scheint mir nicht die „Exposition", sondern einerseits Umfang und Bedeutung der Vorgeschichte, andererseits die Art zu sein, wie sie enthüllt wird und dabei Tun und Lassen der Personen bedingt und bestimmt.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Arthur Schnitzler, der Dichter und sein Werk. Eine Studie von Richard Specht. Berlin 1922, S. Fischer. 349 S.

Die Dekadenjubiläen derer, die in der Vorkriegszeit literarische Führer gewesen und so stark geblieben sind, daß sie auch dem Ansturm der jüngsten Generation mehr oder weniger fest standhalten, mehren sich in unserer Zeit. Vor Hauptmann haben Schnitzler und Fulda die Sechzig überschritten. H. Bahr sieht dem gleichen Lebensabschnitt im nächsten Jahre entgegen. Hofmannsthal und Rilke nähern sich dem sechsten Jahrzehnt. Es ist nur recht und billig, daß diese mehr als äußere Gelegenheit benutzt wird, auf das Schaffen der jubiläenfeiernden Dichter Rückschau zu halten. Es war auch nicht nötig, eine künstlerische Erscheinung wie Arthur Schnitzler durch die unliebsamen „Reigen"-Vorgänge in Erinnerung zu bringen. Auch ohne oder gegen sie gilt er unserer Zeit etwas. In diesem Sinne muß man es begrüßen, daß die Festgabe, die Richard Specht zu Schnitzlers sechzigstem Geburtstag erscheinen ließ, sein Lebenswerk in der Gesamtheit zu betrachten versucht. Sein Blickpunkt ist dabei, nicht nur infolge des größeren zeitlichen Abstandes, weiter und vertiefter, als ihn sich Julius Kapp in seiner Monographie zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters gesetzt hatte. Aber Specht ist auch polemischer eingestellt, er glaubt eine Ehrenrettung für den Verkannten vornehmen zu müssen, und das gereicht seinem klugen und tiefen Buch nicht immer zum Vorteil. Man wünschte seinem Stil hier und da den Schnitzlerschen „Abscheu vor großen Worten", auch die dauernden Hinweise auf die Mißverständnisse einer unfähigen Kritik, ein immer wiederkehrendes „Sollte man es glauben?" wirken auf literarische Kenner — und für solche ist das Buch doch in erster Linie geschrieben — überflüssig. Um so mehr, als Specht, bei aller Bewunderung der Schnitzlerschen Kunst, keineswegs kritiklos eingestellt ist. Freilich den Vorwurf, daß Schnitzlers Probleme letzten Endes einer „wohlsituierten Bürgerlichkeit" entnommen sind, weiß er nicht vollauf zu entkräften, weil er nicht zu entkräften ist. Hier hilft er sich mit der nichtssagenden Wendung: Schnitzler habe nicht mehr geben

können, als er geben wollte, während er doch zugeben muß, daß ihm das Kosmisch-religiöse mangelt und ein Teil seiner Gestalten einer absterbenden Welt angehört. Auf der anderen Seite aber widerlegt Specht sehr treffend die einseitige Einschätzung Schnitzlers als eines nur erotischen Dichters. Nicht die „süßen Mädels" seien sein einziges Motiv, ebensowenig wie Anatol, den Specht übrigens scharf ablehnt, der Typ der Schnitzlerschen Männergestalten sei; denn Liebe und Sterben stellen nur ein Teilproblem in seinem Gesamtwerk dar. Zum bedeutenden Schöpfer ist er erst durch die Vielseitigkeit seiner Menschengestaltung, durch den Reichtum subtilster Seelenschilderungen und durch das Grundmotiv von der geheimnisvollen und tragischen Verkettung menschlicher Schicksale geworden. Dadurch erhalten seine dichterischen Ideen die große Weite im Kreise alles Lebendigen. Und das ist das entscheidende Verdienst des Spechtschen Buches, diese, wenn man so sagen will, überpersönliche Bedeutung der Schnitzlerschen Gestalten zum erstenmal ins rechte Licht gerückt zu haben. Wie sehr diese dabei „irgendwie Abspaltungen seines eigenen Wesens bedeuten," zeigt Specht in feiner Parallele zu Schnitzlers ärztlichem Beruf und Künstlertum. So legt sich der Ring der Persönlichkeit um sein gesamtes Schaffen, und auch in der sehr tiefschürfenden Analyse der einzelnen Werke geht Specht immer auf den Gesamtkomplex des Lebenswerkes aus, der ihm so viel bedeutend ist, daß er sich scheut zu sagen, welches das bezeichnendste Buch des Dichters sei, obwohl er den „Einsamen Weg" in der kritischen Wertschätzung fast am höchsten stellt.

Der Musikschriftsteller Specht verleugnet sich auch in diesem Buch nicht. Äußerlich nicht, denn er teilt seine Kapitel musikalisch ein und verwendet mit Vorliebe sinfonische Begriffe: innerlich aber spürt er der Musikalität des Schnitzlerschen Stils nach. Gleichwohl ist das nicht der einzige Grund, der ihn bei seinem, meines Wissens ersten, größeren literarischen Versuch gerade zu dem Schilderer verfeinerter österreichischer Kultur geführt hat. Specht hat selbst dem jungwiener Kreise angehört, der einst im Café Griensteidl seine Tagungen abhielt. So zeichnet er auch Erinnerungen auf, und sein Buch wird zum Dokument jungwiener Bekenntnisse. Wenn man hier auch eine noch schärfere Umreißung der literarischen Strömungen statt der Personenzeichnung gewünscht hätte, so erwächst doch der persönlichen Beziehung Wärme und Fülle der Schilderung. Schnitzlers „seltsam bittersüße Musik" ist in Spechts Monographie zu voll tönendem Widerklang gebracht.

Halle a. S. Edgar Groß

Gerhart Hauptmann. Eine Studie. Von C. F. W. Behl. Charlottenburg 1922, Verlag „Der Kritiker". 28 S.

Der erste Teil dieser kleinen Schrift, die bereits zu Hauptmanns fünfzigstem Geburtstag vorlag, ist vom Verfasser für das jüngste Jubiläum des Dichters umgearbeitet und ergänzt worden. Ein zweiter Abschnitt mit z. T. veröffentlichten Aufsätzen über das Alterswerk vom Jahrhundertfestspiel bis zu „Anna" und den breslauer Festspielen von 1922 schließt sich organisch der Gesamtbetrachtung an. Mitleiden — Sehnsucht — Erlösung ist das Leitmotiv, das Behl, in der Analyse der dichterischen Absicht, ein verständiger Beobachter, aus Hauptmanns Lebenswerk herausschält. Da er als bedingungsloser Verehrer spricht, so hält man ihm den Überschwang der Worte zugute und sieht den Willen, ein bedeutendes Schaffen in seinem wesentlichen Umkreis zu umfassen. Einer, der dionysisch verkünden, nicht kritisieren will, ist in der Literatur von Zeit zu Zeit gern gesehen, wenn auch sein Lobeshymnus den Jahren nicht standhält.

Halle a. S. Edgar Groß

Sprüche aus Shakespeares Dramen. Ausgewählt von Lorenz Straub. Stuttgart, Strecker & Schröder. 64 S.

Ein Brevier Shakespearescher Weisheit — heute mehr als je wird mancher sehr gern eine solche Sammlung von Kernstellen besitzen. Früher durfte man mit einigem Recht über Bequemlichkeit schelten, da man für vier Mark eine gebundene Gesamtausgabe erwerben konnte; im allzulange dauernden „Winter unsres Mißvergnügens" begrüßt man aber freudig auch einen Auszug. Von Förderung der Bequemlichkeit kann man nicht mehr reden, wenn für viele, die einst die Werke gekauft hätten, diese zum Range von Inkunabeln aufgerückt sind. Die Auswahl ist mit gutem Geschmack getroffen und sinngemäß geordnet; zugrunde gelegt ist die Schlegelsche Übersetzung. Der Herausgeber hat reiflich überlegt, wo sie wörtlich beizubehalten, wo sie zu feilen war; er hat Überschriften und zuletzt ein sehr nützliches alphabetisches Verzeichnis der sachlich behandelten Themen hinzugefügt. Möge das Büchlein weite Verbreitung finden!

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Verschiedenes

Verdi. Mit 23 Bildern von Adolf Weißmann. 1.—5. Tausend. (Klassiker der Musik.) Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. 224 S.

Verdi ist wie Richard Wagner im Jahre 1813 geboren, er überlebte den deutschen Meister um achtzehn Jahre und vollendete seine komische Oper Falstaff im hohen Alter 1893. Ohne in Nachahmung zu verfallen, wandte auch er sich dem erlösenden Humor zu, freilich nicht aus so tiefem Erleben wie Wagner in den Meistersingern. Eine ungeheure Entwicklung liegt in den Werken Verdis und Wagners vor, die Geschichte der Oper im 19. Jahrhundert. Die Gegensätze des romanischen und deutschen Wesens sind in den Schöpfungen der beiden Meister gestaltet. Wagner konnte von Verdi nichts übernehmen, Verdi blieb nicht ganz unberührt von der neuen durch Wagner geschaffenen Form des musikalischen Dramas, aber er gab dabei nicht das Geringste seines italienischen Wesens auf und ist im Falstaff so selbständig wie in seinen Jugendwerken, die vom germanischen Wesen unberührt sind, wenn schon eine seltsame Neigung zu Schiller und Shakespeare in der Wahl der Texte Verdis sich kundgibt. Weißmann schrieb ein Verdibuch großen Stils, er will ihn in seiner fraglosen Aufrichtigkeit und ungebrochenen Ganzheit erfassen, er verfolgt sein Schaffen durch alle Stufungen und Verästelungen, um ein Gesamtbild zu gewinnen. Die Hundertjahrfeier 1913 brachte neue Urkunden über Verdi, seine Briefe. So ward die Persönlichkeit des großen Musikers durch ihn selber unserem Verständnis näher geführt. Weißmanns Neigung gehört der italienischen Oper, mit der er durch jahrelanges Verweilen in Italien vertraut wurde und in dauernder Berührung blieb. Er ist zu der Aufgabe aufs beste vorbereitet. Sein Buch ist keine Lebensbeschreibung im gewöhnlichen Sinn, keine Einführung in die Verdischen Opern, es setzt sachkundige Leser voraus, denen in der geistreichen Weise Oskar Bies durchaus eigene und selbständige Gedanken vorgetragen werden. Die Anordnung war gegeben: die Jugendwerke, die sommerliche Reife der Aida, das Drama in Musik (Othello), das erlösende Lachen (Falstaff). Verdi wurzelt im Heimatboden. „Ich bin ein Bauer von Roncole und werde es immer bleiben." Zwischen Landwirtschaft und Musik verfließt sein Leben, das ihn aber doch mit der Welt verflicht: der Meister der italienischen Revolution, Paris, der Politiker. Aber Verdis Leben verlief in ruhigen Bahnen, ohne dramatische Spannung, ohne seelische Erschütterungen, die sich in den Werken spiegeln. Verdi hat die italienische Oper zur höchstmöglichen Entfaltung gebracht, namentlich im Verhältnis des Sängers zum Orchester, das bei ihm nie die sinfonische Form des deutschen Musikdramas erhält. Weißmanns Buch beruht auf den besten Quellen, auf reichem Wissen und tiefem Empfinden, es wird der Bedeutung des Gefeierten vollauf gerecht. Aber gegen Wagner, der in einem besonderen Kapitel Verdi gegenübergestellt ist, bleibt sein Urteil befangen, ja ungerecht. Es sind zwei Welten, die wie Germanen und Romanen nebeneinander bestehen, die der Weitherzige zusammen aufnehmen und bewundern mag. Im letzten Grunde aber entscheidet doch der geheimnisvolle Zug des Blutes und

Herzens, ob wir uns in deutscher oder romanischer Art mehr zu Hause fühlen. Jeder mag sich von seiner echten und angeborenen Empfindung leiten lassen, aber als Forscher sollte er sich bemühen, auch der Gegenseite volle Gerechtigkeit und Anerkennung zu gewähren. Wer sich zum Süden bekennt, braucht deshalb nicht Nietzsches Wandlung nachzuahmen.

Aus vielen Bildern, unter denen ich nur Boldinis sympathisches Porträt (vgl. Bies Geschichte der Oper, S. 405) vermisse, wird dem Leser Verdis Gestalt und Antlitz im Wechsel der Zeiten anschaulich: er erkennt auch hier die sich veredelnde Reife und Weisheit des alten Meisters.

Rostock W. Golther

Der tanzende Schwerpunkt. Von L. W. Rochowanski. Wien, Amalthea-Verlag. 30 S. u. 50 S. Abb.

Der Wiener, ähnlich dem Pariser, ruht so fest in den Überkommenheiten seiner Kultur, daß er sich — manchmal nur lächelnd, manchmal leidenschaftlich, — gegen alles Neue, vor allem gegen stürmische Umwälzungen in der Kunst, wehrt. Ihm gefällt alles Maßvolle, Geschmackvolle; aber Vorkämpfer und Genies sind selten geschmackvoll, und deshalb lehnt sie der Wiener aus der Sicherheit seiner Tradition heraus ab. So mag die temperamentvolle Art, mit der Rochowanski sich für den neuen Tanz und gegen das Publikum einsetzt, vielleicht für den begrenzten Bezirk von Wien Berechtigung haben. In Deutschland werden damit nur offene Türen eingerannt. Unsere Generation ist so tief und ernsthaft an der Wiedergeburt des Tanzes beteiligt, die Bewegung hat so weite Kreise gezogen, daß ein Mißverstehen tänzerischer Grundbedingungen wohl nur dort vorkommt, wo jede Art Kunst mißverstanden wird. Die Ehrlichkeit des Buches von Rochowanski ist ein wenig überdeckt von Literatentum, das Agitatorische scheint ein wenig überflüssig. Die Bilder, die beigegeben sind, stehen zumeist in Widerspruch zu allem, was Rochowanski fordert und verkündet. Er hat sich, so scheint es, an dem Erlebnis der Duncanschule und der Loheländer entzündet; das größere Erlebnis Rudolf von Labans, Mary Wigmanns, scheint ihm nicht nur fremd, schlimmer: er ahnt gar nichts von der Existenz dieser Schulen, in denen jede neue Tanzbestrebung wurzelt. Und ein Buch über Tanz schreiben, ohne zu wissen, woher er kommt, das ist halt zuletzt doch eine wienerische Schlamperei...

Hannover Vicki Baum

Die Revolution des Gesellschaftstanzes. Von Heinz Pollack. Dresden, Sibyllen-Verlag. 124 S.

Außerordentlich aggressiv werden in diesem Buch die Fragen des modernen Gesellschaftstanzes abgehandelt; man sieht sich überrumpelt, in einen Wirbel von Steps und Trotts hineingerissen, in eine Ecke geschubst und in eine Herde von Krüppeln und Idioten gesteckt, die gleichfalls der unerhörten Meinung sind, auch der Walzer sei ein Tanz. Aber, bester Herr Pollack, auch der Walzer war einmal ebenso revolutionär wie der One-step, wie denn überhaupt jede Revolution der Gesellschaft eine solche des Tanzes mit sich bringt. Und so hätten Kenner der Tanzgeschichte in dem großen Tangowinter 1914 recht wohl wittern können, daß etwas in der Welt faul sei und ein größerer Tanz bevorstehe...

Was aber das Buch von Pollack anbetrifft, so sei ihm Temperament, Sachkenntnis und agitatorische Beherrschung der Sprache zugebilligt. Gern sei zugegeben, daß der Tanz dem Sport zur Seite gehört (auch im Rokoko war Fechten, Reiten und Tanzen eine Bildungsrubrik) und wir freuen uns, wenn die neuen Tänze Körperschönheit, Körperbildung und rhythmisches Gefühl erhöhen. Aber ist es nicht ein wenig schade, daß nun auch aus dem Gesellschaftstanz eine so blutig ernsthafte Sache gemacht werden soll...?

Hannover Vicki Baum

Fugger-Zeitungen. Ungedruckte Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568—1605. Herausgegeben von Victor Klarwill. Mit 24 Bildtafeln. Wien 1923, Rikola-Verlag. 292 S.

Der Untertitel dieser kulturhistorisch überaus aufschlußreichen Veröffentlichung ist geeignet, mit einem lang verbreiteten Irrtum, der auf der Mißdeutung des Wortes „Zeitungen" beruht, endlich gründlich aufzuräumen: es handelt sich bei den unter diesem Namen schon früher auszugsweise bekannt gewordenen Schätzen der wiener Nationalbibliothek, die einst Ferdinand III., als der Stern des königlichen Kaufmannsgeschlechts der Fugger bereits zur Rüste ging, erworben hat, keineswegs um Zeitungen im heutigen Sinn, sondern das Wort ist in seiner ursprünglichen Bedeutung als Nachrichten aufzufassen. Ein großer Teil des umfangreichen Materials entstammt Originalrelationen und Briefen, die sowohl von diplomatischen Persönlichkeiten, als auch von den über die ganze Welt verbreiteten Vertretern der Fugger an das Stammhaus zu Augsburg gerichtet waren; andere Berichte flossen allerdings aus einer Quelle, die mit den heutigen Nachrichtenagenturen der Zeitungen vergleichbar ist, aus den „Ordinari"- und „Extraordinari-Zeitungen", die berufsmäßig von den sogenannten „Nouvellanten" dem Hause Fugger und vielen anderen Kunden geliefert wurden; eine dritte reichlich spendende Fundgrube boten ferner die „neuen Zeitungen", die Flugblätter, welche in politisch bewegten Zeiten allüberall aus der Erde wuchsen.

Und buntfarbig und vielgestaltig wie der Ursprung dieser Zeitungen ist auch ihr Inhalt und ihre Form. Neben Berichten über die großen geschichtlichen Ereignisse der schicksalsschweren Zeit, die aus aller Herren Länder und in aller Völker Zungen meist mit bewundernswerter Schnelligkeit in der „goldenen Schreibstube" eintrafen, findet sich eine bunte Musterkarte aller möglichen „curieusen" Nachrichten, welche die seltsame Mischung von weltumspannendem Unternehmungsgeist und dunkelstem Aberglauben zutage treten lassen, wie sie einer Epoche eignete, die sich noch nicht aus den Fesseln des Mittelalters befreien konnte, wenngleich der Zeiger der Weltenuhr schon um ein Jahrhundert vorwärts gerückt war. So steht etwa zwischen zwei Berichten, die von dem gefällten und vollstreckten Todesurteil über Maria Stuart künden, die Aufzählung aller Tafelfreuden bei einem Monstre-Hochzeitsmahl in Prag, oder geschäftliche Nachrichten von großen Insolvenzen wechseln in holder Eintracht mit Berichten von Zeichen und Wundern, von seltsamen astronomischen Erscheinungen und Mißgeburten, von Hexenverbrennungen und Judenverfolgungen, von Mummenschanz und Goldmacherkünsten.

Alles in allem: aus vielen kleinen, unendlich mannigfaltigen Steinchen gestaltet sich hier das lebendige Bild einer großen Zeitenwende, die unter dem unterirdischen Dröhnen des heranbrausenden Kriegsgewitters vorahnend erzittert.

Berlin-Halensee Hedwig Fischmann

Aus dem Leben meiner Mutter. Von Julie Schlosser. Berlin 1923, Furche-Verlag. 214 S.

Das ist ein wertvolles und nach mancher Richtung hin aufschlußreiches Buch. Es erzählt das Leben der Gräfin Lilla Rehbinder bis zu dem Tage, an dem sie dem Pfarrer Schlosser angetraut wurde. Gräfin Lilla war eine Frau, die man nicht vergaß, wenn man ihr einmal begegnet war, die vor allem die vielen Frauen nicht vergessen haben, die das Glück hatten, von ihr erzogen zu werden. Erziehen ist eine Kunst, die man nicht lernen kann, sondern für die man geboren wird. Die Gräfin war für sie geboren. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sie ohne eigentliche Vorbildung die großen Aufgaben lösen konnte und so glänzend lösen konnte, die ihr das Leben stellte? Was ist die Mehrzahl der sogenannten psychologischen Frauenromane gegen dies Buch, das Wirklichkeit berichtet? Wir begleiten die Gräfin von ihrer Geburt im sorgenvollen Elternhaus in Hapsal auf ihrem schicksalsreichen Lebensweg. Wir sehen sie erst im adligen Erziehungsinstitut Finn, sehen sie dann die Arbeit ums tägliche Brot aufnehmen, Erzieherin und Gesellschafterin werden, dann eine eigene kleine Schule in Riga gründen, von dort nach Mannheim zur Leitung einer von

der badischen Großherzogin protegierten Schule berufen werden und nach deren Zusammenbruch eine eigene Erziehungsanstalt in Karlsruhe begründen und leiten. Viel Sturm, Elend, Krankheit und Sorge ist in diesen Rahmen eingespannt, aber noch mehr ehrliches Ringen und Streben und schließlich redlich erkämpftes Glück. Als Gräfin Lilla dem Pastor Schlosser die Hand reichte, legte sie den Adelstitel ab, aber der hohe, geistige Adel, den sie sich selbst erworben hatte, blieb ihr unverlierbar. Ist sie naturgemäß die Hauptperson in dem Buch, so macht man daneben die interessantesten Bekanntschaften aus ihrem Freundeskreis, tut Einblick in mancherlei russische und deutsche Kreise. Das Leben des baltischen Adels, das Treiben in Petersburg — welcher Kontrast zu dem Leben in Baden! Und auch hier im deutschen Land, welche Fülle merkwürdiger und verehrungswerter Gestalten, mit denen sie in Beziehung tritt: Kaiserin Augusta, das Großherzogspaar, die Brüder Frommel, die Leute von Neuendettelsau usw. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geistes- und Kulturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts. Hoffentlich macht Julie Schlosser ihr Versprechen wahr und erzählt das fernere Leben ihrer Mutter in einem zweiten Band.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Bilder aus einer versunkenen Welt. Lebenserinnerungen nach dem französischen Originalmanuskript, übersetzt von A. v. Meyer-Amelung. Von Gräfin Marie Kleinmichel. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 297 S.

Zu Unrecht haben manche in diesen Erinnerungen nur unterhaltenden Klatsch gesehen; gesellschaftliche Geringfügigkeiten kommen vor, unnötige, aber liebenswürdige Hinweise auf gastfreie Freunde — als Zeit- und Kulturschilderung hat jedoch dies sich so leicht lesende Werk bleibenden geschichtlichen Wert.

Die Verfasserin gehört zu den seit Generationen russisch gewordenen adeligen deutschen Familien, hat jedoch außerdem Verwandte in Serbien, Polen, Schweden, Ungarn, Italien und Frankreich; in der internationalen großen Welt von ganz Europa ist sie zu Hause. Als junge Hofdame begann sie ihr petersburger Leben, dort heiratete sie einen Oberst der Garde, hat bis zu der Bolschewistenzeit eins der glänzendsten und gastfreisten Häuser gemacht, ein Haus, in dem Deutschen ein bevorzugter Empfang zu teil wurde.

So schildert sie aus nächster Nähe jene versunkene Welt. Gewiß wird man von ihr schwerlich eine abstandnehmende Würdigung der Revolution erwarten, Kerenskis Eitelkeit und Anmaßung wird mit Behagen ausgemalt, aber freimütig beleuchtet sie die unhaltbaren Schäden des alten Regiments, die Haltlosigkeit und Entartung der Großfürsten. Die Zarin war ihr offenbar unsympathisch; kalt, unliebenswürdig, ungeschickt, engherzig. Wir wissen, daß diese Unselige von anderen als ideal schöne Heilige verehrt wurde, wir wissen, daß die jungen Mörder des Miljukow ihn umbrachten, um seine geringschätzende Äußerung über diese Frau zu rächen. Beide Auffassungen waren einseitig, ungenau. Ein lebendiges Bild wird von dem einschmeichelnd glatten Armenier Loris Melikow, von seinem Verhältnis zu Alexander II. entworfen, mit Humor und Ironie wird die damals wichtige Umwelt des Yachtklubs, werden die verschiedenen Botschaften beschrieben. Interessant der Roman ihrer Großtante, Frau von Hanska, mit Balzac, dessen Frau sie nach dem Tod ihres Gatten wurde; interessant auch die zu Pferd mit der Kaiserin Elisabeth von Österreich verlebten Stunden, und sehr ansprechend die ritterliche, gütige Weise, mit welcher unser alter Kaiser auf ihre Jugendschwärmerei für den deutschen Diplomaten, Grafen Solms, einging. Am sensationellsten, am wichtigsten sind natürlich ihre Erfahrungen während der Revolution, während der Bolschewistenschreckensherrschaft. Es fallen wertvolle Lichter auf die Matrosenpsyche, auf die Stimmung der Tribunale, vor die sie geladen wurde. Sie hat alles eingebüßt; immerhin bleibt in solchen Fällen noch einiges übrig. In Rußland behauptet man törichterweise, sie hätte aus eigenen Mitteln Weiße Regimenter gebildet und unterhalten. Damals lebte sie bereits in Baden „und mein Geld war so spärlich, daß ich mir überlegen mußte, ob ich mir ein halbes Dutzend Handschuhe kaufen könnte, oder diese Ausgabe auf den nächsten Monat verschieben müßte“. Noch klägliche Armut kommt heutzutage vor.

Die Übersetzung ist betrübend schlecht.

Berlin — Marie von Bunsen

Die Epochen der deutschen Geschichte. Von Johannes Haller. Stuttgart und Berlin 1923, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. XII, 375 S.

Es geht zwar etwas zu weit, zu behaupten (wie es der Waschzettel tut): Haller habe mit seinem jüngsten Werk eine „bisher ungelöste“ Aufgabe der Geschichtsschreibung gemeistert. Aber sein Versuch verdient ohne Zweifel Anerkennung. Er setzt manche Einzelkenntnis voraus. Um sich die großen Linien nicht trüben und verwirren zu lassen, verzichtet er bewußt auf viel Detail; oft begnügt er sich dann mit der holden Wendung „wie jedermann weiß“ und faßt sich kurz. Mit um so größerer Befriedigung werden die Kenner der deutschen Geschichte zu dem Buch greifen. Allen weiß es wenigstens etwas zu sagen. An diesem Orte mit ihm um diese oder jene Kontur zu rechten, wäre abwegig. Denn die Vergangenheit gleicht einem zertrümmerten Spiegel, von dem einzelne Stücke fehlen; der eine ergänzt sie so, der andere so. Nur ein paar Kleinigkeiten möchte ich anmerken. Die Charakterisierung Kaiser Friedrichs II. (S. 81) scheint mir im Negativen zu weit zu gehen. Wäre dem wirklich so, daß dieser „italienische“ Kaiser dem deutschen Volke gar nichts mehr bedeutet hätte, dann wäre es doch ganz unverständlich, wie gerade diese fremde Persönlichkeit die deutsche Phantasie so stark beschäftigt hat, daß sie ausgerechnet an ihn, nicht an Friedrich I. Rotbart die Sage vom schlafenden Kaiser im Kyffhäuser mit allem drum und dran knüpfte. Der Satz „Die Deutschen haben es ihm vergolten“ ist also nicht zu halten. Ein wenig zu zusammengeschürzt liest sich die Schilderung Ruprechts von der Pfalz, den „die Venezianer und Florentiner auf ihre Kosten zum Romzug kommen ließen, aber vor Brescia schon wieder heimschickten“ (S. 119): die Scharmützel bei Nave vor Brescia hatten im Oktober 1401 stattgefunden; aber sein Rückzug nach Trient bedeutete nur die Vorbereitung zu einer Diversion nach Padua und Venedig, von der er erst im April 1402 heimgekehrt ist. Auf S. 250 lies: Kahlenberg und auf dem Titelblatt (!): ἦμαρ statt: ἧμαρ! Ob es gerade gut war, das homerische Prophetikum „Einst wird kommen der Tag“ an so sichtbarer Stelle anzubringen, darüber läßt sich streiten. Unbestreitbar erfreulich aber ist die lebensbejahende, zuversichtliche Stimmung, die das Rückgrat steift, und die aus so mancher historischen Erfahrung abgezogene Mahnung, daß jeder Staat, um seinen Daseinszweck zu erreichen, der Macht bedarf. In diesem Sinne schließt das in seinem Titel gewiß nicht ohne Absicht das Andenken an Ranke heraufbeschwörende Buch mit dem köstlichen Troste: Wir heißen euch hoffen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Aus der Geschichte der Völker. Zum Gebrauch an deutschen Mittelschulen aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt von Max Förderreuther und Friedrich Würth. IV. Band: Die Neuzeit (Zweite Hälfte). Kempten, Josef Kösel & Friedr. Pustet. VIII, 548 S.

Im „L. E.“ XVIII, 14 vom 15. April 1916 hatte ich auf Sp. 902 geschrieben: „Daß sich dies Buch, das sich besonders zum Vorlesen im Kreise der Familie eignet, nahe der Vollendung befindet (es fehlt nur noch Bd. 4), ist recht erfreulich.“ Davon unterschreibe ich noch heute jedes Wort. Nur ein so leistungsfähiger und opferwilliger Verlag wie der Köselsche konnte das Risiko des trotz einschneidender Kürzung immer noch mehr als 34 Bogen umfassenden, mit 224 Bildern und Kartenskizzen geschmückten Abschlußbandes auf sich nehmen. Es ist allerdings ebenso anzunehmen wie zu wünschen, daß nunmehr der Absatz des

Gesamtwerks einen neuen Aufschwung nehme. Es verdient ihn in jedem Betracht, auch nach der konfessionellen Seite hin. Es ist gut deutsch im vornehmsten Sinne des Wortes.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Sakuska. Russische Erinnerungen und Erlebnisse. Von Eugen Zabel. Dresden 1922, Carl Reißner. 157 S.

Nette Plaudereien über allerlei russische Dinge. Daß die Eröffnung der preußischen und russischen Archive die engste Blutsverwandtschaft Friedrichs des Großen und Katharina II. beweisen wird, wird man allerdings bezweifeln dürfen; auch läßt der Aufsatz „Wie man in Rußland spricht" wirkliche sprachwissenschaftliche Schulung vermissen, es ist aber schon dankenswert, daß Zabel der Legende vom Konsonantenreichtum der russischen Sprache energisch entgegentritt; er könnte das noch mit größerem Erfolg tun, wenn er Buchstaben und Laute nicht miteinander verwechselte und in dem deutschen Fragewort „Schmeckt's"? acht Konsonanten zählte, wo es in Wahrheit nur fünf sind. Am nettisten liest sich die Schilderung der Wolgafahrt mit dem symphonischen Orchester von Kussewitzki; hübsch ist auch der Aufsatz über die russischen Frauen mit etlichen feinen Bemerkungen über Turgenjews Heldinnen und ansprechenden Charakteristiken der Sonja Kowalewskaja und der Maria Baschkirtzewa.

Leipzig Arthur Luther

Geschichte Italiens im Mittelalter. Von Ludo Moritz Hartmann. I. Band: Das italienische Königreich. Zweite, durchgesehene Auflage. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Hermann Oncken. Erste Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. 32. Werk.) Stuttgart-Gotha 1923, Friedr. Andr. Perthes A.-G., XI, 398 S.

Darüber, daß Hartmanns „Italien im MA." (wovon seit der Ausgabe von IV, 1 im Jahre 1915 nichts weiter erschienen ist) zu den Perlen im ungleich geratenen Kranze der Heeren-Ukertschen „Staatengeschichte" gehört, sind sich alle Fachgenossen einig. Obwohl die erste Auflage des ersten Bandes schon vor einem Vierteljahrhundert veröffentlicht worden ist, hatte der Verfasser an den Grundlinien nichts zu ändern. Um so mehr müssen wir uns gerade an dieser Stelle damit begnügen, von dem Herauskommen der zweiten Auflage des bis zum heldenhaften Untergange der Ostgoten reichenden, grundlegenden Teils kurz Notiz zu nehmen.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Literargeschichtliche Anmerkungen

XXXXVII

Deutsche Dichter im Drama

Von Arthur Hübscher (München-Puchheim)

Diese Zeilen sind bestimmt, die im „Lit. Echo" mehrfach in Angriff genommene und im Augenblick wohl zu einer gewissen Vollständigkeit geführte Zusammenstellung über „Deutsche Dichter im Roman"[1]) auf das Gebiet des Dramas auszudehnen. Aus Vorarbeiten zu einem der Vollendung sicher fernen Stofflexikon hervorgegangen, dient sie lediglich statistischen Zwecken. So empfiehlt sich lexikographische Kürze. Überzeugt, daß die Fülle des vorhandenen Materials manche Lücke veranlaßt haben wird, ist der Verfasser für jede Ergänzung dankbar.

Ekkehart von St. Gallen wurde der Held einer Dramatisierung des Scheffelschen Romans von Walther Schulte vom Brühl (1900). „Gottfried von Straßburg" ist der Titel zweier Dramen von Susanne Rapp (1894) und Fritz Lienhard (1897). Ein Lustspiel „Walter von der Vogelweide" gaben Karl Ed. Klopfer und Karl Pander (1893). Der Tannhäuser gibt außer dem Musikdrama Richard Wagners (1843) einer Tragödie Paul Eberhardts (1911) den Namen. Wieder Lienhard ist Verfasser eines Dramas „Heinrich von Ofterdingen" (1903). „Hadlaub", aus den „Züricher Novellen" bekannt, ist von Luise Tesdorf (G. Strand) zum Helden einer Tragödie (1885) gemacht worden. Dem Minnesinger „Oswald von Wolkenstein" gilt ein Drama von Rudolf Jenny (1891), weiterhin die „Legende" „Ritter Eisenfaust" von Eberhard König (1920). Ein Lustspiel Franz Keims befaßt sich mit „Dem Schelm vom Kahlenberg" (1894).

Früh ist Martin Luther in einer Reihe von Komödien behandelt worden: Zacharias Rivandrus, „Lutherus redivivus" (1593); Andreas Hartmann, „Curriculum vitae Lutheri in Comoediam repraesentiret" (1600 ff.); Martin Rinckart, „Der Eislebische Ritter", geistliche Komödie (1613) und „Indulgentiarius" (1618). Dazu kommt ein lateinisches Drama von Henr. Hertzwigius „Lutherus" (1617) und eine Behandlung der Tetzelepisode in dem anonymen (vielleicht von Heinrich Kielmann herrührenden) Spiel „Tezelomania" (1617). Die Reihe der modernen Lutherdramen eröffnet Zacharias Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" (1807). Es folgen: E. Aug. von Klingemann, Martin Luther (1809); Hans Köster, Luther (1847); Aug. Trümpelmann, Luther und seine Zeit (1869 und 1888); Wilhelm Henzen, Luther (1883); Otto Devrient, Luther (1883); Hans Herrig, Luther (1884); Friedrich von Hindersin, Luther (1892); Max Hobrecht, „Luther auf der Veste Coburg" (1893); Eugen Hertel, „Die Nachtigall von Wittenberg" (1903); Adolf Bartels, Martin Luther, Dramatische Trilogie (1903); Ernst Ege, „Luther auf der Coburg" (1904); Julius Riffert, „Luthers Abschied von der Wartburg" (1905); Fritz Lienhard, „Luther auf der Wartburg" (1906); Pauline Tiemann, „Katharina von Bora" (1907); Wilhelm Arminius, „Luther auf der Coburg" (1910); Kurt Ralph, „Wie Dr. Luther seine Käthe freite" (1916); David Koch, Luther (Schauspiel, 1917); Hans von Wolzogen, „Luther auf der Veste Coburg" (1917); Alfred Graf, „Als die Zeit erfüllet war" (1918): Vorspiel zu dem Reformationsdrama „Der Prophet" (1921), das neben Luther Ulrich von Hutten, Eobanus Hesse, Crotus Rubeanus auf die Bühne bringt. Bekannter als alle diese Bearbeitungen ist Strindbergs „Nachtigall von Wittenberg" geworden. Zwei Dramen gelten dem Verfasser des Ἐγκώμιον Μωρίας Erasmus von Rotterdam: Josef Victor Widmanns historisches Spiel „Erasmus von Rotterdam" (1865) und Ernst von Wildenbruchs „Die Tochter des Erasmus" (1900). Das Schicksal Ulrich von Huttens, nur zweimal in Romanform verwertet (Ernst G. von Brunow, Ulrich von Hutten, Roman [1842] und Max Hobrecht, Hutten in Rostock, Erzählung [1886]) ist wieder Anlaß einer stattlichen Dramenreihe geworden: Adolf Pichler, Ulrich von Hutten (Drama, 1839); Rud. Gottschall, Ulrich von Hutten (Tragödie, 1843); Ed. Hobein, Ulrich von Hutten (Trauerspiel, 1845); Hans Köster, Ulrich von Hutten (Trauerspiel, 1846); Gotth. Lange, Ulrich von Hutten (Trauerspiel, 1848); Karl Nissel, Ulrich von Hutten (Trauerspiel 1861); Karl Berger, Ulrich von Hutten (Trauerspiel, 1864); Hermann Ené, Ulrich von Hutten (Drama, 1870); Adolf Wechsler, Ulrich von Hutten (Trauerspiel, 1875); Wilhelm Henzen, Ulrich von Hutten

[1]) Vgl. L. E. XX, 1124; XXI, 249; XXV, 314. Ich füge heute noch an: W. Kotzdes „Wolfram" (Stuttgart 1920); Harro Harring, „Die Schwarzen von Gießen" (Novellen II, Leipzig 1832, die den Freiheitsdichter Karl Follen behandeln); Hugo Gnielczyk, „Das zerbrochene Ringlein" (1922, eine Eichendorff-Novelle); Heribert Rau, „Karl Maria von Weber" (1865, ein Roman, der auch dem Sohne des Komponisten, Max Maria von Weber, gilt, dem als erstem vielleicht die Technik lyrische Werte vermittelte); Adolf Wilbrandt, „Fridolins heimliche Ehe" (1875, eine Behandlung des plattdeutschen Dichters Hartwig K. Friedrich Eggers); Adolf Wilbrandt, „Hildegard Mahlmann" (1897, Behandlung der Lyrikerin Johanna Voigt); Elisabeth Schabelsky, „Der berühmte Mann" (Berlin 1891, = Paul Lindau).

(Drama, 1884); Joh. Jacobi, Ulrich von Hutten (Drama, 1887); Manfred Weittich, Ulrich von Hutten (Drama, 1887); Lud. Seeger a. d. Lutz, Ulrich von Hutten (Drama, 1888); Mich. Albert, Ulrich von Hutten (Drama, 1893); Karl Weiser, Hutten (Drama, 1897); Julius Riffert, „Huttens erste Tage" (Drama 1897); Johanna Preßler-Flohr, Ulrich von Hutten (Drama 1909). Mit einem Drama „Ulrich Zwingli" von C. A. Bernouilli (1904) sei der Abschnitt Reformation beschlossen. Hans Sachsens Renaissance im Drama beginnt mit dem Werke Franz Deinhardsteins (1829), auf welches das Textbuch zu Albert Lortzings Oper zurückgeht. Es folgen: F. Hermann Frey (Martin Greif), Hans Sachs (Drama, 1866, 2. Aufl. 1894); Richard Wagners „Meistersinger" (1868); Georg Rapp, Hans Sachs (Lustspiel, 1877); Otto Haupt, Hans Sachs (Drama, 1890); Heinrich K. G. von Zimmermann, Hans Sachs (Drama, 1894); Max Geißler, Hans Sachsens Bergfahrt (Drama, 1904).

Das 17. Jahrhundert hat dem Drama sehr wenige Dichtergestalten geliefert. „Paul Gerhardt" betiteln sich zwei Dramen von C. Fr. Raßmann (1812) und Theod. Drobisch (1842). Simon Dach behandelt Adolf Vogelers Drama „Annchen von Tharau" (1912), Logau eine Tragödie Herm. Riottes („Logau" 1871). Christian Günther ist der Held von R. Bürkners „Szenen aus einem Dichterleben" (Leipzig 1844), außerdem tragen seinen Namen vier Tragödien von Max Grube (1882), Ludwig Fulda (1882), Adolf Bartels (1889) und Gust. Hausmann (Ps. Oekander, 1891).

„Gottsched und Gellert" führt ein Lustspiel Heinrich Laubes (1847) zusammen. „Klopstock in Zürich" nahm Max Morold (Max von Millenkowich) zum Vorwurf (1893), „Vater Gleim und die Grazien" Moritz Schuster-Parthenau in einem Lustspiel von 1890. Von Lessing handeln: Moritz Smets, „Lessing" (Drama, 1878); Ludwig Dreyer, „Lessing und Goeze" (Drama, 1881); Eugen Wrany (E. Raaben), „Voltaire und Lessing" (Lustspiel, 1893).

Fast unberücksichtigt sind die oft tragischen Gestalten und Schicksale der Sturm- und Drangzeit geblieben. Den genialen Nachzügler Eulogius Schneider, der in Lienhards Oberlin-Roman auftritt, behandelt ein Drama von Karl Hauß, den unglücklichen „Schubart" Heinrich K. G. von Zimmermann (1886) und Gerh. Graf Leutrum (1895. Der Roman Otto Müllers „Bürger, ein Dichterleben" (1845) fand eine Dramatisierung durch Salomon Mosenthal (1850). Pestalozzi-Dramen gaben Fedor Sommer, „Pestalozzi in Stanz" (Drama, 1894); Paul Risch, „Pestalozzi" (Festspiel, 1895); Herm. Stegemann, „Pestalozzi" (Festspiel, 1896); Karl Engelhard, „Pestalozzis Liebe" (Drama, 1911). Ein Volksstück „Aloys Blumauer" schrieb Friedrich von Radler (1882). Kotzebue lieferte seinen Namen für ein Zeittendenzstück Franz Kaibels „Die Sands und die Kotzebues" (1916).

Franz Deinhardstein eröffnet, wie die Reihe der Hans-Sachs-Dramen, so die Reihe der Goethe-Dramen mit „Fürst und Dichter" (1848). Es folgen: Karl Gutzkow, „Der Königsleutnant" (Lustspiel, 1849); K. Arthur Müller „Goethe-Tasso" (Drama, 1853); E. Babes und R. Schade, „Weimar", ein Goethespiel in zwei Teilen: 1. „1876", 2. „Exzellenz" (1918). Das Jahr 1847, in dem Laube das Lustspiel „Gottsched und Gellert" schrieb, brachte auch sein Drama „Die Karlsschüler", wohl die erste dramatische Behandlung Schillers. Es folgen: Ferd. Fränkel, „Friedrich Schiller" (1853); Ludwig Eckardt, „Friedrich Schiller" (1859); Marie von Ebner-Eschenbach, „Doktor Ritter" (1872); Hermann Rollet, „Schillers Besuch" (Dramatische Humoreske, 1880); Wilhelm Henzen, „Schiller und Lotte" (Lustspiel, 1891); Max Bewer, „Schillers letzte Stunden" (1905); Ferdinand Vetter, „Schillers Flucht aus Stuttgart" (1905); Hermann Klemm, „Der Regimentsarzt von Stuttgart" (1910). Walther Eidlitzens Szenen aus einem Schicksal „Hölderlin" (1919) haben einen Vorläufer in Feodor Wehls Drama „Hölderlins Liebe" (1852). Die Tragödie „Heinrich von Kleists" schrieben Karl Aug. Liebreich (1888), Wilhelm von Polenz (1891), Elisabeth von Berge (1902), Ernst Prossinag (1916). Die Reihe schließt vorläufig mit dem „Kleist" Friedrich Gebrechts (1921).

Zu einer ansehnlichen Zahl von dramatischen Behandlungen gab Theodor Körners Schicksal Veranlassung: J. R. Adolf Schaden; „Theodor Körners Tod" (1817); Georg Wilhelm Zimmermann, „Theodor Körner" (1863); Robert Rösler, „Theodor Körner in Leipzig" (1865); A. Donaudy, „Theodor Körner" (biographisches Drama in vier Teilen. Berlin o. J. Deutsch von L. Hartmann); Friedrich Poths-Wegner, „Theodor Körner" (1909); Gräfin Wedel, „Theodor Körner" (1912); Alfred Kaiser, „Theodor Körner" (1913). „Ein Besuch bei Wilhelm Hauff" wurde von Ernst Kapff dramatisiert (1896). Ein Lustspiel „Heines junge Leiden" gab A. Mals (1871), ein Drama „Heines letzter Liebestraum" Max Kaufmann (1907). Ein Drama „Ferdinand Raimund" stammt von Ella Hruschka (1907), ein Volksstück „Johann Nestroy" von Bruno Zappert (1888), eine dramatische Skizze schließlich „Wie Wagner Komponist wurde" (1889) von Heinrich K. G. von Zimmermann, der schon mit seinen Dramen über Hans Sachs und Christian Schubart erwähnt wurde.

Nachrichten

Todesnachrichten. Franz Wichmann hat, von schweren Nahrungssorgen heimgesucht, seinen Tod in der Isar gefunden. Die Leiche des Siebzigjährigen wurde am 11. März geborgen. Er war 1859 in einem Dorf bei Hamburg als Sohn eines Regierungsbaumeisters geboren, hatte sich in Straßburg, Berlin und Leipzig historisch-literarischen Studien gewidmet und hatte dann seinen ständigen Wohnsitz, der nur durch einen mehrjährigen Aufenthalt in der Schweiz und am Bodensee unterbrochen wurde, nach München verlegt. Sein eigentliches Gebiet war der historische Roman („Die Heldinnen des Bregenzer Waldes", „Der rote Forst", „Der Bundschuh") und die Volkserzählung, in der er große Fruchtbarkeit erwiesen hat, ohne doch je oberflächlich zu werden oder billiger Wirkung zu verfallen. Von seinem guten Menschentum ist immer etwas in seine Erzählungen übergegangen.

Robert Pick ist am 18. März im Alter von dreiundachtzig Jahren gestorben; er galt als einer der besten Kenner rheinischer Provinzialgeschichte und ist Gründer des Vereins von Geschichtsfreunden zu Rheinberg sowie des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit geworden. Seinem Wirken als Stadtarchivar in Aachen kam besondere Bedeutung zu. Seine beiden großen Werke „Aus Aachens Vergangenheit" und das kürzlich abgeschlossene „Das römische Aachen" sind die Früchte seiner archivarischen Tätigkeit.

Hans Georg Schick, der sein gutes Urteil und seine künstlerische Darstellungsgabe mehrfach in Beiträgen des „Lit. Echo" erwiesen hat, ist am 17. März in jugendlichem Alter plötzlich und unerwartet einer Herzlähmung erlegen.

Wilhelm Roscher, ein Sohn des berühmten Nationalökonomen, ist im Alter von achtundsiebzig Jahren in Dresden gestorben. Er hat nahezu vier Jahrzehnte, zuletzt als Rektor des Gymnasiums in Wurzen, im sächsischen Schuldienst gewirkt und seither in Dresden im Ruhestand gelebt. Schriftstellerisch hat er sich auf dem Gebiet der klassischen Philologie, zumal der Mythenkunde, vielfach betätigt. Sein 1884 erschienenes „Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie" ist ein wertvolles Handbuch geworden.

Max Bienenstock ist am 21. März in Lemberg im Alter von zweiundvierzig Jahren gestorben. Er absolvierte das Gymnasium in Tarnow, widmete sich sodann germanistischen Studien auf der Universität Krakau, wo er zu den begabtesten Schülern Professor Creizenachs gehörte. Hier promovierte er zum Doktor der Philosophie und war hierauf zuerst als Gymnasiallehrer in Stryj, dann als Direktor des jüdischen

Gymnasiums in Lemberg tätig. Bienenstock entfaltete eine reiche schriftstellerische Tätigkeit, die Literatur, Kunst und Pädagogik umfaßte. Im Mittelpunkt seines Interesses stand aber doch die Literatur. Seine Kritik dichterischer Werke war mehr ein Nach-Dichten, Nach-Schaffen als ein Kritisieren. In letzter Zeit wandte er sich der Publizistik zu, war eine Zeitlang Mitredakteur der zionistischen Tageszeitung „Chwila", trat politisch hervor und wurde von der jüdischen Bevölkerung der Woiwodschaft Lemberg als ihr Abgeordneter in den Senat entsandt. Außer vielen mit deutscher, polnischer und jiddischer Literatur sich beschäftigenden Arbeiten in polnischer Sprache seien hier erwähnt: „Das jüdische Element in Heines Werken" und die Professor Creizenach gewidmete Arbeit: „Henrik Ibsens Kunstanschauungen", gedacht als I. Teil eines umfassenden Werkes „Zur Theorie des modernen Dramas", das in mehreren Bänden die Kunstanschauungen Ibsens, Hebbels, Ludwigs und Wagners behandeln sollte. Schriftsteller und Mensch genossen gleich großes Ansehen. Die jüdische Gemeinde hat ihn in einem Ehrengrab bestatten lassen.

Andreas Karkawitzas ist im Oktober 1922 sechsundfünfzigjährig in Kephissia bei Athen gestorben. Er galt als bester Darsteller neugriechischen Volkslebens. Eine Auswahl seiner Erzählungen ist auch deutsch unter dem Titel „Griechische Volkserzählungen" in Reclams Universalbibliothek erschienen.

Josef Peška ist am 12. Februar in seiner Geburtsstadt Bohdaneč bei Pardubitz im Alter von sechsundsechzig Jahren gestorben. Er hat unter dem Pseudonym Karel Sčpek wertvolle Genrebilder und humoristische Erzählungen sowie beliebte Operntexte verfaßt.

Adolf Heyduk ist am 6. Februar im Alter von achtundachtzig Jahren in der südböhmischen Stadt Pisek gestorben. Ein Zeitgenosse von Neruda und Hálek, eröffnete Heyduk, der aus dem ostböhmischen Städtchen Richemburg gebürtig war, bereits in den fünfziger Jahren seine literarische Tätigkeit, die er tief in sein Greisenalter fortsetzte und die besonders auf dem Gebiet der lyrischen und idyllischen Dichtung zumal im Bereich des Naturliedes künstlerisch bedeutend ist und mehr als fünfzig Gedichtbände umfaßt. Seines Zeichens Realschullehrer, lebte Heyduk seit seinem fünfundzwanzigsten Jahr ohne Unterbrechung in Pisek, wo die patriarchalische Erscheinung des milden Liedergreises, der eine ungeheure Popularität genossen hat, zu einem lokalen Mythus wurde. Heyduk wurde in Prag feierlich auf Staatskosten beigesetzt.

* * *

Ernst Leopold Stahl, bisher als Leiter des Theaterkulturverbandes in Mannheim tätig, ist nach München auf den neugeschaffenen Posten des ersten Dramaturgen der Bayerischen Landesbühne berufen worden.

Die Witwe Julius Rodenbergs hat bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften eine „Julius-Rodenberg-Stiftung für die Wissenschaft vom deutschen Leben" mit einem Gesamtkapital von einer Million Mark errichtet. Davon sollen 750 000 Mark zur Unterstützung der von dem Mitglied der Akademie Professor Konrad Burdach unternommenen Arbeiten zur neueren deutschen Sprach- und Bildungsgeschichte, insbesondere zur weiteren Drucklegung des Werkes „Vom Mittelalter zur Reformation" verwendet werden. Dieses Kapital soll in seiner ganzen Substanz für den gedachten Zweck verwendet werden. Die Zinsen des restlichen Kapitals von 250 000 Mark, das in seiner Substanz niemals angegriffen werden darf, sollen dazu dienen, die Publikationen bedeutender Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft zu fördern, durch Gewährung von Stipendien, Ausschreibung von Preisaufgaben, Zuschüssen zu wissenschaftlichen Forschungsreisen und anderem. Die Stiftung wird durch ein Kuratorium von drei Mitgliedern verwaltet, die von der philosophisch-historischen Klasse der Akademie aus ihrer Mitte gewählt werden.

Die Stadt Wien hat der Witwe des jüngst verstorbenen Dichters Alfons Petzold eine Ehrengabe von vier Millionen Kronen bewilligt.

Die dänische Gesellschaft zur Förderung der schönen und nützlichen Wissenschaften erteilte ihren diesjährigen Preis von 1000 Kronen dem Dichter Martin Andersen Nexö für seinen Roman „Stine Menschenkind".

Die philosophische Fakultät Bonn hat den seit 1907 in Ebenhausen bei München ansässigen Verlagsbuchhändler und Schriftsteller Wilhelm Langewiesche in Anerkennung seiner ungewöhnlich schöpferischen Verlegertätigkeit zu ihrem Ehrendoktor ernannt.

Alfred Brust (Cranz in Ostpr.) versendet nachstehendes Schreiben: „Wie ich erfahre, haben mir freundlich gesinnte Menschen eine Spende zu meinen Gunsten ins Leben gerufen. Ich finde mich jedoch nicht so bedürftig, daß ich einen so gesammelten Betrag anzunehmen verpflichtet wäre. Wohl aber gibt es ostpreußische Dichter mit Weltruf, die schon bitterste Armut drückt oder das Gespenst der Not auf sich zuschreiten sehen. Ihnen durch einen Dank der Heimat behilflich zu sein, ist aller Pflicht. Ich bitte deshalb, die durch den Herrn Oberpräsidenten der Provinz genehmigte Spende in eine Heimatspende für „Ostpreußens Dichter" umzustellen und dieselbe durch die Presse zu veröffentlichen. Alfred Brust." — Der königsberger Goethebund gedenkt die Ehrengabe Arno Holz zuzuwenden.

Die philosophische Fakultät der Universität Kiel hat für das neue Rektoratsjahr die Preisaufgabe gestellt: „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Inszenierung von Hebbels Maria Magdalena". Durch private Zuwendungen ist der Preis wesentlich erhöht worden. Nähere Bestimmungen durch das Rektorat der Universität Kiel.

Bei dem Feuilletonwettbewerb der schweizer Mittelpresse zur Erlangung guter zeitgemäßer und vaterländischer Erzählungen konnte der erste Preis nicht zur Auszahlung gelangen. Mit dem zweiten Preis von 2000 Franken wurde der Roman „Der Stausee" von Eugen Wyler bedacht. Mit einem dritten Preis von je 600 Franken wurden die Erzählungen „Die Flucht des Klaus Balmer" von Gustav Renker, „Der Büßer" von Fritz Utz, „Agnes" von Hans Hagenbuch ausgezeichnet.

Für die Aufführungen gelegentlich des eidgen. Schützenfestes im Sommer 1924 in Aarau ist unter schweizer Autoren ein Wettbewerb eröffnet worden für das eigentliche Hüttenfestspiel und ein Freilichtschauspiel. Bedingungen für beide Spiele sind vom Präsidenten des Unterhaltungskomitees, Herrn Karl Fricker, Aarau, kostenlos zu beziehen. Für die Preisverteilung steht die Gesamtsumme von 9000 Franken zur Verfügung. Das Preisgericht haben Jakob Boßhart, Meinrad Lienert, Hugo Marti übernommen.

Die dramatischen Staatspreise der Tschechoslowakischen Republik von je 5000 tschechischen Kronen sind an die Brüder Capek, Jaroslaw Hilbert und Stanislaw Lom verliehen worden.

Dem tschechischen Schriftsteller Josef Holeček hat die Hauptstadt Prag anläßlich seines siebzigsten Geburtstages eine Ehrengabe von 10 000 tschechischen Kronen geschenkt; zugleich hat sie nach ihm eine Gasse, in der er seit Jahrzehnten wohnt, benannt.

Des vierhundertsten Geburtstages des großen tschechischen Humanisten aus der Brüdergemeinde, Jan Blahoslavs, des Schülers von Melanchthon und meisterhaften Übersetzers der Bibel, ist am 20. Februar in der Tschechoslowakei, zumal in evangelischen Kreisen, feierlich gedacht worden.

Am 17. Februar hätte der bedeutendste Dichter der Tschechen Jaroslaw Vrchlický sein siebzigstes Lebensjahr erreicht; dieses wehmütigen Jubiläums gedachten seine Landsleute in zahlreichen Festartikeln und Theatervorstellungen.

* * *

Im Institut für Literatur- und Theaterwissenschaft an der Universität Kiel ist unter Leitung von Professor Eugen Wolff eine zeitungswissenschaftliche Abteilung eingerichtet worden, von der eine Ausstellung, die ein übersicht-

liches Bild des literarischen Werdegangs der Zeitung bot, unter besonderer Berücksichtigung des Kieler Zeitungswesens, Kunde gab.

Im Verlag von Funk & Wagnalls, New York, ist die erste Nummer einer neuen Zeitschrift „International Book Review“ erschienen, die in erfreulicher Weise davon Zeugnis ablegt, daß sich die Aufmerksamkeit in Amerika wieder der deutschen Literatur zuwendet. Jakob Wassermanns „Gänsemännchen“ wird besondere Bedeutung zuerkannt. Aus den Buchhändleranzeigen ersieht man, daß der newyorker Verleger Thomas Seltzer die folgenden deutschen Bücher unlängst herausgebracht hat: Bonsels, „Die Biene Maja“, Schnitzler „Casanovas Heimfahrt“, Zweig „Jeremias“. Ein in Boston veröffentlichter Sammelband „Repräsentative Einakter kontinentaler Autoren“ enthält Stücke von Schnitzler, Hofmannsthal, Sudermann, Wedekind (vgl. Sp. 825).

Otokar Fischer hat Nietzsches „Geburt der Tragödie“, nach der kritischen Würdigung unseres Referenten, mustergültig ins Tschechische übersetzt.

Die Studienbühne des Künstlertheaters in Moskau hat eine Übersetzung von Schillers Räubern veröffentlicht, in der der Übersetzer P. Autokolski das schillersche Drama einer sehr eigenartigen Umdichtung unterzogen hat. Er hat nicht nur die Prosa des Dramas in Blankverse übertragen und den Text durch allerhand zeitgemäße Einflechtungen „verjüngt“, er hat auch den Schluß der Tragödie vollständig verändert, derart, daß Karl Moor vor den Vorhang tritt und in einem Monolog erklärt, „der Zwist der feindlichen Brüder sei noch nicht erledigt, er selbst zähle sich von nun an zu den Romantikern der Freiheit.“

* * *

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Von einer Seite, die es wohl am besten wissen muß, wird mir mitgeteilt, meine Angabe (L. E. XXV, 581), der Romanschriftsteller D. H. Lawrence habe erklärt, einer deutschen Übersetzung seiner Bücher kein Gewicht beizulegen, entspreche nicht der anders bekundeten Gesinnung dieses mit einer Deutschen verheirateten Engländers. Er habe seiner tiefen Sympathie für Deutschland wiederholt den schönsten Ausdruck gegeben und in Verzagenden den Glauben an unsere Zukunft wieder gestärkt. Da ich keinen Grund habe, dies zu bezweifeln, ist es meine Pflicht zu sagen, worauf sich mein Vorwurf nationaler Engherzigkeit stützte. Die von mir erwähnte deutsche Dame ließ durch ihre in London lebende Schwester beim Verleger von D. H. Lawrence nach den Bedingungen für eine Herausgabe seiner Romane in deutscher Sprache fragen, und dort wurde ihr der von mir angeführte Bescheid zuteil. Max Meyerfeld.

* * *

Auf dem Prager „Intimen Theater“ wurde Werfels „Bocksgesang“ in der Übersetzung des namhaften tschechischen Dramatikers A. Dvořák aufgeführt. Die brünner „Redoute“ hat eine Umdichtung von Büchners „Wozzeck“ zur Darstellung gebracht.

Uraufführungen. Magdeburg, Stadttheater, „Der Günstling wider Willen“, Lustspiel in drei Akten von Erich Feldhaus. — Wien, Rolandbühne, „Mama Blaustein“, Komödie von Armin Friedmann und Gustav Beer (6. März).

* * *

Von Wilhelm von Scholz' Essay über Annette von Droste-Hülshoff, ist im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, eine neue, nur leicht überarbeitete Auflage erschienen, der besondere Bedeutung zukommt. Wenn es zutrifft, was wir glauben, daß die essayistische Literatur in Deutschland noch in ihren Anfängen steht, aber einer großen und entscheidenden Entwicklung entgegengeht, so ist hier ein Markstein gelegt für die dichterische Durchdringung und Beseelung des Essays. Aus Scholz' Darstellung tritt einem durchaus der eigene schöpferische Geist entgegen. Daneben scheint die Erfassung des Problems schon darin sehr selbständig zu sein, daß Scholz von einer energischen Begrenzung des Talents der Droste ausgeht und nun aus diesem gleichsam gesicherten Bezirk seine Ausschau hält. Er gelangt dabei zu so aufschlußreichen Beobachtungen, wie sie die folgenden Sätze geben: „Es ist nicht Licht in den Menschen der Annette von Droste, sondern nur dunkle Kraft, die oftmals den Gestalten zu entsinken und in die noch bewußtlosere Natur zurückzurinnen scheint, um auch aus ihr wieder in die Menschen einzuströmen. Das Handeln dieser Menschen ist wie ein von ihnen selbst unverstandenes Geführtwerden, als wären sie Wellen oder Blätter, die der Wind treibt. Ihr Denken bleibt weit hinter ihnen zurück.“ Schade, daß es Scholz nicht unternommen hat, eine Darstellung der Landschaft in ihren Beziehungen zum Menschen zu geben, wie sie aus dem Werk der Droste entgegentritt. Es wäre das die wünschenswerte Ergänzung des hier gebotenen Wertvollen und Neuen.

In Erinnerung an den fünfzigsten Todestag Alessandro Manzonis, am 22. Mai 1923, erscheinen die Werke von Alessandro Manzoni in 10 Bänden, herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer im Theatiner-Verlag, München. Von der Ausgabe, die in Druckausstattung, sowie namentlich im Hinblick auf den Satzspiegel denkbar besten Eindruck macht, liegen bisher die Bände 3 und 4 („Die Verlobten“), sowie Band 5 („Schriften zur Philosophie und Ästhetik“) vor. „Die Verlobten“ hat Johanna Schuchter, die „Schriften zur Philosophie“, denen besondere Bedeutung zukommt, Franz Arens übertragen,— die Übersetzungen machen bei zunächst flüchtiger Einsicht sehr guten Eindruck; sie sind in durchaus flüssigem Deutsch gegeben. Die Bände präsentieren sich in geschmackvollem, hellgelbem Pappband mit grünem Schnitt und grünem Schild. Auf die bemerkenswerte Publikation wird eingehend zurückzukommen sein, sobald sie vollständig vorliegt.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Andro, L. (Therese Rie). Der Klimenole. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 241 S.

Auer, Grethe. Die Seele der Imperia. Eine Verwandlung (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen IV). Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 76 S.

Bettauer, Hugo. Das blaue Mal. Der Roman eines Ausgestoßenen. Wien, Glorietta-Verlag. 231 S.

— Der Herr auf der Galgenleiter. Ein Tag aus dem Leben eines Normalmenschen. Wien, Glorietta-Verlag. 87 S.

Bongardt, Hans. Der Marder und andere Tiergeschichten. Dresden, Carl Reißner. 152 S.

Böttcher, Maximilian. Das Liebesfest des Waldfreiherrn. Ein Jagdidyll. Mit 14 Zeichnungen von Fritz von Forell. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 150 S.

Brey, Henriette. Joseph Ben David, der Getreue. Biblische Erzählungen aus der Zeit Christi. Köln, J. P. Bachem. 179 S.

Brockdorff, Gertrud von. Die Abenteuer des Grafen Mellenheim. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 267 S.

Bruchhaus, Hanns Walter. Funken. Bunte Skizzen aus des Lebens anderer Seite. Düsseldorf, Säulen-Verlag. 13 S.

Buchhorn, Josef. Margot Helmers. Ein Roman. Berlin, Wilhelm Meister-Verlag. 219 S.

Diers, Marie. Leute vom Lande. Erzählungen aus Mecklenburg. Leipzig, Hans Lohmann. 140 S.

Dill, Lisbeth. Frauen, die nicht altern. Acht Porträts aus den Salons berühmter Frauen des 18. Jahrhunderts. Mit 8 Original-Lithographien und Buchschmuck von K. Wertz. Leipzig, Hans Lohmann. 107 S.

Diplomatische Halbwelt. Roman. Aus den Papieren eines verstorbenen deutschen Diplomaten. Konstanz, See-Verlag. 211 S.

Dörfler, Peter. Regine und Mang. Erzählung. (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen III.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 52 S.
Edon, Richard A. Zeitwildnis. Roman. Wien, Interterritorialer Verlag „Renaissance" (Erdtracht). 181 S.
El-Correl. Die Irrwege der Eveline von Spielmann. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 333 S.
Frelsa, Friedrich. Das Geheimnis des Inders Praschna. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 223 S.
Gmelin, Otto. Der Homunkulus. Erzählungen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 264 S.
Kiesel, Otto Erich. Der Golfstrom. Roman. Braunschweig, Georg Westermann. 397 S.
Lilienfein, Heinrich. Das trunkene Jahr. Roman. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 315 S.
Lobsien, Wilhelm. Das Rosenbach. Die Geschichte einer nordschleswiger Jugend. Berlin, Martin Warneck. 198 S.
Lübbe, Axel. Ein preußischer Offizier. Novelle. (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen V.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 43 S.
Müller-Frerich, Franz. Die Heilige. Roman. Dortmund, Gebr. Lensing. 231 S.
Münzer, Kurt. Mamuschka. Der Roman meiner Mutter. Freiburg i. B., Walter Heinrich. 144 S.
Parlow, Hans. Die Schwarzhäupter von Riga. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 324 S.
Petzold, Alfons. Sevarinde. Ein alter Abenteurer-Roman. Wien, Interterritorialer Verlag „Renaissance" (Erdtracht). 91 S.
Rubiner, Wilhelm. Vor der goldenen Pforte. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 383 S.
Schaeffer, Albrecht. Das Gitter. Erzählung. (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen I.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 66 S.
Schefer, Leopold. Die Prinzeninseln. Novelle. Mit einer Zeichnung von G. Henselmann (Schnitter-Bücher. Die hohe Reihe). Freiburg i. B., Walter Heinrich. 50 S.
Schubach, Georg Paul. Der Weg zur Vollendung. Leipzig, Otto Hillmann. 111 S.
Schütz-Leerodt, M. von. Höhensteiger. Roman. Köln, J. P. Bachem. 182 S.
Schwenger-Cords, L. Der dritte Reiter. Fünf Novellen von Liebe und Tod. Illustriert von Torsten Hecht. Freiburg i. B., Ernst Guenther. 93 S.
Strauß und Torney, Lulu von. Das Fenster. Novelle. (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen II.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 145 S.
Thieß, Frank. Angelika ten Swaart. Stuttgart, J. Engelhorns Nf. 181 S.
Torrund, Jassy. Verschlossene Truhen. Erzähltes und Erlebtes. Novellen. Köln, J. P. Bachem. 287 S.
Walter, Robert. Das Licht der Kindheit. Eine Erzählung. Berlin, Im Mosaik Verlag. 99 S.
Weber, Adelheid. Haus Juchhe. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (A. Scherl). 241 S.
Weckstern, Gertrud. Feyn Gülden Zierat. Berlin, Wilhelm Meister-Verlag G. m. b. H. 162 S.
Wiese, Leopold von. Nava. Eine Erzählung aus Ceylon. Jena, Eugen Diederichs. 111 S.

Galsworthy, John. Die dunkle Blume. Das Liebesleben eines Mannes. Übersetzt aus dem Englischen von L. Leonhard. Wien, Nikola Verlag. 386 S.
Twain, Mark. Tolle Geschichten. Herausgegeben und übertragen von Ulrich Steindorff. Berlin, Ullstein. 277 S.
Jensen, Johannes V. Kolumbus. Roman. Berlin, S. Fischer. 298 S.
Tolstoi, Leo. Eine Auswahl für die reifere Jugend (Jugendbücher der Neuen Gesellschaft I). Berlin, Verlag der Neuen Gesellschaft. 131 S.
Moricz, Zsigmond. Waisenmädchen. Roman. Übersetzt aus dem Ungarischen von Heinrich Horvat. Berlin, Ernst Rowohlt. 123 S.
Kadri, Jaakub. Eine Weibergeschichte und andere Novellen. Aus dem Türkischen übersetzt von Herbert W. Duda. Leipzig, Hans Lohmann. 94 S.

Lyrisches und Episches

Asenijeff, Elsa. Aufschrei. Freie Rhythmen. Leipzig, A. H. Payne. 37 S.
Brach, Johannes Heinrich. Volk. Köln, Friedrich Middelhauve. 23 S.
Bredow, Fritz. Morgenrufe. Kallmünz, Michael Laßleben. 118 S.
Das Gottlose Buch. Aus der Welt der freien Geister. Mit Einleitung und Anmerkung herausgegeben von Paul Camill Tyndall. Leipzig, Ernst Oldenburg. 182 S.
Die deutsche Lyrik des Barock. Ausgewählt und eingeleitet von Walther Unus. Berlin, Erich Reiß. 276 S.
Erich, Alfred. Der Tod des Gottlosen. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag. 76 S.
Goll, Claire. Lyrische Films. Gedichte. Basel, Rhein-Verlag. 58 S.
Hartz, Erich von. Kampfgesänge der Liebe. Fürth, Hans Krause. 40 S.
Rilke, Rainer Maria. Die Sonette an Orpheus. Geschrieben als Grabmal für Wera Ouckama Knoop. Leipzig, Insel-Verlag. 63 S.
Schanderl, J. Krone. Gedichte. München, Georg Müller. 90 S.
Über dem Alltag. Eine Folge des „Klassischen Vergißmeinnicht" von J. Krais. Neu bearbeitet durch Marie Weitbrecht. Zweite verbesserte Ausgabe. Mit Bildern von R. Schäfer. Stuttgart, Fleischhauer & Spohn. 382 S.
Vogel, Hans Karl. Herbst-Reigen. Gedichte. Leipzig, W. Härtel & Co. Nf. 57 S.
Walter, Reinhold von. Der Totengräber. Fragment. Berlin, Verlag Skythen. 23 S.
Ziesenitz, Kurt. Menschenfrühling. Gedichte. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 93 S.

Contemporary German Poetry. An Anthology. Chosen and translated by Babette Deutsch and Avrahm Yarmolinsky. New York. Harcourt, Brace and Comp. 200 S.
Heine, Heinrich. Il mare del Nord. 1825—1826. Versione di Ervino Pocar 1919. Gorizia, Giov. Paternolli. 71 S.
Schi-King. Das Liederbuch Chinas. Gesammelt von Kung-Fu-Tse. (Hundert Gedichte dem Deutschen angeeignet nach Fr. Rückert von Albert Ehrenstein.) Wien, E. P. Tal & Co. 141 S.

Dramatisches

Büchner, Georg. Wozzeck. Ein Trauerspiel-Fragment. Freiburg i. B., Ernst Guenther. 48 S.
Halbe, Max. Gesammelte Werke. IV. Bd.: Historische Stücke. München, Albert Langen. 449 S.
Jahnn, Hanns Henny. Der Arzt, sein Weib, sein Sohn. Drama. Klecken, Ugrino, Abt. Verlag. 100 S.
Kaiser, Georg. Die Flucht nach Venedig. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Verlag Die Schmiede. 99 S.
Mayr, Eduard. Das robuste Ideal. Revolutionsspiel in 5 Akten. Freiburg i. B., Ernst Guenther. 96 S.
Nestroy, Johann. Nur keck. Posse mit Gesang in 3 Akten. 1855. Wien, Interterritorialer Verlag „Renaissance" (Erdtracht). 146 S.
Wagner, Hans Gustav. Trotzdem. Ein deutsches Spiel in 5 Bildern. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 72 S.
Weiß, Ernst. Olympia. Tragikomödie. Berlin, Verlag Die Schmiede. 130 S.
Wolfenstein, Alfred. Der Mann. Szenische Dichtung. Mit einer Zeichnung von G. Henselmann (Schnitter-Bücher, Die hohe Reihe). Freiburg i. B., Walter Heinrich. 72 S.

Shaw, Bernard. Zurück zu Methusalem. Übertr. von Siegfried Trebitsch. Berlin, S. Fischer. 429 S.

Literaturwissenschaftliches

Brüll, Oswald. Thomas Mann. Variationen über ein Thema. Wien, Nikola-Verlag. 190 S.
Die Deutsche Dichtung in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben. Eine Geschichte der deutschen Literatur. Hrsg. von Franz Faßbinder, August Kahle, Friedrich Kortz. I. Teil. Dichtung des Mittelalters von A. Kahle. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 594 S.
Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Gesammelt und hrsg. von Hans Schulz. Leipzig, H. Haessel. 275 S.
Gelber, Adolf. Josef Popper-Lynkeus. Sein Leben und sein Wirken. Wien, Interterritorialer Verlag „Renaissance" (Erdtracht). 247 S.
Goethe, Wolfgang. Lieder und Gedichte. Mit einer Einführung von Karl Kreisler. Mit Steinzeichnungen von Viktor Eichler (Bücher der Deutschen, hrsg. von Bernt-Weps). Reichenberg, Gebr. Stiepel G. m. b. H. 150 S.

Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer. Hrsg. von Max Hecker. III. Bd. Januar 1821 — März 1832 (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Michels und Wahle. 35. Bd.). Weimar, Goethe-Gesellschaft. 262 S.

Münchhausen, Börries, Freiherr von. Meister-Balladen. Ein Führer zur Freude. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 212 S.

Schaffner, Paul. Gottfried Keller als Maler. Mit 60 Abb. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 258 S.

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Auswahl. Zur Einführung in seine Weltanschauung mit ausführlicher Einleitung hrsg. von Eugen Kühnemann. Leipzig, Felix Meiner. 437 S.

Storm, Theodor. Ausgewählte Werke. Mit einer Einführung, Einleitung und Anmerkungen hrsg. von Otto Hellinghaus. Bd. I, II. Freiburg i. B., Herder & Co. 377 u. 411 S.

Vorländer, Karl. Kant. Schiller. Goethe. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Felix Meiner. 306 S.

Wassermann-Speyer, Julie. Jakob Wassermann und sein Werk. Wien, Deutsch-Oesterreichischer Verlag. 139 S.

Bendz, Ernst. Joseph Conrad. An Appreciation. Gothenburg, N. J. Gumpert. 117 S.

— Oscar Wilde. A Retrospect. Gothenburg, N. J. Gumpert. 122 S.

Mehlis, Georg. Spinozas Leben und Lehre. Freiburg i. B. Ernst Guenther. 102 S.

Spinoza. Kurze Abhandlung von Gott, dem Menschen und seinem Glück. Übertragen und herausg. von Carl Gebhardt. Leipzig, Felix Meiner. 156 S.

Rüegg, August. Dantes „Divina Commedia". Eine Gedenkrede. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 119 S.

Verschiedenes

Bauckner, Arthur. Einführung in das mittelalterliche Schrifttum (Sammlung Kösel 97). Kempten, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 174 S.

Bauernfeld, Eduard. Erinnerungen aus Alt-Wien. Mit 28 Bildern. Hrsg. von Joseph Bindtner. Wien, Wiener Drucke. 551 S.

Bender, Ewald. Die Kunst Ferdinand Hodlers. Bd. I mit 279 Bildern im Text. Zürich, Rascher & Cie. A.-G. 329 S.

Benvenisti, J. England von 1815 bis 1920. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit 16 Tafeln nach zeitgenössischen Vorlagen. München, Wieland-Verlag 236 S.

Borchardt, Rudolf. Epilogomena zu Dante. I. Einleitung in die Vita Nova. Berlin, Ernst Rowohlt. 104 S.

Clauberg und Dubislav. Systematisches Wörterbuch der Philosophie. Leipzig, Felix Meiner. 565 S.

Dahlmann, S. J. Joseph. Japans älteste Beziehungen zum Westen, 1542 - 1614, in zeitgenössischen Denkmälern seiner Kunst. Ein Beitrag zur historischen, künstlerischen, religiösen Würdigung eines altjapanischen Bilderschmuckes. Mit 6 Tafeln. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 68 S.

Das Leben. 33 Scherenschnitte von Melchior Grossek. Mit Gedanken von Georg Timpe. Freiburg i. B. Herder & Co. G. m. b. H. 33 S.

Das Mysterienspiel. Beiträge von Benninghoff, Brandenburg, Wolf, Dobel-Elding, Hestermann, Fischer. Hamburg, Hanseatische Verlags-Anstalt. 31 S.

Die Rote Erde. Hrsg. von Karl Lorenz. II. Folge. 1. Buch. Hamburg, Adolf Harms. 200 S.

Drews, Arthur. Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie mit 25 Abb., 12 Sterntafeln und dem Porträt des Verfassers. Jena, Eugen Diederichs. 319 S.

Eberhardt, Paul. Die Elemente. Vier Zeichnungen von Hans Wildermann. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes A. G. 57 S.

Greferath, Theodor. Studien zu den Mundarten zwischen Köln, Jülich, M.-Gladbach und Neuß. Mit einer Karte (Deutsche Dialektgeographie, hrsg. von F. Wrede XI b). Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 128 S.

Hake, Fritz von. Zusammenbruch und Aufstieg des französischen Wirtschaftslebens 1789—1799. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 255 S.

Hamann, Otto. Hans Huebner. Ein Kleinmaler der deutschen Spätromantik. München, Parcus & Co. 57 S.

Hoops, Johannes. Englische Sprachkunde (Wiss. Forschung IX). Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes A.-G. 123 S.

Klotz O. S. B. Petrus. Vom Nil zum Kap. Reisebilder aus Afri[ka]. Mit 24 Bildern und einer Karte. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 151 S.

Kohn, Hans. Sinn und Schicksal der Revolution. Wien, E. P. Tal & Co. 102 S.

Ladewig, Paul. Die Bibliothek der Gegenwart. Eine Grundlegung und Einführung. Leipzig. Ernst Wiegandt. 149 S.

Lippert, S. J. Peter. Die Sakramente Christi (Credo. 6. Bändchen). Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 142 S.

Martin, Roland. Untersuchungen zur rhein-moselfränkischen Dialektgrenze. Mit einer Karte. (Deutsche Dialektgeographie, hrsg. von F. Wrede XI a.) Marburg, N. G. Elwert Verlagsbuchhandlung. 128 S.

Moltke, Helmut von. Ein Lebensbild nach seinen Briefen und Tagebüchern. Hrsg. von Hanns Martin Elster. Mit 16 Abb. und einem faksimil. Brief. Stuttgart, Strecker & Schröder. 374 S.

Murner, Thomas. Deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke IV. (Die Mühle von Schwindelsheim und Gret Müllerin Jahrzeit.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walther de Gruyter & Co. 205 S.

Petersen, Albert. Karoline Mathilde. Hamburg, Hanseatische Verlags-Anstalt. 462 S.

Przywara S. J. Erich. Christus. (Vom Himmelreich der Seele. Bd. V.) Buchschmuck von Adolf Kunst. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 114 S.

— Heimat. (Vom Himmelreich der Seele. Bd. IV.) Buchschmuck von Adolf Kunst. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 95 S.

Schweisheimer, Waldemar. Beethovens Leiden. Ihr Einfluß auf sein Leben und Schaffen. München, Georg Müller. 206 S.

Siemens, Werner von. Lebenserinnerungen. 12. Aufl. Berlin, J. Springer. 221 S.

Stählin, Karl. Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. I. Mit 3 Kartenbeilagen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 488 S.

Steidel, Max. Oper und Drama. (Wissen und Wirken. Bd. [illegible]) Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei u. Verlag. 62 S.

Vaihinger, Hans. Die Philosophie des Als-Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Volksausgabe. Leipzig, Felix Meiner. 366 S.

Wie lerne ich die Grenz- und Auslanddeutschen kennen? Einführung in die Literatur über die Grenz- und Auslanddeutschen. Im Auftrage des Vereins für das Deutschtum im Ausland bearbeitet von Gottfried Fittbogen. Dessau, C. Dünnhaupt. 15 S.

Ziegler, Wilhelm. Deutschland und die Schuldfrage. In Verbindung mit dem Arbeitsausschuß deutscher Verbände bearbeitet. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. 192 S.

Die Psalmen. Übersetzt und kurz erklärt von Athanasius Miller O. S. B. Die 5 Bücher der Psalmen mit einem Anhang und dem Cantica des römischen Breviers. (Ecclesia orans Bd. 5.) Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 545 S.

Borchardt, Rudolf. Walter Savage Landers imaginäre Unterhaltungen. Deutsch. Berlin, Ernst Rowohlt. 125 S.

Wilson, Woodrow. Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles Anno 1919. Herausgegeben von R. S. Baker in autorisierter Übersetzung von Curt Thesing. Leipzig, Paul List. 344 S.

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6371. Otto Stoe[ssl]. Opfer. Zwei Novellen. Mit einem Nachwort von H. J. [illegible] 76 S. — Nr. 6372/6373. Richard Wetz. Anton Bruckner. Sein Leben und Schaffen (Musiker-Biographien 37. Bd.) 143 S. — Nr. 6374. Stefan Zweig. Der verwandelte Komödiant. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. 54 S. — Nr. 6375/6376. Friedrich von Bodenstedt. Die Lieder des Mirza-Schaffy. Mit einem Nachwort. 142 S. — Nr. 6377. Fritz Jäger. Zahnhygiene. Eine Betrachtung über die Ernährung und Erhaltung des menschlichen Gebisses. 78 S. — Nr. 6378/6379. Doktor Johannes Faust. Puppenspiel in vier Aufzügen, hergestellt von Karl Simrock. Nach der Ausgabe von 1872 herausgegeben, eingeleitet und um weitere Puppenspieltexte vermehrt von Robert Petsch. 140 S. — Nr. 6380. Margarete Fischer. Zwischen Haff und See. Erzählung. 77 S.

Redaktionsschluß: 7. April 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Karl Haug, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: für dieses Doppelheft 1500 Mark. — Inserate und Beilagen nach Tar[if]

1923 1. Juni Heft 17/18

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



25. Jahr

Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin



Dichter-Monographien

Das Wesentliche im Grundgedanken dieser Monographien-Reihe ist: Abkehr von allem unfruchtbaren, zerpflückenden Philologisieren und bewußte Pflege künstlerisch-wissenschaftlicher Auffassung und Darstellung. Das geistige Streben unserer Zeit geht auf Erfassen des Wesens und auf Deutung seines Sinns. Diesem neuen Wollen dienen die Dichter-Monographien.

Bisher erschienen:

Henry Bryan Binns: Walt Whitmann

Ein Leben. Mit 3 Abbildungen. Aus dem Englischen übertragen von Johannes Schlaf. Halbleinen Gz. M. 7.– (Fr. 7.–)

„Mit wirklich vieler Liebe und tiefgegründetem Feinsinn wird hier die Lebensgeschichte des amerikanischen Dichterphilosophen, des ersten und bisher einzigen wirklichen Dichters Amerikas, erzählt, dessen Lebenswerk ihm Scharen begeisterter Anhänger verschaffte. — Das Werk, das das ganze weitverzweigte Quellenmaterial verwertet, von dem berühmten Übersetzer vorzüglich verdeutscht, wurde bei seinem Erscheinen in London im „Literarischen Echo“ (16. Juni 1906) gerühmt als „die erste wissenschaftliche Darstellung großen Stiles, die nicht nur von Whitmann selbst, sondern auch von der politischen und kulturellen Entwicklung der Vereinigten Staaten in fesselnder Schilderung ein treues und umfassendes Bild gibt.“ (O. E. Lessing in „Allgem. Zeitung“)

„Eine ganz ausgezeichnete Biographie, wie wir in Deutschland ganz wenige haben.“ — (Walter von Molo)

Philipp Witkop: Heinrich von Kleist

Eine Monographie. – Halbleinenband Gz. M. 6.50 (Fr. 7.50)

„Den schöpferischen Seelenkern Kleists hatte uns bis vor wenig Wochen keiner aufgeschlossen. Bis vor wenig Wochen! — Denn nun ist es geschehen: Kleist ist der Nation gleichsam zum zweiten Male geschenkt durch Witkops Monographie. Diese hinreißende Schilderung von Leben und Werken eines Titanen liest sich selbst wie eine Dichtung, wie ein schwermütig erhabenes Heldenlied. Witkop hat bisher über Kleist geschriebene Bücher überflügelt, weil er nicht mit irgendwelchen dichterischen oder menschlichen Zügen Kleists sympathisiert, sondern weil er zu seinem schöpferischen Seelenkern, seinem Wesen, seinem „Genius“ weitaus die innigste Beziehung und Verwandtschaft hat.“ (Frankfurter Nachrichten)

In Vorbereitung:

Julius Bab: Richard Dehmel. Eine Monographie.

Nils Erdmann: August Strindberg. Die Geschichte einer ringenden Seele. Aus dem Schwedischen übertragen von Professor Heinrich Goebel.

Karl Nötzel: Dostojewski. Eine Monographie.

Conrad Wandrey: Gottfried Keller. Eine Monographie.

Conrad Wandrey: Hölderlin. Eine Monographie.

Philipp Witkop: Tolstoi. Eine Monographie.

Dem Geiste der „Dichter-Monographien“ steht nahe:

Ricarda Huch: Die Romantik

Erster Band: Blütezeit der Romantik – Zweiter Band: Ausbreitung und Verfall der Romantik. – Zwei Halbleinenbände Gz. M. 15.– (Fr. 19.–) – Zwei handgebundene Halbpergamentbände ca. Gz. M. 40.– (Fr. 30.–)

H. HAESSEL * VERLAG * LEIPZIG

Für die angegebenen Grundzahlen gilt die Schlüsselzahl des Börsen-Vereins

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

25. Jahrgang: Heft 17/18. 1. Juni 1923

Geistige Kämpfe im modernen Frankreich

Von Otto Grautoff (Berlin)

Unter diesem Titel hat der katholische Gelehrte Hermann Platz im Verlag von Josef Kösel und Friedrich Pustet einundzwanzig lose aneinandergereihte Aufsätze zusammengestellt, die, wie der Verfasser im Vorwort schreibt, zeigen sollen, wie „die Franzosen sich aus müder Verfall- und Verzichtstimmung, aus substanzlosem Dilettantismus und Ästhetizismus, aus substanzarmem Realismus und Naturalismus herausgearbeitet und an ihrer traditionellen (nationalen und religiösen) Substanz wieder aufgerichtet haben". Das 650 Seiten starke Buch zerfällt in zwei Teile: I. Kämpfe um die nationale Idee. II. Kämpfe um die religiöse Idee. Der erste Abschnitt umfaßt folgende Kapitel: Montesquieu, Burke, Mallet du Pan, Rivarol, Maistre, Renan, Vogué, Taine, Barrès, Bourget, Maurras, Mistral, Bordeaux, Moréas usw. Der zweite Teil Chateaubriand, Ozanam, Le Play, de Mun, Brunetière, Fonsegrive, Lamy, Marc Sangnier und der Sillon, Péguy und sein Kreis, Laienschule und Gottesglaube, die Trennung von Kirche und Staat, Frankreich und Deutschland im Kampfe um die religiöse Idee usw. Das Buch zeugt von intensiver Durchdringung und Verarbeitung der katholischen Literatur. Dem Nichtkatholiken wird ein Material an die Hand gegeben, für das er dankbar sein muß. Vielfältig wird zurzeit in Deutschland von Marc Sangnier und seinem Kreise gesprochen, ohne daß man von ihm und seinem Wirken näheres weiß. Jeder wird es daher begrüßen, daß seiner Person und Tätigkeit in diesem Buch 125 Seiten gewidmet sind. Das Gleiche trifft für Fonsegrive, Lamy, de Mun u. a. zu. Aber die Verteilung der Akzente erscheint für die mit dem Stoff nicht Vertrauten doch irreführend. Ich möchte der Verehrung und Bewunderung des Verfassers für den ideal gesinnten Charakter Marc Sangniers in keiner Weise entgegentreten; aber der Radius seiner Wirkung ist so gering, daß er im öffentlichen Leben Frankreichs überhaupt nicht sichtbar wird. Das bestätigt Hermann Platz auch, indem er am Ende seiner Studie schreibt: „Der auf selbstloser Hingabe und religiöser Opferkraft aufgebaute Idealismus der ersten Zeit (der Sangnierschen Bestrebungen) mußte zerrinnen ... Aber es gelang doch, das Unternehmen bis zum Krieg über Wasser zu halten." Also nicht mehr als gerade über Wasser zu halten? Dann kann er doch keinen tonangebenden Einfluß ausgeübt haben! So rein die christlich-demokratischen Bestrebungen dieses neukatholischen Kulturpolitikers auch sind, so ist doch von grundsätzlicher Bedeutung, daß Sangnier sich nach dem Kriege dem Bloc national angeschlossen und im Kernproblem der Schuldfrage versagt hat, wie Hermann Platz schreibt. In seinem Schlußkapitel lobt Hermann Platz die von Marc Sangnier inspirierten Künstler und Schriftsteller, Maurice Denis, Georges Desvallières, Louis Gillet u. a., die durch Marc Sangnier und seine Sillonbewegung auf eine „höhere Ebene" des Christentums erhoben worden seien. Dem möchte ich widersprechen. Wie gerade die von Platz genannten Katholiken sich lange nach dem Kriege, d. h. im Jahre 1922, über Deutschland geäußert haben,[1]) ist ganz entgegengesetzt der christlichen Gesinnung, die in Frankreich als Einzelner Marc Sangnier und in Deutschland u. a. Hermann Platz, P. Lippert, A. Meister, K. Muth, J. Sauer und Georg Pfeilschiffer dauernd fordern, kurzum alle diejenigen, die 1915 das schöne Buch „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg" zusammenstellten. Damit komme ich zu der Hauptthese des Buches von Hermann Platz, die darin gipfelt, daß wir Deutsche aus der Erstarkung des Katholizismus in Frankreich lernen können, wie ein besiegtes Volk wieder ethische und nationale Substanz gewinnen kann. Ich möchte dieser These mit der größten Entschiedenheit entgegentreten, weil Neukatholizismus und Nationalismus in Frankreich sich gegenseitig durchdrungen haben, identisch geworden sind. Wer aus der geistesgeschichtlichen Darstellung des neueren Frankreichs von Hermann Platz Lehrsätze für Deutschland ableiten will, untergräbt meines Erachtens die Möglichkeiten des deutschen Katholizismus für den ethischen Neuaufbau der deutschen Kultur. Hermann Platz soll nicht etwa glauben, daß ich ihm in der

[1]) Siehe dazu meine Berichte in „Kunst und Künstler" Oktober 1922, „Der Sammler", 1922, Heft 42.

Rüstung des deutschen Kulturkämpfers entgegentrete. Ich widerspreche ihm von einer anderen Plattform aus. Nach der Lektüre seines Buches gewann ich den Eindruck, daß er selbst von der christlichen Gesinnung erfüllt ist, die der Güte, Milde und Sanftmut des Marc Sangnier verwandt ist. In seinem Buch berührt er wohl die Verbindung zwischen Nationalismus und Katholizismus; aber sein Geist ist zu milde, um sie scharf ins Auge fassen zu können. Wäre er rücksichtslos und konsequent, so müßte er die Gefahren dieser Verbindung erkennen und — aussprechen. Es mag recht wunderlich erscheinen, wenn ich als deutscher Protestant diesem deutschen Katholiken sage, ich hätte erwartet, daß der deutsche Katholik vor der gefährlichen und demagogischen Verbindung zwischen Katholizismus und Chauvinismus die Deutschen warnen würde, statt diese Verbindung zu empfehlen. Noch niemals habe ich Gelegenheit genommen, über diese Dinge so deutlich meine Meinung auszusprechen; aber Hermann Platzens Buch zwingt mich dazu.

Außer von Marc Sangnier und seinem engsten Mitarbeiter- und Freundeskreis erfährt man aus den Kreisen des französischen Neukatholizismus nichts Gutes. Im Gegensatz dazu ist der deutsche Katholizismus und die neukatholische Bewegung in Deutschland, abgesehen von den jüngsten Entgleisungen Faulhabers und Pfeilschiffers, die aber durch den französischen Chauvinismus hervorgerufen wurden, durchglüht von tiefem und echtem christlichen Geist. Während des Krieges haben gerade die katholischen Intellektuellen Deutschlands im Gegensatz zu vielen protestantischen Intellektuellen Maß, Würde und Milde bewiesen. Die deutschen Katholiken haben in vorbildlicher Weise eine ideale Verbindung zwischen römisch-katholischer und deutsch-patriotischer Gesinnung erreicht. Es berührt höchst merkwürdig, daß ihnen nun von einem deutschen Katholiken der nationalisierte Katholizismus in Frankreich als Muster und Vorbild entgegengehalten wird, während man erwarten durfte, daß gerade von dieser Seite der französische Katholizismus als abschreckendes Beispiel hingestellt würde; erstens um alle schismatischen Bestrebungen in Deutschland zu unterbinden, zweitens um das tiefere Ethos des deutschen Katholizismus zu betonen, damit das Beispiel Deutschlands mäßigend und veredelnd auf unsere Nachbarn wirke. In dieser Richtung erkenne ich eine wesentliche Aufgabe der katholischen Denker und Dichter Deutschlands. Ich würde es begrüßen, wenn das Buch von Hermann Platz von diesem Gesichtspunkt aus von einem Katholiken betrachtet würde. Platz und seine Glaubensgenossen werden gewiß besser als ich über die steigende, gallikanische Bewegung in Frankreich unterrichtet sein; sie werden wissen, daß das Gewicht ernster katholischer Gesinnungskraft in den deutsch-französischen Grenzgebieten zugunsten Deutschlands entschieden ist; sie werden wissen, daß die Politisierung des Katholizismus in Frankreich seiner Entethisierung gleichkommt.

In seinem Buch behandelt Hermann Platz alle ethischen Bestrebungen außerhalb der katholischen Kreise nur kursorisch. Auch darin sehe ich eine falsche Verteilung der Akzente. Es geht nicht an, die Atheisten — um in der Terminologie von Hermann Platz zu bleiben — in einem Buch, das sich „Geistige Kämpfe in Frankreich" nennt, nur flüchtig zu streifen. Die Atheisten: Romain Rolland, Henri Barbusse, Elie Faure, Florian Parmentier, Alexandre Mercereau, Marcelle Capy, Pierre Jean Jouve, Henri Guilbeaux u. a. haben mehr Gerechtigkeitssinn, Menschlichkeit, Milde und Herzenswärme bewiesen als die große Gemeinschaft der französischen Katholiken. Diese einzelnen haben allerdings keine durchschlagende Wirkung ausgeübt. Es ist interessant, von Henri Guilbeaux zu hören, der im Kriege Rolland am nächsten stand, wie Rolland sich dauernd als zaudernd und zaghaft erwies, sich vor den letzten Konsequenzen seiner Postulate scheute und keineswegs einen apostolischen Mut wie die ersten Jünger Christi bewiesen hat. Henri Barbusse ist in seinem ethischen Vorwärtsschreiten ausgeglitten. Die übrigen haben überhaupt keine Räsonnanz gefunden. Alles das hätte Hermann Platz darstellen müssen. Als Katholik hätte er das Versagen des „atheistischen" Ethos auf den Mangel christlicher Gesinnung zurückführen können und von neuem Gelegenheit gehabt, als Gegenbeispiel den deutschen Katholizismus ehrenvoll hervorzuheben; aber übergehen durfte er diese Bewegung keinesfalls. So wie es vorliegt, ist das Buch von Hermann Platz einseitig. Der Verfasser tritt den Problemen nicht vorurteilslos gegenüber und geht ihnen nicht auf den Grund. Er findet nicht den Mut zu den letzten Konsequenzen.

Das Buch aber zeigt andererseits durch die Fülle neuen Materials, daß wir Frankreich immer noch nicht ganz übersehen. Dahin zu streben, ist notwendig. Frankreich ist unser Nachbar. Als solcher müssen wir das Land dauernd und scharf beobachten, um einerseits zu erkennen, wo und wie sich Verständigungsmöglichkeiten zeigen, andererseits um aufzunehmen, was für unser Volk nützlich werden könnte. Nach der Niederlage von 1871 hieß es in Frankreich: Der deutsche Lehrer hat den Krieg gewonnen. Frankreich studierte und übernahm die deutschen Methoden des höheren und niederen Unterrichts. Wenn Deutschland nach der Niederlage von 1918 mit der grundsätzlichen und vollständigen Ablehnung der französischen Sprache, Literatur und Kunst antworten würde, so wäre das ein Zeichen von Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Damit wird nicht einer Frankreich freundlichen Haltung Deutschlands oder im Besonderen des „Lit. Echo" das Wort geredet. Was das „Lit. Echo" betrifft, so ist ja bekannt genug, daß unsere Zeitschrift eine Anthologie von Stimmungen und Tatsachen ist. Unsere Auslandsbriefe tragen rein informatorischen Charakter.

das Material, das sie enthalten, soll die Kenntnisse über die betreffenden Länder vertiefen und erweitern. Dadurch dienen sie nicht den fremden Ländern, sondern Deutschland.

Der Entdecker Amerikas

Von Albert Ludwig (Berlin-Lichtenberg)

Nicht von Kolumbus soll hier die Rede sein — dessen Fahrten verdankt das gesamte Abendland die Kenntnis von der geographischen Tatsache Amerika, und mit der hat es ein paar hundert Jahre lang, für Deutschland wenigstens, sein Bewenden gehabt. Dies ferne Land jenseits des Ozeans war für Robinsonaden eine geeignete Gegend; da lebten die Wilden, die von Europas übertünchter Höflichkeit nichts wußten, dafür aber die besseren Menschen waren, wie Seumes Kanadier oder Kotzebues Indianerin Gurli. Das Nirgendwo der Utopien ließ sich hier ansiedeln: darum sandte in den „Wanderjahren" Goethe seine Auswanderer nach Amerika; im übrigen war es, seitdem der Menschenhandel deutscher Fürsten in Schubarts „Kaplied" und Schillers „Kabale und Liebe" seinen zornig anklagenden Widerhall gefunden hatte, ein wenig das „Land, aus des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt" — abgesehen natürlich von dem reichen Onkel oder Vetter, den das Familienstück so gern brauchte. Als dann Irving und Cooper in Deutschland beliebte Modeschriftsteller wurden, trat zur räumlichen Ferne noch der Schimmer der Romantik: ach ja! der Letzte der Mohikaner, Urwald und unendliche, nie befahrene Seen und Ströme, Abenteuer auf Jagd- und Kriegspfad! Davon ließ sich gut lesen, zu mehr als gefühlsmäßiger Teilnahme war kein Anlaß.

Inzwischen wurde aber drüben ein neuer Staat, ein neues Volk. Die puritanischen Neuenglandstaaten, die den Kampf gegen das britische Mutterland geführt hatten, reckten sich gewaltig, griffen nach Westen hin ins Tal des Missouri-Mississippi, über den Strom hinaus gegen die Felsengebirge, nach Süden gegen Mexiko. Eine ungeheure Besiedlungstat, an der neue europäische Auswanderer reichlichen Anteil hatten, die durch die Beteiligung verschiedener Völker, die Begegnung mit französischen Ansiedlern und Kreolen, die Gegensätze zwischen den demokratischen Farmern des Nordens und den aristokratischen Plantagenbesitzern des Südens ganz neue Probleme stellte. Aus der geographischen Tatsache Amerika war allmählich der Schauplatz eines ungeheuren biologisch-politischen Vorgangs geworden; mochte dieser und jener Reisende der gelehrten Welt davon berichtet haben, der großen Menge der deutschen Leser lüfteten den Schleier, hinter dem dies Schauspiel vor sich ging, die Romane eines neuen großen Unbekannten, der sich später Charles Sealsfield nannte. Erst als er 1864 zu Solothurn in der Schweiz gestorben war, erfuhren die Deutschen, daß der Mann mit dem fremden Namen ihr Landsmann, der Deutschmähre Karl Postl, gewesen war.

Ein Amerikaner deutschen Blutes hat ihm ein Buch [1]) gewidmet, wie es wohl bei uns augenblicklich nicht mehr geschrieben werden kann. Er faßt ihn als den Geschichtschreiber des Heroenzeitalters der großen Kolonisation, als den Mann, dem es viel weniger auf seine Geschichten ankam, als auf die Erfassung der wirkenden völkischen und politischen Kräfte, die am neuen Amerika mitschufen. Das ist natürlich nicht der ganze Sealsfield; aber es ging dem Verfasser auch nicht um den Künstler, sondern den künstlerisch schauenden Politiker und Ethnologen, den Wahlbürger der United States, der leidenschaftlich teilnahm an der Gegenwart und Zukunft der neuen Heimat. Freilich, einen entscheidenden Zug der Größe des Mannes läßt die Untersuchung klar hervortreten. Diesem entflohenen Bruder der prager Kreuzherren, der sein Leben der Gottesgelehrtheit hätte widmen sollen, war die Gabe geworden, Wirklichkeiten im Leben der Völker zu sehen; Hunderttausende hatten an der Besiedelung des Westens gearbeitet und waren nur einem dunklen Drange zum Nächsten gefolgt: er erkannte, was vorging und worauf es ankam, und damit wurde der Romanschriftsteller zum Historiker, und zwar nicht zum rückwärts, sondern zum vorwärts gewandten Propheten. Seine Stimme hat in den dreißiger und vierziger Jahren mächtig durch deutsche Gaue gehallt, hat das neue Land der Demokratie verkündet und hat genug willige Ohren gefunden. So wurde Sealsfield aus dem Schilderer zu einem der Mithelfer am Baue der amerikanischen Demokratie — das Denkmal, das ihm einer ihrer Söhne errichtet, hat er reichlich verdient.

Im Vorwort ist davon die Rede, daß ein angeblich neues Erwachen der Teilnahme für Sealsfield, den „Propheten deutscher Demokratie", bei uns zweifellos der politischen Umwälzung ebenso zu verdanken wie das Schwinden seines Ruhms auf den Fehlschlag von 1848 zurückzuführen sei. Zu dem letzten Umstand hat freilich mindestens gleich viel beigetragen, daß nicht jeder die neue Welt mit Sealsfields Augen sah: 1833 kehrte Lenau schwer enttäuscht heim (das literarische Denkmal wurde Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde"); seit Mitte der Vierziger las man in Dickens „Martin Chuzzlewit" die gar nicht begeisterten Schilderungen von Bruder Jonathan und seinem Lande. Ferner wurde Sealsfield in den Hintergrund gedrängt durch Nachfolger wie Gerstäcker und Ruppius, die ihm als Dichter zwar nicht das Wasser reichten, dafür aber weniger Ansprüche stellten und ihre Geschichten spannender erzählten. Andererseits haben die Ereignisse des Jahres 1918 in der Wieder-

[1]) Charles Sealsfield. Ethnic Elements and National Problems in his Works. Von B. A. Uhlendorff. (Reprinted from „Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois".) Chicago 1920/21. Bd. 20/21. 242 S.

belebung wirklich nicht Epoche gemacht: sowie Sealsfields Werke frei wurden, erschienen einige der hauptsächlichsten bei Reclam, Meyer, Hendel; er war in der „Bibliothek der Romane" des Inselverlags vertreten, in Schaffsteins und den wiesbadener Volksbüchern und wo sonst noch — wirklich, das alte Deutschland hat es nicht an sich fehlen lassen.

Ob freilich der Erfolg diesen Bemühungen entsprochen hat, ist eine andere Frage. Die Literaturgeschichte, und zwar die von drei Generationen ist Sealsfield stets sehr günstig gewesen; sie hat seine dichterischen Eigenschaften, die lebendige Fülle seiner Gestalten, die eindringliche Kraft ihrer Charakteristik nicht so sehr als Einzelwesen, sondern als Erscheinungen eines bestimmten Volkstums, die leuchtenden Farben seiner Schilderungen nie verkannt und die Schwächen, eine schier babylonische Sprachenmischung, eine trotz anscheinend überhitzten Tempos in Wirklichkeit fortschleichende und dabei alles andere als klare Erzählungsart, endlich eine merkwürdige Neigung zur Sentimentalität durchaus zurücktreten lassen. Seine geschichtliche Stellung ist ihm also bei uns stets gesichert gewesen — ich fürchte, dabei wird es bleiben, und finde eine Bestätigung in einem neuen Versuch, ihm Leser zu gewinnen. Franz Werner Schmidt gibt in neuer „Fassung" und sehr hübscher Ausstattung als Roman von Karl Postl (Sealsfield) ein Buch heraus, das „Der Hexenkessel"[2]) heißt, und unwillkürlich seufzt man: „Armer Sealsfield, wie hast du dich verändert!"

Hinter dem „Hexenkessel" steckt nämlich „Süden und Norden", aber aus den drei Bänden der Urausgabe von 1842 mit zusammen 1190 Seiten ist ein Buch von 168 Seiten geworden. Da hat natürlich der Rotstift schonungslos gewütet und hat gerade von dem einen guten Teil vertilgt, was das eigentlich Sealsfieldsche ist, von der tropischen Fülle der Einzelheiten, die zum Wunderlande Mexiko gehört. Der Auszug wirkt kahl und macht nicht einmal den Zusammenhang klarer; man muß schon zum Original greifen, wenn man wissen will, was einst den Dichter berühmt machte. Gewiß, dazu muß man sich Zeit nehmen, nicht um der Geschichte willen lesen; dafür umfängt einen aber auch immer mehr ein exotischer Zauber. Und merkwürdig: zu dem paßt auch manches, was zuerst ermüden wollte, Wiederholungen und Abschweifungen, selbst der Sprachenwirrwarr. „Glory to God and his son!" klingt es von den Lippen eines Kentuckiers zweimal von einer Felsenhöhe in die Nacht herunter, der Ruf wird einige Seiten weiter abermals doppelt wiederholt, am Ende des Kapitels stimmt der Erzähler ein, und zweifaches Echo erklingt — das Kreuz des Südens strahlt am Himmel — das mag unwahrscheinlich sein, ist aber Poesie. Der Bearbeiter ersetzt die englischen Worte durch deutsche und verändert dabei mehrmals willkürlich den Wortlaut: vielleicht ist's so wahrscheinlicher, aber der Eindruck ist hin.

[2]) Berlin, Leipzig, Wien, Bern, Verlag Schneider. 168 S.

Nein: Sealsfield soll man lassen, wie er ist. Er hat den Deutschen Amerika neu entdeckt; gerade darum darf er verlangen, daß wenn wir überhaupt zu ihm kommen, wir auch mit seinen Augen sehen. Und das verlohnt sich immer noch.

Übersetzungen englischer Lyrik

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Shelley! „Ah, dieser kristallhelle Name und seine Dichtung ebenfalls aus Kristall". Fraglich, ob sie, außer von dem immer aparten George Moore, von vielen oder gar von den Vielen in England so empfunden und gewertet wird. Sicherlich nicht in Deutschland. Denn ihr ätherischer Höhenflug ist metaphysisch stark beschwert und ihr Verständnis dadurch häufig erschwert. Nicht zuletzt aus diesem Grunde wurde ihr bei uns, was die Engländer schier unbegreiflich dünkt, von der konkreteren, erdhafteren, wohl auch blutvolleren Verskunst Lord Byrons der Rang abgelaufen. Shelley hatte von jeher hierzulande nur vereinzelte Liebhaber, Byron, durch Goethe auf den Schild gehoben, früh eine Gemeinde. Die blendendere Persönlichkeit mag mitgesiegt haben. Freilich, Shelley hatte nie das Glück, einen solchen Weltmarschall seines Ruhmes und einen ebenbürtigen Dolmetsch seiner Gedichte wie Gildemeister zu finden, wenn auch bewährte Kräfte wie Adolf Strodtmann, Gisberte Freiligrath und jüngstens Helene Richter sich voll Eifer für ihn eingesetzt haben.

Nun legt Alfred Wolfenstein Dichtungen von Shelley in neuer Übertragung[1]) vor. Durch eigene Lyrik legitimiert, wagt er sich an diese Dichtungen heran, „die nach Shakespeare die schönsten Werke der englischen Sprache sind". Soweit ich Wolfensteins Produktion kenne, habe ich sie als vehement und turbulent in der Erinnerung. Kampf und Krampf ist darin. Er steht mit seiner aufrührerischen Gebärde wohl den Aktivisten nahe. Am liebsten möchte er den Ossa auf den Pelion wälzen. Zugegeben, daß auch bei dem rebellischen Schwärmer Shelley die Empörung als Grundakkord anklingt; aber sie ist immer bei ihm musikalisch abgestimmt. War er ein Sänger und ein Kämpfer, so ist bei ihm der Kampf doch durch Melodie geadelt, die Auflehnung durch Wohllaut beschwichtigt. Nicht umsonst hat ihn jemand den Chopin der englischen Sprache genannt; so mit Melos getränkt, tönt sie bei ihm. Shelley hält es mit dem Penthesilea-Vers: „Verflucht das Herz, das sich nicht mäßigen kann"; Wolfenstein würde ausrufen: Verflucht das Herz, das sich noch mäßigen kann! Hier scheint mir die fundamentale Wesensverschiedenheit des englischen Dichters und seines deutschen Nachdichters zu klaffen. Dem einen gab der Lieder süßen Mund Apoll; der andere braucht Dissonanzen, wenn er sich äußern will.

Nach diesem grundsätzlichen Vorbehalt soll Wolfensteins Verfahren im einzelnen durchleuchtet werden. Als Beispiel diene „To a Skylark" — „Die Lerche". In der Ursprache hat diese beschwingte Ode einundzwanzig fünfzeilige Strophen, im ganzen also hundertfünf Zeilen; in der deutschen Übersetzung wer-

[1]) Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin 1922.

den daraus fünfzehn vierzeilige Strophen, im ganzen also sechzig Zeilen. Wie ist das möglich? Hat einer plötzlich die größere Prägnanz des Deutschen entdeckt? Oder genügt es, die Essenz eines Gedichts in schlagender Form zu geben? Läge das Zahlenverhältnis umgekehrt: wenn also sechzig englischen Zeilen deren hundertfünf im Deutschen entsprächen, so hätte man die Gewähr, daß vom Inhalt des Originals nichts verloren gegangen wäre, wiewohl eine solche Verbreiterung gewiß kein Ideal darstellt. Aber bei so radikaler Kürzung, noch dazu in der silbenreicheren Sprache, kann von dem urspünglichen Gebilde kaum mehr als Haut und Knochen übrig bleiben. Ist das zu viel gesagt? Man urteile selbst nach der ersten Strophe:

Hail to thee, blithe spirit! Bird thou never wert, That from heaven or near it Pourest thy full heart In profuse strains of unpremeditated art.	Heil dir, Geist der Lieder! Vogel bist du nicht, Der vom Himmel nieder Wirft sein tönend Licht.

Nur die gesperrt gedruckten Worte sind wiedergegeben, mehr als die Hälfte durch die Lappen gegangen. Die letzte Zeile ist überdies bloße Paraphrase, von der leidigen Reimnot geboren — vielleicht sogar Phrase: aus dem Vogel, der sein volles Herz in verschwenderischen Weisen einer Stegreifkunst ausgießt, wird etwas ganz anderes.

Noch eine Strophe des gleichen Gedichts mag den Prokrustes an der Arbeit zeigen:

We look before and after And pine for what is not: Our sincerest laughter With some pain is fraught; Our sweetest songs are those That tell of saddest thought.	Doch wie zähe schielt Unser freistes Lachen, Schnell den Traum verspielt Tägliches Erwachen.

Hier sind nur drei Worte festgehalten. Wie schön und ungekünstelt bei Shelley: „Unser frankstes Lachen ist noch schmerzbefrachtet!" Was soll man sich dagegen unter einem freien Lachen vorstellen, das zähe schielt? Lediglich eine doppelte Katachrese. Ist es ferner gestattet, ein Bekenntnis wie: „Unser süßestes Lied kommt aus wehster Brust" (wörtlich heißt es noch ein bißchen anders) glatt zu unterschlagen oder etwas völlig Fremdes dafür zu supponieren? Ich weiß, ich weiß: der fatale Reimzwang. Aber muß denn durchaus gereimt werden, wenn auf diese Weise nur etwas Ungereimtes entsteht? Hat dann Flint, der moderne theoretische Ketzer oder Schwätzer, nicht recht, wenn er behauptet, es sei gänzlich verfehlt, fremde Gedichte anders als in Prosa wiederzugeben?

Was hier an einem Gedicht nachgewiesen wurde, trifft auf sämtliche zu. Stets wird ein Extrakt geboten; das also gestutzte Original erfährt im einzelnen dann noch willkürliche Übergriffe. Was würde man von einem Musiker denken, der — nehmen wir ein bestimmtes Beispiel: Chopins Prelude in Des-dur für die Geige bearbeitet derart, daß er es in eine andere Tonart überträgt, den Mittelsatz in E-dur, weil für die Violine ungeeignet, fallen läßt und auch sonst sich eigenmächtige Änderungen erlaubt! Das ist ungefähr Wolfensteins Rezept. Hat man es mit Entschiedenheit abgelehnt, so bleibt anzuerkennen, daß der Nach- oder Umdichter kein Un-Dichter ist. Er gibt vielfach nicht Shelley, sondern Wolfenstein; aber er hat wenigstens etwas zu geben.

Bei Karl Arns scheint dies keineswegs festzustehen. So dankenswert das Unterfangen ist, „Britanniens neue Dichtung" [1]) in ihren Hauptvertretern zu spiegeln, so grotesk mutet es an, wenn gleich sechsundsechzig nach Rasse, Rang, Alter, Temperament verschiedene Poeten in der Übertragung eines einzigen Mittlers aufmarschieren. Kein prosodischer Fregoli vermöchte diese schlechterdings unlösbare Aufgabe zu bewältigen. Auch auf der Leier des Nachdichters ist die Saitenzahl beschränkt, und wenn er sich zutraut, jedem Naturell und jeder Gattung gerecht zu werden, läuft er Gefahr, stets die gleiche Leier vernehmen zu lassen. Wer etwa für die geharnischte Aktualitätslyrik eines Siegfried Sassoon den adäquaten Ausdruck findet, dem kann die landschaftliche Mystik eines Yeats nicht gleichermaßen zu Gebote stehen. Eines schickt sich nicht für alle, und alle schicken sich nicht für einen. Unter den mehr als hundert verdeutschten Gedichten wird schwerlich eines aufzutreiben sein, das absolut als Dichtung in Anspruch genommen werden dürfte. Fleiß, Hingabe, Gewandtheit mögen bei Karl Arns vorhanden sein, doch mit bloßer Routine ist es nicht getan.

Paul Selver hat zu dem armselig ausgestatteten Bändchen die Einleitung beigesteuert. Er bemüht sich darin, Ordnung in das Namengewirre zu bringen, die Fülle der Erscheinungen zu sichten, mehrere Poetengruppen hervorzuheben. Als Ausgangspunkt der neueren englischen Lyrik gilt ihm die im Jahre 1912 veröffentlichte, von Rupert Brooke angeregte (alas, poor Rupert!) Anthologie „Georgian Poetry". Ursprünglich nur chronologisch aufzufassen, erhielt sie erst in den späteren Jahrgängen ein eigenes Gesicht, als Männer wie der rührige J. C. Squire und seine Trabanten Shanks und Turner auftauchten. Doch will Selver bei diesen schon „alle Merkmale von Epigonen" entdecken. Schroff gegenüber stehen dieser Gruppe die sogenannten Imagists mit dem Amerikaner Ezra Pound an der Spitze. Bezeichnend ist seine Vorliebe für komplizierte romanische Versformen, die indes später durch die Verbannung von „Reim und Rhythmus" abgelöst wurde. (In Parenthese: es gibt keine Poesie, nicht einmal Prosa, ohne Rhythmus; das Lallen der Dadaisten ist weder Poesie noch Prosa, vielmehr nur die Rückkehr zu atavistischen Ausdrucksformen.) Das Ferment der ganzen Bewegung ging von der Sammlung „Wheels" seit 1916 aus. Hier sind es besonders die Sitwells, Schwester Edith nebst den Brüdern Osbert und Sacheverell, die mit jugendlichem Übermut gegen Petrefaktes und Cliquentum anrennen. Ihre Satire, mit Recht auf das log-rolling, die gegenseitige Beweihräucherung, zielend (andere Länder sind von diesem holden Unfug auch nicht frei), spitzt sich bis zu schärfsten persönlichen Angriffen in der Art Byrons zu. Von den Sitwells darf man, wenn sie erst einmal gründlich aufgeräumt haben, noch Positives erwarten. Als Seitenschößling wäre noch die Oxford Poetry mit Aldous Huxley, den Selver als einen der verdienstvollsten Schriftsteller der jüngsten Generation anspricht, zu nennen.

Der Auffager hat mit guter Sachkenntnis und unleugbarem Geschick seines Amtes gewaltet, wofür ihm der Dank aller gebührt, welche die letzte Phase der britischen Lyrik nur aus den spärlichen Proben in Zeitschriften kennen.

[1]) Verlag von August Greve, Münster i. W. 1923.

Aus dem alten und dem neuen Räterußland

Von Arthur Luther (Leipzig)

Sowjet-Rußland im Umbau. Von Fritz Schotthöfer. Frankfurt a. M. 1922, Frankfurter Societätsdruckerei, Abt. Buchverlag. 195 S.

Unter der Gewalt des Hungers. Vom neuen Werden in Rußland. Von August Heinrich Kober. Jena 1922, Eugen Diederichs. 110 S.

Stromab die Hungerwolga. Von Arthur Holitscher Berlin 1922, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten 75 S.

Durch die russische Revolution 1917—1918. Von Von Albert Rhys Williams. Ebenda. 257 S.

Ja, man kann wirklich schon von einem alten und von einem neuen Räterußland reden. Denn die heutige „russische sozialistische föderative Sowjetrepublik" hat nicht mehr viel Ähnlichkeit mit dem Gebilde, das im Herbst 1917 auf den Trümmern des alten Zarenstaates entstand. Das kommunistische Paradies, von dem die einen schwärmten, ist dahin — ebenso wie die Hölle, von der uns die anderen berichteten. Statt dessen sehen wir Tausende eifrig bemüht, aus den Trümmern herauszuholen, was irgend noch Wert hat, und mit unsäglicher Anstrengung ein neues Gebäude zu errichten, in dem sich's halbwegs behaglich wohnen läßt. Und zu diesem Bau wird so viel altes Material verwendet, daß man wirklich nicht mehr vom kommunistischen Staat reden kann. Zwar die ihn lenken, nennen sich immer noch Kommunisten, bezeichnen ihre neue Wirtschaftspolitik schamhaft als „Staatskapitalismus"; trotzdem aber gewinnt Rußland immer mehr sein altes Aussehn wieder; es sind andere Personen am Ruder als einst, aber sie haben es bereits meisterhaft verstanden, sich sämtliche Allüren ihrer Vorgänger anzueignen.

Das alles scharf beobachtet und lebhaft und wahr geschildert zu haben, ist das Verdienst Fritz Schotthöfers. Sein Buch ist fast das erste, das sich ganz nüchtern auf den Boden der Tatsachen stellt und das Rußland von heute so schildert, wie es ist. Wenn er sagt, daß die Russen „die Diktatur einer führenden Minderheit nicht entbehren können," so ist damit klar ausgesprochen, was es mit dem russischen Kommunismus für eine Bewandtnis hat. Aber Kommunismus oder nicht — das heutige Rußland ist eine Tatsache, mit der die Welt rechnen muß. „Es gilt nicht, Beweise für oder gegen die Möglichkeit der Verwirklichung des kommunistischen Ideals zu suchen, sondern Rußland zu sehen, das ganze Rußland und nicht bloß das Sowjetregime, das dort errichtet wurde. Politik ist stete Bewegung." Diesen Standpunkt wahrt Schotthöfer durch sein ganzes Buch und darin liegt dessen Wert und Bedeutung. Er hat sich von den Sowjetleuten kein X für ein U vormachen lassen und seine Augen überall gehabt; wenn er dieses und jenes vielleicht doch nicht ganz richtig gesehen, so ist der Grund der, daß er Rußland vor dem Kriege kaum gekannt hat. Um so mehr wundert und freut man sich, wie richtig im allgemeinen seine Urteile und wie scharf seine Beobachtungen sind. Er ist der erste deutsche Schriftsteller, der uns das werdende Rußland von heute schildert; die vor ihm dort waren, sahen entweder nur das untergehende Rußland von einst oder hielten die bolschewistischen Luftschlösser für wirklich solide Bauwerke. Schotthöfer sieht, wie sich aus Altem und Neuem etwas gestalten will, das weder dem einen noch dem anderen landläufigen Bilde gleicht, sondern seine eigenen Züge trägt.

Mit dem werdenden Rußland beschäftigt sich auch A. H. Kober; es sind aber nicht, wie bei Schotthöfer, die politischen und wirtschaftlichen Fragen, die ihn interessieren; ihm ist es um die russische Seele zu tun; er zeigt das neue Geschlecht, das dort im Osten in der furchtbaren Schule des Hungers und der Not emporwächst. Schotthöfer sagt: „Durch die gewaltsamen Umwälzungen im Staatswesen ändert sich in der Tat nur Äußerliches, das allerdings beseitigt werden muß, um auch der Strukturveränderung die Freiheit und die Lebensluft zuzuführen. Das Niveau der politischen Kultur eines Landes hebt sich nicht in Eruptionen, sondern nur in langsamerem, organischem Wachstum." Diesem Wachstum sucht Kober nachzuspüren; er fragt nicht nach den Dingen, sondern nur nach den Menschen, und er sucht und findet die Menschen überall. So wird sein Buch zu einer notwendigen, unentbehrlichen Ergänzung des Schotthöferschen. Es ist bewundernswert, wie tief Kober in die russische Seele geschaut hat, wie gut er gewußt hat, wo er seine Menschen suchen mußte. Er gibt keine äußerlich grausigen Bilder des Hungerelends, sondern er zeigt, wie Hunger und Not die ganze Gedanken- und Gefühlswelt des Menschen umgestalten, er zeigt, wie der Mensch werden muß, der in einer solchen Welt aufwächst. Und dabei geht er nicht vom Menschen überhaupt, sondern vom konkreten russischen Menschen aus. Wenn er von der Zukunft dieser neu emporwachsenden russischen Menschheit redet, betont er vor allem zwei Dinge: erstens die ungeheure Bedeutung, die für diese neuen Menschen die Erde, der Boden haben wird, und zweitens die harte Arbeitskraft des neuen Geschlechts; mehr als je vorher werden die Russen der Zukunft ein Bauernvolk sein, das fest an seiner Scholle klebt; aber diese Bauern werden keine gefühlvollen Träumer mehr sein, sondern Menschen der Arbeit, „amerikanischer als die Amerikaner". Es ist auffallend, wie nah sich Kober hier mit Maxim Gorki berührt, der in seiner kürzlich auch deutsch erschienenen kleinen Schrift „Über den russischen Bauern" ganz ähnliche Prognosen stellt.

Über die Schriften von Arthur Holitscher und A. R. Williams ist nicht viel zu sagen. Beides sind ausgesprochene Parteischriften. Holitscher hat die Reise in das Hungergebiet als Mitglied einer kommunistischen Delegation gemacht, sieht die Dinge also durch die Parteibrille und wittert in allen nichtkommunistischen Hilfsunternehmungen Konterrevolution und „Schrittmacher des Weltkapitalismus." Was seiner Schrift Wert verleiht, sind erstens die Schilderungen des Elends, das er auf seiner Fahrt gesehen hat, und eine Anzahl gelegentlicher Äußerungen, in denen der begeisterte Sowjetapostel mit sich selbst in Widerspruch gerät. So wenn er etwa sagt: „Oft wünschten wir, die Fähigkeit des Russen zur Politik, zur Begeisterung für die Zukunftsziele der Revolution möchte sich mit der Fähigkeit, Staat und Wirtschaft zu organisieren, paaren!" Da ist in einem Satz das ganze russische Problem aufgerollt

Das Buch des Amerikaners Williams ist eine Epo- öe der Revolution, die statt 1922 schon 1918 hätte rscheinen müssen. Heute wissen wir besser Bescheid. Bertvoll sind die Illustrationen und die zahlreichen Biedergaben revolutionärer Aufrufe und Plakate.

Neuere politische Literatur Chinas

Von Gerhard Menz (Leipzig)

Daß China auch in seinem literarischen Leben heute durchaus vom Ruhm vergangener Tage zehrt, ist bekannt. Die geistige Erstarrung, die ls Kennzeichen Chinas überhaupt gilt, hat ja in erster Linie die Denker und Dichter befallen. Produktive Geister fehlen seit Jahrzehnten, ja Jahrhunderten o gut wie ganz. Es gibt immer wieder nur Gelehrte, ie an der Überlieferung weiterarbeiten, ohne sie ber im eigentlichen Sinne zu vermehren. Nur auf inem Gebiet hot sich in letzter Zeit wenigstens in be- cheidenem Umfang ein neuer Aufschwung bemerken assen. Der Zusammenstoß mit der westlichen Kultur, ie notwendige Auseinandersetzung mit den seit dem Opiumkrieg immer gewaltsamer und in ständig zu- ehmendem Umfang in das Reich der Mitte ein- ringenden fremden Gedanken und Einflüssen hat as Chinesentum gerade in seinen besten Vertretern oach gerüttelt. Wo die eigene Kultur bedroht er- cheint und zum Entscheidungskampf um ihre Daseins- erechtigung und ihre Zukunft gezwungen wird, rafft nan sich auch zur Verteidigung in Wort und Schrift uf. Das gibt Anlaß zu einem neuen Literaturleben. Bas in diesem Zusammenhang in China in den etzten Jahrzehnten vor die Öffentlichkeit getreten st, war nicht sonderlich viel, kann sich aber immerhin ehen lassen. Man darf an diesen Erscheinungen jeden- alls nicht vorübergehen, wenn man sich ein Bild von em chinesischen Geistesleben überhaupt machen will.

Diese neuere politische Literatur Chinas verdankt hre Entstehung in erster Linie dem Eindruck, den die lieberlage gegen Japan 1894/95 gerade auf die aterlandsliebendsten unter den gebildeten Chinesen nachte. Noch tiefer wurden diese Kreise in den Jah- en darauf durch das Vordringen der Großmächte auf hinesischem Boden erregt, das in den verschiedensten Pachtungen zum Ausdruck kam und die Gefahr einer Aufteilung Chinas auftauchen ließ. Erste Anfänge eichen allerdings noch weiter zurück; doch waren sie ange ohne greifbaren Erfolg geblieben. Der Um- chwung in der Stimmung der Literaten kam am esten in dem gewaltigen Aufschwung zum Ausdruck, en die protestantische Literaturgesellschaft, eine Ver- inigung aus Missionskreisen, zu der auch der be- annte, später in Tsingtau verstorbene Dr. Faber ge- hörte, seit 1894 beim Vertrieb ihrer Erzeugnisse er- ebte. Das Studium ihrer Schriften blieb bei den ge- bildeten Chinesen nicht ohne Wirkung. Nach und nach vurde auch der Einfluß der Chinesen bemerkbar, die uf fremden Schulen, sei es in China selbst, sei es in Japan, Amerika oder Europa, eine moderne Bildung erworben hatten. Ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Freilich haben gerade sie fast durchweg für eine Er- neuerung der eigentlichen chinesischen Literatur herz- ich wenig geleistet. Soweit sie sich in ihrer Mutter- sprache schriftstellerisch betätigen, geschieht es in journalistischer Weise in den zahlreichen Tages- zeitungen und Zeitschriften, die auch das neue China aufzuweisen hat. Dort bedient man sich aber nicht des klassischen oder wenigstens eines besonders vor- nehmen Stils, der Vorbedingung für die Einreihung eines Schriftwerks unter die eigentliche Literatur ist. So hervorragende Leistungen sich also darunter auch finden, sie fallen nicht ins Gewicht und zählen nicht mit. In der Hauptsache bedienen sich die modernen Akademiker Chinas aber überhaupt nicht ihrer eige- nen, sondern der englischen Sprache, einige wenige wohl auch der französischen oder gar der deutschen. Darin liegt eine große Gefahr für die Zukunft der chinesischen Literatur im wahren Sinne des Wortes. Gerade auf dem Gebiet, wo das geistige Leben am regsten ist und am meisten Anregungen erfährt, droht die chinesische Sprache abzusterben und das junge China sich fremder Idiome bedienen zu wollen.

Die moderne chinesische Literatur hat infolge- dessen im Grunde nur drei Namen von Klang aufzu- weisen: Tschangtschitung, Kangyuwei, Liang- kitschao. Die ersten beiden traten bereits nach dem chinesisch-japanischen Krieg hervor, nachdem Kang- yuwei schon Ende der achtziger Jahre seine ersten Denkschriften verfaßt hatte. Beide gehörten einer Reformgesellschaft an, die sich unter den Mitgliedern der Hanlin-Akademie, der Elite der geistigen Ober- schicht Chinas, gebildet hatte und mit der schon ge- nannten protestantischen Literaturgesellschaft Füh- lung unterhielt. Tschangtschitung, der als höherer Beamter auch praktisch großen Einfluß ausübte, ließ 1898 eine Sammlung von belehrenden Vorträgen, die er seinen Untergebenen gehalten hatte, im Druck erscheinen. Das unter dem Titel „Lernt" bekannt gewordene Buch hat in China ungeheuren Eindruck gemacht und einen beispiellosen Erfolg errungen. Man darf sagen, daß es in der Hand jedes Chinesen ist, der sich zu den Gebildeten gezählt wissen will. Im Jahre 1901 ist in London unter dem Titel „Chinas only hope" eine gekürzte Übersetzung er- schienen. Eine französische findet sich in den „Variétés Sinologiques" Nr. 26. Eine knappe deutsche Inhalts- angabe bietet die „Chinesische Geschichte" von Hein- rich Hermann (Verlag Gundert, Stuttgart 1912). Was China nach Tschangs Ansicht zu lernen hatte, ist, 1. daß es eine Schande ist, sich von Japan über- flügeln zu lassen, 2. daß es sich hüten muß, dem Schick- sal Indiens, Birmas, Annams, Koreas, Ägyptens, Polens zu verfallen, 3. daß nur eine weitgehende Re- formation ihm helfen kann. Für die Reformen ist nur das Wesentliche aus den fremden Kulturen zum Vor- bild zu nehmen, übertriebener Radikalismus aber zu vermeiden; die alten Grundlagen der einheimischen Kultur sind damit vereinbar und müssen erhalten werden. Im einzelnen weist er auf das Schulwesen, die Rüstungspolitik, den Kampf gegen das Opium u. a. m. hin. Im formvollendeten klassischen Stil verfaßt, wird das Werk zweifellos seinen Platz in der Literaturgeschichte Chinas behaupten, wie es auch in der politischen und kulturellen Entwicklung seine Stellung hat.

Kangyuwei ist als der geistige Vater der „Reformen der hundert Tage" bekannt geworden, durch die der unglückliche Kaiser Kwanghsü 1898 sein Reich über Nacht modernisieren wollte. Das

Unternehmen ist damals fehlgeschlagen, und Kangyuwei hat sich nur mit Mühe den Verfolgungen der Reaktion entziehen können. Er mußte lange Jahre in der Verbannung leben. Erst nach der Revolution kehrte er nach China zurück, ohne aber doch wieder zu nennenswertem Einfluß gelangen zu können. Die Zeit war über ihn hinausgeschritten. In der Monarchiebewegung Yuanschikais während des Weltkrieges und in den Auseinandersetzungen über die Frage, ob China mit in den Krieg gegen Deutschland treten solle, wurde Kang erneut genannt; namentlich bei der letzteren Gelegenheit hat er zugunsten Deutschlands eingegriffen und China vor Abenteuern gewarnt, ohne aber gehört zu werden. Sein literarischer Ruhm ist nicht ausgesprochen mit einem einzelnen bestimmten Werk verknüpft. Er ist der Verfasser zahlreicher Denkschriften und Essays. Insbesondere hat er sich auch mit der Geschichte des Konfuzianismus und mit den Grundlagen der klassischen Philosophie Chinas beschäftigt, vornehmlich in dem Bestreben, deren Lehren mit den Bedürfnissen und Anschauungen der Jetztzeit in Einklang zu bringen und eine Verankerung der von ihm mit aller Kraft betriebenen Reformen in der überlieferten Kultur zu ermöglichen. Sein Ruf als Meister des klassischen Stils ist noch größer als der Tschangtschitungs. Der jüngeren Generation der chinesischen Literaten war er lange das Muster und Vorbild, bis er von seinem Schüler Liangkitschao, der namentlich seit der Revolution der gefeiertste Literat Chinas war, an Einfluß überflügelt wurde.

Liangkitschao ist der jüngste in dem Dreigestirn. Auch er ist politisch schon 1898 hervorgetreten und hat nach dem Fehlschlag des Reformversuchs ebenfalls aus China fliehen müssen. In Japan gab er dann seit 1902 die Zeitschrift „Sing Ming Dsung Pao“ heraus. Darin erschienen seine glanzvollen, das junge China in den tiefsten Tiefen aufrüttelnden Aufsätze über „Die Seele Chinas“ und aus dem „Haus zum kühlen, erfrischenden Trank“. Aus der Geschichte der Philosophie holte er sich die Waffen und das geistige Rüstzeug, und in künstlerisch vollendeter Sprache redete er seinem Volk ins Gewissen. Proben in deutscher Übersetzung gibt Voskamp, der prächtige Leiter der berliner Mission in Tsingtau, in seiner Aufsatzsammlung „Das alte und das neue China“, Berlin 1914, Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft. Auch aus zahlreichen Aufsätzen in den englischen Tageszeitungen Chinas konnte man Liang kennen lernen. Er ist u. a. der Schöpfer des Ausdrucks „Ko-Ming“, der in Anlehnung an den Yi-King, eins der fünf klassischen Bücher Chinas, Wandlung im Sinne sowohl von Umsturz wie von Reform bedeutet und der revolutionären Bewegung Chinas den Namen gegeben hat. Berühmt geworden ist Liang dann vor allem auch durch seine Gegnerschaft gegen die Monarchiebewegung Yuanschikais, der vergebens versucht hatte, diese beste Feder Chinas für sich zu gewinnen. Endlich ist Liang dann auch der Vorkämpfer für den Eintritt Chinas in den Krieg gegen Deutschland gewesen. Seitdem aber hat er an Einfluß verloren.

Die Revolution ist für die literarische Entwicklung Chinas nicht von Vorteil gewesen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die junge Generation sich viel lieber fremder Sprachen bedient, vor allem der englischen, und daß in chinesischer Sprache infolgedessen eine bedeutende Literatur nicht mehr weitergeführt zu werden droht. Die Jugend erwirbt sich gar nicht mehr eine so gründliche chinesische Bildung im alten Sinn, daß sie diese Tradition fortzupflanzen oder gar weiter zu bilden imstande wäre. Hier lädt die anglo-amerikanische Schnellbildnerei eine große Verantwortung auf sich. Die alten Literaten müssen sich zurückhalten. Sie können mit der Jugend nicht Schritt halten und sind durch die Revolution völlig aus der Bahn geworfen, vielfach auch finanziell allen Haltes beraubt. Soll aber der von Tschangtschitung, Kangyuwei und Liangkitschao ausgestreute Samen aufgehen und der von ihnen so hoffnungsvoll eingeleitete neue Aufschwung nicht wieder verkümmern, so wird gerade diesen noch mit dem lebensfähigen und lebenswerten Erbe der Vergangenheit Chinas vertrauten alten Literaten eine Möglichkeit gegeben werden müssen, ihre Arbeiten fortzuführen und die Brücken vom Einst zum Jetzt schlagen zu helfen. Im Interesse Chinas selbst würde das um so mehr liegen, als nur auf den natürlichen Grundlagen der Vergangenheit eine gesunde Zukunft erstehen kann und die Kultur des alten China immer noch Werte genug enthält, die nicht untergehen sollten. Erfreulicherweise hat man gerade auf deutscher Seite für dieses Problem viel Verständnis. Schon vor dem Kriege war z. B. in Tsingtau ein Plan aufgetaucht, eine chinesisch-deutsche Akademie zur Erfüllung jener Aufgaben ins Leben zu rufen. Die Gedanken werden jetzt in etwas veränderter Form wieder aufgenommen. Es ist zu hoffen, daß die literarische Entwicklung Chinas davon kräftige Anregungen erhalte und daß daraus auch der geistige Austausch zwischen Deutschland und China Nutzen ziehe.

„Der Falke“

Von Anselma Heine (Berlin)

Die Novelle ist bisher ein wenig das Stiefkind des Buchhandels gewesen. Das breite Lesepublikum betrachtete sie wie eine unwichtige unbedeutendere Schwester des Romans. Überhaupt liegt dem Durchschnittsdeutschen die knappe Form der Novelle nicht. Er liebt gründliche Vertiefung und weitläufige Schilderung. Unwillkürlich mag er, der den Fleiß achtet, Respekt empfinden vor der anscheinend größeren Arbeitsleistung, die im dicken Romanbuch steckt. Das war wohl von jeher so. Man ließ sich zwar im Mittelalter die Überschwemmung an Übersetzungen romanischer Novellen gefallen, wertete sie aber, wegen ihrer leichtgeschürzten, schnell vorbeiplaudernden Art nicht höher als die derben „kurzweiligen“ Schwänke, die der Belustigung des niederen Volkes dienten. Gesänge- oder Kapitel-reiche Epen schienen würdiger. Die konzentrierte, schlank zugespitzte Novelle verlangt gesammelte Aufmerksamkeit. Der Roman läßt uns lange Lebensstrecken mit seinen Helden erleben; wir lernen ihre Beschäftigungen kennen, ihre Gewohnheiten, hören ihre Gespräche, haben Zeit sie lieb zu gewinnen, uns an sie zu gewöhnen. Er

esitzt eine scheinbare Realität der Menschen und Begebenheiten, die den Phantasielosen oder Ruhebedürftigen unter den Lesern unerläßlich ist für den Genuß eines Buches.

Die Novelle will ihnen das nicht geben. Sie darf es nicht, wenn sie nicht ihre Lebensbedingungen verletzen will. Diese Bedingungen hat Boccaccio formuliert in dem Satze, mit dem er seinen Decamerone ankündigt: „Hundert Novellen oder Historien, in denen man angenehme und harte Fälle der Liebe, aber auch wunderliche Begebenheiten findet, wie sie sich in neueren und älteren Zeiten zugetragen haben."

Das „Wunderliche" ist und bleibt für die Novelle entscheidend. „Wundern" tut man sich über etwas, was nicht häufig ist oder doch noch nicht bekannt wurde; etwas durch die Seltenheit Vereinzeltes. Der Roman weist auf das Schicksal von Geschlechtern, Völkern, Arten hin. Er kennt ein Zusammenschießen der Fäden aus verschiedensten Milieus zum Gewebe einer einheitlichen Idee. Der Novellist erzählt den Einzelfall.

Der Romanschriftsteller schaut durch einen Riß in der Mauer und sieht die Weite. Der Novellist hält ein Rahmenviereck in die Natur, und was er darin fängt, das ist eine Novelle. Das zufällige Zusammengestelltsein verschiedenster Menschen und Dinge schafft novellistische Wirkungen. Der gute Roman darf keinen Zufall kennen, die gute Novelle sehr wohl. Die Forderung der „wunderlichen Begebenheit" bedingt ihn fast. Es öffnet auch dem Wunderbaren, dem Mystischen Tür und Tor. Nicht wie im Märchen als etwas, an das die Personen des Märchens glauben, sondern wie eine weite Welt, die sich den Menschen der Novelle nur selten und nur als eine Erhöhung ihres gewohnten Zustandes offenbart.

Dieser Zug zum Rätselvollen, Mystischen mag es sein, der die Novelle wieder beliebt macht heute, da den meisten Menschen ihre Erde nicht mehr gefällt und sie sich Hilfe suchen bei den Ober- und Unterirdischen.

Außerdem kommt das Tempo der Novelle dem unruhigen Blut der unruhigen Zeit entgegen. Eine zahme laue Zeit besitzt Geduld und Andacht beim Lesen. Ihr gehört der Roman. Das hastige Auf und Nieder unseres heutigen Erlebens paßt zur Novelle.

Last not least ist es wohl auch ihre geringere Papiergefräßigkeit und ihre daraus entstehende Erschwinglichkeit, die das Novellenbändchen wieder zu Ehren bringt?

Wie dem auch sei, die Tatsache wird sichtbar: Man schreibt und druckt wieder mehr Novellen.

Da ist es nun ein dankenswertes Unternehmen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, daß sie eine Büchereihe zeitgenössischer Novellen herausgibt,[1] deren Gesamttitel „Der Falke" auf das bekannte Diktum Paul Heyses hinweist: jede Novelle müsse einen Höhe- und Wendepunkt haben wie der gebratene Falke in Boccaccios gleichnamiger Novelle.

Vorerst liegen fünf Bändchen vor. Sie erfüllen ihre Aufgabe in sehr verschiedener Weise.

Der erste Band bringt eine Erzählung von Albrecht Schaeffer „Das Gitter". Ein Büchlein Freudscher Abkunft. Geschwistererotik. Das symbolische „Gitter" läßt zwischen seinen Trennungsstäben Raum genug für den Strom verbotener Leidenschaft. Was nicht symbolisch vor sich geht, sondern ganz konkret. Der Autor weiß in diesen Szenen Glut und Reinheit künstlerisch zu vereinen. Wie er überhaupt nur ganz selten seine Gewalt über die Sprache zugunsten einer literarischen Verkünstelung aufgibt. Scharf und dennoch voll persönlichen Details ist seine Charakterzeichnung. Was nun seinen „Falken" betrifft, so sind es deren eigentlich zwei im Büchlein. Der erste: die Nachricht, daß sie, die bei dem ersten Blick in Leidenschaft zueinanderstehen, Geschwister sind; der zweite: da, nach Jahren, die Kinder ihrer inzwischen mit anderen geschlossenen Ehen sich vereinigt haben und sie nun, von eigener Erotik befreit, sich in ihren Kindern zusammenströmen fühlen.

Band II gehört der Schriftstellerin Lulu von Strauß und Torney. „Das Fenster" nennt sie ihr Buch. In ihren Balladen strengen Zusammenschürzens kundig, braucht sie hier zwei Generationen zur Entwicklung ihres Motivs. Es ist da ein Fenster, durch das sich eine betrogene Ehefrau zu Tode gestürzt hat. Dieses Fenster ist Mahnzeichen und Warnung. Es ist schließlich die durchbrechende Liebe zur Tochter, die den verhärteten Charakter der einstigen Ehebrecherin zu Mutterliebe umschmilzt. Als Novelle scheint die Arbeit nicht völlig wohlgeraten. Das Schlanke und das Unerhörte fehlen. Denn der Todessprung, der bei Beginn des Buchs bereits vollzogen ist, wird nur als Vorgeschichte benutzt. Im übrigen zeigt das Buch, das doppelt so lang ist wie das vorige, die gewohnte sichere Hand, die naturalistische Schilderung und Eindringlichkeit der Dichterin.

Band III enthält die schöne Erzählung „Regine und Mang" von Peter Dörfler. Es weht kräftige Luft in Landschaft und Geschehen hier. Regines Blühen und Verwelken hat etwas von Baum oder Pflanze; etwas absolut Glaubhaftes. Das „Wunderliche" ist hier der starke, saftvoll lebendige schöne Senn Mang droben auf der Alm, dem sich Regine in Heimlichkeit und Lebensrausch hingibt. Er bleibt ihr Schicksal, auch als sie dem reichen „alten Esel" angetraut wird. Der ältliche und schwache Ehemann verjüngt an ihr. Der Senn aber raubt sich die Sterbende in sein Adlernest da auf die Höhe hinauf. Tanzend geht er mit seiner Beute, die er siegestrunken, wie ein kleines geliebtes Kind auf seinen Armen wiegt, auf seiner Felsplatte auf und ab. „Da oben bist Braut gsi, da unten an ein' dürren Balken bunden." Sie stirbt. Erlöscht in seinen wilden Zärtlichkeiten wie der Schmetterling in der Kerze. „Regine ... hab i di z' Tod gliabt? Gelt, z'Tod gliabt?"

Diese Novelle gleicht einem Pfeil, der aus schön verziertem Köcher blitzend ins Ziel stürzt.

Im Band IV mischt sich reizvoll Wunderliches mit dem Wunderbaren. Er enthält „Die Seele der Imperia" (eine Verwandlung) von Grethe Auer. Wir betreten das Land der Legende. Aber nur am Rande. Wenn bei Keller die Jungfrau Maria Magddienste versieht als Stellvertreterin der Nonne, so geht hier alles fast natürlich zu. Bis auf ein kleines körperliches Verwandlungswunder, von dem niemand im Buche viel Wesens macht.

[1] „Der Falke". Bücherei zeitgenössischer Novellen.

Es erübrigt Gutes von dem Buch zu sagen. Grethe Auer entläßt kein Werk oder Werkchen, das nicht ein Meisterstück wäre. Man überläßt sich sicher und in allen feinsten Sinnen befriedigt ihrer Führung. Auch hier wieder ist es ihr Geheimnis, wie sie in ihre 76 Seiten eine große Welt hineinbannt voll Abenteuer und Gefühl und stets gelassenen Schrittes scheint.

Neben dieser kerngesunden Schöpfung mutet im fünften Bande Axel Lübbes „Ein preußischer Offizier" modern zerrissen und nervös an. Der heutige Tag ist ganz darin: Abstumpfendes Einerlei eines armen Offiziers in einer kleinen märkischen Garnison. „Der Falke" Krieg entführt ihn von dort. Wendepunkt: Er, der sich mit preußischer Selbstverständlichkeit in Gefahr und Grausen gestürzt hat, macht eine furchtbare Entdeckung an sich selber: Er hat Angst. Ist feige. Dies der Wendepunkt, der fast medizinisch analysiert wird. Der Offizier, diese letzte Regung seiner mißhandelten Menschlichkeit als Verbrechen empfindend, kämpft durch eine überspannte Bravour gegen seine Scheu zu töten an. Hart gegen sich selbst, wird er auch hart gegen die Untergebenen. Ein Leuteschinder.

Das Buch ist ein feinstes Gewebe der Seelenkunde. Die Besonderheit des Standes, die mit einem Überempfindlichen, durch Entbehrung aller Art Geschwächten zusammenstößt, wird Verhängnis. Fünf Proben neuer deutscher Novellistik, die begierig machen auf die folgenden.

Juden in der Literatur

Bemerkungen zu einem Buche[1])

Von Guido K. Brand (Berlin)

Die leidvolle Entgeistigung eines Volkes beginnt immer damit, daß es die Waffen gegen sich selbst richtet. Die Gegenwart im zeitlichen Ablauf glaubt an den Gegner, der außerhalb steht. Die Geschichte erkennt, daß er das eigene Du ist. Die Richtung kehrt sich um, der Pfeil schnellt zurück, die Wunde spaltet das eigene Fleisch. Methode, Wege und Ziele sind verirrt. Erkenntnisse werden überdunkelt von Leidenschaften und Haß. Gefühle wandeln sich gegen sich selbst. Mit der Entfernung des Gegners wächst die Nähe des Du. Wenn Alfred Wolfenstein glaubt, daß die Abneigung des Deutschen gegen das Judentum in einer „Unzufriedenheit mit sich selbst" läge, so deutet er damit Richtiges an. Die Realität aber ist größer, umfassender. Der Antisemitismus, in seiner Verwurzeltheit fast überall gleich, ist das Merkmal der Entgeistigung und ihrer Folgen. Ist die Austragung des Kampfes, in Mitteln, Methode und Taktik verschieden, so bleibt die negative Richtung doch dieselbe. Der jahrtausendalte Jude der Diaspora blieb immer in der Verteidigung, in der Abwehr durch passive Resistenz oder geistigen Widerstand. Sein Leiden ist die Größe seines Glaubens. Was sich zwischen Straße und deutschvölkischer Literatur als Antisemitismus abspielt, ist das Eingeständnis schon der ziellosen, haß… dunkelten Schwäche, der verzerrten Ohnmacht. … gibt kaum ein Kapitel deutschen Geistes, mit d… eine spätere Zeit historisch einmal in schär… Form abrechnen wird, da der Hoffnung auf W… lung Raum gegeben werden kann, das antisemit… Gebaren werde vor bestimmten Leistungen des jüdischen Geistes kapitulieren, wie die Bilderstürm… vor dem immer neu erstehenden Schöpfungsdr… des Lebens. Die Gesetze der gestaltenden … des schöpferischen Geistes, die Lebensbedingungen der Kunst, die Bindungen zwischen Erleben u… Darstellung lassen sich nun einmal weder m… Gummiknüppeln zerschlagen noch mit inhaltl… lauten Geschrei übertönen. Sinnlose Rache (aus Verkennung, Wut, Erziehung oder aus sonst einem Grunde) wird an den Leiden eines verstreuten, … in Glauben, Geist, Kultus findenden Volkes … fruchtbar bleiben. Denn alle Kämpfe können nur auf derselben Ebene ausgetragen werden. Oppel… Bronikowski ist unter den sachlichen Gegnern des Judentums gewiß eine erfreuliche Erscheinung, weil er die einzige Abwehr erkannte, die deutsch… Geist gegen jüdischen aufzubringen hat; aber es ist gleichermaßen beschämend für den deutsch… Charakter, daß man Jakob Wassermanns Bu… „Mein Weg als Deutscher und Jude" als no… wendig ansehen muß. Es wird unnütz sein f… jenen Gassenantisemitismus, der nicht weit hat … manchen Redaktionen auf die Straße, denn bei… Ende kann eines Tages nur in der Selbstaufga… liegen. Daß es notwendig ist, als Jude sich in eine… Umkreis von Lebensbedingungen, deren Organ… sation unter Angleichung selbsteigener aus de… Volkheit herstammenden Faktoren in ausgedeh… testem Maße gelang, zu verteidigen, zu rechtfertig… das lebendige Recht des Daseins in einem Rau… zu erkämpfen, der nur möglich ist aus von Ge… eingegebenen Kräften, daß dies notwendig ist, i… traurig, glühend, beschämend für ein Volk, d… soviele Dinge in sich aufgenommen, verwand… und durchdrungen hat, wie das deutsche. Es ist d… Hilflosigkeit eines rationalistisch engen Horizont… das ein mechanisches System von Gegnersch… aufgebracht hat, gemischt mit stupidem Drohen un… Kläffen, gegen eine Form des Geistes, gegen ei… Gestaltung des Lebens aus Heimat und Fremde. Denn es ist die Stärke des geistigen Juden, daß e… all dem das Werk entgegenhält. Es ist seine ed… Haltung.

Die Situation des geistigen Juden ist in seine… volkhaften, durch aufgezwungene Umstände ver… schärften Bipolarität gegründet. Seine Genesis i… immer zwischen Palästina und der modernen Gro… stadt. Seine Sehnsucht liegt zwischen dem Ghett… und den rasenden Turbinen Berlins, Paris', Wiens. Die Konzentration auf eine dieser Erscheinunge… bringt immer etwas Gültiges hervor, weil de… Jude einer Entscheidung fähig ist. Sie mag schmerz… haft sein, weil Entsagung an Triebe Zwang bedeute… sie ist aber immer Anstoß zur befreienden Äußerun… Schnitzler, Altenberg neben Kornfeld und Lissau… zu begreifen als Objektivation des jüdischen Geistes, heißt die Frage stellen: gibt es eine spezifisch jüdisc… Dichtung? Sie ist da in dem Sinne, wie jedes Vo… eine in gewissem Sinne „nationale" Dichtung h…

[1]) „Juden in der Literatur." Essays über zeitgenössische Schriftsteller. Herausgegeben von Gustav Krojanker. Berlin 1922, Welt-Verlag.

sitzt, mit der nur seiner geistigen Formung, landschaftlich-klimatischen Verhältnissen, seinen inneren und äußeren Erlebnissen adäquaten Gestaltungsweise. Sie ist so da, wie man sagt: ein „deutsches" Märchen und wenn es Jahrhunderte vorher auf indischem Boden wuchs. Aber es ist eine andere Frage, ob, abgesehen von dieser immer mythenhaft wachsenden, sich ändernden Dichtung, ein spezifischer Geist in dem immer neuen Schaffen wirksam ist. Ein anderes: gibt es eine katholische oder protestantische Literatur? Katholische Zeitschriften machen immer den Versuch, ihrem Leserkreis eine durch Gedanken, Gefühle, Anschauung und Problemkreis tendierte Richtung in der Literatur als eine Besonderheit katholischen Schaffens darzustellen. Natürlich ist eine Freiin von Krane, ein Thrasolt nicht von dem Raum katholischen Glaubens zu trennen, aber die tiefere Frage rührt doch an die urhaften Bindungen zwischen Form und Inhalt zwischen Erleben und Gestaltung, wie es z. B. die orientalische Dichtung in ihren Gleichnissen hat, wie es noch das mittelalterliche Latein hat. Es bleibt für unsere Zeit nur eins übrig: der katholische oder jüdische Inhalt. Ein anderes Gesicht jedoch erhält die Fragestellung, wenn wir statt des genauer bezeichneten „Glaubensinhaltes" das Wort religiös setzen und von einer religiösen Dichtung sprechen. Doch hierunter begreifen wir Werfel so gut wie Rainer Maria Rilke, Lissauer, Thrasolt, Sorge und Roettger. Das heißt: wir müssen zu ganz anderen Bestimmungen kommen, um das Trennende und Bindende aufzudecken, um die Gestaltungsformen des Göttlichen im Wort als die Religion eines Menschen, eines Volkes festzuhalten. (Prägnanter findet das alles seinen Ausdruck in der Baukunst: „maurischer", „gotischer" Stil, Barock usw. Für die Literaturgeschichte ist noch nichts in diesem Sinne getan).

In dem Buch „Juden in der deutschen Literatur" heißt es in einem Aufsatz über Kornfeld: „Die ewige Kraft des Judentums ist in den Dichtungen Kornfelds von bestimmender Wirksamkeit" ... „Die Quellen des Schaffens in den Dichtungen Kornfelds sind jüdisch ... Inhalte und Formen sind jüdisch, noch ihre Mängel und Widersprüche sind jüdisch und selbst das Unjüdische ist bewirkt durch die Not des jüdischen Schicksals." Deutlich genug: jüdische Inhalte und Formen. Alle Sprachen erzeugen ihre eigene Form. Aus Grammatik, sei sie die des Geschehens oder der Ruhe, aus Ethos, Erleben, Gestaltungsdrang, aus ihren wechselseitigen Beeinflussungen, wird ein immer sich wandelndes Produkt, an dem wir weitläufig Schicksal und Bestimmung des Einzelnen und seines Volkes erkennen können. Der „russische", der „französische" Roman sind solche Erscheinungen. Vielleicht — nach diesem vorliegenden Essayband und darin sehe ich seine Bedeutung — die jüdische Form. Warum gibt es keine deutsche? Oder noch nicht?

Wenn die Behauptung über Kornfeld richtig ist, so ist eins zur Tatsache geworden: jüdischer Geist ist in die Fugen der deutschen Sprache eingedrungen und hat aus ihr eine neue Form gebildet. Denn dies muß doch der Sinn sein. Es gibt keine Mechanik der Grammatik, sondern immer nur lebendiges Gestalten.

Als Ausgangspunkt zur Herausgabe der Essaysammlung steht für Krojanker fest: Die „Tatsache des jüdischen Menschen als einer besonderen Form menschlichen Seins, die gleiche Inhalte auf ihre Art aufnimmt und ausdrückt." Gleiche Inhalte sind das Umsein, das Leben, der erworbene Besitz einer — anderen als jüdischen — Kultur und Zivilisation, sind der Mensch unseres Jahrhunderts. Aber sie sind irgendwie tendiert: Durch die völlig anders geartete Geschichte seines Geistes. Die Fähigkeit dies zu wirken, die Durchdringung völlig von Natur aus fremden Materials, die Absorbierung von bestimmten Lebensweisen und Ausdrucksformen, ist dies nur jüdisch oder doch mehr eine Eigenschaft des Menschen überhaupt? Dabei bleibe die Frage, was deutscher Geist alles aufgenommen und verarbeitet hat, völlig unberührt.

Der Herausgeber verzichtet auf Vollständigkeit und Geschlossenheit. Es ist nicht sehr ersichtlich warum. Es fehlen Namen von Bedeutung, die da sein müßten, weil sie das Bild gerundet hätten. Ich sehe nicht: Reinhard Johannes Sorge, Lissauer, Rubiner, Landauer, Sternberg, Rathenau, Karl Kraus u. a. Namen, die man nicht gern missen möchte, weil sie etwas anderes sagen als der Kreis, den die dreiundzwanzig „Schriftsteller" Krojankers ausfüllen. Die einzelnen Essays sind unterschiedlich wie ihre Verfasser, nicht gut oder schlecht, sondern weniger oder mehr tiefschürfend. Der Weg geht über Werfel, Georg Hermann, Kerr, Kafka, Ehrenstein zu Döblin, Wassermann, Harden und Mombert, von da zu Weininger, Hofmannsthal, Buber, Lasker-Schüler, Altenberg, Beer-Hofmann, Schnitzler, um über Kornfeld, Rudolf Borchardt, Arnold Zweig, Paul Adler, Moritz Heimann, Sternheim, Max Brod in eine Betrachtung über „das neue Dichtertum des Juden" einzumünden. Es ist immer eins zu konstatieren: Die Einstellung auf die spezifische Fragestellung hat den Blick nicht getrübt für die Bindungen, die von der jüdischen Basis in das Gebiet allgemeiner Bedeutungen reichen. Kaum, daß Übertreibungen vorkommen, denn von Brods enthusiastischer Äußerung über Kafka: „Hier gehen mir die Worte aus" oder „neben ihm ist weder Platz für andere Bücher noch ein Bedürfnis nach ihnen", kann man als Vereinzelung absehen; weil sie einer überzeugungstreuen Liebe entspringen und nicht einer forcierten Kennzeichnung. Ähnlich ist die Äußerung von Willy Haas zu verstehen: „Niemals hat es ein vollkommeneres dichterisches Sprachinstrument gegeben als das Borchardts." (Man kann Haas nur eins sagen: er möge sich einmal bei Albrecht Schaeffer umsehen). Kaum, daß man Schiefheiten begegnet, weil die Verfasser der Essays aus eigener Kenntnis der innersten Gesetze des Judentums ihre Meinungen schreiben und letzten Endes in seltener Übereinstimmung die wesentlichen Forderungen einer Darstellung erfüllen. Der Wechsel der Gesichtspunkte — weil Darsteller und Gegenstand in schillernder Abwandlung sich einander ergänzen — gibt dem Buch die besondere Bedeutung einer Entscheidung. Die literarische Situation unserer Generation — zwiespältig wie jede andere und erst durch historische Einstellung später einmal auf einen einfacheren Nenner gebracht — ist trotz aller anderen Meinung von jüdisch-

geistiger Geste umschrieben, eine Tatsache, um derentwillen es gewiß keines Antisemitismus bedürfte, um ihr ein anderes entgegenzusetzen. Krojankers Verdienst ist es, aus der notwendigen Erkenntnis zur Feststellung heraus, den Umkreis der Bedeutung und Wirklichkeit in einer geschlossenen Form aufgedeckt zu haben. Aber gerade hier steht wiederum die Frage: warum fehlt Rathenau? Denn an keinem, ob Schriftsteller oder Journalist (Kerr, Harden) konnten mit äußerster Schärfe bestimmte charakterologische Eigenschaften, die Wolfenstein in seinem Schlußartikel nur so streift, formuliert werden. Warum fehlen Reinhard Johannes Sorge und Lissauer, zwei Dichter, bei denen man hätte die Wesenheiten der erschütternden Kämpfe und ihres Ausdrucks (Sorges jähe Erkenntnis in Rom und Nietzsche), die fast kampflosen Wandlungen vom Judentum zur überpersönlichen Protestation Lissauers aufzeigen können?

Doch: was sich ergibt — trotz des Umweges, wenn Krojanker statt „Dichter" „Schriftsteller" sagt — ist mehr als eine Summe oder ein Querschnitt. Lebende werden von Erlebenden betrachtet, Vielfalt des jüdischen Problems (auch Lissauer betont, es gibt nicht nur e i n jüdisches Problem, sondern viele) als geistiges unter Geistigem, die Isolierung des Problems aus dem bloß Literarischen und Setzung ins Menschliche, die Mittelpunkte der polaren Verhältnisse als Tradition tausendjähriger Geschichte und modernster Verzweifeltheit, dies alles ausgestattet mit dem Rüstzeug sprachlicher Prägnanz, gibt dem Buch den Wert des Notwendigen. So konnten nur Juden über Juden schreiben, deren Wurzel in zwei Welten Kraft saugen. Die großen Zusammenhänge, das Verbundensein des einzelnen mit seinem Volk, das aus Leiden und Gegensätzlichkeit Besitz von anderem ergreift, die Untiefen jüdischer Mystik und ihrer Wirkung können nur von einem ihm Einwohnenden geformt werden. Hier nutzt kein Talent oder guter Wille — die beide zu Unrecht immer bei solchen Darstellungen als Entschuldigung dienen. Hier ist nur eins das Maß: die Ergriffenheit des einen vom anderen. Die technische Lösung versteht sich von selbst.

Beides aber macht eins natürlich: Wiederholungen, gleiche Gedankengänge, Häufungen im Gesichtsbild, die aber immer in ihren Feststellungen, Weiterungen und Einengungen interessant und notwendig sind.

Der Gewinn ist daher vielfach: ob wir Buber, den tiefgründigen Dolmetscher des Ostens, kennen lernen oder die „suggestive Enge des Hofmannsthalschen Problemkreises", oder die „groteske Unwissenheit" Weiningers vom Judentum, „die Ohnmacht im Darstellen" bei Moritz Heimann, das musikhafte Wesen Werfels, die Vereinigung jüdischen Geistes mit griechischem bei Ehrenstein — immer ist es das positive Resultat des jüdischen Widerstands gegen das ihm feindliche Umsein. Die Intensität, die Glaubensstärke, mit der das Judentum an seiner Sendung oder Wirkung oder Fähigkeit teilnimmt, wird von beiden offenbar, am Werk der Dichter und an ihren Darstellern.

Briefe über katholische Literatur

Von Leo Weismantel (Marktbreit a. M.)

Zweiter Brief

Die Katholiken und die Bühne

Wenn man die weitausgreifende Organisation des Bühnenvolksbundes überblickt, welche „die Erneuerung des Theaters in christlich-deutschem Volksgeist" erstrebt, und dann von dieser Organisation der Millionen auf jene Kräfte blickt, die innerhalb der christlichen, innerhalb der katholischen Kirchen gemeinschaft sich um die Gestaltung einer neuen Bühnendichtung bemühen, könnte man erschrecken vor der geringen Zahl dieser Namen. Von prinzipieller Bedeutung aber bleibt immer dieser Wille, der hier von einer Organisation in breite Massen getragen wird: eine Dichtung über dem Typ des bisherigen Theaters hinweg aus dem Volke aufwachsen zu lassen. Und letzte Sehnsucht der „Theatergemeinde" ist hier nicht die Dichtung um ihrer selbst willen, sondern das Leben der Gemeinschaft. Die Dichtung wird als „Gottheit" entthront. Es geht nicht mehr um geniale Einzelleistung, um das „Werk des Heros", — es geht um das allgemeinsame „Heil". Hier kann „vom literarischen Standpunkt aus" als „unbedeutend" Gesehenes wesentlich sein, wie „literarisch" höchst Wertvolles zum Nichts entwertet werden — allerdings nur in der Zeitenwende — bis die neue Dichtung erwächst und man wieder Gras und Bäume von neuem an der Größe voneinander zu erkennen vermag.

Daß der „G e d a n k e" es ist, der in der Dichtung Gestalt wird und zurückwirkend auf das Leben die Verwirklichung der Geschichte hinter sich herbeschwört — das mag in dieser „Bewegung" des Bühnenvolksbundes nicht überall erkannt sein, sicherlich pocht das als Gefühl, aus dem ein Glaube an die Zukunft erwächst, im Schlag der Herzen; das ist wesentlicher als Erkenntnisse der Gehirne; — das mit Gewißheit über ein Volk Hereinbrechende wird lange, ehe es in das Gesichtsfeld der Erkenntnisse tritt, in Ahnungen „gewittert".

Gewiß haben die Katholiken vor den übrigen Gliedern unseres Volkes das voraus, daß sie am meisten in einem Punkte noch „Volk" sind, denn trotz des Risses der „Gebildeten" und „Ungebildeten", der auch durch ihre Reihen geht, ist jedem Katholiken der sakramentale Zentralpunkt des kirchlichen Gemeinschaftslebens gegeben, vor dessen Gewicht alle andere Zerrissenheit so leicht wie Spreu erscheint. Diese Sicherheit im Wesentlichen kann ebensogut Kräfte zum Wirken im Bezirke des Kulturellen freigeben wie andererseits gegen solche Wirksamkeit gleichgültig machen — diese spielfreien Kräfte rasen sich heute im Katholizismus noch viel im Organisieren und in der Statistik der Millionen aus — so kam es, daß im Protestantismus, dem der Kultmittelpunkt der Messe fehlt, die Sehnsucht, „sakramentalen Ersatz" in der Kunst zu finden, viel stärker fühlbar wurde — im Protestantismus auch, der heute seine Kirchen „religiösen" Musikfesten und „religiösen" Bühnenspielen öffnet, der Unterschied zwischen „literarischem Weihnachtsspiel" und „Kultspiel", der

in katholischen Kreisen noch kaum gefühlt wird, bereits scharf erkannt wurde. Aus Kreisen, die der katholischen Kirche fernstehen, wie die Kreise der „Deutschen Bühne“ (vgl. die Sammelschrift „Das Mysterienspiel“, Verlag der Deutschen Bühne, Hamburg), ist denn auch so von Männern wie Ludwig Benninghoff, Hans Brandenburg, Friedrich Wolf, Jakob Dodel-Elding u. a. viel Entscheidenderes über all diese Fragen gesagt worden, als man in den führenden katholischen Literaturzeitschriften je lesen konnte. Während die in der Sonne der griechischen Antike erwachsene titanische Geniedichtung, die seit der Renaissance die Oberführung des geistigen Lebens der „Gebildeten“ an sich riß, vor dem Dichter des großen Gesetzgebers der Form bedurfte, bedarf der Dichter der Gemeinschaft der Blutverbindung mit der Volkschaft, deren Mund er ist — und nur dieser Blutverbindung. Was hier die dichterische Tat schöpft — schöpft sie nicht kraft eines von oben stürzenden Gesetzes, sondern aus dem Lebensfeuer, das aus der Erdverbundenheit aller Glieder der Volkschaft zum Himmel schlägt. Hier geht es nicht um Ebenmaß und „Schönheit“ — sondern um Heiligung. Was dem katholischen Dichter, damit er leben und wachsen kann, heute noch fehlt, das ist diese Blutverbundenheit mit den lebenden Gliedern der „streitenden Kirche“. Dies offenbart sich vor allem im gänzlichen Fehlen einer dem gleichen Ziele zugewandten Kritik. Wohl begleitet ein so feinsinniger Geist wie J. Sprengler in der Zeitschrift „Hochland“ [1]) das Schaffen der wenigen katholischen Bühnendichter (Ilse von Stach, Dietzenschmidt, Franz Johannes Weinrich, Leo Weismantel, und mit diesen wenigen vier Namen ist alles genannt, was bis heute auf dem Plan erschien) mit geistreichen Aufsätzen, die jeder Freund feingeprägter Beobachtungskunst mit höchstem ästhetischen Entzücken lesen wird; für die hier genannte neue Dichtung wird aber im wesentlichen all dieser Aufwand an Geist verpuffen, denn der letzte Sinn der Kritik ist ihr ja nicht ein Verschenken von Lob und die Verhängung von Aussetzungen, auch nicht eine Zergliederung des Werkes zur Erhöhung des Genusses an ihm, sondern das Aufstoßen neuer Tore: die Wegweisung durch Kampfgenossenschaft. Diese hoffnungslose Kluft zwischen Kritik und Dichtung ist dann um so verhängnisvoller, wenn die Kritik die neuen Schöpfungen der Kunst mit Liebe umfängt und an dieser Liebe selbst zum Kunstwerk wird. Und keine noch so geistsprühende anerkennende „Besprechung“ darf den Dichter über das Nichts täuschen, das für ihn hier vorliegt; der Geisteskampf der Mannbarkeit fängt jenseits von Lob und Tadel und ästhetischen Genüssen an; in diesem Kampf um die neue Volksbühne sehe ich aber im katholischen Lager den Dichter noch ohne den Kritiker, an dessen Wort sich die Dichtung messen und werten kann, von der außerkatholischen Kritik wie von der Bühne selbst ist aber der katholische Bühnendichter heute noch so gut wie abgeschnitten.

Aus diesem Fehlen einer der ersten Vorbedingungen volkhafter Kunst erklärt sich die geringe Anzahl der Bühnendichter der katholisch-deutschen Welt. Wer sich in diesem Zeitpunkt hervorwagt, muß noch Abenteurer auf eigene Faust sein; so zeigt denn auch jeder dieser Dichter-Abenteurer ein anderes Gesicht und vor der Tatsache ihrer Gegensätzlichkeiten zueinander wird selbst ihre „Katholizität“ als gemeinsames Merkmal bedeutungslos.

* * *

Für den „katholischen Dichter“ scheiden sich zwei Wirkungsfelder aus: das Wirkungsfeld innerhalb der katholischen Kultgemeinschaft — und das innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft. Das natürliche Wachstum geböte ein Erstarken der dichterischen Kräfte innerhalb der Kultgemeinschaft, so zwar, daß die Spannkraft der Schöpfung aus dem Kirchlich-Kultischen sich weitete zur Weltsendung, zu überkonfessioneller Geltung. Beobachtet man die wachsende Dichtung selbst, so strebt sie unzweideutig diesen Weg an, von Reinhard Maria Sorges „Metanoite“ und der nachgelassenen, eben veröffentlichten Gabe „Mystische Zwiesprache“ (kleine Szenen, die gewiß die Sorgesche „Handschrift“ tragen und deshalb von den Freunden des Dichters liebevolle Aufnahme erwarten dürfen, darüber hinaus aber weder zur Bewertung Sorges noch als Markstein religiöser Dichtung von Bedeutung sind), bis zu den Katakombenszenen im „Genesius“ der Stach und Weinrichs „Spiel vor Gott“, dem „Nachspiel“ meines „Totentanzes 1921“, aber bezeichnend ist, daß außer Sorge und Weinrich dieses stofflich ans Sakramentale hintastende nur in Szenen inmitten sonst profaner Spiele auftritt, also niemals als Kultspiel Bedeutung erlangen kann, am meisten noch bei der Stach (Genesius, Heiliger Nepomuk), am wenigsten im Nachspiel meines Totentanzes, in dem der Schluß nur ins Dogmatisch-Kultische geworfen wurde, weil durch die eigene Unzulänglichkeit des Schaffenden und die Unzulänglichkeit der Kritik der andere Weg einer aus der Stunde des Irdischen gebotene Lösung vorerst nicht gefunden wurde. Aber blickt man von der Berufsbühne hinüber in den Bezirk des Laienspieles, in dem das „natürliche“ Wachstum unbekümmerter, selbstverständlicher vor sich geht, so zeigen Franz Herwigs „Geistige Spiele“ — der „Jahresfestkreis“ — und „Das Spiel von der heiligen Messe“ des Jesuitenpaters Wilhelm Wiesebach eine nicht mißzuverstehende Wegkurve.[2]) — Bezeichnend für den Stand des Geisteskampfes um all dieses Wirken sind hier die kritischen Äußerungen Martin Rockenbachs, des sich des öfteren als Vertreter der „Jungen“ vorstellenden Beurteilers der Dramenliteratur in der katholischen Zeitschrift „Der Gral“. Der Kritiker des Hochlandes, J. Sprengler hat, wie es ganz seiner rein philosophierenden Art entspricht, nie überästhetische, kämpferische Forderungen aufgestellt und sich so auch nie als Hemmnis, aber auch nie als prinzipieller Anreger erwiesen. — In dieser Zeitschrift „Der Gral“, die in jahrelangen Kämpfen gegen die „Hochlandrichtung“ eine extreme katholische Dichtung forderte und verfocht, erstand jedoch in Martin Rockenbach ein Vorkämpfer gegen alle Engel und Teufel und Erscheinungen überirdischer Welten im Bühnenspiel der Gegenwart. Mit starker Eigenwilligkeit predigt

[1]) Vergleiche hinzu: J. Sprengler, Tragödie und Christentum, Hochland Oktober 1919. — Dramaturgie, Romantik und christliches Drama, ebenda Juli 1921. — Eros und Logos in der Tragödie, ebenda Oktober 1920. — Ein Legendenspiel des Expressionismus, ebenda März 1920. — Das katholische Drama, ebenda Oktober 1922 bis Januar 1923.

[2]) Sämtlich im Bühnenvolksbundverlag, Frankfurt a. M., erschienen.

dieser kritische Geist vor der jungen katholischen Dichtergeneration, daß sie von ihren sensationellen Krämpfen doch ablasse. — Martin Rockenbach findet dabei selten die Worte des jedem Menschen und jedem Schaffen, sei man noch so gegnerisch zu ihm eingestellt, schuldigen Empfindens und stellt sich so in seltsamen Gegensatz zu dem feinsinnigen, wirklich wegweisenden Hauptherausgeber des Gral, dem Jesuiten P. Friedrich Muckermann. Es ist erstaunlich, mit welcher Geduld die junge katholische Dichterschar diese wahrhaft unüberlegten, rein aus persönlicher Liebhaberneigung gefühlsmäßig aufflammenden unfruchtbaren Anrempelungen eines in Wahrheit akademisch-philiströsen Geistes hinnimmt; vielleicht hofft sie, daß dieser Kritiker gar nicht so philiströs sei, wie er sich gebärdet, das reifende Alter werde ihn wohl einsichtiger und für seine Worte verantwortungsfähiger machen. Daß diese Bekämpfung der dichterischen Gestaltung religiöser Glaubensinhalte in ausgesprochen katholischen Zeitschriften jedoch nicht mit Martin Rockenbach ein „Unikum" bleibt, beweist uns eine Äußerung aus den „Stimmen der Zeit" (Januarheft 1923). Dort bemerkte der Jesuit Sigmund Stang zu dem Roman „Mitrasschiff" der Anna v. Krane (vgl. meinen ersten Brief über katholische Literatur, L. E. XXV, 333): „Die Dichterin scheut sich nicht, das Übernatürliche in Visionen und Traumgesichten in die Handlung eingreifen zu lassen. Da dies Auftreten des Übermenschlichen die Entwicklung nirgends erzwingt, sondern nur als kraftvoller Anstoß wohlbegründete seelische Bewegung auslöst, ist grundsätzlich keine Einwendung dagegen zu erheben. Nur wäre ein sparsameres Maß dieser Romantik (!! man beachte dieses Wort!) der religiös-künstlerischen Wirkung des Romans förderlicher gewesen." Stehen diese Äußerungen des Jesuiten P. Sigmund Stang auch im Gegensatz zu den jugendlichen Äußerungen Martin Rockenbachs im Zeichen männlicher, unantastbarer Reife, so zeigen doch gerade erst sie die wahrhaftige Stärke dieser Abwendung von „gewissen Theaterrequisiten der Dogmatischen", sie zeigen in dieser männlichen Reife das Positive dieser Abneigung: die Hinwendung zum Geschichtlichen; der Glaube an die direkte Offenbarung Gottes wird ausgewechselt gegen die indirekte Offenbarung, die Weltgeschichte wird das Weltgericht, die Stimme Gottes muß durch die Körper der Erde hindurch, der alte Begriff des Wunders wird verleugnet — ein neuer Begriff taucht auf.

Hier ist der Punkt, in der männlichreife Kritik und Dichtung, männlichreife Wissenschaft und Kunst einen neuen Brennpunkt des Lebens schaffen können. Schießt eine wahrhaft religiöse Erneuerung in die Herzen einer Gemeinde und trifft dort auch das Herz eines Dichters, wie sollte es möglich sein, daß von Gemeinde und Dichter die Gestaltung ihrer höchsten Lebensinhalte nicht heiß und glühend begehrt und versucht würde. Die wahre katholische Jugend — das Datum der Geburt spielt dabei keine Rolle — bestürmt die wenigen Dichter mit Briefen, in denen ein sakramentales Spiel gefordert wird, wer einmal in die Zusammenkünfte dieser katholischen „Quickborner" und „Neudeutschen" geraten ist, trägt die Gewißheit mit sich, daß die Jugend sich mit literarischen Ausgrabungen nicht befriedigen läßt, sondern ein neues Kultspiel aus den Wolken ihrer Sehnsucht zur Erde der Verwirklichung niederziehen wird, so spärlich auch die Ansätze dazu in der heute vorliegenden katholischen Bühnenliteratur sich aufweisen lassen. Ein anderes ist die Frage nach einem überkonfessionellen Theater und dem Anteil der Katholiken an demselben.

Es sei daraufhin noch die kurze Reihe der katholischen Bühnendichter überblickt.

Ilse von Stach[3])

Es birgt immer „Ungerechtigkeit" in sich, von einem bestimmten, unneutralen Standpunkt aus Kritik zu üben. Und doch scheint es mir Augenblicke zu geben, in denen nur eine Entscheidung, welche ängstliche Objektivität überspringt, die der Stunde allein nötige Klarheit geben kann. Wer die Aufgabe der auf dem Plan erscheinenden jungen katholischen Dichtergeneration in der Erfüllung des soeben umrissenen Programmes sieht, wird von den wenigen genannten Bühnendichtern schon Ilse von Stach streichen müssen, so sehr es berechtigt sein mag, ihre Bühnendichtungen zu den bedeutendsten literarischen Leistungen des Katholizismus der Gegenwart zu zählen. Die ganze Leistung dieser Dichterin ist ein Sich-Verschenken an eigene Liebhaberei und an die Liebhaberei eines kleinen ästhetischen Kreises, kein sich Ergießen in Kirche und Volk; ich weiß sehr wohl, daß ich mit diesem Urteil mich in schroffsten Gegensatz zu der katholischen Kritik setze, die diese Bühnendichtungen aufs höchste feierte und die Bühne, die sich ihnen verschließt, anklagt; aber welch Verdienst soll es um die katholische Bühnendichtung sein, wenn ich verschweige, daß ich all meine Willenskraft aufraffen mußte, um diesen „Genesius", diese „Griseldis", diese „Melusine" überhaupt zu lesen. In unendlichen, immer wiederholten Anläufen und Ruhepausen kämpfte ich mich von Vers zu Vers durch gegen die grenzenlose Langeweile dieser wahrhaft „akademischen" Kunst. Dabei habe ich die Größe der Leistung wohl verspürt, aber was soll „Größe" und „Monumentalität" bedeuten, wenn sie mich nicht erschüttert, nicht gläubig macht, weil ich, was ich als Leben empfinden soll, als Theater durchschaute und respektlos werde; denn alle Regeln dieser Kunst haben wir allesamt auf den Schulen als Sekundaner zum Überdruß gelernt und wir haben nur deshalb keine „reiche" Dramatik dieser Art, weil die Schüler sich nicht erkühnen die Probe aufs Exempel zu machen und nach Schulmeisterregeln zu dichten. Dies Geständnis, mit dem ich vor die Dichterin des „Heiligen Nepomuk", des wahrhaft großen dramatischen Einakters komme, wird mir schwerer als manchem sein Lob.

In diesem ersten soeben genannten dramatischen Einakter gibt den Stoff die Legende des hl. Nepomuk, des Beichtvaters der böhmischen Königin Offnei, der den Forderungen des eifersüchtigen Königs Wenzel, das Beichtgeheimnis der Königin zu verraten, widersteht, vom König deshalb in die Moldau gestoßen wird — aber vor der Leiche des mit Gewalt Ertränkten weichen die Wasser des Flusses

[3]) Bühnenwerke der Ilse von Stach: „Der heilige Nepomuk", „Genesius", eine christliche Tragödie; „Griseldis", eine dramatische Dichtung; „Melusine", ein Schauspiel; sämtlich im Verlag von J. Kösel & Friedrich Pustet in Kempten (Allgäu).

zurück und zeugen für den Heiligen. Dies Wunder und sein Zeugnis spielt eine nebensächliche Rolle. Die Königin liebt den Grafen Heinrich von Rosenberg, ohne daß dies ihr und ihm offenbar würde. Ahnt es der König? ahnt er das Geheimste der Königin, ehe sie selbst es erkennt? Oder ist die Eifersucht des Königs selbst die Ursache dieser Liebe, — Eifersucht, der bekannte große Kuppler des Ehebruchs? — Ahnt auch Nepomuk, der Beichtvater, das kommende Schicksal? — das Entscheidende ist, daß in der Königin eine Schuld aufwächst und die Wetterwolken dieser Schuld sich schon über allen Häuptern drohend zusammenziehen — ja daß die sühnende Katastrophe sich über allen Häuptern eben entlädt — ehe die Schuld: die Erkenntnis keimender ehebrecherischer Sünde und die Gedankeneinwilligung in sie durch die Königin erfolgt ist. Die Sünde wird sozusagen erst nachträglich begangen — erst nach der Ermordung Nepomuks offenbart sich die Schuld der Königin, erst jetzt willigt sie vor dem eifersüchtigen König erschauernd in Sünde und offenes Sündenbekenntnis. Das Wunder der Heiligenbezeugung ist in all dem, wie betont, nebensächlich — der König bleibt vor Gott verstockt nach wie vor und fügt trotz des Wunders zum ersten Mord am Beichtvater Nepomuk den zweiten Mord am Grafen von Rosenberg — entscheidend ist einzig und allein, wie hier Schicksale werden: das Schicksal als Offenbarung — die Offenbarung als Schicksal. Das ist eine neue — das ist die neue katholische Linie, hier auch von der Stach gefunden — leider kommt sie dem Leser und Zuschauer zu spät zum Bewußtsein. So verliert dies Schicksal seine letzte Wucht, seine letzte Gewalt über die Herzen.

Aber über all dies wußte die Dichterin fortan Bescheid. Als sie nach dem Nepomuk ihren „Genesius" schrieb, schrieb sie ihn bewußt als eine „christliche Tragödie". Das dramaturgische Wissen aus dem „Nepomuk" war aber nicht ins Blut und in die ganze Dichterin hineingefahren — es hatte nur die Zelle des kunstschaffenden Gehirns besetzt. Der Schauspieler Genesius, der ein Heide (aber vor Gott ein Christ) vor dem Caesar ein christliches Märtyrerstück aufführt und an seiner Rolle entbrennend erkennen muß, daß es auf dieser Erde gilt zu sein und nicht zu scheinen — dieser Stoff birgt nur die Wiederholung der im „Nepomuk" gestellten Aufgabe — aber während im „Nepomuk" die Gestalten noch zu wenig die Möglichkeit bieten, daß der Zuschauer das Werden ihres Schicksals belaure — im Genesius ist alles geheime Werden überlichtet — statt daß der Stoff der Genesiuslegende zur christlichen Tragödie selbst wurde, kraft der Offenbarung der Schicksale — wurde das Werk zu einer dramatisierten akademischen Vorlesung über das Wesen der christlichen Tragödie — ein „Schulbeispiel"; — um das Leben unter ihr Mikroskop zu legen, mußte die Dichterin das Leben totschlagen. Nur das Philosophieren über das Leben blieb.

Während der „hl. Nepomuk" — stünde seiner Aufführung nicht sein äußerer geringer Umfang im Wege — eine Bereicherung der deutschen Bühne bedeuten könnte — begnügt sich der „Genesius" damit, ein Stück für das rein katholische Theater der Gebildeten (nicht der Gesamtkirche) zu sein. Wenn aber ein so starkes Können, wie es die Bühnenwerke der Dichterin zeigen, so wirklich ganz überflüssige Triebe wie „Griseldis" und „Melusine" vorlegt, so befindet sich derjenige, der sich darüber äußern soll, in einer recht peinlichen Lage. Es lassen sich unendlich viele Wertigkeiten in großen Zahlen anschreiben — aber was soll die ganze Reihe dieser Werte, wenn sie — von einer vorgesetzten Null, der Null des jedem ewigen Wert zuerst gebotenen ganz alltäglichen Wertseins, eines Werts des Augenblicks, durch ein Komma getrennt zum Dezimalbruch herabsinkt. Jede Münze müssen wir heute mehr denn je darauf prüfen, ob sie kursfähig ist. Aber nur das kursfähige Gold, das sich vom Prachtstück des Kuriositätenmuseums ebenso unterscheidet wie vom Papierfetzen, dem sich jede Zahl aufdrucken läßt, kauft uns das tägliche Brot des Vaterunsers. In „Griseldis" ist es das Verhältnis der Geschlechter, das „zur Debatte" steht; das Weib, das willenlos sich hinströmende, und der Mann, der brutal alles in seiner Machtgier fressende, die — kaum in einen Kampf miteinander treten als vielmehr sich aneinander austoben, bis der Mann von der Frau verlangt und erlangt, das Kind auf Leben und Tod auszusetzen. Nun, die Sache geht gut aus und ist nicht so gefährlich, wie es scheint. Zwar kostet es das Leben eines treuen Dieners — aber es ist eben nur ein Diener, der über seiner eigenen Sünde blinden Gehorsams verzweifelt — das „Heldenpaar" Griseldis und Emanuele stehen nach wie vor, zwar etwas zerknirscht und schöne Worte sagend, aber durch diese Worte nur um so bengalischer beleuchtet da, und das „geopferte" Kind spaziert flöteblasend, von einer durch seine Reinheit gezähmten Wölfin gefolgt, in die Bühne. Diese Ausmündung einer Problematik, die eine reichliche Anzahl von Jahrhunderten zu spät kommt (heute sind solche Spannungen zwischen Mann und Frau, wenn sie noch vorkommen, was ich nicht weiß, reichlich exotisch, und wir finden ihre Anbetung auf der Bühne nicht ohne starken Widerwillen) — ist reine Theatralik im übelsten Sinne. Man fühlt die ganze Zwecklosigkeit einer rein akademischen dramatischen Abwandlung eines heute gänzlich gegenstandslosen Themas — aber ist es nicht geistreich? — in höchstem Maße! — aber wenn ich mich doch langweilen muß, so finde ich, daß ich Langeweile billiger haben kann.

Nicht minder geistreich und gleichwohl nicht minder zwecklos erscheint mir das Stück „Melusine", die dramatisierte Geschichte einer in ihrem „Element" — sie ist „Mystikerin" — verkannten Frau. Sie fühlt eine „Sendung", aber man bekommt von dieser Sendung nichts Greifbares zu sehen noch zu hören. Man ist deshalb nur zu sehr geneigt, mit den dieser Melusine feindlichen Kräften des Spiels, die in Melusines Gebaren nur eine den Pathologen interessierende Krankheit sehen, zu sympathisieren. Daß einmal die Jungfrau von Orleans als „treibende Kraft" mit der Reitpeitsche hinter Melusine her über die Bühne läuft, bringt uns Zuschauer des 20. Jahrhunderts kaum dahin, daß wir an eine überirdische Sendung der so geplagten Heldin glauben. Nur einmal, am Schluß des ersten Aktes „offenbart" sich Melusine vor

einer Frau, die zu ihr gekommen ist, weil ihr Mann Gott und die Unsterblichkeit der Seele leugnet; Melusine soll Gott bezeugen. Sie tut das Richtige: sie schickt die Fragende zu ihrem Priester — die Frau aber läßt sich nicht abweisen und Melusine — erliegt der Versuchung, sie „offenbart". Entkleiden wir nun ihre pathetischen Worte, vor denen ihr Gatte am Schluß „erschüttert" in die Knie bricht — entkleiden wir diese pathetischen Worte, so will es uns scheinen, daß wir ähnliches schon in ganz alltäglichen Feuilletons anspruchsloser und deshalb mit mehr Bereitschaft zum Glauben dargestellt gelesen haben.

Aber warum entkleiden wir die Worte ihres Getöns? Die Zuschauer sind respektlos geworden, doppelt respektlos, wenn Propheten über die Bühne spazieren.

Wozu einem menschlichen Wort auf die Stelzen der Propheten verhelfen? Was sonst ehrlich-redlich war, macht so nur „schlechte Figur". Weder für Griseldis noch für Melusine brachte ich ein Fünkchen menschlicher Liebe auf — ich möchte keine von beiden zum Weibe haben, und für ihre beiden Männer, mochten sie noch so gescheit über ihre Ehehälften mitphilosophieren, hatte ich während der Lektüre nur Bedauern aufgebracht, hätte ich andererseits nicht immer wieder gemerkt, daß es solche Menschen ja nicht gibt, daß sie also auch keines solchen menschlichen Mitempfindens bedürfen.

Auf die Sprache der Dichterin Ilse von Stach werde ich noch zurückkommen.

Dietzenschmidt [4])

Von der Stach zu Dietzenschmidt ist weiter Weg. Dort akademisch-klassische Linien, die in Einsamkeit führen, die als Bühnenwerk unfruchtbar, aber nie unedel, nie gemein werden kann — hier Dietzenschmidt, auch noch aus der Zunft der „Gebildeten" (seine Stoffe nimmt er durchweg mit wenigen Ausnahmen („Kleine Sklavin", „Christofer") nicht einer lebendigen Gegenwart, sondern der Bibel („Die Vertreibung der Hagar") — aber nicht der Bibel als dem heiligen Buch der Christen, sondern der „Fundgrube literarischer Stoffe" und der mittelalterlichen Legende („St. Jakobsfest", „Die Nächte des Bruders Vitalis"), die heute längst dem lebendigen Wissen entglitten, im historischen Kuriositätenkabinett sich erhält. Aber was der Stach fehlt, Kenntnis der Bühne und ihrer heutigen Mittel, das hat Dietzenschmidt. Das hat er mit ganz festem Griff.

Wer an seine Bühnenwerke als „Kunstwerke" herangeht, wird die Macht dieser Mittel spüren, die so groß sind, daß man die Konstruktion, die Unnotwendigkeit der ganzen dichterischen Linie nur spürt, wenn man die technischen Mittel, mit denen er seine Fabel zimmert, durchschaut. „Die Vertreibung der Hagar" wird nie als notwendig begriffen werden können — aber die Behauptung des Dichters, daß sie notwendig sei, tritt so keck auf, daß man sie während des Spiels vielleicht hinnimmt, wenn man auch schon fünf Minuten nachher den Kopf schüttelt — über die seltsame Psychologie und den eigenen Reinfall.

Denn das ist das Entscheidende bei Dietzenschmidt, daß er das „Wunder" psychologisiert. Sein Geschehen will „verstanden" werden. Daß sich aber das Wunder nicht verstehen läßt, davon weiß Dietzenschmidt nichts. Das Wunder — des Glaubens liebstes Kind? — Dann ist Dietzenschmidts „Wunder" elternlos — es scheidet damit aus dem Bereich der Schöpfung aus —, ist nicht Gestalt gewordener Geist, sondern kuriose Konstruktion. Das hängt damit zusammen, daß Dietzenschmidt nur die Sphäre des Materialisten kennt, nur die Welt des Spießbürgers; er kennt vielleicht ein „Funkenschlagen aus dem Stein der Materie", aber diese aus dem Stein der Materie geschlagenen Funken sind nicht mit dem Pfingstfeuer zu verwechseln — Geistreichigkeit ist nicht Geist. Wer das eine hat, braucht um das andere nicht zu wissen. Daß hier „religiöse Stoffe" behandelt werden, beweist nicht, daß irgendwo der Odem Gottes oder auch des Teufels leibhaftig weht. Den Beweis findet man leicht, wenn man Dietzenschmidts Stellung zum Erotischen betrachtet.

Die Erotik ist — außer in „Christofer" — die wahre Erzeugerin, Mutter und Vater dieser Legendenspiele. Aber was für eine Erotik?

Dietzenschmidt hat die „Kleine Sklavin" geschrieben als Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Bordelle — den gleichen Kampf greift er auf in seinem letzten Bühnenwerk „Die Nächte des Bruders Vitalis" —, die Ursache des Übels ist die „soziale Situation"; das Mädchen, das nichts zu essen hat, dem sonstwie das Leben mitspielt, geht ins Bordell. — „Teuflisches" ist daran gar nichts — das Bordell ist nur leibliche Unzucht. Dämonie? — Keine Spur von ihr. Wenn Dietzenschmidt anklagt, wirkt er kindlich unbeholfen. „Die Tische, die weichen Bänke, die kitschigpornographischen Bilder, die rote Lampe: die sind euch wohlbekannt", schildert der Dichter seinem bürgerlichen Parkett das Dirnenkaffee in einer Regieanmerkung. Das ist ja recht nett, daß der Dichter die Bekanntheit der von ihm geschilderten Lokalitäten voraussetzt. Selbst trotz ihrer Konstruiertheit wirkt diese „unschuldige Kindlichkeit" des sozialen Sittenpredigers versöhnend, man lächelt, wie man über Knaben lächelt, die mit hölzernen Säbeln spielen und vom Weltkrieg reden. — Das Publikum aber, das unreife, nimmt dem Dichter seine schwülen Schilderungen dieser Örtlichkeiten und des Lebens und Treibens an ihnen teilweise übel, teilweise freut es sich, daß diese Schilderungen im „hochanständigen" Rahmen eines Legendenspiels geboten werden, so daß selbst eine höhere Tochter sie sehen und sich mit diesen Wirklichkeiten vertraut machen kann.

Ist das wirklich Kampf gegen das Bordell?

Ich könnte mir denken, daß die Insassen eines Bordells, sich eine besondere „Gaudi" zu leisten, etwa als Faschingsscherz in ihren Räumen und vor ihren Stammgästen diese „Nächte des Bruders Vitalis" aufführten.

Sie sind Schamlosigkeiten eines — Reinen.

---

[4]) Von Dietzenschmidt erschien: „Die Vertreibung der Hagar", ein Trauerspiel; „Kleine Sklavin", eine Tragikomödie; „Christofer", ein groß und schön Legendenspiel; „Die Sankt Jakobsfahrt", ein Legendenspiel; „Die Nächte des Bruders Vitalis", Drama; sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin, nur „Christofer" im Bühnenvolksbundverlag, Frankfurt a. M.

Hier eine Szene aus der „Hagar".

Abraham zeigt seinen Gästen die „Schönheit" iner Sklavin Hagar, er bückt sich, seine Worte it streichelnder Gebärde bebildend: „Ihr müßt den uß euch ansehen und die Knöchel und die Beine nd die Knie!"

Die Gäste: Prächtig! Prächtig!

Abraham: Und jetzt — ich werde euch durchs leid die Linien drücken, seht ihr? Wie die Beine nmer höher klimmen und so schlank sind und hier ch einen! Wie alles nur dem einen Punkt zustrebt. ure Augen werden es fühlen.

Die Gäste: Ja! Herrlich!

Die Vorführung setzt sich fort. Was ist zu dieser iebe des alten Mannes zu sagen? Er kennt wie in Dichter nur den Leib — Teufelei ist in dieser Sinnlichkeit keine —, aber ekelhaft unsauber wirkt e bei dem alten Manne doppelt peinlich und das ı höchstem Maße; — keine Teufelei? —

In der Dichtung nicht!

Aber durch die Aufführung wird Szene und Parkett zum Ring eines Bordelles. Das ist kein eistiges Spiel mit Sexualität — das ist leibhaftige örperlich handfeste Perversität; das „Spiel" wird Wirklichkeit — das ist die Dämonie des ganz un- ämonischen, braven bürgerlichen Dichters, die iedrige Sünde verursacht durch die Unkraft eines harmlosen, der weder Teufelei auf Erden, noch bei ch selbst erkennt und deshalb vor aller Augen offen, ı aller Frömmigkeit und mit sittlicher Entrüstung iit ihr Hochzeit macht. Grauenhaft, wenn, wie es ı der „St. Jakobsfahrt" geschieht, die Leidens- und Sterbensstunden Christi am Kreuz zur Lustpeitsche ines sündhaften Paares werden.

Und die „Kirchlichkeit" des Dichters? In dem Drama „Die Nächte des Bruders Vitalis" ist der Held" — ein Mönch? ach, gewiß, aber ein Trottel — aß er Mönch ist, ist nebensächlich, der kann wohl gut", aber kaum ein „Held" sein. — Bruder Vitalis ird von einem eifersüchtigen „Jüngling", der die Dirne Fanny liebt, bei der dieser Bruder Vitalis verkehrt", erschossen. Der Jüngling liebt Fanny, Fanny ihn, auch ist Fanny nun „bekehrt" eben durch iesen Bruder Vitalis; jetzt könnten der Jüngling nd Fanny als ehrbares Paar Hochzeit machen, ätte nicht eben dieser Jüngling aus verirrter Eifer- ucht diesen Mönch erschossen; nun droht die Polizei – ein wahrhaft katastrophales Unglück! Nur keine Angst — um den armen Jüngling zu retten, schwört or einem dämlichen Schutzmann der Bruder Vitalis inen „Meineid," er sei aus dem Kloster ausgestoßen worden und habe Hand an sich selbst gelegt. Der nwesende Prior, alle Zuschauer willigen ihrerseits ı diesen „Meineid," gerührt von der Güte des terbenden Heiligen, — der Schutzmann zieht ab —, un kann der sterbende Heilige, ehe er stirbt, rasch iesen „Meineid" beichten und das „Absolvo te" zu- amt der Heiligsprechung von seinem Prior emp- angen. Das „Ehehindernis" ist beseitigt, — sämt- iche im Parkett sitzende Köchinnen sind gerührt und haben Tränen in den Augen.

Soll das eine Verhöhnung der katholischen Beichte ein? Wer denkt daran! Dafür ist der Schluß wirklich von Herzen gut gemeint — aber das Kindlein liebet einander" des Apostels, in das Dietzenschmidtsche „Du mußt mir gut sein!" ver- wandelt, bedeutet die Verwandlung des Gebots göttlicher und menschlicher Liebe in tölpische, nahezu polizeiwidrige Trottelhaftigkeit. Dietzenschmidt fehlte die geistige Kraft, diese Unterschiede zu er- kennen. Es sind bei der Aufführung der „Kleinen Sklavin" sittlich entrüstete Zuschauer auf die Bühne gedrungen, und es gab Messerstiche — aber wenn irgendeiner ehrlich über das Schicksal dieses armen Wurms einer „Kleinen Sklavin" entrüstet war, so war es Dietzenschmidt, und die Protestler und er, gegen den sich der Protest richtet, können sich die Hände reichen. Katholiken haben die „St. Jakobs- fahrt" in tiefer, gewiß ehrlicher Ergriffenheit als Festspiel eines Katholikentages gewählt — andere Katholiken haben bei der gleichen Aufführung sich in ihren „tiefsten religiösen Gefühlen" geschändet ge- fühlt und bei offener Szene skandaliert. Mehr Bedeu- tung als die Dichtungen Dietzenschmidts scheint mir jene Zerrissenheit im Denken und Fühlen und Erkennen zu haben, die durch diese Spiele in der katholisch-deutschen Welt heute fühlbar wird.

Franz Johannes Weinrich [5])

Er ist von den genannten Dichtern der einzige, der die Bluttaufe des Krieges empfangen hat und in das Reich eines neuen Volkes hineingeboren wurde. Dies bezeugt sein Spiel „Ein Mensch", Szenen vom Tode eines Menschen (Verlag P. Steege- mann, Hannover). Dies ist sein Schicksal, das er auch mit Nichtkatholiken teilt — als Katholik er- lebte auch er die katholische Form dieses Untergangs — er sah das irdische Zusammenbrechen als das Spiegelbild des Weltenuntergangs am Ende der Zeiten. Und hier ist dem Dichter Weinrich ein Un- glück geschehen: er ist literarisch geworden. Der Weltuntergang bleibt ihm nicht Glaubensgut, der Dichter erkennt nicht die Zeichen des Herrn, das Nahen seiner Tage als einen ihm für sein Heute erteilten Auftrag — der Weltuntergang wird ihm zur literarischen Legende, an der er herumdichtet. Schon in seinem kleinen als Kunstwerkchen fein- gehämmerten Legendenspiel „Der Tänzer unsrer lieben Frau" ließ er sich dazu verführen, eine alte Legende zum Sprecher heutigen Glaubens zu machen — das finde ich durchaus erlaubt, wenn der Dichter über das Historische, das jedem Über- kommenen anhaftet, siegt, den Ewigkeitsgehalt der Überlieferung übersetzt — aber bei Weinrich siegte der historische Stoff. Das war beim „Tänzer" kein unverzeihlicher Mißgriff, wenn auch der feinste Duft verloren ging; verhängnisvoll aber wurde dieser Vorgang dem Dichter in seinem „Spiel vor Gott", in dem Weinrich die Herabkunft des Christ vor dem Weltenende gestaltet. Daher kommt Christus, weil sein erster Erlösungsversuch nach Weinrich miß- glückt ist, unter noch viel unglücklicheren Verhält- nissen zur Erde. Diese gedankliche Grundfeste, auf welcher der ganze Bau ruhen soll, ist aber nichts als eine kaum poetische Schrulle, um derentwillen der Dichter sein Glaubensgut opferte; wenn man in katho-

[5]) Bühnenwerke von Franz Johannes Weinrich: „Ein Mensch", Szenen vom Tode eines Menschen. Verlag J. Steege- mann, Hannover. — „Der Tänzer unserer lieben Frau", Ver- lag Haas & Grabherr, Augsburg. — „Ein Spiel vor Gott", Bühnenvolksbundverlag Frankfurt a. M.

lischen Kreisen gemeint hat, man dürfe dem Dichter nicht „dogmatisch“ kommen, so biegt man in einen seltsamen, kaum zu rechtfertigenden Weg ein. Aber man verwechselt dabei sehr oft Fragen des mehr oder minder guten Geschmacks und des weltlich-traditionellen Herkommens mit Fragen des Dogmas. Man hält in gewissen Kreisen jeden Versuch einer Neugestaltung religiöser Vorstellungskreise als „undogmatisch“ — wenn ein Maler oder Bildhauer oder ein Dichter die herkömmlichen Formen des Bildes Christi, süßliche Gipsfiguren in grauenhafter Aufmachung ablehnt und voll Ehrfurcht an die Gestaltung eines neuen Bildes geht, ist der Vorwurf des „Undogmatischen“ bei allen gern zur Hand, denen das Neue unbequem ist; oft aber haben diese Verfechter des „Dogmas“ nur einen schlechten Geschmack und haben kein anderes Bedürfnis, als die Erzeugnisse dieses ihres eigenen Geschmackes zu schützen. In diesen Jahren lehnte ein Pfarrherr das Geschenk eines Malers, ein Christusbild für die Kirche seiner Heimat, mit dem Begründen ab, dieser Christus sei ja der reinste „Spartakist“, worauf der Maler, ein erdsicherer Mann, sich behaglich umsah und eine der bekannten gipsernen Herz-Jesu-Statuen im Zimmer des Pfarrherrn erblickte. „Ja, Herr Pfarrer, Sie mögen recht haben; aber ist mein ‚Christus‘ ein ‚Spartakist‘, dann ist der Ihrige gewiß ein ‚Konditor!‘ Es liegt eine unproblematische Weisheit in der Antwort dieses Mannes. All unsere Bildnisse sind stammelnde Zeichen, all unsere Lichter glitzernde Funken vor der Sonne. Man soll den leibhaftigen Christus nicht verwechseln mit den Zeitbildern, die wir Menschen machen, und seine Lehre nicht verwechseln mit noch so rechthaberisch vorgebrachten Lehrmeinungen eines Universitätsprofessors. Aber auch der katholische Dichter, ja gerade er muß wissen, was dogmatische Wahrheit ist. Das Dogmatische ist nirgends so eng, daß es von Menschen gesprengt werden könnte. Der Mensch lebt nur in oder außer Christus. Das Erlösungswerk Christi ist für den Katholiken ein historisches Faktum, das der eine so, der andere anders künstlerisch gestalten mag — aber keinem ist es ohne Preisgabe der Wahrheit und seines Glaubens und damit auch der einzigen poetischen Überzeugungskraft seines dichterischen Wortes möglich, an diesem Fundament zu rütteln. Wenige haben wie Weinrich in diesen Jahren unserer Not Gott leibhaftig gesehen, wenige dürfen wie er für ihn zeugen und, wenn unter den heutigen Dichtern des Katholizismus einer den Gläubigen seiner Kirche ein neues sakramentales Spiel schenken kann, dann vielleicht Weinrich in erster Linie, wenn er es vermag, nicht jeden Einfall, der ihm poetisch erscheint, als eine Offenbarung Gottes anzusehen. In diesem Chaos menschlicher Verwirrung muß uns allen, seien wir Katholiken oder Nichtkatholiken, eins wichtiger sein als alles andere, als selbst Poesie: das Zeugnis für die Wahrheit. Weinrichs Dichtung birgt die Gefahr — die er mit der Stach durchaus teilt —, menschliche Entflammtheit für das Göttliche als göttliches Prophetentum zu geben. Hier sind die Grenzen des Reichs der Gnade, in das wir nicht eindringen können. Wenn einer dieser Dichter in ihm geweilt hat oder in ihm weilt, dann gewiß Weinrich. Hier ist das Ende menschlicher Kritik.

Mehr über diesen Dichter hier zu sagen verbietet mir der Raum — vielleicht wäre es auch noch zu früh. Sein dichterisches Können ist groß, als Bühnendichter jedoch ringt er noch zu sehr, als daß man viel sagen könnte — hier hat Weinrich eins noch nicht gefunden, was die Stach zum Teil, Dietzenschmidt in hohem Maße hat: die Wirklichkeit der Bühne. Das ist für Weinrich nicht zu schwer zu nehmen, das liegt eben als Aufgabe vor ihm.

Über meine eigenen Bühnenwerke[6]) zu sprechen, ist mir nicht erlaubt; wer aber die vorstehenden Erörterungen mit diesen meinen Bühnenwerken vergleicht, wird erkennen, daß mein eigenes Schaffen in gleichen oder ähnlichen Schlageisen gefangen liegt und wie sehr diese Kritik des Schaffens anderer auch eine Selbstkritik geworden ist.

Die Sprache

Die Sprache der genannten Dichter zeigt naturgemäß dieselbe Verschiedenheit. Streng gemessen, oft tief sinnend, zuweilen aber auch hohl dröhnend schreiten die Verse der Stach; kindlich stammelnd, unbeholfen und poesielos die Prosarede Dietzenschmidts; glühend, fanatisch, meist betend in überströmenden Gefühlen und Bildvergleichen die Bekennersprache Weinrichs — dabei vergessen Stach und Weinrich oft, an welchem Ort und vor wem sie reden. Ein Reflektieren und Denken, das dem Zuschauer nicht gestattet, in der gleichen Zeitspanne mitzudenken wie bei der Stach ist ebenso unwirklich wie ein Fühlen Weinrichs, mit dem die Herzen der Zuschauer nicht schwingen, weil bei ihnen die vom Dichter „vorausgesetzten“ Erlebnisse fehlen. Ich habe mehrfach in letzter Zeit den Willen unserer Dichter auf diese Wirklichkeit hingewiesen und man hat mir das mißdeutet, als setze ich die Forderung des Willens vor die der Begnadung. Nichts ist verkehrter als das. Müssen wir darüber, daß beim Dichter die Begnadung vorausgehen muß, noch philosophieren? Aber es gibt auch für den Begnadetsten eine Wüste, die durchschritten werden muß: zu aller Begnadung, die in die Zukunft reiht, die Zucht des Lernens hinzuzufügen und uns auf den Augenblick der gegenwärtigsten Gegenwart zu besinnen, in der wir wirken — als Menschen wirken. Dichter sollen auf der Bühne sich nicht „produzieren“, sondern mit leibhaftig anwesenden Menschen Zwiesprach halten und kämpfen. Diese Wirklichkeit des Gegenübers, das „Du“ allein ergibt der Sprache die letzte Schwingung und zeugende Kraft. Jedes andere Wort aber, das nicht am Du entzündet wird, ist vertan. „Hohe“ und „ewige“ Worte, die nicht auch ein ganz irdisches augenblickliches Leben haben, gibt es nicht. Wer das nicht bedenkt, dessen Rede wird zur Phrase. Ich darf hier ein schon früher gesprochenes Wort wiederholen: es kommt weder darauf an, Papiergeld noch Kuriositäten zu erzeugen — wessen wir bedürfen, ist allein das ehrliche „kursfähige“ Wort, an dem wir als Volk gesunden können.

---

[6]) Bühnenwerke von Leo Weismantel: „Die Reiter der Apokalypse“, drei Einakter; — „Der Wächter unter dem Galgen“, die Tragödie eines Volkes; — „Das Spiel vom Blute Lucifers“; — „Der Totentanz 1921“, ein Spiel vom Leben und Sterben unserer Tage; sämtlich im Bühnenvolksbundverlag, Frankfurt a. M.

Daß die katholische Dramatik hier Aufgaben hat, ist nicht zu bezweifeln. Sie vermag sie aber nur zu lösen, wenn sie erkennt, daß diese Aufgabe nicht darin bestehen kann „das neue Drama“ zu schaffen (bescheidene Schulmeister mögen sich mit solchen Aufgaben begnügen), sondern daß ihre Aufgabe ist, eine Kirche zu bauen und ein Volk zu schmieden. Obwohl die Erfüllung dieser unerhörten Aufgabe nur Gnade sein kann, — der Dichter muß ihrer erharrend sein.

Echo der Bühnen

Leipzig

„Die Nonnen von Kemnade.“ Schauspiel in vier Akten von Alfred Döblin. (Uraufführung im Alten Theater am 21. April 1923).

Wenn ich die Berichte über die Uraufführungen dieses Winters las, dankte ich im stillen den Leitern der leipziger Schauspielbühnen, daß sie bis jetzt von dem Ehrgeiz frei blieben, um jeden Preis als Paten ins goldene Buch der Kunst eingetragen zu werden. Denn was anderwärts aus der Taufe gehoben wurde, ließ sich zumeist als lebensunfähiges, aus ermatteten oder noch nicht bekrafteten Lenden gezeugtes Produkt erkennen, daneben ein paar Geschöpfe aus dem dauerbareren Geschlecht der Homunculi, die unabhängig von jeder Zeitkonstellation der Retorte der Routine in endloser Reihe entsteigen, harmlose Kleingesellen.

Solcher Art ist das erste abendfüllende dramatische Werk Alfred Döblins nicht. Der Dichter der „Drei Sprünge des Wang-lun“ und des „Wallenstein“ verdient kein Prädikat weniger als das der Harmlosigkeit. Was er sagt, ist so wenig harmlos wie das Leben, wie die Kunst; immer hintergründig, weltenfern von den Konventionen gefälliger Allerweltslieblinge. Dabei ein geborener Könner, dem auf seinem angestammten Schaffensfelde, dem Roman, die Pflugschar von selbst gehorcht. Das hat ja vor einem Jahre Paul Schmidt hier („L.E.“ XXIV, 776ff.) erwiesen und mit Recht gepriesen.

Soll die Sonderart Döblins mit einem Worte bezeichnet werden, so müßte sie ungoethisch oder gar antigoethisch genannt werden. Gerade weil auch er allenthalben, nach überwundener Jugendlyrik — „Der schwarze Vorhang“ war sein „Werther“ — im Roman Weltbild gibt, „via China und Heiliges Römisches Reich 1630“. Wir brauchen nur statt der Leitworte des reifen Goethe: Klarheit, Harmonie, Pietät, Heiterkeit die umgekehrten Vorzeichen zu setzen, um Döblins Tonart zu finden. An einer Stelle ergibt sich eine Auflösung in die Tonalität des großen alten Meisters: in der Freiheit von allen moralischen Konventionen. Ethik heißt hier wie dort Persönlichkeitsrichtung; deshalb waren die „Wahlverwandtschaften“ den guten Zeitgenossen unsittlich, deshalb konnte Goethe auf der Bühne nicht anders als durch nebensächliche Eigenschaften siegen. Denn nur was den Bärtigen und Unbärtigen im Parterre verständlicher Kampf ist, wird ihnen glaubhaftes, gebilligtes Miterleben.

Damit sind wir bei den „Nonnen von Kemnade“. Von üblicher dramatischer Boxerei feindlicher Grundsätze, Triebe, Charaktere ist hier im Kerne nichts zu spüren. Zwar stellt sich sinnenfeindliches Kirchentum des Mittelalters gegen das Lustbegehren; zwar geht es beinahe zu, wie in längst ausgedienten Historien (milder und fanatischer Priester, dieser aus unterdrückter Fleischlichkeit sadistisch gegen die geliebte Frau wütend; fünf Leichen auf der Bühne, am Schluß drei auf einmal; Kreuzfahrergesänge und das Mahl der Weltfrohen aus dem „Jedermann“ Hofmannsthals; Ketzergericht und spaßige Henkersknechte); nicht einmal läßt sich behaupten, da sei in der Formung etwas Neues zu spüren. Und doch steckt in der bekannten Schale ein ganz anderer Kern. Eine erotomanische Frau, die fürstliche Äbtissin von Kemnade, behauptet ihr Recht auf Eigensein. Die Welt hat keine Macht über sie. Natur bleibt kampflos Siegerin. Denn Untergang erwächst nur aus ungestilltem Verlangen. Was in den vier Akten vor sich geht, beweist nur, wie stark, wie ganz diese Judith ist. Sie wandelt sich nicht, sie wächst nicht, von der ersten bis zur letzten Szene zeigt der Dichter nur ihr Bild in seiner männerverderbenden, unersättlichen Weiblichkeit.

Der Psychiater Döblin mag entscheiden, ob mein Wort „erotomanisch“ berechtigt sei. Den Dichter Döblin berührt das nicht. Er stellt sein Geschöpf zur Schau, nicht zur Diagnose. Schön, in der fleckig glänzenden Pantherhaut geschmeidig sich windend, immer sprungbereit schreitet es dahin, bis in den Tod voll starker Anmut.

Wozu die mittelalterliche Maske? Um den Anlaß edleren Geschehens zu gewinnen, als es Gegenwartsbilder gewähren könnten? „Trommeln in der Nacht“ und verwandte neueste Dramen haben Selbstbehauptung ähnlich hingestellt, und die Kleinheit des heutigen Wirklichen, im Moralischen und Sozialen, läßt das Vergangenheitskostüm als das bessere erscheinen. Aber damit verbinden sich gewohnheitsmäßig ethische, ja auch künstlerische Forderungen (man denke an den Begriff „historisches Drama“), die bei Döblin unbefriedigt bleiben müssen. Um deswillen sind in der zeitlichen Distanz Vorteile und Nachteile zugleich enthalten, und die Wirkung auf eine recht empfängliche Zuhörerschaft ließ es unentschieden, welche Kraft aus der eigentlichen Wesenheit dieses Schauspiels emaniert. Bis jetzt scheint es noch die epische zu sein, was übrigens, wie der Hinweis auf Goethes Bühnensiege schon gezeigt hat, für den Erfolg dramatischen Schaffens nicht den Ausschlag zu geben braucht.

Georg Witkowski.

Königsberg i. Pr.

I

„Verfolgung!“ Ein Albdruck in 7 Stationen. Von Dietzenschmidt. (Uraufführung im neuen Schauspielhaus am 3. April 1923.)

Nun ist auch Dietzenschmidt unter die Expressionisten gegangen. Leider. Die neue Maske kleidet ihn nicht. Als zartsinniger, gemütvoller Legendendichter ist er uns lieber, denn als Erzeuger von Albdrucken.

„Verfolgung!“ (mit Ausrufungszeichen bitte!) gehört nicht zu den literarischen Leckerbissen. Man würde von einem grobschlächtigen Sensationssketsch sprechen — wenn man's, aus früheren Schöpfungen Dietzenschmidts, nicht ein bißchen tiefer wüßte. Und wenn am Schluß des Folterkammerspiels nicht eine ethische Idee aufleuchtete. „Redet nicht so viel von Sünden“ heißt das letzte Wort (vgl. Nietzsches: „Ihr sollt nicht sagen: Sünde, sondern: Krankheit“). Ganz gut und schön. Aber ließe sich diese Mahnung nicht in eine freundlichere Form kleiden? Warum schmuggelt Dietzenschmidt seine Gedanken von Menschenliebe und Welterlösung diesmal über die Hintertreppe auf die Szene? Warum jagt er uns zu seinem Humanitätsziel durch alle Leidensstationen eines von Blutsaugern verfolgten Menschen? Der Grundzug seines Wesens — siehe „Christopher“ und „St. Jakobsfahrt“ — ist Güte, Zartheit. Wenn die sich mit erborgter Kraft panzert, entsteht erfahrungsgemäß Brutalität. So peinigen den Zuschauer diese Visionen mit der grausamen Willkür wilder Fieberphantasien, und der Endeindruck ist trotz des befreienden Ausklangs und der Übersteigerung der Vorgänge ins Symbolhaft-Typische nicht erschütternd, sondern niederschmetternd. Kein Zweifel, daß Dietzenschmidt sich hier ein persönliches, tief schmerzvolles Erleben von der Seele schrieb. Nur stimmt die raffinierte Technik, mit der er dabei ans Werk ging, bedenklich und läßt starke Zweifel an seiner vielgepriesenen „Naivität“ aufsteigen.

Solch literarischer Sadismus wohnt in keiner Kinderseele. Das Ganze bleibt, bei allem Liebäugeln mit Dichter-

tum und Dichterruhm, bei aller unbezweifelbaren Echtheit des Gefühls, das dahintersteht, eine mehr artistische als künstlerische Angelegenheit, bei der, als Inspirator der Form, aber leider nicht des Gehalts, offensichtlich Strindberg, der Vater des Stationsgedankens, Pate gestanden hat: ein Übersketsch. Der Kampf mit den Schicksalsmächten, die uns in vielerlei Gestalt (als Gläubiger, Erpresser, behördliche Gewalthaber usw.) verfolgen, ließe sich mit feineren und zugleich dichterisch wirkungsvolleren Mitteln gestalten. Dietzenschmidt ist nach dieser Entgleisung ins Kinologische denen, die an seine Kultursendung glauben, ein Werk schuldig, das er in allen Punkten mit seinem Namen decken kann. Auch Seelenadel verpflichtet.

II

„Dollar", Groteske in drei Akten. Von Fritz Gottwald. (Uraufführung am Neuen Schauspielhaus am 7. April 1923.)

Was man nicht definieren kann, das sieht man als Groteske an. Das stimmt diesmal nicht ganz. Dieser „Dollar" strahlt, außer dem Aktualitätsreiz seines Titels, wirklich groteske Wirkungen aus, die ihn vielleicht in der Publikumsgunst stabilisieren werden. Zum Schauplatz der Begebenheiten hat der Autor wohlweislich das valutaschwächste Land erwählt: Rußland. Nirgends herrscht S. M. der Dollar mit so unumschränkter Gewalt, wie in dieser „freiesten Republik der Welt"; je höher sein Kurs, desto tiefer der Kotau vor ihm. Wie alle vom Ministerpräsidenten bis zum Liftboy sich ausnahmelos seiner Herrschaft unterwerfen und sein unwiderstehlicher Einfluß alle ethischen und materiellen Werte umwertet: das wird hier an einigen charakteristischen Beispielen mit einer unerbittlich die letzten Konsequenzen ziehenden, das Beinah-Mögliche zum Tatsächlichen steigernden, aber lustigen Scheinlogik und mit einem Aufwand an Witz gezeigt, um dessentwillen man es dem Verfasser gern zugute hält, daß er auch die bewährten Mittel der älteren Schwanktechnik (wie das uralte Motiv der Zwillingsähnlichkeit) nicht verschmäht. Nicht nur der Amerikanismus, der sich in Zahlen ausdrücken läßt, siegt in dieser Groteske auf der ganzen Linie, auch jener literarische, der in Mark Twains Schriften seine üppigste Blüte entfaltet und von dem Gottwalds Humor angesteckt scheint. Eine Eintagsfliege, gewiß. Aber eine bunt schillernde, munter bewegliche. Wer uns auf so liebenswürdige Art lehrt, über uns selbst, unser Unglück und unsere Torheit zu lachen — denn der Tanz ums papierne Kalb, den hier eine Dollarprinzessin inszeniert, wird ja mit nicht minder grotesken Sprüngen auch in Deutschland getanzt —, soll uns willkommen sein. Um so mehr, als dem skurrilen Ulk hier und da auch der Ernst über die Schulter guckt, hauptsächlich in der Gestalt eines tragikumwitterten Politikers, dessen eiserne Grundsätze vor den goldenen Verlockungen des „Titelhelden" unaufhaltsam zusammenschmelzen.

Hans Wyneken

Köln

I

„Jeremia." Von Paul Gurk. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 18. Januar 1923.)

Das 52. Kapitel des Buches „Jeremia" im Alten Testament bildet den Ausgangspunkt dieses Dramas. Ein Volk geht an seinen Gebrechen zugrunde — Niedergang und Auferstehung Israels.

Paul Gurk aber bleibt nicht in dem Biblischen verhaftet, denn er stellt den Propheten Jeremia in den Mittelpunkt der Handlung und läßt ihn im Kampfe mit sich selbst, mit den Mitmenschen und Gott zum tragischen Helden seiner inneren Berufung und damit zur Achse des Geschehens um ihn her aufwachsen.

Jeremia, des Priesters Hilkias Sohn, ist von Gott bestimmt, sein geliebtes Volk zu warnen. Er ringt gegen diese Bestimmung, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand macht und ihn zwingt, sich loszulösen von den Eltern, von der Geliebten. Er mahnt die von Gott abgefallenen Astarte-Anbeter, wird verspottet und eingekerkert, als er Jerusalems drohenden Untergang verkündet. Aber seine Vorhersage erfüllt sich. Nebukadnezar siegt, Jerusalem fällt, die Juden wandern in die babylonische Gefangenschaft. Ihnen sendet Jeremia seine tröstende Botschaft, als er mit dem Gott der Rache in schwerem Kampfe ringt. Er siegt in diesem Kampf, und der Prophet des Untergangs wird der Künder einer glücklicheren Zukunft.

Die Beziehungsmöglichkeiten auf die Gegenwart liegen nahe, sie beherrschen auch den Dichter, der in knappen, treffenden Worten an die Leiden der Stunde rührt.

Nicht weniger als 26 Szenen folgen einander; die beherrschende Linie schiene gebrochen zu sein, wäre nicht das Prophetenschicksal Mittelpunkt und Achse in diesem Bilderwechsel. Natürlich bleiben manche Szenen nur im Illustrativen stecken, der Anteil des Helden an ihnen ist fast völlig ausgeschaltet — sie sind zum Teil nur charakterisierende Erfüllungen der Verkündigungen des Propheten. Vielleicht fühlte das der Dichter selbst und beschränkte in ihnen aus diesem Gefühl heraus das Wort: Und doch ist Gurk ein Meister des Wortes — es klingt bei ihm pathetisch lamentös, und das Werk wird als Ganzes ein gewaltiges, bebildertes Lamentoso.

Aber in dieser Art — kein Drama überkommenen Stils, doch eine Dichtung von bedeutsamer Stärke.

II

„Das gelbe Zelt". Von Max Mohr. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 3. März 1923.)

Die „Improvisationen im Juni" desselben Dramatikers haben ihren Weg gemacht — Theater im guten Sinne. Auch „Das gelbe Zelt" kann trotz der Bemühungen Mohrs dieses Theater nicht vertuschen, wird aber gerade wegen des Strebens, die Handlung zum Träger des Gedanklich-Weltanschaulichen zu machen, nicht dieselbe Anziehungskraft auf das Publikum ausüben. Rein äußerlich betrachtet, ergibt sich ein Widerspruch zwischen Literaturgewolltem und Effektgekonntem, das ein ganz klein wenig an die Hintertreppengeschichten anklingt, zwischen Artistenwirklichkeit und romantisch romanhafter Unwirklichkeit der gedanklichen Konstruktion.

Im Kampf miteinander stehen zwei Weltanschauungen: Gemeinschaft und extremer Individualismus des brutalen Übermenschentums. Aber es ringen miteinander drei Männer um ein Weib. Sieger bleibt der Übermensch, der seine Einsamkeit der Zweisamkeit opfert und in die Gemeinsamkeit hinüberwandelt. Die Verknüpftheit dieser Menschen ist mannigfach variiert. Impresario und Tänzerin verbindet ein gemeinsames Verbrechen und die daraus entspringende Furcht vor dem Gesetz. Die Tänzerin gerät in Abhängigkeit von dem Artisten Igor durch Mitleid und Schuld — ihr Erscheinen führt den Todessturz der Partnerin herbei. Aus dieser doppelten Abhängigkeit befreit der Fürst die Tänzerin, indem er Impresario und Artist aufeinanderhetzt — und durch diese Schuld sich und der Geliebten den Weg zu neuer Abhängigkeit ebnet. Daß sich nebenher sein Übermenschentum an der absoluten Passivität des Buddhismus im Zusammentreffen mit einem Mönch auf dem Gaurisankar wund rennt — ist eine allerdings für die Weltanschauung des Fürsten charakteristische Episode.

Trotz der Einheit der Akte, die alle mit Ausnahme der Gaurisankarszene in demselben Milieu und im Rahmen der gleichen Örtlichkeit spielen — vor oder hinter der Wanderschau — wird die Handlung durch das Gedankliche stark kompliziert und hinterläßt keinen einheitlichen Eindruck. Zuweilen fühlt man Anlehnungen — die Erinnerung an Wedekind wird man nicht ganz los. Liegt das am Dichter oder am Zuschauer?

Und die Lösung —? Ist überhaupt eine Lösung da, oder kehrt der Übermensch nicht in den ewigen Kreislauf alles Geschehens zurück, aus dem er sich loszuringen trachtete?

Interessant ist das Werk in erster Linie — geistreich auch — und diese beiden Vorzüge beeinträchtigen seinen Charakter als Dichtung.

Paul Bourfeind

Stuttgart

„Geschlagen!" Deutsche Tragödie in 7 Stationen. Von Hans Franck. (Uraufführung im Landestheater, Kleines Haus, am 25. April 1923.)

Geschlagen! Der Große Friedrich bei Kolin — seine erste Niederlage! Den verlustreichen Rückzug leitet sein Bruder Wilhelm, der Thronerbe, genau nach den von ihm sofort als verfehlt erkannten Anordnungen des Königs. Trotzdem macht dieser den Allzugehorsamen für das Unglück verantwortlich und demütigt ihn samt seiner Generalität aufs tiefste. Der unverdiente Schimpf zehrt am Lebensmark des weichen Prinzen. Er siecht — ein geschlagener Mann — auf Schloß Oranienburg dahin, einzig mit dem Gedanken beschäftigt, wie er seine Ehre wieder herstellen und den königlichen Bruder zwingen könne, sein Unrecht einzusehen. Aber erst in letzter Stunde gelingt es ihm, durch die suggestive Kraft seines Willens (Telepathie?) Friedrich (oder vielleicht nur dessen Astralleib?) an sein Sterbelager zu rufen. Der König sinkt vor dem Mißhandelten in die Knie und erfleht seine Verzeihung. Prinz Wilhelm dankt mit der eindringlichen Mahnung: „Machen Sie Frieden!" Doch noch ist der Sinn des Kriegsgewaltigen nicht auf Frieden, nur auf Sieg gerichtet, und die berauschenden Klänge des Hohenfriedberger Marsches übertönen das pazifistische Vermächtnis des Sterbenden. — Dies der für ein abendfüllendes Drama zu dünne Kern der Handlung. Der Dichter mußte deshalb zu allerhand Beiwerk seine Zuflucht nehmen; die beiden ersten Stationen zehren völlig vom Anekdotischen. Und am Anfang sieht es noch nach einer zweiten Brudertragödie aus, die vielleicht die interessantere geworden wäre: der temperamentvolle Prinz Heinrich als Neider des großen Bruders, dem er nur den Vorzug einräumt, zufällig vor ihm aus dem Mutterleib gekrochen zu sein. Das Motiv wird indessen, wie noch manches andere, rasch wieder fallen gelassen. So kommt keine einheitliche Gedankenarbeit, keine geschlossene Handlung zustande. — Trotzdem hat das Publikum dem Werk kein Kolin bereitet, es vielmehr sehr beifällig aufgenommen, woran die warmblütige patriotische Haltung des Dichters und die ein wenig vordringlichen Bezüge auf das Heute mitbeteiligt gewesen sein mögen. Und trotzdem hätte das Stück auch eine Niederlage durchaus nicht verdient. Denn es ist immerhin die innerlich gesunde Leistung eines ehrlichen Talents, das der Bühne gibt, was der Bühne, und der Poesie, was der Poesie zukommt. Einzelne Szenen und Bilder sind vorzüglich herausgebracht, am vorzüglichsten gerade die episodenhaften, und das gleiche gilt von den Charakteren, wenn auch die eigenartige Auffassung des großen Friedrich als eines förmlich vom Dämon Besessenen befremdet.

R. Krauß

Remscheid

„Ein neu Spiel vom armen Job" in 5 Auftakten von Wilhelm Rees. (Uraufführung im Stadttheater zu Remscheid am 29. März 1923.)

Der Verfasser ist in unserer rheinisch-bergischen Heimat bekannt durch geistvolle Feuilletons, Kunstschriften und Novellen. Das vorliegende Werk ist sein erstes Bühnenwerk.

Der Titel deutet auf die stoffliche Vorlage, die Bibel: Hiobs Gläubigkeit reift zur Stetigkeit vertrauender Gottesfurcht nach der Heimsuchung durch den Einfluß göttlichen Ratschlusses. Gottesurteil ist sittlich-bestimmende Kraft: eine im menschlichen Sinne indirekte Lösung des Problems. Außermenschlicher, göttlich-autoritativer Machtspruch gibt dem Menschenschicksal Richtung und Ziel. Die menschliche Auffassung dieser Problemstellung gipfelt in dem Theodizeegedanken: warum leidet der Gerechte? Das Schicksal des Krieges wühlt von neuem diese Lebensfrage auf. Das „neue Spiel" von Wilhelm Rees stellt sich die Aufgabe einer neuzeitlichen, nur menschlichen Lösung dieses Widerstreites von innen heraus: Menscheneinsicht und sittliche Kraft, die ihm aus der Tiefe seiner Erlebnisfülle erwachsen, bestimmen des Menschen Schicksal. Dieser Gedanke wird an einer Handlung veranschaulicht, die den Weltkrieg zum Hintergrund hat. Der Sprache fällt die nicht geringe Aufgabe zu, den Stil des Ganzen ins Gewand der Zeitlosigkeit zu kleiden. — Die Himmelsszene als Arabeske: Gott überläßt dem Teufel zunächst die Macht über die äußere Habe, dann über Leib und Leben Jobs. Das Schicksal Jobs vollzieht sich durch den Verlauf folgender äußerer Geschehnisse: Ein vermögender Kaufmann verliert seine Schiffe und seine beiden Söhne im Kriege. Er vereinsamt. Das Schicksal fordert sein Besitztum und schließlich ihn selbst als Opfer, indem er bei einem feindlichen Luftangriff seine beiden Beine einbüßt. Die Qual des Elends treibt sein Weib zum Wahnsinn. Das alte Gottvertrauen bricht in Job zusammen. Doch Sinn des Lebens ist:

> Daß Menschen unter Martern reifen,
> Und wären sie auch tausendfach.

Aus dem Chaos des Zweifels keimt ein neuer, selbsteigener Mensch in Job empor. Innere Erkenntnis und das Beispiel eines leidgeprüften, jetzt in werktätiger Liebe schaffenden Menschen deuten ausklingend auf eine werdende, seelische Genesung Jobs. — Daß die dramatische Gestaltung des an sich epischen Stoffes gelungen ist, zeigte sich in der eindrucksstarken Uraufführung. Bisweilen werden Kontraste und bühnenwirksame Vorgänge etwas unpsychologisch motiviert, doch wird der Gesamtbühnenwert dadurch nicht herabgemindert. Ein innerliches Werk von Buchwert und doch bühnendramatischer Gestaltung.

Hans Lennartz

Altona

„Dütsche Not." Plattdeutsches Drama. Von Bruno Peyn. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Altonaer Stadttheater am 17. April 1923.)

Bruno Peyn hat sich den Stoff für sein Werk aus der Zeit der Bedrückung Deutschlands durch den ersten Napoleon geholt. Sein Held ist ein kurhavener Lotse, der mit seinen Genossen der Kontinentalsperre durch Schmuggel entgegentritt. Und während er so vom eigenen Heim fern ist, wird ihm Weib und Kind durch fremde Niedertracht geraubt. Er aber bleibt fest: aus deutscher Not muß das Vaterland stark und glücklich erstehen.

Wäre der Wille auch schon das Vollbringen, dann hätten wir in der „Dütschen Not" ein niederdeutsches Drama vom Ausmaß Stavenhagenscher Werke. Aber vorläufig bleibt Peyn noch ziemlich weit ab vom Ziel, das er sich gesteckt hat. Unsern Niederdeutschen steckt zumeist der Epiker zu sehr in den Knochen, als daß sie ein echtes Drama schaffen könnten. Auch bei Peyn fehlt die Straffheit, die schnell abrollende, geschlossene Wucht: immer wieder hemmt epische Breite den Fortgang. Das Ganze ist allenfalls ein düsteres Zustandsbild, sicher kein Drama.

Carl Müller-Rastatt

Echo der Zeitungen

Alberta v. Puttkamer

„Das Leben und Dichten der Alberta v. Puttkamer, die in ihrer Zeit unstreitig eine der begabtesten, phantasievollsten, gedankenreichsten Frauengestalten war, bewegte sich stets in durchaus aristokratischen Formen; verwurzelt im Epigonalen der nachklassischen Tage, verfolgte sie mit unbeirrbarer Sicherheit von Jugend an ihre eigenen Schönheitsträume, genoß ihre eigenen Schönheitsräusche in farbigen Wortkataratten, stand aller wechselnden Modedichtung fern, verhielt sich allen sozialen und kämpferisch-künstlerischen Problemen gegenüber ablehnend, auch andern Strömungen, der Frauenbewegung, der Naturphilosophie, der Lehre Nietzsches. Dafür aber handhabte sie meisterlich das Rüstzeug eines überkommenen glanzvollen Stils, durchtränkt von üppigen Bildern, durchzogen von pantheistischen Gedankenkreisen,

geadelt durch gesunde Empfindung und vornehme Kraft. Ihre Dichtung ist niemals durch ernsthafte Kämpfe erschüttert worden und ging den Weg, den schöpferischer Eigenwille, Lebenserfahrung, Spiel der Phantasie und Leidenschaft ihr wiesen — und sie konnte ihn gehen durch besonders günstige Lebensumstände, ohne nach rechts oder links auf Parteiung und Clique zu blicken, immer im Mittelpunkt eines regen, gesellschaftlich und geistig bedeutenden Kreises, zuerst in Berlin, dann in Kolmar und später in Straßburg als Gattin des Ministers und Staatssekretärs für Elsaß-Lothringen, eine deutsch-kulturelle Atmosphäre schaffend, mit Herz und Sinnen den schönen Künsten zugetan. Mit Recht nennt Benzmann sie einmal eine ‚Renaissancenatur'; sie lebte mit Vorliebe in der Welt der überragenden Helden und Königinnen, der Promethiden und großen Geister; ihr Einbildungsvermögen schreitet mit Vorliebe durch weiträumige Paläste, ihre Ausdrucksweise liebt die leuchtenden, brennenden, klingenden, prunkvollen Worte. So ist ohne weiteres verständlich, daß ihr die lyrisch-epische und die balladenhafte Dichtung besser gelang als das reine Lied, das überhaupt eine Domäne männlichen Schaffens ist, die gedankliche Naturschilderung mit breit ausladenden Reflexionen besser als die naive Naturstimmung. Wenn man ihre zahlreichen Gedichtbände — ‚Dichtungen' 1885, ‚Akkorde und Gesänge' 1889, ‚Offenbarungen' 1894, ‚Aus Vergangenheiten' 1899, ‚Jenseits des Lärms' 1905 und ‚Mit vollem Saitenspiel' 1912 — durchblättert, begegnet man immer wieder derselben Erscheinung: Überschwang der Phantasie, Häufung glühender Bilder, Vorliebe für historische Charaktergemälde, Rückwärtsschau in Sehnsucht, sinnliche Freude an der Schönheit, alles mit einem Grundklang von tiefem Lebensernst, einem anschaulichen, mitreißenden Allempfinden, sehr häufig verbunden mit einem Hang zur mystischen Resignation." [1])

D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 278).

Georg Reicke

Als treuen Sohn seiner ostpreußischen Heimat schildert ihn Heinrich Spiero (Voss. Ztg. 166): „Als ihm vor neunzehn Jahren der einzige Sohn, der zwischen drei Töchtern heranwuchs, durch jähe Krankheit entrissen ward, ging er in das kleine Ostseebad Neuhäuser, nahe bei Pillau. Hier, zwischen See und Haff, in der Stille des Spätsommers, unter Luft und Sonne der Heimat, kam er langsam aus der Verstörung wieder zu sich. Auf einsamen Pfaden wanderten wir durch die buntwerdenden Wälder, und wie mit einem neuen Staunen sah Reicke vom Pfannkuchenberg aus über die tiefblauende Ostsee zur Rechten, das silbrige Haff zur Linken. Damals lebte noch sein herrlicher alter Vater, der große Kantforscher, ein Wahrzeichen der Stadt. Am Abend saßen der schneeweiße Gelehrte mit den immer noch leuchtenden Augen und der jugendlich frische, eben zu ersten Erfolgen schreitende Sohn am frühen Feuer im kleinen Hause beieinander, und der Jüngere las dem Alten aus seinem Werk. Georg Reicke fühlte sich, auch in der treibenden Hast seines berliner Lebens, als Glied in einer weitherreichenden Kette. Sein Roman ‚Der eigene Ton' erweist das am deutlichsten; und was er noch gestalten wollte, was er insbesondere einem langen Aufenthalt in Ostpreußen abzugewinnen gedachte, hätte dieses Grundgefühl neu ans Licht gebracht."

Den menschlichen Unterton in seinem schriftstellerischen Werk bezeugt Max Lesser (Berl. Börs. Cour. 162): „Verfolgt man sie zu ihren Anfängen hin, so ist das Bild dasselbe wie beim Abschluß: Ein reiner und guter Mensch erobert sich höchstes Daseinsrecht, indem er sich in fruchtbare Verbindung setzt mit den Triebkräften seiner Zeit, indem er wie eine hellklingende Glocke alle sich heranschwingenden Tonwellen aufnimmt und wiedergibt. So begann er, so blieb er, dies war sein Wesensinhalt. Und darum ist Reicke mehr, als seine Schriften es sind. Er hat viel geschrieben, Gedichte, Dramen, Romane, stets fand er die freundliche Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, sein Drama ‚Freilicht' wirkte vor dreiundzwanzig Jahren beinahe wie eine Sensation (denn ein dichtender Konsistorialrat trat hier für das Recht der Selbstbestimmung in Leben und Lieben ein), seine Romane ‚Das grüne Huhn', ‚Im Spinnenwinkel' und ‚Der eigene Ton' fesselten einen großen Leserkreis nicht bloß darum, wei der Bürgermeister von Berlin ihr Verfasser war, sondern auch durch die Gefühlswärme, durch die Sauberkeit und die Anmut dieser Produktion. Und darüber hinaus und inmitten dieser literarischen Eindrücke fühlte man stets eine sonnige Kraft, die tiefer drang als dies Schrifttum selbst. Es war der Mensch, der dahinter stand, der, indem er sich ausgab, edles Menschentum nach seinem eigenen Bilde formte. Wir fragten nicht so sehr nach dem künstlerischen Wert dieser Bücher, wir durften auch ihn nicht gering schätzen, mehr jedoch galt uns in seiner ruhigen Tapferkeit der freie und aufrechte Mann, dem sein Schrifttum nur die eine Seite seiner Lebensbetätigung war."

Einen Überblick über sein literarisches Werk [2]) gibt Monty Jacobs (Voss. Ztg. 164): „Seine Arbeit suchte nach dem ‚Eigenen Ton', nach dem Schlagwort, das er einmal zum Titel eines Romans gewählt hat. Sie fand ihn in jenen zarten lyrischen Pastellen, die sein Erstlingswerk, den Gedichtband ‚Winterfrühling', schmücken. Für die große Linie des Entwicklungsromans, die er im ‚Grünen Huhn' und in ‚Spinnenwinkel' suchte, war seine Hand noch nicht fest genug. Was aber echt und frisch an Georg Reickes Persönlichkeit war, verriet sich in diesen Erzählungen so deutlich wie in seinen Dramen. Das Schauspiel ‚Freilicht', das dem Beamten so viele Anfeindungen eintrug, begleitet mit Sympathie den Weg einer Künstlerin, die sich Ellbogenfreiheit für ihr Schaffen erkämpfen muß. Das Drama vom ‚Schusselchen' trug den Kranz nicht davon, aber das Dasein einer Frau ohne jedes Hausfrauentalent belustigte im Freimut seiner Komödienelemente. Ein Lustspiel mit starkem volkstümlichen Einschlag glückte Reicke in der Komödie ‚Sie', und die Kutschertochter mit dem Ehrgeiz aufwärts durfte einen großen Publikumserfolg feiern. Zuletzt wetteiferte Reicke mit Sudermann in einem Kriegsdrama aus seiner ostpreußischen Heimat ‚Blutopfer', das Vater und Sohn um eine Frau kämpfen und den härtesten Pflichtbegriff siegen läßt.

Seitdem war Reicke verstummt. Aber die Jahre der frühen Muße, die der Jugendfrische mit so sympathischer Weltfreude genoß, werden den Freunden seiner Kunst gewiß noch Schöpfungen seiner Arbeit bescheren. Seiner ‚Arbeit', in der er sich von so gewissenhaftem ‚Schuften' um unser aller Wohl ausruhen durfte, in einer vom Schicksal viel zu karg bemessenen Ferienspanne."

Vgl. H. Lewy, „Reickes Maßregelung" (Voss. Ztg. 167); F. (Deutsche Allg. Ztg. 161).

Arno Holz

Zum sechzigsten Geburtstag am 26. April

„Arno Holz, der vor dreißig Jahren eine Verheißung war, ist heute eine Erfüllung des modernen Kunstgedankens. Das hindert freilich nicht, daß der Dichter seinen sechzigsten Geburtstag in einer ungemütlichen Dachstube begeht, in der er seit Jahr und Tag die Not des Poetendaseins, die ihm sein ganzes Leben lang ein treuer Begleiter gewesen ist, auskostet. Ein genereller Fortschritt ist nur insofern zu verzeichnen, als Holz, der im jauchzenden Frühling seines Sturms und Drangs in einer Bodenkammer des proletarischen Nordens von Berlin gedarbt und gedichtet hat, heute, im Herbst des Lebens, in einer Mansarde eines herrschaftlichen Hauses im vornehmen Westen Berlins ein gleiches tut. Aber einer Kämpfernatur vom Schlage dieses robusten Sechzigers, der trotz seiner grauen Haare heute so jung und tatfrisch ist wie nur einer

[1]) Von Alberta v. Puttkamer erschienen im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin: „Jenseits des Lärms", „Mit vollem Saitenspiel" und „Mehr Wahrheit als Dichtung".

[2]) Von Georg Reicke erschienen im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin: „Das grüne Huhn", „Im Spinnenwinkel", „Winterfrühling" und „Woge und Wind", „Der eigene Ton".

der jüngsten Mitstrebenden, konnte das jahrzehntelange Ringen mit den materiellen Nöten des Lebens nichts anhaben. Kampffreudig und kampftrotzig steht Arno Holz auch heute noch zu Hieb und Abwehr bereit, so steifnackig und begeisterungsfreudig, wie vor einem Menschenalter, als er mit seinem ‚Buch der Zeit‘ die soziale Großstadtlyrik für die Literatur entdeckte und nebenher die Modegötzen des Tages mit Geist und Grazie an dem Drahtverhau seiner Stachelverse fein säuberlich aufspießte, ein Betätigungsdrang, der seine Stellung im Lebenskampf begreiflicherweise nicht eben verbessert hat. So steht er heute noch fest und unerschüttert auf dem Boden des ästhetischen Glaubensbekenntnisses, das er 1890 auf die Formel brachte: ‚Die Kunst hat die Tendenz, wider die Natur zu sein. Sie wird es nach Maßgabe ihrer Reproduktionsmittel und deren Anwendung.‘ Nicht einen Augenblick hat dieser folgerichtigste der Naturalisten seinen Glauben an sich und an die Unfehlbarkeit seines Kunstdogmas verloren, das ihm die einzige Entwicklungsmöglichkeit bedeutet, die in die Zukunft führt.“

Heinrich Taschner (Magdeb. Ztg. 207).

„Wer den Blick auf sein Lebenswerk richtet, wird zunächst dieses sehen: einen Arbeiter. Einen Dichter, dem es niemals zu viel ward, zu feilen und zu bosseln und zu hämmern, bis das Wortkunstwerk sauber und untadelig nach der jeweiligen technischen Besinnung vor ihm lag. Arno Holz ist der große Handwerksmeister unter den Dichtern, den Begriff Handwerksmeister in seiner edelsten und positivsten Bedeutung genommen. Das ist das Deutsche an ihm, das ist das Überzeugende an seiner Kunst: daß jedes Eckchen, jedes kleinste Teilchen, jedes i-Tüpfelchen erarbeitet ist und verantwortet werden kann. Was er an Theorien zu Papier brachte, ist immer aus diesem Handwerksbewußtsein heraus entstanden. Ihm ward das Technische seiner Kunst, der Wortkunst, Problem, weil er stets den Dilettanten wie Beelzebub haßte, weil er wußte, daß auch die Dichtkunst wie jede Kunst einer handwerklichen Grundlage bedarf, die — den göttlichen Funken des Produktiven vorausgesetzt — allein den Künstler, den ‚ποιητής‘, den ‚Macher‘ vom Pfuscher unterscheidet.

Otto Ernst Hesse (Frankf. Ztg. 308 — 1 M.).

„Ihm ward die Gnade, mit seinem ranken Stecken nicht nur alte Töpfe in Scherben zu hauen, sondern auch Wasser aus dem Felsen zu schlagen: Grund vollauf zu tiefer Dankbarkeit. So ist denn unser froher Wunsch: dies sei vorbei. Er lasse die alten Töpfe ruhig stehen, sie gehen ohnedies erbarmungslos mit der Zeit entzwei. Er schenke und spende, ein so junger Sechzigjähriger, Neues um Neues aus seinem vielberufenen Dichterdachkämmerchen. Und wenn auch der geheimnisvolle Briefträger aus Schweden dies Jahr noch nicht bei ihm anklopft, er möge das Lachen nicht vergessen. So oft und so viel die Welt ihm auch ein schiefes Maul gezogen hat: dies Leben ging in schnurgerader Linie aufwärts. Zu welcher Höhe — das liegt in dämmernder Zukunft.“

Wolfgang Goetz (Deutsche Allg. Ztg. 189).

Vgl. auch: Hugo Bieber (Berl. Börs. Cour. 191); John Schikowski (Vorw. 96); Alfred Richard Meyer (Voss. Ztg. 193); Siegfrid Jacoby (Berl. Tagebl. 182, Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 93); Kurt Meyer-Rotermund (Bürger, Leuchtfeuer, 4, und Heimstatt, Wolfenbüttel, 1); H. W. G. (Münch.-Augsb. Abendztg. 110); Gustav Herrmann (Leipz. N. Nachr. 109); Hans Benzmann (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 234); ders. (Berl. Börs. Ztg. 192); Otto Koenig (Arb.-Ztg. Wien 113); E. E. N. (Münch. N. Nachr. 112); Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 194); Franz Servaes (Tag, Unt.-Beil. 99); Grüße an A. H. von Franz Werfel, Hermann Hesse, Wilhelm Schmidtbonn, Hanns Johst, Julius Meier-Graefe, Ernst Siehr (Berl. Tagebl. 195); J. Ml. (N. Zür. Ztg. 560); Paul Landau (N. Bad. Landesztg. 209); Felix Zimmermann (Dresd. Nachr. 114); Paul Hatvani (Tag, Wien 145); Alexander Baldus (Germ. Sonntagsbeil. 117); Willibald Omankowski (Danz. Volksstimme, Unt.-Beil. 99).

Oskar A. H. Schmitz

Zum funfzigsten Geburtstag am 16. April

„Schmitz ist ein Weltreisender: ein Reisender in die Welt der geographischen, der menschlich-gesellschaftlichen, der politischen Tatsachen, ein Reisender in die künstlerischen, philosophischen und magischen Lebenskreise. Ein aufenthaltsloser Trieb ist ihm eingefleischt: nirgendwo eine verkristallisierende, verkrustende Ursache, die ihn festhalten und festlegen könnte. Er haftet nicht in einer Provinz, er wird nie seßhaft an einer der Schollen seiner geistigen und seelischen Länder. Er stößt hinein in ihre Breiten, nimmt auf, nährt, steigert sich und geht hindurch. Er ist auf der Reise nach seinem Zentralpunkt, den zu finden viele peripherische Punkte überschritten werden müssen. Es ist nicht häufig, den Gang eines Menschen und Denkers zu sehen, der sich mit solcher Leidenschaft gestaltet wie Schmitz, der unterwegs ist nach seinem eigenen Selbst — mag er die große politische Arbeit leisten ‚Englands politisches Vermächtnis an Deutschland durch Benjamin Disraeli‘, mag er Gesellschaftsprobleme untersuchen wie in seinen gescheiten Büchern ‚Das Land ohne Musik‘ oder ‚Was uns Frankreich war‘, mag er philosophische Dinge abgrenzen und entscheiden, ‚Die Weltanschauung der Halbgebildeten‘ (gegen Ostwalds Monismus). Er ist beständig auf dem Marsch. Bewegung ist sein starker Impuls, aber der Eros ist es in vielerlei Gestalt, der ihn treibt. Die Glut einer starken und weltumfassenden, einer kosmisch gereiften und geweiteten Religiosität zeichnet ihn aus und trägt sein Seelenwesen in eine hohe geistige und ethische Ebene.“ Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg 200; Berl. Börs. Cour. 178).

Vgl. auch „Wie ich Schriftsteller wurde“, von Oskar A. H. Schmitz (N. Bad. Landesztg. 192).

Otto zur Linde

Zum funfzigsten Geburtstag am 26. April

„Im ‚Hyperion‘ spricht Hölderlin die bitteren Worte: ‚Es ist herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause; sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Tür saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten.‘ Diese Worte könnte man wie ein Motto über das Leben Otto zur Lindes setzen, des Dichters, der heute zu den Funfzigjährigen tritt — und den Deutschen trotz all seiner vielen Werke bisher ein Fremder geblieben ist.“

Albert Lorenz (Deutsche Allg. Ztg. 190).

„Otto zur Linde ist in seinem umfassenden Werk, seiner Philosophie, die ohne System, ohne bewußte Tradition aus untersten Urgründen bis in die peripheren Verzweigungen steigt, seiner Kunstpsychologie, seinen religiös schöpferischen Aufsätzen, seiner Dichtung vor allem ohne Widersprüche. Hier ist die große Seele, die allem Geschehen offen liegt, der in den eigenen währenden Unendlichkeitsbeziehungen alles Kleinste unendlich-kosmisch verknüpft ist, die, instinktsicher des Volkes Ideal, des Volkes fremd-Verderbliches erkennend, Menschheitsseele und darin in ihrer absoluten Echtheit und maniakalischen Ehrlichkeit Korrektiv der Welt und also des Lebens ist.“

Erich Bockemühl (N. Bad. Landesztg. 206).

„Die Lyrik Otto zur Lindes ist literarisch schwer einzuordnen. Am ehesten kann man sie noch bei den Romantikern anknüpfen, bei Brentano, den er sehr liebt, bei Arnim und bei Heine. Ebensosehr freilich kann man in seiner Lyrik Einwirkungen des Naturalismus der achtziger Jahre sehen wollen. Was aber Otto zur Linde von Romantik sowohl wie von Naturalismus scheidet, das ist seine bewußte Haltung in Sachen der dichterischen Form. Man hat Otto zur Lindes Dichtungen sehr oft formlos oder salopp in der Form genannt, und hat damit ihr Wesen völlig verkannt. Nie in deutscher Dichtung ist so bewußt und mit so ernsthafter

Selbstkritik geformt worden wie von Otto zur Linde." Robert Janecke (Magdb. Ztg. 202; Leipz. N. Nachr. 112).

Vgl. auch: Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 187); Karl Röttger (Köln. Ztg. 302).

Zur deutschen Literatur

Einen Bericht über Friedrich Gundolfs Vortrag über **Grimmelshausens** Simplizius Simplizissimus bietet Ernst v. Niebelschütz (Magdeb. Ztg. 205).

Goethes Stellungnahme im Jahre 1813 wird (Württ. Ztg., Hausfreund 15) erörtert. — Goethes Beziehungen zu Bettina v. Arnim-Brentano untersucht Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 270) auf Grund der Veröffentlichung des authentischen Briefwechsels durch Reinhold Steig. — Fr. Th. Kräuters Brief (Sammlung Kippenberg) über den „alten Goethe" wird (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 28) wiedergegeben. — **Goethe** und **Schiller** als Zeitungsschreiber betrachtet Johannes Kleinpaul (Allg. Ztg. München 16). — Über **Grillparzers** Geheimschriften orientiert ein Aufsatz von W. A. Hammer (Münch. N. Nachr. 100).

„Theodor **Körner** und die Musik" überschreibt G. Ziegler eine Plauderei (Hallesche Ztg., Deutsche Stimmen 15). — Als einen Gestrandeten betrachtet Berta Witt Zacharias **Werner** (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 81). — Eine Charakteristik von Dorothea v. **Schlözer** auf Grund von Leopold v. Schlözers in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin, erschienenen Buch entwirft Frida Spandow (Stuttg. N. Tagbl. 154).

Zum hundertsten Todestage (27. März) bietet Kurt Moser (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 71) einen Überblick über den Lebensgang von Ludwig v. **Baczko**. Ebenda (59) zeichnet Heinrich Spiero das Bild des Königsbergers August **Wolf**, der zu Hebbel in Beziehungen trat. — Der Bühnenanfänge Christine **Hebbels** gedenkt S. D. Gallwitz (Deutsche Allg. Ztg. 180).

Den zweiten Teil des „Herrn Esau" von Jeremias **Gotthelf** (wiederentdeckt von Rudolf Hunziker) analysiert Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 453). — Auf unveröffentlichte Briefe **Weiningers** (Hermann Swoboda, „Otto Weiningers Tod", Hugo Heller, Wien) wird (N. Bad. Landesztg. 183) aufmerksam gemacht.

Erinnerungen von Heinrich Mann an **Wedekind** werden (Prag. Pr. 109, 111, 112 ff.) veröffentlicht. — Eine vortreffliche Studie über **Dehmel** bietet Hans Franck (Kref. Ztg., Kultur 93). — Aus Richard Dehmels Frühzeit berichtet Robert Petsch (2 und 3) (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 174, 187).

Zum Schaffen der Lebenden

In einer Studie über Ernst **Lissauer** von Carl Müller-Rastatt (Hamb. Corr., Ztg. f. Lit. 79) liest man: „In der Tat, er selbst und die Welt: das ist der große Stoff, den Lissauer in seinen Versbüchern behandelt, groß behandelt und feierlich. Es ist etwas von Priestertum in der Art, wie er seine Kunst übt, und er ist in gewissem Sinn mit Klopstock verwandt. Auch darin, daß ihm Welt und Gegenwart nicht gleichbedeutend sind, daß er gern auch in die Vergangenheit die Blicke richtet, aus ihr die Schatten unserer Großen heraufbeschwört, um sie durch seine Kunst lebendig vor unsern Augen wandeln zu lassen." — Von Rudolf **Paulsen** sagt Kurt Gröbe (Neuer Kurs, Dichter und Denker 2): „Rudolf Paulsen ist im tiefsten Kind: verschlossen, eigenwillig und spröde, aller Güte aber aufgetan und ihr reicher entgegenblühend: ein Dichter und Mensch in Einem: gütig und groß." — Dem Lyriker Friedrich **Schnack** widmet Alfred Hein (Braunschw. Landesztg., Lichtung 8) die Zeilen: „Ein wunderbares Wesen lebt in Friedrich Schnacks Versen, die trotz aller Büchernot der letzten Jahre doch noch zum Druck gelangt sind, wohl weil sie jeder Verleger, der ihren bezaubernden Wein trank, auf Gedeih und Verderb drucken mußte. Wir mögen von George vor Jahrzehnten ebenso mitgenommen worden sein. Rilke dann und Werfel haben den großen vollen Glockenton ihrer Lyrik über alle Töne hinweg erklingen lassen, von da an aber läutete es lange nicht — bis Friedrich Schnack sang. Nun ist das eine gleich vorwegzunehmen: Schnack kommt von Theodor Däubler. Und Däubler ist noch immer verkannt, obwohl er der deutschen Lyrik einen neuen Klang wie fast kein anderer seit Goethe gab: es mag nicht mehr ein rein Deutsches, sondern etwas mit dem Romanischen in Däubler sich schon mischendes Europäisches in diesem neuen Lyrikklange sein; nun ist aber zweifellos, daß das Romanische in Däubler zu sehr überwiegt, weswegen er uns im letzten fremd bleibt, während der Franke Schnack, gewiß auch mit fremdem Blut durchmischt (er soll mütterlicherseits sogar aus der Türkei stammen), doch uns überwiegend Deutsches gibt, so daß wir ihn verstehen und lieben. Däublers Durchstoß für die Lyrik war vielleicht größer, aber wenn wir nach der Entfaltung der aufgesprungenen Knospe fragen, so ist Friedrich Schnacks Rose schöner." — Alexander Baldus charakterisiert (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 17) Ernst **Thrasolt**: „So sah ich damals Ernst Thrasolt, den Meister der religiösen Lyrik, und so sehe ich ihn noch heute, da die Blüten gereift und die Hoffnungen erfüllt sind. Ich habe seither noch manchen religiösen Lyriker gelesen und noch manche stille Schönheit gefunden; aber keiner sprach zu mir mit einer solchen bis ins Tiefste erschütternden Sprache und packte mich mit so urgewaltiger Wucht wie gerade Thrasolt. Und warum geschah mir das? Weil diese Verse mehr sind als sentimentale, anempfundene Epigonenlyrik, weil sie wortgewordenes Erlebnis, herzzerreißende Bekenntnisse eines Gottsuchers und das innerste Geheimnis einer Seele bedeuten, einer armen, gequälten Menschenseele, die nach manchen Kämpfen und Versuchungen, nach manchen Verfehlungen und Verirrungen mit Gottes Gnade endlich durch Läuterung und Sühne zu Ruhe und Frieden gelangt." — Jakob **Kneips** religiöse Dichtung wird von Heinrich Weinstock (Frankf. Ztg. 231 — 1 M.) dahin gekennzeichnet: „Das Urerlebnis dieses Dichters, der in Enge und Härte eines hunsrücker Bauernhauses aufwuchs, das Erlebnis schon im Vordasein, in der Geschlechterfolge glaubensharter Bauern und ‚allmorgendlich die Kirche füllender' Mütter, das Erlebnis des Knaben, der ministrierend das Weihrauchfaß schwang, des Jünglings, den die Jungfrau und Gottesmagd bezauberte, und des Mannes, der unablässig und blutig mit Ihm gerungen, auf daß Er ihn segne — das Erlebnis ist **Gott**. Vom lebendigen Gott handelt das Buch, das Zeugnis für den Dichter Kneip ablegt, vom lebendigen Gott und seinen Dienern, Mittlern und Helfern, den Heiligen des katholischen Kalenders." — Einen Aufsatz über Fridolin **Hofer** leitet Hans Sturm mit den Worten ein (Germ. Sonntagsbeil. 83): „Der schweizer Lyriker Fridolin Hofer ist sich seiner Begabung wie selten ein Dichter bewußt, kennt genau ihren Umfang, ihre Tragkraft, geht niemals auch nur in Versuchen über ihre Grenzen hinaus, leistet auf seinem ureigenen Gebiete nur Reifes, Starkes und schuf sich so in dem Kreise der wesentlichen Lyriker eine Sonderstellung. Wenn auch einige kritische Gemüter (Geister wäre zuviel gesagt) teils aus expressionistischer Verblendung, teils aus ungeklärter Theorie oder verzagter Praxis heraus ihn nicht verstehen oder mißverstehen, so spricht dies eigentlich nur für Hofers natürlich-gesundes Können." — Als Zeitdichter wird Heinrich **Lilienfein** (Stuttg. N. Tagbl. 161) von R. Krauß bewertet: „Lilienfein ist vom Studium der Geschichte ausgegangen. Aber vielleicht darum gerade hat er von jeher den Kulturproblemen seines Zeitalters besondere Aufmerksamkeit zugewandt — in der richtigen Erkenntnis, daß Vergangenheit und Gegenwart, Gewordenes und Werdendes im engsten Zusammenhang untereinander stehen. Dies gilt für den Dramatiker gleichermaßen wie für den Erzähler. In seinen frühesten Schauspielen wie in seiner ersten Prosadichtung ‚Modernus' war es ihm darum zu tun, die persönliche geistige Einstellung zu bedeutsamen Zeiterscheinungen zu finden und so die Herrschaft über sie zu gewinnen. Nach dieser für ihn notwendigen Auseinandersetzung konnte er seiner Kulturepoche objektiver gegenübertreten. In der ‚Ideale des Teufels' betitelten ‚boshaften

Kulturfahrt' tat er es mit dem Schwert des Satirikers umgürtet. Im Drama ließ er Gesellschaftsstücke mit aktuellem Einschlag und historische miteinander abwechseln. Vor einem Jahrzehnt hat er dann mit der Pflege des modernen Romans begonnen. Auf diesem Gebiet war es ihm zunächst um reine Psychologie, nicht um Betrachtung und Beurteilung von Gegenwartsproblemen zu tun. Dazu mußten ihn aber Weltkrieg und Revolution, von denen er die stärksten seelischen Eindrücke empfangen hat, zurückführen. So entstand sein Kriegsroman ‚Die feurige Wolke', der den Widerstreit zwischen Patriotismus und Menschenliebe in der Seele eines Feldgeistlichen veranschaulicht. Man fühlt diesem Buch an, wie die schlimmen Erlebnisse und trüben Erfahrungen des Dichters selbst während seiner Dienstzeit im Felde darin noch nachzittern. Dennoch mißbraucht er niemals seine Künstlerschaft zur politischen oder gar parteipolitischen Tendenz. Sein sicherer Takt und feiner Geschmack schützt ihn hier wie auch sonst davor, auf Sensation es abzusehen; vielmehr sind ernste Selbstzucht und besonnene Überlegtheit Grundzüge seines künstlerischen Wesens." — Einen Vertreter der Gemütskunst erblickt Friedrich Castelle (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 14) in Paul Keller: „Die Kunst Paul Kellers ist wohl das lebendigste Zeugnis für die Unvergänglichkeit dieser deutschen Herzenspoesie. Paul Keller ist nie ‚Mode' gewesen wie andere Zeitgrößen, die von raschen Wellen emporgetragen und wieder hinuntergerissen wurden. Und doch hat er von seinen ersten Anfängen an alle deutschsprechenden Völker unwiderstehlich erobert. Paul Keller hat auch nie ‚Moden' mitgemacht und wurde doch immer mit an erster Stelle genannt, wenn eine neue literarische Bewegung bemerkbar wurde." — Auf Kaspar Ludwig Merkl macht Adolf Dannegger (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 27) aufmerksam: „Lebt da in einem verlorenen oberbayerischen Nest, zwischen München und Mühldorf gelegen — Haag heißt es —, ein den Vierzigern sich nähernder schriftstellernder Apotheker, Kaspar Ludwig Merkl, von dem die Literaturgeschichten heute noch wenig wissen, in Zukunft aber desto mehr zu sagen haben werden. Denn es geht von Jean Paul über Wilhelm Raabe und einige andere eine schnurgerade Linie zu diesem Autor. Seine in der ‚Schlesischen Zeitung' schon besprochenen Novellenreihen ‚Die Katteensammlung' und ‚Das Narrenseil' sind in den Jahren 1916 und 1920 bei S. Fischer in Berlin erschienen, während seine beiden letzten Romane ‚Die Geige in Gottes Hand' und ‚Die vierfältige Allmacht' vor kurzem im Domverlag (Berlin) herauskamen." — Auf Bogislav v. Selchow weist Fritz Michel (Schlesw. Nachr., Nordmark 81) mit den Worten: „Bogislav v. Selchow ist als Dichter und Mensch der Vertreter einer durch Leben und Kampf gefesteten Menschheit, die nicht in der Zerstörung aller überkommenen Werte das Heil erblickt, sondern im tätigen Zusammenwirken aller Kräfte aus dem alten Bewährten aufbauend neue Erkenntnisse sucht. Und sein Werk verdient, über die Grenzen der engeren Heimat hinaus in allen deutschen Herzen Widerhall zu finden." —

Enthusiastisch bekennt sich Alfred Hein zu dem Werk Fritz v. Unruhs (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 87): „Soviel wird auch schon nicht nur dem Gläubigen, sondern auch dem literarischen Richter aus Unruhs Werken entgegenleuchten: daß seit Kleist in deutscher Dichtung der dramatische Rhythmus nicht mehr so sicher gehandhabt ist wie von Unruh, daß seiner Seele eine unendliche Stoßkraft empor zur allumfassenden Liebe innewohnt, die ihn schließlich nicht nur zum bedeutsamen dramatischen Könner, sondern auch zur unvergänglichen dichterischen Persönlichkeit ausgestalten wird." — Ziel von Karl Röttgers Dramatik erkennt W. Hermanns (Neuer Kurs, Röttger-Sondernummer 13) im Religiösen: „Röttgers Kunst ist tief ethisch, aber sie ist nirgendwo moralisierend. In Worten und Handlungen lebt in den Erlösergestalten seiner Stücke der ‚ewige Christ', der gleich dem ewigen Juden über die Erde pilgert, doch nicht wie dieser süchtig nach eigenem Tod, sondern voll Sehnens, andern das Leben der Seele zu schenken. Der Geist des Menschensohnes atmet aus den Schöpfungen dieses Weg und Ausweg weisenden Dichters, der tief erkannt hat, daß wir in der Tat immer mehr Christen — in ganz untheologischem, ganz unkonfessionellem Sinne — werden und werden müssen." — In Georg Kaisers neuem Drama „Gilles und Jeanne" erblickt C—l (Berl. Börs. Ztg. 156) ein Werk, in dem der tiefe menschliche Gehalt früherer Schöpfungen des Dichters vermißt werde.

Auf die Gedichte „Verse aus der großen Stadt und andere Gedichte" von Gerda v. Below, einer Ururenkelin Herders, macht Otto Ernst Hesse (Berl. Tagebl. 157) aufmerksam: „Wir nehmen diese Ururenkelin Herders in die Literatur auf." — Rainer Maria Rilkes „Sonette an Orpheus" und Arthur Silbergleits „Orpheus" unterzieht Gertrud Isolani (Berl. Börs.-Ztg. 168 „Enkel des Orpheus") gemeinsamer Würdigung.

In Hinblick auf die Neuausgabe der Gesammelten Schriften (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) nennt Richard Rieß (Münch.-Augsb. Abendztg., Frauen-Ztg. 14) Klara Viebig „die größte deutsche Naturalistin". — Über Rudolf G. Bindings „Unsterblichkeit" (Rütten und Loening) läßt sich Anton Schnack nun auch (N. Bad. Landesztg. 170) vernehmen. — Zu Josef Pontens neuem Werk äußert sich O. Jancke (Kref. Ztg. 65): „Schon Pontens letztem Novellenband ‚Der Knabe Vielnam' merkte man es deutlich an (trotz Objektivierung des Geschehens), daß Fixierung persönlichen Erlebnisses anders als jemals vorher künstlerischer Trieb war und sich neue Stilform schuf. ‚Der Jüngling in Masken', fünf Erzählungen aus einem reifenden Leben (bei Kiepenheuer soeben erschienen), gehört ebenfalls der neuen Gestaltungsart an und ist, wie der Verfasser ankündigt, dem Roman ‚Salz' wie ‚Der Knabe Vielnam' zugehörig, der noch der Vollendung entgegenwächst." — Klara Ratzka wird von Ilse Reicke (Tag, Unt.-Beil. 100) charakterisiert: „Klara Ratzka ist ein lebendiges, vielseitiges, jeder Lebensäußerung aufgeschlossenes und zugängliches Temperament. Wie eine empfindliche und wanderlustige photographische Kamera weiß sie, auf zahlreichen Reisen, in einem bewegten Leben, jedes Landschaftsbild, jede Daseinsatmosphäre, jeden Menschen in seinem Gehaben und Gebaren durchaus objektiv aufzufangen und wiederzugeben. Bemerkenswert ist aber, daß bei ihrer starken sachlichen Interessiertheit für alle möglichen Probleme, der Frauenfrage etwa oder der Politik, Klara Ratzka nicht dahin geführt wird, wohin die Verbindung von einer wachen Gescheitheit und einem lebhaften Temperament gerade die Erheblicheren unter den Frauen so oft führt: zur Tendenz. Ihre Bücher sind in keiner Weise Tendenzromane, sondern nur fest in einen Rahmen gebannte, objektive Widerspiegelung des Lebens mit all seinem Reichtum der Erscheinungsformen."

Zur ausländischen Literatur

Otto Grautoffs Buch „Maske und Gesicht Frankreichs" würdigen Fritz Schotthoefer (Frankf. Ztg. 202 — 1 M.) und Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 28). — Zu dem Buch von Hermann Platz „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich" bietet Werner E. Thormann (Frankf. Ztg. 295 — 1 M.) eingehende Ausführungen. — Eine größere Studie über Molière veröffentlicht Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 46, 47). — Der Frage „Wie hat Molière den ‚Misanthrop' gespielt?" geht Eduard Blaser (N. Zür. Ztg. 196) nach. — Brandes' Voltaire wird Paul Rilla (Berl. Börs. Cour. 60) kritisch gerecht. — Den Aufenthalt Mussets und George Sands in Venedig schildert L. Andro (Voss. Ztg. 146). — Über einen Franz Liszt-Roman von Balzac („Beatrix") schreibt Hans Jacob (Berl. Börs. Cour. 173). — Ernest Renans hundertjährigen Geburtstages (am 27. Februar) wurde mehrfach gedacht: W. K—r (N. Zür. Ztg. 268; —r (Berl. Börs. Cour. 97); Fritz Schotthoefer (Frankf. Ztg. 155 — 1 M.); Karl Leuthner (Arb.-Ztg. Wien 56); (Stuttg. N. Tagbl. 89). — Über Zola schreibt Werner Richter (Berl. Börs. Cour. 125). — Karl May und Jules Verne nimmt Max Brod zum Thema (ebenda 157). — Mit Claude Anet, dem Verfasser von „Petite Ville" u. a. macht René Schickele bekannt (Prag. Presse 107). — Über neue französische

Romane berichtet Max Rychner (N. Zür. Ztg. 367). — Einen sehr anschaulichen und fein charakterisierenden Nachruf auf Sarah Bernhardt schreibt Fritz Schotthoefer (Frankf. Ztg. 231 — 1 M.).

„Wege zu Homer" weist Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 93, 94).

„Dreihundert Jahre Shakespeare". Das Schicksal der Jubiläumsausgabe (N. Bad. Landesztg. 205). — Das neueste Werk von Shaw „Zurück zu Methusalem" würdigt Julius Bab (Voss. Ztg. 186). — Einen Nachruf auf den im Sommer 1922 verstorbenen englischen Literarhistoriker Sir Walter Raleigh bietet John Middleton Murry (Prag. Presse 99).

Unter der Überschrift „Die Memoiren eines Abenteurers" erzählt Curt Bauer (N. Bad. Landesztg. 179) von Casanova.

Oehlenschlägers schweizer Erinnerungen vergegenwärtigt Wilhelm Widmann (N. Zür. Ztg. 529).

Dostojewski und sein Schicksal erörtert Julius Hart nach dem gleichnamigen Buch von Otto Kaus (E. Laubsche, Verlag, Berlin) unter kritischer Stellungnahme dazu (Tag, Unt.-Beil. 89. — Bemerkungen zu einer Ljeßkow-Ausgabe macht Martha Charlotte Nagel unter der Überschrift: „Die Russen und wir" (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 81).

Eine Tagore-Studie bietet Peter Mennicken (Kref. Ztg., Kultur 100).

Mit chinesischer Lyrik in neuen Übertragungen beschäftigt sich Ernst Ulitzsch (Berl. Tagebl. 161).

„Zur Frage des Theaterstils" von Hans Heinrich Borcherdt (Münch.-Augsb. Abendztg. 99).

„Vom Leben der Antike" von E. Drerup (Köln. Volkszeitung, Neue Zeit 14, 15).

„Der Landstreicher in der Dichtung" von Hans Gäfgen (Hallesche Ztg., Stimmen der Zeit 15).

„Die Gerhart Hauptmann-Briefe" (Persönlichkeitsrecht) von Eduard Heilfron (Deutsche Allg. Ztg. 181).

„Aktuelle Dramaturgie" von Herbert Jhering (Berl. Börs. Cour. 177).

„Das deutsche Schicksal" von H. W. Keim (Düsseld. Lok.-Ztg., 24. u. 31. März).

„Der Frauenfuß in der Lyrik" von Hermann Kienzl (N. Zür. Ztg 502 u. Berl. Börs. Ztg. 186).

„Miscellen von alten Dichtern" von Hermann Kienzl (Berl. Börs. Ztg. 174).

„Vom Dichter-Werden" von Julius Kreis (Magdeb. Ztg. 209).

„Der Zeitroman" von Heinrich Leis (Germ., Sonntagsbeil. 110).

„Von der gebenden Kraft" von Ernst Lissauer (Stuttg. N. Tagbl. 161).

„Kindermund von Dichterkindern" von Egon Roska (Tag, Unt.-Beil. 96).

„Mythus, Sage, Märchen" von Walter Otto (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 30).

„Die Not der Bibliotheken" von Richard Pfennig (Deutsche Allg. Ztg. 184).

„Der Rhein als Schicksal" (mit Beiträgen von Karl v. Felner, Alphons Paquet, Ernst Bertram, Ernst Robert Curtius (Kref. Ztg., Kultur, Umschau 42, 46, 54).

„Der Dichter" von W. A. (Württemb. Ztg. 86).

Echo der Zeitschriften

Euphorion. XXIV, 3. In seiner Studie „Ziele der Theaterforschung" erörtert A. Köster auch die Frage, was die Bühne als solche dem großen dramatischen Dichter zu bieten habe und führt dabei das folgende aufschlußreiche Beispiel an:

„Selbst auf den höchsten Höhen der Kunst weiß ein Dichter, der zugleich Bühnenkenner, vielleicht gar Schauspieler ist, der Bühnenform, die er vorgefunden hat, tiefste Wirkungen abzugewinnen. Die Bühne beschenkt ihn, wenn er in ihr lebt und für sie schreibt. Als Beispiel mag Shakespeares ‚Romeo and Juliet' dienen. Man braucht dies Drama als Ganzes nicht zu überschätzen. Aber jedem, auch wenn er nicht das ganze Geflecht der Zufälle im Gedächtnis hat, stehen doch zwei unvergeßliche Szenen vor Augen: die Balkonszene im zweiten Akt und der Abschied der Liebenden nach der Brautnacht im dritten Akt. In beiden Fällen dankt Shakespeare mit das Schönste seiner Treue gegen den angestammten Theaterbau. Die Elisabethanische Bühne war bekanntlich infolge ihrer besonderen Vorgeschichte und Entstehungsweise darauf eingerichtet, daß der Dichter einzelne Szenen auf eine erhöhte Galerie verlegen konnte oder mußte. Diese Möglichkeit nutzt Shakespeare aus. II, 2 ist vorgeschrieben ‚Juliet appears above at a window', während Romeo unten steht. Seine Blicke sind aufwärts gerichtet; der Liebende muß aufschauend zugleich die Augen des Mädchens und die Sterne sehen, und rein assoziativ ergeben sich daraus alle Vergleiche und Bilder. Indem er Julia dann anredet als ‚being o'er my head', wird sie ihm zum ‚winged messenger of heaven'. Und umgekehrt ist es beim Abschied im dritten Akt. Auch hier ist das Gemach Juliens oben zu denken; von dort muß sich Romeo vermittelst der Strickleiter herablassen, die die Amme (III, 2) mitgebracht hatte: ‚I'll descend', sagt er. Dort unten aber, wo er festen Fuß faßt, wird wenige Szenen später im Hintergrund, wie der Dichter voraus weiß, das Grab der Liebenden sein. Und wie nun Julia bei diesem Abschied für immer hinunterruft:

O! thinkst thou we shall ever meet again?

und der Dichter mit tragischer Ironie Romeo antworten läßt:

I doubt it not,

da legt Shakespeare dem Mädchen, das hinabblickt, noch die Worte in den Mund,

now thou art so low,
As one dead in the bottom of a tomb.

Wer möchte entscheiden, ob Shakespeare auf das wehmütige Spiel mit dem ‚above' und ‚low', mit Himmel und Totengruft, das auf das Schicksal der Liebenden so tiefsinnig vorausdeutet, überhaupt verfallen wäre ohne den überlieferten Zwang seiner heimischen Szene, die er dankbar als ein fertiges, erprobtes Ausdrucksmittel hinnahm, dem er durch seine Dichterkraft dann erst die ganze seelische, symbolische Bedeutung zu geben wußte."

Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. I, 1. In einer eingehenden Studie von Konrad Burdach „Faust und die Sorge" liest man die programmatischen Ausführungen:

„Die vier Gespenster, voran die Sorge, sind der poetisch-symbolische Ausdruck eines tiefen und entscheidenden Seelenvorgangs in der Entwicklung des Helden. Als solches bilden sie ein Stück von Goethes lebenslänglicher poetischer Mythologie, zugleich aber ein wichtiges Motiv der dramatischen Handlung.

Die Begegnung Fausts mit der ‚Sorge' ist kein gewöhnliches Unterliegen gegenüber einer physischen Macht. Die ‚Sorge', nachdem er ihrem Andrängen widerstanden, verläßt ihn, indem sie mit jenem verwünschenden Wort die Blendung begleitet: sie will danach ihn wie die übrigen Menschen geistig blind machen. Ihr kommt es wie überall so auch ihm gegenüber auf geistige, nicht auf leibliche Blendung an. Daß ihr das nicht gelingt, daß sie sein inneres Licht nicht auslöschen, sein Streben zur Tat nicht vernichten kann, zeigt die Grenzen ihrer Macht, die sich an Fausts Charakter und Willen bricht. Sie blendet seine Augen — nicht, weil er ein Greis ist und als ob es ihres Amtes wäre, dessen Sinne zu schwächen. Sie tut es vielmehr, um ihm die weltseligen tatfrohen Lynceusaugen zu schließen, die uns indirekt aus seines Türmers Preislied

vorher angeleuchtet haben: sie will seinem Schaffen als Ingenieur, Kolonisator, Herrscher, Führer das notwendigste Organ entziehen und dadurch dieses Schaffen lähmen. Sie blendet seine Augen, um seinen Geist zu verdunkeln. Der aber bleibt hell von innerem Licht. Und auch das heißt nicht: Faust verliert zwar aus Altersschwäche das Gesicht, aber sein Geist bleibt helle, wie bei manchen Greisen im höchsten Alter. Vielmehr wird sich zeigen: dieses in ihm weiter leuchtende helle Licht ist nicht mehr die Glut, die seinen Geist von jeher erfüllte; es ist ein neues reineres Feuer, das sich in ihm entzündet hat aus dem Ringen mit der Sorge, ihrer Verwünschung zum Trotz. Das ist Fausts nach schwerem innerem Kampf erstrittener Sieg. Aber ein tragischer Sieg."

Deutsche Rundschau. IL, 7. In seiner aufschlußreichen Studie über „Goethes Sehen" spricht **Paul Fechter** auch über ein eigentümliches visionäres Sehen Goethes, wenn man so will, über gesehene Ideen. Er schreibt:

„In den Annalen von 1794 hat Goethe anschaulich berichtet, wie er das erste größere Gespräch mit Schiller auf diese Dinge brachte. ‚Ich trug die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus ‚Anmut und Würde' fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.'

In diesem Gespräch ist die klarste Formulierung dieser seltsamsten Besonderheit des Goetheschen Sehens gegeben. Die geistige Produktivität dieser Seele ist an diesem Punkt so weit vorgetrieben, daß sie über das Reich der Erfahrung hinausgreift, etwas Ideelles aus dem Bereich des nur Geistigen hinausträgt und zu einer wenn auch nur subjektiven Erfahrung macht. Wir erleben das seltene Schauspiel, daß ein Mensch aus sich heraus eine Vision in seine persönliche Anschauung hinauszustellen vermag, der wie etwa im Falle der Urpflanze keinerlei anschauliche Erfahrung entspricht, sondern die nur wie durch Ausschaltung der Zeit und inneres Zusammenschauen von Erfahrungen entstehen kann, die den Kreis nur eines Lebens weit überschreiten. Es ist, als ob Goethe hier die Gabe besessen hat, über den Bereich dessen, was er selbst an Erfahrung und Erinnerung gesammelt hatte, hinauszugehen und das, was er als Erfahrungserbe von langen Ahnenreihen in der dunklen Tiefe seiner Seele mitbekommen hatte, aus dem Gestaltlosen heraufzurufen in das Licht seines sehenden Bewußtseins. Man braucht diesen Vorgang gar nicht theosophisch-mystisch zu fassen, sondern kann ihn ganz nüchtern wissenschaftlich ansehen — als eine zwar seltene, aber durchaus nicht übernatürliche Fähigkeit. Was vielleicht Generationen vor ihm mit Augen gesehen, als Erinnerung in der Seele niedergelegt und so als ihr wesentliches Erbe gesammelt und im tiefen Unterbewußtsein dem späten Enkel weitergegeben haben — das scheint bei Goethe eine geheimnisvolle Kraft des Rückschauens, eine Fähigkeit des Sich-Erinnerns über den kleinen Ring nur seines Lebens hinaus, zuweilen vor seinen Augen in seltsamen Visionen als anschaubares Bild aufgerichtet zu haben. Goethe muß selbst eine Ahnung gehabt haben von dieser Möglichkeit, durch die oberen Schichten der Seele, in denen sich das eigene Erleben als Erfahrung und Erinnerung abgelagert hat, hindurchzusteigen in die darunter lagernden, von den Ahnen ererbten Regionen, in denen vielleicht Reste von Jahrtausenderfahrungen uns als unbewußtes Erbteil mitgegeben sind. Der normale Mensch kommt nie bewußt zu diesem Erbe in Beziehung — höchstens daß einmal in einem undeutbaren Traum solch ein Stück präexistentieller, ererbter Ahnenerinnerung, seltsam zeit- und raumlos geworden, aufsteigt: Goethe aber hat ganz offenbar mit Bewußtsein sehend Zugänge zu diesen uralten Untergründen der Seele gehabt, die den Kategorien des anschaulichen Lebens längst wieder entzogen sind. Man braucht nur an Mephistos Schilderung des Abstiegs zu den Müttern zu denken, deren geheimnisvolle Unwirklichkeit sehr wohl in diesem Sinne deutbar ist. Fausts Weg geht dort ins Unbetretene, nicht zu Betretende, in ewig leere Ferne, in der die Kategorien Raum und Zeit schon längst keine Geltungskraft mehr haben; wo Versinken oder Steigen eins wird, und er dem Entstandenen entflieht — in der Gebilde losgebundene Räume. Dort soll er sich ‚am längst nicht mehr vorhandenen ergötzen' — und auf dem tiefsten Grund dieses gestaltlosen Seins trifft er dann die Mütter — ‚umschwebt von Bildern aller Kreatur'."

Die neue Dichtung. V, 4. Max Krell sucht die Bilanz der neuesten Dichtung zu ziehen und schreibt:

„Kein Zweifel, daß um 1912 ein frischer Lauf durch die Lüfte stieß. Man hatte genug von den Sanftheiten, die abgeklärt spazieren gingen. Man wollte die Atmosphäre aller Dinge aus der Luft ins Bewußtsein reißen, etwa: wie nach dem Kanonenregen fürchterlichsten Krieges die Miasmen sich durch alle Welt verteilten, den Wandel bestimmend mit einem von menschlicher Ideenkraft nicht abzuschätzenden Eigentrieb; etwa auch, wie Politik die künstlerischen Leidenschaften doch bestimmt, wie umgekehrt Ästhetik sich auf alles Reale senkt, wie Lockerung konservativster Herrschaft die Geschäfte zwingt, umzulernen; wie aus Katastrophe Luxus und Lüste steigen, wie man larger wird und gleichgültiger — also den Gesetzen nachspüren, die allen Dingen dunkeltönig innewohnen. Was aber sind das für Gesetze? Sie sind Mystik und Magie, eine Religion privatester wie öffentlichster Art, ein Gewächs und eine Laune, also die Werkteile des Kosmos, die perpendikularen Schwingungen der Weltseele. Es ist demnach nie ganz falsch, in der modernen Dichtung von kosmologischen Tendenzen zu sprechen, auch wo sie politisch interessiert war, zeitlich gar und mit Eifer sich in die täglichen Stürme warf. Eben gerade alle Wesenheiten wurden aufgerechnet, die äußerlichsten nicht übergangen, und dann ein Extrakt gesucht, der weiter über sie hinausginge. Das bestimmte auch die Firmierung: man sagte ‚Expressionismus' aus der schärferen Abgrenzung heraus dessen, was eigentlich heute im Sinn der Zeit liegt, nämlich zu sagen: wie die Schwingung der Seele resp. dessen, was uns innerlich schafft, auf- und umbaut, ergänzt und vernichtet — wie dieses sich in Tat und Körper umsetzt, also wie unsere Leidenschaft ein Gesetz wird für die Erde, wie unser Schmerz sich in Wirtschaft äußert und eindampft in die Häfen der Politik, wie unsere Elementarkraft, die man Sehnsucht nennen könnte, sich in Körperliches verwandelt, indem einer eine Bronze gießt oder Valuta schiebt, einen strahlenden Vers spricht oder autogene Schweißung vervollkommnet. Hinter allem geistert das große Abstraktum der Sehnsucht.

Die Lyrik war ihnen von Anfang an ganz offen. Das ist ihr Wesen überhaupt, schwebend zwischen allen Gefühlen zu sein, die keine Grenze wissen im Raum. Diesmal aber durchmaß sie insonderheit Schluchten und Schmerzen und hatte die dunklen Farben der Verantwortung. Ehe noch die Parlamente der Welt an Explosionen dachten, war in ihr das Gewitter der Ahnungen aufgezogen. Diese Dichter fühlten, was bevorstand. Ihre Träume hatten erschütternde Entladungen, waren Seismographen des sich vorbereitenden Wettersturzes — der schließlich nicht nur ein politischer sein konnte, sondern alle Erscheinungsformen des Lebens anging. Als dann die Geschütze in Stellung gebracht, die Gräben aufgeworfen waren, Millionen Menschen am Leibe spürten: dies ist unausweichbar der Krieg — da waren die Dichter schon weiter gegangen, suchten die Möglichkeit, dies mörderische Erlebnis für alle Kommenden unmöglich zu machen. Sie schlugen sich fanatisch in die Front des Friedens,

wurden Pazifisten des Herzens, wurden die besten Verbündeten der Mütter. Doch sahen sie ihr Geschäft nicht darin erfüllt: nur die Feinde der Schlachtfelder zu versöhnen, tiefer saß ihnen der Pfahl im eigenen Fleisch: sie wollten die Klassen brüderlich überbrücken, den Haß ausstreichen in den eigenen Städten und die Nächte der Kümmernisse auch für die Blindesten aufhellen. Nur daß der Mensch den Menschen atmen lasse, gab den Ausschlag. Nie war eine Tendenz in der Dichtung so stark, so ehrlich angeschlagen wie diesmal, nie auch mit größerer Leidenschaft und Berechtigung und schließlichem Mißerfolg."

Deutsches Volkstum.

1923, 4. In einem Aufsatz „Kolbenheyers Werke" schreibt Hermann Hadlich:

„Kolbenheyer zeigt sich als großer Dichter darin, daß er uns nicht in satter Befriedigung entläßt. Vielmehr paart sich mit unserem Gefühl inniger Beglückung über diese unerhörte Empfindungsfülle zugleich das Gefühl des Unfriedens und der Sehnsucht in uns, der Sehnsucht nach jener Welt innerer Größe, in die uns der Dichter hebt. Es gelingt ihm das durch die gehobene, durch die ‚historische' Sprache. Die Wortkunst des Dichters, der niemals mittelbar oder unmittelbar Worte über etwas macht, ist so groß wie seine Gestaltungskraft. Zunächst benutzt er in Amor dei — wie Mereschkowski in seinem Lionardo — die Sprache von heute, um vom Einst zu erzählen. Dann läßt er im Pausewang den Chronikschreiber ganz das Deutsch von einst sprechen, um uns in den Gedankenrhythmus und die Erlebnisweise des damaligen Heute einzutauchen. Bis er im Paracelsus ein kerniges Erzählerdeutsch unserer Tage in Einklang bringt mit der Sprechweise der zu höherem Leben erweckten Menschen früherer Zeiten.

Viele stoßen sich an dieser Sprache; sie geben Hebbel recht, der über Meinholds ‚Bernsteinhexe' spricht und alles lobt, nur nicht den ‚falschen Empirismus, das ordinäre Nützlichkeitsprinzip' der erkünstelten, altertümelnden Sprache. Hier liegt aber, wie ich bei aller Achtung vor Hebbel behaupten muß, eine vorschnelle Verallgemeinerung vor. Hebbel tadelt das Imitieren; er freut sich an den alemannischen Gedichten Joh. Peter Hebels, weil sie ‚ein Idiom zu literarischer Geltung brachten, das noch lebt, noch wirklich gesprochen wird'. Hebel mußte sich seine Sprache ‚nicht erst aus Chroniken und Wörterbüchern zusammensuchen, er sprach sie selbst, sie kam ihm aus der Brust heraus ... Darum liegt in dem Eindruck, den diese Gedichte erregen, durchaus nichts von Affektation', betont der große Realist, ‚man fühlt die Übereinstimmung zwischen Form und Gehalt heraus.' Dies ist also das entscheidende Merkmal, auf das wir bei Kolbenheyers Kunstprosa zu achten hätten. Er imitiert keineswegs und hat sich nichts zusammengesucht. Vielmehr hat er sich so in seine ‚Helden' und ihre Sprache, in die Zeit Luthers und ihr deutsches Denken eingelebt, daß er diese Sprache spricht; sie kommt ihm aus der Brust heraus, und ‚man' fühlt die Übereinstimmung zwischen Form und Gehalt."

Die Weltbühne.

XIX, 12. Seinen Aufsatz „Juden in der Literatur" leitet Otto Flake mit dem Bekenntnis ein:

„Nur mit Unlust nähere ich mich diesem Thema; aber ich habe mit zu viel Gewinn in dem von Gustav Krojanker herausgegebenen gleichnamigen Sammelband: ‚Juden in der deutschen Literatur' (Welt-Verlag) gelesen, um schweigen zu können.

Ich wurde seinerzeit eingeladen, mich mit einer Analyse über einen jüdischen Autor an diesem Band zu beteiligen, und konnte mich, so lebhaft mein Interesse für dieses wahrhaft deutsche Problem war, nicht entschließen — weil ich wohl fühlte, daß es jüdische Züge in Dichtung, Philosophie, dem geistigen Weltbild überhaupt gibt, zugleich aber fragen mußte: Was ist damit gewonnen, bewiesen, erkannt?

Wenn ich einen Roman, ein Drama, ein Gedicht lese, nun, so lese ich einen Roman, ein Drama, ein Gedicht, lerne eine der zahllosen Variationen kennen, die alle das gemeinsam haben, daß ewige, gegebene, geradezu absolute Grundgefühle, also Menschliches, von Menschen behandelt werden, die in einer zeitlichen, bedingten und gewordenen Atmosphäre leben.

Dieses Zeitliche, Bedingte und Gewordene kann mir fremd oder vertraut sein, aber immer handelt es sich zuletzt um eine einzige Forderung, die auch die Norm des Urteils liefert: daß fühlbar werde, was ich die Relation des Zeitlichen zum Absoluten, die Visierung des Absoluten durch das Zeitliche nennen möchte.

Ich kann daher von der Frage, ob das Jüdische im Leben etwa unsympathisch oder minderwertig sei, absehen — ich brauche sie gar nicht zu beantworten; denn dasselbe Jüdische wird mir in der geistigen Sphäre als Leistung oder Nichtleistung begegnen, und ich werde in der Lage sein, es zu billigen oder zu verwerfen. Damit ist die jüdische Frage der Sphäre des Tages entrückt, in der sie niemals entschieden werden kann.

Die Projektion von Eigenschaften in eine andere Sphäre, die Projektion von Ursachen in Wirkungen erlaubt, nach ihrer zeitlichen Herkunft nicht zu fragen, sondern sie als das zu behandeln, was sie nun sind: Ideen, Gefühle, Arten des Weltverhaltens, Begriffe, Lehren, seelische Bausteine. Ich habe es nunmehr nur noch zu tun mit Dingen wie Melancholie, Ironie, Skepsis, Heroismus, Demut, Hingabe, Schärfe, Wärme, Musikalität, Schnoddrigkeit, Verstand, Mystik, und habe außerdem zu wissen: Keine von diesen Grundhaltungen ist ausschließlich einer Rasse eigentümlich, alle sind allen Rassen gemeinsam. Verschiedenheit der Stärkegrade gern zugegeben."

„Der Prolog zum ‚Hamlet' der Wandertruppen und Andreas Gryphius." Von Willi Flemming (Euphorion XXIV, 3).

„Justus Möser." Von Ludwig Bäte (Der Wächter VI, 2).

„Neue Mitteilungen über Klopstocks Aufenthalt in Dänemark." I. Von Th. Berg (Euphorion XXIV, 3).

„Goethe und die Juden." Von Friedrich Wilhelm Riemer (Die Wage IV, 7).

„Der Erstdruck von Goethes Faustfragment." Von Hermann Behn (Zeitschrift für Bücherfreunde XV, 2).

„Lenz, Klinger und der Sturm und Drang." Von Arthur Sakheim (Der Freihafen V, 7).

„‚Der Kettenträger', ein Roman von Klinger." Von Hanna Hellmann (Euphorion XXIV, 3).

„Zacharias Werner und die Schweiz." Von Eugen Kilian (Baden-Badener Bühnenblatt III, 22).

„Wie Görres ein Deutscher wurde." Von Josef Grisar S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 7).

„Zu Kleists ‚Penthesilea'." Von Hugo v. Kleinmayr (Die Scene XIII, 4).

„Clemens Brentano und der Badener Aloys Schreiber." Von Herbert Levin (Baden-Badener Bühnenblatt III, 24).

„Clemens Brentano und die Frauen." Von Wanda Icus-Rothe (Rheinischer Beobachter II, 14).

„Der Dichter des Rheins [Clemens Brentano]." Von Max Fischer (Rheinischer Beobachter II, 14).

„Die Libussa-Dichtungen Brentanos und Grillparzers." Von Günther Müller (Euphorion XXIV, 3).

„Andreas Schneller, der Schöpfer des Bayrischen Wörterbuchs, der Dichter und Pädagog." Von Max Koch (Der Wächter VI, 1).

„Franz von Schober, der Dichter-Freund Schuberts und Liszts." Von Georg Richard Kruse (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 7).

„Grabbes ‚Nanette und Maria'." Von Fritz Ebers (Die Scene XIII, 3).

„Eine Freundin Adalbert Stifters [Emilie v. Binzer]." Von Josef Bindtner (Der Wächter VI, 2).

„Von Theodor Mundts Stellung zur Reformation." Von Hans Knudsen (Die Christliche Welt XXXVII, 11/13).

„Otto Ludwigs ‚Maria'." Von Karl Reuschel (Euphorion XXIV, 3).

„Der Sänger von ‚Dreizehnlinden‘ [Friedrich Wilhelm Weber].“ Von Friedrich Castelle (Die Bergstadt XI, 5).
„Scheffel.“ Von Richard von Schaukal (Der Gral XVII, 7).
„Zum Seldwyler Waltharilied.“ Von K. Preisendanz (Baden-Badener Bühnenblatt III, 28).
„Wildenbruch und Weimar.“ Unveröffentlichte Briefe von Ernst von Wildenbruch an einen weimarischen Freund. Mitgeteilt von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXV, 7).
„Von Gotthilf Weisstein, seinen Büchern und einigen anderen Dingen.“ Von Hans Lindau (Zeitschrift für Bücherfreunde XV, 2).
„Ein Brief.“ Von Peter Altenberg (Das Tagebuch IV, 14).
„Carl Hauptmanns ‚Austreibung‘.“ Von Max Freyhan (Baden-Badener Bühnenblatt III, 21).
„Ernst Troeltsch.“ Von Erich Przywara S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 7).
„Arno Holz.“ Von Annie Harrar (Der Türmer XXV, 7).
„Die Tragödie des Naturalismus.“ Zu Arno Holz' 60. Geburtstag. Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVI, 7).
„Hauptmann oder Holz?“ Von Hans W. Fischer (Die Glocke VIII, 52).
„Thomas Mann.“ Von Arthur Friedrich Binz (Der Gral XVII, 7).
„Die Persönlichkeit Adolf Bartels'.“ Von Oskar Katann (Der Gral XVII, 7).
„An Alfons Paquet.“ Von R. v. Scholtz (Österreichische Rundschau XIX, 4).
„Übersetzungen ins Hebräische [Persönliches].“ Von Moritz Heimann (Der Jude VII, 3).
„Das tödliche Wort.“ Zu Georg Kaisers Schauspiel ‚Die Flucht nach Venedig‘. Von Hans Harbeck (Der Freihafen V, 7).
„Anna von Krane.“ Von Alexander Baldus (Sonnenland XII, 7).
„Hans Sterneder.“ Von A. M. (Der Türmer XXV, 7).
„Ein Malerpoet [Matthäus Schiestl].“ Von Franz Walter (Der Wächter VI, 2).
„Armin T. Wegner.“ Von Kurt Offenburg (Die Glocke IX, 1).
„Paul Ernst.“ Von Walter Erich Schäfer (Der Türmer XXV, 6).

* * *

„Deutsch-amerikanische Liederdichtung.“ Von Oswald Richter (Der Türmer XXV, 6).
„Besuch bei Frederik van Eeden.“ Von Joseph August Lux (Der Gral XVII, 7).
„Gogol und die deutsche Romantik.“ Von Ad. Stender-Petersen (Euphorion XXIV, 3).

* * *

„Zweck und Grenzen der Theaterwissenschaft.“ Von Otto Baumgart (Baden-Badener Bühnenblatt III, 26).
„Bühnenmüde.“ Von Otto Flake (Die Glocke IX, 3).

* * *

„Deutsche Barocklyrik.“ Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt III, 27).
„Neue deutsche Lyrik.“ Von Hans Franck (Deutscher Pfeiler II, 11/12).
„Das Heidelberger Schloß in der deutschen Dichtung.“ Von Rudolf K. Goldschmit (Preußische Jahrbücher CLXXXXII, 1).
„Die Osteridee in der deutschen Poesie.“ Von Johannes Chr. Gspann (Alte und Neue Welt LVII, 7).
„Das Ende des Tragischen.“ Von Herbert Joh. Holz (Österreichische Rundschau XIX, 4).
„Barock als Gestaltung antithetischen Lebensgefühls.“ I. Von Arthur Hübscher (Euphorion XXIV, 3).
„Rheinlyrik im Ausland.“ Von Heinz Maley (Rheinischer Beobachter II, 15).
„Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes.“ Von Hans Naumann (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte I, 1).
„Satire und Polemik.“ Von Max Rychner (Wissen und Leben XVI, 11).
„Zur Entwicklung des Problems der historischen Objektivität bis Hegel.“ Von Rudolf Unger (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte I, 1).
„Kunst und Sittlichkeit.“ Von Emil Utitz (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 7).

Echo des Auslands

Holländischer Brief

Im vorigen Sommer erschienen zwei Bücher der Rück- und Umschau, zwei handliche Literaturgeschichten, die denselben Stoff, unsere Literatur der letzten vierzig Jahre, unter verschiedenem Gesichtswinkel würdigen, nämlich „De Nederlandsche Litteratuur na 1880“ von Hermann Robbers und „De Religie in onze moderne Literatuur 1880—1920“ von K. F. Proost. Der Schriftleiter des literarischen Teils in „Elsevier's Maandschrift“ und schon seit den neunziger Jahren selber hervorragender Prosaist gibt eine zusammenhängende reinliterarische, eine ästhetische Würdigung; Proost, der freisinnige Pfarrer und Literaturfreund, sucht die „offizielle“ Literatur in ihrem Verhältnis zur Religiosität zu werten, d. h. zur Religion in allgemein menschlicher, durchaus undogmatischer Auffassung mit ihren vorherrschend bindenden, einigenden, synthetischen Eigenschaften. Robbers findet den von ihm angelegten ästhetischen Maßstab in seiner eigenen Empfänglichkeit für Schönheit, beurteilt somit subjektiv und lehnt alle und jede Objektivität, einschließlich alle Bestimmungen und Einordnungen nach -ismen, -iken, u. dgl. ausdrücklich ab. Proost dagegen wurzelt vorwiegend in den sozialistischen Kunsttheorien, urteilt demnach objektiv über die religiösen, die bindenden Werte unserer modernen Literatur, wobei der Kunstwert der besprochenen Literaturerzeugnisse fast durchweg als bereits „offiziell“ Gegebenes und Festgelegtes vorausgesetzt wird. Für Robbers ist etwa das Ethische oder Religiöse an sich für das Kunstwerk irrelevant, weil er nur die Schönheit als das Wesentliche, Wertvolle, Göttliche anerkennt; ein Standpunkt, der unfraglich dem Künstler am meisten eignet. Allein der Begriff Literatur gestattet auch eine weitere Auffassung, die sogar vom subjektivsten Schönheitsstandpunkt aus nicht immer zu umgehen ist und gelegentlich denn auch bei Robbers sich geltend macht. Er umfaßt auch den reinstofflichen, den kulturellen, den nationalen, den ethischen und den religiösen Gehalt, was aus vielen einschlägigen Schriften im In- und Ausland zur Genüge hervorgeht.[1] Deshalb hat auch eine literarhistorische Darstellung wie die Proostsche ihre volle Berechtigung. Und es ist sogar von vornherein zu erwarten, daß in den Literaturgeschichten die angedeuteten Auffassungen und die daraus hervorgehenden Betrachtungsweisen, wenn auch mit ungleicher Betonung, im einzelnen zur Geltung kommen, daß sie sich manchmal berühren, ja ineinander übergreifen, was bei einer eingehenderen Besprechung, als hier angänglich ist, auch in den beiden genannten Schriften leicht nachzuweisen wäre.

Daß Robbers' Schrift mit ihrem zum Nachschlagen bequemen Autorenverzeichnis jedem Literaturfreund willkommen sein wird, versteht sich fast von selbst. Man braucht im einzelnen nicht mit allem einverstanden zu sein, man braucht sein eigenes subjektives Urteil nicht an Robbers' ebenfalls subjektivem Urteil zu „objektivieren“ und wird doch den Ver-

[1] So erschien noch vor wenigen Monaten „Die Religion Friedrich Schillers“ von Adolf Dörfuß als Geschenkausgabe für die Mitglieder des Schwäbischen Schillervereins.

such zur „Schönheitsenthüllung und Schönheitserklärung" sowie die darauf fußenden Wertungen interessiert verfolgen, um so mehr als das Ganze in einem frischen, flotten Causerieton gehalten ist.[2]) Inwiefern es Proost gelungen ist, seiner Aufgabe gerecht zu werden, mögen in erster Linie literaturfreundliche freisinnige Theologen beurteilen. Ohne gehörige orientierende theologische Grundlage, ohne modern-religiöse psychische Einstellung dürfte es seine Bedenken haben, sich mit einem selbständigen Urteil hervorzuwagen. Aus Literaturkreisen lautet bis jetzt das Urteil über Proosts Schrift nicht allgemein günstig; inwiefern mit Recht, sei nach dem Vorbemerkten dahingestellt.[3]) Jedenfalls dürfte es als ein Verdienst Proosts angesprochen werden, daß er die Literaturentwicklung der letzten vierzig Jahre nach allgemeiner menschlichen Zusammenhängen als den bloß künstlerischen geschildert hat. Denn ein Künstler ist nicht nur Künstler; er ist auch mehr, er ist auch Mensch; in seiner Psyche sind auch andere Funktionen tätig als bloß künstlerische, bloß ästhetische. Und diese alle führen kein gesondertes Leben, sondern wirken unausgesetzt, bewußt oder unterbewußt, aufeinander ein, sind nie ganz zu trennen, sondern bilden eine psychische Synthese, nämlich die ganze Persönlichkeit: auch beim Künstler. Sie haben je nach Umständen nur einen verschiedenen Betrachtungs- und Beurteilungswert.

Beide Schriften seien hiermit den Literaturfreunden aufs beste empfohlen; denn beide bieten vollauf Gelegenheit, sei es in zustimmendem oder in ablehnendem Sinne, eigene Auffassungen und Urteile kritisch zu schärfen und zu vertiefen, sogar unter Umständen eigene Kenntnisse unserer modernen Literatur zu ergänzen und zu bereichern.

Daß unsere Literatur fast nur in schleichendem Gewässer weiter fließt — worauf schon in den beiden letzten Briefen hingewiesen werden mußte —, hat leider das vergangene Jahr wieder bestätigt. „Ihr spürt eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's", möchte man manchem unserer jetzigen „Skribenten" zurufen. Ob es aber Erfolg haben würde? ...

Herman Middendorp mustert in „De Gids", 1922, eine Reihe von Gedichtsammlungen. „Amata, Een oogst van Verzen" (Eine Gedichternte) von W. Graadt van Roggen wird kurz und bündig verworfen. — „De Keten" (Die Kette), Sonette von Jan Diederikſz, seien nicht übel; aber man spüre darin doch blutarme Pfarrerpoesie aus der vorachtziger Zeit, obgleich sie bis jetzt noch „kongruieren" mit der Mentalität der „neuen Menschen" und des „frommen Gemütes", wie die Monatschrift „De Stem" von Just Havelaar und Dirk Coster sie seit ein paar Jahren propagiere (vgl. „L. E." XXIII, 877). — An „De zeven Broeders" des Südlimburgers Mathias Kemp kann er nur Nebensächliches loben, während diese pseudo-epische Allegorie der sieben Winde als Ganzes ein Fehlgriff genannt werden müsse. Nebenbei gesagt urteilt F. Erens in „De Nieuwe Gids" (April) weit günstiger über Kemps Dichtung. — A. van Collems Prosagedicht „Het Wonder" sei nicht viel mehr als eine Propagandaschrift mit dem Leitmotiv: „Es gibt sonst nichts als den Kommunismus". In seinen früheren vier Gedichtsammlungen habe der Dichter weit Besseres geliefert. — Willem de Mérodes „Het heilig Licht" wird einfach in den Papierkorb verwiesen; wogegen die kalvinistisch, ja fast katholisch anmutende lyrische Sammlung „Het kostbaar Bloed" eine gewisse, obgleich nicht tiefgehende Ursprünglichkeit und eine, wenn auch fast beängstigende Beherrschung der Verstechnik zeige. Nach Jaarsma („Elsevier's Maandschrift", Oktober) seien diese Verse nur preziös und manieriert, im ganzen ein Rückschritt gegen de Mérodes frühere Gedichte. — Die beiden lyrischen Bändchen „De Nacht" und „Vlamrood" von Hendrik de Vries seien inhaltlich zwar lebens- und weltfremd, aber in „De Nacht" fänden sich doch auffallend gute balladenartige Gedichte wie „De Twintigjarige" (Der Zwanzigjährige) und „Mijn Broer" (Mein Bruder), während letztere Sammlung ausgezeichnete moderne Lyrik biete, ohne in expressionistische Extreme zu münden. — Martin Beversluis' „Verzen" wären nur zu loben, wenn des Dichters Naturpoesie nicht postimpressionistisch epigonenhaft und dadurch wie alle Epigonendichtung wertlos wäre. — „Lampions in den Wind" der „Getij" Dichter Frederik Chasalle und C. J. Kel[illegible] werden als „göttliche Torheiten" begrüßt und abgetan. — In „Opgangen" des jungen Vlamen Wies Moens kommt eine bemerkenswerte verinnerlichte pantheistische Weltanschauung, freilich in verbesserungsfähigen Rhythmen, zum Ausdruck.

Die kleine Sammlung Lyrik „De Narcis" des „Getij"-Führers Ernst Groenevelt verwirft Jaarsma („Elsevier's Maandschrift", Mai) in Bausch und Bogen als abkühlende nur bequeme Reimzeilen, trotz der „Feuerglut" des Dichters Groenevelt habe damit seine früher ausgesprochene Absicht erreicht und die Dichtung der Poesie beraubt. — In „Het Getij" (September bis November) spricht Groenevelt der Israeliten „Het joodsche Lied", das sie einst in den Psalmen, in Jesaja und im Hohelied als Lyrik der Volksgemeinschaft besaßen, völlig ab und belegt seine Behauptung aus der Lyrik der Dichter Permys, van Collem und Israels de Haan.

An Unterhaltungslektüre war, wie immer, kein Mangel. Robbers bespricht in „Elsevier's Maandschrift" (Januar) den dritten Band des historischen Romanzyklus „Gedachten der Tijden" von P. H. van Moerkerken (vgl. L. E. XXII, 295): „In den Lusthof Arkadien". Er schätzt van Moerkerkens Schreibart technisch und sprachlich höher ein als die seiner Vorgänger im historischen Roman: Schimmel, van Lennep und Frau Bosboom-Toussaint. Aber die Darstellung der Personen und der historischen Begebenheiten hätten plastischer und dramatischer sein dürfen. Auch hätte die Hauptfigur, der charakterschwache Arent Michielsz weniger Sympathie von seiten des Verfassers verdient, wenn man auch seine Abwendung von dem gehässigen Streit der Remonstranten und Kontraremonstranten um 1625 herum und infolgedessen seinen Übertritt zur katholischen Kirche verstehen könne. Der ironisch gefärbte Romantitel ist der Name eines Familiengutes außerhalb Amsterdams, wo ein Teil der nicht besonders idyllischen Handlung sich abspielt. Frans Erens schätzt diesen Roman höher als die beiden vorigen des Zyklus („Nieuwe Gids", Oktober), vorzüglich wegen seiner Stilqualitäten. — Inzwischen ist auch der vierte Band erschienen: „De vraag zonder antwoord", worin der eine Reihe von Jahren umspannenden Handlung die Straffheit der sich in nur zwei Jahren vollziehenden Vorgänge des vorerwähnten Romans abgeht. Außerdem sei, wie J. de Meester meint, der Held Isaak Petersz ein holländischer Hamlet, der hinter den revolutionären Tatsachen, die nur schwach geschildert würden, herlaufe und dadurch wenig interessiere („De Gids", April).

D. Th. Jaarsma hat mit „Het ontwaken" (Das Erwachen) einen Romanzyklus aus der Gegenwart angefangen, der auf zehn Bände berechnet ist. Vielleicht habe man sich, meint Robbers („Elsevier's Maandschrift", August) an Jaarsmas Stil, der anfänglich noch etwas jugendlich und pathetisch klinge, zu gewöhnen; dann aber werde man die Darstellung des friesischen jungen Bauern Thiß und die Schilderung seiner Verlobung und Heirat mit der blinden Kui[illegible] Titia sowie die ihrer Niederkunft mit dadurch verursachten Tode zu würdigen wissen. Gerade die letzten Kapitel ließen das Beste für die nachfolgenden Bände erhoffen. J. de Meester begrüßt diesen Roman sogar mit freudiger Überraschung und erwartet eine zweite Jean Christoph-Serie („De Gids", Oktober). — Weniger tief, aber flotter geschrieben findet Robbers den anspruchslosen Roman „Aar[illegible]banden" (Irdische Bande) von Herman de Man („Else-

[2]) Vgl. Prof. J. Prinsen J. Cz. in der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 16. September 1922, Beiblatt, Nr. 47.

[3]) Neben der Erwähnung der nichtssagenden, weil unbegründeten, absprechenden Urteile J. de Meesters im Beiblatt Nr. 52 der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 21. Oktober 1922 und D. Th. Jaarsmas in „Elsevier's", Februar 1923, sowie der wenigsagenden Kritik von A. J. (André Jolles?) in „De Gids", Februar 1923, sei an dieser Stelle aufmerksam gemacht auf die umsichtig abwägende kritische Besprechung von B. M. Noach im Wochenblatt „De Amsterdammer" vom 17. Februar 1923, die vorwiegend anerkennend lautet.

vier's Maandschrift", August). Der Verlauf der Handlung sei noch etwas ungleichmäßig und mitunter unwahrscheinlich. Auch sei das Verhältnis zwischen Fräulein Therees und Jacques weniger ansprechend geschildert als die kurze Episode zwischen ihr und dem Vater der kleinen Lies. — Die Schilderung der oft überschwenglichen Naturfreude sowie die der ländlichen Atmosphäre in den beiden letzten Romanen erinnern unwillkürlich an Timmermans' „Pallieter" (vgl. L. E. XIX, 954 f.). Sein Einfluß auf solche nordniederländischen Schilderungen der Ländlichkeit und des Dorflebens scheint unverkennbar.

Noch ein Band eines Romanzyklus, Queridos „Morgenland" erschien als dritter Teil „Der alten Welt" (vgl. L. E. XXIV, 935). Solche Zyklen scheinen Mode zu werden; in den achtziger Jahren wären sie verpönt gewesen, meint Robbers bei anderer Gelegenheit wohl mit Recht. Übrigens würdigt er ihn und namentlich die gewaltige Kontrastwirkung in der Schilderung der griechisch-homerischen und orientalischen Helden- und Götterwelt als eine großartige Leistung und schätzt die ersten Kapitel noch höher ein als das bereits Gebotene in den beiden vorhergehenden Bänden. Nur die späteren Kapitel enthielten mehr Betrachtungen des Xerxes als einem Epos förderlich sei („Elsevier's Maandschrift", November).

Der Roman „Het Huis der Vreugden" (Das Haus der Freuden) wird wohl nicht zu einem Zyklus anschwellen; aber eine einbändige Fortsetzung unter dem Titel „Jenny Heystens Carrière" hat Jo van Ammers-Küller doch schon in Aussicht gestellt. „Die ich rief, die Geister ..." Es ist ein Roman aus dem immer fesselnden Theaterleben, in das Jenny Heysten als junges Mädchen ohne die Einwilligung ihrer aristokratischen Eltern eintritt, und damit sich von bedrückenden Familienverhältnissen befreit. Es folgt dann die Zeit, in der sie „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" zuletzt doch eine bedeutende Schauspielerin wird. Ihre einstige Gymnasiallehrerin Margreet Schepp ist dabei Vermittlerin gewesen und Beschützerin geblieben, bis Jenny zu ihrer enttäuschenden Überraschung für den verehelichten Schauspieler Lukas Veraart mehr geworden ist als nur Verehrerin. Der Roman ist eine Art Ich-Roman, in dem Margreet von ihrem Standpunkt aus alles erzählt; wodurch mitunter und namentlich gegen den Schluß (etwas zuviel Licht auf sie selbst und zu wenig auf Jenny fällt, deren Entwicklungsgang wohl mit Recht im Beiblatt (Nr. 52 und 53) des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 21. und 28. Oktober (von J. de Meester) etwas sprunghaft genannt wird. Gegen den möglichen Verdacht, daß es ein Schlüsselroman sei, legt Frau van Ammers von vornherein Verwahrung ein; was nicht ganz überflüssig sein dürfte.

Noch einige belletristische Schriften vom zweiten Plan seien hier kurz erwähnt: Über Marie Koenens „Limburgsche Verhalen" (Limburgische Erzählungen) urteilt Frans Erens nur bedingt günstig („De Gids", August) und Jaarsma geradezu ungünstig („Elsevier's Maandschrift", November). Dagegen begrüßt dieser ihren „Parcival" als eine fesselnde, tief nachempfundene und dogmenfreie Umdichtung der romantisch-religiösen Parcivalsage („Elsevier's Maandschrift", Januar). — „Een vrouw als zij" hält Robbers („Elsevier's Maandschrift", März) für das Beste, was Elisabeth Zernicke bis jetzt geschrieben, wenn auch „Het schamele deel" (Der dürftige Teil) von ihr tiefer schürft. Lucie von Gerlach sei eine merkwürdige Frau, aber nach dem Urteil der Frau Kloos („Nieuwe Gids", Dezember) zugleich ein höchst unwahrscheinliches Geschöpf der freien Erdichtung. — Jan van Oudshoorns sechs „Verhalen" würdigt Jo de Wit als in Moll geschriebene Erzählungen mit zumeist selbstquälerischer und machtloser Seelenschilderung. Nur im „Abschied" springe die Liebe zwischen Mutter und Sohn aus der bedrückenden Dumpfheit heraus („Elsevier's Maandschrift", September). Kloos zählt van Oudshoorn zu unseren besten Erzählern, namentlich nach der künstlerischen, weniger nach der philosophierenden Seite hin („Nieuwe Gids", Juni). — Emmy van Lokhorst, die jetzt in Paris lebende Schriftstellerin, werde, nach ihrem unbedeutenden, innerlich nicht erlebten Roman „Bart Jorgen" zu urteilen, durch das Weltstadtgetriebe offenbar zu zerstreut, meint Robbers („Elsevier's Maandschrift", September). — „Marietje" begrüßt Jo de Wit als eine anmutige Erzählung ohne verworrene Modernität und als das Beste, was Marie Schmitz bisher geschrieben („Elsevier's Maandschrift", August). Diese Schilderung der Entfaltung einer einfachen Mädchenseele bis zum siebzehnten Lebensjahre dürfte viel Selbsterlebtes enthalten; wie dies bekanntlich auch der Fall ist in „Jaapje" von Jacobus van Looy (vgl. L. E. XX, 808 f.). — „De Zondagen" von Sophie de Jongh (Deckname einer bekannten Schriftstellerin?) mutet fast wie eine Fortsetzung von Ibsens „Nora" an und schildert trefflich die enttäuschenden Folgen der weiblichen Selbstherrlichkeit. Geleitet von der Mutterpflicht und von Reuegefühl kehrt Judith zu Mann und Kindern zurück, um das alte Leben wieder aufzunehmen. J. de Meester erwartet noch einen notwendigen Schluß, ohne den Judiths Leben und damit der Roman als unvollendet zu betrachten sei („De Gids", August). Frau Kloos findet nur lobende Worte für ihre Kunstschwester („Nieuwe Gids", Dezember). Robbers würdigt das Werk als eine flotte Erzählung, aber ohne tiefere Bedeutung („Elsevier's Maandschrift", Oktober). — An Arthur van Schendels Roman „Der Liefde Bloesems" (Blüten der Liebe) hat Robbers auszusetzen, daß die Prosa fast Rhetorik geworden, und die Erotik, die vergeistigt und vertieft erscheinen möchte, doch bloß flach gehalten sei, so daß man die lebendige Romantik vermisse, die einst „Een Zwerver verliefd" so anziehend gemacht („Elsevier's Maandschrift", Juli). Herman Muddendorps Urteil in „De Gids" (Juli) lautet etwas günstiger. — Fritz Hopman nennt Aert van der Leeuws „De mythe van een Jeugd" ein munteres Buch in ausgezeichneter Prosa verfaßt; aber die Lebensfreude sei nicht durch Lebensleid vertieft, so daß der Ernst fehle. — Alie Smedings „Sterke Webben" bebegrüßt Sjoerd Spoelstra in „Het Getij" (Oktober) als eine freudige Überraschung in der Erzählungskunst der Schriftstellerin. Auch hier, wie in ihrem Erstling „Menschen uit 'n stil stadje", wenig Handlung. Aber die treffliche Schilderung der Befreiungsversuche einer jungen Mädchenseele aus den „starken Geweben" der Alltäglichkeit und die plastische Darstellungskraft seien als Vorzüge dieses Romans anzuerkennen. Robbers vergleicht sogar die Hauptfigur Mies mit Johan de Meesters „Geertje" („Elsevier's Maandschrift", Oktober).

Was die verschiedenen Theatergesellschaften zum besten gaben, war gewöhnlich ausländische Ware oder bestand aus Wiederholungen fremder und eigener Repertoirestücke. Von den wenigen eigensprachlichen neuen Dramen war noch das bemerkenswerteste — ein vlämisches Schauspiel.

„Het Schouwtooneel" gab am 21. März die Erstaufführung des vieraktigen Schauspiels „Bella donna" von Jaap van der Poll, der als Schauspieler von Beruf es besser verstand, äußere Bühnenwirkung hervorzurufen als innere Seelenentwicklung zu gestalten. Ein junger Geschäftsmann ist der glückliche Gatte einer zehn Jahre älteren Frau, die schon in Mutterhoffnung lebt, als seine Kusine, die Bella donna (schöne Dame), ihn zur Untreue verführt, dann ihn aber bald, ihrer pflanzengiftigen Belladonna-Natur gemäß, mit einem italienischen Violinspieler betrügt. Als reumütiger Sünder kehrt er zurück zu seiner „verwelkten Rose", wie seine legitime Frau sich selber mit einer gegen die Bella donna gerichteten Spitze nennt. Der lockende Wortspieltitel konnte das Stück mit seinen Unwahrscheinlichkeiten und langatmigen Dialogen für den Spielplan nicht retten.

Folgende drei Bühnenstücke erlebten beim „Rotterdamsch Tooneel" ihre Erstaufführung: Am 16. April „Het heilig Aanschijn" (Das heilige Gesicht) von Felix Rutten, ein dreiaktiges Legendenspiel mit der heiligen Veronika als Hauptfigur. Neben ihr erregt vor allem Faustine, die einstige Amme und jetzige Pflegerin des kranken Kaisers Tiberius, das Interesse, namentlich im zweiten Akt bei

der Begegnung mit Veronika, und im dritten Pontius Pilatus gegenüber vor der Wunderheilung des Kaisers. Nach der Kritik im Feuilleton des „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ vom 18. April sei es eher ein katholisches Schaustück als ein ergreifendes Mysterium. — Mitte Dezember Artis Lustspiel „De Hanebalk“ (Unterm Dach), das mit seinen Witzen und Witzeleien dem Publikum einen belustigenden Abend schenkte. Der hochthronende Maler Willem Heitner bekommt nach allerlei Erlebnissen Annie van Manderen, bei deren Vater er in unwahrscheinlichster Weise ein Dachstubenatelier innehat; ferner eine goldene Medaille und einen Käufer für sein symbolisches Dächerpanorama „Die Stadt“. — Am 10. Oktober das vieraktige Lustspiel „Mijnheer Pirroen“, eine von Felix Timmermans und Eduard Veterman gefertigte Bühnenbearbeitung des Romans „Anna-Maria“, den Timmermans zuerst in „De Nieuwe Gids“, 1920, veröffentlichte. Dem Titel gemäß ist der Notar Pirroen in den Mittelpunkt der Handlung gerückt, die im übrigen so ziemlich verläuft wie im Roman, d. h. erst nach zwanzigjähriger Werbung, die ihn verzweifelnd fast in den Tod getrieben hätte, will die spröde adlige Césarine von St. Jan des Notars Lebensgefährtin werden, während die tragische Liebe der anmutigen Anna-Maria zu dem verheirateten Corenhemel jetzt episodisch nebenher verläuft. Im ganzen ein zwar nicht gerade einheitliches, aber doch ansprechendes Unterhaltungsstück in flämischem Biedermeierstil.

Nur von nachhaltiger Bedeutung aber ist „De vertraagde Film“ (Der verzögerte Film), ein dreiaktiges Schauspiel des Flamen Herman Teirlinck. Am 9. Dezember ging es bei den „Haghespelers“ im Haag über die Bühne. Ein lebensmüdes unverheiratetes Menschenpaar will sich mit ihrem Kindchen den Tod im Wasser geben. Das Kind ertrinkt, der Mann und die Frau werden aber gerettet und erleben angesichts des Todes wie vor einem verzögerten Film die Vergangenheit ihrer Liebe und ihres Lebensglückes wie die Gegenwart der gegenseitigen Abkühlung und Entfremdung, bis sie, zum Bewußtsein und in die ihnen fremd gewordene Welt zurückgekehrt, hoffnungslos auf verschiedenen Wegen auseinandergehen. Der erste und der letzte Aufzug dramatisierten die Lebensrealität mit einer Plastik wie die eines Jan Steen, Josef Israels, Wirtz, Bauernbreughel, Brouwer oder Jordaens; der zweite, den Kern des Stückes enthaltende Aufzug, stellt das hellseherische Intermezzo dar, die Realisierung des Unterbewußtseins im erstarrten Körper. Publikum wie Kritik zollten dem Stück willigen Beifall, sowohl in Holland wie in Belgien. — In einem Vortrag, den der Dichter am 27. Januar 1923 in der Aula des ersten haager Gymnasiums über moderne Dramatik hielt, bezeichnete er es als einen Versuch zur Verwirklichung der dramatischen Gemeinschaftskunst, die not tue, um das Publikum wieder ins Theater zu ziehen, das durch die individualistisch-impressionistische gehaltlose Dramatik immer leerer geworden sei. Dieser Vortrag gestaltete sich des weiteren zu einer Absage Teirlincks an die individualistische Dichtung überhaupt.

Die Verstorbenen des Jahres: Am 26. Februar verschied im Haag im Alter von 76 Jahren W. F. Margadant, früher bei der Marine, dann viel journalistisch tätig. Von seinen wenigen Unterhaltungsschriften ist das Buch „Instantanés“ vielleicht am meisten gelesen worden. — Im März starb in Nimwegen die 82jährige C. C. W. van Walree, geb. Gobée, die unter dem Schriftstellernamen Christine Muller vor den achtziger Jahren besonders bekannt geworden ist durch die Romane „Lief en leed uit een kleine wereld“ (1869) und „Wilmerdonck“ (1879). — Die bekannte Dichterin Jacqueline Elisabeth van der Waals ist am 29. April in Amsterdam verschieden. Sie hat selber im Lauf dieses Jahrhunderts nur ein paar Bändchen zarter und oft religiös angehauchter Lyrik veröffentlicht — u. a. „Nieuwe Verzen“, 1909 —, während postum ihre „Laatste Verzen“ im vorigen Jahre erschienen. Auch ihre Erzählung „Noortje Velt“ (1907) soll nicht unerwähnt bleiben. — Im Alter von 62 Jahren starb am 3. Mai in Schiedam Ary Prins, ein hochgeschätzter Prosaist aus dem „Nieuwe Gids“-Kreis. Gleich im ersten Jahrgang des „Nieuwe Gids“ (1885) veröffentlichte er unter dem Decknamen A. Cooplandt Beiträge „Aus dem Leben“. Später gab er unter eigenem Namen „Een Koning“ heraus, worauf 1912 „De Heilige Tocht“ folgte, das sein bekanntestes Werk wurde, obgleich es schon wegen seines ganz persönlichen, nicht leicht zu genießenden Stils durchaus nicht in die gewöhnliche Unterhaltungslektüre einzureihen ist (vgl. L. E. XVI, 566/67). — Auch Mr. Willem Anthony Paap, der am 6. Januar 1923 in Zeist sechsundsechzigjährig starb, gehörte einst, aber nur auf kurze Zeit, dem „Nieuwe Gids“-Kreis an, war sogar einer der Mitbegründer der genannten Zeitschrift. Aber „mangels literarischer Qualitäten“, wie Kloos geäußert, schied er bald in Unfrieden aus der Redaktion aus und veröffentlichte dann die Schmähschrift „Vincent Haman“ gegen seine früheren Genossen. Ähnliche wertlose Schlüsselromane von ihm aus späterer Zeit sind „Jeanne Collette“ und „De doodsklok van het Damrak“ (vgl. noch L. E. X, 662). — In den ersten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erregte Mina Kruseman durch ihr männliches Auftreten für die Emanzipation der Frau ganz ungewöhnliches Aufsehen. Und wie sie dann 1875 in der Uraufführung von Multatulis „Fürstenschule“ die Rolle der Königin Luise als Dilettantin eigenwillig spielte (was zum Bruch mit Multatuli führte), zog sie auch dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. In ihrer dreibändigen Autobiographie „Mijn Leven“ (1877) kann man darüber das weitere nachlesen. Anfang September verschied sie als verehelichte Frau Hoffmann im Alter von 82 Jahren zu Paris.

Von einer jungen flämischen Monatsschrift „Het Overzicht“ (Die Übersicht) lief das letzte Septemberheft zur Besprechung im „Lit. Echo“ ein. Nach Wort und Bild erscheint es als ein Organ der Jüngsten in Vlamenland, dem vielleicht eine Zukunft beschieden ist, was sich aber in diesen Zeitläuften und nach der Durchsicht nur eines Monatsheftes von Holland aus schwerlich beurteilen läßt. Als Schriftleiter fungieren Fernant Berckelaers und Geert Pynenburg, die wie andere Mitarbeiter an der in Antwerpen (Turnhoutschebaan 105) verlegten Zeitschrift bei uns wohl noch fast unbekannt sein dürften.

Zwolle J. G. Talen

Griechischer Brief

Im vorigen Briefe[1]) wurde über die Fortschritte der neugriechischen Literatur in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren berichtet, soweit sie sich mit den sozialen und geistigen Kämpfen der Gegenwart beschäftigt. Jetzt soll die Rede sein von den Versuchen, das Verhältnis der griechischen Gegenwart zu seiner Vergangenheit selbst poetisch zu gestalten.

Von einer neugriechischen Nationalliteratur kann so lange keine Rede sein, als das griechische Volk selbst nicht politisch eine geschlossene Einheit ist. Wären die heutigen Griechen nur die Nachkommen der alten, so könnte wenigstens die äußere staatliche Einheit als erreicht gelten. Da sie sich aber auch als politische Erben der mittelalterlichen Griechen, also der Byzantiner, fühlen, müssen sie folgerichtig auch die Gebiete als die ihrigen betrachten, die bis ins 14. Jahrhundert hinein griechisch waren, also vor allem Westkleinasien, und da der Schlüssel zu diesem Konstantinopel ist, müssen sie auch dieses beanspruchen. Ob weltpolitisch mit Recht oder nicht, ist eine andere Frage. Hier kommt es zum Verständnis ihrer Literatur nur darauf an, ihren eigenen Standpunkt festzustellen. Dieser aber ist nicht zu verstehen ohne jene beiden großen Ideale, des politischen von Byzanz und des geistigen der Antike. Um diese beiden leuchtenden Gestirne kreist auch die Phantasie ihrer Dichter. Wirklich volkstümlich ist allerdings nur das erste, das politisch-nationale Ideal, das zweite, das geistig-nationale, hat zunächst nur die kleinen Kreise der klassisch Gebildeten ergriffen

[1]) Siehe „Lit. Echo“ XXIV, 170.

Daraus und aus dem immer noch nicht völlig überwundenen sprachlichen Epigonentum erklärt es sich auch, warum die werdende neugriechische Literatur zu einer objektiv-künstlerischen Erfassung des eigenen Altertums nur erst in der Kleinpoesie in größerem Umfange vorzudringen beginnt, dagegen in der erzählenden und gar in der dramatischen Dichtung sich kaum erst im Pronaos befindet. Die meisten Dichter stehen zum Altertum noch nicht wie Goethe zu ihm stand, sondern wie Schiller in seinen Gedichten, mit dem schmerzlichen Gefühl des Unerfüllten, das doch zur Erfüllung drängt.

Derjenige Dichter, der den Schillerschen Zwiespalt in sich am tiefsten und stärksten empfindet, der seit über einem Menschenalter daran arbeitet, ihn zu überwinden, ist Kostis Palamas (geb. 1859). Es ist nicht leicht, den in vielen Armen dahinfließenden Strom seines Dichtens zu überblicken, um so weniger, als zu dem genannten Zwiespalt noch ein zweiter tritt, der einer gerechten Würdigung seiner Werke im Wege steht, der Zwiespalt zwischen grüblerischer Veranlagung und starker geistiger Schmiegsamkeit und verstechnischer Gewandtheit. Das führt oft zu einem gewissen Mißverhältnis zwischen Form und Gehalt besonders seiner größeren Konzeptionen, denen man das Ringen zwischen Denken und Dichten anmerkt. Auch liegt eine gewisse Tragik darin, daß der Mann, der nie aus seiner engeren Heimat hinauskam, sich für seinen ungestillten Drang in die Weite schadlos halten mußte durch eine schier unbegrenzte Lektüre, und daß er öfter, als es seiner rein poetischen Produktion frommte, genötigt war, zur Feder zu greifen. So ist vieles in seinen Dichtungen anempfunden, ohne aber bewußt nachgeahmt zu sein, im Innersten aber gewahrt man immer den glühenden Kern echter Begeisterung und Leidenschaft, sei es im Schmerz, im Zorn oder — wenn auch seltener — in der Freude. Dann steigert sich auch die Bildkraft seiner Sprache, die durch chaotische Gedankenfülle sich nicht selten in orakelhaftes Dunkel verliert. Der dem späten griechischen Altertum eigene Hang zur Mystik hat sich bei unserem Dichter in eigentümlicher Weise verquickt mit dem modernen französischen Symbolismus, wie ihn St. Mallarmé inaugurierte, wonach der Dichter ein willenloses Werkzeug des Weltenrhythmus ist und alles Denken ersetzt durch ein instinktives Schauen.

Zwei seiner größeren, zugleich besten Schöpfungen sind typisch für diese Kunstauffassung, sie zeigen uns zugleich den Dichter in seiner Stellung zur griechischen Vergangenheit: „Die großen Visionen" (1903/04) und „Der Dodekalog des Zigeuners" (1907). Erstere bestehen aus zwei Teilen, dem „Askräer" und den „Ketten", die aber nur so weit zusammengehören, als darin der Dichter sein eigenes seelisches Erleben versinnbildlicht. In dem „Askräer" wird, anknüpfend an die Erzählung in Virgils Eklogen VI, 64 ff. des Dichters Stellung zur Welt symbolisch dargestellt: von einer Muse in die apollinische Gemeinde geführt, wo ihm der Dichter Linos Hesiods, des askraeischen Lyrikers, Flöte überreicht, durchwandert er die vier hesiodeischen Weltalter, das goldene, silberne, eherne und eiserne, deren selbständig freie Umbildungen den Höhepunkt des Gedichtes bilden, und wird dann ein Opfer der noch als feindlich gedachten Pandora; im Hades nimmt sich Persephone seiner an, die ihrerseits des Dichters bedarf, die Toten zu trösten, und mit ihr fährt er im Frühling wieder empor zum Licht. — Die „Ketten" sind eine plastisch visionäre Illustrierung des Miltonschen Ausspruches, daß die Seele von sich selbst abhängt und aus der Hölle den Himmel und aus dem Himmel die Hölle machen kann: aus der Finsternis des Gefängnisses einer heterarchischen Philosophie eröffnen sich vor dem Dichter die unendlichen Weiten des subjektiven Idealismus.[2])

„Der Dodekalog des Zigeuners", eine lyrisch-epische Dichtung, verkörpert die Stellung des Dichters zu seiner Nation: eine Bande umherziehender Zigeuner kommt kurz vor der türkischen Eroberung nach Konstantinopel, ein Herold des byzantinischen Kaisers will sie zum Weiterziehen bewegen, der Sprecher der Zigeuner entwickelt in seiner abweisenden Antwort Gedanken, in denen der Dichter seinem Volk als Warner und Prophet gegenübertritt: die Prophetenrede bildet den Höhepunkt der zwölf Bilder, die in freien Rhythmen zugleich ein buntes Bild des kaiserlichen Byzanz und des Lagerlebens der Zigeuner bieten.

Der Eindruck, den das Werk auf die heranwachsende Dichtergeneration machte, hat zwei Nachfolger zu ähnlichen Versuchen verlockt, aber nur einer, A. Sikelianos (geb. 1884), weiß sein eigenes inneres Erleben großen nationalen Zielen künstlerisch dienstbar zu machen. Nach einem noch unklar zwischen Symbolismus und Neuarchaismus schwankenden Gedicht „Der Hellseher" (1910) hat er sich in der Trilogie „Prolog des Lebens" (1916/18) zu größerer Reife durchgerungen: das Mysterium des Lebens, wie es ihm die eleusinischen Mysterien enthüllen, sucht er für seine Generation neu umzuschaffen; den Höhepunkt bildet der Hymnus auf Artemis, in dem er die Göttin anfleht, aus seinem Geschlecht ein Geschlecht kriegerischer Kraftmenschen zu erschaffen; das hellenische Altertum — das ist der Grundgedanke, den schon Palamas in vielen seiner Gedichte anschlug — soll eine ethische und künstlerische Kraftquelle werden, wie Sikelianos an seinem eigenen Beispiel zeigt. Mehr ästhetisch als ethisch gerichtet ist der literarische Halbfranzose Sot. Skipis (geb. 1880); nach langen poetischen Irrfahrten auf dem Nebelmeere eines phantastischen Symbolismus — sein „Unsterblicher" (1910) will in einer grotesken Literaturklitterung von sieben Rhapsodien die antike epische und die moderne lyrische Seele versöhnen — hat er sich, offenbar unter dem Einfluß von Jean Moréas' Stanzen zu der etwas eintönigen, aber doch wohltuenden Klarheit seiner „Apollinischen Lieder" (1918) durchgerungen, denen zuletzt die „Aeolische Harfe" folgte. (1922.)

Überhaupt scheint es, daß die jüngste Generation des Symbolismus und Subjektivismus satt ist, daß man sich danach sehnt, die antike Welt unverschleiert in ihrer reinen Schönheit und Lebensfreude zu schauen, sei es in erhabener apollinischer oder in derberer dionysischer, immer aber in objektivierender Gestaltung. Von K. Kavaphis und seinen nur oft etwas nüchtern und gesucht impressionistisch anmutenden Paraphrasen hellenistisch-römischer Kultur war schon im vorigen Brief die Rede, sein Rivale K. Varnalis vertritt einen kräftigeren, etwas sensualistisch angehauchten Realismus. Über dessen demnächst in Buchform erscheinende Gedichte Genaueres im nächsten Briefe.

Weniger reich an historischen Themen ist die moderne Erzählungsliteratur. Sie wird noch zu sehr durch Gegenwartsinteressen aufgesogen, und das ist gut so; denn die Schatten müssen erst vom Blute des Lebens trinken, um Leben zu gewinnen. So hat — allerdings auch unter dem Druck des jüngsten Krieges — die Jahrhundertfeier der griechischen Erhebung (1921) kein volles poetisches Echo in der historischen Novelle gefunden, es sei denn, daß man die Erinnerungen eines alten Freiheitskämpfers hierher rechnen will, die G. Drossinis unter dem Titel „Onkel Dimos" im Stil von Vikelas „Lukis Laras" leicht literarisch überarbeitet hat. Mehr literarische Ansprüche darf die novellistisch-kulturhistorische Darstellung erheben, die Byrons Liebesverhältnis zu Therese Makri, dem Urbild seiner „Maid von Athen", gefunden hat durch den Erforscher der Geschichte Athens im Mittelalter und Verfasser verschiedener Bände Erzählungen, Dem. Kamburoglu („Attische Liebesfreuden", 1921). Erfreulich ist, daß Kamburoglu hier als Vertreter der älteren Generation die steife Schriftsprache mit der frischen, poetischen Volkssprache vertauscht. — In eine auch in Griechenland wenig bekannte Welt, in das alte Griechenviertel von Konstantinopel, den Phanar, führen die ebenfalls halb novellistischen, halb kulturhistorischen Skizzen aus dem festlichen und häuslichen Leben alter griechischer Familien aus der Zeit von 1727—1875 von dem dortigen griechischen Arzte N. Vassiliadis („Bilder aus dem Phanar", 1920), die er

[2]) Beide Gedichte nebst den übrigen desselben Bandes („Unerschütterliches Leben") sind kürzlich in englischer Übertragung mit einer ausführlichen Charakteristik der Palamasschen Poesie erschienen („Life immovable"), 2 Bde., Cambridge, Mass., 1920/21). Eine deutsche Übersetzung bereitet der Referent vor.

einmal zu einem größeren historischen Kulturgemälde verarbeiten sollte; denn hier lebt noch die Welt von Byzanz im Verborgenen bis in unsere Tage fort, eine Welt, die sich seit etwa zwanzig Jahren auch die griechische Erzählungsliteratur erobert hat. Den Anfang machte die begabte, ebenfalls aus Konstantinopel stammende Alexandra Papadopulu (1867—1906), die, als Lehrerin wirkend, auch zahlreiche kleinere, nur skizzenhafte, aber psychologisch feine Erzählungen aus dem modernen und dem mittelalterlichen griechischen Leben ihrer Vaterstadt veröffentlicht hat; in Zeitschriften zerstreut, verdienten sie endlich einmal in Buchform gesammelt zu werden. Die beste davon, „Im Kloster", stellt eine folgenreiche Episode aus der byzantinischen Geschichte des 9. Jahrhunderts dar, die auch Carry Brachvogel in dem Roman „Der Nachfolger" (1902) behandelt. Eine noch lebende Schriftstellerin, P. Delta, hat eine Reihe frei erfundener, lebendiger Schilderungen gegeben „Aus der Zeit des Bulgarentöters" (1908) d. h. der Kämpfe des byzantinischen Kaisers Basilios II. im 11. Jahrhundert mit den Bulgaren. Die darauf folgende Zeit der Palastintrigen und Weiberherrschaft sah dann die vielberufene Skleraena emporkommen, jene kaiserliche Mätresse, die man treffend mit der Pompadour verglichen hat. Schon von einem russischen Schriftsteller, Smirnoff, zur Heldin einer größeren Novelle gemacht, hat sie P. Vlastos auch in die neugriechische Literatur eingeführt in einer Sammlung historischer Erzählungen „Unter dem Schatten des Feigenbaumes" (1908), deren wertvollstes Stück sie bildet. Sie enthält auch zum erstenmal einige Novellen, die im alten Griechenland spielen, z. B. „Die kleine Athenerin", eine tragische Episode aus den Kämpfen Athens mit Sparta.

Noch weniger gepflegt als die historische Erzählung ist das historische Drama, wenigstens von den dazu Berufenen. Wie sich bei uns einst Geibel und Heyse zu Dramatikern prädestiniert glaubten, ohne es zu sein, so wagen sich auch in Griechenland achtbare Lyriker an große historische Gestalten ihrer mittelalterlichen Geschichte. Besonders der große Kaiser Nikephoros Phokas (10. Jahrhundert) kann nicht zur Ruhe kommen: nachdem ihn zuerst D. Bernardakis (1834—1907), der ein wirklicher Dramatiker war, schon vor dreißig Jahren, infolge seiner archaisierenden Sprachform aber ohne rechten Erfolg dramatisch behandelt hatte, konnte es auch dem Lyriker A. Provelengios nicht gelingen, diese tragische Gestalt zu beleben. — Eine erdichtete Begegnung zwischen dem geblendeten Belisar und dem von ihm besiegten Gotenkönig Gelimer, sowie andere, auch komische Szenen aus Byzanz („Das Heiligenbild", „Ptochoprodromos") hat J. Polemis mehr lyrisch als dramatisch zu Einaktern gestaltet. Wieweit die ebenfalls byzantinische Stoffe behandelnden Dramen des vielseitigen P. Dimitrakopulos „Der Korsar" (1909) und „Der Hofzwerg des Kaisers" (1911) dramatische Begabung verraten, entzieht sich meiner Kenntnis. — Mehr Geschick als für das historische zeigen die Griechen für das Märchendrama. Der frühverstorbene J. Kambissis, den wir schon als Inaugurator des modernen sozialen Dramas kennen lernten, hatte in „Der Mutter Ring" (1898) damit erfolgreich begonnen, dann hat wieder Polemis im „König Sonnenlos" (1910) die Sage von dem Prinzen behandelt, dem eine Fee den Tod prophezeit hat, wenn er die Sonne erblicke; darum nur des Nachts ausgehend, verweilt er einmal zu lange bei seiner Geliebten und stirbt, von der Pracht des Sonnenaufgangs überwältigt. Endlich hat N. Poriotis in der „Rhodope" (1913) die Ballade von zwei Edelleuten dramatisiert, die ihre Wette, einer von ihnen werde des anderen Schwester verführen, durch deren List verlieren. Diese etwas einfache Handlung hat Poriotis ins Altertum verlegt, durch Einfügung einer Nebenhandlung kompliziert und durch Nebenfiguren bereichert. Sein Werk hält nach dem Urteil der griechischen Kritik eine glückliche Mitte zwischen Symbolismus und Realismus, fesselt durch scharfe Zeichnung der Personen und durch schöne, lebendige Sprache, und ist künstlerisch durchaus ernst zu nehmen. — Über das erst kürzlich in einer Zeitschrift in Alexandria erschienene Jambendrama „Odysseus" von A. Geranos kann, wie über alle Erscheinungen des Jahres 1922, erst im nächsten Briefe berichtet werden.

Leipzig Karl Dieterich

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Macht über alle Menschen. Zweiter Teil. Irrlicht des Geistes. Von Ernst Lothar. München 1923, Georg Müller. 292 S.

Über den ersten Band der Trilogie konnte ich an dieser Stelle zu keinem günstigen Urteil kommen. Trotz der zweifellosen Könnerschaft des Verfassers fehlte diesem Buch das für alle Kunst letzthin Entscheidende, die Notwendigkeit. Ich vermochte weder die objektive Notwendigkeit des Stoffes noch die subjektive der Form zu erkennen, und so mußten gerade die stärksten Abschnitte des ersten Teils als unecht, ihre scheinbare Freiheit als Frevel erscheinen. Gewiß kann der unerbittliche Zwang innerer und äußerer Notwendigkeit zu der grausamen Erkenntnis führen, welche den ersten Teil beschließt: es ist Gottes Wille, daß Böses seine Kreaturen zerfleischt. Das furchtbare Problem des unerbittlichen wechselseitigen Mordes, auf welchem das Leben sich aufbaut, kann unter größten inneren Qualen zu der Lösung führen, daß das Wesen der Gottheit die Grausamkeit sei, und die Mythologie aller Zeiten lehrt, daß derartiges Denken Notwendigkeit besitzen kann. Aber eben diese Notwendigkeit mußte ich vermissen. Im „Irrlicht der Welt", dem ersten Teil, erscheint die Gottheit nicht als Siwa oder Baal, nicht als eine Verkörperung menschlichen Urleidens, sondern als Sadist, als eine Gestalt aus dem österreichischen Typenkreis der Psychopathia sexualis, und die Qual innerer Notwendigkeit, welche den Dichter zu der furchtbaren Erkenntnis geführt haben konnte, erschien verzerrt zu dem Bild einer sadistischen Neurose.

Diesem zweiten Teil der Trilogie gegenüber kann festgestellt werden, daß ein fast nicht begreifliches Stück inneren Reifens und Werdens zwischen den beiden Teilen liegt. Wohl ist auch an diesem Buch noch vieles krank und der Leser weigert sich auch hier noch nicht selten, die Abwege einer vereinzelten unglücklichen Veranlagung mitzugehen, aber in Stoffauswahl, Handlungsführung und Form läßt sich erkennen, daß der Verfasser über die peinliche Bedingtheit seines Eigenschicksals zu der Allgemeinheit des Problems durchgedrungen ist. Es ist ihm gelungen „seine Tagträume so zu bearbeiten, daß sie das Allzupersönliche, welches Fremde abstößt, verlieren und für die anderen mit genießbar werden. Er weiß sie auch so weit zu mildern, daß sie ihre Herkunft aus den verpönten Quellen nicht leicht verraten" (Freud). Mit großer Klarheit hat Lothar erkannt, daß auch reinste Güte wurzelt in den Nachttiefen der Grausamkeit. In diesem Zusammenhang findet sich nicht nur ein Reichtum von einzelnen psychologischen Erkenntnissen, welche als lebende Menschen sich zu einer leidenschaftlich bewegten Handlung drängen, als lebende Menschen von unheimlicher Durchsichtigkeit, Ganzheiten trotz aller Analyse, wirklich trotz ihrer Abstraktheit — nicht nur psychologische Erkenntnisse also, sondern die echte Kunst einer weitgespannten gedanklichen Entwicklung. Und in diesem Band finden sich Menschen, mit denen wir irgendwie eins werden können, mit deren Leiden wir zur Erlösung hindurchgepeinigt werden, so vor allem die Gestalt der Vilma Prokowna; ja Vitus Gottvogt selbst tritt aus den Fernen bloß gedanklicher Konstruktion und neurotischer Isolierung in die Nähe unseres Miterleidens, wir wagen es, ihm unsere Sehnsucht anzuvertrauen.

Noch freilich ist die Lösung des zweiten Teils nicht das Licht, welches all dem unsichtbaren, in jedem Worte schreienden Blutvergießen ein Ende machen könnte. „Allmacht ist Nachsicht“ — so schließt dieser zweite Teil. Noch ist diese Nachsicht nur Reaktion der Grausamkeit, aber es ist möglich, daß der letzte Teil, „Licht“, über die bloße Reaktion hinausführt, besonders wenn er erscheint „da die Zeit erfüllet war“, und nicht zu dem im voraus angekündigten Termin.

Berlin Armin Steinart-Loofs

Der Klimenole. Roman. Von L. Andro. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 241 S.

Ganz eigen und mit nichts vergleichbar ist der Reiz, der aus dem Buch einer klugen Frau strahlt. Ein Imponderables, Unmeßbares, etwas wie Duft oder Schimmer tränkt in solchen Büchern die Worte, es steht so vieles zwischen den Zeilen, und jene Mischung von Geist und Kultur, Gefühl und Zurückhaltung, die an dem Gespräch einer klugen Frau zu entzücken vermag, erhöht auch das, was sie schreibt, in eine zarte, schwebende — eben weibliche — Region der Geistigkeit.

Ein Buch dieser Art ist der „Klimenole“, das jüngste Buch der Andro, und in diesem schwebenden, resignierten und empfindungsstarken Um-die-Dinge-wissen besteht recht eigentlich sein Wert. Über die Bedeutung des wunderlichen Titels mag jeder selbst bei Swift nachlesen; und die Handlung — obwohl sie Spannungen genug enthält — ist letzten Endes unwesentlich. Nicht auf das Konkrete kommt es in diesem Buch an, sondern auf den Reichtum an Zwischentönen. Schön ist es, wie eine absonderliche Episode zum Gleichnis jeder Liebe wird, wie das Fremdbleiben, die Unmöglichkeit, einander zu erkennen, noch mitten im Liebeserlebnis, hier ganz stark und einfach zum Ausdruck kommt. Und man verläßt die Stille dieses Buches mit derselben Empfindung, mit der man sich aus dem befreundeten Druck einer gepflegten, feinnervigen und behutsamen Frauenhand löst.

Hannover Vicki Baum

Die Monschäuer. Ein Roman aus dem westlichen Deutschland. Von Ludwig Mathar. Kempten 1922, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 580 S.

Von demselben Verfasser erschien als erster Band eines mehrbändigen Heimatwerkes, „Die Rheinlande“ gedacht, „Der Niederrhein. Bilder von Land und Kunst“. Der vorliegende Roman setzt die Linie ins rein Dichterische fort und stellt eine Verknüpfung von Heimatkunde und Menschenschicksal dar. Mit liebevoller Vertiefung und Hingabe ist die Eifellandschaft und in ihrem Mittelpunkt das Städtchen Monschau — sind aber auch die anderen Orte, an denen die Handlung vorübergehend spielt — wie Aachen, Köln u. a. dargestellt. Eine liebenswürdige Begeisterung spricht aus der Fülle des zusammengetragenen Einzelmaterials, man fühlt es dem Verfasser nach, daß er sich mit Rücksicht auf die gewählte Form des Romans Gewalt antun mußte, um nicht des Guten in dieser Hinsicht zuviel zu geben und im Lehrhaften ganz unterzugehen.

Trotzdem tritt das Lehrhafte stark genug hervor, aber in jener volkstümlichen Art, die nicht aufdringlich ist. Eine besondere Vorliebe für das Kunstgeschichtliche bestimmt dabei den Grundton, und die Schilderung und Charakterisierung von Land und Leuten vervollständigt das Gesamtbild, in das die Entwicklungsgeschichte des Lex, des Trägers der eigentlichen Handlung, eingebaut ist. Fernensehnsucht und Heimatliebe ringen in ihm um die Bestimmung seines Schicksals. Aber die Heimat läßt ihn nicht los, trotz aller Hindernisse, die seiner persönlichen Entfaltung daheim entgegenstehen. In der Fremde fängt ihn die Heimat ein, er kehrt zurück, wird ihr Dichter, ihr Förderer und schafft sich für diese ideale Tätigkeit die reale wirtschaftliche Grundlage. Man könnte dieses Menschenleben als etwas zu bescheiden empfinden, weil nichts Außergewöhnliches, Besonderes in ihm vorherrscht. Alles ist so friedsam trotz der Konflikte mit der Mutter, so kleinbürgerlich unruhig und beruhigend von der Schulzeit über die Lehrzeit, bis zu jenem Chimborasso des Kleinstadterlebnisses, daß der Held, Gründer eines Geschichts- und Verschönerungsvereins, Ehrenbürger seiner Vaterstadt wird. Braucht dazu Mathar 580 Druckseiten? Nein, die Hauptsache war ihm wohl die liebevolle Gestaltung der halbbäuerlichen Kleinstadtwelt, der auch soziale und politische Probleme nicht ganz fremd sind und an der auch die neue Zeit mit Maschine und Eisenbahn nicht spurlos vorübergeht.

Mathar ist echt volkstümlich — kein Stürmer und Dränger — kein Grübler und Problematiker — alles steht bei ihm so fest und sicher. Humor und Phantasie färben manchmal seine Charaktere — — aber alles in allem ein geruhiges und kein aufregendes Buch, das man gemächlich liest — wenn man Zeit dazu hat.

Köln a. Rh. Paul Bourfeind

Das rote Licht. Roman. Von Heinrich Vogel. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann. 254 S.

Es ist das Buch eines phantasiereichen Menschen, der aber erdgebunden genug ist, um einen Roman zustande zu bringen, der, in der Art des Dänen Sophus Bauditz, Wunder und Alltäglichkeit in guter, bisweilen allerdings etwas süßlicher Mischung zeigt. Neue, ganz besonders gesehene und erlebte Menschen treten nicht vor uns hin; denn der junge Dorflehrer mit seinem wissenschaftlichen Streben (er versucht das Problem des Irrlichts zu ergründen) das junge Mädchen, das wegen einer angeblich unerwiderten Liebe nach Amerika geht und schwer reich zurückkehrt, um dann den Geliebten zu heiraten; der etwas zerfahrene Musikus, den eine hoffnungslose Liebe von Pol zu Pol treibt und ihn endlich nach Hause zieht, wo er gewahr wird, daß er nun nicht mehr seine einstige Geliebte, sondern deren Tochter liebt; der alte Schiffskapitän mit den guten selbstgebrauten Schnäpsen: das alles sind nicht eben neue Gestalten und auch die Art, in der sie dargestellt sind, ist nicht neu; aber trotz allem muß man dem Verfasser bescheinigen, daß er das Zeug zu einem Unterhalter, wie man ihn heute liebt und wünscht, auf jeder Seite seines Buches beweist. Das Beste in seinem Buch sind die eingeflochtenen phantastischen Erzählungen und Märchen; sie atmen tatsächlich dichterischen Geist.

Kiel Wilhelm Lobsien

Die Flambergs. Roman. Von Rudolf Heubner. Leipzig, L. Staackmann. 293 S.

Sicher, ein kluger Mensch hat da mit viel Überlegung einen Roman geschrieben, indem er ein altes adeliges Rezept ins Bürgerliche umwandelte. Man merkt, wie der Verfasser mit Fleiß und angenehmer Freude schrieb, und er schrieb nicht schlecht, schrieb klug und gefällig. Aber — und da geht es ins Weite — das Buch kommt nicht aus Ergriffenheit. Da brennt nichts auf der Seele, kaum einmal etwas im Herzen. Ein Problem ist aufgestellt, und nun wird es gebildet und mit allen Regeln der Psychologie ausgearbeitet. Klugheit ersetzt die leidenschaftliche Begabung, Übung den eigenen Stil. Es ist ein Buch der überbildeten Zeit, in der im Grunde jeder, der leidlich begabt die Schule durchgemacht hat, Schriftsteller sein kann.

Gerade das Problem vernichtet hier das eigentlich Lebendige. Das aufgestellte Schema erlaubt keine Freiheit, da es jede Eigenwilligkeit zurückzwingt, jede freiere Bewegung hemmt und umformt. Das Problem, das Schema wird von vornherein scholastisch verengt: der Verfasser darf über den „Guten Abschluß“ nicht hinaus. Vom ersten Kapitel ab weiß man, was werden soll, was werden wird. So hat man nur die arme Neugierde, wie das nun gehen wird, bis es zum guten Ende kommt.

Das Scholastische hemmt auch die Weite der Welt. Es ist klar, auch der Dichter engt ein, schafft eine neue Welt, in die das Größere nur dunkel, aber doch immer Hintergrund gebend, hineinragt. In solchen Werken wie dem vorliegenden aber gibt es nur aufgeblasene Enge, nur diese kleine menschliche Richtigkeit, die nur ihren kleinen Kreis

kennt, nur ihn ehrt. Und so verstimmen diese Werke und lassen leer, trotz mancher nicht zu leugnender, angenehmer Züge. Ihre mathematische Form ist die Ellipse, die sich abschließt in sich. Sie haben nichts an sich von der Parabel, die im kleinsten Raum das Ewige einfängt und sich ihm öffnet.

München Hans Christoph Ade

Phantastische Geschichten und Legenden. Von Carry Brachvogel. Stuttgart, J. Engelhorns Nf. 270 S.

Wenn ein Schriftsteller, dem Kritik und scharfe Wirklichkeitsbeobachtung eignet, zugleich in sich ein, durch jene Kritik oft niedergehaltenes, phantastisches Element hegt und diesem gelegentlich die Zügel schießen läßt, so entsteht eine ganz besondere Mischung. Eine, die reizvoll, weil eben nicht häufig ist. Solcher Art ist das vorliegende Buch der bekannten münchner Schriftstellerin. Durch den Kontrast eines starken Realitätssinnes wirkt die Phantastik der Erzählungen um so unheimlicher oder, je nach dem Gegenstand, um so grotesker. Zur ersteren Gattung gehören „Die rote Schlange", „Die Aldobrandinische Hochzeit", „Der Erwecker", während zur zweiten beispielsweise „Der bestrafte Cagliostro" oder „Don Juans Ende" zählen. Sehr viel Nachdenkliches, Tiefes und Herbes findet sich in der Abteilung „Legenden". Ergreifend die kurze Legende „Buße" und die andere „Der Fluch" und die dritte „Der Ahnherr". Nicht legendär, aber um so treffender die Skizze „Gefolge". Alles in allem: ein Buch, das den Leser sowohl unterhält als beschäftigt und nicht so schnell losläßt.

München Helene Raff

Die selige Magd. Roman. Von Oskar Schwär. Görlitz 1922, Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten. 315 S.

Wenn man, was naheliegt, dieses Buch als Heimatsroman einreiht, wäre die Bedeutung des „Milieus" überschätzt. Die Gestalt der selbstlosen Frau steht hier zufällig unter niederschlesischen Menschen, deren Geschichte ein wenig leichthin erzählt wird. Die Eigenheiten dieses Volksstammes und seines Dorflebens kommen gut heraus, so arg auch einzelne Gestalten menschlich typisiert sind. Daß der Verfasser auf erörternde Darlegung psychologischer Entwicklung verzichtet und alles Geschehen von außen sieht, wäre zunächst noch kein unbedingter Mangel. Dazu wird es erst durch die kampf- und freiheitslose Selbstverständlichkeit (vgl. Lucka: Grenzen der Seele I, 246), mit der das Mädchen auf alles eigene Glück verzichtet und die so etwas Unwahrscheinliches an sich hat. Das gilt weniger für den ersten Teil, der fortgesetzt Konflikte andeutet, von denen keiner recht zum Ausbruch und Austragen gelangt — um so mehr aber für den zweiten, bis zu den billigen Gewaltschluß, der, unorganisch, plötzlich Sentimentalität in das Buch bringt, das als eine schlichte und wertvolle Volkskunst bezeichnet werden könnte, wenn nicht das Wort Kunst gleich wieder an zu viele unerfüllte Verpflichtungen mahnte.

† Hans Georg Schick

Wunderlich Volk. Novellen. Von Paul Quensel. Braunschweig 1922, Georg Westermann. 159 S.

In wunderhübschen kleinen Skizzen ist hier die ganze vertrauliche Atmosphäre der thüringischen Residenzstadt mit ihren fürstlichen Beamten und ihren demokratischen Einwohnern, mit der gemütvollen Langeweile und der geschäftigen Faulheit eingefangen. Man schließt das Buch erinnerungsvoll lächelnd und bedauert es fast, daß die neueste Entwicklung diese Miniaturmetropolen beseitigt hat.

Naumburg-Saale Werner Ewald

Der Panzer. Eine Erzählung. Von Julius Levin. Trier, Friedrich Lintz. 84 S.

Ein verschüchterter, einsamer, schwindsüchtiger Bauernbub, der von liebloser Strenge der Mutter zur Arbeit erzogen wird. Des Nachbars Käthe, die junge Dorfschöne, füllt seine Träume. Sein Sinnen und Denken geht darauf aus, etwas aus sich zu machen. Ein Panzer, den er beim Pflügen findet, greift in sein Leben und wird sein heimlicher Erzieher. Täglich malt er sich aus, was Käthe und ihr Vater sagen werden, wenn er, der glückliche Finder des Ritterpanzers, über den die Gelehrten in den Zeitungen schreiben sollen, in der Glorie des Finderruhms als Freier erscheinen wird. Täglich versucht er, wie viel ihm noch fehlt, um das Stahlkleid des Helden aus vergangenen Zeiten mit seinem Körper zu füllen. Im Panzer trifft ihn der Tod. Stark in der Erzählung ist der Eingang, wo das Dorf und die Landschaft im Arbeitsleben des Bauernjungen sprechen, wo des Einsamen Fühlen und Denken seine stummen Genossen, seine Pferde, zu Kameraden macht. Die vorwurfsvolle Klage in dem werdenden Menschen Joachim Lamm, der ohne Vertrauen durchs Leben irrt, der durch Krankheit gezeichnet ist, greift an unser Inneres. Aber der Aufputz und der Ausklang gehen ins Spielerische. Um die harmlose Geschmacklosigkeit mit tragischem Ausgang, den Tod im Panzer, glaubhaft zu machen, fehlt die innere Glut und die Gestaltungskraft. Die schönen Anläufe zu dichterischer Gestaltung versanden.

Dresden Johannes Reichelt

Die Großfürstin. Roman. Von Julius Levin. Berlin, Gyldendalscher Verlag. 328 S.

Ein Roman, der ganz aus Problematik herauskommt, ausgeklügelt und erdacht, um Geschehenes verständlich zu machen, Gewesenes und Gewordenes menschlich nahe zu rücken. Eine Dichtung ist das Buch nicht, gar nicht, eher die in Romanform gefaßte, in Gestalten klar gemachte Anschauung eines klugen und warmen Menschen. Interessant aber ist es, wie das Stoffliche zuletzt den Schriftsteller emporhebt und ans Dichterische heranführt. Weniger in der Form, weniger noch in dem durchaus nicht sehr kultivierten Fluß der Sprache, als vielmehr in dem lebhaften und warmen Erfühlen seelischer Bewegungen, die das Geschehen hervorbringt. Dieses nahe Erleben wirkt auch auf den Leser fort, und man freut sich, Lebendiges da erleben zu dürfen, wo man zuerst durch mancherlei Gleichgültiges kalt geblieben war.

München Hans Christoph Ade

Schein. Von Kurt Vollmoeller. Berlin, J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung Nf. 318 S.

Dieser Roman ist, wie das bei Vollmoeller so seltsam u[illegible] magische Wort „Seele": ganz molluskenhaft. Man schaudert, sich einzuleben, weil jeder Vorstoß in Nebelhaftem ver[illegible] und verwirrt wird. Nicht von einer künstlerischen Gestalt[illegible] seines Vorwurfes geht der Verfasser aus: er schildert, w[illegible] er formen müßte, er preßt die Erlebnisse seines Innern n[illegible] in einen ergreifenden Sprachleib, er macht eine wenig m[illegible]stische Biographie — statt einmal Erlittenes zu qualvoll neu[illegible] Geburt wieder zu erleiden. Und dann: diese Philosophie! Diese viel zu viele Philosophie, die in keinem lebendigen Zusammenhang steht mit Mensch, Raum oder Landschaft.

Wenn Sehnsucht nicht Gestalt und Erlösung erfährt, so bleibe sie besser ungeschrieben. Denn diese nur zu deut[illegible] Sehnsucht: wie stärkt sie die Blinden, Demütigen und Selbstlosen und wie bürdet sie neue Lasten den schon so belasteten Stolzen, Selbstsüchtigen und Selbsttüchtigen auf.

Darmstadt Heinz Dietrich Kenter

Kinder von heute. Von Egon H. Straßburger. Leipzig 1922. Hesse & Becker. 214 S.

Das mit Scherenschnitten von A. Koimzoglu freund[illegible] geschmückte Büchlein gibt Augenblicksbilder aus dem „modernen" Kinderleben, Beobachtungen des täglichen, scheinbar so unwichtigen und doch bedeutungsvollen Kleinkram[illegible], das sich vor den Augen des Verfassers — meist in Berlin W — abspielt. Schade, daß es bei dem bloßen Nachziehen d[illegible] Linien geblieben ist, daß kein Erlebnis gestaltet wurde. Kein Problem wird erfaßt, nur Impressionen gleiten vor[illegible]über. So kommt zum Schluß eine literarische wie pädagogische Belanglosigkeit heraus, die durch eine kaum noch zu überbietende Fremdwörterei fast unerträglich wird. Schade — es hätte aus dem Einfall etwas werden können.

Berlin-Pankow Franz Lüdtke

Anna Moesch un ik. Verteln ut de Kinnertied. Von Johann Hinrich Fehrs. Ut sien naolaoten Papiere rutgeben von Karl C. Fehrs. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann. 70 S.

Der Fehrs-Gemeinde wird hier vom Sohn des Dichters ein schönes Angebinde gereicht: ein im Nachlaß des alten Fehrs gefundenes umfangreiches Fragment, das nicht nur reich an einzelnen Schönheiten ist, sondern auch in seinem ganzen Wurf die starke Kraft und Anschaulichkeit zeigt, die Fehrs zu eigen war. Warum es unvollendet blieb, ist ungewiß. Aber es versteht sich durchaus, daß der Sohn das Bedürfnis hatte, es der niederdeutschen Gemeinde mitzuteilen. Wie er selbst sagt, hat er nur weniges aus eigenem dazugetan, um die Sache abzurunden. Der kleine Band ist wertvoller als mancher neue niederdeutsche Roman.

Hamburg Carl Müller-Rastatt

Pankraz Heimwalder. Von Alfred Arnold Frey. Sontra in Hessen, Verlag Deutsch-Ordens-Land. 327 S.

Man sollte von vornherein alles, was nur von den Blickpunkten „ehrlich" oder „unehrlich" gewertet werden kann, ablehnen, da das „Ehrliche" in der Kunst ebenso schädigend ist als das „Unehrliche" — beide sind gleichermaßen unschöpferisch.

Auch dieser Roman ist nur „ehrlich". Er hört gerade da auf, wo die künstlerische Gestaltung beginnen müßte. So hat man die Niederschrift eines persönlichen Erlebnisses vor sich, welches vom Verfasser nicht in die Einmaligkeit und Eindeutigkeit des überpersönlichen Erlebnisses gehoben wurde. Und darum fehlt jede großzügige Prägnanz, fehlt der mitreißende Dämon, fehlt die große Kurve, die aus der Kleinheit der täglichen Geschehnisse das Geschehen — als Schicksal — auslöst.

Da ich außerdem dies an „Sprachschöpfung" geleistet sehe: „maßleidig" — „weinern" — „wöhler" — „zerarbeiten" und Sätze wie diese lese „so eine Schar Lausbuben, das sind noch unbeschriebene Zielflächen, auf die man Späße und Kraftworte losspicken kann "— habe ich genug. Solche Bücher dem Volk vermachen, heißt alles verdunkeln, soviel man auch von Sonne spricht, heißt die Entscheidung hinausschieben, so streng man auch Entscheidung fordert.

Darmstadt Heinz Dietrich Kenter

Geschichten aus der Geschichte. Eine Sammlung von Erzählungen historischen Inhalts. Hrsg. von Julius R. Haarhaus. Leipzig, Hachmeister & Thal. Nr. 9—16. Jede Nummer (etwa 4 Bogen Kleinoktav).

Unter „Weltgeschichte in künstlerischer Form", wie die mutige Verlagsbuchhandlung ihr neues Unternehmen tauft, verstehe ich allerdings etwas mehr, namentlich in Richtung auf Einheitlichkeit der Auffassung; ich erinnere an Emil Lucas Novellenbuch „Der Weltkreis" oder an Ewald Gerhard Seeligers „Deutsches Dekameron". Aber einen bescheideneren Rahmen füllt die Haarhaussche Sammlung, von der schon 24 Bändchen vorliegen sollen, sicherlich aus. In den mir vorgelegten Nummern behandelt Carl Ferdinands (Pseudonym für Dr C. F. van Vleuten) die Kämpfe „um die Kaiserstadt Trier" (306), Adam Joseph Cüppers „des Gotenkönigs Alarich Ruhm und Ende" (410). „Der Markgraf von Meißen", Ekkehard I. (1002), ist der Vorwurf des Beitrags Oskar Ebermanns, „der Gang nach Canossa" (1077) der der Erzählung von Eilhard Erich Pauls. Dann ein weiter Sprung in die italienische Renaissance hinein: Lotte Gumtau schildert „die Verschwörung der Pazzi (Florenz 1478)" gegen Lorenzo de' Medici, Kurt Martens eine Episode aus der englischen Geschichte, von der man jenseits des Kanals nicht gerne redet: „Die Pulververschwörung (1603—1606)". Schließlich berichtet Hans Ludwig Rosegger über „die Kaisertragödie von Queretaro" (1867). Anlage und Durchführung sind durchweg so schlicht und volkstümlich gehalten, daß auch der einfachste Mann den betreffenden Ausschnitt aus der Vergangenheit ohne weiteres versteht. An den wissenschaftlichen Hintergrund erinnern nur ein paar Zeittafeln zu den Bändchen 10, 15 und 16. Zu van Vleutens „Trier" vgl. Carl Hauptmanns „Cassius" (Bonn 1914), als mixtum compositum einzig in seiner Art. Für die Belagerung Athens durch Alarich (395) wäre wohl die von Zosimos überlieferte heidnische Legende zu verwerten gewesen; selbst Ranke, der ja auch die Sage vom Begräbnis im Busento „wundervoll" nennt, nimmt davon ehrerbietig Notiz.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Nachruf. Von Anton Santer. Innsbruck, Brennerverlag. 95 S.

Ein Freund schreibt dem Toten, den er liebt, das Requiem. Liebevoll, fast quälerisch subtil, und geständig seines (des Freundes) Krankseins. Plötzlich, in Verzückungen und Erkenntnissen, versagt ein Rad. Ein Grübler und Einsamer ist dieser Patient des Geistes, der nur selten in Gesichten und Dichten Erlösung findet. Ein ewig Fragender. Solche Menschen machen den Gesunden ungeduldig. Wie allzu schwere Gewichte im Lebensweg sucht man sie abzuschütteln — Santer aber liebt jede Faser des unselig klugen und feinen „Selbstlings". Seitenlang läßt er ihn monologisieren. Und er selbst findet Wendungen und Worte, die rühren, ja erschüttern. Wie Gesang der Klageweiber, anschwellend, sanft vergehend, immer wieder erneut und sich wiederholend, so tönet das Buch. Das Requiem für einen der vielen, die „alles ernster nehmen wollen als andere und doch zeitlebens suchen müssen, was sie ganz ernst nehmen können".

Ein Leser des achtzehnten Jahrhunderts würde sich bekreuzigt haben vor einem Büchlein, das, wie Goethe das tadelt, „ermüden, wo nicht gar betrüben könnte". Wir Heutigen haben durchaus nicht mehr „die Bemühung, uns von dem Drang und Druck des Allzuernsten, Mächtigen zu befreien". Wir erliegen ihm gern. Und so wird auch Santers Buch willige Aufnahme finden.

Berlin Anselma Heine

Bedingt begnadigt. Roman. Von Laurids Bruun. Deutsch von Julia Koppel. Berlin 1922, Gyldendalsche Verlag. 204 S.

Einmal sagte mir ein Däne lachend: „Was stellt ihr bloß mit unserem kleinen Bruun an! Bei uns ist er irgendeiner, und bei euch ist er berühmt, und jeder kennt ihn und nennt ihn einen Dichter. Komisches Volk, das Wassermann und Stehr hat!"

Ja, wir Gesegneten, wir haben das „Gänsemännchen" und „Kaspar Hauser" und „Wahnschaffe" und haben den „Heiligenhof" und noch manches Hohe. Wir! Aber die anderen? Kommen nicht auf jeden von uns tausend andere, die nicht Tiefe genug haben, auch nur zehn Seiten „Heiligenhof" und ein Kapitel „Gänsemännchen" in sich zu schöpfen? Sollen diese zahllosen Tausende mit leeren Händen bleiben, während wir die Seele voll haben? Muß man ihnen nicht einen Bruun schenken und gönnen?

Bruun hat doch mit seinen Südseebüchern einen glücklichen und heiteren Wurf getan; in seinem „Unbekannten Gott" steckt, wenn auch kein Dichter, so eine Menge Dichterisches. Er kann schreiben, er kann fabulieren, er kann klug sein, er kann sogar spannend sein. Und das alles ist er auch in diesem Roman hier. Aber ich muß bekennen: acht Tage, nachdem ich dieses Buch gelesen habe, sitze ich nun hier und will berichten, und — ich muß das Buch aufschlagen und durchblättern, um mich zu erinnern, was darin steht. Ja, ich habe — nach acht Tagen! — vergessen! Ist das nicht ein Todesurteil? ... Nun, es soll keins sein! Wie es für uns nur Bücher geben kann, die man unverlierbar in sich hinein liest, muß es für unsere geliebten Brüder Bücher geben, an denen man vorbeiliest. Das können immer noch hübsche, spannende, amüsante Sachen sein. Und also, in dieser Hinsicht, dann auch dieses Buch: es soll leben!

Berlin Kurt Münzer

Nacha Regules. Argentinischer Roman. Von Manuel Gálvez. Berechtigte Übersetzung aus dem Spanischen von

Albert Haas. Berlin 1922, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) und Editora International. 241 S.

Von der brasilianischen modernen Literatur sind uns in den letzten Jahren hier und da beachtenswerte Proben übermittelt, von der argentinischen wissen wir bis jetzt so gut wie nichts. Mit um so größerem Interesse wird man zu diesem Roman greifen, der uns nicht nur ein packendes Großstadtbild aus Argentinien entrollt, sondern zugleich einen Anhalt dafür gibt, welche europäischen Einflüsse auf die junge südamerikanische Schriftstellergeneration eingewirkt haben. Bei der Verwandtschaft mit den romanischen Ländern und den nahen Beziehungen von Buenos Aires zu Paris würde man auf Maupassant, Flaubert, Zola als Vorbilder schließen, und sieht nun, daß zwar Zola immer noch die Behandlungsart gewisser Stoffe bestimmt, daß aber, wenigstens in dem vorliegenden Werk, Tolstoi und Dostojewski, letzterer wohl durch Vermittlung von Jakob Wassermann, Richtung und Tendenz gegeben haben. Ein Bruder Nechludoffs aus der „Auferstehung", ein naher Verwandter Christian Wahnschaffes ist der Held — wenn man solche passiven, für sich und die ganze Menschheit Leidenden Helden nennen darf — und seine Gegenspielerin eine unglückliche Schwester Katja Maslowas und Karen Engelschalls. „Sich den anderen opfern, alles für die anderen tun, unser Leben für sie leben, welche unser bedürfen" — das ist der Sinn des Lebens, wie es Fernando Monsalvat — soll durch den Namen auch an Wagnersche Erlösungsideen erinnert werden? — versteht. Im Gegensatz zu seinen Vorbildern aber wird er nicht nach eigener Schuld geläutert, nicht von Egoismus zum Altruismus geführt, ja er wehrt sich sogar gegen den Gedanken, daß seine uneheliche Geburt oder das Schicksal, eine Schwester als Dirne verkommen zu sehen, ihn zu seinen Weltverbesserungsideen gebracht hätten. Aus sich selbst, aus der bloßen Erkenntnis der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit der heutigen Weltordnung kommt er zu einer übergroßen Liebe für die Enterbten, Entrechteten, insbesondere für die armen weiblichen Opfer, die der Moloch einer übersättigten Kultur aussaugt und verschlingt: alle Opfer des menschlichen Eigennutzes, alle von der Gesellschaft Verlassenen, alle Töchter des Schlammes und des Elends. Der Patriot in dem Dichter klagt einmal darüber, daß die Töchter des heimischen argentinischen Bodens als Angestellte nur litten, damit „die englischen Aktionäre, die Millionäre der Londoner City fette Dividenden erhielten". Die körperliche Not, die Hand in Hand geht mit geistiger Leere und Unwissenheit und durch keinerlei soziale Fürsorge gemildert wird, ist die Ursache einer Prostitution, die, wenn man dem Verfasser durch die Hunderte von Bordellen und Absteigequartieren seiner Vaterstadt folgt, erschreckender als in irgendeiner anderen Großstadt der Welt sein muß. Mit Zolaischem Pinsel malt er diese Lasterhöhlen. Aber es weht etwas vom Geist der braven Beecher-Stowe durch diese Schilderung des argentinischen Sklavenlebens. Vielleicht hat die Geschichte der Nacha Regúles, die, ein verlorenes schönes Kind, zwar nicht von feurigen Armen zum Himmel emporgehoben wird, aber, selbst erlöst, mit ihrem Erlöser „alles dem Nächsten zu geben und für den Nächsten zu leiden" lernt, ähnliche soziale Folgen, wie einst „Onkel Toms Hütte" politische gehabt hat.

Berlin   Fritz Carsten

Lyrisches und Episches

Gedichte. Von J. G. Fischer. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart und Berlin 1923, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 214 S.

Lissauer hat es unternommen, die besten Gedichte des immer mehr in Vergessenheit geratenen schwäbischen Lyrikers Johann Georg Fischer (1816—1897) in einem schönen Sammelband herauszugeben, der soeben erschienen ist. Das Verdienst, das sich Lissauer damit literarisch erworben hat, kann nur der voll würdigen, der die Fischerschen Einzelbände genau kennt. Lissauer hat so gewissenhaft gesichtet, daß er kein wesenhaftes Stück übersehen hat und gleichzeitig so streng gerichtet, daß kein mit irgendwelchen Mängeln behaftetes Gedicht untergelaufen ist. Ja, wenn man zunächst das eine oder andere Stück (etwa „Auf einen gefällten Baum") vermißt und sich dann fragt, welche Gründe wohl zur Nichtaufnahme bewogen haben können, so wird man alsbald dem Herausgeber recht geben. Er hätte dem Dichter mit der Aufnahme keinen Gefallen getan! Umgekehrt lernt man manches Fischersche Gedicht, das man in den einzelnen Sammlungen übersah, erst durch Lissauer kennen. So ist eine Auslese zustande gekommen, die nur Gutes enthält, wenn natürlich auch nicht alles gleichwertig ist, was Lissauer in der Einleitung (S. 30) selber anmerkt.

Diese Einleitung zeichnet in der feinfühligen und feinhörigen Art, mit der Lissauer das Werk eines Lyrikers zu ertasten und zu erhorchen weiß, ein scharfes und klares Bild des Dichters — ein Bild, das durch glückliche Vergleichung mit Storm vor allem und Mörike noch an einprägsamer Deutlichkeit gewinnt. Dennoch muß einschränkend gesagt werden, daß Lissauer vor allem das ihm Verwandte herausholt und in das Licht seiner Betrachtung rückt, wodurch die Persönlichkeit Fischers zwar nicht verzeichnet, aber doch zu einseitig getroffen wird: Ein Profil- kein en-face-Bild! Die gleiche liebende Einseitigkeit ist bei der im übrigen wohlerwogenen und außerordentlich glücklichen Anordnung der Gedichte am Werke gewesen. Lissauer schätzt diejenigen Stücke am meisten, an denen „Knuppen und Knorren" sind (wie er an Loerke einmal die „rindigrissige" Sprache rühmte), in denen es „rieselt". Den konkreten Gedichten also gibt er den Vorzug. Er stellt „Ein Prophet" an den Anfang und bringt auch die „Fuhrleut" gleich auf der dritten Seite. Dadurch gewinnt der unbefangene Leser zunächst eine zu kräftige Vorstellung von Fischers Art, doch mildert sich dann das Bild ganz von selber. — Seltsam ist es, wie man nun manche Stellen, die man früher nicht sonderlich beachtet hat, plötzlich im Lissauerschem Lichte sieht, etwa in der Ode „Um Sonnenaufgang" die Verse:

> Wie's am irdischen Berghang zuckt und wimmelt,
> Seit der erste rötliche Strahl mit Leben
> Anger und Forste sanft erschüttert;

oder in den Strophen an den Germanisten Adolf Bacmeister:

> So weht ein Hauch vom frischgepflügten Felde,
> So widerhallt vom Hochgebirg ein Rollen,
> Wie du im allverwachsenen Gewälde
> Die Wortgeburten ausgräbst aus den Schollen.

Besonders dankenswert ist die Aufnahme der größeren erzählenden Stücke wie „Der Vater" oder „Der glückliche Knecht", die man nach dem Titel der Sammlung kaum darin vermutet hätte. Vielleicht wäre „Dichtungen", „Gedichte und Idyllen" oder dergleichen deutlicher gewesen.

Alles in allem: eine von Liebe und verantwortungsvoller Sachkenntnis gezeugte Leistung, die den schwäbischen Dichter erst dem gesamten Deutschland erschließen und zu eigen machen wird. Nicht nur die bisherigen Freunde des Dichters — auch all die neuen, die er finden wird, werden Lissauer freudigen Dank für diese Ausgabe zollen!

Coburg   Julius Kühn

Pierrot. Ein Liederbuch. Von Rudolf Presber. Mit elf Originalzeichnungen von Lutz Ehrenberger. Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. 166 S.

Pierrot Presber ist ein Kind vom Rhein. Und kann nicht den Strom vergessen und die Sonne, die sich darin badet. Nicht seinen Wein und seine Frauen. Und schämt sich fast, daß er all diesen göttlichen, rheinischen Leichtsinn nicht vergessen kann und bittet in einer rührenden Vorrede zu diesem entzückend weißseidenen Büchlein Gnade für den frechen Pierrot und seine silberne Mandoline. Als ob wir nicht froh wären mit ihm, daß er vor dem tapsenden Schritt stahlumgürteter Franzosen geflohen ist mit seiner Laute und dem wehen Herzen! Sind genug andere Sänger und Männer am Rhein, die des Stromes Wacht halten. Sie hätten den Frauensänger Pierrot ja viel zu lieb dazu, als daß sie ihn in Gefahr sähen. Er kann zwar florettieren um die Gunst schöner Frauen, aber nicht im Widerstand die Zähne zusammenbeißen, daß es knackt. Und dennoch hat Pierrot Presber wohl seine hohe Mission: ein Stück blauen, rheini-

schen Himmel hinüberzuretten in eine bessere Zeit, in der man wieder auf die ziehenden Wolken und jagenden Schmetterlinge Acht haben darf! Solange freilich muß er im Bücherschrank ausharren und darf nur wandern in die Hand einer geliebten Frau, wenn deren schöne Augen einmal trüb werden wollen und blind von der Not der Zeit. Die aber wird ihn lieb halten dann und das zierliche Büchlein nicht wieder in den Bücherschrank einschließen ...

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Alt- und neufranzösische Lyrik. In Nachdichtungen von Alfred Neumann. Bd. I. Mit 14 Abbildungen. München, O. C. Recht. 274 S.

Alfred Neumann, uns wohlbekannt durch hervorragende Prosawerke, begab sich an die äußerst undankbare und mühevolle Arbeit alt- und neufranzösische Lyrik ins Deutsche umzudichten. Schon die Kühnheit dieses Versuchs imponiert! Uralte Kirchenlieder, längstverschollene Weisen, ruft der Nachdichter zu neuem Leben. Er schuf damit ein Handbuch französischer Lyrik von ihren Anfängen bis in die Neuzeit, eine Anthologie, die sich neben den bereits bestehenden Sammelwerken dieser Art mit Stolz zeigen darf! Eine Fundgrube für alle, denen das Lied Frankreichs, denen die Lyrik der Alt- und Neufranzosen etwas gilt. Kaum einen Namen von Klang vermißt man in der langen Reihe der Dichter, die Neumann dem deutschen Leser vorstellt, von der Frühzeit der Barden bis zu Rimbaud, dem Meteor jüngster Vergangenheit. Das Buch stellt in seiner Vielfältigkeit eine Kulturtat dar. Wie es bei Umdeutschungen fremdländischer Lyrik nicht anders möglich ist, sind auch die Nachdichtungen dieses Werkes nicht alle von gleicher Gelungenheit. Doch was bedeutet das im Hinblick auf das Ganze, im Hinblick auf die Synthese, die sich aus der sorgfältigen Analyse ergibt? Immer noch finden wir eine reiche Auslese großer Könnerschaft und viele Gedichte sind so einzigartig schön, daß sie allein den Versuch dieser Anthologie rechtfertigen würden! Nur wer die besonderen Schwierigkeiten einer Umdeutschung französischer Lyrik kennt, wird die Schönheit der Nachdichtung bei vielen Gedichten zu würdigen wissen. Ich nenne aus der imposanten Anzahl: Villons „Ballade der Gehängten"; Franz I., „Verse an ein Kruzifix"; Jodelle, „Sonett"; Louize Labe, „Elegie"; D'Aubigné, „Richtspruch"; Patrix, „Epitaph"; de Viau, „Der Galgen"; Le Moyne, „Judith"; Molière, „Lied"; Voltaire, „Gebet"; Chenier, „Die junge Gefangene"; Chateaubriand, „Frühlingsnacht"; Victor Hugo, „Der Antichrist"; Sainte Beuve, „Sonett"; Musset, „Abendlied"; Baudelaire, „Litanei des Satan"; Verlaine, „O mein Gott!" und endlich Rimbaud, „Vierzeiler" und „Das trunkene Schiff".

Begrüßenswert ist, daß Neumann am Ende des Bandes in kurzen, trefflichen Worten alle verdeutschten Dichter in ihrem Leben und Werk knapp skizziert und damit manchem Leser eine kleine Literaturgeschichte französischer Lyrik mit auf den Weg gibt.

Der Band wurde vom Verlag mit vierzehn Dichterbildnissen in Mezzotinto und einem französisch-zartstilisierten Einband geschmückt.

Berlin-Charlottenburg

Fred Antoine Angermayer

Anthologia Hungarica. Hrsg. von Robert Gragger. (Bibliotheca mundi.) Leipzig 1922, Insel-Verlag. 323 S.

Im Rahmen jenes vielsprachigen, völkerpoetischen Unternehmens, das der Insel-Verlag in diesen schweren Zeiten mit so bewundernswertem Eifer einging, spiegelt sich das üppige Werden der ungarischen Lyrik lückenloser als es bisher durch ähnliche Sammelwerke der Heimat geschah.

Die Wesensart der meisten Völker prägt sich — mehr oder minder folgerichtig — in einer bestimmten Dichtgattung aus, die dann die mannigfachsten Produkte des ganzen poetischen Schaffens durchwirkt. Die innersten Triebkräfte der ungarischen Dichtung sind durch die Jahrhunderte hindurch lyrischen Charakters. Ebenso lenkt die sonderbare, sanguinisch-melancholische Blutmischung des ungarischen Volksstammes in dieses Gleis, wie der an Leid und Taumel überreiche Lauf der heimatlichen Geschichte. Die Dramenliteratur Ungarns scheint durch wenige Versuche von wuchtigerem Stil erledigt. Die epischen Bestrebungen erfordern zwar — besonders seit dem vergangenen Jahrhundert — einen breiteren Spielraum, doch sind sie mehr den wechselnden Einflüssen der Zeit und Umwelt unterworfen. In der Lyrik allein erhält und ergießt sich etwas, vom schmerzhaft-stolzen Aufbegehren der Rákóczyzeit bis zur dämonischen Glut Adys, das aus volkstümlichen Urtiefen gespeist wird. Der hierzulande einzig bekannte Petöfi, zu dessen hundertjähriger Geburtsfeier Ungarn in diesen Tagen mit vieler Hingabe rüstet, ist wohl ein besonders einprägsamer Repräsentant. Doch die Sänger verteilen sich auf Flächen und Jahrhunderte. Und die entscheidenden Rhythmen liefert das Volk selbst, aus dessen unerschöpflichem Dichtschatz sämtliche Lyriker mit bewußter oder unbewußter Inbrunst schöpfen. Diese Kontinuität den Hungarophilen in deutschen Landen versinnlicht zu haben, ist das Verdienst von Graggers lebendiger Zusammenstellung.

Sehr bezeichnenderweise wird die Sammlung mit alten Volksklängen eingeleitet: mit einer naiven Weihnachtsweise im Dialekt der Plattenseegegend, deren schnurrige Reime dem mit seiner Laute von Dorf zu Dorf vagabundierenden Volkssänger manchen Groschen eintrugen, ferner mit einigen rustischen Hymnen des frühen Christentums und einem launigen Gassenjungenvers, mit dem Matthias Corvinus anläßlich seiner Thronbesteigung begrüßt wurde. Und nach dem Reigen der Kunstdichter folgt zum Schluß ein Kranz aus üppigsten Blüten der Volkspoesie: wonnigherbe Volksballaden aus dem Siebenbürger Revier und eine gelungene Auslese jener vom Volke erdichteten und gesungenen Natur- und Liebeslieder, die dann die Hauptvertreter der ungarischen Lyrik, einen Csokonai, Petöfi und Tompa inspirierten.

Zwischendurch zieht ein bunter Schwarm der Naturbegabten an uns vorüber. Alle sind sie Herzensbezwinger; einen von frommen Erziehungsabsichten getragenen Handwerker nach der Art von Hans Sachs hat der ungarische Boden nicht hervorgebracht. Im 16. Jahrhundert läßt ein berufener Streiter und Schwärmer, Valentin Balassa, der ungarische Walther von der Vogelweide, auf Grundlage bäuerlicher „Blumenlieder" seinen holden Minnegesang erschallen. Nach der kurz aufbrausenden „Kurutzenepoche" des Rákóczyschen Aufstandes, die rauschende Soldatenlieder und die tieftraurigen Töne des Rákóczymarsches zeugte, behauptet sich — wie in Deutschland zu Zeiten Gellerts und Hagedorns — vorübergehend ein vom Volke abgewandter klassizistischer Geschmack. Sein wuchtiger Künder ist der dithyrambisch veranlagte Daniel Berzsenyi. Ergiebige Kostproben werden uns von Michael Vörösmartys Lyrik beschert, die klassische und romantische Ideale zur reinsten ungarischen Kunstdichtung umwertet. Zugleich bewundern wir die großartige Evolution der „volkstümlich Orientierten", die von den lieblich-lustigen Wanderdichtern Kisfaludy und Csokonai zum erhabenen Trio Arany-Petöfi-Tompa führt. Schließlich läßt der Herausgeber die Schar der Neueren und Neuesten in sehr weitherzigen Auszügen Revue passieren.

Hier ist freilich auch der Kritik der Andersgesinnten nicht zu wehren. Maß und Auswahl im neuesten Zeitabschnitt fordern das individuelle Urteil vielfach heraus. Aber just dieser ebenfalls im Individuellen wurzelnde Mut des Herausgebers, der vor der Sphynx des Heute nicht Halt macht, besorgt den belehrenden und belebenden Schwung des ganzen Werkes.

Berlin — Gustav Erényi

Literaturwissenschaftliches

Meisterballaden. Ein Führer zur Freude. Von Börries, Freiherrn von Münchhausen. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1923, Deutsche Verlags-Anstalt. 212 S.

Börries, Freiherr von Münchhausen hat seine Aufsätze über die Ballade gesammelt und in dem Buch alles ausgesagt, was ein historisch und ästhetisch wohlorientierter Mann über die aus Elementen der Lyrik, der Epik und des Dramas

gleicherweise zusammengesetzte Dichtungsart verzeichnen kann — und er hat für dieses Merkeramt vor allem noch das eigene künstlerische Empfinden und Vermögen mitgebracht. Wie Fontane einmal die kalten und die warmen Madonnen, so unterscheidet er deutlich die kalten und die warmen Balladen, die klassischen und die romantischen. Bei den ersteren, die, von unserer Zeit nicht mehr zum Leben zu erwecken, anbetungswürdig in Königssärgen ruhen, richtet er seine Aufmerksamkeit auf die ihnen eigene strengere und härtere Form, und Goethes „Der Gott und die Bajadere" gibt ihm Gelegenheit zu metrischen Erörterungen, wobei er den Begriff der Cäsur, der griechischen Tome, des Einschnitts in eine metrische Reihe, ohne daß Wortende und Versfußende zusammenfallen, nicht in diesem gewöhnlichen Sinn, sondern in dem der Diärese anwendet, bei der Wort- und Fußende zusammenfallen. Auch bei dieser rein formalen Betrachtungsweise findet er den Weg der Entwicklung heraus, der von der Wertung des antiken Silbenwägens zum Zählen der Hebungen und endlich zur Wesentlichkeit der Pausen führt.

In das klassische Rund folgt er auch den „Kranichen des Ibykus"; dem fast wörtlich dem Hymnos Desmios, dem Fessellied entnommenen Eumenidenchor; er gibt eine literarische Schöpfungsgeschichte dieser Ballade, an deren Wiege neben Goethe Wilhelm von Humboldt, Körner und der gelehrte Böttiger standen. Von Katalexis, von Trithemimeres und Hephthemimeres hinweg eilt Münchhausen zu den romantischen Balladen, von Bürgers „Lenore", der Ahnfrau, zu den Söhnen und Enkeln, den Brüdern seiner eigenen Verse, zum „Douglas" des Grafen Strachwitz, zum anderen „Douglas", dem Theodor Fontanes. Da hebt er in jubelnder Mitfreude den schäumenden, oft auch überschäumenden Kelch jeder Strophe; gebraucht, selbstherrlich und unbekümmert, seine ritterliche und reiterliche Terminologie, läßt drängende Befehlsformen vorwärtspeitschen, die Worte sich wie Reiter vorwärtsdrängen, redet von den Staubwolken dunkler Vokale und solcher, die grell dazwischen klappern; vom Zusammenstoß der Konsonanten; er sieht, wie Pegasus mitten im Anlauf vor dem gröbsten Hindernis gezügelt und abgebogen wird; das Gewand der Sprache liegt den Versen vom James Monmouth knapp an wie ein Jägerkleid (in dem Gedicht Fontanes, an dem er, wie an Hagens Sterbelied von Felix Dahn, den Begriff des geschichtlichen Liedes erklärt); er will in seiner hinstürmenden Verehrung für den Dichter Konrad Ferdinand Meyer nicht über den Master hinausgaloppieren und zeigt, daß auch dieser Künstler einmal einen Rumpler gemacht hat; er erwähnt die keuchende Hetzjagd vom Neuen zum Neuesten, zum Allerneuesten, und er kann sich, in lebendigem Erfassen der Erscheinung, nicht versagen, in dem Aufsatz über „Archibald Douglas" von den im Gedicht natürlich unerwähnten Ganaschen des königlichen Pferdes zu reden.

Aus seinen Betrachtungen heben sich, auch räumlich besonders angeordnet, einige Leitsätze hervor; so der von dem oberen und unteren Vorgang der Ballade, der durch ein sinnliches Teilchen verknüpft ist; die Wesenheit dieser Erkenntnis vermitteln ihm am besten Gedichte wie „Die Vergeltung" von Annette Droste, wo der tiefe Sinn des Geschehens an der Inschrift eines Balkens hängt — und endlich die Abfolge von der einfachen Handlungsballade (Strachwitz) zur Seelenschilderung (Fontane) bis zum Ausblick auf die Weltanschauungsballade, deren Erfüllung er selbst in seinem in diesem Zusammenhang freilich verschwiegenen und fortgelassenen Gedicht „Dreigespräch" gegeben hat. Vielleicht könnte man hierher auch die, von Münchhausen vermutlich der Seelenschilderung zugeordnete wundersame Ballade der „Mär vom Ritter Manuel", von Agnes Miegel, rechnen, mit ihrer aus persönlichem Empfinden breit quellenden Erkenntnis. Vor dieser Künstlerin kniet der ritterliche Dichter, der, Philosophie gelegentlich als Roheit empfindend, den Philosophen zitiert: „Ich liebe den, der sich selbst verschwendet"; vor ihr will er nichts anderes sein als der Reitknecht, der das Pferd der Königin satteln und ihrem Fuß seine Hände zum Stegreife bieten durfte.

Prag Hedda Sauer

Die Maske und das Gesicht Frankreichs in Denken, Kunst und Dichtung. Von Otto Grautoff. Stuttgart-Gotha 1923, Fr. Andr. Perthes. 179 S.

Neben den großen sachlichen Kenntnissen, die Otto Grautoff in diesem Buch vor dem Leser ausbreitet, beweist er auch, den Mut zu seinen Erkenntnissen zu besitzen, die bürgerliche Tapferkeit, sie zu vertreten. Er ist in Deutschland wegen seiner besonderen Anschauungsweise des französischen Problems stark angefeindet worden; er wird sich zu den deutschen mit diesem Buch neue französische Gegner hinzugewinnen. Daß er von seinen früheren Büchern, die ähnlichen Gegenständen gewidmet waren, in gerader unbeirrter Linie zu dieser endgültigen Zusammenfassung seines Wissens fortgeschritten ist, beweist also Zähigkeit, Treue, inniges Überzeugtsein: moralische Tugenden, die ihn hier und da zum Eiferer gegen das fremde und für das eigene völkisch-kulturelle Ideal werden lassen. Grautoff besitzt diejenige Schriftstellertugend, die heute unentbehrlich ist: sich entscheiden zu können. Er will führen, er will aufrichten, er will Bausteine zur Gesundung der deutschen Geistigkeit heranführen, und deswegen ist es erforderlich, daß er seinen Stoff aufs eindeutigste gliedert, kategorische Urteile fällt, nicht vor tendenziösen Begleitabsichten zurückschreckt. Für Deutschland dürfte die Menge des Materials, das er beibringt, zum allergrößten Teil neu sein; die wohlverarbeitete Art der Darbietung macht es dem Leser leicht, das beständige Gegenspiel zwischen Romantismus und Klassizismus, wie es in Frankreich seit 1870 im Gang ist, zu verfolgen. Es hätte vielleicht noch ein wenig energischer darauf aufmerksam gemacht werden können, daß es sich im Vergleich zu Deutschland bei beiden Begriffen um gerade umgekehrte geistige Gewalten handelt: Klassizismus bringt in Frankreich den Nationalismus, den Traditionalismus, den Militarismus auf die Beine, wogegen in Deutschland Klassizismus mit Weltbürgerlichkeit, Toleranz, Friedensgesinnung zusammenfließt. Diese letzteren Begriffe sammeln sich für den Franzosen im Zeichen des Romantismus, den er als ein angeblich germanisches Gewächs auszuscheiden bemüht ist, wogegen sich bekanntlich bei uns die Besinnung auf das Rassemäßige, die Vorelternzeit, das Gottesgnadentum der Fürsten usw. als echt romantische Kulturstimmung hervorgetan hat und hervortut. Da sich nun Frankreich heute um den Klassizismus, Deutschland um den Romantismus sammelt, stehen beide Nationen einander unerreichbar, schier unkenntlich gegenüber — obwohl es sich hier wie dort, eben dies ist das Verhängnisvolle, um eine und dieselbe Erscheinung, nämlich die Ausbreitung der politisch-kulturellen Reaktion handelt. Die Idee Europa wird von Frankreich im Namen des Klassizismus, von Deutschland im Namen des Romantismus — beide als kriegerische Ertüchtigungsideale aufgefaßt — vereitelt. Gibt es nicht noch andere, menschlichere Formen der Volksertüchtigung? Beweist es nicht Phantasielosigkeit der Führer, daß von ihnen die Massen immer nur vor das eine Entweder—Oder atavistischen Schwertgeklirrs oder internationalistischer Bluts- und Gedankenvermanschung gestellt werden? Neben dem rein praktischen, sehr wichtigen Mitteilungsstoff enthält für uns das Grautoffsche Buch die am Beispiel Frankreichs demonstrierte, vielleicht vom Verfasser gar nicht gewollte Warnung, daß ein Volk nach seiner kriegerischen Niederlage in äußerster Gefahr steht, aus der eigenen Wesenheit ein Götzenbild zu machen, das unter schrecklichem Gewissenszwang die Begehung neuer Opferuntaten fordert. Dies ist der Sinn irdischer Verwandlungen nicht.

Im Haag F. M. Huebner

Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Von Ernst Robert Curtius. Bonn, Friedrich Cohen. 255 S.

Unter den vielen Publikationen, die mehr oder minder vage den französischen Nationalismus aufzudecken versuchen, steht das Werk des jungen Elsässers Ernst Robert Curtius — mit überwältigender Superiorität — an erster Stelle.

Das Thema ist bedeutend und erschütternd aktuell. Maurice Barrès, der Bewunderer Goethes, wurde

ven vergangenen drei Jahrzehnten zur stärksten geistigen Potenz Frankreichs in der Idee des Revanchegedankens. Dies es Vergeltungsgefühl ließ den Siebenundzwanzigjährigen, er sich bis dahin in einen geradezu königlichen Ichkultus erkroch, auf die Parlamentstribüne springen, ließ ihn im Jahre 1889 als boulangistischen Abgeordneten in die Politik eines Vaterlandes eingreifen. Als Lothringer hatte der unge Barrès die Demütigungen eines besiegten Volkes ennen gelernt, hatte seine Seele den Durst nach Revanche n sich aufgenommen. Er wurde zum Begründer des franösischen Nationalismus und gewann sein Volk durch die Tatache, daß er es vermochte, die Massen nicht nur theoretischolitisch, sondern auch praktisch-literarisch, durch Romane, Reise- und Kunstbücher, zu durchdringen. Weit entfernt, ur politisch zu sein, enthält sein Nationalismus tiefwirkende sthetische, religionsphilosophische und sozialtheoretische Elemente. Nicht nur ein Schreier war Barrès im Chor der olitischen Hasser Deutschlands, sondern vielmehr ein Erweder, ein Einiger seiner Nation zur Tat im Geiste, ein Verhmelzer des Nationalgehirns und der nationalen Seele. Seine Lehre ist wie ein philosophisches System, eine Durcheistigung und Beseelung der bisher brutalpolitischen franösischen Gloire. „Er hat vermocht den Geist zu politisieren, eil er die Politik vergeistigte."

Die Kurve seiner Geistigkeit bewegte sich etwa in folenden Höhepunkten: vom Aufgehen des Individuums n der Nation, vom Erfassen der Nation als Ewigkeitsert bis zur Überzeugung der Notwendung eines nationalen otenkultus, — da ja die Toten die Großtaten der Lebenen erst ermöglichten. Die Folgerungen aus dieser Struktur nd klar. Der Nationalismus von Barrès muß zwangsläufig ntiparlamentarisch sein, ist doch das parlamentarische System in Fremdkörper im französischen Volk. Hieraus erwächst ur eine Möglichkeit: die direkte Aktion, der Eingriff der rmee, der Militarismus! Nationalismus und Militarisus müssen bei Barrès Hand in Hand gehen, müssen sich rgänzen wie Geschwister. Darum wurde Barrès ein glüender Anbeter des Krieges. In einem Kriege sah er das chte und wirksamste Mittel, Frankreichs Seele und Geist n einer glorreichen Einheit zu verketten. Aus innerster berzeugung, fortgerissen von den Flügen seines Rausches, ewiß, seinem Volke das Heil zu bringen, wurde er zum nermüdlichen Rufer nach Revanche, wurde er zum Johannes es Marschalls Foch.

Ernst Robert Curtius hat mit diesem Werk, mit die er nzig dastehenden Analyse, einen ganz großen Wurf im eiste getan! Man weiß nicht, was man an diesem jungen elehrten mehr bewundern muß: seinen überragenden eist, seine geradezu bahnbrechende Literaturpsychologie der seine meisterhafte, hinreißende Sprachkunst! Schon um ieser wundervollen Stilreinheit, um dieser auserlesenen, assisch schönen deutschen Sprache willen müßte dieses uch allerweiteste Verbreitung finden!

Curtius deckt eine ganze Welt von Geistigkeit auf und ißt kaum ein Problem moderner Geistesentwicklung außer cht. Mit fabelhafter Gelehrsamkeit tritt er an das buntchillernde Phänomen Barrès heran und zergliedert es mit en Feininstrumenten eines Rémy de Gourmont, mit einer berlegenen Könnerschaft von solcher Intensität, daß es llerstärkster Konzentration bedarf, um der Überfülle seiner arlegungen folgen zu können. Seine Sprache hat etwas orwärtsstoßendes und ist ein Produkt jenes „Fiebers", as aus dem jungen Barrès einen Trunkenen im Geiste nachte. Es bedürfte vieler Seiten, dieses wundervolle Buch ebührend zu würdigen. Im Blitztempo seien die Hauptüge festgehalten.

Der Dreyfusprozeß wurde für den jungen Barrès ntscheidend. Hier trat er politisch-geistig in Aktion. Die chönen Zeiten des Ichkultus, deren Frucht die drei Romane: Sous l'œil des barbares", „Un homme libre" und „Le ardin de Bérénice" sind, verklangen. Barrès tritt in ein eues Stadium geistigen Schaffens ein.

Die Keime dieser Weiterentwicklung trug Barrès seit in sich. Die politische und gesellschaftliche Krise Frankreichs lastete auf ihm. Unter der Wucht ihrer Eindrücke ging er aus der sanften Enge des Ichs in die Weiten der Nation und stand, einem Arzte gleich, am Krankenlager seines Landes, um „eine Diagnose der nationalen Energien Frankreichs" vorzunehmen.

Im Nationalismus hat Barrès seine Geistigkeit vom reinen Ästhetentum befreit, die zu engen Bezirke des Gefühlsraffinements gesprengt, um in die Rauschweiten nationalen Denkens vorzustoßen. Den Werken des Ichkultus folgt die Romantrilogie der „nationalen Energie", deren erstes Werk, die wunderbaren „Déracinés", „die Entwurzelten" sind. In diesem Werke befreit sich Barrès von seinem Ich, gießt es in sieben lothringische Studenten, in sieben Facetten seiner eigenen Seele und stößt in dieser Mehrzahl bis zur seelischen Deckung mit der Nation vor. Bis ins Kleinste hat Barrès die Nationalseele seziert und statt der Gloire — einen halben Kadaver gefunden. Dies zwang ihn zum Revanchegedanken, durch dessen Erfüllung er eine Regeneration seines Vaterlandes erhoffte.

Es bliebe noch viel zu sagen über die anderen Werke des „sublimen Barrès", wenn nicht das herrliche Buch von Curtius alles in so vollendeter Weise gesagt hätte! Bleibt nur noch der Dank an den Verlag, der dieses Meisterwerk in einfacher Schönheit dem Leser bietet!

Berlin-Charlottenburg
Fred Antoine Angermayer

Shakespeares Königsdramen. Geschichtliche Einführung. Von Alfred Steinitzer. Mit 37 Vollbildern, 5 Kartenskizzen und 14 Stammtafeln. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. VII u. 348 S.

Daß die Lancaster- und Yorkdramen in ihrer Gesamtheit wie in Einzelheiten ein schwer über- und durchschaubares Gebilde sind, wird niemand bestreiten. Als naturgemäßer Weg zur „Einführung" erschiene mir die klare Wiedergabe ihres Inhalts; sodann könnte berichtet werden, wie die Dinge sich nach des Dichters chronikalischen Quellen, also nach der Geschichte, die er kennen konnte, verhielten, und endlich möchte dann die für Shakespeare und seine dramatische Kunst freilich höchst gleichgültige, unter anderen Gesichtspunkten aber vielleicht anziehende Frage erörtert werden, wie es nach den Erkenntnissen der Geschichtsforschung wirklich war. Steinitzer macht es ziemlich umgekehrt, und dabei kommt der arme Dichter gar zu oft in die Rolle des mit ungenügenden Kenntnissen und dafür desto größerem Leichtsinn ins Examen steigenden Kandidaten; er muß sich S. 316 folgende Zensur gefallen lassen: „Wie Shakespeare mit dem Kardinal (von Winchester in ‚Heinrich VI.') umgeht, das ist verleumderische Geschichtsfälschung." Nun, Goethe dachte anders: „Für den Dichter ist keine Person historisch; es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen." Merkwürdigerweise bekennt Steinitzer auf Seite 319 sich zu ähnlichen Ansichten; das Unglück ist nur, daß diese nach den vorangehenden dreihundert Seiten dem Leser ungemein überraschend kommen.

Für Einzelheiten ist hier kaum Raum (S. 35: die Kapetinger starben doch 1328 nicht aus! S. 76: der Gesandte, über den der Heißsporn sich ärgert, ist im Leben nicht Prinz Heinz!), aber ein schlagendes Beispiel der falschen Einstellung muß das Urteil erläutern und rechtfertigen. Der erste Teil von „Heinrich VI." ist sicher weder dichterisch noch geschichtlich zu retten; aber er enthält mindestens eine Szene, die unvergeßlich ist und ihren Schauplatz, den Tempelgarten in London, mit ihrem Andenken umkleidet: den Ausbruch des Streites der roten und weißen Rose. S. 162: „Wie man auch die Szene interpretiert, entbehrt sie sowohl der äußeren wie der inneren geschichtlichen Grundlage und läßt sich höchstens (!) dramaturgisch als Vorbereitung für die viel späteren Parteiungen erklären."

Schade um die mühevolle Arbeit des Verfassers, dessen Feststellungen unter anderem Gesichtspunkt ein Kommen-

tator vielfach gewiß wird verwenden können, nur eben nicht die Kreise, für die das Buch bestimmt ist. Für die bleiben eigentlich nur die vorzüglichen, trefflich gewählten Bildbeigaben nach zeitgenössischen Vorlagen. Diese und andere Zutaten (Stammbäume, Personenregister zu den einzelnen Dramen sowie zum Gesamtwerk) verdienen uneingeschränktes Lob.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Grabbes doppeltes Gesicht. Von Manfred Georg. Berlin-Lichterfelde 1922, Verlagsbuchhandlung E. Runge. 42 S.

Das eben wieder rege werdende Interesse an Grabbe mag davon herrühren, daß dieser Zertrümmerer der klassischen Dramenform seine Leidenschaft gern in Schrei und Chaos austobt — in einer Weise, die man mit einem modernen Wort als expressionistisch deuten könnte. Zutiefst aber hat Grabbe den Wunsch, Schöpfer einer weitergespannten, umfassenderen, einer „klassischeren" Form zu werden. Dann kommt ihm wieder, wie im Leben, so in der Kunst, das Kleine-Leute- und Unsicherheitsgefühl, und er versucht, durch Grimasse und Bizarrheit Aufmerksamkeit zu erzwingen, wo die Leistung und Haltung nicht langt.

Hier ist der Grund für „Grabbes doppeltes Gesicht", das M. Georgs kleine Schrift in einer Sprache schildert, die gelegentlich an die alten kraftgenialen oder die jungdeutschen Wendungen erinnert. Geschickt gewählte Selbstzeugnisse erhellen Grabbes Bild. Die Szene, wie der Dichter kurz vor seinem Tode mit einer Vorlesung seiner „Hermannsschlacht" vor einer betrunkenen nächtlichen Wirtshausgesellschaft seinen letzten öffentlichen Mißerfolg herbeiführt, ist in der schlichten Erzählung des Grabbe-Biographen Ziegler (1885) echter als in Georgs Stilisierung. Zieglers Grabbe, der sich zur ungelegensten Zeit mit seiner Kunst hervordrängt, um den Sieg herbeizuzwingen und dann beim Mißerfolg desto tiefer fällt, ist eine wahrere Gestalt als ein Grabbe, der sich hilflos aus dem Hintergrund herbeizerren läßt. Auch das Schlußbild der Szene — Grabbe im Gespräch mit der, lessingisch gesprochen, empfindsamen Tochter des Wirtes, die ihn tröstet — ist wohl kaum in Grabbeschem Geist empfunden. — M. Georgs letzter Satz und Rat kann auch der unsere sein: „Wer den Kerl Grabbe erfahren will, der ... lese ihn selbst."

Berlin — Zobel v. Zabeltitz

Das Balladendrama der Südslawen. Von Camilla Lucerna. Leipzig 1923, Verlag Markert & Petters. 32 S.

Mit diesem Heft soll eine Reihe gemeinverständlicher Abhandlungen zur Kunde des slawischen Ostens eröffnet werden. Das slawische Institut an der Universität Leipzig hat die dankenswerte Aufgabe übernommen.

Camilla Lucerna führt das südslawische Nationaldrama auf die Ballade zurück, deren stilisierter Realismus eine starke Volkspoesie begründet hatte. Sie wählt sechs Beispiele aus der südslawischen Literatur der letzten fünfzig Jahre, die ihre Behauptung beweisen sollen. Die öde Jambentragödie „Die Hochzeit des Maxim Anojevic" von Laza Kostic hat das montenegrinische Nibelungenlied mehr als eigenwillig und mehr als schlecht zum Drama erhoben. Die beste Dramatisierung gelang dem Serben Branislav Njusic, dessen „Knez von Semberien" die von Vuk Karadzic aufgezeichnete Ballade erst als vollwertiges Kunstwerk zeigt. Von den zwei besten Dramen der Südslawen, von der „Majka Jugovica" des Conte Ivo Vojnovic und der „Hasanaginica" Milan Ogrizovics ist das in meinen serbokroatischen Literaturbriefen Gesagte zu wiederholen, daß sie die Probleme der Lieder erst mit psychologischer Kraft und mit dramatischem Saft gefüllt haben. Als denjenigen, der dem südslawischen Nationaldrama neue Wege zeigen will, feiert Camilla Lucerna den Serben Gjuro Dimovic, während sie an dem symbolischen Staatsgründungsdrama „Skadars Erbauung" von Mirko Korolija berechtigte Kritik übt.

Die kleine Schrift bietet einen kurzen, aber inhaltsreichen Überblick und behandelt das gewählte Thema mit kluger und prägnanter Sachlichkeit, so daß sich eine Fortsetzung n... wünschen und hoffen läßt.

Wien — Erik Krünes

Die Erneuerung des deutschen Theaters. Von Hans Martin Elster. Regensburg 1922, F. L. Habbel. 31 S.

Jedes ernste Bemühen, den Verfall des Theaters aufzuhalten, den Finger auf die Wunden zu legen, soll dankbar aufgenommen werden. Besorgnis und Unwille werden besonders bei denen laut werden, die ein so beschämendes Beispiel vor Augen haben, wie es Berlin als Theaterstadt bietet. Um aufzurütteln und wenigstens einem Teil des Publikums die Augen zu öffnen, tut ein guter Zeitungsaufsatz oft das Seinige. Wer aber, wie H. M. Elster, die Fragen vom Theaterelend, zum so und so vielten Male, erneut aufwirft, der müßte dafür dann doch einmal Neues zu sagen haben, will anders er das Recht in Anspruch nehmen, die Angelegenheit in einer besonderen Schrift zu behandeln und der Kritik vorzulegen. Wem aber ist es neu, daß wir mit den vertrusteten Geschäftstheatern nicht mehr weiter kommen, sondern daß das „Gemeinschaftstheater an die Stelle des Geschäftstheaters treten" muß? Hat das nicht Bab schon in endgültiger Formulierung längst dargelegt? Über die Aussetzungen an Direktoren, Dramaturgen, Kritik und Publikum hinaus sind die Mittel und Wege, die Elster für die Erneuerung vorschlägt, nichts mehr als die Forderung eines allseitig gesteigerten Verantwortungsgefühls und der Abstoßung des Alten zugunsten des Jungen — und damit kommen wir nicht einen halben Schritt praktisch weiter. Mit guter Gesinnung allein retten wir noch gar nichts. Wir freuen uns des Optimismus, mit dem Elster an die jungen Dramatiker glaubt, und er nennt auch einige seiner Hoffnungen. Auch darüber findet er das richtige Wort, daß der allgemeine Sumpf und der des Theaters im besonderen wohl noch lange Jahre seine Pestluft ausdünsten wird. Wenn nur die wenigen reineren Regionen noch erhalten bleiben! Mindestens sehr verfrüht erscheint es mir, das Schillertheater neben der Volksbühne als Zukunftshoffnung anzusehen, das eben erst versucht, seinen „bösen Schlendrian" ein wenig aufzugeben. Ich kann den kotzebuehaften Sternheim nicht neben Wedekind als „Aufrütteler" gelten lassen, ich kenne, weiter, nicht eine einzige schauspielerische Leistung der Maria Orska aus letzter Zeit, die eine Notwendigkeit ergäbe, sie für die Erneuerung des Theaters heranzuziehen. Andererseits Klöpfer oder Lina Lossen „weit ab" von Kortner, Krauß und Straub zu stellen, ist ungerecht. Zu sagen, das zahlende Publikum „kehrt sich an die Kritik nicht", werden die Theater, die nach schlechter Presse leer sind, kaum bestätigen; und wer weiß nicht, daß das Publikum teilweise in geradezu übelster Weise von der Kritik seiner Zeitung abhängig ist. Und die Angelegenheit des Steglitzer Schloßparktheaters liegt auch noch ein klein wenig anders als Elster sie, die Schuld nur dem Publikum zuschiebend, darstellt. Genug auch der Einzeleinwendungen: ich kann mir keinen rechten praktischen Erfolg dieser Schrift versprechen, will mich aber trotzdem, freuen, wenn ich unrecht bekomme.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Burgtheaterbriefe. Aus der Autographensammlung der Nationalbibliothek in Wien. Herausgegeben von Franz Koch. (Band IV. der „Mitteilungen des Museion. Veröffentlichungen aus der Nationalbibliothek in Wien.") Wien, Prag, Leipzig 1922, Museion-Verlag, Ed. Strache. 84 S.

Seit Jahren, seitdem der alte Patient sich endlich selbst als „kranken Mann" erklärt hat, beschert fast jeder Monat ein Burgtheaterbuch oder -büchlein: entweder diagnostischen oder therapeutischen oder (was wir diesem und jenem vorziehen) geschichtlichen Inhalts. Zu dieser unerschöpflichen Gattung gehört auch das vorliegende kleine Prachtwerk, das seinen höchst interessanten Bilderschmuck (wir machen auf die Karikaturen Wagners und Holteis aufmerksam) dem Nachlasse der Hoftheatermaler Gustav (gest. 1888) und Franz Gaul (gest. 1906), seine Texte den Briefmappen August Försters

(Direktor 1888, gest. 1908) und des uns Älteren noch wohlerinnerlichen temperamentvollen Heldenspielers Fritz Krastel (sic? 1908) entnimmt und all dies buntscheckige, größtenteils völlig neue Material lehrreich und gefällig verbindet, wobei aus der Fülle der Gestalten mindestens eine, die des gediegenen Förster, in einer gewissen Körperlichkeit hervortritt. Förster ist denn auch, aber lange vor seinem wiener Direktorium, Adressat der literargeschichtlich interessantesten Briefe (von Grosse, Roquette, Brachvogel, Spielhagen, insbesondere Gutzkow), während an Krastel unter anderem ein unbedeutendes Schreiben Gottfried Kellers (Zürich 28. Oktober 1884) und ein höchst merkwürdiges Ibsens (München, 31. Oktober 1876, über Auffassung der Hjördis in der sogenannten „Nordischen Heerfahrt") gerichtet sind. — Dem Theaterhistoriker bringt Kochs Veröffentlichung natürlich weit mehr als solche Kuriosa.

Wien Robert F. Arnold

Deutsche Bühne. Jahresgabe der Deutschen Bühne e. V. 1922. Hamburg, Hanseatische Verlags-Anstalt. 128 S.

Es ist erfreulich, wenn eine junge Gemeinschaft nach der ersten Wegstrecke Halt macht, um Rückschau und Ausschau zu halten. Erfreulicher noch, wenn das mehr programmatisch geschieht, als daß Geleistetes allzufrüh und allzu selbstsicher betont würde. Fast wie ein Bollwerk gegen die Überschätzung der „Neuen" erhebt sich der kluge und erfahrene Aufsatz Ferdinand Gregoris der Achtung vor dem Lebendigen in der Vergangenheit auch für die Reform des Theaters fordert. Wenn dagegen Hans Brandenburg die wesentliche Erneuerung der Bühne aus Elementen, die außerhalb der Theaters liegen, erwartet, so wird man ihm nur bedingt zustimmen. Neue Weltanschauung schafft neue Kunst, aber sie ist noch nicht künstlerische Gestaltung. Und wenn Brandenburg beispielsweise Haaß-Berkow als einen der neuen Führer preist, „die verschüttete Traditionen zum Leben erwecken", so darf man auf der anderen Seite selbst bei einer Gruppe, die von dem starken Willen einer so einheitlichen Persönlichkeit beseelt wird, die Gefahr der dilettantischen Unzulänglichkeit nicht übersehen. So wird man auch die Ausdeutung der Shakespearestücke als „Bewegungsspiele" und ihre praktische Umsetzung auf der Bühne der Wickersdorfer Schulgemeinde durch Martin Luserke nur bedingt gelten lassen. Anregend ist trotzdem der mit so viel freudigem Wollen unternommene Versuch; anregend im besten Sinne sind auch alle weiteren Aufsätze, so von Lothar Schreyer, Hans W. Fischer, Vilma Mönckeberg u. a., dieses ersten Jahrbuchs der als „Deutsche Bühne" zusammengeschlossenen neuen Gemeinschaft. Es bleibt nur zu hoffen, daß diese reine und erlebnisstarke Kraft durch den jetzt ausgebrochenen Zwist mit der „Goethe-Bühne", als deren Theatergemeinde diese Vereinigung gegründet wurde, keine Trübung erfahre.

Halle a. S. Edgar Groß

Max Reinhardt. Von Siegfried Jacobsohn. 4. und 5., völlig veränderte Auflage. Berlin 1921, Erich Reiß. 152 S.

Im Jahre 1910 ließ Jacobsohn, anknüpfend an sein „Theater der Reichshauptstadt", zum erstenmal eine Sammlung von dreißig der „Schaubühne" entnommenen, aber inhaltlich und stilistisch überarbeiteten Kritiken erscheinen. Die einzelne Leistung sehr kritisch sezierend, in der Gesamthaltung freudig bejahend, verfolgte er darin Max Reinhardts Bühnenleitung durch fünf Spieljahre hindurch in ihrer organischen Entwicklung. Diese Einstellung ist auch der neuen Auflage erfreulicherweise bewahrt geblieben. Nur daß nicht mehr Reinhardts Entwicklung, sondern die nachschöpferische Durchleuchtung seines Kunstwerks als das Wesentliche in den Vordergrund gestellt wird. Eine Darstellung der „platonischen Idee" und ihrer Verwirklichung bei Reinhardt nennt Jacobsohn sein Buch. Es ist ebenso bezeichnend für seinen positiven, wie für seinen kritischen Willen, daß er die Zahl der Aufsätze wiederum auf dreißig beschränkt, obwohl er diesmal auf zwanzig Jahre Reinhardtscher Regiekunst zurückblickt. Diese dreißig Theaterabende, die besprochen werden, sind ein Extrakt, sie decken die schöpferische Genialität Reinhardts in ihren besten Leistungen auf. Etwas mehr als die Hälfte der Kritiken, die der erste Band vereinigte, sind hier durch andere ersetzt; die übernommenen haben an sinnfälliger Kraft gewonnen. Es erübrigt sich dabei, Jacobsohns kritische Art zu kennzeichnen; auch die neue Ausgabe durchglutet sein anpackendes und dialektisch abwägendes, sein begeistert hinreißendes und Widerspruch auslösendes Temperament. Reinhardts eigentlichstes Schöpfertum, als Gefolgsmann und doch ohne Schönfärberei, ins Licht der Mit- und Nachwelt gerückt zu haben, ist das wesentliche Verdienst dieses Buches, das in seiner einschneidenden Umgestaltung fast zu einem neuen Werk geworden ist.

Halle a. S. Edgar Groß

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. II. Reihe, 14. Bd. Snorris Königsbuch (Heimskringla), 1. Bd. Übertragen von Felix Niedner. Jena 1922, Eugen Diederichs. 328 S.

Mit der Veröffentlichung dieses „Königsbuches" erreicht die ausgezeichnete Sammlung „Thule", die ich hier schon oft, zuletzt XXIV, 883 besprechen konnte, einen Höhepunkt. Denn dieses Werk, das in der Literatur gewöhnlich nach dem ersten Worte seines Textes „Heimskringla", d. h. Weltkreis, genannt wird, ist nicht nur in geschichtlicher und künstlerischer Hinsicht das wertvollste der gesamten altnordischen Prosaliteratur, sondern eins der vorzüglichsten Geschichtswerke überhaupt, das den Vergleich etwa mit dem des Thukydides ohne weiteres aushält, und man würde seinen Verfasser als zur Weltliteratur gehörig betrachten, wenn er nicht das Schicksal gehabt hätte, in einem ganz kleinen Staate gelebt zu haben und in einer wenig beachteten germanischen Sprache zu schreiben.

Snorri Sturluson lebte von 1178—1241 und war der größte altnordische Gelehrte, Staatsmann und Historiker, auch ausgezeichnet als Krieger und Dichter; bei uns ist er in weiteren Kreisen höchstens als Verfasser der jüngeren (Snorra-) Edda bekannt. In dem Königsbuch zeigt er sich als der unbestrittene Meister isländischer Geschichtschreibung, und es ist nur bedauerlich, daß man bei uns im allgemeinen von ihm so gut wie nichts weiß. Hoffentlich schafft Niedners vortreffliche Übersetzung da etwas Wandel. Snorri mutet schon in seiner Vorrede, in der er sich mit seinen schriftlichen und mündlichen Quellen ernsthaft und kritisch auseinandersetzt, fast modern an, und in der Darstellung der norwegischen Königsgeschichte erweist er sich als ein hervorragender Könner. Edel, schlicht, kraftvoll, klar und sachlich ist die Sprache, zahlreiche Gedichte flicht er ein, lebhaft, fast dramatisch bewegt ist die Durchführung der Handlung, und vor allem ist er bereits ein überaus scharfsichtiger Psychologe. Seine Charakteristiken sind nicht selten wahre Musterstücke mit ihrer inneren Begründung der äußeren Erscheinung und der Wesensart seiner Helden.

Dem Stoff nach umfaßt das ganze Königsbuch, das in der Übersetzung drei Bände füllen wird, die geschichtlichen Ereignisse dreier Jahrhunderte, etwa von 860—1177. Der erste Band, der zurzeit vorliegt, enthält Snorris Vorrede und dann die mythische Ynglingensaga, die mit einer kurzen Weltbeschreibung beginnt, die Einwanderung Odins aus Asien schildert und das Geschlecht der Norwegerkönige auf göttlichen Ursprung zurückführt. Die kurze Geschichte von Halfdan dem Schwarzen bereitet schon den Boden für die eigentlich historische Darstellung; denn sie berichtet bereits von der Geburt des jungen Harald (850). Die Geschichte dieses Harald Schönhaar (gestorben 933) zeigt uns diesen gewaltigen Herrscher in vollster Klarheit als den siegreichen Einiger Norwegens, der zwar einen festgefügten Lehnsstaat zu schaffen vermochte, aber nicht imstande war, ihn für die Zukunft zu sichern. Ist Harald noch Heide, so ist Hakon der Gute, sein Nachfolger, von dem die nächste kurze Saga erzählt, bereits christlich in England erzogen. Seinen Beinamen erhielt er, weil er den drontheimer Bauern die von seinem Vater eingezogenen Erbgüter zurückgab; in einer siegreichen Dänenschlacht fiel er (961). Der Skalde

Eyvind sang ihm eine prächtige Totenklage. Sein Nachfolger war **Harald Graumantel**, der nur zehn Jahre herrschte und ebenfalls den Schlachtentod starb. Den glänzenden Abschluß des ersten Bandes bildet die umfang- und inhaltreiche Geschichte von König **Olaf Tryggvissohn**. Er war ein mächtiger, harter, zielbewußter Fürst, der nach schwerer Jugend Christ wird und nach heftigen Kämpfen mit heimischen Großen und ausländischen Feinden Norwegen wieder mächtig macht und den ganzen skandinavischen Norden, vielfach freilich mit grausamer Gewalt, dem Christentum zuführt (995—1000).

Das Königsbuch ist zwischen 1220 und 1230 aufgezeichnet worden. Die beste kritische Ausgabe davon hat Finnur Jonsson unter dem Titel Heimkskringla Nöregs konunga sögur af Snorri Sturluson in vier Bänden herausgegeben (Kopenhagen 1893—1900). Sie ist Niedners Übersetzung zugrunde gelegt. Hoffentlich können auch die beiden noch ausstehenden Bände des großen Werkes bald erscheinen.

Breslau H. Jantzen

Die Germanen und das Christentum. Von Walther **Classen**. Hamburg o. J. (1921), Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. 186 S.

Das Buch ist der vierte Band eines durchaus volkstümlich gehaltenen Geschichtswerks „Das Werden des deutschen Volkes". Es behandelt die Zeit von der Völkerwanderung bis zu Otto dem Großen. Wissenschaftlich und literarisch hat es keine Bedeutung, sondern nur als Belehrungs- und Bildungsmittel für ganz weite Kreise und für die Jugend. Die Darstellung ist teils sachlich berichtend, teils novellistisch erzählend unter freiestem Walten der Phantasie. Wulfila, der leider in der anscheinend unausrottbaren halb griechischen, halb gotischen Mischform „Ulfila" erscheint, Karl der Große und das Frankenreich sowie Otto der Große werden besonders liebevoll und eingehend behandelt.

Breslau H. Jantzen

Niedersachsenbuch 1923. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Hrsg. von **R. Hermes** und verantwortlich geleitet von **A. Janssen**. 7. Jahrg. Hamburg, R. Hermes. 116 S.

Das neue Niedersachsenbuch, dessen letzten Vorgänger ich im L. E. XXII, 1082 besprochen habe, ist zwar infolge der Not unserer Zeit recht schmal, aber dafür umso gediegener im Inhalt. Es bringt einige recht beachtliche literargeschichtliche und kritische Beiträge, u. a. einen lehrreichen Überblick über „Die niederdeutsche Erzählungskunst" von **W. Stammler**, eine Abhandlung „Vom Wesen des niederdeutschen Dramas" von **A. Janssen** und Betrachtungen über „Die niederdeutsche Ballade" und das „Läuschen" von **G. Dehning** und **H. K. A. Krüger**. Auch „Die flämische oder südniederdeutsche Literatur der Neuzeit" wird gewürdigt von **J. Decroos**. Krüger gibt auch eine gute Übersicht über die Toten und die Jubilare des Jahres, und **Janssen** bietet noch eine sehr willkommene „Niederdeutsche literarische Jahresrundschau".

Ausgezeichnet ist der künstlerische Teil, der wieder sehr ansprechende Proben niederdeutscher Dichtung vorlegt, teils in Versen, teils in Prosa, einiges auch in hochdeutscher Sprache. Neben wohlbekannten älteren Dichtern wie dem vor kurzem heimgegangenen Hermann Boßdorf, von dem der eindrucksvolle erste Aufzug einer niederdeutschen Tragödie „Bernd Beseke, de Vagt up Niewerk" mitgeteilt ist, Bernhard Flemes, H. F. Blunck u. a. sind auch junge Talente vertreten, darunter **Marie Harder** und **Fritz Wicht** mit ein paar kleinen, sehr fein empfundenen Gedichten. Als besonders wertvoller Beitrag ist noch die Skizze „Das Korn rauscht" von Friedrich **Griese** hervorzuheben.

Auch die üblichen Beigaben, die Verzeichnisse plattdeutscher Bühnenstücke, niederdeutscher Uraufführungen, niederdeutscher Lieder und die Listen von Vereinszeitschriften und Kalendern sind sehr dankenswert. Rühmend zu erwähnen ist auch der wohlgelungene Buchschmuck.

Breslau H. Jantzen

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Hans Röhl. (Teubners kleine Fachwörterbücher, 14.) Leipzig und Berlin 1921, B. G. Teubner. IV u. 202 S.

Unter den „kleinen Fachwörterbüchern", welche der Teubnersche Verlag zu Nutz und Frommen aller derer herausgibt, die sich große Nachschlagewerke nicht mehr beschaffen können, wird dieses Bändchen gewiß eines der erfolgreichsten sein. Denn einmal gibt es überhaupt kein neueres Literaturlexikon, das auf so engem Raum wie dieses eine so reiche Sammlung von Erläuterungen aller Fachausdrücke und Personennamen aus dem Gesamtgebiet der deutschen Literaturgeschichte, der Poetik, Metrik, Stilistik, des Schrift- und Buchwesens und des Theaters bietet. Zum anderen aber hat der Verlag in Hans Röhl einen Verfasser gewonnen, dem alle, die sein vorzügliches Kompendium der deutschen Literatur (vgl. meine Besprechung „L. E." XVII, 55) kennen, von vornherein eine umfassende Sachkenntnis und eine sicher ordnende Hand zutrauen. Und dieses Zutrauen sieht sich denn auch nicht getäuscht. Wenn ich im folgenden einige Änderungs- und Ergänzungsvorschläge vermerke, so geschieht das, um dem Wunsche zu genügen, den der Verfasser selbst am Ende seines Vorwortes ausspricht, und um ihm bei der Vorbereitung der 2. Auflage, die gewiß bald nötig sein wird, hilfreich zu sein. Zunächst ein kleines bibliographisches Versehen: das ausgezeichnete Werk von Niedner, auf das Röhl mit Recht hinweist (seine Literaturangaben sind überhaupt ebenso reichhaltig wie gut ausgewählt) heißt „Islands Kultur zur Wikingerzeit" (nicht „zur Sagazeit"). Dabei sei gleich darauf hingewiesen, daß die Saga in dem Artikel Sage nicht zu ihrem Recht kommt. Es wäre gewiß am besten, ihr in der neuen Auflage einen eigenen Absatz zu widmen. — Der Artikel „Spannung" faßt den Begriff viel zu eng. Spannung ist auch da, wo Vordeutungen sind. Sie ist dann bloß echt episch abgetönt. Man ahnt nach diesem Artikel nicht, von welch großer psychologischer Fruchtbarkeit der Gesichtspunkt der Spannungsabwandlung für die Betrachtung der gesamten Erzählungskunst ist. — Warum sind unter den Schriftgraden nur Cicero und Petit und nicht wenigstens auch noch Borgis angegeben, dessen praktische Bedeutung heute der von Cicero mindestens ebenbürtig ist? — Bei Wildenbruch sind am Schluß als „die besten unter seinen Erzählungen" die „Kindergeschichten ‚Kindertränen', ‚Das edle Blut' und ‚Claudias Garten'" genannt. Anstatt dieser letztgenannten, die ja keine Kindergeschichte ist, müßte wohl der „Neid" stehen, der leider ganz fehlt. — Bei Wilhelm Schäfer fehlen alle Werke, die nach der „Halsbandgeschichte" erschienen sind, und diese ist irrtümlicherweise als „Roman" bezeichnet. — Unter den lebenden Dichtern, die von Röhl aufgenommen worden sind (er ist — vom Standpunkte der Benutzer aus mit Recht — ziemlich weitherzig gewesen), fehlen zum mindesten Leonhard Frank, Hans Grimm, Kolbenheyer, Nabl, Paquet und Ponten. — Besonders dankbar werden die meisten Benutzer, namentlich solche, die keine größere deutsche Literaturgeschichte besitzen oder kaufen können, für die Anhänge („Bücherkunde zur deutschen Literatur" und „Zeittafel zur deutschen Literaturgeschichte") sein.

Stettin Erwin Ackerknecht

Wilhelm Waiblingers Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Paul **Friedrich**. Berlin, Dom-Verlag. („Der Domschatz", Bd. 10.) 417 S.

Eine Reihe äußerer Umstände erhalten das Andenken an Wilhelm Waiblinger in einem über die innere Anteilnahme hinausgehenden Maß lebendig: seine Jugendfreundschaft mit Mörike, die Beziehungen des Studenten zu dem umnachteten Hölderlin, seine abenteuerlichen und drangvollen Lebensschicksale, sein früher Tod in einem Augenblick, da ihm endlich das Glück zu lächeln schien. Wenn auch die bedenkliche Gefährdung der wirtschaftlichen wie ideellen Interessen des lebenden Schriftstellertums durch die immer mehr überhandnehmenden Ausgrabungen und Neuausgaben nicht verkannt werden soll, so darf doch im vorliegenden Fall die Bedürfnisfrage bejaht werden. Die alte von

H. v. Canitz veranstaltete üble Gesamtausgabe in 9 Bändchen ist längst vergriffen und im Altbuchhandel nur noch schwer zu bekommen; die Auswahl, die Karl Frey seiner grundlegenden Waiblinger-Biographie vom Jahre 1904 angehängt hat, reicht für die Beurteilung der Lyrik des Dichters nicht ganz aus; außerdem gibt es nur noch Einzelausgaben. Paul Friedrich stellt in seiner Auswahl mit Recht den Lyriker in den Vordergrund. Freilich ist trotz allem genialischen Gebaren Waiblinger kein genialer Pfadfinder wie seine schwäbischen Landsleute Hölderlin und Mörike, sondern immer nur ein hochbegabter Mitläufer gewesen; aber unter seinesgleichen stand er im vordersten Glied, und von seinen Gedichten verdienen manche in das Gedächtnis und Gemüt der Nachfahren Eingang zu finden. Als Proben der Prosa Waiblingers hat der Herausgeber mit Recht hauptsächlich Autobiographisches gegeben; die Hölderlin-Erinnerungen, die darunter eine bevorzugte Stellung einnehmen, vermißt man ungern trotz der Friedrichschen Sonderausgabe, und damit die Leser auch von des Dichters reiner Novellistik den rechten Begriff bekommen, hätten „Die Briten in Rom" vielleicht doch aufgenommen werden sollen. Indessen sind diese durch die Reclamsche Universalbibliothek leicht zugänglich (oder waren es früher wenigstens) und mußte Raum für einen gerade bei Waiblinger unerläßlichen biographischen Abriß erübrigt werden. Der Verfasser ist darin unbefangen und ohne Voreingenommenheit zu Werk gegangen. Nur eins sei dazu bemerkt: Wenn dem Dichter von seiner württembergischen Heimat immerwieder der „Makel eines unreinen Lebens" angeheftet worden ist, so trifft die Hauptschuld ihn selbst, der fast von Kindesbeinen an mit seinen Liebesabenteuern zu kokettieren und renommieren pflegte, und gar mit solchen, die er nur in der Einbildung bestanden hatte. An einigen Stellen der im allgemeinen recht schätzenswerten Arbeit Friedrichs wird die alte Erfahrung bestätigt, daß norddeutsche Autoren nie ganz ungestraft unter schwäbischen Palmen wandeln dürfen. So hätte sich jedem Württemberger von selbst die Gedankenverbindung ergeben, daß der S. 406 als Briefempfänger eingeführte Wilhelm Hoffmann („ein Kandidat") niemand anders sein konnte als der bekannte nachmalige berliner Oberhofprediger dieses Namens.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Ein russisches Evangelium. Aufzeichnungen, Gespräche und Predigten des Starez Sossima. Von F. M. Dostojewski. Berlin 1922, Furche-Verlag. 78 S.

Dostojewski. Ein Weg zum Menschen, zum Werk, zum Evangelium. Von Werner Mahrholz. Ebenda. 70 S.

Dostojewski und sein Schicksal. Von Otto Kaus. Berlin 1922, E. Laubsche Verlagshandlung. 163 S.

Dostojewski und kein Ende! Die Zahl der Dostojewski-Anthologien, -breviere usw. häuft sich in beängstigender Weise. Gewiß legen sie Zeugnis dafür ab, daß der große Russe die Geister bei uns immer mehr in seinen Bann zieht; andererseits aber zeigen sie, daß auch die Zahl jener wächst, die zu bequem sind, den Dostojewski ganz zu lesen und daher zu den beliebten Hilfsmitteln greifen, um sich schnell über ihn orientieren und dann mitreden zu können. Das Büchlein des Furche-Verlags bringt das sechste Buch der „Brüder Karamasow", die Bekenntnisse und Predigten des Sossima, die ja auch im Roman ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden; die Loslösung ist also halbwegs gerechtfertigt; zu wünschen wäre allerdings, daß das Buch nun nicht als „Karamasow-Ersatz" angesehen werde, sondern vor allem von Leuten gekauft und benutzt werde, denen diese Kapitel des Werkes besonders lieb sind und die gern in ihnen blättern möchten, ohne gleich den dicken Romanband vom Regal nehmen zu müssen.

Eine Ergänzung zu diesen religiösen Bekenntnissen Dostojewskis bildet das Buch von Werner Mahrholz. Es sucht der Gesamtpersönlichkeit Dostojewskis gerecht zu werden, würdigt den Dichter jedoch vor allem als religiöse Erscheinung. Viel Neues sagt Mahrholz nicht, aber als erste Einführung kann seine Schrift manchem Leser gute Dienste leisten. Das Kapitel „Dostojewski als Politiker" müßte einmal gründlich revidiert werden. Ich denke hier keineswegs bloß an Mahrholz, sondern an alles, was über dieses Thema in deutscher Sprache geschrieben ist. Dostojewski der Panslawist, der Europahasser — man findet sich bei uns mit diesen Problemen meist viel zu leicht ab und ist ungerechter gegen Dostojewski, als er gegen „Europa" war.

Auf ganz neuen Wegen sucht Otto Kaus sich Dostojewski zu nähern. Seine ebenso einseitige wie geistreiche Untersuchung gipfelt in dem Satze: „Dostojewski ist der entschiedenste, konsequenteste, unerbittlichste Dichter des kapitalistischen Menschen. Sein Werk ist nicht die Totenklage, sondern das Wiegenlied unserer, der modernen, vom Glut-hauch des Kapitalismus gezeugten Welt." So gesehen, erscheint vieles in völlig neuem Lichte, mancher bisher unbeachtete Zug tritt scharf hervor, mancher Widerspruch löst sich, aber das ganze Wesen Dostojewskis erschöpft Kaus auch nicht. Das Vielfältige, Vielgestaltige läßt sich eben nicht auf eine allgemeingültige Formel bringen.

Leipzig Arthur Luther

Verschiedenes

Die drei Krisen. Eine Untersuchung über den gegenwärtigen politischen Weltzustand. Von J. J. Ruedorffer. Stuttgart-Berlin 1920, Deutsche Verlags-Anstalt. 73 S.

Der Name des Verfassers ist ein Pseudonym. Die vorliegende Untersuchung ist das Nachwort zu einer neuen Auflage des von demselben Verfasser geschriebenen Buches „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart". Es wäre aber nicht angebracht „die drei Krisen" nur als Nachwort zu werten, sie beanspruchen in ihrer Geschlossenheit durchaus selbständig betrachtet zu werden. Da uns in der komplizierten und oft verwirrten Gegenwart nichts mehr nottut als klarer Blick, so ist natürlich jeder Versuch zu begrüßen, der dazu beiträgt, Klarheit in der Beurteilung der gegenwärtigen Verhältnisse zu verbreiten und die Problematik der Gegenwart zu vereinfachen. Ruedorffer bringt die Mannigfaltigkeit der Probleme, die sich dem Beobachter aufdrängt in den Rahmen dreier Krisen. Er unterscheidet eine außenpolitische Krise der internationalen Organisation der Welt, im besonderen Europas, eine innerpolitische Krise der Staaten und Staatsformen und eine Krise der Gesellschaft. Ruedorffer beleuchtet diese Stoffgebiete vorzugsweise von der politischen Seite und sucht die Ursachen dieser Krisen darzulegen, ohne ihre wirtschaftliche Bedeutung und Auswirkung zu verkennen. Der Verfasser ist ein viel zu einsichtiger Politiker als daß er sich vermäße, Lösungen spekulativen Charakters als Allheilmittel anzupreisen, er ist vielmehr bestrebt den Ursachen nachzugehen, um durch ihre Klarlegung Fehlerquellen nachzuweisen und Einsichten zu erschließen. Die Ausführungen sind beherrscht von einem kritischen Optimismus, der zwar zu der Erfahrung sich durchringt, daß Europa in einem Prozeß der Rückbildung und Selbstzerstörung begriffen sei, dem aber der Fortschritt, wenn auch keine geschichtliche Tatsache, doch moralische Forderung bleibt. Reiches Beobachtungsmaterial in klarer Anordnung, dabei eindeutige realpolitische Auswertung des Materials, machen das Buch auch für diejenigen wertvoll, die nicht dieselben Folgerungen ziehen wie der Verfasser. Vor allen Dingen aber drängen seine Darlegungen den Leser zum eigenen Nachdenken.

Köln Paul Bourfeind

Aus Conrad Haußmanns politischer Arbeit. Herausgegeben von seinen Freunden. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. 192 S.

Ein lehrreiches und ein liebenswürdiges Buch. Aus ihm lernt der Fernerstehende einen schwäbischen Demokraten von altem, echtem Schrot und Korn kennen, der die Interessen seiner württembergischen Heimat in den Rahmen einer verständig aufbauenden, konstitutionellen Reichspolitik zu stellen pflegte. Ein Menschenalter Abgeordnetentums

bringt den Betreffenden leicht in den Geruch eines bloßen Routiniers — Haußmann war darüber erhaben: das bezeugen seine von Ulrich Zeller ebenso pietätvoll wie geschickt ausgewählten Reden und Aufsätze auf jeder Seite. Darüber hinaus aber läßt uns das Buch einen Blick tun in den liebenswerten Menschen. Haußmann dichtete gelegentlich, und zwar hochdeutsch ebenso leicht wie schwäbisch. Denn für das rechte Wort am rechten Platze hatte er stets ein feines Ohr. Und so wird sich auch der politisch Andersdenkende, den mit dem freisinnigen Schwaben vielleicht nur die ehrliche Feindschaft gegen Erzberger verband, von ihm innerlich angezogen fühlen und sich durch die kluge Auslese aus seiner parlamentarischen Arbeit bereichert finden. — Im „Beobachter“ hat Haußmann einst zwei nette Sprüche hintereinander veröffentlicht: „Die viereckigen Dickköpfe der Schwaben sind noch nicht die Quadratur des Zirkels“ und „Man kann auch von den Preußen lernen“. Zusammenfassend schließe ich mein Sprüchel an: „Man kann auch von dem schwäbischen Volksparteiler Conrad Haußmann lernen.“

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Psychologie des primitiven Menschen. Von Richard Thurnwald. Sonderabdruck aus dem Handbuch der vergleichenden Psychologie. Hsg. von G. Kafka. München 1922, Ernst Reinhardt. 320 S.

Im Rahmen des großen Kafkaschen Handbuch, das den lange schmerzlich entbehrten Versuch unternimmt, die Ergebnisse der heutigen angewandten Psychologie zusammenzufassen und dadurch fraglos sich ein hohes Verdienst erworben hat, gibt der besonders durch seine Forschungen über die Südseevölker bestens bekannte R. Thurnwald einen wertvollen Überblick über das Seelenleben des primitiven Menschen. Bei dem Interesse, das gerade die Künstler jüngster Richtung für die primitive Kunst haben, wird diese Arbeit gute Dienste leisten können, auch für die Klärung der oft recht phantastischen Begriffe, die man in den Kreisen der „Expressionisten“ von primitiver Kunst hat. Besonders hervorzuheben ist das Kapitel über die Schrift, das zugleich auch einen Einblick in die Entwicklung des primitiven Denkens gibt. Das gleiche gilt von dem Abschnitt über die Sprache. Aber darüber hinaus wird der ganze Umkreis des primitiven Seelenlebens und seiner kulturellen Auswirkungen abgeschritten. Die Arbeit Thurnwalds ist nicht nur dem Fachpsychologen warm zu empfehlen, zumal ein reiches Literaturverzeichnis die Wege für weiteres Eindringen bahnt.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Nachrichten

Todesnachrichten. Helene v. Mühlau ist am Ostersonnabend, 31. März, einem schweren Leiden erlegen. Als Tochter eines kölner Großkaufmanns hatte sie, fast noch ein Kind, gegen den Willen ihrer Eltern einen jungen Leutnant geheiratet, mit dem sie nach Südamerika auswanderte. Nach kurzer Ehezeit Witwe und Mutter eines kleinen Knaben, sah sie sich darauf angewiesen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu schaffen. Ihr Talent, unterstützt von einer ausgezeichneten Bildung und mannigfachen Lebenserfahrungen, fand schnell Beachtung. Mit Rücksicht auf den stark autobiographischen Charakter ihrer ersten Romane legte sie ihren bürgerlichen Namen, Hedwig von Mühlenfels, als Schriftstellerin ab, und es erschienen unter dem Pseudonym „Helene von Mühlau“ in rascher Folge: „Die Beichte einer reinen Törin“, „Sie sind gewandert hin und her“, „Das Witwenhaus“ und andere, die ihr ein breiteres Publikum gewannen. Auch ernsten sozialen Problemen wie in den Büchern: „Nach dem dritten Kinde“, „Ehefrauen“, „Das Liebeserlebnis der Ellinor Fandor“ wandte sie sich zu und hatte besonderen Erfolg mit ihren Kolonialromanen „Hauptmann Hamtigl“, „Die zweite Generation“ und andere. Dem Kriegserlebnis verdankte sie die beiden Romane „Der Kriegsfreiwillige“ und „Sylvester Dinglein und seine Eltern“.

Alberta v. Puttkamer ist nach einer Meldung vom 19. April in Baden-Baden gestorben. Eine Tochter des Kammergerichtsassessors Weise in Glogau, hatte sie frühzeitig die Eindrücke der berliner Geselligkeit in sich aufgenommen, hatte dann den elsaß-lothringischen Staatssekretär Maximilian v. Puttkamer geheiratet und mit ihm im Elsaß gelebt, bis sie sich 1910 mit ihrem Gatten nach Baden-Baden zurückgezogen hatte. Unter ihren dramatischen Werken, die freilich nur an der Peripherie ihres Könnens liegen, sind „Kaiser Otto IV.“, „Cyrus“ und „Merlin“ zu nennen. Ihre Bedeutung beruht auf ihrer lyrischen Dichtung, zumal auf der Ballade, in der sie eigene, von Leidenschaftlichkeit und Naturempfindung getragene Ausdrucksmöglichkeiten fand. In ihrem Buch „Die Ära Manteuffel“ hat sie ein wertvolles zeitgeschichtliches Werk verfaßt. Die Erinnerungen an ihre eigene Lebensführung hat sie in ihrem Memoirenwerk „Mehr Wahrheit als Dichtung“ niedergelegt. (vgl. Sp. 906.)

Wilhelm Breves ist am 10. April im Alter von siebenundzwanzig Jahren in Bad Mergentheim schwerer Krankheit erlegen. Er hatte das Lehrerseminar in Bremen besucht, war 1914 als Kriegsfreiwilliger mit hinausgegangen, war seit 1917 Mitarbeiter der „Weser-Zeitung“ und schließlich Feuilletonredakteur des „Bremer Tageblatt“ geworden. Seine Novellen „Die Landung“, „Liebesgeschichten um ein Kloster“ sowie sein Roman „Das brennende Licht“ erweisen feinsinnige Begabung. Ein nachgelassener Roman „Nichts als ich und du“ soll demnächst in der „Weser-Zeitung“ veröffentlicht werden.

Ludwig Brechter ist nach einer Meldung vom 5. April im Alter von dreiundsiebzig Jahren gestorben. Er hat als pfälzischer Dialektdichter und guter Interpret pfälzischer Mundartdichtung sich viel Freunde in seiner engeren Heimat erworben.

Franz Wachter ist nach einer Meldung vom 10. April im Alter von siebzig Jahren in Aurich gestorben. Er hat sich durch sein Werk „Quellen der Geschichte Ostfrieslands“ um die einheimische Geschichtschreibung Verdienste erworben.

Reinhold Cronheim ist nach einer Meldung vom 4. April im achtundsechzigsten Lebensjahr einem längeren Leiden erlegen. Er hat in seiner Jugend als holländischer Kolonialsoldat in Java Dienste getan und hat sich später fünfundzwanzig Jahre lang im Verlagshaus Scherl als Redakteur betätigt.

Georg Wagner, der den Krieg als Leutnant der Reserve mitgemacht hatte und als Schriftleiter im „Süddeutschen Korrespondenzbureau“ in München tätig war, ist am 5. April einer Lungenentzündnng erlegen.

Marianne L. Westphal, die mehrfach schriftstellerisch hervorgetreten ist, ist nach einer Meldung vom 2. April in Pillnitz gestorben.

* * *

Friedrich Sebrecht ist zum Regisseur und Dramaturgen an das Deutsche Nationaltheater in Weimar berufen worden.

Paul Alexander Schettler ist als Dramaturg an die städtischen Bühnen in Aachen berufen worden.

Das Kuratorium der Wilhelm-Scherer-Stiftung hat den diesjährigen Scherer-Preis dem Privatdozenten Herbert Cysarz in Wien für sein Buch „Erfahrung und Idee. Probleme und Lebensformen in der deutschen Literatur von Hamann bis Hegel“, und dem Privatdozenten Karl Vietor in Frankfurt a. M. für sein Buch „Geschichte der deutschen Ode“ zuerkannt.

Frau Else Conn-Reinert, Neapel, hat dem Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten 700 Lire für einen Dramatikerpreis gestiftet. Teilnahme berechtigt sind sämtliche Mitglieder des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller. Einsendungen sind zu richten an Herrn Richard Wilde, Berlin W 50, Geisbergstraße 23, der gemeinsam mit Ludwig Fulda und Lothar Schmidt des Preisrichteramtes zu walten hat.

* * *

Eine Verordnung des russischen Volkskommissariats für Aufklärung hat die Werke einer Anzahl russischer Dichter zum Staatsmonopol erklärt, derart, daß die Erben der nationalisierten Autoren vom Staat nach den bestehenden Gesetzen entschädigt werden. Danach ist die Herausgabe der Werke folgender Autoren dem Staat vorbehalten: Andrejew, Bakunin, Belinski, Dostojewski, Gogol, Garschin, Gontscharow, Herzen, Korolenko, Kolzow, Krylow, Lermontow, Nekrassow, Nikitin, Ostrowski, Puschkin, Pissarew, Ssaltykow, Shukowski, Leo Tolstoi, Alexej Tolstoi, Turgenjew, Tschechow, Uspenski.

Frau Kersting-Salzbach, die Tochter Strindbergs, hat eine Sammlung älterer Briefe ihres Vaters aufgefunden, die aus Lund, Malmö und Stockholm stammen.

Hans Rosenhagen gibt in der neuesten Nummer des Sammlerkabinetts ein wahrscheinlich 1807 von Hoffmann selbst gemaltes, neuaufgefundenes Hoffmann-Porträt bekannt, das in Ölfarbe auf ein Füllungsbrett im Ausmaß von 41 zu 33 cm gemalt ist und keine Signatur trägt. Das Porträt ist von Karl Hans Krüger in einer Potsdamer Adelsfamilie aufgefunden worden. Für Hoffmanns Urheberschaft spricht, nach Rosenhagen, sehr überzeugend die völlig verunglückte Zeichnung des Ohrs, ein Mangel, der sowohl an dem Selbstporträt des Dichters aus einem Nachlaß, als auch an seiner bekannten Zeichnung des wahnsinnigen Kreisler auffällt. Den malerischen Mängeln stehe aber die überaus gelungene Wiedergabe des geistigen Menschen gegenüber.

* * *

In den Verlag von Grethlein & Co., Leipzig und Zürich, sind folgende Romane von Lisa Wenger übergegangen: „Die Wunderdoktorin", „Der Rosenhof", „Er und Sie und das Paradies".

* * *

Uraufführung. Salzburg, Stadttheater: „Die Schwestern Fröhlich". Komödie in einem Vorspiel und vier Akten von Jos. Aug. Lux (7. April 1933).

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik

(Vgl. XXV, 761.)

Wien: Arnold, Deutsche Literatur von den Befreiungskriegen bis zur Julirevolution. Theorie des Dramas. Brecht, Deutsche Literatur im Zeitalter des Naturalismus und Symbolismus. Deutscher Humanismus. Castle, Hauptmanns spätere Werke. Cysarz, Grundbegriffe der Literaturwissenschaft. [M]ayer-Thurn, Westöstlicher Divan. Brunner, Romeo und Julia. Luick, Englische Literatur 1750—1820. Wild, Anglo-irische Dichtung. Küchler, Französische Literatur seit 1848. Wurzbach, Desgl. im 18. Jahrhundert. Wolkan, Humanismus in Italien. Kraelitz, Türkische Literatur. [M]eyer, Arabische Literatur.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Bergengruen, Werner. Das Gesetz des Atum. Roman. Mit 21 Zeichnungen von Rolf v. Hoerschelmann (Sindbad-Bücher). München, Drei Masken-Verlag. 300 S.

– Rosen am Galgenholz. Geschichten vom andern Ufer. Berlin, Tom-Verlag. 179 S.

[Br]ünau, Georg. Bei den Hügelsheimern. Eine Geschichte aus dem Wein- und Mainfränkischen. Mit Bildern von P. Würth. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 271 S.

Der Königsroman. (Die Reihe der unendlichen Konflikte I.) Potsdam, Gustav Kiepenheuer, Verlag des Vaters. 255 S.

Foges, Max. Summa Summarum. Ein buntes Lebensbuch. Eingeleitet von Hans Strobl. Wien, Europäischer Verlag. 59 S.

Hammer, Rudolf Hans. Die seltsame Stunde. Skizzen. Wien, Europäischer Verlag. 41 S.

Harrar, Annie. Schattentanz. Zwei Novellen. Stuttgart, Walter Seifert. 245 S.

Hennings, Emmy. Das Ewige Lied. Berlin, Erich Reiß. 86 S.

Jacob, Heinrich Eduard. Das Flötenkonzert der Vernunft. Novellen. Berlin, Ernst Rowohlt. 201 S.

Krieger, Hermann. Imma. Eine Bienenmär aus Imkerland. Hamburg, Ernst Schwabe. 316 S.

Lindemann, Fr. De Nobiskroog. Geschichten. Bremen, Carl Schünemann. 55 S.

Lindenthaler, Christine. Die ferne Höhe. Eine Sommergeschichte. Mit Bildschmuck von Frz. Kulstrunk. Reichenberg, Gebr. Stiepel G. m. b. H. 250 S.

Mandt, Martin. Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Lebenserinnerungen. München, Duncker & Humblot. 402 S.

Matthießen, Wilhelm. Die Sündflut. Eine Dichtung. Letztes Abenteuer des Weltdetektivs James W. Plum Kabeuschen. Berlin, Der Weiße Ritter-Verlag. 46 S.

Müllenmeister, Berta. Mutter und Kind. (Hofer-Bücher.) Leipzig, Gebr. Hofer A.-G. 88 S.

Musikalische Novellen. Eine Auswahl von Novellen der Weltliteratur. Hrg. v. Gerhart v. Westerman. I/II. München, Drei Masken-Verlag. 239 und 219 S.

Pöhlmann, Olga. Niklas Muffel. Roman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 308 S.

Schicksalstage deutscher Dichter. Ein Novellenkranz in Verbindung mit anderen. Herausgegeben von R. Krauß. Zweite Reihe. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 259 S.

Sternheim, Carl. Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn. Holzschnitte von Franz Masereel. Bd. I/II. München, Drei Masken-Verlag. 299 und 261 S.

Wache, Karl. Roland. Roman aus dem Karolingischen Zeitalter. Wien, Burgverlag Ferd. Zöllner. 216 S.

Wenger, Lisa. Die Altweibermühle. Zehn Frauenmärchen. Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H. 131 S.

Westkirch, Luise. König Haß. Roman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 307 S.

Wüller, Paul. Der Letzte vom Lahneck. Roman aus Rheinlands bitterer Not zur Zeit des Schwedeneinfalls. Karlsruhe i. B., „Badenia" A.-G. 134 S.

Die Seele Irlands. Novellen und Gedichte aus dem Irisch-Gälischen des Patrick Henry Pearse und anderer. Zum ersten Male ins Deutsche übersetzt von Julius Pokorny. Halle a. S., Max Niemeyer. 197 S.

Roberts, Charles G. D. Augen im Busch. Ill. von Paul Haase. Berlin, Gyldendalscher Verlag. 208 S.

Manzoni, Alessandro. Die Verlobten. Eine Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Deutsch von Johanna Schuchter. Bd. III und IV der Werke. Herausgegeben von H. Bahr und E. Kamnitzer. 460 und 465 S. — Schriften zur Philosophie und Ästhetik. Deutsch von Franz Arens. Bd. V der Werke. München, Theatiner-Verlag. 614 S.

Gogol, Nikolaus. Taras Bulba. Mit 30 Holzschnitten von Karl Rössing. Übertragen von Rudolf Kaßner. Wien, Nikola-Verlag. 149 S.

Lyrisches und Episches

Das Testament des Vaters. (Die Reihe der Einheiten.) Potsdam, Gustav Kiepenheuer, Verlag des Vaters. 144 S.

Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung gesammelt von Will Vesper. Leipzig, H. Haessel. 423 S.

Lürmann, Werner. Vor der nur angelehnten Pforte. Gedichte. Berlin, Wir-Verlag. 60 S.

Mettke, Paul. Zwischen den Schollen. Heimatstimmen. Datten bei Pförten, Flur-Verlag. 68 S.

Petzold, Alfons. Gesicht in den Wolken. Gedichte. Wien, Deutsch-Oesterreichischer Verlag. 49 S.

Rosenblum, Salomon. In der Fremde. Gedichte. Charlottenburg, Jalkut G. m. b. H. 78 S.

Dramatisches

Reif, Fritz. Lukian. Drama in drei Aufzügen. Franzensbad, A. Bayer. 81 S.

Schönherr, Karl. Es. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, L. Staackmann. 72 S.

Trebitsch, Siegfried. Der Geliebte. Komödie in drei Akten. Berlin, S. Fischer. 78 S.

Wolfenstein, Alfred. Mörder und Träumer. Drei szenische Dichtungen. Berlin, Verlag Die Schmiede. 57 S.

Wünsch, Wilhelm. Das neue Gesetz. Ein Sittenstück aus den Sudeten in einem Vorspiel und 3 Aufzügen. Neutitschein, L. V. Endersche Kunstanstalt. 64 S.

Simons-Mees, Josine A. „Sankt Elisabeth." Schauspiel in drei Akten. Aus dem Holländischen von Helene Hoerschelmann. Herausgegeben von F. Dülberg. Leipzig, Theodor Weicher. 74 S.

Literaturwissenschaftliches

Bittner, Konrad. Beiträge zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust (Prager Deutsche Studien, 27. Heft). Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus. 81 S.

Büchner, Georg. Sämtliche Werke und Briefe. Leipzig, Insel-Verlag. 834 S.

Fleischhauer, Fritz. Gellert. Ein Büchlein deutscher Herzenseinfalt. Mit 75 Abbildungen und einem Umschlagbild (Velhagen & Klasings Volksbücher 150). Bielefeld, Velhagen & Klasing. 95 S.

Grimmelshausens Courasche. Abdruck der ältesten Originalausgabe (1670) mit den Lesarten der beiden anderen zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Drucke. Herausgegeben von J. H. Scholte (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 246—248). Halle a. S., Max Niemeyer. 168 S.

Huber-Bindschedler, Berta. Die Motivierung in den Dramen von J. M. R. Lenz. Ein Beitrag zur Psychologie Lenzens. Inaugural-Dissertation. Calw, A. Oelschlägersche Buchdruckerei. 156 S.

Karl-May-Jahrbuch. 1923. Herausgegeben von Max Finke und E. A. Schmid. 6. Jahrgang. Radebeul b. Dresden, Karl-May-Verlag. 388 S.

Meisels Samuel. Dante und Manoello. Eine Aufsatzreihe. Wien, Verlag der Neuzeit. 31 S.

Meißner, Paul. Der Bauer in der englischen Literatur (Bonner Studien zur englischen Philologie Heft XV). Bonn, Peter Hanstein. 208 S.

Meyer, Richard M. Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Herausgegeben und fortgesetzt von Hugo Bieber. (2. Band der Geschichte der deutschen Literatur.) 7. Auflage. 36.—40. Tausend. Berlin, Georg Bondi. 720 S.

Morsbach, Lorenz. Der Weg zu Shakespeare und das Hamletdrama. Eine Umkehr. Halle a. S., Max Niemeyer. 111 S.

Neckel, Gustav. Die altnordische Literatur. (Aus Natur und Geisteswelt, 782. Bd.) Leipzig, B. G. Teubner. 119 S.

Parodistische Texte. Beispiele zur lateinischen Parodie im Mittelalter. Herausgegeben von Paul Lehmann. München, Drei Masken-Verlag. 74 S.

Raabe, Berthold. Von der Antike. Ein Führer durch die gemeinverständliche Literatur vom klassischen Altertum (Kleine Literaturführer Bd. 4) Leipzig, Koehler & Volckmar. 128 S.

Rockenbach, Martin. Reinhard Johannes Sorge. Studien zu Sorges künstlerischem Schaffen unter besonderer Berücksichtigung der dramatischen Sendung „Der Bettler". Leipzig, Vier Quellen-Verlag. 274 S.

Scholz, Wilhelm von. Droste Hülshoff. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 58 S.

Stockmann S.J., Alois. Die jüngere Romantik (Brentano, Arnim, Bettina, Görres). Mit einem bibliographischen Anhang und 2 Bildern. München, Parcus & Co. 335 S.

Wechßler, Eduard. Wege zu Dante. Halle a. S., Max Niemeyer. 136 S.

Zinkernagel, Franz. Goethes Ur-Meister und der Typusgedanke. Zürich, Verlag Seldwyla. 30 S.

Verschiedenes

Abel, Othenio. Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube (Wissen und Wirken 8. Bd.). Mit 8 Tafeln und 16 Textfiguren. Karlsruhe i. B., G. Braun. 66 S.

Beyer, Alexander. Geschlecht und Religion. Ein Beitrag z[…] Psychologie der männlichen und weiblichen Frömmigk[…] Wien, Wilhelm Braumüller. 62 S.

Bopp, Linus. Moderne Psychanalyse, katholische Beichte u[…] Pädagogik (Religionspsychologie, Zeitfragen 8). Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 100 S.

Der politische Gedanke. Dokumente seiner Entwicklung II. (1871—1914). Ausg. und eingel. von Ludwig Bergsträßer Mit 4 Bildnissen. (Der deutsche Staatsgedanke III.) München, Drei Masken-Verlag. 396 S.

Gleichen-Rußwurm, A. von. Liebe. Eine Kritik der ve[…] liebten Leute. Stuttgart, Julius Hoffmann. 392 S.

Hausrath, August. Jugendbewegung und Schule. Karlsruhe i. B., G. Braun. 85 S.

Kerr, Alfred. New-York und London. Stätten des Geschic[…] Zwanzig Kapitel nach dem Weltkrieg. Berlin, S. Fischer. 201 S.

Kistner, Adolf. Der Feinaufbau der Materie. (Wissen und Wirken 6.—7. Bd.) Karlsruhe i. B., G. Braun. 130 S.

Kley, Heinrich. Sammelalbum. Alte und neue Zeichnungen. München, Albert Langen. 127 S.

Kubin, Alfred. Fünfzig Zeichnungen. München, Albert Langen. 50 S.

Mailly, Anton. Allerlei Merkwürdigkeiten vom Wiener Stephansdom. Wien, Kommissionsverlag Heinrich Kirsch. 47 S.

Matthies-Masuren, F. Die künstlerische Photographie Mit 47 Abbildungen einschließlich des Umschlagbildes. (Velhagen & Klasings Volksbücher 148). Bielefeld, Velhagen & Klasing. 64 S.

Müller, Robert. Rassen, Städte, Physiognomien. Kulturhistorische Aspekte. Berlin, Erich Reiß. 167 S.

Rochowanski, L. W. Psychopathische Künste. Wien, Dr[…] Clauß. 23 S. und 18 Tafeln.

Saenger, Eduard. Nichts und Alles. Eine Lehre vom Ab[…] Berlin, Wir-Verlag. 54 S.

Schlözer, Leopold von. Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770—1825. Stuttgart, Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 357 S.

Trojan, Felix. Das Theater an der Wien. Schauspiele und Volksstücke in den Jahren 1850—1875 (Theater und Kultur […] Wien, Wila Verlags-A.-G. 76 S.

Vierkandt, Alfred. Der Dualismus im modernen Weltbil[…] Berlin, Pan-Verlag, Rolf Heise. 126 S.

Wentscher. Das Kleinhaus. Mit 52 Abbildungen, Grundrissen und Plänen und einem farbigen Umschlagbild (Velhagen & Klasings Volksbücher 149). Bielefeld, Velhagen & Klasing 91 S.

Tairoff, Alexander. Das entfesselte Theater. Aufzeichnungen eines Regisseurs. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 112 S.

Matthäi, Albert. „Los von Versailles." Wandspruch. Nr. [..] Offenbach a. M., Wilhelm Gerstung.

Kataloge

Antiquariat am Lützowplatz, Berlin. Katalog Nr. [..] 64 S.

Bibliothek Ernst Magnus. Deutsche Literatur des 1[.] und 19. Jahrhunderts. Versteigerungen vom 14. bis 18. M[…] Frankfurt a. M., Hochstraße 6. 228 S.

Das wertvolle Buch. Ein Geschenkkatalog 1923. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 39 S.

Jahreskatalog 1922. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 31 S.

Kunst I. Katalog 36. Leipzig, Markert & Petters. 48 S.

Mathematik und verwandte Wissenschaften. Katalog. In Auswahl. 1923. Berlin, Walter de Gruyter. 48 S.

Mitteilungen vom Büchermarkt und aus dem Antiquar[…] Kunst. Bonn, L. Röhrscheid. 20 S.

Naturwissenschaften und Medizin. Katalog. In Auswahl. 1923. Berlin, Walter de Gruyter. 69 S.

Philosophie, Psychologie, Pädagogik. Katalog. I[n] Auswahl. 1923. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 35 S.

Volkswirtschaftslehre. Katalog. In Auswahl. 19[..] Berlin, Walter de Gruyter. 40 S.

Redaktionsschluß: 28. April 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich** für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die **Anzeigen:** K[…] Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — **Bezugspreis:** für dieses Doppelheft 1800 Mark. — **Auslandspreise** vierteljährlich (drei Doppelhe[…] Schweiz 4.— Fr.; Amerika —.80 Dollar; Argentinien 1.40 Pes.; Brasilien 4.80 Milr.; Belgien-Luxemburg 12.— Fr.; Bulgarien 88.— L[…] Chile 4.80 Pes. (Papier), 2.60 Pes. (Gold); Dänemark 3.60 Kr.; England 3.3 Schilling; Finnland 20.— Marka; Frankreich 10.— Fr.; Griechenland 48.— Drachmen; Holland 2.— Gulden; Japan 1.60 Yen; Italien 12.— Lire; Jugoslawien 52 Dinar; Mexiko 1.32 Pes. (Gold); Norwe[gen] 4.— Kr.; Portugal 14.40 Milr.; Rumänien 120.— Lei; Schweden 2.80 Kr.; Spanien 4.— Pes.; Tschechoslowakei 18.— tschech. Kr.

1923 1. Juli Heft 19/20

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

. Jahrgang: Heft 19/20. 1. Juli 1923

Gestalten

XXII

Der Spieler in der Literatur

Von Arthur Hübscher (München)

König Nala, in jener wundervollen Episode des Mahabharata, setzte Damajanti, die sanftlächelredewogige, auf den letzten Wurf und verlor. us und Hof, Weib und Kind verspielten die Gernen des Tacitus, zuletzt die eigene Freiheit, und lig ließen sie sich in die Sklaverei führen. Wir nen andere Berichte als den des römischen Histors, von tiefster leidenschaftlicher Verirrung, unrinnbarer Gewalt, die sehend in den Abgrund zt. So hat östliche Dichtung früh den Dämon des iels erfaßt. Den Abendländer hielt irgend etwas eine tiefe Scheu von der Gestaltung fern. Wenn Bramarbas oder Parasit in der antiken Komödie Spielchen macht, wenn unter Witzen und Bezereien die Kriegsknechte des mittelalterlichen sionsdramas um Christi Kleid würfeln, wenn schspieler in italienischen, französischen und tschen Schwänken Bürger und Bauern prellen, ner gibt das Spiel nur Anlaß zu komischen nen, es bleibt bei episodischer Geltung und gleichig scheint die Psychologie des Spielenden. Nur tere Behandlung, nicht Vertiefung bringen nen im Drama des Reformationszeitalters. In reichen Stücken vom „Verlorenen Sohn" spielen ten und Knöchel als sichtbare Zeichen des Lasterns neben Wein, Dirnen und Rauferei eine tige Rolle. Noch in J. G. Schochs „Comödia Studentenleben" (1657) werden neben Wein Weib die Würfel gleich sinnfällig vorgeführt. Inzwischen hatte man allerdings begonnen, mit rferem Blick den Spieler und sein Treiben zu achten. Typen von erstaunlicher Echtheit dringen pikarischen Roman der Spanier aus in die zösische und deutsche Literatur ein. Sie werden jenen abenteuernden Soldaten, deren Leben mmelshausen und Moscherosch zu schildern wuß- Doch erst als das Leben eine breitere Basis haffen hatte, war wirklich die Vorbedingung iner psychologischen Ausbildung der Charakterfigur des Spielers gegeben. Schon lassen Sätze La Bruyères erkennen, daß mittlerweile das Spiel eine gesellschaftliche Macht geworden war: „Nichts bringt einen Menschen so plötzlich in Mode und hebt ihn so sehr als hohes Spiel. Ich möchte wohl sehen, ob ein kluger, geistreicher Mann, ein Catull oder sein Schüler, den Vergleich aushalten könnte mit einem, der soeben achthundert Pistolen in einer Sitzung verloren hat!" Die Zeiten Casanovas und Cagliostros kommen. Das corriger la fortune wird die 1758 von Francisque Michel gefundene Formel eines von verführerischem Zauber umgebenen Geschlechts, das in breiten Schichten wurzelt. Jedes Alter, beide Geschlechter sind einbezogen. Von den Regierungen begünstigt eher als bekämpft, wird das Spiel, man möchte sagen zu einem wesentlichen Faktor der inneren Politik. Nach dem Worte jenes scharfen Satirikers, der sich unter dem Namen Rabiosus der Jüngere verbarg, haben die Fürsten damals durch zwei Dinge ihre Völker für alle Aussaugungen und Bedrückungen entschädigt: durch die Pharaobank und durch das Lottospiel. Wie hätte das Wort Betrug Sinn gehabt, wo man im schlimmsten Fall schlechte Angewohnheit sah, wie hätten manche oft gut geschriebenen Satiren Widerhall erwecken und wie das Wirken angesehener Schriftsteller, vom Range des Thomasius und Gottscheds den Fluch des „vereinzelt und vergebens" entkräften können? Man findet, daß Würfel und Karten am Spieltisch der Königin Maria Antoinette gezeichnet sind. Ein mit Kassenscheinen gespicktes Portefeuille des Grafen Arthur Dillon geht verloren und ist nicht wieder aufzufinden. Hofdamen werden offen verdächtigt, falsche Goldstücke in Umlauf gesetzt zu haben. Was Maugras in seiner Biographie Lauzuns vom Hofe Ludwigs XVI., bezeugen Graf Lehndorffs Tagebücher vom Hof Friedrichs des Großen. „Bei der Königin ist ein schrecklicher Streit beim Pharao ausgebrochen. Lüderitz, ein Hitzkopf, hält die Bank und beschuldigt

Cagnoni, betrogen zu haben; es kommt dabei zu groben Beschuldigungen."

Der Spieler in der Literatur wird in dieser Zeit geschaffen. Wohl aus Distanzierung heraus gesehen, aber heiter und fern moralischer Bedenken. Belustigt sehen wir dem „Spieler" Regnards (1696) zu, folgen dem inneren Zusammenhang zwischen seinen Verlusten oder Gewinnen im Spiel und seiner wärmer oder kühler werdenden Neigung zu Angélique. Noch sind die Wege La Bruyèrescher Kulturpsychologie deutlich sichtbar. Da ist jener M. Toutabas, maître de trictrac. „Mit ein wenig Kunstfertigkeit" weiß er allen Launen eines ungerechten Schicksals zu begegnen, und gern bringt er gegen den nötigen Vorschuß auch andern die Methode bei. Regnards Wille ist harmlose Verspottung einer gut gekannten lächerlichen Torheit, und sein Wille begründet eine Tradition. Man spielt 1718 in Paris ein Stegreifstück des älteren Riccoboni, das sich auf dem Konflikte Valères zwischen Leben und Spielsucht aufbaut, Goldoni bringt mit „Il Giocatore" eine Bearbeitung des Regnardschen Stückes, die den bekehrten Spieler am Schlusse die Hand der Geliebten gewinnen läßt, Dufresny gibt „die Spielerin" dem Gelächter preis. Auch die englische Komödie bringt Spielergestalten. Der radebrechende Betrüger, der in Farquhars „Sir Henry Wildair" den Helden ruft „wie eine Taube" und der falsche Marquis of Haward in Mrs. Susanna Centlivres „Gamester" (1705) gehören in diese Linie, die in Lessings Riccaut de la Marlinière ihren Höhepunkt erreichen sollte.

Heitere Unbekümmertheit liegt über dem Spielerdrama des ausklingenden Barock. Und darin vielleicht ist sie begründet, daß ihr Gegenstand nur eine unbegrenzte Leidenschaft ist, so wie immer barockes Weltgefühl grenzenlos verläuft. Rasch getröstet, wird Valère durch seine Leidenschaft über den Verlust der Geliebten hinaus getragen werden. Aber eine neue gewichtigere Zeit erfordert den unbedingten Triumph der Vernunft als allgemeinen und allgütigen Prinzips menschlicher Dinge. Goldoni sah schon einen andern Charakter als Regnard: Das neue Motiv der Besserung beweist Maß und Begrenzung der rationalistischen Epoche. Mehr und mehr aber wächst die notwendige Widerlegung des Lasters im tragischen Ausgang heran. So bedingt die Wende der Zeiten die Wendung vom Lustspiel zum Trauerspiel.

Aus den zwei Wurzeln des moralischen und des tragischen Pathos wächst das Neue. Die Lasterhaftigkeit, die sich am Hof der heimgekehrten Stuarts verbreitet hatte, wird in Centlivres „Gamester" erster Anlaß zu sittlicher Entrüstung. Und schon auch fallen Streiflichter des Tragischen auf jenen liebenswürdigen Virtuosen im Volteschlagen, den Bruder der „Manon Lescaut" (1733), und um seiner Liebe willen wird Desgrieux zum Falschspieler. Zwanzig Jahre später hat der Gedanke an die schrecklichen Folgen der Spielsucht ein bürgerliches Trauerspiel geschaffen: Edward Moores „The Gamest-" (1753). Sein Held, edel und vertrauensselig, ab- haltloser Sklave seiner Leidenschaft, wird das Opf- des abgefeimten Intriganten Stukely. Er zerst- das Glück seiner Familie und schädigt die Gesellscha-. Persönliche Narrheit wird zu sozialer Gefahr. No- bevor er die Nachricht von großer Erbschaft erhält, vergiftet sich Beverley im Schuldgefängnis, nich- ohne zuvor ehrlich bereut zu haben. Als warnendes Beispiel für das Publikum steht er da. Das Ent- scheidende ist, daß hier zum erstenmale bewußt da- tragische Moment im Spieler aufgedeckt ist. Mer- würdigerweise wurde die Wirkung des Dramas immer stärker, je mehr die Mode des Spieles nach- ließ. Auf eine handschriftliche Übersetzung Diderots von 1759 ging eine viel gespielte Bearbeitung vo- Saurin (1768) zurück, die den tragischen Schl- allerdings fallen ließ. In Deutschland erschienen 1754 zahlreiche Übersetzungen, von denen sich di- Fr. Ludw. Schröders am längsten auf der Bühne hielt. Es ist seltsam und doch bezeichnend für den Charakter des Mooreschen Spielermotivs, daß ein- mal doch seine Verpflanzung auf den Boden des Lustspiels gelungen ist: in der „Verdächtigen Freund- schaft" (München 1784) eines unbekannten Ver- fassers.[1]) Der scheinbare Verführer entpuppt sich hier als wahrer Freund, der den Leichtsinnigen das ganze Elend seiner Leidenschaft durchkosten läßt, um ihn am Ende mit rettender Hand emporzuziehen. Damit ist gewissermaßen die letzte Stufe in der Fort- entwicklung jenes seit Moore üblichen Gestalten- paares von Opfer und Verführer erreicht. Das Be- zeichnende für diese Fortentwicklung ist, daß sie höchst einseitig erfolgt. Noch der Ifflandsche Bar- Wallenfeld stellt denselben Charaktertypus dar wie Beverley, wie Altheim in der „Verdächtigen Freund- schaft". Aber der Verführer, einfach brutal zunächst (Stukely), dann (bei Saurin) schon aus einem Riva- litätsverhältnis zu Beverley heraus innerlich be- gründet, endet in der „Verdächtigen Freundschaft" mit erzieherischer Absicht. In Ifflands Rühr- „Die Spieler" (1796 entstanden, 1798 gedruckt) tr- der Typus des Abenteurers, des Grec, sein Er- an, und damit ist der Schnittpunkt mit jener ander- Linie gegeben, die von Riccaut de la Marlin- zunächst zu Klingers Lustspiel „Die fal- Spieler" (1782) führt. Franz ist einer der im Stu- und Drang beliebten edlen Verbrecher, eine Fi- wie Schillers Karl Moor. Verzweiflung über se- Lage, die sein intriganter Bruder Karl (vgl. Schill- Franz) verschuldet hat, macht ihn zum Falschspi-. Aber durch sein vornehmes Wesen und seine M- schenkenntnis allen Genossen überlegen, sie v- achtend, herrscht er über Lumpen und Toren, nim- reichen Taugenichtsen ihr Geld ab und unter-

[1]) Zwei ganz unbedeutende einaktige Lustspiele wären Vollständigkeit halber hier anzuführen: „Die Kabbala oder Lottoglück" eines Anonymus (1770) und A. G. Meißners Schachspieler" (178-). Der Wahnwitzige verliert hier seine an einen Unbekannten: die verkleidete Braut.

nach Möglichkeit Talent und Verdienst. Ein Duell macht ihn zum Grec unfähig, aber seine Rückkehr in die Heimat scheint nur ein Vorläufiges — wie hätte auch dem Stürmer und Dränger Klinger das begrenzende Motiv endgültiger Umkehr gelten können? Erst der Schauspieler David Beil läßt in einem kräftigen Zugstück „Die Spieler" (1785, 1794 unter dem Titel „Die Gauner") einen Spieler durch Schaden klug werden. Beils halb verkommener Graf Kurta ist der letzte Vorläufer von Ifflands von Posert, dem kalten, habgierigen, lauernd-grausamen Falschspieler, der den schwachen Baron Wallenfeld umgarnt. Noch einmal ist hier die Motivzweiheit von Opfer und Verführer aus der domestic tragedy gestaltet. Ein alter braver General bewirkt die Umkehr Wallenfelds.

Das Spielerdrama verklingt. Vielleicht zum letztenmale verwertet ein Stück Angelys von untergeordneter Bedeutung „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers"[1]) Moore-Ifflandsche Motive neben solchen aus der Schicksalstragödie. Aber ein vereinzelter Nachzügler täuscht nicht über das Ende einer Gattung, das hier wie so oft bei geistigen Phänomenen dem Anfang ähnlich ist. In einer dem Barock, dem Sturm und Drang verwandten Zeit wiederholt Kotzebues Lustspiel „Blinde Liebe" (1806) fast die alte Regnardsche Idee. Ein Spieler von Profession wird vor seiner Braut entlarvt, aber sein Humor bleibt bis ans Ende unerschütterlich. Und nochmals wird in Holberg-Kotzebues Lustspiel „Der Gimpel auf der Messe" (1808) die Gestalt als Baron Würfelknochen wiederholt.

Einsam in der ganzen Entwicklung steht Maler Müller. In „Fausts Leben" (1778) wird das Spiel die Brücke zur verhängnisvollen Wendung, zum Pakt mit dem Teufel. Das Problem ist auf einmal in eine Welt des Dämonischen, Fatalistischen hinübergespielt, die nicht nur dem zeitgemäßen Rührstück fremd ist, sondern über die Form des Dramas überhaupt hinausgreift. Kennen wir neben den zahlreichen Spielerdramen des 18. Jahrhunderts nur einen langweiligen, aus dem Englischen schlecht übersetzten Familienroman „Die Spieler" (Leipzig 1787), so gewinnt das Spiel nun in Erzählungen stärkere, zunächst allerdings episodische Geltung. Mehrmals kostet der prinzliche Held in Schillers „Geisterseher" die Aufregungen des grünen Tisches durch. Und plötzlich ist mit E. T. A. Hoffmanns Novelle „Spielerglück" die neue Phase da. Das Motiv der Hauptszene in Ifflands Drama, daß der Vater um sein Kind spielen soll, erscheint nochmals verwertet: Der Spieler verliert seine eigene Frau, und nur der plötzliche Tod rettet die Unglückliche davor, dem Gewinner ausgeliefert zu werden. Aber zum erstenmal ist die unbeschreiblich süße Lust des Spiels von der Rücksicht auf Gewinn geschieden. Neben jenem Chevalier Menars, der gegen Gold sein Weib auf die Karte setzt, steht der alte Vertua, der noch auf dem Totenbette die Bewegung des Taillierens und Kartengebens macht und mit dem Seufzer „gagné" den Geist aufgibt. So hat das romantische Spüren nach dem geheimnisvollen Triebleben des Menschen die dämonische Abhängigkeit des Spielers von seinem Geschick entdeckt. Puschkin hat sie in seiner von Mérimée fein übersetzten Novelle „Pique Dame" ähnlich wie Hoffmann gestaltet, Balzac hat sie ausgearbeitet und in den vielen Bänden seiner Comédie humaine geschrieben. Eine der ersten Szenen in „La peau de chagrin" malt mit unvergeßlichen Farben den magisch trüben Glanz der Spielhölle und die Gestalt des Jünglings, der sein Letztes hier verliert. Immer wieder in der langen Reihe der vom Schicksal Gezeichneten, die Balzac schuf, und immer wieder in seiner Skala menschlicher Leidenschaften und Triebe taucht der Spieler auf. Die Entwicklung gipfelt in jener Pathologie des Lasters, die Dostojewskis Roman „Der Spieler" gegeben hat: in der Gestalt eines vergeblich gegen die Dämonen in der eigenen Brust Ringenden, den unwiderstehlich der krankhafte Trieb in das Verderben reißt.

Die russische Literatur hat andere Spielergestalten geschaffen. Der betrogene Bauernfänger erscheint in einem der vor dem „Revisor" entstandenen Stücke Nikolaj Gogols, und als Gogol im „Revisor" (1836) selbst das Thema von G. Kellers Novelle „Kleider machen Leute" behandelte, da bauen sich die Schicksale seines Helden Chlestakoff auf der Basis eines im Spiele ruinierten Lebens auf, ähnlich wie die Eduards in Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht" und die gewisser Gestalten in Bulwers genialem Erstlingsroman „Pelham" (1828). Es ist wie ein wenig zielloses Suchen, geboren aus dem Bedürfnis von Reaktion gegen die Schilderung des Spielers als eines unglückseligen Monomanen. Tatsächlich wird wieder die Sehnsucht wach nach den glänzenden, beherrschten, bis zum Heldenhaften gesteigerten Abenteurergestalten des Ancien régime. Das junge Deutschland sympathisiert bereits wieder mit den Seigneurs vom grünen Tisch, wenn auch die beste Spielergestalt, die es geschaffen, der auf offener Bühne beim Falschspiel ertappte Fürst Udaschkin in Gustav Freytags „Graf Waldemar" (1847) sich als ein recht gemeiner Aventurier entpuppt. Den seit Klinger vergessenen Typus des vornehmen Spielers schuf erst Thackeray von neuem, der wie Lessing und Hoffmann selbst der Leidenschaft gehuldigt hat, die er in dem Mr. Deuceace der Yellowplush-Briefe geißelte. Sein „Barry Landon" (1846) ist der Gentleman, der sich durchaus als Ehrenmann fühlt und als solcher zu handeln glaubt, der bei seinen zweifelhaftesten Praktiken stets den eleganten Schein bewahrt. Ganz im Geiste eines Casanova oder da Ponte ist die meisterhafte Tirade gehalten, die er zugunsten des Hasardspiels anstimmt.

Seit Thackeray scheint nach zweifacher Richtung hin die Psychologie des modernen Gentlemanberufs-

[1]) Der Titel erinnert an den eines Romans von Dinaux „Trente ans de la vie d'un joueur".

spielers entwickelt. Aber verbrecherischer Gier trägt der angebliche von Slozek in Bruno Franks „Ein Abenteuer in Venedig“ stets die Hülle zweifellos echter edler und tiefer Empfindungen. Aber leicht sinkt sie hin, und schließlich entwickelt sich ein eleganter Verbrecher größten Stils: Norbert Jacques' „Doktor Mabuse der Spieler“ (1921), der in sieben Verkleidungen durch geniale hypnotische Manöver ungeheure Summen gewinnt und schließlich seinen Tod vom Flugzeug aus findet. In einer andern Richtung werden mehr und mehr die ehrenhaften Züge des Spielers ausgebildet. Derbe, gefährliche und doch im Grunde hochanständige Gesellen zeigt John Habberton in seinen Lebensbildern aus dem amerikanischen Westen, und mit dem Hintergrunde von Wild-West stellt groß und einfach Bret Harte seine beiden mit der Karte und dem Revolver gleich kaltblütigen Meistergestalten hin, Jack Hamlin und John Oakhurst. Jack, der mit Karten und Würfeln den rechten Ausweg aus schwerem Gewissenskonflikt findet, John, der sich für die beiden mit ihm ausgesetzten Frauen aufopfert, beide verkörpern sie ohne alle Lehrhaftigkeit, wie über Böses sich Göttliches erhebt. Eine ganz neue tiefe Tragik kann nun erstehen. Sie liegt auf dem Schicksal „Des Spielers“ von Ludwig Wolff, der in seiner spießbürgerlichen Familie hervorleuchtend als ein Juwel trotz allem den Tod im Weltkrieg finden muß.[1])

Otto Stoessl

Von Gottfried Fittbogen (Berlin)

Gottfried Keller ist Schicksal für Otto Stoessl[2]) geworden: ihm hat er nicht nur zu Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit einen eindringlich verehrungsvollen Essay gewidmet; mehr als das, auch in seinen eigenen Romanen und Novellen zeigt sich der Einfluß Kellers auf Schritt und Tritt. Der Stil Otto Stoessls ist an Keller gebildet.

In welchem Verhältnis also steht Stoessl zu dem großen Schweizer?

Gottfried Keller war, wie gerade Stoessl hervorhebt, sein Stil angeboren, der reinste Ausdruck seiner Wesenheit. Kann nun der Kellersche Stil auch Stoessl angeboren, Ausdruck von Stoessls Wesen sein?

Keller wurzelt tief im Boden des schweizer Volkstums. In seinen Romanen und Novellen bildet das Leben seines Vaterlands den sichtbaren oder unsichtbaren Hintergrund. Sein Werk ist (wieder nach Otto Stoessls Wort) ein „wahres Volkskunstwerk“. Gilt ähnliches für Stoessl? Wurzelt sein Schaffen ebenso tief im deutschösterreichischen oder auch nur im wiener Volkstum? Bedeutet er also (immer mit dem selbstverständlichen Abstand) für Österreich oder für Wien etwas Ähnliches wie Gottfried Keller für die Schweiz?

Treten wir in die Welt ein, die er in seinen Werken gestaltet hat, so fühlen wir uns zunächst eigentümlich fremdartig angemutet. Merkwürdige Menschen laufen darin herum und beanspruchen unser Interesse. Ein Eisenbahnbeamter entwickelt sich zum Hochstapler („Egon und Danitza“), eine kleine galizische Jüdin macht merkwürdige Metamorphosen durch („Sonjas letzter Name“), ein alter Müller wird von unbezähmbarer Leidenschaft für seine „Ziehtochter“ ergriffen („Der Kinematograph“ in der Novellensammlung „Unterwelt“), eine junge Witwe läßt sich in ziemlich toller Weise von jungen Leuten den Hof machen und heiratet dann einen pedantischen Mathematikprofessor („Was nützen mir die schönen Schuhe?“) und so fort. Lauter absonderliche Gestalten. Doch auch in dieser Welt kann man sich zurecht finden. Es ist nicht zu leugnen, nicht ohne Vergnügen sehen wir, mit welcher Umständlichkeit und Gespreiztheit sich Egons Hochstaplertum entfaltet. Aber dann? Was ist die Pointe? Worin besteht der menschliche Gehalt? Wir fragen vergebens. Und ebenso geht es uns mit den anderen Gestalten: viel ergötzliche Einzelzüge, aber das Ganze — was soll es?

Wir sehen und staunen, bis wir dann endlich in einem seiner Romane den Schlüssel finden, der uns das Verständnis dieser eigentümlichen Welt eröffnet. Der Roman „Sonjas letzter Name“ ist (technisch nicht sehr geschickt, denn der unglückliche Erzähler muß nun über 300 Seiten lang ohne Unterbrechung sprechen) einem merkwürdigen Mann namens Dieter in den Mund gelegt, demselben Dieter, der auch in der Hochstaplererzählung „Egon und Danitza“ begegnet. Hier ist er der Vertraute Egons, dort der welt- und menschenkundige Beobachter, der tiefere Blicke in das Leben der Menschen getan hat, dem sich darum auch mehr offenbart als den anderen, und der nun gelegentlich seine Freunde mit Erzählungen des Wahrgenommenen erfreut, kurz: das Sprachrohr des Verfassers selbst. Er besitzt „Anschauung und Einsicht in die merkwürdigen menschlichen Zustände“. Woher hat er sie? „Hier ist ihm sicherlich seine Herkunft von Nutzen, indem er, aus unsicheren, auf schlaue Wahrnehmung des Augenblicks angewiesenen Verhältnissen er-

[1]) Wieder nur einer gewissen Vollständigkeit halber sei hingewiesen auf die grelle Schilderung der dämonischen Macht des Geldes an der Spielbank von Monte Carlo, die Richard Voß im 1. Akt des Schauspiels „Arme Maria“ gibt und auf die beiden Gesellschaftsromane von Paul von Szczepánski „Der Narr des Glücks“ und Gg. von Ompteda „Monte Carlo“ (1900), die getreue Bilder vom Roulette zu geben suchen. Erst nach Abschluß dieses Aufsatzes erschien „Der Spieler Cormick“ von Max Krell (1922).

[2]) Die wichtigsten Schriften von Otto Stoessl: 1. Essais, 1905: Gottfried Keller. 1906: Conrad Ferdinand Meyer (beide im Verlag Bard, Marquardt & Co., Berlin) als Band 10 und 25 der von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen „Die Literatur“. 1914: „Lebensform und Dichtungsform“ (bei Georg Müller, München). — 2. Novellen und Romane: 1907; „In den Mauern.“ Roman. 1908: „Sonjas letzter Name.“ Roman. 1910: „Egon und Danitza.“ Erzählung. 1911: „Allerleirauh.“ Novellen. 1913: „Was nützen mir die schönen Schuhe.“ Novelle. 1915: „Unterwelt.“ Novellen. 1920: „Das Haus Erath.“ Roman. 1922: „Irrwege.“ Ein Novellenbuch. Sämtlich jetzt bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin; „Das Haus Erath“ im Buchlese-Verlag, Leipzig.

wachsen, sich sozusagen im Abenteuer[1]) und in der Ungewißheit zu Hause fühlt. ... Wer wie Dieter als Knabe schon, oft und gern in ihrer (der bürgerlichen Gesellschaft) Tiefe sich bewegte, dem ist, was der hochmütige Alltagsverstand als ‚Romantik' mit einer leichten Verachtung als mehr oder minder unbegreiflichen Hang zum unvernünftig Abenteuerlichen abtut, recht eigentlich angeboren." Einem solchen Menschen eröffnen sich dann auch tiefe Blicke in Menschen und Begebenheiten. „So bleibt Dieter scheinbar einer der vielen passiven, gelassen und behaglich für sich hinlebenden Beamten (er ist Eisenbahnbeamter wie Stoessl), ein rechter Abenteurer von ganz besonderer Art. Er bewegt sich zwar in einem einfachen, wohlgeordneten, sparsamen, überlegten und bescheidenen Hauswesen, aber in seinem Innern weilt er in der wahren Welt der Zufälle, merkwürdigen Begebenheiten, gefährlichen Zustände, wunderbaren Gesellschaften und ist geistig in der richtigen Romantik daheim, nach deren Lebensführung er eine unstillbare Sehnsucht oft genug eingesteht. Die schweifende und wanderhafte Abenteuerlichkeit seiner einsamen glücklichen Knabenjahre gilt ihm eigentlich als Traum und Wunsch seines Mannesalters; kann er nicht im wirklichen Dasein mit Vagabunden auf den Landstraßen irren, Prinzessinnen rauben, Obst plündern, Verkleidungen umtun, so bleibt es sein Liebstes, bei allen Leuten, die er trifft, jenen Kern von Rätsel und Wunder aufzuspüren, der in jedem menschlichen Geschick irgendwie auf dem Grunde der Existenz oder doch der Vergangenheit und Herkunft ruht ... Und eben, weil jeder in ihm einen teilnehmenden, gutherzigen, verstehenden und niemals kleinlichen und splitterrichtenden Geist spürt, erweckt er auch, wohin er kommt, Vertrauen, so daß ihm, wunderbar genug, gerade das Abenteuerliche und Seltsame, das sich sonst schamvoll und vorsichtig verbirgt, von allen Seiten her zufließt. ... Bei Gelegenheit erzählt dann Dieter vom Wahrgenommenen auf die munterste Weise, wobei er das Schwere und Schlimme, das ewig Traurige und Schmerzvolle, das allem Dasein mitgegeben ist, durch eine freie Heiterkeit und Launenlust des Gemüts eben als das Abenteuer wiederzugeben weiß, das es bleibt."

Es liegt auf der Hand: durch den Mund des Erzählers Dieter spricht der Erzähler Otto Stoessl. Beide sehen den eigentlichen Reiz der Dinge im Abenteuerlichen und sind geneigt, in jedem Menschen wenigstens den Keim zum Abenteuerlichen anzunehmen. Dem gemäß ist auch der Inhalt dessen, was sie erzählen, das Abenteuer. Ist das aber so, dann darf nach einem Sinn des Erzählten, nach einem menschheitlichen Gehalt gar nicht gefragt werden. Hat der Novellist ein abenteuerliches Motiv entdeckt, so ist eben seine Abenteuerlichkeit, seine „Romantik", Antrieb genug für ihn, es zu gestalten. Einer weiteren Legitimation bedarf es für ihn nicht.

[1]) Die Sperrungen von mir.

Darum reizt es Dieter und reizt es Otto Stoessl, die merkwürdigen Schicksale der kleinen galizischen Jüdin Lea Weinrausch darzustellen. Die Wege, auf denen sie vorwärts kommt und nach mehrfachem Namenswechsel die ehrbare Gattin eines k. und k. Offiziers wird, sind so absonderlich, daß sie eben dieser Absonderlichkeit wegen erzählt zu werden verdienen. Und daß solche „eigentümlichen Zufälle und Begebenheiten" sich in unserer so wohl geordneten bürgerlichen Welt zutragen können, macht sie besonders reizvoll.

Hier wird das Abenteuer zum Prinzip erhoben; und es wird die Neigung kenntlich, die ganze Welt in Abenteuer aufzulösen. Denn die bürgerlich gesetzten Menschen haben nur die Abenteuer, zu denen die Möglichkeit in ihnen lag, unterdrückt.

Und Gottfried Keller?

Auch seine Welt ist nicht frei von „Abenteuerlichem und Seltsamem". Das sind (um mit Otto Stoessl, Essay, S. 54, zu reden) „seine barocken Einfälle, die kostbare Verzierung mit dem sinnvollsten Detail, seine anmutige Weisheit und Betrachtung, seine launigen Ausflüchte und Schnörkel". Aber diese Schnörkel und Arabesken sind bei Keller doch nur die Ranken um ein höchst wesenhaftes Bauwerk. Bei Stoessl aber wird die Arabeske zur Sache selbst; das Abenteuerliche verwendet er nicht als Gewürz, sondern als das Gericht, das er seinen Gästen vorsetzt. Er liebt und erzählt das Seltsame um des Seltsamen willen. Je absonderlicher, um so besser!

Das dringt bis in die Motivierung der seltsamen Geschehnisse ein. Klingt etwas gar zu unwahrscheinlich, so ist es gerade das Richtige; denn darin besteht ja das Abenteuer, daß es vom Gewöhnlichen abweicht. Das Unmögliche wird hier tatsächlich (Sonja, S. 307). Die Menschen erscheinen losgebunden von der Schwerkraft, der wir unterworfen sind, und erhalten etwas Leichtschwebendes, Märchenhaftes.

Es heißt also, die Absicht des Schöpfers dieser Welt verkennen, wenn man nach einer Pointe, nach einem Sinn, nach einem Gehalt fragt. Enthalten sie „Romantisches", d. h. Abenteuerliches und Seltsames, so ist das genug.

In den beiden letzten Novellensammlungen scheint es, strebt Stoessl über diese, wenn man so sagen darf, bewußte Pointelosigkeit hinaus. In der einen („Unterwelt", 1915) schildert er lauter Gestalten aus der unterbürgerlichen Welt, der „Unterwelt", wie er sie nennt. Diese Welt reizt ihn besonders, hier gibt es viel Romantisches in seinem Sinne. Denn „daß die Leidenschaft gerade hier ihre Freistatt findet, wo Hunger, Entbehrung, alle feineren Lebensreize, schwerfällige Vernunft, verkümmerter Geist, heillos verwirrte gesellschaftliche Verhältnisse, beharrliche Dumpfheit aller Zustände ihre Ausbrüche ins Maßlose verstärken, erzeugt eine völlige Dämonie der Instinkte und eine zugleich furchtbare und komische Tragik des Elends mit unheimlichen Bocksprüngen." Nicht das also ist, was an sich sehr wohl möglich wäre,

sein Anliegen, zu zeigen, daß in dieser verachteten Welt sich manchmal mehr echtes Menschentum findet als in der bürgerlichen Welt, sondern das ist seine Absicht: in die verworrenen Triebe und Leidenschaften hineinzuleuchten und die Bocksprünge der unterweltlichen Gestalten in ihrer ganzen unterweltlichen Seltsamkeit vorzuführen.

Die letzte Novellensammlung („Irrwege", 1922) beginnt gar mit einer lehrhaften Fabel, die anzudeuten scheint, daß der Band Bedeutsames enthalten soll. In einer Novelle wird aus dem Motiv zugleich die Handlung herausgesponnen: ein junges Mädchen verbrennt in den Flammen der Leidenschaft, die sie ergriffen hat, auch körperlich („Die Brennende"). In der Geschichte von der „Schmiere", allerdings nicht in der Gestalt des Helden, sondern der seiner Prinzipalin, leuchtet auch etwas hindurch von den menschlichen Werten des Komödiantentums und in der Geschichte der „alten Magd" von der Vornehmheit des Dienens — aber im ganzen verleugnen doch auch diese Gestalten nicht ihre Herkunft aus der Stoesslschen „Welt der Zufälle". —

Man sieht, trotz der von Keller beeinflußten Sprache ist die innere Verwandtschaft Otto Stoessls mit dem schweizer Meister nicht gar groß. — Bei Keller ist der Stil ein wohl passendes Kleid, bei Stoessl ist er — trotz seiner zweifellos vorhandenen plastischen Kraft, trotz seiner ein wenig umständlichen Gepflegtheit — ein Stück der Maske dieser Menschen, die mehr scheinen wollen, als sie sind, um den lieben Mitmenschen zu imponieren.

Und es bleibt die Frage: kann eine nicht unbedeutende Erzählungskunst, wenn sie an unbedeutende Stoffe gewandt wird, Bedeutendes leisten?

* *

Von einem Werk Stoessls ist aber bisher noch nicht die Rede gewesen: von dem Roman „Das Haus Erath" (Bücherlese-Verlag, Leipzig 1920).

Hier ist mehr gegeben als bloßes Abenteuer; und die damit zusammenhängende ironisch-humoristische Behandlung der Dinge, die letzten Endes alles in ein Nichts auflöst, schweigt hier fast ganz. Zwar gelegentlich dringt sie auch in diesen Roman ein, wenn z. B. der tüchtige Geschäftsmann Andreas Amersin ohne jede psychologische Veranlassung, aus keinem anderen Grunde als weil gerade die bissige Laune des Verfassers es so will, plötzlich eine politische Laufbahn einschlägt und dadurch die Minderwertigkeit des politischen Getriebes beweisen muß. Hier hat man zugleich ein Beispiel für das Doppelgesicht alles Abenteuerlichen. Im Abenteurer regt sich eine kräftige Vitalität, darum regt er seine Ellbogen, darum gewinnt er — wie immer er auch sein mag — unsere Sympathie; da aber seinem Unternehmen die solide Grundlage fehlt, so gehört er — trotz seiner starken Fäuste — schließlich doch nur zu den minderwertigen, die ernsthaft unter den Menschen nicht mitzählen. Also, trotz solcher gelegentlichen Zwischenfälle: im ganzen handelt es sich im „Haus Erath" um positiv Gestaltung des Lebens.

Die Geschichte eines wiener Handelshauses wi hier dargestellt in seinen verschiedenen Gliedern, d eine bürgerliche Familiengeschichte, endigend mit de Dämmerung der bürgerlichen Welt in der Revolution von 1918. Doch mehr als das Schicksal dieses Hau als einer Gesamtheit interessieren den Verfasser die Charaktere einzelner Familienmitglieder. Darum tri der Vater ganz in den Hintergrund, der Sohn en schwindet uns unversehens aus den Augen, und das Feld beherrschen die Töchter. Eine überraschen große Zahl von „Frauenwesen" der verschieden Nuancen ist ihm gelungen.

Ein weiteres Charakteristikum dieses Romans i es, daß Stoessl über ihn Aussprüche seiner eigen Lebensweisheit reichlich ausgegossen hat.

Besonders ist es ein Problem, das ihn wieder un wieder beschäftigt: das Verhältnis von Bürgertum und Künstlertum. Im ersten Teil des Romans hat e beide in zwei Frauengestalten kontrastiert: in der reizenden Agnes mit ihrer bürgerlich verschlossenen und spröden Zuneigung und in der souveränen Ad gisa, die in künstlerischer Luft aufgewachsen, al „besseres Natur- und Kunstprodukt" über Agnes den Sieg davonträgt, die aber doch dem Mann a ihrer Seite nicht das volle Heimatgefühl zu geben vermag.

Im zweiten Teil packt er dies Problem von de Seite des produktiven Künstlers selbst an; ein Soh des Hauses Erath, Albrecht Frantzl, hat als Male ein Schwiegersohn, Ludwig Mainone, als Sch steller damit zu ringen. Bei Albrecht Frantzl handelt sich um die elementare Existenzfrage: wovon soll de Künstler leben? Von dem Ertrag seiner Kunst? ode wovon sonst?

Albrecht Frantzl bescheidet sich unter dem Ein seines Vaters, der in närrischer Form Lebenser rung spendet, dahin: erst Bürger, dann Künstle der Mensch muß zunächst eine bürgerliche Exi haben, die ihn und seine Familie nährt, dann erst ha er ein Recht, an künstlerisches Schaffen zu denk Albrecht Frantzl wird also Ingenieur. Aber w nun nicht der Ingenieur den Maler auffressen? — Vater Frantzl weiß Rat. „Wenn du ein mä bezahltes Amt suchst, bleibst du, was sich geh ein freier Künstler. Du hast deine freie Zeit, ist dein, und deine Kunst ist für dich." Gewiß b deutet diese Lösung eine Hemmung, aber „ werden gerade durch unsere Hindernisse, was werden können."

Eine ähnliche Lösung deutet bereits der e Träger Stoesslscher Lebensauffassung, jener Di in „Sonjas letzter Name" an; von ihm heißt es: erfreut sich „als Eisenbahnbeamter immerhin e bescheidenen Ansprüchen genügenden Unabhän keit, deren ein innerlicher Mensch wie er bedarf, Leute und Dinge teilnehmend und voll Verstän zu betrachten, die gröbste Sorge um das tägliche B

durch eine zwar langweilige und unersprießliche, aber mäßig verantwortungsvolle und untergeordnete Tagesarbeit abzuwehren und sich im übrigen selbst zu leben".

Kein Zweifel, daß Stoessl viel Nachdenken an dies sein Ideal des künstlerischen Lebens gesetzt hat; kein Zweifel, daß ähnliches auch anderen vorgeschwebt hat, z. B. Wildenbruch, der sich gern mit einer untergeordneten Stellung im Auswärtigen Amt begnügte; kein Zweifel, daß jeder Künstler sich mit der alten Frage: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? abzuplagen hat.

Auch Gottfried Keller, um zu ihm zurückzukehren, hat einen bürgerlichen Beruf gehabt. Und doch scheint es zweifelhaft, ob die Stoesslsche Lösung seine Zustimmung gefunden hätte. Die Stoesslsche Lösung läßt nämlich (und das ist bei allem Plausiblen, was sie hat, ihre Schwäche) eine Zweiteilung des Menschen zu. Keller aber hat, so viel wir sehen können, immer — als Dichter wie als Staatsschreiber — aus der Ganzheit seines Wesens gearbeitet. Die Stoesslsche Lösung kann aber zu einer konsequent durchgeführten Zweiseelenwirtschaft führen, die unmöglich dem künstlerischen Schaffen heilsam sein kann.

Eine definitive Lösung läßt sich vermutlich nicht geben. „Wir werden nur durch unsere Hindernisse, was wir werden können." Jeder produktive Künstler hat den Kampf mit seinen Hindernissen von neuem aufzunehmen und muß sehen, wie weit seine Kräfte reichen, ihrer Herr zu werden. Sein Weg führt, scheint es, immer zwischen Szylla und Charybdis hindurch; die Frage ist nur, ob er selbst auch heil hindurchkommt.

Zum Schluß schildert uns Stoessl einen Schriftsteller, der sein Ideal des künstlerischen Lebens verwirklicht und auf der Grundlage eines nährenden Amtes als Künstler schafft. Was ist dabei aus ihm geworden? und was für Werke hat er geschaffen? Ludwig Mainone „diente als einer der unzähligen Amtsleute des alten Österreich, ... in einer jämmerlichen Brotstelle, die den Tag in finsteren, schmutzigen Stuben bei verstaubten Akten zu einem Fluche machte ... Abends aber, wenn Ludwig unter seinen Büchern bei der Lampe ... am Schreibtische saß, wurde sein Geist wach, der über Tag wie ein eingespanntes Tier pflichttreu sein Amt geschleppt hatte, und erhob sich über den Schlummer ringsum ... Ludwig sah in allen Menschen, in Frauen, Männern, Kindern, wie sich das mannigfache Spiel der Schöpfung unsinnig und übersinnig märchenhaft zusammenschloß und wieder in Nichts zerging. Und davon erzählte er. Um gerecht zu sein, er erzählte für sich und zu seiner Lust, denn er bedurfte dieses Märchens, um zu leben, die Träume ernährten ihn als ein weißes Seelenbrot ... Diese Schicksale, die er zweifelnd, um nicht zu verzweifeln, entwarf, trösteten seine eigenen Gebrechen. Erfindung war sein Arzt und heilte seine Seele immer wieder vom Übel ... So wuchsen aus diesen jahrelang verbrauchten heiligen Nächten nach öden, arbeitsamen, pflichttreuen und elenden Tagen wunderlich schrullige Werke hervor, sorgfältig gezeichnete, alltägliche Märchen, menschliche Figuren, immer mit einem Stich ins Fragwürdige, Abenteuerliche. ... Wer aber sollte dem einsamen eigenwilligen Schreiber „im Gehäus" diese Sorgfalt um die merkwürdigen Figuren, den spitzfindigen Spott und die herzlich-stille Laune, den Sonnenregen eines Schicksalslächelns danken? Oder das geduldige Dienen am Wort? Eine Welt etwa, die im Gröbsten nach dem Gröbsten tappte? ... Diese Gesellschaft ließ diesen ihren Beobachter unbeachtet links liegen, und er bestätigte, daß ihm recht geschah. Das machte freilich bitter, menschenscheu, selbstgerecht und hartschalig, aber man hatte wenigstens keinem etwas zu danken und lebte ungestört, weder durch Liebe noch durch Ruhm, weder durch Haß noch durch Feindschaft beirrt. Diese Freiheit kostete nur — das Leben."

Ludwig Mainone also, der sein Leben nach dem Stoesslschen Künstlerideal einrichtet, erntet große Enttäuschung. Er sucht die Ursache dafür nur in der Verständnislosigkeit der argen Welt. Aber gibt es nicht noch eine andere Ursache? (Ich sage: Ursache, nicht Schuld.) — Gottfried Keller schuf aus dem Leben und der Idee des Volkes heraus, darum wurde seine Dichtung ein „Volkskunstwerk". Ein Schriftsteller wie Ludwig Mainone schafft (und das ist eine verhängnisvolle Folge seiner Zweiseelenwirtschaft) aus seiner Isoliertheit heraus. Das Produzieren ist ihm ein Mittel, sich aufrecht zu erhalten. Gelingt ihm das, so hat die Kunst ihm einen großen Dienst getan.

Aber was gehen seine persönlichen Träume die Allgemeinheit an? Es wird immer einzelne Menschen geben, die Gefallen an seinen Träumen und Märchen, Gefallen an seinen Figuren mit dem Stich ins Fragwürdige finden, und die Zahl dieser einzelnen mag wachsen und zunehmen. Aber die Nation wird ihm als Publikum fehlen. Er selbst in seiner Isoliertheit hat keine Fühlung mit der Nation, also wie sollte die Nation Fühlung mit ihm haben? Er schafft nicht als Glied seines Volkes, um ihm etwas zu sagen; er schafft nur als Einzelwesen, um sich gegen die Hindernisse, die ihm seine Zugehörigkeit zu eben diesem Volk bereitet, selbst zu behaupten.

Ludwig Mainone ist nun zwar nicht identisch mit Otto Stoessl, aber er ist ihm doch in manchen Zügen verwandt. Auch Stoessl hat in seiner Isolierung „wunderlich schrullige Werke" geschaffen; auch für ihn ist die kritische Frage, ob er aus seiner Isoliertheit herauskommt und den inneren Anschluß an seine Nation gewinnt. Auf Kellersche Diktion wird man dann gern verzichten. Je mehr er er selbst wird, wird er seine eigene Sprache sprechen. Denn er wird etwas Wesenhaftes zu sagen haben. Mit dem „Haus Erath", scheint es, hat er diesen Weg betreten.

Über mich selbst

Von Otto Stoessl

In dem neuen Roman, der mich jetzt beschäftigt, erzähle ich einiges von einem Dichter, das man immerhin auf mich beziehen mag: „Mainone — dies sein Name — gehörte zu jenen Amtsleuten des alten Österreich, die sich seit je neben ihrem öden und schwierigen Brotberufe mit dem Beobachten ihres Landes und seiner Menschen beschäftigten. Er saß nachts in seinem großen, mit Büchern vollbestellten Zimmer, das weithin über die Gärten, Hügel und auf die Lichter der Stadt blickte, an seinem Schreibtische und schrieb mehr zum eigenen Vergnügen, als zur Freude der achtlosen Mitmenschen menschliche Geschicke und Abenteuer nieder (vgl. Sp. 973). Er spann aus Erlebnis und Wirklichkeit das Garn, das er zu einem fortwachsenden Gewebe verwebte, worin immer neue wahre, aber bunte Fäden einschlugen. Er erzählte sich selber so die Schnurren, die traurigen, die heiteren Begebenheiten vor und bildete die wunderlichen Gestalten, die er im Leben wahrgenommen hatte. Aus diesen Geschichten erwuchs ihm das Spiel der Zeit wie einem Magier, der selbst nicht mittun darf und will. War es noch ein Gewebe, oder regte sich das Muster, um das Ungefähr der Wirklichkeit im Zauber des verlautenden Wortes zu wiederholen? Man beachtete den Mann nicht weiter und ließ ihn in seiner kargen Muße gewähren, obschon er den alten vielstämmigen und umstrittenen Kaiserstaat Österreich, die Heimat von Menschen, die bei verschiedenen Sprachen, Sitten und Bestrebungen zusammengepferch, einander als nächste Feinde und Verwandte bekriegten und bevorteilten, mit einem leisen, aber merklichen Spotte darstellte, der den Mächtigen, den Schuldigen und Mitschuldigen an den Übeln der Herrschaft kaum genehm sein konnte. Die Wahrheit kann niemand vertragen, heißt ein altes Sprichwort, aber dazu muß er sie wohl hören. Die Wahrheit ist der Macht nie willkommen, am wenigsten, wenn die Macht von der Wahrheit so gering geachtet wird, und wenn die Macht es nicht besser verdient, weil sie lächerlich und dumm ist, ein widriger Zwerg mit einem armseligen Wasserkopf. Aber die Macht dünkte sich gerade dann doppelt groß und erhaben und mit so wichtigen Angelegenheiten beschäftigt, mit den Fragen von Vortritt und Rang und allem Zeremoniell des bevorstehenden Weltunterganges, daß sie, die auch sonst nicht gern und gut Bücher las, am wenigsten diese Schriften eines kleinen, noch nicht verstorbenen und darum noch völlig unberühmten Amtschreibers beachtete. In diesen Geschichten stellte er das alte Österreich dar, das er trotz allem liebte wie ein Kind das Bodengerümpel, worunter es mit einer Freude schaltet, der ein leichtes Grauen besonderen Geschmack gibt. Dieses Reich, bunt wimmelnd von mannigfachen Figuren und von Erlebnissen, ganz wirklich und halb erfunden, vom Zufall und der Laune aus der nächsten Nähe hergeholt, darum untrüglich, unabänderlich und fabelhaft, unglaublich, weil wahr, blieb eben dasselbe alte Österreich, dessen Wirklichkeit und Untergang dem Amtsmenschen Mainone, aber auch dem denkenden und fragenden Beobachter hart genug zu schaffen machte, weil es ihm trotz allem naheging. Er liebte es nämlich, obschon er darunter litt, er liebte es, wie man eben seine Welt und das Leben liebt, woran unser Leib, darum auch unsere Seele hängt. Man kann nicht in einem Lande geboren sein und alle Gegenden seiner Heimat durchwandert und betrachtet haben, die Ebenen und die Alpen, den machtvoll durchgehenden Strom und die südliche Landschaft, Menschen mit vielen Sitten und Sprachen, alle fremd und alle ein Haufen, man kann die Geschichte dieses zusammengewürfelten, zusammengeschacherten — geheirateten — gebettelten, mit Blut und Geld, mit Angst und Haß, mit Neid und Kraft zusammengeschweißten Staates, einer Heimat wider Willen, man kann ihre Geschichte nicht gelesen haben, deren Folgen stündlich neue Zusammenhänge erzeugten, ohne an diesem jahrhundertealten Gebilde mit dem eigenen Herzen teilzuhaben. So ging es dem früh verbitterten und scheuen Geschichtenerzähler. Ganz abgesehen davon, daß sein Geist, sein Erzählen von diesem riesenhaften Ungefähr „Österreich" lebten, daß es von diesem Staat, von dieser ungeheuren, schier erhabenen Dummheit oder Notwendigkeit eben die Gestalten und Erscheinungen bezog, also seines Wesens Grund und Nahrung, den komischen Selbstzweck seines Tuns und Leidens. Nahm ihm der „Ernst der Geschichte" — er lächelte — dieses Gelump weg, so war ihm selbst ein Reich geraubt und eine Welt vertan, die er besser zu verwalten glaubte, als die Mächtigen ihre fatale Wirklichkeit.

In dieser Lage fand er sich nach dem wüsten Traum von fünf Kriegsjahren, die er schlecht und recht durchgehungert hatte und nach einem komischen, halb friedlichen Umsturze, der die Jakobinermütze als Zipfelhaube aufgesetzt hatte. Etwas Neues fing an, und er war schon zu alt, sich darein zu finden, oder er glaubte wenigstens, so merkwürdiges und großartiges Gelump könnte er nie mehr zum Spielen bekommen, so reichen Ertrag würden Dummheit und Macht oder Dummheit und Ohnmacht nie mehr abwerfen für Spott und Erkenntnis. Lohnte es sich denn noch, die unverbrüchliche neue Dummheit abzuwarten, die fix nnd fertig als Republik Krähwinkel zu beziehen war?"

Ich bin am 2. Mai 1875 in Wien als Sohn eines wiener Arztes geboren worden und habe zufolge gewisser unglücklicher privater Verhältnisse eine schwierige, kummervolle, frühwissende, darum traurige Kindheit gehabt ohne Freunde, ohne andere Freuden als Bücher und Wanderungen mit dem trefflichen Vater. Nach dessen frühen Tode auf mich allein gestellt, habe ich an der wiener Universität

die juristischen Studien absolviert und bin aus gerechtem Mangel an Selbstvertrauen und an Vertrauen auf die Förderung und Teilnahme des Publikums Beamter geworden, müßte ich doch noch heute verhungern, wenn ich auf den Ertrag meiner Schriften angewiesen wäre. Über allzu große Liebe und Förderung durch die Mitwelt kann ich mich nicht beklagen. Bei der Bescheidenheit und Scheu der einzelnen aber, die ein Werk lieben, sich dem Dichter als Freunde zu eröffnen und einen Dank auszusprechen, der als Wohltat empfangen würde, erhält man auch so selten den Zuspruch der wenigen, daß man gar nicht weiß oder ahnt, ob und wem man etwas Brauchbares, gar Liebenswertes geboten hat. Schließlich erzählt und bildet einer denn in seiner Stille für sich hin und gibt das Schicksal seines Werkes, sein eigenes dem großen Ungefähr: Welt anheim.

Nach dreiundzwanzig Jahren öffentlichen, schwierigen und verantwortungsvollen Dienstes — ich war mit den Tarifen der österreichischen Bundesbahnen befaßt — mache ich jetzt von dem sog. „Beamtenabbaugesetze" Gebrauch und ziehe mich in einen „Ruhestand" zurück, von dem ich ein endliches bißchen Muße und Freiheit für meine eigentlichen Arbeiten oder für ein unbekümmertes Leben erhoffe. Ich will abwarten, ob und was ich noch zuwegebringen kann. An meiner Art, Welt und Menschen gewissermaßen vom Fenster aus zu erleben, wird sich wohl kaum mehr etwas ändern. Von innen her betrachtet kann das einfachste, zurückgezogenste Dasein eines arbeitsamen, nur nach Gleichmaß und Ruhe verlangenden Künstlers mannigfaltig, bewegt und stürmisch und schwierig sein, wie kaum eines handfesten Abenteurers sonst. Die Gefahren und Kämpfe des Innern übertreffen manchen Wirbel, und in einem Hirn und Herzen können mehr Erfahrungen, Liebe, Leiden und Revolutionen Raum haben, als in der exaltiertesten Welt. Dieser Widerspruch zwischen äußerer Stille und innerer Bewegtheit, zwischen der Romantik des Lebensstoffes, seiner Trümmerhaftigkeit und Fragwürdigkeit und dem Gleichmaß der Betrachtung ist der Humor davon, mein Humor. Witz ist Angriff, Humor Abwehr. Er bleibt ohne tiefe innere Traurigkeit, ohne eigentliches tragisches Weltgefühl — mehr und weniger als Skepsis — nicht zu denken. So bin ich wohl ein Melancholiker von Grund aus, einsam und doch voll Verlangen nach Freundschaft, nach nahen Menschen, ich habe einen sehnsuchtsvollen Begriff von Menschheit, sei's nur von Menschlichkeit, und habe mit so vielen unzulänglichen realen Exemplaren zu schaffen, gesellig in der Welt der Träume, der Erfindung, der Dichtung aller Zeiten, aller Völker, größerer Brüder, aber verlassen und hilflos im Chaos meines Tages, meiner Stadt, der Länder, der wüsten weiten Gegenwart. Nicht einmal dem Verein gegen den Ausbruch von Vulkanen gehöre ich an: dem Pazifismus. Immerhin habe ich einige Freunde in der Nähe und in der Ferne, einige wesensverwandte Künstler, einige edle Frauen und Männer, eine gütige Lebensgefährtin, einen lieben Jungen, für die da zu sein, zu schauen, zu erzählen kein vergeblicher Aufwand und ein Ding gewesen ist — einer „Abendrede" wert.

Eine ungewöhnliche Frau

Das Lebensbild Dorothea von Schlözers

Von Carl Müller-Rastatt (Hamburg)

Die Georgia Augusta, die Göttinger Universität, wurde unter König Georg II. von Großbritannien, Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, 1734 gegründet. Ihr erster Kurator, der Minister Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen sorgte für sie so verständnisvoll, daß man die junge Hochschule bald die „Königin der Universitäten" nannte. Er verstand es vor allem, für ihre Katheder Männer zu berufen, die als Gelehrte und als Lehrer von überragender Bedeutung waren. Wenn man heute durch Göttingens Straßen geht und die Tafeln liest, die über den Türen der Häuser die Namen der bedeutenden Männer verkünden, die dort wohnten, so staunt man über den Kreis erlauchter Geister, der sich in Göttingen schon in den ersten Jahrzehnten der Universität zusammenfand. Wie die Zeitgenossen darüber dachten, sieht man aus einem Brief Johannes von Müllers, in dem es heißt: „Wir erkennen lebhaft, wie nichts alle Kinder der Menschen sind vor einem göttinger Professor."

Bedeutende Männer haben nicht immer auch bedeutende Kinder. Immerhin: aus den göttinger Professorenhäusern traten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich gleichzeitig drei Frauen in die Welt, die in der geistesgeschichtlichen Entwicklung Deutschlands ihren Platz haben: Caroline, die Tochter des Bibelforschers Michaelis, Therese, die Tochter des Philologen Heyne, und Dorothea, die Tochter des Historikers Schlözer. Alle drei gehören zu den höchstgebildeten Frauen ihrer Zeit, alle drei haben auf mehr oder minder große Kreise anregend und befruchtend gewirkt, alle drei haben erfahren müssen, daß Leben Leiden heißt, und haben sich im Leiden geläutert und aufwärts entwickelt.

Am bekanntesten von den drei Professorentöchtern ist Caroline geworden, die durch ihre erste Ehe mit dem Stadtphysikus Böhmer in Klausthal ganz in Verborgenheit zu tauchen schien, dann aber durch ihre Ehebündnisse mit A. W. Schlegel und Schelling ganz in den Vordergrund trat und im Mittelpunkt des geistigen Lebens der Romantik — und auch der Skandalgeschichten der Romantik — stand. Fast so bunt und kraus läßt sich auch das Leben Thereses an, die sich zunächst in das tragische Schicksal des genialen Forster hineingestellt sieht, dann von Schillers und Körners Jugendfreund Huber in ruhige Bahnen gelenkt wird und endlich als fleißige Schriftstellerin und

Leiterin von Cottas Morgenblatt ihre Tage beschließt. Sehr viel einfacher scheint auf den ersten Blick das Leben Dorotheas hingegangen zu sein. Früh reif, von ihrem Vater zu großer Gelehrsamkeit erzogen, siebzehnjährig mit dem Doktorhut der Philosophie geschmückt, heiratet sie ein paar Jahre später den lübecker Senator Rodde, schenkt ihm drei Kinder und stirbt im Alter von 55 Jahren. Es scheint, daß sie nach dem raschen Aufstieg zur Berühmtheit in den friedlichen Hafen der Ehe eingelaufen war und nun von Fahrten und Stürmen nichts mehr wußte. Es scheint so; aber die Wirklichkeit war anders. Im Grunde war ihr Leben bis zu ihrer Ehe von liebevollen Eltern behütet und geleitet; die Stürme und mit ihnen die geistige Entwicklung und Läuterung begannen erst an dem Tage, als sie Rodde in Göttingen die Hand zum Lebensbund reichte und eine Hochzeit feierte, die ihr Glück und Glanz ohne Ende zu verheißen schien.

Das Lebensbild dieser Frau wird uns jetzt von Leopold von Schlözer in einem schönen Buch dargestellt, das die bisherigen Schilderungen schon darum übertrifft, weil es sich auf den reichen Materialienschatz des Schlözerschen Familienarchivs gründet und daneben auch manche Überlieferung verwertet, die sich mündlich in der Familie fortgepflanzt hat. Leopold von Schlözer hat sich bereits an der Herausgabe der köstlichen Briefe Kurt von Schlözers in der schönen und stattlichen Reihe der von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebenen Briefbücher deutscher Männer und Frauen verdienstlich beteiligt. In dem neuen Buch läßt er vor uns klar und rund die Gestalt der berühmtesten Frau seines Geschlechts erstehen. Liebe zum Gegenstand führt ihm die Feder, blendet ihm aber nicht die Augen. Bei aller Wärme des Vortrags verfällt er nirgends in Lobrednerei und Schönfärberei. Er sagt, was ist, und berichtet sachlich nach den Quellen. Er begnügt sich aber nicht damit, die Gestalt Dorotheas allein zu malen, sondern er stellt sie hinein in das ganze Leben ihres Geschlechts und darüber hinaus ihrer Zeit. Und so wird das Buch weit mehr als ein Stück Schlözerscher Familiengeschichte, wird ein Kapitel deutscher Zeit- und Geistesgeschichte überhaupt und trägt mit Recht unter dem Haupttitel „Dorothea von Schlözer" den Untertitel „Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770 bis 1825" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin).

Diese berühmte, gelehrte Frau war vor allem „eine ungewöhnliche Frau" darum, weil sie von ihrer Berühmtheit und Gelehrtheit so gar kein Wesens machte, sondern ein ganz unverbildeter, natürlicher, fröhlicher Mensch war und — trotz aller Schicksalsschläge — bis an ihr Ende blieb. Wenn man nach den dem Buch beigegebenen Bildnissen urteilen darf, war sie physisch nach ihrer Mutter geraten, gesund, stattlich, blühend und frisch. Geistig aber artete sie nach ihrem Vater, und er war auch ihr hauptsächlicher Lehrer. Ganz von den Ideen der Aufklärung bestimmt, betätigte er sich in diesem Sinn auch pädagogisch, wie bei den Kindern anderer, so bei seinen eigenen. Seinen drei Söhnen bestimmte er selbst den Beruf; Gelehrter wurde danach der erste, Offizier der zweite, Kaufmann der dritte. Für die Töchter hatte er wieder ein besonderes Erziehungsprinzip: zu eigentlichen Gelehrten sollten sie nicht erzogen werden. „Aber wenn auch alle nötige Zeit auf eigentlich weibliche Geschäfte verwandt worden, so bleiben dennoch eine Menge leerer Stunden übrig, die besonders in einem gewissen Alter ausgefüllt werden müssen. Und diese Ausfüllung, meinte ich, könnte am besten durch wissenschaftliche Kenntnisse geschehen ... Unter diesen ernsthaften Wissenschaften fand ich die zwei sehr verschiedenen Klassen gleich schicklich zu einem weiblichen Studio, die physisch-mathematische und die historisch-politische." Die „belles lettres" schloß er aus. Wie er selber, der echte Sohn der Aufklärung, keine Dichter las, ja, stolz darauf war, daß er keinen Vers der Messiade seines Freundes Klopstock gelesen hatte, so war auch in seinem Unterrichtsplan für Dorothea den Dichtern nicht der geringste Platz eingeräumt: sie lernte Physik, Mathematik, Geschichte und Sprachen. Aber Schlözer, der ernste, trockene Mann — „ehern langweilig" nennt ihn Heine — muß ein eigenes Talent besessen haben, auch spröden Lernstoff der Jugend mundgerecht zu machen. Für das aufgeweckte Mädchen waren diese Stunden offenbar willkommener Zeitvertreib, ihr Lernen mehr Spiel als Arbeit. Sie hatte Spaß daran, und die gelehrten Kollegen ihres Vaters auch. Im Grunde genommen ist ihre Doktorpromotion ursprünglich auf einen Spaß zurückzuführen, den sich Michaelis mit ihr machte, den aber ihr Vater geschickt aufgriff und so wandte, daß Ernst daraus wurde.

Das mit dem Doktorhut geschmückte junge Mädchen war über Nacht eine Sehenswürdigkeit geworden. Sie hatte auch daran ihren Spaß, aber es verdrehte ihr den Kopf nicht. Und das bewunderte man nun erst recht. „Man erwartete," schrieb Graf Schmettow aus Plön 1791 an Schlözer, „einen Doktoren der Philosophie in Ton, Gebärde und Konversation, fand aber ein äußerst bescheidenes, sanftes, reizendes Frauenzimmer ohne prétentions". Vielleicht war es das, was den lübecker Senator Matthäus Rodde so entflammte, daß der sechsunddreißigjährige Witwer sich bei der ersten Begegnung in Dorothea verliebte. Sie ihrerseits hat ihm keine leidenschaftlichen Empfindungen entgegengebracht. Sie war wohl überhaupt keine sinnliche Natur. Sie fand wohl, daß Rodde ihr eine gesicherte, glänzende Zukunft bieten könne und selbst ein angenehmer, ihr jedenfalls nicht unsympathischer Mann sei. Ihr Vater sah etwas klarer und wollte zuerst für seine Tochter ein Wittum von 100 000 hamburger Mark vertraglich gewährleistet wissen. Daß er darauf nicht bestand, hat sich später bitter gerächt.

Man kann nicht sagen, daß Dorotheas Ehe unglücklich gewesen sei, wenigstens sicher nicht bis zum

Bankerott Roddes. Aber eine Ehe im Sinn einer geistigen Gemeinschaft ist sie nie gewesen; dazu war Rodde zu oberflächlich. Dorothea, die die große Kunst in jeder Lage verstand, „to make the best of it", fand sich auch damit ab. Sie suchte und fand Anschluß an die damaligen geistigen Kreise an der Wasserkante. Ihr wundervolles Talent, sich einzuordnen, gefällig zu sein und anzuregen, ohne dominieren zu wollen, erschloß ihr alle Herzen. In Eutin war sie von Jacobi, Voß und Stolberg ebenso geliebt, wie in Hamburg von Klopstock und den Intimen der Häuser Sieveking und Reimarus. Das innigste Band aber verknüpfte sie mit dem geistvollen Emigranten Charles de Villers, der ihr die genauere Kenntnis der französischen Literatur vermittelte und dafür von ihr mit dem deutschen Wesen vertraut gemacht wurde. Was Villers über Deutschland selbst schrieb, geht auf Dorothea zurück, und somit auch das, was seine Anregungen Frau von Staël übermittelten. Die beiden Frauen kämpften um die Freundschaft von Villers, und Dorothea blieb Siegerin. Die deutsche Frau und der kluge Franzose standen in einem ähnlichen Verhältnis zueinander, wie Goethe und Charlotte von Stein, nur daß „ein beiderseitiges maßvolleres Sichfügen in die gegebene Lebenslage die Freundschaft achtzehn Jahre hindurch täglich wachsen ließ, ohne daß je ein Bruch stattfand".

Eine ungewöhnliche Frau. Als solche bewies sich Dorothea erst recht nach dem Bankerott ihres Mannes. Sie verstand, zu leiden ohne zu klagen. Sie hielt den Kopf in allen Widerwärtigkeiten hoch und wußte selbst in der ärgsten Bedrängtheit so zu repräsentieren, daß ihr allgemeine Bewunderung gezollt wurde. Man könnte C. F. Meyers Wort: „Bildhauer Gott, schlag zu, ich bin der Stein" als Motto über diese Epoche ihres Lebens setzen, deren Krönung die letzte Reise nach Marseille ist, die sie unternimmt, damit ihr Kind gesund werde. Sie rettet sein Leben und opfert das ihre. Ohne zu übertreiben, darf man sagen, daß ihr ganzes Leben sich als ein einziger geistiger Aufstieg ohne Halt und Hemmungen darstellt und daß im Tod erst seinen Höhepunkt und geistigen Abschluß erreicht. Der Doktorhut Dorotheas ist für uns nur eine Kuriosität, aber ehrfurchtsvoll neigen wir uns vor ihrem adeligen Menschentum.

Magdeleine Marx

Von Anna Nußbaum (Berlin)

Sie ist heute trotz ihrer Jugend nicht nur eine der besten Schriftstellerinnen Frankreichs. Ihr Leben ist so ganz dem Kampfe für die Wahrheit gewidmet, ist von so aufopfernder Güte und Hilfsbereitschaft, daß es vorbildlich wird. Seit sieben Jahren arbeitet sie literarisch. Ihr Werk umfaßt die Romane „Femme" und „Toi", die soziale Schrift „Ce qui se passe en Orient", eine Anzahl von Novellen und Artikeln, die zumeist in der Zeitschrift „Clarté" erscheinen. Dazu kommt ihre Tätigkeit als Sekretärin der internationalen Vereinigung „Clarté". Sie ist eine vorzügliche Rednerin von hinreißender Kraft und Überzeugung. Die letzten Monate waren ganz von ihrer großzügigen Hilfsmission für die russischen Kinder erfüllt, die schönsten Erfolg hatte.

Der Krieg war der Ausgangspunkt für ihre soziale Wirksamkeit. Aber mit logischer Notwendigkeit entwickelt sich aus der Pazifistin die Revolutionärin. Wie könnte man auch den Krieg bekämpfen, ohne seine Ursachen zu berücksichtigen?

Magdeleine Marx will in ihrem Roman „Femme" die „neue Frau" gestalten. Bringt sie uns in Wahrheit auch nur die reizvolle Spielart unendlicher Varietäten, so sei ihr doch innige Aufrichtigkeit, tiefgütiges Verstehen gedankt.

Das Kind wächst und erwacht. Das junge Mädchen wird sich seines Wesens bewußt. Seiner Schönheit. Einzig dies ist es, dies vor allem, was es von sich weiß. Begierig horcht es in seine Seele. Wann, o wann werde ich endlich ganz erkennen, mich erfüllen? Die Freundinnen tanzen, spielen. Mit großen, unerbittlichen Augen betrachtet, richtet es sie. Richtet auch die Eltern. Nach außen eine gedeihliche Ehe. Wüßte man das Ausmaß von Resignation und Versklavung, das sie birgt! „Mutter, du bist tot, ohne es zu wissen. Seit zwanzig Jahren hast du deinen Willen, hast dich selbst ganz aufgegeben. Dafür hast du einen Mann, der brav verdient. Lebst in glücklicher Ehe."

Das kleine Mädchen gehört zu jenen Unvorsichtigen, die vom Leben alles wollen, ihm auch alles zu geben bereit sind. Wie ihm die Luft des Vaterhauses zu drückend wird, verläßt es nach hartem Kampf Vater und Mutter, die weise, wohlbehütete Enge, und beginnt das rührend-banale, ewig neue und in seiner ärmlichen Freiheit beglückende Dasein der arbeitenden Frau: die Familienpension, das kleine Zimmer mit den verdächtig abgenutzten Möbeln, aus denen fremdes Erleben weht, die Zufallsfreundschaften, seltsame Mädchen aus fremden Ländern, Schwesterseelen in exotischer Hülle. Männer. Kameraden und andere. Einblick in fremdes Ringen, Miterleben fremden Leides, und über allen Gleichgültigkeiten des Tages immer wieder das starke, beseligende Gefühl der Arbeit, der selbstgeschaffenen Unabhängigkeit, der Wahrhaftigkeit in allem Tun.

Das lesen wir in einer absolut neuen, geistvollen und farbigen Sprache, die uns in Zärtlichkeit einhüllt ...

Der Freund führt sie ins Elternhaus zurück. Der Braut öffnen sich wieder die Tore bürgerlicher Wohlanständigkeit. Sie läßt, der Mutter zu Willen, die üblichen Hochzeitsfeierlichkeiten über sich ergehen. Ihr Frauenleben bringt das Gewohnte: kurze Lust, tiefe Enttäuschung und dann sanft abwellendes Sich-

dareinfügen. Erkenntnis, „... daß zwei Wesen, so nah sie sich auch sein mögen, durch alle Dinge für immer getrennt sind."

Die tief wurzelnde Feindseligkeit der Geschlechter offenbart sich ihr im eigenen Wesen. Mühsam und geduldig sucht sie darüber hinweg freundliches Verstehen. Eins der bedeutungsvollsten Kapitel bringt die Begegnung der Frau von gestern und der von heute. Die eine, ganz girrendes Püppchen, immer schwach und beschützt sein wollend, lustspendend und fordernd. Die nur in Leidenschaft, Tränenszenen und aufgeregtem sexuellen Spiel atmen kann. Ist sie nicht imstande, mit Hilfe raffinierter künstlicher Mittel, oft unter Qualen, das einzige zu erhalten, was sie zum Leben braucht, ihre körperliche Frische und Schönheit, hat sie mit vierzig Jahren aufgehört zu sein. Verzweifelt nach irgendeinem Lebensinhalt suchend, schattet sie dem Tode zu. Die andere, Geliebte anfangs und später Kameradin, hat an der Arbeit des Mannes befruchtend teil, wenn sie nicht vorzieht, auch hier eigene Wege zu gehen. Sie ist der treugeduldige, verständnisvolle nimmermüde Weggefährte. Keine Brücke ist zwischen ihr und der anderen.

Nora ist tot. Das Kind-Weib ist tot. Es hat keinen Platz mehr in der Welt geteilter Mühe, gemeinsam getragener Sorge.

So geht die Frau ihren Weg weiter, und in allem, was sie tut, strebt sie nach vollkommener, ausschöpfender Wahrheit. Sie schenkt sich ganz, wird Mutter und muß erkennen, daß die dunkle „Stimme des Blutes", jene dumpfe Tierzärtlichkeit, die in uns schlummern soll, zu den Jahrhunderte geheiligten Menschenlügen gehört. Nein. Erst aus der zitternden Sorge der Tage und Nächte erwächst die Liebe zum Kind. Sie ist ihr vor allem das Gefühl einer ungeheuren Verantwortlichkeit. Stündlich bangt sie um sein Leben, seine Seele. Hier empfindet sie das Größte, das einer Frau gegeben ist.

Über neues Erleben erringt sie sich auch die vollendete Liebe zum Gatten. „Wir liebten uns inniger denn je: schon bedurften wir der Worte nicht mehr." Und: „Was uns aneinander fesselt, ist die Freiheit, die jeder von uns gefunden."

Der Krieg zerreißt, was zarte Bemühung langer Jahre geknüpft hat: Mann und Freund fallen. Nur kurze Zeit liegt sie gebrochen am Boden. Dann kämpft sie sich empor, stärker als vordem. Bewußte Kraft der wissenden Seele, des wissenden Körpers. In unerschöpflichem Lebens- und Liebesbedürfnis fühlt sie die Notwendigkeit, sich von neuem zu verschwenden...

Dieses Buch von Magdeleine Marx gehört zu den bedeutendsten Dokumenten, die der Erforschung der Frauenseele dienen.

Zielsicher fortschreitende Entwicklung, die Fülle neuer Gesichte in dem selbstgewählten Wirkungskreis bringt uns das zweite Werk „Toi", in dem versucht wird, das Urproblem der menschlichen Natur, an dem sie am schwersten leidet, zu harmonischer Lösung zu führen.

Anna Breven ist anfangs wieder nur die schöne fünfundzwanzigjährige Frau, lebensgierig, sinnenfreudig, zu Aufopferung bereit, wo sie zu empfinden vermeint, ihrer Seele unkundig. Sie war bisher gewohnt, ihrem „Innenleben" keinerlei Bedeutung beizumessen. Nach klösterlich verlebter Kindheit hatten die Kriegsjahre auf ihr gelastet; das Zusammensein mit ihrem Onkel, dem Dichter Philippe Caoudet, dem sie sich geistig unterordnet, hatte sie bedrückt. Ein Zufall bringt sie darauf, über sich selbst ein wenig nachzudenken. Philippe eröffnet ihr, daß sie die Hauptfigur seines nächsten Romans werden soll. Im Glauben eigenen Unwerts tief erschrocken und beschämt, fängt sie doch langsam an, sich zu erforschen, und ungeahnte Welten steigen ihr auf. Mühselig, fast schmerzhaft ringt sich Gedankliches aus Sinnenwirrnis, Erinnerung aus frühen Kindertagen in dem Wunderland der Bretagne, erste Ankunft in Paris, ihre Arbeit... irgendwie scheinen diese Jahre nicht mehr zu zählen, sind ins Unbewußte getaucht. Zu tief erkennt sie sich jetzt selbst, als daß sie nicht auch tiefer das Wesen anderer zu durchschauen vermöchte. Völlige Blindheit, bedingungslose Unterwerfung in der Liebe wird ihr unmöglich. Damit muß sie freilich auch auf vollständige Glücksempfindung verzichten. Gewiß, sie liebt, läßt sich willig alte, immer von neuem beseligende Wege leiten. Nun wäre es also ganz einfach, glücklich zu sein, „sich im Unendlichen zu fühlen". Wenn nur nicht der bohrende Gedanke wäre, die aufzuckende Erkenntnis einer ungeheuren, unheilbaren Einsamkeit, weil Tiefstes von dem andern niemals in der Gänze geteilt werden kann, unausgesprochen bleibt und im besten Fall nur kurzdauernde bewußte Täuschung in liebevollem Verhehlen des Wirklichen aufrecht zu erhalten ist. Die Suchende narrt immer wieder neues Hoffen, bis sie endlich, des Selbstbetruges müde, entschlossen dem Irren ein Ende macht. Sie flüchtet in die Arbeit fürs Allgemeine, findet den Weg zum Volke, das bisher nur wie ein Schattenbild durch ihr Leben geglitten war, wirft sich ihm mit ihrer ganzen unerfüllten Leidenschaftlichkeit in die Arme. Die „Idee" nimmt sie gefangen, läßt sie nicht mehr los. So glaubt sie das einzige zu halten, was nottut, die Seele zu höchster Entfaltung erblühen läßt. Beglückt sieht sie neue Ziele für ihre Energien. Nicht mehr die egoistische Freude, die, gewillt zu nehmen, im Grunde nur gibt, im Geben sich erschöpft, das kleine All in die Grenzen des Körperlichen gebannt, nein, Aufschwung, der unendlich ist und unerschöpflich, wie die Welt, die er meistert.

Anna Breven scheint also vollendet zu haben, was unerreichbar heiliger Wunsch bleiben muß. Vom Unwesentlichen losgelöst, erschließt sie sich das Ewige: „Le don total, le vrai, le seul, c'est au travers que je l'ai fait, à l'oeuvre obscure et formidable..."

Ein schönes Buch. Magdeleine Marx hat es geschrieben, weil sie es schreiben mußte.

Uns aber ist bewußt, daß letztes nicht gesagt wurde, weil es nicht gesagt werden kann, unfaßbar, unaussprechlich ist und befreiende Lösung nur im Tode möglich.

Ihre Eindrücke im Orient beschreibt Magdeleine Marx auf ganz neuartige, heute einzig mögliche Weise. Ihr Herz ist menschlichem Leiden weit geöffnet — es ist das einzige, was ihr nun wichtig ist. Weit entfernt von der bisher üblichen Romantik, die in verbrecherischer Oberflächlichkeit den orientalischen Menschen nur als malerische Staffage einer malerischen Natur gelten ließ, bemüht sie sich hier, in sein Inneres zu dringen, ihn liebend zu verstehen. Denn ihm schlägt unter bunter Hülle ein so schwer beladenes, verzagtes Herz, wie uns unter europäischem Gewande. Nirgends kann heute die Welt schön sein — am Bosporus ebensowenig wie in Hammerfest. Wohl leuchten Himmel und Meer in strahlender Bläue — weiße Häuser klettern an schimmerndem Abhang hinan — die Dichterin sieht die Pracht — wird ihrer nicht froh. Denn sie erkennt unterirdisch furchtbar schwärendes Unrecht, Bedrückung und Willkür in so unerhörtem Ausmaß, daß es den Gerechten zu heiligem Zorn entflammt.

Auch in diesem Paradiese leben Verdammte der Erde, ewig dieselben. Schwer seufzen sie unter dem Joch. Und Rettung bringen kann nur die Verbesserung dessen, was Ordnung scheint, in Wirklichkeit nichts ist als blutige Herrschaft des Mächtigen über den Schwachen.

Magdeleine Marx repräsentiert den Menschentypus, welcher berufen ist, die Welt von morgen aufzubauen. Sie ist eine ethische Revolutionärin.

Maarten Maartens

Von Max Strauß (Worms)

Der begeisterte Hymnus, in den Kurt Münzer im Märzheft des „Lit. Echo" seine Besprechung des „Preis von Lis Doris" von Maarten Maartens ausklingen läßt, erinnert mich an all die Jahre, in denen ich jeden holländischen Brief des „Lit. Echo" voller Spannung las, ob denn nicht endlich einmal darin der Name des großen Dichters erwähnt werde, den das Ausland längst neben Tolstoj und Hamsun stellte. Wohl hatte sich auch in Deutschland eine kleine Gemeinde um Maartens gesammelt, im großen und ganzen aber nahm selbst die gute deutsche Presse — mit rühmlicher Ausnahme des „Kunstwart" — fast keine Kenntnis von dem Mann, den Holland, England und Amerika längst verehrten, der Ehrendoktor vieler ausländischer Universitäten, Ehrenmitglied des Athenäums, des Garrickklubs und anderer gelehrten Gesellschaften war. Das ist um so auffallender, als die Romane von Maartens — er war hauptsächlich Romandichter — in vortrefflichem, von ihm selbst geprüftem Deutsch erschienen sind, dann aber auch, weil gerade die Eigenschaften, die ihn auszeichnen, die Hoheit der Gesinnung, die schlichte Religiosität, die überquellende Phantasie, die Naturwahrheit, die Tiefe der Menschenkenntnis, der Reichtum des Gemütes und die damit zusammenhängende warme Menschenliebe ihn uns Deutschen besonders nahe bringen sollten. Allerdings setzen seine Werke, die übrigens ausnahmslos Musterbeispiele guter Komposition und echter künstlerischer Spannung sind, eine gewisse Bildung voraus; diese ist aber weniger wissenschaftlicher, als ethischer und sozialer Art; liegt hierin auch ein Hindernis für die Wirkung auf ein breiteres Lesepublikum, so hätten doch die genannten Eigenschaften dem Dichter auch in Deutschland eine „Gemeinde" schaffen müssen.

Maarten Maartens (Jost Marius van der Poorten-Schwartz) war am 15. August 1858 in Amsterdam geboren. Er verbrachte einen Teil seiner Jugend in Bonn (im Nasseschen Hause), studierte dann in Holland Rechtswissenschaft und ließ sich an der Universität Utrecht als Privatdozent nieder. Später verbrachte er viele Jahre im Ausland, insbesondere in Paris und an der Riviera. — Maartens war kein Problemdichter; das will nicht etwa sagen, daß er wichtigen, namentlich zeitgenössischen Fragen, wie denen des Kapitalismus, des Sozialismus, des Künstlertums aus dem Wege gegangen wäre, im Gegenteil, alle diese Fragen bilden häufig den Untergrund und oftmals auch das Thema seiner Werke. Aber der Dichter ist zu weitsehend, zu tendenzlos und vielleicht auch ein klein wenig zu ironisch, um Weltanschauungsfragen und Menschheitsprobleme „lösen" zu wollen. Seine Gestalten sind zu lebendig, zu sehr Fleisch und Blut, um als Schachfiguren verwendet zu werden. Dann ist aber auch seine Liebe zu den Menschen, die echte Caritas, so groß, daß er sie mit ihren Schwächen und Fehlern, mit ihren körperlichen und geistigen Höckern nimmt, wie sie sind. Er besitzt die Objektivität, die nach Schopenhauer das Zeichen des Genies ist, und mit dieser Objektivität hängt denn auch sein teils warmer, teils ironischer Humor zusammen, der ihn auf eine hohe Warte stellt, von der aus das den Menschen Große und Wichtige klein und unbedeutend erscheint. Im engsten Zusammenhang hiermit steht seine Vorliebe für das Schicksal und die Tragik der Unbedeutenden, der Armen im Geiste; ich erinnere nur an sein erstes Buch, den „Gottesnarr", von dem seit Jahren eine deutsche Volksausgabe besteht.

Wenn wir sagten, Maartens schaffe keine Problemdichtungen, so liegt ihm andererseits nichts ferner, als die Sonne seiner Dichtung gleichmäßig über Gute und Schlechte scheinen zu lassen, er kann anklagen und verurteilen, er kann, namentlich auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens, geißeln und auch verdammen, aber das geschieht durchaus frei

von Selbstgerechtigkeit; so in dem spannenden „Joft Avelinghs Schuld", so in „Eva", seinem letzten Roman, in dem er das Effi-Briest-Motiv in absichtlichem Gegensatz zu Fontane umbiegt und namentlich in dem Schönsten, was er geschrieben, in dem „Preis von Lis Doris" dem hohen Liede der Kunst. Außer den genannten Büchern seien noch die Romane „Aus tiefer Höhe", „Dorothea", „Heilende Mächte", „Die neue Religion", „Harmen Pols" erwähnt.

Ein Wort noch über seine Technik. Man hat gesagt, über das, was sich technisch von Maartens lernen lasse, könne ein Poetiker mit Leichtigkeit ein ganzes Buch zusammenbringen. Das ist nicht übertrieben. Der Aufbau, die Einleitungen, die Höhepunkte, die Durchführung, die Unterbrechung und Wiederherstellung der Erzählung und namentlich der Stil sind von einer in der heutigen Romanliteratur selten erreichten Kunst. Der Stoff wird ohne jeden Zwang stets durch die Form gebändigt, die Sorgfalt der Sprache, die Klarheit der Bilder sind bewundernswert, und so kam es, daß wir jedes Buch mit dem Gefühl des Dankes aus der Hand legten dafür, daß ein großer und wahrhaft guter Mensch uns ein neues Werk, erfüllt von dem Atem großer Kunst, geschenkt hat. Still, wie er gelebt, ist der Dichter gegen Ende des Weltkrieges gestorben.

Exotische Bücher

Von Martin Brussot (Wien)

Die Welt ist tief ... So überschrieb mit Recht J. V. Jensen, der meisterliche Ergründer exotischer Völkerseelen, eins seiner psychologisch schürfenden und künstlerisch selbstherrlichen Bücher. Ja, tief ist die Welt. Wie wenige wähnen es doch! Der Pfahlbürger überblickt nur ihre Weiten, an Schlagworte sich klammernd. Morgens, da greift er sein Leibblatt, liest behaglich Berichte aus Moskau und Washington, aus Konstantinopel, Rio und Yokohama. Was denkt er dabei? Moskau: aufgelegter Schwindel; Washington: dorther wurden wir beschwindelt Konstantinopel: dort schwindelt's unseren Gegnern; Rio und Yokohama: zu schwindelig, nur auszudenken. Der Globetrotter hat ein Stück Welt erlebt. Er war natürlich in Ägypten und Indien, am Nordkap selbst, kennt Neuyork wie Berlin, und Paris ist ihm vertrauter als manchem Faubourien. Ihm erschlossen sich Meere und Kontinente, Städte und Wildnis, exotische Völkerschaften, Fauna wie Flora — er genoß all die Wunder der Weiten. Die Tiefen der Welt aber —? Nein, die bleiben zumeist solch flüchtigem Beschauer verborgen. Nur der Forscher, der Völkerpsycholog, Anthropolog, Folklorist, Archäolog usw., der Priester, Literarhistoriker und Dichter zumal, darf sich vermessen, auch von ihren Tiefen zu künden.

Fürwahr, die Weiten der Welt, sie weisen sich bälder dem neubegierigen Auge als ihre Tiefen. Ihre Tiefen — ja, die werden nur der Erkenntnis heischenden Seele des Forschers, des Poeten offenbar. Nicht mit brutaler Schroffheit dringt solcher ein in Völkermitten; nein, durch mühselige Einfühlungsarbeit ergründet er sich erst der Völker Seelen.

Völker haben auch ihre Seele, gleich dem Individuum. Unglaublich, wie oft das verkannt wird! Der hoffärtige Europäer, vermeint er nicht überholte oder überwundene Völker wesenlosen Dingen gleich behandeln zu können? Welch Irrtum, auf Dauer! Der Völker Seele ist nicht abzutöten, sei sie nun eingelullt, sei sie nun gebändigt, unterjocht ... Unsterblich ist sie, die Volksseele, gleichwie die Menschenseele. Auch sie ist ein Stück von Gott, des Volksgottes zumindest. Gott Rê und Brahma, Wodan, Allah oder Jehova — wären die etwa tot? Nimmer! Weben warm durchblutet, als Genius ihres Volkes, so lang dieses nur atmet, so lang es selbst sich nicht aufgibt. Dann aber kommt ein Tag, da die Fanfaren schmettern — und es gilt ein Völkererwecken! Erleben wir solches nicht jetzt gerade? Ägypter, Inder, Irländer, Araber, Mauritanier, als „kosmopolitisch" verschriene Juden sogar und tausendfach totgesagte „fatalistische" Türken, sie schütteln sich, sprengen die aufgezwungenen Bande, abwehrend ihre Peiniger, in freien Reichen sich einend. Und das zu Unrecht? Mitnichten! Um wieviel Jahrtausende älter und ehrwürdiger ist sie nicht, die Tradition all dieser Heloten, denn die ganze Kultur ihrer hochmütigen Bezwinger! Wo war der Engländer, als zu Babylon Hammurabi seine Gesetze schuf? Kein Tonziegel nennt dessen Sämlein. Was war's mit dem Gallier, da Pharao die Pyramiden türmte, Konfutse und Buddha ihre Völker lehrten? Kein Ahnen schauert durch den Papyrus. Und wo weilte der Yankee, als zu Jerusalem König David die Harfe stimmte? — Ja, die Welt ist tief; ist abgründig tief. Ihre Kultur entsproß dem Schoße ungezählter Völker. Nirgend Rechtfertigung für Herrenvolk und Knechte. Der wahre Weltgeist kennt nur freie Völkerfamilien im Vollbesitz ihrer Menschenwürde.

Das Niltal, der Menschheit Wiege, beut heutzutage älteste wie jüngste Kulturwunder nebeneinander. Hier starrt noch immer die Sphinx in graue Ewigkeiten; hier belauern aber auch am Wüstensaum mächtige Teleskope den ewigen Gang der Gestirne. Jener mystischen Leuchten im tiefen Weltall, die schon Tutankhamens Weisen viel Kopfzerbrechens und manch Deuteln gaben, nicht anders denn heute. Dahin, wo uralte fellachische Kultur mit mondänem Weltgetriebe zu schroffstem Gegensatz sich berührt, geleitet Reinh. Konr. Muschlers Roman „Douglas Webb" (Leipzig, Grunow). Das glänzend geschriebene Buch eines blenderisch irisierenden, von Überschwang sprühenden Geistes. Es erzählt das Schicksal eines von Raumrausch umfangenen Astronomen, dem unterdes die Angebetete entgleitet. Sie versinkt in den lullenden Tiefen des tönenden Raums, die ein junger Komponist ihrer schmachtenden Seele aufschließt. Ja, die Welt ist tief; ihrer Tiefen sind mannigfaltige. Und in solch eine Tiefe geriet auch der Verfasser, der im Wortrausch sich schier verstrickte. Dies der einzige Mangel, der auch dem Autor kund ist, welcher einmal irgendwo folgende wohldurchdachten und zweifellos auch an sich selbst erlebten, jedenfalls aber wahren Sätze schrieb: „Dichter ist immer nur der, dem es gelingt, die Harmonie zwischen Wort und Emp-

den herzustellen, und der es vermag, das Unsagre aus dem Nebel des Gefühls ins Licht des ortbildes zu bannen ... Stil ist Maßstab der Perlichkeitsentwicklung. Und je klarer die Eigenart es Schaffenden sich gestaltet, desto ausgeprägter rd seine Sprache ... Viele erliegen den Silbentörungen, viele zerbrechen am Ringen mit dem jönklang der aufhymnenden Wortlockungen." Anft fesselt das trefflich hingepinselte exotische lorit: die Nillandschaft mit ihren im Urtum vererten Mysterien. Aber auch jener Zwitterwelt Grunde, die aus überraffinierter Kultur einer ltstadt wie Kairo, in todddurchschauerte, stumme eppe dahinter gäh überleitet; wohl auch aus freudeschender, liebedurchwärmter, musikbewegter Realt hinanführt in die starre Sphäre der Gestirne, sie solch Observatorium weist, des erhabensten ltgeschehens draußen in der Unendlichkeit des versums.

Nach neu der Forschung erschlossenen, uralten, längst versunkenen Kulturstätten im Herzen der yschen Wüste, geleitet J. C. Ewald Falls „Im uber der Wüste" (Freiburg, Herder). Der Verer, ein Teilnehmer an der Frankfurter Menasedition, die Prof. C. M. Kaufmann führte, bietet im wesentlichen einen Auszug seines umfangjen Werkes „Drei Jahre in der Libyschen Wüste". h auch solcher ist noch reichlich gehaltvoll. Die nteuerlichen Irrfahrten, Erkundungen und Entungen, inmitten im Todesschlaf daliegender stenei, wie sie hier ein gewandter Stilist zu beten weiß, sie fesseln nicht minder als anderseits Leistung Achtung einflößt, die diese deutschen niere der Forschung in beharrlicher Arbeit vollen. Allen Widerwärtigkeiten haßglühender Umt zu Trotz, haben sie zwischen Wüstenstaub und er Ruinen hervor die verschollene Märchenwelt Menapolis, der altchristlichen Marmorstadt, einer nenden Kulturmenschheit wieder erstehen lassen. Marokko liegt dem eifrigen Verfolger deutscher hicke geistig nur allzu nah. Hätte doch jener viel trittene Küstengürtel, am Rande der nordwestanischen Wüsteneien, etwa ein Jahrzehnt vor Weltkrieg schon um Haaresbreite blutige Händel ufbeschworen. Noch stehen die dumpfen Tage Algeciras wie ein dräuendes Menetekel am llen Horizont. Es reichte nicht hin, Begierden zu men, zur Vorsicht zu mahnen! Um Marokko beb sich seit finsterstem Mittelalter schon der Spanier. seine Macht langte nicht, selbst zur glanzvollsten tezeit nicht, den freiheitsstolzen Berberleu des s ins Sklavenjoch zu zwingen. Auch dessen schen Rivalen wird es niemals zur Gänze geen. Mag auch der Küstenbewohner dumpfen lles voll das Haupt beugen; der Wüstenkabyle immer entschlüpfen und zu Zeiten, wie jüngst geschehen, in blutigem Aufbegehr seinem Freisdrang und Rachedurst frönen. Diese Berberseele, er mohammedanische Kulturtünche und Gläubigmit urtümlicher, hemmungsloser Triebhaftigkeit s wilden Naturvolkes im Zwiespalt liegen, sie ist Abendländer vielfach noch unerschlossen, obschon dieses Volk beachtenswerte Denker und Grübler, Närchen- und Liederdichter hervorgebracht hat. so dankenswerter ist da Grete Auers Buch hilali" (Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt) anzusprechen, das an der Hand der Lebensgeschichte eines jungen Kabylen, zugleich ein Spiegelbild des Entwicklungsganges seines ganzen Volkes, soweit es unmittelbar mit abendländischer Kultur zusammentrifft, darbietet. Dschilali, ein munterer Bursche, nimmt als fähiger Diener eines Kaufherrn begierig europäische Gesittung an, zumindest nach außenhin. Denn gleichwohl hört er nicht auf, der Stimme des eigenen Blutes zu gehorchen, sei es nun in der Liebe, in Glaubensdingen, völkischen Bestrebungen oder anderlei. Erlebnisse und Enttäuschungen allerhand überzeugen indes den reifenden Mann immer mehr, daß es nicht das wahre Glück sei, was die geschäftigen Eindringlinge mit ihrem eitlen Tand und ihren Ränken ins Land gebracht, die nur Zwiespalt im Volk gesät, Gärung und Unfrieden geschaffen. So wird er denn zum Rebell, zieht mit Weib und Kind hinaus in die Felswildnis und bedrängt von da aus mit Gleichgesinnten in jähen Vorstößen die fremden Landnehmer, die bis zur Stunde, trotz Stacheldrahtverhauen rings durchs Land, dem Kabylenhaß unablässig blutige Opfer darbringen. Fesselnd und sinnfällig versteht es Grete Auer, die bewährte Novellistin, dem Leser mit oft nur wenigen knappen, desto eindringlicheren Federstrichen, das reizhafte Kulturbild eines seltsamen, in altehrwürdiger Tradition dahinlebenden levantinischen Volkes zu entwerfen. Dabei in dessen exotische Volksseele in einer Weise hinableuchtend, wie es oft langatmige Abhandlungen nicht besser vermöchten; sicherlich aber nicht gleich anziehend und spannend wie hier.

Das segensreiche Wirken katholischer Missionare am oberen Nil, im Gebiet der Ugandaneger, erweist Matthias Hallfell („Uganda"; Freiburg, Herder) aus der Gesellschaft der Weißen Väter. Ein ansehnliches, und in Anbetracht der Widerwärtigkeiten nachgerade heroisch zu nennendes Stück Kulturarbeit, was da unter dem Äquator glaubenseifrige Männer vollbracht. Seltsam berührt wohl die Tatsache, daß diese schwarze Bevölkerung am Nordwestrand des Viktoriasees eine wirkliche Geschichte hat, die in ihren Anfängen an die weißer Rassen anklingt, etwa an Hellas, wo ähnliche Volksbewegungen und Landnahmen statthatten. Aus Nordosten kommend, brach sich die Flut jenes Hirtenvolkes am mächtigen Gebirgsstock des Ruwenzori. Da setzten die Eindringlinge sich fest, gründeten ein großes Reich und schoben sich als Herrenvolk zwischen die Urbevölkerung der Bantuneger ein, wobei sie mählich deren Sprache annahmen. Noch heute ist dieser Rassenunterschied deutlich kenntlich. Und immer noch betrachtet und kennzeichnet das obsiegende Volk das unterlegene — ach, nicht nur im dunkelsten Afrika ist das so menschliche Art! — als „Besiegte", „Leibeigene", „Sklaven", während jene die anderen ehrerbietig „hellfarbige Menschen", „Leute aus dem Norden" usw. benennen. Auch die neuere Geschichte weist mächtige Heldentaten auf, nach dem Maßstab eines Buschvolkes natürlich gemessen. Namentlich die Jahre 1887 bis 1890 waren arg wirre Kriegs- und Revolutionsjahre; 1887 gab es Fehde mit König Kabarega von Unjoro; ein Jahr darauf erfolgte ein veritabler „Staatsstreich" der Partei der Mohammedaner, der auch die Missionare verjagte. Später vollzog sich eine Restauration; hinterher gab es einen katastrophalen

„Bürgerkrieg". Dennoch ward die glaubensfrohe Seele des nicht unintelligenten Bagandavolkes, das manchen Märtyrer stellte, vielfach der Lehre Christi gewonnen.

Afrikas dunkle Seele suchen auch die folgenden Bücher aufzuhellen, die ein eigens zu solchem Zweck begründetes Unternehmen, der „Safari-Verlag" in Berlin herausgibt. So wenig der Deutsche der ihm entrissenen Striche heimischen Bodens je vergessen kann, ebenso wenig haben die eifervollen Pioniere von einst die verlorenen Kolonien verschmerzt. Da ist es besonders Ostafrika, wo deutsche Kulturarbeit Bedeutsames geleistet, weshalb jene, die dort schafften, durchaus nicht gewillt sind, mit den tatsächlichen derzeitigen Verhältnissen sich als „endgültig" abzufinden. Das erweist diese ansehnliche Reihe trefflicher Kolonialbücher, belletristisch-folkloristischen Charakters, die sich mit ihrem interessanten Inhalt an jedermann wenden. Die geschmackvoll gebundenen, handlichen Bändchen der „Safari-Bücherei" gehören sicherlich in jede Volksbibliothek. Die letzte große Zeit Ostafrikas ist mit dem Namen Lettow-Vorbecks unauslöschlich verbunden, von dem selbst zwei Bücher hier schon besprochen wurden (L. E. XXIII, 152). In dem vorliegenden Bändchen nun, das Rudolf de Haas mit „Piet Nieuwenhuizen" betitelte, schildert dieser die afrikanischen Jagderlebnisse und seltsamen Abenteuer jenes mutigen Buren, der als Pfadfinder Lettow-Vorbecks den deutschen Kämpfern im Busch so manche Dienste erwiesen. In „Häuptling Ngambe" wieder erzählt Marie Pauline Thorbecke in novellistischer Form die Entwicklung eines Tikarnegers zum mächtigen Oberhäuptling, und entwirft dabei ein anregendes Kulturbild aus dem Innern Kameruns vor der deutschen Kolonisation. In „Hatako, der Kannibale" zaubert Artur Heye mit wundervoll plastischer Anschaulichkeit, in erlesener Stilistik das Weben der Wildnis vor Augen. „Über dem dunklen Meer der Kongowälder lag die Tropennacht. Aus den schwarzen Wogen der Baumkronen stiegen spukige Nebelgestalten auf, die von hier über tausend Horizonte weit fortrollten über Länder und Länder. Der Nachtwind fuhr darüber, mit dumpfem Aufrauschen antwortete der Wald, und der Wind nahm die Antwort mit in die Ferne. Dann erfüllte wieder die eigene Stimme des Waldes, der Millionenchor der Zykadeen, allein die Stille, und die Häupter der Baumriesen starrten stumm empor in die strahlenden Weltensphären des Nachthimmels. Die Füße der Riesen wurzelten im feucht-warmen, schwarzen Erdreich; durch die zum Greifen dicke Finsternis sprühten Schwärme von Leuchtkäfern wie ein Tanz von Diamanten ..." Inmitten solch grandioser Wildnisszenerie nimmt Hatako Blutrache an den Belgiern. Nach Abenteuern aller Art in Innerafrika gelangt er schließlich ins deutsche Schutzgebiet und wird Askari. „Die Geheimnisse der Namib" von Anton Lunkenbein handeln vom südwestafrikanischen Wüstengürtel, dessen von einem wilden Buschvolk bewohnte Berge ungehobene Reichtümer an Gold und Diamanten bergen. — Ebenso interessant wie gut geschrieben, trefflich ausgestattet, illustriert und gebunden sind die ebenda erschienenen Bände „Ali Moçambique" von August Hauer und „Schwarze Schwänke" von Ernst Nigmann. Beide Bücher fesseln nicht nur durch ihr sinnfällig dargestelltes exotisches Milieu; sie zeugen auch von tiefer Erkenntnis einer absurden Volksseele und erquicken durch ihren barocken Humor. — Als grausame Satire auf unsere liebe Kultur lesen sich dagegen die neun Briefe, die der schwarze Forschungsreisende „Lukanga Mukara" von einer Entdeckungsfahrt ins Innere Deutschlands (verf. von Hans Pasche; Hamburg, Verlag Junge Menschen) an seinen großmächtigen König Ruoma sendet, der ihn ausgesandt, zu sehen, ob es einen König gebe, der ihm gleiche und ob ein von Menschen bewohntes Land mehr zu bieten habe als Kitara, das Land langgehörnten Rindviehs. Und byzantinisch gibt er alsbald Bescheid: „Es gibt kein solches Land, es gibt keinen solchen König." Diese Negerbriefe des verstorbenen deutschen Volksmannes, zu denen er die Aufzeichnungen aus Innerafrika mitbrachte, sie wurden noch vor dem Kriege geschrieben, mußten aber während der Jahre der Kriegspsychose ungedruckt bleiben. Paasche ahnte schon 1910, wie sehr sich Deutschland mit seinen Aspirationen gefährdete. Damals notierte er am Viktoriasee: „Je länger ich hier lebe, desto mehr sehe ich, daß wir vorsichtig sein müssen mit dem, was wir den Negern bringen. Wir halten wirklich vieles für gut, was in Wirklichkeit schädlich wirkt." Später schrieb er: „Ich brachte den Eindruck mit heim, daß unerschlossene Länder und Urvölker für uns ein Segen seien, weil wir an ihnen, die alle Errungenschaften unserer Kultur nicht kennen und nicht entbehren, die unsere Vorzüge nicht haben, aber auch von unseren Fehlern und Gewohnheiten frei sind, lernen können, uns selbst besser zu erkennen." Und wahrlich, hätte man manche der hier gegeißelten Kulturauswüchse beizeiten mit den unbefangenen Augen solch klugen Negers, bzw. dessen deutschen Dolmetsches gesehen, vieles wäre anders gekommen. — Dem Gedenken dieses tragisch jäh dahingerafften Menschenfreundes und Freiheitskämpfers ist das von O. Wanderer verfaßte „Paasche-Buch" (ebenda) gewidmet.

Asien hat nicht aufgehört ein brodelnder Hexenkessel und Land der Abenteuer zu sein. Eine blühende Literatur rankt sich um sein mannigfach noch unaufgeklärtes Innere. Zentralasien insbesondere ist der bevorzugte Schauplatz der viel gelesenen, von F. R. Nord verfaßten Abenteuerromane, deren zwei der gleichen Serie, „Ker-Ali" (L. E. XXIV, 267) und „Das Land ohne Lachen" (Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt) hier schon früher angezeigt wurden. Ein dritter Roman, „Der blaue Teppich" betitelt, der, obschon er ein selbständiges Ganzes bildet, doch eine Art Fortsetzung beider darstellt, ist kürzlich erschienen (vgl. Sp. 744). — Als ein wirklich erlebtes Abenteuerbuch, das tief in die Psyche der mannigfachen Völker Vorderasiens hinableuchtet, erweist sich das lesenswerte Werk „Seltsame Geschichte eines syrischen Mönchs", nacherzählt von Jakob Künzle (Potsdam, Tempel-Verlag). All das Malerische und Aventurenhafte eines altspanischen pikaresken Romans findet sich darin in knapper Linienführung vereint. Mönch Ephrem von der altsyrischen jakobitischen Kirche, der als Christ geboren worden, ist früh schon dem Elternhaus entflohen. Er wird als Knabe nominell Moslem, führt in Stambul ein leichtfertiges Studenten- und Betrügerleben, wird Mekkapilger, dann in Bagdad Gehilfe eines schwindlerischen „Mahdi", erlebt in Persien Liebeshändel und andere

lei noch üblere Dinge, gelangt in russische Kriegsdienste, soll als Mitwisser von Falschmünzern nach Sibirien, kauft sich durch Bestechung los, wird syrischer Mönch und schließlich von den Türken abgeschlachtet. Ein buntgestalteter Schelmenroman aus dem heutigen Orient, möchte man sagen, versicherte Künzler nicht, wunderliche Erlebnisse aus krasser Wirklichkeit zu berichten. Auch sonst strotzen diese Bücher, die der Tempel-Verlag in Potsdam herausgibt, von grausiger, schier unfaßbarer Realität. Besonders was über die Ereignisse in Armenien und Mesopotamien während der Kriegswirren ans Licht gebracht wird, ist eine einzige große Anklage, eine niederschmetternde Beschämung für die Kulturmenschheit. Man watet durch ein Blutbad, ja schlimmer, durch eine schmerzlich heulende Welt der Greuel, ein wahres Inferno. Unermeßlich ist die Verschuldung, die an dem Christenvolk der Armenier begangen worden. Einem altkultivierten Volk, das fern von seiner Uralheimat auch sporadisch europäische Städte besiedelte, besonders im Südosten der ehemaligen Donaumonarchie, und dessen Tüchtigkeit, Fleiß und hohe Geistigkeit der Verfasser dieser Zeilen schätzen lernte. Da es sich im Weltkrieg westlich orientiert zeigte, fand es auch keine Beschützer bei den Verbündeten der Türken, die es dem alten Haß nachgebend peinigen durften. Das Buch „Im Lande des Blutes und der Tränen", worin J. Künzler Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges mitteilt, enthält ähnliche Schauerberichte, wie wir sie schon gelegentlich der Schriften von Martin Niepage (L. E. XXIII, 154) und Johannes Lepsius (Sp. 155) festnageln konnten. Hierher gehören auch die von Terese Lehmann-Haupt aufgezeichneten „Erlebnisse eines zwölfjährigen Knaben während der armenischen Deportationen" (ebenda), eine furchtbare Paraphrase aus naivem, leidzitterndem Kindermund.

Tropenskizzen aus Indien bringen die Bücher „Die Sunderbunds" und „Ferien in den Tropen" (Leipzig, Xenien-Verlag), beide aus der Feder Erich Goß v. Barens, eines nicht zünftigen Bücherschreibers, der sich als deutscher Kaufmann die Welt aufgeschlossen. Sie überraschen durch gute Beobachtung, geistvolle Reflexionen und einen urwüchsigen, kerndeutsch gesunden, weil unverderbten Humor. Malerische Landschaftsbilder und Kulturepisoden aus dem Gangesdelta, Birma und Ceylon wechseln mit Betrachtungen über einheimische Baukunst, Mysterien der Volksseele u. a.

Stimmungsbilder aus den malaiisch-siamesischen Tropen gibt Hans Morgenthaler in seinem Buch „Matahari" (Zürich, Füßli). Nicht allzu häufig hat das Berührungsgebiet indischer und chinesischer Kultur in der deutschen Literatur Behandlung gefunden, noch auch bald mit so eindringlicher Anschaulichkeit wie hier. Matahari, „Auge des Tages", so heißt die malaiische Sonne. Sie hat der Verfasser mit Recht zum Titel erwählt, denn sie durchflutet, durchwärmt und übergoldet sein Werk, hellt darin auf, was an Mysterien in siamesischen Urwäldern und Dschungeln dem Auge des Europäers sich vielfach verbirgt. Manch Schleier wird von Dingen weggezogen, die zu unserer Verblüffung völlig anders geartete Wesens- und Empfindungskomplexe enthüllen; ebenso tief und überzeugend dabei im farbigen Menschen und seiner Umwelt wurzelnd, wie jene uns innewohnenden kaukasischer Rassen. Eine vieltausendjährige Kultur webt auch hier, obschon für unser Empfinden barock, ja grotesk; grundverschieden sich aufschließend, weil eben unter anderen Voraussetzungen entstanden. „Nicht weniger als drei ganz neue und fremde Kulturen warteten da auf mich," schreibt der Verfasser, „die siamesisch-buddhistische, die malaiisch-mohammedanische, und als weitaus bizarrste und spukigste, die chinesische Welt." Kulturen im wahrsten Sinne des Wortes, ausgedrückt in erhabenster Gestaltung in Kunstwerken, imposanten Baudenkmälern, Skulpturen, Malerei, Kunstgewerbe usw. Etwa ein Viertelhundert Federzeichnungen des Verfassers, nach Motiven aus siamesischen Buddhatempeln, geben davon einen eindrucksvollen Begriff. Unkultur beginnt selbst in diesen Gebieten dort erst, wo Urwald mit Dschungeln wechselt, in entlegenen Walddörfern und Steppensiedlungen, wo sich unter den braunen und gelben Menschen freilich dann die unerhörtesten Dinge begeben. Im Grunde aber: Menschen bleiben Menschen; ihre Leidenschaften verbleiben in allen Zonen die nämlichen: sie wechseln nur die „Farbe", die Art ihrer „Einschätzung". Gut und böse ist einmal alle Menschennatur. Das mit geistiger Abgeklärtheit, dabei überlegener Laune von hoher Menschheitswarte ins Weite schauende Buch wird jedem Freunde Ostasiens Bereicherung an Wissenswertem bieten. — Reisestudien aus „Japan, Korea, China" (Leipzig, Seemann) veröffentlicht Peter Jessen, Direktor der Bibliothek des berliner Kunstgewerbe-Museums. Ein glänzend ausgestattetes, reich illustriertes Büchlein, wie es bei dem in dieser Hinsicht rühmlichst bekannten Kunstschriftenverlag nicht anders zu erwarten ist. Jessen hat kurz vor dem Kriege Ostasien besucht. „Ob auf den behaglichen Dampfern unserer herrlichen Schiffslinien," so schreibt der Verfasser, „ob im D-Zuge durch die sibirischen Wälder, ob auf dem Umwege über Amerika und seine lehrreichen Sammlungen: der Freund ferner Künste durfte hoffen, zu günstiger Stunde einmal eigenen Schritts in jene Welten einzutreten und nicht nur die Kunstwerke, sondern auch Land und Volk zu schauen, aus denen sie geboren sind. Heute sind wir solcher Hoffnung für lange beraubt." Tief beklagenswert sicherlich. Um so erfreulicher ist es in solcher Zwangslage, an der Hand eines Führers wie Jessen jene entlegenen Kulturen in ihren Hauptzügen durchleben zu können. Streiflichter fallen auf Japans Geisteskultur, japanisches Theater, Kunsthandwerk, Volkstum, ferner auf die kulturellen Verhältnisse in Korea, um dann zu den ebenso wuchtigen wie altehrwürdigen Kunstwerken Chinas überzuleiten. — Ein Bekenntnisbuch, wie es scheint, stellt der Roman „Mein kleiner Chinese" von A. M. Karlin (Dresden, Deutsche Buchwerkstätten) dar. Er enthüllt eine enttäuschungsreiche deutsch-chinesische Ehegeschichte, vorgetragen mit klugem fraulichen Instinkt, der für oft geringfügigste, doch typische Einzelheiten scharfe Beobachtungsgabe weist. Die Verfasserin ist eine vielbereiste, welterfahrene Dame. In geistreichen Reflexionen, Abstraktionen und Dialogen erhellt sie das Seelenleben jener ewig süßlich grinsenden kleinen Chinesen, wie wir sie als Studenten oder Händler mannigfach auch in deutschen Großstädten antreffen, und mit denen wir menschlich oft nichts

anzufangen wissen. Hundert Einzelzüge, Genrebilder aus dem Familienleben des fernen Ostens usw. lehren da die äußerlich so phlegmatische, freilich oft wirklich fühllose, im Grunde aber duckmäuserische asiatische Seele näher kennen, dahinter es von tausend tückischen Blitzen irrlichteliert. — Vermag die Heldin des vorangehenden Buches, die deutsche Studentin und Chinesengattin, in einem Konflikt zwischen mongolischer und europäischer Psyche der tragischen Schürzung des Knotens, dem exotischen Tod durch gewaltsames Ertränken fast wundersam zu entrinnen, so zeitigt der Herzenskonflikt in der Novelle „Der Wels" von Gertrud Lent (Leipzig, Keils Nachfg.), der ausschließlich in Chinesenseelen sich austobt, weit schmerzlichere Wirkungen. Hier entleibt sich die vielumworbene, gar niedliche Siätao in echt chinesenbühnenhafter, altbewährt tragisch wirkender Weise, indem sie unter heldenhafter Gebärde mit dem gruseligen Schlächtermesser zustößt. Heroisch scheidet sie aus dieser unsäglich tollen und traurigen, nichts denn nach Liebe heischenden Narrenwelt, weil sie den süßen, doch armen Zuckersieder Ping nicht kriegen kann, dem reichen Sterngucker Sönfu aber zugesagt ist, obendrein Kung, der Fischer, ihrer Keuschheit gewalttätig nahetritt. Ein unheimlicher alter Wels bringt Licht in solche sühneheischende Verschuldung. Gelassenen Tones anmutig gestaltet, zeugt dies Buch von bemerkenswerter Einfühlungsfähigkeit in die Psyche des uralten Kulturvolkes im Reiche der Mitte.

Die südliche Hemisphäre haben vorwiegend drei andere Bücher zum Schauplatz. „Das Land Paraiso", Novellen von Erich Krakowski (Leipzig, Grunow), bringt Anfängerarbeiten, sehr ungleichmäßig im Wert. Der Autor lehnt sich an russische Vorbilder und deren Errungenschaften an, die auf westliches, nun gar romanisches Milieu übertragen, wie es im Wesen der Sache liegt, sich nicht gerade glücklich auswirken. Er geleitet, bleibt er nicht lieber gelegentlich hübsch daheim, nach südamerikanischen Pflanzungen in Urwald und Wildnis, unter Mulatten, Indianer und Mestizen, kurz, in den wirren Busch jugendlicher Indianerromantik bzw. Gartenlaubensentimentalität. — Eine Liebesgeschichte aus den Tropen, zartsinnig in der Gefühlswelt, schlicht und dennoch mit überraschend bündiger Sicherheit hererzählt, voll farbenprächtiger, oft nachgerade plastischer Anschaulichkeit: so stellt sich das mit „Lia" betitelte Bändchen (München, Parcus) von Walter von Rummel dar. Sie gemahnt in ihrem Motiv an eine ganze Reihe anderer im letzten Jahrzehnt, besonders seit Erscheinen von Laurids Bruuns Erzählungen herausgekommener exotischer Geschichten; deren einige, wie etwa E. Scheurmanns „Paitea und Ilse" (L.E. XXIII, 152) auch hier schon besprochen wurden. Auch Kapitän Klaus Deern, obschon er daheim eine Braut weiß, versucht nach seinem Schiffbruch auf dem entlegenen Eiland Lota, einige Tagereisen von Hongkong, das stille Glück entsagungsvoller Weltferne an der Seite Lias, der Tochter des alten Faktoreibesitzers Albrecht Vogt, „King of the South Seas" und einer Kanakin, eines seltsam sanftmütig-verträumten Wesens zu finden. Um jedoch nur zu bald zu beider Herzeleid erkennen zu müssen, wie doch dem Kulturmenschen einzig die zivilisierte Erde frommen kann. Die Szenerie der Südsee und das Seelenleben der Eingeborenen sind oft mit nur wenig Strichen ganz wundervoll eindringlich veranschaulicht. — Ein weiteres Buch von dem schon genannten R. de Haas, „Unter australischen Goldgräbern" (Berlin, Scherl), führt in die Abenteuerwelt der Goldsucher von Charters Towers. Einer abstrusen Minenstadt, bevölkert von einem Gemengsel bäurischer Elemente aus Schlesien, Pommern und Württemberg, aber auch bedenklicher Glücksjäger aus aller Welt, mitten im tropischsten Steppenbereich Nord-Queenslands. Persönliches Erleben spricht anregend aus jeglicher Zeile. Man kennt zwar die hier geschilderte problematische Umwelt, durchfiebert von Golddurst, Lebensgier und giftigen Rankünen nun schon lange sehr wohl, besonders seit Bret Harte, Mark Twain u. a. es unternommen, sie mit vollendeter Kunst darzustellen. Gleichwohl wird das launige, farben- und geistsprühende Buch jeden Leser aufs neue fesseln.

Zurück nach Europa, nach dessen sonnigen Süden! Die Erzählungen aus dem Italien der Gegenwart, die Theodor Bohner in seinem Buch „Lachendes, liebendes Rom" (Basel, Rhein-Verlag) zusammengefaßt, haben wir mit wahrer Herzensfreude gelesen. Nicht allein weil sie in tiefer Erkenntnis einer südlich impulsiven, typisch romanisch gearteten Volksseele mannigfach Originelles und wundervoll Erfaßtes darbieten. Nein, vor allem weil wir hier einem neuen Dichter begegnen, einem ureigenen Könner, Meister in Stil und Darstellung, den wir schon heute seinem großen Landsmann Gottfried Keller unbedenklich an die Seite stellen möchten. Eine selbstherrliche, überragende künstlerische Individualität offenbart sich in diesem Novellenband. Vor unserem geistigen Auge erschließt sich insbesondere die Seele der Römerin, wie sie fühlt und denkt, liebt oder intrigiert und haßt. Anderseits aber auch die des römischen Philisters, der mit großen Worten und Gebärden sich auslebt, dessen Riesentaten indessen in der Regel, nah besehen, zu Pantoffelheldentum schrumpfen. Der da kriecherisch nach Ordensbändchen giert, mit edler Gebärde das Bakschisch hinnimmt, der zwar bei Dingen der Natur ein Schamgefühl nicht gelten läßt, dafür aber mit Emphase der Welt ein Loch zu schlagen sich vermißt; kurz, jeder Zoll ein d'Annunzio. Nein, hier merken wir's deutlich, wie keine germanische Psyche mit ihren altererbten Moralprämissen durch dies Buch vibriert. Römisch ist der Geist, italisch die Seele darin — und dennoch schrieb es ein biederer Alemanne, ein Schweizer. Obendrein ein prächtiger Mensch voll sonniger Laune, ein wahrhafter Dichter, der meisterlich sein Instrument der Sprache handhabt. — In dies Land unserer Jugendträume, des Deutschen Sehnsuchtsland, fand auch der junge Ernst Haeckel in keimfroher Jugend. Von da sandte er wundervolle Briefe nach dem deutschen Norden, wie einstmals Goethe. Briefe an seine Braut vor allem, die nun in einem ungemein fesselnden Band „Italienfahrt" (Leipzig, Köhler) gesammelt vorliegen. Haeckel trug sich als junger Mediziner mit dem sehnsüchtigen Wunsch, in den Tropen eine wissenschaftliche Lebensstellung sich zu gründen. Seine Verlobung mit einer Base machte solche Absicht zunichte. Dagegen trat er im Winter 1859 eine Reise durch die Schweiz nach Italien an, die ihn insbesondere nach Florenz, Pisa, Rom, Neapel, Kapri und

Messina führte, wo er überall eifrig seinen naturwissenschaftlichen Forschungen oblag, aber auch beständig die Volkspsyche belauschte. Die Begeisterungsfähigkeit, womit der junge Forscher alles Erlebte aufnahm, spricht aus seinen Briefen, wie deren verdienstvoller Herausgeber Heinrich Schmidt hervorhebt, stellenweise voll übersprudelnder Hingerissenheit. Herzerwärmend wirkt seine tiefe Heimat- und Vaterlandsliebe, die Liebe zum einfachen Volk, seine Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterland; den Hintergrund bildend zu seinem Haß gegen die „Pfaffen, Junker und Duodezfürsten“. Seine bekannte Abneigung gegen das italienische Volk tritt freilich zuweilen scharf hervor. Sie wird verständlich als Ausfluß der Sittenstrenge im Elternhaus; doch ist er gerecht genug, die schlimmen Eigenschaften des Italieners auf dessen lange Unterdrückung durch Adel und Klerus zurückzuführen. Haeckels Brautbriefe bieten eine bereichernde Lektüre.

Solch wunderliche Fernsehnsucht des Deutschen, sie findet in Heinz Weltens Roman „Der Globus-Apotheker“ (Berlin, Morawe & Scheffelt) eine rührend tragikomische Ausdeutung. Was ehedem dem kleinen Mann, der in des Alltags Frone schuftete, schwer genug ward: einen Fluchtversuch aus der beengenden Klause der vier Mauern zu wagen, um wenigstens für eine knappe Weile andere Menschen, anderlei Werktag zu schauen — heute ist es die Tragik selbst des günstiger Gestellten, scheut er die Unsumme an eine bescheidene Auslandsreise zu wenden. Dem neununddreißigjährigen braven Provisor Dietrich Overweg, in Burgdorf an der Dosse, erging es ja freilich noch besser. Er fuhr zwar all die Jahre, von Sehnsuchtstrieben gepeinigt, bloß in seiner Apotheke umher, oder daheim mit dem Finger auf der so wundervoll bunten Landkarte. Endlich aber erreichte ihn doch vor Sonnenuntergang noch das große Heil. Und er konnte nun sogar mit Leibesaugen Dänemark, Schottland, ja selbst Irland schauen; zu welch unerhörtem Glücksfall anderen Nachkriegskindern zumindest eine Dollartante in Übersee als Erblasserin verscheiden müßte. Welten erweist sich in seinem Reiseroman als ein gemütvoller, frisch-fröhlicher Humorist, der soweit etwa an Raabe gemahnt.

Neue Essaybücher

Von H. W. Keim (Düsseldorf)

1. Hermann Bahr, Bilderbuch. Wien, Wila-Verlag. 213 S.
2. Hermann Bahr, Summula. Leipzig, Insel-Verlag. 221 S.
3. Rudolf von Delius, Brennspiegel. Gedanken und Sprüche. Stuttgart, W. Seifert. 77 S.
4. Willi Dünwald, Erlebnisse im Essay. Wiesbaden, Verlag der Bücherstube am Museum. 118 S.
5. Kasimir Edschmid, Hamsun-Flaubert. Zwei Reden. Hannover, Wolf Albrecht Adam. 70 S.
6. Egon Friedell, Steinbruch. Vermischte Meinungen und Sprüche. Wien, Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte. 87 S.
7. Alfred Grünewald, Ergebnisse. Wien, Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte. 146 S.
8. Friedrich Kayßler, Besinnungen aus der äußeren und inneren Welt. Aphorismen über Natur, Mensch und Kunst. Berlin, Erich Reiß. 133 S.
9. Homunkulus (J. Kreyenbühl), Pantherpfeile. Bekenntnisse eines Desillusionisten. Heidelberg, Hermann Meister. 98 S.
10. Albert Steffen, Die Krisis im Leben des Künstlers. Bern, Verlag Seldwyla. 162 S.

Daß heute gängige Unterhaltungsliteratur — zotige und harmlose — an der Spitze der Buchveröffentlichungen steht, ist verständlich; daß wertvolle Dichtung und Essayistik darniederliegt, beklagenswert; daß aber minderwertige Geistigkeit noch vor das Publikum gebracht wird, ist unverständlich und beklagenswert zugleich. Denn sie ist für den Verlag unprofitabel und für das Publikum nutzlos — sofern es sie liest. Wer nicht eine große, lichtspendende und wegweisende Persönlichkeit ist, sollte nicht mit seinen Meinungen und Beschwerden die Mitwelt belasten; und wer nicht eine lebendige menschliche Beziehung zu den die geistigen Menschen unserer Zeit bewegenden Problemen aufweisen kann, erhebt seine Stimme zwecklos und schweige daher besser. Wer will ihn hören? Wem kann er helfen? Man hört zu und hört nichts. Zu solchen Nichtigkeiten, die als Wichtigkeiten sich gebärden, rechne ich Grünewalds „Ergebnisse“; und wenn er sich einen Gedanken, den besten seines Buches: „Wenn mir mitunter — warum es leugnen! — ein recht winziger Gedanke durch den Kopf schießt, denke ich a tempo: Wäre das dem X. Y. eingefallen, er ließe es drucken“, wenn er sich diesen Gedanken recht bescheidentlich zu Gemüte geführt hätte, so würde die Verwechslung des Verfassers mit jenem X. Y. nicht so fatal leicht erfolgen können. Der schweizerische Homunkulus schießt keine Pfeile; dazu ist sein Bogen zu schlapp. Und dazu sind den Schießwerkzeugen vom häufigen Gebrauch die Spitzen umgebogen. Als Ludwig Feuerbach und Renan und Nietzsche und Drews Krieg führten, damals flogen diese Pfeile noch wahrhaft durch die Luft und bohrten sich in den Gegner ein. Jetzt schaut man dem Gepurzel zu und findet, der verbissene Schütze sollte in seinem Köcher mehr Ordnung und in seinen Händen mehr Kraft haben. Dann vielleicht. Jesus, der Desillusionist, die panförmige Persönlichkeit — eine These, die man nicht mit einem umgeschütteten Topf voll Gedankenschwänzen und aphoristisch vielsinnigen Behauptungen beweist. Ähnlichen Tiefsinn besitzt A. Steffens Buch, das Rudolf Steiner, „dem umfassendsten Geist unserer Zeit“ gewidmet ist. Unserem armen, anthroposophisch noch nicht durchleuchteten Geist stellen sich diese Reden und Aufsätze als Versuche dar, eingegewachsene Persönlichkeiten in einen Pferch zu sperren, in dem sie ein trauervolles und verschwimmend geistiges Leben führen müssen. Dabei besitzen alle diese Arbeiten einen inneren und äußeren Stil, dem eben nur eins fehlt, die Ehrfurcht vor der Sonderart des Menschlichen und die Anschauungskraft des willig auf die Phänomene eingestellten Geistes. Sehr anderen Eindruck macht R. von Delius' „Brennspiegel“. Das Buch besitzt ein gepflegtes Äußere, schöne Druckanordnung, große Type, so daß man gezwungen ist, langsam zu genießen. Nur bleibt der Genuß aus, weil die ausgesprochenen Meinungen durchaus auf dem Durchschnittsniveau stehen und man nirgends die Persönlichkeit fühlt, die aus Einzelfällen ein lebendiges Gesetz zu lesen verstände. Hermann Bahr ist wohl fähig, solche Vertiefungen zu geben. Aber er besitzt offenbar nicht das Gefühl für die literarische Würde, die man von ihm erwartet. Sonst würde er nicht seine kleinen, aus einer Tageslaune heraus entstandenen Feuilletons für wert erachten, der Nachwelt überliefert zu werden. Sie haben weder in-

haltlich noch auch formlich die Eigenschaften, die man von den mit einem literarischen Anspruch auftretenden Arbeiten eines Mannes wie H. Bahr erwarten muß. Fr. Kayßlers „Besinnungen" wird man zustimmen. Das ist immerhin ein Wert, aber ich halte ihn für nicht erheblich. Denn diese Besinnungen liegen fast durchweg auf der Ebene durchschnittlicher Erkenntnis und sprechen biedermännisch Dinge aus, die jeder, auch ohne das Buch Kayßlers gelesen zu haben, weiß. Aphorismen aber wollen Weisheiten, nicht Gewußtes fassen.

Diesem Ziel und damit dem Wesen aller geistigen, scharf formulierten Erkenntnis, wie sie sich im Aphorismus und im Essay äußert, kommt E. Friedells Sammlung „Steinbruch" gelegentlich nahe. Man findet da ab und zu seltene Steine, schön geschliffene Exemplare, die man mit Vergnügen zur Hand nimmt; und die ganze Struktur dieses Steinbruches gibt einem wohl eine Ahnung von einem guten Teil unserer interessanten Erde. Sehr ungleich sind K. Edschmids Reden über Hamsun und Flaubert. Die erste ist eine Exhibition Edschmidscher Lesefrüchte — zu denen sich manches angelesene und aufgeschnappte Urteil über den nordischen Menschen, über nordische Geistesart und Dichtung gesellt — ein Sammelsurium von Zufälligkeiten, aus denen dann auf den letzten vier Seiten ein kläglich skizziertes Bild des Dichters auftaucht, dem die siebenunddreißig Seiten lange Rede gilt. Man konnte schon nach der „doppelköpfigen Nymphe" den Eindruck haben, Edschmid sei darauf aus, mit seinen literarischen Kenntnissen und der teilweise sehr gewaltsamen, kraftmeierischen Art der Darstellung zu imponieren — ein Eindruck, der durch seinen „Dekameron der Bücher" peinlichst gesteigert wird; die Hamsun-Rede ist ein Musterbeispiel dafür, wie das Gefühl, auf Grund eines bekannten Namens sich gehen lassen zu können und das Publikum düpieren zu dürfen, nicht allein inhaltlich, sondern auch formal eine Nachlässigkeit die andere ablösen und eine Geschmacklosigkeit der andern folgen läßt. Was aber diese Rede vor allem vermissen läßt, die Konzentration auf wesentliche Ideenzüge, besitzt die über Flaubert in hohem Maß. Gedanken und Gefühl werden streng in Zucht gehalten, alle Beziehungen äußerer und innerer Art dienen sinnvoll zur Klärung des einen, fest angeschauten Problems, und wenn man auch in diesem Bilde Flauberts die romantischen Züge — man vergleiche dazu den Briefwechsel des Dichters mit George Sand — vermißt, ist man doch immer gefesselt von dem großen Rhythmus des zu seinem Ziel stürmenden Gedankens, diesen Mann als einen ausgezeichneten Kämpfer um die Reinheit der Kunst energisch dargestellt zu sehen. Nur gelegentlich kommt einem das Gefühl, als habe dem Verfasser die Aufgabe sich verschoben: man glaubt dann Edschmid nicht mehr zum Thema Flaubert, sondern zu dem ungleich größeren und wichtigeren: Kasimir Edschmid sprechen zu hören.

Und damit taucht, freilich mit verzerrten und unreinen Zügen, des Essays höchste Bedeutung auf: Sachlichkeiten und Erlebnisse zu einem zu binden. Diese Einstellung besitzt H. Bahrs „Summula", eine Sammlung von Aufsätzen aus dem letzten Jahrzehnt, die teilweise an zu besprechende Bücher weite Ausblicke knüpfen, teilweise Zeiterscheinungen konzentrisch zu behandeln streben. Man sucht in ihnen vergeblich die sprachlichen und thematischen Oberflächlichkeiten des „Bilderbuches". Es scheint vielmehr, als habe Goethes Weisheitsstil und Schelers oder Cassirers philosophisch klarer Ausdruck — allein ist Bahrs Geist eng zugetan — Mäßigung und ruhige Durchdringung dem Verfasser als Pflicht auferlegt. Am meisten natürlich wird man berührt von dem christkatholischen Charakter fast aller Aufsätze, der dem umfangreichsten und für Bahrs Persönlichkeit aufschlußreichsten, dem über „Vernunft und Glaube" zum Thema dient. Er stellt ein rückhaltloses Glaubensbekenntnis dar und bedeutet — so empfinde ich es — die glatte Bankerotterklärung eines Menschen, der nie Persönlichkeit genug war, der Bedingtheit aller menschlichen Wahrheit ins Auge zu schauen und den sittigenden Kampf um die geistige Existenz einem Offenbarungsglauben vorzuziehen. Bahr verschanzt sich vor der Welt und ihrer verwirrenden Erscheinungsflucht hinter einem Dogma und entzieht sich damit der Diskussion, die nun bloß noch um die durch Jahrhunderte gestützte Lehre selbst anheben kann. Im Gegensatz zu ihm stellt W. Dünwald seine „Erlebnisse" aus Kunst und Leben als rein menschliche Angelegenheiten in die Debatte, ruft damit die Aktivität des menschlichen Geistes auf und zwingt zur Stellungnahme gegenüber den vorgetragenen Gedankengängen und den Tatsachen eigener Erfahrung. Man läßt sich gern vom Strom dieses immer zielklar geschauten und mutig angefaßten Lebens tragen; man findet darin Wahrheiten treibend, denen gewiß nicht dogmatischer Wert zukommt, die aber für den Augenblick, in dem wir stehen, lebendige Bedeutung haben, und erfreut sich — trotz einer gelegentlich zu preziöser Sprache — an dem Bemühen eines Menschen, mit den Kräften seiner Vernunft sich zu den Dingen des Lebens eine Stellung zu schaffen.

Echo der Bühnen

Leipzig

I

„Gilles und Jeanne." Bühnenspiel in drei Teilen. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Alten Theater am 1. Juni 1923.)

Mit jedem neuen Bühnenerlebnis eines Kaiserschen Werkes wird das Grundgefühl unzweifelhafter: er ist der Sudermann des Expressionismus. Damit soll gar nichts Herabsetzendes gesagt sein. Der Sudermann der neunziger Jahre hat aus dem Wolkenkuckucksheim naturalistischer Theorien eine Reihe theaterfähiger Stücke herabgeholt und mit „Ehre", „Heimat", „Schmetterlingsschlacht", „Johannisfeuer" für die Anerkennung neuer Kunst mehr geleistet als hundert Zielbewußte. Durch die „Familie Selicke", sogar durch „Vor Sonnenaufgang" und „Friedensfest" wäre die Menge aus ihrem gewohnten Geleise nicht herauszumanövrieren gewesen; das haben die Dramen bewirkt, die mit anderer Grundeinstellung klug das Bewährte zu eingewußten oder instinktmäßig von der Bühne aus geschehen waren.

Man vergißt immer wieder, daß Dichtung und Theater Gegensätze sind. Shakespeares, Molières, Schillers Dramen sind Erzeugnisse genialer Kompromißkunst und jeder Dichter

der seinem dramatischen Geisteskinde das Schattendasein des Buches ersparen will, muß sich zu Kompromissen, freiwillig oder gezwungen, herbeilassen. Unsere Jüngsten meinen wohl, sie hätten die Bestie Theater zum gehorsamen Zirkuslöwen dressiert, während in Wahrheit heute der Regisseur mit ihnen selbstherrlicher, hohnvoller als je zuvor umspringt, wo ihr Schaffen dem seinen nicht willfährig wird. Früher meinte man, ein Stück, das nicht für die Bühne geschrieben sei, gehe nicht hinauf, wie man auch mit ihm verfahren mochte (das sagte der alte Goethe von seinem „Götz") — jetzt schustern, renken, flicken die Tausendkünstler Maler, Schneider, Mime unter Leitung der Bühnengewaltigen so lange daran herum, bis der p. p. Schaupöbel gar nicht mehr merkt, daß hinter dem grotesken Sinnenspiel etwas Dichterisches, Lyrisches steckt. Mit anderen Worten: alte Feinde in neuem Gewande. Aber nicht etwa in besserem. Denn was zuvor ehrliche Übereinkunft war, wird nun zu einer societas leonina, einem unredlichen Verfahren, wie es die Definition der Digesten kennzeichnet, „ut alter lucrum tantum, alter damnum sentiat" (wobei der eine Teil allen Nutzen, der andere den Schaden hat). Das dramatische Schaffen geht uns zugrunde und der Vernichter ist die scheinbar so willfährige Bühne. Sie hetzt die Pseudo-Dramatiker in die wildesten Exzesse erotischer, revolutionärer, ästhetischer Art hinein, um aus diesen für sich Sensationen zu münzen und eine teils verblendete, teils allzu wohlwollende Kritik meint der Sache der deutschen Kunst zu dienen, wenn sie mit eifrigem Mühen die wenigen echten Werte in dem Wust solcher aufgeführten Unmöglichkeiten erspürt.

Das soll die Vorrede zu einer doppelt begründeten Apologie Georg Kaisers sein. Erstens: er macht Theater. Er weiß, was ein für allemal von den Brettern herabwirkt, nämlich das spannende Geschehen und der interessierende Mensch in einem ungewöhnlichen äußeren oder inneren Konflikt. Deshalb nimmt er zum Ausgangspunkt mit Vorliebe die historische Anekdote, die von solchem einmal dagewesenen Geschehen berichtet: „Jüdische Witwe", „Bürger von Calais", „Frauenopfer". Zweitens: er biegt sich den Stoff so zurecht, daß die geraden Linien gebrochen, die einfachen Farben zu schillernden Batikmustern ineinander gerührt werden. Damit erreicht er ähnlichen Eindruck, wie die entfesselten, wild verströmenden Ausbrüche seiner angestauntesten Zeitgenossen ihn hinterlassen. Dem Verfahren des jugendlichen Sudermann, der das alte Gesellschaftsstück mit naturalistischen Schnörkeln übermalte, gleicht das Kaisersche insofern, als hier die alte Historie ins Ekstatische, Antiintellektuelle, erotisch Überhitzte hinaufgesteigert scheint.

Nach den schon genannten älteren Dramen gibt „Gilles und Jeanne" dafür einen neuen Beleg. Der Bericht von der Wundererscheinung der Jeanne Darc zeigt neben ihr als Genossen ihrer Siegestaten Gilles de Rais, bei der Krönung Karls VII. in Reims zum Marschall von Frankreich ernannt, dann aber durch höfische Intrige bestimmt, mit seinem Heere die Jungfrau zu verlassen. Später hat Gilles auf seinen Schlössern unerhörten Lüsten in Schandtaten gefrönt. Gegen 200 zusammengeraubte Kinder soll der Unmensch zu Tode gemartert haben, bis dem Mächtigen endlich die verdiente Strafe, der gleiche Feuertod wie der Jungfrau von Orleans wurde.

Diesen ganz äußerlichen Parallelismus des Geschehens wandelte Kaiser in eine ursächliche nach dem beliebtesten Schema hergebrachter Geschichtsdramen. Throne stürzen, Völker steigen und fallen, weil der Hans seine Liese haben will. Gilles de Rais kämpft mit, um die Jungfrau zu besitzen; als sie sich ihm versagt, läßt er sie in die Hand der Engländer fallen und bringt sie durch seine falsche Aussage auf den Holzstoß. Und dann werden aus den geschlachteten Kindern des geschichtlichen Gilles geschlachtete Jungfrauen, die er mordet, weil sie alle sich als ungenügender Ersatz für die vergebens begehrte tote Jeanne erweisen. Am Schluß Gericht über Gilles; er leugnet verstockt, bis die Vision der Jungfrau ihn zum Geständnis zwingt, er zum Schafott abgeführt wird.

Diese Schauergeschichte wird, so trocken erzählt, höchst altmodisch anmuten. Aber wie hat Kaiser es verstanden, mit dem Drum und Dran seiner Erfindungen die Puppen aufs modernste zu kostümieren! Mit Jeanne war da nicht viel anzufangen; aber um so mehr mit Gilles. Er soll von Anfang bis zu Ende in düsterer Glut ungesättigter perverser Gier nach der Reinen gieren, in ihr Ergänzung und Erlösung suchend. Je fiebriger, im zweiten Teil, sein Zustand wird, um so unverständlicheres Deutsch redet er mit seinen beiden Vertrauten, dem goldmachenden Alchimisten und dem Italiener, dem Mädchenfänger und zugleich Werkzeug des Alchimisten (übrigens auch sie beide im Umriß der Geschichte entlehnt). Krampfartig sind Worte und Gesten, krampfhaft zuckend auch die Vorgänge, Spiegelungen seelischer Qualen ohne Ende.

Sein Bestes gibt Kaiser in den beiden Gerichtsverhandlungen, zumal der gegen Gilles, den dritten Teil füllend. Ein halber Akt vergeht, bis er sein Personal für diese Aktion beisammen hat. Erst kommt Karl VII. mit seinen Höflingen, schon am Anfang mit vielem Glück zur Exposition verwendet, eine Serenissimus-Gestalt von echter Komik. Dann (um von Nebensächlichem zu schweigen) das Volk, der päpstliche Nuntius und die Beisitzer des Gerichts und, stärkste Wirkung, die sechs Mütter der Gemordeten, die blinde Urgroßmutter Jeannes, endlich der Mörder in einer Schar von Gewaffneten.

Ob das alles so vom Dichter vorgeschrieben war, wie ich es sah, weiß ich nicht; ich habe das (bei Kiepenheuer in Potsdam erschienene) Buch noch nicht erhalten. Auf jeden Fall gibt dieser Akt dem vortrefflichen dritten der „Bürger von Calais" nichts nach an innerer Spannung und äußerer Steigerung.

Die Leute, denen die Bühne nur noch Tribüne ihrer höchstpersönlichen Angelegenheiten ist, werden verächtlich von Mache, Theater — Schimpfwort! —, Publikumskunst reden. Sie vergessen, daß der Apparat an Menschen, bemalter Leinwand, Gewändern und Maschinen nicht nur dazu da sein kann, um lyrische Expektorationen vom Stapel zu lassen. Kaiser gibt auch davon in „Gilles und Jeanne" eine reichliche Dosis und gerade damit schadet er seinem Werke, als dramatischem Gebilde. Statt daß sein Gilles soviel von seinen Süchten und von den Enttäuschungen durch die sechs falschen Jeannes ächzt und schreit, sollte uns lieber sein Erleben mit einer einzigen dieser Pseudo-Jeannes gezeigt werden, was ohne Zweifel dem Mittelteil zu großem Vorteil gedeihen würde. Aber solchem derben Verfahren, solchem geraden, unreflektierten Aufzeigen wohnt freilich nicht die Stärke der Selbstspiegelung, des Monologs bei und hier hat der Dichter Georg Kaiser dem Theatraliker das Handwerk verdorben.

Im übrigen vertragen sie sich beide gut miteinander. Was dabei herauskommt ist kein Ewigkeitswert (sind das etwa die „reinen" Dichterdramen unserer Zeit?), aber es gibt, wenn auch nicht ohne Rest, dem besseren Zuschauer anständige, d. h. ihm anstehende Bühnenerlebnisse. Und wir sollen uns bedanken, wenn unter dem Neuen, was uns heutzutage serviert wird, ein solches Gericht auf den Tisch kommt.

III

„**Wechsler und Händler.**" Komödie in drei Akten von **Hanns Johst**. (Uraufführung im Schauspielhaus am 5. Mai 1923.)

Bald nach Kriegsbeginn schrieb Johst seine Komödie „Stroh". Er kannte seine sächsischen Bauern; er wußte, wie sie mit allen Mitteln Gewinn auf Kosten der Allgemeinheit suchten, unberührt von der Begeisterung und dem Opfermut jener „großen" Zeit. Reine Heiterkeit, angeborenes Künstlertum ließ dieses Lustspiel als einen Gewinn erscheinen, das einzige im Kriegsbereich erwachsene, dessen der Schauende innerlich froh werden konnte. Schade, daß die Unerfahrenheit des Anfängers dem wirksamen Thema noch nicht die rechten räumlichen Grenzen zu setzen wußte; vielleicht wäre sonst dem liebenswerten, bescheidenen Werk eine dauernde Stelle im deutschen Spielplan geworden.

Seitdem hat Johst sich nicht wieder auf diesem Felde versucht. „Der Einsame", „Der König", „Propheten" loderten in dunkler Glut, Bekenntnisdramen eines Ringers um letzte, überzeitliche Güter, dabei freilich immer in die Zeit hineingestellt, deren Wirrnis sich verklärt in seinen Schöpfungen spiegelt. Begreiflich, daß ihm, dem Ethischen, jenes Problem immer wieder aufschlußheischend entgegenragte: wie deutsche Menschen in Gewinngier, Genußsucht, Spielerleidenschaft aus der großen Not für sich Frucht, schmutzige goldene Frucht ziehen konnten, wie es wohl in solchen Seelen aussehen mochte. Er meinte, aus dem Verstehen solle auch das Verzeihen erblühen, aus der verinnerlichten Schilderung des Schieber- und Fälschertums die Komödie höherer Art.

Aber was einst dem „naiven" Johst in „Stroh" so leicht geglückt war, konnte nun dem „sentimentalischen" Johst nicht gelingen. Zu jenem leichten Schweben über den eigenen Geschöpfen, zu jener schönen Freiheit lächelnder Überlegenheit fehlte der Aufschwung. Allzu tief nistete im Herzen des Dichters der Zorn, das Schamgefühl, das Verlangen, die Volksgenossen zum Nachdenken, zum Ausrotten der Wasserpest aufzurütteln.

Wohl fanden sich die äußeren Mittel einer unterhaltsamen, über niedere Spaßhaftigkeit erhobenen Komödie zusammen. Dem neuen Reichen graust es vor dem unablässigen Wachsen seiner Schätze. Der Vornehme gerät in die Nähe des lockenden Strudels und entrinnt im letzten Augenblick der Gefahr, sich selbst darin zu verlieren. Der derbe Prolet wirft sich mit frischer Kraft hinein und gelangt aus der Brandung ans Ufer des großen Schiebertums. Die drei Männer werden von gut erfundenen Zufällen zusammengeführt, und über ihnen gaukelt, begehrt und begehrlich, das Weibchen, nichts als sinnenfrohe Fleischlichkeit, nur sich selbst mit tierischer Anmut lebend und so schließlich aus dem Kreise der genarrten Teilhaber mit deren Geld flüchtend.

Hätte der Demiurg dieser kleinen Welt seine Puppen mit leichter und sicherer Hand ein Weilchen umeinander tanzen lassen, es wäre wohl eine treffliche Zeitkomödie entstanden. Aber sein von oben hinablächelnder Blick verzerrte sich zum bitteren Lachen des Zornes; er lieh seinen Gestalten Worte des Gewissens, des Hohnes, der Anklage; er setzte über sein Werk das Bibelwort von den Wechslern und Händlern, die auch der Mildeste nicht im Tempel duldete. Das gab eine Zwiespältigkeit der Absichten und der Tonarten, die den Bühneneindruck um so mehr schädigte, da ungünstige Besetzung mehrerer Rollen die Wage des Zornes noch tiefer senkte. Das Buch (erschienen bei Albert Langen in München) läßt es sehr wohl möglich erscheinen, daß entgegengesetztes und gewiß den Absichten des Dichters besser genügendes Verfahren die Hindernisse einer ungetrübt heiteren Wirkung wegzuräumen vermöchte.

Hoffentlich versuchen das andere Bühnen mit geeigneteren Kräften, richtigerem Verständnis. Nicht nur um Johsts und seines Werkes willen. Wir sind so bettelarm an bühnengemäßem neuen Wachstum, zumal solchem heiterer Färbung, daß wir auf keine Leistung dieser Art verzichten sollten. Wo wirksamer Stoff durch einen Dichter mit Verantwortungsgefühl und Gestaltungskraft geformt worden ist, da gelangen Darsteller und Schauende in eine gesündere Atmosphäre, jedem Besseren als erfreuliches Purgatorio nach dem Inferno des „Alt-Heidelberg" und gar heutiger Schwankliteratur erquicklich. Leicht möglich, daß Johst von hier aus einmal den Weg zum Paradiso der Komödien Shakespeares, Calderons, Molières, Kleists findet. Er hat das Zeug dazu.

Georg Witkowski

Mannheim

„Columbus." Trauerspiel in drei Akten. Von Franz Johannes Weinrich. (Uraufführung im Nationaltheater am 17. Mai 1923.) Buchausgabe im Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.

Der große Columbus wird bei Franz Johannes Weinrich ein sehr kleiner Mann. Er hat immerhin, historisch besehen, eine Welt entdeckt, er war einer von denen, die den Sprung wagten ins Ungewisse, ins ganz Dunkle, die Besessene waren ihrer Phantasie, Gejagte einer Leidenschaft und bei allem abenteuernde Rechner. Er war — kein Anlaß, daran zu zweifeln — ein guter Christ und trotzdem wie diese ganze erwachende Zeit, in der er lebte, auf Wirklichkeiten eingestellt. Nicht den Himmel zu erobern zog er aus, nur ein reicheres, prächtigeres Diesseits. Weinrich fischt sich diesen Mann Columbus aus einem Meer von anderen brauchbaren Objekten der Historie, als das am meisten geeignete Werkzeug für seine ideellen Zwecke. Christophorus Columbus wird also, wie sein Namensheiliger, der Mann, der Christus über die Wasser trägt, in eine neue, unberührte, in eine von dem Bösen der alten Erde noch freie Welt versetzt. Hier lägen Möglichkeiten dramatischer Gestaltung, in der Versuchung, dem Kampf, der ungeheuren Leidenschaft dieses Mannes, seinem Zusammenstoß mit einer niedrigen, sein Wollen, sein Handeln, seine Hoffnungen schändenden Umwelt. Weinrich probiert es auf Mittelwegen. Sein Columbus ist ein nach- oder, wenn man will, zufrühgeborener Expressionist. Er ergeht sich rhetorisch in der Nachbarschaft Gottes, ohne an seine Gottgesandtheit glauben zu lassen. Er hat durchaus kein Format zum geistigen Helden, denn seine Ideen tröpfeln spärlich, und die Leidenschaft seines Herzens verpufft in rednerischen Exaltationen. Also sieden ihn Weinrich, ohne sich die Mühe genauerer Charakteristik zu machen, im Lande der Intrigen, böser Zwischenfälle, der Bravi, Wunder und majestätischer Entschließungen an. Der bekennerische Ichmensch Columbus wandelt danach, ohne daß Weinrich die Technik auch nur leidlich beherrscht, in den Spuren des klassisch-epigonalen Historiendramas bis an sein ganz unhistorisches aber gottseliges Ende auf dem Blutgerüst. Womit der Welt gemeine Niedertracht und des Columbus christliche Gefaßtheit vor aller Augen offen liegen und das dreiaktige Trauerspiel nach achtzehn zusammenhanglosen Bildern (zusammenhanglos, weil ihnen die kausale Verknüpfung fehlt), die anspruchsvoll sich den Namen Handlung geben, schließen kann.

Paula Scheidweiler

Wien

„Verkündigung." Von Rudolf Borchardt. (Uraufführung im Akademietheater am 30. Mai 1923.)

Schon vor einem halben Menschenalter abgeschlossen, hat diese in mehr als einer Hinsicht merk- und achtunswürdige Dichtung, wie es der vornehm zurückhaltenden Art ihres meist nur zu kleinstem Kreise redenden Schöpfers entspricht, erst 1920 den Weg in die Öffentlichkeit (Berlin, Erns Rowohlt) und erst jetzt, als ein Vermächtnis der Ära Wildgans, den auf die Bühne gefunden, wo sie zwar — im allerbesten Sinne — nichts zu suchen hat, mindestens solange ein großes Drama („Die Päpstin Jutta"), als dessen erster Teil sich die „Verkündigung" verkündet, im Pult oder Geist Borchardts verharrt und der enklitische Prolog einen Hauptakzent tragen muß. Nicht daß es der „Verkündigung" an und für sich an Tragfähigkeit gebräche, daß eine (freilich überbreite) Diskussion auf so hohem Niveau, mit solcher Tiefe, so bildhaft und in so selbstherrlich vollendeter Form szenischer Belebung ganz und gar widerstrebte — aber vorläufig wissen weder die Darsteller (und vollkommen gemäße müßte man aus allen vier Weltgegenden mühsam zusammensuchen) noch gar das Publikum, wo all das hinaus will: ob Borchardts „Verkündigung" die Verkündigung, nämlich secundum Lucam, oder die Verkündigung schlechthin, als typische Lösung typischer — nicht bloß erotischer — Krisen des jungen Weibes darstelle, oder ob das (vaterlose?) Kind, dessen Geburt hier einer Jungfrau verkündigt wird, etwa die nachmalige Päpstin sei, jenes mittelalterliche Fabelwesen, das Arnim vor einem Jahrhundert zu einer Art weiblichen Fausts gestaltet hat. Und an diese schillernde Unsicherheit des Tatbestandes heftet sich ebensolch eine im Ideellen, die auf dem nicht weicht, der wirklich nicht daran denkt, den einzelnen Geschehnissen oder der Gestalten, etwa dem besonders für

ersonnenen „rechten Boten", dem ein „falscher" zur Folie dient, mit dürren Gleichheitszeichen auf den Leib zu rücken. Eine Unsicherheit, die den Reiz des Kunstwerks wahrscheinlich noch erhöht, dem Urteil aber strenge Zurückhaltung auferlegt. Bescheide dieses sich denn bei bewundernder Anerkennung alles dessen, was in das Reich des Formalen gehört, so wenig solche Qualitätsarbeit gerade heutzutage auf gerechte Würdigung seitens der vielen hoffen darf. Auch die „Verkündigung" wird, wie der tiefsinnige „Durant" und der kuriose „Joram", bis auf weiteres Eigentum einer Gemeinde bleiben — nur bis dahin vielleicht, wann das Gebäude sichtbar wird, dem sie als prächtiges Portal dient.

Robert F. Arnold

Dortmund

I

„Das Leuchtfeuer." Tragödie von Alex von Frankenberg. (Uraufführung im Stadttheater am 10. April 1923.)

Die Handlung dieser Tragödie der Vaterlandsliebe ist symbolisch verbrämt, an Zeit und Ort nicht gebunden. Wie die zwei Ideen Idealismus und Materialismus, so sind zwei Gruppen von Menschen einander gegenübergestellt: die „getreuen Nachbarn" und die „besessenen Nachbarn". Diesen zur Seite steht der servile Staatsrat, der alle Wünsche und Befehle des fremden Schiffsvolkes im Hafen bereitwillig ausführt, jenen der ideal gesonnene Edelmann, der seine Landsleute schon vor zwei Jahrzehnten zum Siege führte und sie jetzt aus stumpfer Resignation aufzurütteln berufen scheint. Dieser Beste seines Volkes kommt als Rädelsführer ins Gefängnis, als Unruhen entstehen auf dem Friedhof an dem Leuchtturm, den der Staatsrat auf fremdes Geheiß gelöscht hat. Die getreuen Nachbarn wollen sich das Andenken an die Vergangenheit, das letzte, nicht nehmen lassen, da der Staatsrat aus dem gerodeten Kirchhof einen Jahrmarktsplatz für die Fremden machen will. Sie befreien sogar ihren Anführer aus dem Kerker. Aus der Erkenntnis heraus, daß nur ein äußerstes Mittel die Nation retten kann und wohl auch in Erinnerung an eine alte Sage, nach der die Schiffe durch ein Leuchtfeuer aus Schwefel und Blut untergehen sollen, opfert er sich freiwillig und stellt sich, von Schwefel übergossen, als leuchtende Fackel auf die Spitze des Turmes. Mit ihm in den Tod geht die Tochter vom Ersten des Staatsrates, das Glück der Liebe einer höheren Idee zum Opfer bringend. Das ganze Volk rafft sich auf zum Kampfe für Recht und Freiheit.

Die Symbolik des an poetischen Schönheiten reichen Stückes ist nicht immer greif- und deutbar; die bitteren Beziehungen zur Gegenwart sind nicht immer klar aufzudecken. Trotz mancher wuchtigen Szenen könnte die dramatische Linienführung straffer sein; der Dialog ist streckenweise zu breit geraten. Aber aus dem Ganzen spricht ein hohes Ethos. Die Sprache ist voll Schwung und Feuer; einige klassische Anklänge seien nur registriert, nicht moniert. Die Tendenz erinnert an Kleists „Hermannsschlacht" und ist ehrlich, lauter, frei von allem billigen Hurrapatriotismus. Der dreißigjährige Verfasser ist jedenfalls ein echter, begeisterungsfähiger, von starkem ethischen Wollen getragener Dichter. Sein „Leuchtfeuer" ist eine schöne Verheißung für sein künftiges dramatisches Schaffen.

II

„Golgatha." Drama in drei Aufzügen. Von Karl Irmler. (Uraufführung im Stadttheater am 2. Juni 1923.)

Wie der Untertitel „Ein Spiel vom Ewigen Juden" andeutet, hat sich hier wieder ein Moderner an das Ahasver-Thema gewagt. Er vermaß sich aber nicht, den urgewaltigen Stoff in seiner Gesamtheit dramatisch zu bezwingen und entging so der Gefahr, ihn in eine lose Bilderfolge aufzulösen. Irmler wählte in weiser Beschränkung nur eine Station aus dem dornenvollen Schicksalswege des ewigen Erdenwanderers zu seinem Vorwurfe. Er verlegt eine Handlung an die südfranzösische Küste in das 16. Jahrhundert und gibt seinem Leuchtturmwächter als Gefährtin die Waise Beata, die er einst vom Tode in den Wellen gerettet hat. Sie, die sittlich Reine, die Verkörperung des Guten, erkennt ihn nicht als den Verneiner des Göttlichen im Menschen, als das Prinzip des Bösen, und wird von den Schiffern sogar als buhlerische Hexe verleumdet. Er glaubt, mit der Vernichtung des Kreuzes von Golgatha komme die Herrschaft seiner Götzen, mit der Verrottung und Ausrottung des Menschengeschlechtes auch seine Erlösung. In einem obdachlosen Wanderer vermeint er den Nazarener zu sehen und wird wieder von seinem alle hundert Jahre wiederkehrenden Wahnsinn gepackt. Er läßt wieder ein in Seenot ringendes Schiff zerschellen und stürzt sich auf den Rat der „Sünde" auf Beata als sein nächstes Opfer. Die Axt ihres Geliebten zersplittert an der Brust des Unverwundbaren, der Geliebte fällt als schuldloses Opfer der herbeieilenden Schiffer. Ahasver sucht Beata zu schänden, da ertönt der Gesang der dem Untergang Geweihten vom Schiff her. Dann versucht er, sie aus dem von den Schiffern angezündeten, zusammenbrechenden Turme zu retten, sie allein wird vom Tode geholt. Vergebens ruft er dem Fährmann Tod, der vom Wrack des Schiffes kommt, zu: „Hol über!", nur der schaurige Widerhall der Klippen gibt ihm Antwort. Immer wieder sieht er das sittlich Gute den Sieg erringen.

Die Art, wie Irmler einen Ideenkonflikt in eine dramatisch greifbare Form gebannt, einen epischen Stoff durch kämpferische Handlung bewältigt hat, erweist ihn als gestaltungskräftigen Dramatiker. Die phantasiestarken, wenn auch etwas breiten Monologe des Einsamen und die klangvoll-erhabene Diktion erweisen ihn als echten Dichter. Abgesehen von dem schwächeren letzten Akt ist das Stück eine bühnentechnisch saubere Arbeit trotz einiger Ansätze zur Theatralik. Das tiefe religiöse Ethos verrät den auch menschlich belangvollen Sprecher.

Karl Arns

Meiningen

„Der Narr von Lerici." Spiel in elf Bildern von Paul Altenberg. (Uraufführung im Meininger Landestheater am 6. Mai 1923.)

Ein heiteres Spiel der Phantasie, als solches noch ausdrücklich durch die launige Schlußwendung an die Zuschauer gekennzeichnet. Traumhaft bunt und leicht gefügt die Handlung, gaukelnd zwischen Ernst und Scherz, allmählich immer spielender und heiterer bis hin zu der illusionssprengenden Pointe des Endes. Liebeslust und -leid, elterliche und Kindesliebe, Weisheit und Torheit gleiten vorüber. Warme, verstehende Menschlichkeit durchdringt das Ganze, webt bedeutungsvolle Beziehungen zwischen den Gestalten, lächelt nachsichtig über die menschliche Schwäche, deren alle teilhaftig sind, und hebt sie zu frohem Einklang mit sich und den anderen empor. Alles in seiner klang- und farbenreichen sinnlichen Fülle, seiner glücklichen Verbindung von Tiefe und schwebender Leichtigkeit von bestrickendem Zauber. — Den leitenden Faden durch die bunte Welt bildet das Schicksal des Narren von Lerici, für das die 16. Novelle des Dekameron mancherlei stoffliche Anregungen bot. Im Schelmenkleid verbirgt sich der von Karl von Anjou nach der Schlacht bei Benevent vertriebene Erbe von Sizilien, der nach wildbewegtem Geschick zuletzt in Lerici ein schlimmes Leben als Haupt einer Schelmenbande führt. Aber gläubige Frauenliebe und die verzeihende Liebe der Mutter läutern den Reuigen und machen ihn würdig, als Herrscher in das inzwischen befreite Sizilien zurückzukehren.

Das Stück ist ohne Shakespeares Lustspieldichtung nicht denkbar. Besonders das Narrenwesen kann seine Herkunft aus dieser Welt nicht verleugnen. Aber es sind doch weniger konkrete Entlehnungen, als der lebendige Hauch von Shakespeares Geist, der das schöne Ganze formen half. Demgegenüber sind die Schwächen des Werkes: Mängel der Komposition, Längen, die auch durch starke Striche und geschickte Regie nicht völlig zu beseitigen waren, nicht durchweg gelungene Ausbalancierung des ernsten und heiteren

Elementes — verhältnismäßig belanglos. So darf man den Dichter, dem Ulbrich mit dieser Uraufführung die Pforten des Theaters geöffnet hat, als eine Hoffnung für die deutsche Bühne begrüßen. Dies um so zuversichtlicher, als er über das Niveau des schon 1916 geschriebenen Jugendwerkes inzwischen in einer Reihe von Dramen größten dichterischen Formats beträchtlich hinausgelangt ist.

Rudolf Germann

Bonn

„Die drei Grazien." Spiel in drei Aufzügen von Richard Wilde. (Uraufführung im Bonner Stadttheater am 4. Mai 1923.)

Das harmlos fröhliche Verslustspiel hat gewiß manche Anregung der häufigen Aufführung spanischer klassischer Lustspiele zu danken. Das Motiv ist niedlich genug, um für ein paar vergnügliche Akte auszureichen, ist freilich nur eine Abwandlung eines oder mehrerer uralter Lustspielmotive aus der Schatzkammer der Weltliteratur. Ein Weiberstaat in Donduront, geschaffen durch den Krieg, der die Männer im Dienst Franz I. von Frankreich gefressen hat, eine Gemeinschaft, deren Sehnsucht nach dem Manne eine Schranke findet in Alter und Häßlichkeit der Amazonen aus Verlegenheit und Notdurft. Da muß der König helfen, der die Männer gefordert hat. Nach einem Jahr vergeblichen Hoffens ergeht tatsächlich an den Patronatsherrn die Aufforderung des Königs, drei Frauen an seinen Hof zu senden, damit ihnen zunächst als ersten ihr Recht werde und er selbst Männer für sie suchen könne. Aber man kann doch dem König nicht die alten Betteln senden! Drei Grazien aus den benachbarten Orten gehen nach Paris, wo wir sie im ersten Akt unter der Führung des Chevaliers Fleury, der nicht klug genug ist eine zu bewachen, geschweige denn drei auf einmal, im Hotel zum Eichhorn finden. Auch die pariser Kavaliere werden von ihnen an der Nase herumgezogen, während der schwärmerische Wirtssohn sich durch sein ehrliches Gefühl die niedliche Jeanne kapert. Am Königshofe fällt die Nachricht von der Ankunft der drei Grazien in die bekannte tödliche Langeweile, die nun durch ein Verkleidungsspiel um die drei angenehm unterbrochen wird. Der Narr wird König, der König Hofmeister, die edlen Herren Diener und die Diener Kavaliere der Bauernmädchen. Aber diese wissen zu wählen, Marie Danterre, die Gewitzigte, nimmt den Königsnarren, der seinem Witz in der Königsrolle Ehre macht, die still-innige Anne den königlichen Hofmeister. Durch das Eingreifen des eifersüchtigen Wirtssohnes kommt alles an den Tag. Der dritte Akt gehört den Donduronterinnen, die Gelegenheit genug erhalten, sich über die Stellvertreterinnen und ihre Erfolge zu erbosen, bis sie durch die Ehe mit Kriegsgefangenen, die sich so lösen können, endlich zum bescheiden zurückgesteckten Ziel ihrer Wünsche gelangen. Das niedliche Spiel, das, um noch besser zu wirken, weniger breit und wortreich sein und die sentimental operettenhaft aufgemachten Liebesszenen stark abschwächen müßte, wurde unter Theodor Haertens Leitung reizend gespielt. Die drei Bilder (Gasthof zum Eichhorn, Lustschloß des Königs und Marktplatz von Donduront) waren von W. von Wecus ebenso farbig-stimmungsvoll, wie charakteristisch gestellt.

Carl Enders

Danzig

„Das Geld unter die Leute!" Schauspiel in fünf Akten. Von Richard Huelsenbeck. (Uraufführung im Danziger Stadttheater am 13. Mai 1923.)

Der einst Dada-Wütige strebt, nun hoffentlich jenseits jener vielfach das Kindische streifenden Krampfigkeiten, zu betonter Einfachheit und gibt in seinem noch sehr stilgemischten Schauspiel etwas wie den Zusammenbruch einer nach Menschheitsbeglückung strebenden Weltanschauung. Wäre da nicht ein innerlich gestraffter und dichterisch durchleuchteter vierter Akt, könnte man über den ganzen Vorfall zur Tagesordnung übergehen, da die Kolportageliteratur, nach der das Ganze verzweifelt oft schmeckt, nicht noch eine Verbreitung durch die Bühne nötig hat. Auch ist hier unverkennbar ein dramatischer Wille, ein Unterstrom, zu fühlen, der, meist noch verdeckt und verschüttet, eines Tages doch voller Klang werden kann.

Da ist ein junger Fabrikantensohn, der, von Engels und Marx berauscht, den Arbeitssklaven seines Vaters Glück und Freiheit bringen möchte. Nach des Alten Tod gibt er die Parole aus: Das Geld unter die Leute! Ein schönbeiniges Arbeitermädel nimmt er als Frau ins Haus und verjagt daraus den seinen Absichten entgegenwirkenden Oheim, dem die junge Frau einst liebesgefügig war. Nachdem die Arbeiter das Geld vertan haben, bricht die Firma zusammen. Jener vertriebene Onkel erscheint, verlangt Rechenschaft und die einstige Geliebte und wird von dem jungen Bankerotteur erschossen und beraubt. Auf der Flucht wird er in einer Hafenschenke ergriffen und dem Gesetze übergeben.

Huelsenbeck arbeitet mit vielfach so billigen Theatereffekten, daß man mehr als einmal an Sudermann und dergleichen Männer erinnert ist. Die Problematik, kaum zwingend, läßt vielfach große Lücken, und das meiste vollzieht sich nach des Autors Wunsch und Gnaden. Auch im Technischen schreit Halbfertigkeit nackt und erbarmungslos nach Zeit und Ausreifen. Aber wenn sich im vierten Akt um den Gehetzten, Verirrten die Wogen des Schicksals höher und höher türmen, wenn da Angst, Scham und Verlassenheit aus seiner Seele den Verzweiflungsschrei pressen, das ist echt und langt nach jenem Mitleiden, das der Hörer bislang versagen mußte. Dieser Akt und auch noch der des Schlusses entschied den äußeren Erfolg des Werkes, dem man nicht zuletzt auch um manches Dialogblitzes und eines gewissen barocken Humors willen Interesse entgegenbrachte.

Danzig-Langfuhr Willibald Omankowski

Echo der Zeitungen

Der ideale Kritiker

In einem Aufsatz „Spiegelung" (Berl. Börs. Cour. 201), der das „sehr merkwürdige" Buch von Emil Kläger „Pipers Tanz, das Märchen vom deutschen Michel, Hauptmanns Märchendrama nachgedichtet" (Wien 1923, Wila) empfiehlt, gibt Hermann Bahr seine Auffassung vom Wesen der Kritik:

„In jeder produktiven Begabung steckt eine kritische. Der Knabe fängt zu dichten an, um zu versuchen, ob er das auch kann, und nur, wenn er zu seiner eigenen Überraschung zu finden meint, daß er es besser kann, fährt er zu dichten fort, zunächst in der ersten Freude, bald aber, weil er staunend bemerkt, daß sein Gedicht nie ganz seinen Einfall erreicht. Wenige werden, wenn ihnen Reife zuteil wird, am Ende gewahr, daß alle Kunst wesentlich das Licht selber, nicht bloß Erleuchtetes, will, aber eben von dieser Ungenügsamkeit, die sich durchaus mit dem Erleuchteten nicht zufriedengibt, bloß allenfalls hinters Licht geführt wird: der tragischste Fall dieser Hybris, das Rätsel, das uns mit jeder Gestalt aufgegeben wird, nicht bloß ahnungsvoll, sondern wieder durch Gestalt, aber eine, die nun kein Rätsel, sondern unmittelbar, von Angesicht zu Angesicht wäre, lösen zu wollen, ist Hölderlin. Aber wenn in jeder produktiven Begabung, um in Wirkung zu kommen, Kritik stecken muß, wird umgekehrt Kritik selber nur dann produktiv, wenn sie die Spiegelung, die jedes Kunstwerk ist, abspiegelnd, dabei durch eine geheime Kraft, die den echten Kritiker selber zum Künstler macht, in ihrer Spiegelung jener Spiegelung das, was das Kunstwerk abspiegelt, reiner oder jedenfalls dem Verstande faßlicher darbringt, als es das Kunstwerk vermag. Kritik verfährt ganz wie jede andere Kunst, aber an einem anderen Stoff: die anderen Künste spiegeln unmittelbar

ein inneres Erlebnis ab, das Erlebnis des Kritikers ist das Kunstwerk eines anderen. Und der ideale Kritiker wäre, wer, eine Spiegelung abspiegelnd, mehr abspiegelt als die Spiegelung enthält, nämlich mehr von dem, was sich dem Künstler zur Spiegelung darbot, und dadurch Anlaß zu seinem Kunstwerk gab. Der ideale Kritiker hätte die Gabe, sich, was der Künstler geträumt hat, noch einmal träumen zu lassen, aber besser, so daß er aus seinem eigenen Traum nun nachholen und ergänzen kann, was der Künstler beim Erwachen vergessen hat. Man wird einwenden, daß diese Beschreibung des kritischen Verfahrens nicht auf alle Fälle zutrifft, doch dies kommt nur aus einem Namensmißbrauch her: auch bloße Merker nennen wir heute zuweilen Kritiker."

Wilhelm Heinrich Riehl

(geb. 6. Mai 1823)

„Ein Sohn des Rheingaus, von mütterlicher Seite her aus pfälzischer Familie, war er zu Biebrich bei Mainz geboren. Künstlerischer Sinn, besonders die Liebe zur Musik, war ihm vom Vater überkommen. In hessischen Schulen und Universitäten wurde der Jüngling gebildet, durch ärmliche Lebensverhältnisse mannigfach eingeengt. Bescheiden wollte er einmal ein tüchtiger Dorfpfarrer werden; nach Höherem wagte er nicht zu streben. Aber ein glücklicher Zufall ermöglichte ihm, nachdem er bereits die theologische Schlußprüfung bestanden hatte, noch ein weiteres Studium an der Universität Bonn, und hier fand er erst seinen rechten Beruf: der Wissenschaft vom Volk, der Erforschung des heimischen Volkslebens, der deutschen Kulturgeschichte widmete er sich von nun an. Bald trat er als Schriftsteller, als Novellist und Essayist, in Zeitschriften hervor; dann war er als Redakteur und Begründer verschiedener Zeitungen in Frankfurt a. M., Karlsruhe, Wiesbaden und Augsburg tätig, dazwischen auch um die musikalische Leitung des Wiesbadener Hoftheaters eifrig bemüht. Von 1854 bis zu seinem Tod (am 16. November 1897) wirkte er als Professor der Staatswissenschaft und der Kulturgeschichte an der Universität München."

Franz Muncker (Münch. N. Nachr. 124).

„Sein Blick ist stets auf Gesamtheiten ausgerichtet. Die Nation im Querschnitt einer Zeit oder im Längsschnitt der Geschlechter; Stände, Stämme, Landschaften. In jedem Betracht kommt es ihm als Geschichtschreiber auf ‚die unwägbaren und unermeßlichen Kräfte' an, und immer ist ihm bewußt, daß ein Ganzes mehr ist als die Summe seiner Teile. Dieses Mehr aber entsteht durch unwägbare und unmeßbare Kräfte. Der Bauer, dem er mit besonderer Liebe zugetan ist, ‚existiert und wirkt ... als Gesamtheit des Standes ..., daß einer wie der andere lebt und denkt, dies nur ist ihrer aller weltgeschichtliche Tat'. Er charakterisiert Bach als den überpersönlichen Repräsentanten des weitherkommenden Geschlechts, das in ihm gipfelt, und, darüber hinaus, als einen letzten Nachhall des großen mittelalterlichen Bürgertums. In diesem Sinne ist sein Aufsatz über Methfessel, ‚den Sänger des deutschen Kommersbuchs', besonders wichtig. Riehl betont, daß er kein schöpferischer Geist war: ‚Das Beste, was er in seinen Liedern gab, war nicht sein persönliches Eigentum, er nahm es vielmehr aus dem poetischen, musikalischen und politischen Gesamtbesitze seines Volkes ... Er schrieb nieder, was alle innerlich sangen, aber nicht alle klar in Tönen ordnen und niederschreiben konnten: dies war sein Verdienst.' Und — dies ist das entscheidende Wort —: ‚Hätten seine Lieder etwas mehr Methfesselsche Originalität gehabt, so wären sie jetzt ganz wertlos.' Im Geistigen wie im Wirtschaftlichen betont er neben dem persönlichen das gesamtheitliche Element: ‚Ein Volk, welches noch den offenen, gemeinheitlichen Wald neben dem im Privatbesitz abgeschlossenen Felde festhält, hat nicht bloß eine Gegenwart, sondern auch eine Zukunft'."

Ernst Lissauer (Frankf. Ztg. 334 — 1 M.).

„Riehls Novellen sind als Ganzes zu nehmen, als ein harmonisch abgerundetes Bild deutschen Wesens und Lebens im Verfluß eines Jahrtausends. Ihr Verfasser verfügte über einen fabelhaften Reichtum kulturgeschichtlichen Wissens. Aber er hat die gelehrten Hobelspäne seiner Studien bei der dichterischen Gestaltung seiner Stoffe weislich zu verbergen gewußt und überdies seine Novellen individuell belebt durch die Fülle dessen, was er ‚erwandert' hatte. Bei Fußreisen durch die deutschen Lande ersann er, während einer Rast im Walde oder auf einer Felsenplatte schrieb er am liebsten die Verknüpfung und Lösung wirklicher oder erdichteter Tatsachen. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage am 6. Mai sind seine Geschichten und Novellen in sieben Bänden neu herausgegeben worden (Stuttgart, Cotta). Manche davon, wie die geschichtlichen, z. B. Ovid bei Hofe, Burg Neideck, Der Stadtpfeifer, Die Vierzehn Nothelfer, Amphion, sind wertvolle Perlen der deutschen Literatur. Wieder andere haben einen modernen sozialen Hintergrund auf heimischem Boden, ähnlich den Erzählungen Adolf Kolpings und stellen wie diese Personen und Dinge auf große religiöse und kulturgeschichtliche Zusammenhänge ein."

Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 327).

Vgl. auch: Alfred Goetze (N. Bad. Landesztg. 232); Ed. Stemplinger (Münch. Augsb. Abendztg., Sammler 36); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 188); Hans Benzmann (Berl. Börs. Ztg. 208); Will Scheller (Karlsruher Ztg. 163 u. a. O.); Johannes Schürmann (Tag, Unt.-Beil. 106); W. Sch. (Berl. Börs. Cour. 210); Franz Schnabel (Karlsr. Tagebl., Pyramide 18); Friedrich Metz (Riehl und das badische Land; ebenda); W. Zils (Köln. Ztg. 330); Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 134); Friedrich Lüers (Bayr. Staatsztg., Heimgarten 5); Hermann Binder (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 20).

Adam Karillon

Zum siebzigsten Geburtstag (12. Mai)

„Als ich ihn vor nahezu vier Jahrzehnten kennen lernte, war Adam Karillon ein bescheidener Landarzt im badischen Bergstraßenstädtchen Weinheim. Wer ihm damals geweissagt hätte, daß er einst ein berühmter Dichter, einer der ersten deutschen Humoristen sein werde, den hätte er vermutlich zu einer ärztlichen Konsultation zitiert. Und doch, es steckte etwas Literarisches in diesem Manne. Lag's in seinen Augen, die so träumerisch-sehnsuchtsvoll in die Weite blickten? Die Kunst zu fabulieren war ihm schon damals eigen. Er konnte mit seinen Scherzen und Schnurren eine ganze Tischgesellschaft in die übermütigste Laune hineinerzählen. Als ich ihn nach einem solchen vergnügten Abend fragte, ob er denn noch nie etwas von all dem niedergeschrieben habe, meinte er trocken: ‚Außer Rezepten und Rechnungen habe ich noch nichts geschrieben.' Aber für das literarische Milieu hatte er doch schon damals starkes Interesse, und die Sympathie, die er mir entgegenbrachte, entsprang wohl nicht zuletzt dem Umstand, daß ich ‚vom Bau' war. Ich konnte ihm, der nur den ‚Weinheimer Anzeiger' und Freytags ‚Journalisten' kannte, gar nicht genug von der Schriftstellerei und der Bohème erzählen. Und dann weiteten sich seine Augen, und der sonst so Redselige verstummte, bis er plötzlich brummte: ‚Da hat noch ein Weinheimer wieder zu viel Heurigen gesoffen, ich muß ein Klystier verschreiben'."

Berthold Prochownik (Berl. Morgenztg. 113).

„Adam Karillon erblickte in dem Odenwaldstädtchen Waldmichelbach am 12. Mai 1853 das Licht der Welt. Sein Vater war ein schlichter Dorfschulmeister, den die Mutter gegen den Willen ihres Vaters, eines Großbauern voll bäuerlichem Stolz, geheiratet hatte, wie Karillon uns in seinem Roman ‚Adams Großvater' später geschildert hat. Mit Hilfe dieses Großvaters studierte der junge Adam Medizin, und nach einige Male wiederholtem Wechsel seines Berufsortes ließ sich der Arzt für lange Zeit in Wein-

heim an der Bergstraße nieder. Dort übte er auch die Landpraxis im Odenwald aus und gerade auf diesen Gängen und Fahrten im Beruf lernte er das Volk des Gebirges, seine Eigenart, seine Fehler und seine Vorzüge kennen; dabei machte er seine Charakterstudien, dabei sammelte er eine Fülle von Eindrücken und eine Unmenge von Anekdoten, Schnurren und Witzen und Scherzen. Aber lange bewahrte er diesen Schatz tief in seinem Innern, bis er endlich zum Licht gehoben wurde, als der Schriftsteller Karillon Jahrzehnte nach dem Menschen Karillon geboren wurde."

Hans Otto Becker (Berl. Tagebl. 219).

„Die kräftige Wurzel von Karillons Erzählungskunst steckt tief im Heimatboden. Auf ihm erblüht eine Phantasie, aus ihm schöpft er Gestaltungskraft; hier sprechen die Menschenschicksale mit der Wärme des Blutes zu ihm. Aber seine Heimatliebe wird nicht sentimental. Die Elastizität seines Temperamentes, die Freude am Witz, der Blick fürs Komische und nicht zuletzt die Gabe, wehmütige und tragische Erlebnisse in Heiterkeit aufzulösen, erzeugen Karillons Humor, der all seine Bücher würzt. Es ist ein ausgesprochen männlicher Humor, hinter dem die Skepsis des Mediziners und gelegentlich die Derbheit des Odenwälder Bauernsprößlings steckt. Es ist die Kunst, des Lebens trüben Tagen noch eine helle Seite abzugewinnen und das Schwere auf die leichte Schulter zu nehmen. Wo er satirisch stichelt, geschieht es ohne Verärgerung, sondern immer mit jenem Schmunzeln im Mundwinkel, das auch den mündlichen Erzählungen Karillons mit ihrer klaren Sachlichkeit, ihrem behaglichen Tempo, ihrer treffenden Zuspitzung eigentümlich ist. All diese Eigenschaften des Schriftstellers waren schon ausgebildet, als er sie zum erstenmal in einem Roman erprobte. Karillon war an die 47 Jahre alt, als er den ‚Michael Hely' schrieb, mit dem er berühmt wurde, und 50, als das Buch endlich bei Grote in Berlin erschien."

W. E. Oeftering (Heidelb. Tagebl. 109).

Vgl. auch: Alfred Bock (Frankf. Ztg. 343—A.); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 129); W. E. Oeftering (Bad. Pr., Volk u. Heimat 19); ng. (Karls. Tagebl. 130).

Zur deutschen Literatur

Goethes „erstes Mädchen" Annette (Käthchen Schönkopf) wird auf Grund der Publikation von Heinrich Teweles (Wila) von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 213) reizvoll geschildert. — Über seinen neuen Goethefund berichtet Rudolf Schade (Allg. Ztg. München 18). — Ein Auszug der Festrede, gehalten auf der Tagung der Goethe-Gesellschaft von Wolfgang v. Oettingen, „Goethe am Rhein und Main" wird (Berl. Tagebl. 244) geboten. — Eine kritische Abhandlung über die Wetten in Goethes Faust schreibt Erich Wennig (Kref. Ztg., Kult.-Umsch. 127, 143). — Die Probleme, welche „Fausts Himmelfahrt" aufruft, erörtert Wilhelm Teufel (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 20). — Die neue Volksausgabe von Goethes Werken, die Richard Müller-Freienfels im Volksverband der Bücherfreunde herausgibt, empfiehlt aufs wärmste Franz Servaes (Berl. Börs. Ztg. 218). — Dem „Fräulein von Göchhausen" widmet Hermann Grußendorf einen Aufsatz im Hinblick auf die Veröffentlichung von Werner Deetjen im Verlag von E. S. Mittler (N. Bad. Landesztg. 219). — Den Goethe-Roman von Albert Trentini (Callwey, München) empfiehlt Wolfgang Schumann (Berl. Börs. Cour. 207) als das Werk eines Mannes und Könners. — Seine Untersuchung über „Faust und Wallenstein" führt E. Wendling (Staatsanz f. Württ. Bes. Beil. 4) weiter. — Elise Dosenheimer betrachtet (Frankf. Ztg. 330—1 M.) Schiller als Dichter und Philosophen der Freiheit. — Über Schillers erstes Lustspiel berichtet Emil Vanderstetten (Rhein. Westf. Ztg. Kunst 272). — Schillers letzte Stunden schildert Willy Oeser (N. Bad. Landesztg. 237). — Schillers Wille und Weg zum Ruhm stellt Ernst Müller (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 104) dar. — Lope de Vegas Einwirkung auf Grillparzer untersucht Eugen Kilian (Prag. Pr., Dichtung 16).

Tieck und Schiller setzt Heinrich Peters (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 104) in Parallele. — Als „Hausgenossen" werden Friedrich Schlegel und Schleiermacher nach Schleiermachers Briefen (Germ. Sonntagsbeil. 1[illegible]) geschildert. — Ein Bild von Bettina v. Arnim in ihren Werken zeichnet Adam Wrede (Köln. Volksztg., Frauenwelt 347). — Im Anschluß an das Kleist-Jahrbuch spricht T. K. (Münch. N. Nachr. 133) über Kleist. — Den Vorwurf der „Blutlosigkeit" erhebt H. W. Keim unter nicht leicht abzuweisender Begründung gegen Friedrich Gundolfs Kleist-Biographie (G. Bondi, Berlin), (Düsseld. Lok. Ztg. Unt.-Beil. 28. April). (Vgl. Bund, Bern, Kl. Bund 18, wo Mangel an Liebe zum Vorwurf gemacht wird.) — In den „Kampf um Heine" führt Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 15). — (Ebenda 18, desselben Verfassers „Heinestudie": „Für die Mouche".) — Bemerkenswertes über Johannes v. Müller sagt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 644).

Der 75. Wiederkehr des Todestages der Droste ist mehrfach gedacht worden: Carola Freiin von Crailsheim-Rügland (Deutsche Allg. Ztg. 234); Hedwig Fischmann (Germ. 140); Julius Schwering „Dichtergrüße an Annette von Droste" (Köln. Volksztg. 343); (N. Bad. Landesztg. Frau 21). — Über Büchner als zürcher Dozent macht F. Ml. wertvolle Mitteilungen (N. Zür. Ztg. 579). — „Wie Grabbes ‚Brutus'-Drama vernichtet wurde" schildert B. K. (Münch. Augsb. Abendztg. 140). — Den Dramatiker Otto Ludwig würdigt Albert Malte Wagner (Berl. Börs. Cour. 225). — Einen unbekannten Brief Friedrich Hebbels an August Lewald vom 16. März 1850 teilt Felix Hasselberg (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 92) mit. — Über Hebbel auf Grund des Werkes von Louis Brun schreibt Julius Bab (Frankf. Ztg. 392—1 M.). — Über die Ehe Eduard Mörikes (die Frage der Diskretion für Dichter-Biographen) schreibt Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbüttler Kreisbl., Heimstatt 2).

Ein Vortrag von Arthur Liebert über Friedrich Nietzsche und die Problematik unserer Zeit wird (N. Zür. Ztg. 5[illegible]) inhaltlich wiedergegeben. — Dem „unbekannten Nietzsche" widmet Richard Rieß eine Betrachtung (Berl. Börs. Ztg. 234). — Eine warme Würdigung der Adolf-Frey-Biographie von seiner Witwe (H. Haessel, Leipzig) gibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 601). — Des 20. Todestages der Malvida v. Meysenbug („Eine Demokratin") gedenkt Ernst Ulitzsch (Neunkircher Volksztg. 27. April). — Das Bild des tirolischen Dichters und Priesters Alois Meßmer (1822—1857) entwirft Anton Dörrer (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 19). Wichtige Bemerkungen zu A. J. Langbehns „Rembrandt als Erzieher" macht Cornelius Gurlitt (Deutsche Allg. Ztg. 230). — Über „Freytag und die Grenzboten" läßt sich Fedor v. Zobeltitz (Voss. Ztg. 240) vernehmen.

Würdig und stimmungsvoll gedenkt Hugo Bieber der zehnten Wiederkehr des Todestages von Erich Schmidt (Deutsche Allg. Ztg. 197) („Leben war ihm gleichbedeutend mit Jugend"). — Als eines Frühvollendeten gedenkt Erich Ebermayer Otto Brauns (Leipz. N. Nachr. Unt. 116). — Über Lilly Braun schreiben Alice Salomon (Berl. Tagebl. 222) und W. Ahrens (Deutsche Allg. Ztg. 249). — Briefe von Wedekind an Fritz Basil teilt Karl v. Felner (Kref. Ztg. Kultur 120) mit. — Eine wertvolle Studie über Dehmel bietet Hans Franck (ebenda 93). — Über Gerrit Engelke schreibt Hans Franck (Magdeb. Ztg. 256). — Die letzte Arbeit von Ernst Troeltsch „Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik" wird (N. Zür. Ztg. 655) gut gewürdigt. — Auf den jung gestorbenen Dichter Harry Böhmann (1902—1923) weist Karl v. Felner unter Darbietung von Gedichten des Verstorbenen. — Von Nachrufen auf Albert v. Puttkamer sind des weiteren zu verzeichnen: Wilhelm Dreecken (Kattow. Ztg. Lit. Rundsch. 96); Alfred Mader (Baden-Badener Badebl. 89).

Zum Schaffen der Lebenden.

In einer Charakteristik von Arno Holz „Die Tragödie des Konsequenten" von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. Lit. [illegible]

328a) liest man: „Arno Holz ist im Grunde eine mehrfach gespaltene Natur: er ist zunächst Dichter und Theoretiker, einer behindert den anderen — daher die oft merkwürdige Mischung von Lyrik und Prosa, von quellender Dichtung und verstandesmäßig hinzugesetzter realistischer Impression. Er ist weiter von Haus aus Romantiker — Geibelsche Töne durchsetzt mit Herwegh-Freiligrathscher sozialdidaktischer Rhetorik — und erzog sich zum Naturalisten, dem nur immer wieder das romantische Singen in den Nacken schlägt. Er ist endlich ein großer metrischer Formkünstler, der wider seine Natur sich gegen die überkommene Formkunst auflehnt und er gelangt, wie Heine, zur romantischen Ironie." Vgl. Hans Benzmann (Rhein.-Westf. Ztg. Kunst usw. 234). A. B. (Augsburger Postztg. Lit. Beil. 18). — Auf Julius Levin weist Hugo Bieber (Frankf. Ztg. 354—1 M.): „Unter den heute lebenden Schriftstellern scheint Julius Levin mit Fontane Berührungspunkte zu haben. Auch er ist erst in vorgerücktem Alter als Erzähler vor die Öffentlichkeit getreten. Anfänglich Arzt, dann Journalist, deutscher Zeitungskorrespondent in Paris, ein Musiker von ungewöhnlichem Kenntnisreichtum, dem die Geheimnisse Bachscher Partituren ebenso geläufig sind wie die des altitalienischen Geigenbaus, hat er ausgiebig Gelegenheit gehabt, vielfältige Schichten des Lebens und der Gesellschaft eindringend kennen zu lernen, ehe er seine ersten Romane vollendete, die ihn sofort bei Kennern und Künstlern in hohen Respekt setzten. Was diese Werke aus der Masse heraushebt, ist ein seltener Sinn für menschliche Originalität, gereift im persönlichen Umgang mit Angehörigen vieler Stände, Klassen, Nationen, ist eine eigentümliche Art des Visierens, eine anekdotische Schlagkraft, eine anzügliche Treffsicherheit, aus humoristischer Begabung herausquellend — lauter Eigenschaften, die sich niemand anerziehen kann, der sie nicht von Haus aus besitzt, deren Ausbildung aber das Resultat eines komplizierten Bildungsprozesses, vielleicht auch einer harten Schule des Schicksals und reicher, nicht wohlfeil erworbener Erfahrung ist." — Ein Aufsatz über Paul Kornfeld von Michael Charol (Berl. Börs. Ztg. 202) gelangt zu dem Ergebnis, „daß Kornfelds Verdienst bis jetzt das des Vorläufers des Expressionismus ist, daß er in seinem ersten Drama die Entwicklung der nächsten Jahre erkannt und gestaltet hat. Es ist bis jetzt auch sein bestes Werk geblieben." — Den katholischen Dichter Heinrich Luhmann („Wo die Wälder Wache halten") grüßt Hans Heinrich Bormann (Germ. Sonntagsbeil. 124) mit den Worten: „Ein Heimatdichter — das ist Heinrich Luhmann. Denn seines Wesens und Dichtens beste Kräfte entstammen dem Heimatboden. Gleich sein Anfang war verheißend, seine weitere Entwicklung ein schöner Aufstieg. Schon im ‚Walddoktor Willibald' war die größere Sicherheit in der Gestaltungskunst unverkennbar. Die Zahl unserer katholischen Dichter — anwachsend von Jahr zu Jahr — hat mit Heinrich Luhmann eine neue Bereicherung erfahren, die froh zu begrüßen ist. — Der Dichter ist 1890 in Hultrup in Westfalen geboren. Er war Volksschullehrer, studierte die letzten Jahre in Münster und hat kürzlich sein Doktorexamen gemacht." — Den Heimatdichter feiert auch Paul Dobbermann (Magdeb. Ztg. Unt.-Beil. 177) in Franz Lüdtke: „Lüdtke ist ein Auserwählter. Durch die Kräfte, die ihm seine ostmärkische Heimaterde spendete, wirkt Lüdtke heute für seine ‚verlorenen Brüder', wie für jeden deutschen Bruder im In- und Auslande. Und viele, viele, die in persönlicher und völkischer Beziehung ihren Heilandsweg gehen, finden in ihm Stütze und Wegweiser." Vgl. auch Max Leischner (Bergwarte 6). — In einer Studie über Thomas Mann von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Landesztg. 116) liest man: „Thomas Manns ethische Haltung ist untrennbar verknüpft mit dem Wesen seines Talents und fast nur hieraus zu erklären und zu verstehen. Er gesellt sich nämlich keineswegs den großen Dichtern der Inspiration. Unbewußtes Aufbrechen mächtiger Gefühlsströme und Hervorsprudeln dichterischer Schöpferkraft ist nicht seine Sache. ‚Nur bei Stümpern und Dilettanten sprudelt es, bei den Schnellzufriedenen und Unwissenden, die nicht unter dem Druck und der Zucht des Talentes leben. Denn das Talent, meine Herren und Damen dort unten, weithin im Parterre, das Talent ist nichts Leichtes, nichts Tändelndes, es ist nicht ohne weiteres ein Können.' Der Künstler Thomas Mann ist zur Kunst nur ‚berufen, nicht eigentlich geboren' worden." — Eine sehr interessante Berichterstattung von Thomas Manns Reise in Spanien findet man (Deutsche Allg. Ztg. 227). —

Am 2. Mai feierte Franz Dülberg seinen 50. Geburtstag: Hugo Bieber schreibt (Berl. Börs. Cour. 202): „Dülberg hat seine Werke in einer achtbaren Isolierung geschaffen, aber den Zusammenhang mit dem Zeitgefühl, trotzdem er der Aktualität auswich, nicht vermissen lassen. Er war schon ein Mann reiferen Alters, als er seinen dramatischen Beruf entdeckte. Es ist ihm auch heute noch nicht gelungen, seine kritische und unkritische Mitwelt von seiner Berufung unerschütterlich zu überzeugen; aber sein Streben hat die Anerkennung gefunden, die es beansprucht und verdient. Wer nicht auf eine bestimmte Richtung oder einen einzigen Dichter eingeschworen ist, wird ihm weder den künstlerischen Ernst noch den dichterischen Wagemut abstreiten. Aus den Werken Dülbergs spricht eine selbständige Persönlichkeit, ein Mensch, der sich auf seine besondere Art mit den Fragen des Lebens auseinanderzusetzen gewohnt ist, dessen dichterische Gestaltung aber nicht ganz mit seiner Geistesart zusammengeht". Vgl. auch Herbert Eulenberg (Voss. Ztg. 203).

Zu Rainer Maria Rilkes „Sonetten an Orpheus" (Inselverlag) bemerkt Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg. 229): „Rilkes neues Werk — will mich dünken — verrät, daß der Dichter vor einer Wegeswende steht, wo der Schritt gehemmter, die Bewegung verhaltener und der Geist bohrender ist. Er wird nun in den höheren Jahren seines Lebens in einer anderen Richtung als seither gehen. Wie er auch schreite, es ist sein Weg, den er zu nehmen hat: seiner Weisheit und seinem Ingenium wird er nicht fremd und undankbar bleiben." — Alfred Heins Aufsatz über Friedrich Schnack wird (N. Bad. Landesztg. 234) wiedergegeben. — Auf Erich Bockemühls neues Gedichtbuch weist Christian Jenssen (Westdeutscher Herold, Wanne 88 u. a. O.): „Das letzte gedruckte Gedichtwerk von Erich Bockemühl, ‚Musik der Träume' (Erich Matthes-Verlag, Leipzig) ist ein sehr liebenswertes Buch. Dem Wirrwarr der Zeit fühlt man sich enthoben in Regionen der Ewigkeit." — Die Dichterin Marie Kahle begrüßt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 163): „Im Land der Droste hat die Wiege von Marie Kahle gestanden, das Land der Droste hat ihre Kindheitstage mit seinem Raunen und Rauschen, seinen still lenkenden, leisen Einflüssen erfüllt, und ein Hauch vom Wesen der Droste spricht aus den Liedern und Klängen, die sie uns, gereift und erstarkt, geschenkt hat." — Lebhaft bekennt sich Alice Berend zu den neuen Gedichten von Wilhelm von Scholz (Walter Hädicke, Stuttgart) (Berl. Tagebl. 198): „Der Gedichtband ‚Die Häuser' des Dichters Wilhelm v. Scholz, dem wir viele gute Gaben verdanken (und der uns gerade im Erfolg eines eigenartigen Dramas in Erinnerung steht), gibt uns in hoher, künstlerischer Form die inneren Erschütterungen, Schauer und Erscheinungen eines freudig Einsamen. Wie es die Benennung des Bandes andeutet, schließen sich diese Verse als überblühte, ernste Wände um schlichte Erlebnisse. Schlicht, in jenem Sinn, daß die Einfachheit in Kunst und Erlebenkönnen Größe bedeutet."

Zu Johanna Wolffs Tragödie „Die Töchter Sauls" (Cotta) bemerkt A. F. Binz (Saarbr. Ztg. 34): „Kein Geringerer als Detlev v. Liliencron hat ihr einstmals eine begeisterte Rezension geschrieben. Einem Durchschnittsleser jedoch sind die Werke Wolffs zu herb und einer literarischen Clique gehört sie nicht an, somit ist ihr bestimmt, später einmal ‚entdeckt' zu werden oder im Dunkel zu versinken. Tragisches Schicksal einer großen Begabung!" — Fred A. Angermayers Drama „Reliquien" rühmt Leo Rein (Berl. Börs. Ztg. 18. Mai) „Geistigkeit des Stils" nach.

In einem Brief an Kasimir Edschmid (Pester Lloyd 98) von Eugen Kerpel heißt es: „Ihr neues Werk ‚Das Bücher-Dekameron', sei mit hellem Gruß geehrt. Diese ‚Zehn-Nächte-Tour durch die europäische Gesellschaft und Literatur',

die Sie im eingeschneiten Blockhaus, inmitten dröhnender Lawinen, bei Kerzenschein Ihrem holländischen Skipartner vorführen, sprießt jene überlegene Allseitigkeit, die nur Epochen überaus energischen Pulses eigen." — Einen Aufsatz über Hermann Hesses „Siddhartha" leitet Friedrich Raff (Voss. Ztg. Lit. Umsch. 224) mit den Worten ein: „Diese jüngste Dichtung Hesses (Verlag S. Fischer) ist ein Werk der Verklärung; im Reich der Romane ist sie dem Parsifal der Bühne, dem Weihefestspiel gleichzustellen. Nicht etwa um, banal gesprochen, ihres ‚getragenen' Tons willen, ihrer an Bibel, Sage, Legende gemahnenden Sprache, nicht etwa, weil sie von Entrückung spricht. Sie ist weltentrückt, überweltlich durch die Sprache Hesses, durch seine Gedankenwelt, seine Verklärung. Er schildert nicht nur einen landläufigen Heiligen, nicht irgendeinen Buddha, irgendeinen Gott der Schablone — er ist in diesem Buche auf jeder Seite dem Gott nahe, wie ihn jeder Freie fühlt, dem Gott im Menschen, dem Gott im Fluß, im Tier, im All. Gottesnähe heißt dieses Buch, Gottesnähe nicht im abgeschmackten, nicht im zerlesenen, nicht im verwachsenen Sinne, Gottesnähe in einer köstlichen Bedeutung, die deuten zu wollen zerbrechen hieße." — Das „Labyrinth" von Ina Seidel (Eugen Diedrichs, Jena) begrüßt Robert Petsch (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 110): „Ganz anders als in ihren Kriegsliedern oder im ersten Roman, am ehesten noch erinnernd an ihre kraftvollen Naturballaden, gibt Ina Seidel der ganzen Darstellung einen fieberhaften Rhythmus mit. Über scharf umrissene farbige Bilder wird doch gleichsam hinweggehuscht, in atemlose Sätze wird eine Fülle von Beziehungen, von Anspielungen, Assoziationen, halben Andeutungen hineingepreßt: dann wird tief und tiefer in seelische Nöte und Selbstquälereien hineingebohrt; und so oft und so hastig die Szenerie wechseln mag, immer bleibt der innere Zusammenhang der Stimmung gewahrt, immer geht die große Grundmelodie von dem unselig Irrenden und zuletzt Ermattenden hindurch. Um so befreiender und lösender wirkt dann das große Ritardando am Schlusse, das wunderbare Ausklingen des ganzen Buches."

Zu Hermann Bahrs „Die Sendung des Künstlers" (Inselverlag) bemerkt Johannes Oehquist (Berl. Tagebl. 229): „Die zwölf Aufsätze behandeln sehr verschiedene Gegenstände, wie sie der Tag dem Verfasser zugetragen hat. Aber da sie alle in das Gebiet der Kunst und fast alle in das Gebiet der Dichtkunst fallen, hat es sich von selber ergeben, daß er bei der Behandlung eines jeden dieser Gegenstände schließlich immer wieder auf die letzte verschlossene Pforte stieß, hinter welcher die Antwort ruht, nach welcher unwillkürlich fragt, wer in den Zauberbann der Kunst geraten." — Paquets „Der Rhein, eine Reise" wird (Bund, Bern 190) gerühmt: „Alfons Paquet, der helläugige, feinhörige Wanderer, Sohn einer Landschaft am Rhein, als solcher den Kulturen hüben und drüben irgendwie verbunden, hat in einer aus strengem Wissen und dichterischem Schauen gemischten Darstellung eine originelle Geschichte des Rheins geschrieben, eine geistige Topographie sozusagen, welche die unlösliche Verbundenheit von Landschaft, Mensch und Strom, von Natur und Geschichte, Wirtschaft und Politik spannend und edel in einem wahrhaft episch anmutenden Werk zu gestalten vermochte." — Arthur Lieberts „Die geistige Krisis der Gegenwart" (Pan-Verlag) rühmt Emil Utitz (Berl. Tagebl. 241) als großzügig und gründlich. — J. Nadlers „Von Art und Kunst der deutschen Schweiz" (Haessel, Leipzig) nennt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 630) eine blendende geschichtliche Vision unserer älteren deutschen Literatur. — Über Spengler und Häckel bietet Oskar Hoesch eine Studie (Köln. Ztg. Lit. Bl. 303a). Mit dem „alten und neuen Spengler" beschäftigt sich Christoph Netzle (N. Zür. Ztg. 580) und schreibt: „Alles in allem: auch für den, der Spengler mit Wohlwollen und Dankbarkeit für die Überfülle genialer Anregungen auf allen möglichen Einzelgebieten des Wissens gegenübersteht, bleibt doch der peinliche Eindruck bestehen, daß die öffentliche Meinung durch die Ankündigung einer völligen Umarbeitung des Werkes getäuscht wurde. Die Enttäuschung kann für den nicht überraschend kommen, der schon von jeher auf dem Standpunkt stand, daß Spengler von dem Privileg des Genies, das Voltaire festlegte und Schopenhauer seiner Kant-Kritik voranstellte, doch einen zu ungenierten Gebrauch machte. Freilich, alle Kritik an Spengler muß unter einem Vorbehalt geschehen: die Einseitigkeiten und Unmöglichkeiten seines Werkes sind notwendig, sie sind bedingt durch die Größe des Wurfes, der Spengler gelungen ist und der für unsere Zeit unschätzbar wertvoll ist: haben wir Zukunft, so wird das Nihilistische seiner Auffassung überwunden werden, wie ein lebensfrischer Körper auf Gift mit natürlichen Gegengiften antwortet; wenn nicht, so ist es nur gut, wenn das Fallende auch noch gestoßen wird."

Zur ausländischen Literatur

Die neue Shakespeare-Ausgabe des Inselverlags würdigt und lobt Max J. Wolff (Leipz. N. Nachr. 123). — Zum 50. Todestag von John Stuart Mill schreibt Wilhelm Börner (Arbeiterztg. Wien 125).

Des 50. Todestages von Alessandro Manzoni ist mehrfach gedacht worden: Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 683, 689); Albert Ludwig (Voss. Ztg. Lit. Umsch. 236). Heinrich Federer (Bund, Bern, Kleiner B. 20); Carl Müller-Rastatt (Hamb. Corr. Lit. 98); —t. (N. Zür. Ztg. 710).

„Die deutsche Frau in der französischen Literatur" nimmt Ludwig Sacho zum Thema (Münch. Augsb. Abendztg., Südd. Frauenztg. 19). Th. Spörris Antrittsvorlesung „La sincérité de Pascal" wird (N. Zür. Ztg. 104) wiedergegeben. — Den Feminismus im französischen Roman schildert Felix Vogt (N. Zür. Ztg. 15). — Ebenda (75) gibt Max Rychner über französische Romane Auskunft. — Mit dem französischen Nationalismus setzt sich Hermann Platz (Deutsche Allg. Ztg. 44/45) geschichtskritisch auseinander. —

Über Bedeutung und Pflege der spanischen Literatur Amerikas gibt Jos. Froberger eine willkommene Studie (Köln. Volksztg., Neue Zeit 17).

„Strindbergs Monomanie" erörtert Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg. 211).

Einen Aufsatz „Zur Erforschung der russischen Seele" (W. Garschin und A. N. Tolstoi) bietet Martha Charlotte Nagel (Berl. Börs. Ztg. 212 u. a. O.). — Über russische Szenenkunst läßt sich Rudolf Frank (N. Zür. Ztg. 590) vernehmen. — Posthume Skizzen von Alexander Block über Leonid Andrejew werden in der Übersetzung von R. C. (N. Zür. Ztg. 607, 616) geboten.

Otokar Fischers neues Gedichtbuch „Hlasy" (Stimmen) wird von Paul Eisner (Prag. Pr. 92) als ein ernstes, mutiges, ehrliches Buch gerühmt.

Eine Aussprache über Rabindranath Tagore veröffentlicht Peter Mennicken (Kref. Ztg. 100).

„Vom Reich des Dritten" von Joseph Bernhart (Frankf. Ztg. 366—1 M.).

„Deutsche Erzählerinnen" von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Landesztg. 108).

„Schwesternseelen" (Dichter-Schwestern) von Anna Blos (Tag, Unt.-Beil. 72).

„Studie zur Rolandsage" von Wilhelm Dreecken (Kattow. Ztg. Unt.-Beil. 85).

„Weimar. Die Tagung der Goethe-Gesellschaft" von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 248).

„Zur Biologie des Expressionismus" von Karl v. Felner (Kref. Ztg. Kultur 115).

„Hoffnung auf das deutsche Theater?" von H. W. G (Münch. Augsb. Abendztg. 118).

„Der Landstreicher in der Dichtung" von Hans Gäfgen (Königsb. Hart. Ztg. Lit. Rundsch. 121).

„Zwischen Dichtung und Philosophie" von Kurt Walter Goldschmidt (Berl. Börs. Cour. 225).

„Aktuelle Dramaturgie" (X u. XI) von Herbert Ihering (Berl. Börs. Cour. 211, 231).

„Neue Erzählungsliteratur" von H. W. Keim (Düsseld. Lok. Ztg. Unt.-Beil. 19. Mai).

„Drama und Theater" von Hans Knudsen (Ostdeutsche Morgenpost, Lit. Rundsch. 138).

„Aus der neuen schwäbischen Dichtkunst" von Rudolf Krauß (Berl. Tagebl. Lit. Rundsch. 222).

„Dichter-Schwestern" von Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenb. Kreisbl., Heimstatt 2).

„Zur Situation des Dramas" von Hans Natonek (N. Bad. Landesztg. 252).

„Juden und deutsche Literatur" von Kurt Offenburg (Berl. Börs. Ztg. 230).

„Der Zug der Romantik in der Moderne" von Hans Petersen (Königsb. Hart. Ztg. Sonntagsbeil. 99).

„Poesie der Technik?" von Rudolf Schade (Germ. 144).

„Der Geist der Paulskirche" von Otto Ernst Sutter. (Frankf. Ztg. 347—1 M.).

„Die geistige Krisis der Gegenwart" von P. Wust (Köln. Volksztg. Neue Zeit 319).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXIV, 4. Wilhelm v. Scholz sucht die Eigenart deutscher Dichtung zu ergründen und schreibt:

„Am ehesten, scheint mir, läßt sich das Wesen deutscher Dichtung rein aus ihrem Mittel erkennen, der deutschen Sprache. Es klingt wie ein Gemeinplatz und ist vielleicht doch die letzte hier zu findende Erkenntnis: deutsche Dichtung ist die Dichtung, die sich der deutschen Sprache bedient; weiter: die Dichtung, die mit dieser Sprache verschmilzt (ein beträchtlicher Teil unserer Literatur ist hier schon verschwunden); weiter: die diese Sprache zum Schwingen und Klingen bringt; zuletzt: die Dichtung, die von dieser Sprache geboren wird, wie sie selbst wieder diese Sprache aus sich hervorbringt, in ihr sich zeugt und gebiert, in ihr glüht und aus ihr herausleuchtet. Was für unsere Sprache gilt, muß auch für unsere Dichtung gelten. Lebt man mit dieser Sprache Jahre, Jahrzehnte eng und innig, so fühlt man, daß sie selbst Leben und eine Seele hat, erkennt, daß sie es ist, die einmal den besten wesenhaftesten Charakter unseres Volkes in sich aufnahm, als er noch rein war, und ihn nun der bunten Rassen- und Charaktervielheit streng und dauernd aufprägt, aufzwingt, welche, die Mitte Europas füllend, diese Sprache spricht.

Wie jene Romantiker slawischer Abstammung, die aus Ostpreußen, Schlesien, Berlin herkamen, aus der Sprache leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Deutschen und schließlich das Deutsche selbst tranken, so empfängt ein Volk, das sonst ein Völkergemisch wäre, aus dieser Sprache Wesen und Ideale, Begeisterung und Verehrung, Wertsetzung und Ziel; und mit ihm seine Dichtung.

Ich will vom Wesen der deutschen Sprache, das ich dem Wesen der deutschen Dichtung gleichsetze, nicht sprechen, indem ich sie gegen die wenigen anderen Sprachen, die ich spreche oder wenigstens lese, abzugrenzen versuche oder gegen die Sprachtypen, die mir irgendwie begriffsmäßig klar sind, den romanischen etwa oder den slawischen. Ich kann nur mein Kredo, mein Glaubensbekenntnis hinschreiben.

Ich glaube, daß die deutsche Sprache mit dem natürlichen Fallen und Steigen, Anschwellen und Verhallen, Hoch- und Tiefwerden, dem Beschleunigen und Anhalten ihrer vorüberziehenden Wortfolge, das von der Schwere und Bewegungskraft der in der Tiefe erweckten, dunkler die Wortfolge begleitenden Gefühle und Vorstellungen willenlos hervorgerufen und geführt wird — daß diese Sprache rhythmisch bis ins Innerste lebendig ist und Leben ausstrahlt, daß sie fast physisch einen Herzschlag, Atem, Schritt hat, in dem alle Bewegungen und Erregungen des Lebens nachschwingen, sich wiederholen, steigern, auslösen können. Ich weiß nicht, ob dies irgendeiner Sprache mehr als der deutschen eigen ist. Deutsche Dichtung also ist rhythmisch lebendig; ein Deutscher, der nicht bis ins Innerste rhythmisch lebendig schreibt, ist sicher kein Dichter.

Nicht ebenso hoch will ich veranschlagen, wie die deutsche Sprache und Dichtung klanglich, lautlich zu malen vermag. Nicht nur das Zu-Hörende, auch das Zu-Sehende und das mit den Sinnen der Nähe und unmittelbaren Berührung wie mit den Sinnen der weiteren seelischen Sphäre Zu-Erfassende, den Raum mit seinen Schwingungen, hält sie vor uns in ihrer unergründlichen, durchsichtigen, geformten und doch wieder unsichtbaren, unendlichen, unfaßbaren Zauberschale. Der feinsten, leisesten Gefühls-, Vorstellungswandlung kommt sie nach — mit einem hinzugefügten Konsonanten, mit einem in ein ‚m' verwandelten ‚n', der Überführung eines ‚r' in ein ‚l'. Und freut sich, jedes Schweben der Vorstellung begleiten zu können. Und bildet daraus Reichtum, Wortschätze, Fülle der verwandten und doch unterschiedenen Ausdrucksformen, findet zur alten Erde die Eigenschaftswörter ‚irden', ‚irdisch', ‚erdisch' — immer zum Ursprung zurückgehend und immer auf neuem Wege von ihm fortführend, zu neuem Sinn.

Sie gibt gleicherweise in ihrem grammatischen Bau, in dem Spiel ihrer Zusammenfügungen und Trennungen, ihrer Bezüge und Scheidungen den leisesten Wandel der Gedanken wieder und schafft so, sich erweiternd, den Reichtum der Formen.

Und ich glaube, daß sie des herrlichsten Gesanges fähig ist, eines Gesanges, der nicht wie Musik nur durch den Klang entsteht, sondern durch die seltsame und nicht weiter ergründbare Kontrapunktik von Gefühl und Vorstellung hier, Sprachklang dort, von innerem Zustand, der hinausdrängt, und hinhorchendem Wort. Beide erst vereinen sich zu der klingenden Schönheit der Sprache. Sprache ist der klingende Sinn, jedenfalls deutsche Sprache und deutsche Dichtung ist klingender Sinn."

Hochland. XX, 8. Oskar A. H. Schmitz liest die Psychologie des modernen Bolschewismus aus dem Werk Dostojewskis heraus:

„Die ‚Dämonen' werden immer die Quelle bleiben, an der die Psychologie des Bolschewismus studiert werden muß. Alles, was in ihm Massenerscheinung wurde, ist hier bereits in Einzelgestalten fertig vorhanden; nichts, was hier vorhanden ist, fehlt in dem derzeitigen Ereignis. Hier fühlt man schon das Pathos im Vernichtungstrieb, der dem Menschen ebenso eingeboren ist wie der Schaffenstrieb. Ist die Revolution, von außen gesehen, nichts als eine ethische Versäumnis der Oberklasse, die, rechtzeitig erkannt, wieder gutzumachen gewesen wäre, und ein intellektuelles Mißverständnis schief gewachsener Hirnmenschen, die man durch Taten hätte widerlegen können, so wird sie zum blutig-erhabenen Elementarereignis, sobald sie einmal die seelischen Schichten erreicht hat, wo die dämonischen Kräfte im Halbschlummer liegen. Dann helfen keinerlei Maßnahmen mehr. Der Weltwirbel muß miterlebt werden, und die ihn überstehen, sich seiner Tatsächlichkeit weder verschließend noch ihm verfallend, als sei er selber schon die neue Zeit, die werden die Führer von morgen sein, und Dostojewski, der den Fluch über die Urheber dieses Weltwirbels gesprochen hat, von dessen Pathos er mehr als alle erfüllt war, wird den Bereitern der Zukunft, mögen sie scheitern oder siegen, stets Vorläufer bleiben. Man lese wieder einmal ‚Die Dämonen' im Hinblick auf die Gestalten und Theorien unserer Tage. Die beiden Helden des Romans, Werchowenski und Stawrogin sowie den viel unbedeutenderen Wirginski, habe ich schon genannt, aber da ist ferner Liputin, Kommunist und zugleich Wucherer, Verehrer einer abstrakten Freiheit, aber in concreto Haustyrann, und der ewig betrunkene Hauptmann Lebädkin, Zuhälter seiner Schwester, Dichter und für revolutionäre Dienstleistungen bezahlt, aber auch fähig zur Denunziation; da ist der eselohrige Schigaleff, der lebensfremde Dogmatiker und alles verneinende Rationalist; da ist die humoristisch gesehene

Studentin, die ewig gegen ein Unrecht, vor allem ‚das Vorurteil Gott' protestiert, das sich doch so leicht aus der Furcht vor dem Gewitter erkläre; da ist der rührende Fähnrich Erkel, ein halbes Kind, der von seinem kleinen Gehalt eine alte Mutter ernährt und mit derselben Reinheit für den Nihilismus schwärmt, wie ein anderer seines Alters für das Vaterland, Schiller oder seine Angebetete; da ist Julija Michailowna, die Frau des Gouverneurs, des nichts als braven und darum lächerlichen Vertreters der Staatsgewalt. Sie schwärmt für die Jugend und füllt ihren Salon mit den zweifelhaftesten Elementen, die sie ausbeuten und heimlich verspotten. ‚Die ganze russische Gesellschaft wurde schwärmerisch, in einen Wirbel gerissen', ‚Mode war eine gewisse Unordnung der Gehirne', auch in Kreisen, die nicht eigentlich mit der ‚fortschrittlichen' Bewegung zu tun hatten."

Deutscher Pfeiler.

III, 2. In seinem Aufsatz „Organische Geschichtsauffassung" gelangt Franz Angermann zu den folgenden Ausführungen über Oswald Spengler und sein Werk:

„Man kann zu Spenglers Kulturmorphologie in sehr abweichender Art Stellung nehmen, doch eines muß man diesem kühnen und intuitiven Geist lassen, daß er einmal über ein vielleicht nicht immer gründliches, dafür aber erstaunlich umfassendes Wissen verfügt, vor allem aber, daß er durch seinen glatten Bruch mit der üblichen wissenschaftlichen Methodik es ermöglicht, sich grundsätzlich und sauber und ehrlich mit ihm auseinander zu setzen. Man kann die Möglichkeit und den Erkenntniswert seiner Betrachtungsweise bestreiten — in manchen Punkten vielleicht sehr ernstlich — aber er hat den Mut, für seine Intuitionen und Konstruktionen auf den erlogenen Schutz eines wissenschaftlichen Mäntelchens im üblichen Sinne zu verzichten. Es ist demnach durchaus zu verstehen, wenn von nicht wenigen und gerade den besten Historikern neuerer Richtung die manchmal allzu kühn anmutenden Konstruktionen Spenglers abgelehnt werden und etwa auf die leider zu früh verstorbenen Gelehrten Paul Barth und Max Weber neben anderen als wünschenswertere Typen wissenschaftlicher Forschung auf diesem geschichtsphilosophischen Gebiete hingewiesen wird. In der Tat vereinigen ihre Werke eine kaum weniger umfassende und mit erstaunlicher Genauigkeit verarbeitete Gelehrsamkeit mit jener Zurückhaltung und Geduld, die den Wissenschaftler großen Stiles auszeichnet, wenn trotzdem bedeutende synthetische Ergebnisse erzielt werden.

Auf jeden Fall aber bleibt es eine verdienstvolle Wirkung der aufwühlenden und in weiten Kreisen des Volkes zündenden Arbeiten Spenglers, diese für das Leben der Völker selbst so wichtigen Untersuchungen in den Brennpunkt des Interesses breiter Schichten gerückt zu haben, nachdem sie jahrzehntelang eine Angelegenheit entweder einer abseits stehenden Gelehrtengilde waren, oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verflacht den Stoff für ödestes Parteigezänk lieferten."

Die schöne Literatur.

XXIV, 9. Die Vollendung der Form rühmt Guido K. Brand an Albrecht Schaeffers Werk:

„Was Albrecht Schaeffer über die Atemlosigkeit und Hast unserer unglücklichen Epoche hinaushebt, das ist — wiederum von uns aus gesehen — die Vollendung der Form, über der das eine Wort aus dem ‚Helianth' steht: ‚Unwandelbar'. Kaum an einem anderen läßt sich eine solche Stetigkeit und doch in so weite, umgreifende Horizonte gehende Formstrenge aufweisen wie bei diesem Dichter. Voll Reinheit ist Vers und Strophe, voll Reinheit der Satzbau seiner Prosa, die Gliederung der Abschnitte bis in die Einzelheiten des Aufbaus an Kapiteln. Auf den ersten Blick mag es aussehen wie eine ‚Fertigkeit', die mehr technisch wirkte, aber es ist ein von innen her in die Form gesenktes Gesetz der Ordnung. Die Syntax seiner Innenwelt ist in die Tonalität seines Sprachraums eingefügt. Schilderung und Gespräch, Landschaft und Seele, Mensch und Tier, Zuspitzung des Geschehens und Breite, Gipfelung und Ebene, all dies ist in der adäquaten Grammatik ihrer Wesenheiten geschrieben und äußert sich immer in den tonalen Färbungen seiner fast unerschöpflichen Sprache. Melos und Ethos der Werke greifen ineinander, aus Geschlecht, Konstitution, Wissen, Seele, Gedächtnis, Leidenschaft, Phantastik, Rausch und Einsamkeit, Schönheit und Tod, Grauen und Ermattung formt sich ein Kosmos, der in einer — ich möchte sagen — fast undurchdringlichen Geschlossenheit den Sinn des Seins erfüllt. Daß die Erschütterungen aber doch durch eine Form des Chronistischen, wie ich seine Stilwesenheit nannte, hindurchgehen, daß alle Wunden des Aufgerissenseins seine Menschen, alle Schmerzhaftigkeiten spürbar werden, ist nur aus der Vollendung seines Gestaltens erklärlich, das den ewigen Zwiespalt Form — Inhalt mit der Urkraft einer Natur überwunden hat."

Baden-Badener Bühnenblatt.

III, 40. Auf den im Goetheschen Sinn versöhnlichen Zug in Hans Francks Dramatik weist Robert Petsch nachdrücklich hin:

„Franck ist Synthetiker in einem tieferen Sinne. Er wühlt die Gesetze der Welt nicht auf, um sich an ihrer hoffnungslosen Verwirrung zu berauschen oder seinen eigenen Weltschmerz in das große Klagelied ausströmen zu lassen; er steht von vornherein dem dramatischen Ringen mit der Gewißheit gegenüber, daß eine Vereinigung der Gegensätze auf höherer Grundlage möglich ist; und zwar schon innerhalb, nicht erst jenseits der dramatischen Handlung, wie in den späteren Dramen Hebbels. Er ist darin mit Goethe einig, der auch keine Tragödie im vollen, blutigen Sinne des Wortes durchführen mochte. Wie bei von der Goltz, haben bei Franck Vater und Sohn eigentlich einander gesucht; ebenso gehören Mann und Weib in ‚Godiva' wie in der ‚Opfernacht' von Gottes und Rechts wegen zusammen und das um so mehr, je stärker das Auseinanderstreben scheint, je mächtiger sich jeder Typ für sich zunächst ‚integriert'; und so kann das milde Auge des alten Pfarrers (die reinste und feinste Ausschmiedung der alten Räsonnierfigur) ‚Martha und Maria' zur hohen menschlichen Einheit zusammensehen. Freilich macht es Franck sich und den Seinen nicht leicht; mattherzige Sentimentalität, leichtfertige Vertuschung der Gegensätze liegen ihm fern. Der Weg zur Vereinigung führt durch die schwerste Gefährdung des Menschen hindurch, es geht um alles!"

Literarischer Handweiser.

LIX, 5. Im Hinblick auf Adolf v. Hatzfeld, auf den in letzter Zeit mehrfach gewiesen wurde, schreibt Kurt Reinhardt:

„Ein Dichter aus dem Westfalenland ließ schon vor mehreren Jahren einige Menschen aufhorchen. Auf seinen Händen trug er seine Sehnsucht, rief seine Liebe in alle Winde, nur ein armes klagendes Echo empfing er zurück, sonst aber Enttäuschung, Herzensträgheit, Härte und Armseligkeit.

Fest wurzeln die Söhne der Roten Erde in dem mütterlichen Grunde, breit und frei sind die Stirnen, und das Auge spiegelt die Weite und Ewigkeit von Himmel und Heide. Doppelt schmerzlich, wenn ein solcher Mensch die Verbundenheit mit der Heimat verliert oder wenn das Leben so wild und übermächtig in ihm aufbricht, daß es die Schranken der Tradition zersprengt. Dann muß er durch alle Freuden und auch durch große Schmerzen — das ist Künstlerlos. Aber es ist dem Literaten unfaßlich: fühlt er ja nicht die qualvolle Glückseligkeit des Müssens, er erfreut sich an der spielenden Beweglichkeit des Könnens. Diesen Dichter aber stieß sein Dämon hinab in die untersten Reiche, im Inferno saß er an den Tischen der Verdammten, beladen mit der Erinnerung an die blaue Seligkeit vergangener Stunden. Da zerbrach die Welt in seiner Hand, das Herz erstarrte, man war allein in grenzenloser Einsamkeit. Gott, den man in Höhen und Niederungen gerufen und gesucht hatte, schien mit einem Male so fern, aber ein finsterer Demiurg breitete einen giftigen Hauch über alles Lebendige.

Da erschrak des Dichters Auge, und es erlosch. — Aber bald wurden alle Dinge wieder neu und machten nun erst ihr Wesen offenbar. Die Unruhe zu Gott erschuf in Glanz und Schönheit einen neuen Himmel und eine neue Erde. Gigantisch geschehen nun Höllenstürze und Himmelfahrten. Gott ist wieder nahe, und alle Dinge atmen seinen Duft. Tief dringt der nach innen gewandte Blick ins Wesentliche, bloß liegt das Geheimnis der Zeugung und Fruchtbarkeit, bloß liegen die Adern der Erde, und ein tausendfältiges Leben läßt alle Samenkräfte zum Lichte dringen. Das All ein fieberndes Blütenmeer, lockend und in Wirbeln zur Tiefe ziehend. — Und die Flamme — brennt sie noch? Bruder, hüte die Flamme! —"

Westermanns Monatshefte. LXVII, 9. Aus Wilhelm Raabes Briefwechsel mit Paul Gerber, den Lemcke bekanntgibt, mag nachfolgendes Schreiben Raabes interessieren:

Braunschweig, 4. Januar 1900.

Lieber Herr Gerber!

Da Schiller und Goethe in ihrem Briefwechsel sich am 1. Januar 1800 zum „neuen Jahr und Seculum" Glück wünschen, so mögen die Arithmetiker meinetwegen es hundertmal besser wissen: für mich hat das 20. Jahrhundert am 1. Januar 1900 begonnen, und ich wünsche dem Hause Gerber und seinem mathematischen Oberhaupt herzlichst Glück dazu!

Ich für mein Teil habe es leider mit Fieber, Gesichtsschmerzen und Gliederweh angefangen, doch ist das Elend unberufen jetzt im Abzug. —

Von der „Ehrung" durch das Haus Wittelsbach hatte ich vorher nicht die geringste Ahnung, und die Übermachung des glanzvollen Zeichens durch Herzogl. Braunschw. Staatsministerium war mir wahrlich eine Überraschung. Nun, wenn Hohenzollern an Mr. Kipling telegraphiert, so ist es vielleicht gar so ungeschickt nicht, wenn Wittelsbach dem alten Raabe eine Freundlichkeit erweist. Ich habe es erfahren: es gibt doch schon recht viele im deutschen Volke, die gesagt haben: Das war gut gemacht! — Daß ich die Transvaal-Buren, den Oom Krüger und seine Stadt Prätoria zuerst in die deutsche Literatur eingeführt habe, rechne ich zu meinen „Ruhmestiteln"; aber Realpolitiker bin ich doch seit Otto Bismarcks Konfliktszeitkämpfen.

Ich würde es für ein furchtbares Weltunglück, und für unser Volk ganz insbesondere, halten, wenn England von seinem Stuhl im Rat der Völker herunterstiegen müßte! Gottlob ist dazu fürs erste doch noch keine Aussicht, und — Kannegießerei wollen wir jetzt auch nicht weiter treiben.

Schönsten Dank für Ihren freundlichen Neujahrsgruß und nochmals die aufrichtigsten Wünsche für Ihr und der Ihrigen Wohl im neuen Jahr und Jahrhundert!

Ihr Wilh. Raabe.

Über Land und Meer. LXV, 33. Über die jüngst verstorbene Romanschriftstellerin Helene von Mühlau liest man:

„Wenn dieser Brief an Sie abgesandt wird, so übermittelt er Ihnen zugleich die Nachricht meines Todes. Denn ich bat, ihn nur in diesem Fall abzuschicken. Ich möchte mich dem Schlachtplan des Professors nicht unterwerfen, da es sich wahrscheinlich nur um einen vorübergehenden Stillstand, nicht aber um Heilung der entsetzlichen Krankheit, die mich befallen hat, gehandelt hätte. Ich gehe gern und ruhig in den Tod. Mein Leben war sorgenvoll und doch schöner und tiefer als das vieler anderer Menschen, und ich weiß meinen Jungen auf guten Wegen.

Schade, daß ich Ihnen nicht mal aus dem Jenseits schreiben kann, ob ich dort weiter meinem Schriftstellerberuf obliege und vielleicht das Meisterwerk, das mir auf Erden nicht gelungen ist, zustande bringe. Ich habe immer gern mit Ihnen gearbeitet und danke Ihnen für alles Gute.'

Mit diesem schönen und tapferen, phrasenlosen und unsentimentalen Brief hat die Schriftstellerin, die Mutter, die Freundin Abschied genommen. Eine dankbare Leserschaft, ein guter Sohn und einige wenige treue Freunde werden sie betrauern und nicht vergessen.

Ihre literarische Stärke lag in der Zeichnung exotischer Landschaften und Menschen, denen ihr romantisches Schicksal sie frühe nahegebracht hat. Schon als ganz junge Frau, die wider den Wunsch ihrer Eltern den vermögenslosen Leutnant in der ersten Hitze eines überschäumenden Temperaments geheiratet hatte, kam sie nach Südamerika, um sich ein glückliches Leben aufzubauen. Aber wie es in Heines Volksweise heißt: „Sie haben gehabt weder Glück noch Stern." Doch als der junge Ehemann aus dem Leben schied und die Witwe mit dem lallenden Kind in der Fremde zurückließ, da zeigte sich, daß in der jungen, heißblütigen Frau noch mehr steckte als temperamentvolle Leidenschaft: eine starke weibliche Energie, ein Lebenswille und eine Kraft, auch das Schwerste zu überwinden. Unter unsäglichen Leiden und Mühen verbrachte sie die ersten Jahre ihrer Rückkehr in die Heimat. Aber sie war nicht vergebens in der Welt gewesen. Was sie gesehen und erlebt, formte sich in ihr zu dichterischen Bildern, und ihr erster Schritt in die Literatur mit der rücksichtslos-offenherzigen „Beichte einer reinen Törin" brachte ihr sofort die Beachtung der Kenner und einen Erfolg, auf dem sie weiterbauen konnte. Und das hat sie mit nimmermüdem Fleiß und einer schier unerschöpflichen Erzählerphantasie getan. In dem Vierteljahrhundert, das ihr zum Schaffen vergönnt war, hat sie mehr als zwei Dutzend Bücher herausgebracht, die, wenn auch nicht gleichwertig und nicht alle auf einer großen Höhe stehend, doch Zeugnis ablegen von ihrem Talent und ihrem Streben, mit allen Arten von Problemen des Lebens sich auseinanderzusetzen. Ihre südamerikanischen Romane, ihre packenden Bilder aus unseren einstigen afrikanischen Kolonien, deren Kenntnis ihr die Beziehungen zu führenden Persönlichkeiten des Reichskolonialamtes erschlossen, ihre Gesellschaftsromane, ihre sozialen Studien, unter denen besonders der Roman „Nach dem dritten Kind" großes Interesse erregte, waren eine erfreuliche Bereicherung unserer besten Unterhaltungsliteratur. Freilich, wie sie wehmütig-resigniert in ihrem Abschiedsbrief sagt: das „Meisterstück", das sie schaffen wollte, ist ihr nicht gelungen. Aber wem gelingt das? Daß sie zu denen gehörte, die immer strebend sich bemühen, macht diese tapfere, deutsche Frau uns lieb und wert auch über den Tod hinaus."

„Ein Mariensänger des 17. Jahrhunderts [Jakob Balde]." Von Hermann Joseph Delabar (Alte und Neue Welt LVII, 8/9).

„Johann Christian Günther." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt III, 31).

„Allerlei aus Gellerts Briefen." Von Reinhold Bahmann (Daheim LIX, 31/32).

„Goethes Egmont." Von Oskar Walzel (Baden-Badener Bühnenblatt III, 29/30).

„Goethe in seinen Beziehungen zur Technik und als Arbeitsminister Karl Augusts von Weimar." Von Charles Hünerberg (Über Land und Meer LXV, 30).

„Goethe in Klingers Werken." Von Hanna Hellmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XI, 1/2).

„Erinnerungen an das Goethehaus in Weimar." Von Wagner v. Eberhardt (Daheim LIX, 33/34).

„Mit und nach Goethe auf dem Landsitz des verrückten Prinzen Pallagonia." Von Frida Spandow (Über Land und Meer LXV, 36).

„Das älteste Schillerdenkmal der Welt." Von Alexander von Bodisco (Ostdeutsche Monatshefte IV, 1).

„Geliebte Schatten." Aus Briefen von Schillers Tochter und anderen Zeitgenossen an Emil Palleske. Veröffentlicht von Carl Friedrich Müller (Westermanns Monatshefte LXVII, 10).

„Dokumente aus dem Leben des Grafen Fr. L. Stolberg." Mitgeteilt von Karl A. Kuhlmann (Dithmarschen III, 10).

„Dorothea von Schlözer.“ [Wir entnehmen dem interessanten Buch über den Werdegang dieser Vorläuferin der modernen Frau die von der Studentin selbst gegebene Schilderung ihres Doktorexamens.] (Über Land u. Meer LXV, 30).

„Hölderlins Wiederkunft.“ Von Wilhelm Michel (Die Neue Rundschau XXXIV, Sonderheft April).

„Ein neu aufgefundenes Selbstbildnis E. T. A. Hoffmanns.“ (Über Land und Meer LXV, 37).

„Ein unbekanntes Gedicht Clemens Brentanos.“ Mitgeteilt von Karl Viëtor (Deutsche Rundschau XLIX, 8).

„Leopold von Ranke in seiner Familie.“ Von Otto von Ranke (LIX, 35/36).

„Die Grabheimat der Droste.“ Zum 75. Todestag der Dichterin (24. Mai). Von Friedrich Castelle (Die Bergstadt XI, 8).

„Hebbels Weltanschauung im Spiegel seiner dramatischen Dichtung.“ Von Paul Meißner (Blätter des Gastbundes, Köln 1923, 3).

„Wer ist der Träger des Tragischen in Hebbels ‚Herodes und Mariamne‘?“ Von Friedrich Falk (Dithmarschen III, 11).

„Geibel und Heyse.“ Zu ihrem Briefwechsel. Von Eugen Kilian (Baden-Badener Bühnenblatt III, 37).

„Wilhelm Heinrich Riehl [1823—1897].“ Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 8).

„Von Wilhelm Heinrich Riehl.“ Von Ernst Hartwig (Kunstwart XXXVI, 8).

„Zu W. H. Riehls 100. Geburtstag.“ Von Sophie Charlotte von Sell (Der Türmer XXV, 8).

„Der Begründer der deutschen Volkskunde Wilhelm Heinrich Riehl zum Hundertjahrgedächtnis.“ Von C. (Die Bergstadt XI, 8).

„Ungedrucktes aus dem Nachlaß.“ Von Marie von Ebner-Eschenbach (Österreichische Rundschau XIX, 5).

„Luther“. Von Leo Matthias (Die Neue Rundschau XXXIV, Sonderheft April).

„Fernweh und Heimfreude.“ Persönliche Erinnerungen an Peter Rosegger. Von Emil Ertl (Deutsche Rundschau XLIX, 8).

„Am Musenhof der Märchenkönigin [Carmen Sylva].“ Erinnerungen von Maria Elisabeth Freiin von Dungern (Westermanns Monatshefte LXVII, 9).

„Wildenbruch und Weimar.“ Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund. Mitgeteilt von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXV, 8).

„Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt. Hermann Löns und unsere Freundschaft.“ Von Fritz Bley (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 8).

„Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt. Geist und Adel: Bernhard von der Marwitz.“ Von Otto Grautoff (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 9).

„Ja, warum sollte er [Rathenau] denn nicht Minister werden?“ Von Moritz Heimann (Die Weltbühne XIX, 19).

„Ernst Troeltsch im französischen Urteil.“ Von Victor Eschbach (Die Christliche Welt XXXVII, 20/21).

„Ein Brief Friedrich von Hügels über Ernst Troeltsch an den Herausgeber der ‚Times‘.“ (Die Christliche Welt XXXVII, 20/21).

„Dr Oswald Spengler.“ Von Max Rychner (Wissen und Leben XVI, 12).

„Spengler als politischer Warner.“ Von Siegmund Feilbogen (Wissen und Leben XVI, 12).

„Oswald Spenglers Philosophie des Kulturuntergangs.“ Von R. v. Nostitz-Rieneck (Stimmen der Zeit LIII, 9).

„Über Spenglers Geschichtsbetrachtung.“ Von Friedrich Meinecke (Wissen und Leben XVI, 12).

„Spengler und W. von Humboldt.“ Von Tim Klein (Wissen und Leben XVI, 12).

„Die Wissenschaftler und Oswald Spengler.“ Von Ernst Howald (Wissen und Leben XVI, 12).

„Zwischen den Fahrten.“ Von Manfred Schröter (Wissen und Leben XVI, 12).

„Die Unfruchtbarkeit des zivilisierten Menschen.“ Von Konrad Falke (Wissen und Leben XVI, 12).

„Zum zweiten Band Spengler.“ Von Karl Joël (Wissen und Leben XVI, 12).

„Angelsächsische Vorläufer Spenglers und ihr Kritiker.“ Von Hermann Schoop (Wissen und Leben XVI, 12).

„Gerhart Hauptmanns ‚Aufzeichnungen‘. Von Robert Petsch (Baden-Badener Bühnenblatt III, 31/33).

„Gerhart Hauptmann oder Courths-Mahler?“ (Die Wage IV, 10).

„Notizen über einen deutschen Dichter [Hermann Hesse].“ Von Otto Zarek (Die Neue Rundschau XXXIV, Sonderheft April).

„Arno Holz.“ Von Josef Maria Frank (Die Glocke IX, 4).

„Oskar A. H. Schmitz zum fünfzigsten Geburtstag.“ Von Friedrich Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt II, 44).

„Hofmannsthal ‚Hochzeit der Sobeide‘.“ Von Max Freyhan (Baden-Badener Bühnenblatt III, 35).

„Schmidtbonn als Dramatiker.“ Von Julius Bab (Rheinischer Beobachter II, 17).

„Wilhelm Schmidtbonn und der Rhein.“ Von Heinz Stolz (Rheinischer Beobachter II, 17).

„Carl Friedrich Wiegand.“ Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt III, 38).

„Ludwig Hinrichsen.“ Von Wilhelm Scharrelmann (Der Erntewagen 1923, 1).

„Dichter in der Ostmark [Paul Enderling].“ Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte IV, 2).

„Der Roman eines deutschen Pseudo-Seelenmenschen [Ludwig Diehl].“ Von A. Wurm (Seele V, 6).

„Johanna Wolffs Tragödie: ‚Die Töchter Sauls‘.“ Von Arthur Friedrich Binz (Das Heilige Feuer X, 8).

„Über den Dramatiker Ernst Toller.“ Von R. G. Haebler (Baden-Badener Bühnenblatt III, 34).

„Ludwig Huna.“ Von Victor Wall (Roseggers Heimgarten XLVII, 8).

„Ludwig Huna.“ Von Viktor Wall (Österreichische Illustrierte Zeitung XXXIII, 21).

„Neue Erzähler [Emil Schibli, Meinrad Inglin].“ Von Max Rychner (Wissen und Leben XVI, 14).

* * *

„Shakespeares Geheimnis.“ Von Karl Schneider (Der Türmer XXV, 8).

„Lebensdokumente der Maria Stuart.“ Zwei Liebesbriefe an Jakob Earl of Bothwell (Saarbrücker Blätter I, 13).

„Englische Dichtung der Gegenwart.“ Von Paul Lang (Wissen und Leben XVI, 14).

„Ein englischer Kritiker des Dramas der Gegenwart [Storm Jameson].“ Von Robert Petsch (Germanisch-Romanische Monatsschrift XI, 1/2).

„Rabindranath Tagores ‚Postamt‘.“ Von Max Freyhan (Baden-Badener Bühnenblatt III, 44).

„Amerikanische Lyrik der Gegenwart.“ Von Karl Brunner (Germanisch-Romanische Monatsschrift XI, 1/2).

„Die Akademie Goncourt.“ Von Jean Ajalbert (La Revue Rhénane III, 5).

„Eine Voltaire-Biographie [Georg Brandes].“ Von E. K-r. (Die Glocke VIII, 47.)

„Beaumarchais und Marie Antoinette.“ Von Anton Bettelheim (Deutsche Rundschau XLIX, 8).

„Briefe an Louise Colet von Gustave Flaubert.“ (Die Neue Rundschau XXXIV, 3.)

„Ernest Renan.“ Von Armand Dayot (La Revue Rhénane III, 5).

„Dem Andenken Marcel Prousts.“ Von Fritz Ernst (Wissen und Leben XVI, 8).

„Barbey d'Aurevilly bei seiner Arbeit.“ Von René Louis Doyon (La Revue Rhénane III, 5).

„Über Paul Claudel.“ Von Karl Weller (Wissen und Leben XVI, 8).

„Romain Rollands Manifest im Lichte des Kosmopolitismus.“ Von W. Pfeifer (Die Wahrheit IV, 17/18).

„Das neue Frankreich.“ Von Friedrich Markus Huebner (Die Neue Bücherschau IV, 1).

„Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich." Von Erwin Rieger (Österreichische Rundschau XIX, 2).

„Die französische Presse der Gegenwart." Von Joachim Kühn (Preußische Jahrbücher CLXXXXII, 1).

„Deutsche Geistigkeit im Verhältnis zu Frankreich." Von Hedwig Hintze (Das neue Deutschland XI, 2).

„Das deutsche Wesen im Urteil eines französischen Kulturhistorikers." Von Franz Arens (Preußische Jahrbücher CLXXXXI, 3).

„Von Frankreich, Rumänien und Kanada. [Grautoff, Die Maske und das Gesicht Frankreichs ...]." Von F. Schönemann (Die Neue Zeit, Chicago 1923, 31. März).

„Benedetto Croces Renaissance-Porträts." Von Viktor Klemperer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XI, 1/2).

„Ein rumänischer Dramatiker [Victor Eftimiu]." Von Hugo von Hofmannsthal (Wissen und Leben XVI, 13).

„Bei Georg Brandes." Von Eugen Szatmari (Das Tagebuch IV, 16).

„Strindbergs letzte Verlobung." Von Leo Matthias (Das Tagebuch IV, 20).

„Leo Tolstoi." Zur Tragödie der modernen Seele. Von Karl Pfleger (Seele V, 6).

„Aus den Tagebüchern." Von Leo Tolstoi (Das Tagebuch IV, 18).

„Ein russisches Buch [,Die schwere Stunde' von Viktor Panin]." Von Hans Siemsen (Die Weltbühne XIX, 20).

„Der russische Mensch." Von Paul Hatvani (Die Wage IV, 10).

„Volkslieder aus Hirschenhof [Lettland]." Von F. Hollmann (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVII, 2).

„Das lyrische Naturempfinden der Esten." Von Marie Schempp (Ostdeutsche Monatshefte IV, 1).

* * *

„†" Von Arnolt Bronnen (Das Tagebuch IV, 19).

„Weh dem, der lügt! [Grillparzer]." Von Franz Faßbinder (Saarbrücker Blätter I, 14).

„Die Bühne des Hans Sachs." Von Hans Knudsen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 37).

„Deutsche Osterspiele in Mittelalter und Gegenwart." Von Hans Lebede (Baden-Badener Bühnenblatt III, 36).

„Über die Physiognomie der Marionetten." Von Ivo Puhonny (Das Puppentheater I, 2).

„Neues vom Kasper Putschenelle." Von Johs. E. Rabe (Quickborn XVI, 3).

„Zum Drama der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (Literarischer Handweiser LIX, 5).

* * *

„Schriftstellers Notschrei." Von Otto Bruère (Die Weltbühne XIX, 22).

„Die Lage der deutschen Dichtung." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt III, 41).

„Vom Schriftsteller." Von Otto Flake (Die Glocke IX, 9).

„Anmerkungen zu Kulturproblemen." Von Hans Honegger (Wissen und Leben XVI, 12).

„Ein Kultur-Verlag. Eugen Diederichs in Jena." Von A. H. Kober (Ostdeutsche Monatshefte IV, 2).

„Berühmte Söhne." Von H. T. A. Korff (Über Land und Meer LXV, 35/36).

„Deutsche Landschaft." Von Josef Ponten (Die Neue Rundschau XXXIV, 5).

„Unmittelbare Intuitionen? (Augustinus — Pascal — Newman)." Von E. Przywara S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 8).

„Die Herren Kritiker." Von Arthur Salheim (Der Freihafen, Blätter der Hamburger Kammerspiele V, 8).

„Aphoristik der Zukunftsstil?" Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LIII, 9).

„Das Ruhrgebiet in der deutschen Dichtung." Von Ernst Warburg (Westermanns Monatshefte LXVII, 9).

„Naturworte in neuen Dichtungen." Von Walter Über Wasser (Wissen und Leben XVI, 13).

„Von rheinischer Art und Dichtung." Von Richard Wenz (Rheinischer Beobachter II, 17).

„Die Korrumpierung der Presse." Von Fritz Wolter (Die Weltbühne XIX, 21).

Echo des Auslands

Französischer Brief

In den Tagen der Ruhrbesetzung habe ich mit besonderer Aufmerksamkeit einen französischen Propagandaroman gelesen, der bei Bloud & Gay in Paris erschienen ist: „Johanna Beaumont sarrelouisienne" von Pierre Gourdon. Das Buch ist als Erfindung und Gestaltung ein durchschnittlicher Unterhaltungsroman, hat aber durch seine demagogische Tendenz hohe kulturpolitische Bedeutung. In Saarbrücken leben zwei Familien: die Wollheims und die Beaumonts. Die Väter, geschäftlich miteinander verbunden, wollen ihre Kinder miteinander verheiraten. Die Wollheims empfinden deutsch, die Beaumonts französisch. Johanna ist dieser Ehe abgeneigt, weil sie einen jungen, französisch gesinnten Saarbrückener liebt. Ein gewisser Herr Schwarz aber verschafft ihr die schriftlichen Beweise, daß ihr Erwählter in Paris bereits einmal geheiratet hat. Daraufhin läßt sie sich bestimmen, Nikolaus Wollheim in Betracht zu ziehen. Allein das protestantische Milieu seiner Familie ist gar zu abstoßend. Es stellt sich nun auch heraus, daß Herr Schwarz, ein von der deutschen Regierung bestallter Agent, die Papiere gefälscht hat, auf Grund deren Johanna die Ehe mit René le Ménestrel ausschlug. René kehrt zurück. Das Buch endet mit ihrer Verlobung zum Nutzen der Volksabstimmung im Saargebiet. In diskreter Form ist alles Licht auf die französisch Gesinnten und aller Schatten auf die deutschen Tölpel gelenkt. Bücher wie diese werden in Frankreich nicht auf Bestellung offizieller Propagandastellen geschrieben, sondern es gibt eine ganze Schar von Autoren, die, von Imperialismus erfüllt, den Eroberungszielen der französischen Regierung dienen. Nicht deutsche Propagandastellen können Gegenschriften hervorrufen, sondern der Druck Frankreichs auf Deutschland muß erst so stark werden, bis deutsche Autoren selbst die Notwendigkeit erkennen, Probleme dieser Art aufzugreifen. Wie gefährlich solche Bücher werden können, ergibt sich allein daraus, daß der Verlag von Bloud & Gay Filialen in Dublin und Barcelona unterhält.

Aufrichtiger tritt uns Pierre de la Rochelle in seinem neuesten Buch: „Mesure de la France" (Paris, Bernard Grasset) entgegen. Er redet einem Einvernehmen unter den europäischen Staaten das Wort. Mit diesem Franzosen kann man unterhandeln, obwohl allerdings auch er von dem orgueil français erfüllt ist: Am welschen Wesen soll die Welt genesen. Wo ist denn heute „La mesure de la France"?

„La Sirène" hat, kostbar gedruckt, die nachgelassene Schrift von Jules Laforgue „Berlin, la cour et la ville" mit einer Einleitung von G. Jean Aubry und vier schönen Photographien herausgegeben. Sachliche, klare, scharf gesehene und scharf gezeichnete Spiegelbilder des Hof- und Straßenlebens von Berlin. Es ist bedauerlich, daß die Umstände heute eine wenigstens auszugsweise Übertragung dieser wertvollen, historischen Aufzeichnungen verbieten. Es gibt wenige Bücher, in denen das Charakterbild des alten Berlin so vortrefflich erfaßt ist. Das Buch bietet aber noch mehr: Man entnimmt ihm, je weiter man liest, die Gewißheit einer dauernden Fremdheit zwischen Frankreich und Deutschland. Es ist bekannt, daß Jules Laforgue als Vorleser der alten Kaiserin verwöhnt wurde. Seine Ironie, die Ironie eines Parisers über das Berlin um 1880, nimmt man hin; aber die wachsende innere Vereinsamung des Franzosen innerhalb Deutschlands erstaunt und schmerzt. Der Franzose fühlt sich als

Fremder. Dieses Empfinden Laforgues wird in der Einleitung stark unterstrichen, begründet, herausgearbeitet, so daß das ganze Buch, das immerhin ein Bindungsmittel hätte werden können, die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich erweitert.

Der Deutsche hat sich in Frankreich selten als Fremder gefühlt. Ja, er erobert das geistige Frankreich stets von neuem. Seitdem den meisten Deutschen der Kauf französischer Bücher unmöglich geworden ist, hat die von Max Fuchs geleitete „Internationale Bibliothek" in Berlin eine Bücherreihe französischer Autoren ins Leben gerufen, in der als neueste Bände erschienen: Rousseau, „Du Contrat social" und „Considérations de Pologne"; George Sand, „La mare au diable"; Gustave Flaubert, „Salammbô". Die schmucken, in blauem Leinen gebundenen Bücher übertreffen weit alle in Paris gedruckten Klassikerausgaben und ermöglichen auch heute den Deutschen die Lektüre führender Geister Frankreichs. Die Texte sind einwandfrei, so daß diese Bibliothek aufs nachdrücklichste empfohlen werden kann.

Adelaïde Bénichou-Azoulib hat in den Sansot-Ausgaben (Paris, R. Chiberre) eine Reihe kindlich reiner Gedichte herausgegeben, die die alten heiligen Legenden für die reifere Jugend neu erzählen. Die Gedichte sind klangvoll, einfach und geeignet, sich Knaben und Mädchen einzuprägen. Das hübsche Buch ist mit zahlreichen Zeichnungen von C. Harburger geschmückt. Der Künstler entfaltete eine gleiche Kraft wie die Dichterin.

Es wird häufig gesagt, daß es Antisemitisms nur in Deutschland gäbe. Schon der Dreyfußprozeß bewies das Gegenteil. Der heutige französische Imperialismus ist besonders unduldsam gegen die Juden. Deutsche Juden haben das am eigenen Leibe erfahren. In den hier schon mehrfach erwähnten „Cahiers d'Anti-France" (Paris, Bossard) ist als Heft 6 „Le Bolchevisme de salon" und „Le Faisandisme juif" zusammengestellt. Man entnimmt aus dieser Schrift, daß zurzeit der französische Nationalismus eine lebhafte antisemitische Propaganda entfaltet.

Im Verlag von Bernhard Grasset hat in der von René Gillouin herausgegebenen Sammlung „Politeia Ernest Seillière, Membre de l'Institut" eine soziologische Schrift über Emile Zola herausgegeben, die für das Verständnis der französischen Ideologie von gleicher Bedeutung ist wie die früheren hier ausführlich besprochenen Schriften des bedeutenden Philosophen. Diejenigen, die meine verschiedenen Hinweise auf Seillière befolgt und seine deutsch erschienenen Schriften inzwischen gelesen haben, werden Seillières grundsätzliche Stellungnahme Zola gegenüber ahnen. Er sieht in ihm einen Theoretiker des ästhetischen Mystizismus, den gelehrigsten Erben und Fortführer der Romantik von 1830, einen Schüler Fouriers, einen Diener der unvernünftigsten Demagogie durch seinen Naturalismus. Die grundsätzliche Ablehnung Zolas durch Seillière entspricht dem heutigen Empfinden der meisten Franzosen und ist für die Psychologie Frankreichs bedeutungsvoll. Es ist bedauerlich, daß ich nicht ausführlicher über das Buch referieren kann, da bei der großen Bewunderung der Deutschen für Zola gerade diese Schrift Seillières bei uns interessieren würde.

Im Verlag der „Nouvelle revue française" gab ein junger Autor, J. Kessel, unter dem Titel „La Steppe rouge" einen Novellenband heraus, der sieben Schilderungen aus dem bolschewistischen Rußland enthält. Scharf, knapp und farbig sind die seelischen Kämpfe einzelner Menschen gezeichnet. Sie geben ein ergreifendes Bild von den dramatischen Verwicklungen, in die die Revolution die russischen Menschen warf.

Im Verlag von Bernard Grasset hat Jeanne Maxime David ihren Erstlingsroman: „La victoire des Dieux Lares" herausgegeben. Er schildert das tragische Leben eines Mannes, der durch Enge und Spießbürgerlichkeit seiner Familie, durch Mangel an eigener Tatkraft entnervt und zerbrochen wird, nach und nach jede innere Freiheit verliert und am Schluß, sich gegen den Geist seiner Familie aufbäumend, seine Frau tötet. Das Buch ist eine Talentprobe; aber die Durchdringung des männlichen Charakters ist nicht geglückt.

Bedeutender, innerlich wahrhafter, ist der neue Roman von Lucie Delarue-Mardrus „L'Ex-Voto", den Eugen Fasquelle kürzlich herausgebracht hat. Er spielt in der Normandie, der Heimat der Verfasserin. Ein kleines, vierzehnjähriges Fischermädchen Ludvine ist die Heldin. Nach einem tollen Streich, den sie und andere Kinder der Frau Le Herpe zugefügt haben, gibt ihr der Fischer ein paar Ohrfeigen. Sie wird bis ins Innerste getroffen und wünscht dem Manne den Tod. Er geht tatsächlich am nächsten Tage unter. Ludvine, gefoltert von Gewissensqualen, glaubt durch ihren Wunsch den Tod verursacht zu haben. Bald darauf stirbt die Mutter Le Herpe, und der Jüngste, Delphine, wird auf Ludvines Veranlassung von ihren Eltern an Kindes Statt angenommen. Auf einem Spaziergang sehen die Kinder in einer Kapelle die Weihebilder zur Errettung der Schiffer. Delphine gelobt eins anzufertigen. Auf dem Heimweg spricht er Ludvine zum erstenmal von seiner Liebe und bittet sie, ihrer Liebe das Schiffchen weihen zu dürfen. Sie lacht ihn aus, ist aber doch innerlich betroffen. Der Caféhausbesitzer, Lauderin, der reichste Mann im Dorf, hält bald darauf um Ludvine an. Sie schlägt ihn aus, nachdem sie den Eltern ihre Liebe zu Delphine gestanden hat. Dieser verläßt aber aus Dankbarkeit gegen seine Wohltäter, seine Liebe opfernd, das Haus und geht nach Le Havre als Matrose. Ludvine glaubt sich in ihrer Liebe betrogen, verlobt sich aus Trotz, und andererseits um ihre Familie vor Not zu schützen, mit Lauderin, den sie haßt und bis aufs äußerste quält. Eines Tages sieht sie in Le Havre Delphine wieder, der inzwischen ein Mann geworden ist. In einem einzigen Augenblick erkennt sie, daß sie seit ihrer Kindheit den alten Le Herpe geliebt hat, der nun in Gestalt seines Sohnes vor ihr steht. Ihre Liebe zu Delphine erwacht neu, ihre Abscheu gegen den Bräutigam verstärkt sich. Auf einem ihrer wilden Ausflüge, auf dem sie sich mit Delphine treffen will, begleitet sie Lauderin gegen ihren Willen. Sie verunglücken, Delphine rettet alle mit eigner Lebensgefahr. Lauderin verzichtet auf das Mädchen, und unter Beteiligung des ganzen Dorfes, das Delphine als den Helden des Tages feiert, findet die Hochzeit der beiden statt.

„La Librairie Istra" in Straßburg und Paris, auf deren wissenschaftliche Reihenbüchereien hier kürzlich ausführlich hingewiesen wurde, versendet als letzte Neuheit von A. Causse, Professor an der protestantisch-theologischen Fakultät in Straßburg, „Les Pauvres en Israël (Prophètes, Psalmistes, Messianistes)", einen Beitrag zur sozialen Geschichte der israelitischen Religion. Causse, der bereits mehrere Untersuchungen über die Ursprünge der jüdischen Kultur verfaßt hat, unter anderm auch eine in deutscher Sprache: „Der Ursprung der jüdischen Lehre von der Auferstehung" („Coueslant Cahors", 1908), stellt in dieser neuen Schrift dar, wie sich die Propheten gegen die königliche Zivilisation erheben, beweist, daß der Psalter ein Buch für die Armen gewesen ist, und sieht in den Messianisten den Protest der Armen gegen die Kultur. Die Arbeit bietet mannigfache Schilderungen aus dem Leben der Israeliten.

Die letzten vier Nummern der „Monde nouveau" enthielten unter anderm einen Aufsatz von Albert Sarraut, „Une philosophie de la colonisation", die darin gipfelt, daß die Kolonien Frankreichs für das Mutterland noch nutzbarer gemacht werden sollen. Marcel Coulon entwarf ein Charakterbild von dem Romanschriftsteller Jean Ajalbert, Gustave Kahn schrieb über Raffaelli, L. Blumenfeld über das jiddische Theater. Eine durchdachte Würdigung des kürzlich verstorbenen Epikers Marcel Proust veröffentlichte Léon Pierre Quiet. Ein neuer Aufsatz von Elie Faure betitelt sich „Réflexions sur le génie grec". Über den Aufschwung Litauens berichtet Graf Pozor. Dem Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft widmete Paul Louis eine ausführliche Betrachtung. Robert de Souza veröffentlichte ein Gedicht: „Parsifal, le nouvel". „Le Monde nouveau" bringt in jeder Nummer Beiträge über Kolonialprobleme, die der Beachtung wert sind. — „La Revue critique des idées

des livres" veröffentlichte in den letzten Nummern eine ichtige Studie von Robert Lejeune, „Le catholicisme la littérature", die programmatische Bedeutung hat; ner eine Arbeit von M. de Roux, „L'actualité de Lamenis", sowie von Pierre du Colombier eine Studie über lthasar Neumann. Anläßlich des Kampfes über das ueste Buch von Barrès erschienen auch hier programmahe Betrachtungen über den Katholizismus von Robert jeune; Xavier de Courville schrieb über das Volksater. — In „La Revue de Genève" veröffentlichte Felix rtaux ein Charakterbild von André Gide. Daniel léon schrieb über die religiösen Probleme in Frankreich d G. de Reynold über „La commission internationale coopération intellectuelle". — „La nouvelle revue nçaise" eröffnete die letzte Nummer mit einem kurzen chruf auf Marcel Proust von Jacques Rivière. In nselben Heft aus der gleichen Feder eine Charakteristik jungen Schriftstellers Alain Fournier, von dem agmente aus einem neuen Roman „Colombe Blanchet" chienen. Von François Mauriac beginnt ein neuer man zu erscheinen: „Le fleuve de feu". — Die Zeitrift der literarischen Avantgarde „La revue" veröffentte im Dezemberheft „La Tragédie No. 3" von Canudo, ur Thomas Morus utopiste" von Robert Lévy, „Deux ites populaires russes" von Hans von Holstein, und né Ghil, „Le grand XIX siècle" von Gaston Sauvelois, neues Gedicht „Vacances" von André Spirefavin, rarische Berichte von Marcello Fabri, Marcel Millet, neeberger und E. Girane. Als Anmerkung erschien hier e Zurückweisung der Angriffe von Jean Maxe, „L'abbaye e Bolchivisme". — Das Literaturblatt der Jugend von ntpellier „L'âne d'or" veröffentlichte in den letzten ten: Eugène Causse, „Cataclysmes littéraires"; André laire, „Les deux littératures"; Paul Arnaud, „Flaut, peintre de l'ennui"; A. Vialles, „De l'esthétique s les mouvements populaires"; Ernest Labatut, „Un n littéraire de 1868 jusque 1884"; J. Ferty, „Contriion à l'étude du théâtre contemporain" sowie Skizzen Paul Arnaud, M. Chairet, R. Harlaire u. a. — s Images de Paris" veröffentlichten eine bedeutungse „poétique du vers libre" von Robert Boudry, int-Denis ou les rois en Exil" von Gabriel Ursin ngé, sowie Holzschnitte von Henri Boulage, Maurice iset, Robert Mortier u. a.

Otto Grautoff

Belgischer Brief

uch in Belgien hat die rückläufige Bewegung eingesetzt. Wo drei Jahre lang eine fröhliche Kraftanspannung, Sich-zur-Geltung bringen neuer Gedanken, Werke und sönlichkeiten geherrscht hatte, macht sich nun eine Gleichigkeit breit, die den Schaffenden lähmend in die Arme . Zahlreiche Zeitschriften der Jüngeren sind nach kurzem, em Bemühen eingegangen. P. Colin hat die Herausgabe r Monatsschrift „Europe" zwar seit langem angekündigt, von dieser Ankündigung war im „Lit. Echo" bereits Melg gemacht, aber zur Verwirklichung sind seine Vorbereien erst jetzt gediehen. Die Zeitschrift ist ab Februar ernen, nicht in Brüssel, sondern in Paris bei F. Rieder o. Sie will entsprechend der Richtung der eingegange„Art libre" ein internationales Verbindungsorgan sein hat sich unter Deutschen die Mitarbeit von C. Stern, Kasimir Edschmid, Fr. Werfel gesichert. Kritiker spre heute von einem Zusammenbruch der intellektuellen fte; was Flandern angeht, so hat die Zeitschrift „Vlaam- Arbeid" sogar eine Rundfrage über die möglichen Uren „des heutigen literarischen Darniederliegens" veranet. Schreiber von Büchern sind zwar genug vorhanden auch das Niveau ist im allgemeinen nicht schlecht; aber ehlt an leitenden, zum Tragen der Verantwortung hingenden Persönlichkeiten. Auch Roger Avermaete, der ienstvolle Leiter des Lumière-Verlags, Antwerpen, der r seinen Berufsgenossen unermüdlich Anregungen ausstreut, vermag in seinem witzig geschriebenen Einakter „Quand les enfants se battent" nur eben eine Satire des heutigen europäischen Menschheitselends zu geben. Wohin er zielt, wird weniger durch das Stück als durch den Namen dessen gekennzeichnet, der — Henri Barbusse — dem Stück eine Vorrede schrieb. Man ist ohnmächtig; nur das Vermögen des Spottens und Verlachens bleibt übrig.

Daß die belgischen Schriftsteller an und für sich tätig sind, geht aus einigen Neuveröffentlichungen hervor, die bereits erschienen oder erst angekündigt sind. Karel van den Oever kündigt ein phantastisches Prosabuch „Het roode Paard" an, das ein Vorläufer für den gleichfalls angekündigten Gedichtband „Het open Luik" und den Roman „Het invendig leven van Paul" darstellen soll. Karel van de Woestyne, der an Rilkes feine Wort- und Empfindungsverästelungen gemahnende Lyriker, wird mit einem neuen Gedichtbande „God an Zee", mit einem Roman „De weezen van den hemel" und einem Bande Kritiken herauskommen. Der in Deutschland wohlbekannte Felix Timmermans hat ein beschauliches Geschichtchen in der Art der Jungfer-Symforosa-Legende beendet und beginnt mit dessen Veröffentlichung unter dem Titel „De Pastoor uit den bloeijenden Wingaerdt des Heeren" soeben in der holländischen „Nieuwe Gids"-Zeitschrift. Frank van den Wyngaert kündigt die Veröffentlichung eines Spiels von „mittelalterlichem Mysterium und neuzeitlicher Schlußfolgerung" „De Schuld" an. Karel de Winter hat sich mit einer Strophenschöpfung „Pan", worin auf heidnische Weise und unter Anwendung renaissancistischer Sinnbildfiguren die Lebensfreude schlechthin verherrlicht wird, neben den Holländer Gorter und dessen Gedicht „Mai" gestellt.

Die Zuweisung des jährlichen Staatspreises für flämische Literatur an Felix Timmermans hat Veranlassung zur Abhaltung eines Ehrentags für den Dichter in seinem Wohnorte, dem Städtchen Lier, gegeben, der auf echt pallieterhafte Weise mit Tafeleien, Heilstrünken, Umzügen und Feuerwerk vonstatten ging. Herman Teirlinck sagte in seiner Ansprache u. a.: „Du hast uns über die Literatur hinweggeholfen. Ich bin das Opfer der Literatur. Dein Werk ist volkstümlich. Du bist Fleisch von des Volkes Fleisch. Ich seh dich dahinschreiten mit deinem Fangnetz unterm Arm, worin du deine Früchte pflücken gehst: die Früchte der schönen flämischen Worte von den Lippen deiner Menschen."

Nicht weniger überschwenglich wurde am 10. Dezember 1922 in Antwerpen der auch in Deutschland bekannte Lyriker und Kunstforscher Pol de Mont zu seinem 65. Geburtstage gefeiert. Seine Lyrik hält sich an das Gefühls- und Formenschema eines Hoffmann von Fallersleben; seine kritischen Bücher, vor allem der Band „Koppen en Busten", sind für das Studium der beiden letzten literarischen Generationen in Flandern wertvoll.

Ein empfindlicher Schlag ward dem flämischen Literaturleben dadurch zugefügt, daß der Nestor aller Schriftsteller, der fast zweiundachtzigjährige Pastor Hugo Verriest am 27. Oktober 1922 das Zeitliche segnete. Verriest trat zwar als aktiver Schriftsteller seit langem nicht mehr hervor; seine Auswirkung war deshalb nicht geringer; sie vollzog sich durch persönliche Berührung und mündliche Mitteilung. Aus einer Familie stammend, die dem Lande unter anderen den flämisch gesinnten Philologen an der löwenschen Hochschule Gustaaf Verriest geschenkt hatte, war er einer der Lieblingsschüler des Priesters und Lyrikers Guido Gezelle gewesen und vererbte dessen Gesinnung, Wortkunst und Menschlichkeit. Er übertrug diese Werteigenschaften vor allem auf Albrecht Rodenbach, den idealistischen Erwecker des flämischen Stammesgefühls in der Studentenschaft und Dichter des Gudrundramas, der freilich in der Blüte der Jahre starb. Außer einem Band Gedichte und Skizzen gab er die aus mündlichen Vorträgen entstandene Essayreihe „Twintig Vlaamsche Koppen" heraus.

In Antwerpen soll ein flämisches Literaturmuseum eingerichtet werden, dessen Kern aus dem großen Vorrat von Conscience-Dokumenten bestehen wird, die 1912 bei Gelegenheit des Conscience-Jubiläums zusammengebracht

worden waren. Das Museum soll eine vollständige Büchersammlung der führenden flämischen Schriftsteller seit dem Jahre 1830, wenn möglich in Erstausgaben, enthalten, dazu Handschriften, Skizzen, Briefe und alle Belege, die zur Kenntnis des Schriftstellers und seiner Werke beitragen können.

Erfindungslust und Unternehmergeist, die im literarischen Lager fehlen, werden reichlich aufgebracht unter den Bühnenleitern und Schauspielern. Wie seit vielen Jahren nicht hat in Brüssel, Lüttich, Antwerpen, Gent eine wohlgemeinte Experimentierlust eingesetzt. Brüssel besitzt unter seinen sechzehn Theatern, darunter drei flämischen, und seinen, von neun Rederyrergesellschaften betriebenen Liebhaberbühnen seit Jahresfrist das im „Lit. Echo" bereits mehrmals erwähnte, sich die Achtung immer weiterer Kreise erringende „Théâtre du marais". Obzwar die Einrichtung dieses Theaters und sein stilistisches Ziel nicht möglich gewesen wäre, ohne daß Copeau in Paris mit seinem „Théâtre du vieux colombier" Vorgängerarbeit geleistet hätte, muß man es dem Leiter, Jules Delacre, lassen, daß er bis heute noch keinerlei künstlerische Zugeständnisse gemacht hat und mit Vorstellungen von „Le Menteur" (Corneille), „Monsieur Badin" (Courteline), „Hymenée" (Gogol) usw. immer mehr Abonnenten um sein Theater gruppieren konnte. So daß der Satz seines Prospekts zurecht besteht: „Unser Erfolg gibt uns das schönste Schauspiel, welches besteht, dasjenige einer Idee, die vorwärts schreitet." In Antwerpen ist es der zielbewußte O. J. de Gruyter, dem die Führung des städtischen Theaters übertragen wurde und der hier mit Aufführungen moderner holländischer und flämischer Stücke zur Hebung des Geschmacks und der Theaterteilnahme beiträgt. Auch das Volksbühnenwesen läßt man sich mehr angelegen sein als früher. In Brüssel wurde auf Andringen J. Destrées von der sozialdemokratischen Partei das Théâtre du peuple gegründet, welches pädagogische Ziele verfolgt, die wohl freilich darauf hinauslaufen, unter der brüsseler Arbeiterbevölkerung Propaganda für die französische Sprache zu machen. Zur Hebung der Schauspielkunst in den Liebhabergesellschaften sind die alten, unter dem Namen „Landjuwel" bekannten Wettkämpfe wieder eingerichtet worden; das „Landjuwel" besteht in einem vom Könige gestifteten Ehrenbecher. Diesen gewann zum ersten Male eine Gesellschaft aus Aalst mit dem Stück „De Paus van Hagendonck" von Gaston Martens. Den alle drei Jahre zur Verteilung kommenden Ehrenpreis des Staats für das beste französische oder flämische Bühnenwerk in Höhe von 3000 Franks gewann Marguerite Duterme aus Brüssel, von der routinierte Stücke wie „Bastien le lâche" und „Le musée d'amour" sich bereits Bühnengeltung errangen.

Der Merkwürdigkeit halber sei noch auf das zunehmende Ansehen hingewiesen, das sich die Werke des Belgiers Maeterlinck in Japan erringen. Bewunderer des Dichters haben dort eine Vereinigung gebildet unter dem Titel „L'oiseau bleu". Verschiedene Werke wurden durch Kurihara ins Japanische übersetzt. Die genannte Vereinigung verbreitet Übersetzungen maeterlinckscher Werke und Abhandlungen über ihn kostenlos und in Massenauflagen.

Im Haag F. M. Huebner

Kurze Anzeigen

Dramatisches

Der Findling. Ein Spiel in drei Stücken. Mit Holzschnitten. Von Ernst Barlach. Berlin, Paul Cassirer. 77 S.

Der Weg des Dichters Ernst Barlach ist bisher mit einer unerhörten, mit einer geradezu unheimlichen Konsequenz verlaufen. Im „Toten Tag" der Schrei ins Dunkle, der Ruf nach dem Jenseitigen, das Greifen nach [illegible] — die Worte und Vorgänge hallen, unfaßbar, halbdu[illegible]. Im „Armen Vetter" das irre Suchen nach den Wesenh[illegible] die Scheidung in Diesseitsverhaftete und Jenseitssehn[illegible]tige — die Form zerrissen, zwiespältig, fortwährend [illegible] schlagend; eine Laterne in der Nacht kämpft mit dem D[illegible] erstrahlt hin und wieder in magischem Licht, kämpft verg[illegible]lich, wird verschlungen. In den „Echten Sedemunds" [illegible] Konterfei der Wirklichkeitswelt, auch hier noch die Mach[illegible] Rufes aus dem Dunkel, nun aber ist alles nicht mehr [illegible] dem Wege zu dem Rufer hin, sondern von ihm fort au[illegible] Flucht vor dem Unfaßbaren, dem Unsinnigen, dem Ph[illegible]tom; ein Schattentanz von Gescheiterten, Sehnsücht[illegible] Irren, Entgleisten, Verdorbenen, Verengten — Wort [illegible] Handlung der Wirklichkeit nahe und doch so gesteigert, [illegible] sie bizarr, grotesk, hohnvoll werden; Taglicht scheint [illegible] dem Ganzen zu liegen, aber es ist übergrelles Scheinwer[illegible] licht eines Geistes, der lachen möchte, aber nicht kann [illegible] Schmerz und Ekel und Haß und unerfüllter Hoffnung, [illegible] also nichts übrig bleibt, als die Geißel des Hohnes [illegible] schwingen und die Kleinstadtlemuren zu Paaren vor [illegible] herzutreiben. In dem Findling führt der Weg noch ein [illegible] weiter, noch tiefer hinab in die Not und das Elend der [illegible] auf die Landstraße, zu den „Ausgestoßenen" (denen [illegible] etwa gleichzeitig im Verlag Cassirer erschienene gra[illegible] Lithographienreihe des Bildners Barlach gilt). Und [illegible] „Spiel" ist nun eine Phantasmagorie des Grauenvo[illegible] der Armseligkeit, der Verlassenheit, der Narrheit und [illegible] Verbrechens, daß sich immer wieder das Herz dabei zu[illegible]menkrampft und stille zu stehen droht. Der Ekel an [illegible] Gegenwart setzt sich zu Tisch, das heißt in den stau[illegible] Chausseegraben, ein wenig geschützt durch einen Steinkl[illegible] windschirm, und erbricht sich vor unseren Augen. Der [illegible] im Wanst aber ist stärker als der Ekel. Er will leben. [illegible] so wird unter Würgen, Sich-Beschimpfen und Sich-Bei[illegible] das Fleisch der erschlagenen Zeit vor unseren Augen gefr[illegible] Zorn verwundet unbarmherzig mit seinen Sporen. [illegible] tanzt, um sich zu betäuben. Die Wonne der Unwürde [illegible] Schaugepränge der Schlechtigkeit, die Schwelgerei [illegible] Selbstbeschämung, der Genuß der Unschönheit — das [illegible] dieses Stück. Das scheint es auf den ersten Blick. Denn [illegible] Wunder geschieht: Zwei Ausgestoßene finden sich in [illegible] Ein Mädchenherz hat Erbarmen mit einem kranken kr[illegible] Kind. Der Mann überwindet sich, das Klümpchen Un[illegible] sein eigen zu heißen. Das Mädchen legt auf des Ki[illegible] grausame Gestalt die unschuldvollen Hände „gleichwie [illegible] die wehste Wunde der Welt". In der schwersten Not [illegible] schließen, während rund um sie herum die Ausgestoß[illegible] schimpfen, sich zerfleischen, ihren Bauch mit Aas füllen, [illegible] Liebende, zwei Gütige sich dazu, erste Hilfe zu bring[illegible] Heißen den kranken Findling ihren Sohn, und dieses Kin[illegible] aller Kind und Kindeskind, aller Schuld — und aller Schar[illegible] aller erbarmungslos entblößter Schaden — dieses Kind [illegible] als das Mädchen es auf seinen Arm hebt, leuchtend [illegible] Gott ist in die Welt geboren! Gott? Nein, es ist [illegible] ein glückliches Erdenkind. Das Leuchten des inneren Gl[illegible] ist seine Aureole. Im eigenen Innern ist das Elendskind [illegible] tränkt. Die Verachteten beugen sich vor dem Gott-Men[illegible]lichen, dem Mensch-Göttlichen:

> „Hell, Herz, und hoff,
> Das Wort ward Stoff,
> Und zur Gestalt erblühte seine Lichtgestalt.

Erblüht die Gewalt des Lichtes in diesem Drama [illegible] Gestalt, zur Gestalt eines unvergänglichen dichteri[illegible] Kunstwerkes? Ich wage nicht Nein zu sagen. Aber ich [illegible] auch nicht Ja zu antworten. Zu spät und zu zitternd [illegible] das Lichtlein der Hoffnung als sprachgeworden, als Wor[illegible] ihm auf. Denn was in den früheren Dramen Barlachs [illegible] manchesmal auffiel, das wird in diesem Findling durch [illegible] Ungeheure der Aufgabe offensichtlich: Barlach, der Dich[illegible] meistert das Material nicht mit derselben künstleri[illegible] Überlegenheit, der selben handwerklichen Selbstverständ[illegible]keit wie Barlach, der Bildner. Um des Außerordentlic[illegible] willen, das Gestalt werden soll, ist eine außergewöhn[illegible]

Sprache vonnöten. Eine Sprache, die voller Wucht und Wirklichkeit, voller Schwere und Schmutzigkeit ist und die doch jeden Verdacht, es handle sich um Naturalismus, um Tatsächlichkeit statt um ein Ideenspiel von vornherein abwehrt. Barlach hat auch als Dichter das unbeirrbare Gefühl. Aber er hat mit dem spröden Wortmaterial nicht in derselben Ausgiebigkeit gerungen wie mit dem Material seiner Plastiken, dem Holz. So gelingt ihm als Wortbildner — aus seinem Gefühl heraus — das Große unfehlbar; das Kleine, das Einzelne aber gerät — aus Mangel an handwerklicher Sicherheit, an Vertrautheit durch jahrelange Schulung — vielfach daneben. Wie in dem Findling Stabreim und Assonanz verwandt werden, die Prosa zum Vers übergeht, der Reim sich zwanglos einstellt, das ist im Grundgefühl durchaus richtig, im einzelnen vielfach geglückt. Aber auch vielfach in der Ausführung daneben geraten. Barlach krampft, kratzt, drückt. Er überlädt, übertrumpft. Er führt manchesmal ein richtiges Prinzip nur äußerlich — also falsch — durch. Er ist im Sprachlichen ohne die Sicherheit und Klarheit der Materialbehandlung, die für seine Plastiken zwar auch nicht das Entscheidende ist — denn das liegt in der Formwerdung der Intuition — sie aber doch als Kunstwerke zur Vollkommenheit werden läßt. Zu jener Vollkommenheit, die mit der einmaligen Kraftorganisation Ernst Barlach uns gegeben ist. Daß diese Vollkommenheit dem Findling fehlt, es soll ebensowenig verschwiegen werden, wie nicht unbetont bleiben soll: dieses Spiel in drei Stücken ist als dramatische Gesamtschöpfung das Werk nicht eines auch dichtenden, sondern eines auch dichterischen Genies.

Frankenhorst (Mecklenburg) Hans Franck

Mörder und Träumer. Drei szenische Dichtungen. Von Alfred Wolfenstein. Berlin 1923, Verlag Die Schmiede. 58 Seiten.

Der Mann. Szenische Dichtungen. Von Alfred Wolfenstein. Mit einer Zeichnung von Gustav Henselmann. Freiburg (Baden) 1922, Walter Heinrich. Schnitter-Bücher: Die hohe Reihe. 72 S.

Ein Thema erklingt, sinkt unter, taucht unverändert auf, versinkt, taucht wieder auf, wird abgewandelt, umgekehrt, herausgeschrien, gehaucht, verzerrt, verklärt. Dieses Thema: Wir aber sind nicht, sind wir nicht ganz." Aus der Zerrissenheit sind alle szenischen Dichtungen Alfred Wolfensteins, die in den obengenannten beiden Büchern vereinigt sind, hervorgegangen. Er weiß um unser Nicht-ganz-Sein. In ihm lebt und brennt der Schmerz um unser Nicht-Sein. Aber dieser Schmerz reißt ihn nicht zur Verzweiflung hinab. Die Hoffnung lodert: Wir müssen ganze Menschen werden. Die Erfüllung der Ganzheit oder doch einer größeren Ganzheit als sie in der Gegenwart durch Menschen verkörpert ist, wird uns gelingen. Denn in vielen schon frißt der Schmerz, den hier ein Überwacher aus gleichfalls nur zu sehr wachen, zu sehr um sich wissenden Gestalten sprechen läßt; in manchem bereits ist Wille zum Darüberhinweg. Ist auch Hoffnung. Ist Ahnen, ja Erkenntnis des Weges. Dieser Weg aber heißt: Tat. Mit den Worten des Dichters:

> Doch Tat soll sein! nie genug getane
> Liebe! nie genug geliebte Schöpfung! nie genug
> Erschaffnes All! das zu Parteien sich zerschlug —
> Und Herz von Geist getragen wird als Fahne
> Entfaltet überall den Kampf durchdringen,
> Um flatternd in jedem nun Freiheit bedeutenden
> Jubelnd empfangenen, Freundschaft läutenden
> Gesetze golden mitzuschwingen!

Sind die szenischen Dichtungen Wolfensteins in diesem Sinne Tat? Oder richtet sie das eigene Wort? Sie sind nicht, weil sie nicht ganz sind? Für einzelne und für einzelnes innerhalb der Dichtungen wird allerdings dieses Nicht-ganz-sein zum Vernichtungsspruch. Die Gefahr der gewählten Form, weder den Bedingungen des Dramas noch denen der Lyrik genug zu tun, ist nicht immer vermieden. Auch ist manches, das Gestaltung sein müßte und möchte, Rhetorik, Wortfolge geblieben. An anderen Stellen und in anderen Gebilden aber schießt das Auseinanderstrebende zusammen. Die Teile durchdringen sich. Traum und Wirklichkeit, Individuation und Kosmos, Partei und Idee ergeben sich nach langem Wortkampf einander und es wird die Tat gezeugt, in die Welt geworfen. Die Tat, die Aufhebung der Vorläufigkeit, des Irrtums, des Unrechts am Übermenschlichen. Ob der Mörder wider den kaltherzigen Gespensterbruder steht, der sich an seinen Qualen weidet und ihn und sich auslöscht — ob der Dichter wider das Gedichtete ringt, um nach Kampf und Flucht in einer erbarmenden Tat den Weg zurückzufinden zu seinem Schaffen, in dem nun mehr Ganzheit, mehr Wirklichkeit ist, ohne daß Himmel und Sterne über ihm erlöschen — ob der Jüngling den Weg der Liebe durch Phantasmen sich bahnt, der Mann von der Gewaltsamkeit zur Duldung und Zartheit zurückfindet und im Nicht-Erzwingen tiefstes Tun leistet — ob Soldat und Aufrührer die Zerstörung im Tag nicht vermeiden können, damit über dem Tag die umfassende Idee leuchtet — es ist immer und überall das gleiche in diesen szenischen Dichtungen Alfred Wolfensteins. „Wir aber sind nicht, sind wir nicht ganz . . ." Darum: Tat soll sein! Liebe! Schöpfung! Allumfangen! Verbrüderung von Herz und Geist! Damit eine neue Welt werde, in der Freiheitverlangen das Gesetz nicht mehr vernichtet, Gesetze nicht mehr die Freiheit niederknütteln. Sondern Freundschaft von Mensch und Mensch, von Körperlichkeit und Seele, von Ding und Wesen das heut Auseinanderfallende wieder verbindet.

Daß die szenischen Dichtungen Alfred Wolfensteins von diesem leidenschaftlichen persönlichen Weltempfinden allüberall Zeugnis ablegen, ergibt ihre Bedeutung; daß dieses Empfinden zu oft in Worte auseinanderrinnt, statt dichterische Gestaltung, reine, eindeutige, ganze Form zu werden, ist ihre Begrenzung.

Frankenhorst (Mecklenburg) Hans Franck

Raumsturz. Dramatische Vision. Drei Akte. Von Fred Antoine Angermayer. Berlin 1922, Rar-Verlag. 68 S.

Unbegrenzte Phantastik in begrenzteste, sprachlich knappste georgkaiserische, überkaiserische Form zu zwängen — es könnte ein Werk von stoßender Gewalt ergeben. Ein Werk, das uns gerade durch den Widerstreit zwischen dem zu schrankenloser Entfaltung drängenden und dem dämmebauenden schöpferischen Willen mitrisse, den Atem versetzte. Vorausgesetzt: daß die phantastischen Elemente der Dichternatur so überstark, formgefährdend wären, daß sie zu ihrer Erhaltung und Auswirkung der gewaltsamen, rücksichtslosen Formabgrenzung bedürften und daß andererseits für die Härte, die Kargheit, die Verbissenheit der Form in dem Dichter selber Gegensatznotwendigkeiten vorhanden wären, die Berücksichtigung, die Erfüllung gebieterisch verlangten.

In Fred Antoine Angermayers „Raumsturz" trifft keine dieser beiden Voraussetzungen zu. Die Vision: literarische Idee, ästhetische Absicht, krampfhafte Vorstellung. Einem Erfinder ist, auf Grund übler persönlicher Jugenderfahrungen, der Mensch das Böse an sich, das es zu zerstören gilt. Er konstruiert einen Apparat, mit dem es möglich ist, den Raum zu vernichten und damit die Welt in ein Chaos zu verwandeln. Nach hin und her wogendem Kampf, in dem der Freund wider ihn steht, die Frau an seiner Seite sich vergeblich opfert, vollführt er sein Vernichtungwerk. Nach dem Untergang der Erde ringen der Erfinder und Gott — vom Hohngelächter Satans umbellt — im Chaos auf Tod und Leben weiter. Gott ist dem Menschen — diesem aufgegipfelten Menschen — nicht gewachsen. Vergeblich spricht er wider dessen Willen sein „Es werde Licht". Er stirbt ab, erlischt. Denn „Gott — ist — der — Menschgedanke" Der Erfinder („gotterlöst—angstentbunden—gutgeworden") träumt sich ins Nichts, gebiert sich dahin zurück, entdeckt sich. Das ist nicht farbige, lebendige, gewaltige Vision, die es sein möchte. Sondern ein farbloser, lebenleerer, expressionistelnder Ideenkarton. Die Form: literarische Note, Ausführung vorgefaßter Stilabsicht, kalt gemachte Kaiser-Übertrumpfung. So ergeben sich Gewaltsamkeiten, Krampfigkeiten, Lächerlichkeiten. Wie die Existenz der streitenden Völker zu Beginn des zweiten Aktes angedeutet, ihre Gärung auf Wortflaschen abgezogen, der Kampf zu Schlagworten und Phrasen ver-

flüchtigt wird, das ist nicht Kunst, sondern Unkunst, ist nicht von innen her sich ergebender Primitivismus, sondern künstliche Kindlichkeit, ja Kindischkeit. So hebt der zweite im (am?) „Mund der Erde" spielende Akt an: „Erster Wächter (tritt mit Posaune aus Ostturm auf Sprechbalustrade), Zweiter Wächter (tritt mit Posaune aus Westturm auf Sprechbalustrade), Dritter Wächter (tritt mit Posaune aus Südturm auf Sprechbalustrade), Vierter Wächter (tritt mit Posaune aus Nordturm auf Sprechbalustrade), Fünfter Wächter (tritt mit Posaune aus Zentralturm auf Sprechbalustrade)." Und wenn dann — nach einer weiteren endlosen Spielanweisung, in der Posaunen tönen, Menschen harmonisch wach werden, Feierlichkeit und Sonne das ihre tun, das Erwarten ins Ungemessene zu steigern — wenn dann nach Abgang der Wächter, der „Zentralturmsprecher", der große Überparteiische, „Arme ausbreitend nach allen Türmen" den Mund auftut, dann ertönt diese Plattitüde: „Unaussprechliche Schönheit, nach totem Schlaf — wieder Leben in euch!"

Es wäre von diesem Werk hier nicht in dieser Betontheit zu reden, wenn nicht Fred Antoine Angermayer — von marktschreierischer Reklame als das kommende Genie ausgerufen — sich mit seinen im gleichen Verlag erschienenen Sonetten „Das Blut", als ein unverkennbares, wahrheitmutiges Talent erwiesen hätte, wenn nicht in dem Elan des Danebenhauens, in der Verbissenheit, das wahrgeglaubte Falsche zu verfolgen, sich auch durch diese dramatische Vision Kraft manifestierte. Alles wird für Angermayer davon abhängen, ob sein Weg zur Selbstbesinnung oder zur weiteren Selbstaufgabe führt. Denn es ist kein Zweifel: das im „Raumsturz" sich zeigende Ich ist nicht das tatsächliche, sondern das nur vorgetäuschte, das nur gewollte Selbst des Dichters.

Frankenhorst (Mecklenburg) Hans Franck

Und dennoch! Geschichtliche Szenen 1806—1815. Von A. Steinitzer. Mit 18 ganzseitigen Illustrationen. München 1922, Friedrich Bassermann. 408 S.

„Form ist der höchste Inhalt" heißt es, mit der ihm eigenen lapidaren Weise, irgendwo bei Friedrich Hebbel. Man kann dies nur scheinbare Paradoxon den Deutschen nicht tief genug in die Hirne und die Herzen hämmern. Denn immer noch und immer wieder verfallen wir in den Fehler, den Inhalt der Kunst außerhalb der Form zu suchen und neben, ja über diese Stoff, Gehalt, Gesinnung zu stellen. Und doch ist höchster, bleibender, wertgebender Inhalt eines Kunstwerkes einzig und allein die besondere, einmalige persönliche Form, die das Gegenständliche umgestaltet hat zu einem lebendigen, kräfteerzeugenden Organismus. Natürlich Form im tiefsten, sublimsten Sinne verstanden. Also nicht als äußeren Schönklang, als mit Schulmeistermaßen kontrollierbaren Rhythmus. Sondern als Formung, als tausendfach verästeltes Endergebnis des inneren schöpferischen Prozesses.

Wäre Inhalt Inhalt in einem Kunstwerk — kaum ein gewichtigeres Drama würde seit Jahr und Tag auf dem deutschen Büchermarkt erschienen sein, als Alfred Steinitzers geschichtliche Szenen „Und dennoch". In seiner vierhundertseitigen Trilogie— „Der Zusammenbruch", „Die Erneuerung", „Die Befreiung" — ziehen die großen Gestalten aus den schmachvollen und erhebenden Jahren der napoleonischen Epoche unseres Vaterlandes mit einer Vollständigkeit vorüber, daß man sich immer wieder darauf besinnen muß, ein Drama, nicht ein Geschichtsrepertorium, in Händen zu halten. Und sich im Grunde genommen wundert, daß nur achtzehn — übrigens ausgezeichnete — Bilder der gekrönten Häupter, der deutschen Schwerthelden und Geisteshelden dem Buche beigegeben sind, nicht aber ein sorgsames Register, durch das man sich über die verwirrende Fülle der nur aufgegriffenen Gestalten, ihre patriotischen Anschauungen und ihre markantesten Aussprüche orientieren kann. Dazu ist das Stück mit vaterländischer Gesinnung, nationaler Tendenz und unmißdeutbaren Hinweisen auf das Geschick der Gegenwart überfrachtet. Wäre in einem Kunstwerk Inhalt Inhalt — —! Da aber Form Inhalt ist, so ist zu sagen, daß hier ein ungeheurer Aufwand schmählich vertan ist. Denn diese geschichtlichen Szenen ermangeln jeglicher inneren und äußeren Gestaltung. Sie häufen den Stoff, statt ihn zusammenzudrängen. Sie stellen Geschehenes unverbunden und ungeformt nebeneinander hin, ohne auch nur den leisesten, künstlerisch ernst zu nehmenden Versuch zu machen, das Übernommene durch eigenes Fühlen, eigene geistige Prägung aus der Sphäre der Erinnerung-Wirklichkeit hinaufzureißen in die des gegenwärtigen Erlebens. Selbst wenn man sich der höchsten Ansprüche dramatischer Formung begibt und sich auf die einer Mischform, des halb dramatischen geistgezeugten Dialogs, einstellt, bleibt das Endergebnis hinter den bescheidensten Erwartungen zurück. Denn es fehlt auch dafür die unumgängliche Voraussetzung: ungewöhnliche geistige Potenz, die mit der Möglichkeit das Recht gibt, das in Geschichtbüchern Aufgezeichnete zu nehmen und zum Zwecke **eindringlicherer** Wirkung erneut vor uns hinzustellen.

Denn — noch einmal mit Hebbels Worten —: „Stoff ist Aufgabe, Form ist Lösung." Zu dieser Lösung, der künstlerischen Bezwingung jenes Jahrzehnts deutscher Vergangenheit, das allerdings mit dem seit 1914 unheimliche Parallelität hat, zur Schaffung eines wahrhaften Kunstwerkinhaltes — finden sich in Steinitzers „Und dennoch!" nicht einmal Ansätze.

Frankenhorst (Mecklenburg) Hans Franck

Romane und Novellen

Amok. Novellen einer Leidenschaft. Von Stefan Zweig. Leipzig 1922, Insel-Verlag. 297 S.

Der zweite Ring eines Novellenkreises „Die Kette". Der erste Ring, „Erstes Erlebnis, Geschichten aus Kinderland", erzählt von Kindern, die gerade zum vollen Menschendasein erwachen, die von einem ersten ängstlichen Ahnen der geheimnisvollen Mächte der Geschlechtlichkeit erschüttert werden. Hier sind es nun Menschen auf der Höhe ihres Lebens, Menschen, denen ein Erlebnis, eine große Leidenschaft den Wendepunkt ihres Lebens — nach oben, nach unten — bringt. Die Titelnovelle „Amok": Den scheinbar nüchtern durchschnittlichen Kolonialarzt packt wie mit einem Schlage die Leidenschaft zu einer fremden Frau. Kühl abgewiesen sucht er sein Ziel mit unwürdigen Mitteln zu erreichen, fühlt sich schnell aufs tiefste gedemütigt. Nun der sturzhafte Ablauf dieses Lebens nach dem Höhepunkte der Leidenschaft. Er lebt nur noch im Dienste jener Frau; als er ihr in Schuld und Unheil verstricktes Leben nicht mehr zu retten wagt, gibt er das seine zum Einsatz, um ihre Ehre und — tragisch-groteske Überspitzung — ihren Leichnam vor Nachspürern zu bewahren. In diesem wilden Amoklauf endet er selbst. — „Phantastische Nacht": Ein reicher Nichtstuer und Sammler, schon fast des Lebens überdrüssig, begeht in einem leidenschaftserregten Moment in spielerischer Weise einen Diebstahl. Die Nacht verstrickt ihn immer tiefer in Gefühle, Ängste und Ahnungen von Menschen und Schichten, von denen er nie etwas gespürt oder gewußt und entläßt ihn als bereicherten Menschen, der des Lebens Fülle in jedem Augenblick zu durchkosten wissen will. — Diese Novellen sind nicht so lebensnah wie die des ersten Bandes, nicht so unmittelbar ergreifend; sie sind dem „Urerlebnis" ferner gerückt. Doch wird man sie nicht als reine Literaturerzeugnisse abtun: so rein ist die Stilkunst an jeder Stelle, so erlesen die Kunst des Zusammenfügens in jedem Stück und in dem ganzen Band, so wärmer spricht hier eine hundertfach gefilterte und deshalb um so höher zu bewertende Leidenschaft zu uns.

Charlottenburg Hans Joachim Homann

Das Flötenkonzert der Vernunft. Novellen. Von Heinrich Eduard Jacob. Berlin, Ernst Rowohlt. 202 S.

Flötenspiel und Vernunft bezeichnen in prägnanter Symbolik den weltanschaulichen Gegensatz zwischen Robespierre, der die Vernunft auf den entgötterten Altar bei

— und Arthur Schopenhauer, dem „Quietisten", der, wie überliefert wird, gern die Flöte blies. Diese alte Antithese (schon Plato kannte sie, als er zwischen Menschen des „aktiven" und des „kontemplativen" Lebens schied) ist in neuester Zeit durch einen berühmten literarischen Bruderkampf so zugespitzt worden, daß es schien, als gäbe es keine Vereinigung des vernunftgegründeten, fortschrittgläubigen, tatfordernden Prinzips mit dem Grundsatz der Beharrung und der streitlosen musischen Beschaulichkeit. Heinrich Eduard Jacob hat es in seiner neuen Novellensammlung gewagt, diese unmöglich scheinende Synthese dennoch durchzudenken — und vielleicht schwebte ihm bei der Titelgebung seines Werkes jener Preußenkönig vor, dem bei einer tiefwurzelnden Vorliebe für Voltairesche Vernunftsphilosophie die Flöte liebstes Erholungsmittel war. Jedenfalls hat sich Jacob mit diesem Wagnis wiederum — wie schon einmal — zum guten Repräsentanten einer Generation gemacht. Denn die Sehnsucht nach dem Frieden, aus der diese Novellen erwuchsen, ist ja das primäre Gefühl aller, die heute ernstlich Werte suchen; die tiefe Besonderheit der Jacobschen Novellen aber liegt in der Erkenntnis, daß nicht durch irgendein neues politisch-wirtschaftliches Programm dem Frieden gedient werden wird. Von der entgegengesetzten, von der geistigen Seite rollt Jacob das Problem auf: wenn man sich nicht mit der Unabänderlichkeit jener fundamentalen Antithese beruhigt, die heute mehr denn je den Herzschlag der europäischen Kultur lähmt; wenn man sich nicht mehr begnügt, den Gegensatz von „Macht und Geist" peinlich und fatalistisch auszubauen; wenn man (wie es in diesem Flötenkonzert geschieht), im ritterlichen Fürstentum, ja selbst in der politisch verseuchten Atmosphäre St. Helenas die Wurzeln und Ansätze einer humanitären und geistig-friedlichen Bildung findet, und andererseits in die Kulisse der „vernünftigen" Revolution von 1789 einen empfindenden und phantasievollen Träumer zu stellen wagt; wenn man also Europa, das kulturbedürftige Europa, davon überzeugen könnte, daß nur die Vermählung der Weltanschauungen, nicht ihre radikal antithetische Scheidung produktiv und fruchtbringend ist — dann, daran ist kein Zweifel, wäre der echte Friede gewonnen.

Dieser Idee also dienen Jacobs Novellen. Eine Idee liegt zugrunde, keine Tendenz; denn der tendenziöse Literat würde nie, wie der ideenfolgende Dichter, den Betrachtungspunkt beliebig wählen können; Tendenz ficht unentwegt auf einer Seite und macht sich weiter keine Skrupel und Sorgen; dem Dichter, der allen Gestalten Vater ist, können die Dinge so einfach nicht liegen. Jacob verdammt nur eins: die unbeschwerte, verständnislose Einseitigkeit, ob sie nun der eisenklirrende Kurfürst oder der Revolutionär mit der Jakobinermütze übt. — Geadelt wird das Werk durch eine ungewöhnliche Sprachkunst, deren Wirkung (um sie einmal pedantisch zu untersuchen) darauf beruht, daß niemals nur mitgeteilt wird, was geschieht, sondern statt Schilderung stets ein anschaulicher Vorgang in allen seinen Phasen ausgeführt wird.

Charlottenburg Ludwig Fürst

Der Hülenbauer. Roman. Von Hans Reyhing. Stuttgart, Strecker & Schröder. 240 S.

Die Handlung dieses Romans ist gleichgültig, denn sie ist uralt: hingebende Liebe, väterliches Verbot, Wankelmut des Liebhabers, Angst vor Schande, Eifersucht, Selbstmord — das sind die Stationen auf dem Leidensweg des Hülenvorle, den vor ihr schon so manche Romanheldin beschreiten mußte. Doch das würde noch nichts besagen, jede, auch die schlichteste Handlung ist willkommen, wenn nur lebendige, eigenartig gestaltete Menschen ihre Träger sind. Denn der Gang der äußeren Geschehnisse in einem Roman wird unwesentlich, sofern die Gestalten, unabhängig von dem, was sie erleben, nur durch ihre Menschlichkeit Anteil und Mit-Leiden erwecken. Jedoch Reyhing hat keine geschlossenen Persönlichkeiten gebildet; er hat sich damit begnügt, in zweckbewußt einseitiger Wesenszeichnung seine Figuren lediglich mit den Charaktereigenschaften auszustatten, die zur Motivierung der Fabel vonnöten sind. Und daher bleiben alle Personen tot, papieren, fremd. Reyhing hat nicht Menschen geformt, er hat nur eine recht alltägliche Geschichte erdacht. Freilich ließ er es sich nicht verdrießen, den Schauplatz dieses Geschichtchens, das schwäbische Bauerndorf, mit breitem Pinsel auszumalen, und vielleicht war diese Milieuschilderung ihm die Hauptsache. Indes nur eine besondere Einstellung zur Natur (das klassische Beispiel ist Stifters „Hochwald") ist die künstlerische Rechtfertigung dafür, wenn nicht die Menschen sondern die Umwelt den ersten Platz im Roman einnehmen — es sei denn, daß es notwendig werde, den Leser in einen neuen Stoffkreis einzuführen; was hier gewiß nicht der Fall ist.

Charlottenburg Ludwig Fürst

Schicksalstage deutscher Dichter. Ein Novellenkranz. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Rudolf Krauß. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbh., Oskar Beck. 382 S.

Achtzehn Schicksalstage deutscher Dichter werden von ebensovielen deutschen Schriftstellern der Gegenwart novellistisch abgehandelt. Rudolf Krauß zeichnet auf dem Titelblatt als Herausgeber und damit wohl auch als geistiger Vater dieses Unternehmens, das auf die große Konjunktur für Dichterdichtungen rechnet. Mehr als ein Konjunkturerzeugnis konnte aus der ganzen Anlage der Sammlung nicht herauskommen. Bestellte Arbeit mußte geleistet werden, und so anspruchsvoll der Herausgeber auch das Ziel gesteckt hatte, „Schicksalstage" und damit zugleich auch das Schicksalhafte des menschlich-künstlerischen Erlebens des dichterischen Einzeldaseins zu erfassen und zu gestalten, so ist doch in ganz überwiegendem Maße bloße Durchschnitts- und Unterdurchschnittsware geliefert worden, die kaum den üblichen Bedarf an biographischer Neugier und kulturhistorischer Liebhaberei befriedigt. Von innen heraus haben sich offenbar nur verschwindend wenige der Mitarbeiter zu ihrem Thema gefunden. Nur wenige Stücke sind als sympathisch und erfreulich aus diesem Dichterkranz herauszulösen, etwa Lilienfeins zarte Zeichnung des wahnsinnig aus der Fremde heimkehrenden Hölderlin, Karl Hans Strobls atmosphärisch gesättigte wiener Raimund-Studie oder Leo Sternbergs Grabbe-Phantasie. Andere, wie Reinhold Zenz, wenn er dem tragischen Geschick Heinrichs von Kleist nachstümpert, oder Ottomar Enking, wenn er uns mit breiter Behäbigkeit an das Sterbebett des Wandsbecker Boten zu führen wagt, bieten als Gegengewicht gegen aufsteigende Langeweile nur eine mit Unwillen gemischte Belustigung über das Mißverhältnis der dilettantischen Darstellung zu ihrem erlauchten Stoff. Achtzehnmal hat sich der Leser schicksalhaft einzustellen, und achtzehnmal wird ihm im Rahmen eines einzigen datenmäßig ganz bestimmten Tages das Schicksal eines Dichters — meistens das biographisch Ephemere desselben — verzapft. Das technische Schema bleibt dabei naturgemäß ermüdend gleichartig: Vorausliegende biographisch interessante Momente werden mit den immer gleichen Mitteln der Weißt-du-noch-Unterhaltungen, der versonnenen Erinnerungen oder Wachträume in den Bereich der datenmäßig festgelegten und begrenzten Darstellung gezogen, Vordeutungen auf Künftiges lesen sich zwischen den Zeilen —, man bekommt den faden Geschmack unserer Schulaufsatzerörterungen über die Wahl des „fruchtbarsten Moments" auf die Zunge. Wenn man dann fünf Dichter auf ihrem Totenbett oder gar im Sarge kennen gelernt, ebensoviele sich mehr oder weniger unglücklich verlieben gesehen hat, so erträgt man den Rest der Schicksalstage mit vorausschauender und schicksalhafter Ergebung.

Halle a. d. S. Wolfgang Liepe

Clerambault. Geschichte eines freien Gewissens im Kriege. Von Romain Rolland. Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Stefan Zweig. Frankfurt a. M. 1922, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 333 S.

„Furchtbare Stunde, in der die große Woge durch die Tiefe menschlicher Herzen braust. Man glaubt sich frei, Herr

seines Denkens. Und man wird wider Willen fortgerissen. Ein dunkler Wille streitet gegen den eigenen Willen. Und da entdeckt man: was wirklich besteht, das bist nicht du, das ist jene unbekannte Kraft, deren Gesetze den ganzen menschlichen Ozean regieren." Diese Sätze stehen in einem der letzten Abschnitte des „Johann Christoph in Paris". Nur ein Dichter von der äußersten Sensibilität Rollands konnte den Zusammenbruch des europäischen Geistes mit so prophetischer Sicherheit vorausfühlen. Er, der in seinem großen Zeitroman im letzten Augenblick gewissermaßen das sterbende Europa in einem Spiegel aufgefangen hatte, der mit gläubiger Inbrunst an dem unvertilgbaren Ideal menschlicher Brüderlichkeit festhielt — dieser wahrhaft humane Mensch und Dichter wagte es zugleich, mit dem bangen, doch unbeirrbaren Blick skeptischer Erkenntnis die kommende Gefahr ins Auge zu fassen. Was sich ihm angekündigt hatte, ist nun längst hereingebrochen, und selbst Rolland ist es nicht leichthin gelungen, sich über die niederstürzend alles hinreißende Woge des Verhängnisses wiederum emporzukämpfen. Doch unter den ersten, die „über dem Getümmel" auf einem höheren Standort sich wiederfanden, war auch er. Und wie sein „Johann Christoph" mit daran hilft, das Wertvollste der alten Zeit hinüberzuretten in ein künftiges, besseres Europa, so ist Rolland selber heute einer der sehr wenigen weithin sichtbaren Führer in die Zukunft. Er hat das Schicksal des Weltkrieges kraft seiner mitleidend-helfenden Güte tausendfach in sich erlebt; er hat als mutiger Kämpfer gegen jedes Vorurteil und jede Verblendung sich die Freiheit des Gewissens bewahrt und so das Höchste geleistet, was von einem Menschen gefordert werden kann. So war er auch berufen, sein Erlebnis des Krieges zu verkünden als Beispiel und Zeugnis für die unbesiegbare Macht reiner Menschlichkeit. Das hat er in dem Buch von „Clerambault" nun getan. Und wenn er als Künstler auch eine gewisse Distanz zwischen sich selbst und seinem Helden peinlich einhält, so spürt man doch aus jeder Zeile dieses Werkes, das Rolland keineswegs als Roman betrachtet wissen will, sein höchst persönliches Bekenntnis. Die Handlung erscheint nur als ein dünner Seidenfaden, um den sich alles innere, wesentliche Erleben herumkristallisiert. Der erfolgreiche Schriftsteller Clerambault, der einem vagen, demokratischen Kosmopolitismus hingegeben ist, wird von seinem Temperament und seiner weichen, ein wenig schwächlichen Geistigkeit bei Ausbruch des Krieges der nationalistischen Massenpsychose hilflos ausgeliefert. Erst das Erleiden persönlichen Schmerzes löst in ihm die Fähigkeit zum inneren Kampfe aus, in dem sich sein unbeirrbarer Wahrheitswille schließlich, mühsam vorwärtstastend, zur Unabhängigkeit des Denkens durchringt. Als Bekenner und absichtsloser Verkünder seiner Wandlung zieht er sich den Haß des in kompakter Masse gegen ihn stehenden Chauvinismus zu und fällt als Märtyrer seiner endlich errungenen seelischen Selbständigkeit. Nicht dieses Einzelschicksal ist es, was uns hier zutiefst berührt, sondern der einsame Weg eines Menschen durch die Dunkelheit seiner Zeit und aus ihr hinaus, und das große, gütige, alle Zeitlichkeit überhöhende Bekenntnis des Dichters Rolland zu diesem Menschenschicksal. Auf jeder Seite seines reichen, an keinem Problem sich vorbeidrückenden Buches finden sich Sätze, die in der Erinnerung mit immer stärkerem Glanze aufleuchten. Rolland ist viel zu klug und zu tapfer, um vor der Wirklichkeit und ihrem Entsetzen das Auge zu schließen. Ein verbohrter Parteipazifist könnte ihn leicht des Pessimismus verdächtigen. Denn eine milde, verstehende Melancholie ist zwischen den Zeilen allenthalben spürbar, die vom Unverstande für Resignation genommen werden könnte. Doch dieser „Pessimismus" des furchtlosen Menschenerkenners Rolland bleibt durchaus zeitlich bedingt und begrenzt. Unter der Perspektive der Ewigkeit ist sein Buch die gläubige Offenbarung eines nicht leichtsinnigen, doch dafür immergültigen Optimismus. Das verbürgt schon der große hymnische Aufschwung seiner wundervoll klaren, verstandeshellen Diktion, die Stefan Zweig in kongenialem Deutsch vermittelt hat.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Ein Glas mit Goldfischen. Von Victor Auburti[n]. München 1922, Albert Langen. 179 S.

Es ist im Grunde unbillig, an eine Sammlung wie diese literarischen Maßstab anzulegen, doch ist es die Buchform, die dazu zwingt. Jeder der hier vereinigten „Goldfische" mag, wenn er unter dem Striche des Berliner Tageblattes „schwänzelt", zwischen Leitartikel und Tagesbericht seine unterhaltsame Mission erfüllen. Treten die kleinen Sachen aber im Rudel auf, so kann man nicht umhin, ihre innere Dürftigkeit festzustellen, die in zahmem Scherz, billiger Ironie und alltäglicher Satire eine nicht immer erreichte tiefere Bedeutung auszudrücken sucht; wenn für den Tag geschriebene Kulturkritik gewertet sein soll, so haben etwa die wiener Spaziergänge Daniel Spitzers durch interessantere Gegenden und zu weiteren Aussichten geführt. An Tatsächlichem sei berichtigt, daß Adolf Loos ke[in] Kunsthistoriker ist (als welcher er auf Seite 133 genannt wird) und gegen solche Bezeichnung ziemlich heftig reagieren dürfte; was ferner die ironische Bemerkung über das Heine-Denkmal in Hamburg anlangt — „justament in einer Stadt, die er nie geliebt, deren Wesen er mißverstanden und verspottet hat, weil seine Seele allem Kaufmännischen fremd war" — so läßt ihre psychologische Begründung auf Unkenntnis des Briefwechsels mit Rothschild schließen.

Wien — Herbert Joh. Holz

Die gute Madelaine und die arme Marie. Von Charles-Louis Philippe. Übersetzt von Hans Mardersteig. Mit 9 Holzschnitten von Franz Masereel. München, Kurt Wolff. 271 S.

Das Bein der Tiennette. Von Charles-Louis Philippe. Übersetzt von Annette Kolb. Mit 24 Holzschnitten von Franz Masereel. München, Kurt Wolff. 257 S.

Die zwei neuen Bände der Gesamtausgabe von Charles-Louis Philippes Werken sind ebenso gut gelungen wie der Bübü vom Montparnasse, den Camill Hoffmann vortrefflich verdeutschte. Die Übertragungen von Annette Kolb und Hans Mardersteig sind ausgezeichnet. Durch die schönen Holzschnitte von Masereel werden beide Bände besonders wertvoll. Der belgische Graphiker erscheint als eine dem Dichter kongeniale Natur. Auch er schenkt seine volle Sympathie den Armen, den Elenden, den Ausgestoßenen. Aus diesen Kreisen hat Charles-Louis Philippe seine Themen geholt. Seine Auffassung und Darstellung ist weit entfernt von derjenigen von Henri Barbusse und seinesgleichen. Er war nicht erfüllt von einer dunklen und verschwommenen Liebe zu den Menschen und predigte nicht den Glauben an die Güte der Menschen, sondern sah in ihnen nur Gestalten, die wie andere der epischen Verarbeitung wert sind. Er zeigt in seinen Skizzen und Novelletten ihr Innenleben, ihre Problematik und ihr Schicksal. Mit welcher behutsamen Zartheit er die Seelen der Armen entblättert und den innersten Kern bloßlegt, zeigt das köstliche kleine Dankgebet der Aline. Nicht nur in dieser stillen Geschichte einer Jugendliebe klingt als Grundton eine tiefe und sanfte Melancholie. In allen Geschichten Charles-Louis Philippes bildet Melancholie den Unterton. In durchsichtig klarer Sprache entrollt er die Dramen seiner Gestalten und erweist sich gerade in den kleinsten, straff komponierten Skizzen als ein Dichter von Gottes Gnaden, den Elend und Armut zu früh gebrochen haben.

Berlin — Otto Grautoff

Maria Chapdelaine. Von Louis Hémon. Deutsch von Cornelia Bruns. Zürich, Rascher & Cie. 237 S.

Über diesen Roman habe ich im „Lit. Echo" bereits ausführlich berichtet und mehrfach darauf hingewiesen, daß das Buch in der französischen Originalausgabe einen außerordentlichen Erfolg gehabt hat. In drei Jahren ist dieses Erstlingswerk eines Autors, der inzwischen gestorben ist, in [?] 650 000 Exemplaren abgesetzt worden. Das ist ein Erfolg, der in der Weltliteratur wohl einzig dasteht, zumal der Roman weder aktuell politischen noch schlüpfrigen Charakter hat. Louis Hémon war ein Dichter von Rang. „Maria Chapdelaine

aine" ist ein ernstes, von tiefer Ethik durchglühtes Epos. Es ist daher höchst erfreulich, daß der züricher Verlag von Rascher & Cie. für das deutsche Sprachgebiet eine Ausgabe vorlegt, die von Cornelia Bruns sorgfältig übersetzt worden ist.

Berlin Otto Grautoff

Lazarine. Von Paul Bourget. Deutsch von Berthold Fenigstein. Zürich, Amalthea-Verlag. 284 S.

Die gute Verdeutschung dieses Romans hilft über den Alterscharakter des Buches nicht hinfort. Paul Bourget wiederholt sich seit Jahren und läßt alle seine Bücher in einem müden Katholizismus ausklingen, der den Beifall des französischen Bürgertums von heute findet. Die Enge einer christlichen Orthodoxie vermag Deutschen nichts zu sagen. Es gibt lebensvollere Autoren in Frankreich als diesen müden Greis, dessen Stunde abgelaufen ist. Es lohnt sich kaum, den Inhalt des Buches zu skizzieren. Auch in diesem Roman hat Bourget, wie schon in seinen letzten Büchern, eine Liebesgeschichte mit religiösen Konflikten durchsetzt.

Berlin Otto Grautoff

Gobineaus wiederentdeckte Erzählung „Ermeline Firnis". Deutsch von Hans Pfeifer. Mit Zeichnungen von Ludwig Kaiser. Basel, Rhein-Verlag. 99 S.

Die Novelle trägt den Untertitel: Eine rührende Geschichte aus vergangenen Schiebertagen. Vielleicht wird sie dadurch einen buchhändlerischen Erfolg haben, aber ich kann mir nicht denken, daß der Verfasser mit dieser aktuellen Paraphrasierung seiner Arbeit einverstanden wäre. Außerdem werden die Käufer des Buches enttäuscht werden; denn es bietet keine Analogie zu dem Schiebertum unserer Zeit. Ob überhaupt Gobineau ein besonderer Gefallen getan wurde, die etwas dürftige Erzählung neu herauszugeben, erscheint mir zweifelhaft. Nicht alles Verschollene muß einmal wieder ans Licht gezogen werden. Peter Andreas Firnis ist ein Mann niederer Herkunft, der durch phantastische Abenteuer zu Geld kommt. Er verheiratet sich. Auf Befehl des Kaisers muß er seine verwachsene, blödsinnige Tochter dem Botschafter Graf Cabarot zur Frau geben. Sie stirbt nach der Hochzeitsnacht. Der Graf erbt das ganze Vermögen. Die Kraft des Dichters der Renaissance und des Verfassers über die Ungleichheit der Rassen tritt in dieser Geschichte nicht in Erscheinung.

Berlin Otto Grautoff

Stendhal, Gesammelte Werke. Novellen. 1. u. 2. Bd. München 1922, Georg Müller.

Stendhal. Von Wilhelm Weigand, Ebenda 1923.

Seit meiner Anzeige im „L. E." XXIV, 12 ist die Müllersche Stendhal-Ausgabe vollendet worden. Der erste Band der novellistischen Werke enthält die Erzählungen, deren Abfassung vor das Erscheinen von „Le Rouge et le Noir" fällt, mit der einen Ausnahme der Novelle „Mina von Wangel", deren erste Niederschrift aus dem Jahr 1829 und deren letzte Bearbeitung von 1832 stammt. Der zweite Novellenband vereinigt die nach dem genannten Roman, also von 1820 bis zum Tode Beyles, verfaßten kleineren Arbeiten. Zwei knapp skizzierte Romanentwürfe, der eine aus dem Jahr 1832, der andere etwa von 1840, sind beigefügt. Die Übersetzungen stammen von A. Schurig, F. Hessel, Franz Blei, O. von Gemmingen und M. von Musil. Blei gibt am Schlusse der beiden Bände je eine Bibliographie mit Angabe der sicher feststehenden oder gemutmaßten Abfassungszeiten der Novellen und des ersten Druckortes. Aufgenommen wurden auch die Fragment gebliebenen Geschichten und die Skizzen aus italienischen Chroniken, die die Unterlagen für neue Erzählungen bilden sollten und über die Oppeln-Bronikowski in der Stendhal-Ausgabe des Propyläen-Verlags erschöpfende Auskunft gibt. In der Gemeindebibliothek zu Grenoble lagern die 72 Bände der Stendhalschen Urschriften, und es ist wohl möglich, daß ein emsiger Forscher noch interessante Bruchstücke aus diesen schwer lesbaren Manuskripten hervorzuziehen verstehen könnte. Die bei Champion in Paris erschienene Monumentalausgabe und die beiden deutschen Gesamtausgaben genügen ebenfalls völlig, um ein Bild des lange Verkannten, seines Schaffens und Wesens zu zeichnen. Uns Deutschen wurde Stendhal eigentlich erst auf eine Anregung Nietzsches hin vor zwei Jahrzehnten näher zugeführt, und wenn heute auch bei uns die Stendhal-Literatur gewaltig angewachsen ist, so ist dies in der Hauptsache dem unermüdlichen Forschungseifer eines rastlosen Treiblattes zu verdanken: den Herren Wilhelm Weigand, Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Arthur Schurig.

Weigand schließt die Müllersche Ausgabe mit einer Stendhal-Biographie und einer Untersuchung seines Gesamtwerkes ab, die man kurzerhand als ein Meisterstück bezeichnen kann. Das Biographische ist in einem Einführungskapitel erledigt, die geistige Entwicklungsgeschichte nimmt den Hauptraum ein. Stendhal gehört einem Geschlecht von Übergangsmenschen an, die nach vorwiegend wissenschaftlicher Erziehung in der aufgewühlten Zeit der Revolution aufwuchsen und nun in kraftvollstem Mannesalter das Phänomen Napoleon und seine Auswirkungen als Handelnde oder Leidende erlebten. Dabei mußten die künstlerischen Neigungen natürlich zu kurz kommen. Aber es war ein Glück für Stendhal, daß den so Belasteten ein bestimmendes Schicksal nach Italien führte, also in ein Land ältester Kultur, das auch in seinem Niedergang noch an einem unvergänglichen Erbe zehrte. Wie Stendhal dieses Land und diese Kultur erlebte und wie der Niederschlag dieses Erlebens sich in seinen Schriften widerspiegelt, gewissermaßen als Frucht eines Seelenzustandes, der aus der Vergleichung mit anderen Kulturen lockende Anreize zieht, die schließlich zu einer Hauptquelle seiner Weltanschauung werden, das weiß Weigand ebenso geistreich und fein psychologisch, wie in dem Zusammentragen stofflicher Hinweise auch höchst unterhaltend zu schildern. Daß Weigand übrigens kein blinder Vergötterer Stendhals ist, zeigt er in dem Kapitel „Erotik und Ästhetik", dem das Buch „Über die Liebe" zugrunde liegt, das er keineswegs wie andere für ein Meisterwerk hält, sondern höchstens als „ein Beitrag zu der höheren Lebenskunst freier Seelen". Hoch schätzt er ihn als Romandichter, vor allem in seinen Hauptwerken „Rot und Schwarz" und der „Kartause", aber er hat doch auch hier kritische Einschränkungen. Stendhal gehört nicht zu den naiven Epikern, denen die Kunst gegeben ist, ihre Gestalten rein durch Handlungen zu zeichnen. Seine Menschen zergliedern unaufhörlich sich selbst, und dadurch wird die ganze Technik der Romane beeinflußt. Gemeinhin pflegt man Stendhal zu den Romantikern zu rechnen, aber der romantische Gefühlsmensch wird doch von einem ideologischen Denker überwacht, und als solcher überragt er zweifellos die meisten französischen Romantiker. Für seinen nüchternen Stil hat Weigand übrigens nicht die übliche Entschuldigung sachlicher Trockenheit, trotzdem hat er zweifellos recht, wenn er auch in den Schwächen des Dichters einen notwendigen Ausdruck seiner Natur sieht, und wenn er die Lektüre seines Werkes als Heilmittel empfiehlt „gegen Stimmungsduselei, verschwommene Symbolik, langfingerige Ästhetik, Sexualismus, Nervenkultus und wie die modernen Formen ästhetischer Erkrankung alle heißen mögen".

Berlin Fedor von Zobeltitz

Liebesabenteuer. Elf Erzählungen Von Stendhal. Übertragen von Franz Blei. Hannover, Paul Steegemann. 94 S.

Es handelt sich um einen Vorabdruck von elf Anekdoten aus den Büchern Rome, Naples et Florence, Promenades dans Rome, die später in die Stendhal-Gesamtausgabe Aufnahme finden werden, die Franz Blei zusammen mit Wilhelm Weigand herausgibt. Wem die große Ausgabe nicht zugänglich ist, dem sei dieser kleine, 90 Seiten umfassende Vorabdruck empfohlen.

Berlin Otto Grautoff

Höllenfahrt. Roman. Von Graf Alexej N. Tolstoi. Deutsch von Alexander Eliasberg. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 487 S.

Dieser Roman ist der erste Teil einer Trilogie, die den ganzen Verlauf der russischen Revolution schildern soll. Der

erste Teil gibt ein sehr anschauliches Bild der „intelligenten" Kreise Rußlands unmittelbar vor Kriegsausbruch und in den ersten Kriegsjahren bis zum Umsturz. Wer selbst in diesen Kreisen zuhause gewesen ist, hat oft das Gefühl, einen Schlüsselroman zu lesen, und ganz sicher haben zu einzelnen Gestalten Personen aus der nächsten Umgebung des Dichters Modell gesessen. Tolstoi bleibt aber nicht am einzelnen und Anekdotischen haften, sondern es ist ihm tatsächlich gelungen, ein Gesellschaftsbild großen Stils zu entwerfen, das auch den deutschen Leser fesseln muß, da es ihn vieles verstehen lehrt, was ihm während des Krieges und nach dem Kriege bei den Russen unbegreiflich schien. Ein endgültiges Urteil über das Werk wird natürlich erst möglich sein, wenn alle drei Teile abgeschlossen sind. Vorläufig hat man den Eindruck, es mit einem sehr ernsten Versuch eines starken dichterischen Talents zu tun zu haben, das bestrebt ist, sich mit den ungeheuren Ereignissen des „tragischen Jahrzehnts der russischen Geschichte" auseinanderzusetzen, den Ariadnefaden zu finden, der dem Suchenden den Weg weist aus dem Labyrinth von Blut und Tränen, Hoffnung und Verzweiflung.

Leipzig Arthur Luther

Literaturwissenschaftliches

Herder, Novalis und Kleist. Studien über die Entwicklung des Todesproblems in Denken und Dichten vom Sturm und Drang zur Romantik. Von Rudolf Unger. (Deutsche Forschungen, hrsg. von Friedrich Panzer und Julius Petersen, Heft 9.) Frankfurt a. M. 1922, Verlag von Moritz Diesterweg. 188 S.

Dieser Schrift kommt ungewöhnliche Bedeutung zu. Sie vermag den nicht ganz zu Unrecht erschütterten Glauben an die philologische Methode in der Literaturforschung wieder herzustellen. Sie adelt diese Methode, indem sie sie in höheren Dienst stellt, und zu einem Mittel geistesgeschichtlicher Erkenntnis macht.

Man müßte weit und wahrscheinlich vergeblich suchen, um eine Nutzbarmachung rein philologischer Untersuchung ausfindig zu machen, die sich dem an die Seite stellen läßt, was Unger hier zur Aufhellung der Einwirkung Herderscher Gedanken auf Novalis und im Zusammenhang damit zur endgültigen Datierung der „Hymnen an die Nacht" (nicht vor zweite Hälfte des September 1799; wahrscheinlich auch nicht viel später) leistet. Er überzeugt. Er tut es auf eine Weise, die das methodische Spiel und die Verkettung der Beweisglieder zu einer geistig aufregenden Angelegenheit macht. Es ist als würde philologisch Prozeß geführt. Zugleich werden damit einer nicht willkürlichen, von jedem Persönlichkeitsgutbefinden gelösten, geschichtlich objektiven Kritik Möglichkeiten eröffnet, von denen man bislang kaum etwas wußte. Wer Ungers Schrift recht in sich aufgenommen hat, wenigstens in ihren ersten Teilen (die Ausführungen zu Kleist besitzen für mich weniger Überzeugungskraft, sind auch methodologisch uninteressanter) wird sich neue und wesenhafte Vorstellungen von dichterischer Intuition machen und in dem Genie weniger die Ausnahmeerscheinung als die Gemeinsamkeitserfüllung sehen. Weit über ihr Thema hinaus wird Ungers Schrift eindrucksvoll.

Man kennt den Ausspruch von Wilhelm Scherer, den Erich Schmidt gelegentlich übermittelte: „Bewähren sich meine Faust-Forschungen nicht, so ist die gesamte philologische Methode hinfällig." Die Art und Weise, wie Unger diese Methode handhabt, ist Appell an neuen Gerichtsbeschluß. Er wird nicht nur zu Freisprechung, sondern auch zu Wiedereinsetzung in Amt und Würden führen.

Und diese Methode **dient**. Sie ist in Ungers subtilen und advokatorisch geführten Untersuchungen niemals Selbstzweck, der entscheidende Gesichtspunkt, die geistesgeschichtliche Entwicklung zu ergründen, ist nirgends aus dem Auge gelassen, ist allein wegbestimmend. Man liest diese Ungerschen Ausführungen und sieht die Herder, Novalis, Schleiermacher, Kleist wie Inseln im Strom. Und eben der Strom, und was er an lebendiger Kraft mit sich führt und wieweit er Himmel spiegelt, ist's allein, worauf es ankommt. Mit den Billigkeiten teleologischer Geschichtsauffassung hat das nichts zu tun; der Strom nimmt zeitlich Richtung, aber er hat kein Ziel; un doch ist in dieser geistesgeschichtlichen Betrachtung auch Ethisches wirksam. Es ist etwas in ihr von Persönlichk erlösung in Gemeinschaftsbewußtsein. Man übersieht den einzelnen Blüten nicht mehr den Mutterboden. dieser Ungerschen Betrachtungsweise wird das Genie etwas Organischem.

Berlin Ernst Heilborn

Verschiedenes

Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Stählin. Band I. Stuttg Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 438 S.

Der Wunsch nach einer auf den originalen Quel und der eigenen russischen Literatur beruhenden Dar stellung des Gesamtablaufs der russischen Geschichte vielfach bei uns laut geworden, weil ja nur die wenig die Möglichkeit besitzen, sich direkt mit diesem Gegen vertraut zu machen. Daß das aber aus praktischen Grün notwendig sei, wurde allgemein empfunden. Denn so auch die durch den Umsturz eingetretene Veränderu reichen mag, einfach abgerissen ist die Tradition doch nic und selbst der fanatischste Bolschewist kann nicht sich wegsetzen über alle die Bindungen, die dem russischen Ge meinwesen die Erlebnisse der Vergangenheit auferleg Deshalb ist wie für alle anderen Staaten auch für das he Rußland die Kenntnis seiner Geschichte unentbehrliche V aussetzung des Verständnisses. Das ist der Gedanke, d Stählin an sein Werk hat herantreten lassen.

Es soll zwei Bände umfassen; bisher liegt nur d erste vor, der bis zur Geburt Peters des Großen rei Er behandelt also die Zeit, in der Rußland noch so gut außerhalb des europäischen Geschehens steht. Der Sieges zug Moskaus, der allmähliche Aufstieg der Großfürsten Alleinherrschern der russischen Erde trotz aller Rückschl und aller von außen wie von innen sich erhebenden Hem nisse ist der Inhalt des Buches. Die politische Geschichte das Rückgrat, aber Stählin beschränkt sich nicht auf sondern hält seinen Blick auf die Gesamtheit des russisch Lebens gerichtet.

So interessant diese Zeit der Überwindung des Kl fürstentums durch den großstaatlichen Gedanken auch kann man sich doch des Bedenkens nicht entschlagen, die vom Verfasser gewählte Stoffeinteilung nicht g glücklich ist. Diesen Jahrhunderten des Werdens wird gleiche Raum zugebilligt wie der Blütezeit russischer Ma Infolgedessen verliert sich die Darstellung manchmal Einzelheiten, die von dem hier doch allein entscheiden Standpunkt der Gesamtentwicklung nur untergeord Bedeutung besitzen. Der Verfasser hat sich dabei offen durch die Erwägung leiten lassen, hier besonders viel U bekanntes erzählen zu können, aber dem Leser wird dad das Erfassen der großen Linien etwas erschwert. Und d noch eins, was die Lektüre nicht erleichtert und was vielle im zweiten Band berücksichtigt werden kann: der Ve fasser liebt es, für die Institutionen usw. die russischen B zeichnungen anzuwenden; er hat sie zwar stets bei der er Erwähnung in ihrer Bedeutung erklärt, dennoch kann mir denken, daß viele Leser, die mit den Dingen nicht leben wie er und denen diese Ausdrücke völlig fremd bei ihrem späteren Wiederkehren sie mißverstehen o verwechseln werden.

Es wäre sehr schön, wenn es diesem Buch anders gi als so vielen ersten Bänden und Stählin die Schilder der inneren und äußeren Entwicklung Rußlands in Zeit seiner Großmachtstellung dieser Jugendgeschichte russischen Staates bald folgen ließe.

Heidelberg Wolfgang Windelban

Die Aufzeichnungen von John Woolman. Aus Zeit der Sklavenbefreiung. Übertragen und eingele von Alfons Paquet. Berlin, Quäkerverlag. 184 S.

Den Amerikanern gilt Woolmans Schrift als würdige Seitenstück und zugleich als der Gegensatz zu

uns berühmteren Autobiographie Benjamin Franklins. diese das Buch des praktischen, seines Weges und Zieles stets bewußten, weltlich klugen, dabei auf respektability erlich nach innen, aber vor allem doch nach außen be-)ten Emporkömmlings, so hat John Woolman mit dem n nichts zu tun. Er hatte förmlich Angst vor seinen tlichen Gaben, Wohlstand war ihm Versuchung, die eit des einzelnen, Handel und Industrie eines ganzen kes zwar notwendig, Gott wohlgefällig jene indes nur, eit sie das einfache, naturgemäße Leben sichert, diese eit sie es erleichtern, auf die Erzeugung und Verbreitung des Lebens Überfluß aber verzichten. „Hast und Eile en vom Geist dieser Welt heutzutage derart Besitz er- fen, daß die Kreatur vom Drange der Menschen, ihre chäfte immer rascher abzuwickeln und Reichtümer zu innen, laut aufstöhnt" (S. 168), so schreibt 1772 dieser erikaner, der sich „nicht frei fühlte", in England die rpost zu benutzen oder ihr auch nur seine Briefe zu geben, l sie um der Schnelligkeit willen menschliche Arbeitskraft sichtslos ausbeute. Darum ist seine Teilnahme an eren Dingen auch sehr gering: sehr wenig hören wir seinem Leben und seinen Schicksalen, ihm ist der Auf- nung nur wert, was er als Förderung des Gottes- es auf Erden und als seinen bescheidenen Anteil daran hen darf. Als Wanderprediger besuchte er die Ge- nden der Freunde in den Vereinigten Staaten, stets inneren Stimme lauschend, für Erfolge und Mißerfolge ch dankbar, denn auch sie werden von oben gesandt, nur die Schule, in der er das eine zu lernen hat, was ist: das Streben nach Einklang mit dem göttlichen len. Neben dem, was schon angedeutet ist, galt seine ptteilnahme der Bekämpfung der Sklavenhalterei er den Quäkern; hier war ihm der Erfolg beschieden, war er nur ein erster Schritt im Werke der Sklaven- eiung, so war er die notwendige Vorbereitung für die teren. Für die schlicht-eindringlichen, von unbedingter richtigkeit zeugenden Bekenntnisse dieses Stillen im de hat der Übersetzer die richtige Sprache gefunden; de heute werden ihm viele danken, daß er dies Denk- l eines ernsten, nicht sich selbst suchenden Menschen all- ein zugänglich gemacht hat.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

ockhaus, Handbuch des Wissens. In 4 Bänden. Sechste, gänzlich umgeänderte und wesentlich verbesserte Auflage von Brockhaus' kleinem Konversationslexikon. Mit 7500 Abbildungen und Karten im Text und auf 160 einfarbigen und 180 bunten Tafeln und Karten- seiten und mit 70 Übersichten und Zeittafeln. 3. Band, L bis R. Leipzig 1923, F. A. Brockhaus.

Nun liegt mit diesem 3. Band Dreiviertel des ge- tigen Werkes vor uns, und das letzte Viertel wird noch dieses Jahr in Aussicht gestellt. Von Laach bis Rzes- , von der am lieblichen Laacher See gelegenen Abtei, der die gewaltigen „Stimmen" der gelehrten Benedik- er Mönche über die Welt tönten, bis zum kleinen gali- hen Dorf, in das die polnischen Juden ihre Pferde zum rkt treiben, führt uns dieser Band geographisch über alle ße der Erde, die ihre Anfangsbuchstaben dem Alphabet ischen L und R entnehmen; und wie in der Geographie, so in allen Wissenschaften und Künsten eine schier unbegreif- e Vollständigkeit erreicht. Nur in der Architektur vermißt n schmerzlich einen Namen wie Friedrich Ostendorf, , eine der größten Hoffnungen der deutschen Baukunst, s durch den Krieg geraubt wurde. In der Literatur wird n nach keinem Namen vergeblich suchen. Selbst die dii norum gentium sind zu finden, geschweige denn die, so ein monumentum aere perennius sich berufen können. e Musik ist wieder ganz hervorragend behandelt. In einer gezeichneten Zeittafel erhält man eine Zusammen- ung der gesamten Musikgeschichte, in einer Übersicht den enwärtigen Spielplan der Opern und Operetten. Über Musikinstrumente des Altertums und der Naturvölker entiert eine Bildtafel, eine ebensolche über Notenschrift und Musiktheorie. Alle farbigen Reproduktionen machen der deutschen graphischen Industrie Ehre. Besonders hübsch sind die Tafeln Plakatkunst, auf deren einer auch der Ge- schmack der außerdeutschen Länder gezeigt wird. Dem Gegen- stand entsprechend subtil und zart sind die Abbildungen Porzellan, naturgetreu die der seltensten Postwertzeichen. Unter den Abbildungen sind noch hervorzuheben: Minia- turen, Münztafeln und besonders Landkarten. Diese machen einen Atlas, dessen Anschaffung heute unerschwinglich ist, fast überflüssig. Sie sind nach den neuesten politischen Konstellationen gezeichnet, wie überall die neueste Zeit berücksichtigt ist. Das beweist nicht nur der populär gehaltene, aber sehr instruktive Aufsatz über die Relativitätstheorie, sondern ist auch bei jeder einzelnen behandelten Materie festzustellen. Kurz und gut, das oft gedankenlos gebrauchte Wort „unentbehrlich", das als hohes Lob bereits den ersten beiden Bänden zuteil werden konnte, hier ist es wirklich am Platze. Ist erst der vierte Band erschienen, so kann man mit dem Gesamtwerk das Wissen und die Geschichte der ganzen Welt getrost nach Hause tragen.

Berlin — Fritz Carsten

Nachrichten

Todesnachrichten. Richard Wengraf ist am 11. Mai im achtundvierzigsten Lebensjahr in Wien gestorben. Er hat sich als Erzähler vorteilhaft bekannt gegeben, hat lange Zeit als Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" in Wien und als österreichischer Herausgeber der „Westermannschen Monatshefte" gewirkt und schließlich als Organisator des Rikola-Verlags wertvolle Dienste geleistet.

Wilhelm Schölermann ist nach einer Meldung vom 11. Mai im Alter von achtundfünfzig Jahren in Weimar gestorben. Er hat sich durch eigene Schriften zu Kunst- fragen wie durch Übersetzungen von Werken Emersons, Ruskins, Whitmans (Grashalme), Walter Paters bekannt- gegeben.

Frédéric Masson, ständiger Sekretär der französischen Akademie, ist nach einer Meldung vom 21. Februar im Alter von sechsundsiebzig Jahren in Paris gestorben. Er war zunächst Bibliothekar des Ministeriums des Aus- wärtigen, dann des Senats, später Bibliothekar und Se- kretär des Prinzen Napoleon geworden. Seine Bücher „Napoléon et les femmes", „Napoléon chez lui" usw. sind in sehr weite Kreise gedrungen. Seine Akademie- berichte über die alljährlich verteilten literarischen Preise haben immer einiges Aufsehen erregt, doch wurde sein literarisches Urteil ebenso wie seine historische Tätigkeit gerechten Zweifeln unterzogen.

Antonin Macek, der tschechische Dichter und Jour- nalist, ist am 23. Mai in Prag, einundfünfzigjährig, ge- storben. Neben einer umfassenden Tagesschriftstellerei, die er zuletzt in den Dienst der kommunistischen Partei stellte, hat er sich als Lyriker, Erzähler und Kunstreferent hervor- getan.

Der russische Historiker N. V. Jastzebow, der zuletzt an der tschechischen Universität in Prag tätig war, starb vierundfünfzigjährig am 22. Mai. Seine Untersuchungen zur Geschichte der Reformation in Böhmen werden hoch- geschätzt.

Auf einem Besuch in Abbazzia ist der tschechische Historiker Jan Heidler am 28. Mai plötzlich verschieden. Erst neununddreißigjährig hat Heidler, der vor zwei Jahren Professor der neuen Geschichte an der neugegründeten Universität in Bratislava (Preßburg) geworden war, Be- deutendes auf dem Gebiete der tschechischen politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts geschaffen.

Louis Leger, der Slawist des Collège de France, ist im April in Paris, achtzigjährig, gestorben.

* * *

Arno Holz sind zu seinem sechzigstem Geburtstag gewichtige Ehrungen zuteil geworden. Der preußische Ministerpräsident **Braun** sandte die Spende von einer Million: „Dem einzigartigen Dichter aufrüttelnder sozialer Form und Kampflieder, dem Bahnbrecher neuer dichterischer Ausdruckswege, dem kernigen ostpreußischen Landsmann.“ — Reichspräsident **Ebert** übersandte mit einer Ehrengabe von einer halben Million nachfolgendes Glückwunschschreiben:

„Sehr geehrter Herr Holz! Es ist mir eine besondere Freude, als Präsident des Deutschen Reiches, Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstage meine wärmsten Glückwünsche aussprechen zu können. Das deutsche Volk ehrt in Ihnen einen seiner stärksten künstlerischen Gestalter. Unsere schöne deutsche Muttersprache war Ihnen das unausschöpfliche Mittel, ihre unvergleichliche Gestaltungskraft das Werkzeug für die Erschaffung der neuen und kühnen Form, um die Sie die deutsche Dichtkunst bereichert haben. Aber der stärkste Antrieb für Ihr Lebenswerk war doch wohl die urwüchsige leidenschaftliche Liebe zur Kunst, die von frühester Jugend an in Ihnen lebendig ist und die Ihnen auch die Kraft gegeben hat, aller äußeren Hemmungen, von denen gerade Sie nicht verschont geblieben sind, immer wieder Herr zu werden. Ich wünsche Ihnen von Herzen noch eine Reihe von Jahren dichterischer Fruchtbarkeit und verbinde mit diesem Wunsche die Überreichung einer Ehrengabe, von der ich selbst am meisten bedauere, daß sie im Hinblick auf die wirtschaftlichen Nöte unseres Vaterlandes nicht größer sein kann. gez. Ebert.“

Unter den weiteren Bekundungen sind die des Magistrats der **Reichshauptstadt** und die des bremer **Goethe-Bundes** besonders hervorzuheben. In der Zuschrift des letzten heißt es:

„In herzlicher Verehrung für den deutschen Dichter, der im genialen Jugenddrang als erster zusammen mit seinem Freund Johannes Schlaf vor mehr als fünfunddreißig Jahren in die abgestandene Luft schwächlichen Epigonentums der sogenannten schönen deutschen Literatur den herben, reinigenden Sturm kräftigen Naturempfindens und freier deutscher Formung hineinblies, zugleich in herzlicher Bewunderung für den echt deutschen Mann, dessen eigenwilliger, unbezwinglicher Geist mehr als dreißig Jahre lang abseits von allen literarischen Mehrheitsströmungen und unbekümmert um literarische Hochkonjunkturen seinem persönlichen Ideal in mannigfacher Wandlung und stetig steigender Reife, ohne je der Masse Zugeständnisse zu machen, treu blieb, treu bis in die klare, kalte Luft der trotzigen Einsamkeit des beginnenden Alters hinein, tritt der Vorstand des Goethe-Bundes in Bremen, heute am Tage Ihres sechzigsten Geburtstages, vor Sie hin mit der Bitte, Ihnen dieses Gefühl mit Dank und Treugelöbnis aussprechen zu dürfen.“

Der königsberger **Goethe-Bund** ehrte Arno Holz durch eine Feier mit der bekannten Interpretin Else Beyer. Größere Geldgaben spendete der Goethe-Bund, die Vaterstadt Rastenburg, ein Verehrer von Arno Holz aus Lyck brachte eine beträchtliche Sammlung auf. — Deutsche in Milwaukee haben sich zu einer Spende für Arno Holz anläßlich seines sechzigsten Geburtstags zusammengetan. Die Anregung hierzu ging von dem Redakteur Heinrich Bartel der deutschen Zeitung „Vorwärts“ in Milwaukee aus, der auch dem Dichter die Spende übermittelte. Das Dankschreiben von Arno Holz wurde in dem „Vorwärts“ veröffentlicht.

Der Kunstrat der **Kleist-Stiftung** hat für das Jahr 1923 Alfred Döblin zum Vertrauensmann gewählt. Der Vorstand der Berliner Zweigstelle der deutschen Schiller-Stiftung hat an Stelle des verstorbenen Bürgermeisters Georg Reicke Fritz **Engel** gewählt.

Dem badischen Dichter Adam **Karillon**, der unlängst seinen siebzigsten Geburtstag feierte, ist von der **Schiller-Stiftung** der **Ehrenpreis** für das Jahr 1923 zuerkannt worden.

Der Stiftungsrat der **Johannes-Fastenrath**-[illegible] tung in Köln hat beschlossen, infolge der starken [illegible] wertung und der dadurch bewirkten Herabminderung [illegible] zur Verfügung stehenden Zinsen in diesem Jahre [illegible] einzige Ehrengabe zu verleihen, die der Schrift[illegible] Anselma **Heine** in Berlin zugesprochen worden ist. [illegible] haben vier kölner Schriftsteller je eine kleine Zu[illegible] erhalten.

Die **Martin-Bodmer-Stiftung** in Zürich [illegible] Fritz von Unruh eine Ehrengabe von vier Millionen [illegible] übermittelt.

Der **deutsche Rilke-Bund** hat dem jungen [illegible] Gerhart **Pohl** für sein Werk „Fragolfs Kreuzweg“ [illegible] lag Elena Gottschalk, Berlin) die diesjährige [illegible] des Melenberg-Fonds in Höhe von 150000 Mark [illegible] wiesen.

Der schlesische Dichter Willibald **Köhler** hat [illegible] Werk „Die Spiegelbrücke“ (Verlag Elena Gottschalk, [illegible] den **Eichendorff-Preis** für 1923 erhalten.

Die lateinische Dichtung von Hermann Weller [illegible] wangen) „**Europa**“ erhielt bei dem internationalen [illegible] bewerb für lateinische Poesie, den die **Akademie** [illegible] **Wissenschaften** zu **Amsterdam** für das Jahr 19[illegible] geschrieben hatte, die goldene Medaille.

Die **Schweizerische Schiller-Stiftung** hat [illegible] ersten Preis in Höhe von 2000 Franken Jakob Sch[illegible] für den Roman „Johannes“ erteilt. Tausend Fran[illegible] hielt Frau **Noëlle Roger** in Genf für den Roman [illegible] nouveau Déluge“, weitere Ehrengaben von 1000 Fr[illegible] wurden C. F. **Ramuz** in Lausanne, Frau Lisa **We**[illegible] in Delsberg und J. C. **Heer** in Stein a. Rh. zuer[illegible] Zur Förderung von Talenten wurden Dotationen [illegible] 500 Franken an Gertrud **Bürgi** in Clavadel, an die [illegible] Tessiner Guiseppe **Zoppi** in Broglio und Valen[illegible] bondio in Lugano angewiesen. Von dem Jahreser[illegible] wurden 5000 Franken für die diesjährige Büchersch[illegible] an die Mitglieder bestimmt. Der Stiftungsfonds [illegible] zur Zeit 224 586 Franken.

Auf der 27. Mitgliederversammlung des [illegible] bischen **Schiller-Vereins** erstattete der Vorsitzende [illegible] Vereins Geheimrat Professor Dr von Güntter den [illegible] bericht, demzufolge die Sammlungen des Schiller-Na[illegible] museums eine wertvolle Bereicherung durch den [illegible] rischen Nachlaß von Wilhelm **Hertz** erfahren haben. [illegible] Zugang von Handschriften für die Bibliothek des Na[illegible] museums betrug 4100 Nummern. Das Archiv besitzt [illegible] mehr 740 000 Handschriften, die Bildnissammlung [illegible] Nummern, die Bibliothek 14 300 Druckschriften. We[illegible] Hilfe ist dem Verein, zumal aus den Vereinigten St[illegible] zustatten gekommen.

Der **Preis Flaubert**, bestehend aus drei [illegible] preisen, deren erster für das gesamte Lebenswerk [illegible] Romanschriftstellers, deren zweiter für den Roman [illegible] jüngeren durch Phantasie ausgezeichneten Autors, [illegible] dritter für einen neuen Roman, in dem scharfe Be[illegible] tung hervortritt, bestimmt ist, wurde für das ge[illegible] Schaffen Pierre **Millet** (erster Einzelpreis), François [illegible] **Guerinière** und Jean **Viollis** (zweiter und [illegible] Einzelpreis) zuerkannt.

Pierre de **Nolhac**, hervorragend durch seine [illegible] zur Literatur der Renaissance sowie zur Literaturge[illegible] und Geschichte Ludwigs XIV., ist in die „Académie F[illegible] çaise“ aufgenommen worden.

In dem Preisausschreiben der **Univer**[illegible] **Heidelberg** für den Freiheitspreis werden die [illegible] Aufgaben gestellt: 1. Macht und Freiheit als Ziele [illegible] deutschen nationalen Bewegung von 1848. 2. Listen[illegible] system und Führerauslese. Zur Bewerbung ist jeder [illegible] Reichsangehörige zugelassen, der zur Zeit der Ab[illegible] seiner Arbeit als Studierender an der Universität He[illegible] berg immatrikuliert ist. Ablieferung der Arbeiten [illegible] 31. Juli 1924 beim Sekretariat der Universität. Ver[illegible] gung der Entscheidung des Preisgerichts bei der Jahres[illegible]

Universität am 22. November 1924. Für die Lösung
Preisaufgaben steht ein Betrag von insgesamt 300 000
:t, der bei fortschreitender Geldentwertung erhöht wird,
Verfügung.
Auf der diesjährigen Tagung der Goethe-Gesell-
ft durfte festgestellt werden, daß sich die Mitglieder-
vermehrt hat. Der Jahresbeitrag mußte von 500 Mark
10 000 Mark erhöht werden. Die geplante Zeitschrift
ı vorerst nicht erscheinen, ebenso müssen die für 1923
mmt gewesenen Publikationen aufgeschoben werden,
n aber im nächsten Jahr erscheinen. Darunter ein
strationswerk aus Dornburg und das Jahrbuch für
3/24.

* * *

Im Verlag von Rieder & Co., Paris, erscheint eine
ε Zeitschrift „Europe", als deren Herausgeber René
os und Paul Colin zeichnen und die bei breiter Be-
ichtigung der literarischen Produktion auch philoso-
chen, wissenschaftlichen und künstlerischen Problemen
Aufmerksamkeit zuwendet. Unter den Mitarbeitern
den Georges Duhamel, Romain Rolland, Charles Vil-
;, Léon Werth, Valéry-Larbaud, Elie Faure u. a. ge-
nt.

Der zweite Kongreß für Ästhetik und allge-
ne Kunstwissenschaft wird zu Anfang Oktober 1923
Halle in Verbindung mit der Kant-Gesellschaft ab-
lten werden. Die Vorträge werden in drei große
ppen zusammengefaßt werden: 1. Ästhetik und Philo-
ie der Kunst. 2. Psychologie und Psychopathologie des
stlerischen Schaffens. 3. Theorie der Einzelkünste. An-
en und Anmeldungen an den Schriftführer des Orts-
chusses Privatdozent Dr Wichmann, Halle a. S., Wil-
lstr. 22.

Die rheinische Literatur- und Buchwoche wird
diesem Jahr vom 29. September bis 14. Oktober in
neugeschaffenen kölner Ausstellungshallen abgehalten
den. Sie wird in eine planmäßige und eine Verleger-
tellung zerfallen. Der planmäßigen liegt die Einteilung
:unde: Rheinische Schriftsteller in Wort und Bild,
inische Tondichter, Rheinische Theaterkünstler, die
herei in Beruf und Haus. Lesungen rheinischer Dichter
wissenschaftliche Vorträge werden der Literaturwoche
egliedert werden. Geschäftsstelle im Verkehrsamt der
dt Köln, Rheingasse 6.

E. W. Fischer, Bielefeld, schreibt uns: Den Aus-
ıngen der Schriftleiterin des Verlages Bruns-Minden
der Aprilnummer des „Lit. Echo" stelle ich folgendes
:nüber:

Sowohl vor Beginn meines Rechtsstreites mit dem
lage Bruns wie während desselben hat mir die Ver-
leitung angeboten, meine Übersetzung von „Bouvard
Pécuchet" neu aufzulegen; ferner ersuchte sie mich
derholt, als verantwortlicher Herausgeber ihrer neuen
ıbert-Säkular-Ausgabe zu zeichnen. Alle diese Angebote
Verlages Bruns sind von mir oder meinem Rechts-
:ande abgelehnt worden.

Es ist den Lesern des „Lit. Echo" bekannt, daß meine
rsetzung von „Bouvard und Pécuchet" inzwischen in
kommen umgearbeiteter Form bei Kiepenheuer-Pots-
ı erschienen ist.

Frl. Huber gibt sich den Anschein, als habe sie über
ler meiner ersten, 1909 bei Bruns erschienenen Über-
ıng entscheiden können. Indessen habe ich die Irrtümer
Ungenauigkeiten dieser überhaupt ersten Übertragung
Werkes auf Schritt und Tritt in der Huberschen Arbeit
alte Bekannte begrüßen können. Einen kleinen Bruch-
etwa dreißig solcher Parallelstellen, habe ich bei der
aktion eingesandt und stelle sie gern allen Interessenten,
esondere Fräulein Huber, zur Verfügung.

Ich verzeihe es Frl. Huber, wenn sie Falsches meiner
rsetzung für richtig hielt. Bedauerlicher ist, daß sie,
d für die Problemstellung des Buches, Richtiges zu
igieren versuchte.

Hier eine entscheidende Stelle aus dem zehnten Kapitel des Romans: „Il y avait dans leur jardin des graterons et des muguets en fleur, ces rubiacées étaient sans calice."

In meiner Übersetzung von 1909: „In ihrem Garten gab es Klebekraut und blühenden Waldmeister; diese Rubiazeen waren ohne Kelch."

Bei Frl. Huber wird daraus: „Im Garten gab es Waldmeister und blühende Maiglöckchen; diese Rubiazeen hatten keinen Kelch."

Frl. Huber ahnte nicht, daß Maiglöckchen, auch wenn sie noch so prächtig blühen, niemals zu Rubiazeen werden können — es sei denn in einer Huberschen Übersetzung. Über ihrer Lexikonarbeit hatte sie Flauberts Jubelschrei in dem Briefe an die Nichte überhört (vgl. den Schluß meines Nachwortes in der Kiepenheuer-Ausgabe) und ging nun seelenlos an dem Problem dieser Stelle vorüber, mit dem Flaubert viele Stunden gerungen.

Im vorigen Jahre bat mich Edmond Bordage um ein Exemplar meiner Übersetzung von „Bouvard uud Pécuchet". Nach Empfang desselben schreibt mir der französische Gelehrte (datiert: Paris le 12 juin 1922, Sorbonne, Faculté des Sciences):

„Mes félicitations pour avoir compris que les Muguets dont il est question ici ne pouvaient être le Convallaria majalis L., qui est une Monocotylédone, une Liliacée = Asparaginée, et non une Rubiacée. Il s'agissait bien ici de l'Aspérule odorante (Asperula odorata L.), qui est réellement une Rubiacée, et que l'on nomme, en Normandie et dans d'autres provinces de la France, le „petit Muguet", tandis que le vrai Muguet (Convallaria majalis L.) est désigné sous le nom de „Muguet de Mai". — De même, vous avez parfaitement eu raison de traduire le mot „graterons" par „Klebe", puisque la Rubiacée à laquelle nous donnons ce nom vulgaire en France, est le Galium aparine L.; je puis vous certifier la chose. Vos connaissances en botanique vous ont permis de franchir honorablement ce passage dangereux!"

Hans Knudsen schreibt uns:

Erlauben Sie mir bitte zu den „Anmerkungen" A. Hübschers „Deutsche Dichter im Drama" („L. E.", XXV, 853 ff.) ein kurzes Wort zur gefälligen Verwendung:

Wollte man A. Hübschers Zusammenstellung „Deutsche Dichter im Drama" systematisch ergänzen, man müßte ganze Seiten füllen. Der Sammler kann sich viel Mühe und Umwege ersparen, wenn er sich erst einmal danach umsieht, ob ihm nicht schon jemand die Arbeit abgenommen hat. Ich will hier in Kürze nur darauf hinweisen, daß Willy Dähne „Schiller im Drama und Festspiel" behandelt hat (Rostocker Dissertation, 1909. Vgl. Bergers Rezension im „Lit. Echo", XII, 685. „Goethe-Dramen" hat P. A. Merbach in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" (XIII. Jahrgang, 1921, Heft 4) gesammelt, und neuerdings hat Günther Hersfeld in einer kölner Dissertation 1922, „Martin Luther im Drama von vier Jahrhunderten. Ein Beitrag zur Geschichte des Dilettantismus" nahezu dreihundert Lutherdramen gemustert. Schon an diesen drei Beispielen wird man erkennen, welcher Weg zur Vollständigkeit eingeschlagen werden muß — wenn man denn schon all diesen dilettantischen Versuchen bis ins letzte nachgehen will. — In Ergänzung der Mitteilung von Arthur Hübscher weist Oskar Hellmann, Glogau, auf das Drama „Der junge Luther" von Clemens (?) Reuschel (1916) und „Der Grillparzer-Franz und seine Kathi" ein (dramatischer) Bilderreigen von Richard Plattensteiner, Wien, hin.

Die Buchausgabe „Der Vampir" von Hans Müller ist im Rikola-Verlag, Wien, erschienen und nicht, wie irrtümlich („L. E.", XXV, 709) angegeben, bei J. G. Cotta, Stuttgart.

* * *

„Der Eunuch", Lustspiel nach Terenz von Carl Zuckmayer, wurde von der kieler Theaterkommission nach der Generalprobe verboten.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

Alverdes, Paul. Kilian. Novelle. Berlin, Der Weiße Ritter. 71 S.

— Novellen. Berlin, Der Weiße Ritter. 88 S.

Auernheimer, Raoul. Das Kapital. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. Berlin, Ullstein. 236 S.

Ball, Hugo. Byzantinisches Christentum. Drei Heiligenlegenden. München, Duncker & Humblot. 291 S.

Baum, Vicki. Die Welt ohne Sünde. Der Roman einer Minute. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 373 S.

Benndorf, Friedrich Kurt. In fremdem Land dahin. (Kreise. 29. Kreis.) Dresden, Rich. A. Giesecke. 165 S.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Hrsg. von Otto Hellinghaus. Bd. XIX u. XX. Freiburg, Herder & Co. G. m. b. H. 252 u. 230 S.

Bock, Alfred. Die leere Kirche. Roman. 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 174 S.

Boldt, Johannes. Iwan Kuklinow. Roman. (Der Abenteurer-Roman.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 293 S.

Brussot, Martin. Der niegetauschte Kuß. Novellen. Wien, Renaissance-Verlag. 93 S.

Burk, Walther. Ave Caesar. Ein Totentanz. Mit Buchschmuck von Theo Scharf. Dießen vor München, Jos. C. Huber. 123 S.

Busson, Paul. Die Feuerbutze. Roman. Wien, Rikola-Verlag. 436 S.

Der Judas wider sich selbst. Aus den nachgelassenen Papieren von Artur Zelvenkamp. Hrsg. von Annemarie v. G. Berlin, Der Weiße Ritter. 73 S.

Eberlein, Gotthard. Die verlorene Kirche. (Junge Republik, Heft 5.) Werther b. Bielefeld, Fakelreiter-Verlag. 46 S.

Federer, Heinrich. Felix Hylanders Leidenschaft. Ein Verlagsalmanach. Zürich, Rascher & Co. A.-G. 110 S.

Franke-Oehl, Ilse. Das gläserne Schwert und andere Erzählungen. Saarlouis, Hausen Verlags-Ges. m. b. H. 85 S.

Friedländer, Paul. Der große Alcibiades. 2. Teil. Kritische Erörterung. Bonn, Fr. Cohen. 68 S.

Fries, Katharina. Seltsamer Abend. Kleine Prosa. (Die stille Stunde, Bd. 10.) Zürich, Artist. Institut Füßli. 62 S.

Hammerstein, Hans Freiherr von. Wald. Eine Erzählung. Leipzig, C. F. Amelang. 190 S.

Harrar, Annie. Die Hand hinter der Welt. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nf. (Aug. Scherl G. m. b. H.). 232 S.

Jacob, Heinrich Eduard. Das Flötenkonzert der Vernunft. Novellen. Berlin, Ernst Rowohlt. 201 S.

Lehmann, Lotte. Verse in Prosa. Wien, Hugo Heller-Bukum-A.-G. 80 S.

Mathiessen, Wilhelm. Die Königsbraut. Musikalische Märchen mit 9 Federzeichnungen von Hans Wildermann. Regensburg, Gustav Bosse. 135 S.

Müller, Fritz. Die Sengs. Illustriert von K. Pommerhanz. Dießen vor München, Jos. C. Huber. 250 S.

— Fernsicht. Berggeschichten. Illustriert von K. Pommerhanz. Dießen vor München, Jos. C. Huber. 253 S.

— Passion. Mit Originalscherenschnitten von Gerda Luise Schmidt-Düsseldorf. Dießen vor München, Jos. C. Huber. 90 S.

Ratzka, Clara. Renate im Irrgarten. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 345 S.

Schaffer, Heinrich. Schlechter Wandel. Wien, E. P. Tal & Co. 142 S.

Sonnenfeld, Kurt. Hände. Die Geschichte einer Absonderlichkeit. Wien, Frisch & Co. 206 S.

Stöcker, Helene. Liebe. Roman. München, Rösl & Co. 523 S.

Thoma, Ludwig. Münchnerinnen. Roman. München, A. Langen. 190 S.

— Leute, die ich kannte. München, A. Langen. 162 S.

Um Bach und Beethoven. Novellen von Carl Söhle, Matthäus Gerster, Adolf Stern, Richard Wagner und Wilhelm Schäfer. Stuttgart, Strecker & Schröder. 232 S.

Urbanitzky, Grete von. Maria Alborg. Roman. Leipzig, H. Haessel. 151 S.

Vierordt, Heinrich. Das Büchlein der Träume. Umschlagzeichnung von Emil Burkard. Konstanz, Reuß & Itta. 125 S.

Weiß, Ernst. Atua. Drei Erzählungen. München, Kurt Wolff. 182 S.

Wienert, Oskar Franz. Sturz des Tieres. Trier, Fr. Lintz. 435 S.

Balzac, Honoré de. Modeste Mignon. Die Geschichte [illegible] romantischen Liebe. Deutsch von Hans Jacob. Berlin, [illegible] Die Schmiede. 452 S.

— Kleine Leiden des Ehestandes. Illustriert von [illegible] München, Hyperion-Verlag. 385 S.

Der Mann mit den roten Zähnen und andere alt[illegible]zösische Legenden. Deutsch von Gustav Gichtel. Leipzig, [illegible] Matthes. 240 S.

Gobineau, Graf. Asiatische Novellen. Übersetzt von [illegible] Klarwill. Wien, Anton Schroll & Co. G. m. b. H. 295 [illegible]

Hémon, Louis. Maria Chapdelaine. Roman. Übersetzt [illegible] Cornelia Bruns. Zürich, Rascher & Co. 237 S.

Orlan, Pierre Mac. Die Reiterin Elsa. Deutsch von [illegible] Pulver. München, O. C. Recht. 174 S.

Verhaeren, Emile. Der seltsame Handwerker. Mit 26 [illegible]schnitten von Franz Masereel. Leipzig, Inselverlag. [illegible]

Vom Land Arvor bis zur Gascogne. Märchen [illegible] Frankreich. Ins Deutsche übertragen von Anna [illegible] Zeichnungen von Axel Leskoschek. (Irgendwo und [illegible]wann, Bd. 7, Märchen aus allen Ländern.) Wien, Verlag [illegible] Wiener Graphischen Werkstätten. 87 S.

Zola, Emile. Das Glück der Familie Rougon. (Die Rou[illegible] Macquart, Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kai[illegible]reich, Bd. 1.) München, Kurt Wolff. 499 S.

— Der Bauch von Paris. (Die Rougon-Macquart, Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich, Bd. 3.) Münch[illegible] Kurt Wolff. 461 S.

— Die Sünde des Abbé Mouret. (Die Rougon-Macq[illegible] Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich. [illegible] München, Kurt Wolff. 453 S.

— Seine Exzellenz Eugen Rougon. (Die Rougon-Macq[illegible] Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich. [illegible] München, Kurt Wolff. 525 S.

Nexö, Martin Andersen. Proletarier. Novellen. (Gesam[illegible] Novellen in drei Bänden, I.) [illegible]bersetzt von Pauline Kl[illegible] Gottschau. München, A. Langen. 383 S.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke in 12 Bänden. [illegible] (Pan; Victoria; Schwärmer). München, Albert Langen. [illegible]

Bjarne, Ivan. Freudenhaus. Aus dem Schwedischen [illegible]setzt von Hugo Greinz. Wien, E. P. Tal & Co. 161 [illegible]

Dostojewski. Ein Traum. Phantastische Begebenheit [illegible] sehr lächerlichen Menschen. Übersetzt von Konrad Pra[illegible] Berlin, Der Weiße Ritter. 24 S.

Puschkin, A. S. Der Mohr des Zaren. Novellen. Über[illegible] von Rudolf Kaßner. (Romantik der Weltliteratur.) [illegible] Rikola-Verlag. 255 S.

Zeyer, Julius. Florenz im Schnee. Novellen. Über[illegible] aus dem Tschechischen von René Wellek. (Romantik der [illegible]literatur.) Wien, Rikola-Verlag. 168 S.

Lyrisches und Episches

Alverdes, Paul. Die nördlichen Gedichte. Berlin, Der [illegible] Ritter. 63 S.

Becker, Julius Maria. Ewige Zeit. Zweimal zwölf [illegible] Berlin, Elena Gottschalk. 32 S.

Benndorf, Friedrich Kurt. Landschaft der Seele. (Kr[illegible] 33. Kreis.) Dresden, Rich. A. Giesecke. 43 S.

Claudius, Hermann. Lieder der Unruh. (Neue, verm. [illegible] Lübeck, Antäus-Verlag.) 73 S.

Erben-Sedlaczek, Irma. Die Stimmen des Tages. [illegible]dichte. Breslau, Willy John. 58 S.

Geibels Gedichte. Eine Auswahl von M. Joh[illegible] Lübeck, Antäus-Verlag. 164 S.

Goeckingk, L. F. G. von. Gedichte. Hrsg. von Viktor [illegible] Vorwort von Fritz Brügel. Wien, Richard Lányi. [illegible]

Kapri, Rudolf. Armenische Madonna. Gedichte. Graz, [illegible] Moser. 63 S.

Leonhard, Rudolf. Die Insel. Gedichte einer italie[illegible] Reise. Berlin, Verlag Die Schmiede. 63 S.

Lissauer, Ernst. Flammen und Winde. Neue Gedichte [illegible] Gesänge. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. [illegible]

Meinke, Hanns. Gesichte und Gesänge des Kindes [illegible] Berlin, Der Weiße Ritter. 14 S.

Mirza Schaffy und seine Lieder. Aus Friedrich von [illegible]stedt: Tausend und ein Tag im Orient. Lübeck, [illegible] Verlag. 209 S.

Presber, Rudolf. Ernte. Eine Auswahl aus meinen [illegible] Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 277 S.

Roth, Eugen. Der Ruf. Berlin, Der Weiße Ritter. [illegible]

Unruh, Fritz von. Vaterland und Freiheit. Eine An[illegible] an die deutsche Jugend. Leipzig, Franz Schneider. [illegible]

Dramatisches

Franck, Hans. Geschlagen. Deutsche Tragödie in sieben Stationen. Stuttgart, Walter Seifert. 125 S.

Gaebel, Kurt. Deutsche Höllenfahrt. Lustspiel in drei Akten. Berlin, Wilhelm Meister-Verlag. 130 S.

Johst, Hanns. Wechsler und Händler. Komödie. München, A. Langen. 83 S.

Mannheimer, Georg. Der Landstreicher aus Atlantis. Tragikomödie in einem Vorspiel und drei Akten. Prag, Mittelböhmische Druckerei. 56 S.

Müller, Hans. Der Vampir oder die Gejagten. Schauspiel in fünf Akten. Wien, Rikola-Verlag. 187 S.

Müller, Otto Karl. Der brennende Tod. Erotisches Mysterium. Ein Feuerspiel. Berlin, Der Weiße Ritter. 44 S.

Weinrich, Franz Johannes. Columbus. Ein Trauerspiel. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes. 89 S.

Shakespeare. König Richard der Zweite. Übersetzt von Hans Rothe. München, Meyer & Jessen. 115 S.

Literaturwissenschaftliches

Alt-Weimars Abend. Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß der Gräfinnen Egloffstein. Hrsg. von Hermann Freiherr von Egloffstein. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 624 S.

Buisonjé, J. C. de. Charlotte von Stein und Christiane Vulpius spätere von Goethe in Goethes Lyrik. Bussum (Niederl.) C. A. J. van Dishalck. 216 S.

Korrodi, Hans. Conrad Ferdinand Meyer und sein Verhältnis zum Drama. Leipzig, H. Haessel. 122 S.

Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818—1820. (Während Dorotheas Aufenthalt in Rom.) Hrsg. von Heinrich Fink. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 373 S.

Die deutschen Lieder der Carmina Burana nach der Handschrift clm 4660 der Staatsbibliothek München. Hrsg. von Friedrich Luers. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen 148). Bonn, Marcus & Weber. 34 S.

Die Quellen von Goethes und Schillers Balladen. Zusammengestellt von Albert Leitzmann (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen 74) Bonn, Marcus & Weber. 60 S.

Frey, Lina. Adolf Frey, Sein Leben und Schaffen. Leipzig, H. Haessel, 365 S.

Grillparzers Selbstbiograhie und Bildnisse. Hrsg. von Ludwig Böck und Wilhelm Engelmann. Mit 25 Abbildungen. Wien, Wiener Drucke. 347 S.

Gudemann, Alfred. Geschichte der lateinischen Literatur. II. Die Kaiserzeit bis Hadrian. (Sammlung Göschen 866). Berlin, Walter de Gruyter & Co. 148 S.

Herrmann, Max. Die Bühne des Hans Sachs. Ein offener Brief an Albert Köster, Berlin, Weidmannsche Buchh. 91 S.

Inventar der Grimm-Schränke in der Preußischen Staatsbibliothek. Bearbeitet von Hans Daffis. Mit einem Bildnis der Gebr. Grimm. Im Anhang: Jacob Grimm: Besinnungen aus meinem Leben. 1814. Wilhelm Grimm: An den Bruder Jacob. 1811—1813. (Aus Handschriften der Grimm-Schränke.) Mitteilungen aus der Preußischen Staatsbibliothek V. Leipzig, K. W. Hiersemann. 119 S.

Krell, Max. Bilanz der Dichtung. Stuttgart, Walter Seifert. 45 S.

Lipmann, Heinz. Georg Büchner und die Romantik. München, Max Hueber. 136 S.

Michel, Wilhelm. Der abendländische Zeus. Aufsätze über Rudolf Steiner, Oswald Spengler, Hölderlin u. a. Hannover, Paul Steegemann. 79 S.

Scheller, Will. Hessische Köpfe. Lebensbilder vom geistigen Wirken des hessischen Volksstammes im XX. Jahrhundert. Bd I mit 11 Abbildungen. (Heimatschollen-Bücherei Heft 9/10). Melsungen, Heimatschollen-Verlag. 104 S.

Schopenhauer, Arthur. Reisetagebücher aus den Jahren 1803—1804. Hrsg. von Charlotte von Gwinner. Mit einem Faksimile und 21 Bildern nach Stichen der Zeit. Leipzig. F. A. Brockhaus. 316 S.

Schregle, Hans. Goethes Gottfried von Berlichingen (Handbücherei für den deutschen Unterricht I, 4) Halle a. d. S., Max Niemeyer. 166 S.

Schulhof, Hedwig. Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie. Reichenberg, Erich Spiethoff. 115 S.

Traumann, Ernst. Goethe als Straßburger Student. (2. umgearbeitete und verm. Auflage.) Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 369 S.

Vollrath, Wilhelm. Graf Keyserling und seine Schule. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl. 48 S.

Grautoff, Otto. Die Maske und das Gesicht Frankreichs in Denken, Kunst und Dichtung. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes A.-G. 179 S.

Platz, Hermann. Geistige Kämpfe im modernen Frankreich. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 672 S.

Snorris Königsbuch. (Heimskringla) 3. Bd. (Thule 2. Reihe, 16. Bd.) Hrsg. von Felix Niedner. Mit einer Übersichtskarte. Übertragen von Felix Niedner. Jena, Eugen Diederichs. 393 S.

Verschiedenes

Ammon, Hermann. Deutsche Sprache und Literatur (Dünnhaupts Studien- und Berufsführer Bd. 4). Dessau, C. Dünnhaupt. 140 S.

Bachofen, J. J. Oknos der Seilflechter. Ein Grabbild. Erlösungsgedanken antiker Gräbersymbolik. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Schroeter. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 115 S. u. 55 S. Einleitung.

Bang, Herman. Gedanken zum Sexualitätsproblem. Hrsg. von Wasbutzki. Mit einem Geleitwort von Placzek. Bonn, Marcus & Weber. 24 S.

Baur, Ludwig und Karl Rieder. Päpstliche Enzykliken und ihre Stellung zur Politik (Schriften zur deutschen Politik 5). Freiburg, Herder & Co., G. m. b. H. 92 S.

Bô Yin Râ. Worte des Lebens. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 110 S.

Brandt, Paul. Leben nnd Erkennen. Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung. Mit 709 Abbildungen. 5. verm. und verb. Auflage. Leipzig, Alfred Kröner 416 S.

Brauer, Theodor. Adolf Kolping. Mit einem Bild Kolpings. (Klassiker Katholischer Sozialphilosophie Bd. II). Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 122 S.

Coudenhove-Kalergi. Heinrich Graf. Das Wesen des Antisemitismus. Leipzig, Der-Neue-Geist-Verlag. Peter Reinhold. 206 S.

Der Film von morgen. Hrsg. von Hugo Zehder. Mit 6 Zeichnungen von Marc Kallin, Berlin-Dresden, Rudolf Kaemmerer. 165 S.

Fichte, Johann Gottlieb. Reden an die deutsche Nation. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von M. Kronenberg. Stuttgart, Strecker & Schröder. 233 S.

Freud, Sigmund. Das Ich und das Es. Wien, Internationaler Psychoanalitischer Verlag. 77 S.

Fuhrmann, Ernst. Der Sinn im Gegenstand. Nebst Beitrag über die Bedeutung der Ornamente. Mit 26 Tafeln und 99 Ornamentskizzen. München, Georg Müller. 45 S.

Graul, Richard. Einführung in die Kunstgeschichte. Mit 1054 Abbildungen. 8. verm. Auflage. Leipzig, Alfred Kröner. 248 S.

Groddeck, Georg. Das Buch vom Es. Psychoanalytische Briefe an eine Freundin. Wien, Psychoanalytischer Verlag. 300 S.

Grunsky, Karl. Musikgeschichte seit Beginn des 19. Jahrh. I. und II. Bd. (Sammlung Göschen 164/165). 4. verm. und verb. Auflage. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter & Co. 125 und 149 S.

Haas, Albert. Argentinien (Perthes' kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. X. Bd.) Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes A. G. 116 S.

Haenisch, Konrad. Lassalle. Mensch und Politiker. Mit einem Bildnis Lassalles von Jakob Steinhardt und 10 Faksimilebeilagen. Berlin, Franz Schneider. 147 S.

Hegels Geschichte der Philosophie. In zusammenhängender Auswahl. Hrsg. von Alfred Baeumler. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 384 S.

Heilborn, Ernst. Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jahrh. Mit 17 Bildtafeln (Die gute alte Zeit. Hrsg. von A. Müller-Guttenbrunn). Wien, Rikola-Verlag. 229 S.

Henseling, Robert. Astronomie für alle. I. Abt.: Sternhimmel und Menschheit. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 80 S.

Hermelinck, Heinrich. Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes A. G. 84 S.

Huber, Johanna und Karl Raab. Das Arbeitsprinzip im Religionsunterricht der Grundschule. 4. Teil: Religion und Leben. (Religionspädagogische Zeitfragen 9) Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 130 S.

Kaßner, Rudolf. Essays. Leipzig, Insel-Verlag. 207 S.

Kimpen, Emil. Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 397 S.

Krische, Paul. Die Frau als Kamerad. Grundsätzliches zum Problem des Geschlechtes. Bonn, Marcus & Weber. 91 S.

Mennicken, Peter. Die Seele des Aachener Münsters. Mit Bildern von Günther Hentschel. Aachen, Verlag „Die Kuppel". 47 S.

Mitzka, Walter. Studien zum baltischen Deutsch (Deutsche Dialektgeographie XVII.) Marburg, N. G. Elwert. 128 S.
Muckle, Friedrich. Der Geist der jüdischen Kultur und das Abendland. Wien, Rikola-Verlag. 659 S.
Oehl, Wilhelm. Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen. Mit einem Trachtenbild. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde XV) Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 165 S.
Östliches Christentum, Dokumente. In Verbindung mit Nicolai von Bubnoff. Hrsg. von Hans Ehrenberg. I. Politik. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 375 S.
Paquet, Alfons. Der Rhein, eine Reise. Frankfurt a. M., Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. Abt. Buchverlag. 183 S.
Poeschel, Erwin. Augusto Giacometti. Mit 29 farb. Bildern auf 16 Tafeln. Zürich, Rascher & Cie. 80 S.
Rochowanski, L. W. Der brennende Mensch. Wien, Literaria. 87 S. und 25 Tafeln.
Roeßler, Arthur. Schwarze Fahnen. Ein Künstlertotentanz. Wien, Carl Konegen. 261 S. und 54 Tafeln.
Rupprecht, Kronprinz von Bayern. Reiseerinnerungen aus dem Südosten Europas und dem Orient. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 430 S.
Schalek, Alice. In Buddhas Land. Ein Bummel durch Hinterindien mit 48 eigenen Aufnahmen. Wien, Rikola-Verlag. 242 S.
Scheiner, Andreas. Die Mundart der Burzenländer Sachsen. Mit Karte und Übersichtstafel. (Deutsche Dialektgeographie XVIII) Marburg, N. G. Elwert 196 S.
Schwer, Wilhelm. Papst Leo XIII. Mit einem Titelbild. (Klassiker Katholischer Sozialphilosophie Bd. I.) Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 64 S.
Sinthern, S. J., Peter. Religionen und Konfessionen. Im Lichte des religiösen Einheitsgedankens. Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 192 S.
Stoll, Adolf. Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline. Mit 23 Tafeln. Stuttgart, Strecker & Schröder. 230 S.
Takeutschi, T. Die Wahrheitssucher. Gespräche und Betrachtungen eines Japaners. Eingeleitet von Wilhelm Solf. Leipzig, Insel-Verlag. 158 S.
Ulrich, Hermann. Die besten deutschen Geschichtswerke. Mit einer Einleitung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. (Kleine Literaturführer Bd. 3) Leipzig, Koehler & Volckmar. 272 S.
Voßler, Karl. Das heutige Italien. Öffentlicher Vortrag, gehalten am 31. Jan. 1923 in der Universität München. München, Max Hueber. 15 S.
Wagner, Siegfried. Erinnerungen (Musikalische Volksbücher. Hrsg. von Adolf Spemann). Stuttgart, J. Engelhorns Nf. 153 S.
Walther, Hanns von. Die Bücherei eines Deutschen. (Bausteinbücherei, Heft 10.) Berlin, Der-Weiße-Ritter-Verlag. 108 S.
Wandler, Thomas. Geist und Geisterwert. Fragmente aus der Literatur des Übersinnlichen. Dresden, Rudolf Kaemmerer, 372 S.

Francke, Kuno. The German Sprit. New York 1916, Henry Holt and Comp. 132 S.
Woolman, John. Die Aufzeichnungen aus der Zeit der Sklavenbefreiung. Übertr. und eingel. von Alfons Paquet. Berlin, Quäcker-Verlag. 184 S.
Schøyen, Carl. Skouluk-Andaras. Berichte aus Lappland. Übers. aus dem Norwegischen von J. Sandmeier. Jena, Eugen Diederichs. 201 S.
Duhamel, Georges. Der Besitz der Welt. Übersetzt aus dem Französischen von N. Collin. Zürich, Rascher & Cie. A. G. 219 S.
Gallivalerio, B. Inmitten unserer Tierwelt. Erinnerungen und Beobachtungen. Aus dem Französischen von S. Rabow. Bern, Paul Haupt. 185 S.
Giolitti, Giovanni. Denkwürdigkeiten meines Lebens. Mit einem Brief Giolittis an den Übersetzer als Einleitung und einem Charakterbild des Menschen und Staatsmannes von Olindo Malagodi. Übersetzt von Wolf C. Ludwig Stein. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 280 S.

La Rochefoucauld. Gedanken zur Liebe. Nach der Ausgabe von 1678. Ausg. und verdeutscht von Klabund. Berlin, Verlag Die Schmiede. 27 S.
Loti, Pierre. Jerusalem. Ber. Übersetzung von E. Philipp... Mit 16 Bildtafeln. Hrsg. von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reißner. 194 S.
Rolland, Romain. Das Leben G. F. Händels. Zürich, Rascher & Cie. A. G. 278 S.
Rousseau, Jean Jacques. Phantasien eines einsamen Wanderers. Deutsch von Anna Nußbaum. Wien, Interterritorialer Verlag „Renaissance" (Erdtracht). 102 S.

Reclams Reihenbändchen. Reihe I, Heft 1. Theodor Storm, Unter dem Tannenbaum. Eine Weihnachtsnovelle. — 2. ders., Bulemanns Haus. Eine Spukgeschichte. — 3. F. M. Dostojewski, Helle Nächte. Eine Erzählung. — 4. Gottfried Keller, Das Tanzlegendchen und andere Legenden. — 5. ders., Aus dem Buch der Natur. Fünfundzwanzig Gedichte. — 6. Brüder Grimm, Der Froschkönig und vier andere Märchen. Mit Bildern im Text von Ludwig Richter. — 7. ders., Aschenputtel, Rotkäppchen und andere Märchen. Mit Bildern von Ludwig Richter. — 8. Eduard Mörike, Die Historie von der schönen Lau. Märchenerzählung. — 9. Hermine Villinger, Die erste Schuld. Eine Schwarzwalderzählung. — 10. Björnstjerne Björnson, Blacken. Eine Pferdegeschichte. — 11. Balduin Groller, Der schreckliche Brief. Eine lustige Detektivgeschichte. — 12. Spiele für Jung und Alt. Ein Buch zur Unterhaltung.
Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6381. Rudolf Jeremias Kreutz, Menschen im Schutt. Novellen. 79 S. — 6382/3. A. E. Brehm, Die Haushunde. Mit einem Anhang: Zur Stammesgeschichte der Hunde. Hrsg. von Carl W. Neumann. 176 S. — 6384. Frances Hodgson Burnett, Das Land der Blauen Blume. Übersetzt aus dem Englischen von Anna Kuznitzky. 46 S. — 6384. Giacomo Puccini, Madame Butterfly (Die kleine Frau Schmetterling) Tragödie einer Japanerin in drei Aufzügen. Geschichtlich, szenisch und musikalisch analysiert mit zahlreichen Notenbeispielen von Max Chop. 79 S. — 6386/6388 Gustav Schwab, Die schönsten Sagan des klassischen Altertums IV. Bd. Die Sagen Trojas von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang 1.—3. Buch. Hrsg. von Max Mendheim. 272 S. — 6389. Ernst Johann Groth, Theano. Ein dramatisches Bild aus dem Frauenleben des Altertums. 55 S. — 6390. Franz Hermann Meißner, Das Geheimnis der Nürnberger Madonna. Eine seltsame Geschichte. 55 S.

Kataloge

Antiquariat am Lützowplatz (Berlin) Nr. 7. Liste. 8 S.
Auktions-Katalog 5. Philosophie. Berlin-Charlottenburg, Rolf Heise, Das antiquarische Buchkabinett. 62 S.
Autographen. Katalog 27. Berlin, Leo Liepmannssohn. 31 S.
Bibliotheca asiatica III. Vorderasien. 688. Antiquariatskatalog. Frankfurt a. M. Joseph Baer & Co. 130 S.
Bücherstube Hans Götz. Verzeichnis 4. Hamburg. 15 S.
Die Jugendschriften des Rikola-Verlages. Wien.
Nachrichten des Dorotheums — Wien, Bücherabteilung. Versteigerung von Autographen aus den Beständen der Seidelschen Buchhandlung Wien. 32 S.
Nachrichten vom Rikola Verlag. Unsere Neuerscheinungen Frühjahr 1923. Wien.
Neue Bücher des Musarion-Verlags (München). Weihnachten 1922. 15 S.
Unser Bücherschrein. Neue Folge, abgeschlossen Ende Oktober 1922. Wien, Rikola-Verlag. 32 S.
Urteile der Presse über Werke aus dem Propyläen-Verlag, Berlin. 33 S.

Bulletin périodique des livres nouveaux 15. Mai 1923. Paris, Librairie Stock. 28 S.
Nijhoffs Mededeelingen van 15 Maart — 15 April 1923. Haag, Martinus Nijhoff.

Redaktionsschluß: 9. Juni 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Karl Haug, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: für dieses Doppelheft 3000 Mark. — Auslandspreise vierteljährlich (drei Doppelhefte): Schweiz 4.— Fr.; Amerika —.80 Dollar; Argentinien 1.40 Pes.; Brasilien 4.80 Milr.; Belgien-Luxemburg 12.— Fr.; Bulgarien 88.— Lewa; Chile 4.80 Pes. (Papier), 2.60 Pes. (Gold); Dänemark 3.60 Kr.; England 3.3 Schilling; Finnland 20.— Marka; Frankreich 10.— Fr.; Griechenland 48.— Drachmen; Holland 2.— Gulden; Japan 1.60 Yen; Italien 12.— Lire; Jugoslawien 52 Dinar; Mexiko 1.32 Pes. (Gold); Norwegen 4.— Kr.; Portugal 14.40 Milr.; Rumänien 120.— Lei; Schweden 2.80 Kr.; Spanien 4.— Pes.; Tschechoslowakei 18.— tschech. Kr.



923 1. August Heft 21/22

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger
Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



25. Jahr

Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

. Jahrgang: Heft 21/22. 1. August 1923

Südafrika: Literarisches Neuland

Von Marc. Romeo Breyne (Woltersdorf-Erkner, Mark)

Nachdem vor fünfundzwanzig Jahren der Jamesons-Einfall in die südafrikanischen Burenrepubliken plötzlich das Weltgewissen chüttert hatte, eroberte sich das mutige Volk der ren mit einem Schlage die Sympathien der nzen zivilisierten Welt. Und Deutschland stand nals an der Spitze dieser Nationen, die für Ohm üger und seinen gerechten Kampf das lebhafte Interesse zeigten. Seither hat sich in Südafrika r vieles geändert. Der Frieden vom 31. Mai 02 setzte dem stolzen Sich-selbst-sein der Südikaner ein Ende und rief unter der „Union-Jack“ e südafrikanische Union ins Leben. Die freien Voortrekkers“ waren besiegt; ihr stolzer Freiheitsn und ihre Liebe für die niederdeutsche Sprache er nicht. „Unverwüstlich,“ schreibt der Niedernder Poelhekke in dem brüsseler Nationalistenblatt Vlaanderen“ Nr. 3, 1. Jahrgang, „ist die Lebensft des Stammesbewußtseins. Die Geschichte aller ölker hat es bewiesen und beweist es immer wieder. emals haben sich die Herrscher mehr geirrt, als nn sie dieses Stammesbewußtsein mit Gewalt ten und ausrotten zu können dachten.“

Wie eng ihre eigene südafrikanische Muttersprache nen am Herzen lag, geht deutlich aus der Tathe hervor, daß die Burenvertreter als Friedensdingung die Ebenbürtigkeit ihrer Muttersprache, „Afrikaans“ als Landessprache für das ganze ionsgebiet anerkannt zu sehen wünschten und auch rchsetzten. Es sei hier nebenbei noch bemerkt, daß e Buren sich offiziell „Südafrikaner“ und ihre prache „Südafrikanisch“ oder kurz „Afrikanisch“ nnen und genannt wissen wollen. Ein Geständnis n englischer Seite, das den Wert und die Lebenshigkeit dieser südafrikanischen Sprache als Kulturrache anerkennt, ist wohl von doppeltem Wert. arles Dawbarn schreibt in seinem 1921 erst erienenen Buch „My South African Year“: „This frikaans is as much part of the symbolism of Dutch uth Africa as the Vierkleur or the Volkslied. In is embalmed the living grain of liberty, the rustg, deep-breathing spirit of poetry, of austerity, of patriotism as it appeals to the Boer. To hear this language spoken or to see it written suggests nothing of its inward force, potency and charm. That lies in its associations, in the fact that it expresses the aspirations of a people ...... Afrikaans is the flag of Nationalism!“

Seit wann darf man nun von einer eigentlichen südafrikanischen Sprachbewegung und einer eigenen südafrikanischen Literatur reden? In Südafrika gibt es zwei Sprachbewegungen, die im Lande selbst heute noch viel umstritten sind.

I. Die erste Sprachbewegung.[1])

Nach der landläufigen Meinung beginnt sie am 14. August 1875. Eine genauere Studie über ihr Entstehen erschien vor kurzem in „Die Huisgenoot“ von Pannevis, einem ihrer Vorkämpfer, der das Entstehungsdatum auf den 7. September 1872 zurücklegt. Das Ziel dieser Bewegung war: das Afrikaans als Landessprache anerkannt und gebraucht zu sehen. Nachfolgendes Gedicht aus dieser Zeit sagt es deutlich:

DIE AFRIKAANSE TAAL	Die afrikanische Sprache
Gen Hollans, Duis, of Frans, Gen Engels, of Javans, Gen Kaffers, of Boesmans, Al goi jy almal in die skaal, Ver ons kan hulle nooit ophaal Die ware Afrikaanse Taal.	Nicht Holländisch, Deutsch, Französisch, nicht Englisch oder Javanisch, keine Kaffern- oder Buschmannsprache, wenn alles auch zusammen in die Wagschale käme, für uns gibt es doch nur eine, und das ist unsere eigene afrikanische Sprache.

Was wir Südafrikanisch nennen, finden wir schon im 17. Jahrhundert in Südafrika. Diese Sprache lebte aber durchaus nur im mündlichen Verkehr, und auf ihr Dasein können wir nur aus den Zeugnissen von Reisenden oder historischen Erwägungen schließen. Als Vorläufer dieser Bewegung gelten die südafrikanisch geschriebenen, 1861 schon erschienenen „Gesprekke van Klaas Waarzegger“. Weiter sei noch ein Artikel von dem oben genannten Pannevis erwähnt: „De Bijbel in het Afrikaans“, der am 7. September 1872 in der vielgelesenen Zeitung „De Zuid-Afrikaan“ erschien und der die Notwendigkeit einer

[1]) Ihre Geschichte bis 1879 ist dargestellt in dem Werke von S. J. du Toit: Geskiedenis van die Afrikaanse Taalbeweging. Paarl 1880. Darin findet man die wichtigsten Dokumente.

Bibelübersetzung vom Hochholländischen ins Afrikanische klarlegte. Seitdem setzte sich ununterbrochen eine eigene nationale Literatur durch. Der ästhetische Wert war natürlich nicht bedeutend; aber der Bewegung und der Entwicklung des Nationalgefühls wurden dadurch unschätzbare Dienste geleistet, zumal die Bewegung alle Volksschichten erfaßte und bald eine Macht in ganz Südafrika wurde.

„Die Genootskap van regte Afrikaners", deren Stiftung 1875 als Anfang der ersten Sprachbewegung galt, war der Brennpunkt dieser nationalen Bewegung geworden. Als erste vorbereitende Probe erschien ein schmales Büchlein von nur 36 Seiten bei Smuts & Hofmeyer, Kapstadt, unter dem Titel „Die Geskiedenis van Josef, voor afrikaanse kinders en huissouwens in hulle eige taal, geskrywe deur een Vrind". Das erste von der Gesellschaft herausgegebene Werk war Hoogenhouts „Die afrikaanse Volkslied", in Deutschland seit dem Burenkriege auch bekannt geworden:

DIE AFRIKAANSE VOLKSLIED

'n ider nasie het syn Land,
Ons woon op Afrikaanse strand.
Ver ons is daar geen beter grond
Op al die wy'e wêreldrond.
Trots is ons om die naam te dra
Van kinders van Suid Afrika.

. . . .

Want al die nasies het èèn God,
Hy re'el ider volk syn lot,
Hy het ver ider volk syn Taal,
Syn Land, syn Reg, syn Tyd bepaal.
Wie dit verag, sal Syn straf dra;
O God, beskerm Suid Afrika!

Das afrikanische Volkslied

Ein jedes Volk hat sein Land, wir wohnen auf afrikanischem Strand, für uns gibt's nirgends besseren Boden auf der ganzen weiten Welt. Stolz sind wir, den Namen zu tragen von Kindern von Südafrika.

. . . .

Denn alle Völker haben einen Gott; er bestimmt jedem Volk sein Los; er hat jedem Volke seine Sprache, sein Land, sein Recht, seine Zeit gegeben; wer das verachtet, wird seine Strafe tragen; o Gott, beschirme Südafrika!

Die zweite Veröffentlichung war ein Manifest: „Die Genootskap van regte Afrikaanders groet al hulle landgenote en wens hulle vrede". Sie schließt mit den merkwürdigen Sätzen: „Es gibt drei Sorten Afrikaner, das darf man nicht aus dem Auge verlieren: Afrikaner mit einem englischen Herzen; Afrikaner mit einem holländischen Herzen; und Afrikaner mit afrikanischem Herzen. Die letzten nennen wir ‚rechte Afrikaner', und diese rufen wir auf, sich an unsere Seite zu stellen ... und mit uns für diese Sprache durch dick und dünn zu gehen und nicht zu ruhen, bevor unsere Sprache als die Volkssprache allgemein anerkannt worden ist."

Die dritte Veröffentlichung war „Die afrikaanse Patriot", Hauptorgan der Gesellschaft. Bald aber wurde das Fehlen einer Sprachlehre fühlbar, und kurze Zeit nachher, 1876, erschien das kleine, hauptsächlich von du Toit bearbeitete Heftchen „Eerste beginsels van die afrikaanse taal", das 1882 einen Neudruck erlebte, nachdem die 1000 Exemplare der ersten Auflage in wenigen Monaten ausverkauft waren. Nun wurde unter den Reihen der „rechten Afrikaner" der Wunsch laut nach einer Geschichte ihres Landes. Die nächste Publikation war ein umfangreicheres und wichtigeres Werk dieser Art, an dem mehrere der Führer mitarbeiteten: „Die Geskiedenis van ons Land in die Taal van ons Volk". Das aber war noch nicht genug. Der Fleiß und die Produktivität der Gesellschaft ruhten nicht. Im folgenden Jahre zogen 1000 Exemplare des ne[illegible] gründeten „Die Afrikaanse Almanak" in die [illegible] und 1880, nach kaum drei Jahren wurden von d[illegible] Jahrbuch schon 6000 Exemplare abgesetzt. Die [illegible] wegung ging siegreich vorwärts.

So entstand allmählich eine schöne Literatu[illegible] die ersten belletristischen Früchte dieser so verhei[illegible] voll einsetzenden Arbeit waren, wie wohl bei [illegible] Völkern, natürlich vorwiegend Gedichte. Aus [illegible] reichen Fülle wurde eine Sammlung südafrikan[illegible] Gedichte zusammengestellt, die schon 1878 in [illegible] als „Afrikaanse gedigte eerste versameling" [illegible] schien und 1886 zum zweiten, 1890 zum dritten [illegible] neu aufgelegt werden mußte. Neuere Samml[illegible] folgten schnell aufeinander. Es war ihnen nich[illegible] Ruhm oder Berühmtwerden zu tun, denn die er[illegible] Dichter versteckten sich fast alle hinter Chiffren [illegible] Pseudonymen, wie „Klaas Waarzegger", [illegible] Twijfelaar", „Oom Jan", „Jan wat versies m[illegible] usw. Vielleicht, um unparteiischer beurteilt [illegible] zu können, oder um in breiteren Kreisen mehr [illegible] fluß auszuüben; denn es scheint doch, daß das [illegible] heimnisvolle auf die Massen immer wieder [illegible] größeren Reiz und Einfluß hat. Wie oben schon [illegible] sagt, darf man den ersten Proben südafrikani[illegible] Dichtkunst keinen allzu großen literarischen Wert [illegible] messen. Sie zerfallen in ernste und scherzhafte [illegible] dichte, den letztgenannten fehlt es wirklich nic[illegible] Laune und Witz. Naiv und ehrlich, fast für[illegible] sprechen diese Volksverse zu uns und wünschen [illegible] nichts mehr als das tief-religiöse und naiv-e[illegible] Gemüt der Buren zu rühren und Lesestoff für [illegible] langen Sonntagabende in den weiten südafrikani[illegible] Ebenen zu bieten. Eine kleine Probe dieser [illegible] poesie diene als Abschluß:

MYN VROUTJIE HET 'N SEUN GEKRY

Ek is so bly, ek is so bly,
Myn vroutjie het 'n seun gekry,
Hy lyk precies nes ek:
He het myn oge, mond, en neus,
En is 'n dikke vette reus,
Ek is so in myn skik.

Myn pa is bly, myn ma is bly,
Myn vrous familjie oek daerby,
Hul kry nie klaar met kyk;
Van 's morrens vroe tot s' awons laat,
Dat hy so na my lyk.

Party keer huil hy: wa owa!
En trek syn lippies nes syn ma,
Mar anders is hy soet;
Die skapie is so reg gesond,
Hy kyk so slim die kamer rond,
En suig, en slaap so goed.

Johannes sal ons hom laat doop.
Syn jurkie is al lank gekoop,
Myn nuw manel is klaar;
Oom Jannie sal ons peetoom maak,
Want anders is die Ou geraak,
Syn „pitjies" in gevaar.

'n Dokter, en 'n Predikant
Is allernodigst in ons lant,
Mar oek 'n advokaat;
Of hy nou een van drie sal wees,
Dit sal jul' later oek wel lees;
Eers sien hoe hy kan praat.

Mein Frauchen hat [illegible] Sohn bekommen

Ich bin so froh, ich bin [illegible] mein Frauchen hat 'nen S[illegible] kommen, er sieht gerad so [illegible] ich: er hat meine Augen, [illegible] und Nase und ist ein dick[illegible] Riese, ich bin so recht bei [illegible]

Mein Vater ist froh, meine [illegible] ist froh, die Familie mein[illegible] ebenso. Sie werden des S[illegible] nicht müd', von morgens [illegible] abends spät, da höre ich [illegible] die Leute reden, daß er [illegible] ähnlich sieht.

Manchmal schreit er: [illegible] und zieht die Lippen [illegible] Mama, aber sonst ist er [illegible] Mein Schäfchen ist so recht [illegible] er schaut so klug im Zimmer [illegible] und trinkt und schläft so [illegible]

Wir lassen ihn Johannes [illegible] sein Röckchen ist schon [illegible] kauft, mein neuer Mantel [illegible] fertig. Onkel Hans soll Pa[illegible] sonst ist der Alte beleid[illegible] seine Geschenke in Gefahr.

Ein Arzt und ein Pa[illegible] allernötigst in unserer Ge[illegible] auch ein Advokat; ob er [illegible] von den dreien wird, das [illegible] ihr später wohl auch le[illegible] müssen wir sehen, wie er rede[illegible]

II. Die zweite Sprachbewegung.[*)]

Die Literatur muß die Seele eines Volkes in ɫeben und Streben widerspiegeln, muß sein Blut n den Rhythmen seines Wortes pulsieren lassen und Bergangenheit und Gegenwart kristallisieren. Eine ɿerartige Literatur ist erst mit der zweiten Sprach-ɿewegung entstanden. Alles frühere muß dem Hoch-ɿolländischen angerechnet werden und ist somit ohne ɿesonderen Kulturwert.

Die zweite Bewegung kam am 30. Dezember 1905 nit der Stiftung der „Afrikaanse taalgenootskap" ustande. Heute, nach kaum zwanzig Jahren zeigen ich schon die vielen reifen Früchte dieser eigenartigen ınd zukunftsreichen Literatur. Was sich hier so kraft-oll äußert, ist das stolze Selbstbewußtsein eigenen Besens und eigener wahrhafter Kunst, ist der Wider-all des Allerheiligsten, das sich in der Seele regt, t eigenes Leben und harter Seelenkampf in der Nuttersprache. Dieser Seelenkampf und dieser Drang, ch zu äußern, erhielten in Südafrika noch einen be-onderen gewaltigen Anstoß nach den Kriegen um 900, und zwar durch das Englische, welches das ganze Gebiet zu überfluten drohte. Stolz und kraftvoll setzte ch aber die afrikanische Seele zur Wehr. Selbst-ewußt hob der Afrikaner das Haupt, seine Stimme urde warm, und der Rhythmus eines erhöhten Seelenlebens durchzitterte den Rhythmus seiner Literatur. Alles blühte mit, Unterricht, gesellschaft-ches und religiöses Leben. Alles wurde durchwärmt nd beseelt von dem volklichen Sich-selbst-fühlen! ie Liebe für das Land mit seinen endlosen Ebenen, inen nackten Felsen, seiner Leidensgeschichte, aber uch mit seinem goldenen, weiten Himmel, diese iebe entquoll der afrikanischen Seele, und die Stimme Südafrikas" wurde in ihren Dichtern laut.

it die blou van onse hemel, it die diepte van ons see; or ons ewige gebergtes, aar die kranse antwoord gee; eur ons vér verlate vlaktes et die kreun van ossewa — iis die stem van ons geliefde, ın ons land Suid-Afrika!	Aus dem blauen weiten Himmel, aus den Tiefen unsres Meeres, über ewig alte Berge, wo die Wände Antwort geben, in den fernen öden Ebenen mit dem Lied des Ochsen-wagens — rauscht die Stimme des geliebten Heimatlands Südafrika!
ns sal antwoord op jou roepstem, ns sal offer wat jy vra: ns sal lewe, ons sal sterwe — ns vir jou, Suid-Afrika!	Antwort sind wir deinem Rufen, opfern alles, was du fragst: leben werden wir und sterben — nur für dich, Südafrika!
die murg van ons gebeente, ons hart en siel en gees; ons roem op ons verlede, ons hoop op wat sal wees; ons wil en werk en wandel, ın ons wieg tot aan ons graf eel geen ander land ons liefde, 'ek geen ander trou ons af.	In dem Mark unserer Gebeine, tief im Herzen, Seel' und Geist; in dem Ruhm vergangner Tage, in der Hoffnung auf die Zukunft; in dem Willen, Werk und Wandel, von der Wiege bis zum Grabe teilt kein andres Land die Liebe, unsre Liebe und Treue für dich.
ıderland! ons sal die adel ın ons naam met ere dra — aar en trou as Afrikaners, ınders van Suid-Afrika!	Vaterland! des Namens Adel werden tragen wir mit Ehr' — echt und treu wie Afrikaner, Kinder von Südafrika!

Und dieses Fragment aus v. Langenhovens ɛkanntem Gedicht „Die stem van Suid-Afrika" (Die Stimme Süd-Afrikas) schließt mit diesem frommen, ber hoffnungsvollen und beruhigenden Schlußvers:

Op U almag val vertrouend Het ons vadere gebou; Skenk ook ons die krag, o Here, Om te handhaaf en te hou, Dat die erwe van ons vaadre Vir ons kinders erwe bly: Knegte van die Allerhoogste, Teen die hele wêreld vry!	Auf die Freiheit sicher bauend, lebten unsre Väter einst; gib uns auch, o Herr, die Kräfte, auszu-harren fest und treu, daß das Erbe unsrer Väter auch der Kinder Erbe bleibe: Diener nur des Aller-höchsten, auf der weiten Erde frei!
Soos ons vadere vertrou het, Leer ons ook vertrou, o Heer: Met ons land en met ons nasie Sal dit wél wees! — God regeer!	Wie die Väter einst vertrauten, lehr' uns auch vertrauen, Herr: und mit Land und Volk, o Schöpfer, wird es gut gehn! — Gott regiert!

Unter den Dichtern Südafrikas erscheinen drei, die besondere Beachtung verdienen; der unter dem Pseudonym „Totius" schreibende J. D. Dutoit, weiter C. L. Leipoldt, der wohl Südafrikas Volks-dichter genannt werden darf, und der bekanntere und dichterisch höher stehende J. E. Celliers.

Von Totius, der seit 1911 Professor an der Theologischen Schule in Potschefstroom ist, erschienen bis jetzt die Gedichtbände „By die Monument", Verse van Potgieters Trek", „Wilgerboom bogies", „Rachel" und „Trekkerswee". Viele Gedichte sind in den südafrikanischen Zeitungen und Zeitschriften verstreut. Vor kürzerer Zeit erschien von der Hand eines anderen mehr als Prosaisten bekannten Schrift-stellers, C. J. Langenhoven „Gesänge im Afrika-nischen", eine Art afrikanischen Gesangbuchs, in dem die Psalmen durch Totius sehr fein bearbeitet sind. Aus den vielen seiner Gedichte genüge das dem Studentenblatt „Die Bannier" entnommene

DAAR IS G'N DOOD	Es gibt keinen Tod
Daar is g'n dood. Wat lewe heet, is net die op en neer, As ons klein skuitjie al maar daal en klim; En wat ons sterwe noem is niks nie meer As ons verdwijning op die gindse kim.	Es gibt keinen Tod. Was Leben heißt, ist nur dies Auf und Ab, ein Schifflein, das nur reist und sinkt; und was wir sterben nennen, ist nichts mehr als Untergehen am Horizont.
Daar is g'n dood. Ons wat van lae strand dit sien, en speur Hoedat hul vaart die afstand steeds vergroot — Ons kan nie sien wat anderkant gebeur, En daarom noem ons die ver-dwijning: dood.	Es gibt keinen Tod. Was wir von tiefen Ufern schaun und sehn, wie durch die Fahrt die Weite wächst, was drüben dort geschieht, das sehn wir nicht, und deshalb nennen wir dies Sinken: Tod.
Daar is g'n dood. Ons lae standpunt is te laag en ver, En hul ontseil ons sfeer van ruimte en tijd. Daarom word eindelik ons blik versper, Wanneer hul roerpen stuur in d' ewigheid.	Es gibt keinen Tod. Wir stehn am Ufer viel zu tief und weit, und wer dort segelt, fährt aus Raum und Zeit. Deshalb wird schließlich unser Blick getrübt, wenn er sein Ruder steuert in die Ewig-keit.

Leipoldt ist von Beruf Arzt. Früher hat er viel Journalistik getrieben; bei Ausbruch des Buren-krieges war er z. B. Korrespondent des Holländischen „Nieuws van den dag" und später Redakteur des „South African News". Anfang dieses Jahres wurde er an die „Volksstem" in Prätoria zusammen mit Dr. Engelenburg, deren Chefredakteur, ver-pflichtet. Leipoldt ist der Volksdichter Südafrikas und wurde hauptsächlich als solcher bekannt durch seinen Gedichtband „Oom Gert vertel en ander ge-digte". Von diesem Band erschienen bereits drei Auflagen. Es gibt wohl kaum eine afrikanische Buren-

---

[*)] Einzelne Anregungen verdanke ich dem obengenannten rtikel von Poelhekke.

familie, die persönlich unter dem Kriege zu leiden hatte, welche nicht mit tiefer Rührung seine Gedichte gelesen hat, vor allem die südafrikanischen Mütter und Frauen, die geseufzt und geduldet haben in Englands abscheulichen Konzentrationslagern. Eins der ergreifendsten Gedichte ist das bekannte:

DIE OU BLIKKIE

Wat is die ding, wat jy dar hou?
Wat droom jy oor 'n blikkie, vrou?
'n armsalige ou blikkie?
Wat is die ding tog nou vir jou?

Ek wil hom skoonmaak, dat hy blink
Soos silwer in die sonskijn: dink,
Die armsalige ou blikkie:
Daaruit het Gert en Griet gedrink.

Ek wil hom met die grond hier vul,
Hier, waar die suring bloei so gul,
Die armsalige ou blikkie;
Miskien kan ek my droefnis kul.

Ek wil daarin 'n plantjie plant,
Wat groei aan Griet haar graf se kant:
Die armsalige ou blikkie
Was vasgeklem in Griet haar hand.

Der alte blecherne Becher

Was hältst du dort in deiner Hand? Was träumst du bei dem Becher, Frau? Ein armer blecherner Becher? Was hat dies Ding doch Wert für dich?

Ich will es putzen, daß es glänzt wie Silber in dem Sonnenschein, der arme blecherne Becher: daraus tranken Gert und Grete einst.

Ich will's dann füllen mit der Erde, hier, wo die Blumen blühend stehen. Der arme blecherne Becher verbirgt vielleicht so meinen Schmerz.

Ich will ein Pflänzchen pflanzen darein, es wächst am Rand von Gretes Grab. Der arme blecherne Becher saß festgeklemmt in Gretes Hand.

. . . .

Wieviel Elend und Mutterschmerz liegt in diesem einfachen Gedichtchen verborgen! Wieviel Grausamkeit, in unserer Kulturwelt schon längst vergessen.

Der wohl bekannteste ist Celliers. Er studierte einige Zeit in Delft und Leiden, wurde dann Landmesser und Staatsbibliothekar und ist jetzt a. o. Professor an der Universität in Stellenbosch und Redakteur des nationalistischen Tageblattes „Ons Vaderland“ in Prätoria. Er ist hauptsächlich erst nach dem Burenkrieg als Dichter hervorgetreten. Sein Gedichtband „Die Vlakte“ (Die Ebene) machte ihn mit einem Schlage berühmt. Dieses merkwürdige Gedicht, das eng verwandt ist mit dem Gedicht „Iris“ des holländischen Dichters Perk und mit „The Cloud“ des Engländers Shelley, legte mit einemmal und außer aller Diskussion 1906 bei seinem Erscheinen den Kulturwert der südafrikanischen Sprache fest. Ferner erschienen der Gedichtband „Die Saaier en ander gedigte“, die preisgekrönt wurden und „Martjie“, die dichterische Analyse einer Mädchenseele. Dieses Werk erlebte bereits eine dritte Auflage. Er versuchte sich auch als Bühnendichter mit dem Versdrama „Liefde en plig“; dramatischer Wert kann ihm aber nicht beigemessen werden. Von einer bühnenfähigen Theaterliteratur kann man bis jetzt in Südafrika überhaupt noch nicht reden.

Eine Blütenlese aus der Poesie dieser zweiten Sprachbewegung besorgte E. C. Pienaar, „Digters uit Suidafrika, bloemlesing uit die poësie van die twede afrikaanse taalbeweging“. Pienaar, der in Utrecht studierte und kürzlich promovierte, ist jetzt Professor an der Universität in Stellenbosch. Diese Blütenlese, die wie fast alle anderen Ausgaben von südafrikanischen Schriftstellern im Verlage J. H. De Bussy, Amsterdam und Prätoria, erschien, erlebte in drei Jahren schon vier neue Auflagen. Der als Politiker und Staatsmann bekannte frühere Staatspräsident des Freistaates Reitz hat sich auch [...] Dichter einen guten Namen gemacht. Er reicht eige[...] lich bis in die erste Sprachbewegung hinein, aber [...] Gedichtband „62 uitgesogte afrikaanse ged[...] wird noch immer viel und gern gelesen. W[...] kommt noch H. H. Joubert in Betracht, der frü[...] schon einen Gedichtband „Verse van Piet R[...] veröffentlichte und sich jetzt als tiefer und feiner [...] wunderer und Genießer der Natur in seinem le[...] Band „Dageraad en Sonneskyn“ offenbarte. Ne[...] Joubert darf sicher F. van de Heever genan[...] werden. Er hat ein feines Gemüt und ist e[...] echt dichterische Seele. Von ihm erschienen [...] kurzem „Gedigte“, die in Südafrika sehr [...] aufgenommen wurden. Ferner seien noch erwä[...] der oben schon genannte Langenhoven, [...] besondere Aufmerksamkeit verdient durch [...] beiden Bände „Ons Weg deur die wereld“, [...] noch Malherbe, Marees, Keet, Wase[...] und Fagan. Aus dieser bunten Fülle dichteri[...] Schaffens sei nur eine Probe herausgegriff[...] und zwar das hübsche Heimwehgedicht von [...] Bruggen, dem achtundzwanzigjährigen jün[...] Vertreter südafrikanischer Dichtkunst, womit [...] obengenannte „Bloemlesing“ schließt:

HEIMWEE

Mijn hart verlang na die stilte
Van die wije wuiwende veld,
Ver van die stadsgeluide
En die klinkende klank van geld.

Ek is moeg vir die ruslose lewe
Van mense wat kom en gaan,
'k wil terug na die vrije ruimte,
Waar 'n siel in woon — wat verstaan.

O, ek sien weer die son op die velde
En die ewige blou lug bo,
En mij hart skiet vol van heimwee,
En mij drome swem in mij oë.

O, ek sien weer die ijlbloue berge
Daar ver aan die westerkim
En ek wonder nie meer waarom weemoed
So sag uit mij liedere klim;

Klim na die grijs lug bowe
Waar die son in die miste kwijn;
Want o, ek verlang na die velde,
Na die ewige sonneskijn.

Heimweh

Im Herzen liegt ein Sehn[...] dem Schweigen des weiten [...] weit fern von Stadtgeräusch[...] vom hellen Klang des Geld[...]

Ich habe satt dies ruhlo[...] dieser Menschen, die komm[...] gehn, ich will wieder ins [...] Freie, dessen Seele ich fa[...] verstehe.

Ich seh' wieder die Sonn[...] dem Felde und das Himm[...] dort oben, und das Herz [...] wieder mit Heimweh und [...] Augen steht ein Traum.

Oh, ich sehe die Berge [...] die tiefblauen im Westen [...] und ich wundre mich [...] darüber, daß meine Lie[...] Heimweh sind.

Sie steigen zum grauen [...] wo die Sonne im Nebel [...] ich, ich sehne mich nach den [...] und ihrem ewigen Sonn[...]

Diese Gedichte reden meist von der Vergan[...] heit und von der Zukunft, von vielem Leid und [...] frohen Vertrauen, von Trauer, Glaube und [...] nung. Viele Einflüsse wird die junge Literatu[...] aufnehmen müssen, aber sie wird sich auch mehr [...] wickeln, weil sie einem gesunden Volksstamm [...] quillt; denn alles, was gesund ist, strebt bewußt [...] unbewußt zum Autochthonen, zum Sich-selbs[...] Die jetzige Literatur Südafrikas ist in den me[...] Fällen echte Freiluftkunst. Über den vielen [...] gedichten von Celliers „Vlakte“ bis zu van Bru[...] Heimwehgedichten „Heimwee“ strahlt der [...] offene, goldene Himmel, wie er nur dort un[...] Südafrika zu schauen ist.

Nach all diesem scheinen die rohen Afri[...] wirklich ein Volk der Träume zu sein; Ausgel[...]

heit und Üppigkeit können ihnen fremd sein, trotzdem, man weiß doch, welche großen Träume oft in äußerlich kalt und ruhig scheinenden Seelen weben können. Die bedeutungsvollen Ereignisse der letzten Jahrzehnte haben viele dieser Träumerseelen plötzlich wachgerüttelt, diese sind nun die Säer einer neuen, reichen Ernte geworden; der Freiheitsdrang, dieser gewaltige Hebel, hob hier wieder einmal einen ganzen Volksstamm empor, über „Klippen“ und Berge der südafrikanischen Sonne entgegen.

Klim op, klim op met die slingerpad! Klim op, klim op, tot jy sta daarbo Waar jy al ons land in 'n oomblik vat, Van die Laarveld af tot die kaal Karroo.	Hinauf, hinauf den Schlingerpfad! Hinauf, hinauf, bis du stehst hoch oben, wo das ganze Land in einem Blick du faßt, vom Laarveld bis zum kahlen Karroo.

Dort in der weiten Unendlichkeit lacht der jungafrikanische Dichter sein Freiheitslachen. Nach all dem Leid und Unterdrücktsein, nach herzzerreißenden Trennungen vom Teuersten, was man hat, nach Verlust der liebsten Verwandten und tapfersten Vorgänger im Freiheitskampfe, in dem er so viele Helden hat fallen sehen, wo er einen Mann hat hinsiechen sehen, einen Mann, wie Südafrika bis jetzt nur einen sah, die epische Figur des Generals De Wet, der den bitteren Spott des Fremden hat erleben müssen und, was noch härter ist, dieses Superioritätslächeln der entfremdeten und entarteten Elemente seines eigenen Volkes hat fühlen müssen, und endlich das allerschmerzlichste, was es wohl gibt, die Schmach der Renegaten erduldete, nach all diesem klingt doch stets aus der südafrikanischen Seele dieses ermutigende Lied des Vertrauens und der Sicherheit, dies Lied der Hoffnung und des felsenfesten Glaubens:

Moed mense, hou moed! Die kwaad sal verander in goed: Die mörelig kom uit die duister!	Mut, Brüder, haltet Mut! Das Böse wird einmal gut: das Morgenlicht steigt aus der Nacht.

Neben dieser reichen Fülle dichterischer Schöpfungen regt sich auch eine wertvolle und eigenartige Prosaliteratur. Eine eingehende Studie hierüber kann ich heute Raummangels wegen [3]) nicht bieten. Ich möchte nur kurz auf eine der hervorragendsten südafrikanischen Neuerscheinungen dieser Art aufmerksam machen, und zwar auf den Tierroman „Uit oerwoud en vlakte“ (Aus Urwald und Ebene) von dem jungen A. A. Pienaar, veröffentlicht unter seinem Kaffernpseudonym „Sangiro“ bei der Nationalen „Pers“ B. P. K. in Kapstadt. Dieses Werk ist bereits in englischer Ausgabe mit einer Einleitung des bekannten Schriftstellers Percy Fitzpatrick erschienen.

Über die Zukunft der südafrikanischen Sprache wäre noch folgendes zu erwähnen. Als Landessprache beherrscht sie neben dem Englischen das ganze Gebiet der südafrikanischen Union von Kapstadt bis zum Limpopo. Rhodesien im Norden ist überflutet von südafrikanischen Burenansiedlern, die ebenfalls ihr Afrikaans hoch in Ehren halten. Rhodesien stößt an Belgisch-Kongo, wo merkwürdigerweise eine der beiden offiziellen Sprachen des Mutterlandes Belgien, also auch der Behörden, in der Kolonie das Niederländische (Flämische) ist. Der Gedanke, wie General Smuts in seiner letzten Wahlkampagne in Rhodesien sagte, „daß die niederländische Kulturwelt durch das Band ihrer niederdeutschen Sprache einmal die Hälfte des schwarzen Kontinents beherrschen könnte,“ ist sicher von großer Bedeutung. Auch wird die frühere deutsche Kolonie Süd-West mit ihren weit über 8000 deutschen Ansiedlern, die als südafrikanische Staatsbürger vor einiger Zeit im Block naturalisiert wurden, den Einfluß des Südafrikanischen verstärken.

Unter den südafrikanischen Buren genießt die deutsche Wissenschaft auch nach dem verlorenen Kriege die gleiche Hochachtung und Liebe wie vorher; so studierten im vorigen Jahre 90 Söhne südafrikanischer Burenfamilien an deutschen Universitäten, und kürzlich erhielten deutsche Professoren einen Ruf an südafrikanische Universitäten. Nachrichten, die ich eben aus Italien bekam, melden, daß der bekannte italienische Schriftsteller Giacomo Prampolini, der die niederländische und südafrikanische Sprache gut beherrschen soll, mit der Übersetzung des südafrikanischen Volksdichters Leipoldt ins Italienische beschäftigt ist.

Und nun darf Deutschland, das Land, das auf diesem Gebiete immer das Banner vorweggetragen hat, das durch seine Übersetzungen selbst Dichter wie den nicht immer deutschfreundlichen Maeterlinck bekannt und berühmt machte, hier, wo es das stammverwandte Südafrika gilt, nicht zurückbleiben. Durch eine großmütige Regierungsaktion wurde es der preußischen Staatsbibliothek ermöglicht, einen Teil der wertvollsten Neuerscheinungen des Auslandes anzukaufen. Südafrika ist erfreulicherweise auch reichlich berücksichtigt worden. Sicher werden die Freunde schöner Literatur sich freuen, dieses Neuland bald betreten und genießen zu können. Mit den Vorarbeiten zur Schaffung guter deutscher Nachdichtungen dieser jungen Literatur [4]) wurde bereits begonnen.

[3]) Das „Lit. Echo“ wird fortan „Südafrikanische Briefe“ aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes bieten.

[4]) Ackermann und Pungs Verlag, Berlin-Lankwitz.

Betrachtungen bei der Lektüre eines zeitgenössischen Dichters

Von Ferdinand Gregori (Berlin)

Seitdem das Referat die Grenzen der Relativität gesprengt hat und ins Absolute ausgeschwärmt ist, seitdem es den Charakter des Dienens und Vermittelns abgestreift und als Kunstwerk selbständig geworden, geht es den Dichtern geringen und mittleren Schlages besser als den großen. Der große steht meist über dem Referenten, läßt ihm wenig Raum, um sich ergänzend zu ergehen, er bindet ihm die

Zunge durch seine dichterische Fülle, während die kleineren neben ihrem schmalen schöpferischen Wege zehn breite unbegangene offen lassen, auf denen sich's bequem und verantwortungslos spazierenschlendern läßt. Was dem Referenten dabei auffällt, das wird zu der Dichtung in irgendeine lose Beziehung gebracht, und die Leser des Referats buchen die dabei verschwendeten hohen und schönen Superlative als Eigenschaften des Dichters. Zu solchen Lesern gehören natürlich auch der Dichter selbst und sein Verleger.

So kommt es, daß wir sogar in allgemeinen Literaturgeschichten neuen Datums über den Dramatiker Hermann Bahr mehr erfahren als über Heinrich von Kleist, in Momberts Schaffen umständlicher eingeführt werden als in das der Droste-Hülshoff. Die aufnahmebeflissene Welt muß dadurch an ihrem eigenen Urteil irre werden, wenn sie eins hat, oder, hat sie keins, ohne weiteres Bahr über Kleist, Mombert über die Droste stellen.

Diese Betrachtung drängt sich mir auf, da ich darangehe, einen feinen, liebenswerten Lyriker unserer Tage in den Kreis einzuordnen, den meine jahrzehntelange Liebe zur Dichtung vorgefunden und sich erweitert hat. Gegen meine Gewohnheit las ich die beigefügten Pressestimmen und einen ausführlichen Essay über sein Werk. Dieser Essay, eine in sich bestehende bejahende Arbeit, die nur einmal die Namen Mörike, Lissauer, Trakl und Werfel nennt, aber nicht, um den neuen Dichter in einen Abstand, besonders von Mörike, zu bringen, sondern nur, um ihn nach vier Richtungen besonders zu rühmen. Es ist wirklich schon so weit gekommen, daß jeder, der heute Verse drucken lassen kann, ein paar Zeitungen findet, die konstatieren, er rage in manchen Punkten über Goethe, Hölderlin, Meyer, Storm usw. hinaus. Zugegeben, daß daran etwas Wahres sei — ist's aber nicht auch Pflicht (mindestens die der Pietät) ihm zu sagen, wo er hinter ihnen und vielleicht sogar hinter Geibel zurückbleibt? Wer hat von den Übertriebenheiten wahren Gewinn? Weder der Dichter noch die Welt. Er wird verbittert, weil er trotz allen Anpreisens nicht ins Volk dringt, und sie, die Welt, greift nicht zu den wahrhaft großen Lyrikern, weil der als groß ihr Aufgeredete sie im Grunde kalt läßt.

Julius Kühn — um ihn handelt sich's — hat selbst in drei Abhandlungen („Der Dichter und das All", Koburg, Riemann) etwas von solcher Einseitigkeit gezeigt, wenn er sich auch im Vorwort zu rechtfertigen sucht. Die dichterischen Erscheinungen Adalbert Stifters, Wilhelm von Scholzens und Franz Werfels sind ihm Ausgangspunkte für die Formeln: Der Dichter und die Zeit, der Dichter und der Raum, der Dichter und Gott. Ich habe Kühns Feststellungen mit Freude und Gewinn in mich aufgenommen: kein Zweifel, daß in den drei Dichtern kosmische Kräfte wirksam sind; aber grübe man weiter nach, so könnte man wohl Stifter ebenso nahe mit dem Problem des Raumes und Gottes in Verbindung bringen wie mit dem der Zeit, und Scholz und Werfel wiederum gestalten nicht nur der eine den Raum, der andere Go[...] sondern jeder Zeit, Raum und Gott insgesamt. Es [...] ja gar kein Trennungsstrich dazwischen! Aber wic[...] tiger: was ist, wenn kein Doktorhut (und um i[...] handelt sich's bei Kühn nicht) damit gewonne[...] Möglich, daß einige nun erst auf die Drei aufmerk[...] werden! Das ist ein Plus. Doch werden die ni[...] nur Raumsucher bei Scholz und Zeitsucher bei Stif[...] werden? Ist der Eindruck, den Stifter machen [...] und machen kann, damit in der Hauptsache bezeich[...] oder gar erschöpft? Liegen bei ihm nicht ganze Ka[...] pitel zuhauf, die mit der Zeitgestaltung gar nichts [...] tun haben? Soll sie der Leser überschlagen? Theod[...] Storm verlangt von einem lyrischen Gedicht, daß [...] unmittelbar mit den Sinnen aufgenommen werde[...] könne. Man darf das auf die Erzählung ohne weiter[...] ausdehnen. Und wirklich öffnet sich auch Stifter un[...] mittelbar unseren Sinnen, wenn sie selbst geöffne[...] sind. Das Beste bei Scholz und Werfel ist ebenso z[...] gänglich. Wo aber Scholz beispielsweise den Man[...] des kosmischen Wanderers umhängt, tritt er ab un[...] zu aus dem Bezirke der sinnlich gestaltenden Kun[...] heraus, in den philosophischen hinein. Ich meine[...] philosophische Vertiefungen werden in keinem Kun[...] werke von Belang fehlen, aber ihnen zu folgen m[...] eine Angelegenheit der Sinne (wir haben doch au[...] innere Sinne!) und muß dem erklärenden Wor[...] tunlichst entrückt bleiben. Wie schön sind diese letz[...] Geheimnisse für den Kunstgenießer, wenn auch er [...] für sich behält!

Wir können gar nicht genug dazu tun, die schlec[...] hin lebenspendenden Kräfte unserer Dichtung de[...] Volke zuzuführen. Damit aber, daß wir jeden zeit[...] genössischen Dichter über seine Vorgänger hinaus[...] loben, so daß die Vorgänger kaum noch lesenswer[...] erscheinen, betrügen wir das Volk um seine Kro[...] güter. Das gewaltsame Hereinziehen der Ewigkeite[...] Unendlichkeiten, Allmächtigkeiten, die doch d[...] menschlichen Gestaltung spotten, ist eine Intellek[...] belustigung für Ästheten und hilft dort nicht, wo Hil[...] not ist. Es wird zuviel für die Schreibenden geschri[...] ben. Denen soll's gefallen. Der liebhaberische Le[...] geht leer aus. Und er ist in der materiellen Not un[...] seres Landes viel wichtiger. Die Schule entläßt uns [...] ja meist nicht mit der Liebe zu unseren großen Di[...] tern, sondern mit Gleichgültigkeit, sogar mit He[...] Wer soll das rechte Verhältnis herstellen? Das d[...] nende, das vermittelnde Referat, das aus der Mod[...] gekommen ist! Muß es hölzern, trocken, langwei[...] sein; gibt's keine fröhliche Sachlichkeit? Ich denke da[...] Den Leser auf eine besonders schöne Zeile aufmer[...] sam machen, ist mehr wert als eine stilistisch we[...] ausgewogene Abhandlung über die Weltweite sein[...] Wesens; ihn zu langsamem Lesen zwingen, ihn an[...] halten, zu innerem Schauen, Hören, Fühlen anleite[...] Emil Kuh konnte das, Avenarius hat's an Mörike un[...] der Droste vorbildlich gezeigt; Lissauer und Mün[...] hausen sind hier zu nennen. Ich selbst wünsche es [...] Jahren mündlich von Lehrern und Schülern.

Fünf Versbücher von Julius Kühn liegen mir
; sie umfassen äußerlich zehn Jahre, innerlich
irlich mehr: sein bisheriges dichterisches Leben.
wiederhole: eine feine, liebenswerte Begabung,
so sehr sie es auch ableugnet, doch auf den Schul-
anderer ruht und sich entwickelt. Da sind ana-
ntische Kleinigkeiten in „Welt und Wille", die
bei Christian Felix Weiße Unterstand haben
iten; Lebensweisheiten in Distichenform, wie sie
en, vielen gelingen (hier eigentlich nicht gelingen,
die Weisheit noch fehlt!), freie Rhythmen, an
the und Hölderlin anklingend:

> Wenn die Menschen
> Mit fröhlichen Herzen
> Den Tag beenden,
> Bin ich freundlos
> In meiner Einsamkeit ...

Vgl. dazu: „Wenn der uralte heilige Vater" ...
: „Ihr wandelt droben im Licht" ... Wohlge-
ete Stanzen, breit und voll hinfließend, leider
Fragment versickernd, zeugen von aparter Wort-
t und wollen inhaltlich eine Krisis gestalten:
ere und innere Kräfte kämpfen miteinander, die
e soll vermittelnd wirken. Hier und da schleicht
ein spürbares Gran Nüchternheit ein: so in seine
allele Bach-Beethoven, die nun überhaupt Bach
: gerecht wird; oder in seine „Entsagung", die
höchste Ziel darin sieht:

> Daß jeder menschliche Affekt
> Vernichtet wird vom Intellekt ...

Gott möge jeden Künstler von diesem Ziel fern-
en! Kühn verwechselt hier (des Reimes wegen?)
llekt mit Idee. In einem späteren Buch „Die
ke" (Heidelberg, Weiß) stehen die Verse:

> Kunst ist, was euch zwingt,
> Daß ihr euch dran erlabt.
> Wer Eignes allgemein darbringt,
> Ist nicht begabt!

Strophe ist als wortmäßiger Ausdruck nichts
, aber mit dem „Zwingen" hat Kühn schon recht,
it sogar das Entscheidende. Die zwei anderen
en sind ihm entweder daneben geraten, oder will
icht anerkennen, daß etwa Goethe, der sein
htlied" „allgemein" darbringt, begabt sei?
Kühn ist in seiner Lyrik nicht triebhaft wie Mörike,
auch kein Kunstmeißler wie Conr. F. Meyer.
doch hat er Mörikes weiche liebkosende Hand, mit
er die Schönheiten seiner thüringischen Land-
t („Thüringer Skizzenbuch", Koburg, Riemann)
helt, und von Meyer die Freude an der Variation
s dichterischen Einfalls, die am blühendsten an der
raphischen Legende" (Berlin 1922, Wir-Verlag)
ortritt. Bleibt Kühn in der „Brücke" noch manch-
an der Skizze einer Stimmung hängen („Berg-
e") — und gesättigte Stimmung reicht doch
t einmal immer zu einem Gedicht aus, — be-
gt er sich dort, etwa in der „Waldschenke", mit
Kontur, so ist diese Entwicklungsphase im „Thü-
ringer Skizzenbuch" überwunden: der „Abend im
Grund" verbindet ganz wunderschön das Kleine mit
dem Großen, das Hohe mit dem Fernen, das „Eigene"
mit dem „Allgemeinen"; und außerdem zwanglos.
Wir glauben dies Gedicht wie auch den „Neben-
weg" im Augenblick des Lesens selbst zu schaffen, als
ob es im Reime längst in uns gesteckt habe: das nenne
ich Dichterglück! Auf dem „Dämmerungshügel"
häufen sich dagegen die Kettenattribute gar zu sehr:
in wenig Zeilen „himmeltief, firnweiß, abendblaß,
atemstill, dunkelrauschend" scheint mir die Mischung
zu trüben. — Dichterglück ist's auch, daß er die kleine
jüdische Tänzerin kennengelernt oder tanzen gesehen
oder phantasiemäßig in sich erlebt hat. Seine 46 Va-
riationen („Seraphische Legende") über dies zier-
liche Thema stellen den Dichter auch menschlich in be-
trächtliche Höhe. Er sieht in ihr ein reines Geschöpf,
das — wie die Kunst — in die Welt gekommen ist,
um allen Schmutz und alle Lüge verschwinden zu
machen. Gar nicht verwunderlich, daß er sich dabei
in einigen Versen mit Franz Werfel berührt, be-
sonders in dem: „Dein Schreiten ist das Lächeln
Gottes." Wenn dieses Mädchen durch die laute feile
Gasse geht, lauscht alles auf:

> Die Seelen streift ein frohes Ahnen.
> Auf ihren nebelgrauen Zinnen
> Wird Licht ...

Oder der Dichter beschwört die Schlafende, zu er-
wachen:

> Denn nur in deinem Blick
> Kann sich der blütenjunge Tag vollenden ...

Das „Hohelied" liest er von ihren Brauen ab —
wir wissen alle, wie charakteristisch gerade dieser
Augenbogen für die Schönheit der Jüdin ist —
und das Schicksal eines Herbstabends scheint ihm an
ihren Wimpern zu hangen:

> Der Abend reift den Wolkenglanz
> Wie eine Krone um dein Haupt.
> Deine hängende Hand spielt mit den Trauben,
> Die um die gelbe Treppe blauen;
> Deine Seele, der goldene Falter, gaukelt
> Sinnend um die reifen Ranken.
>
> O lasse deine tiefen Blicke
> Auf der holden Landschaft ruhn!
> Denn wenn du deine Lider schließt,
> Fließt Dunkelheit über die feuchten Gefilde.

In den letzten vier Zeilen schwingt klopfende Angst
und durch die drei alliterierenden F der allerletzten
bläst der häßliche Herbstwind. Wo sie, die einzige,
lebt, ist Reichtum. Aber sie hat, für sich, auch Unrast
und sucht „die Liebe mit blutendem Fuß" — da ruft
er ihr zu:

> O kehre in die Tiefe deines Wesens!
> Dann kommen sie zu dir mit hingebognen Knien
> Und bringen dir ihr Herz auf goldnen Tellern.

In Kühns „Wanderndem Jahr" (Koburg 1920,
Roßteutscher) sind die zwölf Monate ganz allerliebst
in Stimmungsbildern festgehalten, fern von jeder
Kalenderschablone, im „April" bis zu „Spitteler",

im Mai gar bis zu Mörike aufschwebend — und dieser Vergleich soll wirklich eine Gleichstellung sein.

Habe ich nun dem Dichter etwas gesagt, was ihm Freude macht? Ich weiß es nicht, ich wollte es wohl; aber zuerst wollte ich den Freunden der Lyrik sagen, daß wieder einer da ist, lesenswert; daß man zu ihm hin den Weg über unsere großen Lyriker findet und daß man von ihm aus rückblickend die alten Herren immer noch erkennt.

Philipp Witkop

Von Karl Nötzel (Pasing)

Alle großen künstlerischen Individualitäten sind zugleich ewige Menschheitstypen, stellen irgendein letztmögliches Verhältnis des Menschen zu seinen ewigen Fragen und Problemen typisch dar. Diesen tiefsten Kern, diesen ewigen Grund im Künstler aufzusuchen, das ist die schwierigste, schöpferische Aufgabe des Kunsthistorikers. Einsam läßt er Leben und Werke des Künstlers auf sich wirken, bis er durch all ihre Mannigfaltigkeit zu diesem einenden Mittelpunkt gedrungen ist..." (Aus Philipp Witkops Vorrede zu seinem Buch „Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche". 2. Auflage, Leipzig, Verlag Teubner.) Damit ist die Aufgabe des heutigen Literaturforschers umschrieben.

„Wer Witkops Kleist-Biographie liest, der merkt, daß er von Kleist bisher nichts wußte als Daten historischer, psychologischer und ästhetischer Natur. Die Gestalt Kleist war einfach bisher nicht vorhanden. Hier ist sie!" (Aus einer Besprechung von Witkops „Heinrich von Kleist".) Damit wird die Erfüllung der Aufgabe des heutigen Literaturforschers festgestellt.

In unserer nach Menschheitseinigung dürstenden Zeit erlangt eben der Künstler, im besonderen der Dichter, eine ganz neue Einschätzung: als einziger Nichtdogmatiker unter den geistig schöpferischen Menschen: er allein schwebt über den verstandesmäßigen Entscheidungen: jenseits ihrer, d. h. alles dessen, was Menschen von Menschen trennt und Gegenstimmungen unter ihnen hervorruft, beginnt sein Reich. Seine Werke offenbaren sich heute als Eigenwert in sich tragende Teiläußerungen einer einzigartigen geistigen Einheit. Sie in ihrer Ganzheit erstehen zu lassen, auch in ihren nicht zur Auswirkung gelangten Möglichkeiten, mit einem Wort: den geistigen Aufbau der Dichter-Persönlichkeit vorzunehmen, aus seinen Werken und seinem Wirken — das ist die Aufgabe des heutigen Literaturforschers. Sie kann nur künstlerisch gelöst werden: durch schöpferisches Erfühlen der fremden Wesensart. An der Schwelle dieser neuen Kunst steht somit die jeder wahren Wissenschaft eigene Entsagung. Sie muß hier um so schwerer fallen, als nur schöpferisch begabte, zur Selbstgestaltung drängende Persönlichkeiten in Frage kommen. Diese Entsagung wird dabei nicht bloß verlangt in dem hingebenden Stu
alles irgendwie in Betracht kommenden Tatsat-
materials, vielmehr vornehmlich auch in der
gestaltung selber: nichts darf da vom eigenen
hineinkommen, mag es noch so zweifellosen Eig
wert aufweisen, was nicht unerläßlich ist zur
tung der fremden Wesensart, und sich in ihr ersch
Allerfeinste, unnachsichtliche Kritik muß hier wal
da man sich ja hier am weitesten entfernt von
sachlichen Stützen, von allen greifbaren Bez
chungsmomenten. Nur eine ganz gastfreie Seele
solcher Aufgabe gewachsen, eine Seele, die dabei
zuhalten vermag an dem Ziele, das sie einmal
heroischen, tief innerlich bejahten Entschluß, über
selber stellte. Bei dem allen muß der solches
gende noch ein Mensch von Eigenprägung sein:
Geister bannen will, darf sich nicht an sie verlier
muß in sich den freies Urteilen ermöglichenden
stand tragen auch zum überragenden Nichtich
dabei feste Maßstäbe in Händen haben, um nicht
zukommen vom Wege in dem freiwillig aufgesu
Labyrinth der oft ins Kleine und Kleinliche geh
und doch nicht zu umgehenden Tatsachen. Schließ
wird die Selbständigkeit dieses künstlerischen W
schaftlers vielleicht dadurch noch auf die sch
Probe gestellt, daß er sich nicht beeinflussen l
darf von allen jenen vorgefaßten Theorien, die
rade heute das Verhältnis des Künstlers zu se
Werke, die Art und den Grad seiner Notwend
für ihn, klarzulegen behaupten, und dabei be
gungslosen Anspruch erheben auf Allgemeing
keit. Wenn irgendwer, so hat derjenige allen An
sich die volle geistige Freizügigkeit zu wahren
auf jedes geistige Abenteuer gefaßt zu sein, de
Wunderbarsten nachwandeln will, das wir ke
dem schöpferischen Menschen auf seinen Ge
pfaden.

Eine ganze Reihe glänzender Namen ist au
sem Gebiete zu verzeichnen, ja es sieht so aus,
habe sich der schöpferische deutsche Genius im ge
wärtigen Augenblick gerade diesen Bereich zu
Auswirkung erkoren. Indes entspricht doch
kaum einer der hier tätigen Geister allen hier
hebenden Anforderungen in gleichem Maße wie
Philipp Witkop, der freiburger Literaturprofe
Mit ihm kommt die neue, in den Bedürfniss
Zeit begründete Literaturforschung auf den
Hochschulen zum Durchbruch. Seine bereits
wähnten „Die deutschen Lyriker von Luther
Nietzsche" (Verlag Teubner), sein „Heinrich
Kleist" (Leipzig, Verlag H. Haessel) und seine „
im Leben deutscher Dichter" (derselbe Verlag)
binden auf das glücklichste wissenschaftliche Ge
haftigkeit mit künstlerischer Gestaltungskraft
geistiger Unabhängigkeit. Hier werden we
Kreisen vollmenschliche Anknüpfungen vermitt

---

[1]) Geboren am 17. April 1880 in Kleinenberg in
1909 Privatdozent in Heidelberg; seit 1910 Professor für
deutsche Literaturgeschichte in Freiburg i. B.

die Schöpfungen unserer Großen und zudem die in ihrem Leben verwirklichten Werte und Hinweise erschlossen. Und das geschieht in jener ehrfurchtsvoll mit der Lebenszeit des Lesers rechnenden Beschränkung auf das Wesentliche, die nur aus letzter Stoffbeherrschung und restloser Freigebigkeit mit der eigenen Lebenszeit für den Leser hervorgehen kann. Hier ist einmal jemand, der sich noch die Zeit nimmt, kurz zu sein: Es dürfte sich wohl kaum noch jemand finden, der, wie hier Witkop, auf nur sechzig Druckseiten der weltumspannenden Bedeutung Goethes in annähernd gleicher Weise gerecht zu werden imstande ist. Über das alles hinaus ersteht dann ganz von selber — als unvermeidliche Folge einer produktiven Kritik — wenn auch vorderhand noch in leisen Andeutungen, nur eben soweit, als das durch die jeweilige künstlerische Vorlage bedingt ist — ein eigenartiges Einordnen des in letzten Seelentiefen erfaßten künstlerischen Schaffens in das volle Sichausleben des Menschen, wobei die wesentlichen Formen der dichterischen Auswirkung (Lyrik, Epos, Drama) deutlich hervortreten als notwendige, unter gewissen Bedingungen typische Richtungen in der Auseinandersetzung des schöpferischen Ichs mit der Welt, in der es sich entdeckt.

Bei allem hier sachlich Gebotenen muß schließlich die von Witkop eingenommene geistige Haltung erzieherisch wirken: die uns heute so nötige bedingungslose Ehrfurcht vor dem Nichtich, das wir niemals restlos zu erfassen vermögen, weder in seinem notwendigen Gewordensein, noch in seinem freien Sichselbermitgeschaffenhaben, wird uns hier nahe gebracht in einem Zusammenhang, der unserer Gefühlsbetonung von vornherein sicher sein kann, da dies Wohltätern gegenüber geschieht, d. h. da, wo wir selber uns als Beschenkte vorkommen müssen. Dieses ethische Moment in Witkops Tätigkeit macht sich bereits deutlich geltend auch in der Schule, die von ihm ausging, und der wir in Kürze eine vollständige Geschichte des deutschen Romans verdanken werden. Es sei hier nur erinnert an grundlegende Werke wie Walther Harichs „E. T. A. Hoffmann", Konrad Wandreys „Theodor Fontane", Paula Scheidweilers „Roman der deutschen Romantik", Elfriede Gottliebs „Ricarda Huch", sowie die noch unveröffentlichten, aber vollendeten, umfassenden Werke Herbert Marcuses „Der deutsche Künstlerroman" und Kurt Wörmanns „Der deutsche Bauernroman".

Witkop will (und verwirklicht) eine Verbindung von Wissenschaft und Kunst, von gründlichster wissenschaftlicher Analyse und künstlerischer Synthese. Die Wissenschaft diene zum Mittel, die künstlerische Deutung und Darstellung sei Zweck. Gestalten seien gegeben, ewige Menschheitstypen, nicht feuilletonistische Bilder. Lebens- und Menschenwerte sollen sich offenbaren: Geboren nicht aus Schreibtischgelahrtheit, nicht aus artistischem Ehrgeiz, vielmehr aus liebevoller, ehrfurchtsvoller Versenkung in fremde Geistesart. Es ist kein Zufall, daß Witkop sich auch als hervorragend begabter Dichter betätigt hat,[2]) und es ist vielleicht durchaus Zufall, daß er sich lieber der Gestalten der deutschen Geistesgeschichte als Material bedient, als der Menschen des Alltags.

Mit seiner eigenen schöpferischen Tätigkeit unter Heranziehung von im gleichen Sinne wirkenden Schülern dient Philipp Witkop zu seinem Teil auch dem menschlichen Bedürfnis seiner Zeit: Zusammenfassen und allseitiges Fruchtbarmachen verwirklichter menschlicher Werte führt zur Neubelebung der Hoffnung auf den Menschen, und d. h. auch immer zur inneren Aussöhnung der Menschheit.

Ein affenteuerlicher Schelmenroman

Von Paul Friedrich (Berlin)

Der Verfasser dieses Schelmenspiegels heißt nicht Grimmelshausen und Moscherosch, sondern Martin Brussot. Er lebte nicht vor dreihundert Jahren, sondern erfreut sich noch heute des schönen Daseins in dieser wunder-wunderschönen Zeit.

Wie er angibt, hat er die Historie von dem „Landstörtzer und miserabligen Volksplacker Wentzeslaus Nazdaryk" aus dem „Trugel" seiner böhmischen Kindsamme, und er führt als Verfasser dieser Moritat einen gewissen Tobias Pankratius Spätzelsperger an, der seine Chronika von dem tschechischen Rinaldo „bey Christophel Wolfgang Schultheiß, dem Buchdrucker der Löblichen Universität Prag 1678" in Druck gegeben.

Aber ich glaub's ihm nicht, sondern meine, er ist ein Schelm und gibt's nur vor, bindet seinem hochwohllöblichen Publico diesen tschechischen Bären auf, olldieweil und sintemalen auch heuer nach dem großen Krieg in Europa allens drunter und drüber geht und der Tschech dem Bruder Nazi arg aufsitzen und dem Nemtzi arg mitspielen tut. Zugleich reizte es wohl den Verfasser, im Spiegel dieser Abenteurerchronik des traurigen 17. Jahrhunderts das deutsche Elend von heute wiederzuspiegeln und damit zu zeigen, wie alles wiederkehrt und es nichts Neues unter der Sonne gibt.

Besagter Held seiner affenteuerlichen Geschichte, Wenzel Nazdaryk, den er nun in sein Buch im Renaissanceverlag (München-Berlin-Leipzig) gesperrt hat, ist ein wahres Prachtexemplar von einem Teutschenfresser, Saufkumpan, Abenteurer, Rebellanten und „Volksbeglücker".

Er geht auf als unheildrohender Komet in Moldowitz, hetzt dort die Hussiten gegen die Lutheraner, macht sich auf nach Prag und kommt dort grad zurecht, um dem Martinitz und Slawata nach durch das Fenster des Hradschin zu fliegen. Kehrt dann mit verstauchter Hüfte und rachebrütendem Herzen nach Moldowitz heim. Liebt Brunhild Wokurka, des teutschgesinnten Schulmeisters Tochter, deren Bruder sich in Wenzels Schwester Zlatinka vergukt hat. Also

[2]) „Eros" Leipzig 1908, Fritz Eckardt.

eine Liebe über Kreuz, woraus wie meist, so auch hier ein Kreuz entsteht.

Brunhild gibt dem bitterbösen Wenzeslaus ob seines Teutschenhasses den Ring zurück. Er aber zwackt dem armen Gastwirt Aaron Leiser sein Geld ab, staffiert damit seinen Knecht und Sancho Pansa Ribysl und trottet als ein neuer Ritter Don Quichotte mit ihm, dem Schinder Wanzura und dem Aaron auf Abenteuer.

Budweis öffnet ihm die Tore, nachdem er mutig eine herantrappelnde Herde — Ochsen bekämpft hat, sein Anhang wächst, in einem Walde findet er ein armes Studentlein, das sein späterer Chronist wird, nämlich den Spätzelsperger, dann erprobt er mit seiner Mordbrennerbande sein Heldentum an einigen armen Köhlern. Darob schwillt ihm vor Übermut der Kamm, und er beschließt, den Kaiser Matthias im prager Hradschin aufzuheben, was ihm aber durch die List des Generaladlatus Hans Jürgen unter Zuhilfenahme sämtlicher prager Judenweiber vermasselt wird. Nachdem so die Burg gerettet, erliegt der kranke Kaiser einem Schlaganfall, Wenzel aber sieht sich im Traum als Kral und Großpascha von Böheim.

Ferdinandl wird Kaiser durch Sachsens Stimme. Inzwischen ist der Pfälzer ins Land gefallen, hat Moldowitz zerstört und Brunhild Wokurka mitgenommen.

Im Brdywald kürt sich jetzt Erzrebellant Wenzel zum Paditschech Hussitias und geht dann zum Pfälzer über.

Aber das Winterglück schmolz mit dem Schnee, und Wenzel, der Landstörtz ist nun ein Flüchtling auf dem verhaßten teutschen Boden.

Schleicht sich durchs Vogtland und Altenburgische nach Leipzig, der Stadt der guten Gose. Verlegt sich in der Not auf der Messe aufs Diebshandwerk und stiehlt eine Sau. Wird aber selbst in Auerbachs Keller samt seinen angezechten Trinkkumpanen vom Werbel geholt und nach Flandern geschafft. Zog vor Arnheim und nach Amsterdam. Vor Breda wird er als unzuverlässiger Kantonist von Spinola gegen Katalanen ausgewechselt und kommt nach Hispania. Muß gegen arme Moriskos kämpfen und zusehen, wie man sie zur Ehre Gottes henkt. Flieht von der Fahne an den Schneidertisch und wird infolge falsch angenähter Knöpfe Kammerlakai des Ministers Ortega.

Hält's mit dessen Gattin Donna Elvira, wird aber von ihr wegen seines Hangs zum Küchenpersonal potipharisch verklatscht und zur Galeere begnadigt. Wird nun, um seine Weltumseglung wider seinen, aber nach Martin Brussots alias Spätzelspergers Willen fortzusetzen, pünktlich von Korsaren gefangen, in Tunis nach berühmtem Cervantesmuster als Sklave verauktioniert und kommt nach langer Wüstenwanderung nach Kairo auf den Markt.

Worauf sich zwischen einem Pascha und Wenzel folgendes Frage- und Antwortspiel entspinnt:

„Gav na Kessala?"
„Ne rosumim Barbareski!"
„Parlate frankoni briboni?"
„Powiday tscheski."
„Parles-tu français, canaille?"
„Tscheski!"
„Lingua portugueza?"
„No, Señor, no!"
„Caramba!"

Als er dem Moslim Powidlknödel kocht, wirft ihn dieser zur Türe hinaus. Als Schiffsknecht fährt Wenzel nach Graecia. Wird aber von Piraten abgefangen und in Stambul an Land gesetzt. Hier macht Wenzeslaus den rettenden Floh- oder Tellssprung und erscheint in der Maske des in seiner Nähe in einer Herberge „verschwundenen" spanischen Gesandten Don Alonzo Maria de Ballesteros in Wien, wo er Aaron Leiser als Freiherrn von Goldschild und kaiserlichen Hofjuden wiedertrifft und natürlich bald gegen Kaiser und Reich Verrat spinnt. Ich habe den Herrn Tobias Pankraz Spätzelsperger alias Brussot in Verdacht, daß er hier dem Leser ein Schnippchen schlug, weil er des Glaubens war, daß man im Verlauf einer solchen Odyssee von dem ewigen Schaukeln Fortunas an alles gewöhnt ist — aber da hat er sich doch geirrt, und hier möchte der Kritikus baß ein Fragezeichen machen: „Erkläre mir Graf Oerindur diesen Zwiespalt der Natur." Genug, Wenzeslaus, ehemaliger Pauernrebellant, Landstörtz, Musketier, Schneider, Kammerlakai und Galeerensklave ist eben Peregrinus Proteus und wird auch gefälschte Gesandtschaftsberichte zuwege gebracht haben. Kurz: seines Bleibens in Wien ist doch nicht lange, die „Conspiratschon" wird ruchbar, er entführt Rahel, Freiin von Goldschild, und verlebt mit ihr in Venedig seine Flitterwochen. Aber er ist an Hafer nicht gewöhnt, tut des guten pluraliter zuviel, treibt sein Weib zur Untreue, bricht aus Wut darob bei ihrem Amante, dem Fürst Orsini, ein und raubt soviel Perlen, Gold und Edelsteine, daß er damit in der braven Schweiz sich endlich ein neues Kontingent Schnapphähne zusammenstellen und sich dem „Verfechter evangelischer Glaubensfreiheit", dem Grafen Mansfeld, anschließen kann, der froh ist, wenn ihm einer Hilfe bringt, sei's auch ein böhmischer Schubiak.

Hier nun breche ich ab und verschweige, was weiter geschehen und wie die Aventüre des Schelmen Nazdaryk ausging.

Spätzelsperger alias Martin Brussot hat sich also vorgenommen, mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, und zwar erstens aus seinem gutteutschen Herzen kein Hehl, zweitens aus seiner Abneigung gegen den hochmütigen Paditschech ebenfalls keins zu machen, drittens eine Art Panorama des dreißigjährigen Elends als Spiegelbild jüngster Geschehnisse zu malen und viertens einen amüsanten Baedeker des damaligen geschichtlich beleuchteten Europa nebst angrenzender Länder zu schreiben.

Dadurch erzielte er erstens aktuelles, zweitens historisches, drittens ethnologisches Interesse und die nötige Buntheit, die so ein Schelmenschicksal braucht. Die Erinnerung an den edlen Ritter de la Mancha wird hier bewußt und keck durch sein Gegenspiel hervorgerufen und erhöht unbedingt die Kurzweil dieses Buches.

Ganz stupend weiß der Chronista die verschiedenen Nationen zu zeichnen. Von dem Sprachkauderwelsch der Zungen, die hier wie nach dem Einsturz des babylonischen Turmes losschwätzen, gab ich oben ein amüsantes Exempel.

Hinter all dem leichten Scherz guckt tränenlächelnd die Ironie auf „uns Arme" und die Satire auf „liebe Nachbarn und desgleichen". Und als grabbisch tiefere Bedeutung schwelt am Horizont

as blutige Geflamm einer sich unablässig in Haß efehdenden und zerfleischenden Menschheit, die eine Aufklärung, keine Humanität, kein Toleranz-dikt bisher noch zur Raison gebracht hat und, Gott ei's geklagt, auch wohl künftig in absehbarer Zeit icht bringen wird.

Erotik und Persönlichkeit

Von Paul Feldkeller (Schönwalde, Mark)

„Moral und Weib." Eine Studie über Ehe und Ehereform. Von Siegmund Sigrando. Leipzig 1923, Otto Hillmann. 48 S.
„Geschlecht und Religion." Ein Beitrag zur Psychologie der männlichen und weiblichen Frömmigkeit. Von Alexander Beyer. Wien und Leipzig 1923, Wilhelm Braumüller. 62 S.
„Vom Sinn des Eros." Von Harry Schumann. Mit Zeichnungen von H. Vogeler-Worpswede. Dresden 1920, Carl Reißner. 69 S.
„Liebe." Roman. Von Helene Stöcker. München 1922, Rösl & Cie. 524 S.
„Jahrbuch einer Seele." Von Walther Nithack-Stahn. 4.—6. Tausend. Halle a. d. S. 1918, J. Fricke. 192 S.
„Das weibliche Seelenleben und die Frage seine Gleichwertigkeit." Von Richard Baerwald. Baden-Baden 1923, Felsen-Verlag, Buchenbach. 202 S.
„Körperseele." Eine Anregung zu beseelter Körperpflege und Körperschulung. Von Brigitte Lossen. Baden-Baden 1922, Felsen-Verlag, Buchenbach. 49 S.
„Ehekunst." Von Anna Kappstein. Baden-Baden 1922, Felsen-Verlag, Buchenbach. 179 S.
„Die Urideen im Zeitgesetz." Der Weg aus den Völkerwirren. Von Kristina Pfeiffer-Raimund. Frankfurt a. M. 1921, Englert & Schlosser. 383 S.

Wir Westländer, Männer und Frauen, leiden an der Geschlechtlichkeit, und zwar weit mehr, wenn wir grinsen, als wenn wir rüde tun. Gewöhnlich tut der Mann das eine, die Frau das andere: der Sinn ist derselbe. Unser hochgezüchteter Intellekt steht dauernd in Opposition zum Liebestrieb. Ist er doch das Organ des Individuums, der Instinkt aber das der Gattung, so daß ihre Zwecke sich kreuzen. Nun sind Intellekt und Instinkt auf beide Geschlechter ungleich verteilt. Das Weib wird regelmäßiger, der Mann seltener, dann aber unter heftigen inneren Stürmen und Kämpfen, zum willenlosen Organ der Gattung gemacht. Es ist also nur natürlich, wenn der Mann, der die Intellektseite des Lebens vertritt und in viel höherem Grade Individuum ist als das familien- und gattungsgebundene Weib, vom Grauen vor dem Sexus, der ihn so häufig vergewaltigt, leichter gepackt wird, seine Aversion auf das Weib als den Vertreter der Gattung überträgt und ihr durch das eindrucksvolle männliche Sprachrohr der Philosophie kräftigen Ausdruck verleiht. Aus dem Antifeminismus des heiligen Augustinus, Schopenhauers, Nietzsches, Kierkegaards, Weiningers, Strindbergs spricht die Kampfesnot des abendländischen Intellekts gegen die Übergriffe der Gattung, deren schwere Hand namentlich seit den Tagen der Kreuzzüge auf unserer Kultur lastet. Es ist nicht erkannt worden, daß es sich bei diesem Kampf gerade der besten Männer um die Anfänge eines großartigen Emanzipationskrieges des Geistes wie vor vier Jahrtausenden gegen die religiöse, so jetzt gegen die geschlechtliche Gebundenheit handelt. Die geschlechtliche Tendenz beherrscht Bühne und Film, dirigiert Lebensführung und Weltanschauung, sie gestaltet die Sitte, absorbiert Erholung und Geselligkeit, lähmt den Willen und fälscht das Urteil. Kein Wunder also, wenn man vom mittelalterlichen Frauenkult zu mehr antifemininen, nämlich teils asketischen (Tolstoi, Theosophie), teils derben und primitiven (Ehrenfels, Polygynie) Anschauungen zurückkehrt.

Einer von der derben Sorte ist Siegmund Sigrando (1), der an Stelle von Einehe, freier Liebe und Prostitution die offene eheliche Promiskuität, d. h. die Ehe mit beiderseitigen geschlechtlichen Freiheiten setzen will. Aber zu seinen Gunsten sei gesagt, daß er lange nicht so robust empfindet wie Schopenhauer, der für einen Mann zwei Frauen nacheinander forderte. Damit diese Forderung auch wirtschaftlich erfüllbar wird, sagt Schopenhauer, „müssen zwei Männer stets ein Weib zusammen haben, die sie beide jung nehmen; nachdem diese Frau verblüht ist, nehmen sie eine zweite ebenso junge dazu, welche dann ausreicht, bis beide Männer alt sind: beide Weiber sind versorgt, und jeder Mann hat nur die Sorge für eins. In der Monogamie dagegen hat der Mann auf einmal zuviel und auf die Dauer zu wenig; und das Weib umgekehrt." Sigrando aber will dem Weibe Gleichberechtigung einräumen: „Die Frau sehe sich ganz offen nach einem sympathischen Hausfreund um, und der Mann suche der einer anderen Frau zu werden, ein Standpunkt, der ehrlich und darum sittlich höher ist als jene ewige Lüge, die man an Stelle der ewigen Liebe zu setzen versucht" (S. 39). Das ist der heute weit verbreitete geschlechtliche Rationalismus, der an die Stelle der bisherigen Gebundenheit von seiten der Natur die Ungebundenheit und damit das Chaos setzen will, wo doch immer nur neue, aber höhere Bindungen für veraltete und abgewirtschaftete in die Bresche springen dürfen. Durch eine seelische Pferdekur wie die Promiskuität muß das geschlechtliche Feingefühl zum Teufel gehen.

Die asketische Richtung des Antisexualismus vertritt in einem weit reiferen Buch der protestantische Pfarrer Alexander Beyer (2), der von einer „Religionsphysiologie (oder anatomischen Religionspsychologie) ausgeht und zwei verschiedene Arten von Religion — eine weibliche, sexuell und ästhetisch gestimmte, und eine männliche, ethisch gerichtete — unterscheidet, die nichts miteinander zu tun haben. Es verwirrt einigermaßen, wenn der Verfasser neben und über dieser nichtsexuellen männlichen Religion, der seine Sympathie gilt und die bereits unverkennbare geistige Züge trägt, nun noch eine dritte, eigens so genannte „geistige Religion" statuiert, die auch den männlichen Moralismus abgestreift hat. Die Hauptsache aber bleibt der strenge Dualismus des Geistes und der Sinnlichkeit und die Verkündigung des Christentums als des absoluten Gegensatzes zu aller Geschlechtlichkeit. Und man muß sagen, daß der wagemutige Geistliche sich mit dem Nachweis, wie sehr der Kompromiß des vulgären Protestantismus mit der „gottgegebenen" Geschlechtlichkeit (ja mit irdischen Dingen überhaupt) dem Geist des Christentums ins Gesicht schlägt, ein unleugbares Verdienst erworben hat. Mit seiner These, daß die Geschlechtlichkeit für den Mann das Allerunverständlichste sei, daß die echte selbstlose Liebe als etwas Geistiges dem stärksten Sinnlichen todfeind sein

müsse, spricht er in jedem Fall aus dem Herzen vieler der edelsten und besten Männer unserer westlichen Kultur, die über die bei uns beliebte Vermanschung göttlicher und irdisch-menschlicher Dinge in Kierkegaardscher Empörung brennen. Möchten doch in dieser Zeit heillosen Durcheinanderfließens aller Begriffe recht viele religiös interessierte Menschen dies Buch lesen!

Zwei Möglichkeiten hat nun das Weib, den Angriff auf sich und sein Lebenselement abzuwehren: das Preislied einer veredelten und geläuterten Sexualität anzustimmen, oder die Geschlechtlichkeit ganz preiszugeben und dafür einen höheren Frauentypus zu gewinnen. Die erste Strömung wird aus zwei Quellen gespeist: der Romantik (einschließlich des bayreuther Kreises) und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts blühte. Hier finden wir die panegyrischen Stimmungen, welche den Rausch einer vergeistigten Sinnlichkeit feiern, und den Kult der Begattung, der in der trunkenen Hingabe der Geschlechter, aber in ihrer edelsten Gestalt, den Sinn der Welt und des Lebens sucht, auf die Spitze treiben. Die mütterliche Ellen Key hat, obwohl ihr Wesen nicht auf eine einzige Formel gebracht werden kann, ebenso wie Gabriele Reuter und andre diese Denkweise sehr gefördert. Sie in dicken Büchern durchgeführt hat aber erst die zu früh verstorbene Grete Meisel-Heß, deren beachtenswerte Versuche einer spezifisch weiblichen Sexualmetaphysik wir an dieser Stelle wiederholt rühmen konnten. In der Blitzsauberkeit ihrer geschlechtlichen Intentionen stand sie hoch über Friedrich Schlegel (dessen „Lucinde" doch zugleich ein Hymnus auf die Liederlichkeit ist), im sittlichen Pathos über Mantegazza. Als männliche Pendants gerade auch nach der Seite reinlicher Gesinnung nennen wir Hans Blüher und den weniger bekannten Harry *Schumann*, dessen lesenswertes Buch (3), ein Auszug seines größeren von Ernst Häckel eingeleiteten Werkes „Die Seele und das Leid" (Carl Reißner, Dresden), eine einzige große Andacht an den Eros in seiner unverhüllten Nacktheit, eine Bejahung der denkbar sinnlichsten Lust und den Versuch ihrer Vergeistigung darstellt. Auch er gelangt von derselben naturalistischen Basis aus wie Grete Meisel-Heß gleichwohl zur Forderung der Einehe. Wegen seiner vorbildlichen Verbindung von ungezierter Offenheit und Sinnenfreiheit mit sittlichem Ernst gehört das Buch in die Hände der jungen Männer. Tacitus der Weise lachte *nicht mehr* über geschlechtliche Dinge, seine Germanen lachten *noch nicht* („nemo enim illic vitia ridet"). Zwischen beiden taumelt der moderne Europäer. Wie lange noch?

Wir wissen schon, daß dieser sexuelle Optimismus von Männern leidenschaftlich angefochten wird. Aber auch von weiblicher Seite wird er abgelehnt. Tatsächlich: der beachtenswerte Roman „Liebe" von Helene *Stöcker* (4) hat den heißen und — unstillbaren Hunger eines körperlich und seelisch reich begnadeten, gebildeten jungen Weibes nach Liebesglück zum Gegenstand. Das Mädchen, eine talentierte Malerin, unterhält ein Liebesverhältnis zu einem Universitätsprofessor — „Philosophen" — und ringt sich nach kurzem Liebesglück und schmerzlich-seelischen Erfahrungen, die sie an sich und ihm macht, zu der bitteren Erkenntnis von der Unmöglichkeit hindurch, zugleich ein ganzer Mensch und eine liebende Frau zu sein, die Selbstbehauptung der Persönlichkeit mit der Hingabe des Weibes zu vereinen. Denn es ist klar: Eros fordert die liebende Unterwerfung des ganzen Menschen im Weibe unter den Mann, also der Seele nicht minder als des Körpers. Und dem zur vollen Persönlichkeit erwachten Weibe bleibt nur die traurige Wahl zwischen völligem und halbem Verzicht. Die Heldin entschließt sich zu letzterem: die Unterwerfung wird auf die Stunden der Liebe beschränkt, außerhalb dieser sind Mann und Weib freie, ebenbürtige Persönlichkeiten. Aber noch tiefer wird die junge Heldin gedemütigt: der Mann hält ihr nicht die Treue und betrügt sie selbst um die kargen Reize halben Liebesglücks. Nun aber kommt das Neue und Gewagte an dieser Dichtung: statt zu hassen, vermag das Mädchen um ihres Menschtums willen auch auf das ihr heilige Bild des Geliebten in ihrer Seele nicht zu verzichten. Sie will sich ihre Liebe, den Sinn ihres Lebens, bewahren, und es gelingt ihr durch Entsagung und Verzicht nicht nur auf Alleinbesitz, sondern auf körperliche Nähe und Umgang überhaupt. Heroisch ist ihr Entschluß zur räumlichen Trennung bei — nur einseitiger! — innerlicher Gebundenheit, ergreifend ihr Fernhalten des doch sonst unvermeidlichen Geschlechtshasses. Helene Stöcker hat es verstanden, diese seelischen Anomalien fast ohne jede äußere Handlung mit vollendeter Meisterschaft nicht nur psychologisch wahr, sondern auch fesselnd darzustellen und mit vieler eingestreuter Weisheit zu würzen. Ich bewundere die Vereinigung von Sinnenglut, die auf Hunderten von Seiten nie eintönig wirkt, mit jener hohen Sittlichkeit, die es als unmöglich empfindet, den Mann nicht mehr zu lieben, an dem die Liebende zum Weibe und Menschen gereift ist, ohne den Eindruck des Erklügelten zu machen.

Dennoch stimmt etwas an der Lösung nicht. Warum hat die Verfasserin ihre Heldin nicht mit einem ihr an seelischem Edelgehalt und erotischem Schwung (nicht bloß Ästheterei) ebenbürtigen Partner zusammengebracht, sondern den Mann von gestern und heute mit dem Weibe von morgen? Das muß natürlich ein Unglück geben, genau so wie in *Nithack-Stahns* Ich-Roman „Jahrbuch einer Seele" (5). In beiden Büchern ist ein soi-disant Philosoph der nicht ebenbürtige Unglücksmann. Bei Nithack-Stahn hat er ein ungelehrtes, aber süßes reines junges Weib, das nach seiner Seele nicht minder als nach seinem Leibe hungert. Der bebrillte Frosch aber, scheinphilosophischer Rätselfragen und gelehrten Dünkels voll, weiß den Schatz nicht zu heben und läßt den goldigen Menschen an seiner Seite darben. Muß der „Philosoph" dort wie hier eine Halbnatur, muß er seelisch impotent sein? Warum, ihr Erzähler, kommt der Mann allemal so schlecht weg? Ihr Romandichter, wo bleibt neben dem Weib der Zukunft der Mann von morgen? Denn was ihr gebt, ist alter schlechter Typus mit getrennter Buchführung von Leben und Denken. Der kommende Philosophentypus ist anders. Der läßt die Liebste nicht die Nächte in ungestillter Sehnsucht auf einsamem Bett vertrauern, weil der Herr Gemahl über dem viel wichtigeren „Begriff des Seins" (!) das Leben vergessen hat (oder ist verschuldete seelische Impotenz minder schändlich als

körperliche?). O nein, ihm ist das Weib selber ein philosophischer Gedanke, so tief, so göttlich wie der kategorische Imperativ oder der Übermensch. Unser „Philosoph" aber ist auch religiös impotent und raubt dem Kleinod an seiner Seite den Kinderglauben, ohne dafür Besseres zu bieten, das Weib so in Gegensatz zu seiner eigenen Tiefe bringend. Denn alle gestaltende Kraft und Liebe ist auch hier an die Figur der ebenfalls in Tagebuchform sprechenden Frau gewandt, so daß der Vergleich mit Helene Stöckers umfangreicherem und späterem Buch geradezu herausgefordert wird. Sie hat in Wahrheit den philosophischen Trieb im Leibe. Sie grübelt über Gott und das Leben nach dem Tode. Sie ringt um seine Seele. Aber der gelehrte Tor weicht ihren Fragen aus, weil ihm sein schulphilosophisches Begriffedrechseln wichtiger ist als das verstehende Erkennen einer liebenden Menschenseele. Das Empörende geschieht: mit einem Schmerzensschrei sinkt der Vollmensch vor die Füße des gelehrten Krüppels. „Meine Seele liegt aufgeschlagen vor dir — warum liest du sie nicht?" Doch an der Wahrheit des Buchs im Sinne des empirischen Tatbestandes und gewisser männlicher Typik ist kein Zweifel, und gerade damit erzielt Nithack-Stahn die erschütternde Wirkung seines kleinen, aber zu denken gebenden Romans.

Der Konflikt zwischen Persönlichkeit und Gattungsleben, Autonomie und Tributpflicht gegenüber der Natur wird also anscheinend von der Masse gar nicht, von einigen um so schärfer empfunden. Was sagt dazu die Wissenschaft? Richard Baerwalds Buch (6) gibt uns einen wichtigen Fingerzeig. Freilich: sein Bild vom Manne ist veraltet. Nach ihm ist die (von uns begrüßte) Zersetzung der alten Herrschaftsehe für den Mann wenig erfreulich (der Mann der Zukunft wird anders empfinden). In allem übrigen, namentlich Psychologischen, trifft sein gescheites Buch das Richtige. Denn Baerwald betont das wesentlich Mütterliche, „Altruistische" der weiblichen Geschlechtlichkeit und damit die größere Fähigkeit der weiblichen Liebe zur Vergeistigung und Versittlichung. Diese „allopsychische" Tendenz der Frau wird mit ihrem Interesse für Personen (statt Sachen) und ihren unleugbar guten Anlagen zur Menschenkenntnis in Zusammenhang gebracht, woraus sich nebenbei ihre hohe Eignung für den diplomatischen Beruf ergibt. Die oft (z. B. von Fichte) aufgestellte Behauptung, für die Frau gebe es keinen eigentlichen Zeugungstrieb und darum auch keine geschlechtliche Not, wird freilich abgewiesen, die verkümmerte Libido des Weibes aber dennoch fast als rudimentär und überflüssig hingestellt. Aus dem reichen, kaum andeutbaren Inhalt des Buches verdient namentlich auch die Gerechtigkeit in der Abwägung der männlichen und weiblichen Anlagen und der Berufseignung der Frau sowie die Wärme und Herzlichkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher der Verfasser den Frauen das ihnen verloren gegangene, eugenetisch unentbehrliche, geschlechtliche Wahlrecht zurückerobern möchte. Diesem Zweck soll die Besoldung der Mütter dienen. Muttersein wird zum Staatsamt, die Mutter als solche zur Staatsbeamtin, das Weib von der Muttersorge und der gesellschaftlichen Achtung erlöst und der Mann in die ihm nach dem Willen der Natur zukommende Rolle der Werbung zurückversetzt, zugleich dem Weibe für das Manko an libidinöser Triebkraft im Felde des Mutterseins ein reicher und — nach der Überzeugung vieler — edlerer Ersatz geboten.

Die Mütterlichkeit des Weibes! Sie betont auch Brigitte Lossen in ihrer früheren Erzählung „Mutterseele". Heute liegt uns ihre „Körperseele" (7) vor. Sinnenpflege und Entwicklung des Körpergefühls widersprechen der Mütterlichkeit keineswegs. In Brigitte Lossen wohnt beides. Sie lehrt nicht nur den Körper (nach der Delsarte-Methode) zu entspannen und ihn für die Momente des Gebrauchs geschmeidig zu erhalten, sondern weiß auch die Übungen und den Kampf des Alltags sinnlich zu beseelen. Es ist ein typisches Frauenbuch: Körper und Seele sind von vornherein in Harmonie, und Zucht des Leibes, Körperpflege, Bildung der Sinne und des Muskelgefühls bringt unmittelbar die Seele zum Ausdruck. Diese schöne Harmonie atmet auch Anna Kappsteins „Ehekunst" (8). Hier ist nichts von der Problematik Helene Stöckers. Hier heißt es: zwar will die Frau umworben sein, aber sie will den Herrn spüren. „Jede Frau träumt von Entführung, Raub ... Aber der Räuber muß ein Ritter sein." Das ganze hochgestimmte Buch ist solcher empirischen Weisheiten voll, wie sie ein junges Ehepaar braucht, das noch andere Sorgen als bloß die Liebe hat. Physiologische Ehebücher gab es ja genug. Mit Anna Kappsteins „Ehekunst" scheint endlich einmal mit der den Männern so nötigen, viel wichtigeren psychologischen Aufklärung der Anfang gemacht zu sein.

Vom Mutterberuf der Frau nimmt nun jene zweite Möglichkeit weiblicher Abwehr gegen männliche Verunglimpfung ihren Ausgang. Begegneten die genannten Naturalisten dem Angriff auf das Geschlechtsleben mit der Verherrlichung des Eros, so suchen die nun zu nennenden Frauen vom Feinde zu lernen, ja mit ihm zu gehen. Frauen mit Nietzsche-Worten im Munde sind nicht mehr selten. Das Weib aber, das positiv an Otto Weininger anknüpft, ist etwas ganz Besonderes. Ich kenne jetzt zwei solche Frauen. Zu der mir seit 1916 bekannten (im L. E., XIX, 1058 ff., besprochenen) Fanny Künstler („Die Kulturtat der Frau", Braumüller, Wien) gesellt sich die weniger gedankenschwere, aber sprachgewaltigere Kristina Pfeiffer-Raimund (9). Was bei Ellen Key nur als ein Motiv neben anderen anklingt: die Idee der Weltmütterlichkeit, das tritt hier beherrschend in den Mittelpunkt. Diesen Frauen ist der Tadel des Mannes nicht Anlaß, kritisch Stellung zu nehmen, sondern in sich zu gehen und für ihr ganzes Geschlecht Buße zu tun und zu bekennen: ja so ist es, aber zugleich hinzuzufügen: so soll es nicht sein und wird es nicht sein. Sie widerlegen damit die Antifeministen, indem sie ihnen recht geben. An die Stelle Gretchens und Carmens tritt Iphigenie (nacheinander wohnen beide Frauentypen in R. Wagners Brünhilde, nebeneinander in Kundry). Diese ganz unsinnliche, asexuelle Grundlage bildet den Hauptgegensatz Kristina Pfeiffer-Raimunds zu ihrem Gegenpol Grete Meisel-Heß, deren Eros von Sexualität durchtränkt ist. Dazu tritt ihre ganz andere, hier nicht näher zu untersuchende Handhabung der Märchendeutung, die unvergleichliche Höhe ihrer Forderungen und die nichtnaturalistische Weltanschauung. Sitz der zeugenden Kräfte ist für sie das Herz, das Blut, für Grete

Meisel-Heß die Geschlechtsorgane. Mit ihr teilt sie indes das spezifisch Weibliche der Weltanschauung, das metaphysische Denken, die Forderung der Einehe und eine gewisse (doch ganz andere) Gegnerschaft zum Manne. Ihre Philosophie des Frauentums ist eine Philosophie des Herzens und ergibt ein Bild vom Weibe, in dem der unsexuelle, mütterliche Eros dominiert. Aber nicht im vulgären Hausmuttertum, sondern im Weltmuttertum, in der Allmütterlichkeit verwirklicht sich das Schöpfertum der Frau, erfüllt sich ihre, Geistes- und Liebeskräfte ausstrahlende, „Antennennatur". Nicht sexuelle Begehrung, sondern der Seelenwunsch, den Mann aus der bloßen Geschlechtlichkeit zu geistig-seelischer Zeugungsmeisterschaft zu führen, wird als das Motiv der kommenden Frau verkündet. Denn Eros und Zeugungskraft gehören einer umfassenderen als der bloß sexuellen Sphäre an. Sein Organ ist namentlich der „sechste Sinn", das intuitive, liebende Verstehen der Menschengeschwister, auf welchem das priesterliche Sehertum der begnadeten Frauen aller Zeiten ruhte.

Auf den Glauben an diese weltumfassende Liebeskraft des Großen Eros gründet sich der Kosmotheismus, die gottmütterliche Religion der hochsinnigen Verfasserin. Sie ist selber die Prophetin, die sie ahnend erschaut und in der Geschichte mehrfach verwirklicht findet. Sie trotzt dem verderbten Zeitgeist und verlangt Gipfelung statt Nivellierung. Ihre Weisheit fordert Selbstverantwortung und Bevorpflichtung statt Bevorrechtung. Wer dies tiefe edle Buch liest, dem ist, als schaue er von fern in das Land sonniger Verheißung, in eine Zeit reineren Menschtums und das Weib als Priesterin eines höheren, sittlicheren Gottes, als der ist, zu dem die bisherigen Geschlechter beteten.

Das sind zwei grundverschiedene Ideale vom Eros und namentlich vom Weibe. Wir sind in Verlegenheit, welches das höhere sei. Unstreitig aber ist das letztgenannte das ungewöhnlichere, obwohl die Geschichte priesterliche, mit Seherkraft begabte Frauen aufweist, denen männliche Begriffsbildung nicht gerecht wird und denen doch die Verehrung gerade der edelsten Männer galt. Und so werden Veleda und Albruna auch weiterhin nicht minder unter uns leben als Aspasia und Caroline. Beide Frauenideale haben ihr Recht. Zuletzt kann das Weib jeweilig höchstens eins sein: Geliebte oder Mutter (gewöhnlich wird in beidem zugleich gepfuscht). Und nur dies ist zu fordern, daß die Frau, mag sie sich zum sinnlichen oder zum mütterlichen, jede sinnliche Berührung verabscheuenden Eros bekennen, sich zu höchster Vollendung und Vergeistigung ihres Typus hindurchringe.

Niederdeutsche Erzähler

Von Carl Müller-Rastatt (Hamburg)

Neu-niederdeutsches Schrifttum. Man liest und hört heutzutage viel davon. Und an sich wäre es ja wunderschön, wenn Niederdeutschland, das ja gewiß seinen besonderen Charakter hat, auch sein besonderes, eigenwüchsiges Schrifttum hätte. Ein Schrifttum, das sich stofflich keineswegs auf die Dorf- und Schiffermotive zu beschränken brauchte, sondern durchaus allumfassend sein könnte. Das aber seine Stoffe rein aus niederdeutscher Wesensart heraus behandelte und beispielsweise auch ein Südseeidyll oder einen Zukunftsroman, der im dreißigsten Jahrhundert spielt, so gestaltete, wie es eben nur niederdeutscher Geist vermag. Ein solches niederdeutsches Schrifttum — der „Heliand" war in diesem Sinne niederdeutsch — haben wir heute nicht und können es vermutlich überhaupt nicht mehr bekommen, weil eine geistige Abkapselung Niederdeutschlands gegen die übrige Kulturwelt nicht mehr möglich ist. Wie die hochdeutsche Literatur, ist auch die niederdeutsche heute allen Strömungen der Weltliteratur zugänglich und von ihnen beeinflußt. Jede neue Richtung macht sich in ihr früher oder später geltend. Auch die niederdeutschen Erzähler sind keine geschlossene Gruppe mit einheitlichem Stil; sie schreiben nicht einmal alle in der Mundart, sondern sie bedienen sich auch und das recht viel — schon mit Rücksicht auf die größere Resonanz — des Hochdeutschen. Schließlich bleibt das einzige verbindende Band der niederdeutsche Schauplatz, auf dem sie ihre Geschichten spielen lassen, der aber nicht immer zugleich ein niederdeutsches Milieu in geistigem Sinn ist. Manchem von ihnen ist eben doch die spannende Handlung die Hauptsache, die ebensogut anderswo lokalisiert werden könnte. Auch unter den niederdeutschen Erzählern ist Belletristik häufiger als Dichtung.

Max Dreyers Erzählung „Die Ecke der Welt" (Leipzig, L. Staackmann, 186 S.) ist gute Belletristik. Auf einer Anhöhe an der See steht die Kirche von Hardeslaff. Wie in anderen Küstenkirchen hängen in ihr von der Decke kleine Schiffe herab, darunter ein schwimmend zu denkender Sarg, zu dem natürlich eine Geschichte gehört, die Geschichte vom Pastor Morbrand und dem Gutsherrn von Rotenfüer und seiner schönen Frau. Eine Geschichte, die Dreyer mit Temperament und Pathos erzählt.

Auch in Hans Dittmars Roman „Annenhof" (Leipzig, Quelle & Meyer, 442 S.) haben wir die See und einen Pastor. Aber wir haben in dem bunten, geschickt ausgeführten Gemälde auch den jungen Feuerkopf, der den Drang zum Künstlertum in sich fühlt und ihm zunächst die Heimat und das Gut der Väter opfert, um schließlich doch an die Stätte seiner Geburt zurückzukehren, den Hof zu übernehmen und seine Frau zu finden. An sich könnte die Geschichte auch anderswo spielen. Dittmar hat sie mit Geschmack an der Wasserkante lokalisiert.

Gediegene Belletristik ist auch Gustav Kohnes heitere Jagd- und Liebesgeschichte „Regina Stockhans" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 272 S.). Diese Geschichte war das Erstlingswerk ihres Verfassers. Die Heldin war eine Dorfwirtstochter aus der Heide, der Dialog war plattdeutsch. In der neuen Auflage ist nicht nur der Dialog zu einem Hochdeutsch mit mundartlichem Anklang umgearbeitet worden, auch Regina hat sich eine Umgestaltung gefallen lassen müssen, die ihr die niederdeutschen Züge verwischt und aus dem halbscheuen Heidekind eine effektvolle Romanfigur gemacht hat. Der Effekt ist stärker, die Echtheit geringer geworden.

„Die den Sieg behalten", von Martin Büking (Hamburg, Richard Hermes, 400 S.) ist ein Zeitroman, ein Revolutionsroman, wie sie jetzt viel

geschrieben worden sind. Der Autor verlegt seinen Schauplatz nach Hamburg und spiegelt Revolution und Nachkriegszeit im Schicksal der Familie eines Reeders und Konsuls, dessen Firma in bedenklichste Bedrängnisse gerät. Aber da kommen die Söhne zurück, und der eine von ihnen bringt aus dem australischen Kamp seinen Freund, einen Lotsensohn aus Ovelgönne mit. Die Jungen helfen dem Alten, sein Geschäft wieder auf feste Füße zu stellen: es werden wieder Schiffe gebaut und über See gesandt und der Ovelgönner kriegt seine Käthe. Diese Verbindung soll ein Symbol sein: „Neue gesunde Kräfte steigen von unten auf und führen das Vaterland einer besseren Zukunft entgegen". Wenn die gute Gesinnung allein schon den Dichter machte, wäre Bücking einer von den ganz großen. Das ist er nun freilich nicht, sondern nur ein guter Belletrist. Aber immerhin sind Bücher wie seines für den geistigen Wiederaufbau Deutschlands nützlicher als die reinen Erotika gewisser Modeautoren.

Aus gleichem Geist ist Traugott Tamms „Haus Thormälen" (Braunschweig, Georg Westermann, 408 S.) geboren. Auch hier ist der Schauplatz eine Hansestadt, auch hier ist der Hintergrund die Revolutions- und Nachrevolutionszeit mit den üblen Erscheinungen von Schiebertum usw. Tamm hat das durchwoben mit einer Handlung, in der allerlei phantastische Motive durcheinander spielen und die endlich auch zu dem Schluß kommt, daß das Heil von der neuen Generation zu erwarten ist, die befreit ist vom Zwang des Materialismus und Mechanismus. Darum macht der junge Held des Romans aus dem alten Geschäftshaus schließlich eine Volkshochschule. Das ist ein neues Motiv in der deutschen Romanliteratur; die dänische arbeitet mit ihm schon lange.

Ein Zeitroman scheint auf den ersten Blick auch „Der Sohn des Stauers" von Kurt Küchler (Leipzig, Grethlein & Co., 356 S.) zu sein. Ein Zeitroman aus der Vorkriegszeit, der in Hamburg spielt und einen der großen Hafenarbeiterstreiks zum Vorwurf hat. Aber im Grunde geht es diesem Autor doch um etwas anderes: um den Kampf zwischen Vater und Sohn, zwischen dem großen Stauer Braberadt und seinem unehelichen Sohn Martin Farecht. In der Art, wie dieser Kampf von seinen Anfängen an dargestellt wird, wie aus ihm der große Streik herauswächst und alle Phasen durchläuft, die zugleich auf das Seelenleben des jungen Helden wirken — in alledem ist doch mehr als Belletristik, ist ein Stück echter Poesie. Das Buch ist mit einer Leidenschaftlichkeit geschrieben, deren Wirkung man sich nicht entziehen kann.

Ähnlich steht es um einen zweiten Roman Kurt Küchlers, „Der Hafenmaler" (Berlin, August Scherl, 190 S.). Auch hier werden wir in den hamburger Hafen geführt, zu Matrosen und Schauerleuten, und bekommen lebendige, flackernde Bilder aus dem Hafenleben vorgeführt. Aber auch hier geht es letzten Endes um ein psychologisches Problem: der „Hafenmaler" weiß nicht, ob er der Sohn des Tagelöhners und Schauermanns Agelund oder des Malers Cornehlsen ist. Tatsächlich ist er des ersteren leiblicher Sohn, aber die — rein geistigen — Beziehungen der Mutter zu dem Künstler wirken in ihm nach, und die Aufgabe, die Küchler sich gestellt hat und die er geschickt durchführt, ist die Darstellung der Entwicklung seines Helden aus dieser geistigen Mischung heraus.

Kleiner an Umfang, aber größer an künstlerischem Wert ist ein drittes Werk Küchlers: „Die kleine Magd" (Leipzig, Grethlein & Co., 131 S.). Eine Dorfgeschichte aus der Marsch. Aber eine Dorfgeschichte von besonderer Art. Ein Ehepaar, das sich geistig verlor, noch ehe es sich fand, wird durch die kleine Magd zu einer rechten Ehe vereint. Woher die Kleine kommt, die alle Welt nach ihrem Willen zwingt, wohin sie geht, nachdem sie ihr Liebeswerk getan, das hat Küchler absichtlich in Schleier gehüllt. Das Ganze wirkt wie eine Legende, und dieser Eindruck wird durch die vom Verfasser gewählte und rein durchgeführte besondere Sprache noch verstärkt. In diesem kleinen, feinen Buch ist Küchler wirklicher Dichtung am nächsten gekommen.

Eine gewisse geistige Verwandtschaft mit dem letzten Buch Küchlers hat „Das brennende Meer" von Wilhelm Breves (Wilhelmshaven, Friesen-Verlag A.-G., 135 S.). Einen Roman nennt es der Verfasser, aber dieser Roman ist stark lyrisch, balladesk, volksliedartig gestimmt. Die Frieseninsel und das Meer, das sie einschließt, sind stimmungsvoll geschildert, die Gestalten, ein Mädchen zwischen zwei Männern, wie mit Silberstift umrissen. Und im Hintergrund steht der Befreiungskampf Schleswig-Holsteins und Konflikte, die aus ihm erwachsen. Ein wenig weich alles, weicher, als man von einer niederdeutschen Geschichte erwartet, aber ungemein anziehend.

Otto Anthes ist kein gebürtiger Niederdeutscher, aber er ist dort lange ansässig und ist in seiner Wahlheimat Lübeck bodenständig geworden. Das beweisen auch seine „Lübischen Geschichten" (Tübingen, Alexander Fischer, 107 S.). Kleine feine Pastelle, die im wesentlichen alte lübecker Originale darstellen. Nicht im Ton der Döhntchen vorgetragen, sondern trotz der Kürze mit psychologischer Vertiefung gestaltet, durchweht von einem leisen, melancholischen Humor. Ein Buch, das man mit ungetrübter Freude liest.

Otto Erich Kiesel kennt die Geschichte Hamburgs genau. In seiner Erzählung „Frau Marthe und ihr Sohn" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 174 S.) macht er jene stürmischen Tage nach der Reformation lebendig, in denen Christine von Schweden in Hamburg ihren Wohnsitz genommen hatte. Und in dies prächtig ausgeführte Milieu hinein stellt er seine Heldin und läßt sie ihrem Sohn das Glück erkämpfen. Es ist ein hohes Lied von der Mutterliebe, das hier angestimmt wird. Ein schlichtes, gesundes Buch, niederdeutsch in allen Fasern.

Wir kommen nun zu der engeren Gruppe jener niederdeutschen Schriftsteller, die als Ausdrucksmittel die niederdeutsche Mundart zwar nicht allein anerkennen, aber doch bevorzugen. Da ist vor allem Hinrich Wriede mit einem prächtigen Bändchen, „Lüd van Neß. Finkwarder Geschichten" (Hamburg, Quickborn-Verlag, 58 S.). Sechs Geschichten von der Fischerinsel Finkenwärder, gleich echt im Ernst wie im Scherz, in ihrer schlagenden Charakteristik so nur von einem zu treffen, der, wie Wriede, selber ein Sohn von Finkenwärder ist.

Daneben von demselben Autor „Sill Külper" (Hamburg, Quickborn-Verlag, 126 S.). Zwei Geschichten, die, soweit der Erzähler elbst spricht, hoch-

deutsch geschrieben sind, während die Dialoge in der Mundart vor sich gehen. Die Titelnovelle von Sill Külper, die um die Heimkehr ihres Gatten mit Gott ringt, ist mit ihrem erschütternden Schluß ein Meisterstück niederdeutscher Erzählungskunst. Die auf ein ähnliches Motiv gestellte zweite Geschichte, „Hanken", mit dem fein humoristisch getönten, glücklichen Ausgang ist diesem starken Werk gegenüber doch nur bescheidene Zuwage.

Zehn kleinere Skizzen vereint Rudolf Kinau in „Strandgoot" (Hamburg, Quickborn-Verlag, 124 S.) und fügt ihnen fünf Gedichte bei. Das Buch ist sehr unterhaltsam zu lesen; besonders die erste Skizze „Mien Weeg un mien Weg", in der Kinau von seiner Jugend und seinem größeren Bruder Gorch Fock erzählt, wird den Freunden der niederdeutschen Literatur von Wert sein. Aber man möchte, daß Kinau, statt sich in diesen kleinen Sachen, die er selbstverständlich kann, zu verzetteln und zu wiederholen, einmal an ein großes Werk ginge, das ihn vor eine neue große Aufgabe stellte. Talent verpflichtet.

Auch Hermann Boßdorf, das inzwischen verstorbene, bedeutendste Mitglied dieses Kreises, hat in „Rode Ucht un anner Geschichten" (Hamburg, Richard Hermes, 149 S.) ein Bändchen kleiner Arbeiten zusammengestellt. Er schließt es mit der autobiographischen Skizze „De swarte Mann" ab. Der schwarze Mann ist der Tod, mit dem sich Boßdorf zumindest, seit sein Leben ein Kranksein war, immer mit Vorliebe beschäftigt hat. Der Extrakt dieser Beschäftigung liegt vor im „Bahnmeester Dod", jenem niederdeutschen Drama, das neben dem „Fährkrog" Boßdorfs Bedeutung am stärksten erwiesen hat. Was er in diesen beiden Stücken leistete, hat er nicht wieder erreicht, auch nicht in diesen kleinen Stücken, die alle „Jan Klapperbeen" zur Hauptperson haben und zeigen, wie der Dichter sein Lieblingsmotiv immer von neuem zur Hand nahm und es von allen Seiten beleuchtete.

Auch in des jungen Hans Ehrke Sammlung von „Vertellen", die unter dem Namen „Schummertied" im Nordischen Heimatverlag H. H. Nölke in Bordesholm (144 S.) erschienen ist, spielt „Jan Knakenmann" eine große Rolle, und zwar wird er gelegentlich selber angeführt, dann aber wieder erscheint er als der unwiderstehliche Menschenbezwinger. Beide Auffassungen fließen unmittelbar aus der Volksanschauung Niederdeutschlands, aus der Ehrkes Schaffen überhaupt seine stärkste Anregung zieht, auch da, wo es in gewissem Sinn sentimental scheint. Denn diese Sentimentalität ist für das Volk das nötige Gegengewicht gegen sein nüchternes Alltagsleben. „Poesie der Arbeit" ist ein hübsches Schlagwort für die, denen der Rücken nicht krumm, die Knochen nicht steif und die Hände nicht schwielig werden in ihrem Beruf. Handwerksmann, Bauer und Schiffer wissen von dieser „Poesie" wenig und finden die Erholung von ihren Mühen in einer ihrer Geistigkeit gemäßen Poesie, die entweder derber Humor oder weiche Sentimentalität und Romantik ist. Ehrke ist durchaus volkstümlich, auch darin, daß seine kleinen Prosastücke zumeist lyrisch oder balladesk gestimmt sind. Er gehört zu den jungen holsteiner Dichtern, auf deren weitere Entwicklung man gespannt sein darf.

Ehrke erscheint denn auch stattlich vertreten in dem Sammelband „De ole Klang," den Ferdinand Zachi im Nordischen Heimatverlag H. H Nölke in Bordesholm (315 S.) herausgegeben hat. Zachi, selber ein vielgelesener mundartlicher Schriftsteller, ist zugleich Leiter der Zeitschrift „De Plattdütsche Klock" und hat aus ihren Beiträgen in diesem eine gute Auswahl von Prosastücken und Versen zusammengestellt. Neben bekannten Namen, wie Boßdorf, Claudius, Frahm, Kinau, Iven Kruse, Lau, Semper, Wriede, finden sich auch minder bekannte mit guten Dingen vertreten. Der Band, der durchweg ein sehr anständiges Niveau hält, gibt einen lehrreichen und interessanten Querschnitt durch die mundartliche Literatur von Holstein und Hamburg.

Auch Paul Schurek ist in diesem Band vertreten, ein junger Hamburger, der zu den stärksten Begabungen der neuen niederdeutschen Gruppe zählt, wenn man ihn nicht schlechthin den stärksten von ihnen allen nennen will. Jedenfalls ist sein neuestes Buch, die hochdeutsche Erzählung „Der Hamburger Brand" (Hamburg, M. Glogau jr., 130 S.) eine außergewöhnliche Erscheinung, die alles andere, was die Niederdeutschen in den letzten fünf Jahren herausgebracht haben, in den Schatten stellt, auch die zuletzt vor ihr veröffentlichte Geschichte Schureks, „De rode Heben" (Braunschweig, Georg Westermann, 127 S.), die in der Revolutionszeit in Hamburg spielt. „De rode Heben" ist aus ähnlichen Gedanken erwachsen, wie die oben besprochenen Romane Bückings und Tamms — daß nämlich auch jetzt das Ungesunde zugrunde geht und das Gesunde den Sieg behält — und stellt das an den Mitgliedern einer kleinen Gastwirtsfamilie dar. Schlicht, wacker, psychologisch überzeugend, aber schließlich doch nicht über normales Maß aufwachsend. „Der Hamburger Brand" steht hoch über diesem Maß, vielleicht weil Schurek darin mit einer Technik arbeitet, die bisher in unserer Mundartliteratur noch unbekannt war: mit der Technik des Expressionismus. Sie ermöglicht ihm, die Stadt und das Feuer, den Wind und das Wasser als handelnde und leidende Personen zu benützen, neben denen die Menschen beinahe zu Episodenfiguren werden. In prachtvoller, genial gesteigerter Sprache trägt der Dichter — denn das ist Schurek hier — seine Erzählung vor, die wie ein phantastisches Epos wirkt, das man mit fiebernder Anteilnahme bis zu dem breit ausklingenden Schluß verfolgt.

„Ohl Veerlanner Vertelln" bringt Hans Försters „Koorntnicker" (Braunschweig, Westermann, 202 S.). Vier an der Zahl. Fesselnde Geschichten in ausgezeichnetem Platt geschrieben, in denen allen der Verfasser darauf ausgeht, nachzuweisen, wieviel von dem alten Heidenglauben unserer Vorfahren in den Vierländern noch lebendig ist. Das klingt, als wenn die Stücke rein theoretisch konstruiert wären, aber Förster hat es verstanden, die Theorie in packende Fabeln umzusetzen.

Ein sehr orginelles Buch zum Schluß: „Zwischen Süllberg und Chimborasso" (Hamburg, M. Glogau jr., 115 S.), in dem der Maler Harry Reuß-Löwenstein Erinnerungen aus seiner Fahrenszeit festgehalten hat. Interessant sind die ethnographischen Skizzen aus Japan und der Südsee, die Hauptsache aber sind die köstlichen humorvollen Szenen aus dem Leben an Bord. Einer, der selber darin war, schildert hier das Matrosenmilieu mit sprudelnder Laune.

ınd doch ganz echt und ohne Übertreibung. Stücke, vie „Armer Casimir“ oder „Heitmann sien Munki“ ind Perlen unserer derbhumoristischen Literatur und n unserer schlaffen Zeit erquicklicher denn je.

Bibliophile Chronik

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

August Sauer, der treffliche prager Gelehrte, dem wir auf dem Gebiete der Grillparzer-Forschung unendlich viel u danken haben, beschert uns eine köstliche, im Nikola-Verlag u Wien erschienene Bibliophilengabe: Grillparzers Liebesgedichte in Nachbildungen seiner Handschrift. Durch dreißig Jahre, von 1806 bis 1836, können vir in den Blättern dieser Mappe die Erschütterungen seines Herzenslebens an den wechselnden Zügen seiner Handschrift blesen. Als Fünfzehnjährigen begegnen wir ihm zuerst in iner „Der Kampf der Leidenschaften“ betitelten Dichtung, vild, stürmisch, schillerisch, in Klängen aus der „Phantasie n Laura“. Sauer glaubt, die Schwärmerei sei an die Schwester seines Freundes Wohlgemuth gerichtet gewesen, Therese, später verehlichte Seyfried — und der Name Therese“ steht denn auch in verkleinerten, gleichsam zögernd ingeworfenen Schriftzügen in Klammern hinter dem Titel. Die nächsten poetischen Episteln gelten Schauspielerinnen, so as „Cherubin“ überschriebene Gedicht, das er der Sängerin Henriette Theimer widmete, die er als Pagen in Mozarts Hochzeit des Figaro“ bewundert hatte, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt. Einer anderen, unbekannter geliebenen Sängerin, Katharina Altenburger, mögen die Ergüsse aus Sommer und Herbst 1817 gegolten haben. Daran schließt sich das jetzt „Erinnerung“ benannte Gedicht, as Schreyvogel (in seiner unverkennbaren Handschrift) für as Taschenbuch „Aglaja“ gelegentlich in des Freundes Abvesenheit zurechtstutzte. Für die Tänzerin Therese Heberle nag das „Vorzeichen“ verfaßt worden sein — und nun reten die wahrhaft großen Leidenschaften in sein Leben. Zuerst in Charlotte Jetzer — die Kämpfe dieser Liebe bilden en Hintergrund der Medeadichtung und versuchen, in der Dichtung „Der Bann“ aus dem Spätherbst 1819 zum Abchluß zu kommen. Dann aber wird Katharina Fröhlich die Königin seines Herzens, in drei Poesien finden wir sie verherrlicht, und auch der Schmerz der endlichen Trennung ehlt nicht: in den hier wiedergegebenen Strophen aus den „Jugenderinnerungen im Grünen“ von 1824. Und so geht es weiter. Ein Griechenkind, Marie Daffinger, die Gattin des berühmten Miniaturmalers, besingt er als Göttin der Anmut, bei anderen Liebesgedichten bleiben die Adressatinnen unicher, bis auf das Poem „Willst du, ich soll Hütten bauen“, das sich vielleicht auf Heloise Hechner bezieht, die man Grillparzers letzte Liebe nennen kann. Eine kleine Federzeichnung aus seinem fünfzehnten Lebensjahre schließt als Vignette die Veröffentlichung ab, der der Verlag eine höchst geschmackvolle Ausstattung gegeben hat.

Der Dom-Verlag in Berlin beginnt die Reihe seiner Veröffentlichungen aus den Handschriftenschätzen der Preußichen Staatsbibliothek mit dem (von Otto von Holten ausgezeichnet in altertümlicher Type hergestellten) Textabdruck einer bisher unbekannten Handschrift der „Historie von der schönen Magelone“. Die reizende Novelle, auf französischem Boden im 15. Jahrhundert entstanden, ist bald darauf teils in getreuer Übersetzung, teils in freier Bearbeitung in die Literatur aller Kultursprachen übergegangen und beschäftigte auch unsere Romantiker. Die vorliegende Verdeutschung, sichtlich bayrischer Herkunft, übertrifft an sprachlicher Gewandtheit nicht unbeträchtlich die 1535 zuerst im Druck erschienene Veit-Warbeckſche Übersetzung. Nach den Untersuchungen des Herausgebers, Hermann Degering, ist die Handschrift die Kopie eines geschulten Schreibers und nähert sich im Dialekt dem der Stadt Nürnberg. Verfaßt wurde sie von dem Bearbeiter nicht nach einer französischen, sondern einer italienischen Vorlage, und es ist sehr interessant, wie Degering nun in gelehrter und scharfsinniger Untersuchung nachweist, daß auch die ältesten französischen Histoires de la belle Maguelonne auf italienischen Vorlagen beruhen, was die Vermutung nahelegt, daß die ganze Urform der Novelle italienisch sei. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie „auf französischem Boden“ entstanden ist, vielleicht und wahrscheinlich durch einen aus Neapel stammenden, in einem der Klöster Südfrankreichs säßig gewordenen Geistlichen, der wohl die Absicht hatte, in der Geschichte eine neue Legende zur Erbauung religiöser Gemüter zu schaffen. Daß ihm das mißlang, lag zunächst an dem novellistischen und erotischen Charakter der Erzählung, deren Grundfabel sich in einem der Märchen aus „Tausendundeiner Nacht“ findet. Ebenso wertvoll wie der Text ist der Bilderschmuck, der nach allgemeinem fachmännischem Urteil dem Kreise der Donauschule angehört, Federzeichnungen, die künstlerisch bedeutend höher zu bewerten sind als die Holzschnitte der alten französischen Ausgaben, ganz abgesehen von dem ersten deutschen Magelonendruck, zu dessen Illustrierung einfach schon vorhandene Holzstöcke aus früheren Werken des Stainerschen Verlags benützt wurden. Professor Degering hat die Bilder in Strichätzung wiedergeben lassen, weil man sie dank dieser Technik am besten in den Text einstellen konnte. Der Text selbst blieb, bis auf die Auflösung einiger Abkürzungen und die Einführung einer Interpunktion, unangetastet, so daß die schöne, ursprünglich für den Bücherfreund bestimmte Ausgabe doch auch für den Germanisten (wie den Kunstgelehrten) von hohem Wert sein dürfte. Die Ausstattung des Verlags verdient alles Lob. Mein Exemplar ist auf sogenanntem Antikbütten gedruckt und ruht in einem lichtgelben Ganzleinenband mit dem Titelaufdruck in rot. Es wurden indes auch noch vierzig Exemplare auf echtem Zandersbütten in handgemaltem Ganzpergament und sechzig mit gleichem Papier in Halbpergament hergestellt.

Der Amalthea-Verlag in Zürich, Wien und Leipzig hat seiner großen dreibändigen Dante-Ausgabe eine sehr reizvolle kleinere Bibliophilenausgabe folgen lassen: einen Faksimiledruck der ersten Ausgabe (1777) von „Heinrich Stillings Jugend“, mit einem Nachwort von Hans Feigl, vortrefflich ausgeführt von der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien und geschmückt mit dem Titelkupfer Chodowieckis und einem Porträt Jung-Stillings. Dieser Lebensroman eines einst Vielgelesenen — Goethe gab ihn seinerzeit ohne Wissen des Verfassers zum Druck — ist ein munteres, sinniges Volksbuch, an dem man noch heute seine Freude haben kann. Sogar der rigorose Gervinus lobte es, und wenn Ed. Engel bei der Lektüre der „Jugend“ zuweilen an Frenssens „Jörn Uhl“ erinnert wurde, so ist auch das verständlich. Mir ist es ähnlich ergangen. Hübsch wie immer ist auch der diesjährige Amalthea-Almanach mit zahlreichen Beiträgen der Autoren des Verlags und einer großen Anzahl von Illustrationsproben, aus denen eine farbig wiedergegebene Ölminiatur Goethes von Tischbein, vielleicht aus dem Jahre 1781, vermerkt sei, die in der im gleichen Verlage erscheinenden Chronik des wiener Goethe-Vereins (Bd. 33) zum ersten Male veröffentlicht wurde. Das Äußere des Almanachs empfiehlt sich wie immer durch seinen unaufdringlich vornehm wirkenden Geschmack.

In hohem Maße erfreulich sind wieder die letzten Veröffentlichungen des Avalun-Verlags in Wien und Leipzig, zumal der Herausgeber Julius Brüll sich für eine Anzahl seiner Drucke die hellerauer Werkstätten gesichert hat. Vielumworben als Radierer von den Verlegern bibliophiler Werke ist derzeit Karl M. Schultheiß, ein Künstler, der in der Feinheit der Nadelführung, mehr noch in seinen kleinen Schmuckleisten und seinen Vignettenepigrammen als in den Vollbildern, oft an die Meister koketter Buchkunst im Frankreich des 18. Jahrhunderts erinnert. In Stendhals (im französischen Urtext wiedergegebener) Novelle „Vanina Vanini“ entzückt schon der reizende Titel, ebenso wie die flott hingeworfenen Vignetten auf dem Titelblatt zu

Stifters „Nachkommenschaften“, und wenn ich ehrlich sein soll, stelle ich in beiden Büchern die zierliche Kleinkunst der Vignettenbilder noch über die größeren Kompositionen. Die beiden, gediegen in Halbleder gebundenen Oktavbände wurden von Jakob Hegner in Hellerau gedruckt, die Stiftersche Novelle in der anmutigen Jean-Paul-Fraktur, die Stendhalsche in einer älteren Antiqua von 1732, die sich ähnlich wie die Ungersche Fraktur einen neuen Platz in der Gegenwart geschaffen hat. Ein weiterer Avalundruck bringt das Galatea-Fragment des Cervantes. Der Bearbeiter des kleinen Schäferromans, Otto Hettner, der sich in der Umdichtung der lyrischen Einlagen auch als Poet erweist, ist zugleich der Künstler, der das Werk mit 56 Steinzeichnungen geschmückt hat, figurenreichen Bildern, deren äußeres Arrangement mit glücklicher Hand so getroffen ist, daß die Illustration nicht hemmend auf den Fluß des Textes einwirkt. Der Großquartband wurde ebenfalls von Hegner in der Didot-Antiqua auf kräftigem Bütten gedruckt und von P. A. Demeter geschmacksicher gebunden — je nach den Ausgaben in Ganz- und Halbpergament und in Japanpapier. Zu dem altberühmten Streit- und Trostgespräch des Johannes von Saaz „Der Ackermann und der Tod“, von Arthur Rößler nach einer Vorlage aus dem 15. Jahrhundert übertragen und von der österreichischen Staatsdruckerei in einer kernigen Psaltergotisch gedruckt, paßt ausgezeichnet die derb zufassende, gewollt archaisierende Holzschnittechnik von Otto R. Schatz. Auch der Einband gehört mit zur Gleichstimmung des ganzen: Schweinsleder, auf echten Bünden (von K. Scheidemann, Wien) mit der Hand gebunden. Zu Rößlers kunstästhetischem, schon früher veröffentlichtem, in der Avalunausgabe aber vervollständigtem Dialog „Die Stimmung der Gothik“ hat Otto R. Schatz ebenfalls die (20) Holzstöcke geschaffen, fast nur Vollbilder, aber auf dem Büttenpapier des Textes gedruckt, so daß der einheitliche Eindruck nicht zerrissen wird, Bilder von zwingender Kraft und voll lebendiger Sprache. Den schlicht-dauerhaften Einband in Ganzpergament lieferte die Werkstatt Karl Scheibe in Wien.

Voltaires pläsierlichen philosophischen Roman „Candide“ hat Johann Frerking für den Verlag Paul Steegemann in Hannover sehr flott und mit vieler Wortkunst neu übersetzt. Dazu entwarf Alfred Kubin 28 Federzeichnungen, und schon deshalb werden die Bibliophilen eifrig nach dem Werke greifen. Kubin ist hier freilich nicht der Illustrator des Grausigen, der aus erregten Tiefen seiner Phantasie Ungeheuerlichkeiten hervorzaubert und in grotesken Gebilden festhält, sondern zeigt die liebenswürdigere Seite seines Humors, die auch besser für diese närrische Geschichte sich eignet, in einer Reihe ganz köstlicher Skizzen. Die fünfzig ersten Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und numeriert. — Sauber und anständig, ohne übertriebenen Luxus, aber immer gediegen in der Ausführung, treten die Bibliophilenausgaben des Pantheon-Verlags in Berlin auf den Büchermarkt. So auch das neueste Werk, die „Liebeselegien des Catull“, in vortrefflicher Verdeutschung von Paul Lewinsohn. Dietsch & Brückner in Weimar haben das Buch in ihrer klaren, einfach ziselierten Antiqua gedruckt und die lateinischen Anfangszeilen in Rot über die Titel der einzelnen Dichtungen an den Seitenbeginn gestellt. Ebenso heben rote Zierpunkte die Strophen, und rote Linien schließen die Seiten ab. Der Einband ist Halbpergament, doch wurden auch 200 Exemplare auf handgeschöpftem Van-Geldern-Bütten abgezogen, in kostbares Leder gebunden. Eine gleich ausgestattete Ausgabe der „Elegien des Tibull“ bereitet der Verlag vor.

Hoffmann & Campe in Hamburg-Berlin setzen ihre Heine-Gedächtnisdrucke fort. Der vierte bringt eine schon vor 25 Jahren geschriebene, doch noch heute ihre Lebenskraft bewahrende kritische Biographie Heines aus der Feder des alten, scheinbar ewigjungen Georg Brandes. Eine Anzahl bildlicher Beigaben bilden den Außenschmuck des Werkes. Dem Titel gegenüber steht zunächst das Porträt Heines, nach der Plakette David d'Angers' von Hermann Struck radiert. Eine zweite meisterhafte Radierung Strucks zeigt uns Heines Grabmal, ein Faksimile die Handschrift des Dichters in dem Hymnus „Ich bin das Schwert“, nach dem Original aus dem Archiv des Verlags. Der Öffentlichkeit wenig bekannt sind die Porträts von Amalie und Therese Heine, ersteres nach einer Büste im Besitz der Frau Karpeles in Berlin, letzteres nach dem Ölgemälde im Hamburger Heine-Asyl. Es wurden drei Ausgaben hergestellt: in Halbfranz mit Signierung der beiden Radierungen durch den Künstler, in Halbpergament und in Halbleinen. Auch von Heines Werken in Einzelausgaben ist ein neuer Band erschienen: Die „Novellen“ mit einer klugen und interessanten Einleitung von Jakob Schaffner und zahlreichen Abbildungen, meist nach zeitgenössischen Vorlagen, von denen die zum „Rabbi von Bacherach“ besonders gut ausgewählt sind. Das Bildnis Heines, nach dem Gemälde M. Oppenheims von G. Kümmer lithographiert, stammt aus der Varnhagen-Sammlung der Staatsbibliothek und ist jenes Porträt, unter das Varnhagen „Sehr ähnlich“ schrieb. Handschriftproben aus dem „Rabbi“ sind gleichfalls beigegeben.

In das bibliophile Fach schlägt auch der im leipziger Insel-Verlag erschienene zweite Band der Sammlung Kippenberg, der als Titelbild Bettina von Arnims gutgemeinten Entwurf zu einem Goethe-Denkmal trägt, nach einem Steindruck in der Zeitschrift „Iris“ von 1825 wiedergegeben. Auch sonst hat Kippenberg für seine einzig dastehende Sammlung mancherlei Neues von und über Bettina erwerben können, über das Fritz Bergemann im Jahrbuch Mitteilung gibt: aus Riemers Nachlaß, aus Eckermanns Besitz und endlich einen eigenhändigen Aufsatz Bettinas über Schleiermacher. Das Jahrbuch ist auch diesmal wieder reich, überreich an ausnehmend interessantem Material für die Forschung wie für den Bücherfreund. Witkowski gräbt eine ulkige Farce, „Der Streit der Literatur-Zeitungen“ von 1804 aus, deren Verfasser sicher im Umkreis der jenaer Professorenwelt zu suchen ist. Ein paar neue Goethe-Briefe konnte Konrad Höfer aus dem Nachlaß eines baltischen Edelmanns retten, die meisten an den Wegebauinspektor Goetze, der schließlich Goethes getreuer Reisemarschall wurde, andere Briefe aus den der Sammlung einverleibten 38 Carl Alexanders an Eckermann teilt Julius Petersen mit, zwei Briefe Kräuters an die Gräfin Hopfgarten Arthur Pollmer in einem ausführlichen Essay über den Nachlaß Kräuters, den Kippenberg schon vor Jahren erwerben konnte. In dem Artikel „Stadelmanns Glück und Ende“ erzählt Kippenberg selbst Erheiterndes und Tragisches aus dem Leben Stadelmanns, des braven alten Dieners Goethes, dem er bereits vor zwölf Jahren in einem Privatdruck ein hübsches Denkmal gesetzt hat, und macht in den „Kleineren Mitteilungen“ unter anderm auf eine in Deutschland wenig bekannte kostbare Goethe-Sammlung in New Haven und auf eine groteske französische Werther-Mystifikation aufmerksam. Aus der Fülle der Bildertafeln möchte ich nur das Miniaturporträt der Karoline von Feuchtersleben von unbekannter Hand und Pechts Bleistiftbildnis Kräuters von 1845 hervorheben.

Von Sonderausgaben der Bibliophilen Gesellschaften sei zunächst der für die Mitglieder der Maximilians-Gesellschaft hergestellte Neudruck einer novellistischen Jugendarbeit Gerhart Hauptmanns erwähnt, die unter dem Titel „Fasching. Eine Studie“ 1887 im ersten Bande der fast völlig verschollenen Zeitschrift „Siegfried“ erschien und seitdem nie wieder gedruckt, auch nicht in die Gesamtausgaben der Werke aufgenommen wurde. Die für den literarischen Entwicklungsgang Hauptmanns sehr interessante kleine Erzählung wurde in der Offizin von Otto von Holten in höchst geschmackvoller Aufmachung neu hergestellt und in 300 numerierten Exemplaren verausgabt. Eine besondere Freude sind mir immer die Veröffentlichungen der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen, weil sie ein schlagender Beweis für das aller Gegenpolitik zum Trotz noch überaus rege geistige Leben der Deutschen in der Tschechoslowakei sind. Die neueste umfangreiche Publikation der Gesellschaft bringt als Fortsetzung der von Professor Friedel Pick herausgegebenen Pragensia die

„Prager Exekution im Jahre 1621 in Flugblättern und Abbildungen", eine Schilderung jenes fürchterlichen Schauspiels, das 27 führenden Männern der böhmischen Stände den Tod durch Henkershand brachte. Professor Pick, der auch zu dem faksimilierten Erstdruck über das Begebnis die geschichtlichen Erläuterungen geschrieben, hat sich keine Mühe verdrießen lassen, in zahlreichen Bibliotheken zeitgenössisches Bildermaterial aufzustöbern. Der Pergamenteinband trägt in Goldaufdruck die Kopie des Supraexlibris, das einer der Hingerichteten, Christoph Khober von Khobersberg und dessen Gattin ihren Büchern gaben. Ein anderer, der vor 300 Jahren auf dem schwarzverhängten Schaugerüst vor dem prager Rathause einen schauerlichen Tod fand, der Rektor Johannes Jessenius, war gleichfalls ein eifriger Bibliophile, aus dessen Bibliothek noch immer hie und da einige Bücher auftauchen, meist in sehr schönen Einbänden. Als charakteristisches Anzeichen seiner Sammelpassion reproduziert Pick ein Blatt (in Verkleinerung): „Bibliothecae Jessenianae Inscriptio", das Jessenius vermutlich in seiner wittenberger Zeit über seiner Bibliothek angebracht hatte und das einen lateinischen Hymnus auf die Bücher enthält, die „Helfer gegen Langeweile und Wohnungen der Musen". Ein Analogon zu dieser eigenartigen Ankündigung hat man noch nicht auffinden können.

Echo der Bühnen

Köln

„Heinrich von Kleist." Deutsche Tragöde in 5 Akten. Von Otto Sanders. (Rheinland-Verlag, Köln.) (Uraufführung im Metropoltheater durch Kammerspiele E. V. am 28. Mai 1923.)

Probleme locken, verlocken, besonders wenn sie menschlich schicksalhaft anmuten. Verlockend ist es zudem, Kleist und seinen Geist in die scheinbar führerlose Gegenwart hineinzustellen als Orientierungszeichen. Darf der Dichter sich verlocken lassen? Gefahr ist selbst dann damit verbunden, wenn neben „der deutschen Tragödie" die menschliche wahlverwandt anzieht. Zwiespältigkeit der Problemstellung und Problemführung ist die Frucht. Nationalismus und Männerfreundschaft laufen nebeneinander her, ohne sich zur Einheit zu verbinden durch gegenseitige Bedingtheit. Vielleicht hätte die stärkere Betonung des historisch-politischen Hintergrundes zu einer einheitlicheren Verknüpftheit der beiden Probleme führen können. Aber dann wurde das Aktuelle zugunsten des Historischen zurückgedrängt, und Otto Sander wollte offenbar das Gegenteil.

Alle historischen Dramenstoffe — besonders aber solche mit literarischen Helden — bergen eine weitere Gefahr — selbst dann, wenn wie in vorliegender Tragödie der historische Held gedacht ist als Träger der Ideen des Autors — sie verführen dazu, bei dem Publikum zu viel Kenntnisse von dem Lebensgang und seinen Einzelheiten vorauszusetzen. Das tut Otto Sander, und obwohl einmal der Held, hier Kleist, Träger der Ideen des Autors sein soll, werden doch so reichlich Aussprüche des Dichters in dos Werk aufgenommen, daß sich neue Zersetzungsmomente stilistischer Art geltend machen. Einmal sind die Zitate vorzugsweise im Hinblick auf die gegenwärtige politische Lage ausgewählt, und dann steht Otto Sanders' Stil, obwohl man ihm starkes Einfühlungsvermögen nicht absprechen kann, hart neben dem besonderen Stil Kleists.

Aber bei alledem ist viel Wollen in diesem Werk, vielleicht zu viel, um den Blick für die Wahl der künstlerischen Mittel klar zu halten. Drama erfordert Entwicklung — Sanders' Kleist ist von Anfang an todesbereit, sein Zusammensein mit anderen Menschen nur Suche nach dem Todesgefährten. Die Dialoge infolgedessen nicht handlungstreibend, nicht einmal begleitend, sondern nachholend — wenigstens in der Mehrzahl. So kommt es, daß man auch bei dem Helden Kleist, genau so wie bei seinem Dichter, den Willen für die Tat nehmen muß. Sein Ende erscheint nicht schicksalszwanghaft, mehr pathologisch-stimmungshaft, und die Dramatik Sanders' gleitet damit ins Lyrische über. Ein solches Werk trotz seiner augenfälligen, aus Unklarheit, also wohl aus Stimmung, geborenen Mängel abtun, würde nicht zu rechtfertigen sein, um so weniger, als Sanders' Ludwig XIII. eine starke persönliche Note trug.

Köln Paul Bourfeind

Erfurt

„Eulenspiegels Ende." Ein Aufzug von Walter Bähr. „Der Sieger" und „Der Prophet" von Herbert Köllner. (Uraufführung im Erfurter Stadttheater durch die Freie Volksbühne.)

Till Eulenspiegel, aus der Hans-Sachs-Atmosphäre ins Literaturneureich gehoben, verfärbt sich unter dem Pinsel aller Autoren: Wir sahen einen Eulenspiegel von Vershofen, politischen Charlatan und nachfaustischen Schatzkanzler; interessantes Experiment, aber Retortenprodukt. Walter Bähr sucht im wohlziselierten, altdeutsch geversten Einakter den tiefsten Grund des Eulenspiegels im „Mephisto". Der auf der Landstraße von der Pest geschlagene Abenteurer schleppt sich bis ins Hospital „Zum heiligen Geist" in Mölln und stirbt dort qualvollen Büßertod, gespenstisch umfeilscht von einem habgierigen Spittelmeister, verflucht vom exorzisierenden Priester, schreckvoll gemieden von der herbeigerufenen Beghine. Nur die alte Mutter Tills träufelt mit Wort und Geste Balsam in diese rauhzügige Handlung. Unbarmherzig und konsequent knirscht in dem kleinen Werk das Folterrad des Mittelalters. Der ewig sein Leben am Galgen Vorbeibugsierende rächt sich im Tod: Seine erhobene Sterbefaust zeigt den entsetzten Umstehenden die Pestbeule. Natürlich ist auch das nicht der historische Till. Aber das Argument, eine prächtige Form, knappe, gedankentiefe Verse, Wohllaut der Sprache, gewinnen dem Autor Sympathie. Vielleicht wäre zu bedauern, daß eiserne Selbstdisziplin ihn oft am freien Temperamentsausbruch hindert . . .

Die beiden anderen Einakter übergeht man am besten mit Schweigen. Oder beschränkt sich auf die Feststellung, daß sie von einem Schauspieler verfaßt wurden. Tiraden, Feuerwerk, Leere. Oder sind etwa die Ideen neu, daß der Entsagende in Wirklichkeit der Sieger ist? Der Mensch den Propheten überwiegt? Deshalb ein Gehäuf unlogischen Geschwafels mit in Kauf nehmen zu müssen, heißt der Kritik und dem Publikum zuviel zumuten.

Erich Hoogestraat

Echo der Zeitungen

Aus Thomas Manns Ansprache „Geist und Wesen der deutschen Republik":

„Der Urtyp des deutschen Bildungs- und Entwicklungsromans gerade, Goethes „Wilhelm Meister", ist eine wunderbare Vorwegnahme deutschen Fortschreitens von der Innerlichkeit zum Objektiven, zum Politischen, zum Republikanertum, ein Werk von weit vollständigerer Menschlichkeit, als der deutsche Bürger meint, wenn er es nur als Monument persönlicher Kultur und pietistischer Autobiographie versteht. Es beginnt mit individualistisch-abenteuerndem Selbstbildnertum und endet mit politischer Utopie. Dazwischen steht die Idee der Erziehung. Die wesentliche Einsicht, welche aus diesem Werk deutscher Vollständigkeit zu gewinnen ist, ist diejenige der organischen und unfehlbaren Zusammengehörigkeit von Bekenntnis und Erziehung, von Selbst- und Menschenbildung. Es lehrt, das Element der Erziehung als den organischen Übergang aus der Welt der

Innerlichkeit zur Welt des Objektiven zu erleben; es zeigt, wie eins aus dem andern menschlich erwächst; wie mit der Erziehungsidee, die derjenigen autobiographischen Selbstbildnertums entsproß, die Sphäre des Sozialen erreicht ist und der Mensch vom Sozialen angerührt, der unzweifelhaft höchsten Stufe des Menschlichen, des Staates nämlich ansichtig wird. Ja, wenn es mit Recht ein klassisches Werk der Humanität genannt wird, so darum, weil eben dies alles diese organische und menschliche Einheit von innen und außen, Selbst- und Weltformung die Welt der Humanität ausmacht und erfüllt.

Der deutsche Bürger und Mensch, von einem strengen Schicksal zum Nach- und Weiterlernen angehalten, steht vor der Einsicht, daß er seinen Bildungs-, Kultur-, und Humanitätsbegriff zu früh geschlossen hat, als er das politische Element, den Gedanken der Freiheit, den republikanischen Gedanken davon ausschloß. Er ist nur langsam und treu. Das ihm gemäße Tempo ist, wie Wagner sagte, das Andante, während sein Schicksal zumindest die Vorschrift ‚Molto vivace' trug. Was Wunder, wenn er nicht völlig Schritt damit gehalten hätte! Daß aber der Deutsche sein Schicksal einholen wird, ist nicht zu bezweifeln. Laßt ihm Zeit zu der durchdringenden Erkenntnis, daß jene Einheit von Staat und Kultur, die den Grundgedanken der Republik ausmacht, nicht nur von ihm, sondern von allen Völkern bis zum äußersten Grade des Menschenmöglichen erstrebt und erzielt werden muß, wenn Europa nicht vertieren und verkommen soll; laßt ihm ferner Zeit zu der Einsicht, daß die Humanität, allseitige Bildung, menschliche Vollständigkeit ebenfalls nichts anderes ist als die Einheit von Kultur und Staat und daß zwei Dinge, deren Definition dieselbe ist, denn wohl ein und dasselbe Ding sein müssen; kurz, laßt ihm den Gedanken aufglänzen, daß Republik, ideell genommen und von mangelhaften Wirklichkeiten abgesehen, nichts anderes ist als der politische Name der Humanität — und er wird Republikaner sein."

(Frankf. Ztg., Lit. Bl. 13.)

Fritz Mauthner

„Fritz Mauthner war ein sehr beschäftigter und angesehener Tagesschriftsteller; zugleich spielte der riesengroße schmale Mann — mit der mächtigen Hakennase und dem langen Bart, wie ein alter Prophet, wie Ahasver anzuschauen — eine nicht geringe Rolle in der berliner Gesellschaft. Obwohl — oder weil seine Gestalt so fremdartig aufreizend in ihr stand. Seine Tage waren mit Berufsarbeit überfüllt, in vielen Nächten kam er erst spät in sein kleines Haus im Grunewald zurück. Aber er hatte sich ein Gesetz gemacht, an dem er Jahre, Jahrzehnte lang mit eiserner Energie festhielt: Niemals, zu welcher Nachtstunde auch immer er heimkehrte, ging er schlafen, ohne noch zwei Arbeitsstunden seinem eigentlichen Werk, seiner großen Aufgabe gewidmet zu haben. Mit diesem Durchbruch eines eisernen Willens zur eigensten Bestimmung beginnt Fritz Mauthners Größe, in diesem Herausschneiden eines unabhängig gerichteten Lebens aus einer berliner Journalistenexistenz liegt der mittelste, der aufschlußreichste Zug seiner Biographie. In ein paar tausend solcher erlisteten, ersparten, ertrotzten, zäh verteidigten Nachtstunden ist das Buch entstanden, das bei Jahrhundertbeginn in den Läden lag und junge Leute schon durch seinen Titel erschütterte: die ‚Kritik der Sprache'.

Mauthner hat selbst einmal die drei wichtigsten Erwecker seines Werkes genannt: den Otto Ludwig der ‚Shakespeare-Studien', den Nietzsche der ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen' und — Bismarck! Man sieht: es ist kein Nihilist darunter; aber Erzieher zur Sachlichkeit, Feinde der Phrase, von Ehrfurcht geleitete Diener des Lebens, das sind sie alle drei. Und wenn nun Mauthner, als ein Schüler solcher Männer, mit großartigem Ingrimm daran ging, den dogmatischen Hochmut auszurotten, der auf allen Gebieten dem atmenden Leben die Luft abschnürt, so trieb ihn im Grunde kein zerstörender, kein todesfroher Sinn! Er führte den Generalangriff auf alle Arten menschlichen Geisteshochmuts zugleich, indem er dartat, wie jedes Dogma der Religion wie der Wissenschaft am Wortkörper klebt und mit ihm zugrunde gehen muß, weil die Sprache ‚mit so viel Recht ein Verständigungsmittel genannt wird, wie der Ozean völkerverbindend, weil ihn ab und zu ein Schiff, ohne zu scheitern, passieren kann'. So legte er die Axt an die Wurzel all dessen, was ihm Unheil schien. Der riesige Band war nur der erste Hieb, zwei weitere Bände sollten alsbald folgen. Und nun vertrug Mauthners Leben die Teilung von Schein und Sein nicht mehr lange. Eines Tages ließ er die journalistische Position, die gesellschaftliche Stellung, Berlin und den Grunewald im Stich und ging davon — seinen Studien und seiner Arbeit zu leben. ‚Sie sind ein sonderbarer Mann!' rief ihm damals ein gescheiter berliner Kollege in einiger Betroffenheit nach, ‚so viele haben schon gesagt, man müßte eine Kritik der Sprache schreiben — und Sie tun es wirklich! So viele haben gesagt, man müßte Berlin fliehen und sich selbst leben — und Sie tun es wirklich! Das ist nicht der Brauch!'"

Julius Bab (Frankf. Ztg. 503—1 M.).

„Schon vor seiner freiburger Zeit hatte Mauthner eine große Reihe von Büchern geschrieben. Essaysammlungen, Romane, Satirisches und Parodistisches. Rasch bekannt wurde sein Name durch die glänzenden literarischen Parodien: „Nach berühmten Mustern". Nicht weniger erfolgreich war sein Roman „Die bunte Reihe", eine Satire auf das geistige Berlin der Gründerzeit. Wie reich und mannigfaltig Mauthners erzählendes Werk war, das überblickte man eigentlich erst, als die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin, Mauthners ausgewählte Schriften herausgab. In den sechs Bänden dieser Ausgabe findet man den Roman ‚Xanthippe', man findet ‚Don Juan d'Austria', ‚Hypatia' und neben den ausgewählten Erzählungen, den ‚Böhmischen Novellen' und den ‚Totengesprächen' auch die köstliche Satire ‚Schmock' und den prachtvollen ‚Letzten Tod des Gautama Buddha'."

Und doch tritt dies alles zurück gegen Mauthners große kritisch philosophische Werke. Er hat in den drei Bänden seiner Sprachkritik: Sprache und Psychologie — Zur Sprachwissenschaft — Grammatik und Logik, mit kühnster Unbedingtheit seine sprachkritischen und erkenntniskritischen Schlußfolgerungen gezogen. Er hat diesen sprachkritischen Fanatismus fortgesetzt in seinem Wörterbuch der Philosophie. Er hat schließlich aus dem allem seine letzten erkenntniskritischen Folgerungen gezogen in den vier Bänden seiner Geschichte des Atheismus. Denn auch dieses Werk, an dessen Ende Mauthner sich zu einer ‚agnostischen Mystik' bekennt, ist im Grunde und über alle historischen Feststellungen hinaus nur die Fortsetzung und Vollendung von Mauthners Kritik der Sprache."

d. (Neues Tagblatt, Stuttgart, 272).

„Das Werk, in dem er die Summe seines Lebens gezogen hat, ist die große dreibändige ‚Kritik der Sprache', der er dann in den letzten Jahren, da er schon zurückgezogen in Meersburg lebte, eine ebenso groß angelegte ‚Geschichte des Atheismus' folgen ließ. Ein Buch von ungeheurer Gelehrsamkeit — und zugleich das Werk, in dem die Stellung des Menschen Mauthner zur Welt und ihren Problemen, seine philosophische ‚Attitüde', wie Simmel das gern nannte, umschrieben ist. Man erfährt über den Menschen wie über den Denker Mauthner hier fast noch mehr als aus seinen Lebenserinnerungen; deren Lektüre ist allerdings erheblich leichter."

Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 298).

„Es ergibt sich, — und seine kritische Objektivität, die wie gegen Menschen und Welt auch gegen sich selbst mit grüblerischem Scharfblick gerichtet war, hat es schmerzhaft klar gewußt, daß der Reichtum seines vorwiegend denkerischen Wuchses zwar nicht überragende, himmelaufreckende Äste getrieben hat, aber dennoch des Geistigen und Tiefen viel in seinem kernigsten Dauerholz enthüllt hat. Hart und klar sagt er von seinem Künstlertum, daß ‚seine Sprache niemals

lebendig genug' gewesen sei und daß ihr das 'Höchste und Tiefste' gefehlt habe: die Erde. (Das wäre ein Kapitel für sich: der Fluch des erdflüchtigen Nur-Literatentums!) Dichter und Denker in ihm: das war der große Zwiespalt. Das eine wollte er sein, und es blieb eine unerfüllte Sehnsucht, und das andere wurde er schließlich aus Naturanlage, aus Wesensart, und es wurde nur zu einem Teil Erfüllung. Und Glück und Tragik, Kampf und Arbeit, Hoffen und Verzichten, Erkennen und Weisesein aus schließlichem Nichterkennen in seiner schroffsten Form war in dieses Menschen Leben gebettet mehr als in anderen, weil er das typische Los des geistigen Juden trug, der nicht stark genug zum Künstler war, aber um die ewigen Schönheiten rang wie nur je einer gerungen, daß er kein eigentliches Vaterland hatte, Deutschland liebte, nein, die deutsche Kultur, und dennoch kritisch alles Autoritative aus innerstem Instinkt bekämpfte und das Überkommene auf Wert und Bestand hin von übergroßen Gesichtspunkten aus prüfte, daß er religiös entwurzelt war und keinen neuen Glauben gewonnen hatte, also dem Judentum ab- und dem Christentum nicht zugewandt war und in der nichtssagenden Konfessionslosigkeit — aber mit großer menschlicher Güte — stecken blieb. Daß alles in seinem skeptischen Hirn und in seiner ewigen Weltverbessererlaune kritisch zerdacht und satirisch von boshaft funkelnden Lichtern übergossen wurde — um schließlich, wenn er es wog, ihm doch nicht mehr zu lassen als die schale Befriedigung eines 'heiligen Lachens'. Nie war er sich über diesen tragischen Zwiespalt im unklaren, und er litt darunter."

D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 453).

„Eine schöpferische Skepsis! Sie schenkte jedem Leser das befreiende Lachen, mit dem er fortan den Wortfetischen, der Anmaßung der Definitionen unter den fadenscheinigen Mantel sah.

Schöpferische Skepsis, so heißt die Formel für alle Werke des Mauthnerschen Geistes. Was er schuf, war ein Ausbau seines Hauptwerkes. Auch sein letztes Werk, die 'Geschichte des Atheismus im Abendlande' ist letzten Endes nichts als Sprachkritik, als 'negative Wortgeschichte der allmählichen Entwertung des Wortes Gott'. Sprachkritik, nichts als Sprachkritik ist natürlich auch jenes stattliche 'Wörterbuch der Philosophie', das in hundert Stichwörtern die Welt der Mauthnerschen Erkenntnis gliedert."

Monty Jacobs (Voss. Ztg. 304).

„Durchaus und mit voller Bewußtheit war er Gegenwartsmensch, im Sinne eines Mannes, der die Gegenwart reiner haben will und immer mehr losgelöst vom Wust des nur noch Überkommenen. So führte er damals mit anderen die 'Freie Bühne' ins Leben, so rief er seiner Epoche immer wieder die Mahnung zu, sich aus sich selbst und ihren geistigen Bedürfnissen heraus zu gestalten. Manchmal irrte er, das ist das Recht oder Unrecht oder Schicksal des Polemikers, stets aber war sein Standpunkt auf der überschauenden Höhe, nicht in der Ebene des Alltäglichen." (Berl. Tagebl. 303).

Vgl. auch: A. Bäumler (Münch. N. Nachr. 177); Christian Rodegg (N. Bad. Landesztg. 329); ck (Ostsee-Ztg. 304); Ludwig Marcuse (Berl. Börs. Cour. 301); (Berl. Börs. Ztg. 299); Bertha Badt-Strauß (Berl. Tagebl. 319); Bruno Altmann (Münch. Allg. Ztg. 27); Theodor Kappstein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 163).

Die schöpferische Psychose

In einem Aufsatz von Karl Birnbaum (Voss. Ztg. 259) liest man:

„Man erkennt: Bei dem Zustandekommen kulturpathologischer Erscheinungen handelt es sich durchaus nicht um jenen grob äußerlichen Zusammenhang, wie er durch das Befallenwerden einer prominenten Persönlichkeit von einer geistigen Störung gegeben ist. Tiefere gesetzmäßige Beziehungen sprechen vielfach mit: innere Affinitäten zwischen dem Kulturellen und Pathologischen, aus denen sich dann auch die Bevorzugung bestimmter Kulturgebiete oder kultureller Inhalte durch psychopathologische Momente erklärt. So heftet sich das Pathologische mit Vorliebe an die religiöse und künstlerische Lebenssphäre (Bindeglied sind die starken Gefühlsmitschwingungen gerade in diesen kulturellen Bereichen); so ziehen die abnormen depressiven Gemütszustände besonders gewisse religiöse Vorstellungskomplexe an sich (daher der starke Anteil depressiv veranlagter Naturen an den Pietisten u. a. m.). Ja, darüber hinaus sind sogar Wesensübereinstimmungen zwischen kulturellen und pathologischen Erscheinungen anzuerkennen. So weisen gewisse psychopathische Persönlichkeitstypen: die Hypersensitiven, die Hysterischen, die pathologischen Schwindler u. a. unverkennbare Wesensgemeinschaften mit einzelnen hochwertigen Spielarten kultureller Persönlichkeiten auf: mit künstlerischen, dichterischen, schauspielerischen Begabungstypen, und sie geben so — zumal bei entsprechend günstiger geistiger Allgemeinveranlagung — geradezu pathologische Repräsentanten wertvoller Kulturtypen ab.

Dabei zeigt sich zugleich das Überraschende und Bedeutsame: Das Pathologische, das vielfach — zumal in Form der zerstörenden Psychose — zum Abbau der höheren seelischen Schichten, der seelischen Kulturschichten der Persönlichkeit neigt, wirkt durchaus nicht immer wertmindernd, entwertend im kulturellen Leben, sondern führt zum Teil sogar Wertsteigerungen und Wertschöpfungen mit sich. So gibt jene Originalität, die dem Pathologischen von Natur kraft seiner Abweichung vom Durchschnittlichen anhaftet, zahlreichen Gebilden psychopathischen Einschlages den charakteristischen Wertzuwachs einer besonderen Eigenprägung. Es genügt, an gewisse, in Form oder Inhalt unerhörte Darstellungen auf den verschiedensten Kunstgebieten zu erinnern, bis hin zu aufpeitschender schauspielerischer Nervenkunst, die ihren erhöhten Eigenwert nicht zum wenigsten der nervösen oder psychopathischen Artung ihres Schöpfers verdanken. In gleichem Sinne werterhöhend wirkt auch jene Produktivität der Psychose, die in ihren Symptomenneuschöpfungen den vielgestaltigen, traumhaft-delirанten Geisteserzeugnissen den Wahnsystemen u. dgl. zum Ausdruck kommt und von sich aus geradezu Neuwerte dem kulturellen Leben zuzuführen vermag (so etwa in den eigenartigen Denksystemen schizophrener und paranoischer Geisteskranker). Vor allem aber finden wir die kulturelle Höchstleistung der menschlichen Seele, den geistigen Produktionsakt, nach den Selbstbekenntnissen schöpferischer Begabungen aller Geistesgebiete: eines Otto Ludwig, Hebbel, Turgenjew und ungezählter anderer — so vielfältig mit pathologischen Vorgängen, mit Ausnahmezuständen aller Art verbunden (von Zwangsphänomenen, visionshaften Erscheinungen, Depressions- und Erregungszuständen an bis hin zu traumhaften, ekstatischen, Erschöpfungs-, somnambulen und Dämmerzuständen), daß an ihrem teilweise fördernden Einfluß auf den geistigen Schaffensakt nicht gut gezweifelt werden kann. Ja, selbst da, wo die Psychose an sich zerstörend wirkt, macht sie gelegentlich bisher gebundene hochwertige produktive Kräfte frei, wie jene von Prinzhorn zusammengestellten geisteskranken Anstaltskünstler beweisen, die erst in der Krankheit bildnerisch zu schaffen begannen. So wird es auch verständlich, daß vereinzelt selbst der Gipfelpunkt der geistigen Schöpfungen geradezu durch den Einbruch der Psychose erreicht wird. Hölderlins wie van Goghs künstlerische Werke aus dem Beginn ihrer seelischen Störung sind wiederholt als Belege für solche pathologisch gesteigerte Wertschöpfungen herangezogen worden."

Ludwig Tieck

Ludwig Tiecks 150. Geburtstages am 31. Mai ist vielfach gedacht worden, das eigentliche Wort für diese schillernde, dennoch nicht untiefe Persönlichkeit ist aber kaum gefunden worden. Man wird auch nur bedingt beistimmen können, wenn Felix Scherret (Danz. Volksstimme 124) schreibt:

„Tieck, ein Führer romantischer Dichtung, war kein Romantiker aus innerer Notwendigkeit — es fehlte ihm dazu die metaphysische Veranlagung —, aber der formvollendetste Sprachvirtuose im frühromantischen Kreise. Er verlieh den Ideen Größerer künstlerische Prägung, verseichte sie etwas

und gab ihnen damit den großen Publikumserfolg. Immer blieb er der feingebildete Literat von kultivierter Einfühlungsgabe in fremdes Wesen, empfänglich für jeden Einfluß, von beinahe weiblich schmiegsamem Talent. Das machte ihn zum vorzüglichen Übersetzer und Kritiker. Durchaus modern, ging er in der Kritik von keinen festen Grundregeln aus, wie Lessing, er war vielmehr einer der ersten, die sich in ihrem Urteil durch den Eindruck bestimmen ließen. Am genialsten war seine Treffsicherheit in der Beurteilung schauspielerischer Leistungen, er hatte selbst zuviel vom Schauspieler in sich, um sich irren zu können."

So mag es hinreichen, die einschlägigen Aufsätze namhaft zu machen: W. Lampe (Saarbr. Ztg. 124); Hans Benzmann (Berl. Börs. Ztg. 244); Paul Landau (Berl. Börs. Cour. 249); Fritz Strich (Berl. Tagebl. 251 und Münch. Allg. Ztg. 28).

Wertvoller muten einige Einzeluntersuchungen an: Carl Müller-Rastatt „Franz Sternbalds Wanderungen" (Hamb. Cour., Ztg. f. Lit. 104); Ernst Friedrichs „Tieck und die Neuromantik" (Neue Zeit, Berlin, 142); Ignaz Gentges „Ludwig Tiecks theatralische Sendung" (Germ. 148); Heinrich Peters „Ludwig Tieck als Novellist" (Tag, Unt.-Beil., 29. Mai); Felix Hasselberg „Willibald Alexis über Ludwig Tieck" (Deutsche Allg. Ztg. 245); Hans Gäfgen „Ludwig Tieck im Urteil deutscher Dichter" (Magdeb. Ztg. 260 u. a. O.).

Zur deutschen Literatur

Über Grimmelshausen und den „abenteuerlichen Simplizissimus" läßt sich Martha Charlotte Nagel (Kref. Ztg. 148) vernehmen.

Über Wieland und sein Warthausen gibt P. Weizsäcker (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 23) einen Aufsatz. — Goethes Stammbaum, der väterlicher- wie mütterlicherseits ins Ries führt, legt Otto Kolb (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 46) dar. — Mit Goethes Aufenthalt in Magdeburg (1805) beschäftigt sich Fr. Fischer (Magdeb. Ztg. 274). — Goethe am Rhein schildert Wolfgang von Oettingen (Deutsche Allg. Ztg. 276). — Das Tagebuch von Goethes Diener Stadelmann (Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 2, im Inselverlag) wird (N. Zür. Ztg. 860 und Kref. Ztg. Kultur 147) gewürdigt. — Goethe und Heinrich Meyer betrachtet Max Hecker (N. Zür. Ztg. 908). — „Buddha und — Goethe" überschreibt Kurt Walter Goldschmidt (Berl. Börs. Cour. 296) eine Betrachtung. — Mit dem Faust der geschichtlichen Legende beschäftigt sich Hermann Röger (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 6). — „Fausttregie und Faustphilologie" in ihren Zusammenhängen betrachtet A. Kraus (Prag. Pr. 166). — „Menschen um Goethe" läßt Wolfgang Goetz nach neuesten Veröffentlichungen Revue passieren. — Unter der Überschrift „Schiller als Milliardär" setzt Hermann Friedemann das Jahreseinkommen der Großen unserer Literatur, mit heutigen Verhältnissen verglichen, auseinander.

„Hölderlin und wir" nimmt Zendelwald (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 50) zum Thema. — Die Briefe Schleiermachers würdigt Martha Charlotte Nagel (N. Bad. Landesztg., Kunst 285). — Zur E. M. Arndt-Literatur äußert sich Hans Benzmann (Ostseeztg. 298). — E. T. A. Hoffmanns Briefe („Briefe des Phantasten") analysiert Will Scheller (Rhein-Westf. Ztg. 296). — Die neue Hoffmann-Biographie von Richard von Schaukal (Amalthea-Verlag) würdigt Gottfried Fittbogen (Berl. Börs. Ztg. 288). — „Joseph Görres, ein Deutscher" ist ein Gedenkblatt (Voss. Ztg. 261) überschrieben. — Auf einen neuen Eichendorff-Fund macht Rudolf Schade (Allg. Ztg., München 23, 24) aufmerksam. — Mit Dorothea von Schlözer beschäftigen sich auf Grund der neuen Veröffentlichung (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin) J. Kastan (Berl. Tagebl. 255), Carl Müller-Rastatt (Hamb. Corr. Ztg. f. Lit. 102) und Hans Härlin (Frankf. Ztg. 462 — 1 M.).

Zum 100. Geburtstag von Ferdinand Kürnberger (3. Juli) schrieben Walter Lampe (Hannov. Kur. 303) und Hugo Bieber (Berl. Börs. Cour. 305). — Des 100. Geburtstages von Oskar von Redwitz (28. Juni) gedachte Walter Lampe (Niederdeutsche Ztg. 147) (vgl. auch Ostseeztg. 296). — Zum 50. Todestag von Wolfgang Müller von Königswinter bot Paul Luchtenberg Briefmaterial aus dem Nachlaß (Köln. Ztg. 453), ein Gedenkblatt schrieb Ernst Edgar Reimérdes (Germ. 180). — Hermann von Gilms letzte Beamtenjahre brachte Anton Dörrer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 26) zur Darstellung, über die neueste Gilm-Forschung (Anton Dörrer) wurde (Tiroler Anz. 121) unterrichtet. — Zu der Neuausgabe der gesammelten Werke der Malwida von Meysenbug (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin) bot A. K. einen Aufsatz (Bund, Bern, Frauen 215). — Den Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin) würdigte Margarete Susman (Frankf. Ztg. 449 — 1 M.). — Zu Emil Ertls Erinnerungen an Rosegger (Staackmann) schrieb Richard Rieß (Münch.-Augsb. Abendztg. 167) dankenswerte Betrachtungen. — Ein unbekannter Brief Friedrich Nietzsches aus den Maitagen 1875 wird (N. Zür. Ztg. 797) veröffentlicht.

Ein bemerkenswerter Aufsatz von Georg Hermann über Dauthendey wird (Heidelb. Tagebl., Brücke 6) geboten. — Erinnerungen an Wedekind veröffentlicht Heinrich Mann (N. Zür. Ztg. 834, 840, 846). — Im Anschluß an Maria Krammers Buch spricht Arthur Eloesser (Voss. Ztg. Lit. Umsch. 271) über Fontane und die Politik. — Der Erinnerung an den Todestag Gorch Focks ist die Unt.-Beil. der Schlesw. Nachr. (120) (Gustav Struck: „Fock als Dramatiker") gewidmet, „Gorch Fock und Rudolf Kinau" überschreibt Gosch (Ostseeztg., Nedderdütschland 298) ein Erinnerungsblatt. — Dem jungen Liliencron widmet Joen Kruse (Tag, Unt.-Beil. 132) ein Gedenkblatt. — Lily Braun zum Gedächtnis schreibt Beda Prilipp (Tag 150). — Eingehend beschäftigt sich Albrecht Schaeffer (Ostseeztg., Lit. Rundsch. 261) mit Christian Morgensterns „Palmström". — Simmels religiöses Denken bringt Albert Lewkowitz (Voss. Ztg. 295) zur Darstellung.

Der Gedenktag an die Ermordung Walther Rathenaus rief zahlreiche Betrachtungen: Annette Kolb (Berl. Tagebl. 292); Manfred Georg (Berl. Börs. Cour. 283); Hugo Preuß (Berl. Börs. Cour. 291); Stefan Zweig (ebenda). — Gedichte von Fritz von Unruh (Frankf. Ztg. 460 — 1 M. und Berl. Tagebl. 294).

Zum Schaffen der Lebenden

In Siegmund Bings Aufsatz „Zu Jakob Wassermanns Werk" (Frankf. Ztg. 439 — 1 M.) liest man: „Kaum eine Erzählung Wassermanns, die nicht vom Mythos umwittert wäre, kein Prosastück seiner Feder, das nicht, der Idee entsprungen, in Idee zurückkehrte. Sein ganzes Werk, gipfelhaft, überreich an Klüften und Grüften, bezeugt, der bangen Vision, dem Mythos, der reinigenden Kraft der Idee dienstbar, Recht und Anspruch des schöpferischen Menschen, der durchaus die literarische Tenue wahren mag, ohne sich doch daran zu erschöpfen. Dieses Werk, im flagellantischen Drang von dreißig Arbeitsjahren errungen, Aug in Aug mit dem medusischen Antlitz der großen und unbedingten Kunst aufgerichtet, bietet das Bild eines vollen und persönlichsten Lebensertrags: auf über 6000 Druckseiten 15 Roman- und Novellenbände, denen morgen ein neuer sich anreihen wird." — Einen Besuch bei Rudolf Greinz schildert Friedrich Wilhelm Illing (N. Wiener Journ. 10553) in anregender Plauderei. — Von Heinrich Lersch entwirft Walther Lampe (Hannov. Kur. 213) ein sympathisches Bild („Unter Millionen Kämpfern einer: Hindenburg. Unter Millionen Sänger einer: Lersch."). — Über Handel-Mazzetti als Frauendichterin bietet Tilly Lindner eine Studie (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 25), ihren neuen Gegenwartsroman „Ritas Vermächtnis" (Verlag A. Gander) würdigt A. Dörrer (Basler Volksbl. 11 u. 12. Mai) („Das Reichste und Rätselhafteste wird dem gläubigen Katholiken in dieser Schöpfung erschlossen."). — Eine Studie über Theodor Däubler

(N. Bad. Landeszig. 291) leitet Friedrich Schnack mit den Worten ein: „Der im dichterischen Grundstoff reichste deutsche Lyriker der letzten Zeit ist Theodor Däubler. Seine Kontur ist schwer abzutasten, an manchen Stellen leidet sein Organismus an einer ungezügelten Gedunsenheit. Er ist ein heidnischer Naturgeist, der sich ins Grenzenlose steigert. Seine Fruchtbarkeit ist tropisch. Sein schöpferisches Blut scheint sich nicht verbluten zu können, sein dichterisches Strömen und Ausströmen hat kaum ein Ende. Eine urwelthafte Wucherung ist sein Ingenium; sein Wachstum, seine Säfte und Triebe sind staunenerregend, verblüffend. Däubler ist — um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen — ein Phänomen. Er ist massig, mammuthaft schwer und überladen." — Von Adolf von Hatzfelds Kunstweise sagt Hans Sturm (Germ. 165) sie sei bestrebt, innere seelische Spiegelung zu sein. — Eine Parallele von Klabund zu Heine zieht Harry Kahn (N. Bad. Landesztg., Kunst 311): „Dieses nahe Beieinander der Stimmungsextreme in einem und demselben Dichtergemüt drängt einen Vergleich auf, der, auf die richtigen Proportionen zurückgeführt und mit allen Kautelen historischer und biographischer Natur ausgestattet, schwer von der Hand zu weisen ist. In der Tat hat die Stellung Klabunds im derzeitigen deutschen Schrifttum eine nicht geringe Ähnlichkeit mit der Heinrich Heines vor gerade hundert Jahren. Die literarische — wohlgemerkt: nur die literarische, so mancherlei politische und sonstige Berührungspunkte auch vielleicht zu finden wären — die formal-literarische Parallele wird noch schlagender, wenn man sich Klabunds Lyrik ansieht, wo sie sich frei von erzählerischem Gewand und Vorwand gibt." — Eine Wesensgemeinschaft erkennt Mario Krammer zwischen Albrecht Schaeffer und Ludwig Strauß (Deutsche Allg. Ztg. 278): „Bei aller Verschiedenheit des Temperaments und der Formgebung ist es eine letzte und wesentliche Gemeinsamkeit, die Albrecht Schaeffer und Ludwig Strauß miteinander verbindet. Er hebt sie aus der Fülle der wirkenden Kräfte dieser Zeit heraus, daß sie als Künstler reif und rein in allen Verlockungen unseres Lebens geblieben sind, um das tragende Ethos des großen dichterischen Gebildes, von Homer über Wolfram zu Hölderlin und George, willig in sich aufzunehmen und mit eigenem Gehalt zu erfüllen. Nicht die Schwäche und ihr übersteigerter, die Form zerbrechender Schrei spricht aus ihren Werken, sondern hier ist die Kraft des Erlebens mit dem Maß des antiken und gotischen Vorbildes gepaart. Es ist auch nicht die enge, oft zu enge Verbundenheit mit zeitlichen Werten, was sie kennzeichnet, sondern das Ringen um die Kunst als solche, als selbständige, halt- und richtunggebende Lebensmacht." — Einen gotischen Wesenszug fühlt Christian Jenssen in Rudolf Paulsen (Essener Volksztg., Lit. Beil. 23): „Wie Paulsens seelischer Bau durchaus gotischer Struktur ist, so auch sein Werk. Und zwar hat er das wahre Wesen der Gotik in sich aufgenommen: da ist nichts von schwankender Grenzenlosigkeit, sondern auf der höchsten Spitze der Strebungen ist er seinem Ich am nächsten. Zu diesem also klimmt er, nicht von ihm hinweg. Jedes Werk ist eine Stufe aufwärts." — Einen guten Überblick über Karl Neuraths episches und dramatisches Schaffen bietet Paul Wittko (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 126) bei hoher Bewertung. — Hans Brandenburg wird (Münch. N. Nachr. 157) eine bemerkenswerte Stellung unter den jüngeren Dichtern zuerkannt. — Einen Aufsatz über Eduard Reinacher leitet Hans Franke (Heilbr. Ztg., Neckar-Rundsch. 22) mit den Worten ein: „Von keinem der in Schwaben lebenden oder aus ihm hervorgegangenen jungen Künstler wird der Chronist lieber reden, als von dem Träumer, Phantasten und Sprachbildner Eduard Reinacher, der ein Straßburger ist und in Stuttgart seit Jahren Heimat gefunden hat. Es weht um die Dichtungen dieses Menschen ein Hauch der Reinheit, ein Geruch der Erde, ein Leuchten des Alls." — Auf den jungen bremischen Dichter Friedrich Lindemann macht Waldemar Augustiny (Schlesw. Nachr., Nordmark 132) aufmerksam: „Eine Grundstimmung zieht sich durch alle Werke Lindemanns hindurch und wird als Leitmotiv bald leiser, bald stärker immer wieder angeschlagen: Die Erlösungssehnsucht des irrenden, kämpfenden Menschen. Sie schafft sich den unmittelbarsten Ausdruck in seiner Lyrik, in dem großen Gesang an Tote, der in dem Ehrenbuch für Prof. Robert Petsch als Privatdruck erschienen ist, und in der zusammenfassenden Gedichtsammlung ‚Gott un Minsch' zurzeit in Vorbereitung ist. Alle Dinge der Erde, die schweigenden Wälder, das Licht der Sterne, das Bild der Geliebten sind diesem verspäteten Mystiker Symbole der ewigen Macht, die Acker, Vieh und Mensch in väterlichen Händen trägt." — Von Wibbelt und seinem „Buch vom Morgenrot" (Vier Quellen-Verlag) sagt J. Knor (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 23): „Wibbelt ist ein Sprachkünstler, der das, was sein Malerauge geschaut und sein Dichtergemüt gefühlt, in herrliches Gewand zu kleiden versteht. Was aber seinen Werken tieferen Gehalt und Wert verleiht und sie weit hinausragen läßt über zahlreiche Naturpoeten und selbst Naturwissenschaftler, ist der Umstand, daß er nicht bei der Natur, beim Geschöpf stehen bleibt und dasselbe vergottet, sondern in ehrlicher und vernünftiger Weise dem Schöpfer den Ehrentribut zollt."

In einem Gruß zu Paul Kellers 50. Geburtstag von Alexander Baldus (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 26) liest man: „Die deutsche Seele! Gar mancher Künstler hat sie zu gestalten versucht und sie in Wort, Klang oder Farbe auch wohl weit wesentlicher gestaltet, als es Paul Keller jemals gelungen ist. Aber trotzdem lag bei ihm stets ein Vorzug, der bei vielen, ja den meisten als das Primäre gilt: der einer gewissen liebenswürdigen Herzlichkeit, eines schlichten, stets sonnigen Plaudertons von Herz zu Herz, der Freude und Leid, Liebe und Haß, Hoffen und Entsagen in der gleichen freundlichen Art wiedergibt, einer Art, die an und für sich etwas sehr Schönes und Ideales ist, die aber bei mangelnder Selbstdisziplin leicht die scharfen und spitzen Kanten der Wirklichkeit verwischt, gar oftmals an Schwärmerei oder Sentimentalität grenzt und dann wahrlich nicht immer mit echter Kunst identisch ist. Freilich: Jedermann wird unwillkürlich dadurch gebannt, alle Scheidewände, die parteiische Einseitigkeit errichtet haben mag, werden niedergerissen." Und St. bemerkt (Germ. 184): „Vor vielen Jahren antwortete mir ein alter, biederer Schlesier auf meine Frage nach seiner Lieblingslektüre ganz selbstverständlich: ‚Unsern Paul Keller!' Und seine altersmüden Augen leuchteten auf bei den Worten: ‚Der kennt doch noch uns und unser Land!' Gibt es wohl ein treffenderes Lob für den Volkserzähler Paul Keller? Mit vier Novellensammlungen fing der kaum 29jährige an. Aber schon in einer dieser frühen Erzählungen kennzeichnet er seine Denkart: ‚Ich habe viele Menschen gesehen. Lachende und Weinende. Sehr viele gute Leute. Böse Menschen kenne ich fast nicht. Es begegnete mir manchmal einer, vor dem erschrak ich und meinte, er sei böse; aber wenn ich ihn genauer betrachtete, so war er nur ein Unglücklicher.' Und in diesem Sinne läßt Keller seine Gestalten reden und handeln, ohne jeden geistreichen Aufputz, ohne alle zeitgemäße Aufklärungssucht, nur aus gefühlvollem, allgemein menschlichem Empfinden heraus." — Zum 50. Geburtstag von Otto zur Linde schreiben Erich Bockemühl und Karl Röttger (Magdeb. Ztg. 325) Grüße. Röttger meint: „Ein Dichter wie dieser, der das Was und das Wie der Kunst in ganzer Neuartigkeit darstellt, hat zunächst die Atmosphäre einer leisen Fremdheit und Entrücktheit um sich gehabt. Und die ‚Welt' mag ihm zunächst nicht so ganz nahe gekommen sein, nicht weil er nicht in ihr gestanden hätte, sondern gerade, weil er so tief in ihr stand — und so hoch in ihr aufragt. Sein Volk hat eine gewisse Distanz zu ihm gehabt, die ihm nicht lieb war. Er mag einen Moment traditionslos gefühlt worden sein. Aber das ist schlechthin undenkbar, daß ein solcher Dichter, der seines Volkes Sprache in seiner tiefsten Wesenheit gefühlt hat, der in seiner Not und seiner Liebe seines Volkes Not und Sehnsucht singt, nicht geliebt werden sollte, wenn er nun in seiner Abgerundetheit und seiner Einheitlichkeit gesehen wird." — Auf den stettiner Dichter Paul Richter als auf einen „Stillen im Lande" macht Franz Lüdtke anläßlich des 50. Geburtstages (Ostseeztg. 305) aufmerksam. — Grüße zu Thomas Manns Geburtstag schreiben Erich Ebermayer (Leipz. Tagebl. 132) und Kurt Rein-

hold (Danz. N. Nachr. 127). — In Liebe gedenkt O. Hohenstatt des 75. Geburtstages von Tony Schumacher (Stuttg. N. Tagbl. 244), sie zu den beachtenswerten Jugendschriftstellerinnen zählend.

Zu Rilkes „Sonetten an Orpheus" („Mystisches Opfer") (Voss. Ztg. 279) schreibt Paul Zech: „Ich sehe die Reife der Sonette an Orpheus (Insel-Verlag) nicht nur in der herbstlichen Herbheit der sprachlichen Ausdrucksmittel, nicht in den dunklen Mollklängen der inneren Form allein, nicht nur in der großartigen Einfachheit der Bilder, die das einzelne Gedicht in regelmäßiger Quaderung aufbauen — ich fühle sie wie einen warmen Atem aufsteigen aus der zum Weltbild aufgerichteten Erlebnisfolge aller Gedichte dieses Zyklus, welcher die letzten Beziehungen und Prozesse des geistigen Seins aus dem Körperlichen herauskristallisiert hat in einem außerräumlichen Rhythmus." — Auf die Gedichte Gustav Gampers „Tod und Verklärung eines Knaben" macht Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 896) nachdrücklich aufmerksam.

Einen „Dichterphilosophen" nennt Wilhelm Rügamer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 20) Leo Weismantel in Hinblick auf seinen „Totentanz 1921": „Leo Weismantel ist Dichterphilosoph; er behandelt das Problem des Lebens aber nicht wie Leo Tolstoi in seinen Selbstbekenntnissen als Pessimist und nicht in antichristlichem Sinne wie Nietzsche, sondern vielmehr als Anti-Zarathustra im Einklang mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre." — Zu dem „Kolumbus"-Drama von Franz Johannes Weinrich bemerkt Werner Thormann (Germ. 154): „Der ‚Kolumbus' ist religiöses Drama mit einem der profanen Geschichte angehörenden Stoffe, baut eine wirkliche Handlung aus dem Gegeneinanderwirken der Personen und Ideengruppen auf und ist da, wo Symbole des Geistigen erscheinen, von jedem Überwuchern unklarer Ichgefühle und dynastischem Umbiegen der Wirklichkeit in substanzlose Sinndeutungsversuche erfreulich fern. Das Werk des jungen Dichters kann deshalb besonders instruktiv wirken, weil Weinrich, dem die Handhabung der Form besonders leicht fällt, allen aus der Zeit her wirkenden Antrieben im höchsten Maße aufgeschlossen erscheint. Darum hat ihn auch das Bestreben, an die Stelle des Ichmonologs des eigentlichen Expressionismus wieder ein formstarkes Drama zu setzen, besonders stark ergriffen."

Wilhelm von Scholz wird (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 306) von Will Scheller als Erzähler charakterisiert: „Phantastische Dichtkunst ist es, was Wilhelm von Scholz in diesem Buch seinen Lesern bietet, eine Kunst, durch die Macht des Wortes und die Gabe der Verknüpfung verborgene Kräfte des Lebens aus ihrem Dunkel heraus in die Helligkeit des bewußten Erlebens zu bannen; eine Kunst zudem, die, in einem starken Vorstellungsvermögen wurzelnd, Wesen und Dinge glaubhaft zu gestalten weiß, und so den Vorgängen die Überzeugungsfreiheit gibt, die sie haben müssen, um als Schöpfungen einer geistigen Kunst andere Menschen zu erschüttern und zu bereichern." — Alfons Paquets Kriegsroman „Die Prophezeiungen" (Drei-Masken-Verlag) rühmt Karl Kreisler (Tagesbl. f. Mähren, Sonnt.-Beil. 263): „Alfons Paquet, der Wanderer, flüchtet auch in diesem Kriegsbuch aus der trägen und grausamen Wirklichkeit. Zum überirdischen Geheimnis wird der Krieg und das Schicksal, das er bringt. Aus Blut und Wüstheit glänzt eine ferne Güte, die den Erdkreis umpflügt, Brüderlichkeit baut auf den Trümmern der entarteten Welt neue Heimstätten und Prophezeiung geleitet durch alle erschütternde Umwälzung mit magischer Gewalt, als feierliches Zeichen von oben her, den Umgetriebenen an den Winkel Landes, an dem seine Bestimmung sich erfüllt." — Paul Bussons Romanen rühmt Max Lesser (Berl. Börs. Cour. 274) Zeitgefühl nach. — Auf den starken Stimmungsgehalt des Romans „Heimat des Herzens" von August Ernst Rouland (C. Barth) weist Viktor Wall (Deutschöst. Tagesztg. Wien 153). — Einen Aufsatz über Leo Weismantels Roman „Das unheilige Haus" (Kösel & Pustet) beschließt Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. Unt.-Beil. 11) mit den Worten: „Ich stelle ‚Das unheilige Haus' in seiner Wirkung nicht gleich den ungeheuer bannenden und auffangende[n] Visionen eines Dostojewskij, aber ich rücke Weismante[ls] Buch auf die Linie der großen Werke, in denen um le[tz]te und äußerste Gedanken gefochten wird." — Zu Max Ba[r]thels Prosaskizzen „Das vergitterte Land" (Hoffmann & Campe) äußert sich Artur Feiler (Frankf. Ztg. 453 — 1 M.): „Max Barthel ist ein Dichter, dem es gegeben ward, fe[rn] von allem Literatentum im wirklichen Leben zu wachse[n]. Er hat in seiner Lyrik die Sprache meistern gelernt. Je[tzt] gibt er uns in seinem ersten Prosabande beides: Ku[nst] und Leben."

Zur ausländischen Literatur

Zum Dreihundertjahrfest des Erscheinens der Shakespeare-„Folio" gibt Karl von Felner einen Aufsa[tz] (Kref. Ztg., Kultur 133). — Den neuen Roman von H. G. Wells „Geheimkammern des Herzens", deutsch bei Ku[rt] Wolff, nennt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 888) „kl[ug], geistreich, sozialkritisch."

Zum dreihundertsten Geburtstag Pascals schreibe[n] Hans Lindau (Deutsche Allg. Ztg. 277), Paul Lan[...] (Berl. Börs. Cour. 279 u. a. O.) und J. Benrubi „Pasc[al] und Rousseau" (N. Zür. Ztg. 828). — Auf ein unbe[-]kanntes Werk Rousseaus, „Rêveries d'un promeneur solitaire", weist Hermann Menkes nach der deutschen Au[s]gabe im wiener Renaissance Verlag (N. Wiener Jour[nal] 10 553). — Über Rousseau schreibt Martha Charlotte Ka[...] (Berl. Börs. Ztg. 274 u. a. O.). — Eine Studie „Stendha[l] und wir" bietet Eugen Lerch (Voss. Ztg. Lit. Umsch. 24[...]) — Auf die unbekannte Tragödie von Victor Hugo „Les deux trouvailles de Gallus" (am 1. Juni in der Comédie française aufgeführt) macht Jan Stavnik (Prag. Pr. 1[...]) aufmerksam. — Louis Hémons Roman „Marie Chapdelaine" charakterisiert Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 7[...]) als ein ungeheuerlich altmodisches — deshalb zwingen[des] neues Buch. — Pierre Lotis Hinscheiden rief eine Anza[hl] Gedenkblätter: Wilhelm Feldmann (Voss. Ztg. 278), Hein[-]rich Taschner (Berl. Börs. Ztg. 268), K—l (Berl. Börs. Cour. 270), M. Esch (Luxemb. Ztg. 163), T. (N. Zür. Ztg. 8[...]), wo es zusammenfassend heißt: „Besondere psychologische Feinheiten mag man in Lotis Büchern nicht suchen; au[ch] seine Erfindungsgabe ist keine beträchtliche. Aber was ih[m] eine unendlich reiche Anschauung von wechselnden Ei[n]drücken, sinnlichen, aber auch seelischen Erlebnissen zuführte, das vermochte er auszudrücken und mit einem eigenen per[-]sönlichen Zauber zu umkleiden, der uns unwillkürlich, ja unter Umständen gegen unseren Willen in seinen Ba[nn] zwingt und dem wir uns wohl dann am liebsten überla[ssen], wenn das gelegentlich etwas blasierte Bild des Autors sic[h] nicht zu aufdringlich zwischen das Wort und unsere au[f-]nehmenden Organe des inneren Schauens und Ne[...]empfindens schiebt."

Die Frage „Warum wir Alessandro Manzoni ehren" beantwortet E. N. B. (N. Zür. Ztg. 865). — „Die We[lt] d'Annunzios" schildert G. A. Borgese (Prag. Pr. 173). — Guido da Verona wird (N. Bad. Landesztg., Kunst 2[...]) als der gelesenste Romanschriftsteller Italiens gekennzeichnet.

Zum 60. Geburtstag von Couperus schreibt L[...] Weltmann (Berl. Tagebl. 273).

Eine Studie über Swedenborg von Fritz Mauthner wird (Voss. Ztg. 283) bekannt gegeben. — Die neue deutsche Fröding-Ausgabe (Theodor Weicher, Leipzig) zeigt Ern[st] Ackerknecht (Ostsee-Ztg. 240) kritisch an. — Strindbergs Urgestalt zeichnet Alfred Klaar (Voss. Ztg. Lit. Umsch. 25[...]) auf Grund des Buchs von Ludwig Marcuse (Fr[...] Schneider, Berlin und Bern). — Ein Bild von Ge[org] Fleuron entwirft Karl Straßer (Rhein.-Westf. Ztg., Ku[nst] 281). — Knut Hamsun nimmt Kurt Offenburg zum The[ma] (Berl. Börs. Ztg. 296 u. a. O.). — Der Poesie der Lapp[en] („Poesie eines aussterbenden Volkes") widmet Ku[rt] Schade einen Aufsatz (Germ. 165).

Dostojewskijs Lebensglauben charakterisiert Fr[...] Köhler (Tag, Pädag. Tag 148). — Über A. N. Tolst[oi]

und W. M. Garschin läßt sich Martha Charlotte Nagel (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 276) vernehmen.

Über ungarische Volkslieder schreibt Hans Benzmann (Germ. 172).

Dem rumänischen Dichter Victor Eftimiu („Prometheus" im Insel-Verlag) widmet Hugo v. Hofmannsthal eine Studie (Berl. Börs. Cour. 297).

Über morgenländische Dichtung läßt sich Walter Zadek (Berl. Tagebl. Lit. Rundsch. 305) vernehmen.

„Deutsche Not." Fünf Überlegungen von Kurt Aram (Der germanische Mythus. — Mythenkämpfe. — Kampf gegen jeden Mythus. — Die deutsche Sprache. — Nothelfer). (Zeit, Zeitstimmen 219, 221, 223, 225, 228.)

„Die Elegien des Properz" von Hans Benzmann (Berl. Börs. Cour. 309).

„Deutsche Barocklyrik" von Hans Benzmann (Hannov. Kur. 292).

„Die Freiheit der Presse" von Georg Bernhard (Voss. Ztg. 283).

„Dichterbiographien" von Hans Franck (Allg. Ztg., München 25).

„Der tiroler Dramatiker A. Weißenbach über die heimischen Volksspiele" von Anton Dörrer (Tirol. Anz. 113).

„Zur Lage der deutschen Literatur." Ein Querschnitt von Alfred Hein (Königsb. Hart. Ztg. 148).

„Das Drama am Scheidewege" von Kurt Heynicke (Ostsee-Ztg. 302).

„Dichter und Psychopathen" von Paul Holzhausen (Vorläufer Shakespeares — Shakespeare — Wycherly und Congreve — Steele — Goldsmith — Johnson — Chatterton — Cowper. — Sturm und Drang — Hölty — Bürger — Goethe. — Hysterie und Romantik — Kleist — Brentano — Novalis — Jean Paul — Swift). (Köln. Ztg., Lit. Bl. 406a, 415a, 424a, 434a, 452a).

„Die Not der geistigen Arbeiter" von Harry Kahn (Berl. Börs. Cour. 257).

„Volkstümlichkeit und plattdeutsche Dichtung" von H. K. A. Krieger (Ostsee-Ztg., Nedderdütschland 298).

„Der Menschenflug in der Dichtung" von Franz Leppmann (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 335).

„Kunst und Arbeiter" von Otto Lind (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 24).

„Dichter-Mütter" von Kurt Meyer-Rotermund (Germ. 183).

„Plattdütsche pommersche Dichter von hüt" von Ernst Müller (Ostsee-Ztg., Nedderdütschland 298).

„Die Idee der Volksbühne" von S. Nestriepke (Voss. Ztg. 291).

„150 Jahre deutsche Ballade" von W. E. Oeftering (Karlsruher Tagebl. Pyramide 25).

„Von unterirdischer Literatur" von Wilhelm Schäfer (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 288).

„Deutscher und Dichter" von Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg. 333).

„Die Frau in der Dichtung des 13. Jahrhunderts" von Joh. Schneiderhan (Germ. 177).

„Dichtung und Politik" (Gedanken nach der Lektüre von 48er Dichtern) von Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 408 — 1 M.).

„Rheinische Dichtung" von Leo Sternberg (Saarbr. Ztg., Unt.-Bl. 12).

„Der Schöpferische und die Masse" von Otto Frhr. v. Taube (Deutsche Allg. Ztg. 288).

„Das volkstümliche Theater" von Adolf Winds (Tag, Unt.-Beil. 138).

Echo der Zeitschriften

Sozialistische Monatshefte. XXIX, 6. Rudolf Gustav Haebler weist auf die Wiedergeburt des Religiösen, die seit Kriegsbeendigung in allen Künsten zum Ausdruck drängt:

„Als Maßstab der Schwingungen geistigen Lebens pflegt man von alters her, seit es eine kritische Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart gibt, die Kunst heranzuziehen. Mit Recht. Denn wenn es ein geistiges Leben als Totalität gibt, wenn eine Zeit ihr eigenes geistiges Antlitz hat, wenn nicht nur reine Formwandlungen, sondern auch Veränderungen geistiger Inhalte möglich sind, dann muß hier, in der Kunst, der Seismograph seelischer Erschütterungen der Volksseele sein. Auch wenn man es nicht wüßte, man würde es unmittelbar verspüren. Ein Blick auf neueste Malerei, ein Lesen neuer Lyrik, Hören neuester Musik genügte, um den Wesensunterschied zwischen Gestern und Heute aufzuzeigen. Hier ist etwas geschehen, das an das Wesen der Dinge greift. Hier ist eine Entscheidung angebahnt. Die Malerei des 19. Jahrhunderts war sachlich. Man hatte die Natur als malerisches Objekt entdeckt, genau so wie man in der Wissenschaft die Natur als Kraft fand und nutzte. Sie schuf Hervorragendes in der Erforschung des Lichts als malerischen Phänomens, sie entdeckte die ultravioletten Strahlungen der Palette, wie dies auf dem Gebiet der Physik zu gleicher Zeit die Naturwissenschaft mit ihren Mitteln und zu ihren Zwecken tat. In der Musik rankte sich über die ursprüngliche geniale Linie des Melodischen die Prismatik der Harmonie. Musik ward Instrumentation, erklügelte, wenn auch oft genial erklügelte Beherrschung einer Technik der Klänge. Musik schien nicht mehr ein Singen aus einer holden triebhaften Lust heraus, jauchzend und wehmütig, strömend und verklingend in dem Auf und Ab von Schwingung der Zeit, Folge von Ton zu Ton und deren melodischem, sinnlich dargestellt horizontalem Verhältnis. Die Vertikale des Musikalischen wurde geschaffen, das Notenbild des Klanges: Nicht mehr ging Melodie an erster Stelle, das Ursprüngliche und Naturnahe, sondern Harmonie wurde die dynamische Kraft, Motor der musikalischen Erregung. Es ist hier nicht ohne Sinn, daß hier Worte aus der Welt der Technik hereinströmen. Aber auch hier scheint heute wieder ein Umschwung sich anzubahnen. Man erkennt, daß der Gedanke des Konstruktiven und Gegliederten nicht nur akademisch und von historischer Bedeutung ist; man wird elementar. Man geht zur Natur, zu Schrei und Brunstruf, zu dem Klang, dessen das Herz voll ist. Zweifellos ist diese Entwicklung auf dem Gebiet der Musik erst noch Keim. Aber doch ist hier nicht Umkehr, sondern Rückkehr. Man glaubt wieder an das Jenseits von Leitmotiv und Klangfarbe; es dämmert der Morgen eines Musizierens, das aus einem elementar und göttlich Bestimmten quellen muß. Musik wird, vielleicht in nicht allzu ferner Zeit, wieder religiöse Inbrunst, nicht mehr so protestantisch klar wie Bach, aber, hoffentlich, ebenso gewaltig im wuchtigen Ausdruck unmittelbaren Musizierens. Die größte Umwälzung, auf dem Gebiet der Malerei, liegt offen zutage. Auch hier Abkehr von dem Naturalismus der Impression, der, in seiner Art, auch technische Beherrschung der Natur war; und nun Wendung zu einem Innerlichen, von dem Konkreten manchmal freilich absonderlich Abgelösten. Man entdeckt, daß es noch konstruktive Gesetze gibt, Eigenleben der Linie und des Malerischen, geordnet nach dem ungeschriebenen Gesetz des bildnerischen Menschen. Konkrete Natur ist Verfälschung der Kunst, Sonntagsvergnügen für Leute, die überall einen Zweck erkennen wollen. Das führte, wie gesagt, in oft absonderlichen Erregungen zu einem Jenseits in der Malerei. Es ist nicht zufällig, daß mit dieser Wendung in der Malerei die biblischen Stoffe von neuem belebt wurden. Am deutlichsten aber ist diese neue Religiosität in der modernen Dichtung aufzuspüren. Hier ist die Frage

nach Gott ernsthaft gestellt. Die neueste Dichtung ist voll von Dingen um das Sein in Gott. Fluten rauschen aus dem Drüben auf unser Ufer. Der Mensch ist nicht mehr Vernunftswesen, bürgerliche Erscheinung, beladen mit Problemen des Zivilisatorischen, er ist Gotteskind, Mensch schlechthin, ein Wundervolles, Unfaßbares, Innerliches. Man will nicht mehr darstellen, erklären, Beziehungen entwickeln; nein, man fühlt sich selbst im andern und in diesem Aufgehen ist Gott. Wirklichkeit hat nur noch Sinn, wenn sie Symbol wird. Im Endlichen klopft das Unendliche an die Tür Leben. Man nimmt das Leben nicht mehr als ein Stück von dieser Welt, sondern als Bild eines Jenseitigen. Die Vergottung der Welt beginnt: nicht im Sinn einer Vergötzung des Wirklichen, sondern als Erlebnis des Absoluten."

Die Neue Rundschau. XXXIV, 6. Josef Nadler faßt Hermann Bahrs religiöses Erlebnis im Zusammenhang mit der katholischen Entwicklung Österreichs und schreibt:

„So scheint mir also die Sache zu liegen. Bahrs religiöses Erlebnis hat sich nicht eigentlich aus der katholischen Entwicklung Österreichs abgeklärt, sondern ein Bildungsgang ist eine typische Teilerscheinung innerhalb des österreichischen Ablaufs. Erst seit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts begann sich ein neues katholisches Leben in reichen Formen zu offenbaren. Geschichtlich erfaßbar sind ja nur die äußeren Erscheinungen. Diese katholische Renaissance war nur zum Teil und bedingt bewirkt durch die ausreifende, sich langsam vergeistigende christlichsoziale Bewegung. Denn es war das Vorbild der Katholiken im deutschen Reich, das aneifernd und wegweisend nach Österreich wirkte. Eine vielspältige Organisation wurde ausgebaut, eine neue Presse geschaffen, an den Hochschulen gewannen da und dort positive Katholiken etwas Raum. Und was den Ausschlag gab, die Bewegung verbreitete sich mit großer Stärke unter der akademischen Jugend. Kirchliche Gedanken setzten sich in der Literatur durch. Ja von Wien aus wurde an einer folgerichtig katholischen Literatur gearbeitet, ein kirchenstrenges Kunstideal gefordert. Eine Fülle eigenartiger, ja bedeutender Dichter mit gläubigen Überzeugungen erzwang sich Beachtung.

Es würde mich verlocken, diese katholische Entwicklung Österreichs seit den achtziger Jahren auf die Formaltypen zu bringen: Hermann Bahr und Richard Kralik. Daß sie beide nicht bayerischer, sondern schlesischer und böhmischer Abkunft sind, würde in andern Zusammenhängen schwer ins Gewicht fallen. Hier nur so viel. Bahr und Kralik stellen die gegensätzlichen Seiten in diesem katholischen Vorgange dar. In Bahr vollzog er sich, in Kralik wirkte er sich aus. Kralik ging von dort aus, wohin Bahr strebte, er mußte deduktiv verfahren, Bahr induktiv. Bei Kralik war das Prisma, in dem sich der Vorgang brach, die Kunst, bei Bahr der Intellekt. ‚Ich schrie Gott an um Licht für meine Vernunft ... Um die Wahrheit ging ich an den Altar ... Ich wollte wissen, ob denn nirgends Arbeit ist.' Das rein Literarische bleibt hier außer Frage. Erst Bahrs Bildungsschicksal und das Kraliks geben als komplementäre Erscheinungen, soweit sie typisch sind, die ganze Einheit dieser katholischen Renaissance Österreichs."

Preußische Jahrbücher. CLXXXXII, 2. Das Maiheft mit wichtigen Beiträgen von Adalbert Wahl, Edgar Pröbster, Gerhard von Mutius, Reinhold Georg Quaatz, Eugen Lüthgen, Hermann Haering ist Oswald Spengler und den Problemen gewidmet, die „Der Untergang des Abendlandes" heraufbeschworen oder erneut hat. Aus dem einleitenden Aufsatz von August Albers wird einem willkommene Nachricht über Spenglers Abstammung und Werdegang:

„Oswald Spengler wurde seinen in Blankenburg am Harz wohnenden Eltern am 28. Mai 1880 als zweites Kind geboren. Seine Vorfahren sind im 17. Jahrhundert aus Süddeutschland nach dem Harz gezogen, als dort der Bergbau einen neuen Aufschwung nahm. Spenglers Großvater — seine Großmutter war eine geborene Häberlin — hatte den Posten eines Hütteninspektors in Altenbrak. Die Verhältnisse waren nicht üppig, durch Kartoffelbau und Ziegenhaltung suchte die Familie ihre Einkünfte zu verbessern. Und als der harzer Bergbau immer mehr zurückging, mußten die Kinder, die dieser Ehe entsproßten, andere Berufe ergreifen. Der Vater Oswalds trat in den Postdienst ein, wurde von Blankenburg nach Halle versetzt und war zuletzt Oberpostsekretär. Die Mutter Spenglers, eine geborene Grantzow, stammte aus Braunschweig. Ihr Vater, Gustav Adolf Grantzow, geboren in Berlin, war Konzertmeister an den Hoftheatern in Braunschweig und Hannover. Seine Gattin, Katharine Kirchner, war eine Münchnerin, katholisch, während alle übrigen hier genannten Familienglieder evangelisch waren. Unter den Kindern des Ehepaares Grantzow hat es Adele Grantzow zu europäischer Berühmtheit gebracht, auf einem anderen Gebiete allerdings als fünfzig Jahre später ihr Neffe: sie war eine gefeierte Solotänzerin und ist von 1865 bis 1876 in Petersburg, Moskau, Paris, Wien, Berlin aufgetreten. 1877 starb sie an einem Unglücksfall, als sie die Bühnenlaufbahn aufzugeben im Begriff stand, um den General von Rosenberg zu heiraten. Es ist wohl anzunehmen, daß Oswald Spengler von der Mutter her das künstlerische Element mitbekommen hat, das in seinem ganzen Schaffen spürbar ist.

Von 1890 an besuchte der damals Zehnjährige die Latina, das Gymnasium der Franckeschen Stiftungen in Halle, das er 1899 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Wiederholt hat er mir von dem Geschichtsunterricht erzählt, den Professor Neubauer, der Verfasser weitverbreiteter Lehrbücher, dort erteilte. Von 1899 bis 1903 studierte er in Halle, München und Berlin besonders Mathematik und Naturwissenschaft und promovierte bei Alois Riehl in Halle 1904 mit einer Dissertation über Heraklit. Reisen nach Italien wurden in diesen Universitätsjahren wiederholt unternommen. Nach erledigter Promotion und Staatsprüfung begann er die normale Laufbahn eines Oberlehrers, absolvierte von 1905 bis 1907 seine Probejahre in Saarbrücken und Düsseldorf und wirkte von 1908 bis 1911 als Oberlehrer am Heinrich-Hertz-Realgymnasium in Hamburg. Über Spengler als Lehrer hatte ich wiederholt Gelegenheit mit ehemaligen Schülern und Kollegen zu sprechen. Das Realgymnasium war damals erst im Entstehen, es verfügte über ein nur sehr kleines Lehrerkollegium, so daß Spengler außer in seinen Fächern auch noch in Deutsch, Geschichte, Geographie unterrichten mußte. Den Schülern fiel es auf, daß der junge Oberlehrer gar nicht oberlehrerhaft aussah und auf Schnitt und Farbe seiner Kleidung achtete. Auch seine Unterrichtsweise wich von der gewohnten ab. Er trug gern vor, lebhaft-anschaulich. Mein Gewährsmann erinnerte sich eines solchen Vortrags über den Darwinismus, den der junge Oberlehrer schon damals energisch ablehnte. Einem andern erschien sein Mathematikunterricht besonders förderlich. Ohne je hart strafen zu brauchen, hielt er gute Disziplin in der Klasse. Sein Fortgang von Hamburg war seinen Schülern eine große Überraschung, und sie sahen ihn nicht gern scheiden. Auch unter seinen Kollegen genoß er Liebe und Achtung, aber es scheint, als habe er auch dort in Hamburg sich schon im Verkehr sehr zurückgehalten. Ein unbestimmtes Etwas arbeitete in ihm, dem er in Dichtungen, Dramen, Novellen Form zu geben suchte. Aber nichts von diesen Versuchen ist vollendet oder gar erschienen. Um diese Pläne schneller zur Reife zu bringen, hat sich Spengler auf seinen Antrag von der Oberschulbehörde auf ein Jahr Urlaub geben lassen und in München Wohnung genommen. Dort beschäftigte er sich intensiv mit kunstgeschichtlichen, historischen, philosophischen und politischen Studien, ohne zu wissen, zu welchem Ende das alles führen würde. Auch seine poetischen Arbeiten suchte er weiter zu bringen. Dann kam der Marokko-Konflikt, die Agadir-Landung. Und als er sich die Bedeutung dieser Ereignisse klar zu machen suchte, indem er sie unter immer größere europäische historische und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte

faßte, da prägten sich ihm langsam die Grundgedanken jenes Werkes, das unter dem Titel ‚Der Untergang des Abendlandes' seit fünf Jahren die Geister in Bewegung hält."

Saarbrücker Blätter. I, 16. In wenigen Zeilen gibt Ernst Martin das wesentliche Ziel seiner Inszenierung von Kleists „Käthchen von Heilbronn":

„Der Höhepunkt des Schauspiels ist die bekannte Szene unter dem Holunderstrauch. Sie muß erklingen in der zarten, reinen Melodie eines alten deutschen Volksliedes. Bis zu ihr hat die Handlung in stärkstem Tempo fortzueilen, sie muß sich förmlich jagen, bis eben hier das große melodische Ritardando eintreten kann. Der Dialog zwischem dem schlafenden Käthchen und dem Grafen vom Strahl gehört zu dem Schönsten, was je ein deutscher Dichter geschrieben hat. Nach dieser Szene drängt die Handlung, wiederum im gesteigerten Tempo, zum Schlusse. Einige kräftige Striche dürften daher im folgenden berechtigt sein. Vor allem müssen alle die Zudichtungen und sonstigen Verballhornungen vermieden werden, die die verschiedenen, leider traditionell gewordenen sogenannten „Bühnenausgaben" des Stückes verunzieren. Hier endgültig zu säubern und den Rhythmus von Kleists Temperament innerlichst zu erfühlen und bei der Darstellung sichtbar-fühlbar werden zu lassen, ist eine lockende Aufgabe für den Spielleiter, der sich für des Dichters wundervolles ‚Käthchen von Heilbronn' zu begeistern vermag."

Allgemeine Ev.-lutherische Kirchenzeitung. LVI, 23. In seinem Aufsatz „Franz Werfel — ein ‚Franziskaner'?" weist Vollrath auf interessante geistige Zusammenhänge zwischen dem modernen Dichter und dem Erneuerer des Christentums:

„Werfels Wesen zu bestimmen ist schwer. Leicht läßt sich nur sagen, was er nicht ist: Trotz romantischer Empfindungen, denen die Welt persönlich wird, kein Romantiker, der die Welt zum Ich macht und das Ich zur Welt. Trotz mystischer Motive, metaphysischer Bedürfnisse und Ewigkeitsverlangens kein Mystiker, der mit der Ineinssetzung von All und Ich beginnt, mit der Vergottung des Menschen endet. Obwohl Werfel zu dem Ideal des Heiligen sich bekennt, der Selbstvernichtung übt und sein Leben den Menschen hingibt, steht er im Gegensatz zu einer Askese, die nur mit sich zu tun hat und das eigene Heil begehrt. Trotz des ‚Gerichtstages' ist er kein Moralist, der die Menschheit anklagt, kein Prophet, der ihr Erlösung nur verheißt. Was ist er aber? Unter Vorbehalten: ein Franziskaner. Franz Werfel, der Dichter, läßt sich vergleichen mit Franz von Assisi, dem Menschen, so daß auch an Unterschieden seine Art erkennbar wird. Es erscheint zunächst die Liebe im Ausdruck jenem Heiligen ähnlich. Auch Werfel erweckt ‚Königssöhne und Jünglinge':

‚Wehe, wer nachhängt dem Schmelz und dem Schimmer?
Er hat sich dem Reichtum verschrieben,
Der Fledermaus, die aus allen Herzen Gott saugt.'

Dann lehrt er sie:

‚Zu lieben der eingefallenen Wange Göttlichkeit . . .
Zu lieben die Süßigkeit der Gebrechlichen,
Zu den Schmerzen gehen, ist das Geheimnis, und Schmerz werden.
In des Abgrunds Tiefe, wo es nicht Willen gibt noch Lüge,
Mag flüstern die Lippe: ich liebe.' (163.)

Nur ist diese Liebe bei Werfel mehr durch Enttäuschungen begründet, aus Trauer am Vergänglichen geboren. Nicht Resignation, sondern Gottesfreude ist aber die Seele der Liebe bei Franz von Assisi. ‚Denn wir sind Spielleute Gottes.' Schon daß sie existieren, ist für alle Wesen Glückes genug und Grund, dem Schöpfer für das Leben überhaupt zu danken. So meint dieser unvergleichliche Spielmann nicht nur, sondern er ermuntert alle Kreaturen: ‚unser Schöpfer sei gelobt, Bruder Fasan.' ‚Singe den Preis Gottes, Schwester Zikade.' ‚Unsere kleine Schwester, die Eidechse, wie schön hat Gott sie geschaffen und wie freut sie sich in seiner Sonne.' ‚Unsere Schwester, die Lerche, hörst du, wie sie Gott lobt. Laß uns allezeit das gleiche tun.' Ohne Zweifel ist da Verwandtschaft zwischen Werfel und Franz. Die Natur redet wie im Evangelium, wo die Vögel unter dem Himmel singen und die Lilien des Feldes nickend einstimmen. Wie Franz von Assisi mit den Steinen und Vögeln verkehrt, mit den Blumen und der Sonne, die alle ihm verschwistert sind, so spricht Franz Werfel die Wesen an, und sie reden zu ihm. Nur wendet sich jener mit besonderer Freude allem Schönen, Lichten, Klaren zu, dem Feuer und Wasser, dem Wind und den Sternen; während Werfel geplagt ist und nicht loskommt von Visionen des Häßlichen und Grauenerweckenden: Unrat, Eiter und Aas, Verwesung, Leichenfraß und Totenkopf."

Das neue Deutschland. XI, 6. Die Stärke des dichterischen Erlebnisses in Ernst Lissauers Werk prüft Johannes Oehquist:

„Es fragt sich: Halten sich in Lissauer Dichter und Künstler die Wage? Diese Frage ist nicht restlos und endgültig zu beantworten, solange sein Werk noch im Entstehen und Wachsen begriffen ist. Aber eine vorläufige Antwort soll versucht werden. Daß der Dichter in Lissauer stark und ursprünglich wirkt, ist nicht zu bestreiten. Die unzweideutige Beurkundung dafür ist die Tatsache, daß seine inneren Gesichte fast nie aus den Werkstätten des Intellekts stammen, sondern aus dem Schauen geboren und gespeist werden. Nicht das Begriffliche, sondern das Greifbare ist die Quelle seiner Eingebungen. Ferner: er schaut nicht nur die Dinge, er ist auch verwachsen mit ihnen, er ist eines Stammes, eines Blutes, eines Sinnes mit ihnen. Dem Baum, dem Wind, der Wolke, dem Gestein fühlt er sich brüderlich verwandt. Und weiter: er erlebt nicht nur die Dinge durch Schauen, sein inneres Ohr vernimmt auch die Stimmen aus jener Welt, die jenseits der Dinge liegt. Und schließlich: ihn drängt es, nicht nur zu schauen und zu vernehmen, sondern auch von den Dingen und Stimmen, von denen er erfüllt worden, zu berichten und zu sagen. In Lissauer ist die Individualität des Dichters lebendig wirkend vorhanden."

Zeitschrift für Ästhetik. XVII, 1. In scharfer Fassung legt Lilli Hagelberg Hofmannsthals innere Stellung der Antike gegenüber fest:

„Die Spiegelung des Griechischen im deutschen Geist von Herder bis Hofmannsthal, von Winckelmann bis Burckhardt weist eine immer stärkere Hinneigung auf von der ruhigen Harmonie und klaren Heiterkeit zu den dunklen Urgründen sich zu wenden, aus denen diese Heiterkeit erwuchs. Auf dieser Bahn, die theoretisch die Namen Friedrich Schlegel, Nietzsche, Burckhardt, Rohde bezeichnen, ist dichterisch Heinrich von Kleist die wichtigste Etappe, und Hofmannsthal Höhe- und Endpunkt. Was ihn aber zum Vollstrecker der letzten Konsequenz der Theorie von den dionysischen Griechen macht, ist nicht, wie man gemeint hat, das Stoffliche. Nicht daß diese Menschen unerhört leiden in einer seelischen Zerrissenheit, die sie von der Harmonie der Goetheschen Griechen um eine Welt trennt, ist bei Hofmannsthal ausschlaggebend. Im Aufreißen der innersten Abgründe war bereits Kleist dionysisch genug und, am Übermaß des Leidens gemessen, geht diese Linie weiter zu Werfel, nicht zu Hofmannsthal; denn hier wahrlich ist ‚das Finale ein Höllentanz von Unglück', der Mensch ‚von jeder Qual geschlagen' und die Tatsache, ‚daß der Mensch leiden muß, der unsinnigste Unsinn der unsinnigen Welt'. Hier ist das zerreißende ‚Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen', das Hebbel einmal die ‚Todeskrankheit' nennt. Hiervon aber ist Hofmannsthal weit entfernt. Denn sagt auch seine Jokaste ‚was einer leiden kann, ist ohne Maß', so ist doch dies Leiden immer noch Lust, ja Wollust.

Was Hofmannsthal zum Vertreter des nur und ausschließlich Dionysischen macht, zum Endpunkt einer Entwicklung, über den hinaus kein Schritt weiter möglich ist, zeigt sich nicht im Stofflichen, sondern in der Formung: in der

Auflösung aller Gestalt, der Aufhebung jedes Maßes, dem Zerbrechen aller Form.

‚Nur was man selbst ist, sieht man und nur den Geist, dem man gleicht, beschwört man' (Gundolf).

So sah und beschwor Hofmannsthal als Dichter — denn was er als Kenner, Ästhet oder Wissenschaftler sonst sah, ist hier belanglos — von der ganzen antiken Welt nur dieses: das wogende Chaos jener ungeheuren Mythen, in denen jegliches Grausen zu Hause ist, die unerhörtesten Taten möglich sind und Wahnsinn und Sinn fast ununterscheidbar ineinanderspielen. Und er suchte diese Mythen nicht da, wo sie bereits Form geworden waren, sondern er griff hinunter in eine dunkle Urzeit, in der, von der Sophokleischen frommen Bändigung entfernt, ohne Maß und ohne Scham ein dunkles, an jedes Verbrechen angrenzendes Lebensgefühl durchs Weltall taumelte."

Das Tagebuch. IV, 25. Auf Grund seiner Lektüre der beiden Dramenwerke „Emperor Jones" und „The hairy ape" schreibt Hugo von Hofmannsthal über den amerikanischen Dramatiker O'Neill.

„Ich begreife vollkommen, daß diese Stücke und einige die vorher kamen, Herrn O'Neill die Stellung des ersten unter den lebenden Dramatikern Amerikas gegeben haben. Alle diese Stücke sind durch und durch und von der Wurzel aus, Theater. Sie haben einen scharfen Umriß und eine solide Konstruktion auch in den Fällen, wo sie nicht, wie ‚The Emperor Jones', auf einer neuen und frappierenden Erfindung beruhen. Ihre konstruktive Stärke und Durchsichtigkeit wird noch verstärkt durch gewisse Methoden, die zur Arbeitsweise dieses Autors (und ich darf vielleicht vermuten, zum Geschmack der amerikanischen Rasse) gehören: die rhythmische Wiederholung, sei es der Situation, sei es gewisser Worte oder Motive — — wie jenes Motiv des ‚belong' in ‚The hairy ape', das von Szene zu Szene stärker werdend, das Gefälle der geradlinigen Entwicklung so deutlich akzentuiert — dann die Vorliebe für eine starke eindrucksvolle Antithese wie jene zwischen dem Seeleben und dem Landleben in der ‚Anna Christie' oder die zwischen kleinbürgerlicher Enge und freierer Moral im ‚First man'. Der Erfindung ist immer viel von dem visuellen Element beigemischt, das das Theater — und vielleicht besonders das moderne Theater — verlangt . . . Der Dialog ist wirklich stark, manchmal sehr direkt, manchmal von einem gewissen brutalen und pittoresken Lyrisme. Aber dies vorausgeschickt, scheint mir die Art, wie Herr O'Neill seinen Dialog handhabt, Anlaß zu einer Reflexion ganz allgemeiner Art zu geben. Nämlich — die primäre Wirklichkeit der dramatischen Erfindung der Anekdote, des plot, zugegeben — ist es doch der Dialog, an welchem das eigentlich Kreative des dramatischen Autors zur Offenbarung kommt. Wenn ich dies sage, meine ich nicht die lyrische Qualität eines Dialoges noch seine rhetorische Stärke — keins dieser Elemente kann für sich allein den Wert eines dramatischen Dialoges entscheiden — noch seine Qualität als Literatur überhaupt (wofern wir uns auf diese Scheidung der Begriffe Literatur und Theater einlassen wollen), sondern den Dialog, der alle diese Elemente vereinigt und noch eines dazu, das vielleicht das wichtigste von allen ist: das Mimische. Ein wahrhaft dramatischer Dialog enthält nämlich nicht nur die Motive, von denen eine Figur bewegt wird — und zwar sowohl diejenigen, welche die Figur zu enthüllen willig ist, als die, welche sie zu verschweigen strebt — sondern er enthält auch, und das Wie davon ist eben ein schöpferisches Geheimnis, die Suggestion der Erscheinung dieser Figur und zwar nicht den visuellen Teil ihrer Erscheinung, sondern auch den anderen, gleichsam metaphysischen — das, wodurch ein Mensch im Augenblick, da er ins Zimmer tritt, sympathisch oder Furcht einflößend, aufregend oder behaglich wird und wodurch er die Luft um uns trivialer oder feierlicher macht."

„Nochmals der ‚Fliegende Wandersmann' und Grimmelshausen." Mit einem Bilde. Von Artur Bechtold (Zeitschrift für Bücherfreunde XV, 3).

„Ein Mariensänger des XVII. Jahrhunderts" (Jacob Balde). Von Hermann Joseph Delabar (Alte und neue Welt LVII, 10).

„Lavater und die Franzosen." Von Hans Harbeck (Der Freihafen V, 9).

„Lavater und die Seinen." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 59).

„Goethe". Von Hermann Bahr (Die neue Rundschau XXXIV, 6).

„Goethe und Küstner." Von Georg Witkowski. Mit einer Beilage (Zeitschrift für Bücherfreunde XV, 3).

„Die Entstehung des Urfaust." Von Heinrich Meyer-Benfey (Preußische Jahrbücher Bd. 192, 3).

„Goethereif?" Von Philipp Hördt (Die Tat XV, 3).

„Das Goethesche Vorbild." (Das neue Deutschland XI, 6).

„Schiller und die Musik." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 47).

„Die Braut von Messina." Von Hans Brandenburg (Deutsche Rundschau XLIX, 9).

„Der Schillerbiograph Weltrich." Von Gr. (Baden-Badener Bühnenblatt III, 63).

„Die Renaissance in Tiecks Vittoria Accorombona." Von Hans Mörtl (Neue Jahrbücher [Teubner] XXVI, 2).

„Ludwig Tieck." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt III, 62).

„Ludwig Tieck im Urteil deutscher Dichter." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 63).

„Dorothea Tieck." Von Josef Oswald (Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, Bd. 171, 7/8).

„Heinrich von Kleist." Von Manfred Schneider (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 16).

„Zur Einweihung eines Kleist-Zimmers in Frankfurt a. d. O." Von Ferdinand Gregori (Die Szene XIII, 5).

„Kleists ‚Käthchen'." Von Rudolf Krauß (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 16).

„Johann Gottlieb Fichte und Ferdinand Lassalle" (Die Glocke IX, 11).

„Fichte der Hakenkreuzler." Von Christian Geheeb (Das Tagebuch IV, 22).

„Hebbels ‚Agnes Bernauer'." Von Heinrich Meyer-Benfey (Germanisch-romanische Monatsschrift XI, 3/4).

„Leopold von Ranke in seiner Familie." Niedergeschrieben von seinem Sohne Otto von Ranke (Daheim LIX, 37/38, 39/40).

„Wo bleibt Scheffels Wartburgroman?" Eine Aufklärung. Von Werner Kreiner (Der Türmer XXV, 10).

„Wildenbruch und Weimar." Unveröffentlichte Briefe von Ernst von Wildenbruch an einen weimarischen Freund (Fortsetz.). Von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXV, 9).

„Familie und Stammbaum von Karl Marx." Von Eugen Lewin Dorsch (Die Glocke IX, 12/13).

„Wedekinds ‚Marquis von Keith'." Von Carl Heine (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 17).

„Martin Greif." Von Hans Sturm (Sonnenland XII, 12).

„Rathenau." Von Gerhart Hauptmann (Das Tagebuch IV, 24).

„Ungedrucktes." Von Walther Rathenau (Das Tagebuch IV, 24).

„Gerhart Hauptmann im letzten Jahrzehnt." Von Heinrich Spiero (Die christliche Welt XXXVII, 22/23).

„Zum Thema ‚Bahr'." Von Raoul Auernheimer (Die neue Rundschau XXXIV, 6).

„Selbstbildnis." Von Hermann Bahr (Die neue Rundschau XXXIV, 6).

„Hermann Stegemann." Von Friedrich Castelle (Die Bergstadt XI, 9).

„Franz Dülberg." Von G.-g (Der rote Strich I, 2).

„Arno Holz." Zum 60. Geburtstag am 26. März. Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt III, 48).

„Gesang an Luzifer." (Dichtung von Alexander von Bernus). Von Friedrich Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt III, 52).

„Der Odenwalddichter Adam Karrillon." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt III, 55).

„Arnold Ulitz." Von Wilhelm Kunze (Der rote Strich I, 2).

„Der Dramatiker Alfred Brust." Von Albert Buesche (Die Szene XIII, 5).

„Der Dramatiker Ernst Barlach." Von Ludwig Wagner (Der rote Strich I, 4).

„Das Werk Friedrich Schnacks." Von Paul Rilla (Baden-Badener Bühnenblatt III, 71).

„Der Dichter Rehfisch." Von Stefanie Feuchtwanger (Der rote Strich I, 3).

„Hans Reiser." Von Richard Euringer (Die Fahne IV, 3).

* * *

„Ein englischer Streit um die Aufführung Shakespeares." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1923, 2).

„Um Shakespeare!" Von G. Holzer (Die Tat XV, 3).

„Shakespeares Lustspiele." Von Julius Bab (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 15).

„Shakespeare." Von Herbert Eulenberg (Saarbrücker Blätter für Theater und Kunst I, 15).

„Formprobleme bei Emile Verhaeren." Von Alfred Ehrentreich (Germanisch-romanische Monatsschrift XI, 3/4).

„Nachtrag zum Werke Charles Louis Philippes." Von Max Herrmann (Neisse). (Die Aktion XIII, 10.)

„Das entfesselte Theater" (Tairoff). (Der Freihafen V, 9.)

„Das entfesselte Theater der Russen" (Tairoff). Von Oskar Fritz Schuh (Baden-Badener Bühnenblatt III, 57).

„Die Novellen Ljeßkoß." Von Lo Lherman (Der rote Strich I, 5).

„Strindbergs Weltanschauung." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 74).

„Knut Hamsun." Von Kurt Offenburg (Die Glocke IX, 12).

* * *

„Paul Ernst und das Drama." Von Ernst Blaß (Baden-Badener Bühnenblatt III, 53).

„König Ottokar im Drama." Von Eugen Kilian (Baden-Badener Bühnenblatt III, 54).

„Die Macht der Bühne. Von Julius Bab (Volksbühne III, 2).

„Schauspieler und Publikum." Ein geschichtlicher Rückblick. Von Hans Knudsen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 73).

„Aktschluß." Von Oskar Walzel (Baden-Badener Bühnenblatt III, 68/69).

* * *

„Neudeutsche Mariendichtung". Von Erich Bockemühl (Die christliche Welt XXXVII, 22/23).

„Neue Bücher zur Kritik und Geschichte der Dichtung." Von C. Chr. Bry (Deutscher Pfeiler III, 4).

„Österreich im Spiegel seiner Dichtung." Von Hugo von Hofmannsthal (Die neue Rundschau XXXIV, 6).

„Literarische Bildungspflege durch das Buch." Von Georg Kemp (Volksbühne III, 2).

„Der Rhein und der deutsche Geist." Von E. Kühnemann (Deutscher Pfeiler III, 3).

„Über den Adel des Künstlers und das Elend der Zeit." Von Viktor Meyer-Eckhardt (Die Tat XV, 3).

„Kindheit und Modelle." Von Wilhelm Poeck (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 10).

„Bildung." Von Jakob Schaffner (Wissen und Leben XVI, 15).

„Bemerkungen zum Thema ‚Kunst und Kritik'." Von Arthur Schnitzler (Die neue Rundschau XXXIV, 6).

„Die Juden in der deutschen Literatur." Von Wilhelm Schulte (Literarischer Handweiser LIX, 6).

„Der Geist des Werkes im Werk des Geistes." Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVI, 9).

„Der platonische und der moderne Eros." Von Georg Simmel † (Österreichische Rundschau XIX, 6).

„Komik." Von Professor Adolf Winds (Baden-Badener Bühnenblatt III, 65).

„Kunsterlebnis und Kunstwissenschaft." Von Nora Zepler (Volksbühne III, 2).

Echo des Auslands

Französischer Brief

Claude Roger Marx, ein Sohn des verstorbenen, auch in Deutschland bekannten Schriftstellers und Sammlers Roger Marx, hat in der von Henri de Régnier herausgegebenen Romanreihe bei Albin Michel unter dem Titel „La tragédie légère" sein viertes Buch veröffentlicht, einen Roman, dessen Heldin Rénée von jener leichten, launenhaften, graziösen Art ist, wie sie aus den Romanen Maupassants bekannt sind. Sie schwimmt zwischen den Männern hindurch, bricht hier und dort ein Herz, nippt bald von dieser, bald von jener Liebe, ohne die Kraft, sich irgendwo fest zu binden. Ihre Liebe ist ein heiteres Spiel, und der Tod ihres Gatten überschattet ihr Leben nur vorübergehend; sie steht am Ende des Buchs wieder da, sieghaft strebend wie ein daseinsfrohes Kind. „La tragédie légère" ist eine leichte, Zeit vertreibende Unterhaltungslektüre.

Skeptisch ist der erste Roman „Gérard et son témoin" von Paul Brach (La nouvelle revue française). Dieser Held, den oberflächlichsten Vergnügungen lebend, empfindet eines Tages angstvoll die Leere seines Daseins und zieht sich aufs Land zurück, um zu arbeiten. Die Kur mißlingt. Er fühlt sich von seinem zweiten Ich beobachtet und verfolgt. Er hofft durch die Liebe den Ausgleich zu finden. Drei Frauenerlebnisse helfen ihm nicht. Jedesmal wird er nach dem Besitz ernüchtert. In der dritten Frau, einer kleinen Bartänzerin, hoffte er sein Ideal zu finden; aber sie entschwindet seinem Gesichtskreis. Da gibt er die Hoffnung auf und versinkt in einen trüben Fatalismus. — Düster und gräßlich sind die beiden Novellen, die der junge Südfranzose Georges Imann unter dem Titel „L'Enjoué" bei Bernard Grasset herausgegeben hat. Mariotschka entbrennt in Liebe zu ihrem alkoholischen Vater. Da die Mutter ihnen im Wege ist, wird sie umgebracht. Der liebende Trunkenbold bedroht in einem Tobsuchtsanfall die Tochter, wird aber noch rechtzeitig in die Zwangsjacke gesteckt und ins Irrenhaus abgeführt. Nach diesen peinlichen Erlebnissen ist die Tochter lebensunfähig geworden und resigniert. In der zweiten Novelle „Julot" resigniert nicht ein armer Knabe, weil er zu Hause von Rabeneltern schlecht behandelt wird, sondern er wirft sich vor einen Eisenbahnzug. Die Geschichte endet also nicht fatalistisch, sondern mit Selbstmord.

In der gleichen Sammlung hat der jugendliche Fernand Mysor einen Roman „Les semeurs d'Epouvante" erscheinen lassen, der in den Jura-Zeiten spielt. Durch einen Magier wird ein Menschenpaar in eine Zeit versetzt, die hundert Millionen (Papier)jahre vor der unseren liegt. Sie beginnen ein neues, primitives Leben, schlagen sich mit fürchterlichen Ungeheuern herum und enden in zärtlichen Mitleidsempfindungen mit der Menschheit.

Eine seltsame Literatur — diese vier Bücher: Jagend, nervenaufpeitschend, turbulent, aber auch unmenschlich, zeitlos, ohne Lokalkolorit, ohne Lebensgefühl, blaß und schemenhaft. Man denkt sehnsüchtig an die großen Epiker Frankreichs zurück und weiß nicht recht, was man mit diesen

teils qualvollen, teils langweilenden Abenteuerromanen anfangen soll. Anders, menschlicher wirkt der Roman „Le Songe“ von Henry de Montherlant, den Edmond Jaloux für die gleiche Sammlung Bernard Grassets erwarb. Dieser Schriftsteller phantasiert nicht ins Blaue hinein. Er hat Boden unter den Füßen. Seine Gestalten sind nicht in das Bronzezeitalter hineingedichtet und auch nicht groteske Trunkenbolde, sondern Menschen von Fleisch und Blut, französische Bürger, die in der Gegenwart und in ihrem Lande leben. Der Autor lebt, liebt und leidet mit den Menschen seiner Zeit; er selbst kämpft mit den Problemen, die sie beschäftigen, steht mitten unter ihnen und bemüht sich, über das Allgemeine und Besondere der Gegenwart Rechenschaft zu gewinnen. Er reiht nicht hastig abenteuerliche Einfälle auf, sondern ringt der Sprache neue Wirkungen ab, baut mit zarten und sicheren Fingern einen blinkenden Stil. Montherlant steht abseits von den Cliquen und Kapellen der literarischen Jugend und hat sich im Schatten der Akademie entwickelt. Wenn der Ausländer die Gesinnungsart des heutigen, französischen Bürgertums in einem Querschnitt kennen lernen will, so mag er zu diesem Buch greifen. Es ist nicht nur eine gute Erzählung; es gibt auch Aufschlüsse und Einblicke. Tapferer Lebenswille durchglüht den Dichter, der sich den Körper durch Sport, die Seele durch Liebe stählen will.

In der bei Bernard Grasset erscheinenden Sammlung „Politeia“, die René Gillouin leitet, hat Léonce Juge eine höchst interessante Schrift „Vers l'indépendance politique“ veröffentlicht. Sie lehrt, was maßvolle Franzosen sich unter der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes vorstellen: Eine Teilung aller geistigen, politischen und wirtschaftlichen Kräfte zwischen England und Frankreich. Deutschland wird in dem Buch, durchaus nicht unliebenswürdig, aber deutlich und selbstverständlich als Objekt, als ein Staat behandelt, der in der Reihe der Kleinstaaten den Weisungen der beiden großen Mächte zu gehorchen hat. Als selbständiger, mitredender Faktor wird unser Land nicht in Betracht gezogen.

Nur die kleine Gruppe der linksstehenden Politiker, Dichter und Künstler sehen Deutschland noch anders; aber sie sind ohne Einfluß. Ihre Zeitschriften sind klein, erscheinen unregelmäßig und halten sich nur durch die Opferwilligkeit der Herausgeber und Mitarbeiter aufrecht. Eine interessante Monatsschrift dieser Art ist die seit sieben Jahren von Maurice Wullens geleitete „Les Humbles“, die auch eine aktuelle Schriftenreihe herausgibt, darin unter anderem: Edmond Adam, „Le néostiche et le verbe intégral, essai sur les tendances poétiques contemporaines“; Maurice Bataille, „La cité des Humbles“, poèmes; Lazare „Anarchie“, „Léon Meunier, Essai de catéchisme“; Paul Morisse, Edouard Dujardin; Louis Pierre, „La logique du catholicisme“; Han Ryner, „Le livre de Pierre“; Walt Whitman, „Le panseur de plaies“ und von Maurice Wullens selbst „Profils de Flandre ... et d'ailleurs“, „La littérature et la guerre“, „Pages de mon carnet, souvenirs de voyage, de campagne et de captivité“. Als eins der kleinen Sonderhefte von „Les Humbles“ erschien von Henri Guilbeaux die Rhapsodie „Kras Kreml“ und einige andere Gedichte. Der Lyriker Guilbeaux hat in Rußland an Kraft gewonnen. Er ist wärmer, leidenschaftlicher und bildhafter geworden. Trotzdem bleibt seine Poesie spröde. Die Herbheit löst sich, wenn man Gedichte wie „La légende des trois mages“ laut vortragen hört. Als sie vor einigen Monaten in Berlin öffentlich rezitiert wurden, verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Auch die Liebeslieder sprühen von Glut. Henri Guilbeaux, ein eifriger Mitarbeiter von „Les Humbles“, ist eine der sympathischsten Persönlichkeiten dieses Kreises: aufrichtig, ernst, rücksichtslos und konsequent. Sein Wirken während des Krieges in der Schweiz, sein langer Aufenthalt in Rußland, seine vielfältigen Reisen durch verschiedene Länder haben seinen Geist geweitet, seinen Charakter gebildet und ihn auf einen souveränen Standpunkt den französischen Problemen gegenüber gestellt. Es gibt keinen zweiten Franzosen, der die Enge, die Schwäche und die Kleinheit der Führer so übersieht wie Guilbeaux. Seine Urteile sind scharf geschliffen und von beizendem Witz. Er sollte dem heutigen Frankreich einmal einen Spiegel vorhalten. — Lazares kleine Broschüre ist eine Apologie des Anarchismus. Das Doppelheft 7 und 8 der sechsten Serie faßt unter dem Titel „A propos de la révolution qui vient“ mit Beiträgen von Henri Barbusse, Marcel Cachin, Sébastien Faure, Génold, Emile Masson, Victor Mérie, Charles Rappoport, Rhillon, Boris Souveraine und Villens die revolutionäre Stimmung der „Humbles“ ihre Ziele und Ideale zusammen. Sie wenden sich gegen die Kirche, gegen den Militarismus, gegen den Kapitalismus absoluter Freiheit zu. Kulturhistorisch interessant ist die Nummer „La Bretagne libertaire“, die Dokumente der internationalen Neigungen der Bretonen enthält. Vertreten sind Lamennais, Renan, Carantec, Emile Masson, Le Mercier d'Erm, Jaffrendon, Charles Rolland u. a. Auch Briand und Hervé. Die revolutionären Äußerungen von diesen beiden stehen in schreiendem Widerspruch zu ihren heutigen Worten und Taten. Das wirkt nicht nur peinlich, sondern macht auch mißtrauisch gegen die Jüngeren. Vielleicht schwenken auch sie später einmal um. Eine tendenziöse Erzählung „Bérangère“ veröffentlichte George David als Sondernummer. André Lornlot schrieb eine Biographie des anarchistischen und atheistischen Soziologen E. Armand. Marcel Lebarbier gab ein Heft mit Gedichten heraus: An Rolland, An Metz, Gegen den Krieg usw. Ein Bändchen einer Lyrik, geschult an Verhaeren und Jules Romains, erschien von Jean Paul Samson mit einer Einführung von Maurice Wullens. Ein starkes Sonderheft wurde dem Dichter Philias Lebesgue gewidmet. Lyrik, kleine Skizzen und auch biographische Würdigungen der Führer der „Humbles“ nehmen den breitesten Raum der Zeitschrift ein. Jede Nummer ist mit mehreren Holzschnitten geschmückt.

In Dinard in der Bretagne ist ein Verlagshaus unter dem Titel „L'Hermine“ gegründet worden, das sich ausschließlich der Herausgabe bretonischer und kelto-britannischer Studien widmet. Jeanne de Coatgourc'han hat dort die Herausgabe einer „Histoire de notre Bretagne“ begonnen, die illustriert in Lieferungen erscheint. Erwan Marec veröffentlichte eine Sammlung bretonischer Gedichte unter dem Titel „Les Cloches d'is“ und Camille Le Mercier d'Erm stellte „Paysages bretons“ zusammen. Das erste Hauptwerk dieses Verlages ist das reich illustrierte Werk von Charles le Goffic „Bretagne“. Von dem bretonischen, im Kriege gefallenen Dichter P. Calloc'h (Bleimor) erschien ein Auswahlband „Ar en Deulin“, den René Bazin 1917 im „Echo de Paris“ als eine starke lyrische Begabung gefeiert hat. Das Unternehmen, das alle bedeutenden bretonischen Intellektuellen um sich sammelt, verdient Beachtung. Es ist ein Zeichen, das die Bretagne zu eigenem Leben zu erwachen versucht. Schon viele Jahre vor dem Kriege wiesen manche Anzeichen darauf hin. Die bretonischen und keltischen Studien fanden viele Liebhaber. In Paris und in der Provinz wurden keltische Vereine gegründet, Verbindungen mit Irland wurden gepflegt. Alles dies scheint jetzt noch intensiver ausgebaut werden zu sollen. Ob diese regionalistische Bewegung sich Paris gegenüber durchzusetzen vermag, bleibt abzuwarten.

Otto Grautoff

Serbokroatischer Brief

Das südslawische Drama unterliegt noch immer den Einwirkungen, die vom Ausland her kommen. Namentlich französische Vorbilder sind zu erkennen: Branislav Nušić etwa, der Lustspieldichter des belgrader Boulevards, der ständig an seine (viel berühmteren) pariser Kollegen, in Borislav Stanković schwingen irgendwelche Anklänge an den deutschen Realismus, während Dragumir Nenadić, Vladimir Janković, Momčilo Milošević und Milutin Bojić wiederum ins französische Lager zählen. Als die stärkste

dramatischen Temperamente der Südslawen, deren Werke für die Weltliteratur Interesse beanspruchen dürfen, sind noch immer Ivo Vojnović und Milan Ogrizović zu erwähnen. Von dem ersteren liegt ein neues Drama in Buchform vor. Es führt den Titel „Maškarata ispod kuplija" und ist im Stil der „Ragusanischen Trilogie" geschrieben, ja es füllt mit seinem Inhalt geradezu eine Lücke zwischen dem zweiten und dritten Teil dieses epochalen Werkes aus. Vojnović, der kürzlich, nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland, in seine südslawische Heimat zurückgekehrt ist, kennt, wie kaum ein Historiker, die interessante und ruhmvolle Geschichte seiner Vaterstadt Ragusa. In diesem Milieu spielt auch sein neues Stück. Es schildert die Lage der ragusaner Gesellschaft in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der österreichische Eroberungswille bis nach Dubrovnik vorgedrungen war. Wiederum wirbt selbstbewußter Adelsstolz für die historischen Privilegien einer Kaste, ohne allerdings die nationale Idee zu verleugnen, für die Vojnović, auch im öffentlichen Leben, gekämpft und gelitten hat.

Das belgrader Nationaltheater wird langsam zum Sammelpunkt der südslawischen Dramenkunst. Es hat gerade in diesen Tagen das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestandes gefeiert und eine erfolgreiche Saison beendet, in der es eine ganze Anzahl von Premieren jugoslawischer Stücke gab: P. Petrović' „Ruska", Josip Kosors „Požar strasti" und Vl. Janković' „Novi" wurden heuer zum erstenmal aufgeführt. Die Jubiläumsstatistiken nennen außerdem eine ganze Reihe südslawischer Autoren, deren Stücke auf der belgrader Bühne heimisch sind: Nušić selbstverständlich und Sterija Popović, Ćorović, Trifković, Ogrizović, Vojnović, Glišić und viele andere. Das Jubiläum wurde im ganzen Land publizistisch gefeiert, alle Zeitschriften und Zeitungen brachten Artikel, in denen die Tätigkeit der belgrader Bühne, die seit dem Krieg und dem Umbau des alten Gebäudes mit großen örtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ausführlich besprochen wurde. Erwähnenswert bleiben die Erinnerungen an frühere Bühnenverhältnisse, die in der belgrader „Vreme" aufgefrischt wurden. Denn aus diesen rückschauenden, doch originellen Sammelaufsätzen wird sich einmal das erste und wichtigste Kapitel der belgrader Theatergeschichte schreiben lassen.

Auch das agramer Landestheater arbeitet unverdrossen, um südslawische Dramen seinem Publikum zu vermitteln. Die Novitätenliste des letzten Jahres spricht für diesen Eifer. Folgende Dramen wurden zum erstenmal aufgeführt: M. Ogrizović' „Vučina", Gj. Dimović' „Vojovda Momčilo", Kosors „Nepobjediva ladja" und Kulundžić' „Ponoć". Seit kurzem erscheint in Agram auch eine neue Halbmonatschrift, die sich mit Theaterdingen beschäftigt und den Titel „Teatar" führt. Sie wird von Božidar Zajčič herausgegeben. Auch der „Kažalistni list" ist noch tätig, während sich „Gluma", das Organ des südslawischen Schauspielerverbandes, mehr mit persönlichen Angelegenheiten befaßt.

Von Milan Begović ist ein neues Drama „Svatbeni let" angekündigt. Tito Strozzis „Istočni grijeh" wurde gleichfalls in Agram uraufgeführt. Die Tragikomödie, viel zu viel an Wedekind erinnernd, behandelt das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Sie trägt expressionistische Züge und konnte nur einen bescheidenen Erfolg buchen.

Endlich ist auch ein Drama des weitaus Begabtesten unter der dramatischen Jugend Südslawiens, des temperamentvollen und eigenwilligen Miroslav Krleža über die Bühne gegangen, sein Drama „Golgatha"; ein aufrüttelndes, ein jugendlich-stürmisches, ein gefährlich-routiniertes Stück. Nicht das beste Krležas, nur das am ehesten für die Bühne mögliche. Es handelt von drei Männern, von dem Idealisten, der sterben muß, von dem zu Schwachen, der unterliegt, und von dem robusten, verräterischen Demagogen, der triumphiert und immer siegen wird. Im Arsenal wollen die Arbeiter die Fabrik in die Luft sprengen. Kristijan verrät den Plan, der Anschlag wird vereitelt. Ksaver verbirgt den flüchtigen Anführer Pavle in seinem Haus. Doch der Idealist kann seinen Verfolgern nicht entrinnen und wird justifiziert. Ksaver zeiht Kristijan des Verrates. Doch die Massen glauben ihm nicht, die Arbeiter halten zu Kristijan, der bei dem Leben seines einzigen Kindes seine Unschuld beschwört. Er wird ihr Führer. Was tut es, wenn sein Kind auch stirbt? Er triumphiert und ist ein würdiger Held dieser Zeit! — Krležas Drama wirkt oft fragmentarisch, oft zu lyrisch, etwa im Monolog Pavles oder in der letzten Auseinandersetzung Kristijans. Aber es ist bühnenfest, aller Effekte sicher, dramatisch aufsteigend, publikumsgrell, hinreißend. Der Titel des Dramas bezieht sich auf eine biblische Analogie: die Szene, da Ahasver dem auf Golgatha irrenden Heiland den Wassertrank verweigert, scheint im zweiten Akt des Krleža-Dramas symbolisch nachgebildet. Das Stück hatte den größten Erfolg, den das agramer Theater seit langem gesehen hatte. Es erscheint sogar möglich, daß dieses Drama bis nach Europa kommt und Krleža in jene Gilde emporführt, die Molnar den Ungarn und Čapek, den Tschechen zu den ihren zählt und auf allen westlichen Bühnen zu Hause ist.

Wien Erik Krünes

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Renate im Irrgarten. Roman. Von Clara Ratzka. Stuttgart-Berlin 1923, Deutsche Verlags-Anstalt. 345 S.

In den Jahren unserer Kindheit spielte die Bezeichnung „unverstandene Frau" noch eine große Rolle. Aber unsere Mütter lächelten dabei und das Wort bedeutete in ihrem Munde eigentlich „verstiegen" und „überspannt". Heute ist es aus dem gebräuchlichen Wortschatz fast verschwunden. Aber der Typus, der ihm entspricht, ist in der deutschen Romanliteratur noch sehr lebendig.

Frauen sind es, die ihn dort eingeführt haben. Immer wieder findet er sich bei ihnen, bald sympathisch geschildert und bald belächelt. Schon im 18. Jahrhundert läßt eine Schriftstellerin ihre Heldin klagen, daß ihr Mann sie nicht verstehe: „Unsere Empfindungen treffen niemals zusammen!" ruft sie schmerzlich aus und rührt damit halb unbewußt an eins der tiefsten Eheprobleme. Immer häufiger treffen wir dann die unverstandenen Frauen im Frauenroman: ein Beweis, daß die Ansprüche der Frau an die Ehe immer höher werden, daß sie neben dem Sinnenleben immer leidenschaftlicher ein gemeinsames Seelenleben fordert. Trotzdem bleibt die gewaltsame Lösung des Konflikts lange Zeit hindurch etwas Seltenes; meist wird schweigende Ergebung vorausgesetzt oder gefordert.

Durch Ibsen wird dann ein neuer Typus der „unverstandenen Frau" — man möchte ihn allenfalls die „falschverstandene Frau" nennen — zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, zum Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen sogar bis in die Kreise des Philistertums hinein: und der Frauenroman unserer Tage schließt sich diesem abgeänderten Typus an. Die Frau ist freier geworden, der Wunsch nach der „wahren Ehe", schon vor fast 150 Jahren von Männern leidenschaftlich ausgesprochen, wird immer stärker und die Lösungen des Konfliktes werden kühner. Von Resignation ist nur selten mehr die Rede; die Heldin, die sich in ihrer Ehe oder Liebe geirrt hat, sucht das „Wunderbare", das sich ihr meist in den Armen eines anderen Mannes zu bieten scheint. Oft sieht der Leser dann freilich nur eine beständige Wanderung von Mann zu Mann; aber über dem Ganzen liegt meist tiefe Wehmut, und Karoline Schlegels Wort, sie sei zur Treue geboren gewesen und nur ihr Schicksal habe sie gehindert, treu zu sein, könnte als Motto über allen diesen Romanen stehen.

Auch Clara Ratzka, die sonst weniger begangene Wege liebt, konnte sich diesem Thema nicht entziehen. Mit ihrer sicheren Technik und blühenden Gestaltung beschreibt sie in

einfacher und doch musikalischer Sprache die Wanderungen ihrer Heldin Renate durch den Irrgarten ihres Lebens. Renate geriet in diesen Irrgarten, als sie ihre Empfindungen verkannte und eine Ehe schloß, in der ihr Geist nicht befriedigt wird und die daher ihre Sinne abstößt. Wer genau zusieht, bemerkt die steigende Differenzierung: im 18. Jahrhundert war von den Sinnen bei solchen Konflikten noch gar nicht die Rede und selbst Ibsens Nora hat mit den Sinnen nicht empfunden, wie groß die seelische Kluft zwischen ihr und Helmer war. Renate aber **fühlt** den geistigen Unterschied, bevor sie ihn **kennt**, eben durch die dunkle Gegenwehr ihrer Sinne.

Das Leben fügt der ersten Enttäuschung eine zweite hinzu; als Renate sich um eines heiß geliebten anderen Mannes willen von ihrem Gatten trennt, stirbt der Geliebte, und nach seinem Tode ahnt sie, daß auch hier nicht jene restlose gegenseitige Angleichung und Verschmelzung erfolgt wäre, welche allein den tiefen Menschen der Gegenwart beglücken kann.

Das Buch endet ohne abgegrenzte Lösung. Renate ist mit ihrem Kind allein. Der Jugendfreund, mit dem sie durch geistige Fäden aufs tiefste verbunden ist, weckt in ihr keine Liebessehnsucht. Trotzdem sieht sie gläubig und vertrauensvoll der Zukunft entgegen. Aber — und darin liegt der Fortschritt gegenüber so vielen weiblichen Liebesromanen unserer Tage — wenn ihr die Liebe auch das Wichtigste ist, so ist sie ihr doch nicht zugleich alles, sondern sie sieht eine „strahlend aufgetane Weite" vor sich, die zwar nicht ohne Liebe sein wird, aber in der alle anderen Reichtümer der Welt den leuchtenden Hintergrund abgeben werden.

Wien — Christine Touaillon

Die ewige Wiederkehr. Novellen. Von Will Vesper. Leipzig, H. Haessel. 198 S.

Variationen über das Thema, das Goethe in zwei kurzen Zeilen angeschlagen hat und das heute, da wir eine Barockzeit der Mystik in der Literatur erleben, von Hunderten von Schriftstellern wieder neu empfunden und gestaltet wird: das Thema von der Wiederbegegnung Liebender im Heute, die „in abgelebten Zeiten" schon einmal eng verbunden lebten. Blutserinnerung.

Man kennt Will Vesper mehr als Lyriker und als Vermittler der Lyrik aller Zeiten, denn als Roman- und Novellenschriftsteller. Auch in diesen Novellchen hier ist er Lyriker. Seelenwanderung, Wiedergeburt, Wiedererleben ist der Inhalt aller. Träume spielen eine Hauptrolle, Traumwiesen und Ahnen, plötzliches Verstehen von unsichtbaren Zusammenhängen; Betreten von Brücken, die aus der Wirklichkeit zur Wahrheit zu führen versprechen. Vielleicht tut man den Sächelchen keinen Gefallen damit, daß man sie sammelt. Vereinzelt würde manches stärker wirken. Eine der suggestivsten Erzählungen ist „Der Landstreicher", ein „organisierter Erwerbsloser", durch Arbeitsscheu aus dem Sohn eines kleinen geachteten Fabrikanten zum zerlumpten Vagabunden und Trunkenbold geworden. Und nun am Sterben. Alt, krank, mittellos, ohne jede Hoffnung. Aus letztem Hindämmern erwachend, betrachtet er ein junges Mädchen, das unweit seines Gebüsches badet. Die Seele des alten Burschen dehnt sich bei dem Anblick von soviel Jugend und Reinheit; zittert und wächst aus ihrer rohen Hülle wie ein Schmetterling in der Puppe. „Mein Gott, warum hast du mich gefangen gesetzt in diesem alten Vagabunden und Saufaus! Bin ich nicht auch ein Funke von dir!? ... Und hier steht einer deiner Engel vor mir und wird erschrecken und fliehen, wenn er mich gewahr wird. O Herr, Herr!"

Die Verwandlung geschieht. Als junger reputierlicher Mann geht er der Heimkehrenden nach, knüpft ein Gespräch mit ihr an, sie schwatzen, sind sich gut. Und sagen sich das. Hände und Lippen des jungen Menschen wie Eis. „Morgen abend wollen wir uns an der Brücke treffen. Kannst du tanzen?" Er nickte. Dann geht der junge Mensch zum Gebüsch, wo die Leiche des alten Vagabunden liegt, der er selber war. Er schaut in den Mond. Und plötzlich beginnt er zu steigen, langsam wie ein Ballon, der sich von der Erde hebt."

Das ist ganz ohne literarischen Tiefsinn und Auspu[illegible] sehr einfach gestaltet. Und überzeugender als allerhand meta[illegible] physische Gespräche, mit denen uns in den anderen Novelle[illegible] das Wunderbare glaublich gemacht werden soll. Die dre[illegible] ersten behandeln alle das Wiedererkennen, ebenso „Der Architekt", zwei andere benutzen das Motiv der Romantiker den Menschen im Spiegel. Und das ebenso häufige des Doppelgängers. Jede einzelne aber ist frisch erzählt. Und unterhält mehr als daß sie philosophiert.

Berlin — Anselma Heine

Geschichten aus dem Trödelladen. Von Eduar[illegible] Kapralik. Wien, Rikola-Verlag. 160 S.

„Altes nnd neues Leben" nennt der Erzähler seine kleinen, feinen und nachdenklichen Geschichten, in denen eine liebenswürdige Magie den Duft von Räucherkerzchen, Wachskerzenhauch und sanfte Spinettstimmchen hineinge[illegible] heimnißt hat. Schon die „Vorbemerkung" hat diesen Duft. Die Erzählung eines Traums. Und während es sonst doch immer so unbeschreiblich langweilig ist, wenn uns jemand seinen Traum erzählt, weil es fast nie gelingt, das Unsägliche — eben das, was das Eigentliche und Erschütternde des Träumers ausmacht — in Worte zu bringen, so versteht es Kapralik, uns das wirklich traumhafte Gefühl rätselhaften Wiedererlebens beizubringen, wenn er erzählt, wie ih[illegible] irgendjemand, auf den er sich dann nicht mehr besinnen kann, durch tiefe geheimnisvolle Kellergänge führt, die plötzlich angenehme Wohnräume sind; vertraute, längstbekann[illegible] und anheimelnde. Gestilltes Heimweh unserer Seele nach der Umwelt früherer Generationen, die noch als ungehoben[illegible] Erinnerung in unserem Blute lebt. Der Sammler kennt s[illegible] auch im Wachen. Und befriedigt sie.

Mit solchen Gegenständen früherer Zeiten und der Art, wie sie in unser Leben hineingreifen, beschäftigen sich die vierzehn Geschichtchen des Büchleins. Alle sind sie mit un[illegible] fehlbar künstlerischer Sicherheit erzählt; allen haftet etwas lieb Beschauliches an, an dem die laute unruhige Zeit ab[illegible] gleitet. Der dichterische Erzähler schildert den Segen, de[illegible] die Berührung mit den alten Dingen und der Glaube an ihre Heilkraft dem Menschen bringt, aber er spricht auch vom Altersgift, das junge Existenzen krank machen kann in For[illegible] von Rücksicht, Pietät, Verzicht auf Zeitgemäßes. Er erzä[illegible] die kleinen Chroniken, die ein Kundiger von den Alt[illegible] tümern abzulesen vermag; von der stummen Gewalt, mit der sie sich durchsetzen gegen eine Umgebung, die ihnen ungem[illegible] und feindlich ist; von den Narren, die Vergangenheiten z[illegible] Stilleben im Raffke-Speisezimmer herabwürdigen; und [illegible] den Feinseligen, denen sie schwesterlich sich auftun.

Wer ein paar Stündchen unsere Zeit vergessen möchte, ist bei dem Buch gut untergebracht.

Berlin — Anselma Heine

Die Prophezeiungen. Roman. Von Alfons Paquet. München, Drei-Masken-Verlag. 167 S.

Alles, was Alfons Paquet schreibt, trägt einen eigentümlichen Reiz in sich. In den zwanzig Jahren, da er uns aus allen Erdteilen seine Beobachtungen, Gedichte, Broschüren, epische Dichtungen und Novellen zuschickt, ist er noch immer kein Autor für das große Publikum geworden. Das will sagen: er ist ein Eigner geblieben, ohne Beugungen und von gleich trotzigem Wuchs wie damals, als er in seinen Gedichten „Auf Erden" einen Ton von Kraft und Wahrh[illegible] anschlug, der aufhorchen machte. Seitdem hat er in allen Weltteilen geschöpft. Mit J. V. Jensen um die Wette ent[illegible] er dem Exotischen die feinsten Düfte und brachte sie uns hei[illegible] Ein Erleben am Volkswirtschaftlichen und Politischen l[illegible] ihn interessante Völker- und Rassenprobleme aufstell[illegible] Weltgeschehen dichterisch umwittern. Diesmal sendet er ein[illegible] Roman. Er nennt ihn „Prophezeiungen". Das Buch [illegible] sich wie einer der spanischen oder italienischen Abenteuer[illegible] romane der Boccaccio und Cervantes in seiner Fülle [illegible] Gefahr, fremdländischen Erlebnissen, eingestreuten Erzä[illegible] lungen der Nebenpersonen. Sogar die dort üblichen Ve[illegible] fehlen nicht ganz. Es kommen Volksstämme vor, die sich [illegible]

Fischhäute kleiden, in Felle, behaart auf den Bäumen kreischen, blutige Kämpfe, Feuersbrünste sind an der Tagesordnung, schöne Edeldamen verkleiden sich als Krieger. In Wahrheit aber ist der Inhalt ganz heutzeitig: Der russische Matrose Granka Umnitsch ist Anführer einer „roten Partei", die gegen die „weiße" kämpft. Die Komtesse Rune v. Levenclau ist Herrin über eine kleine Armee von entsprungenen Kriegsgefangenen, Mördern, Fälschern und Pferdedieben. Sie hat eine Stadt erobert, die später für fünf Milliarden an einen reichen Juden verkauft wird. Rune und der Granka Umnitsch vereinigen sich. Der Matrose hat mit anderen Matrosen ein Waldreich errichtet an der Grenze Sibiriens „Die hohe nördliche Gemeinde". Er läßt Eisenbahnen abbrechen, verkauft Städte, will viel Geld zusammenbringen. Um das Geld und den Reichtum abzuschaffen. Seine Anhänger erschlagen ihre Gutsherrschaften, nehmen den Geistlichen ihre goldenen Gefäße ab. Sie feiern Feste, die mit Mord und Gewalt enden. Umnitsch selber und seine Truppe halten Zucht. Sie wohnen in Büschen und Bäumen, in Höhlen und Hütten, alles gehört allen. Durch Kabel sind sie mit der Welt im Zusammenhange.

Stil und Tempo sind ganz Paquet. Alles scheint selbsterlebt, was er erzählt, das Wunderbarste natürlich. Ohne moderne „Ballung" gibt er, stetig weiterschreitend, das Wesentliche. Er ist sowohl Naturwissenschaftler, der weiß und beobachtet und erklärt, wie Ahnender und Philosoph. Die persönliche Einkleidung des Romans, die er als einen Bericht geformt hat, bringt uns das Buch von Anfang an ganz nahe. Seine Buntheit unterhält, sein innerer Ernst macht nachdenklich.

Berlin — Anselma Heine

Der Pfuhl. Roman. Von Hans Leip. München 1923, Albert Langen.

Manchmal klaftert einer einen Spalt in das Dunkel, prüht nervige Elektrizität, ballt die Muskeln und saust scharfkantig ins Dickicht. Daß wir mehr Schriftsteller als Dichter haben, ist keine Eigenart unserer Epoche und hat mit Expressionismus nichts zu tun. Daß eine Zeit manchmal mehr Talente hat, als sie erkennt, hat sie auch mit anderen gemein. Aber einen Menschen wie den Maler und Dichter Hans Leip aus Hamburg sollte sie nicht aus den Augen lassen. Er fing an mit kleinen Dingen, Skizzen, scharf eingekreisten Geschichten wie „Laternen, die sich spiegeln", „Die Segelfähre", „Der betrunkene Lebenskelch" (alle erschienen bei Hammerich und Lesser, Altona). Er illustriert sie mit Holzschnitten und Federzeichnungen, phantastisch und wesentlich. Ungeheuer menschlich. Er handelt nicht hilflos, sondern hat Gesicht, Figur, Haltung. Stahlharten Umriß. Leben flüchtig Anhängerischem. Aber das ist überdeckt.

Dann nahm er den Anlauf zu größerem, schrieb den Roman, blieb im Aufbau in der kurzatmigen Technik, schweißte zusammen, dehnte, wo es notwendig war, nahm phantastische Wirklichkeit, Träume, Gesichte, Schauder, Ekel, Verkommenheit, Genialität und Lust einer internationalen Hafenstadt. Würfelte Menschen, Landschaften, Meer in das Häusergitter einer Stadt Mulemutt, mischte die Geheimnisse des Sees Hoi hinzu und riß den stinkenden Pfuhl aus Erosreformatoren, Schwindlern, Bettlern, Dirnen, verführten Mädchen, Stiernackigen und Seidigen, Revolution, Rotgardisten, Okkultismus, exzessiv aufgespulter Technik in den Jetzatem einer Sprache. Die äußerliche Kontur ist der Gang eines Menschen, Pirre Bo, durch die Aufgewühltheiten eines Untergangs, einer taumelnden Haltlosigkeit. Man ist weißgelaufen in der seemännischen Grammatik einer internationalen Hafenstadt. Zwischendurch fröstelt man. Die Schicksale türmen sich auf Springfluten, über dem Binnenlande stehen berstende Luftsäulen, brennender Wind zermahlt Gesetz und Ordnung in Gier, Haß und Angst, Zerstörung und Wut: ein Pfuhl von Verkommenheit stinkt zum Himmel. Das Fresko einer Generation wie die unserige, wenn sie einen sammelnden Halt findet.

Was Hans Leip noch nicht hat, ist die straffe geballte Hand, die den Reichtum zügelt und aus dem Zickzack einen Raum formt. Wirr noch alles, in 24 Kapiteln zerstreut, statt der hinreißenden Linie von der Basis zur Spitze. Es ist ein Mangel an Ausdauer, den man jetzt noch unbesorgt übersehen kann, weil Leip ihn eines Tages beheben wird. Durch Training. Da wird sich manches finden, was auch sonst noch schief ist, Anhängsel aus Edschmid oder blumigerem Sternheim („Das Gegenwärtige kam sanft auf Filzschuhen durch die weiße Tür" z. B.). Aber das ist alles belanglos gegenüber der Kraft und dem Tempo, mit denen der Roman einen anspringt.

Das Kaleidoskop hat noch keinen Brennpunkt. Alles schwirrt um eine sengende Lichtebene in Stößen forcierten Atems. Die Grenzen der Folgen werden übersprungen mit der Beziehungsfülle starker bildnerischer Fähigkeit. Zwischen die Umrahmungen keilt sich die Rücksichtslosigkeit des Wirklichen, die Plastik eines sehenden Auges. Ein Maler sieht die Zusammenhänge zwischen den Auflösungen, die die unteren Schichten nach oben treiben und die oberen zwischen die Räder bringen. Die Hoffnung einer explosiven Formung, die in eine große Form münden möge.

Berlin — Guido K. Brand

Das Geheimnis des Eulenhofes. Roman. Von Richard Wenz. Leipzig 1923, Sternbücher-Verlag (Keil & Co.). 203 S.

Im gefälligen Buchgewand eine schlichte Volkserzählung von der Mosel. Ohne literarische Ambitionen, lediglich mit dem einen Willen, ein rechtes, bodenständiges Bauernbuch zu schaffen. Der es schrieb ist ein guter Kenner rheinischer Eigenart. Die Hauptfigur seines Romans, der alte Bauer vom Eulenhof, schwört nicht umsonst auf seine uralte Tradition: So lang der Herrgott tut den Eulenhof erhalten, soll nur ein Eichholz darauf schalten und walten! — Wir sind nicht gesegnet mit wirklich bodenständiger rheinischer Literatur. Richard Wenz, der uns schon einen trefflichen Abriß rheinischer Literaturgeschichte der Gegenwart beschert hat (Köln, Gonski), bedeutet sicherlich eine neue Hoffnung.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Bei den Hugelsheimern. Eine Geschichte aus dem Wein- und Mainfränkischen. Von Georg Bünau. Mit Bildern von P. Würth, Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 269 S.

Der Verfasser, der sich schon durch einige Sammlungen von Novellen aus der fränkischen Vergangenheit empfohlen hat, bietet jetzt zum erstenmal einen größeren Gegenwartsroman aus dem Volksleben dieses Stammes. Er hat sich das urfränkische „Mostdorf" Hugelsheim zum Gegenstand seiner Schilderungen erwählt — denn er schildert mehr, als daß er erzählt, und eben weil er sich vorgenommen hatte, eine ganze Bauernschaft mit ihrer abwechslungsreichen Typenskala vorzuführen, mußte die Einheitlichkeit der Handlung notleiden. Aber er schildert vorzüglich, und seine Hugelsheimer nehmen sich aus, als ob sie unmittelbar aus der Wirklichkeit in die papierne Welt versetzt worden wären — lauter lebensechte Gestalten, an denen man seine Freude haben muß. Bünau legt seine Geschichte in das Jahr 1919 und die folgenden. Allzusehr lassen sich die Hugelsheimer durch die Erscheinungen der Revolutionszeit aus ihrer altväterischen Behaglichkeit nicht aufscheuchen, und dank prompter polizeilicher Arbeit mündet der „rote Rummel" bald in den hochlöblichen bayrischen Ordnungsstaat ein. Nichts liegt auch dem Autor ferner, als sich irgendwie über Politik aufzuregen und den guten Humor, mit dem er gesegnet ist, verderben zu lassen; ganz leidenschaftslos und sachlich berichtet er, hierin ein Geistesverwandter Alfred Bocks, dem er auch in der scharfen Beobachtung und treuen Wiedergabe der kulturellen Einzelheiten zu vergleichen ist; aber in seiner behäbigen Breite sticht der fränkische Volkserzähler von der prägnanten Art des hessischen doch wieder stark ab. Sehr geschickt hat es Bünau verstanden, die Hugelsheimer Vergangenheit in die Gegenwart des Dorfes einzuflechten, und so ist es ihm gelungen, im kleinsten Maßstab ein reich gegliedertes deutsches Kulturbild zu entwerfen.

Rohr-Stuttgart — K. Krauß

Der Spieler Cormick. Roman. Von Max Krell. Berlin, Ernst Rowohlt. 187 S.

Krell gehört zu denen, die die Unruhe der Zeit bereits in feste Form gegossen haben. Fahrende Leute aus allen Schichten der Gesellschaft sind die Objekte seiner Romane. An Langsames, Seßhaftes dürfte sein Superlativstil sich kaum heranwagen. Und seltsamerweise hat man den Eindruck, daß bei ihm der Stil (gewollt plakatmäßiges Übertreiben, verbunden mit feinsten Nervenanalysenworten) das Primäre ist. Daß dieser Stil es ist, der sich Gestalten sucht, die für ihn passen: Grandseigneurs und Leute im grünen Wagen; Globetrotter und elend in den Hunger Verstürzte. Der Held des neuen Buchs, der Abenteurer Cormick, kennt beides: Flug und Sturz.

Vielleicht das Interessanteste an dem Roman, der Gefahr läuft, durch Anhäufung von Merkwürdigem, Spannendem — kurz vor lauter Maximum — zu langweilen, sind die letzten sieben Seiten, in denen mit verblüffender Virtuosität das Leben des Cormick erzählt wird, so wie die Polizei es herausrätselt, nachdem sie ihn ermordet vorfand, phantastisch in einen gelbseidenen Kimono gekleidet. Abenteuerlich auch noch im Tode.

Krell zählt den Nachlaß auf: Ein Millionenbesitz, ein Roulettetisch in Elfenbein und Silber, ein Schrank exquisiten arabischen Spielgeräts, vierzig peinlich gepflegte Perücken und vierzehn verschieden gefeilte Schlüssel zu einer Tapetentür, die der Geliebten von gestern den Eintritt wehrt, da Schlüssel dreizehn sie nicht mehr einläßt in das Schlafzimmer, in dem bereits die Inhaberin des Schlüssels vierzehn sich befindet.

Das Leben dieses Cormick, der aus Niedrigkeit und Armut sich zweimal zu Macht und Ansehen erhebt, ist voll Rausch und Buntheit. Eine Sache der Nerven. Auch die Erotik dieses modernen Casanova ist eine Funktion des Gehirns. Sie gleicht den Wunschträumen sehr junger Jünglinge: Wundervolle Frauen gleich zu halben Dutzenden, die man verschmäht, vergißt. Um dann mit einer noch Wundervolleren unerhörte Wonnen und Leiden zu kosten, die man wieder gelassen wegwirft, um anderes zu benagen. Bis der verfeinerte Genußmensch schließlich an der Leidenschaft des Gewinnens hängen bleibt, Spieler auch als Kaufmann. Das Geld ist ihm nun nicht mehr nur Mittel zur Leidenschaft, sondern Leidenschaft selber.

Krell ist in seiner Produktion Erotiker, wie die meisten seiner Generation. Sein Tempo ist Raserei, seine Unerschrockenheit scheut vor keiner Farbe, Form, vor keiner feinsten Nervennüance als Schilderungsobjekt zurück. Seine Palette kennt Blut und Wollust, kennt aber auch die sanft verschwimmenden Sehnsüchte und Müdigkeiten, die allem Menschlichen beigegeben sind. Seine Schilderungen schildern niemals, sie schaffen nach. „Zögernd kam das silberne Tier des Regens, blieb tönende Augenblicke vor allen Türen stehen — ging weiter."

Der Spieler Cormick ist das Buch eines Zuschauers, auf der Tribüne, der bei einem Rennen mit durchdringender Aufmerksamkeit die gespornten Leidenschaften da unten verfolgt und sie — Krell mit meisterschaftlicher Wortkunst — sorgfältig aufzeichnet; der Gesetze bewußt, die das erregende Spiel der Erregungen grenzen.

Berlin — Anselma Heine

Angelika ten Swaart. Von Frank Thieß. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 181 S.

Ein Buch, das sich silbern und schweigsam heraushebt aus der Masse der Neuerscheinungen. Der Durchschnittsleser interessiert sich wohl für das Schicksal der schönen blonden Angelika, die ihre Mädchenjahre in dem vornehmen Hause des Vaters verlebt, dann an einen ihr absolut wesensfremden bürgerlichen Amerikaner verheiratet wird, sich mit der Disziplin, die in ihrem Hause Tradition ist, gehorsam dem Willen des Vaters unterwirft und nun durch diese Ehe unendlich leidet. Aber dieses Leiden ist ganz besonderer Art. Sie selber glaubt Haß und Abscheu zu empfinden gegen den Aufgezwungenen; aber immer deutlicher wird es ihr, daß es eine mystische Furcht ist, die sie seiner Art gegenüber empfindet. Percival Morr ist der Rücksichtsvollste, Gleichmäßigste und immer Gütige, wie er auch zugleich von einer „schrecklichen Bestimmtheit" ist und von einem Wissen um ihre tiefst verborgenen Regungen, die sie empört. Sie fühlt ein Grauen vor ihm wie das Leben vor dem Tode. „Du bist der andere", sagt sie ihm einmal.

Nicht die oft erzählte Geschichte gibt uns Thieß von dem Ehemann, der sich allmählich die physische Liebe seiner herbjungfräulichen Frau erobert — ihre verzweifelte Abwehr vielmehr entspringt der Angst des jungen lebendigen Menschen vor der Einsamkeit und Kälte, die ihn auf den Gipfeln der Erkenntnis erwarten. In dem Doktor Morr, der die junge Angelika unentrinnbar gütig in seine Arme nimmt, hat er eine Figur geschaffen, die an den Claudius-Schubertschen „Tod und das Mädchen" erinnert. Der Dämon des Todes ist es, vor dem das junge Weib erschauert, wenn der Gatte sich ihr naht, sie ihn bewundern lernt, hassen und lieben.

Nicht um jene billige Dämonie handelt es sich bei Thieß, die mit schwarzen Locken und rollenden Augen umherschreitet, sondern um den fremden Anhauch aus den Gärten der Unendlichkeit, der dem schwachen Menschen, dem Weibe vor allem, Grauen einflößt. Bis zur letzten Überwindung alles Irdischen und Engen. „Du Menschlein," sagt Morr lächelnd zu Angelika. In dem Worte fühlt sie den ganzen furchtbaren Abstand, der sie voneinander trennt. Und sie fühlt diesen Abstand allmählich mit Bewunderung und Lust. Doktor Morr hat ein berühmtes Buch geschrieben, in dem er den Tod „eine Variation des Lebens" nennt, „einen Formwechsel". Und als die junge Frau als Zwanzigjährige an ihrem Kindchen stirbt, fühlt sie sich geborgen und vollendet. Ein Tonstück, dessen Stimmen: Leben und Tod sich kontrapunktlich gegenüberstanden, ist von Gott zu Ende gespielt: „Sollst sanft in meinen Armen schlafen."

Thieß hat uns keine abstrakten Erörterungen vorgesetzt. Und doch ist es nicht nur das Einzelschicksal einer jungen Frau, das er uns in seinem Roman erzählt, sondern ein tiefes Erleben, das uns alle angeht. Wir alle kennen sie: die Angst vor der eisigen klaren Atmosphäre der Erkenntnis; vor der Grausamkeit des Wissens um unsere winzige Bedeutung in der Unendlichkeit. Überdies ist dem Autor die mystisch-naturalistische Gestalt des Doktor Morr als Repräsentant dieser Erkenntnisse seltsam gut gelungen. Ein paarmal macht Thieß den Kunstfehler, daß wir die Erzählung an Morr entlang weiter erleben, daß wir hören: Doktor Morr sieht dies und jenes, denkt dies und das. Das dürfte nicht sein! So vertraulich darf der Leser nicht werden zu dem Menschen, der ihm den gütigen, ernsten und klaren Tod symbolisiert. Es stört das Geheimnis.

Frank Thieß zeigt sich in diesem Buch als einer, dem Mystik und metaphysische Fragen nicht nur Modebeschäftigung sind.

Berlin — Anselma Heine

Die Grenze. Erzählung. Von Hans Sochaczewer. Konstanz, Oskar Wöhrle. 207 S.

Daß man ein solches Buch aus dem Irrenhause schreibt, warum nicht? Auf jeden Fall zeigt diese Erzählung Können an und zwar gutes Können. Die andere Frage ist, was die Öffentlichkeit mit diesem Buch anfangen soll, das von einem Irren handelt, der im Irrenhause geboren ist und immer zusammenbricht, wenn er in die Welt außerhalb seines „Vaterhauses" hinaustritt. Das Talent eines Schriftstellers wurde bewiesen. Daß es gerade so bewiesen werden mußte, ist Geschmacksache. Ich wurde abgestoßen. Das mag spießig sein. Aber warum soll man das nicht auch einmal sein.

München — Hans Christoph Ade

Der Zensor. Erzählungen. Von Egon Frey. Hamburg, Verlagsbuchhandlung Enoch. 175 S.

Diese Erzählungen sind gut, sehr gut. Sie handeln von Menschen, die immer in irgendeiner Form über das Gewöhnliche hinausragen und die an ihrer Ungewöhnlichkeit

:it fast immer zugrunde gehen. Die Form dieser Erzählungen
t stark und straff. Ihr Inhalt strebt immer hoch empor,
›ächst groß aus den Gestalten heraus. Der leise Pessimis-
ius, der durch alles hindurchgeht, ist nicht bedrückend, denn
ieses Untergehen trägt immer etwas sieghaft Heldisches
n sich.

München Hans Christoph Ade

Das Geschichtenbuch. Von August Lämmle. Heilbronn 1922, Eugen Salzer. 304 S.

Der bestimmte Artikel im Titel klingt etwas heraus-
›rdernd, ist aber kaum so gemeint. Der Verfasser beansprucht
hwerlich, das Geschichtenbuch geliefert zu haben, das jeder-
ıann kennen und besitzen muß; es handelt sich vielmehr nur
m sein Geschichtenbuch, um eine Auslese dessen, worauf es
ım ankommt. Der zumeist seinen älteren Bändchen ent-
ommene Inhalt ist ganz auf das schwäbisch Volkstümliche
:stellt, doch unter Verzicht auf die Mundart. Es sind rechte
alendergeschichten: Anekdoten und kleine moralische Er-
ihlungen, in der Regel Lämmles Eigentum nur der Form
ıch, aus älteren und neueren Schwankbüchern wie aus
ündlicher Überlieferung zusammengesucht, stofflich bis in
e jüngste Gegenwart hinabreichend. Die Fassung ist im all-
:meinen recht geschickt: kräftiges Hausbrot, nicht allzu dick
it Butter lehrhafter Nutzanwendung beschmiert.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Das gut alt teutsch Schwankbuch, das ist: artige Mären und lose Schwänklein, von mutwilligen Rittern, schelmischen Pfaffen und Scholaren, als auch gelustigen Weiblein, schlimmen und lieben, alten und jungen, wie unsere Altvordern zur Zeit des Minnesanges sie gesungen und gesagt haben. Aus dem Mittelhochdeutschen sinngetreu gereimt und ungereimt in unserer Zeiten Sprache übertragen von Ernst von Wolzogen. Wolfenbüttel, Verlag der Freude. 142 S.

Ernst von Wolzogen erhebt mit der Herausgabe dieser
›ölf aus von der Hagens „Gesamtabenteuern" ausge-
ählten Schwänken den Anspruch, uns in „diesen trübsten
ıgen deutscher Schmach und dumpfer Verzweiflung"
ieder zu „ein wenig Freude an unserem Deutschtum zu
rhelfen". Tant de bruit pour une omelette! Oder ein-
inglicher: wie wenig tief muß man unsere Not gespürt
ben und welch schlechter Diagnostiker zudem sein, um der-
ichen ernstlich als ein Remedium empfinden und empfehlen
können: denn das Deutsche in diesen Schwänken des 12.
:d 13. Jahrhunderts, die Kraft, mit der Erotisches, das nie-
ıls an eine Nation gebunden war, hier gestaltet und ge-
rmt wurde, ist schwach und unzureichend und hat ganz und
r nichts von jener gedrungenen Wucht, mit der etwa Balzac
ı gleich Übernationales zu einem spezifischen Ausdruck des
anzösischen zu formen wußte. Führt man aber den falschen
d übertriebenen Anspruch des Herausgebers auf das
htige und nicht allzu hohe Maß zurück, so kann man an den
:schichten, unter denen sich seltsamerweise auch der Meier
lmbrecht befindet, nur seine Freude haben, sowohl was
: Auswahl, wie auch was die Geschicklichkeit der nicht wort-,
er sinngetreuen Übertragung in ein altertümlich gefärbtes
:uhochdeutsch anbetrifft, die nur an ganz wenigen Stellen
ch Deutschtümelei schmeckt. Die mittelmäßigen Tusch-
chnungen, die der Verlag als Vignetten verwandt hat,
d stilwidrig und wären besser fortgeblieben

Köln Walter Heinsius

Batuala. Ein echter Negerroman. Von René Maran. Deutsch von Claire Goll. Basel, Rhein-Verlag. 211 S.

Der große Erfolg des französischen Buches hat die
utsche Ausgabe veranlaßt. Es handelt sich weniger um
ıen Roman als um die Schilderung des äußeren und
ıeren Lebens der Neger. Als solche verdient die Erzäh-
ıg auch die Beachtung deutscher Kreise, denn sie stellt
ıe authentische Quelle für das Seelen- und Triebleben
s primitiven Menschen und gleichzeitig eine Fundgrube
: die Volkskunde dar. Man bewundert die dichterische
:gabung dieses Schwarzen, der farbig und suggestiv dar-
zustellen weiß. Das Buch hat in den literarischen Kreisen Frankreichs ein so großes Aufsehen erregt, daß ihm der Goncourtpreis zuerkannt wurde. Dann aber wurde es wegen der Bloßstellung der kolonialen Zustände verfolgt. Auch das begreift man, denn das Buch ist erfüllt von einem fanatischen Haß gegen die brutalen Kolonisationsmethoden der Weißen und fordert die Gleichberechtigung der Schwarzen und Weißen.

Berlin Otto Grautoff

Satiren. Von Michael Saltykow-Stschedrin. Aus dem Russischen von Fega Frisch. München, Orchis-Verlag. 226 S.

Von Saltykow, in dem die Russen einen ihrer „ganz Großen" sehen, den sie ohne weiteres neben Turgenjew, Gontscharow, Ostrowski stellen, kennt man in Deutschland eigentlich nur seinen Roman „Die Herren Golowljow". So bedeutend diese Dichtung auch ist, sie allein vermag kein vollständiges Bild von dem Wesen und dem Können des Dichters zu geben. Daher war es längst an der Zeit, auch seine anderen Werke dem deutschen Publikum nahezubringen. Ein Versuch, den der verstorbene Wilhelm Henckel vor zwanzig Jahren in seiner längst verschollenen russischen Novellensammlung „Sbornik" machte, blieb so gut wie unbeachtet, obgleich Henckel mit richtigem Takt gerade die kleineren Erzählungen und Märchen Saltykows ausgewählt hatte, die dem deutschen Leser ohne weiteres verständlich sein müßten. Denn Saltykow ist vor allem Satiriker, und noch dazu einer, der immer Rücksicht auf die russische Zensur zu nehmen hatte. Er bedient sich daher einer Art Geheimsprache, durch die er oft überraschende Wirkungen erzielt, die aber anderseits seine Schriften selbst für den russichen Leser von heute oft schwer verständlich macht — wie viel mehr erst für den deutschen, der die russischen Verhältnisse nicht kennt. Will man also Saltykow den Deutschen näher bringen, so muß man bei der Auswahl eine sehr feine und geschickte Hand zeigen, sonst erreicht man das Gegenteil dessen, was man beabsichtigt. Fega Frisch scheint dieses Geschick zu fehlen; die von ihr ausgewählten und übersetzten Satiren sind so russisch, daß ein deutscher Leser sie ohne eingehenden Kommentar gar nicht würdigen kann; diesen Kommentar gibt die Übersetzerin aber nicht, sondern beschränkt sich auf wenige unwesentliche Sacherklärungen. Nur weniges wirkt unmittelbar: so das groteske, bitterböse Traumgespräch zwischen dem Jungen in Hosen und dem ohne Hosen (dem Deutschen und dem Russen) oder die heute für uns besonders lesenswerte Schilderung des bourgeoisen Frankreichs. Allem übrigen dürfte der deutsche Leser nicht viel anders gegenüberstehen, als ein Russe einer ungekürzten, unkommentierten Übersetzung von Immermanns „Münchhausen". Auch die Übersetzung der Saltykowschen Satiren läßt viel zu wünschen übrig. Saltykow verwendet mit Vorliebe volkstümliche und sprichwörtliche Redensarten, die seiner Sprache einen ganz besonderen Reiz, eine wunderbare Urwüchsigkeit und Frische verleihen; wörtlich übersetzt (z. B. „er hat befohlen, lange zu leben" im Sinne von „er ist gestorben") wirken sie geziert und unnatürlich. Auch die für Saltykow so sehr bezeichnenden „sprechenden" Namen läßt F. Frisch unübersetzt, so daß der deutsche Leser dort nur eine Aneinanderreihung schwer auszusprechender Laute findet, wo der russische sich über den Witz und die Erfindungsgabe des Satirikers freut.

Leipzig Arthur Luther

Die Erzählungen Belkins. Fünf Novellen. Von Alexander Puschkin. Deutsch von Johannes von Guenther. Titelbild und Illustrationen von W. Masjutin. München 1922, Orchis-Verlag. 118 S.

Kleine Dramen. (Bankett zur Pestzeit. Der geizige Ritter.) Von A. S. Puschkin. Aus dem Russischen übertragen von Reinhold v. Walter. Berlin 1922, Skythen-Verlag. 53 S.

Der junge münchener Orchis-Verlag ist mit Eifer dabei, die großen Meisterwerke der russischen Literatur dem deutschen Leser in schönen illustrierten Ausgaben zu bieten. Wir verdanken ihm eine monumentale Ausgabe von Puschkins romantischem Jugendepos „Ruslan und Ludmilla" mit sehr

eigenartigen Aquarellen von Wassilij Masjutin, eine schöne Auswahl russischer Volkslieder, einen Bilderatlas zur russischen Literaturgeschichte; in der Serie „Der russische Mensch“ bringt er eine Anzahl kleinerer russischer Dichtungen in eigenartiger, dem Inhalt angemessener Ausstattung. Der schönste Band dieser Serie ist unzweifelhaft Puschkins herrliche Dichtung „Der Reiter aus Erz“ mit den einzigartigen Zeichnungen von Alexander Benois; der Novellenband, den ich hier zu besprechen habe, leitet die Serie ein. Die kleinen Erzählungen Puschkins sind schon wiederholt und meist recht gut ins Deutsche übersetzt worden; sie erschienen aber meist einzeln, aus dem Zusammenhang gerissen, in Verbindung mit allen möglichen anderen Werken des Dichters, zu denen sie nicht passen, so daß ihr eigentlicher Sinn und ihre Bedeutung dem deutschen Leser verloren ging. Die Bedeutung liegt aber in dem Gesamttitel, den Puschkin seinen Novellen gegeben hat: „Die Erzählungen Belkins“ — und in dem Vorwort, das diesen Titel erklärt. In diesem Vorwort berichtet der „Herausgeber“ Puschkin von dem angeblichen Verfasser der Novellen, dem empfindsamen Landjunker Iwan Petrowitsch Belkin, der sich in seinen vielen Mußestunden gern mit Schriftstellerei befaßte und in der Unschuld seines Herzens niederschrieb, was gute Freunde und getreue Nachbarn ihm erzählt hatten, alles in dem wehmütig-empfindsamen Stil, den er sich bei Karamsin und den anderen Größen der Zeit der schönen Seelen angelesen hatte. Hat man dieses Vorwort gelesen, so liest man die Novellen selbst mit ganz anderen Gefühlen als vorher: denn nun interessiert uns nicht mehr die Handlung, sondern der Erzähler; sein gutmütiges Gesicht lächelt uns sanft und naiv aus jeder Zeile an, und wir bewundern die Genialität Puschkins, der so ganz in seiner Rolle aufgeht, so völlig eins mit seinem Helden geworden ist. Die Übersetzung von Johannes von Guenther liest sich leicht und angenehm; die Illustrationen von Masjutin sind zum Teil sehr interessant, zum Teil allerdings auch sehr manieriert; gewisse Stellungen und Linien wiederholen sich immer von neuem, so daß der Wunsch wach wird, die großen russischen Dichter auch von anderen Künstlern illustriert zu sehen.

Seiner Übersetzung von Puschkins Dramolet „Mozart und Salieri“ hat Reinhold von Walter die Übertragung von zwei weiteren kleinen Dramen des Meisters folgen lassen. Das erste, „Bankett während der Pestzeit“, ist eine freie Bearbeitung einer Szene aus dem Drama „The city of the plague“ von dem heute vergessenen englischen Romantiker Wilson; völlig Puschkins Eigentum sind die beiden eingelegten Lieder — des Vorsitzenden und der Dirne Mary — Meisterstücke Puschkinscher Lyrik; und gerade in der Wiedergabe dieser beiden Lieder zeigt sich Walter als ungemein feinfühliger Übersetzer, der die weiche Wehmut des Mädchenliedes ebenso vollendet zum Ausdruck zu bringen weiß, wie den ehernen Trotz im Liede des Festvorstehers von der Königin Pest. Das zweite Drama des Bändchens „Der geizige Ritter“ ist eine Originaldichtung Puschkins und zwar eine seiner schönsten und vollendetsten. Eine gewaltige Tragödie in drei ganz kurzen Szenen. Es gibt vielleicht keine zweite Dichtung in der Weltliteratur, in der die dämonische Gewalt des Geizes eine so machtvolle Darstellung gefunden hätte, wie in der zweiten Szene dieses Dramas, dem Selbstgespräch des alten Barons in seiner Schatzkammer. In Rußland hat sich diese kleine Tragödie auch auf der Bühne vielfach bewährt; man sollte auch in Deutschland den Versuch einer Aufführung machen.

Leipzig Arthur Luther

Durch Dick und Dünn. Von Mark Twain. Herausgegeben und übertragen von Ulrich Steindorff. Berlin 1922, Ullstein. 343 S.

In gleicher guter Ausstattung wie drei andere Bücher von Mark Twain, nämlich „Tom Sawyer“, „Huckleberry-Finn“ und das kürzlich angezeigte „Bummel durch Europa“, erscheint jetzt die Übersetzung von Mark Twains „Roughing it“. Alle diese Mark-Twain-Schriften sind sehr geschickt verdeutscht und wirklich lesbar. Leider ist der Einbandentwurf zu „Dick und Dünn“ genau so verrückt wie der vom „Bummel durch Europa“. — „Roughing it“ enthält Mark Twains Reise nach dem „fernen Westen“, eine für sein Leben wichtige Entdeckerfahrt, die zugleich eine interessante und wichtige Epoche der amerikanischen Geschichte umfaßt, lebendig und spaßhaft erzählt und in des Schriftstellers unnachahmlichem klassischem Amerikanisch. Das Buch gibt nicht nur Abenteuer und Humor-Grotesken aus dem Pionier-Amerika, sondern auch „Dichtung und Wahrheit“ und wirkliche Höhepunkte der Mark Twainschen Erzählungskunst.

Münster i. W. F. Schönemann

G-Dur. Kammernovelle. Von Karl Gjellerup. Deutsch von Margarete Böttger. Leipzig 1923, Quelle & Meyer. 163 S.

In seinen kleinen Erzählungen ist Gjellerup immer am wärmsten, am innigsten, am eindringlichsten. Kein Riß geht durch die Stimmung, nichts hält den einfachen Gang der schlichten Begebenheiten auf, es ist wirklich wie ein Musiksatz, in dem Thema, Seitenthema, Verwandlungen und Modulierungen ein künstlerisches Ganzes bilden.

Hier hat ein junger Lehrer eine Liebe hinter sich, steht in der zweiten und findet die dritte. Endgiltig? Es kommt gar nicht darauf an, gar nicht auf die Menschen, ihr Geschick, ihr Glück oder Unglück. Sondern nur auf die musikalische Verarbeitung. Man lauscht wirklich so gefangen der Instrumentation dieses Volksliedes, daß der Text Nebensache wird. Schuberts G-Dur-Quartett, sein erster Satz, ist der Inhalt der Novelle. Die Musik ist in Menschenerlebnis umgesetzt. Und wie da der beginnende strahlende Dur-Dreiklang in Moll abreißt, wie da der Ton eine Freude bis zur Trauer, einen Schmerz bis zum Glück ausdrückt, wie aus dunkelster Schwermut Licht bricht; wie sich im Seitenthema aus der kleinen kaum bewegten Melodie eine Musikfülle leidenschaftlicher Art entwickelt: das ist aufs glücklichste literarisch umgedeutet. So, daß es überhaupt nicht „literarisch“ wird, sondern nur Musik klingt und verklingt.

Berlin Kurt Münzer

Pastor Mors. Eine seltsame Geschichte. Von Karl Gjellerup. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. 119 S.

Romulus. Von Karl Gjellerup. Deutsch von Margarete Böttger. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. 188 S.

Diese zwei Erzählungen Gjellerups sind von seinen Besten! — Sein Menschentum war immer größer als sein Dichtertum, aber der Ausdruck dieser ethischen Vollkommenheit konnte sich oft dichterisch gestalten.

Im „Pastor Mors“ steht im Grunde nichts weiter als ein Gespräch eines alten Professors mit dem Tode über die persönliche Unsterblichkeit. Aber da hinein ist so viel Herzensgüte, Liebenswürdigkeit, Glaubensernst und Lebensbejahung gebannt, daß sich das kleine Bändchen zu tiefen, lichten heiter glänzenden Horizonten weitet.

Im „Romulus“ ist die ergreifende Geschichte eines Pferdes eng und harmonisch verknüpft mit der zweier Liebenden. Gjellerups Herz gehörte auch der stummen Kreatur, vielleicht ihr noch mehr als den sprechenden Brüdern — eben ihrer hilflosen Stummheit wegen. Man fühlt die Zuckungen seines Herzens nach, mit denen er hier vom Martyrium eines Tieres spricht. Und dann eine seiner entzückendsten Liebesgeschichten. Poetisch verklärter kann man das Leben nicht einfangen. Er unterschlägt uns nichts von Menschen, aber da er das Auge der Liebe hat, liegt himmlische Verzeihung und Verschönerung noch über der Bosheit. Welche Wärme strömen alle diese Menschen aus! Welche Behaglichkeit diese Bürgerstuben, in denen Licht, Farbe, Stimmung, Temperatur mit einer so das Eigentliche findenden Beobachtung geschildert werden, wie es schließlich doch auch nur ein Dichter tun kann. Aber ist es nicht eben Liebe, die den Menschen zum Dichter macht? Gjellerup hatte so viel von ihr, daß er also ein großer Dichter ist. Und beginnt man: sein Menschentum war größer als sein Dichtertum — muß man (alles in allem) enden: sein Dichtertum erreicht sein Menschentum! Und das will viel sagen.

Berlin Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

}esammelte Werke. Von Sören Kierkegaard. Bd. 10: Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller. Bd. 11: Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen. Richtet selbst! Jena 1922, Eugen Diederichs. 182 und 199 S.

}m Kampf mit sich selbst. Von Sören Kierkegaard. Eingeleitet und herausgegeben von Christoph Schrempf. Stuttgart 1922, Fr. Frommans Verlag (H. Kurtz). 86 S.

}m Fuße des Altars. Von Sören Kierkegaard. Christliche Reden. Übertragung und Nachwort von Theodor Haecker. München o. J., C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 87 S.

Vor beinahe zwölf Jahren kündigte ich in einem Aufsatz m L. E. XIV, 372 ff.) die damals erschienenen fünf Bände er „Gesammelten Werke" von Sören Kierkegard an. Herausebern und Verlag gebührt Dank, daß sie das groß angelegte Verk trotz der Zeiten Ungunst zu gutem Ende führten: die eiden zuletzt erschienenen Bände vervollständigen die gesamte olge, deren 12. Band schon mit den ersten erschien. Die zwei bschließenden Bände lassen noch einmal den ganzen Kierkeaard vor uns erstehen. Der tiefwühlende Dialektiker, der existentielle" Denker, der durch das Denken das Sein erssen will, gibt in den Schriften über seine Wirksamkeit als Schriftsteller sich und seinen Lesern innerste Rechenschaft ber Sinn und Wesen seiner Verfasserschaft: über den Gang iner Entwicklung, die Stellung der einzelnen Werke zuinander und zum persönlichen Erleben des Autors, das Verältnis des religiösen Schriftstellers, der er immer und überll ist, zum ästhetischen und ethischen; über seine (indirekte) Methode, die Pseudonyme, den Anteil der Vorsehung an iner Schriftstellerei. Die für ihn und uns besonders beeutsame Kategorie des „Einzelnen" wird in der Beilage it hinreißender Eindeutigkeit verkündet; sie ist ihm so entheidend, daß er schreibt: „Wenn ich eine Inschrift auf mein rab verlangen sollte, so soll sie nur lauten: ‚jener Einzelne'", enn „um das Ewige, Entscheidende kann nur gearbeitet erden, wo einer ist; und dieser eine, der alle werden können, eißt sich von Gott helfen lassen — die ‚Menge' ist die Unahrheit". — Die eng zusammengehörenden Schriften es 11. Bandes „Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbeohlen" und „Richtet selbst!" geben mit heiligem Ungestüm ie immer wieder erneuerte „unbedingte Forderung" des hristseins gegenüber der unheilvollen Sinnestäuschung des ffiziellen Christheißens. — In meiner erwähnten ersten nkündigung der „Gesammelten Werke" schrieb ich, die erausgeber und Übersetzer seien uns nichts schuldig geblieben ls den Verzicht auf ihre Nachworte. Mit allem Nachdruck uß ich diesen leisen Vorwurf in einen lauteren gegen hristoph Schrempf verwandeln. Seine persönlichen Anhauungen und inneren Entwicklungen in allen Ehren; er t überzeugt, für seine Person weit über Kierkegaard hinaus fortgeschritten "zu sein. Kierkegaard an sich verliert dabei ichts. Ist es aber nötig und richtig, diesen vermeintlichen fortschritt den Lesern der Werke nach fast jedem Band aufudrängen? Wie wäre es, wenn Kierkegaards Irrtümer noch edeutsamer wären und fruchtbarer als Schrempfs Forthritte, und der kaum erschlossene Schatz seines Denkens und Vollens unendlich gewichtiger als die sämtlichen kritischen inwände Christoph Schrempfs?... Bezeichnend für Schrempf sind die Worte, die er in der Einleitung zu der leichfalls von ihm herausgegebenen kleinen Auswahl aus ierkegaards Tagebüchern und Schriften „Im Kampf mit ch selbst" ausspricht: „Die dauernde Bedeutung Kierkeaards liegt ganz und gar in dem furchtbaren Ernst seines Kampfes mit sich selbst. Was in seinen Schriften sich nicht arauf bezieht, ist nur mehr oder weniger gute Literatur." Nein und noch einmal nein! Da hat denn doch Theodor Haecker, der uns aus dem Reichtum der erst zu kleinem Teil bersetzten „Reden" zwei wundervolle Proben von Kierkeaards ringender Glaubensinbrunst gibt, den großen Dänen efer und positiver erfaßt, wenn er in seinem Nachwort der och lange nicht erschöpften Bedeutung des Schemas: ästhetisch-ethisch-religiös, und der Kategorien des „existentiellen Denkens" und des „Einzelnen" die gebührende Stellung zuweist. — — Schrempf steht Kierkegaard mit der Überlegenheit seines Fortschreitens gegenüber; Haecker als gläubiger Katholik. Sollte es nicht einen dritten Standpunkt geben, der Kierkegaard von Kierkegaards Standpunkt aus begreift und fruchtbar macht?

Weimar Heinrich Lilienfein

Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert. Von Ernst Heilborn. Mit 17 Bildtafeln. Aus der Sammlung „Die gute alte Zeit". Hrsg. von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Rikola-Verlag. 229 S.

Das Berlin der Erinnerungen! Immer wieder hat es Ernst Heilborn in einem treuen und dichterischen Herzen getragen; immer wieder von dieser seiner stillen Liebe gezeugt. Die reizvollsten Geschichten seiner „Kupfernen Stadt" stecken voll Erinnerungsbilder. Man geht in diese versunkene Welt hinein durch verwunschene Pforten, die sich nur dem Erwählten öffnen. Und man genest in ihr vom Heute. So entläßt uns auch Heilborns Buch in einer Höhenstimmung, die weit über die Freude am „Es war einmal" hinausgeht; die uns nachdenken läßt über ein „Kann es nicht noch einmal wieder so werden?" und mehr als das, uns zu einem eifrigen „So viel an mir ist, will ich mithelfen dazu" hinführt.

Diesmal nimmt Heilborn nicht allein das Wort. Der zweite Teil des Buches (das eine Menge Porträts in Abbildungen bringt) setzt sich aus zeitgenössischen Tagebüchern, Erinnerungen, Biographien und sonstigen Dokumenten zusammen, von denen auch die bekannteren in dieser Beieinanderstellung mit anderer, widersprechender Auffassung uns wieder neu erscheinen! Jedenfalls aber, eben durch dieses Sehen von so sehr verschiedenen Standpunkten aus, das Bild der geschilderten Person von allen Seiten beleuchten. Und es so uns wirklich machen. Mehr als jede einseitige Biographie, die oft nichts will, als nur den Geist des Autors, nicht den des Titelhelden, in Sicht zu bringen.

Im ersten Teil gibt uns Heilborn das Gesamtbild der Geselligkeit in einem Berlin, für das die Gegend jenseits des Potsdamer Tors das Ultima Thule war. Heute schon märchenhaft klingt es uns, daß Frauen — nicht schön, nicht reich, nicht von hervorragender Geburt — einzig um ihrer „guten Stube" willen berühmt werden konnten. Wie Rahel. Sehr fein gibt Heilborn die Unterschiede und Nuancen der Atmosphären, in denen man sich bewegte. Räumlich und auch geistig nahe zusammengehörig, hatte doch jedes Haus, mochten die Gäste auch die gleichen sein wie im anderen, seine ganz bestimmten, unvermischbaren Gebärden, seine unausgesprochenen Gesetze, denen jedermann sich unterwarf. Heilborn zeigt uns erst „die gute Stube" der Durchschnittshausfrau, von ihr gehätschelt und geliebt als ein bescheidener Winkel Festlichkeit, der — dem Alltag entzogen — dem Überflüssigen Raum und Pflicht gab. Er zeigt uns, daß im selbst geschmacklosesten Aufputz dieser Stube doch ein heimlicher Lebensanspruch lag; ein Wunsch nach Hochflug. Und wie dieses unbewußte Wünschen der Hausfrau sich Erfüllung schaffte in kleinen führenden Kreisen der berliner Geselligkeit; zeigt uns die Persönlichkeiten, die diese Kreise schufen und lebendig hielten. Über Geselligkeit im allgemeinen gibt er uns ein paar treffende Sätze, deren Ergebnis ist: „Von Geselligkeit im tieferen Sinn kann nur da die Rede sein, wo aus den einzelnen Geistigkeiten Gemeinsamkeitsgeist entsteht."

„Aus der Verbindung von Geist mit Romantik sollte der Geist der berliner guten Stube geboren werden", heißt es. Und nun erfahren wir von Henriette Herz, der tugendhaften Schönheit von vergeistigter Sinnlichkeit, bei der junge Adlige und Angehörige der jüdischen Kreise sich fanden, Geistesrichtungen jeder Art sich tolerierten. Und Heilborn findet den Schlüssel zur Lebenskraft dieser Geselligkeit in einem Wort der Fanny Lewald: „Wohlwollen und Duldsamkeit." Bei Rahel, Mendelssohns, Dunkers, Lassalle, Olfers und Rodenbergs sind wir zu Gaste in diesem Buche, lassen

vorüberziehen an uns, was damals sprach, empfand, plauderte und musizierte, was, aus dem breiteren Leben kommend, Erholung fand und Anregung im kleinen warmen Nebeneinander der Besten des damaligen Berlins.

Zum Schluß meint Heilborn: Andere Bevölkerungsschichten als die bisher am Werke waren, werden vielleicht den abgerissenen Faden der Geselligkeit wieder anknüpfen. Und sagt aus: „Sie werden gesellig sein, soweit sie geistig sind."

Trübe Perspektive! —

Unter den beigefügten Dokumenten bringt das „Aus den Papieren des Grafen S." viel Anschauliches über die Rahel. Und das mehr weiberne Urteil der Karoline Bauer, das allerhand kleine Schwächen heraushebt, neben dem Bewundernswerten, ergänzt amüsant. Auch die Nebenfiguren der einzelnen Kreise, immer wieder erwähnt und von verschiedensten Seiten beurteilt, gewinnen Leben für uns. So kennen wir, wenn wir das Buch aus der Hand legen, nicht nur die Dunkers, Kuglers und die früher Erwähnten, sondern auch Chamisso, Gentz, die Elsner, die Unzelmann und hundert andere, deren Namen in Berlin wohl einmal an unser Ohr schlugen, denen wir aber nun erst zu diesen Namen den passenden Körper hinzuzufügen vermögen.

Ein bißchen wehmütig freilich wird uns zumute, wenn wir zuletzt nach 1923 zurückkehren, zum Gedränge vor den Kurszetteln an den Zeitungsschaufenstern, der Mußelosigkeit, der Atmosphäre von Bureau, die mit dem Autodunst um die Wette die eilige Stadt durchzieht. Wenn wir sehen, wie man in Banken, Warenhäusern, oder als Zeitungsausrufer die Kultur des Tages verbreitet.

Um so dankbarer aber sind wir dem kundigen Führer, der uns mit hineinnimmt in die gute Stube seines Herzens: die Erinnerung.

Berlin Anselma Heine

Die Bibliothek der Gegenwart. Eine Grundlegung und Einführung von Paul Ladewig. Leipzig 1923, Ernst Wiegandt. 149 S.

Dieses ungemein vielseitige und inhaltsreiche neueste Werk Ladewigs kann als eine Art Gegenstück zu seiner repräsentativen „Politik der Bücherei" bezeichnet werden. Noch mehr als jene wird es — trotz gelegentlicher stilistischer Eigenwilligkeiten und allzu allgemeiner Wendungen — dazu berufen sein, über den Kreis der bibliothekarischen Fachleute hinauszudringen und die öffentliche Meinung über die Aufgaben des modernen Büchereiwesens entwickeln zu helfen. — Mit Recht stellt Ladewig an den Anfang seiner Schrift die beiden Kapitel „Der Beruf des Bibliothekars" und „Der Wissensbereich des Bibliothekars". Denn unser deutsches Büchereiwesen (in gewissem Sinne auch das wissenschaftliche Bibliothekwesen, trotz seiner äußeren Zwangsläufigkeit) befindet sich noch in dem Stadium ausgesprochener Pionierarbeit, in jenem Zustand organisatorischer Bildsamkeit, in dem die Persönlichkeit des einzelnen Büchereileiters noch von folgenreicher Bedeutung ist. Ich empfehle ihre Lesung insbesondere allen denen, die sich für die Heranbildung des bibliothekarischen Nachwuchses verantwortlich fühlen oder doch fühlen sollten. In den beiden nächsten Kapiteln werden in einem etwas gekünstelten Parallelismus „Die Entwicklungsstufen der Volksbücherei" und „Die Entwicklungsstufen der wissenschaftlichen Bücherei" behandelt. Unterstrichen sei, was darin über Schulbüchereien, über den Fachbibliothekscharakter der Universitätsbibliotheken und über die Unhaltbarkeit der Koppelung „Universitäts- und Landesbibliothek" gesagt wird. Das darauffolgende Kapitel „Die allgemeine öffentliche Bücherei" hat Ladewig schon vor bald zehn Jahren geschrieben und veröffentlicht. Es war damals in mancher Hinsicht von größter Zeitgemäßheit und eine büchereipolitisch wichtige und wirksame Kundgebung. Es ist schade, daß der Verfasser es für den Neudruck nicht neu gestaltet und ihm dadurch gleiche Bedeutung wie bei seinem ersten Erscheinen gesichert hat. Das Kapitel über „Archivaufgaben der Bücherei" wird auch manchem Bibliothekar neue Perspektiven eröffnen. In dem Kapitel „Organisation der Fachbücherei" hat Ladewig in der pädagogischen Fachbücherei ein recht glückliches, ihm besonders liegendes Beispiel herausgegriffen und in methodisch allgemeingültiger Form klargelegt. In einer für jeden Bücherfreund anregenden Weise wird dann „Von Privatbücherei" gehandelt und diese Büchereiform in ihrem biologischen Verhältnis zur öffentlichen Bücherei treffend gekennzeichnet. In dem Kapitel „Die Arbeit kleinster Bücherei" befremdet etwas die optimistische Beurteilung der Landratsämter als Bücherzentren und der Verzicht auf die Empfehlung technisch entwicklungsfähiger Ausleihebuchungen (Karteien). Recht eigentliche Zukunftsaufgaben behandeln dann noch in großzügiger Weise die beiden Kapitel, „Über Zentralisation und Dezentralisation von Bibliotheken" und „Über Höchstumfang von Büchereien und Bucharchiven". Am wenigsten hat mich befriedigt das Kapitel „Über Wirtschaft der Bücherei", das durch wirtschaftliche und büchereipolitische Widersprüche vielfach mißverständlich wirken mag, und das Schlußkapitel, das eine „Fachsystematik der Bücherei" bringt, die wohl bezüglich der Fülle des vom Bibliothekar zu beherrschenden Handwerkszeuges namentlich für Neulinge lehrreich ist, die aber mit ihrer amerikanisierenden Anpassung an den Dezimalmechanismus erzwungen erscheint. — Wer sich für Büchereifragen aus inneren oder äußeren Gründen interessiert, wird diese Schrift nicht ungelesen lassen dürfen.

Stettin Erwin Ackerknecht

Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen und Nassau. Von Karl Neurath. Teildruck: Begriff und Grenzen der mundartlichen Literatur. Gießener Doktordissertation. Gießen 1922. 14 S.

Dieses Bruchstück einer Dissertation zeigt wieder einmal mit trauriger Deutlichkeit, wie jammervoll wir heruntergekommen sind und wie schwer die Wissenschaft durch unsere wirtschaftliche Verelendung geschädigt ist. Die Erforschung unserer Mundarten und besonders des mundartlichen Schrifttums steht noch in den Anfängen. Nach dem Inhaltsverzeichnis zu urteilen, hätte Neuraths umfängliche Arbeit zweifellos eine eingehende Darstellung der gesamten mundartlichen Dichtung von Hessen und Nassau geboten — wenn sie hätte gedruckt werden können. So ist nur das Vorwort erschienen, das die nicht ganz einfache Frage nach Begriff und Umfang der mundartlichen Dichtung geschickt, kenntnisreich und umsichtig behandelt, aber vom Stofflich-sachlichen, das doch bei der Aufgabe das Wesentliche ist, erfahren wir leider nichts. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Verfasser bald die Möglichkeit fände, die Früchte seiner Arbeit der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Breslau H. Jantzen

Sprachgeschichtliche Plaudereien. Von Ernst Wasserzieher. Berlin 1922, Ferd. Dümmler. 288 S.

Der Verfasser hat bereits eine ganze Anzahl volkstümlich-wissenschaftlicher Werke zur deutschen Sprachgeschichte geschrieben mit dem ausdrücklichen Zweck, dadurch tiefere Kenntnis und geschichtliches Verständnis unserer Muttersprache in möglichst weite Kreise zu tragen. Dahin gehört sein weit verbreitetes und mit vielem Beifall aufgenommenes etymologisches Wörterbuch „Woher?", seine Schrift „Leben und Weben der Sprache", deren zweite Auflage ich im L. E. XXIII, 694 besprochen habe, sein „Bilderbuch der deutschen Sprache" und nun auch das oben genannte Buch. In leichtem Plauderton bietet er darin 139 meist ganz kurze, frisch und flott geschriebene Beiträge zur Sprachgeschichte, Bedeutungslehre, Etymologie, Namenkunde und zu sonstigen, die Allgemeinheit anziehenden Fragen aus seinem Gebiete. Sie mögen wohl ursprünglich für die Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, für Tageszeitungen oder sonstige Gelegenheiten bestimmt gewesen sein und lassen sich auch jetzt noch gut zu solchen Zwecken verwenden. Ihr Wert liegt nicht im Wissenschaftlichen — denn Neues bringen sie kaum, — sondern vielmehr darin, daß sie mit großem Geschick Lust und Liebe für derartige

Fragen zu wecken verstehen, und das ist auch ein Verdienst. Denn der Deutsche, auch der Gebildete, hat es ja bekanntlich in hohem Maße nötig, noch recht viel über seine eigene Sprache zu lernen, die wir leider nur allzuleicht gering zu schätzen geneigt sind; und genauere Kenntnis der Sprache führt erfahrungsgemäß zu größerer Achtung vor ihr und zur Wahrung und Förderung ihrer Schönheit und Reinheit. Dazu vermag Wasserzieher hier wie auch in seinen anderen Schriften gut und nachhaltig anzuregen.

Breslau H. Jantzen

Hans Much. Leben und Wirken. Eine Betrachtung von Ferdinand Guggenheim. Mit einem Porträt und 7 Bildern. Hamburg 1922, Pfeil-Verlag. 48 S.

Hans Much, in der Mark als Pastorssohn geboren, in Hamburg an der Wasserkante als Mediziner und akademischer Lehrer ansässig, ist ein vielseitiger Mann: Naturwissenschaftler, Arzt, Kunstwissenschaftler, Dichter in Hoch- und Plattdeutsch, religiöser Denker. Mit regem, scharfem Geist erfaßt er alles, was ihn interessiert, und fühlt sich gedrungen, mit der Feder dazu Stellung zu nehmen. Wie er auf viele faszinierend wirkt, so hat er naturgemäß auch manche Gegner. Es lohnte sich schon ein kritisches Bild dieser eigenartigen, schaffensfreudigen Persönlichkeit zu geben, nur müßte, wer das wollte, auf allen Gebieten, die Much beackert, gleichfalls heimisch sein. Ob Guggenheim das ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er keine kritische Einstellung zu seinem Stoff. Es gibt bei ihm keine Vorbehalte, sondern nur verzückte Verhimmelung. Die Schrift ist ein einziger Hymnus auf Much, noch dazu in einem recht unerfreulichen Deutsch geschrieben.

Hamburg Carl Müller-Rastatt

Sendung des Künstlers. Von Hermann Bahr. Leipzig 1923, Insel-Verlag. 202 S.

Aufsätze sind hier gesammelt über Grillparzer, Stifter, Feuchtersleben, Dostojewski, selbstverständlich über Goethe, über den barocken Goethe Bahrs. Was er von ihm sagt, ist, schon rein methodisch, das Belangvollste des Bandes. Das Zierlichste aber ist die Vorrede an die Pisonen, will sagen: an die Expressionisten, eine entzückende Zeitepistel, eine leise politische Zeitsatire, abgeschaut vom kaiserlichen Rom, mit einer Güte, wo sie ironisiert, mit einem Stachel, wo sie beschwichtigt, und mit einer nicht mißzuverstehenden Wahrheit am Ende: Rasen darf nur, wer Genie hat. Und das ist eigentlich des Buches Grundthema, wie es der Titel schon halbmystisch ankündigt: Sendung des Künstlers, das heißt in der Kirchensprache: Sendung des Heiligen Geistes. Von Homer und dem ersten Korintherbrief an über Goethe, Grillparzer und Nietzsche bis zu William Blake beruft Bahr alle Zeugen für den Geistes-, den Musen-, den Ewigkeitsanhauch. Eingebung des Dämons, Einfall des Göttlichen ist ja das Kunstwerk zuvörderst; ein Blitz, ein Schrecken. Darum in so vielen Schöpfungen noch die Spuren von Angst und Flucht. Erst wenn sich dem Anstoß von außen und oben im Empfangenden und Schaffenden eine ebenso göttliche, innere Kraft des Ordnens, des Fügens, des Bauens, des Ballens entgegenstellt, vollendet sich ein Werk im Gleichgewicht. Es gibt in Bahrs letzten Schriften, noch mehr: es gibt für Bahrs Werden und Wesen, für seine Kennzeichnung, er selber würde goethisch sagen: für den Ur-Bahr kaum ein durchleuchtenderes, kaum ein seligeres Wort als das vom Gleichgewicht, von der schwebenden Harmonie zwischen Diesseits und Jenseits. Im Diesseits schon jenseitig sein und dennoch und eben darum am vergänglichen farbigen Abglanz des Unendlichen halten: Das ist sein Barock. Daraus leitet sich auch seine zweifelsohne barocke Betrachtungsweise. Er sieht z. B. Goethe nicht mehr im freundlich grünen, im bürgerlichen, im lustigen oder im steifen Weimar, er sieht ihn hinter Wolken, als Erscheinung, als „Spiegelexistenz“ einer platonischen Idee. Und so allegorisiert er ihn, so mythisiert er ihn. Gewiß ist das gerade wieder der jüngste Zug in der Literaturgeschichtsschreibung. Nur darf man bei Bahr hinzufügen, daß er darin auch unmittelbar mit Nietzsche zusammenhängt. Was dieser in seinem „Menschlichen Allzumenschlichen“ besonders von der dramatischen Dichtkunst forderte, daß sie eine allegorische Allgemeinheit gebe und Zeitcharaktere und Lokalfarben zum Mythischen abdämpfe, das überträgt Bahr auf das Gebiet des Forschens. Er ist ja immer ein Übersteigerer, ein Superlativist gewesen. Und er war immer für Weiten. Selbst seine Formeln sind nicht da, zusammenzuziehen; sie weiten. Die Ungezwungenheit ist denn auch sein persönlichster, sprachlicher Reiz. Dazu noch die Gefühlswärme seines Stammes. Wenn andere Deutschen rezensieren, so tritt hervor, nun daß sie rezensieren, daß sie ein Urteil erschließen, daß sie abwägen, daß sie abschätzen, daß sie einstellen, daß sie richtig stellen. Für Bahr hingegen sind fremde Bücher eher nie Gegenstand von Amts wegen. Sie treffen ihn eher wie ein Zufall, nein, wie eine Gnade, die aus ihm löst, was ja schon irgendwie und seit jeher in ihm war. Anregungen sind sie, Spiegelexistenzen seiner Spiegelexistenz.

München Joseph Sprengler

Spittelers Imago. Eine Analyse. Von Ernst Aeppli. Frauenfeld 1922, Huber & Co. 107 S.

Ein junger schweizer Schriftsteller macht in der etwa hundert Seiten starken Schrift den Versuch, aus dem Bekenntnisroman „Imago“ ein Bild von Spittelers Dichterpersönlichkeit herauszukristallisieren. Der Autor ist sich bewußt, daß auf der Grundlage eines Einzelwerkes — und ist es auch das Werk, welches am unverhülltesten des Dichters seelische Gesetzmäßigkeit zum Ausdruck bringt — oft nur mühsam das Blickfeld sich gewinnen läßt, das die Totalität der Dichtererscheinung zu umspannen gewährt. Allein es gelingt seinem Formwillen und Formvermögen, unter Einbeziehung von „Imagos“ nächsten Geistesverwandten, mit präzisen Strichen, mit einer Fülle kluger Bemerkungen, mit unvoreingenommenem Blick ein abgerundetes, wenn auch mehr statisches als dynamisches Bild Spittelers zu zeichnen.

Was Ernst Aeppli gibt, ist nicht Literaturgeschichte, will es auch nicht sein. Seine Literaturwissenschaft arbeitet mit unerbittlicher psychologischer Sonde, ist Literaturdeutung. Seine Methode hat sich geschärft an den Errungenschaften der Psychoanalyse, weiß aber geschickt und geschmackvoll der Exklusivität ihrer Konsequenz sich zu entziehen, ohne dabei zwitterhaft zu werden. Die völlig unhistorische Orientierung läuft und vermeidet Gefahren: treten wir einerseits nirgends aus dem einseitigen Bereich der dichterischen Psyche heraus (sind uns doch selbst Umwelt, Zeitverhältnisse nur als deren Projektionen wichtig), so bietet doch andererseits wieder manch Erfreuliches der absolute Verzicht auf jene Einstellung, die mit der emsigen Aufzeigung von allerhand literarischen Beziehungen, Vergleichen und Einflüssen mehr als nur Ausgangspunkt zu Wesentlichstem zu bieten vermeint. Darin gerade will der Wert dieser empfehlenswerten Studie gesehen sein, daß sie mit unverhüllter Blickfähigkeit Wesenhaftes selbst aus Unbewußtheitstiefen heraus zutage fördert, sei es in der perspektivenreichen Verfolgung der Romanhandlung, sei es in der eindringenden Untersuchung über die weltanschaulichen Hauptprobleme ihres Helden. So gibt uns Ernst Aeppli im vollen Sinn, was der Titel verheißt: eine Analyse der immer wieder erstaunlichen, oft zum Widerspruch zwingenden Dichterindividualität Spittelers, eine Darstellung des wichtigen seelischen Phänomens der „imagines“, dem der Roman seinen Namen verdankt.

Zürich Ernst Tobler

Shakespeares Geheimnis. Von Karl Bleibtreu. Bern 1923, Ernst Bircher. 157 S.

Bleibtreu will doch wohl seine alte Lehre, daß Lord Rutland der wirkliche Shakespeare sei, über allen Zweifel erheben. Wird das dadurch erreicht, daß er (nur ein Beispiel!) S. 110 von den „fachmännischen Ochsen“ redet, die „überall mit ihren stumpfen Hörnern herumstochern, um dürres Heu in ihren Dogmenstall zu sammeln“, und besagte Ochsen gleich im nächsten Satz in „blinde Hennen“ verwandelt, die nie ein richtiges Korn finden? Will er überzeugen, so müßte er zu-

nächst einmal die Nachprüfung ermöglichen. Dazu gehört, daß er auf der einen Seite seine Aufstellungen durch genaue Nachweisungen belegt, auf der anderen Seite, was an zeitgenössischen Äußerungen für den Stratforder spricht, genau und wörtlich mitteilt (ich rede nur von diesem, die Baconier mögen sich selbst wehren!). An beidem aber mangelt es. S. 116: Die Quartos sollen alle die Papierwassermarke von 1618 tragen. Wo und wer hat das einwandfrei festgestellt? S. 89: Polonius' Ratschläge an Laertes sind Persiflage von Lehren, die Bacon auf Anregung von Essex für Rutland vor dessen Reise nach dem Kontinent schrieb. „Neuerdings" sollen diese Papiere aufgefunden sein: wo sind sie abgedruckt? Wer hat nachgewiesen, daß sie von Bacon für Rutland verfaßt sind? Und umgekehrt: der Stratforder war ein Vagabund, ein Säufer, wahrscheinlich Mitglied einer Bande von Wegelagerern. Da hätte sich Rutland allerdings einen sehr glaubhaften Strohmann ausgesucht! In der Tat soll niemand dies anrüchige Individuum für den Verfasser der Dramen gehalten haben. (S. 127.) So? Bleibtreu selbst zitiert S. 132 eine Notiz im „Revels Account": „Der die Stücke machte, ist Shaxberd"; das ist aber nun natürlich ein Beleg dafür, daß die breitere Öffentlichkeit sich um die Verfasserfrage „einen Pappenstiel scherte" — stände Shakespeare da, so würde es heißen: „Seht den Beweis für Rutland. Der Stratforder hieß Shacksper (S. 8) oder so ähnlich." Und wie geht Bleibtreu mit den Zeugnissen für den Stratforder um! S. 124 wird böse abgefahren mit Professor Waitz, der Fulton (so zweimal!) falsch verstanden und aus einem englischen „ich sehe" ein „ich sah" gemacht habe. Nun besagter „Waitz" hieß Wetz; er hat „Fulton", der Fuller hieß, ganz richtig verstanden — weder von einem „ich sah" noch „ich sehe" ist in seinem Text eine Spur vorhanden, wohl aber ist im Anhang die ganze Stelle wörtlich abgedruckt. Im übrigen: wenn Fuller „alles vom Hörensagen hatte", woher bezog dann Ward, der 1662 nach Stratford als Unterpfarrer kam, seine Kunde? Und die ist? Alte Freunde besuchten den Stratforder, sie waren lustig und tranken, scheint es, zu stark. Heute kommt so etwas natürlich nicht mehr vor; für Shakespeare (Verzeihung: Shaxper) ist das anderthalb Menschenalter nach seinem Tode vernommene Gerücht urkundlicher Beweis der Trunkenboldigkeit.

Ich kann mir nicht denken, daß Bleibtreu durch dies Buch viele zu seiner Theorie bekehren wird.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Wiens theatralische Sendung. Von Karl Kobald. Wien-Leipzig 1922, Wiener Literarische Anstalt. 75 S. (= „Theater und Kultur", herausgegeben unter Mitwirkung von Hermann Bahr und Hugo Hofmannsthal von Max Pirker, Bd. 7.)

Der Verfasser ist höherer Beamter im Unterrichtsministerium, Musikschriftsteller und Poet dazu und also der oft und oft, meist jeremiadisch behandelte Gegenstand des Büchleins ihm von verschiedenen Seiten her zugänglich und überdies offenbar Herzens-, ja Glaubenssache; ein Umstand, welcher der lebhaften, nicht immer ganz sicheren Darstellung zugute kommt. Rascher, dennoch in Superlativen schwelgender Überblick über die glänzende Vergangenheit, verbindliche und verhältnismäßig optimistische Darstellung des gegenwärtigen Greuls der Verwüstung, endlich, ein bißchen bunt durcheinander, hoffnungsfreudige Vorschläge für die Zukunft.

Wiener Theatergeschichte also und Theaterreform in der Westentasche, für Außenseiter gewiß belehrend, auch für unsere Landsleute da und dort beachtens-, auch beherzigenswert. Obzwar die meisten dieser Anregungen bei ruhiger Erwägung ganz utopisch, manche manchem nicht eben willkommen klingen dürften. Da sollen z. B. die Privatbühnen, wenn es schon nicht angeht, sie alle zu verstaatlichen oder verstadtlichen (was „der idealste Standpunkt" wäre), einem „dramatischen Komitee von Sachkundigen" mit weitestgehender Zensurgewalt unterstellt, überhaupt das ganze Theaterwesen ein (wie Maria Theresia gesagt hätte) politicum werden; dann wünscht der Verfasser zwischen den beiden Staats- und den Privatbühnen von oben herab … Art Arbeits- und Rollenverteilung durchgeführt, ferner … Errichtung einer komischen Oper und einer „typi… Wiener Volksbühne", an der überdies „der Humor des … und Auslandes in allen seinen Zweigen" zu Wort komm… soll; das berühmte „Theater der Zehntausend" würde … nicht schaden usf. Ein Sterbenskranker, über dem … Messer des Operateurs blitzt, dürfte, wenn ihm eben… Vorschläge über Neutapezierung seines Wohnzimmers … Ausgestaltung der Bücherei gemacht würden und wenn … nicht in der Narkose läge und ohnedies nichts hörte und … den Augenblick zu solcher Konversation schlecht gew… finden.

Wien Robert F. Arno…

Deutsches Theater. Von Friedrich Michael. Bres… 1923, Ferdinand Hirt. 116 S.

Jedem Versuch, heute schon eine deutsche Thea… geschichte zu schreiben, würde ich von vornherein immer … gegen halten: die Zeit ist noch nicht gekommen. Es ist … so sehr viel an Einzeltatsachen festzustellen und klarzulegen — ich will die ungelösten Probleme hier gar nicht anführen — daß man, wie in jeder jungen Wissenschaft, mit der … stellung des geschichtlichen Verlaufes warten soll, bis … mehr von den großen Stationen wenigstens kennt. Die … samkeit ist groß, und ich weiß, was namentlich im Kre… Max Herrmanns an theaterwissenschaftlichen Dok… arbeiten geleistet ist und — leider vorerst ungedruckt ble… Es wird nicht mehr allzu lange dauern, dann gehört … mehr wie heute besonderer Mut dazu, eine Theatergesch… zu schreiben. Eine ausgesuchte Schwierigkeit aber ist … auf nicht einmal hundert Seiten Geschichte des deut… Theaters darzustellen, wie sie die Sammlung „Jederma… Bücherei" erfordert, die in knappster Form ihre Zusamme… fassungen an einen großen, freilich interessierten Leser… bringen will. Nun, man darf sagen: Michael hat sich … alleranständigste aus der Affäre gezogen. Er hat — was … sein Buch über „Die Anfänge der Theaterkritik in Deu… land" (1918) zeigte — das Verständnis für das Wesen … der Theatergeschichte (was man ja leider nicht von all de… sagen kann, die diese Dinge anfassen!); und er hat weite… wissenschaftliche Belesenheit und weiß, wo man sich für … eine oder andere Schwierigkeit beraten läßt. Man merkt … beim aufmerksamen Lesen und merkt auch die Gabe, so … auffällig wie möglich, aber soviel als möglich, in das … hineinzupacken. Da ist vom Theaterzettel ebenso die … wie von den Bühnenformen, von der Entwicklung des … rationswesens sowie von der des Beleuchtungswesens, … Rollenfach wie von der Opernpracht, und er nimmt … noch die Gelegenheiten am Wege auf, den Unsinn … „Mysterienbühne" in Stockwerken abzuweisen (gegen … ich im letzten Jahre auf alle mögliche Weise zu Felde … ich weiß nicht, mit wieviel Mißerfolg); alles knapp, aber … von allem, was selbst an der Peripherie liegt, hat er … immer einiges Nützliche. Natürlich kommt nicht alles her… was und wie man sich's wünschte; man kann nicht … warten, daß von dem schwierigsten Kapitel in der Thea… geschichte: der Schauspielkunst, mehr als in Andeutu… und Attributen die Rede ist; und man könnte gegen … Aneinanderreihung von: „Handwerkerspiele" und „… bühne" Einwendungen machen. Aber man merkt alle… halben die Überlegung, und der Suchende wird … gute Personen- und Sachregister geführt. Auch die … beigaben sind geschickt und instruktiv zusammengestellt … daß man denn an dem Buch seine Freude hat, das … engem Raum sehr viel bringt.

Berlin-Steglitz Hans Knuds…

Verschiedenes

Ich und du. Von Martin Buber. Leipzig 1923, … verlag.

Wollte man sagen, es wäre nur eine philosophische Un… suchung und käme mit dem Rüstzeug andersgearteter … lung und Denkweise, um zu widerlegen, zu deuteln un…

kritisieren, man läge bald im Konflikt mit Erworbenem und eigenem Besitz. Spürte man nur den anderen Hauch aus seinem kündenden Worte, predigend wie ein Johannes, mahnend und treibend immer in eine zentrale Mitte, in der die Wesenheit des Denkens und der Schau vereint ist, so empfände man nur eine Kraftrichtung seines Atems. Würde man nur die Wahrheit erkennen und hinter seinen Fiktionen nicht das lebendige Gesicht eines ewigen Gleichnisses, man sähe nur ein Halbes. Es ist die Eigenart Martin Bubers, dieses Mahners und Predigers, dieses Künders und Verteidigers, dieses Dogmatikers und Weitblickenden, daß in ihm Idee und Schau, Geist und Wort, Erkenntnis und Ahnung eingewohnt ist und aus diesen Grundkräften heraus in die Dinge und Gegenstände eindringt. Aus einer sprachlichen Setzung Ich—Du wird ihm der Weg zur Deutung von Beziehungen, die in drei Sphären errichtet sind: das Leben mit der Natur — das Leben mit den Menschen — das Leben mit den geistigen Wesenheiten (S. 12). Was ist in uns, um uns, außer uns? Nicht was, sondern mehr noch wie? Ist es ein „Du" oder ein „Es"? Wahrnehmen, Empfinden, Vorstellen, Fühlen, Denken: es ist das Reich des Es. Das Du aber „hat kein Etwas zum Gegenstand", denn es ist die Welt der Beziehungen. Was ist Erfahrung und Wissen? Das Du hat keine Erfahrung und ist es nicht, denn es bleibt immer Beziehung unmittelbar, als Gnade, Begegnung, „Passion und Aktion in einem". So wandelt Buber die drei Sphären der Beziehungen ab in der Sehnsucht nach Begegnung. Das Grundwort als Komplex wird ihm zur Wesenheit einer Grundkraft, die alle Relationen eingehen läßt in den ewigen Urgrund: „Wenn du das Leben der Dinge und der Bedingtheit ergründest, kommst du an das Unauflösbare, wenn du das Leben der Dinge und der Bedingtheit bestreitest, gerätst du vor das Nichts, wenn du es heiligst, begegnest du dem lebendigen Gott" (S. 94). — Wieviel Jüdisches in seinen Deutungen liegt — und seine Sendung aus dem Judentum hat wohl alle Wurzelkräfte hineingesenkt — weiß ich nicht; aber in den sprachlichen Formulierungen, in dem Betasten der Probleme, in dem Öffnen der Tore zu den Erkenntniswegen, in dem Weiterschreiten, Umgleiten und Vorwärtsdringen in die Tiefgründe ist der Geist der deutschen Sprache wohnhaft geworden. Wesentlichwerden als Schöpfer und Geschaffener, als Bild und Vorbild, dies wird auch aus dieser Schrift offenbar. Immer mehr erfüllt Buber seine Sendung: Mittler zu sein aus jüdischer Überlieferung und deutscher Sprachkraft zwischen dem Ich und dem Du, zwischen Gott und Gott.

Berlin — Guido K. Brand

Der seelische Aufbau des religiösen Erlebens. Eine religionspsychologische Untersuchung auf experimenteller Grundlage. Von Karl Girgensohn. Leipzig 1921, S. Hirzel. IX und 712 S.

Girgensohns umfangreiche religionspsychologische Arbeit fußt auf Wirklichkeiten experimenteller Forschung, sie will im Sinne F. H. Jacobis „Dasein enthüllen" oder in der Sprache Meister Eckeharts gesagt, dem Werke des inneren Menschen, dem Erkennen und Lieben, nachgehen, die das sogenannte Schauen Gottes und alles heilige Leben einleiten. Mit dem ganzen Rüstzeug gelehrter Forschung tritt der Verfasser an die Untersuchung der psychischen Struktur des religiösen Erlebens heran. Das Material, das in den Untersuchungen über die Psychologie der Aussage gesammelt ist, die religiösen Erlebnisse und psychologischen Äußerungen dieser Art, die aus dem gegenwärtig lebenden Menschen gewonnen werden können, die Nachwirkungen und Spuren dieser Erlebnisse und die Gedanken über Religion — es sind die Voraussetzungen dieses verdienstvollen Buches. Eine Fülle von methodisch geleiteten experimentellen Untersuchungen illustriert das Ganze: Vorlegung religiöser Texte mit nachfolgender Protokollierung des Erlebten, kleine Denkaufgaben religiöser Begriffe mit nachfolgendem Protokoll, „Stiftung von Assoziationen, deren Nachwirkung später durch Lösung zweckmäßig gestellter Aufgaben nachgeprüft wird". Der Verfasser gibt gleichzeitig eine großangelegte Psychologie der Religion. Er behandelt die Mannigfaltigkeit des Gefühlslebens, die „Gefühle" im religiösen Erleben, Vorstellungen und Willensprozesse im religiösen Erleben, Verifikation und Durchführung der Resultate an historischen religiösen Selbstbekenntnissen. Dem Werk als Ganzem (es ist hier nicht der Ort, sich mit Einzelheiten auseinanderzusetzen) eignen, wie gesagt, alle Wesensmerkmale einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung, deren Studium den Leser in die Lage versetzt, einen klaren und wahren Begriff über religiöses Leben zu gewinnen. Ohne vorschnelle Verallgemeinerungen, und immer mit der erforderlichen kritischen Vorsicht und Besonnenheit arbeitet hier eine in psychologischen Dingen kundige Hand, um nach dem Wesen dieser ernstzunehmenden innersten Angelegenheit des Ichs und der sie voraussetzenden produktiven Geisteskräfte, und vor allem auch nach dem Maße ihrer Größe zu forschen. So wird Girgensohns Buch zu einem Beitrag zur Erkenntnis der individuellen, aus einem Gefühl des Ungenügens entspringenden Lebendigkeit des Menschen und jener geistigen Funktionen, die sich durch ein einheitgebendes geistiges Band zur Religion zusammenfassen.

Wien — Franz Strunz

Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Emil Kimpen. Stuttgart-Berlin 1923, Deutsche Verlags-Anstalt. 397 S.

Ein „Bücherverzeichnis" am Schlusse, das volle elf Seiten beansprucht; aber kein Register! Dabei soll das Buch nach dem Waschzettel „ein unentbehrliches Nachschlagebuch für den praktischen Politiker" sein. Ja, liebe Leute: wie soll ich denn das ohne ein Namen- und Sachverzeichnis anfangen, zu erfahren, welche Erfolge z. B. Karl Schurz als Gesandter der USA. in Madrid oder später in seiner Indianerfürsorge gehabt hat? Oder: welche Stellung der Verfasser zu der Frage des apokryphen „Gentlemen agreement" einnimmt? Ich bedaure diesen Mangel um so lebhafter, als Kimpens Werk im übrigen auf einer außerordentlich hohen Stufe steht. Man darf getrost behaupten, daß es in deutscher Sprache wenige Bücher gibt, die die gediegenste Fundierung auf wissenschaftlicher, urkundlicher Grundlage in eine so geschmackvolle, leicht lesbare Form zu kleiden wissen. Der Verfasser verfährt so gewissenhaft, daß er fast nur nordamerikanische Quellen zu Rate zieht, um sich möglichst restlos in die Seele seines Klienten zu versetzen und sich vom Standpunkte des Europäers nach Kräften zu emanzipieren. Das hat den großen Vorteil, daß man ihm ohne weiteres traut, wenn er über das Verfahren der Union den Stab brechen muß. Dies geschieht z. B. mit vollem Rechte bei der dramatischen Schilderung der Vorgeschichte des spanischen Krieges von 1898. Vielleicht hätte er dabei, um Englands Doppelzüngigkeit noch heller ins Licht zu setzen, das Deutsche Venezuela-Weißbuch vom 12. Febr. 1902 (vgl. „Staatsarchiv", Bd. 65) heranziehen sollen: der Appell der sechs Großmächte vom Anfang April 1898 ging von England aus, und Deutschland machte nur widerwillig mit; hinterher aber behauptete jenes, Deutschland sei der Anreger gewesen! Die Indianerpolitik des Weißen Hauses wird gleichfalls scharf verurteilt. Ausgezeichnet gut getroffen ist das Bild von der hemmenden Rolle, die ein halbes Jahrhundert lang der Clayton-Bulwer-Vertrag für die Vereinigten Staaten gespielt hat, bis schließlich das von dem Verfasser gepredigte Recht des Stärkeren obgesiegt hatte. Indem er diesem Gesichtspunkte nach Kräften das Wort redet, wird Kimpen zum ausgesprochenen Pragmatiker alter Schule, doch durchdrungen von moderner Methode.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Von Erich Marcks. Stuttgart-Berlin 1923, Deutsche Verlags-Anstalt. 47 S.

Die vorliegende Abhandlung, der man es zu ihrem Vorteil anmerkt, daß sie eine Rede und keine Schreibe war, ist die Niederschrift und Ausführung eines am 3. März 1923

im Deutschen Verein zu Rotterdam gehaltenen Vortrags. Unter veränderter Fragestellung knüpft sie an die älteren Englandaufsätze von E. Marcks aus den Jahren 1900, 1910 und 1921 an. Von der neuesten Literatur sind, nur für den Fachgenossen erkennbar, namentlich die Schriften von W. Dibelius, H. Oncken, F. Salomon, P. v. Schwabach und P. Wentzcke verwertet. Die Stärke des Vortrags liegt, wie bei allen Marcksschen Darbietungen dieser Art, in dem überaus sauberen Herausarbeiten der großen Linien. Aus der Fülle der Ereignisse seit 1688 (was vorher lagert, ist als „Vorgeschichte" mit knappen Strichen vorgeschuht) gibt der meisterhafte Analytiker vor allem das Einprägsame. In dem säkularen Gegensatz zwischen England und Frankreich hat es oft genug — besonders dann, wenn Frankreich schwach war — Pausen, ja Annäherungen und sogar Bündnisse gegeben; aber das Wesentliche, Immerwiederkehrende, Normale war der Kampf zwischen beiden. Marcks meint mit Recht: die Umwälzung würde „beispiellos tief" sein, wenn England künftig die französische Gefahr, die gegenwärtig bereits riesengroß geworden ist, ignorieren wollte. Wenn also der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht der Antagonismus zwischen Frankreich und Großbritannien ist, dann wird er sich über kurz oder lang wieder geltend machen müssen. Wir heißen euch hoffen.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn. Holzschnitte von Frans Masereel. Bd. I und II. Von Carl Sternheim. München 1923, Drei-Masken-Verlag.

Beim 11. bis 12. Tausend der Chronik sich mit Sternheim auseinandersetzen, hieße einen Anachronismus begehen. Eine Chronik hätten wir notwendiger denn je, auch wäre Sternheim kraft seiner Augen und seines Gehörs geeigneter denn ein anderer. Aber Balzac lebte nicht umsonst, um uns die Ehrfurcht vor dem Chaos einzuflößen, und das Wort humain hat noch nicht ganz seinen Sinn eingebüßt. Was 1913 (Busekow) oder 1916 (Meta, Die Schwestern Storck) als radikal und als Perversion der Sprache anzusehen war, hat heute den Nimbus längst verloren. Der Rest ist heute eine blumige Fülle, die nur durch die Satzkonstruktionen von den Lieblingen der Stenotypistinnen getrennt ist. Merkwürdig, wie der Schimmer einer Revolution verblaßt, wenn das Gefolge die Allüren seiner Führer verdaut hat. Das Bedürfnis der weiteren Auflagen wird der Verlag besser beurteilen können.

Was Interesse erregt, sind die Holzschnitte von Masereel, des fanatischen Bezwingers von Ebene und Tiefe. Gesichte von unerhörter Wucht wachsen aus Schwarz und Weiß, aus Geste und Bewegung. Aus Starre glüht tiefe Inbrunst zum Wesentlichen. Er ist fremd dem Wesen Sternheims. Seine Zeichnungen sind keine Ergänzung, sondern eine Welt für sich.

Berlin Guido K. Brand

Eclairs du passé, 1859—1870. Princesse Pauline de Metternich-Sándor. Wien 1922, Amalthea-Verlag. 198 S.

Ein überaus unterhaltendes Erinnerungsbuch hat diese geistvollste, lebenssprühendste aller Botschafterinnen hinterlassen. Sie schildert ihre Glanzzeit, das Jahrzehnt, in dem sie, von Napoleon und Eugenie verzogen, in Paris alle entzückte und Anlaß zu mancherlei Gesprächen gab. Im Grunde selbstverständlich, aber doch ungewöhnlich, bewunderungswürdig, mit welcher Bescheidenheit und Natürlichkeit sie sich selber erwähnt; es schreibt eben eine ganz große Dame.

Allerliebst vermag sie zu erzählen, so von dem verunglückten Bergaufstieg der Kaiserin Eugenie, bei der die unseligen, in helle Seide gekleideten Damen kläglich versagten, über den noch weit schlimmeren Dampferausflug, der Seekrankheit und drohendste Lebensgefahr mit sich brachte. Wir erfahren, wie ihre Entdeckung von Worth, dem unsterblichen Schneider vor sich ging, und wie die viel beneideten rauschenden Wohnbesuche im Schloß von Compiègne verliefen.

Das Dilettantenproblem rollt sich auf. Neben ihrem geradezu künstlerisch-vollendeten Vortrag kleiner Liedchen besaß die Fürstin Metternich ein zweifelloses Schriftstellertalent; vielleicht, hätte sie sich auf Skizzen beschränkt, in diesem begrenzten, aber schwierigen und hochwertigen Fach hätte sie Ungewöhnliches geleistet. Auch das Problem der Fremdsprachigkeit wird beleuchtet; als Schreibspiel diktierte Prosper Mérimée dem erlesenen Kreis bei Hof einmal ein überaus kniffliches, heikles, mit grammatikalischen Fallen gespicktes Probestück der französischen Sprache. Als Erster gewann der Fürst Metternich mit 4 Fehlern, die beiden gefeierten Akademiker Octave Feuillet und Alex. Dumas wurden 14 und 24mal angetreibet. Pauline Metternich hatte 42, die Kaiserin 62 und der Kaiser 45 Fehler. Groß war begreiflicherweise die Bestürzung der Schriftsteller vom Fach. Alex. Dumas erzählte von seinem Vater: Als eine Bewunderin ihm ein auf ihn gedichtetes Loblied aufsagen wollte und begann: „Oh, Alexandre, dont le nom bril..." unterbrach er sie schlagfertig, „Ne louez pas ce que vous ne connaissez pas".

Allerliebst geschmackvoll, wie es der eleganten Fürstin zukommt, ist die Ausstattung des Buches — die Vorrede ist mißglückt. Der einen deutschen Namen tragende Verfasser beweihraucht mit schwülstiger Übertreibung Paris, bringt es fertig, diese farbig plastische Gestalt der Verfasserin mehr oder minder als ein engherziges, frommes Stiftsfräulein zu schildern. Wahrscheinlich ist bereits die deutsche Übertragung im Gang; möge sie nicht dem Durchschnittsübersetzer ausgeliefert werden, nur ein Schriftsteller von Rang wäre imstande, die leichte Anmut dieser Seiten wiederzugeben.

Berlin Marie v. Bunsen

Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft. Von Emil Utitz. 2 Bände, jeder mit 12 Bildtafeln. Stuttgart 1914 und 1920. Ferdinand Enke Verlag. 308, 438 S.

Für dieses verdienstliche und kenntnisreiche, besonders durch seine anspruchslose literarische Form annehmliche Buch darf auch ein verspäteter kurzer Hinweis Aufmerksamkeit verlangen. Es ist historisch interessant, bei Durchnahme und langsamer Auseinandersetzung mit der Art, wie sich Utitz der Lösung des Problemes zuwendet (die im übrigen modern vorgeht), zu erkennen, daß die Kunstgeschichte die gleichen Wehen bei ihrer Entstehung und die gleiche Verteidigung um ihre wissenschaftliche Existenzberechtigung zu führen hat wie vordem die Literaturgeschichte, als sie sich unter Lachmann von der alten Philologie lossagte. Vielleicht wurde der Kunstgeschichte der Weg dadurch verlegt, daß sie die Trennung von der Kulturgeschichte allzu energisch forderte: Es geht nun einmal nicht, ein Buch über Albrecht Dürer zu schreiben, ohne die Reformation zu erwähnen. Nun aber scheint es, als wolle die neue wissenschaftliche Einstellung auch mit dem Dogma einer rein ästhetischen Wertung der Kunstwissenschaft brechen, und mit der Scheidung zwischen ästhetischen und künstlerischen Begriffen den Persönlichkeitsbegriff stärker betonen.

Utitz geht von Fiedler, Dessoir und Spitzer aus, die zuerst für diese Scheidung eingetreten sind. Der erste Band seines Werkes mag, wenn wir das gegenseitige Verhältnis zwischen Betrachter und Objekt — also das dauernde, nicht das mehr augenblickliche Verhältnis, das durch das optische oder seelische Erlebnis bestimmt wird — für unsere Beurteilung für maßgebend halten, als meist theoretisch, der zweite mehr als praktisch, ergänzend bezeichnet werden. Daher stützt sich auch der zweite, vielleicht weniger resultatreiche als interessante, weil mit erlesenen Beispielen vor allem auch aus Dichtungen angefüllte Band vielfach auf subjektive Ansichten des Verfassers. Der erste Band behandelt nach der Begriffs- und Grenzbestimmung der Kunst das „ästhetische Erleben", das nach verschiedenen Richtungen, z. B. in der mehrfachen Gegenüberstellung von Natur und Kunst klare Definitionen erfährt, und zieht in einem Schlußkapitel, das bereits den Inhalt des zweiten Bandes andeutet, entsprechende Folgerungen. Der zweite Band wendet sich der Gegenständlichkeit des Kunstwerkes zu und gibt dann

einer sehr anziehenden, hier mehrfach über die sachliche schränkung temperamentvoll hinausgreifenden Dar- llungsweise eine Schilderung des künstlerischen Schaffens, : Förderungen und Hemmungen desselben, der pathologi- en Begleiterscheinungen. Dieses Kapitel dürfte wohl am isten angreifbar sein, da es auch die persönliche Geschmacks-)tung des Verfassers vertritt. Nun erst folgt die kritische wertung der Kunst, historisch, sachlich, entwicklungs- chichtlich, wobei Utitz das „Historisch-Wirksame" und das istorisch-Neue" zusammenhält. Daß Utitz gerade hier wie h sonst in seinem Buche sehr eingehend alle Äußerungen ı Fach- und Nichtfachgenossen herbeizieht, um sich ihnen zuschließen oder sich mit ihnen auseinanderzusetzen, mag störend empfunden werden und den Wunsch veranlassen, ; Utitz den reinen methodischen Extrakt seines dadurch ıeswegs in seiner Bedeutung geschädigten, immerhin ht umfangreichen Buches einmal in einem kleineren For- t veröffentliche.

Starnberg Hermann Uhde-Bernays

er das vorbewußte phantasierende Denken. Von J. Varendonck. Mit einem Geleitwort von S. Freud. (Intern. psychoanal. Bibliothek, XII.) Leipzig, Wien, Zürich, Intern. Psychoanal. Verlag. 171 S.

Der Verfasser stellt, wie vor ihm schon andere Psycho- ılytiker, neben das zielstrebige Denken das „vorbewußte, ıntasierende Denken", das sich von der Wirklichkeit ab- ıdet, subjektive Wünsche befreit und hinsichtlich der An- sung unproduktiv ist. Gegenstand seiner Untersuchung ist zweite Typus der Denktätigkeit. Er schildert die vorbe- ßte Gedankenarbeit als Folge von Annahmen und Ein- rfen, Fragen und Antworten, die gelegentlich durch luzinatorische Erinnerungen unterbrochen werden. Diese nahmen und Einwendungen erwecken den Eindruck einer äufung von Gedächtnisbestandteilen auf ihre Eignung zur rwendung in späteren Situationen hin. Dabei wird die htung des Assoziationsvorgangs durch die Wirksamkeit er oder mehrerer Wünsche bestimmt und die Sprunghaf- eit erscheint um so größer, je geringer die Intensität der ınsche ist. Den Ausgangspunkt jeder Gedankenkette bildet e in der Regel affektbetonte Erinnerung, die entweder egentlich der Wahrnehmung eines äußeren Reizes auf- cht oder sich einfach unserer vorbewußten Aufmerksamkeit drängt. Dabei ändert sich unablässig das Niveau der dankengänge: je mehr sich das Denken dem Unbewußten ıert, um so stärker ist die Verbildlichung, im umgekehrten l herrscht das Denken in Wortvorstellungen vor; beim haften Denken kommen die Relationen zwischen den ischen Darstellungen nicht zum Ausdruck. Erst falls man Phantasien mitteilen will, müssen Worte diese Relationen fangen. In den Tagträumen besteht nur eine vorwärts- ichtete Bewegung, wodurch eine Korrektur der einzelnen tandteile, außer unter Heranziehung bewußter Fähig- en, unmöglich wird. So stellen sich diese Tagträume als dankengebilde dar, welche ohne Mitwirkung des Willens, er Leitung von Affekten geschaffen werden. — Ohne eifel, eine wertvolle Arbeit! Besonders für die Erfor- ıng der Phantasietätigkeit des Dichters ist hier eine be- tsame Unterlage aus dem normalen Seelenleben ge- ıffen.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

r Weg zur Wahrheit. (Dhammapadam.) Deutsch durch Paul Eberhardt. Stuttgart-Gotha 1922, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 162 S.

Viele der Übersetzungen östlicher Sprachdenkmäler gehen extremen Wegen. Entweder versuchen starrköpfige ımmatiker wortgetreue Übertragung, oder es kommen en- siasmierte Phantasten, die frisch drauflos um- und nach- ten, dabei das Original zumeist ganz außer acht lassend. beide Methoden läßt sich selbstverständlich endlos streiten. s aber dürfte doch wohl in den meisten Fällen klar sein. s Original wird im anderen Idiom gleichwertig kaum dar- zustellen sein. Also kann es sich wohl nur darum handeln, die Dichtung so in unsere Sprachform umzugießen, daß sie mit den uns vertrauten Klängen uns ins Herz rede. Nebensächlich ist dann alle grammatikalische Sophisterei. Daß der Grundriß des Originals (in einigen Fällen vielleicht auch rhythmische Eigentümlichkeiten) stets Richtungspunkt sein muß, ist jedem verantwortungsvollen Übersetzer eine Selbstverständlich- keit und bewahrt ihn vor zügelloser Nachdichtung. — Den gesunden Weg zur Mitte hält Paul Eberhardts Eindeutschung jener alten Spruchverse, auf denen die buddhistische Lehre fußt, inne. Mit rechtem Gefühl für die Wirkung von Spruch- dichtungen benutzt Eberhardt den Reim. Er erzielt dadurch tiefe Wirkung. Verschiedentlich stören kleine Unebenheiten in den Maßen. So würde sich Vers 34 schöner und glatter lesen:

„Fisch, aus dem Wasser geworfen aufs Land,
Schnappt zuckend zu Tod sich auf trockenem Sand" usw.

Als Ganzes gewertet ist diese Übertragung eine ver- dienstvolle Arbeit; lesenswert ganz besonders wegen ihres alten, beherzigenswerten Gedankengutes, das nicht nur den Buddhismus befruchtet hat, sondern auch alle anderen Religionen.

Saarbrücken Hermann Ginzel

Christliche Volkserneuerung durch die Erfahrungen im Feld. Von Emil Ott. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 116 S.

Ein Buch, aus dem Kriege und seinen Erfahrungen geschöpft, das aus zwei Gründen Wert und Dauer bean- spruchen darf. Erstens weil das hier Entwickelte, über das Zeitliche hinausgehend, Ewigkeitsgedanken und Ewigkeits- ziele für die deutsche Volksseele aufrollt. Zum zweiten, weil alles, was hier geschrieben ist, eigenen Erfahrungen und Beobachtungen entspringt.

Ja, von einem Buch aus dem Kriege kann man inso- fern nur sprechen, als dieser der mächtige Anreger und Quellpunkt für das geworden, was der Verfasser in wohl- durchdachten, vielgebenden Kapiteln zum Wohl seines Volkes hier niedergeschrieben hat: „Die Geschichte der Seele". „Das neue Leben". „Der neue Glaube". „Die neue Kirche".

Danzig Artur Brausewetter

Schlesien. Ein Heimatbuch. Herausgegeben von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit Zeichnungen von Willi- bald Krain, Max Klein-Hähnichen, Arthur Mirau und Lotte Jaeckel. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 428 S.

Für die Reihe der Brandstetterschen Heimatbücher deutscher Landschaft wurde hier ein stattlicher Band zu- sammengestellt, auf dessen inneren und äußeren Reichtum Schlesien stolz sein darf. Ohne verwirrende Buntheit pflegt es freilich bei solcher Gelegenheit nicht abzugehen, und auch Herr Müller-Rüdersdorf ist der Versuchung unterlegen, von den unzähligen Dichtungen und Abhandlungen, die über Schlesien oder von Schlesiern geschrieben worden sind, allzu viele in seinem Sammelwerk unterzubringen. Um ein Beispiel anzuführen: in dem Abschnitt „Die Hauptstadt" figuriert die nicht mehr ganz unbekannte Ballade „Der Nöck" von August Kopisch, obwohl sie weder mit Breslau, noch mit Schlesien das mindeste zu schaffen hat, nur weil sie von einem Breslauer stammt. Auch hätte die ständige Vermischung von kulturhistorischen, ethnographischen, indu- striellen und Persönlichkeitsschilderungen mit Gedichten, Volksreimen und Novellen besser einer trennenden An- ordnung nach ästhetisch-literarischen oder rein praktischen Richtlinien weichen sollen. Ferner ist bei der Auswahl der zu Worte kommenden Autoren nicht ohne Willkür verfahren worden. Neben repräsentativen Namen, die in einem Schlesierbuche selbstverständlich ihren Platz finden — etwa Angelus Silesius, Andreas Gryphius, Martin Opitz, J. Chr. Günther, Theodor Körner, Karl v. Holtei, Willibald Alexis, Gustav Freytag, Ferdinand Freiligrath, Moritz Graf Strachwitz, Hermann Stehr, Paul Keller, Wilhelm Bölsche, Karl und Gerhart Hauptmann usw. — sind auch andere Autoren (manche sogar über Gebühr) vertreten,

die ebenso gut hätten fehlen können. Endlich ist die für den hier vorliegenden Zweck recht wichtige Dialektdichtung nur sehr kärglich berücksichtigt worden. Trotz diesen Schönheitsfehlern wird die Absicht, ein möglichst breites und reiches Bild schlesischer Art, schlesischer Landschaft, schlesischer Menschen zu geben, schließlich erreicht. Ein üppiger Kranz anmutig-schlichter Bleistiftzeichnungen windet sich durch die textliche Fülle des Buches.

Breslau — Erich Freund

Besinnungen aus der äußeren und inneren Welt. Aphorismen. Von Friedrich Kanßler. Berlin 1921, Erich Reiß. 133 S.

Dieses Bändchen gibt von Kanßlers Geistigkeit kein neues Bild. Gerade darum gewinnt man es so lieb. „Aphorismen über Natur, Mensch und Kunst“ lautet der Untertitel der Sammlung, von der ein stilles Leuchten verhaltener und klar geschliffener Gedanklichkeit ausstrahlt. Reifes Sinnen ist mit künstlerischem Erlebnis eins geworden, aus der Besinnung strömt Fülle des Menschen. „Dasitzen, sehen, versinken, schauen — wer kann es?“ Der dieses Buch dichtete, besitzt die Gabe dazu. Um eine schöne Stunde reicher geworden, legt man es aus der Hand.

Halle a. S. — Edgar Groß

Literargeschichtliche Anmerkungen

XXXXVIII

Immermanns Bühnenbearbeitungen

Von Carl Rolf Voigt (Dachau)

In der „Geschichte einer deutschen Musterbühne“ hat der verstorbene wiener Dramaturg Richard Fellner eine gute Materialsammlung von Immermanns Bühnentätigkeit gegeben. Das Buch kann aber infolge seiner einseitig bewundernden, unkritischen Art nicht als ernstes, wissenschaftliches Werk angesehen werden. Weit weniger geht auf Immermann eine Dissertation von Richard Wittsack ein: „K. L. Immermann der Dramaturg.“[1]) Diese Arbeit wird weder dem Dramaturgen noch Immermanns Persönlichkeit gerecht. Ich möchte nun zu einer Würdigung des Dramaturgen so gelangen, daß ich seine Tätigkeit als Bearbeiter von Bühnendichtungen untersuche. Bei der Einschätzung von Immermanns theatergeschichtlicher Bedeutung ist dieses Arbeitsgebiet nie eingehend gewürdigt worden, so daß eine Ergänzung willkommen sein dürfte. Ich bringe im folgenden einen Auszug aus einer umfangreicheren Arbeit.

Schon bei einem Vergleich der Zahlenangaben von Immermanns Bearbeitungen stößt man auf Widersprüche. Das kommt daher, daß bei Fellner, Wittsack u. a. wahllos die Begriffe „Bearbeitung“, „Einrichtung“, „Umarbeitung“, „Überarbeitung“ usw. angewandt werden. Und doch scheidet Immermann selbst deutlich „Bearbeitung“ von anderen Ausdrücken. Der Begriff Bearbeitung soll nämlich besagen, daß alle Fragen der praktischen Inszenierung (Besetzung der Rollen, Requisiten usw.) und Eingriffe, die grundsätzliche Fragen des Werkes (Grundproblem der Dichtung, dichterische Verarbeitung der Idee) vollkommen verändern, ausgeschlossen werden. Eine Bearbeitung soll die für die Bühne bestimmte Interpretation einer Dichtung mit des Dichters eigenen Worten sein. Damit ist gleichzeitig der Maßstab für die Bewertung einer Bearbeitung gegeben, der darin besteht, daß sich der Bearbeiter dem Dichter unterzuordnen und hinter diesen zurückzutreten hat. Man kann eine Bearbeitung etwa mit einem operativen Eingriff vergleichen, der für den Gesamtorganismus förderlich oder zerstörend ausfallen kann. Entscheidend bleibt also, die Ar[illegible] kulation des pulsierenden Lebens nicht zu unterbinden.

Unter diesen Voraussetzungen kann man von 23 Bühnen[illegible] bearbeitungen Immermanns[2]) sprechen, die bei einer Untersuchung nach Tiefe und Bedeutung des operativen Eingriffs zu ordnen sind. Je nachdem der ursprüngliche Ge[illegible] der Dichtung gleich lebendig erhalten, vermindert oder er[illegible] höht wurde, ist die Bearbeitung zu bewerten.

Betrachtet man die im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar aufbewahrten Regie- und Souffleurbücher, [illegible] fällt schon äußerlich die Verschiedenartigkeit der angebrachten Korrekturen auf. Es ist nicht ohne Bedeutung, ob Immermann mit Rotstift lange Partien strich (wie z. B. in der Fassung des Hamlet, die er für eine seiner großen Abendvorlesungen herstellte), ob Korrekturen mit Tinte oder Blei angebracht oder gar Teile von Textblättern abgeschnitten wurden. Aus diesen mannigfachen Veränderungen läßt sich eine erste und zweite Durcharbeitung der erwählten Stücke bestimmen.

Besonders aufschlußreich ist in dieser Hinsicht das Ter[illegible] buch vom „Kaufmann von Venedig“. Die hier erkann[illegible] Hauptmerkmale von Immermanns Arbeitsweise lassen sich leicht in den anderen Büchern wiederfinden. Er vertiefte sich zunächst eingehend in Idee, Handlung und Charaktere des Stückes und arbeitete die Wesenszüge heraus. Dabei ließ er selbstverständlich die Raumverhältnisse der düsseldorfer Bühne nicht aus den Augen und legte auch von Anfang an Wert auf bühnenwirksame Situationen. Gleichzeitig nahm er Rücksicht auf das düsseldorfer Publikum, von dessen Geneigtheit sein Theaterunternehmen, [illegible] viel bis dahin Ungewohntes bot, abhing. Der Text mußte also leicht verständlich und in keiner Weise anstößig [illegible] Daß es dabei nicht ohne Kompromisse abging, ist einleuchtend. Mit dem vorbereiteten Text ging Immermann zur Leseprobe. Hier empfing er durch praktische Arbeit mit seinen Schauspielern weitere Anregungen, die eine zweite Durcharbeitung des Stückes nötig machten. Denn der Darsteller durfte nur das sprechen, was er wirklich sprechen konnte, und der Zuschauer sollte nicht durch langgedehnte Szenen ermüdet werden. Wesentlich ist also, daß Immermann von der theoretischen Erwägung der Darstellbarkeit des Stückes ausging und mit festen Grundlagen zur ersten Vorlese[illegible] kam, die stets den eigentlichen Leseproben mit den Bühnenkräften vorausging. Da nun die Bearbeitung damit [illegible] abgeschlossen, sondern erst durch praktische Erkenntnis vervollständigt wurde, darf man nicht behaupten, [illegible] Immermann mit den aufgeführten Stücken experimentiert habe. Vielmehr wollte er in jeder Hinsicht Erfolg erringen. Den ihm beigesprochenen Dilettantismus halte ich deshalb für nicht gerechtfertigt. Die ernsten, künstlerischen Bemühungen lassen keinen Zweifel bestehen.

Das Ziel jeder Bearbeitung ist Bühnenwirksamkeit. Diese Tendenz macht sich bei Immermann auf zweierlei Weise geltend: durch Verdichtung der Handlung und Veränderung der Akteinteilung. Die Konzentration der Handlung erreicht er dadurch, daß Einzelzüge und vom Haupt[illegible] thema abschweifende Betrachtungen getilgt werden. Eben[illegible] sind lange Reden (vor allem in den spanischen Stücken) weitgehend verkürzt. Wenn die Akteinteilung — zum [illegible] nur durch lange Striche erreichbar — verändert ist, so [illegible] eine besonders rasche Steigerung erzielt werden. In „Ju[illegible] Cäsar“ bildet sogar die eine Forumszene (3. Akt) trotz i[illegible] Kürze einen einzigen, wuchtigen Akt. Gegen deran[illegible] Veränderungen können große Bedenken erhoben werden, da konstruktiver Aufbau und ideelle Entwicklung e[illegible] Dichtung wiederholt beschädigt sind. Für Immerman[illegible]

---

[1]) Diese Arbeit scheint Maync in seinem Werke „Immermann“ (1921) beeinflußt zu haben.

[2]) Andreas Hofer; Das Gericht von St. Petersburg; Othe[illegible] Macbeth; Julius Cäsar; Stella; Der Richter von Zala[illegible] Das Leben ein Traum; Hamlet; Der Kaufmann von Vene[illegible] König Lear; Romeo und Julia; Prinz Friedrich von Hombu[illegible] Der standhafte Prinz; König Johann; Die Familie Schro[illegible] stein; Die Tochter der Luft; Wallensteins Tod; Der wunder[illegible] tätige Magus; Faust I; Die Jungfrau von Orleans; Der B[illegible] bart; Was ihr wollt.

Bearbeitungen ist es charakteristisch, daß auf überladene, inhaltlich unvollständige Akte folgen. Durch Betonung effektvoller Schlüsse wird allzuviel Aufmerksamkeit auf Äußerlichkeiten gelenkt. Es lag in Immermanns Wesen begründet, daß seine Verstandesnatur wirkungsvolle Höhen herausstellte, seine reflexiv dichterische Veranlagung aber ein inneres Gleichmaß für den künstlerischen Aufbau eines Stückes schaffen konnte.

Genügten diese Eingriffe nicht, so versuchte er Änderungen an den Charakteren vorzunehmen. Besonders die Hauptgestalt sollte alle anderen Personen überragen. Jeder Zug mußte klar sichtbar werden, so daß man wie beim „Standhaften Prinzen“ oder bei „König Johann“ von einer Überzeichnung sprechen kann. Durch solche Eingriffe kommt eine deutlich wahrnehmbare Perspektive in das Ganze, wodurch Vorder- und Hintergrund fast grell gegeneinander abstehen. Die bunte Beweglichkeit des Lebens büßt darunter ein, und der Bau des Werkes tritt fleischloser hervor. Wenn also z. B. lyrische Partien im Urtext stehen, so sind sie, sobald sie nicht ganz eng zur Haupthandlung gehören, stets beseitigt worden. Als Ersatz dienten ihm dann Malerei und Musik, Künste von stark sinnlicher Wirkung. Überladungen und absichtlich äußere Effekte — wurde doch ein Feuerwerk im „wundertätigen Magus“ auf die Bühne gebracht — sind deshalb keine Seltenheiten.

Überall bleibt Immermanns Person erkennbar, über die Grunddichtung herrschend. Daß ihm bei solcher Veranlagung keine wirklich vollwertigen Bearbeitungen gelingen konnten, ist eine natürliche Folge. Er behandelte zudem ihm besonders nahestehende Stücke wie Tiecks „Blaubart“ mit unendlicher Sorgfalt, vergröberte dagegen durch viele Mißgriffe die ihm Spott abzwingende „Jungfrau von Orleans“. Man könnte so mit ziemlicher Sicherheit aus seinen eigenen Aufzeichnungen schließen, ob ihm eine Bearbeitung geglückt ist oder nicht. Eine künstlerisch bedeutsame Bühne muß aber jeder Dichtung in gleicher Weise gerecht zu werden versuchen. Dafür hatte Immermann als Bearbeiter die erforderlichen Eigenschaften **nicht** in ausreichendem Maße.

Fragen wir nach dem Grundprinzip aller Bearbeitungen, so ist es dies: Der dramatisierte Stoff und die ihm immanente dramatische Gestaltung mußte erhalten und zur Wirkung gebracht werden. Die poetische Form bleibt also sekundär. Daraus wird der Zwiespalt, der alle Dichtungen Immermanns bis zum Münchhausen beherrscht, auch in den Bearbeitungen fühlbar. Niemals hat er wie Goethe oder Schiller um des Wohlklangs willen den Vers verbessert. Nie hätte er wie Schreyvogel Calderons Trochäen in Jamben umgegossen. Denn für Immermann war mit dem Stoff auch die Form gegeben.

Einwirkungen von fremder Seite, besonders von Tieck, hat man stets überschätzt. Immermann hat wohl von Tieck manche Anregungen erhalten, in den Bearbeitungen bleibt er jedoch selbständig, ja eigenwillig.

Wenn Immermanns Bearbeitungen auf die düsseldorfer Bühne beschränkt blieben, so liegt das teils an der Auswahl der Stücke (Calderon!), teils an der Subjektivität des Bearbeiters. Will man den Wert von Immermanns Bearbeitungen richtig erfassen, so darf man ihn nicht auf künstlerischem Gebiete suchen. Die Bedeutung der gesamten Bearbeitungen liegt darin, daß sie zur Erziehung der Schauspieler wesentlich beitrugen. Immermann arbeitete als Theaterleiter dem Virtuosentum und dem Niedergange der schauspielerischen Leistungen entgegen. Den Grund des Übels sah er im Sinken des Repertoires. Hier griff er besonders vorbildlich ein. Dem zu erziehenden Schauspieler mußte der Bearbeiter verstehend entgegenkommen. Deshalb ergänzten sich notwendig Bearbeitung und Erziehung. Die wirkliche Bedeutung Immermanns in der Theatergeschichte beruht also nur auf seiner Tätigkeit als **Erzieher**! Er ist nicht Reformator (wie Manne sagt), sondern Organisator. Damit sei Größe und Begrenzung seiner Fähigkeiten ausgesprochen.

Nachrichten

Todesnachrichten. **Fritz Mauthner** ist am 29. Juni in Meersburg am Bodensee im Alter von 74 Jahren einem langen Leiden erlegen. Er war am 22. November 1849 als Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten in dem deutschböhmischen Dorfe Horzitz bei Königgrätz geboren worden, war 1876 nach Berlin übergesiedelt, wo er als Tageskritiker eine erste Stellung eingenommen hatte, und hatte sich in den neunziger Jahren nach Freiburg und dann nach Meersburg zurückgezogen. Die Journalistik gab ihm zunächst recht eigentlich die literarische Physiognomie. Seine Romane und Erzählungen, unter denen „Xanthippe“, „Die bunte Reihe“, „Der letzte Tod des Buddha“ hervorragen, und unter denen seine „Parodien nach berühmten Mustern“ nicht die schlechteste Stelle einnehmen, erweisen den geschulten und künstlerisch begabten Schriftsteller. (Seine ausgewählten Erzählungen erschienen in 6 Bänden im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.) Neben der schriftstellerischen Tätigkeit aber entfaltete Mauthner nach seinem Fortgang aus Berlin eine eigenartige wissenschaftliche Tätigkeit, die den skeptischen Geist und den scharfen Verstand bekundete und zu den bleibenden Leistungen führte, die in den großen Werken niedergelegt sind: „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“, „Wörterbuch der Philosophie“, „Geschichte des Atheismus im Abendland“. Seine reiz- und wertvollen Lebenserinnerungen haben das Bild seines Lebensganges und seiner Persönlichkeit weiten Kreisen nahegerückt. (Vgl. Sp. 1095.)

Paul Schreckenbach ist am 27. Juni in Klitzschen bei Torgau im Alter von 56 Jahren gestorben. Er war 1866 zu Neumark in Sachsen-Weimar als Sohn eines Pfarrers geboren worden, hatte die Gymnasien in Jena und Hildburghausen besucht, in Halle und Marburg Geschichte und Theologie studiert und lebte seit 1896 als Pfarrer in Klitzschen. Er hat eine Reihe bemerkenswerter historischer Romane und Erzählungen verfaßt, unter denen „Der böse Baron von Krosigk“, „Der getreue Kleist“, „Um die Wartburg“, „Die letzten Rudelsburger“, „Der deutsche Herzog“, „Der jüngste Tag“ zu nennen sind und die insgesamt einen guten volkserzieherischen Zug bekunden.

Moritz Ehrlich ist in den Junitagen im Alter von 82 Jahren in Berlin gestorben. Er hatte ursprünglich Medizin studiert, sich aber dann ganz dem Theater und der kritischen Tätigkeit zugewandt. Als Dramaturg Otto Brahms — er blieb dem Lessingtheater auch nach Brahms Tode treu — lebt er in der Erinnerung fort. Ein feines und sicheres Verständnis für dramatische Kunst zeichnete ihn aus.

Adolf von Oechelhäuser ist nach einer Meldung vom 5. Juni in Dessau einer Herzlähmung erlegen. Er hatte seit 1886 in Heidelberg, dann seit 1893 an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe als Hochschullehrer gewirkt und sich vor allem um die Erhaltung des deutschen Kunstguts bleibende Verdienste gesichert. Seine Schriften galten in erster Linie den Kunstdenkmälern Badens und dem kunstgeschichtlichen Unterricht an deutschen Hochschulen.

Pierre Loti ist am 10. Juni nach kurzer Krankheit in Hendaye in den Pyrenäen, wo er sein Landgut hatte, gestorben. Er war ursprünglich Marineoffizier gewesen und hat auch noch im Weltkriege im Stabe des Generals Galliéni gedient. Als „Corot“ der französischen Literatur gefeiert, hat Louis Marie Julien Viaud, wie er mit seinem bürgerlichen Namen hieß, in seinen Romanen, unter denen in erster Linie „Islandfischer“, „Madame Chrysanthème“, „Visionen des Orients“ zu nennen sind, in duftiger Landschaftsmalerei sein Bestes gegeben. Er war Mitglied der französischen Akademie und ist auf Staatskosten beerdigt worden. In einer hinterlassenen Autobiographie hat er mit Nachdruck auf die protestantische Herkunft seiner Familie hingewiesen.

Lionel Dauriac ist Ende Mai im Alter von 76 Jahren in Paris gestorben. Sein Hauptwerk „Croyance et Réalité“

bekundet ihn als einen überzeugten Verkünder des Neokritizismus, den er später freilich durch einen metaphysischen Idealismus im Sinne Octave Hamelins zu überwinden suchte. Er war ein begeisterter Bewunderer Richard Wagners.

Maurice Hewlett ist im Alter von 62 Jahren in London gestorben. Er hat Chaucers Canterbury Tales erneuert und seine Erzählungen und Romane mit Vorliebe im italienischen Cinquecento angesiedelt. Sein Maria-Stuart-Roman „Die Chronik der Königin“ ist auch ins Deutsche übertragen worden.

Henry Bradley ist nach einer Meldung vom 17. Juni gestorben. Er galt als einer der hervorragendsten Sprachforscher und Lexikographen Englands und hat wertvolle Studien über englische Orts- und Flußnamen und über Shakespeares Englisch veröffentlicht. Die Universität Heidelberg hatte ihn durch Verleihung des Ehrendoktors ausgezeichnet.

Morris Rosenfeld ist nach einer Meldung vom 30. Juni im Alter von 60 Jahren in Neuyork gestorben. Der Verfasser der „Lieder des Ghetto“ galt als die stärkste Kraft in der jüdischen Literatur.

* * *

Der Termin für die Einreichung der Manuskripte zu dem von Frau Conn-Reinert gestifteten Dramenpreis ist bis zum 1. Oktober 1923 hinausgerückt worden.

Gerhart Hauptmann ist Mitglied des Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste geworden.

Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ wird zurzeit ins Japanische übersetzt.

Der große Literaturpreis der französischen Akademie ist dem jetzt 45jährigen François Porcher, der sich sowohl als Lyriker wie als Dramatiker vorteilhaft bekannt gegeben hat, verliehen worden. Der Preis für den besten neuen Roman wurde Alphonse de Châteaubriant für sein Buch „La Brière“ zuerkannt.

Der Amiel-Preis für Literatur an der Genfer Universität ist Robert Bouvier für seine Doktordissertation „La pensée d'Ernest Mach“ zuerkannt worden.

Baron James Rothschild hat einen Preis von 2000 Pfund für den besten Palästina-Roman ausgesetzt. Der Roman soll das Leben in Palästina behandeln und von einem in Palästina lebenden Schriftsteller geschrieben sein.

Frau Justina Rodenberg hat eine wertvolle Sammlung von Klavierstücken von Haydn und Mozart, die Verswidmungen ihres Mannes tragen, der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek geschenkt.

* * *

Der Versteigerungskatalog von Karl Ernst Henrici, Berlin, bringt ein unbekanntes Goethe-Bildnis, die Wiedergabe eines Reliefs aus deutschem Marmor, das den Dichter im Profil nach rechts zeigt und von dem Domvikar Bernhard Kaspar Hardy herrührt und die Jahreszahl 1814 trägt. Über Hardy, der Goethe persönlich lieb wurde, hat Goethe in seiner Abhandlung über „Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden“ Bericht gegeben.

Die 1886 gegründete englische Goethe-Gesellschaft hat ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Bei Gelegenheit der ersten Zusammenkunft nach dem Kriege hielt Viscount Haldane, der neugewählte Präsident, einen Vortrag über Goethe als Denker.

* * *

Der zweite Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft wird vom 11. bis 13. Oktober in Halle stattfinden. Anmeldungen sind bis zum 25. September an Herrn Privatdozent Dr. Liepe, Halle a. S., Ulestr. 9 zu richten. Ein Bericht über den Kongreß soll später herausgegeben werden und den Teilnehmern zu ermäßigtem Preis geliefert werden, wenn sie sich durch Einzeichnen in eine Liste zum Bezug verpflichten.

Die Verhandlungen über Einrichtung der deut[...] Buchausstellung in Moskau sind mit der russischen [...]gierung zum Abschluß gebracht worden.

* * *

Robert F. Arnold schreibt uns:

Im Anschluß an Arthur Hübschers dankenswerte [...]sammenstellung „Deutsche Dichter im Drama“ („L. E.“ XXV, 856) seien hier eine Anzahl von Körner-Dramen angeführt, die ihm entgangen sind. Ich nenne nur Autor [...] Jahr, was zur bibliographischen Feststellung (mit Hilfe [...] sogenannten Bücherlexika, vgl. meine „Allg. Bücherkunde“ VII, 1) völlig genügt. 1819 Fouqué; 1850 Wilh. Künz[...] 1859 Th. K. Schellmar; 1863 Putlitz, Georg Zimmerman[...] 1867 Louise Otto; 1871 Adolf Calmberg; 1889 Jos. Ha[...] (in „Deutsche Blätter aus Böhmen“ Heft 1); 1891 (Hundert[...]jahrfeier!) Gust. Burchard, Hans Gelling, Wilh. Jen[...] E. L. = Emil Lange.

Eine Nestroy-Quelle. Zu den ganz wenig[...] Possen des berühmten Wieners, für deren Handlung [...] erzählendes oder schon gleich dramatisches Vorbild sich [...]her nicht hat nachweisen lassen, gehört das unverwüst[...] „Einen Jux will er sich machen“; eine zeitgenössische Kr[...] hob es ausdrücklich als Original hervor und noch Romm[...] ausgezeichnete Nestroy-Ausgabe (Bong, S. LI) läßt [...] Frage, ob die nur von Max Ring („Erinnerungen“ 18[...] II, S. 188) behauptete Abhängigkeit von einem englisch[...] Schwank bestehe, offen. Ein hübscher Zufall spielt [...] eben am Tage, da der „Jux“ burgtheaterfähig w[...] (18. Mai 1923) diesen Schwank in die Hand, den Einakt[...] „A day well spent“ (Uraufführung 4. April 1835 im Engl[...] Opera House, London) von John Oxenford, de[...] Tatbestand ganz zweifellos die Grundlage für den „Ju[...] bietet und insofern als Kuriosum gelten mag, als Nestro[...] Vorbilder sonst (etwa abgesehen von den „Anverwandt[...] 1848, nach Dickens „Martin Chuzzlewit“) durch die [...] französischer oder deutscher Herkunft sind. Ein Vergle[...] zwischen Nestroys verstaubtem Urbild und seiner eigen[...] Schöpfung fällt, wie auch sonst zumeist, durchaus zugun[...] unseres Landsmanns aus: so ist z. B. die lebendigste [...] wirksamste aller Gestalten, der Hausknecht Melchior, [...] und gar sein Eigentum. — Jener Oxenford (1812—18[...] muß übrigens ein recht vielseitiger Gentleman gewe[...] sein; verwundert identifizieren wir den Possenma[...]fabrikanten mit dem Übersetzer von „Dichtung und Wa[...]heit“ (1846) und von Eckermanns und Sorets „Gespräche mit Goethe“ (1850), von Calderon, Molière, Bojar[...] noch mehr verwundert mit dem Kritiker, der Schopenha[...] für die angelsächsische Welt entdeckt hat und im Br[...]wechsel des Philosophen immer und immer wieder gen[...] wird! Es liegt nicht zufällige Namensgleichheit vor; [...] Spannweite des merkwürdigen Menschen reicht von [...] groben Farce des Vorstadttheaters bis in das Hochl[...] der Dichter und Denker.

* * *

Die „Vereinigung künstlerischer Bühnenvor[...]stände“ hielt in Berlin ihre 12. Hauptversammlung [...] und wählte folgenden Vorstand: Prof. F. Gregori, 1. Vor[...]sitzender; J. Goldberg, 2. Vorsitzender; Dr. H. Knudse[...] Schriftführer und Schriftleiter der „Szene“; Kap[...]meister Kurt Soldan, Schatzmeister; Dr. Sartori-Ne[...]mann, Archivar, und ferner Dr. Cahn-Speyer, Ber[...] Held, Dr. Kilian, Ernst Legal, Dr. O. Liebscher, Dr. [...] Pauly, Rich. Weichert. — Aus den Verhandlungen[...] die sich mit den künstlerischen Aufgaben der Regisseu[...] befaßten, ist von allgemeinem Interesse, daß die Samm[...]lungen und das Archiv der Vereinigung als Leihgabe [...] die Universität gegeben und dort in Räumen, die für [...] Theaterwissenschaft von der Behörde zur Verfügung ge[...]stellt sind, aufgestellt werden.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte hielt ihr[...] Hauptversammlung in der Universität Berlin ab. [...]

Vorsitzende, Universitätsprofessor **Max Herrmann**, gab den Geschäftsbericht über das vergangene Jahr und hatte vor allem dem verstorbenen Generalsekretär Heinrich Stümcke einen Nachruf zu widmen. Nach den Wahlen setzt sich der Vorstand der Gesellschaft folgendermaßen zusammen: Prof. **Max Herrmann**, 1. Vorsitzender; Geheimrat Prof. **Litzmann** und Hofrat Prof. Dr Aug. **Sauer**, Stellvertreter; **Hans Knudsen**, Schriftführer und Generalsekretär; Verlagsbuchhändler Georg **Elsner**, Schatzmeister. Beisitzer: Ludwig **Barnay**, Dr **Dröscher**, Ferdinand **Gregori**, Max **Grube**, Dr Eugen **Kilian**, Geh. Archivrat Prof. Dr Rud. **Krauß**, Chefredakteur J. **Landau**, Universitätsprofessor Dr **Petersen**, Prof. Dr **Reich**, Hugo **Thimig**, Universitätsprofessor Dr Georg **Witkowski**, Generalintendant Dr Karl **Zeiß**. Der Jahresbeitrag der Gesellschaft wurde auf 5000 Mark erhöht.

Walter **Hasenclevers** bislang noch nicht aufgeührtes Schauspiel „Die Menschen" ist in ungarischer Sprache durch die Uj Kultura in Budapest mit großem Erfolg zur Uraufführung gebracht worden.

Ernst **Lissauers** Drama „York" hat seine Uraufführung im Colontheater in Mexiko durch Mitglieder der eutschen Kolonie bei bestem Erfolg gefunden.

Der deutsche Theaterverein hat in Reval ein religiöses Drama „Der König der Juden" zur Aufführung gebracht, essen Verfasser der ehemalige Großfürst Konstantin **Kontantinowitsch**, ein Bruder des letzten Zaren, ist. Das Stück spielt in Jerusalem und behandelt die Geschichte Christi vom feierlichen Einzug in Jerusalem bis zum Tage er Auferstehung.

* * *

Uraufführungen: Aachen (Stadttheater) „Demerius" von Albert Schaeffer. — **Prag** (Neues deutsches Theater) „Die gestohlene Stadt". Ein historisches Verrecherstück von Egon Erwin Kisch. — **Wien** (Rolandbühne, 5. Juni) „Die leere Wohnung", Schwank von Antonius und Aldermann. (Raimundtheater, 17. Juni) „14 Tage Arrest" von Rudolf Österreicher und Julius Horst.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

lgnon, S. Der Verstoßene. Berlin, Jüdischer Verlag. 121 S.

lltenberg, Paul. Das Gestade. Novelle, Ludwigsburg, Chronos-Verlag G. m. b. H. 128 S.

lunck, Hans Friedrich. Berend Fock. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer. München, Georg Müller. 312 S.

orchardt, Rudolf. Poetische Erzählungen. (Borchardts Schriften.) Berlin, Ernst Rowohlt. 147 S.

rey, Henriette. Das Burgfräulein. Legende. Elberfeld, Bergland-Verlag. 110 S.

rimm, Hans. Der Sang durch den Sand und andere Geschichten aus Südafrika. 4. bis 6. Tausend. München, Albert Langen. 280 S.

auptmann, Gerhart. Phantom. Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings. Berlin, S. Fischer. 201 S.

efele, Herman. Das Wesen der Dichtung. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 236 S.

egeler, Wilhelm. Sonnige Tage. Erzählung. Neuauflage. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 163 S.

inrichsen, Ludwig. Abseits vom Wege. Fünf Novellen. Bremen, Carl Schünemann. 64 S.

lg, Paul. Im Vorübergehen. Leipzig, Grethlein & Co. 203 S.

acques, Norbert. Ingenieur Mars. Roman. München, Drei Masken Verlag. 226 S.

uels, Paul Friedrich. Tobias Traddl. Novelle. Bremen Carl Schünemann. 51 S.

uhmann, Heinrich. Die Heiligen in Holzschuhen und andere Geschichten. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 133 S.

Markus, Stefan. Don Quichottes Enkel. Roman. München, J. Michael Müller. 444 S.

Mathar, Ludwig. Das Glück der Oelbers. Ein rheinischer Tuchmacherroman aus dem 18. Jahrhundert. Köln, J. P. Bachem. 486 S.

Mayer, Theodor Heinrich. Rapanui. Der Untergang einer Welt. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 354 S.

Moltke, Siegfried. Sigfrid von Schwarzburg. Ein Thüringer Roman aus dem 10. Jahrhundert. Leipzig, A. Deichert. 320 S.

Münzer, Kurt. Esther Berg. Roman. Wien, Herz-Verlag. 268 S.

Ompteda, Georg Frhr. v. Ausgewählte Novellen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 239 S.

Perutz, Leo. Der Meister des jüngsten Tages. München, Albert Langen. 222 S.

Pietsch, Otto. Vaterhaus. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 339 S.

Rebiczek, Franz. Jan Bagesens Fahrt. Buchschmuck von E. Cödör. Leipzig, Carl Konegen. 344 S.

Reinhart, Hans. Gesammelte Dichtungen. Bd. I: Gesammelte Gedichte aus den Jahren 1900—1920. Bd. II: Nachtstücke in Vers und Prosa. Bd. III: Mythen und Märchen aus den Jahren 1897—1910. Bd. IV: Bühnenspiele aus Andersen. 1898—1922. Erlenbach-Zürich, Rotapfelverlag. 214, 207, 167, 176 S.

Ruhl, Agnes G. Der Freund. Herborn, Oranien-Verlag. 182 S.

Salten, Felix. Der Hund von Florenz. Wien, Herz-Verlag 188 S.

Schendele, Werner. Nachspiel. Roman. Berlin, Ullstein. 232 S.

Soyka, Otto. Eva Morsini, die Frau, die war ... Roman. München, Drei-Masken-Verlag. 282 S.

Strobl, Karl Hans. Der Zauberkäfer. Wien, Rikola-Verlag. 163 S.

Tremel-Eggert, Kuni. Fazer Rapps und seine Peiniger. Eine Erzählung aus dem Frankenlande. München, Albert Langen. 220 S.

Wassermann, Jakob. Ulrike Woytich. (Der Wendekreis. Dritte Folge.) Berlin, S. Fischer. 548 S.

Wollheim, Günther. Johannes und der Mangel. Ein Roman in Fragmenten. München, Elsa Joergen-Verlag. 124 S.

Ehrenberg, Ilja. Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito und seiner Jünger. Aus dem Russischen von Alexander Eliasberg. Berlin, Welt-Verlag. 305 S.

Hørlyck, Helene. Rødtop. Fortaelling for unge Piger. Kopenhagen, E. Jespersens Verlag. 144 S.

Korolenko, Wladimir. Der seltsame Mensch. Roman. Buchschmuck von Karl Holtz. Übersetzt von Helene Aeckerle und Adda Goldschmidt. Berlin, Franz Schneider. 184 S.

Rung, Otto. Als die Wasser fielen. Roman. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 375 S.

Tschechow, Anton. Der Persische Orden und andere Grotesken. Mit 8 Holzschnitten von W. N. Maßjutin. Deutsch von Alexander Eliasberg. Berlin, Welt-Verlag. 61 S.

Lyrisches und Episches

Fritzsche, Rudolf. Gedichte. Altenburg, im Selbstverlag. 26 S.

Gahlbeck, Rudolph. Psalmen der Liebe. Leipzig, Xenien-Verlag. 51 S.

Goetze, Ilse. Opfer. Weimar, Erich Lichtenstein. 31 S.

Groeger, W. E. Tau. Berlin, Newa-Verlag. 65 S.

Hohlbaum, Robert. Deutschland. Eine Sonettenfolge. Bilder von Karl Alexander Wilke. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel. 65 S.

Kreidolf, Ernst. Alpenblumenmärchen. Bilder und Texte. Erlenbach-Zürich, Rotapfelverlag.

Reindl, Ludwig Emanuel. Landschaften. Pasing b. München, Heinrich F. S. Bachmair. 22 S.

Schendel, Artur. Elegien. Leipzig, W. Härtel & Co. Nf. 115 S.

Die älteste Lyrik der grünen Insel. Aus dem Irisch-Keltischen übertragen von Julius Pokorny. Gedruckt mit Unterstützung der irischen Regierung. Halle a. d. S., Max Niemeyer. 129 S.

Ein Zweig vom Schlehdorn. Irische Dichtungen. Ausgewählt und übertragen von Hans Trausil. Mit einer Einleitung von Padraic Colum. München, Roland-Verlag. 132 S.

Fröding, Gustav. Warmländische Lieder und andere Gedichte. Aus dem Schwedischen von Erich Nörrenberg. Leipzig, Theodor Weicher. 112 S.

Dramatisches

Perschkau, Emil. Die bunte Venus. Komödie in 4 Akten. Berlin, im Selbstverlag. 60 S.

Solms, Bernhard. Vor der Zeit. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Freiburg i. B., Pontos-Verlag. 96 S.

Sudermann, Hermann. Dramatische Werke. Gesamtausgabe in 6 Bänden. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 564, 412, 547, 472, 521, 446 S.

Vogel, Hans Karl. Menschen. Drama. Leipzig, B. Härtel & Co. 92 S.

Literaturwissenschaftliches

Bahr, Hermann. Selbstbildnis. Berlin, S. Fischer. 309 S.

Brand, Guido K. Ernst Lissauer. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 138 S.

Dehmel, Richard. Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1902 bis 1920. Berlin, S. Fischer. 528 S.

Deimann, Wilhelm. Hermann Löns. Sein Leben und Wirken. I. Teil. Mit 5 Bildern von H. Löns, den Bildern seiner Eltern und einer handschriftlichen Beilage. Dortmund, Gebr. Lensing. 158 S.

Ertl, Emil. Peter Rosegger. Wie ich ihn kannte und liebte. Ein Buch der Erinnerung. Leipzig, L. Staackmann. 232 S.

Theodor Herzls Tagebücher. Berlin, Jüdischer Verlag. 661 S.

Korff, H. A. Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. I. Sturm und Drang. Leipzig, J. J. Weber. 321 S.

Marcuse, Ludwig. Die Welt der Tragödie. Mit 12 Porträts: Shakespeare, Schiller, Kleist, Büchner, Grabbe, Hebbel, Ibsen, G. Hauptmann, Schnitzler, Wedekind, Shaw, Kaiser. Berlin, Franz Schneider. 179 S.

Rückert, Friedrich. Die Weisheit des Brahmanen. Eine Auslese. Bad Oldesloe, Uranus-Verlag. 183 S.

Viëtor, Karl. Geschichte der deutschen Ode. (Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen. Bd. I.) München, Drei-Masken-Verlag. 197 S.

Wagner, Richard. Mein Leben. Kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Wilhelm Altmann. Bd. I/II. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1070 S.

Weingartner, Felix. Bô Yin Râ. Basel, Rhein-Verlag. 129 S.

Flaubert, Gustave. Jugendbriefe. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von E. W. Fischer. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 274 S.

Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston. Aus der Chronik des Jean Froissart. Übertragen von Clemens Brentano. Mit 10 Holzschnitten von Georg Poppe. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt. 96 S.

Puschkins Werke. Hrsg. von Arthur Luther, Bd. I/II (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig, Bibliographisches Institut 404. 417 S.

Tolstoi, Leo N. Tagebuch. Bd. I 1895—1899. Bd. II 1900—1903. Autorisierte vollständige Ausgabe von Ludwig Berndl. Jena, Eugen Diederichs. 184, 208 S.

Verschiedenes

Atlantis. Märchen aus Kordofan. Hrsg. v. Leo Frobenius. Jena, Eugen Diederichs. 307 S.

Behm, Hans Wolfgang. Entwicklungsgeschichte des Weltalls, des Lebens und des Menschen. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 232 S.

Bondam, Richard. Die Heiligung der Gesellschaft. München, Albert Langen. 368 S.

Bressensdorff, Otto von. Der Maya-Kult, die Verkörperung der atlantischen Religionen (Bücherei der Lotus-Gesellschaft Bd. II). München, Otto Wilhelm Barth. 50 S.

Die Pansophie der hermetischen Bruderschaft vom Rosenkreuz, die besonderen Aufgaben ihrer Helferseelen und mystischen Grundlagen in Ewigkeit und Zeit. München, Otto Wilhelm Barth. 139 S.

Diers, Marie. Franzosen im Land. Leipzig, K. F. Koehler. 2…

Eicke, Hermann. Stedingen. Eine Ketzerchronik. Bremen, … Schünemann. 64 S.

Fittbogen, Gottfried. Die Religionen Lessings. (Palaestra 141) Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Leipzig, Mayer & Müller. 325 S.

Frenssen, Gustav. Briefe aus Amerika. Berlin, G. Grote… Verlagsbuchhandlung. 187 S.

Frick, Heinrich. Anthroposophische Schau und religiöser Glaube. Stuttgart, Strecker & Schröder. 160 S.

Gros, Erwin. Frau Sehnsucht. Märchen für Sinnierstunde der Seele. Herborn, Oranien-Verlag. 132 S.

Hauptprobleme der Soziologie. Erinnerungsgabe f… Max Weber. Bd. I/II. Hrsg. von Melchior Palyi. Münch… Duncker & Humblot. 389, 352 S.

Heide, Walther. Französische Ruhrpropaganda. Bielefeld… Rennebohm & Hausknecht. 77 S.

Hofmann, Albert von. Die Stadt Ulm (Historische Stadtbilder 3). Mit 2 Stadtplänen und einer Übersichtskarte. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 132 S.

Liepmann, Wilhelm. Weltschöpfung und Weltanschauung… Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verl… G. m. b. H. 247 S.

Märchen aus Turkestan und Tibet. Hrsg. von Gu… Jungbauer. (Die Märchen der Weltliteratur. Hrsg. von F… von der Leyen und P. Zeunert.) Jena, Eugen Diederichs. 31…

Marcks, Erich. England und Frankreich während der le… Jahrhunderte. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 47 S.

May-Randolf. In Mekka. Reiseerzählung. Radebeul-Dresden, Karl-May-Verlag. 356 S.

Pfeiffer-Raimund, Kristina. Das enträtselte Weltgeheimnis und Feenlichtwunder der Tage Noahs. Hell… und Studien zur Völkerneugeburt. Frankfurt a. M., Eng… & Schlosser. 298 S.

Schäfer, Wilhelm. Der Niederrhein und das belgische La… Rudolstadt, Der Greifenverlag. 111 S.

Spengler, Oswald. Der Untergang des Abendlandes. Namen- und Sachverzeichnis. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 34 S.

Thieß, Frank. Das Gesicht des Jahrhunderts. Briefe an Ze… genossen. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. 272 S.

Valier, Max. Milliardenwerte aus den Sternen. Münch… Verlag Natur und Kultur A.-G. 32 S.

Weber, Leopold. Traumgestalten. Mit Buchschmuck und … farbigen Bildern von Ernst Kreidolf. Erlenbach-Zürich, R… apfel-Verlag. 144 S.

Weber, Max. Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universal… Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Aus den nachgelassenen Vorlesungen hrsg. von S. Hellmann und M. Palyi. Münch… Duncker & Humblot. 348 S.

Winckler, Josef. Der chiliastische Pilgerzug. Die Sendung eines Menschheitsapostels. Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt. 300 S.

Dubnow, S. M. Die neueste Geschichte des jüdischen Vol… 1789—1914 Bd. III Abs. 4. Die Epoche der zweiten Reakt… (1881—1914.) Deutsch von Elias Hurwicz. Berlin, Jüdisch… Verlag. 586 S.

Isländische Volksmärchen. Übertragen von Hans u… Ida Naumann (Die Märchen der Weltliteratur. Hrsg. … Fr. von der Leyen und P. Zaunert). Jena, Eugen Die…richs. 313 S.

Kaarsberg, Helge. Mein Sumatrabuch. Berechtigte Übertragung von Erwin Magnus. Berlin, Franz Schneider. 13…

Nitti, Francesco. Europa am Abgrund. Einzig berech… deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort und dem Bild… des Verfassers. Volks-Ausgabe. Frankfurt a. M., Societ… Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. 215 S.

Stanojević, Stanoje. Die Ermordung des Erzherzogs Fr… Ferdinand. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des W… kriegs. Aus dem serbischen Manuskript übertragen und herausgegeben von Hermann Wendel. Frankfurt a. M., Frankfu… Societätsdruckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag.

Redaktionsschluß: 7. Juli 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich** für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: K… Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — **Bezugspreis:** für dieses Doppelheft 12000 Mark. — Auslandspreise vierteljährlich (drei Doppelhe… Schweiz 4.— Fr.; Amerika —.80 Dollar; Argentinien 1.40 Pes.; Brasilien 4.80 Milr.; Belgien-Luxemburg 12.— Fr.; Bulgarien 88.— Le… Chile 4.80 Pes. (Papier), 2.60 Pes. (Gold); Dänemark 3.60 Kr.; England 3.3 Schilling; Finnland 20.— Marka; Frankreich 10.— Fr.; Griechenland 48.— Drachmen; Holland 2.— Gulden; Japan 1.60 Yen; Italien 12.— Lire; Jugoslawien 52 Dinar; Mexiko 1.32 Pes. (Gold); Norwe… 4.— Kr.; Portugal 14.40 Milr.; Rumänien 120.— Lei; Schweden 2.80 Kr.; Spanien 4.— Pes.; Tschechoslowakei 18.— tschech. Kr.

OCT 1 2 1923

1923  1. September Heft 23/24

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn



Inhalt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

. Jahrgang: Heft 23/24. 1. September 1923

Der Zufall im Drama

Von Edgar Groß (Halle)

Die Frage nach der Bedeutung des Zufalls im Drama ist von der spekulativen Ästhetik und seitdem wiederholt aufgeworfen und im Zu-
mmenhang mit der Metaphysik des Tragischen be-
twortet worden. Wenn ich im folgenden diesem
gemein verlockenden Problem einige Betrach-
ngen widme, so gehe ich dabei weniger vom Be-
ff des Tragischen aus, um durch ihn Wesen und
rt des Zufalls zu bestimmen, weil mir dieses
rfahren angesichts der Flut wechselnder Kunst-
men, der wir uns heute gegenübersehen, nicht
chtbar genug erscheint. Aus einer Reihe von
zelfällen, die ich im Laufe der Jahre gesammelt
e, soll versucht werden, allgemeine Gesichts-
nkte dafür zu gewinnen, ob und wieweit der
fall als treibende Kraft in der dramatischen Hand-
g seine Berechtigung hat.

Der metaphysische Ästhetiker und der subjektive
tiker stimmen darin überein, daß das Drama,
il es einem menschlich denkenden Geist entspringt
Erdichtetes, in realistischer oder phantastischer
rm, als gegenwärtiges Geschehen vorstellt, dem
setz der Kausalität, allerdings dem seiner eigenen
terischen Kausalität unterworfen ist. Alle drama-
hen Vorgänge, auch wenn sie in der Natur kein
jekt mehr haben, sondern nur als ideelle Gestal-
gen der künstlerischen Persönlichkeit existieren,
ssen als Glieder einer Kette ineinander greifen,
den Eindruck der gedachten Wirklichkeit zu er-
gen. Die Vorstellung dieser Kausalität liegt
erem sprachlichen Ausdruck stillschweigend zu-
nde, wenn wir beim Drama nicht einfach vom
eschehen", sondern von der „Handlung" sprechen.
ndlung ist bewußtes Geschehen. Damit ist gesagt,
z die Einzelfäden eines Dramas nach dem Gesichts-
nkt der Zweckmäßigkeit miteinander verknüpft sein
ssen. Diese Zweckmäßigkeit kann ebenso in der
ee, wie im Charakter oder in beiden zugleich
gen, sie ist vorhanden bei Shakespeare und im
sischen Drama, bei den Naturalisten und im Ex-
ssionismus, weil sie Voraussetzung jeder drama-
hen Gestaltung ist. Zweckmäßigkeit ist aber gleich-bedeutend mit Motivierung; wer zweckmäßig handelt, handelt nach Gründen. Das gilt im Leben wie in der Kunst. Auch das Drama bedarf also der Begründung, die sich in ihrer Besonderheit aus den künstlerischen Stilgesetzen ergibt.

Nun machen wir im Leben täglich die Erfahrung, daß jedes noch so planmäßig vorbereitete Geschehen von unerwarteten Zwischenfällen gestört oder aus seiner ursprünglichen Bahn abgelenkt werden kann. Das neue Ereignis ist von uns nicht vorhergesehen, weil seine, an sich notwendige, Ursächlichkeit außerhalb der Grenzen unseres Erkennens liegt, und so nennen wir das Zusammentreffen mit unseren Absichten willkürlich und sprechen je nach der Lage vom glücklichen oder unglücklichen Zufall. Noch weniger als im Leben sind wir in der Kunst dieser philosophischen Folgerichtigkeit ursächlicher Zusammenhänge unterworfen; hier treten die logischen Verknüpfungen hinter der auf Phantasie und Anschauung beruhenden Erlebniskraft zurück.

Übersieht man die dramatische Literatur, so begegnet man leicht solchen Fällen, in denen das zweckmäßige vom zwecklosen Geschehen, von unerwarteten Begebenheiten, Mißverständnissen oder Naturereignissen durchkreuzt und entscheidend bestimmt wird. Und da es sich dabei nicht um Verlegenheitsmittel handelt, durch die poetische Schwächen verdeckt werden sollen, so müssen Inkonsequenzen in der Begründung künstlerisch erlaubt, ja notwendig sein. Die Frage nach der Berechtigung des Zufalls im Drama wird also durch seine tatsächliche Anwendung bejaht. Die Frage, wie weit ihn der Dichter in seiner Auswirkung benutzen kann, bleibt zu beantworten.[1])

„Zufällig" im alltäglichen Terminus kann jedes einzelne Ereignis sein, weil wir die Entwicklungsreihe bis zu seinem Eintreten oft nicht kennen. Zufall ist es letzten Endes, wenn Lear drei Töchter hat, wenn Clavigo Marie Beaumarchais kennen lernt, wenn Hanne Schäl in das Haus des Fuhrmann

[1]) Diese Untersuchung berücksichtigt nur das ernste Drama; in der Komödie liegt der Fall wesentlich anders, weil ihr von vornherein größere Freiheiten gestattet sind.

Henschel kommt. Aber Voraussetzungen dieser Art tragen ihre selbstverständliche Berechtigung in sich; sie treten uns als Teil eines Weltganzen entgegen, und unsere Phantasie begnügt sich damit, alle diese Einzelelemente rückschauend wieder zu einem Gesamtweltbild zu ergänzen. Welche Reihe von Vorgängen dazu geführt hat, daß Antonio nach Rom geschickt wurde, ist uns gleichgültig; wir fragen nur nach der letzten Ursache dieser Reise, weil sie uns damit genügend begründet erscheint. Ebenso selbstverständlich nehmen wir hin, daß er nach Erledigung seines Auftrages nach Ferrara zurückkehrt, um dem Fürsten über den Erfolg seiner Mission zu berichten, und daß diese Heimkehr zu Beginn des Dramas stattfindet. Beides ist möglich und natürlich im allgemeinsten Sinne.

Damit ist eine Grenzlinie gegeben, über die hinaus der Dichter **nicht** zu begründen braucht: Vorbedingungen eines Dramas, sie mögen noch so willkürlich zusammentreffen, sind niemals zufällig, weil wir nicht nach ihrer Ursächlichkeit forschen. Ein Zufall liegt erst vor, wenn innerhalb des dramatischen Verlaufs eine Verbindung von Vorgängen eintritt, die auch im Rahmen der dichterischen Kausalität scheinbar nicht begründet ist.

Für die Entwicklung des „Tasso" ist weniger Antonios Rückkehr als seine augenblickliche seelische Haltung maßgebend. Die diplomatischen Erfolge, deren er sich rühmen darf, haben den fähigen Staatsmann in seinem stolzen Bewußtsein erhöht. Mit diesem Gefühl begegnet er Tasso. Auch der Dichter hat in Monaten fieberhafter Gespanntheit soeben ein gewaltiges Werk zum Abschluß gebracht, er überreicht es dem Herzog und wird von dem kunstverständigen Fürsten mit schmeichelhafter Anerkennung belohnt; endlich steigert die Gegenwart der Prinzessin und der Lorbeer, den er aus ihrer Hand empfängt, seine Erregung bis zur äußersten Grenze. Die zwischen beiden Männern latente Spannung wird also durch die zufällige Verkettung äußerer Vorgänge mit einer besonderen Gemütslage zum Ausbruch getrieben. Warum lassen wir auch diesen Zufall gelten? Wir erinnern uns unbewußt, entscheidende Verknüpfungen innerer und äußerer Ereignisse schon erlebt zu haben, und schließen weiter, daß ähnliche Fälle uns immer wieder begegnen können. Aber wir wissen auch, wie sehr reizbare Naturen, zumal in Zuständen seelischer Erregung, zu Konflikten neigen, sobald sie sich feindlich bedroht glauben. So sehen wir in dem zufälligen Zusammentreffen von Ereignissen — absichtlich habe ich hier ein handlungsarmes Stück herangezogen — durch psychologische Vorgänge, die sich in uns abspielen, etwas durchaus Gegebenes, ja Notwendiges.

Auch das antike Drama verwendet den Zufall in ausgedehntem Maße als Mittel, um den tragischen Konflikt auszulösen. Wenn Ödipus im delphischen Hain von einem Unbekannten angegriffen wird, so ist er nach griechischem Recht befugt, ihn zu töten. Daß er den eigenen Vater erschlägt und bald den seine Mutter heiratet, ist ein unglücklicher Zu[fall]. Nun liegt aber vor diesem Ereignis der verhäng[nis]volle Orakelspruch. Obwohl er die Beteili[gten] warnen sollte, glauben wir keinen Augenblick, [daß] dadurch das Verhängnis vermieden werden kön[nte], weil wir uns in die Bedingungen der antiken [Welt] zurückversetzen und uns gleichfalls der Gewalt [des] Fatums beugen. Um so mehr, als die Kontrastierung der Charaktere, wenn sie auch hinter dem Schi[cksal] zurücksteht, das Unheil unserem modernen Empfin[den] noch verständlicher macht. Dem aufbrausenden [Jäh]zorn eines Laios tritt Ödipus in leidenschaftli[cher] Keckheit entgegen: Können sich daraus nicht auf [die] natürlichste Weise schwere Zwischenfälle erge[ben]? Und gerade mit menschlichen Absichten treibt ja [der] Zufall am leichtesten sein Spiel.

Ist in beiden Beispielen, die die Frage beson[ders] charakteristisch beleuchten, das zufällige Ereignis [im] Lauf der Dinge irgendwie vorausbestimmt, so [gibt] es ebensoviele Fälle für das **unerwartete** Ein[]greifen eines Zufalls, das besonders in der Te[chnik] des neueren Dramas eine ausschlaggebende R[olle] spielt. Ein Zufall führt Anna Mahr in das H[aus] Johannes Vockeraths, bringt Lona Hessel in den [Ver]wandtenkreis zurück, läßt die verschollenen E[jlert] Lövborg und Ulrik Brendel wieder auftauchen. [Aber] nicht, daß diese Personen kommen, ist entschei[dend], sondern der Zeitpunkt ihres Eintreffens wird [ver]hängnisvoll. Hedda Gablers Verhältnis zu Tesm[an], Johannes Vockeraths innere Vereinsamung, [Ros]mers und Rebekkas Beziehungen im Kampf mit [dem] Krollschen Fanatismus, das morsche Gebäude [der] Bernickschen Lügenwelt — stehen vor einer []Entladung gespannten Krisis; es bedarf nur e[ines] kleinen äußeren Anstoßes, um ihren Ausbruch h[erbei]zuführen. Weil der Druck dieser besonderen At[mo]sphäre auf uns lastet, erscheint uns auch die [will]liche dichterische Kombination durchaus mö[glich]. Anna Mahr ist rücksichtslos genug, sich in e[inem] fremden Hause einzunisten, Lona Hessels Heimat[] ist zu groß, als daß sie nicht einmal wieder zu[rück]kehren müßte. Und warum sollte Lövborg nicht [das] Wiedersehen mit der einstigen Geliebten, Bre[ndel] das mit dem alten Freunde suchen? Ihre un[] Natur und ihr Leben, das den Wechselfällen [des] Schicksals dauernd ausgesetzt ist, machen ein so[lches] Zusammentreffen mehr als wahrscheinlich. In „[Von] morgens bis mitternachts" braucht Georg Kaiser [das] zufällige Auftreten der reichen und eleganten D[ame], um den Kassierer aus der Bahn des normalen [Da]seins hinauszuschleudern, und Paul Gurk führ[t in] seinem neuesten Drama „Frankius" eine Bre[nn]gestalt ein, die den kleinen Beamten, der von [der] alltäglichen Bureaumisere geduckt wird, in seiner [ver]hängnisvollen Sehnsucht nach dem Leben be[]. Diesen Beispielen ist eins gemeinsam: der Zu[fall] tritt für die handelnden Personen, ebenso wie für [uns] unerwartet ein. Dafür hat er in der tragischen []

wicklung auch nur eine sekundäre Bedeutung; er schafft keine eigentlich neuen Verhältnisse, sondern fördert nur einen schon bestehenden Zwiespalt, wenn er nicht, wie in „Rosmersholm", überhaupt mehr symbolischen Charakter trägt. Zweifellos ist diese Begrenzung des Zufalls im organischen Bau des naturalistischen Dramas begründet. Es führt seelische Konflikte vor, die lediglich inneren Beziehungen entspringen und oft bloß zur Katastrophe zugespitzt sind. Damit ist der Kreis naturgemäß enger gezogen, und nur das, was notwendig und unmittelbar zum Untergang drängt, darf in ihn aufgenommen werden. Fremde Eingriffe würden wir als Verletzung der Harmonie empfinden.

Erhebt sich dagegen das Drama zur Weltbegebenheit, stellt es Vorbedingungen, Entwicklung und Lösung einer Handlung umfassend dar und weist es am Schluß wieder ins Gebiet des unendlichen Geschehens hinaus, zeigt es im Vergehen das Entstehen, wie es in allen großen Tragödien Shakespeares der Fall ist, die nach der Verneinung jedesmal einen Ausblick in das schöpferische Wirken der Natur gewähren, dann ist auch dem Zufall, als einer Teilkraft im Weltganzen, größerer Spielraum gegeben.[2]) Und gerade zum wenigsten offenbart sich Shakespeares tragische Gewalt gerade in der Art, wie er von diesem Mittel Gebrauch zu machen weiß.

Der geblendete Gloster trifft mit Edgar auf der einsamen Heide zusammen und wird von ihm aus seiner Hilflosigkeit befreit. Diese Lösung ist weder durch die Lage noch durch die Charaktere notwendig begründet; trotzdem wird unsere Phantasie, die schon in bestimmte Bahnen gelenkt ist, von der tragischen Wucht dieser Begegnung so stark gepackt, daß wir nach der Wahrscheinlichkeit des äußeren Vorganges gar nicht fragen und das Willkürliche gern als natürlich hinnehmen, weil sich in ihm ein tieferer Zweck der Dichtung erfüllt. Ähnliche Fälle von unerwarteten Begegnungen treten im Drama häufig auf. Wir finden sie, durch den romantischen Ton der Dichtung begründet, in Calderons „Das Leben ein Traum", wo die verirrte Rosaura mit Sigismund in der Wildnis zusammentrifft, oder in der mystischen Wunderwelt von Maeterlincks „Pelleas und Melisande"; auch hier holt sich Goland die goldhaarige Melisande aus dem Walde ins väterliche Schloß.

Das klassische Beispiel dafür, wie der Zufall verwendet werden kann, um einen Konflikt zu fördern und bis zur Katastrophe zu steigern, bleibt „Romeo und Julia". Romeos Schicksal wird sehr wesentlich durch die Zweikämpfe im dritten Akt bestimmt. Fänden sie nicht stattfinden, so wäre seine Flucht nicht notwendig, die Werbung des Paris käme nicht zustande, oder wenn doch, könnte Romeo sie hintertreiben und brauchte Julias Sicherheit nicht in die Hände des Paters Lorenzo zu legen. Aber wir wissen, daß der Prinz allen Duellanten streng Bestrafung angedroht hat. Und noch nie ist ein Gesetz gegeben, das nicht sehr bald von irgend jemand verletzt worden wäre. Um wieviel mehr erwarten wir eine derartige Übertretung angesichts der Heißblütigkeit und der Gepflogenheiten italienischer Adliger, wenn wir den tödlichen Haß miterleben, der zwei der angesehensten Familien des Staates entzweit. Die Mitglieder beider Häuser müssen sich nicht nur in den Straßen der Stadt begegnen, Romeos tollkühnes Wagnis, beim Maskenfest in den Palast des Gegners einzudringen, fordert auch geradezu das Schicksal heraus. Mercutios Zweikampf mit Tybalt gewinnt bei den bestehenden Reibungen an Wahrscheinlichkeit, und daß Romeo für den gefallenen Freund Rache nimmt, gebietet ihm selbstverständlich seine Ehre. Tybalt ist als wilder Raufbold bekannt; man darf voraussetzen, daß er seine Waffe geschickt zu führen versteht, und seine Überlegenheit über den unbedeutenden Mercutio kann niemand verwundern. Um so größer ist die Gefahr für Romeo, und nur einem glücklichen Zufall verdankt er sein Leben, der aber organisch aus der Gesamtdichtung erwächst. Wie könnte Romeo, der mit so viel Größe des Charakters ausgestattet, auf den sich unsere ganze Aufmerksamkeit konzentriert hat, kurz, auf den alles hindrängt, lautlos im Strudel der Ereignisse untergehen, ehe er seine Aufgabe erfüllt hat? Auch hier ist der Zufall ein Teil des Weltgeschehens, dem Romeo in seiner Gesamtheit unterworfen ist.

Aus demselben Grunde muß der Fritz Lobheimer der „Liebelei" im Duell mit dem Manne, den er um seine Frau betrogen hat, fallen; tötet andererseits die Kugel, die Carlos treffen soll, den Marquis Posa. Und Hamlet ersticht den Lauscher Polonius, während er den König meint, weil der eitle Schwätzer sich zur überdiensteifrigen Kreatur eines verbrecherischen Herrn hergibt. Ein Beispiel bei Hauptmann erhellt diesen überindividuellen Zusammenhang vielleicht noch deutlicher. In den „Webern" fällt der alte Baumert einer fehlgehenden Gewehrkugel zum Opfer. Das könnte als naturalistisches Kunstmittel erdacht sein, weil im Leben derartige Fälle vorkommen; es ist in Wirklichkeit aber weit darüber hinausgewachsen. Wenn, zumal im sozialen Drama, eine Welt zusammenbricht, um einer neuen Epoche Platz zu machen, dann ist auch ein so charakteristischer Kulturträger der überwundenen Zeit wie der alte Baumert, mag er persönlich noch so gewinnend erscheinen, dem Untergang preisgegeben. Wären uns alle physikalischen Umstände, die den Weg der verhängnisvollen Kugel bestimmen, vorher bekannt, wir würden von der Notwendigkeit seines Todes kaum überzeugter sein können.

Eine zufällige Verkettung von Umständen hat Romeo aus Verona vertrieben. In seiner Abwesen-

[2]) Wenn Ekdal in der „Wildente" sich trottelhaft wieder der Macht der Verhältnisse unterwirft, so triumphiert die Lebensgebundenheit über das schöpferische All. Aehnlich ist es im ...n Naturalismus. Allerdings liegt der Hinweis auf die ...e Weltewigkeit bei Ibsen im Symbolischen, das in jedem ...a seinen Platz hat, in seiner eigentlichen Bedeutung aber ...rfaßt wird, wenn man alle seine Stücke als ein Lebens... nimmt, das besonders in den symbolistischen Altersdramen ...Verbindung mit der unendlichen Welt herstellt.

heit folgen Schlag auf Schlag die Ereignisse, die sein und Julias Dasein untergraben. Wäre Romeo von Pater Lorenzos Plan unterrichtet, so könnte er vielleicht zu dessen Gelingen beitragen. So aber wird sein Bote durch das Gerücht von der ansteckenden Seuche aufgehalten, und Romeo erhält die falsche Nachricht, Julia sei gestorben. Daß er in dem Glauben, die Geliebte und mit ihr alles verloren zu haben, nach Verona eilt, besinnungslos in das Grabgewölbe stürmt, dort die Scheintote findet und, nachdem er dem verbrecherischen Paris den Garaus gemacht hat, sich mit ihr in einer besseren Welt zu vereinigen wünscht, ist bei seiner Charakteranlage wieder ganz natürlich. Ein unglücklicher Zufall ist es, daß Julia zu spät erwacht und Pater Lorenzo, der mit ein paar Worten alles aufklären könnte, nicht rechtzeitig am Grabe eintrifft. Können wir mit dieser Häufung von Willkürlichkeiten, noch dazu in so gedrängter Begebenheit, mitgehen? Unsere Befürchtungen für das Paar sind längst bis zum äußersten gestiegen. Wir wissen nicht nur, wie sehr Romeo ruhiger Überlegung bar ist, auch Lorenzos Plan vermag in Julia Hoffnungen zu erwecken, kann uns aber keineswegs beruhigen. Dazu besitzt der Pater nicht die weitblickende Besonnenheit, die ein so gefährliches Spiel erfordert; er läßt sich durch Selbstmordgedanken eines kopflosen Mädchens in Schrecken jagen, und wird darüber selbst kopflos. So sehen wir der Ausführung seines an sich bedenklichen Planes mit Besorgnis entgegen; fordert doch gerade das gewagte Spiel mehr als jedes andere feindliche Widerstände heraus. Waren wir bei dem Zweikampf mit Tybalt von Romeos Überlegenheit überzeugt, so sind wir es jetzt von seinem Untergang. Das Netz des Verderbens hat sich so eng um ihn zusammengezogen, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken ist. Fieberhaft geblendet, verstrickt er sich in seinem Gewebe: ohne sich bei Lorenzo zu erkundigen, läßt er sich nur von dem Wunsche, seinem Leben ein Ende zu machen, vorwärts treiben. Und wie Romeo sind auch wir von dieser zur Katastrophe drängenden Verkettung der Ereignisse fortgerissen. Wir fragen nicht mehr nach dem Warum aller Zufälle — wir beugen uns dem Weltgesetz, das die Dinge einer höheren Notwendigkeit unterordnet.

„Wo ein Sprung gewagt werden soll, muß der Dichter den Beschauer mit Gewalt fortreißen, von selbst überschreitet er keine Lücke", notiert Grillparzer einmal. Shakespeare schlägt diese Notbrücke mit kühner Gewalt. Auch Schiller weiß sie zu schlagen, wie schon oben an einem Beispiel gezeigt wurde. Bei der schicksalhaften Gewalt der „Braut von Messina" darf er seine Handlung auf einer Verkettung von Zufällen aufbauen, ohne daß wir ihrer Wahrscheinlichkeit nachgingen; im „Demetrius" greift der Zufall entscheidend ein. Ja, einmal deutet der Dichter selbstbewußt auf dieses Mittel der Verknüpfung hin, um zu zeigen, wie überflüssig in bestimmten Situationen eine Begründung ist. In der entscheidenden Unterredung mit Buttler spielt Octavio als le
Trumpf den Brief aus, der den ehrgeizigen Gene
der Verachtung preisgibt. Buttler ist betroffen;
stummes Erstaunen fragt, wie dieses Schriftstü
Octavios Hände gelangt ist. „Durch Zufall bin
im Besitz des Briefs", lautet die Antwort, die
weiteren Berechnungen ausschaltet. Auch hier füh
wir das mystische Wirken eines sich notwendig
ziehenden Schicksals!

Den entgegengesetzten Fall der „Schicksalsi
keit" geben Kaisers „Bürger von Calais". Die H
lung dieses Stückes ist innerlich zum Abschluß
bracht, sobald die sechs gewählten Bürger sich zu
Todesgang ins englische Lager rüsten. Wenn sie
letzten Augenblick begnadigt werden, weil dem K
von England ein Sohn geboren ist und er „um
neuen Lebens willen kein Leben vernichten
so hebt Kaiser, der sich hier an die historische Ü
lieferung hält, um der äußeren Wirkung willen
ethische Endziel eigentlich auf. Denn die Geburt die
Kindes steht mit der Leitidee des Dramas in kein
organischem Zusammenhang mehr, und wir nehm
die glückliche Lösung als Zwang hin, weil eine inn
Stimme uns sagt, daß diese dem Tod gew
Männer, nach einer so gewaltigen Erhebung über
selbst, nie wieder den Weg ins menschliche D
zurückfinden können.[3])

Shakespeares „Romeo und Julia" konnte
das klassische Beispiel für die Verwendbarkeit
Zufalls genannt werden, weil fast alle seine Ab
und Möglichkeiten in dieser Tragödie enthalten
Romeo fällt nicht allein einer scheinbar willkürli
Verkettung unvorhergesehener Ereignisse zum O
seine Besinnungslosigkeit entspringt zum Teil
einem unglücklichen Mißverständnis, an dem er
die geringste Schuld trägt, dessen Aufklärung
nahegelegen hätte. Auch dieser mißverständliche
fall kann also zur treibenden Kraft werden.
Carlos glaubt sich, da Lerma ihn über das Erge
der Audienz, die Posa beim König gehabt hat,
berichtet, von dem Freunde verraten und
deshalb zu dem verhängnisvollen Mittel, si
Eboli anzuvertrauen. Penthesilea hält Achilles
ihren Gefangenen, glaubt sich von ihm verspottet
nimmt seine scheinbare Herausforderung zum K
für Ernst. Klaras Schicksal in Hebbels „Maria M
dalena" wird dadurch entscheidend bestimmt,
man ihren Bruder irrtümlicherweise des Dieb
beschuldigt. Der Makel, der damit auf die Fa
fällt, gibt dem Kassierer eine willkommene Gele
heit an die Hand, das betrogene Mädchen sitzen
lassen. Die besorgte Leonore folgt ihrem Gatten
Männertracht und wird von Fiesko, der von Gian
nos Tod noch nichts weiß, mit diesem verwechselt
niedergestochen. In Otto Ludwigs „Erbför

[3]) Als ich „Die Bürger von Calais" am Stadttheater
inszenierte, habe ich lange geschwankt, ob ich diesen Sch
lassen oder ihn streichen sollte. Auch nur aus Gründe
theatralischen Wirkung habe ich mich für ersteres ent

altet ein doppeltes Mißverständnis: Im Gutshause
ird die falsche Nachricht verbreitet, Andres habe
teins Sohn Robert erschossen; zu gleicher Zeit wird
m alten Ulrich hinterbracht, Robert habe Andres
tötet. Und nach dem Grundsatz „Aug' um Auge,
ahn um Zahn" geht er in den Wald, um den
örder seines Kindes zu vernichten, trifft aber ver-
hentlich seine eigene Tochter. Diese Häufung von
ausamer Tücke streift wohl an die Grenze des
öglichen, aber sie ist, wie der Fall Klara, aus der
nge und Starrköpfigkeit der Männer, die alle ver-
inftige Berechnung über den Haufen werfen, wohl
begreifen. Um so mehr, als auch in diesem und
len anderen Fällen das Mißverständnis nur als
nstoß wirkt, um bei einer schon bestehenden Hoch-
annung das nahende Unheil vorwärts zu treiben
er zur letzten Erfüllung zu bringen.

Wie ein Drama zum Zerrbild werden kann, wenn
sich nur auf derartige Zufälle stützt, zeigt die Schick-
lstragödie des Zacharias Werner, Houwald und
üllner, die der heimtückischen Willkür fast die Stel-
ng des antiken Fatums einräumen. An sich stellt die
ombination, daß ein verschollener Sohn unerkannt
s Elternhaus zurückkehrt und um seines Goldes
illen von dem habgierigen Vater ermordet wird,
cht mehr Anforderungen an uns als etwa der „Odi-
is". Aber dieser Gedanke wird zu Tode gehetzt,
enn eine Familie von diesen unheilvollen Zufällen,
ch dazu in eng begrenzter Handlung, immer gerade
n 24. Februar betroffen wird. Eine solche Willkür
tbehrt der mystischen Notwendigkeit und erdrückt
e sonst vorhandenen dichterischen Qualitäten.

Kleists „Familie Schroffenstein" variiert das
jema von Romeo und Julia. Als Romantiker
eriert der Dichter mit Ahnung und Vorsehung und
ßt das Drama mit einem Mißverständnis beginnen,
dem Rupert die Warwands fälschlicherweise für
Mörder seines Sohnes hält. Ein Mißverständnis
nn, wie schon angedeutet, durch Erklärungen leicht
d schnell gelöst werden. Will der Dichter es ins
agische wenden, so bedarf er neuer Verwicklungen,
n eine Verständigung zu hintertreiben. Shake-
eare, bei dem die Feindschaft der beiden Häuser
ht auf einem Irrtum beruht, leitet den Konflikt
nächst aus dem Haß der Parteien ab und benutzt
n Zufall nur als treibendes Motiv. Bei Kleist geht
Feindschaft schon auf ein Mißverständnis zurück,
d darum bedarf er immer neuer Zufälle, um die
icke zu schließen. Durch ein Versehen wird Johann
rwundet, durch ein Versehen fällt Jeronimus,
rch ein Versehen werden Ottokar und Agnes ge-
tet. Gegen eine solche Häufung von Willkür und
ißverständnissen sträubt sich unser natürliches Ge-
hl. Wenn ein blindlings wütendes Schicksal zwei
rteien fünf Akte hindurch aufeinander hetzt, ohne
ß es einmal zu der naheliegenden Aufklärung
nmt, dann werden Ursulas Worte: „Wenn ihr euch
schlagt, ist es ein Versehen," zur unfreiwilligen
lbstkritik des Dichters.

Ein solches Spiel mit dem Zufall erinnert an die englischen Tragödien der Websterzeit, in denen Mißverständnisse und Versehen ihr tolles Wesen treiben und jene bekannten Blut- und Greuelszenen heraufbeschwören, die das Ergötzen der „Englischen Komödianten" bildeten. Wenn in John Sucklings „Aglaura" die Titelheldin einen schändlichen Fürsten ermorden will, versehentlich aber ihren Gatten tötet, oder wenn in Thomas Otways „The orphan or the unhappy marriage" zwei Brüder, Polydor und Castalio, um ein Mädchen Monimia werben, Polydor sich heimlich mit ihr vermählt, Castalio aber in die dunkle Kammer schleicht und der Getäuschten Gewalt antut, worauf ein allgemeines Vergiften und Erstechen folgt, so sehen wir darin eine artistische Spielerei und stimmen dem witzigen Ausspruch eines zeitgenössischen Kritikers zu: „Ach, welch entsetzliches Unglück hätte doch ein kleines Nachtlicht verhindern können."

So wenig wie die vorliegende Darstellung beabsichtigt, den umfangreichen Vorrat an Beispielen aus der Weltliteratur zu erschöpfen, ebenso wenig kann ihre Aufgabe darin liegen, alle nur möglichen Nuancierungen von Zufällen im Drama aufzudecken. Wesentlich ist die allgemeine Grundlinie. Auf ihr bewegen sich noch zwei Abarten, die einer kurzen Erörterung bedürfen.

Hamlet kommt zufällig ins Gemach seines Oheims, als dieser im Gebet kniet, und steht davon ab, ihn zu töten. In Grillparzers „Traum ein Leben" hört Rustan, hinter einer Säule stehend, wie die Verschwörung gegen sein Leben angezettelt wird. Bei Anzengruber belauscht der rachsüchtige Wurzelsepp hinterm Gartenzaun das arglose Gespräch zwischen Annerl und dem jungen Pfarrer von Kirchfeld und bringt beide „in der Leut' Mäuler". Im „Vierten Gebot" beobachten die beiden Schalanter die Zusammenkunft zwischen Hedwig Stolzenthaler und Robert Frey, bei der die unglückliche Frau dem Geliebten die Andenken aus früherer Zeit zurückgeben will. Hauptmann läßt Rose Bernd zweimal von dem eifersüchtigen Maschinisten Streckmann belauscht werden, wodurch das verhetzte Mädchen in dessen Gewalt gerät. Also auch die zufällige Beobachtung einer oder mehrerer Personen durch andere kann im Drama eine Rolle spielen. Von wirklicher Bedeutung für das Endziel der Handlung wird sie nur dann, wenn diese ohnehin mit Intrigen arbeitet, sonst bestimmt sie allenfalls den Weg der Entwicklung oder wirkt auch nur retardierend. Der erste Fall liegt bei Anzengruber und Hauptmann vor, der zweite bei Grillparzer und im „Hamlet". In beiden Fällen kann die Tat oder ihre Unterlassung dem Schicksal keinen Einhalt gebieten.

Alle Zufälle, die bisher beigezogen wurden, beruhen, mit Ausnahme eines einzigen, darauf, daß sich mehrere Personen in ihren Absichten unerwartet kreuzen. Selbst der Soldat, der den alten Baumert erschießt, will töten, wenn auch ohne das Ziel seiner

Kugel zu kennen. Immer wirken also zwei an sich zweckgewollte Handlungen mit oder gegen einander; das Zufällige liegt nur in ihrem Zusammentreffen. Dem stehen Verbindungen gegenüber, wo die zweckmäßige Absicht von einem im menschlichen Sinne unzweckmäßigen Geschehen durchkreuzt wird. Romeos Bote wird durch die Nachricht von dem Ausbruch einer Pest aufgehalten. Ein Sturm veranlaßt Tell, den verfolgten Baumgarten zu retten und damit die Rache des Vogtes gegen sich herauszufordern; er selbst dankt seine Rettung später dem Eingreifen der entfesselten Naturkräfte. Nur hier spielt das Unwetter entscheidend mit; aber Tells Persönlichkeit und sein übermenschliches Glück bei dem Apfelschuß geben uns die innere Gewähr, daß das Schicksal ihm noch eine andere Aufgabe zugedacht hat wie die, in Geßlers Banden elend umzukommen. Zudem ist die Rettung nicht zum geringsten Teil ein Werk seiner eigenen Tüchtigkeit. Baumgartens Flucht dagegen schafft keine eigentlich neue Lage, auch ohne sie war Tell vor dem Vogt nicht sicher; sie spiegelt die Unterdrückung, die auf dem ganzen Volke lastet, nur an einem besonders deutlichen Beispiel wieder und hat insofern mehr symbolischen Wert. Ganz zum Symbol wird das Naturereignis, wo es einen tragischen Vorgang nur in der Wirkung unterstützt. Wenn der von Menschen verlassene, seinem Gram preisgegebene Lear die gewaltigste seelische Erschütterung durchlebt, von der je einer ergriffen worden ist, kann sie erhabener zum Ausdruck kommen, als wenn die 'empörte Natur die Begleitmusik dazu anstimmt? Von ähnlicher Bedeutung ist das heraufziehende Gewitter im dritten Akt der „Rose Bernd“ oder, als etwas ganz entgegengesetztes, die aufgehende Sonne zum Schluß der „Gespenster“.

Dieser „Naturzufall“ tritt im Drama verhältnismäßig selten auf, und nur an Punkten besonderer seelischer Spannung. Dann aber ist er Ausdruck einer tiefen poetischen Offenbarung, denn nichts führt uns die Ohnmacht menschlicher Kräfte so deutlich vor Augen wie gerade die unberechenbare und unbegrenzte Natur. Wo der Dichter ihre Allgewalt wirken läßt, bewegt er sich ganz im Reich der frei schaffenden Phantasie, und nie braucht er weniger Rechenschaft abzulegen, als wenn er uneingeschränkt seiner Einbildungskraft folgen darf. Um so größer muß auf der anderen Seite das dichterische Verantwortungsgefühl, um so feiner die dichterische Kombination sein. Gilt es doch, unserem Gefühl zu suggerieren, daß auch das Naturereignis mit dem dramatischen Konflikt irgendwie notwendig verbunden ist.

Die Art und Weise der Verknüpfung berührt den Kernpunkt der ganzen Zufallsfrage. In den herangezogenen Beispielen wurden alle Stilarten des Dramas berücksichtigt. Nicht der Kunststil entscheidet, ob ein Zufall bei der Handlung mitwirken kann oder nicht, nur das Mehr oder Weniger der Verwendbarkeit ist von ihm abhängig. Die Grenze ist weiter oder enger gesteckt, je nachdem das Drama aus umfassender Entwicklung hervorgeht oder der Katastrophe zueilt. Immer aber muß der Zufall Mittel zum Zweck bleiben: er kann den Konflikt vorwärts treiben oder verzögern, aber er darf niemals der allein ausschlaggebende Faktor sein. Er ist Teil eines Schicksals, aber nicht dieses Schicksal selbst. Er liegt immer außerhalb der Absichten der handelnden Personen; wir ahnen ihn oft voraus, doch in vielen Fällen tritt er auch für uns unerwartet ein. Niemals darf er der künstlerischen Wahrscheinlichkeit zuwiderlaufen. Zusammenfassend kann gesagt werden: der Zufall ist keine disharmonische Störung der Gesamthandlung, er ordnet sich ihr, wie jedes Kunstmittel, harmonisch unter. Darum müssen Art und Zeitpunkt seines Auftretens so eng mit ihr verknüpft sein, daß er aus dem Reich der Willkür auf irgendeine natürliche oder mystische Weise wieder herausgehoben wird.

„Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Vom Religionsroman

Grundsätzliches zu Hauptmann und Fogazzaro

Von Heinrich Ehl (Hamburg)

Wenn Dichtung in der Gestaltung einer losmischen Urkraft des Geistigen besteht, so hat der Problemroman nur dann künstlerische Berechtigung, wenn er die jedem Problem zugrunde liegenden ewig geheimnisvollen Seelenfähigkeiten mit den reinen Mitteln der Poesie in freier Schaubarkeit darzustellen vermag. Damit ist das Problem unmittelbar dem Gegenständlichen entrückt und ins Grundsätzliche und Künstlerische erhoben. Problematisch ist nicht mehr die verstandesmäßige Anschauung und zweckvolle Bewertung des fraglichen Gedankens oder Vorfalls in der Zeit, sondern die letzte Auseinandersetzung über den Grund der Erscheinung an sich unter dem Aspekt des Ewigen. Alles Zufällige und Veränderliche tötet die Poesie, deren Lebensmöglichkeiten nur im Bleibenden und Elementaren liegen. Die Aufgabe besteht darin, nicht die Erscheinung einer Idee im Leben zu schildern, sondern die Idee an sich und absolut als den belebenden Faktor einer Welt zur Anschauung zu bringen. Bei einem großen Vorwurf reflexiven Charakters ist die dichterische Intensität des Poeten im Verein mit der Stärke des konsequenten Denkers und des autoritativen Priester-Künders erforderlich. Das aber setzt Gegebenheiten von so glücklicher persönlicher Konstellation voraus, wie sie selber nur wieder als dichterisches Problem angetroffen werden. Hauptmann hat sich über diese Möglichkeiten Recht und Klarheit zu geben versucht, ehe er den „Emanuel Quint“

:ieb. Das ist der letzte Sinn des „Michael Kramer". r Sinn der Selbstbeichte und Selbstprüfung, die ße Gewissenserforschung des Künstlers als Hei- :n im Sinne Nietzsches.

Diese Gleichung des Künstlers und Heiligen, der ligion und der Poesie wurde somit auch zur Frage- lung des „Emanuel Quint". Die Ausgangsfrage, tatsächlich im Werke selber unausgesprochen ibt, weil sie künstlerisch durch die Darstellung an sich unden werden soll, setzt die Religion als intellek- lles Problem in Zweifel. Religion erscheint hier lmehr als die große Angelegenheit der Armen im iste und in der Welt, der Demütigen und Leiden- t, der Franziskusnaturen und der Dichter. Religion teht in der Unendlichkeit des mitleidvollen Ge- ıls der hingebenden Menschennatur, in der auf- genden Einfühlung in die aus Leiden und :uden geformte Weltharmonie. Die intellektuelle :enntnis ist beschränkt, Religion ist Ahnung des begrenzten und Unnennbaren.

In dieser Auffassung ist das religiöse Problem Gegenstand poetischer Gestaltung im umfäng- ,sten Sinne möglich. Denn Poesie ist die bildhafte d konkret gestaltete, formgewordene Ahnung eben es Unendlichen und Unaussprechlichen. Wie somit · Vorwurf dem bloß Gegenständlichen, dem Ak- llen und Pikanten entrissen und in die objektive leuchtung des künstlerisch begründeten Urteils ge- kt ist, so ist er auch der anderen Gefahr aller kunst- näßen Formulierung entwunden; dem Histo- hen. Dies Historische und seine Erscheinungsform d in unserem Falle die Kirche, das Dogma, die erlieferung, kurz alles, was die körperliche Orga- ıtion jenes eminent Geistigen und Gefühlshaften der Zeit und Welt bedeutet. Der poetischen Er- ;ung des Problems gegenüber kann es sich nicht hr handeln um eine feste Formel des Religiösen einer gegebenen und undiskutierbaren Größe, en bloße Anwendungsmöglichkeit auf die gegen- rtige menschliche Gesellschaft in Frage steht und jederzeit subjektiv richtig, das heißt praktisch ge- : werden kann. Es gilt vielmehr das Poetische als e uralte heilige Seher- und Prophetenkraft zu ;en, aus der Mythos und Religion erwächst. Der hter muß selbst zum religiösen Helden und dieser ;hm zum Dichter werden können. Die Trance des eisters und Weisen gilt es zu finden. Es handelt darum, den theologischen Intellektualismus zu ;rwinden, der keine tragischen Möglichkeiten bietet. : Unendlichkeit des religiösen Gefühls und die ige Unvermeidbarkeit zur religiösen Berufung der innersten menschlichen Natur ringt um Ge- tung und fordert sichtbare Form. Die Ströme es dantesken Unterbewußtseins gilt es aufzudecken d zu regulieren, aus denen der mystische Drang zur ürlichen und sittlichen Einfühlung in das Welt- ıze spontan in die Einzelnen und Massen strömt d deren feinste Blüte wir Heiligung nennen. Dabei :d der Vorgang jener pantheistischen Verschmel- zung des einzelnen mit den Erscheinungsformen der sichtbaren Welt unversehens zum Gegenstand der technischen Führung der Handlung selber. Die Gleich- setzung von Poesie und Religion geht auf in dieser technischen Gleichung von Gegenstand und Hand- lung. Ziel ist der Roman als reines Kunstwerk, die artistische Schöpfung aus dem absoluten Denken, Philosophie und Poesie in einer dritten neuen Form der modernen Theosophie und Theogenie.

Formulierungen aller Art erschöpfen niemals das Wesen der Poesie, die nur als gestalteter Mythos lebensfähig ist. Was Heraklit, Johannes vom Kreuz und Jakob Böhme, was Franziskus und Tolstoi dachten, ahnten, schauten, ist Gestalt geworden in ihren Dichtungen. Was sie materiell erlebten blieb tote Predigt und Proselytenmacherei. Emanuel Quint ist Mystiker und darum erscheint er der Gesell- schaft als ein Narr, wie Franziskus, Jakob Böhme und Tolstoi für die Welt Erznarren waren. Kommen aber dergleichen Narren in Christo mit der rauhen Welt der Sachen in Berührung, so gibt es einen schmerzlich süßen Klang voll zartester Poesie. Und es hebt sich davon ab jene Stimmung des sozialen Mitleidens, die mit ihrer unbedingten und kindlich rührenden Nächstenliebe, Hingebungskraft und Opfer- fähigkeit der Erlösung vorarbeitet. So wird Emanuel Quint ein sozialer Erlöser unserer Zeit, wie Haupt- mann selber der soziale Erlöser der schlesischen Weber wurde durch die Tat seiner Dichtung.

Die soziale Tat erst löst das Grundproblem des Heiligen: Das Wunder. Und hierin treffen sich der religiöse Mystizismus des mittelalterlichen Christen- tums und der sozialreformatorische Zeitgeist der Gegenwart. Das Wunder ist der psychologisch ge- miedene Urbegriff der geheimniserfüllten Uner- gründlichkeit der religiösen Befruchtung unserer Seele. Als religiöse Tat gibt es keinen anderen Glauben und sicherlich kein anderes Wunder als die innere Wandlung des Individuums im christlichen Sinne der übernatürlichen Gnade, die zu einem blumenhaft zarten und reinen Verhältnis der Kind- schaft Gottes führt. Jedenfalls liegt in dieser gott- geheimen und beseligenden Auffassung des Wunders die einzige poetisch gestaltbare Möglichkeit des un- beschreiblichen Vorganges. Jenes franziskanische Wunderwirken aus mitleidvoller Seele heraus, jene sozial-ethische Wandlung des Menschen aus dem egoistischen Einzelempfinden zur selbstlosen Tätig- keit für die Gesamtheit hin, ist als Wunder möglich, und fruchtbar als dichterischer Vorwurf. Dieses Wunder ist der Sinn des „Emanuel Quint". Der Narr in Christo wirkt es in der Menge des walden- burger Landvolkes und Industriepöbels. Hauptmann wandelt die physisch-medizinische Auffassung des Wunderglaubens im poetischen Sinne um in die sozial-erlösende, urangeborene Kraft des Wunder- tuns in der Seele.

Von diesen künstlerischen Forderungen aus ist das geschaffene Werk bei Gerhart Hauptmann und

Antonio Fogazzaro zu beurteilen. Bereits die grundsätzlichen Feststellungen ermöglichten und erforderten sogar Hinweise auf Hauptmanns Arbeit. Ja sie sind aus ihr in solchem Umfange abgeleitet, daß ihre Darlegung zugleich eine Würdigung der Kunstleistung selber in sich schließt. Hauptmann gegenüber gibt Fogazzaro nur einen farbig interessanten Abglanz des Problems, aber nicht sein Wesentliches im Grunde. Bei ihm handelt es sich nicht um letzte kosmische Zusammenhänge, um dichterisches Urahnenkönnen. Es gelingt auch nicht jene entscheidende Identifizierung von Gegenstand und Form, die Hauptmanns Werk geradezu zum Symbol der Gleichheit von Poesie und Religion erhebt. Fogazzaro bleibt vollständig im Gegenständlichen stecken. Bei Hauptmann wird aus der künstlerischen Formulierung des Problems ein neues symbolisches Dritte, ganz nach der philosophischen Auffassung Hegels und den ethischen Forderungen des Pantragismus Friedrich Hebbels.

Eine technische Betrachtung mag den Gegensatz Hauptmanns zu Fogazzaro klarlegen und den wesentlichen Unterschied des künstlerisch bewertbaren Problemromans und des forensischen Tendenzplädoyers festlegen. Aus den seelischen Tiefen mystischer Gottversunkenheit strömen Hauptmanns kühne biblische Vergleiche, aus dem dunklen Reich der phantastischen seelischen Gewalten seine allgemein und ewig gültigen menschlichen Gleichnisse und vergöttlichenden Naturschilderungen. Das symbolisch Bedeutsame liegt nicht in der gewagten, manchen vielleicht blasphemisch erscheinenden Inanspruchnahme der alten biblischen Vorgänge, die als Äußerungen religiöser Phantasie und Poesie schlechthin und unwiderruflich geprägt sind. Wie in den uralten asiatischen Menschheitsphantasien von Gott und Welt, von Seele und Ewigkeit, wird ihm alles Gedankliche zu Bildern. Damit erscheint auch technisch jene Gleichung von Poesie und Religion in Form und Inhalt des Kunstwerkes durchgeführt. Das Mystische als Inbegriff alles religiösen Erlebens gestaltet sich in Visionen, das Dogmatische wird erlöst ins Psychische. Das Ewige wird Ereignis.

Für Fogazzaro ist entscheidend die Einstellung seines „Heiligen“ nicht auf die ewigen Dinge, sondern auf eine ihrer vielen historischen Formulierungen in der Zeit. Zwischen dem Göttlichen und seinem Heiligen schiebt sich die anerkannte Autorität ein. Damit tritt das Problem aus dem Elementaren in das Abgeleitete. Die Dichtung wird zur Abhandlung. Nicht die religiöse Urgewalt, sondern das mit kühnem Intellekt erfaßte Dogma und seine Kritik wird ihr Gegenstand. Wie die Problemstellung an sich damit schon unreinlich und voraussetzungsvoll wird, kann auch die in ihrem dichterischen Ausleben beschränkte Lösungsmöglichkeit nur verklausuliert sein. Am Ende von Hauptmanns Bekenntnis steht ein mit ewigem Schnee bedeckter himmelragender Alpenberg. Der hat in sein ewiges Reich den armen Narren Emanuel Quint aufgenommen, um ihn dem All wiederzugeben, zu dem er strebte. Alles materielle Elend d… schwärmerischen Landstreichers wird zum glühen… Fanal der ewig Gott suchenden Seele.

Das Rätsel, das am Ende des Romans … — Erlebnis oder Halluzination — wird zum … lerischen Symbol unseres Erdenwallens selbst. … ihm steht die erschütternde Frage des alten Kran… „Wo treiben wir hin, wo werden wir landen?“ … grandioses Bild bleibt im Gedächtnis. Bei Fogaz… steht ein ledernes Programm, ein papierenes Sche… Technisch ist sein ganzer Roman keine Darstellun… sondern Abhandlung, weder eine im Sachlichen … im Persönlichen sich spiegelnde Ergründung … Religiösen. Das Gedankliche ist eingekleidet in … buntes Erzählungsschema, das nicht in einem Bil… nicht einmal in einem letzten großen Ereignis gipfel… sondern in eine, wenn auch gedankentiefe Rede … klingt. Der Mythos gewinnt nicht Form in Ro… bildern und biblischen Gleichnissen, sondern er… im Unpoetischen. Es ist bezeichnend, wie Hauptman… ausgeht von einem Polizeibericht und an den … der Ewigkeit landet. Fogazzaro geht von ein… Schimmer der Ewigkeit aus und endet in ein… rührenden Einzelfall ohne symbolische Bedeu…

Der stärkste Abschnitt von Fogazzaros Roman … sein erstes Kapitel. „Lac d'amour“ ist wie ein … ludium voll Musik eines von der Phantasie er… teten Ewigen. Das menschliche Schicksal der ird… Liebe Jeannes und der himmlischen Pieros deutet … ein geistiges Problem. Es ist voll künstlerischer Ein… und Geschlossenheit. Statt diese gedankliche Ein… technisch in der Erzählung der Geschicke seiner Hel… beizubehalten, statt in Tristan-Motiven — so … lich angeschlagen in dem brügger Nachtbild — … zu verbinden, zu lösen und wieder sich verbinden… steigern, tritt unter Ersetzung der künstlerischen … tuition das überlegte Programm des Schriftste… Was Hauptmanns Stärke ausmacht, jene Verich… zung der technischen Führung der Handlung mit … Entwicklung des geistigen Problems, zerlegt Fo… zaro. Das Geistige verläuft parallel zu dem men… lichen Erlebnis der Beteiligten, ohne sich notwe… zu durchdringen und gegenseitig sich klärend zu … anschaulichen. Es werden keine Bilder und Sym… aus den alltäglichen Liebesschicksalen. Die relig… philosophischen und kirchenpolitischen Auseinan… setzungen laufen neben der Handlung her … fließen nicht mit zwingender Notwendigkeit aus … heraus. Der künstlerische Fehler liegt nicht so sehr … der Zerlegung an sich, als in der Unfähigkeit … Dichters, Symbole zu gestalten. Es ließe sich Sch… für Schritt belegen, wie das Hinübergleiten aus … Ewigen ins Zeitliche, die Verschiebung der Rel… zur Kirchenpolitik, die poetische Schwäche des … ters, sein zunehmendes Versagen vor dem Gei… des Gegenstandes enthüllt.

Seit Hauptmanns „Emanuel Quint“ und Fo… zaros „Santo“ ist das Phänomen des Reli… längst aus der Sphäre des Problematischen …

Mittelpunkt der brennendsten Gegenwärtigkeit des geistigen Lebens der Welt wiedereingetreten. Das Schicksal beider Bücher, wie das ihrer Dichter gehört schon der historischen Erscheinung an. Der „Fall Fogazzaro“ ist mit dem ruhmlosen Ende des Modernismus erledigt. „Emanuel Quint“ dagegen beginnt aus dem esoterischen Kreis der Literaten in die unmittelbare Wirksamkeit einzutreten. Rückwirkend identifiziert sich das Schicksal des deutschen Helden „Emanuel Quint“ mit dem des gestaltenden Dichters in der Erfüllung eines Vorläufertums kommender Generationen, die ihren Lebenssinn nicht mehr in der symbolischen Andeutung, sondern in der Verwirklichung erkennen. Ihre Forderung lautet:

Tiefe des suchenden Geistes und Liebe des verstehenden Herzens schöpferisch zu betätigen.

Ein Verlagsjubiläum

Von Fritz Th. Cohn (Berlin)

Man hat den deutschen Verleger oft getadelt, daß er zu wenig Kaufmann sei. Der Vorwurf war, bis vor kurzem kann man wohl sagen, zwar berechtigt, aber er war ungerecht. Der Verlagsbuchhandel darf nicht mit einem Warenhandel verglichen werden, nicht Bücher sind das Objekt seines Geschäftes, sondern Persönlichkeiten. Papier kaufen, drucken, binden und das fertige Buch verschleißen, macht nicht den Verleger. Ideen haben, Anregungen geben, zu deren Ausführung geeignete Persönlichkeiten finden, Talente entdecken und fördern — das ist seine Aufgabe und sein Stolz.

In diesem Sinne ein deutscher Verleger ersten Ranges war Eduard Hallberger, dessen Schöpfung am 1. September auf 75 Jahre kämpfevoller und siegreicher Arbeit zurückblickt. Ein Kind des Sturmjahres 1848 hat sie selbst viele Stürme erlebt, die sie wohl einmal vorübergehend beugen, nicht aber brechen konnten. Nach jedem neuen Sturm hat sie sich nur um so stolzer wieder aufgerichtet, und auch der letzte, der große Krieg, der uns nicht nur in die Kronen griff, sondern bis in die Wurzeln faßte, hat ihr nichts anhaben können. Trotz des Niederbruchs unserer gesamten Wirtschaft steht dieser lange und tief im deutschen Geistesleben wurzelnde Baum segenspendend mit gewaltiger Krone heute machtvoller und lebenskräftiger da als je zuvor. — Im ersten Heft dieser Zeitschrift (L. E. I, 68) wurde des fünfzigjährigen Jubiläums der Deutschen Verlags-Anstalt gedacht, und besonders der von Hallberger begründeten Zeitschriften, sowie des von ihm gepflegten Verlags von Prachtwerken Erwähnung getan. In den seither verflossenen 25 Jahren hat unser Blatt getreulich die Weiterentwicklung dieses Unternehmens verfolgt, und seine wertvolle und bedeutende Produktion hat hier ständig ein dankbar-kritisches Echo gefunden.

Es sind nicht mehr die Familienzeitschriften, die der Deutschen Verlags-Anstalt das Rückgrat geben. „Illustrierte Welt“ und „Aus fremden Zungen“, den Bedürfnissen und Forderungen ihrer Zeit entsprossen, sind dem Wechsel des Geschmacks zum Opfer gefallen. Auch Prachtwerke, wie die Doré-Bibel, die Gilbertsche illustrierte Shakespeare-Ausgabe, die von den ersten Künstlern der Zeit illustrierten Schiller- und Goethe-Ausgaben, Ebers' Ägypten und viele andere verloren mehr und mehr ihr Publikum. Eine neue Zeit brach an und lockte zu neuen Zielen.

Gestützt auf die Möglichkeiten, die in den technischen Betrieben der Deutschen Verlags-Anstalt geschaffen waren, wurde ein Unternehmen in Angriff genommen, das in seiner Monumentalität allein schon den heutigen Weltruf der Firma rechtfertigen würde: „Die Klassiker der Kunst“. 28 Bände. Gesamtausgaben der ersten Maler der Welt und 7 Auswahlbände zum Teil noch lebender deutscher Meister legen Zeugnis ab von der Arbeit, die für die Popularisierung der bildenden Kunst hier geleistet wurde. Daneben kamen nach und nach so wertvolle Publikationen wie Balet, „Schwäbische Glasmalerei“, Baum, „Deutsche Bildwerke“, Christ, „Ludwigsburger Porzellanfiguren“ und viele andere in feinster technischer Vollendung auf den Markt.

Der Kunst folgte die Wissenschaft. In erster Linie die Geschichte. Ein noch nicht vollendetes Werk, wie Hofmanns „Politische Geschichte der Deutschen“, von der jetzt drei Bände vorliegen, bildet da mit den übrigen Büchern einen Eckstein. Es schließen sich an: Dibelius, „England“, Kimpen, „Amerika“, Ruedorffers „Grundzüge der Weltpolitik“, die Werke über „Rußland“ von Trubetzkoi, Hedenström und Stählin, Szekfüs „Ungarn“, ferner die Reihe der Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts; und als höchster Gipfel aus diesen wertvollen historischen Monographien ragt das traurig-herrliche Heldenlied hervor, das Hermann Stegemann dem deutschen Volke sang: „Die Geschichte des Krieges“. Und hier mag auch ein Werk hervorgehoben werden, das der Geschichte und Philosophie in gleicher Weise angehört, ein Werk, dessen Verfasser die Augen für immer schloß, nachdem diese seine Lebensarbeit vollendet vor ihm lag: Mauthner, „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“.

Die Nährmutter der Geschichte ist die Politik. Ihr wandte sich die Deutsche Verlags-Anstalt mit besonderer Liebe und seltenem Finderglück zu. Gleich eine ihrer ersten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete, die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe“ brachte ihr einen solchen Erfolg, daß sie naturgemäß in der Richtung der Memoirenliteratur immer neuen Erwerbungen nachging. Aus jüngster Zeit seien hier nur „Giolittis Erinnerungen“ und „Waldersees Denkwürdigkeiten“ genannt. Auf diese Weise wurde die politische Literatur Deutschlands ständig bereichert und der Deutschen Verlags-Anstalt

die Führung auf diesem Gebiete gesichert, insbesondere auch durch die Gründung der „Politischen Bücherei“, an deren Leitung kein Geringerer als der berühmte Bismarck-Biograph Erich Marcks mitwirkte. Er selbst schuf zusammen mit Alexander von Müller in dem vor kurzem erschienenen dreibändigen Werk „Meister der Politik“ gewissermaßen ein Lehrbuch der großen Politik.

Noch eine andere bedeutsame Sammlung verdankt der tatkräftigen und vorausschauenden Leitung der Deutschen Verlags-Anstalt ihre Entstehung. Unter dem zusammenfassenden Titel „Weltbild der Gegenwart“ erschienen grundlegende Werke wie Behrendt, „Kampf um den Stil“, Blum, „Weltverkehr“, Kammerer, „Biologie“, Kohler, „Recht und Persönlichkeit“, Hausenstein, „Bildende Kunst“, von Massow, „Politik“, Meisel, „Wandlungen des Weltbilds“, Messer, „Psychologie“, Ruedorffer (Riezler), „Weltpolitik“, Meyer-Wiegler, „Die Weltliteratur“, Weißmann, „Die Musik in der Weltkrise“.

Auch Technik und Landwirtschaft wurden nicht vernachlässigt. Luegers zehnbändiges „Lexikon der gesamten Technik“, „Der Technische Wortschatz“, Weyrauch, „Die Technik“, Lindner, „Maschinenelemente“ und Fürst, „Im Bannkreis von Nauen“, sowie Putlitz-Meyers sechsbändiges „Landlexikon“ u. a. sind Ehrenmale verlegerischer Tätigkeit.

Daß der Verlag, der unter Hallbergers Leitung seine größten Erfolge mit der schönen Literatur erzielte und aufs innigste verknüpft war mit den belletristischen Größen seiner Zeit, wie Wilhelm Raabe, F. W. Hackländer, Hans Hopfen, Hans Hoffmann, Pückler-Muskau, Georg Ebers, Gregor Samarow, um nur einige auch heute noch nicht vergessene Namen zu nennen, nach wie vor der Belletristik seine entscheidende Aufmerksamkeit zuwenden mußte, ist selbstverständlich. Durch die Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ hatte die Romanliteratur der ganzen Welt in dem stuttgarter Haus bereits eine Gaststätte gefunden: Zola, Daudet, Bourget, Loti, Maupassant, Kipling, Wallace, Ouida, Tolstoi, Gorki, Orzesko, Pontoppidan, Amalie Skram, Charlotte Leffler e tutti quanti. Nun traten auch neue deutsche Größen auf den Plan. Dem alten schwäbischen Landsmann Friedrich Vischer gesellten sich Max Eyth, Isolde Kurz, Ludwig Finckh, Richard zur Megede, Josef Ponten, Rudolf Presber, August Sperl, Adolf Schmitthenner, Auguste Supper, Anna Waser, Grethe Auer, Ernst Zahn. Aber während in anderen Zweigen des Verlagsbuchhandels die Erkenntnis, welches Werk über den Geschmack des Tages hinaus seinen Wert behalten wird, verhältnismäßig leicht ist, gilt für die Belletristik das Prophezeien über den Ewigkeitsstempel als sehr schwer. Wir wissen von vielen Werken, die, von ihren Zeitgenossen unbeachtet gelassen, nach dem Tode der Verfasser eine fröhliche Urständ feierten und in ihrem Dauerwert erkannt wurden; von vielen, die Jahrzehnte vielleicht ihren Zeitgenossen für Meisterwerke galten, daß sie, oft noch zu Lebzeiten der Berühmten, von einer respektlosen neuen Generation verworfen wurden. Es muß offen ausgesprochen werden: In der Belletristik gibt es eine Mode — wenn sie auch nicht ganz so schnell wechselt wie die in der Damenkleidung. Für die Mode des Tages, d. h. für den jeweiligen Geschmack des Publikums hat mancher eine feine Nase. Den tiefen, bleibenden Wert einer literarischen Schöpfung, mag sie auch den Zeitgenossen nicht zusagen, erkennen nur wenige. Da helfen dem Verleger seine kaufmännischen und organisatorischen Fähigkeiten nicht. Was Boileau vom Dichter sagt: si son astre en naissant ne l'a formé poète — auch der Verleger muß unter einem glücklichen Stern geboren sein.

Aus dieser Erkenntnis heraus mag der Deutschen Verlags-Anstalt die Angliederung jüngerer Verlagsfirmen, die mit glücklichem Griff eine Reihe von Dichtern um sich zu sammeln verstanden und sie von unbeachteten Anfängen zu Ansehen und Bedeutung im deutschen Schrifttum geführt hatten, wünschenswert erschienen sein. Und die kritischen Zeitverhältnisse kamen diesen Wünschen entgegen. So gelang es der Deutschen Verlags-Anstalt die angesehene Firma Egon Fleischel & Co., mit der ihr zugleich ein so wertvolles Verlagsorgan wie das „Literarische Echo“ zufiel, und die zielbewußt geleitete Firma Schuster & Loeffler sich anzugliedern und damit ihrem Unternehmen eine Fülle und Abrundung zu geben, wie sie sonst nur aus eigener Entwicklung zu entstehen pflegt. Diese glückliche Konstellation ergab sich aus den maßvollen, jede einseitige Modeströmung vermeidenden Zielen, die jene Firmen konsequent verfolgt hatten, und aus dem Umstand, daß die hervorragenden belletristischen Autoren der Deutschen Verlags-Anstalt den Autoren jener Firmen wesensverwandt, zum Teil stammverwandt waren. Pflegten sie doch auch in erster Linie deutsch empfindende, ihrer Heimat treue und in ihrem Boden fest wurzelnde Dichter. So traten zu den schwäbischen, schweizer und rheinischen Poeten der Deutschen Verlags-Anstalt schwäbische, schweizer, rheinische, aber auch hessische, sächsische, westfälische, ostpreußische, bayrische, holsteinische, tiroler und österreichische aus jenen Verlagen, wie Alfred Bock, Helene Böhlau, Waldemar Bonsels, Elisabeth Dauthendey, Ernst Decsey, Cäsar Flaischlen, Wilhelm Hegeler, Georg Hermann, Hans v. Hoffensthal, Wilhelm Holzamer, Hermann Horn, Juliane Karwath, Detlev v. Liliencron, Emil Lucka, Börries, Freiherr von Münchhausen, Malwida v. Meysenbug, Franz Nabl, Georg v. Ompteda, Peter Hille, Wilhelm v. Polenz, Clara Ratzka, Albert H. Rausch, Wilhelm Schmidtbonn, Ina Seidel, Hermann Stegemann, Clara Viebig, Johanna Wolff und viele andere.

Eine besonders wertvolle Bereicherung aber erfuhr der Verlag durch die Musikliteratur, die von der Firma Schuster & Loeffler als Spezialität gepflegt war. Es stellte sich den Prachtbänden der „Klassiker

r Kunst" die stattliche Reihe der „Klassiker der usik" an die Seite, und die ausgezeichnete Zeitrift „Die Musik", die vierzehn Jahre die Freude er Musikliebhaber gewesen war, aber während s Krieges ihr Erscheinen hatte einstellen müssen, nte wieder auferstehen und unter der alten beihrten Leitung ihren 15. Jahrgang beginnen mit iem Aufsatz des berühmten Beethoven-Biographen ul Bekker, der nun auch den Autorenkreis der utschen Verlags-Anstalt ziert.

Das „Literarische Echo" aber, das mit dem chsten Jahrgang seinen Namen ändert und unter n Titel „Die Literatur" ein Pendant zu der itschrift „Die Musik" bilden wird, hofft mit dem ndertjährigen Jubiläum der Deutschen Verlagsstalt sein fünfzigjähriges Bestehen in einer Zeit ern zu können, da unser Vaterland wieder groß d stark ist und sich seine politische und wirtschaftliche eiheit voll zurückerobert hat. Mitzuarbeiten an n Wiederaufbau Deutschlands ist die selbstverndliche schöne Pflicht der Jubilarin, die fünfundzig Jahre hindurch so viel geleistet hat für die ltgeltung deutschen Geisteslebens.

Russisches

Von Arthur Luther (Leipzig)

Vom Umgang mit Russen. Gespräche mit einem russischen Freunde. Von Karl Nötzel. München 1921, Musarion-Verlag. 109 S.

Die Zerstörung der Persönlichkeit. Aufsätze. Von Maxim Gorki. Von Josef Chapiro und Rudolf Leonhard bertragen. Dresden 1922, Rudolf Kaemmerer. 185 S.

Die Beichte Stawrogins. Drei unveröffentlichte Kaitel aus dem Roman „Die Teufel". Von Fjodor Dostoewski. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und herausegeben von Alexander Eliasberg. München 1922, Musarion-Verlag.

Volk und Mensch. Von Dostojewski. Eingeleitet und erausgegeben von Hans Ehrenberg. (Frommanns Philoophische Taschenbücher, I, 5.) Stuttgart 1921, Fr. Frommann. S.

Mereschkowski und sein neues Christentum. Von Eugen Lundberg. Aus dem Russischen übertragen von 3. E. Groeger. Berlin 1922, Verlag „Skythen". 119 S.

Die russische März-Revolution 1917. Erinneungen von Jury W. Lomonossoff. Autorisierte Übertzung von Unia Ankerflamm. München 1921, Drei Masken erlag. 114 S.

Altrussische Heiligenlegenden. Auswahl und Überagung von Lia Calmann. München 1922, Hyperion-Verlag. 122 S.

Es ist eine recht bunte Gesellschaft, die hier zusammenkommt: alte und neue Zeit, Dichtung und Wahrheit, philosophische Gespräche und hichtliche Darstellung. Dennoch sollen sie genſam besprochen werden, denn sie alle dienen ietzlich dem gleichen Zweck: das Geheimnis der ischen Seele zu ergründen. Immer noch lockt reizt dieses Geheimnis, immer noch läßt uns keine Ruhe; was vor zwei bis drei Jahren htige Mode scheinen mochte, war doch mehr. ir können Rußland nicht vorbildlich finden und müssen es uns doch in sehr vielem zum Beispiel nehmen. Denn es begeht seine Fehler und verfällt seinen Irrtümern eben auf dem Wege zu einem Ziele, zu dessen Erreichung wir selber durchaus keine zweifellosen Wege anzugeben vermögen, wenn wir auch zugeben müssen, daß solche gerade hier dringend notwendig wären. Dabei wird unsere ganze Stellung vor den russischen Irrtümern noch dadurch so überaus delikat, daß wir selber den russischen Zielen eigentlich gar nicht mehr nachgehen. Es ist merkwürdig mit manchen Richtungen für die Menschenseele und gerade mit den wichtigsten: sie unmittelbar einzuschlagen, scheint uns nicht bloß unbescheiden, unsere alltägliche Erfahrung sagt uns auch, daß das nichts anderes heißt, als zwecklos sicherem Mißerfolg entgegengehen ... und dabei hört doch der Selbstvorwurf niemals in uns auf, wenn wir diesen als aussichtslos erkannten Weg nicht einschlagen ... denn unsere Seele rechnet nun einmal da, wo sie sich selbstlos weiß, in ihrem Geheimsten und Tiefsten, nie mit unserer Gebundenheit an Raum und Zeit. Hinzu kommt, daß jeder Wagende, auch der ausgesprochen Tollkühne, doch irgend etwas erfährt, was der Vorsichtige, sei er noch so überzeugt von der Richtigkeit seiner Vorsicht, nicht fand ..."

So charakterisiert Nötzel in dem vierten und letzten seiner Gespräche „Vom Umgang mit Russen" unser Verhältnis zum russischen Wesen — und wenn jemand berufen ist, über dieses Thema zu reden, so ist er es. Denn er kennt die Russen nicht nur aus Büchern und flüchtigen Begegnungen, sondern aus jahrelangem lebendigen Verkehr von Mensch zu Mensch; er hat in Rußland unter Russen gelebt; ohne jede vorgefaßte Meinung ist er an sie herangetreten; er hat aber, bei all seiner Liebe für das Russentum, sich nie ganz daran verloren; er verwischt die Grenzen zwischen deutschem und russischem Wesen nicht, wie so viele das heute tun, sondern er zieht sie scharf und klar — und darin liegt der große Wert alles dessen, was er über Rußland schreibt. Die Gedanken, die er in diesem neuen Buch ausspricht, finden sich wohl alle schon in seinen früheren Schriften, sie sind aber hier gerade so übersichtlich und klar zusammengefaßt, daß dies Buch vor allen anderen Schriften Nötzels als Einführung in die Kenntnis russischen Wesens empfohlen werden muß. Die Gesprächsform ist hier keine bloße Konvenienz, sondern gehört zum Wesen der Darstellung — dank ihr vor allem exponiert sich auch das Wesen des Deutschen in seinem Gegensatz zum Russen klar und lebendig. Den Deutschen, die sich heute russischer gebärden als die Russen, möchte man Nötzels Worte ins Stammbuch schreiben: „An euch erkannten wir erst, was alles wir im Westen unser nennen, ohne es zu wissen und ohne zu ahnen, daß es unentbehrlich ist für uns: ich meine da vor allem die unsichtbaren Schätze in Jahrhunderten gehäufter Erziehung und Selbsterziehung. Dankbar macht ihr uns so, ohne daß ihr das wollt, gegen die, die vor uns waren und deren Gewissenhaftigkeit unser Zusammenleben überhaupt erst erträglich gestaltete."

Ganz am Schluß sagt Nötzel zu seinem russischen Gegenüber: „Zu mächtig ruft schon Ihr Rußland nach dem Schulmeister und seinem Stabe!" Darauf der Russe: „... den, der es nie begriff. Tatsächlich will Rußland den Schulmeister unnötig machen,

die Welt von seinem Stabe erlösen.“ Und Nötzel „Das wollte schon hundertundfünfzig Jahre vorher der arme Rousseau. Es kommt aber immer auf dasselbe heraus: wer den Schulmeister abschaffen will, wird selber der unerträglichste.“

An diese Worte muß man denken, wenn man Maxim Gorkis Aufsätze liest. Ich weiß nicht, zu welchem Zweck diese Aufsätze ins Deutsche übersetzt werden mußten. Denn sie enthalten nichts als banale Wahrheiten und Halbwahrheiten, in anmaßend schulmeisterlichem Ton vorgetragen und durchsetzt mit persönlichen Angriffen gegen Leute, die man in Deutschland nicht kennt und von denen man aus Gorkis Charakteristiken ein ganz verkehrtes Bild gewinnt. Übrigens ist der umfangreichste der zwölf Aufsätze, „Die Zerstörung der Persönlichkeit“, schon vor mehr als zehn Jahren deutsch erschienen, ohne viel beachtet worden zu sein. Ebenso lange ist es her, daß man in Rußland Gorkis „flammenden Protest“ gegen die Aufführung von Szenen aus Dostojewskis „Karamasows“ und „Dämonen“ einstimmig zurückwies. Wohlgemerkt: Gorkis Protest entsprang nicht ästhetischen, sondern sozialpädagogischen Beweggründen. Dostojewski ist für ihn ein Erzreaktionär, der böse Genius des russischen Volkes, das für ihn nur aus lasziven Anarchisten und halbtoten Fatalisten besteht ...

Ganz interessant ist es übrigens, Gorki, den einstigen Sänger des Vagabundentums, als Apostel der „Kultur“ kennen zu lernen. In einem Aufsatz vergleicht er den Bauern mit dem städtischen Arbeiter. „Was der Bauer im Frühling und Sommer schafft, wird im Herbst und Winter aufgegessen und verkauft; es bleibt nichts, woran der Betrachter Freude haben könnte; der Bauer schafft keine bleibenden Werte und kann daher keinen gerechten Stolz auf sich selbst und seine Arbeit empfinden. In der Stadt dagegen erblickt der Mensch auf Schritt und Tritt die großartigen Resultate des Sieges seiner Vernunft über die Kräfte der Natur, die Paläste, Kirchen, Monumente; die ganze Umgebung des Menschen in der Stadt muß ihm das Bewußtsein seiner Universalität, seiner alles umfassenden Macht einflößen, sie muß das Gefühl der Achtung vor sich selbst in ihm erwecken, das Vertrauen in die Kraft seines Verstandes, die Liebe zu ununterbrochener Tätigkeit.“

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Inzwischen müht man sich in Deutschland immer noch um das Verständnis des „bösen Genius“ Dostojewski. Alexander Eliasberg hat das im vorigen Jahr aus Dostojewskis Nachlaß veröffentlichte Fragment aus den „Dämonen“ — „Die Beichte Stawrogins“ — mit den Anmerkungen und dem Nachwort des russischen Herausgebers ins Deutsche übersetzt. Es handelt sich um drei in sich völlig abgeschlossene Kapitel, die bereits gesetzt und vom Dichter in der Korrektur gelesen waren, dann aber, auf Veranlassung Katkows, in dessen Zeitschrift „Der russische Bote“ Dostojewskis Roman 1871—72 erstmalig erschien, wohl aus moralischen Bedenken unterdrückt wurden. Auch in die Buchausgabe der „Dämonen“ wurde die Beichte Stawrogins nicht aufgenommen; nur ein kleines, unverfängliches Bruchstück erschien in der von Dostojewskis Witwe veranstalteten Jubiläumsausgabe der Werke des Dichters, aber das ganze Manuskript bekam auch kein Forscher zu Gesicht, so streng wurde es von der Witwe gehütet. Erst jetzt hat es die Verwaltung des russischen Staatsarchivs auf Grund der in Dostojewskis Nachlaß gefundenen, vom Dichter durchgesehenen Korrekturfahnen veröffentlicht. Wir haben es hier mit einer der stärksten Manifestationen Dostojewskischen Geistes zu tun. Diese Beichte Stawrogins von seinem an einem Kinde begangenen Verbrechen ist vielleicht das unheimlichste Nachtstück unter dem vielen Unheimlichen und Grausigen, das sich in den Werken des Dichters findet, aber von zwingender psychologischer Wahrheit.

Das von Hans Ehrenberg herausgegebene und mit einer ausgezeichneten Einleitung versehene Bändchen der Frommanschen Bibliothek bringt eine kleine, sehr glückliche Auswahl aus Dostojewskis Schriften, die den Denker in seinem Verhältnis zu Volk und Menschheit zeigt. Treffend und beherzigenswert ist, was der Herausgeber aus seiner gründlichen Kenntnis Dostojewskis heraus über das Verhältnis zwischen Ost und West, Europa, Rußland und Asien sagt. Das russische „Östlertum“ hat nichts mit Asien zu tun. „Wohl kein Volksgeist wäre mehr gefeit gegen die geistigen Invasionsversuche Asiens nach Europa als der osteuropäische; nirgends würde die indisch-buddhistische Leidensverneinung weniger Anhänger finden als in dem dem Leiden hingegebenen Rußland.... Rußland hat keine Sehnsucht nach Asien. Es ist vielmehr der wirkliche Wall, der zwischen Europa und Asien errichtet ist. Der große Grenzwächter aber ist Dostojewski. In ihm kreuzten sich alle geistigen Bewegungen, die europäischen und die russischen und indirekt auch diejenigen, welche von Asien ausgehen. Und so ist er derjenige, mit dessen Hilfe wir Europa vor Asien bewahren können, anstatt daß, wie unvernünftige Europäer meinen, er uns verasiaten werde ...“

Mit einem anderen bedeutenden russischen Dichter und Denker, der uns gerade auch als Interpret Dostojewskis vertraut ist, beschäftigt sich das Buch Eugen Lundbergs über Mereschkowski. Es ist eine sehr scharfe kritische Auseinandersetzung mit der Religionsphilosophie Mereschkowskis, sehr geistreich, sehr anregend, wenn auch kaum immer gerecht, stellenweise sicher gar zu persönlich gefärbt, aber lesenswert von der ersten Seite bis zur letzten. Voraussetzung ist allerdings die Bekanntschaft mit den Hauptwerken Mereschkowskis, nicht nur seinen Romanen, sondern auch seinen Essays, politischen Aufsätzen und dem Tolstoi-Dostojewski-Buch, dessen zweiter, überaus wichtiger Band bisher noch keinen deutschen Übersetzer gefunden hat. Die anderen Schriften Mereschkowskis sind freilich so gut wie alle deutsch zu haben, und wenn der Leser des Lundbergschen Buches zu ihrer Lektüre angeregt wird, so hat die deutsche Ausgabe dieser Studie ihren Zweck erreicht; denn darin muß man dem Übersetzer Lundbergs unbedingt recht geben: zu einer richtigen Einschätzung der russischen Dichter kommen wir nur, wenn wir die Werke dieser Dichter „in der Lebendigkeit ihres Wachstums, im Komplex der Erscheinungen, aus denen sie geboren sind“, sehen, wenn wir wissen, wie die Russen selbst über ihre Dichter denken, was sie „als künstlerischen und menschlichen Ausdruck des Seelen- und Geisteslebens ihres Volkes anerkennen und was sie als

jektive Elemente der individuellen Einstellung und Art des gegebenen Autors zu berücksichtigen für nötig halten". Darum ist es gewiß zu begrüßen, wenn neben den Werken der russischen Dichter auch die Literatur über diese Dichter dem deutschen Leser nahegebracht wird.

Mereschkowski hat Dostojewski als „Propheten der russischen Revolution" bezeichnet; Gorki zürnt Dostojewski, weil er die hehre Idee der russischen Revolution diskreditiert; die wirkliche russische Revolution hat scheinbar alle Prophezeiungen zuschanden gemacht. Über ihre wahre Bedeutung werden sich wohl erst unsere Enkel klar werden; was heute darüber geschrieben wird, ist nichts als Quellenmaterial für die Zukunft, dessen Sichtung allerdings große Anforderungen an die kritische Begabung der kommenden Forscher stellen wird. Als eine der vielen Quellenschriften ist auch die Broschüre des russischen Professors Lomonossoff anzusehen, der noch in der Zarenzeit als Organisator des Eisenbahnwesens bedeutende Verdienste erwarb, an der Märzrevolution stark beteiligt war, im Mai 1917 als Mitglied der russischen Mission nach Amerika ging, sich hier 1918 als Anhänger der Sowjetregierung erklärte, daraufhin von den amerikanischen Behörden interniert, 1919 wieder freigelassen wurde, nach Rußland zurückkehrte und 1920—21 als Beauftragter der Räteregierung in Schweden und Deutschland Lokomotiven und Eisenbahnmaterial für die Wiederherstellung des russischen Transportwesens einkaufte. Seine Erinnerungen behandeln nur die Zeit von Ende Februar 1917 bis zur endgültigen Abdankung der Romanows, also gerade die Zeit, über die man bei uns weit weniger weiß als über den zweiten, bolschewistischen Umsturz. Darin eben liegt der Wert dieser flüchtigen Aufzeichnungen, in denen der Verfasser nur persönlich Erlebtes berichtet.

Und nun ein Buch, das uns um fast ein Jahrtausend zurückführt — die russischen Heiligenlegenden. Aus den verschiedensten Quellen sind diese rührenden und ergreifenden, bald kindlich naiven, bald künstlerisch überraschend verfeinerten Geschichten zusammengeflossen; byzantinische und römische Überlieferung, südslawische Ketzerei, russischer Volksglaube, asiatische Märchenmotive, Heidentum und Christentum sind bunt durcheinandergemengt, und doch wirkt jede Geschichte als Einheit, und sie alle zusammen bilden einen köstlichen, bunten und doch harmonischen Kranz, an dem sich Auge und Herz erfreuen und unter dessen vielen Blumen uns manche bekannte grüßt. Die Übersetzerin hat sich bei ihrer Auswahl mit Recht nicht an die kanonischen und kanonisierten Legendensammlungen und Viten gehalten, sondern aus dem überreichen Schatz der Apokryphen, der von der Kirche schon früh verdammten, „verlogenen" und „falschen" Bücher geschöpft, an denen das Volk mit um so größerer Zähigkeit hing, je mehr es diesen kostbaren Besitz bedroht sah. Eine Zierde des Buches sind auch die beigegebenen Reproduktionen altrussischer Heiligenbilder. Das Nachwort der Übersetzerin hätte wohl etwas weniger oberflächlich ausfallen können, ohne daß es deswegen länger oder langweiliger hätte zu werden brauchen.

Echo der Bühnen

Weimar

I.

„Fürst Zubow." Schauspiel in zwei Teilen und einem Vorspiel (16 Bildern). Von Leonhard Adelt. (Uraufführung im Residenztheater am 17. Juli 1923.)

Das von nicht gewöhnlichem theatralischen Geschick zeugende, aber durch allerlei, fast möchte man sagen, gesuchte Unklarheiten der Handlung und Motivierung gekennzeichnete Stück des durch einen Roman und mehrere Novellen bekannt gewordenen Dichters führt in die Umwelt der zweiten Katharina von Rußland, der Semiramis des Nordens. Der Dichter scheint es dabei darauf abgesehen zu haben, die Majestät dieser Frau ihrer Größe zu entkleiden und sie in puris naturalibus mit ihren Schwächen, vor allem ihrer glühenden Sinnlichkeit, der sie schließlich erliegt, an den Pranger zu stellen. Ein Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit, den Lessing aufs schärfste verurteilt haben würde. Einer ihrer Günstlinge aus niederem Stande, der von ihr nach mehreren Liebesnächten in den Fürstenstand erhobene Leutnant Zubow, wird von ihr kurz vor ihrem durch seine brutale Roheit herbeigeführten Tode an die Tochter des Polenfürsten Poniatowsky verkuppelt, wird aber von seinem aus Rachsucht gegen ihn erbitterten Leibeigenen Bojanow durch eine nicht übel erfundene Intrige um sein Glück gebracht. Bojanow spielt selber den Prätendenten, indem er sich für den von der Zarin auserwählten Günstling ausgibt und die Braut heimführt. Doch nicht lange soll er sich seines Erfolges freuen; er wird schließlich das Opfer seines Betrugs. Auch den geprellten Zubow erreicht sein Schicksal; eine Kugel streckt ihn zu Boden. Die Komposition des Schauspiels mit einem eigenartigen, schwer zu deutenden Vorspiel ist, wie gesagt, reich an Unklarheiten, während die stark gepfefferte Sprache in den bunten Bildern, die sich ähnlich wie in Büchners „Wozzek" in schneller Folge abspielen, in recht eindeutigen Ausdrücken schwelgt, die im Grunde weniger als Mittel zur Ausmalung der kruden Ereignisse, denn als Selbstzweck erscheinen. Immerhin ist das Stück ein beachtenswertes Zeugnis für das Talent des Verfassers, zugleich aber auch ein eigenartiges Symptom unserer nervös überreizten Zeit.

II.

„Reliquien." Komödie in 8 Bildern. Von Fred Antoine Angermayer. (Uraufführung im Residenztheater am 24. Juli 1923.)

Die neue Komödie, deren Stoff vielleicht aus dem Arsenal alter Kirchenanekdoten stammt, spielt, von zwei Szenen abgesehen, auf „heiligem Boden", dessen Staffage vier Vertreter hoher und niederer Geistlichkeit bilden. Einer Kirche, wohl in der Nähe Roms — Ort- und Zeitangabe fehlen — ist ein kostbarer Schatz, ein Teil vom Skelett des heiligen Sebastian, entwendet worden, von einem Reliquiensammler, der, ein zweiter Karl IV., ein ganzes Schatzhaus derart „erworbener" Tempelschätze sein eigen nennt. Natürlich setzen Kardinal und Bischof alles daran, das geraubte Kleinod wieder zu gewinnen. Das gelingt auch, nachdem ihnen ein Jesuitenpater, der dem Patriarchen in Lessings „Nathan" verwandte Züge trägt, etwaige Gewissensbedenken ausgeredet hat, mit Hilfe der jungen, schönen Konkubine des Kardinals, die den in die Falle gehenden Dieb durch Enthüllung ihrer Reize und das unerwartete Bekenntnis aufflammender Liebe zum Geständnis bringt, ein seltsamer Vorgang, der jedoch die Worte der Eboli zum Domingo: „... obschon Sie mir bewiesen, daß Fälle möglich wären, wo die Kirche sogar die Körper ihrer jungen Töchter für höh're Zwecke zu gebrauchen wußte" in eigenartiger Weise zu illustrieren geeignet ist. Dem reuigen Sünder wird schließlich Verzeihung für seine Tempelschändung zu-

teil. Es handelt sich, wie man sieht, in dem spannend und folgerichtig aufgebauten Werke um ein Tendenzdrama wunderlicher Art, vielleicht um das persönliche Bekenntnis eines durch eigene Erfahrungen erbitterten Feindes der römischen Kirche, der ein jedenfalls interessantes Kulturbild mit scharfumrissenen Typen zu schaffen suchte. Der Dialog ist zugespitzt und reich an feingeschliffenen Pointen.

Otto Francke

Echo der Zeitungen

Hermann Bahr
Zum 60. Geburtstag (19. Juli)

„Nehmen wir die Sache so einfach, wie sie ist. Hermann Bahr feiert seinen sechzigsten Geburtstag. Alte Anhänglichkeit und Verehrung heißt mich ihm dieses Blättchen widmen. Habe ich nötig, was sonst nicht ohne Seufzen zu geschehen pflegt, seine Bücher durchzuarbeiten oder nur durchzublättern, um schwankende Erinnerungen wieder zu befestigen? Wehe dem Autor in der Papiergruft, den man nur liest, den man nicht hört, sobald man an ihn denkt, oder der uns auch ungerufen begegnet. Hermann Bahr hat den Tonfall, den man nicht verliert, ist uns in Blut und Nerven gegangen, weil er musikalisch geschrieben hat, eine unendliche Variation zu dem Thema Europäischer Mensch und Europäisches Schicksal." Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 335).

„Es flogen die Nächte dahin, wenn wir Ihnen lauschten. Die Virginia schief im Mundwinkel, hatten Sie eine so angenehme Art, die niederträchtigsten Dinge zu sagen, mit scheinbar paradoxen Aussprüchen Ihre Hörer zu bluffen. Denn hinterher stellte sich zumeist heraus, daß Ihren Scherzen sehr verläßlicher Ernst zugrunde lag. Man täte Ihnen bitter Unrecht, wollte man Sie als angenehmen Causeur kennzeichnen. Ihre untauglichen Gegner und ein paar subalterne Skribenten haben das eine Weile versucht. Sie beherrschen die Kunst der Unterhaltung mit unvergleichlicher Meisterschaft, weil Voraussetzung Ihrer Dialoge nicht nur Witz und Schlagkraft, sondern tiefes, erarbeitetes Wissen waren. Sie hatten etwas gelernt, konnten Ihren Euripides so gut lesen wie Ihren Verlaine, waren in der Weltliteratur zu Hause wie in der Historie, Nationalökonomie und Philosophie." Felix Holländer (Berl. Tagebl. 334).

„Nein, der Hermann Bahr von 1923 ist ein neuer Typus. Er ist jetzt der entschlossene Mann von vorgestern. Er hat in den letzten Jahren Adalbert Stifter entdeckt, dies Stück liberalen und humanen Österreichertums mit dem vornehmen passiven Grundzug. Er gibt eine Goethe-Ausgabe heraus und seine Wochenandachten, so möchte man seine Feuilletons im ‚Wiener Journal' nennen, lassen eine hilare Milde und Seelenruhe im Chaos der Tage walten. Je nachdem man ihm gewogen ist, wird man sie weise oder manieriert nennen. Sie sind eben beides.

Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 984).

„Hermann Bahr hat es sich in seinen Anfängen ganz besonders schwer gemacht, auch für seine späteren Lebensjahre das Gefühl des Aufstiegs, das Bewußtsein, den Höhepunkt noch vor sich haben, die Unbefangenheit und Nachdrücklichkeit endgültiger Stellungnahme mit allen Rechten für sich in Anspruch zu nehmen. Wer Bahrs zukunftsfreudige Wandlungen verfolgt hat, tritt bei der Vergegenwärtigung jeden Übergangs von einer Position zur entgegengesetzten, jeder Änderung des Standpunktes, die eine ‚Überwindung' bedeuten soll, in eine beängstigende Spannung, wie sie kaum ein Abenteuerroman hervorbringt. Goethe spottete über die guten Leute, die ihn in Weimar vermuteten, während er doch schon längst in Erfurt sei. Neben Hermann Bahr ist das proteische Element Goethes der Inbegriff ruhiger Stetigkeit. Bahr ist in Spanien gewesen, als ihn seine nächsten Freunde in Paris glaubten, er ging in seinem Geist und mit seinen Neigungen nach Japan, während man ihn für einen verkappten Russen hielt, er konnte als Demokrat sich amüsieren, als die Welt sein aristokratisches Glaubensbekenntnis nachbetete, er ist schließlich in Altösterreich heimisch geworden, nachdem er seine Abstempelung als Überall und Nirgends empfangen, und er ist in den Schoß der Kirche zurückgekehrt und enttäuscht jetzt diejenigen, die sich bei ihm an einen ständigen Wechsel des Standpunkts gewöhnt haben. Er hat den Übergang zum Alter mit einem Schritt, der ihn Mißdeutungen aussetzte, kombiniert. Der Verdacht der Koketterie kann aber nicht aufrechterhalten werden, auch wenn man Bahrs Leben in einem anderen Lichte sieht als er selbst.

Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 329).

„So erschließt sich denn auch das Wesen Hermann Bahrs erst, wenn man ihn auf diesen fränkischen Boden stellt, ihn in fränkischer Umgebung betrachtet. Was er ist und warum er so ist, geht einem erst, aber dann auch nahezu restlos auf, wenn man in Nürnberg die Formen, Gestalten, Ornamente des Sebaldusgrabs aus der verwirrenden Fülle der Motive zu einem Kunstwerk zusammenwachsen, zu einer Blüte sich entfalten sieht. Auch der Meister Peter Vischer, der mit Hammer und Schurzfell sich fest mit beiden Füßen in die Glaubens- und Renaissancetraumwelt hineingestellt hat, sieht ganz so aus, als ob er mit dem ‚Mann von übermorgen', der zugleich ein bissel dem Stelzhamer Franzl und dem lieben Gott ähnlich sieht, der gleich ihm ‚gegen Jedermann freundlichen Gesprächs' und ‚in natürlichen Künsten fein erfahren' gute nachdenkliche Reden von feiner Schmiedekunst, von der Welt von Anbeginn, von den alten Göttern vom lieben Gott und von der Menschen närrischem Treiben tauschen möchte, daß beiden das Herz aufgeht vor Freude über den anderen, bis ein Lachen durch die feierliche Stille des Kirchenraums klingt. Ein Lachen, wie es nur der junge Mensch mit sechzig Jahren Hermann Bahr aus dem Innern lachen kann, ein Lachen das auch in den Mienen der ehrwürdigen und heiligen Gestalten von St. Sebald ein Lächeln wachruft.

Denn von allen Künsten und Gaben, über die der Vielgewandte und Wandelbare verfügt, ist die Gabe, die Wirrnisse und Widersprüche des Lebens durch ein helles Lachen, dem keiner widerstehen kann, zu lösen und zu verklären, wohl die größte. Dies Lachen, das Vermögen aus tiefstem Dunkel einsam irrender, suchender Pfade sich und die Zeit- und Schicksalsgenossen immer wieder emporzureißen, in eine Atmosphäre seliger Freudigkeit, ist es auch, was in die Zukunft klingen und in ihr weiter klingen wird. Dies Lachen, das aus der Not einsamen Ringens geboren, auch im scheinbaren Spiel nicht spielerisch wird, das einen männlichen Klang hat, das aus der Tatfreudigkeit und aus der ‚beherzten Zuversicht' kommt." Berthold Litzmann (Hannov. Kur. 329/30; Münch. N. Nachr. 193; Stuttg. N. Tagbl. 301).

Vgl. auch: Karl Zeiß (Berl. Tagebl. 335); Stefan Zweig (Berl. Börs. Cour. 333); Fritz Ph. Baader (Hamb. Anz. 1[illegible]); Heinrich Taschner (Magdeb. Ztg. 356); H. W. Geißler (Münch. Augsb. Abendzeitung 194); Paul Landau (Germ., Sonntagsbeil. 193); Otto Koenig (Arb.-Ztg. Wien 196); Ernst Ulitzsch (Ostsee-Ztg. 326); Paul Landau (N. Bad. Landesztg. 355); Fritz Droop (Mannh. Tagebl. 191); Joseph Eberz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 30); Robert Drill („Symbolisches Leben") (Frankf. Ztg. 585 — 1 M.).

Zur deutschen Literatur

„Wieland bei rheinischen Freunden im Frühjahr 177[illegible]" widmet Adolf Bach eine eingehende Studie (Köln. Ztg. 51[illegible], 526). — Zu Goethes „spartanischer Burg" im „Faust" gibt Theodor Däubler (Magdeb. Ztg. 345) anregende Gedanken. — Goethe und Heinrich Meyer behandelt Max Hecker (N. Zür. Ztg. 908, 920, 930). — Über Grillparzers Literaturstudien macht August Sauer (Frankf. Ztg. 522 — 1 M.) dankenswerte Mitteilungen.

Über „Friedrich Schleiermacher und Ostpreußen" findet sich ein Aufsatz (Königsb. Hart. Ztg. 163). — Hitzigs Schilderung von E. T. A. Hoffmanns Tod wird (Deutsche Allg. Ztg. 341) wiedergegeben, interessante Mitteilungen über E. T. A. Hoffmann in Rußland macht Peter Schudjakoff (Voss. Ztg. 345). — Ein Erinnerungsblatt an Rahel Varnhagen zeichnet Else Lüders (N. Bad. Ldsztg., Frau 344). — Seine Eindrücke über das neue Buch über Dorothea von Schlözer (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) legt M. Weber (N. Zür. Ztg. 965) nieder.

Über Uhland und Ottilie Wildermuth in Tübingen spricht Marie von Bunsen (Berl. Tagebl. 340). — Mörike als religiösen Lyriker behandelt Wilhelm Teufel (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 28), ebenda untersucht Georg Mayer Mörikes „Feuerreiter" unter dem Gesichtspunkt der expressionistischen Ballade.

Über Friedrich Nietzsche und unsere Zeit läßt sich Arthur Liebert (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 157) vernehmen, im Hinblick auf die neue Nietzsche-Ausgabe im Musarion-Verlag schreibt Max Oehler „Vom klassischen Philologen zum Umwerter aller Werte" (Berl. Tagebl. 351), über Nietzsche in Schweden handelt Carl Sam Åsberg (Voss. Ztg. 347), die Frankf. Ztg. (540 — A.) entnimmt der Basler Nationalztg. einen Bericht Leonhard Adelts über Nietzsche als Gymnasialprofessor, in dem es heißt: „Ein halbes Jahrhundert und mehr ist seitdem vergangen, aber ich sehe ihn noch, als ob es heute wäre. Ich spüre noch den Ruck, mit dem ich mich unwillkürlich grad setzte, wenn er mich durch seine Augengläser scharf und durchdringend ansah. Er war, kaum fünfundzwanzigjährig, Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel geworden und gab nebenbei an unserem Gymnasium den Unterricht in Griechisch. Er las mit uns Unterprimanern lyrische Anthologie und die Philosophen. Die innere Freiheit und Überlegenheit seiner Natur, dazu der Umgang mit den reiferen Studenten und auch wohl seine eigene Erziehung in Schulpforta hatten zur Folge, daß der junge Professor die Grenzen seines Schulprogramms ungewöhnlich weit steckte und von uns eine selbständige Behandlung und Beherrschung der gestellten Aufgabe erwartete. Mitunter waren wir jugendlichen, philosophisch ungeschulten Köpfe nicht mehr imstande, den Gedankengängen des mühsam übersetzten Textes und seines kongenialen Interpreten zu folgen, zumal, da unsere Klasse durch ein vorhergegangenes Provisorium ohnehin im griechischen Unterricht zurückgeblieben war. Aber die starke und lautere Persönlichkeit unseres Lehrers, dessen überragende geistige Bedeutung wir sehr wohl herausfühlten, ließ uns niemals den Mut verlieren."

Wilhelm Diltheys „Gesammelte Schriften" (Teubner) würdigt Oskar Walzel (Berl. Tagebl. 343). — Mit Felix Moeschlins Gotthelf-Ausgabe (im Grethlein-Verlag, Zürich) setzt sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 943) kritisch auseinander. — Zum 100. Geburtstag von Dranmor (Ludwig Ferdinand von Schmid) schreibt Walter Lampe (Berner Tagbl., Berner Heim 29), der auch (Hannov. Kur. 305) ein Erinnerungsblatt an Ferdinand Kürnberger bietet. — Erinnerungen an Rosegger schreiben Richard Rieß (auf Grund des Buches von Emil Ertl bei Staackmann) (Magdeb. Ztg. 373), Julius Hart (Tag 178) und Hermann Kienzl (B. Tagebl. 352).

Über Detlef von Liliencron und unsere Zeit spricht Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 334). — Über Skizzenbücher von Karl Stauffer-Bern macht Max Osborn auch literarisch interessante Mitteilungen (N. Zür. Ztg. 1003). — Gustav Sacks „Verbummelten Student" analysiert Heinz Stolz (Köln. Mittagsbl. Rheinwarte 29). — Seine umfassende Fritz Mauthner-Studie führt Theodor Kappstein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 175) fort. — Gute Erinnerungen an die Entstehung von Mauthners „Nach berühmten Mustern" gibt J. Landau (Berl. Börs. Cour. 352), der „Geschichte des Atheismus" (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin), „Fritz Mauthners Schwanengesang" widmet Arthur Rehbein eine Studie (Berl. Börs.-Ztg. 350). — An Paul Scheerbarts „Seeschlange" erinnert Will Scheller (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 336).

Zum Schaffen der Lebenden

Über Josef Windlers neueste Werke „Irrgarten Gottes", „Der chiliastische Pilgerzug", „Der tolle Bomberg" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) liegen eine Reihe von Aufsätzen vor: D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. Bl. 514 a), Chemnitzer Allg. Ztg. (1. Juli), H. W. Keim (Düsseld. Lok.-Anz. 21. Juli), Hannov. Kur. (29. Juni). Sarnetzki schreibt:

„Was Windler in seinen beiden neuen Werken, beide sehr umfänglichen Formats, mit Wucht und Temperament und staunenswertem Können hervorschleudert, liegt auf zwei Linien seiner Entwicklung, die aus derselben geistigen und dichterischen Wurzel stammen, im ‚Irrgarten Gottes' der grellfarbigen Komödie des Chaos, noch miteinander verklammert waren, jetzt aber als getrennte Elemente eines Wesens ihr besonderes Leben leben. Der im Irrgarten Gottes mit glühend-phantastischer Schrankenlosigkeit angeschlagene Ton, zeitlos-kulturphilosophisch dem Zusammenbruch aller bisher gültigen Werte, den brennenden Zeitfragen mit allen künstlerischen Mitteln überschauender und durchdringender Kritik näherzurücken, den chaotischen Zeitgeist aufzuhellen, verworrene seelische und Gedankenkomplexe durch großzügiges Heranziehen jahrtausendalter Erkenntnisse antiker Völkerlehre und -weisheit zu erfassen und aufzuklären, ist im ‚Chiliastischen Pilgerzug' in kaum überbietbarer Weise ernst und mächtig fortgesponnen, hingegen die dort schon keimhaft schlummernde Quelle eines urwüchsigen Humors im Tollen Bomberg zu einem ‚Schelmenroman' ausgewachsen, der, scheinbar ein Wesensgegensatz, im Grunde nur ein Beweis mehr für die vielseitige und durchaus ursprüngliche Kraft und Begabung des Dichters ist. Man wird in Gegenwart und Vergangenheit nach Werken suchen müssen, die sich mit der Eigenart, der urhaften Fülle, der gedanklichen Originalität, der stürmisch Erd- und Himmelsräume durchbrausenden Einbildungskraft, oder mit dem überlegenen Bomberg-Gelächter kernhaft fleischgewordenen Humors zu messen vermögen." — Eine Studie über Alfons Paquet (Frankf. Ztg. 519 — 1 M.) leitet Otto Doderer mit den Worten ein: „Dieser gegenwärtigste deutsche Dichter steht so sehr abseits vom Formalismus der Gegenwart, daß er in seiner eigentlichen Bedeutung immer noch nur von verhältnismäßig Wenigen begriffen ist. Eine der vereinzelten, in die Kultur weisenden Gestalten unter mancherlei Könnern. Für Paquet ist die dichterische Berufung wieder Apostolat; der Dichter, Schriftsteller, Denker, Priester in ihm sind nicht voneinander zu lösen. Ein ganz Wacher, ein vom Rhythmus der Gegenwart Besessener, ausgestoßen von ihren bewegenden Kräften und sich einsetzend für die Vereinigung ihrer seelischen Strebungen mit den ökonomischen Daseinsbedingungen. Ein Aufrührer und eine Verankerung zugleich in der Krisis unserer Zivilisation." — Über Thomas Mann läßt sich Rudolf K. Goldschmit (Heidelb. Tagebl., Brücke 4) vernehmen. — Melchior Vischer charakterisiert (Berl. Börs. Cour. 313) Ernst Weiß aus seinen Gestalten heraus: „Die Gestalten seiner epischen und dramatischen Werke sind ganz an das unfaßbare Geschehen gebunden, das uns rings notwendig und unausweichbar umgibt, und dem erdigen Nährboden nahe. Sie kämpfen. Sie schreiten in eine Art negative Steigerung hinein." — „Daß sie mit Meisterhand an die Schicksalswurzel zu greifen wisse," wird Juliane Karwath (Bund, Bern, Kl. Bund 17) nachgerühmt. — Aus seiner Untersuchungshaft erzählt Reinhard Goering (Berl. Tagebl. 344). — Einen „Dichter, der frei seine reine Seele gibt", erkennt Kurt Offenburg (Berl. Börs.-Ztg. 342) in Armin T. Wegner. — Den hamburger Dichter Hans Friedrich Blunck nennt Will Scheller (Schlesw. Nachr., Deutsche Nordmark 162) einen unabweislichen Zeugen dafür, daß aus den Tiefen der Heimat die lebendigen Kräfte aufsteigen. — Ohne irgendwelche Geringschätzung in das Wort legen zu wollen, kennzeichnet Richard Rieß (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 175) Otto Ernst als Unterhaltungsschriftsteller. — Das Wort „Heimatdichter" will Hanns Heinrich Bormann blankputzen (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 29), um es auf den westfälischen Heimatdichter

Heinrich Luhmann anzuwenden. — Nach Will Scheller (Ostsee-Ztg. 333) redet Alfred Kubin zu „einer unsichtbaren Loge von Menschen, die nicht, wie die überwiegende Mehrheit ihrer Zeitgenossen, seelisch und geistig verkrüppelt sind." — Die Rheinwarte (Beilage zum Kölner Mittagsblatt) bringt wertvolle Beiträge zur rheinischen Literatur der Gegenwart: Adele Gerhart bietet (21) eine autobiographische Skizze; Wilhelm Breves zeichnet und charakterisiert (24) Karl Neurath, ein aufschlußreicher Aufsatz (30) gilt Laurenz Kiesgen, auf Peter Bauer (26) weist Hanns Heinrich Bormann als auf eine Zukunftshoffnung.

In einem Gruß zu Ernst Ludwig Schellenbergs vierzigstem Geburtstag (16. Juni) (Essener Volksztg., Lit. Beilage 27) rühmt Christian Jenssen, daß Schellenberg zur „Seele der Natur" zurückgefunden habe. — Des siebzigsten Geburtstages von Fritz Bley (23. Juli) wurde von Eberhard Freiherrn von Wechmar (Tag 168) und von T. K. (Münch. N. Nachr. 196) gedacht. An letzterer Stelle heißt es: „Einsamkeit und Geselligkeit, Taten- und Traumsinn, Lebens- und Erkenntnisdrang sind in diesem echten Sohne des Harzes. In ihm hat die Seele des deutschen Waldes und was darin lebt und webt, einen würdigen Herold gefunden. Und zwar in einem noch tieferen Sinne als in dem des ‚frisch-fröhlichen' Jägers."

In einem Aufsatz „Stefan Georges neuer Ton" (Frankfurter Ztg. 493 — 1 M.) führt Will Scheller aus, daß George sich vom Lyriker zum Hymniker gewandelt habe. — Eine Würdigung der neuen Gedichte „Flammen und Winde" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) von Ernst Lissauer leitet Armin (Saarbr. Ztg. 144) mit den Worten ein: „Klarheit liegt von Anbeginn im lyrischen Werk Lissauers. Um eine Klarheit, ein Klar-Sein, von besonderer Prägung handelt es sich hier. Nicht weiche Verträumtheit ist der Grundklang im Wesen dieses Dichters, nicht romantisches Abgewendetsein von aller Wirrnis, nicht Lyrik abendländischer Dämmerung und weichkonturiger Schattierung, wie vielleicht mancher vermuten könnte, der spezifisch jüdischen Zügen im Gesamtbild des Dichters nachspürt. Der Lyrik Lissauers haben wir uns auf anderen Wegen zu nähern, um mit Erfolg zu ihrem zentralen Kernpunkt vorzustoßen, um uns ihr Wesen begreiflich zu machen," — um zu schließen: „Flammen und Winde — mögen sie in Herzen fahren und Glut anfachen!"

Eine Reihe sehr wertvoller Studien „jüngstes Drama" bietet die Voss. Ztg. Es schrieben (318) Kurt Pinthus über Arnolt Bronnen; Max Freyhahn (328) über Alfred Brust; Otto Zarek (340) über Bert Brecht; Annie Jacker (352) über Ernst Barlach.

In einer Besprechung von Gerhart Hauptmanns „Phantom" (S. Fischer) sagt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 924): „Es kann gar keine Frage sein, daß Hauptmann hier eindrücklicher denn je den Fall eines Menschen so beschrieb, daß jeder, der den Stein gegen ihn erheben wollte, ihn vor dem Wurf sinken ließe. Der Sträfling also schreibt hier, um seine Richter das Verstehen und Verzeihen zu lehren, und wohl möchten sie, wenn sie in der Fülle der Zusammenhänge dies Leben noch einmal erwögen, Gnade vor Recht oder Gnade als höheres Recht ansehen. Was diese Erzählung innerlich so reif und bedeutend macht, ist die rückblickende Schau eines Genesenen." — Einen Aufsatz über „Wassermanns dritter Wendekreis" beschließt Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 319) mit den Worten: „Damit hat er Grenzen überwunden, an denen er noch im ‚Wahnschaffe' gescheitert war. Er ist in der Deutung des Seelischen von Anfang an tiefer gewesen als in seiner Erfindung, die auch hier noch manchmal ohne Beziehung auf seine Geistigkeit fortwuchert und sich an Motiven und Wirkungen vergnügt, die seine Selbstkritik nicht zulassen sollte. Mit dem ‚Wendekreis' scheint sich bei Wassermann der Zusammenhang zwischen seinem Lebensverständnis und seiner Phantasie anzubahnen. Das bedeutet einen neuen Abschnitt in der Geschichte dieses Dichters und bald auch der deutschen Dichtung." — Hans Roselieb's Roman „Die Abenteurer in Purpur" (Kösel und Pustet) rühmt Arthur Friedrich Binz (Westf. Merkur, Lit. Beil. 25): „Was den ‚Abenteurer in Purpur' als Leistung besonders bewundern läßt, ist die Übereinstimmung von Inhalt und Form; denn barock wie sein Inhalt ist auch der Stil des Romans. Der Dichter erzählt mit lebhaftem Mienen- und Gebärdenspiel in äußerst elastisch gebauten Sätzen, die vielfach verkuppelt und geballt hintereinanderherstürzen, um dann wieder eine Weile ruhig beschreibend zu verharren, bis ein knapp gesetzter Imperativ sie wiederum vorwärts peitscht." — In Herbert Eulenbergs neuem Roman „Die Zugvögel" (J. Engelhorn) findet Erwin Reiche „Dichtungstiefen, die ein Menschenherz nicht wieder vergißt" (Berl. Tagebl. 347). — Mit R. O. Frankfurters Roman „David schlägt die Harfe" (Grethlein, Zürich) setzt sich Martin Dibelius, viel Gutes anerkennend, kritisch auseinander (Frankf. Ztg. 490 — A.). — Einen Aufsatz über Stefan Zweigs indische Novelle „Die Augen des ewigen Bruders" (Inselbücherei) läßt Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg, Kunst 376) in die Worte ausklingen: „Wir sind gesetzt, ein jeder an seinen Ort, und den müssen wir bestellen, aber auch behaupten. Mit besonderer Klarheit und in dichterischer Reinheit stellt Stefan Zweig eine Lehre dar, die in vielen Menschen heute lebendig wirkt. Andersgesinnte aber erkennen in der Lehre von der kosmischen Rangordnung und von der tätig täglichen, gütevoll kampfhaften Bewährung ihr Heil, und auch hinter dieser indisch hohen Legende erblicken wir in fernem Dämmer als Gegenbild und Gegenkraft den werdenden Mythos des Abendlandes, die heroische Botschaft Goethes."

Zur ausländischen Literatur

Shakespeare „als Deutscher" nimmt Carl Bleibtreu zum Thema (Berl. Tagebl. 348). — Über die Cassio-Gestalt im „Othello" schreibt Erich Wennig (Kref. Ztg., Kultur 18[illegible]). — Einen Aufsatz über Swift bietet Paul Rilla (Berl. Börs.-Cour. 323). — Ein Gespräch mit H. G. Wells teilt Antonina Vallentin (Voss. Ztg. 337) mit. — Über den amerikanischen Literaturmarkt plaudert Roda Roda (Münch. N. Nachrichten 184).

Über Flauberts „Bouvard und Pécuchet" läßt sich M. Charol (Berl. Börs.-Ztg. 338) vernehmen. — Die deutschen Übersetzungen von Gobineaus „Renaissance" unterzieht Josef Hofmiller einer kritischen Betrachtung (Münch. N. Nachr. 188). — Dem von Stefan Zweig verdeutschten Sainte-Beuve (Frankfurter Verlagsanstalt) widmet Herbert Eulenberg sehr anerkennende Worte (Frankf. Ztg. 51[illegible] — 1 M.). — Ein Bild von Charles-Louis Philippe zeichnet Rudolf Wolff (Berl. Börs.-Cour. 338). — Die Meister der jüngeren französischen Literatur läßt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1015) Revue passieren.

An Gedenkblättern zum Hinscheiden von Louis Couperus ist zu verzeichnen: Friedrich Markus Huebner (Voss. Ztg. 340 und Prager Presse 199); Jo Lherman (Ostsee-Ztg. 335 und Berl. Börs.-Ztg. 332); Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 332).

Auf neue Strindberg-Erinnerungen von Albert Engström wird (Berl. Tagebl. 314) aufmerksam gemacht. — Über die Strindberg-Biographie von Ludwig Marcuse (Franz Schneider, Leipzig) gibt Hans Franck (Hannov. Kurier 313/14 und 325/26) eine eingehende Studie, in der er sich über die Gestaltung der modernen Biographie grundsätzlich äußert.

Über den Dostojewski-Kult handelt Erwin Ackerknecht (N. Zür. Ztg. 1021). — Auf neue Veröffentlichungen zu Tolstojs Liebesleben (Paul Byrnkov „Tolstois Love Letters") wird (N. Bad. Landesztg. 339) hingewiesen. — Über Lermontow in deutschem Gewande (Bibl. Institut) schreibt Karl Nötzel (Ostsee-Ztg., Lit. Beil. 348).

Über finnische Literatur äußert sich Oskar Loerke (Berl. Börs. Cour. 327). — In die Literatur des jungen Lettland („Jauna Latvija") gewährt Dietrich Einblick (Kref. Ztg. Kultur 168). — Ein Erinnerungsblatt „Bismarck, Fontane und Sienkiewicz" veröffentlicht Adolf Warschauer (Voss. Ztg. 355).

Zum achtzigsten Geburtstag des tschechischen Schriftstellers Antal Stašek schreibt Miloslav Hýsek (Prag. Presse, Dichtung 27).

„Die Mystik im Geistesleben der Gegenwart." Von Ludwig von Bertalanffy (Köln. Ztg., Lit. Bl. 514 a).

„Die Werkleute auf Haus Nyland." Von Hanns Heinrich Bormann (Köln. Mittagsbl., Rheinwarte 22).

„Nur nicht Schriftsteller!" Von Artur Brausewetter (Germ. 197).

„Alte dramatische Stoffe." Von Paul Ernst (Ostsee-Ztg. 344).

„Die Gefahren aus der Not der Geistesarbeiter." Von Finkenradt (Deutsche Allg. Ztg. 340).

„Das Heidelberger Schloß in der deutschen Dichtung." Von Rudolf K. Goldschmit (Karlsr. Tagbl., Pyramide 26).

„Dichter und Psychopathen" IX (Poe, Reuter; Coleridge, de Quincey). Von Paul Holzhausen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 496 a).

„Schauspieler und Liebhaber." Von Hermann Kienzl (Ostsee-Ztg. 321).

„Schauspieler und Publikum." Von Hans Knudsen (Ostsee-Ztg. 340).

„Der Streit um die Hans Sachs-Bühne." Von Hans Knudsen (Frankf. Ztg. 537 — 1 M.).

„Der Preis des deutschen Buches." Von F. Lehmann (Hannov. Kur. 341/42).

„150 Jahre deutsche Ballade." Von W. E. Oeftering (Heidelb. Tagebl., Brücke 7).

„Mythos." Von Rudolf Paulsen (Kref. Ztg., Kultur 168).

„Recht am eigenen Brief." Von Leo Pinner (Berl. Tagebl. 322).

„Die Welt der Tragödie." Von Kurt Pinthus (Berl. Börs.-Cour. 337.)

„Der Zauberer Doktor Faust." Von K. S. (Münch. N. Nachr. 201).

„Bewußtheit im Kunstwerk." Von Friedrich Sebrecht (Frankf. Ztg. 531 — 1 M.).

„Die Schweiz im deutschen Geistesleben." Von Ernst Sulger-Gebing (Münch. N. Nachr. 186).

„Der tragische Mensch und die Welt der Tragödie." Von Hans Wyneken (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 168).

„Zahlenlyrik." Von Walter Ueber Wasser (N. Zür. Ztg. 949).

„Die Musik des Dramas." (N. Zür. Ztg. 974.)

Echo der Zeitschriften

Wissen und Leben. XVI, 16/17. Wichtig und aufschlußreich wird ein Aufsatz von Waldemar Jollos über die heutige russische Literatur. Man liest darin die einleitende Ausführung:

„Bei Beginn des 20. Jahrhunderts war das Erbe dieser großen Dichter unangezweifelt, und ein Tschechow, ein Gorki, ein Bunin, ein Korolenko waren die angesehenen Epigonen der großen Zeit. Aber mochten sie auch auf eigene Weise die russische Gottessehnsucht verkörpern: Tschechow in der Geißelung russischer Kleinbürger und in der Sehnsucht der Provinzmisere zart und ironisch, Gorki mit dem Mitleid für die Welt der Bedrückten und Elenden, Bunin und Korolenko in der Liebe zu den primitivsten Schöpfungen, zum Bauernleben — allmählich verblaßte doch in ihnen der gewaltige Erkenntnisdrang der beiden Apostel. An der Wirklichkeit rüttelten sie nicht mehr, sie waren ausgezeichnete Erzähler, aber ihre Genügsamkeit in der bloßen Beschreibung, ihr Psychologismus legten doch Zeugnis für ein flacheres, für das rationalistische Zeitalter ab. Ihr Publikum zumal liebte sie nur noch als die Sprecher eines in der freien Rede gehemmten Volkes. Die jüngere Generation, die hinter ihnen heraufkam, suchte aus der Wirklichkeit dieser neunziger Jahre auszubrechen, aber es waren doch noch halbe Realisten, die Leonid Andrejew, Fedor Ssologub, Boris Saitzew. Sie ahnten schon, wohin ein neues Geschlecht dringen würde, aber Andrejews Dramen etwa, mit ihrer fatalen Abhängigkeit von der Allegorie, sie sind ein deutlicher Beweis, daß ihnen die neue Welt verschlossen war. Sie stürmen immer neue phantastische Symbole, aber diese Symbole wollen Erklärungen der Wirklichkeit sein, sind keine eigene, dichterische, in sich lebende Welt.

Man kannte bis vor kurzem in Europa die russische Literatur ungefähr bis zu dieser Situation. Aber gerade nun, im ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts, beginnt eine neue Epoche, welche wieder ein neues religiöses Lebensgefühl dichterisch verklärt. Sie beginnt in der Form lyrischer Romantik. Diese Zeit der verspotteten „décadence" ist heute noch nicht abgeschlossen, aber sie bewegt sich in unzähligen Spielarten, und sie hat große Gestalten hervorgebracht, die über die Schule hinauswuchsen. Ihre ersten Leistungen trafen mit dem erneuten Vormarsch der politischen Reaktion und mit einem unklaren religiösen Mystizismus zusammen, um 1908 etwa. Die europäische Neuromantik übte zugleich ihren Einfluß auf Rußland aus, die großen Symbolisten Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Mallarmé fanden ihre Nachfolger, aber was die russische Plejade der Balmont, Brjussow, Wjatscheslaw Iwanow, Sinaida Hippius ihnen nachschuf, war noch allzu ästhetisch bestimmt, erlahmte in der Verzückung vor der poetischen Schönheit. Erst an zwei Dichtern, die dieser Ästhetenschule entliefen, brach das religiöse Feuer aus: aus Alexander Block und Andrej Bjelij. Es schmolz die poetischen Liebhabereien um in eine neue Ideologie, in die Phantasie von einem neuen Rußland, es hob mit eins die russische Literatur wieder in die stolze Kosmogonie Puschkins und zu den Höhen der religiösen Inbrunst Tolstois. Alexander Block war jahrelang in seinem petersburger Dichterkreis der sanfte Sänger der Frauen und Blumen. Und als er vor kurzem im bolschewistischen Rußland starb, hat man um ihn getrauert als um den nationalen Dichter, den Seher der Zwölf, den Propheten der Skythen. Und Andrej Bjelij ist heute nicht bloß der preziöse Stilist, der dunkle Dichter der Silbernen Taube, der Verschwiegenheiten und Bizarrerien des russischen Sektierertums: Bjelij ist nun der große Dichter des Romans ‚Petersburg', einer nationalen Epopöe."

Westermanns Monatshefte. LXVII, 11. Helene von Düring-Oetken bietet Erinnerungen an die Droste und ihren Freundeskreis und sucht darin den Beziehungen der Droste zu Levin Schücking, den sie als „Hahn im Korb" bei allen Weibern schildert, in folgender Weise gerecht zu werden:

„Die Droste ahnte in Schücking den Mann. Und das war genug für ihre jungfräuliche Seele. Ein Mehr wäre sicherlich zuviel gewesen und hätte höchstwahrscheinlich ihre Muse nicht beschwingt, sondern gestört und gelähmt. So aber knospte und blühte es in ihr, trug goldene Früchte und regte sie zu vermehrtem Schaffen an. Durch Schücking erreichte sie ihres Talentes höchste Höhe, wir bekamen durch ihn eine ganze Droste. Im Gegensatz zu Gabriele Reuter, die Levin Schücking in der ‚Neuen Freien Presse' als der Droste nicht würdig, nicht genügend ebenbürtig geschildert hat, bin ich der Meinung, daß Schücking gerade so, wie er gewesen ist, unserer Dichterin die schönsten Dienste geleistet hat. Und Annette als kinderreiche Frau? Ich vermag sie mir so nicht vorzustellen. Sie wäre dichterisch durchaus nicht fruchtbarer geworden; denn ihre Muse wäre wahrscheinlich im Glück der Häuslichkeit erstickt worden. Die Droste paßte nicht für den Hühnerhof der Ehe, wie einst Heinrich Simon, der Vetter Fanny Lewalds und Verehrer der Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn, an diese schrieb . . .

Daß sich die freundlichen Gefühle der Droste für Levin Schücking schließlich in bitterste Feindschaft umsetzten, daß er nach der Veröffentlichung seines Romans ‚Die Ritterbürtigen' bei ihr gänzlich in Ungnade fiel, ist aus der Literatur-

geschichte bekannt. Die Nachwelt versteht den Zorn der Droste freilich nur schwer, denn der Roman gehört zu Schückings schwächsten Erzeugnissen. Aber die Droste hatte dem Verfasser das Material dazu geliefert, und er hatte ihr Vertrauen mißbraucht und ihre guten Bekannten als Karikaturen gezeichnet. Wie sehr und wie tief die Droste aber für Schücking empfunden hat, beweist ihre offene Abneigung gegen Schückings schöne, hochbegabte Gattin Luise von Gall. Wenn eine Frau diejenige nicht leiden mag, die gewissermaßen ihre Nachfolgerin bei dem Manne ist, den sie einst geliebt oder doch wenigstens zu lieben geglaubt hat, so ist das wohl ein sicheres Anzeichen dafür, daß ihr der ‚Ehemalige' nicht gleichgültig gewesen ist."

Der Gral. XVII, 10. Den Persönlichkeitseindruck, den Frank Thieß nach seinem dichterischen Werk ihm hinterlassen, faßt Arthur Friedrich Binz in die Worte zusammen:

„Es ist Frank Thieß eine große Liebe gegeben für die von ihm geschaffenen Menschen. Marsos und San, die gewaltigen Gegenspieler um die Macht in Falern, Doktor Morr, Axel von Harras, die männlichen Männer, sie reißen sich wie ewige Menschheitstypen fest in Herz und Gedächtnis ein. Und Viktoria, die starke Tochter des starken Marsos, die starke Ursula von Harras, der ewig schlaflose Melancholiker Johannes von Urtneck, der an seiner Liebe zu Ursula stirbt, Ursulas und Axels sanft umstrahlte, über alles geliebte Mutter und endlich Angelika ten Swaart, die überzarte Blüte adeliger Kultur, sie alle sind bis auf das Zucken ihrer Augenlider vertraut und füllen unsere Seele mit ihrem Glück und ihrem Leid.

Der Frank Thießsche Stil ist aus dem inneren Tempo und dem Intensitätsgrade des Geschehens her zu eindeutiger Härte oder zu sanftem Kurvenflug getrieben. Worte und Sätze sind in knapper Wucht gesetzt oder in verflimmernde Stimmung gelöst. Es gibt vielleicht nur noch bei Conrad Ferdinand Meyer so plastische, in gehaltenem Pathos dargestellte Augenblicke in einem Menschenleben wie etwa der Schluß der Erzählung ‚Angelika ten Swaart', da der durch das ganze Buch hin in geheimnisvoll gleichmäßiger Ruhe und Unbeirrbarkeit gezeichnete Doktor Morr, der Verfasser der ‚Philosophie des Sterbens', seiner Frau die Augen schließt: ‚Eine unsäglich wehe Bewegung, mit der er ihre Lider schloß. Danach ging er zum Fenster, umkrallte den Griff und lehnte so ohne Bewegung. Schaute hinaus in den farblosen Regen, der stärker rauschte.' Erhaben und voller Andacht schwingen die Frank Thießschen Werke aus: Dokumente einer sinkenden Menschheitsepoche, die mit hellsehend wissender, alles verstehender Geste und großem künstlerischen Ernst ihr müdgespanntes Antlitz in den Abend neigt. —"

Stimmen der Zeit. LIII, 10. Aus der Studie über Pascal von Franz Heselhaus S. J. gewinnt man klaren Eindruck der Bewertung, die Pascal heute in katholischen Kreisen zuteil wird:

„Der klare Geist, der sich vom altertümlich ererbten Irrtum lossagt, nicht im verwegenen Bruche, sondern in überlegter, schön gestufter Entwicklung, wie ist er demütig gläubig geblieben, da er klarer als andere den Abstand überschaut, der ihn von der Einsicht in das Wesen der Dinge trennte. Welch scharfe Worte findet er für das geschniegelte Halbwissen seiner und unserer Zeit: ‚Die Welt (das gewöhnliche Volk) urteilt richtig über die Dinge; denn sie befindet sich in der natürlichen Unwissenheit, welche die wahre Weisheit der Menschen ist. Die Wissenschaften haben zwei Enden, die sich berühren; das eine ist die reine, natürliche Unwissenheit, in der sich alle Menschen bei ihrer Geburt befinden; das andere ist dasjenige, wohin die großen Seelen gelangen, die alles, was die Menschen wissen können, durchlaufen und dann gefunden haben, daß sie nichts wissen, sich somit in jener selben Unwissenheit begegnen, von der sie ausgegangen waren. Aber das ist eine gelehrte Unwissenheit, die sich kennt. Die zwischen diesen beiden Enden Befindlichen, welche aus der natürlichen Unwissenheit herausgetreten sind, ohne zu der anderen gelangen zu können, haben einen Anstrich von dieser anmaßenden Wissenschaft und spielen die Klugen. Sie sind es, welche die Welt stören, und schlecht über alles urteilen. Das Volk und die Gescheiten bilden den Gang der Welt, jene verachten ihn und sind verachtet, sie urteilen schlecht über alles, die Welt aber urteilt richtig.' Und Pascal handelt dieser Erkenntnis gemäß. Welcher Anblick! Pascal, der große Entdecker der Zykloidenberechnung und der barometrischen Höhenmessung, der weitblickende Unternehmer, der zuerst die Mietdroschken einführte, der Reformtheolog, der den gigantischen Plan einer ganz neu aufgebauten Apologetik als sein Lebenswerk auffaßte, dieser Pascal verbirgt sich in der Einsamkeit und verbringt fast den ganzen Tag mit der Lesung der Heiligen Schrift. Dieser Torso eines Entdeckers, Torso eines Apologeten und Torso eines Heiligen, ja man muß wohl sagen, Torso eines Katholiken. Kann ein Blinder den Blinden führen? Und doch wie viele führte er und führt er noch, der selbst zu oft der Blindgeführte war. Es ist sonderbar, wie leicht seine rigoristische Aszese ertragen wird, vielleicht deshalb, weil er sie nicht von den Jesuiten und Mönchen entlehnte, sondern von den Verteidigern der ‚Gnade', dem Gefolge des Jansenius, aus den Zellen von Port-Royal. Fragt man sich, warum er nicht weiter ab in die Irre ging, wie es Luther und Kalvin getan, so mag dafür die Umgebung die Erklärung bieten, die Politik des Jansenismus, wohl aber auch sein klarer Verstand, der demütig genug blieb, man mag sagen, pyrrhonisch genug, um seiner Beschränktheit sich dauernd zu erinnern.

Hier liegen ohne Zweifel wahre Vorzüge Pascals. Er ist ein Wahrheitsucher und deshalb immer modern. Er kämpft gegen das traditionelle Wissen, aber will das Wertvolle, das die Tradition bietet, voll ausgenützt wissen. Er geht auf seiner Suche nach Wahrheit vielfach in die Irre, aber er hebt doch manches Goldkorn, weil er mit wirklichem Opfermut sucht."

Kunstwart. XXXVI, 10. Für die Wesensart von Bernard Shaw werden die bezeichnenden Worte gefunden:

„Je mehr ich von ihm kennen lerne, um so einheitlicher sehe ich ihn. Es ist mir, als würde ich es noch erleben, daß ich ihn ganz klar und rein und vollkommen erblicke. Ich denke mir heute dies: Wenn ein Mensch geboren wird mit glänzendem Kopf, mit leicht spielender und fruchtbarer Phantasie, mit starker, aber nicht absolut vorherrschender, auch nicht von Selbstkritik durchwühlter dichterischer Begabung, mit unbändiger Lust zum Lachen und mit einem ungeheuren Mißtrauen, dann würde er Shaw unwillkürlich kopieren müssen. Nein! Menschenliebe müßte er auch noch mitbringen."

„Goethe und der Betriebsrat." Von Moritz Heimann (Die Weltbühne XIX, 26).

„Goethes Faust (zweiter Teil.)" Von Hans Petri (Kulturleben an der Saar II, 6).

„Christoph Heinrich Kniep" (der Begleiter Goethes auf seiner Reise durch Sizilien). Von Luise Zeppenfeldt (Die Gartenlaube 1923, 28).

„Hölderlins Ode." Von Karl Viëtor (Österreichische Rundschau XIX, 7).

„‚Hölderlin' Aus Gustav Schlesiers Nachlaß." Von Wilhelm Böhm (Deutsche Rundschau XLIX, 10).

„Eichendorff." Von Hermann Stehr. (Der neue Osten I, 1/2).

„Eichendorff." Von M. Spitzler (Sonnenland XII, 13).

„Schleiermacher nach dem Frieden von Tilsit." Von Rudolf Otto (Die Christliche Welt XXXVII, 29/30).

„Heine und das Christentum." Aus den Werken des Dichters gesammelt von Albert Dokaupil (Die Wage IV [XXVI], 14).

„Johann Nepomuk Nestroy und sein Werk." Von M. Schütz (Die Szene XIII, 7).

„Leopold von Ranke in seiner Familie." (Fortsetzung.) Niedergeschrieben von seinem Sohne Otto von Ranke (Daheim LIX, 43/46).

„Gottfried Keller als Maler.“ Von Max Zollinger (Der Lesezirkel X, 10).

„Gottfried Kellers Skizzenbücher.“ Von Paul Schaffner (Der Lesezirkel X, 10).

„Wo bleibt Scheffels Wartburgroman?“ Von Werner Kremser (Der Türmer XXV, 10).

„Wie Ernst Wichert und Paul Heyse Freunde wurden.“ Von Paul Wichert (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXVII, 11).

„Wildenbruch und Weimar.“ (Fortsetzung.) Unveröffentlichte Briefe von Ernst von Wildenbruch an einen weimarischen Freund. Mitgeteilt von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXV, 9/10).

„Unendlichkeiten“ (Wilhelm Breves †). Von Käte Hermann (Dithmarschen III, 12).

„Wilhelm Breves als Dichter.“ Von Berend de Vries (Dithmarschen III, 12).

„Der österreichische Schriftsteller. Zu Hermann Bahrs sechzigstem Geburtstag, 19. Juli 1923.“ Von Felix Braun (Das Inselschiff IV, 3).

„Hermann Bahrs literarisches Selbstbildnis.“ Von -th. (Hochland XX, 10).

„Vom alten zum neuen Europa“ (Hermann Bahr). Von Josef Nadler (Preußische Jahrbücher, Bd. 193, 1).

„Wissenschaft und Journalismus“ (Hermann Bahr). Von Konrad Burdach (Preußische Jahrbücher, Bd. 193, 1).

„Hermann Bahr.“ Von Herbert Steiner (Der Lesezirkel X, 10).

„Georg Hermann.“ Von Julius Bab (Die neue Rundschau XXXIV, 7).

„Paul Altenbergs Dramen.“ Von Bernhard Diebold (Die Szene XIII, 7).

„‚Die letzten Tage der Menschheit‘ (Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog von Karl Kraus).“ Von Oscar Blum (Die Weltbühne XIX, 27).

„Der Columbus des Franz Johannes Weinrich.“ Von Josef Sprengler (Hochland XX, 10).

„Das dichterische Kunstwerk“ (Emil Ermatinger). Von Ernst Hirt (Wissen und Leben XVI, 17).

„Friedrich Gogarten.“ Von Hans Hartmann (Die Tat XV, 4).

„Von ‚Marie Madlen‘ zum ‚Unheiligen Haus‘“ (Leo Weismantel). Von S. Stang (Stimmen der Zeit LIII, 10).

„Von der deutschen ‚Tragödie‘ 1918“ („Wenn — Ein vaterländischer Traum“ von Hermann Popert). Von Fritz Buessing (Das neue Deutschland XI, 7).

* * *

„Nochmals das Shakespeare-Geheimnis.“ (Der Türmer XXV, 10).

„Shakespeare und Shakspere.“ Von Wolfgang Keller (Der Türmer XXV, 10).

„Die Shakespeare-Bacon-Frage.“ Von Richard von Schaukal (Literarischer Handweiser LIX, 7).

„Marcel Proust.“ Von Felix Bertaux (Die neue Rundschau XXXIV, 7).

„Manzonis Sendung.“ Von Walter Heynen (Preußische Jahrbücher, Bd. 193, 1).

„Plauderei über Alessandro Manzoni.“ Von Heinrich Federer (Der Lesezirkel X, 9).

„Fjodor Dostojewskij. Unveröffentlichte Briefe aus Genf an Apollon Maikow. I, II“ (Wissen und Leben XVI, 16/17).

„Iwan Gontscharow.“ Von Fritz Ernst (Wissen und Leben XVI, 16).

* * *

„Von Erl über Ammergau nach Oetigheim (Volksspielerinnerungen aus dem Jahre 1922).“ Von Anton Dörrer (Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft V, 29/34).

„Das Vilsbiburger Liebfrauenfestspiel.“ Von J. Kreitmaier (Stimmen der Zeit LIII, 10).

* *

„Der produktive Mensch.“ Von Heinrich Dominik (Der neue Osten I, 1/2).

„Verstehen“ (Schluß). Von Paul Eberhardt (Deutscher Pfeiler III, 4).

„Der Gral in den französischen und deutschen Dichten des Mittelalters.“ Von Wolfgang Golther (Der Türmer XXV, 10).

„Zur Orientierung der Geistigen.“ Von Otto Groß (Die Aktion XIII, 13).

„Kunst, Schrifttum und Musik in dieser Zeit.“ Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVI, 10).

„Neue Lesebücher.“ Von E. Witte (Die Glocke IX, 15).

Echo des Auslands

Französischer Brief

Ein junger holländischer Gelehrter, Sybrandi Braak hat im Verlag von H. A. Paris in Amsterdam seine in französischer Sprache geschriebene Doktordissertation „André Gide et l'âme moderne“ herausgegeben. Das zweihundert Seiten umfassende Buch übertrifft den Durchschnitt von Dissertationen, gibt nach Jacques Rivières eindringender Studie über Gide, die 1911 in den „Etudes“ erschien, nicht nur die beste, gründlichste und erschöpfendste Würdigung Gides, sondern auch weitgespannte Überblicke über die Entfaltung des Gegenwartsgeistes in Frankreich. Braak zeichnet sich durch ungewöhnliche Kenntnis und Beherrschung der französischen und deutschen Literatur aus. Die Parallelen, die er dauernd zwischen französischen und deutschen Gedanken und Dichtungen zieht, geben seinem Buch Mannigfaltigkeit und Weite. Erst wenn man von so parteilos hoher Warte aus Literaturgeschichte treibt, wird sie fruchtbar. Wenn die deutsche Wirtschaftslage nicht so traurig wäre, würde ich das Buch zur Übersetzung empfehlen. Es verlohnte sich als die Leistung eines hoffnungsvollen holländischen Gelehrten und als ein komprimiertes Bild der Geistesentwicklung Frankreichs. Nur eins vermisse ich in der Schrift: eine ausführlichere Eingliederung von Gide in die nationale Ideologie, eine Darstellung des Verhältnisses zwischen Barrès und Gide. Die liebevolle Verehrung, die Braak dem Dichter entgegenbringt, hat ihn gelegentlich blind gegen die Grenzen Gides gemacht. Er hebt nur das Verbindende, nicht das Trennende zwischen Franzosen und Deutschen hervor. In der Herausarbeitung der Gemeinsamkeiten finden sich wertvolle und neue Hinweise. In Deutschland hat noch niemand herausgefunden, wie tief sich Gide in Goethe versenkt hat, daß er manche Gedanken von Nietzsche vorweggenommen hat. Es ergibt sich aus Braaks Buch, wie zeitgemäß Nietzsches Gedanken waren. Der Einfluß Schopenhauers und Nietzsches auf die französische Geisteswelt wird in seiner ganzen Breite und Tiefe noch gar nicht übersehen. Es ist verwunderlich, daß in unseren romanischen Seminaren darüber noch niemals gearbeitet worden ist. Braak versucht Gides protestantische Herkunft abzuschwächen. Das scheint mir nicht richtig. Gide ist und bleibt der typische und bedeutendste Repräsentant des protestantischen Frankreichs von heute. Seine französischen Feinde bezeugen das am lautesten. Er hat die Größe und die Schwächen der Protestanten. Das Beste des Buchs sind die Analysen der Werke, die mit feinen Händen vorsichtig gegliedert und in ihrem Kern bloßgelegt werden. Das Buch wurde gruppiert in: I. Les origines et la formation de son esprit (Esprit goethien — La part du protestantisme — Tempérament poétique). II. Le pessimisme esthétique et le réveil de l'idéalisme (Réaction contre le déterminisme positiviste — Le culte de la vie intense, source de lyrisme — L'esthétique symboliste et ses correspondances avec la philosophie

de Bergson — Affinités entre le symbolisme français et le romantisme allemand — Les cahiers d'André Walter). Dies ist das schönste und aufschlußreichste Kapitel; es fehlt aber eine entschiedene Definition des romantischen Begriffes in Deutschland und Frankreich. III. Le symbolisme dans l'oeuvre de Gide. IV. La délivrance d'une âme. V. Les romans. VI. André Gide, critique littéraire. Leicht wäre es gewiß dem Verfasser gewesen, eine umfassende Gide-Bibliographie dem Buch anzugliedern. Leider hat er darauf verzichtet. Aber diese kleinen Schönheitsfehler setzen den Wert der Leistung nicht herab. Da die Verhältnisse eine Verbreitung des Buches in Deutschland nicht gestatten, so möchte ich wenigstens die Bibliotheken und romanischen Seminare auf die wertvolle Schrift hinweisen. Es ist nicht eine fixe Idee, wenn ich in einer Biographie eines französischen Geistesführers die soziologische Eingliederung des Dichters fordere. Französische Dichter und Maler schweben nicht frei im Raume, sondern fühlen sich gleichzeitig als ein Glied des ganzen Volkes. Man braucht nur irgendein Buch aufzuschlagen und findet die Bestätigung, z. B. die neue Schrift „Renan et nous" von Pierre Lasserre. Man vergleiche das Buch mit Kurt Küchlers Renan-Biographie, die unter dem Titel „Brücken" bei Perthes & Co. erschien. Küchlers Brücken-Ideologie wird von Lasserre mit großer Armbewegung beiseite geschoben. Es ist nicht ganz leicht, Renan für den französischen Klassizismus und Traditionalismus zu retten; Lasserres gewandter Dialektik ist es gelungen. Renans Hinneigung zu Deutschland, seine Begeisterung für Goethe, Kant, Herder und Schlegel werden als Irrtümer hingestellt, nicht nur als persönliche, sondern als tragische Irrtümer einer Epoche. Diese Ehrenrettung Renans ist höchst amüsant zu lesen und für die geistige Einstellung des gegenwärtigen Frankreichs charakteristisch. Dieser Vorläufer eines größeren Renan-Werkes erschien als 18. Band der „Cahiers verts" bei Grasset in Paris. Als 22. Heft hat André Maurris in der gleichen Schriftenreihe eine ausgezeichnete Biographie Shelleys unter dem Titel „Ariel ou la vie de Shelley" veröffentlicht. Von Pierre Lasserre ist bei Crès & Cie ein Roman „La promenade insolite" erschienen, der in einer katholischen Tendenz gipfelt. Der Literar- und Musikhistoriker Lasserre ist bereits früher episch hervorgetreten, „Le crime de Biodos" war sein erster Roman. Das neueste Buch zeigt ihn als guten Stilisten; aber die katholische These tritt allzu deutlich in den Vordergrund.

Der Kampf um Renan erreichte während der Jahrhundertfeier im Frühjahr seinen Höhepunkt. Der Lektor der amsterdamer Universität, Jean Pommier veröffentlichte unter dem Titel „Renan" eine Apologie des Meisters, die je nach der parteilichen Einstellung der Kritiker gelobt oder getadelt wurde. In der „Revue mondiale" veranstaltete Gaston Picard eine Umfrage über die persönliche Einschätzung Renans, die merkwürdigerweise mit einer Umfrage über Pascal verknüpft wurde — ein recht jesuitisches Verfahren. Der Erfolg war natürlich, daß die meisten Renan mit Pascal todschlugen. Es regnete Verurteilungen Renans. Jean de Bonnefon empörte sich gegen die Zusammenstellung der beiden: „Pascal, cette immensité et M. Renan, ce gratte-saints périmé." Teilweise wirkte es komisch, wie kleine Geister des Neuklassizismus und Nationalismus über den alten Renan herfielen und ihn zerfleischten. Paul Souday stellte diese Leutchen im „Temps" in witziger Weise an den Pranger. Die literarischen Parteikämpfe blühen. Der Romanschriftsteller Henri Bérand eröffnete im „Mercure de France" eine große Offensive gegen Gide und seinen Kreis. „La nouvelle revue française" wird als ein klägliches Blatt bezeichnet, Claudel, Paul Valéry, Jean Giraudoux, Paul Morand und Jules Romains seien Snobisten und die langweiligsten Schriftsteller der Welt. Bekanntlich sind diese Angriffe nicht die ersten, jedenfalls teilweise durch Eifersucht hervorgerufen, teilweise aber richten sie sich gerade gegen den protestantischen Geist Gides.

Paul Morand, der im vorigen Jahre einen durchschlagenden Erfolg mit seinem Novellenband „Ouvert la nuit" hatte, gab kürzlich im Verlag der „Nouvelle revue française" ein Gegenstück: „Fermé la nuit" heraus, dessen Titel schon einen neuen großen Erfolg verspricht. In filmartiger Schnelligkeit zieht das Nachtleben der internationalen Schieberwelt in Portofino Kulm, Charlottenburg, Babylon und Putney am Leser vorüber. An Deutlichkeit lassen die Schilderungen nichts zu wünschen übrig. Das Abenteurertum, die Hast im Genuß, die Kraft des Geldverdienens, die Betäubungsversuche, die Unruhe und die Wildheit unserer Zeit reflektiert das Buch kaleidoskopartig. Der in allen Weltstädten heimische Autor schildert in galoppierendem Stil das brutale und materialistische Liebesleben der Gegenwart, die Gleichgewichtsstörungen der Menschen, den Selbstmord aus der Bahn gerissener Aristokraten — alle die faulenden Früchte, die das zusammenbrechende Europa hervorbringt. Paul Morand wie Pierre Mac Orlan und Francis Carco haben einen neuen Typus in der Literatur geschaffen. Von Orlan, dessen „Cavalière Elsa" kürzlich deutsch erschienen ist, gibt „La nouvelle revue française" soeben einen neuen Roman heraus: „La Vénus internationale". Nadia Blumenfeld, auch Claude de Flandre genannt, erst die Geliebte und das Instrument des russischen Bolschewisten Serge Ullmann, später seine Frau, ist Heldin des Buchs. Sie zieht durch alle Länder, durchstreift als Kolporteuse Frankreich, verkauft allerhand Tand den Bauern und bringt bei der Gelegenheit aufrührerische Schriften unter die Menschen. Eine symbolhafte Gestalt, die Unruhe und gleichzeitig Sehnsucht nach Glück, Besitz und Liebe im Volk entzündet. Ihre abenteuernde Existenz, ihre Worte und ihre Liebe läßt überall den Wunsch nach neuen Idealen, nach neuer Ethik und neuer Mystik aufflammen; aber schließlich bleibt dem Leser nur das Bild des faulenden Morastes, in dem Europa versinkt. Die Bücher der „Nouvelle revue française", die in den ersten Jahren in gutem Druck auf schönem, holzfreiem Papier erschienen, werden, seitdem dieser Verlag große buchhändlerische Erfolge erzielt, leider unansehnlicher.

Die letzten Hefte der „Images de Paris" enthalten: Gedichte von Henry Dalby, Robert Boudry, Ivan Goll, André Savanier, Alexandre Violatte, Jules Supervielle u. a., eine scharf geschliffene Skizze: „Le chemin de Montmartre" von Elie Richard; eine amüsante Novellette: „Le coq dû à Esculape" von Renée Dunan; Bagneux, „Pourpris de S. Oeuf Blanc" von Gabriel Ursin Blanc, sowie Holzschnitte von Louis Bouquet, Louis Robert Andral, Henri Boulage, Antoine Pierre Gallien u. a. — Die vorletzte Nummer der „Revue germanique" enthielt eine Studie über Bettina von Arnim und Fürst Pückler-Muskau von Auguste Ehrhardt, einen Aufsatz über die Philosophie des Expressionismus von R. Pitrou, sowie einen längeren Bericht über den deutschen Roman von A. Fournier, der die neuesten Bücher von Kasimir Edschmid, Gustav Frenssen, Bruno Wille, Lou Andreas-Salomé, Eduard von der Hellen, Otto von Taube, Liesbet Dill, Juliane Karwath u. a. würdigte. Das letzte Heft der „Revue germanique" ist England und Amerika gewidmet: Denis Saurat, „La conception nouvelle de Milton"; Pierre Janelle, „Les versions anglaises de la Bible"; R. Lalou, „De Thomas de Quincey à Baudelaire"; F. C. Dauchin und C. Cestre, „Le roman anglais et américain". — In „La revue philosophique" veröffentlicht Bernard Gwethunsen eine Studie über Hegels Einfluß auf die sozialistische Ideologie. — Saint Georges de Bouhélier hat „Tristan und Isolde" für die französische Bühne neu bearbeitet. Die Aufführung des Dramas mit musikalischer Begleitung hatte im „Odeon" keinen Erfolg. In der „Comédie française" wurde sein Stück „Le carnaval des enfants" mit besserem Erfolg wieder in das Repertoire eingestellt.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Welt ohne Sünde. Von Vicki Baum. Der Roman einer Minute. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 373 S.

Ein seltsam eigenartiges Buch, das durch die Leuchtkraft seiner farbigen Traumvisionen fortreißt, Schlaglichter auf alle möglichen Kulturprobleme wirft und dann abbricht, ohne der Frage nach dem Sinne des Ganzen Rede und Antwort zu stehen. Jener sich in mannigfachen Symptomen kundgebende Zug aus der Begrenztheit alles Wirklichen (dem Gebiet des Naturalismus) ins Unbegrenzte, wo Phantasie nach Willkür, aller Fesseln ledig, schalten kann — meist wie bei den sogenannten expressionistischen Dramen ins Schattenhafte, Leere verlaufend — verbindet sich hier mit der Gabe intensiver Veranschaulichung. Man hat da nicht, wie sonst so oft, den Eindruck, als stehe hinter der Flucht aus der Wirklichkeit ein Unvermögen plastischer Gestaltung, sondern ein urwüchsiger Eigentrieb, der zur Entfaltung seines Reichtums solcher freien Form bedarf. Doch die Fülle der Gesichte ist so stark und drängend, daß sie sich der Einordnung auch nur in die Einheit eines symbolisierenden Gedankenzusammenhanges, wie ihn der Leser nach dem Titel „Die Welt ohne Sünde" und manchen Ansätzen erwartet, widersetzt.

Der Held, der sterbende Anselmus, von dessen letztem Traum das Werk berichtet, verharrt wie alle anderen Figuren in vieldeutigem Dunkel. Man hört, er sei der begeisterte und begeisternde Führer der großen Revolution gewesen, auf deren Hintergrunde sich dann alles weitere abrollt. Doch über sein Verhältnis zu den verschiedenen revolutionären Mächten wie über die Vorstellungen, die seiner Sehnsucht nach einer Welt ohne Sünde ein bestimmteres Gepräge geben, über die Art, wie sich seine Predigt der Bruderliebe mit seinen kommunistischen Ideen eines allgemeinen Freudenparadieses verschlingt, erfährt man äußerst wenig. In seinem Bilde wechseln diktatorisch terroristische Anklänge mit idyllischem Naturkult, mit Liebesglück und bunt bewegten Abenteuern. Und wie die Welt, die er erstrebt, von verschwebender Unbestimmtheit ist, läßt der Verfall des neuen Reiches es ungewiß, an welchen inneren Widersprüchen dasselbe letzthin scheitert. Stellenweise sieht es so aus, als wolle die Verfasserin in erster Reihe dem technisch wissenschaftlichen Erfindungsgeist, diesem gewaltigen Entwicklungsfaktor der Kulturgeschichte, Schuld und Verantwortung dafür zuschieben. Der rastlos tätige, gnomenhafte Ingenieur Börris, einer der Freunde des Anselmus, vermißt sich, mit den Mitteln seiner Technik die natürlichen Bedingungen des Lebens grundlegend umzugestalten. Der alten Sonne ins Handwerk pfuschend, potenziert er zur Förderung des Wachstums die Kraft der Lichtstrahlen ins Ungeheuerliche. Aber der Triumph der Wissenschaft, die dem Leben dienen will, wird umgekehrt ein zum Untergange treibendes Moment. Wohl stimmen alle Zahlen und Berechnungen des Erfinders, aber die Natur rächt sich für die angetane Vergewaltigung: die riesig aufgeschossenen Ähren sind ohne Korn, in Hungersnot und früher unbekannten Seuchen tobt sich die erzwungene Hypertrophie des Wachstums aus. Wenn auch das Ganze nur ein Traum ist, muß diese paradoxe Wendung, die die Tendenzen technischen Fortschritts ohne jeden aus der Wirklichkeit geschöpften Grund zum unbewußten Träger des Verderbens stempelt, in ihrer spielerischen Unmotiviertheit zum Widerspruch reizen.

Apokalyptisch hebt das Vorspiel an. Furchtbare Brände, die nach dem revolutionären Kampf der Massen die Stadt verwüsten, Barrikaden, an denen Anselmus unter dem Zuruf der Seinigen vorbeistürmt, Leichenhaufen auf der Straße und von fernher drohendes Geräusch anmarschierender Feindesheere. Die Linde, ein Symbol hingebend treuer Frauenliebe, taucht inmitten des Schreckens und der Zerstörung als Hüterin an der Wiege von Anselmus' Knaben auf. Dann taumelnde Tänze unter Grammophonbegleitung, ein Bacchanal, aus dem Anselmus sein Weib, die von Liebes- und Lebenslust wild umhergetriebene Isabell, vergebens heimruft. Der Ingenieur, der Arzt, Anselmus' Liebling Johannes, die kleine fanatische Revolutionärin Korel und das zynische Kapitalisten- und Schiebergenie Bernward, das nach dem Umsturz seine Maulwurfsarbeit erfolgreich fortsetzt, kreuzen vorüberhuschend des Anselmus' Weg. Nach den wirbelnden gespenstischen Ekstasen dieses Auftakts eine Pause friedlich stillen Natur- und Liebesglücks in den „Hütten", wo Anselmus und Linde hausen. Aber dann sieht man ihn im dunkeln „Schacht", wo die nach dem neuen Staatsgesetz dazu gewählten Bürger im Dienst der Allgemeinheit Kohlen schürfen. Der alte Geist der Selbstsucht und der Ausschweifung feiert da unter der Ägide Bernwards, der überall gefällige Helfershelfer hat, seine Auferstehung. Heimlich zur Nachtzeit vergeuden die Bergleute in wüsten Festen ihre Kraft. Grausig jagt die Vision eines Ausbruches der zur Zwangsheilung internierten Lueskranken vorüber. Im letzten Abschnitt, dem „Verfall", von welchem wir schon sprachen, leuchten unter all dem Furchtbaren noch Momente von seltener Innigkeit und Schönheit auf, so die dithyrambische Schilderung des „Tempels der Freude" und des Reigens junger Mädchen.

„Das" — so heißt's im „Nachspiel" — „waren die Bilder, die Anselmus in der letzten Minute zwischen Leben und Sterben sah. Dies war die Existenz, die er in seinem letzten Augenblick durchraste." Verwirrt, zerschlagen, doch jedenfalls unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Talents, dessen gedrungene Sprachgewalt das Härteste und Mildeste der Einbildung in gleicher Weise mühelos meistert, legt man das Buch aus den Händen.

Charlottenburg Conrad Schmidt

Das trunkene Jahr. Roman. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 315 S.

Der Verfasser hat schon einmal einen Roman geschrieben, der Stellung nahm zu den freien Gemeinschaften, in denen sich bacchantisch Durstige unter der Führung eines Suggestiven zusammentun, um der Kunst und der Liebe zu pflegen. „Modernus" hieß das Buch. Und ist vor fast zwanzig Jahren erschienen. Das heutige zeigt reifere Beschauung. Schon der Titel verrät es, der uns den Musiker Hochgart auf der Augustenburg bei Lampertsheim und seine Schar, die ihre Lebensaufgabe allein in der Freude sehen, als Berauschte bezeichnet. Damals nahm der Autor die Lehre des Bacchantenführers und deren Enttäuschung recht ernst. Leider ist dem neuen Buch (wenigstens dem an mich gelangten Exemplar) ein Romanstück von Seite 32 bis 49 abhanden gekommen. Statt dessen hat man 15 Seiten eines anderen Romans hineingebunden. So daß der Leser verblüfft und verwirrt wird. Bis er zuletzt das Unheil bemerkt. Immerhin ergänzt man sich das Weiterschreiten des Freundschafts- und Liebesverhältnisses zwischen dem verheirateten Literaturlehrer Burk und einer jungen Stuttgarterin: Aline. Beide Menschen einer schon bewährten Ethik werden in den Taumel der „Hochgartleute" hineingezogen.

In diesem Kreise scheint es natürlich, daß Männer neben den Müttern ihrer Kinder sich eine neue Geliebte gesellen und daß die beiden Frauen sich dadurch als Verwandte, Freundinnen zu betrachten haben. Tanz und Feste ist die Losung, Trauben schneiden, Wein, begeisterte Reden über höchste Steigerung des Menschlichen, die höchste Kunst wirke und keinerlei Schranke ertrage. So feiert man denn auch droben ein Frühlingsfest als bacchantische Taufe eines neuen kleinen Hochgart, den ihm eine zarte, glühende Schülerin beschert hat. Die junge, mädchenhafte Mutter geht mit der verblühenden Frau Hochgart dem Täufling nach. Der Zug der bekränzten, singenden Jugend folgt. Wenige

Augenblicke darnach zerreißt ein Todesschrei die Festharmonie. Frau Hochgart hat sich aus dem Fenster gestürzt.

Das ist der erste Ruf menschlicher Not und Wahrhaftigkeit, der das buntschillernde Gewebe der Theorien und die Traumnebel, der Freudenräusche erbeben macht. Auch Burk, der seine bürgerliche Stellung mit Verachtung aufgegeben, sich von seiner Frau gelöst, seine Kinder fast vergessen hatte, kehrt um. „Ich habe mich über meine Kraft getäuscht", schreibt er der geliebten Freundin. In Höhen hat er sich recken wollen, die nur berauschter Phantasie als Atmungsmöglichkeit erscheinen. Der natürliche Mensch löst sich nicht von einer schuldlosen Vergangenheit, von Frau und Kind um eines Phantoms ewiger Freude willen.

Der Rausch ist ausgelebt. Ein Jahr hat er sich von der blutroten Schönheit des Herbstes, vom Glitzern des Winters dem sehnsüchtigen Hauch des Frühlings, der reifen Glut des Sommers genährt. Nun ist er abgestorben. Hat hellerem Bewußtsein, der Verantwortung wieder Platz gemacht.

In lebhafter, farbiger Darstellung tritt Rausch und Selbstbesinnung uns aus dem Roman entgegen, der den Reiz des Sündigen ebensogut zu schildern versteht wie den des Reif- und Stillwerdens am Leben.

Berlin — Anselma Heine

Das Geheimnis des Juders Praschna. Roman von Friedrich Freksa. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (August Scherl). 224 S.

Dies Buch zu besprechen ist schwer, denn wenn man auch gern Praschnas Geheimnis allen Verehrern phantastischer Dichtung verraten wollte, so muß man mit Friedrich Freksas Geheimnis um so vorsichtiger umgehen, um dem Verfasser nicht seine letzte Überraschung zu verderben. Um so höher ist ihm anzurechnen, daß er selbst sie vorbereitet. Ein Herr von Sulkow erzählt die Geschichte oder gibt wenigstens den Rahmen her — es ist fein, daß Freksa unser leises Erstaunen ob dieses nicht sehr erfreulichen Snobs in Kauf nimmt und uns erst zuletzt wissen läßt, warum gerade der zum Seelenarzt berufen wird. Die Erzählung selbst verwendet virtuos alle Mittel der Gattung, der sie angehören will, macht das Unglaubliche überzeugend durch die verläßlichsten ärztlichen Protokolle, sorgt für die Stimmung durch die Künste der Rahmenerzählung. Und dabei wird Freksa nicht wie Wilhelm Hauff nötig haben, eine Kontroverspredigt hinterdrein zu schicken, damit die Leute diesen „Mann im Monde" verstehen! Sapienti sat! Nur sollte Freksa (S. 19) keinen Shakespearischen Herzog von Richmond im Malvasier ertrinken lassen — es ist nicht mal sein Snob, der Richmond und Clarence verwechselt, und selbst für den wäre dieser Zug allzu fein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Sevarinde. Ein alter Abenteurerroman. Von Alfons Petzold. Wien, Interterritorialer Verlag Renaissance. 91 S.

Die Gabe eines Toten, vielleicht das letzte, was Petzold geschrieben hat. Er betritt die Pfade der Robinsonaden; der Reisebericht eines holländischen Abenteurers aus dem 17. Jahrhundert mündet aus in die Schilderung eines Idealstaates, den irgendwo in unbekannten Ländern zwischen Teneriffa und Batavia ein persischer Lykurg und Solon in einer Person mit den Kräften eines hoher Kultur fähigen Volkes geschaffen hat. Sevarinde, „du hast es besser als unser Kontinent, der alte" — ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet, günstiges Klima, genug an Leibes Nahrung und Notdurft für alle — der aufgeklärte Despot ist aber doch notwendig, damit all die Herrlichkeit erstehe und erhalten bleibe, denn als der erste Herrscher alt und müde von seinem Amte scheidet, reicht er dem Sohn die Krone und beruft sich auf den Willen des „göttlichen Gestirns dort oben". Aufregende Ereignisse darf man nicht in der Erzählung zu finden erwarten; sie wirkt durch die sachliche Schlichtheit ihres Tons, der nur selten in einzelnen Wendungen seine Herkunft aus dem 20. Jahrhundert verrät, durch die wehmütige Stimmung des Entdeckers, der von seinem exotischen Staate wie von einem verlorenen Paradies erzählt — er hat sich verleiten lassen heimzukehren, ist krank geworden und hat nun nichts mehr als die Erinnerung an das Land, in dem er glücklich war. Abendstimmung liegt vor allem über dem Schluß — das Geschick des Verfassers läßt sie wie ein persönliches Bekenntnis empfinden.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Pinkepottel und die Seinen. Humoristischer Roman von Richard Euringer. Stuttgart 1922, Walter Seifert Verlag. 206 S.

Untertitel: „Einzig beglaubigter Bericht über die internationale Expedition zum Nordpol 1921/22, in hundert oder noch mehr Abenteuern, nebst einer Nutzanwendung zum Gebrauch für Morgen-, Mittag- und Abendland. Herbst 1921." — Der amerikanische Zeitungsmillionär Pinkepottel entdeckt, daß der Humor das einzige Mittel sei, das aus den Fugen geratene Morgen-, Mittag- und Abendland vor dem Untergang zu retten und erprobt diese löbliche Eigenschaft an sich und einem Dutzend närrischer Gesellen aus aller Welt auf einer abenteuerlichen Polarfahrt. Unmöglichere Erlebnisse sind selten ersonnen worden. Die schlimmsten Gefahren der Polarregionen werden mit einem Wortwitz und einem Lachen überwunden. Auf unzähligen Einzelheiten beruht der Reiz des Buches, auf Witzen bis hinab zum ärgsten Kalauer. Vieles gemahnt an die oft schlimmen Handgreiflichkeiten amerikanischer Kinogrotesken, doch vermißt man dabei das unerläßliche rasende Tempo des Films. Das Buch als ganzes scheint verfehlt, weil — absichtlich allerdings — geistreiche mit — bei aller Nachsicht — allzu billigen und blöden Einfällen wahllos gemischt sind. Wie so oft werden Humor und Komik meist verwechselt. Trotzdem wird man von Euringers Talent, das sich hier gelegentlich doch auch zeigt, wie es sich in der früheren Schnurrensammlung „Tummelpack" schon besser bewiesen hatte, noch Erfreuliches erwarten dürfen.

Charlottenburg — Hans Joachim Homann

Leute, die ich kannte. Von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. 162 S.

Münchnerinnen. Roman. Von Ludwig Thoma. Ebenda. 190 S.

Aus dem Füllhorn seiner liebenswürdigen Laune und ursprünglich sprudelnden Erzählungskunst stammen die beiden Bücher aus dem Nachlaß Ludwig Thomas, Heimatsbücher — die von einem gewesenen oder verschwindenden München sprechen. Thoma hat Karl Haider, den prächtigen Landschafter, Friedrich Steub, den Zeichner der Fliegenden Blätter, Albert Langen, Ruederer, Hartleben, Wedekind gekannt und erzählt von seinen Begegnungen mit ihnen. Einfälle und kluge Gedanken, weltweise Bemerkungen im einfach anspruchslosen Gewand schmücken die Schilderungen. Der Roman „Münchnerinnen" spielt im geschäftlichen Kleinbürgertum der Stadt und ist mit Humor, vorzüglicher Charakterschilderung und liebevoller Anteilnahme an den Personen geschrieben. Die Lektüre solcher Bücher ruht aus, stimmt froh und gibt doch jenen Hauch von Melancholie, den man bei uns braucht, um fröhlich zu sein. Sie sind wie Briefe aus besseren Zeiten und besseren Ländern, wenn es auch die alte Zeit ist, aus der sie berichten.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Die Kirchenmaus und andere Märchen. Von Hermann Meister. Heidelberg, Hermann Meister. 63 S.

Die Kirchenmaus und die anderen Märchen des Alltags — der Damenschneider ist ein Kabinettstück eigener Prägung — sind von einem versonnenen Dichter gestaltete Lebensausschnitte voll von heimlichem Leid und sommerlicher Sonne. Abgeklärte Weisheit und feiner Sarkasmus blitzen manchmal auf, und wir wollen gern auf die weiteren Schicksale des „Goldfuchses" warten, die uns der Dichter erst erzählen will, wenn wir dies Büchlein so fleißig gelesen haben, „daß nichts mehr davon übrig geblieben ist . . ."

Berlin-Grunewald — Hans Sturm

Fliegender Sommer. Aus den Papieren des Goswin Krell. Von Alfred Putzel. Mit 20 Original-Holzstöcken und einer Titelzeichnung von W. Rupprecht. Konstanz 1922, O. Wöhrle. 112 S.

Jean Paul hätte sich über die autobiographischen Belustigungen dieses lyrischen Ekstatikers gefreut, dessen skurrile Einfälle nur durch die Einheit der Person und die Naturverbundenheit zusammengehalten werden. Mit einer erstaunlichen Sicherheit versteht es Putzel, eine Stimmung festzuhalten, eine Erinnerung aufkeimen zu lassen, aber erzählen kann er eigentlich nicht: rascher Stimmungswechsel und humorvolle Selbstironie zerstören die Form. Die zwanzig Holzschnitte sind entbehrlich: „Kunscht" von vorgestern.

Naumburg-Saale Werner Ewald

Menschen im Schutt. Novellen. Von Rudolf Jeremias Kreutz. (Recl. Univ.-Bibl. 6381.) Leipzig, Philipp Reclam jun. 79 S.

Kreutz unternimmt in diesen Novellen eine sarkastisch-satirische Schilderung des nachkriegerischen Wien, stellt erfundene Gestalten in eine realistische Gegenwart und malt den Hintergrund, das Milieu seiner Geschichten so prägnant, als ob er ein Journalist und kein Dichter wäre. Ihm, der im Krieg und durch den Krieg alle seine Ideale verloren hat, ist das Schicksal der Deklassierten und Gestürzten, der Verarmten und Entthronten ein Anlaß, um, durch novellistisches Geschehen verbrämt, an den Sitten und Gebräuchen der Gegenwart eine energisch-ablehnende Kritik zu versuchen. Der stehlende Professor, der snobistische Schieber, der gewalttätige Narr vom Berge sind Figuren, von denen auch der Tagesbericht in den Zeitungen gemeldet hat. Das literarische Ziel, das sich Kreutz stellt, galt der Glossierung und Verurteilung einer Zeit, in der er und wir leben müssen. Ohne Aufdringlichkeit und Übertreibung ist ihm diese Arbeit gelungen.

Wien Erik Krünes

Hopsa, der Floh. Seine Lebensgeschichte, von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Hans Müller-Schlösser. Düsseldorf 1922, Deutsche Kunst- und Verlagsanstalt. 221 S.

Nur allzu oft ist Vorfreude das einzige, was von Freude übrig bleibt. Diese Sentenz ist das Resultat dieses Buches. Hoffnungsvoller kann man an keines herangehen. Da ist der Name Müller-Schlösser, der etwas verspricht, und der verheißungsreiche Titel. Der Roman eines Flohs! Das kann eine ungeheuerliche Pikanterie sein, eine tiefsinnige Betrachtung des Menschen und aller Menschlichkeiten aus der aufschlußreichen Flohperspektive, eine komische Groteske, ein Lebenslauf voll Phantastik, Romantik und blutiger Realität.

Am Schluß sagt der Verfasser selbst, es wäre eine nachdenkliche, vergnügliche und kitzelige Geschichte gewesen. Aber so etwas weiß der Leser besser! Das Vergnügliche ist matt wie ein vollgetrunkener Floh, das Nachdenkliche abgestanden und vorher schon hundertmal anderswo frischer und besser zubereitet gewesen. Bleibt das Kitzelige: und das ist sparsam und — eben nur kitzelig. Finger spielen an der Epidermis. Über diesen nahen Kitzel geht es nicht.

Hopsa wird in einer Stubenritze geboren, er springt ein Dutzend Menschen an, liebt, ohne Nachkommenschaft zu zeugen, und endet üblicherweise zwischen zwei Daumennägeln, nachdem er ein Bettuch mit Hilfe seiner Extremente beschrieben hat ... Es ist eine armselige Biographie. Ihr fehlt die ganze geistige Überlegenheit, mit der allein ein so kleines Geschöpf über den Menschen triumphieren kann. Denn das war ja wohl die Absicht, dem Menschen im Flohspiegel sein wahres törichtes Bild zu zeigen. Aber dann hätte der Floh größere Menschen anspringen müssen als diese banalen Straßen- und Stubengestalten. Allerdings: Kleinbürger-Existenz kann Herr Müller mit wenig Worten gut und lebendig zeichnen. Darüber hinaus: geistige Öde. Es nützt nichts, daß er im Vorwort von Hopsas scharfem Verstande, lebhaftem Geist, funkelndem Witz und herzhaftem Humor spricht. Er appelliert an „denkende Leser". Aber gerade die hätte er nicht anrufen sollen. Es werden die anderen sein, die aus dem Buch ein schäbiges Vergnügen sich holen werden. Die Denkenden (ach, daß ich's bin!) rächen sich für die Enttäuschung und schimpfen.

Berlin Kurt Münzer

Jeschua Ben Barrabas. Die roten Legenden. Von Edmund Reimer-Ironside. Privatdruck des Verfassers. 83 S.

In schöner fester dichterischer Sprache trägt der Verfasser, pathetisch rezitierend, vier Legenden vor. Von Adam und Eva; von Simson; von dem Mörder Jeschua, der statt Christi am Leben bleibt, als das Volk zwischen beiden zu wählen hat, und von Maria von Magdala bekehrt wird; und eine Legende von Mann und Weib, beide zum Typ erhoben. Die Erscheinungsform — als Privatdruck — wird dem Büchlein den größeren Leserkreis fernhalten, den es sonst sicherlich gefunden hätte.

Berlin Kurt Münzer

Asiatische Novellen. Von Graf Gobineau. Deutsch von Ernst Klarwill. Mit zehn farbigen Originallithographien von Armin Horovitz. Wien, Anton Schroll & Co., G. m. b. H. 295 S.

Die Schätzung der Deutschen für Gobineau äußert sich neuerdings darin, daß bald dieser, bald jener Verleger eine Novelle Gobineaus in deutscher Übersetzung herausgibt. Anton Schroll hat den naheliegenden und glücklichen Gedanken gehabt, den ganzen Band asiatischer Novellen mit dem Vorwort des Dichters herauszugeben. Die Gobineau-Freunde werden diese schöne Ausgabe begrüßen. In den asiatischen Novellen zeigt sich Gobineaus dichterische Kraft am reinsten. Die farbige Welt des Orients durchglüht sie. Leidenschaft brennt in ihnen. Jede moralpsychologische Einstellung ist unterblieben. Infolgedessen entfalten sich die asiatischen Charaktere frei und geben dem Leser eine unmittelbare Vorstellung von der Gesinnung und der Denkweise des Orientalen. Da in jeder Novelle andere Gefühlskomplexe Gestalt gewinnen, so empfängt der Leser des ganzen Bandes ein umfassendes Bild der orientalischen Seele. Als die schönsten Dichtungen möchte ich „Die Tänzerin von Schemacha" und „Die Liebenden von Kandrchar" bezeichnen.

Berlin Otto Grautoff

Modeste Mignon. Die Geschichte einer romantischen Liebe. Von Honoré de Balzac. Deutsch von Hans Jacob. Berlin 1923, Die Schmiede. 452 S.

Daß diese Übertragung von Modeste Mignon die erste ist, erscheint kaum glaublich. Der Roman ist eins der Meisterwerke des Dichters. Inspiriert von der Polin Frau Hanska, wollte Balzac ursprünglich in diesem Buch einen großen Dichter schildern, dessen reine und stolze Seele das kleine Herz eines Mädchens abwies, das durch die Lektüre seiner Werke sich in ihn verliebt hatte. Aber während der Arbeit wandelte sich die Fabel und änderten sich die Charaktere. Modeste Mignon wurde der Augustine in La maison du chat qui pelote immer ähnlicher und wuchs endlich durch Klugheit, Kraft und Zartheit über deren Naivität hinaus. Sie ist in ihrer reinen Leidenschaft und in ihrer frühen Lebensweisheit eine der schönsten Frauengestalten, die Balzac geschaffen hat. Der Dichter Canalis ist eine echte, französische Schriftstellergestalt, dürftig begabt, eitel, ehrgeizig, egoistisch, arrivistisch, der alles dem äußerlichen Erfolg opfert. Das menschliche Idealbild, das Balzac schildern wollte, glitt allmählich in den Sekretär des Dichters, Ernest de la Brière, über, in dem Balzac den Typus eines zarten, hingebungsvollen, klugen und gebildeten Franzosen gezeichnet hat. Die Briefe, die er und Modeste wechseln, gehören mit zu den schönsten Partien der französischen Prosa. Die Komposition des Buches ist wie in allen Romanen Balzacs reich verschlungen und so angelegt, daß das Provinzleben in Le Havre in vielfältigen Farben aufblüht. Heutige Leser der Romane Balzacs werden bemerken, daß um 1850 das Deutschtum und die Deutschen in der französischen Epik ganz anders bewertet

wurden als bei Zola oder gar bei Barrès. Balzac stand allem Deutschen ganz unpolitisch gegenüber und sah in ihnen Menschen, die den Franzosen gleichberechtigt, gelegentlich auch einmal überlegen sind. Erst nach Balzac setzte die politische Einstellung dem deutschen Geist und deutschen Menschen gegenüber ein. Auch in dieser Beziehung bietet Modeste Mignon, die eine deutsche Mutter hat, einen ungetrübten Genuß.

Berlin Otto Grautoff

Die Reisen des Aaron West. Roman. Von John Knittel. Deutsche Ausgabe von Nanny Collin. Basel-Leipzig 1922, Rhein-Verlag. 430 S.

Ein abenteuerlicher Seemannsroman mit Treasure Island, dem Zivilisations- und Missionsproblem, Liebe und Leidenschaft und einem Helden, der weder ein rechter Kapitän noch auch ein Monte Christo ist. Der Bau der ganzen lebhaften Geschichte ist ziemlich ungeschickt und im ganzen unkünstlerisch, aber das Buch hat interessante kritische Auslassungen über das England von gestern. Das geistige Ergebnis ist ein hoffnungsloser Pessimismus, Schopenhauer auf einer Insel im Stillen Ozean, die nicht „ein reiches Eiland" und auch kein „Paradies für seine Seele" darstellt. Wer ist John Knittel? — Die Übersetzung empfiehlt sich nicht sonderlich. Aber wie viele wirklich einwandfreie Übersetzungen aus dem Englischen und besonders dem Amerikanischen haben uns die letzten Jahre gebracht? Ich verhülle mein Haupt.

Münster i. W. F. Schönemann

Die schönsten Erzählungen. Von Edgar Allan Poe. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. In neuer Verdeutschung von Ernst W. Freißler. München 1922, Albert Langen. 238 S.

Langens Auswahlbände, stets von Molo geschickt ausgewählt und höchst lebendig eingeleitet, haben sich in einer Auflage von 300 000 glänzend bewährt. Leider sind sie heute nicht mehr so wohlfeil, wie sie es ihrer Bestimmung nach sein sollten und wollten. Das ist besonders auch deshalb zu bedauern, weil hier eine große Gelegenheit gewesen wäre, nach Poe auch andere nordamerikanische Erzähler dem deutschen Leservolk vorzuführen. Die moderne erzählende Literatur der Vereinigten Staaten verdiente endlich auch bei uns ernst genommen zu werden. Außerdem muß gerade Poe, um nicht verkehrte Begriffe von der amerikanischen Erzählungskunst aufkommen zu lassen, durch Schriftsteller ergänzt werden, die weniger „Konstruiertes" und Groteskes bringen, die auch bessere Charakterzeichner sind und mehr den gesunden amerikanischen Lebenssinn und Optimismus und, last, but not least, den wurzelechten amerikanischen Humor darstellen. Poes Verdienste in Ehren, aber er ist ebenso wenig Anfang und Ende in der amerikanischen Novelle, wie es Whitman und Emerson in der Lyrik und im Essay der Vereinigten Staaten sind.

Von diesem grundsätzlichen Einwand abgesehen, kann diese neue Auswahl aus Poes Werken nur empfohlen werden. Sie gibt ein recht umfassendes Bild seines Schaffens von der Detektiv- und analytischen bis zur raffinierten Stimmungs- und lyrischen Bekenntnisnovelle. Walter von Molos Einleitung ist ein höchst interessantes persönliches Bekenntnis zu Poe, der als „der Dichter des unsichtbaren, des wahren Lebens" gepriesen wird. Freißlers Verdeutschung gibt Poes Meisterstil, nach Stichproben zu urteilen, sehr gut wieder.

Münster i. W. F. Schönemann

Guzman d'Alfarache. Ein Schelmenroman. Von Mateo Aleman. München 1922, Albert Langen. 514 S.

Einer der ältesten und meistgelesenen spanischen Schelmenromane liegt in einer neuen deutschen Ausgabe hier vor. Obschon sein Urbild, den 1554 erschienenen „Lazarillo de Tormes" künstlerisch übertreffend, ist er gleichwohl noch ein recht primitives Gewächs. Als vergeistigtes Spiegelbild einer noch halb mittelalterlichen Kulturepoche andererseits unzweifelhaft von hoher Bedeutung. Doch auch aus der Entwicklungsgeschichte der deutschen Dichtung ist dies Werk schlechterdings nicht wegzudenken. Nicht allein, weil es frühzeitig schon verdeutscht wurde. Vor allem, weil es Grimmelshausen mächtig angeregt hat. Nie vergessen darf außerdem werden, daß gerade der spanische Schelmenroman es war, der die Entwicklung des modernen Romans eigentlich erst in die Wege geleitet. Wir nennen da als nächst höherragende drei Marksteine für die mitteleuropäische Romandichtung nur den „Simplizissimus", Lesages „Gil Blas" und Fieldings „Tom Jones", Abkömmlinge solcher Gattung. Mateo Aleman, dieser grotesk-launige realistische Erzähler, wurde um 1550 zu Sevilla geboren. Er war einige Zeit fahrender Scholar, dann Kriegsmann, schließlich Hofbeamter, worauf er auf einen Rechtshandel hin sich nach Mexiko begab, wo er verschollen ist. Seinen „Guzman d'Alfarache" veröffentlichte er 1599, einen zweiten Teil 1605. Das Werk fand unverweilt so mächtigen Anklang, daß innerhalb sechs Jahren 26 Auflagen vonnöten waren. Augenscheinlich enthält der Roman viel persönlich Erlebtes. Der Knabe Guzman zieht aus dem verrotteten Elternhaus aus, sein Glück in der Welt zu versuchen. Er wird Wirtsjunge, Diebsgenosse, Dirnenkumpan; durchzieht auf Gaunereien Welschland, wird Bedienter eines Kardinals, nimmt späterhin in Spanien ein Weib, hat Unglück in Ehe und Liebe, wird Gutsvogt, sinkt infolge von Betrügereien bis zum Galeerensträfling, wird begnadigt und bringt schließlich seine Lebensgeschichte zu Papier.

Die vorliegende Ausgabe ist beträchtlich verkürzt, was dem Werk nur frommen kann. Unverständlich bleibt dagegen, wie man heutzutage noch einen spanischen Roman nach französischen Übertragungen, und handelte es sich selbst um Lesage, veröffentlichen kann, also aus zweiter Hand. Störend wirken darüber hinaus die vielen Gallizismen, die bedenkenlos belassen worden sind, wie etwa: „pekuniären" Niedergang; neue „Varianten"; „auf dem Qui vive sein" u. dgl. Gerade eine münchener Ausgabe hätte es sich als Ehrenpflicht anrechnen sollen, eine Originalübersetzung dem deutschen Leser zu bieten. War es doch München, wo 1615 die erste Verdeutschung des Werkes durch Aegidius Albertinus erschienen ist.

Wien Martin Brussot

Der Herr aus San Francisko. Novellen. Von Iwan Bunin. Übersetzung von Käthe Rosenberg. Berlin 1922, S. Fischer. 194 S.

Vor ungefähr zwanzig Jahren machte ich (L. E. V, 520) zum erstenmal auf Iwan Bunin aufmerksam. Damals erschien auch in einem heute längst von der Bildfläche verschwundenen Verlag eine Auswahl seiner Novellen und Skizzen in deutscher Übersetzung. Weiter aber hat man sich im Deutschen Reiche um Iwan Bunin nicht gekümmert. Jetzt, da er schon seit geraumer Zeit seinen 50. Geburtstag gefeiert hat, wird er dem deutschen Publikum von neuem als der „größte unter den jüngeren russischen Erzählern" vorgestellt. Hoffentlich findet er jetzt die Teilnahme, die er schon längst verdiente. Der vorliegende Band enthält vier Novellen aus des Dichters reifster Zeit, Seelenschilderungen von außerordentlicher Feinheit und Zartheit, eine Kunst, bei der man bald an Turgenew, bald an Tschechow, bald an Maupassant denken muß. Gleich diesen ist er Meister in der Kunst, durch leise Andeutung, Schilderung scheinbar belangloser Begleitumstände den Leser die großen tragischen Konflikte stärker und lebhafter empfinden zu lassen als durch unmittelbare Darstellung.

Leipzig Arthur Luther

Novellen. Von F. Dostojewski. Mit Vorwort von A. Lunatscharski und Anhang von K. A. Wittfogel. Berlin 1923, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten. 158 S.

Das Bändchen enthält drei Erzählungen Dostojewskis: den utopischen „Traum eines lächerlichen Menschen" und die ergreifende kleine Geschichte von dem armen Knaben, der den „Weihnachtsabend bei Christus" erlebte, — beide dem

Tagebuch eines Schriftstellers" entnommen; den Schluß acht „Eine böse Geschichte" — jenes köstliche Abenteuer des irklichen Staatsrats, der sich bei seinen Untergebenen beliebt achen will und sich nur unsterblich lächerlich macht. Im Vor- ort sucht der russische Unterrichtsminister Lunatscharski und n Nachwort der deutsche Kommunist K. A. Wittfogel zu be- eisen, daß der Bolschewismus die Erfüllung Dostojewskis :. Ich glaube, wenn Dostojewski heute noch lebte, wäre er cht bolschewistischer Kommissar, sondern säße als Ver- mnter in Berlin, Rom oder Paris.

Leipzig — Arthur Luther

roletarier-Novellen. Von Martin Andersen Nexö. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. München 1923, Albert Langen. 384 S.

Einmal erkannte man die großen Dichter daran, daß s Gesamtausgaben von ihnen gab. Die anderen blieben rstreut nnd vergriffen. Heute werden große Dichter und eine Schriftsteller gleich behandelt; die einen wie die nderen werden gesammelt, klassisch ausgestattet, erhalten iographien und psychologisch-ästhetische Führer schon zu ebzeiten. Wenn jetzt Nexös verstreutes Novellenwerk in nigen stattlichen Bänden zusammengefaßt wird, trifft der ufwand einen Würdigen. Dieser erste Band „Proletarier- ovellen" — hat der Dichter je von anderem Stand ge- hrieben? — enthält nun sozusagen den Boden, aus dem Pelle" und „Stine Menschenkind" erwuchsen. Es ist nicht bfall von der großen Arbeit, nicht Gelegenheitsschreiberei, ondern es ist ein Schöpflöffel voll aus dem großen Stoff- ssel, in dem die großen epischen Schicksale sich ihm bildeten. Bieder ist es auffällig, daß die Natur, die Landschaft kaum ne Rolle spielt. Nexö hat keine Zeit dafür, keinen Raum i seinem von Menschen angefüllten Herzen. Hat er nicht cht? Wind, Wolke, Baum, Welle und Vogellied — es ist ur eine Arabeske, unserem Verständnis durchaus entrückt, nmer falsch gedeutet, da es von uns aus geschieht. Nur r Mensch ist uns zugänglich. Und — dem Dichter Dank! — : macht uns auch noch jene zugänglich, von denen man h so oft abwendet, armselig wie man ist. Tagelöhner, Magd, irne, Handwerker, Trunkenbold, Dieb: er macht sie uns i Geschwistern. Der Hunger ist keine Sage mehr; er läßt n uns mitempfinden. Und zu allem entdeckt er sogar noch s Lächeln und Lachen in der Welt des Proletariats. Es nügt, einen Satz von Nexö zu lesen, um zu wissen, welches ine Menschen sind, warum er die Landschaft nicht sieht nd — wie schön sein Herz ist, ein Dichterherz. Dieser Satz — ' ihr kleinherzigen Verbrüderungsdichter und Menschen- ebeslyriker! — Dieser Satz lautet: „Nichts auf Erden t so schön wie die hageren Hände eines armen lten Mütterchens! Ich muß diese Hand voller Gicht- ioten und blauer hervorstehender Adern in die meinige hmen."

Berlin — Kurt Münzer

ovellen. Von Sophus Michaelis. Berlin 1922, Erich Reiß. 203 S.

Das ist eine „schwedische Schüssel", eine Vorgericht- latte mit köstlich hergerichteten Leckerbissen. Man bekommt ppetit; hat man aus den zwanzig Muscheln genascht, ist ian so leer wie vorher, hat sich aber vorzüglich dabei unter- alten und Hunger bekommen auf etwas Entscheidendes.

So serviert uns der Dichter Sophus diesmal eine Zu- mmenstellung von reizenden Kleinigkeiten. Nicht bald ver- nen zwei Pappdeckel so vielerlei und Mannigfaches und ntlegenes. Da gibt es die seelische Mutterschaft eines aller- äßlichsten Mädchens; es gibt einen ganzen Eheroman in iner mysteriösen Plauderei, es gibt Urwald und Tiefsee, as Schicksal eines Papageis und das Marats und Char- ttes nach ihrem Ende. Kriegsgeschichten werden blutig ufgetischt, ein Engel fällt vom Himmel, und eine sagenhafte önigin landet in Dänemark.

Will man noch mehr? Und dazu ist Michaelis spannend nd anregend in den Menschengeschichten, geist- und seelen- oll in den mystischen und ein Dichter, wenn er in die Natur tritt. Ein Wasserfall, ein lohender Krater bleiben von diesem Buch in dauernder Erinnerung.

Berlin — Kurt Münzer

Elch. Eine Königssage aus der Wildnis von Andreas Haukland. Deutsch von Luise Wolf. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag A.-G. 119 S.

Aus der Nachbarschaft und der Dichtersphäre Svend Fleurons kommt diesmal Andreas Haukland. Denn auch er hat in diesem schönen Büchlein den Menschen abgeschworen und ist zum Tier zurückgestiegen, sein König ist ein Elch. Königlicher als ein Mensch sein kann, führt diese gewaltige Kreatur ein Leben der Freiheit, Kraft und Liebe. Im Frühjahr von einer riesigen Kuh geworfen, ist König Elch ein zärtliches Kind, eine weiche Seele; erstarkt an der Wildnis, die seine Heimat ist, seiner Väter Blut kocht heißer und röter in ihm, er wird Mann, Greis und fällt im Kampf wie ein Held. Er stirbt, ohne je schwach, krank, häßlich geworden zu sein. Wie nur bei einem Tier, nie bei einem Menschen Tod höchste Entfaltung, letzt gesteigerte Schönheit, Erfüllung aller Anlagen sein kann.

Wilde Landschaft duftet in diesem kleinen Buch; Tierleben braust, dunstet scharf, klagt und jauchzt. Eine Daseinsfülle leidenschaftlichster Art haucht glühend den Leser an. Bruder Tier richtet sein tiefes Auge auf uns. Bruder — aber ein königlicher! Man fühlt sich kleiner und ärmer und bescheidet sich demütig, Mensch geworden zu sein.

Berlin — Kurt Münzer

Florenz im Schnee. Novellen von Julius Zeyer. Herausgegeben und eingeleitet von Hugo Salus. Übersetzt aus dem Tschechischen von René Weller. Wien, Nikola-Verlag. 168 S.

Der Tscheche Zeyer, dem Salus mit Unrecht seine elsässisch-jüdische Abstammung vorwirft, war mit Vrchlický der größte und stärkste Prosaist seines Volkes. Ein Zeitgenosse C. F. Meyers, sah er die Welt mit romantischen Augen an. Er malte das Florenz des Piero de Medici und feiert — in der Novelle „Inultus" — den heroischen Kampf der Tschechen, die damals, nach der Schlacht auf dem Weißen Berg, gedemütigt schienen. Er wirkt nicht sonderlich originell, eher epigonenhaft. Wer aber war sein Vorbild, da die tschechische Literatur noch nicht hundert Jahre besteht? — Seine Erzählungen gleichen bemalten Porzellantellern. Ja, Zeyer hat das historische Milieu mit subtiler Genauigkeit gezeichnet und man muß jedem realistischen Wind abwehren, der die romantischen Puppenpersonen in diesen Porzellannovellen umblasen könnte. Mit gewählten Worten, in einer wunderbaren Sprache sind die Novellen verfaßt. Noch aus der trefflichen Übersetzung René Wellers spürt man den klingenden Hauch, der Zeyers Sätze durchzieht. Dem tschechischen Wesen steht der kühle, logische Vrchlický näher als dieser romantisch-kühne Dichter mit ungehemmter, weitausgreifender Phantasie. Aber gerade seine dichterische Singularität beweist, daß in dem nüchternen Tschechenvolk auch eine poetische Ader pulsiert. Suchet daher nicht die Abstammung der Eltern zu ergründen, sondern nehmt ihn als den größten Dichter, der den Slawen an der Moldau bisher gelebt hat!

Wien — Erik Krünes

Die Legende vom lachenden Mann. Von Zoltán Nagy. Aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Konstanz 1922, Oskar Wöhrle. 75 S.

Diese Legende, die inmitten von mönchischer Andacht und diabolischem Spuk des siebenbürger Mittelalters entsteht, ist neben einem stimmungsvollen Grundton auch einer kräftig unterstrichenen ironischen Note nicht bar. Die einfältige Welt des Ritter- und Pfaffentums wird von einem Zweifelnden stellenweise launig, häufiger aber mit einer spöttelnden Kritik beleuchtet, die die Anatole Francesche Einwirkung deutlich erkennen läßt. Indessen vermählen sich hier Überlieferung und Aktualität, historische Einfühlung und der Sarkasmus des Modernen minder einträchtig, als

es in den altertümlichen Erzählungen von Anatole France der Fall ist. Die Tendenz sickert durch. Trotz der pittoresken Ausgabe, die durch gefällige Scherenschnittdruckstöcke von Agnes Susanne Scheurmann an Wirksamkeit gewinnt, und trotz der antikisierenden Sprachführung, die in der deutschen Übertragung oft manieriert wirkt, verbirgt sich das idyllische und legendäre Moment vor allerhand Konstruktionen eines Ungläubigen nur zu sehr im Hintergrund.

Berlin — Gustav Erényi

Dr. Niemand. Die Geschichte einer Karriere. Roman von Andor Gábor. Aus dem Ungarischen von Ernst Góth. Leipzig 1922, Ernst Keils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. 313 S.

Das alte, dankbare Thema, das Maupassant in seinem „Au coeur des dames" mit so vieler Würze behandelt, wie ein lediglich „schöner Mann" ohne Konzept durch Frauengunst aus einer bescheidenen Kontorstelle zu höchsten Ämtern und Ehren gelangt, wird hier gleichsam auf das ungarische politische Sehfeld projiziert. Dies nicht ohne Frische und Geschicklichkeit, obwohl es der billigen Situationseffekte mehr gibt, als eine saubere Gesamtwirkung schadlos vertragen könnte. Was in diesem Roman an einer satirischen Geißelung der öffentlichen Zustände Ungarns geleistet wird, scheint bei aller Kenntnis der Dinge spiel- und boshafter als zweckdienlich wäre. Es ließe sich aus den Tiefen mehr hervorholen, und die Schilderung einzelner Gesellschaftsschichten, so deutlich auch auf lebende Vorbilder hingewiesen wird, entbehrt einer durchschlagenden Charakteristik. Die Handlung geht in allen Phasen nach dem Rezept der neufranzösischen Erzählungskunst vor sich. Als Grundmotive bewähren sich Liebe und Korruption. Ein Duell mit tödlichem Ausgang gibt — nicht zum erstenmal in der internationalen Romanliteratur — den Schlußakkord. Nun spielen ja all diese Dinge in der ungarischen Öffentlichkeit keine geringe Rolle. Aber Duelle, so alltäglich sie dort auch heute noch sind, verlaufen selten tödlich. Und gar ein elender Diurnist und Zeitungsschreiber vor dem Herrn, der es dank zarter Protektion zum Baron und Staatssekretär bringt, wie der Held dieses Romans, würde es sich gewiß nicht einfallen lassen, diese entzückende Laufbahn im Fechtsaal zu schließen.

Berlin — Gustav Erényi

Alltagsleben. Eine Geschichte aus Finnland. Von Maria Jotuni. Deutsch von Gustav Schmidt. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 114 S.

Der ethnographische Naturalismus ist eine beliebte Kunstform bei den finnischen Erzählern, die ihre Stoffe aus dem Volksleben wählen. Mit photographischer Treue geben sie das graue Einerlei, das Elend, die Stumpfheit, die Einförmigkeit und Armut des bäuerischen Landlebens wieder. Das sind gewissenhafte, aber phantasielose Porträts einer Wirklichkeit, die für einen Europäer ein gewisses Kuriositätsinteresse darbietet, menschlich-psychologisch aber doch zu eng und dürftig ist, um in dieser Breite und Wiederholung ausgemalt zu werden. Wie diese unkomplizierten Menschen das Verhältnis der Geschlechter zueinander auffassen, in welchem Maße ihre Gedankenwelt von religiösen Vorstellungen erfüllt wird, wie ihre Sitten und Urteile sich mit der Konsequenz eines Naturgesetzes in festen Geleisen bewegen, das alles gibt uns Maria Jotuni mit nicht uninteressanter Glaubwürdigkeit wieder. Es ist solides Rohmaterial für dichterisch-schöpferische Phantasie.

Berlin-Friedenau — Johannes Öhquist

Eine Weibergeschichte und andere Novellen. Von Jaakub Kadri. Aus dem Türkischen übertragen von Herbert W. Duda. Leipzig, Hans Lohmann. 94 S.

Jaakub Kadri ist der Modernste in der türkischen Literatur der Gegenwart. Seine Novellen versuchen sich an psychologischen Problemen, für deren Deutung die fatalistische Bequemlichkeit nicht mehr genügt. Man könnte Kadri als den Vater der realistischen Literaturauffassung im Schatten des Halbmondes bezeichnen. Auch liebt er es, Sitten und Gebräuche aus dem Milieu des Islams [illegible] einer Offenheit zu schildern, die bisher nicht gebräuch[illegible] war. Deshalb ist der Versuch, den interessanten Dichter [illegible] Übersetzungen im Deutschen bekannt zu machen, mehr [illegible] begrüßenswert.

Wien — Erik Krünes

Als ich Kind war. Von Yoshio Markino. Illustr[illegible] vom Verfasser. Aus dem englischen Original über[illegible] von Claire Benque. Bern 1922, Paul Haupt, Akade[illegible] mische Buchhandlung, vorm. Drechsel. 212 S.

Ein Japaner, Maler, lange in London lebend, erz[illegible] hier in überaus anschaulicher, fesselnder Darstellung [illegible] Entwicklung vom Kind zum Mann. In ländlicher Umgeb[illegible] aufgewachsen, in einer Zeit, die noch das alte Japan [illegible] verfälscht widerspiegelt, geht er dann von Wissens[illegible] und Ehrgeiz getrieben durch eine Missionsschule. [illegible] Erfahrungen und Erlebnisse dort geben einen tiefen [illegible] blick in die Kämpfe und Wandlungen, die der Japaner, der sich europäisch-amerikanische Bildung aneignet, durch[illegible] zumachen hat. In Amerika, wohin sich Markino dann [illegible] weiterer Ausbildung begab, erleben wir mit ihm, [illegible] Rassenvorurteile bedeuten und welche Grenzen Ost und [illegible] Gelbe und Weiße trennen. Das Selbstbewußtsein [illegible] Japaners tritt manchmal fast zu stark hervor. Man wird [illegible] Verfasser als Europäer nicht immer zustimmen. Es ist [illegible] überaus lehrreich, sich in diesem Spiegel zu betrach[illegible] Der Weiße kann gerade im Hinblick auf die heutige [illegible] mancherlei aus dem Urteil des Andersrassigen lern[illegible] Auch für das Verständnis orientalischer Wesensart und [illegible] allem der orientalischen Kunst bieten die Ausführun[illegible] des interessanten Buches sehr viel Lehrreiches und Anre[illegible] des. Die Bildbeigaben sind zugleich bezeichnende Pro[illegible] dafür, wie ein Japaner europäische Manier und europä[illegible] Auffassung sich zu eigen zu machen weiß und was [illegible] daraus macht.

Leipzig — Gerhard Me[illegible]

Lyrisches und Episches

Pracht- un Wunnerkepp. Gedichte und Erzählungen [illegible] frankfurter Mundart. Von Friedrich Stoltze. Mit [illegible] ginallithographien und Buchschmuck von Fritz [illegible] Frankfurt a. M. 1922. Frankfurter Verlags-Anstalt [illegible] 159 S.

Das hübsch ausgestattete Bändchen dient doch wohl [illegible] Zweck, das Gedächtnis des 1891 verstorbenen Frank[illegible] Dialektdichters außerhalb seiner engeren Heimat au[illegible] frischen. Dazu wäre es nützlich gewesen, eine knappe li[illegible] historische Notiz vor- oder nachzuschicken; denn daß St[illegible] Name jenseits der Mainlinie geläufig und seine Persö[illegible] keit allgemein bekannt ist, darf kaum angenommen wer[illegible] Aber jedenfalls verdient der allezeit fröhliche Schilderer [illegible] altfrankfurter Pfahlbürgertums eine Erneuerung, wenn [illegible] auch sein unerschöpflicher Humor meist in der nied[illegible] Sphäre des Anekdotischen bewegt hat; wie jeder echte [illegible] dichter hat auch er Bausteine zur Kulturgeschichte gelie[illegible] Dazu ist sein „Frankfortisch" so weich und flüssig, da[illegible] auch im deutschen Norden leichter verstanden wird als [illegible] eine schwäbisch-alemanische oder die bayrische Mundart. [illegible] kleine Auswahl, die Vers und Prosa gleichermaßen be[illegible] sichtigt, gibt ein zutreffendes Bild der Eigenart Stoltzes; [illegible] das nicht allzu geistvolle „Ständchen in der Säubütt" [illegible] man gern gemißt. Die derbkomischen Illustrationen sind [illegible] Inhalt gut angepaßt.

Rohr-Stuttgart — R. Kra[illegible]

Wärmländische Lieder und andere Gedichte. [illegible] Gustav Fröding. Aus dem Schwedischen von [illegible] Nörrenberg. Leipzig, Theodor Weicher. 112 S.

Fröding, der letzte Barockdichter Schwedens, der [illegible] künder der neuen Zeit. Schwedens Liliencron. Wie er [illegible] Lebensbejaher, ein trotzig Dahinstürmender, ein „Lustme[illegible] (die letzten umtrübten Lebensjahre zählen nicht). Schw[illegible]

Drachmann. Aber tiefer, kultivierter, künstlerischer als dieser geniale Dilettant.

Doch was wissen wir in Deutschland von fremder Lyrik, was können wir von ihr wissen? Die meisten Übersetzungen klägliches Gestammel, stümperhafte Reimerei, Karikaturen des Originals. Wie selten hat ein Dichter das Glück, einen wirklichen Wiederdichter in fremder Zunge zu finden. Nun – Erich Nörrenberg ist einer, seine Übersetzungen sind glanzvoll und sprühend, ihnen haftet nichts von dem an, was die meisten so ungenießbar macht. Die Gedichte wirken ganz ursprünglich, ganz deutsch (sprachlich, ohne doch die schwedische Eigenart zu verlieren). Selbst der Humor bleibt erhalten. Wie prachtvoll das Gedicht von Jonte und Brunte, dem Knecht und seinem alten Ackergaul! Die ganze Frische Frödings ist hier in deutscher Sprache neu erstanden.

Schade, daß der Verlag dem Buch ein so armseliges Gewand verliehen hat; aber freilich: es ist heute schon an sich eine dankenswerte Tat, Lyrik — und dazu ausländische — herauszugeben.

Berlin Erwin Magnus

Ungarn in seiner Dichtung. Mit lyrischen und epischen Übertragungen und 15 Abbildungen. Von Anton Lábán. Wien, Amalthea-Verlag. 164 S.

In elf breit angelegten Kapiteln werden dem deutschen Leser die Grundrisse der magyarischen Literaturgeschichte dargestellt. Mit bezeichnenden Zitaten aus den poetischen Meisterwerken in bester Übersetzung keineswegs kargend, weiß der Verfasser in der anschaulichen und bilderreichen, obschon stilistisch nicht immer glatten Sprachführung eines geübten Pädagogen das Wesentliche mit Erfolg hervorzuheben und für den unbekannten Stoff Interesse zu erwecken. Von der kritischen Sehwarte sind allerdings die Dinge nicht gesehen. Wir vermissen die gedankliche Distanz, durch die ein begabter Problematiker — vielleicht zum Schaden der werdenden Tendenz im banalen Sinne — immerhin ein auserlesenes Publikum für die poetischen Werte Ungarns einzunehmen wüßte. Es überwiegt die propagandistisch gefärbte Schwärmerei des Patrioten. Die Schilderung der Gegenwart blieb uns der Verfasser wohl infolge seiner so wenig streitbaren Mentalität schuldig. Wer ohne größere Anstrengung, gleichsam nippend, das poetische Werden Ungarns kennen lernen will, der kommt durch Lábáns Werk gewiß auf seine Kosten.

Berlin Gustav Erényi

Schi-King, das Liederbuch Chinas. Gesammelt von Kung-Fu-Tse. Hundert Gedichte, dem Deutschen angeeignet nach Friedrich Rückert von Albert Ehrenstein. Leipzig-Wien-Zürich 1922, E. P. Tal & Co. 141 S.

Der Titel verrät schon, daß es sich hier um eine Umdichtung von einer Auswahl der alten chinesischen Gedichte handelt, die Rückert vor annähernd hundert Jahren aus einer lateinischen Übersetzung der Originale ins Deutsche übertragen hat. Es ist nicht zu leugnen, daß Ehrenstein im einzelnen seinen Vorlagen eine gefälligere Form gegeben hat und daß man an manchen Stellen von Verbesserungen sprechen kann. Wenn er aber seiner Absicht entsprechend glaubt, den von ihm ausgewählten Gedichten durch Kürzungen, lebendigeren Rhythmus, Entfernung sinnstörender Zutaten, Umbau, in vielen Fällen durch Neudichtung etwas von der sinnlicheren Unmittelbarkeit der ersten Schöpfung wiedergegeben zu haben, so muß man bezweifeln, daß ihm das wirklich gelungen ist. Wenn er in seinem Nachwort behauptet, die Schiking-Lieder hätten zwar fast immer Reim, aber keinen Rhythmus, obwohl er im Satz vorher selber betont, sie seien für den Gesang bestimmt gewesen, so muß man auch zweifeln, ob er in die Originale genügend eingedrungen ist, trotzdem er sich eines ehemaligen Mandarins und eines Lamas als Mitarbeiter erfreute, wie er hervorhebt. In seinen Nachdichtungen geht er, namentlich nach Form und Aufbau, vielfach so eigene Wege, daß man die Originale kaum noch wiedererkennt. Das Buch ist von der Gesellschaft für Graphische Industrie in Wien auf Maschinenbütten nach Japanart der Neusiedler Papierfabrik A.-G. in Wien in einer einmaligen Auflage von tausend numerierten Exemplaren gedruckt, wovon die Nummern vier bis Tausend im Handel sind.

Leipzig Gerhard Menz

Dramatisches

Dramatische Werke von Hermann Sudermann. Gesamtausgabe in 6 Bänden. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 564, 412, 547, 472, 521, 446 S.

Man erwartet in einer Sammlung der Dramen Hermann Sudermanns zunächst der „Ehre" zu begegnen, dem Werk, das ihn einst berühmt gemacht hat und das man nur mit seinen auf der damaligen Bühne meistgespielten Vorgängern zu vergleichen braucht, um trotz aller künstlichen Antithesen und geistreichen Spielereien das stoffliche und dramatische Verdienst, die unbekümmert zupackende Hand zu erkennen. Aber Sudermann will offenbar nicht nach seinen Erfolgen, sondern nach dem inneren Zusammenhang und Wert seiner Dramen betrachtet werden und hat deshalb eine ganz andere Zusammenstellung gewählt. So fällt der Blick zuerst auf die Dichtungen hohen Stils, voran den lebensvollen und in der Massenzwingung überzeugenden „Johannes"; noch stärker leuchtet das Spiel von den „drei Reiherfedern" durch seine lyrische Beschwingtheit und einen merkwürdigen Ton ostpreußischer Romantik hervor. Man wäre versucht es zugleich das verhaltenste der ganzen Reihe zu nennen; aber in einem späteren Bande, innerhalb der Einakterkette „Rosen" finden sich drei kleine Dramen von sparsamster Handlung, äußerster Wortbeschränkung und indirekter Seelenzeichnung, deren Reiz keinerlei Effektsuche stört, wie sie etwa in den ostpreußischen Stücken des zweiten Bandes wiederholt auftaucht; doch ist auch unter diesen eine Dramatisierung des einst von Heyse mit so großem Recht gerühmten „Katzenstegs" — schlagend knapp und in sich geschlossen. Zwei Züge in Sudermanns Wesen treten nun, da man das bisherige Gesamtwerk in der Hand hält, deutlich hervor; die satirische Kraft, die in „Sodoms Ende" so verblüffend einsetzte — deutlich werden jetzt die Fäden sichtbar, die von hier aus zu Heinrich Manns „Schlaraffenland" und weiter führen. Und dann die Fähigkeit zur leichten Komödienführung, am reinsten in der „Schmetterlingsschlacht" und in dem feinen, kleinen Versstück „Das ewig Männliche". Schließlich: immer wieder erscheinen vor Auge und Ohr die großen Darsteller, denen dieser Dichter Aufgaben schuf, ihnen voran Friedrich Mitterwurzer, Eleonore Duse, Joseph Kainz, Franziska Ellmenreich, Stella Hohenfels. Die ganze Sammlung ist als der dramatische Lebensausweis des Prosaikers dankbar zu begrüßen, der uns in den letzten Jahren das Meisterbuch seiner litauischen Erzählungen und die menschlich freie, ungezwungen heimatlich getönte Geschichte seiner Jugend gab.

Berlin Heinrich Spiero

Das robuste Ideal. Ein Revolutionsspiel in 5 Akten. Von Eduard Mayr. Freiburg i. B. 1922, Ernst Guenther. 96 S.

Der Verfasser meint in seinem Nachwort: „Das Revolutionsspiel meines Ichs (?) soll den Mitmenschen zeigen, daß die große englische Revolution an der jämmerlichen Halbheit in den Menschen, denen sie geschickt war, in die Brüche ging." Trotz dieses Satzes und der Datierung „Augsburg (Augusta ‚Spießelicorum'!) im Revolutionsmond 1922" nimmt sich das Stück, das den Übergang der englischen Regierung aus den schwachen Händen Richard Cromwells an Karl II. behandelt, gar nicht revolutionär aus. — Es ist an sich gut, daß ein Revolutionsstück einmal ganz ohne Schreie und Satzverrenkungen auszukommen sucht, aber die langen Reden, in denen sich die Personen selbst charakterisieren, ersetzen in ihrer Nüchternheit nicht die Handlung. Z. B. die Worte einer Royalistin: „Als Witwe des Lord (doch wohl: Lords!) Terringham, frei und unabhängig, liebe ich jene Tätigkeit, welche politische Verschwörungen verlangen, ohne

mich jedoch übrigens von der für unsere Pläne nötigen klugen Vorsicht zu entfernen" (usw.). — Schillerisch gefühlvoll ist die Liebe zwischen Richard Cromwell und der Tochter eines getöteten Royalisten, aber nicht in die Handlung verflochten; etwas vom Erlebnis des Verfassers läßt die Schlußszene erraten, in der der neue König gerade die gesinnungslosesten der früheren Revolutionsführer am höchsten von seinen Anhängern belohnt. — Aber alles bietet sich uns in toten Worten statt in lebendiger Handlung. — Zum Schluß ein Druckfehler auf S. 94, Zeile 4 von oben: Sgricci, nicht: Sgircci.

Berlin Zobel v. Zabeltitz

Wozzeck. Von Georg Büchner. Freiburg i. Br. 1922, Verlag E. Guenther. 48 S.

Büchners „Wozzeck" war lange nur in der gewandten, aber eigenmächtigen Rekonstruktion bekannt, in der ihn Franzos mit den anderen Werken des Dichters 1879 veröffentlicht und an deren Wortlaut auch Landaus Umgruppierung der Szenen nichts geändert hat. Eigentlich war schon der Name ein Lesefehler; es mußte Woyzeck heißen. Die philologisch treue Ausgabe, die Witkowski 1920 bot, konnte wegen beschränkter Auflage nicht allgemein bekannt werden. Die vorliegende, im Druckbild recht geschmackvolle Ausgabe bringt leider den überholten Landau-Franzosschen Text; die meisten, die den echten Woyzeck kennen lernen wollen, werden warten müssen, bis Witkowskis Ausgabe in einer für alle zugänglichen Auflage erscheint.

Berlin Zobel v. Zabeltitz

Ist er gut? Ist er böse? Komödie in fünf Akten. Von Denis Diderot. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen, mit einem Nachwort von Franz Schulz. Mit vier Lichtdrucken nach Kupfern von Greuze, Boucher, Moreau. Dresden, Rudolf Kämmerer. 241 S.

Als dritter Band der Bibliothek Voltaire erscheint hier in einer anmutigen Ausstattung im Stil des 18. Jahrhunderts Diderots Alterswerk, das auch in Frankreich nur Kennern des galanten Zeitalters vertraut ist. Die Komödie erschien 1821 in Brières Gesamtausgabe von Diderots Werken, 1831 in den œuvres posthumes, wurde allerdings auch in die Sammlung seiner Werke von 1877 und in eine zweibändige Auswahl aus seinen Werken aufgenommen, ist doch aber in Frankreich ziemlich unbekannt geblieben. Das Stück ist literarhistorisch dadurch interessant, daß Diderot sich in dem Helden selbst porträtiert hat. Die zarte und geistreiche Persiflage seines Charakters scheint durchaus geeignet zu sein, allgemeines Interesse zu erwecken und könnte gewiß bei gutem Spiel auch dem heutigen deutschen Theaterpublikum gefallen. Franz Schulz hat sich mit dieser Ausgrabung ein dankenswertes Verdienst erworben.

Berlin Otto Grautoff

Literaturwissenschaftliches

Die Liebeslieder Heinrichs von Morungen. (Die neuhochdeutschen Nachdichtungen von Käthe Heß-Worms, das Vorwort von G. Baesecke.) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 97 S.

Aus den Versuchen eines Seminars an der königsberger Universität ist das Büchlein hervorgegangen, das einen ritterlichen Minnesänger zu neuem Leben erweckt und einer feinfühligen jungen Dichterin die Wege zur Öffentlichkeit ebnet. Der Herausgeber hat recht, wir kennen vor Goethe keinen deutschen Liebeslyriker, der so mächtig wirkt wie dieser thüringische Edelmann. Wir wissen nichts von seiner Person, er steht mit seiner Liebe geschichtslos im Bilde der Zeit und ist doch selbst Geschichte, Geschichte der Liebe, Geschichte des Lebens. Was sind neben diesen Versen die Namen von Königen und ihrer Schlachten? Wirklich nahe der Gegenwart klingen die Lieder, fern von ihrer alten Weise, in der Nachdichtung von Käthe Heß, die es verstanden hat, das Ursprüngliche erlebter Romantik mit dem Künstlichen der Form zu vereinen. Ein prächtiges, nicht nur literarisches, sondern lebendiges Werkchen!

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Don Silvio von Rosalvo. Von C. M. Wieland. [illegible] 24 Originallithographien von Julius Zimpel. Wi[illegible] Anton Schroll & Co. 563 S.

Der nach der Göschenschen Originalausgabe von 179[illegible] vornehmer Aufmachung erfolgte Neudruck dieser alten, [illegible] ihrer Menschenweisheit immer jungen, feendurchtanzten [illegible] abenteuerumklungenen Romanze des alten „Magisters der Venus" — so sagt Hille — gewinnt besonderen Wert durch die Originallithographien von Julius Zimpel, die in ihrer farbenfrohen szenischen Wirksamkeit eine köstliche Ergänzung zu den einzelnen Kapiteln sind.

Berlin-Grunewald Hans Sturm

Dschinnistan. Von Chr. M. Wieland. Mit einem Nachwort von A. Ehrenstein. Leipzig-Wien 1922, Verlag der Wiener graphischen Werkstätten. 268 S.

Geschmackvoll, mit reizendem farbigem Titelblatt ausgestattet, erscheint dieses entzückende Rokokobuch in neuem Gewand. Mit der „Windsbraut Phantasie" zieht der Dichter ins Geisterland und fabuliert mit aller Anmut jener Zeit, welche die Kunst, eine Geschichte zu erzählen, wohl zu schätzen verstanden. Märchen sind es, in denen alles Wunderbare natürlich zugeht, lustige und manchmal „frivole" Einfälle, die durch ihren Humor trösten, wenn das Herz schwer ist und der Geist abgelenkt sein möchte. Wir lesen von den zwei Brüdern aus dem Lande Dschann, vom Kemsarai von Serendib, vom Vogel Greif, von Timander und Mel[illegible] und schließlich von den köstlichen Abenteuern des Prinzen Biribinker, die heute unterhalten, wie sie unsere gepuderten Ahnen und Ahnfrauen zu unterhalten vermochten. Es wäre zu begrüßen, wenn weiteres von Wieland zur Freude literarischer Feinschmecker erschiene.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Das niederdeutsche Volkslied „Von Herrn Pastor siene Koh", nach seiner Entwicklung, Verbreitung, Form und Singweise. Von K. Wehrhan. Leipzig 1922, Otto Lenz. VII und 105 S.

Das Büchlein ist eine ausgezeichnete volkskundliche Studie, die an einem allerdings vorzüglich geeigneten Beispiel die gesamte Lebensgeschichte eines beliebten Volksliedes schildert. Für die außerordentliche Verbreitung des noch ziemlich jungen Liedes von Herrn Pastor siene Koh spricht die reichhaltige Sammlung, aus der der Verfasser den Stoff zu seiner Arbeit schöpft: er besitzt allein über hundert verschiedene Fassungen des Liedes mit mehr als 1400 Gesätzen; 115 meist gedruckte, zum Teil auch mündliche Quellen weist er nach. Er beginnt dann mit einer guten literaturgeschichtlichen Einleitung, in der er das Lied in verwandte Literaturerzeugnisse, Tiertestamente, Tierverteilungen und ähnliche Sachen einordnet. Dann erörtert er kurz Schauplatz, Ursprung, Eigenart und Form des Liedes, um nachher auf seine einzelnen Bestandteile, die Geschichte der Kuh und die Verteilung an die ganze Dorfgemeinde ausführlicher und unter Angabe der vielen Sonderfassungen einzugehen. Schließlich werden auch noch dreizehn verschiedene Singweisen abgedruckt.

Breslau H. Jantzen

Die Schachtel mit der Friedenspuppe. Von Clemens Brentano. Wien 1922, Ed. Strache. 67 S.

Josef Körner entdeckte diese Novelle in dem nur noch in einem Exemplar vorhandenen zweiten Jahrgang der „Friedensblätter" vom Jahre 1815. In einem Nachwort gibt er eingehenden Aufschluß über deren Entstehung und Einordnung in Brentanos Werk. Die dem Büchlein beigegebenen Vollbilder, Leisten und Vignetten von Julius Zimpel sind dieser Meistererzählung würdig.

Berlin-Grunewald Hans Sturm

Die Limburger Chronik. Eingeleitet von Otto H. Brandt. Mit 17 Abbildungen und Anhang. Jena 1922, Eugen Diederichs. LVIII und 124 S.

Die Limburger Chronik, die der Stadtschreiber Tilemann Elhen von Wolfenhagen (etwa 1347—1402) seit der

Jahre 1377 mit großem Fleiße, scharfer Beobachtungsgabe und einem gewissen glücklichen Humor aufgezeichnet hat, ist eine der wichtigsten alten deutschen Chroniken, die wir überhaupt besitzen. Ihr eigentümlicher Wert liegt darin, daß der Verfasser sein Augenmerk nicht so sehr auf die allgemein geschichtlichen und politischen Ereignisse richtet, sondern anders als die meisten seiner Berufsgenossen fast ohne Benutzung schriftlicher Vorlagen das Leben seiner Zeit, wie er es selbst täglich sehen konnte, rückhaltlos und schlicht schildert. So wird sein Werk zu einer ganz hervorragend bedeutsamen kulturgeschichtlichen Quelle, aus der wir die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit einer wunderbaren Klarheit kennen lernen. Natürlich berichtet er auch von den Kaisern, Fürsten, Bischöfen und anderen Großen seiner Zeit, von Ludwig dem Bayern, Karl IV. und Wenzel, vom Erzbischof Kuno von Trier und sonstigen Herren, übrigens mit einer ziemlich ungewöhnlichen Schärfe der Charakteristik; aber das ist nicht das Wertvollste. Viel anziehender und wichtiger, weil fast ganz vereinzelt dastehend, sind seine Angaben über die alltäglichen Vorgänge, über gute und schlechte Ernten, Lebensmittelpreise, Volkslieder, die im Schwange waren, den großen Künstler Meister Wilhelm von Köln, den besten Maler in deutschen Landen, über die Tracht der Männer und Frauen, die Veränderungen in der Rüstung der Ritter, vor allem aber auch über die Judenverfolgungen, die Geißlerzüge, den schwarzen Tod und die Tanzwut.

Der Text der Chronik ist in leichter Umschreibung nach der kritischen Ausgabe von A. Wyß in den Monumenta Germaniae IV, 1 (1883) mitgeteilt, sorgfältige sprachlich und sachlich erläuternde Anmerkungen in knappster Form sind beigegeben, und ein paar andere zeitgenössische Berichte über die Geißlerfahrten von Fritsche Klosener von Straßburg und aus anderen Chroniken sowie die Satzungen der Geißlerbrüder von Brügge und etliche ihrer Lieder sind angefügt. Ganz besonderen Wert aber erhält das prachtvoll ausgestattete Buch noch durch die kenntnisreiche und vorzüglich unterrichtende allgemeine Einleitung des Herausgebers O. Brandt und durch die vorzüglich gelungenen 17 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen.

Breslau H. Jantzen

Gustav Freytag als Politiker, Journalist und Mensch. Mit unveröffentlichten Briefen von Freytag und Max Jordan. Eingeleitet und herausgegeben von Johannes Hofmann. Leipzig, J. J. Weber. 67 S.

Die Briefe, die der leipziger Stadtbibliothekar der Öffentlichkeit zugänglich macht, bringen uns eine Zeit in Erinnerung, deren Revolutionäre unseren heutigen, durch Geschrei und Sensationen der Politik erschütterten Nerven sonderbar zahm und lau erscheint. Wie eine Sage aus uralter Vorzeit liest es sich, daß die führenden Männer daran glaubten, man könne „die deutsche Frage durch Geist und Vernunft allein und vom Standpunkt der freien Persönlichkeit aus lösen". Gustav Freytags politische Erwägungen in diesen Briefen geben uns die gleiche lieblich-wehmütige Empfindung wie unsere alten Ausgabebücher mit ihren bescheidenen Ziffern, denen wir beim Durchblättern kaum noch glauben können.

Was Hofmann uns hier gibt, ist eigentlich kein Briefwechsel. Unter den 72 Nummern befinden sich nur zwei kurze Zuschriften von Max Jordan. Dafür entschädigt uns der Herausgeber durch seine warme und liebevolle Schilderung dieses Mannes, der in den sechziger Jahren alle seine klugen, liebenswürdigen und zuverlässigen Gaben in den Dienst der Freytagschen „Grenzboten" stellte. Max Jordan hat ja später seine Kräfte als Direktor der Nationalgalerie auf anderem Gebiete bewährt. Wie dankbar Freytag ihm für die Mitredaktion war, bezeugt er in fast jedem seiner Briefe an ihn. Gab er doch dem Journalisten Freytag die Muße die ihm neben der Politik das Schaffen dichterischer Werke ermöglichte.

Johannes Hofmann leitet das Buch mit einer einprägsamen Zeitskizze ein, die die politische Stimmung der Jahre nach 1848 bis 1870 schildert und namentlich die vorbismarcksche Zeit belichtet, der man heute wenig gerecht zu werden vermag, da sie für uns „Im Schatten des Titanen Bismarck" liegt, wie Hofmann sagt. Er zeigt, wie die Sehnsucht nach Einheit und Freiheit den Boden vorbereiten half, auf dem Bismarck erntete. Und zeigt auch, daß Freytags Widerstand gegen Bismarcks Ideen nicht nur der geheimen Abwehr entsprang, die jeder akademisch Wohlgeordnete immer gegen den Genialen, Unüberschaubaren fühlt; ebensowenig den rein politischen Erwägungen des Idealisten gegen den Realpolitiker, sondern daß auch ein Stück Sehertum in dieser Ablehnung Bismarckscher Machtpolitik gelegen hat. Das schon heute sichtbar wird. Ohne diese Einleitung, die aufmerksam macht auf jede Perle, die zwischen Freytags geschäftlichen Redaktionsberichten liegen, die nur hier und da Gelegenheit zu prinzipieller Stellungnahme oder sonstigem Bekenntnis geben — ohne diese sorgfältigen Hinweise, Erklärungen, Anmerkungen würde die Veröffentlichung vielleicht etwas mager ausgefallen sein. Freilich geben die Briefe aus dem Jahre des Wahlkampfes um Freytags Kandidatur, sein kurzes Reichstagswirken lebendigere Einblicke; im übrigen aber befehden sich Freytags Kinder untereinander, und seine Erinnerungen sind die siegreichen Rivalen dieser Briefe.

Hofmann selber sieht ihren Wert darin, daß sie „ein unretouchiertes Bild geben zweier aufrechter deutscher Männer, in denen sich das Hoffen und Ringen des nationalen und liberalen Gedankens in einem der entscheidendsten Abschnitte deutscher Geschichte verkörpert finden."

Berlin Anselma Heine

Die historischen Elemente in Adalbert Stifters „Witiko". Von Karl Flöring. (Sonderabdruck aus Heft V der Gießener Beiträge zur deutschen Philologie.) Gießen 1922. 71 S.

Adalbert Stifters „Witiko", seit seiner ersten Auflage nicht nur vom großen Publikum, sondern auch von der Wissenschaft, einschließlich der Stifter-Editoren, ignoriert, ist in den letzten Jahren, hauptsächlich durch die Propaganda Hermann Bahrs und die darauf folgende Neuausgabe des Inselverlages wieder ans Licht gehoben worden. Der Neubelebung des Interesses will Flörings ungemein fleißige und gründliche Studie dienen. Sie untersucht das Werk weniger vom ästhetischen denn vom historischen Blickpunkt aus, fixiert die Quellen (als deren hauptsächlichste Palackys Geschichte von Böhmen und Raumers Geschichte der Hohenstaufen in Betracht kommen), stellt im einzelnen und im allgemeinen die Abhängigkeitsgrade des Dichters von den Vorlagen fest. Die Entwicklungsgeschichte des „Witiko", durch zahlreiche Briefe belegt, gibt das Bild des heiligen Ernstes, mit dem Stifter seiner Dichtung oblag. Geradezu ergreifend und die ganze Persönlichkeit des Meisters spiegelnd wirkt eine Briefstelle, in der es heißt: „Daher habe ich jetzt das Gefühl, daß ich mich eher zerreißen ließe, als am Witiko sudelte. Das Werk soll sonst keinen Fehler haben, als der in der Unzulänglichkeit meiner Kraft liegt."

Wien Herbert Joh. Holz

Les œuvres dramatiques d'Otto Ludwig. Von Léon Mis. Lille 1922, Imprimerie centrale du nord. 419 S.

Les „Etudes sur Shakespeare" d'Otto Ludwig. Exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Von Léon Mis. Ebenda. 109 S.

Daß ein französischer Gelehrter mit soviel Ernst und Aufwand sich um das Verständnis eines (zudem nicht populären) deutschen Dramatikers bemüht, soll uns willkommen und sympathisch sein. Er hat sich seine Sache auch nicht leicht gemacht, sondern sich's nicht verdrießen lassen, die Fülle der Ludwig-Handschriften teils in Weimar selbst, teils in Lille (wie generös vom Goethe-Schiller-Archiv!) durchzuarbeiten; und so bekommt seine Untersuchung noch den Reiz, auch Ungedrucktes zu vermitteln, stellenweise in großer Ausführlichkeit, z. B. bei dem „Getreuen Eckart". Sein Buch schwillt an, weil er lange Zitate abdruckt — und das wird dem

engeren Kreise seiner französischen Leser angenehm sein — und weil er ferner viel Analysen und Inhaltsangaben bietet; um die Redaktionen der „Agnes Bernauer" oder der „Makkabäer" genau zu verfolgen und sich gegeneinander abheben zu lassen, ist das schon eher am Platze. Erfreulich ist es, wie er auf unnütze Vorbilder-, Parallelen- und Abhängigkeitsjagd verzichtet, dabei doch versucht, Ludwig im inneren Verhältnis zu der Entwicklung der Literatur zu zeigen. Des Dichters Fortschreiten im Dramatisch-Technischen, zum Sehen und zur Wiedergabe der Wirklichkeit in künstlerischer Gestaltung, das Aufsteigen also zum Realisten zu zeigen und sein dramatisches Schaffen als Ganzes zu würdigen, das ist ihm die wesentliche Aufgabe. Bei den Hauptwerken, dem „Erbförster" und den „Makkabäern", verweilt er in breiten Darlegungen, die die Quellen, die Komposition, die Idee, die Charaktere, die Sprache usw. untersuchen. Dabei setzt er sich für den „Erbförster" mit Gottschalls bekannten Vorwürfen, mit P. Merkers Ausführungen oder für die „Makkabäer" mit Wilh. Schmidt auseinander — überall spürt man seine Belesenheit (in der Bibliographie des Anhangs vermisse ich z. B. die Arbeiten von Fresdorf über die Dramentechnik Ludwigs [1915] und die von R. Lindner [1918]). Er hält seinem Helden als treuer Kenner in rühmlicher Begeisterung die Stange; wenn er Abstriche macht, sind sie z. B. bei dem „Fräulein von Scuderi" besonnen und verständig. (S. 134 wäre für dieses Drama noch G. Altmans Bearbeitung zu nennen, die 1916 unter dem Titel der „Goldschmied" in Berlin gespielt wurde.) Aber schließlich häuft Mis auf das dramatische Gesamtwerk Ludwigs doch allzu viel Lob, auch für die Hauptstücke. Mag es dahingestellt sein, ob „Hans Frei", jüngst in Berlin auferstanden, wirklich eine Bereicherung unserer Theaterliteratur ausmacht, so wird man ein Fragezeichen gewiß machen dürfen bei der Behauptung (S. 396), es sei ungerecht, die Schaffensperiode nach den „Makkabäern" als „periode d'impuissance poétique" zu bezeichnen. Und man kann für Ludwig etwas übrig haben, seine realistische Prosa lieben und auch seinen Dramen noch manches Gute nachsagen, so braucht man darum den Antipoden Hebbel nicht unnütz zu verkleinern mit solchen Sätzen: „Wenn es, um ein großer dramatischer Dichter zu sein, genügt, sich allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen gegenüber selbst für überlegen zu halten, dann ist Hebbel sicherlich der erste Dramatiker alter und neuer Zeiten. Wenn diese Bedingung aber nicht genügt, werden wir sagen, daß ohne Zweifel Hebbel Vorteil davon gehabt hätte, die Shakespearestudien seines ‚Schmarotzers' zu kennen." Über die sprachlichen Anmerkungen von Mis (S. 166, 273) ließe sich im einzelnen rechten. Auch sonst müßte man in Kleinigkeiten oft genug bessern: Marianne statt: Mariamne, Fabius statt: Fabier, „Der Fechter von Ravenna" wird einem unbekannten Autor gelassen; Geibel in der Nähe des jungen Deutschland zu sehen, ist ebenso kühn wie Kleist (S. 176) in einem Atem mit den Schicksalsdramatikern zu nennen u. a. m. Aber solche Dinge gehen nicht aufs Wesentliche, und im ganzen ist hier dem dramatischen Schaffen Ludwigs eine umfassende Untersuchung zuteil geworden, die mit Liebe und Verständnis, belesen und sauber gearbeitet ist. Sie eröffnet nicht eben mit entscheidender Bereicherung unbekannte und ungeahnte Tiefen, aber in der wachsenden Literatur um O. Ludwig soll auch bei uns das Buch nicht unbemerkt bleiben.

Gleiches Bemühen wendet Mis auf die Shakespearestudien. Er möchte die Fülle der Einfälle und Beobachtungen Ludwigs in möglichst systematische Anordnung bringen. Seine Methode der Darbietung erscheint ihm nicht „infidèle à la pensée de l'auteur", stützt sich auf Ludwigs Meinungen in dem Brief an Jul. Schmidt vom September 1858 und den bekannten Grenzbotenaufsatz, und da er daran festhält, daß Ludwig in den Jahren 1851 bis 1865 die Grundelemente seiner Anschauungen nicht geändert hat und jedenfalls spätere neue Aufschlüsse bei ihm nicht die früheren Beobachtungen und Kritiken geradezu umgestoßen haben, so ist er methodisch gesichert. Wie er nun die Gedanken Ludwigs, sehr stark zusammengedrängt, in einer ersten Abteilung auf das „Deutsche Theater des 18. und 19. Jahrhunderts" auft[illegible] und hier die allgemeinen Kunstanschauungen Ludwigs deutlich macht, neben seiner Stellung zu Goethe, Schiller, Hebbel u. a., und wie er dann im zweiten Teil alles, was Shakespeares Drama, seine Charaktere, Komposition, Sprache, Darstellung angeht, erkennen läßt, das ist ein tüchtiges Stück Arbeit für Ludwig und ein förderlicher Führer. Auf das Kapitel von Mis S. 20: De l'imitation de Shakespeare. – Peut-il et doit-il être le modèle unique? hätte ich gut und gern verzichtet. Seine gute Meinung von dem günstigen Einfluß der Shakespearekritik auf das dichterische Schaffen Ludwigs (S. 17/18) versehe ich auch hier mit einem Fragezeichen.

Berlin-Steglitz Hans Knudsen

Die drei Nornen. Ein Beitrag zur germanischen Mythologie. Mit besonderer Berücksichtigung süddeutscher Überlieferungen. Von Josef Rühfel. Dresden-Weinböhla 1920, Verlag Aurora. 148 S.

Der Verfasser greift hier ein Kapitel der germanischen Mythologie zu besonderer Betrachtung heraus, das bisher noch nicht eben sehr eingehend behandelt worden ist. Es ist das die Nornenforschung, der von den neueren Gelehrten bisher nur Elard Hugo Meyer in seiner „Mythologie der Germanen" (Straßburg 1903) S. 251 ff. einen beträchtlichen Raum gewidmet hat. Die Vorstellung von den drei Schicksalsfrauen oder -schwestern, die uns durch die griechischen Moiren, die römischen Parzen, die skandinavischen Nornen, die schottischen Weirdsisters wohl bekannt ist, erscheint auch auf deutschem Boden. Da heißen sie Sche[illegible] oder die drei Weiber bei den Friesen, die drei weisen Jungfern bei den Sachsen; sehr häufig begegnen sie in Süddeutschland als die drei Schwestern, Basen, Muhmen, Jungfern oder auch als Heilrätinnen. Gerade mit diesen Überlieferungen beschäftigt sich Rühfel sehr eingehend. Er stellt nicht nur die vorhandenen Quellen sorgfältig zusammen, sondern er bringt auch eine erhebliche Zahl neuer Belege vor. Er untersucht mit Fleiß und Umsicht alle vorhandenen Angaben und verfolgt die Entwicklung, die allmählich aus den höheren Dämonen der altgermanischen Mythologie christliche Heilige macht; erscheinen sie doch auf dem berühmt gewordenen Stein des wormser Doms als St. Einbede, St. Warbede und St. Villebede. Er betrachtet das Wesen und Wirken der Nornen, untersucht ihre Herkunft und ihr Fortleben, besonders nach der Einführung des Christentums, spürt auch den Nachklängen in Kinderreimen und im Aberglauben nach und bringt Beispiele dafür, wie sie im Sprachgebrauch und in der Dichtung fortwirken.

Breslau H. Jantzen

Fünf Geschichten von Ächtern und Blutrache. Übertragen von Andreas Heusler und Friedrich Ranke. Mit zwei Übersichtskarten und einer Stammtafel. (Band [illegible] der Sammlung „Thule", hrsg. von Felix Niedner. Jena 1922, Eugen Diederichs. 353 S.

Mit diesem Band ist nun endlich die erste Reihe der „Thule"-Bände, die uns die ewige germanische Seele künden sollen, fertig. Und wir wollen hoffen, daß trotz der Ungunst der Zeiten dies Kulturunternehmen zu Ende geführt werden kann. In diesen Sagas tritt uns eine eigenartige Welt entgegen; diese Sagamenschen stehen vor uns wie ragende Felsbilder an Islands eisiger Küste. Blut von unserem Blut ist in ihnen; über Jahrtausende legt sich die verbindende Brücke. Wortkarg und tatenfroh sind diese Bauern und Krieger, bald heroisch, bald listig und verschlagen, und wie ein karger Sonnenstrahl huscht manchmal ein Strahl altgermanischen Humors durch die Schilderungen, die keine Gefühle schildern wollen, sondern in denen nur die reine Freude am Erzählen lebt. Die Blutrache ist es, die Triebfeder alles Geschehens ist. Grausig und erschütternd zugleich ist der Eindruck auf uns Menschen von heute. Mit der Geschichte „vom Hühnerthorir" beginnen die Erzählungen, von denen die Gisli-Geschichte, musterhaft im Aufbau, entschieden den Höhepunkt des Buches bedeutet, ja, der altisländischen Erzählungskunst

erhaupt. Die Schlußgeschichte vom Hochlandskampf ist
ßerordentlich lebendig; aber leider ist diese altertümlichste
er Erzählungen nicht vollständig auf uns überkommen.
e besten literarischen Quellen liegen den vorzüglichen Über-
ungen zugrunde, die sich am meisten dem Original nähern.
it orientierende Einleitungen und Kartenskizzen erleichtern
uns sehr, sich in die an und für sich etwas fremd anmutende
elt einzulesen und einzufühlen. Die zahlreichen Strophen
d von dem „Skalden" Felix Niedner. Diese Sagas sind
bensurkunden. Sie erwecken in uns die Sehnsucht, noch
hr von diesem Versunkenen und Verlorenen zu wissen.

Hamburg Albrecht Janssen

ie unterrichtet man Deutsch? Ein Wegweiser. Von Alfred Biese. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 168 S.

Hat sich Alfred Biese durch seine gute und weitverbrei-
e Literaturgeschichte einen allgemein geachteten Namen
orben, so ist er seinen engeren Fachgenossen, den Lehrern
Deutschen, auch durch eine Anzahl methodischer Schriften
annt und ein anregender Führer geworden. Eine Fülle
rtvoller Fingerzeige hat er in den drei Bänden seiner
ammelten Aufsätze „Pädagogik und Poesie" niedergelegt,
nun gibt er auch eine systematische Zusammenfassung
er Ansichten über den deutschen Unterricht in dem oben
annten Buch. Seine bekannten Vorzüge, Warmherzig-
in der Auffassung, Feindschaft gegen alle Pedanterie
Langweiligkeit, lebendige und begeisterte Einsetzung des
zen Menschen, Abwehr jeder Einseitigkeit und die ur-
unde Neigung, durch den Unterricht ebenso wie Verständ-
auch Freude am Stoffe und Liebe zum deutschen Wesen
erzielen, geben auch diesem Werk sein Gepräge. Seine
he Erfahrung und umfassende Kenntnis unserer Sprache,
eres Schrifttums und unserer gesamten geistigen Bildung
wirken, daß es jedem Lehrer, insbesondere natürlich den
gen Anfängern, etwas zu sagen hat und reiche Anregungen
tet.

An dieser Stelle muß es genügen, auf die betonten
ndsätzlich guten Seiten des Buchs, die die Hauptsache
und bei weitem überwiegen, hinzuweisen. Inwieweit
Fachmann hier und da abweichender Meinung sein
n, habe ich in einer Fachzeitschrift näher ausgeführt. Es
delt sich dabei, um es hier nur kurz anzudeuten, um
ses Stellung zu den Fremdwörtern, zu der schwierigen
ge des deutschen Aufsatzes, zur Methodik des literatur-
blichen Unterrichts und um die Folgerungen, die sich
der Tatsache ergeben, daß das Buch fast ausschließlich
die Bedürfnisse des humanistischen Gymnasiums ein-
ellt ist.

Breslau H. Jantzen

e deutsche Prosadichtung. Ihre Bedeutung und Behandlung im Unterricht. Von Johann Georg Sprengel. Berlin 1921, E. S. Mittler. 39 S.

Wer die Bemühungen des frankfurter Germanisten-
ses und die Arbeiten von Professor Hoffstaetter in Dres-
verfolgt hat, der weiß, daß endlich auch dem Deutsch-
erricht an unseren höheren Schulen, der in den letzten
en Menschenaltern einem berüchtigten historizistischen
umpfsinn verfallen war, die Erlösungsstunde geschlagen
. Noch steht es freilich oft schlimm genug damit. Aber die
utschlehrer, die heute noch Hekatomben von kostbaren
usstunden der Ver-Dünßerung (sit venia verbo!) halb-
r oder ganz toter Dichtungen aus der vorklassischen und
sischen Zeit opfern, aus der Gegenwartsliteratur jedoch
er Rudolf Herzog und Walter Bloem selbst so gut
nichts kennen, können sich doch nicht mehr mit so
igem Gewissen wie in der Vorkriegszeit als behördlich
hätzte Normalerscheinungen betrachten. Das erfreulichste
mptom in der ganzen deutschkundlichen Reformbewegung
int mir aber, daß die Schätze der neueren deutschen Er-
lungskunst endlich die ihnen längst gebührende pädago-
he Auswertung finden sollen. Denn von hier aus kann ein
er Lehrer, und zwar nicht nur im Deutschunterricht
dern auch im Geschichts- und Religionsunterricht, unsere
Jugend am besten „in das Verständnis des nationalen und
sozialen Lebens unserer Zeit und in sein Werden durch
Wesenserschließung (Phänomenologie) einführen" und überdies ihr Gefühl für Sprachformung am wirkungsvollsten
klären und stärken. Die vorliegende Broschüre, die aus Vorträgen beim berliner „Zentralinstitut für Erziehung und
Unterricht" entstanden ist, darf als eine der gehaltvollsten
und großzügigsten Programmschriften der deutschkundlichen
Bewegung allen Freunden literarischer Allgemeinbildung
aufs wärmste empfohlen werden. Namentlich sollte sie natürlich jeder Deutschlehrer lesen und — beherzigen.. Aber
auch wer sich durch eigenes Schaffen der Entwicklung der
deutschen Prosadichtung verpflichtet fühlt, sollte sich hier einmal von einem Führer jener Reformbewegung über ihre
Erfahrungen und Ziele unterrichten lassen. — Zu dem Abschnitt „Übersicht der Werke der deutschen Prosadichtung"
sei im Sinne der Bitte um „Ergänzungen und Anregungen"
mit der er schließt, darauf hingewiesen, daß unter die kulturgeschichtlichen Romane vor allem noch der „Schneider von
Ulm" von Max Eyth aufzunehmen wäre, der in seiner humoristischen Einleitung („Der wahre Schneider") das Problem der „historischen Echtheit" in einer so geistreichen und
zugleich so eindrucksvollen Weise veranschaulicht, daß es,
wie ich aus eigener Volkshochschulerfahrung weiß, eine ungemein dankbare Aufgabe ist, im Anschluß an sie jene künstlerische Grundfrage gemeinverständlich zu erörtern. Dafür
könnten Herzogs „Burgkinder", diese Spottgeburt von
Schulmeisterei und Kitsch, wohl fehlen. Bei Söhle ist wichtiger als seine „Musikantengeschichten" sein kulturgeschichtlich und menschlich sehr reizvoller „Johann Sebastian Bach
in Arnstadt". Von Hermann Kurz wären vor allem noch
einige seiner kleinen, kräftigen historischen Novellen, von
Wilhelm Schäfer seine beiden großen biographischen Romane
(„Stauffer-Bern" und „Pestalozzi") heranzuziehen. Wo
als literarischer Vertreter des Schwarzwalds der Salonschwabe Auerbach genannt wird, müßte erst recht auch die
echteste und lebendigste Gestalterin schwäbischer Schwarzwälder, Auguste Supper, stehen. Auch Hesses „Nachbarn",
„Umwege" und sein köstlicher „Knulp" gehören hierher.
Vor allem aber müßten die von Sprengel ganz übersehenen
vier Erzähler Hans Grimm, E. G. Kolbenheyer, Alfons
Paquet (mit seinem „Kamerad Fleming") und Emil Strauß,
besonders auch ihrer großen sprachbildnerischen Bedeutung
wegen, unterrichtlich ausgewertet werden. Zu dem Kapitel
„Die Behandlung im Unterricht" sei noch der Wunsch hinzugefügt, es möchten nicht nur die Verwalter der Schülerbüchereien die ihnen anvertrauten Bücher selbst gründlich
lesen und mit ihrer Freude die Schülerbenutzer anstecken,
sondern es möchten sich auch zum mindesten die sämtlichen
Deutsch-, Geschichts- und Religionslehrer der betreffenden
Anstalt über diese Bestände auf dem Laufenden halten und
an ihrer planmäßigen und hochqualifizierten Vermehrung
und Benutzung mitarbeiten. Dann wird allmählich die Forderung Sprengels verwirklicht werden können, daß „diese
Lebensschule sich zum Ganzen runde".

Stettin Erwin Ackerknecht

Die Bücherei eines Deutschen. Von Hanns von Walther. Berlin 1923, Der Weiße Ritter Verlag. (Gleich: Die Baustein-Bücherei, Heft 10.) 108 S.

Nach dem Titel und der vornehmen Aufmachung des
Büchleins könnte man erwarten, hier ein nützliches Nachschlagewerk, ja weiterhin sogar eine zu geistiger Selbständigkeit erziehende Zusammenstellung wesentlicher Werke
aus der schönen Literatur sowie aus dem nichtfachlichen
wissenschaftlichen Schrifttum zu finden, und der dem Büchlein als „Leibbinde" beigegebene Waschzettel des Verlags
scheint diese Erwartung auch zu bestätigen, da er behauptet,
daß hier „in einer strengen, vortrefflichen Auswahl erstmals
der Aufbau der vollständigen Bücherei eines Deutschen
geboten" werde. Der gezierte und aufgeschwemmte Stil
des Vorwortes macht jedoch den kundigen Leser gleich stutzig
und die darauf folgenden, in 16 Abteilungen gegliederten
Titellisten bestätigen dann auch in der Tat leider keineswegs

die Ankündigung des Verfassers, daß hier „in geschlossenem Büchereiplan jenes Gerippe an Buchstoff deutschen Druckes aufgezeigt sei, aus dessen geistiger Verarbeitung und individueller Verlebendigung der ‚idealistisch Gebildete‘, der Deutsche schlechthin, werden kann“. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet mir der Raum; aber es genügt auch wohl, festzustellen, daß in jenem „Gerippe“ zwar enthalten sind die „Alraune“ von H. H. Ewers, der „Golem“ von Meyrink und das „Liebesleben in der Natur“ von Bölsche, daß dafür jedoch u. a. völlig fehlen die Erzähler Hans Grimm, Heidenstam, J. V. Jenssen, Kolbenheyer, Nabl, Paquet, Wilhelm Schäfer, Ina Seidel, Heinrich W. Seidel und Willy Seidel. In den wissenschaftlichen Abteilungen, die verhältnismäßig besser sind, hat sich der Verfasser seine Aufgabe teilweise sehr leicht gemacht, indem er überall, wo es Monographiensammlungen und Sammelwerke gibt, diese en bloc empfiehlt (ohne Einzelbände überhaupt zu nennen), so z. B. die Monographien zur Weltgeschichte, zur Erdkunde, die Künstlermonographien und die Kosmos- und Thomas-Bändchen. Auch finden sich gelegentlich so großzügige Titelangaben wie „Statistische Jahrbücher der einzelnen Länder“, „Bädekers Reisehandbücher“, „Inventarisationswerke der einzelnen Länder“. Besonders dürftig ist die Auswahl aus der Literaturgeschichte und aus der biographischen Literatur. Das ganze große und heute, in der Zeit unserer Abgeschnittenheit, doppelt wichtige Gebiet der Reisebeschreibungen wird nur erwähnt, aber nicht einmal der Versuch gemacht, aus der Fülle der Erscheinungen das Wichtigste herauszuheben. Am Schluß seiner Schrift gibt der Verfasser noch allerhand „Gedanken zum Buch“ zum besten, darunter Banalitäten von unheimlicher Prägnanz, wie: „Freilich, auch beim Bücherkauf muß man wissen — was man will!“ Oder: „Ein großer Teil unserer Erziehung erfolgt durch das Buch.“ Es wäre viel besser gewesen, der Verfasser hätte diese letzten Seiten seines Büchleins zu einem Namensregister verbraucht. — Alles in allem eine ebenso anspruchsvolle wie überflüssige Vermehrung des „Buchstoffes deutschen Druckes“.

Stettin Erwin Ackerknecht

Das Buch mein bester Kamerad. Eine Plauderei. Von Hans Schrott-Fiechtl. M.-Gladbach 1921, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 64 S.

Wer noch nicht weiß, daß auch das temperamentvollste und bestgemeinte Geschimpfe auf die Dauer langweilig wird, der wird sich von dieser psychologischen Tatsache durch die Lesung der vorliegenden Broschüre überzeugen können. Glücklicherweise hat der Verfasser wenigstens, wie er selbst euphemistisch bekennt, „mit Absicht dieses Büchlein ganz kunstlos geschrieben“. Denn so gibt es doch wenigstens von Zeit zu Zeit etwas zu lachen. Als Stichprobe genüge folgende Stelle, in der aus eigener Erfahrung geschildert wird, wie „ein wirklich ernststrebender Künstler (oder sagen wir im Hinblick auf den Verfasser lieber: ein vielgelesener Erzähler) gemeiniglich oft ein bürgerlicheres Leben lebt wie der Bürger“: „Man schreibt z. B. einen Roman. Die Konzeption kostet neun Monate Zeit etwa, und zwei Monate textiert man. In dieser Zeit hat man keinen Augenblick, wo man frei von seinen Vorstellungen und Gedanken leben kann. Im Gegenteil, man muß ängstlich besorgt bleiben, seine Gedanken ja nie zu verlieren, denn wer weiß, ob sie wiederkommen. Man sitzt am Familientisch, hört dem Geplauder zu und ist wirklich nur ein halber Mensch. Es braucht eine Askese, die sich der andere Mensch nicht vorstellen kann. Die Leute glauben immer, das fließt alles so heraus. Gewiß tut es das. Aber was da herausfließt, ist doch nur ungeschliffener Edelstein. Nun heißt's schleifen.“ Diese Broschüre ist nun allerdings sicher nicht geschliffen, aber ein Edelstein ist sie erst recht nicht. — Für den Volksbildner, der hinter dem Titel Belehrung oder wenigstens Anregung zu suchen sich berechtigt fühlt, ist aus den Tiraden des Herrn Schrott-Fiechtl, so gut geführt sein Zettelkasten sein mag („Ein gut geführter Zettelkasten gibt einem ein Übergewicht über seine Kollegen von so unglaublicher Durchschlagskraft wie kein ander Ding mehr!“), auch nicht das Geringste zu gewinnen. Im übrigen empfehlen wir dem Verfasser seine eigene Lebensregel zur Be-herzigung: „Über Dinge, die man zurzeit nicht ändern kann, spricht der denkende Mensch überhaupt möglichst wenig, weil er sonst sich wie seiner Sache nur schadet.“

Stettin Erwin Ackerknecht

Die Wiedergabe. Wiener Gegenwart und ihr Besitz. Eine Sammlung kleiner Bücher. Herausgegeben von [illegible] Stefan. Wien 1922, Wila.

Die Sammlung kleiner, bequem der Tasche, oder dem Täschchen sogar, anvertraubarer Bändchen in lockendem Umschlag hat in den Nummern, die ich kenne, ein seltsames Gemisch ernster, brauchbarer und über den Tag hinaus dauernder Darstellungen und auf der anderen Seite rein feuilletonistischer, unergiebiger Hefte. Aber mit Feuilletonismus kann man nicht das Bild einer Schauspieler[illegible] fassen und wiedergeben. Und man konnte dort in Wien bei Jakob Minor in die Schule gehen und sehen, wie man so etwas macht; oder sich in seiner posthumen Sammlung von Schauspielercharakteristiken umtun; dann hätte [illegible] Roland ein ungeschwätzigeres Bändchen gewidmet werden können. Auch das Bild Anna Bahr-Mildenburgs ist [illegible] nur aus dem Farbkasten gespeist, den sie selbst zurecht gestellt hat. Dagegen hat die Sammlung in Felix Salten[illegible] auch umfangreicherem, Bande „Das Burgtheater“ ein wahrhaftes Prachtstück. Welch ein scharfer Theaterblick [illegible] das Wesentliche! Wie sicher wird hier von der Vergangenheit des Burgtheaters gesprochen, von seiner gegenwärtigen Lage und seiner schwierigen Zukunft! Und vor allem: [illegible] welch wohltuender Offenheit und Rücksichtslosigkeit [illegible] die Mißwirtschaft einer unfähigen und unsauberen, [illegible] tuerischen und innerlich unwahren, verantwortungs[illegible] darauf losexperimentierenden Revolutionsregierung [illegible] gelegt. Man müßte von diesem einen Bande viel [illegible] sagen dürfen, als es hier angeht! — Daneben kom[illegible] Theatergeschichtliches in der Sammlung zur Geltung, [illegible] weit es für das Verständnis des wiener Theaters nötig [illegible] so in Joseph Gregors „Wiener Barocktheater“. Ernst bem[illegible] erscheint mir das Medelsky-Heft von Erhard Buschbeck [illegible] ebenfalls verständnisvoll das von Artur Rundt über [illegible] Mayer und Karl Ettlinger (ich kann nur das kontrollieren was über diesen gesagt wird). Auch das Rollerbänd[illegible] von Max Mell darf man auf der Plusseite buchen. [illegible] denkt offenbar an ein breites, aber theaterinteressier[illegible] Publikum; und das wird zu den meisten der Bändchen imm[illegible] hin mit Recht greifen dürfen.

Berlin-Steglitz Hans Knudsen

Der Heimatstil auf der Bühne. Sein Recht und [illegible] Grenze. Herausgegeben von Eugen Wolff. Kiel [illegible] Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater 21 S.

Es geht Eugen Wolff um eine große und ernste [illegible] gelegenheit: unserem Zug zum Weltbürgerlichen, Inter[illegible] nationalen — bei dem wir einmal von dem Nur-Negati[illegible] Auswuchshaften absehen wollen — „einen Damm [illegible] wurzelfesten Heimatgefühl“ entgegenzustellen. Wolff [illegible] das in einem ganz knappen Aufsatz mit ganz und gar [illegible] engherziger Anschauung, frei von jeder bornierten Deutsch-tümelei eindringlich auseinander; er möchte einen [illegible] sunden Zusammenhang der Bühne mit dem Volk und [illegible] Landschaft“. Anknüpfen an Volksfeste, so etwas wie [illegible] schaftsspiele; nicht etwa das Dialektstück als Selbstzweck [illegible] aber gegenüber der üblen Nivellierungstendenz und Gleich-macherei der Zeit möchte er das bewahren helfen: „Heimat-stil ist Charakterkunst im Gegensatz zu einer verwaschenen Normalkunst“. Und er kann sich dabei auf Goethe beru[illegible] der von der Nation gesagt hat: „Was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme [illegible] gleichen und neutralisieren will?“ Noch manchen ande[illegible] Zeugen ruft Wolff auf; aber unter den Stimmen, die er [illegible] einer Umfrage gesammelt hat, leisten ihm nicht alle Gefolg-schaft; Gregori stimmt ihm freudig zu, Arno Holz [illegible] Walter Harlan wollen nicht viel davon wissen. [illegible]

denn Wolff ist auf einem richtigen Wege; des zum Zeugnis braucht nicht einmal an Berlin erinnert zu werden, dessen Theater an innerer Kulturlosigkeit ja nicht zu überbieten ist. — Für die Veröffentlichung einer „Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater" erscheint mir allerdings das Ergebnis nicht ganz drucknotwendig.

Berlin-Steglitz Hans Knudsen

Probleme der modernen Dramatik. Von Alfred Klaar. (Philosophische Reihe, hrsg. von Alfred Werner. 36. Bd.) München 1921, Rösl & Cie. 203 S.

Das Verdienst dieses Buches liegt schon in seinem Ursprung. Ein Mann, der jahrzehntelang in den Reihen der Literaturkämpfer steht, wird von innerer seelischer Not gedrängt, im Chaos der gegenwärtigen Entwicklungen einen festen Haltepunkt für seine ästhetisch-kritische Stellungnahme zu gewinnen. Die Reihe der hier vereinigten Aufsätze, die einem Leitgedanken folgen, enthält kein ästhetisches System und doch gilt ihr Streben der systematischen Ordnung. Die leicht verhüllte Frage liegt ihnen zugrunde, worin der Krebsschaden der gegenwärtigen dramatischen Produktion bestehe. Dichtung ist Widerspiegelung des Innersten, das die Menschen einer Zeit bewegt. Klaar nimmt die Weltdramatik Shakespeares als Maßstab und stellt bei den Modernen den mangelnden Glauben an eine Lebens- und Weltordnung fest. Daraus ergibt sich die Verneinung, die Durchbrechung der „ererbten Formen der dramatischen Anschauung" und die schädliche Grenzverschiebung zwischen Dichtkunst und Musik, der ein besonderer Abschnitt in dem Buch gewidmet ist. Auch wo man das teilweise Überwundene der Methode fühlt, fesselt der heilige Ernst der Untersuchungen. Selbst einer Kunst gegenüber, deren Erlebniswelt ihm ferner stehen muß, bleibt Klaar der kluge und maßvolle Kritiker. Eine geistvolle Parallele zwischen Goethes und Herders bekannten Aussprüchen über den Begriff der Persönlichkeit, Erörterungen über die Darstellbarkeit des Unsittlichen, über Tendenz und den Stil der Kunst fügen sich dem eigentlichen Hauptteil organisch und feingliederig an.

Halle a. S. Edgar Groß

Scholarschip and Criticism in the Untited States by J. E. Spingarn. (Sonderabdruck aus „Civilization in the United States": An Inquiry by Thirty Americans.) New York 1922, Harcourt, Brace & Co. 108 S.

Spingarn ist heute einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Literaturkritiker und Ästhetiker der Vereinigten Staaten. Sein Buch über die literarische Kritik in der Renaissance hat ihm einen wohlverdienten Namen gegeben. Und erst im vorigen Jahr hat er sich durch die Herausgabe von „Goethe's Literary Essays" (im selben Verlag) die Dankbarkeit aller Literaturfreunde, besonders der Goethe-Gemeinde in der Welt, verdient. Seine vorliegende Betrachtung beklagt die Abwesenheit einer ernstzunehmenden Literaturwissenschaft in Amerika, den Mangel an philosophischer Einsicht und an Geschmack. Er fordert demgegenüber Erziehung zum ästhetischen Denken, die Geisteszucht wahren Wissens und Verständnis für die künstlerische Arbeit als solche. Gelegentlich wird er von seiner Empörung fortgerissen, im ganzen aber gibt er auf ein paar Seiten echte Kritik und schöpferisches Wissen.

Münster i. W. F. Schönemann

Neue Horizonte für Liebe und Leben. Von E. Havelock Ellis. Wien u. Leipzig 1922, Manz. 293 S.

Anstatt einer Vorrede von Edward Carpenter, einer Einleitung von Marguerite Tracy und einer Vorrede des Übersetzers Benno Steinitz, die insgesamt 70 Seiten umfassen, wäre eine kurze, klare Einleitung in das Werk der englischen Schriftstellerin (1916 †) angebracht gewesen. Manche der Gedanken und Vorschläge von Mrs. Havelock Ellis sind nicht mehr neu genug, um interessant zu sein; einige der Aufsätze, besonders der über Amerika, der zu oberflächlich ist, und der über den Krieg, der voll britischer Vorurteile steckt, hätten fortfallen müssen. Wie die Herausgabe, so ist auch die Übersetzung nicht einwandfrei. Trotzdem vermittelt das Buch die Bekanntschaft mit einer edlen Frau, einer unabhängigen Denkerin, einer unerschrockenen Reformerin, mit einem liebevollen Menschen und Dichter. Die Aufsätze des ersten Teils behandeln Versuche, das Liebes- und Eheleben zu veredeln, z. B. das Ehenoviziat, fordern eine neue „Gegenseitigkeit" in der Ehe, eine innerlich freie Ehe in Reinheit und geistiger Zucht, die „Liebe als edle Kunst". Die Aufsätze des zweiten Teils beschäftigen sich mit mehr sozialen Angelegenheiten, der Dienstbotenfrage („Demokratie in der Küche"), „Gemeinschaftsheimen", der eigentlichen Frauenfrage, schließlich, und zwar ebenso reif wie poetisch, mit der „Philosophie des Glücks". Der aufschlußreichste Aufsatz ist der über „Das Mütterliche im häuslichen und politischen Leben." Anfang und Ende des Buches voller Selbstbekenntnisse schaffen die Erkenntnis, daß die Frau „ein Element des Aufbaus in der Geschichte" ist und immer mehr werden muß.

Münster i. W. F. Schönemann

Der Weg zu Shakespeare und das Hamletdrama. Eine Umkehr. Von Lorenz Morsbach. Halle (Saale), 1923. Max Niemeyer. 111 S.

Das Kunstverständnis muß „das Kunstwerk aus der Zeit und Persönlichkeit des Künstlers zu verstehen suchen" — das ist ein sehr berechtigter Grundsatz, und Morsbach ist der Mann, ihn durchzuführen. Was er sagt, ist wohlbegründet und erheischt Aufmerksamkeit. Und trotzdem ist da etwas, das hemmt. Shakespeare hat seine Dramen für die Bühne und den Zuschauer geschrieben — gewiß, aber wir sehen sie nicht, wie er sie aufführen ließ, sind also in viel höherem Maße auf das Buch angewiesen. Haben wir da nicht das Recht, uns auf das zu stützen, was es uns sagt, wobei dann das geschichtliche Eindringen in Zeit und Persönlichkeit uns davor behüten muß, willkürlich unsere subjektive Deutung dem Dichter unterzuschieben? Für Hamlet legt Morsbach das Hauptgewicht auf seine von vornherein bekundete Entschlossenheit, seinen nachher bewiesenen Mut: Shakespeare habe unmöglich gegenüber seiner sonstigen Gewohnheit den Zuschauer von vornherein irreführen können; folglich sei Hamlets Zögern in den äußeren Verhältnissen begründet, seine bitteren Selbstvorwürfe seien leidenschaftliche Ausbrüche, unter augenblicklichem Druck gesprochen. Aber wo sind eigentlich jene äußeren Verhältnisse? Die Gefahr für Hamlet (S. 78) ist kleiner als später die für Laertes, durch seinen angenommenen Wahnsinn macht er sich erst recht verdächtig und ruft die Vorsichtsmaßregeln des Oheims geradezu hervor; das Bedenken, der Geist könne ein trügerischer Höllenbote gewesen sein, kommt reichlich spät und — da die Aufführung maßgebend sein soll — wer von den Zuschauern hat ihn dafür gehalten? Seite 74 zitiert Morsbach selbst: „Ich sag euch, 's ist ein ehrliches Gespenst," wie er hinzufügt, damit Horatio und Marcellus „die Sache ernst nehmen" — brauchen die das noch? Der Verfasser verdient Dank dafür, daß er für den einheitlichen Hamlet eintritt, für den „tragischen Helden der Tragödie"; er breitet den Stoff mit sicherer Beherrschung vor uns aus, eine endgültige Deutung wird er aber der Gesamtheit kaum gegeben haben.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Der große Alcibiades. Zweiter Teil. Kritische Erörterung. Von Paul Friedländer. Bonn 1923, Fr. Cohen. 68 S.

Der interessanten, fesselnd dargestellten Schrift läßt der Verfasser den Philologen und Schulphilosophen zum Trost den kritischen Apparat folgen. Dieser Einblick in die Werkstatt des Gelehrten ist um so erfreulicher, als außer den sprachlichen und geschichtlichen Einwänden auch die philosophischen und künstlerischen mit überraschender Eleganz abgewiesen werden. Zu dem Eigensten und Schönsten des platonischen Dialoges gehört die Stelle, in der die Selbsterkenntnis als Schau der Seele in die Seele eines anderen gedeutet wird und der Gedanke aufsteigt zu dem Wort: „Göttlicheres nun gibt es nichts in der Seele als den

Punkt, um den Wissen und Denken angesiedelt ist.“ Gegen eine Reihe von Philologen deckt Friedländer geschickt das echt Platonische der Gedankenführung auf, zieht Ähnliches und Gleiches herbei, kommt zu anderen Sätzen des Dialoges und arbeitet sich temperamentvoll durch zu dem Schluß; die Echtheit sei im strengen Sinne allerdings nicht bewiesen. „Das wird sie, soweit wir überhaupt beweisen können, erst dann sein, wenn es uns gelingen sollte, das Formsystem des platonischen Kunstwerkes darzustellen und innerhalb dieses Systems dem großen Alcibiades seinen unverrückbaren und notwendigen Platz zu geben ... Bis dahin versuche man das Werk so unbefangen zu lesen, wie es der Verfasser während des Krieges in der winterlichen Öde eines russischen Waldes las. Vielleicht werden dann auch andere empfinden, was er empfand, als er die schöne Schöpfung vor sich aufsteigen sah: den kleinen Schauer der Begeisterung, den allein schöne Dinge geben.“

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Libanius. Apologie des Sokrates. Übersetzt und erläutert von Otto Apelt. (Bd. 101 der Philosophischen Bibliothek.) Leipzig 1922, Felix Meiner. 100 S.

Der verdienstvolle Übersetzer und Herausgeber von Platons Dialogen hat hier das Werk eines geistvollen griechischen Rhetors gegeben, aus dem hervorgeht, wie gewaltig der Nachhall des Sokrates als Philosoph und Mensch wirkte zur Zeit, da die antike Weltanschauung mit dem jungen Christentum kämpfte. Von den drei Anklägern des Sokrates Anytos, Meletos und Lykon war Anytos der gefährlichste und bedeutendste gewesen. Hauptsächlich gegen Meletos richtete sich die platonische Apologie, gegen Anytos wandte sich der Sophist Polykrates (393 v. Chr.) in einer fingierten Rede, und in einer gleichfalls fingierten Erwiderung auf diese Rede läßt Libanius einen Freund des Sokrates auftreten. Als Philosophenschüler in Athen (4. Jahrh. n. Chr.) wird Libanius ein leidenschaftlicher Freund des klassischen Griechenlands, und sein Verstänonis für die Zeiten Platons geht aus dem prächtigen Dialog hervor, in dem der berühmteste Prozeß der Weltgeschichte noch einmal philosophisch ausgedeutet erscheint. Der Freund des Kaisers Julian stellte darin ein warmes Bekenntnis jener griechischen Weltanschauung auf, die in Sokrates ihr Ideal gefunden. Die stilistisch sehr gute Übersetzung schließt sich genau der textkritischen Ausgabe an, die Einleitung enthält die Lebensgeschichte des Libanius, und eine Reihe belehrender Anmerkungen trägt bei, das Buch zu einem außerordentlich wertvollen zu machen.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Phantasien eines einsamen Wanderers. Von Jean Jacques Rousseau. Deutsch von Anna Nußbaum. Wien, Interterritorialer Verlag Renaissance. 102 S.

Die weniger bekannten „Rêveries d'un promeneur solitaire“ sind von Anna Nußbaum gut verdeutscht und vom Verlag mit einigen Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern illustriert worden. Die Träumereien bieten eine wichtige Ergänzung zu den Konfessionen. Die Einleitung von Anna Nußbaum ist auf den Ton freundlicher Menschlichkeit gestimmt, ohne daß die tieferen Probleme, die der Gestalt Rousseaus zugrunde liegen, auch nur gestreift werden.

Berlin Otto Grautoff

Gedanken zur Liebe. Von La Rochefoucauld. Nach der Ausgabe von 1678 ausgewählt und verdeutscht von Klabund. Berlin, Die Schmiede. 27 S.

Die Leidenschaft und die Skepsis des großen Franzosen hat der deutsche Dichter in glänzendes Deutsch gefaßt. Die Auswahl ist gut, so daß der Esprit flottant dieses Menschenkenners und klugen Gesellschafters deutlich wird. Aus seinen Gedanken erkennt man den Geist des 17. Jahrhunderts.

Berlin Otto Grautoff

Rétif de la Brétonne. Katalog einer Sammlung seiner Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Arthur Schurig und 9 Abbildungen. Berlin, Antiquariat am Lützowplatz.

Grimm nannte Rétif den „Rousseau der Gosse“. Ungleich höher schätzten ihn Goethe und Schiller ein, auch Wilhelm v. Humboldt, Lavater und Wieland schenkten ihm als einem bedeutenden literarischen Phänomen ernste Beachtung. Eine große Anzahl seiner Werke, die man recht wohl als eine Art Naturgeschichte der Gesellschaft Ludwigs XVI bezeichnen kann, war schon Ende des 18. Jahrhunderts durch zahlreiche Übersetzungen in Deutschland bekannt geworden. Dann vergaß man ihn, bis die ausgezeichnete kritische Monographie, die der jüngst verstorbene Iwan Bloch unter dem Pseudonym Eugen Dühren über ihn veröffentlichte, spekulative Verleger veranlaßte, möglichst alles das aus seinem Gesamtwerk herauszuschälen, was ihn mehr zum Pornographen als zum bitteren Sittenschilderer stempelt. Der vorliegende Katalog umfaßt in 158 Nummern das Wesentliche, was von und über Rétif geschrieben wurde, und es wäre wohl zu wünschen, daß die Sammlung nicht zersplittert wird, wenn man auch fürchten muß, daß sie in geschlossenem Zustande in das Ausland wandern dürfte. Sie ist reich an Seltenheiten, unter denen nur die ersten Ausgaben der „Nuits de Paris“ (mit dem fast unauffindbaren 16. Bande und allen Kupfern) und des von Rétif selbst in kleiner Auflage gedruckten „Monsieur Nicolas“ genannt sein mögen. Interessant durch den Vorbesitzer ist die Originalausgabe der „Ingénue Saxancour“ mit der handschriftlichen Eintragung Edmond de Goncourts und dem von Gavarni radierten Exlibris des Brüderpaars. Die 42bändigen „Contemporaines“ mußten auch hier aus verschiedenen Ausgaben zusammengestellt werden, im allgemeinen aber fehlt wenig. Von der schauderhaften „Anti-Justine“, die sich von ihrem Gegenstück kaum unterscheidet, ist nur ein Neudruck vorhanden. Selbst Rétifs intimster Freund Cubières hatte nie das Buch gesehen, Lacroix machte sechs Exemplare davon ausfindig, von denen sich die Hälfte als unvollständig erwies. Bemerkenswert an der Sammlung ist, daß fast alle Originalwerke in Halbleder- oder Maroquinbänden der Zeit vorliegen und daß sie recht gut erhalten sind. Jedenfalls dürfte es schwer halten, eine annähernde Kollektion wieder zusammenzustellen.

Berlin Fedor v. Zobeltitz

„Komödien.“ Von Ludwig Holberg. Deutsch von Heinrich Goebel. Erster Band. Leipzig, H. Haessel. 235 S.

Im Jahre 1722 gründete Holberg das dänische Nationaltheater. Die zweihundertste Wiederkehr des Tages wurde in Dänemark durch zahllose Holberg-Vorstellungen und durch zwei neue, kritisch beleuchtete Ausgaben (Gyldendal und Aschehoug) gefeiert. Ihnen schließt sich eine deutsche, von Heinrich Goebel besorgte an. Holberg hat in den vergangenen zwei Jahrhunderten die Literatur und das Theater Dänemarks so durchdrungen, daß dänischer, genauer kopenhagener Humor heute in weiterem Sinne identisch mit dem holbergschen ist, daß jedes Lustspiel, jede Posse, jede Operette — ja selbst eine Oper wie „Figaros Hochzeit“ — heute noch in seinem Geiste gespielt wird. Dieser spezifische Humor ist wie jeder bodenständige schwer oder gar nicht umzupflanzen, und dies ist wohl auch der Grund dafür, daß Holberg, der in Dänemark immer noch volle Häuser macht, in der übrigen Welt kaum mehr als literaturhistorisches Interesse auslöst. Die bis auf belanglose Ungenauigkeiten vorzügliche Übersetzung Heinrich Goebels, der anscheinend die Ausgabe von Knud Lyne Rahbeck zugrunde liegt, verstärkt diesen Eindruck. Immerhin wird die neue Ausgabe allen Literaturfreunden Freude bereiten, und es wäre zu wünschen, daß wenigstens der Versuch gemacht würde, Holberg wieder auf der deutschen Bühne einzubürgern. Max Reinhardt bietet die Goebelsche Neuübersetzung die Möglichkeit, einem in Kopenhagen ausgesprochenen Wunsche die Erfüllung zu geben. Der von ihm geplante „Vielgeschäftige“ ist zwar in dem ersten Bande, der den „Politischen Kannegießer“ und den „Franzosennarr“ bringt, noch nicht enthalten, wird aber hoffentlich bald in einem der folgenden Bände erscheinen.

Berlin Erwin Magnus

Strindberg und seine 34 besten Bühnenwerke. Von Franz Werner Schmidt. (Schneiders Bühnenführer.) Berlin und Leipzig, Franz Schneider. 212 S.

Meine grundsätzliche Einstellung zu Schneiders Bühnenführern habe ich im L. E. XXIV, 180, zum Ausdruck gebracht. Sie bleibt im wesentlichen auch gegenüber dem neuesten Bande der Sammelreihe bestehen, der in Strindbergs Dramatik einführt. 34 Dramen werden inhaltlich schlecht und recht erzählt, und dann gibt es jedesmal eine knappe Zusammenfassung der Leitideen, die die Probleme doch nur an der Oberfläche berührt. Die etwas prätentiöse Einleitung stempelt Strindberg als „Expressionist" ab, der er doch nur in gewissem Sinne ist, enthält sonst aber brauchbare Elemente zu einer Darstellung seines seelischen Entwicklungsganges.

Halle a. S. Edgar Groß

Briefe eines reisenden Russen. Von N. M. Karamsin. Aus dem Russischen von Johann Richter. Wien, 1922, Rikola-Verlag. 576 S.

Daß die russische Hochflut auch dieses schöne alte Buch auf den deutschen Strand gespült hat, ist mir eine herzliche Freude. Karamsin, der Bahnbrecher der „neuen" russischen Literatur im 18. Jahrhundert, der „erste russische Europäer", reiste als 23jähriger Jüngling im Jahre 1789 nach Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz, um „sich zum Menschen auszubilden". Entzückend ist die Anmut und Frische, mit denen er von seinen Eindrücken zu berichten weiß. Überall sucht er sich zu bilden, zu lernen, das Große und Schöne gewahr zu werden; er sucht Kant, Herder, Wieland, Lavater auf und lauscht nicht nur ihren Reden mit Andacht, sondern weiß ihnen auch klug und geschickt Rede zu stehen, und setzt sie durch seine großen Kenntnisse, die man dem nordischen Barbaren nicht zugetraut hatte, in Erstaunen. Der Reiz der Lektüre wird noch dadurch erhöht, daß Karamsins Buch uns nicht in einer neuen Übersetzung geboten wird, sondern in der alten, 1799—1802 erschienenen, von Karamsin selbst durchgesehenen Übertragung Johann Richters; der Übersetzer brauchte sich also nicht erst in Stil, Denk- und Empfindungsweise des Originals künstlich hineinzuversetzen; alles war ihm nah und vertraut. Und da Karamsins Russisch stark unter dem Einfluß des Deutsch der Herder, Wieland usw. steht, so wirkt diese zeitgenössische Übertragung seiner Reisebriefe wie eins der schönsten deutschen Originalwerke aus der Zeit der Empfindsamkeit.

Leipzig Arthur Luther

Literaturgeschichte der Tschechoslowaken, Südslawen und Bulgaren. Von Josef Leo Seifert. Kempten, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 240 S.

Zum erstenmal wird der Versuch unternommen, auch die modernsten Ereignisse im Literaturleben der drei Völker geschichtlich darzustellen und kritisch zu besprechen. Es geschieht dies nicht mit doktrinärer Beflissenheit, sondern mit dilettantischer Liebe, die um so fester zwischen den Dingen wurzelt. Das Buch beginnt bei den Uranfängen des slawischen Schrifttums und ist in diesen Kapiteln sehr prägnant, obwohl dem Autor mehrere wichtige Quellenwerke entgangen sind. Tieferes Interesse müssen jene Teile beanspruchen, die sich der Darstellung der modernen Dichter widmen und jene Gebiete berühren, die man auf Grund eigener Lektüre kennen soll und nicht aus schon vorliegenden Werken studieren kann. Es wären bei dieser Gelegenheit mancherlei Detaileinwände gegen das Buch zu erheben, aber sie betreffen so subtile Feinheiten, daß sie, auch im kritischen Zusammenhang wiedergegeben, den Gesamteindruck nur stören müßten. Und dieser verkündet eine fleißige und intensive Gelehrtenarbeit, die auf literarisches Neuland vorgedrungen ist und eine Forderung erfüllt hat, die oft gestellt wurde. Das Werk Seiferts ist heute die beste Literaturgeschichte der slawischen Völker. Es wirkt jedoch störend, daß der Verfasser die katholischen Strömungen in der Dichterwelt der drei Nationen mit einem viel größeren Interesse bespricht als diesen Bewegungen zukommt. Objektivität, sonst die erste Tugend des Forschers, wird dabei oft vernachlässigt.

Wien Erik Krünes

Verschiedenes

Georg von Siemens. Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Zeit. Von Karl Helfferich. 3 Bände. Berlin 1921. Julius Springer. 336 S.

Ich bin Georg von Siemens im Leben nie begegnet, kann mich auch nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben. Und doch steht er zum Greifen lebendig vor mir, nicht nur im Wechsel seiner äußeren Erscheinung, wie sie aus den drei gutgewählten, ungemein charakteristischen Porträts im ersten und dritten Bande der Biographie uns entgegentritt. Von der Fechnerschen Skizze des jungen Einjährigen von 1859 auf der Schloßwache zu Berlin bis zu dem Konerschen Bilde, das den Mann des Gedankens und der Tat, den Generalgewaltigen, dessen Name mit den größten wirtschaftlichen Erfolgen Deutschlands im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts für alle Zeiten untrennbar verknüpft ist, auf der Höhe des Lebens wiedergibt: den Mann in unmodischer Kleidung, mit dem zerarbeiteten mächtigen Kopf und dem ernst, fast düster in die Ferne gerichteten Blick. Aber nicht nur dies körperliche Bild sehe ich, ich höre auch den Klang seiner Stimme, den federnden Rhythmus seines gesprochenen Wortes, sachlich, eindringlich, bismarckisch bildhaft, überlegen, sarkastisch, humorvoll. Und neben und hinter diesem Manne sehe ich sein Werk, seine Arbeit, nicht gebucht in beschreibenden Worten. Nein, sie wächst einem entgegen wie ein Baum, dessen Wurzel-, dessen Stammbildung, dessen Ästentwicklung und -ausbreitung von der Wurzel bis zum Gipfel wir in allen Stadien beobachten, verfolgen, verfolgen mit leidenschaftlich steigender Teilnahme an diesem Lebensprozeß, an dem Manne in und mit seinem Werk, in fast atemloser Spannung. Es gibt nichts, was einen größeren geistigen Genuß gewährte, als die gutgeschriebene Biographie eines bedeutenden Mannes. Die deutsche Literatur ist nicht gerade reich daran. Aber in diesem Buch von Georg Siemens' Leben und Wirken, in dem seine geistige Bedeutung, seine schöpferische Arbeit und seine menschliche Persönlichkeit gleich stark, lebendig und liebenswürdig zum Ausdruck kommt, ist ein solcher Wurf gelungen. Und wir haben damit für unsere Zeit, ähnlich wie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Biographie von Friedrich Perthes, ein Buch, das für Alt und Jung eine Fundgrube der Bereicherung an menschlicher Erkenntnis, an tiefen Einblicken in deutsche Arbeit, deutsche Kultur gewährt. Ein Buch, das ein Hausbuch zu werden verdient und werden wird. Auch für den, der wie der Schreiber dieser Zeilen, Laie in all den Dingen und Problemen, die das Leben von Georg von Siemens ausfüllten, ist, wer von Bankwesen, Geld- und Eisenbahnfragen nichts versteht, von Haus aus nicht einmal Interesse dafür aufbringt, wird durch die Persönlichkeit des Helden und durch die mit ebenso großer Sachlichkeit wie Anschaulichkeit arbeitende Gestaltungskunst seines Biographen Karl Helfferich in den Gedanken- und Wirkungskreis de. genialen finanziellen Organisators mit hineingerissen bis zu fast leidenschaftlicher Teilnahme, wie an den Schicksalen eines Romanhelden, über alle Höhen und Tiefen eines vielbewegten Lebens, so daß einem die Schicksale der Deutschen Bank, der deutschen Elektrizitätsindustrie, der anatolischen, der Bagdadeisenbahn so ans Herz wachsen wie menschliche Erlebnisse. In dieser Wirkung liegt der große erzieherische Wert der Biographie; sie verdient gerade in den Kreisen Verbreitung und eifrige Leser, in denen man die geistige Energie und Arbeit, die auf das Schaffen materieller Werte gerichtet ist, gewohnheitsmäßig mit dem Schaffen geistiger Werte verglichen, als etwas Minderwärtiges einzuschätzen sich berechtigt hält. Wer diese drei Bände gelesen hat, ist davor in Zukunft sicher. Und damit ist viel erreicht. Erzieherisch wirkt die Biographie auch noch in einem anderen Sinne, sie erzieht das heranwachsende Geschlecht, das in eine Epoche des Zusammenbruchs hineingeboren ist, zum Respekt vor der aufbauenden Arbeit, die im deutschen Kaiserreich geleistet wurde, sie stellt ihm ein Vorbild auf, dem nachzueifern, dem nachzukommen, die große Aufgabe für die Lebenden und für die Kommenden ist. Sie lehrt tröstlich und an

feuernd auf jeder Seite, wie der zähe, auf große Ziele gerichtete Wille sich gegen jeden Widerstand durchsetzt. Und sie lehrt schließlich, wie die Erwerbung materieller Machtmittel Hand in Hand gehen kann mit der schlichten Vornehmheit des echten Bürgers. Wie zwischen den über alle Erdteile sich erstreckenden, weltumspannenden Unternehmungen und Sorgen deutsches Familienleben in anspruchslosester Form mit wundervollem Humor seine Kreise zieht und blüht, das aus den Briefen, die diese guten und vornehmen Menschen miteinander wechseln, kennen zu lernen, ist ein Genuß, der nicht wenig zu dem Bedauern beiträgt, mit dem man den Schlußband fertig gelesen aus der Hand legt. Eben deshalb gehört aber Helfferichs Siemens-Biographie zu den Büchern, zu denen man immer wieder greift, die man immer wieder lesen wird.

München Berthold Litzmann

Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) und des Prinzen Wilhelm (I.) von Preußen mit dem Prinzen Friedrich von Oranien; 1813—1815. Mitgeteilt von Herman Granier. Stuttgart und Berlin 1922, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg. 217 S.

Wenn junge Leute, die eine nicht unerhebliche Spanne Zeit vor dem zwanzigsten Lebensjahr stehen, Briefe miteinander austauschen, so ist das kein Ereignis von Bedeutung, und selbst dann nicht, wenn diese jungen Leute Prinzen und Thronanwärter sind. Im Alter um sechzehn Jahre herum pflegt man der Nachwelt noch nichts zu sagen zu haben und zwar auch Prinzen nicht. Dies erweisen die veröffentlichten Briefe, und dieses Beweises bedarf es nicht. Briefe so jugendlicher Personen sollte man veröffentlichen, wenn diese Aufzeichnungen eine überraschende Reife, die Blitze jugendlichen Genies, den Tiefblick höchster Begabung erhärten. Hier ist erklärlicherweise nichts von alledem zu finden; diese knabenhaften Jünglinge, an einem Hofe herangewachsen, empfinden nicht einmal die Größe des Augenblicks, da der Sturm gegen Napoleon I. losbricht; sie freuen sich auf die Schlachten, da, wie sie sagen, es „Piff, Paff, Puff" knallen wird; sie wollen natürlich dabei sein, und es zeugt von anständiger Gesinnung, daß sie ihr Avancement und die Ordensverleihungen an sie einigermaßen schamhaft empfinden; denn sie sind in gesicherter Entfernung nie viel mehr als unbeteiligte Zuschauer gewesen, trotz der offiziellen Aufgaben, die dem einen oder dem anderen scheinbar gestellt waren. Sie waren prinzliche Kriegsstatisten, und das ist keine Schande für junge Leute dieses Alters, und es war anständig, daß sie ihre Titel, ihr Avancement, ihre Ordensverleihungen zwar begehrten, aber beinahe als eine Kompromittierung gegenüber der kämpfenden und leidenden Truppe betrachteten.

Sucht man nach eindrucksvolleren, nach wahrhaft charakteristischen Zügen, so findet man hier und dort — freilich recht selten — eine Wendung, die das spätere Leben der Briefschreiber alsdann bestätigt hat. So gewandteren Wortreichtum, Schwärmerei und religiöse Inbrunst bei Friedrich Wilhelm, dem späteren Friedrich Wilhelm IV. Er schreibt an den Prinzen Friedrich:

„Ich halte Dich im Geiste fest umarmt, und küsse Dich tausend und tausend Mal, und freue mich wie über einen Ton aus einer besseren Welt, der Gewißheit, daß Du weißt wie ich Dich liebe ... Gott möge meine frommen herzinnigen Wünsche für Dein zeitiges und ewiges Wohl erhören."

Der verständig nüchterne Prinz Wilhelm, der spätere Wilhelm I., schreibt aus Neisse:

„10,000,000,000 ... Menschen hatten wir hinter uns her. Als wir aus dem Thor gingen, wurde die ganze Wache davor gestellt, die sie abhalten mußten. Einigen Naseweisen (in der Stadt) welche sich zu sehr vordränaten, habe mit der Tutu-Scheibe kleine Circ nflexe gegeben, die ihnen nicht gut zu schmecken schien, denn sie blieben gleich verdutzt stehen."

Das ist das heranwachsende reaktionäre Junkerlein, das dann 1848 bei Nacht und Nebel aus Preußen fliehen mußte und mit den Jahren doch ein abgeklärter und weltkluger Mann geworden ist. Die Orthographie von Wilhelm I. und sein Satzbau hat sich dagegen niemals wesentlich geändert. Er schreibt:

„Wir haben uns ... auf einer neuen Weise lern[...] lernen ... Du amüsierst Dich vermutlich unendlich in Paris [...] wehrend auch wir hier großen Festivitäten entgegen gehen ..."

Und das unmittelbar hintereinander in dem nämlichen Brief.

Wilhelm I. hat selbst im Alter weder gewandt noch [...] nur korrekt geschrieben, und das beweist nur, daß man [...] menschenkluger, vorsichtiger und taktvoller Monarch [...] den bitteren Erfahrungen von 1848 werden kann, ohne [...] anstelliger Schüler gewesen zu sein.

Die veröffentlichten Briefe gehören in ein Arch[...] Der historische Forscher kann in ihnen einige wenige Nuancen finden, die zu verwenden wären. Aber was hier und [...] für ein Tüpfelchen in einem historischen Gemälde genügt, [...] eignet sich noch nicht für eine Bücherausgabe und — [...] der Zeit der Papiernot und der erschreckenden Bücherpreise [...]

Berlin Paul Nathan

Bartholomäus von Carneris Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl. Herausgegeben [...] Margarete Jodl. Leipzig 1922, K. F. Köhler. 164 [...]

Briefe, die drei hervorragende Männer miteinander gewechselt haben, erscheinen lesenswert und verlockend; [...] es gibt auch wirklich hier und dort Stellen in diesen Briefen von Carneri, Haeckel und Jodl, die voll charakteristischer Eigentümlichkeit sind, und die beachtet sein wollen von jenen, die dem Naturforscher und den beiden Philosophen ein intimes Interesse entgegenbringen; ich sage intimes Interesse, denn aufschlußreich in umfassendem Sinne für [...] Zeit und für die Probleme, die jene Männer beschäftigt haben, sind diese Briefe kaum.

Carneri war österreichischer Politiker der vornehmen Art, die selten und seltener geworden ist; ein universell angelegter und ein friedliebender Mensch; einer jener Deutschen von Bildung in Österreich, die hingebend gegen den Niedergang ihres Vaterlandes mit parlamentarischen Mitteln kämpften, die den Zusammenbruch bereits ahnten, und die persönliche Färbung erhalten diese Briefe [...] Greises dadurch, daß dieser immer schwer leidende [...] die Schmerzen des Vaterlandes und des Körpers [...] idealem Streben für Österreich als Politiker, und für die Menschheit als philosophischer Schriftsteller überwand. Noch als Achtziger setzte er sich durch Arbeit und [...] beneidenswerte angeborene Lebensfrische und philosophische Lebensheiterkeit hinweg über Körperschmerzen [...] über fast völlige Erblindung und über die Misere des öffentlichen Lebens in seiner Heimat.

In einem Briefe an Jodl schreibt Carneri:

„Bis auf eine verheiratete Tochter, welche kinderlos, aber [...] gewöhnlich glücklich verheiratet ist — ich muß das beifügen, [...] ohne diesen Umstand meine Lebensphilosophie gewiß Schiffbruch [...] hätte —, habe ich meine Lieben alle verloren. Gehe ich unter Menschen, so komme ich zum vollen Bewußtsein meiner körperlichen Misere, [...] denn ich bin immer halb erwürgt und kann schon ka[...] geben. Zum Glück verfüge ich über eine gehörige Willenskraft [...] einen unverwüstlichen Humor, den man sich leider nicht geben [...] Bin ich in meinem Zimmer unter meinen Büchern, so weiß ich [...] von meinen Leiden und keinen Menschen, der heiterer wäre als [...]"

So die Persönlichkeit, und von den wissenschaftlichen Zielen Carneris sagt Jodl in einem schönen Nachruf:

„Zwischen den Ergebnissen moderner Naturforschung und [...] ethischen Überzeugungen darf und kann kein Konflikt, kein unlösbarer Widerspruch bestehen. Den Weg zu zeigen, der von der neuen [...] zu einem neuen Idealismus führt: das kann man als das eigentliche Ziel der Philosophie Carneris bezeichnen."

Es war die Biologie, die Carneri mit Haeckel; es [...] die auf diesem naturwissenschaftlichen Boden entsprossene idealistische Philosophie, die ihn mit Jodl verband. U[...] wenn die Briefe Probleme aus diesen Himmelsrichtungen berühren, gewinnen sie besonderes Interesse. Es geschieht nicht allzu oft. Sie enthalten vielfach den Austausch [...] Freundlichkeiten und von echter Anteilnahme am gegenseitigen Streben und Schicksal.

Daß Margarete Jodl auch die Briefe dieser Art ver[...] öffentlicht hat und zu einem handlichen Bande vereinigt, ist menschlich begreiflich.

Berlin Paul Nathan

Clemens von Delbrück. Ein Charakterbild von Joachim von Delbrück. Berlin, Stilke. 63 S.

Glücklich zu preisen ist der Tote, dem ein Geistesverwandter den Nachruf hält, dreimal glücklich, dem der eigene Sohn diese letzte Pflicht erfüllt, sie aus tiefstem Verstehen erfüllen kann. Dies Los ist Clemens von Delbrück gefallen, dem sein Sohn Joachim in diesem Charakterbild ein Ehrendenkmal gesetzt hat, aus dem das Bild des Vaters und die Zeit, der er diente, in einer monumentalen Tragik emporwächst, die auch den, der mit Clemens von Delbrücks Persönlichkeit und politischem Wirken nur mehr oder minder unklare Vorstellungen verbindet, erschüttern und bewegen muß. Denn Joachim von Delbrück hat sein Wissen um das Innerste des Menschen und um die Begebenheiten, die mit dem Namen seines Vaters verknüpft sind, in einen Rahmen gefaßt und in knappster Form zu lebendigster Anschauung gebracht, die von der Pietät des Sohnes ebenso beredtes Zeugnis gibt wie von der Kraft des künstlerischen Gestalters. Sachlich ist es eins der wertvollsten Dokumente der jüngsten Zeitgeschichte. Man lese z. B. was S. 32 ff. über den Widerstand der Leiter des Auswärtigen Amtes gegen die praktische Durchführung einer der ersten Forderungen Delbrücks bei der Übernahme des Reichsamts des Innern — 1909 — nämlich der Schaffung eines wirtschaftlichen Generalstabs, einer ständigen Kommission, die sich mit allen Fragen wirtschaftlicher Rüstung im Fall eines Krieges zu beschäftigen, die wirtschaftliche Mobilmachung vorzubereiten habe, berichtet wird, wie bis vier Wochen vor dem Attentat von Sarajevo ihm alle praktische Tätigkeit als „nicht zweckmäßig“ unterbunden wurde, ja wie noch Anfang Juli der dringende Antrag Delbrücks, wenigstens einen Teil der für den Fall der Kriegsgefahr in Aussicht genommenen Maßnahmen, vor allem Getreidekäufe in Rotterdam, sofort zu treffen, von dem Kanzler wie von dem Staatssekretär des Äußern als „nicht angängig“ abgelehnt wurden, wie noch am 24. Juli in dieser Sache nichts geschehen, und wie, als dann schließlich die Anweisungen ergingen, sie zu spät kamen, weil der Rotterdamer Markt bereits geräumt war! Aber so schauerlich charakteristisch diese neuen Zeugnisse für die Blindheit und Kopflosigkeit der deutschen Politik seit 1909 sind, so sehr auch andere Mitteilungen über Vorgänge vor allem aus den letzten Regierungsmonaten Wilhelms II., der persönlich gegen seine Ratgeber durchweg im günstigeren Licht erscheint, Interesse wecken, der Hauptreiz der kleinen Schrift beruht in der hervorragenden künstlerischen Gestaltungskraft, die sich darin bekundet, und die Joachim von Delbrück, den man bisher nur aus einigen talentvollen Romanen kannte, von einer ganz neuen, gesteigerten Respekt erweckenden Seite zeigt.

München Berthold Litzmann

Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Von Friedrich Meinecke. Sechste, durchgesehene Auflage. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg. XI u. 553 S.

Es kann nicht die Aufgabe unserer Zeitschrift sein, viel Wesens zu machen von einem Neudruck, der sich bis Seite 515 so gut wie gar nicht von der vorhergehenden Auflage unterscheidet (Stereotypdruck der ersten 32 Bogen?). In den letzten drei bis vier Jahren ist doch auf dem einschlägigen Gebiete so manches erschienen, das Berücksichtigung verdient hätte; ich erinnere z. B. an die feinsinnige Ergänzung meiner Ranke-Biographie: „Aus Rankes Frühzeit“ von Hermann Oncken. Auch die Generalbeobachtung, daß man sehr wohl ein tiefbohrender, minutiöser Zerfaserer politischer Führer früherer Jahrzehnte sein kann, ohne darum innerhalb des eigenen Zeitrahmens immer den richtigen Weg finden zu müssen, hätte den Verfasser von seiner stolzen Abneigung, nun einmal gefaßte und formulierte Ansichten zu revidieren, heilen sollen. Der jüngsten Vergangenheit macht er nur insofern eine Konzession, als er auf einem Bogen die „Fortentwicklung des preußisch-deutschen Problems“ nach Bismarck geistvoll schildert und einen Aufsatz „Das preußisch-deutsche Problem im Jahre 1921“ aus der „Deutschen Nation“ vom März 1921 wiederholt. — Diese einschränkenden Bemerkungen würden jedoch den Charakter von Quisquilien annehmen, wenn nicht auch diesmal auf die ganz hervorragende allgemeine Bedeutung des Buches hingewiesen würde. Es läßt von neuem bedauern, daß außer dem Verdunpreise, von dessen Verteilung seit Jahren nichts verlautet, der deutschen Historiographie keine Auszeichnung winkt. In Frankreich wäre Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ längst mit einem in die Augen fallenden Preise bedacht worden. Es ist ja recht ehrenwert, daß von diesem schweren Werk „bereits“ die 6. Auflage nötig geworden ist. Aber ehe man bei uns wirklich populär wird, da muß man schon Henking, Langbehn oder Spengler heißen.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Felix Salomon. Leipzig 1923, K. F. Koehler. VIII, 342 S.

Die erste deutschgeschriebene Geschichte Englands in einem Bande von den grauesten Anfängen bis zur grauen Gegenwart! Das verlangte von vornherein eine sehr straffe Auswahl. Kein Wunder also, daß eine literarische Weltgröße wie Shakespeare nur so nebenbei erwähnt und daß eine ganze Reihe der etwa von dem Nationalökonomen James E. Rogers ausführlich erörterten Sozial- und Wirtschaftsfragen überhaupt nicht berücksichtigt ist. Wir müssen uns eben im allgemeinen mit der politischen Entwicklung genügen. Salomon hat der Kunst des Erreichbaren gehuldigt und gerade dadurch ein vorbildliches Ergebnis erzielt. Ich meine: so etwas ist ehrlicher Anerkennung durchaus wert. Überall spüren wir das sorgsame Sichten des überreich zuströmenden Stoffes, das Beherrschen der großen Linien und das verdienstvolle Streben, den deutschen Laien mit den Wurzeln des staatlichen Werdens und Wachsens vertraut zu machen. Eine blitzsaubere Arbeit ohne Prunken mit gelahrtem Apparat, aber unter peinlicher Ausfeilung der im besten Sinne gemeinverständlichen Darstellung. Auf S. 136 der unausrottbare Fehler „La Hogue“ (statt: La Hougue).

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Zusammenbruch und Aufstieg des französischen Wirtschaftslebens 1789—1799. Von Fritz v. Hake. München 1923, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 258 S.

Angesichts der totalen Zerrüttung unserer Finanzwirtschaft hat schon mancher von uns die naheliegende Frage gestellt: wie hat es eigentlich Frankreich vor fünfviertel Jahrhunderten fertig gebracht, aus seinem heillos verfahrenen Assignatenschwindel herauszukommen? Die schlüssigste Antwort bisher lieferten W. Adolf Schmidts „Pariser Zustände“ (Jena 1874/76), die daraufhin namentlich von August Müller planmäßig ausgebeutet worden sind. Aus den drei Bankerotten zwischen Frühjahr 1796 und Herbst 1797 hat allein Bonapartes italienischer Feldzug mit seinen reichen Beutegeldern und gestohlenen Silberschätzen Frankreich errettet; der Staatsstreich vom 18. Brumaire setzte dann mit dem Steigen der Staatsrente sein Siegel darunter. Die Rettung für uns liegt allem Anscheine nach in der rücksichtslosen Anwendung eines ähnlichen Rezepts. Fritz v. Hake hat sich mit seiner durchaus methodischen Durchdringung des irgendwie erreichbaren statistischen Stoffes das unbestreitbare Verdienst erworben, Schmidts bestechende These auf den Nenner modernen Wissens zu bringen. Sein Buch beansprucht die ernsteste Beachtung aller Wirtschaftspolitiker.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Japans älteste Beziehungen zum Westen 1542—1614 in zeitgenössischen Denkmälern seiner Kunst. Ein Beitrag zur historischen, künstlerischen, religiösen Würdigung eines altjapanischen Bilderschmuckes. Von Joseph Dahlmann S. J. Mit 6 Tafeln. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen. 9. Heft.) Freiburg i. B., Herder & Co., G. m. b. H. 72 S.

Ein fast vergessenes Blatt altjapanischer Geschichte, die Geschichte der ersten christlichen Missionstätigkeit auf dem Boden des Inselreiches, die sich während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts außerordentlich erfolgreich entfaltete, wird von Dahlmann an der Hand einiger künstlerischer Darstellungen ans Licht gehoben. Portugiesen waren es, die den Weg zu der neuen Welt fanden und als erste Gabe der Zivilisation den Inselbewohnern die Schußwaffe brachten. Sieben Jahre nach der berühmten Abenteurerfahrt des Fernão Mendez Pinto, den Camoes besungen hat, betrat der Heidenapostel Franz Xaver den Boden Japans, und es heißt, daß die Zahl der Getauften vom Jahre 1549 bis zum Jahre 1614, als die erbarmungslose Verfolgung des neuen Glaubens durch Yeyasu einsetzte, eine Million betragen habe. Seltsam hat sich in einem Dorfdistrikt bei Nagasaki durch die Jahrhunderte eine Spur jener ersten großen Bekehrung erhalten in einer Sekte, deren Anhänger selbst nicht ahnten, daß sie den Papst meinten, wenn sie den „Rōma-hō-ō", den König der Lehre in Rom verehrten.

An einer Reihe von Setzschirmen der Kanoschule des späten 16. Jahrhunderts, die jene erste Berührung Japans mit Europa zur Darstellung bringen, entrollt Dahlmann die interessante Geschichte der durch Franz Xaver begründeten Missionstätigkeit im fernen Osten. Der ersten willigen Aufnahme des neuen Glaubens, dem die Toleranz östlicher Religiosität keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzte, folgte die große fremdenfeindliche Bewegung, nach der sich das Inselreich für zwei und ein halbes Jahrhundert fast hermetisch gegen die übrige Welt abschloß. Eine gewiß durch Inzucht gezeugte Hochblüte der Kultur entsproßte dem Boden der Tokugawazeit, die geknickt wurde, als im Jahre 1865 westlicher Zivilisation endgültig die Tore sich öffneten.

Berlin C. Glaser

Der Hinduismus. Religion und Gesellschaft im heutigen Indien. Von Helmuth von Glasenapp. Mit 43 Abb. München, Kurt Wolff. 503 S.

Der Hinduismus ist eine Religion. Eine Religion, zu der sich nicht weniger als 220 Millionen Menschen bekennen, ein Siebentel der Menschheit also; aber während Christentum, Buddhismus, Islam, die drei anderen Weltreligionen, dem Gebildeten fest definierte Begriffe sind, haben die wenigsten vom Wesen des Hinduismus eine mehr als nur oberflächliche Kenntnis. In der Tat ist es nicht leicht zu sagen, was denn der Hinduismus eigentlich sei. Es fehlt ihm das festgefügte System eines kanonischen Glaubensgesetzes. Er ist nicht durch die Persönlichkeit eines Religionsstifters in seinen Grundsätzen bestimmt. Er hat auch nicht einen eindeutig umschriebenen Götterhimmel. Jede Definition scheint ihm gegenüber zu versagen, und selbst die Feststellung, welches denn die Kennzeichen der Zugehörigkeit zum Hinduismus seien, stößt auf Schwierigkeiten.

Der Hinduismus ist nicht eine gestiftete, sondern eine gewordene Religion. Er ist ein Teil des Volkstums selbst, mit dem er verbunden ist und mit dem er sich entwickelt hat. Er ist die einzige der Weltreligionen, deren Anhänger sämtlich auf dem Boden einer gemeinsamen großen Heimat vereinigt sind, und wenn die Stämme in dem weiten Bezirk verschiedene Stufen kultureller Entwicklung repräsentieren, so bietet sich die Religion des Hinduismus dem heutigen Beobachter zur gleichen Zeit in einer Reihenfolge verschiedener Stadien der Glaubensform dar. Wer das Wesen des Hinduismus umschreiben will, ist somit darauf angewiesen, eine Geschichte des indischen Volkes zu geben. Die Kultur Indiens ist tief in dem sozialen Leben seiner Bewohner verankert. Es gibt nicht eine Kirche außerhalb des Staates. Man wird nicht Hindu, wie man Christ oder Mohammedaner werden kann, man kann als Hindu nur geboren werden, und man wird damit zugleich als Mitglied einer der verschiedenen Kasten geboren, deren festgefügtes System die Grundlage der Gesellschaftsform in Indien darstellt.

Es ist selbstverständlich, daß ein so kompliziertes Religionsgebilde wie das des Hinduismus eine Reihe von Sekten erzeugte. Aber auch dieses Sektenwesen hat kaum eine Ähnlichkeit mit dem anderer Religionen. Die Frage, welchem Bekenntnis er angehöre, die bei uns schon dem Kinde in der Schule vorgelegt wird, würde manchen Inder, nicht nur der niederen Kasten, in Verlegenheit bringen. Der Vaishnava, der Vishnu als höchsten Gott verehrt, hält den Shivaismus keineswegs für eine Irrlehre. Äußerste Toleranz in Fragen des Glaubens und des Dogmas ist ebenso charakteristisch für den Hinduismus wie das Fehlen einer eigentlichen Missionstätigkeit, wie sie aus dem innersten Wesen anderer Religionen erwächst, die von der allein selig machenden Wirkung ihrer Lehre überzeugt sind und möglichst zahlreiche Menschen am Segen ihrer Erkenntnis teilnehmen zu lassen bestrebt sein müssen.

Ein Buch, das über den ganzen Komplex von Fragen, die in dem Begriff des Hinduismus enthalten sind, in umfassender und allgemeinverständlicher Form orientierte, hat es bisher nicht gegeben. So ist das inhaltreiche und anschaulich geschriebene Werk Glasenapps als eine wesentliche Bereicherung der deutschen Indienliteratur zu begrüßen. Es ist eins jener seltenen, im guten Sinne populärwissenschaftlichen Bücher, die Ergebnisse ernsthafter Forschung in lesbar ansprechender Form darzubieten verstehen.

Berlin C. Glaser

Aus Deutschlands Vergangenheit. Geschichtsbilder in der Erzählkunst. Hrsg. von A. Enzinger und W. Hausmann. 2. Aufl. München 1922, R. Oldenbourg. 529 S.

Das Buch, dessen erste Auflage aus dem Jahr 1914 stammt, will in Geschichtsbildern — aus verschiedenen Werken gewählt — eine Darstellung deutschen Lebens zusammenstellen. Wohl haben die Herausgeber bei Gustav Freytag, Felix Dahn, Scheffel, Wilhelm Hauff, Diel, Immermann und anderen Autoren der Vergangenheit Schönes und Bezeichnendes gefunden, sie haben aus den Schriftstellern der Gegenwart, wie Hermann Löns, Lienhard, Herbert Eulenberg, geeignetes Material eingefügt und viele prächtige Einzelheiten in dem stattlichen Band geboten, aber das Werk ist durchaus uneinheitlich, es zerflattert, und die Zeiten schließen sich zu keinem Gesamtbild; man entbehrt die Darstellung fortlaufender Entwicklung und manches erscheint dadurch verzeichnet. Einheitlich ist nur ein edler patriotischer Gedanke, der das Ganze durchdringt und das Werk zu einem geeigneten Geschenk für die heranwachsende Jugend macht.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Vienna gloriosa. Bilder und Studien aus Wiens Vergangenheit. Von Josef Schwerdfeger. Mit 29 Bildern. Wien 1923, Wiener Drucke. 359 S.

Je weiter das neue vom alten Wien abrückt, je mehr Traditionen, die von diesem zu jenem führen, abreißen, desto eifriger, scheint's, sucht man das Bild der alten Kaiserstadt literarisch und im Bilde festzuhalten, zunächst das äußerlich anmutigste, künstlerisch am mannigfaltigsten und stärksten betonte: den Vormärz; seltener das der freilich wenig erforschten, literarisch relativ armen Barockzeit, mit der sich das vorliegende Buch eines verdienten Schulmanns und Numismatikers befaßt, ohne sich streng an die Grenzen dieser Periode zu binden. Überall aus den Quellen schöpfend und gleichwohl frei von gelehrter Pedanterie beleuchtet es die wiener Kultur insbesondere des 17. und des 18. Jahrhunderts nach verschiedenen Richtungen hin und streift mit leichter Hand uralten Bücherstaub von oft ganz interessanten Tatsachen und Gestalten, z. B. von dem legendären „lieben Augustin". Unter die „Männer und Meister Alt-Wiens" hat sich, wie Pontius ins Credo, der Klassiker des alten Krain, Valvasor, verirrt, den mit Wien nichts als ein gelegentlicher Aufenthalt im Bannkreis St. Stefans verbindet; aber der Mann und seine „Ehre des Herzogtums Crain" (1689) sind so merkwürdig, daß wir dem Verfasser diese Extratour gern verzeihen.

Wien Robert F. Arnold

te Gewerbe und Gewerbegassen. Deutsche Berufs-, Handwerks- und Wirtschaftsgeschichte älterer Zeit von Erwin Volckmann. Würzburg 1921, Gebr. Memminger (Thomas Memminger). VIII. 354 S. u. 2 Bildertafeln.

Im „Letzten Postillon" singt V. v. Scheffel:

„Und wiederum in fünfhundert Jahr
Weiß der Gelahrteste nicht
Zu sagen, was ein Hauderer war,
Was Fuhrmanns Art und Pflicht."

So weit brauchen wir Leute von 1920 gar nicht zu
issen: viele von uns schon wissen nicht, was ein Hauderer
r: ein Lohnkutscher (vom Schütteln, Rütteln, Sich-
vegen). Und so geht es uns mit zahlreichen anderen
werbenamen. Wer vermag denn noch z. B. den Eigen-
nen Schopenhauer richtig zu deuten? Er leitet sich her
n Verfertigen der Brauer-Schöpfkelle zum Übergießen
Malzes mit kochendem Wasser. Der Hersteller eines
hten, der Serge und der Saye ähnlichen Wollgewebes,
nach der flandrischen Stadt Arras genannten Rasch,
r der Taufpate des Nationalökonomen Roscher; die
hstraße in Berlin hieß noch im 16. Jahrhundert richtig
scherstraße. In derselben Zeit, da die Bezeichnung
cer (= Großhändler) als Schelte für einen wucherischen,
ichernden Kaufmann gebraucht wurde, hat ein augs-
ger Patriziergeschlecht seinen „Krämers"-Namen zu
en Ehren gebracht. — Solche und tausend andere Be-
rungen ähnlicher Art finden sich, selbstverständlich fein
berlich systematisch geordnet, in Volckmanns fleißigem,
allem der Aufhellung der älteren deutschen Stadt-
tschaft gewidmetem Werke. Ein wahrer „Bädeker" (d. h.
ttichmacher) für die zwölf Hauptgruppen der einst das
ge Leben beherrschenden, seit geraumer Zeit aber durch
Fabrik verdrängten Gewerbe.

3erlin-Grunewald Hans F. Helmolt

s neue Europa. Der slawische Standpunkt. Von T. G. Masaryk. Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen von Emil Saudek. Berlin 1922, C. A. Schwetschke & Sohn. XII, 143 S.

In einem Augenblick, da kein Zweifel mehr darüber
eht, daß der zur Herrschaft gelangte Masaryk seine All-
cht in Tschechien dazu benutzt, alles, was in Böhmen
Mähren deutsch oder slowakisch ist, systematisch zu unter-
cken, mutet es einen wie eine Komödie oder Heraus-
derung an, daß just in einem Verlage, der den ehr-
rdigen Namen des letzten deutschen Humanisten zu
gen die Ehre hat, eine deutsche Ausgabe des tschecho-
vakischen „Selbstbestimmungs"-Programms von 1918
uskommt. Selbstverständlich ist darin von dem — einen
feiler der böhmischen Staatslehre erschütternden —
hweise, daß die Kolonisationstheorie Palackys und seiner
hbeter nicht mehr zu halten ist, keine Notiz genommen.
h sonst wird gegen Windmühlen gekämpft, nämlich
en einen „Pangermanismus", der mindestens so nie-
s existiert hat. Die sattsam bekannte Methode.

3erlin-Grunewald Hans F. Helmolt

m deutschen Land und Volke. Von Wilhelm Heinrich Riehl. Eine Auswahl besorgt von Paul Zaunert. Jena 1922, Eugen Diederichs. 267 S.

Man schimpft neuerdings viel über den „Bürger".
weise mit gutem Recht. Jenen Typ des Bürgers hat
dann im Auge, den ein Flaubert Zeit seines Lebens
elte, oder den George Grosz in seinen messerscharfen
lichen Persiflagen (siehe die Mappe „Ecce homo" im
ik-Verlag) erbarmungslos entlarvt. Der alte Riehl
de ihm in der Geißelung der Auswüchse und Ent-
ngen, die eintreten mußten, zweifellos Recht gegeben
n. Nur mit dem Unterschiede, daß seine Gedanken in
Kritik stets an den positiven Aufbau dachten. Er suchte
inen Betrachtungen über den Bürger und Bauer den
ren Grund, der Wachstum und Stärke in sich birgt,
dort müssen wir wieder anknüpfen, soll sich in den ge-
haftlichen Umschichtungen unserer Zeit das Wort „Bürgertum" in irgendeiner Form neu fundieren. — Paul Zaunert entwirft in seiner Einleitung „Riehl, der Mann und sein Werk" ein anschauliches Bild jenes sympathischen Rheinfranken, dessen kulturhistorische Betrachtungen in ihrer unmittelbaren Lebendigkeit von einer Frische und kraftvollen Besinnung auf die Werte der Bodenständigkeit sind, daß man dieser Auswahl aus Riehls Werk von Herzen eine weite Verbreitung wünscht. Nicht aus allen Werken bringt sie Auszüge, sondern in der Hauptsache aus der „Naturgeschichte des Volkes", und zwar die folgenden Abschnitte: „Land und Leute", „Die bürgerliche Gesellschaft" (Die Mächte des Beharrens: 1. Die Bauern; 2. Die Aristokraten. — Die Mächte der Bewegung: 1. Das Bürgertum; 2. Der vierte Stand) und „Die Familie". — Ein würdiges Ergänzungsstück zu der im gleichen Verlag vor Jahren erschienenen Auswahl aus Paul de Lagardes Werken: „Deutscher Glaube, deutsches Vaterland, deutsche Bildung", die in ihrer scharfen, aber ehrlichen Kritik durchaus positiv wirken können. Ich halte es gerade in unserer Zeit der deutschen Not für wichtig, auch an dieses Werk zu erinnern.

Saarbrücken Hermann Ginzel

Völkerschicksale und Deutschlands Erwachen. Prophezeiungen im Lichte neu-wissenschaftlicher Forschung. Von E. Ebertin. Görlitz 1922, Eugen Munde. 128 S.

Auf die Gefahr hin, als schlechthin unbelehrbarer Skeptiker von der anscheinend wachsenden Zunft der Astral-„Wissenschaftler" glatt ad acta gelegt zu werden, erlaube ich mir die unmaßgebliche Feststellung, daß ich mich selbst durch die jeder Charlatanerie abholden, von Allgemeinbildung und persönlichem Freimute zeugenden Darlegungen von Frau Elsbeth Ebertin nicht habe überzeugen lassen. Was sie für 1923 prophezeit, ist nicht gerade ermutigend; aber dazu brauche ich, offen gestanden, keine himmlischen Strömungen heranzuziehen. Manches ist direkt zum Heulen. So warnt die Verfasserin vor sexuellen Ausschweifungen und sittlichen Entgleisungen, weil die an der Spitze des sechsten Hauses des Frühlingshoroskops marschierende Venus, durch Neptun, Mars und Mond feindlich bestrahlt, meist ansteckende Krankheiten diskreter Natur verursache. „Wem seine Gesundheit lieb ist, der hüte sich in solchen Fällen." So wörtlich auf S. 107 zu lesen! Die Tendenz des ganzen Büchleins ist an und für sich vortrefflich; die Astral-Ethik steht ohne Zweifel auf hoher Stufe. Aber die lachhafte Begründung der Vorhersagungen im einzelnen bringt die verehrliche Prophetin bei einigermaßen ernst denkenden Menschen gänzlich um die erstrebte Wirkung.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914. Von Heinrich Friedjung. Dritter Band. Berlin 1922, Neufeld & Henius. VIII, 352 S.

Im siebzigsten Lebensjahr ist Dr jur. h. c. et phil. Heinrich Friedjung am 14. Juni 1920 von uns geschieden. Von den drei Jahrzehnten, deren Imperialismus zu schildern er sich vorgenommen hatte, waren die beiden ersten in einem 460 Seiten starken Bande glücklich erledigt. Aber vom Schlusse lagen 700 (Druck-)Seiten vor, die bis ins Jahr 1913 reichten, noch der feilenden Bearbeitung bedurften und bis zum Kriegsausbruch ergänzt werden mußten. Jener Aufgabe hat sich sein Intimus Alfred Francis Pribram, dieser sein Gesinnungsgenosse Prof. Dr Otto Hoetzsch mit Takt und Geschick unterzogen. Der dritte Band, den anzuzeigen mir heute obliegt, umfaßt das letzte Jahrfünft vor der Weltkatastrophe, wobei man wegen der weltgeschichtlichen Zusammenhänge, deren Entwirrung der Urverfasser mit besonderer Vorliebe pflegte, nicht zu rigoros rechnen darf. Mit gewohnter Meisterschaft erzählt er die Weiter- und Festerschürzung des Knotens seit dem Tode des Erzfriedensstörers Eduard VII. Die Wegnahme Marokkos durch die Franzosen, die Tripolitaniens durch die Italiener, Aehrenthals letzte Jahre (das Inhaltsverzeichnis hat in Zeile 12 irrig „letzte Tage"!), die doppelzüngige Politik Greys, der Neoslawismus und die beiden Balkankriege (Fr. teilt den ersten

in zwei und gelangt so zu dreien!): Das alles zieht wie ein düsteres Drama noch einmal an unserem geistigen Auge vorüber. Man braucht durchaus nicht mit allem und jedem einverstanden zu sein — so kommt z. B. Grey auf S. 85 meines Erachtens viel zu gut weg — und wird doch überall die wunderbare Begabung dieses preisgekrönten Geschichtsschreibers, der die Objektivität der historischen Methode sehr wohl mit einer echten Deutsch-Gesinnung harmonisch zu vereinigen verstand, unverhohlen bewundern. Sein Tod hat die deutsche Geschichtswissenschaft und die deutsche Publizistik in gleichem Grade getroffen und das deutsche Schrifttum eines seiner stilistisch glänzendsten Vertreter beraubt.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Das deutsche Studententum von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Wilhelm Bruchmüller. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 477. Band.) Leipzig und Berlin 1922, B. G. Teubner. 132 S.

Nur ein so genauer Kenner des einschlägigen Stoffes wie Bruchmüller konnte auf dem verständlich-verzeihlich knappen Raume von 8¼ Bogen einen alles Wesentliche sagenden Abriß von der Geschichte des deutschen Studenten schreiben. Da ist kein Wort zu viel, keins zu wenig. Namentlich die Ergebnisse umfangreicher Nachforschungen über die Beteiligung deutscher Studenten am Weltkrieg und die Ausführungen über den Studenten der Nachkriegszeit sind so komprimiert gegeben, daß der Gefahr, besonders lieb gewordene Einzelfragen ausführlicher zu behandeln und dadurch, wenn auch ungewollt, parteiisch zu werden, überall vorgebeugt ist. Die großen Linien der Entwicklung sind geradezu vorbildlich herausgearbeitet. Wir erkennen das immer engere Einswerden des aus der inter- und anationalen Kirche des Mittelalters erwachsenden Studententums mit dem übrigen Volkstum, dann die nach 1848 einsetzende innere Zersplitterung und das Gegenspiel der individualistisch-aristokratischen gegen die demokratisch-genossenschaftliche Veranlagung des Deutschen. Abgeschlossenes wie Gärendes kommt bei Bruchmüller gleichermaßen zur Geltung. Der „Alte Herr" wie der actu studens kommt gleichermaßen auf seine Rechnung. Nur das eine bedaure ich: das Fehlen eines Registers.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Platon und die griechische Utopie. Von Edgar Salin. München-Leipzig, Duncker & Humblot. VIII u. 288 S.

Diese Arbeit, ein beachtenswerter und interessanter Beitrag zum historischen und literarischen Verstehen der politischen und gesellschaftlichen Fiktionen und Ideologien der Griechen, holt sozialpsychische und sozialtheoretische Probleme aus dem inneren Lebenstrieb dieses Volkes, aus der eigenen Not und Fülle seiner Kultur, aus seinen ökonomischen und geistig-sittlichen Elementen. Die Geschichte der griechischen Utopie ist die Geschichte der staatsromantischen und sozialrevolutionären Ideologie, die zu den großartigen, seltsamen Ideen von neuen geistigen Staatsgründungen führte. Die Linie der Entwicklung geht von Platons Reich der Polis über Aristoteles und die Spätantike zur civitas dei, dem neuen Gottesreich Augustins. Die gesamte antike Literatur, die in diesen Lebensstimmungen emporgewachsen ist, kommt also für eine historische Darstellung der hellenischen Utopie als Unterstützungsobjekt in Betracht. Hierher gehört vor allem die griechische Utopie einer vollkommenen Gemeinschaft und „radikalen Gleichheit" (wie sie Robert von Pöhlmann genannt hat) und nicht zuletzt die Geschichte des politischen Experimentes, die ja griechische Geschichte immer war. Edgar Salin behandelt die historische Frage nach Ursprung und Art, nach Ziel und Lehre und dem Staatsbild der einzelnen griechischen Utopien. Ihre „Ausfaltung, als Reifen eines geistig-bluthaften Keimes, der ganz nur als gestaltete Form sich offenbart", wird gezeigt, indem dem inneren organischen Verlauf der Utopienbildung, der Staatsdichtung und des Staatsromans, nachgegangen wird. Es werden in diesem Zusammenhang untersucht: Platons Politeia und Nomoi, die aristotelische Politika, Zenons Politeia, Xenophons Kyropädie, Theopompos' Meropis, Hekataios' Aigyptiaka, Euhemeros' Heilige Inschrift, Jambulos' Sonnen[illegible] und die griechische Utopie in Ciceros „De re publica". Das Buch, das durchaus kritischen, wissenschaftlichen An[illegible]sprüchen gerecht wird, gewinnt durch seine geistreiche [illegible] und die Empfänglichkeit für die Wirklichkeiten eines Volk[illegible]. Es gibt darum ein sinnlich greifbares und offenkundige[illegible] Bild antiken Lebensgefühls.

Wien Franz Strunz

Das Jesusproblem. Von Egon Friedell. Mit einem Vorwort von Hermann Bahr. Wien-Berlin 1921, R[illegible] Verlag. 85 S.

Die dilettantische und sensationelle Fragestellung „Ha[t] Jesus gelebt?" fand über Gebühr in den Kreisen hal[b]gebildeter, Aufgeklärter und vor allem unter Mensche[n], denen das Verständnis für die Welt geschichtlicher Ersch[ei]nungen mangelt, Beachtung und gab hier zur Forma[tion] neuer Schlagworte Anlaß. Einiges zur Charakteristik die[ser] (übrigens vom Standorte der Volksbildung und Ma[ssen]psychologie nicht uninteressanten) Laienbewegung habe i[ch] in diesen Blättern vor kurzem gelegentlich der Besprechung des Drewsschen Markus-Kommentars gesagt und dam[it] auch den gegenwärtigen Stand der Debatte zu kennzeichnen versucht. Nun kommt eine Schrift, die in dieser Auseinander[]setzung den Veröffentlichungen zuzuzählen ist, die gegen die Lehre vom vorchristlichen Jesus und die ganze Christus[]mythe Stellung nehmen und auch die Annahme, die Jesus[]verehrung sei eine welthistorisch apokryphe Dichtung, ab[]lehnen. Damit fällt auch die Hypothese von der Entstehung des Christentums als Massenbewegung. Der Verfasser will nicht als Gelehrter oder Theologe in die ohnehin [illegible] in ihren Ergebnissen entschiedene Diskussion eingreifen, sondern vielmehr nur als ein Mann mit gesundem Menschen[]verstand und historischem Sinn zur Grundthese seine per[]sönlichen Ansichten in knappen Worten vortragen, ob[]wohl auch er, der mit scharfer Axt durch diesen Gedanken[wust] bricht, davon überzeugt ist, daß die kommende Zeitwe[lle] diese Unklarheiten und Halbheiten einer Pseudogeschichte wie alles Seichte und Abgetane hinwegspülen wird. Ich habe das geistreich und elegant geschriebene Büchlein Friedells mit Genuß gelesen, das, obschon es mehr oder weniger polemischen Charakters ist, uns überall die [illegible] Hand des künstlerisch empfindenden Schriftstellers ver[rät]. Er leiht seinem Unmut auch dann nicht gereizte oder [illegible] schmacklose Worte, wenn sich die Verschwommenheit und Schiefheit der gegnerischen Konstruktionen ins Maßlose steigern. Friedell geht auf das Einfache, Selbstverständliche und Persönliche, das wirkliche Geschehen in einer geschicht[]lichen Überlieferung, das Elementare, das sich in ein[em] Ereignis birgt und das in seiner Realität nicht angezweifelt werden kann. Auf das einfache Beschreiben kommt es [illegible] erst an, nicht auf das Spekulieren und Folgern. Das [illegible] auch in aller Wissenschaft so, denn alle Wissenschaft [illegible] darauf aus — ich denke hier an Ernst Machs klassische [For]mulierung — Tatsachen in Gedanken darzustellen. [illegible] ist gar nichts anderes, als was Leopold von Ranke [illegible] der Geschichtsforschung und -darstellung verlangt: [illegible] richten, wie es wirklich gewesen ist. So ist es auch mit [der] Leben-Jesu-Forschung: was wir zuerst suchen und brauchen, sind im Wesen simple Zeugnisse und Berichte über [Vor]gänge. Und die sind für jeden, der historisch zu denken [ver]mag, gegeben, trotz aller Überlieferungsgebrechen, Trümmer[]stücke und Rahmenerzählungen, die ja in jeder Geschichte stecken. Das zweite ist die Entdeckung der Gründe der [Er]eignisse. Alle Geschichte lebt von Deutung, Charakter[], Verstärkung, Formulierung, Anordnung, Diorthose. [illegible] so wird Historie zum Bilde! Wir begreifen Vergangenes immer nur unter den Voraussetzungen unseres ge[gen]wärtigen seelischen Geschehens. Allerdings auf die [illegible] dieser Voraussetzungen kommt es an, denn (wie diesen [illegible]chischen Prozeß schon Nietzsche im Jahre 1871 in [illegible] baseler Vorlesungen gelegentlich einer Einführung in [illegible]

Studium der klassischen Philologie klar erkannt hat) eine Tatsache ist randlos und unendlich, sie trotzt einer letzten, völligen Wiedergabe. „Je mehr der Mensch Selbstdenker ist, um so mehr wird er in der Vergangenheit erkennen." So kann man auch das Leben Jesu nicht „objektiv" reproduzieren. Geschichte ist nicht Photographie. Vom Willkürlichen lebt die Geschichte und jede Überlieferung läßt den Historiker irgendwie im Stich.

Dem Einfachen spürt Friedell, wie gesagt, mit richtigem Gefühl nach, wobei er allerdings den logisch, erkenntnistheoretisch und psychologisch so vielfältigen und meist ins Unterbewußtsein hinabgleitenden Vorgang, der zum historischen Verständnis führt, zweifellos unterschätzt (S. 83). Das Einfach-Hohe, sittliche Größe, Werte persönlicher Art, darum auch die elementare Gotteslehre über das Wesen des Göttlichen — wer vermag die absolute Einfachheit oder die letzten Tatsachen und Gründe aller Wirklichkeit zu begreifen? — können von Unreifen im Tiefsten nicht erfaßt werden, vor allem nicht von Kindern. Wertbildung ist Sache der Reifen. Kinder und Ungebildete (das Wort gemeint im seelischen Sinn) haben einen anderen religiösen Horizont. Das Einfach-Hohe läßt sich nicht erklären. Es ist nicht lehr- und lernbar. Das ganze Gebiet der historischen Intuition ist seelische Begabungssache und ist für Kinder an Geist wirklich zu hoch. Ist's doch mit der Religion nicht anders. Auch sie nenne ich Begabungssache, ganz abgesehen davon, daß Kindheitsreligion und Erwachsenenreligion verschiedene Dinge sind... Friedell ist es recht gut geglückt, das Jesusproblem ins Allgemein-Menschliche zu vertiefen und von ihm die lastenden Traditionen und seelenlosen Formeln papierener Menschen abzulösen. Hier wird uns der Dichter fühlbar, der in schlichten Worten sagen will, was man in dieser einfachen Geschichte viel Wunders sehen kann. Eine Neuauflage dieser frischen und mutigen Schrift kann vielleicht noch einiges vertiefen, besonders das, was noch einiger historischen Aufhellung bedarf, um das religiöse Verhältnis der Frühgemeinde zu Jesus deutlicher werden zu lassen. Hier steht noch manche Frage vor uns, die der Beantwortung harrt. Wie ist der Glaube der Urgemeinde und des Paulus an Jesus als Mittelpunkt eines Kultes und als „Erlöser" entstanden? Wie reifte die Vorstellung vom sündenvergebenden und Reich-Gottes-gründenden Tod Jesu? Wie hängt sie mit dem Werden der Christologie zusammen? Woher kommt die Lehre von der himmlischen Abkunft Jesu? Gemeint sind die Ursprünge des frühesten Christusdogmas, seine Geschichte und Psychologie, und der Zusammenhang desselben mit dem sich neu gestaltenden Lebensgefühl und den veränderten Lebensformen des späteren christlich-mittelalterlichen Menschen.

Wien Franz Strunz

Hegels Ästhetik. Unter einheitlichem Gesichtspunkte ausgewählt, eingeleitet und mit verbindendem Text versehen von Alfred Baeumler, München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 250 S.

Es entspricht wohl einem natürlichen Gesetz, daß in der Entwicklung des menschlichen Geistes eine Welle vorwiegender Analyse von einer solchen der Synthese abgelöst wird. Es ist sehr bezeichnend, daß unsere jüngsten Synthetiker sich besonders von Hegel angezogen fühlen, der im vorigen Jahrhundert die Synthese übersteigerte, bis sie sich überschlug und ein ausschweifender Panlogismus eines Morgens als handfester Materialismus aufwachte. Alfred Baeumler gibt eine knappe Auswahl aus der schwerfälligen, dreibändigen Ästhetik Hegels, und dies Unternehmen ist dankenswert, sofern es eine Fülle tiefer und edler Gedanken zu neuer, genießbarer Erscheinung bringt. Daß dabei der Standpunkt des Auswählers und Zusammenstellers bestimmend ist, muß mit in Kauf genommen werden. Baeumler gehört zur geistigen Gefolgschaft Spenglers. Aus der in mehr als einer Hinsicht interessanten Einleitung wird dem, der es nicht schon weiß, so recht klar, wie sehr dies jüngste Denken in Erdteilen, Völkern und Jahrhunderten, dieser kecke Konstruktionalismus, der sich heute als historische Morphologie und Charakterologie gebärdet, Geist von Hegels Geist ist. Lassen wir uns nicht täuschen: jener „in der Fülle seiner historischen Erscheinung sich selber wissende", jener „konkrete" Mensch als „das zur völligen Selbständigkeit befreite, von den Naturbedingungen des Talents losgelöste Genie", der nach Baeumler der „Typus des modernen Menschen" sein wird, wächst und gedeiht im luftleeren Raum der Begriffe, die genetische Kräfte der Wirklichkeit sind; das heißt der aristotelisch-mittelalterliche Realismus ist wieder einmal im Marsch... Darüber und über vieles Einzelne, wie die gerügte „schwäbisch-protestantische Einseitigkeit" Hegels, wäre manches zu sagen. Alles in allem: es wird Zeit, Schopenhauer zu entdecken...

Weimar Heinrich Lilienfein

Reichls philosophischer Almanach 1923. Hrsg. von Paul Feldkeller. Darmstadt, Otto Reichl. 261 S.

In erstaunlich vorzüglicher Ausstattung wagt der Verleger die Gründung eines periodischen Unternehmens.

Ein Almanach, also ein Kalender, der fast jeden Tag an ein biographisches oder historisches Ereignis aus der Philosophenwelt erinnert. Unter den Monatsseiten seltene und schlagende Zitate: Anekdoten, Notizen, Kernworte. Im historisch-biographischen Teil Erinnerungen von Knigges Tochter an Hegel und Fragmente aus seinen holländischen Reisebriefen; Bernard Bolzano: Aus meinem Leben. Dann Mitteilungen über die Kant-Gesellschaft, andere philosophische Gesellschaften, Akademien, Preisaufgaben, Denkmäler, Bildwerke, literarische Bewertung philosophischer Persönlichkeiten. Im vermischten Teil Stücke von Paracelsus, Gellert, Lucian, Lotze, Owen. Im systematischen Teil kommen Hegel, Jean Paul, Nikolaus von Cusa, Heinrich vom Stein zu Wort. Der Herausgeber, Paul Feldkeller, gibt im Nachwort seine Quellen an, rechtfertigt seine Auswahl und macht Hoffnung auf Künftiges. Es wird ihm von Fachleuten an Anregung zur Aufnahme von Fragmenten aller Art nicht fehlen. Auch der Unterzeichnete hätte da vorzuschlagen und anzubieten.

Der Wert eines solchen Buches beruht in seiner Periodizität: Je länger je lieber. Erscheint ein erster Band etwas abgerissen und allzu bunt, so kommt mit den Jahren System in die Sache. Das und einen wachsenden Leserkreis wünschen wir dem Herausgeber wie dem Verlag.

Bullet ob Yverdon Ed. Platzhoff-Lejeune

Der Dichter und der Psychopathologe. Mit einem Literaturnachweis. Von Kurt Schneider. Köln 1922, Rheinland-Verlag. 22 S.

Die kleine Arbeit will weniger neue Lösungen erbringen als Probleme kennzeichnen und Grenzen bestimmen. Das ausführliche Literaturverzeichnis wird manchem willkommen sein.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Psychologie der Kunst. Band 2.: Psychologie des Kunstschaffens und der ästhetischen Wertung. Von Richard Müller-Freienfels. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 7 Tafeln. Leipzig, Berlin 1923, B. G. Teubner. 302 S.

Im „L. E.", XXV, 119, konnte ich kurz auf den 1. Band der neuen Auflage der „Psychologie der Kunst" von Richard Müller-Freienfels hinweisen. Nun liegt der 2. Band des in vieler Hinsicht grundlegenden Werkes vor: sowohl die Psychologie des Kunstschaffens, als die der ästhetischen Wertung ist bereichert um wertvolle Selbstzeugnisse und neue Forschungsergebnisse; so bringt z. B. das dritte Buch eine sachliche Würdigung der modernen Psychoanalyse und ihrer Bedeutung für die Psychologie des künstlerischen Schaffens. Auch dieser Band ist inhaltlich und formal umgeschmolzen. Die nüchterne Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit des Verfassers, der alle voreiligen, systemsüchtigen Überfolgerungen ablehnt, kann nicht genug anerkannt werden.

Weimar Heinrich Lilienfein

Philosophie der Kunst. Von W. O. Döring. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. 147 S.

Aufbauend auf den Grundgedanken der personalistischen Philosophie W. Sterns will der Verfasser eine Lösung kunstphilosophischer Fragen bringen. Er verfolgt die genetische Methode, die das Wesen der Kunst und die in ihr geltenden Gesetzmäßigkeiten dadurch zu erfassen strebt, daß sie in das Wesen und die Gesetzmäßigkeit des Kunstschaffens einzudringen versucht. Von Sterns Begriff der Person als einer immanenten Zielstrebigkeit aus sucht Döring das ästhetische Verhalten als allseitigen, harmonischen Ausdruck und Hineinbildung einer Persönlichkeit in die Welt zu verstehen. Im Kunstschaffen führt die innere Lebendigkeit zu äußerer Wirklichkeit. Das Kunstwerk ist Symbol der menschlichen Persönlichkeit. Von diesen, gewiß nicht neuen, aber klar vorgetragenen und gut formulierten Voraussetzungen aus behandelt Döring die Probleme des Kunstschaffens, der Kunst, des Systems der Künste und mannigfache weitere Probleme. Es liegt wohl mit an dem engen Rahmen, daß vieles ein wenig schematisch erscheint, daß gewisse Hauptzüge überbetont erscheinen neben den gerade im Kunstleben so überaus wichtigen Verschiedenheiten. Diese Vereinfachung macht sich z. B. störend bei der Theorie des Kunstgenießens bemerklich; denn das „Nachschaffen" ist nur eine sehr allgemeine Formel für das genießende Verhältnis und auch die Unterscheidung von verschiedenen Stadien des ästhetischen Genießens kann diesen Eindruck der Schematisierung nicht aufheben. Wie auch in der Philosophie Sterns, die die Basis dieser Untersuchungen abgibt, scheint alles weit einfacher und gradliniger als es ist, und wirkt daher oft konstruiert. Trotzdem ist die kleine Schrift Dörings gerade vielleicht ob dieser Vereinfachung der Probleme zur Einführung gut geeignet, zumal sie auch im einzelnen manchen hübschen Gedanken enthält.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Seelenleben und Rechtsprechung. Von Ludwig Frank. Zürich und Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H. 409 S.

Ein ungemein dankenswerter Versuch, Abirrungen des Seelenlebens, die aus gehemmter oder irregeleiteter Entwicklung des Trieblebens entstehen, vor Juristen anschaulich zu schildern. Und besonders deshalb außerordentlich wertvoll, weil nur auf diesem Wege die tiefe Kluft überbrückt werden kann, welche die Denkweise des psychiatrischen Sachverständigen leider immer noch, und nicht nur in Deutschland, von der Denkweise der rechtsprechenden Instanzen trennt. Wenn ein Autor von solcher Kompetenz wie Frank Affektstörungen schildert, mußte ein Werk von Wert entstehen. Richter und Rechtsanwälte werden daraus ein vertieftes Interesse gewinnen, den Entstehungsbedingungen einer Rechtsverletzung ganz anders nachzugehen, als es die rein formale Denkweise tut. Daß Frank seine Ausführungen durch besonders prägnante Lebenserfahrungen illustriert, erleichtert dem Juristen das Verständnis der schwierigen Materie sehr. Ein Bedenken kann allerdings nicht unterdrückt werden. Frank nimmt die Freudsche Lehre von der Verdrängung als gesicherte psychologische Tatsache und läßt sich von ihr auch in seinen forensischen Urteilen leiten. Das scheint zum mindesten verfrüht, denn wie heuristisch wertvoll auch die Hypothesen Freuds sind, sie sind doch nur Hypothesen und noch immer recht befehdete. Sie aber schon im Gerichtssaal zu verwerten, ist gefahrvoll, da dort nur das gesichertste Erfahrungswissen Existenzrecht hat. Sehr anfechtbar ist auch das Kapitel der Homosexualität. Wohl kein auf diesem Gebiete Erfahrener wird dem Verfasser hier folgen. Die Steinachsche Lehre von der Bedeutung der Pubertätsdrüse hätte zum mindesten erwähnt werden müssen, wenn nicht gar kritisch bewertet, und Franks Auffassung von den Heilungsmöglichkeiten der Homosexualität widerspricht durchaus der Erfahrung. Trotz dieser Ausstellungen bleibt das Buch ein höchst verdienstliches Werk, das weiteste Verbreitung verdient.

Berlin Siegfried Placzek

Mimik II. Übungsmaterial von Alfred Auerbach. Berlin 1922, Erich Reiß. 88 S.

Im ersten Teil seiner ausgezeichneten „Mimik", die bereits in vierter Auflage vorliegt, hat Auerbach mit sicherem Führerinstinkt grundlegendes Material für die einfachen Ausdrucksbewegungen des Körpers in Form von kurzen mimischen und dialogischen Szenen an die Hand gegeben. Der jetzt vorliegende zweite Teil baut darauf in genetischer Fortentwicklung auf. Auch hier ist die erprobte Grundlinie festgehalten: nicht im Zerpflücken großer Rollen, sondern aus einfachem Übungsmaterial soll der Schauspiel- und Opernschüler die Anregungen erhalten, die die in ihm vorhandenen Kräfte zur freien Selbständigkeit lösen können. Wie Erlebnis und Intuition, die wahren Triebkräfte des schöpferischen Lehrers, der Quell der aller Normen abholden Auerbachschen Methode sind, so führt er auch den jungen Darsteller sowohl in den vorbereitenden Notizen wie in dem reichen Übungsmaterial zur seelischen Unmittelbarkeit des künstlerischen Erfassens. Dementsprechend ist das Übungsmaterial, das sich aus Pantomimen, Ensembleübungen und musikalischen Pantomimen zusammensetzt, in kluger Sichtung und immer in Fühlung mit der Praxis, so ausgewählt, „daß der Spielende sich selbst gibt." Man wünscht diesem Buch, das dem Schüler in vorbildlicher Weise zeigt, wie er zu sich selbst gelangen kann, einen möglichst weiten Wirkungskreis.

Halle a. S. Edgar Groß

Jahrbuch der Bücherpreise. Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Holland, Skandinavien und der Schweiz. XVI. Jahrg. Bearbeitet von F. Rupp. Leipzig 1922, Otto Harrassowitz. 426 S.

Zweiundvierzig größere Auktionen konnten berücksichtigt werden, die Mehrzahl deutsche und österreichische (insgesamt 38). Die bedeutendsten waren die bei Baer & Co. in Frankfurt am Main, die der Sammlungen Rudolf Busch (zweiter Teil) und Ida Schoeller, reich an illuminierten Manuskripten und selteneren alten Drucken, ferner die bei Graupe-Berlin, die schöne Holzschnittwerke des 15. und 16. Jahrhunderts und eine große Anzahl meist kostbar gebundener französischer illustrierter Bücher aus dem 18. Jahrhundert brachte, und die Versteigerung von Kunstblättern und Manuskripten mit Miniaturen bei Henrici. Bruchner-Danzig versteigerte hauptsächlich Prussica und Polonica, Dörling-Hamburg Geheimwissenschaften neben deutscher Literatur und Varia, S. Martin Fraenkel-Berlin in sechs Auktionen Klassiker, Kultur- und Sittengeschichte, auch Moderne. Das Auktionsinstitut von Oswald Weigel in Leipzig konnte dreizehnmal seinen Kundenkreis benachrichtigen, fast das ganze Literaturgebiet breitete sich hier aus, zum Teil aus den Nachlassen des Geheimrats von Term pelten, von Franz Koppel-Ellfeld, Hans Landsberg und dem Grafen Kuenburg. Lepke-Berlin brachte Ende November 1921 den ersten Teil der kostbaren Sammlung Wilhelm von Bodes auf den Markt, Schwarz in Wien u. a. die Bibliothek Friedrich Schlögls.

Das ungeheure Anwachsen der gezahlten Preise, das für die diesjährigen Auktionen bezeichnend und wohl auf die steigende Entwertung der Mark und den Eingriff des Auslandes zurückzuführen ist, machte sich 1921 noch nicht bemerkbar. Die Zuschläge für Klassiker und Romantiker hielten sich in vernünftigen Grenzen. Beispielsweise gingen Goethes Neue Schriften, für die man unlängst den blödsinnigen Preis von 7 Millionen zahlte (?!), für 600, 400 und 1650 Mark ab. Hermann und Dorothea als Taschenbuch für 1798 wurde mit nur 630 Mark, der zweite Druck der ersten Ausgabe des Werther mit 510 Mark, Wilhelm Meister (mit 7 statt 8 Musikbeilagen) mit 400 Mark, der Winckelmann von 1805 mit 180 Mark ersteigert. Ein schönes Exemplar der Erstausgabe von Heines Buch der Lieder konnte schon für 790 Mark erstanden werden — und brachte bei Henrici im April 1922 1 700 000 Mark! Des Claudius Asmus Omnia sua secum portans in Halbfranzbänden erzielte bei Weigel 500 Mark —

) vor einigen Wochen 410 000 Mark. Auch Schillersche tdrucke gingen nicht hoch: „Braut von Messina" 90 bis 220 rk, Briefwechsel mit Körner 65 Mark, „Jungfrau" als lender für 1802 160 Mark, „Dom Carlos" 200 und) Mark, die Musenalmanache von 1796 bis 1800 in den iginalumschlägen 1500 Mark, nur „Kabale und Liebe" dem zweiten Titelblatt „Trauerspiele" stieg auf 5200 M. tunabeln waren nicht allzuviel auf dem Markt. Von elausgaben brachte die erste deutsche (1466) zusammen-undene mit der Kobergerschen neunten (1483) 120 000 rk, die Zainersche dritte (etwa 1473) 40 000 Mark, die narsche vierzehnte (1518) 2700 Mark, die sogenannte rfürstenbibel (1662) 1500 Mark. Sehr begehrt waren der illustrierte Werke. Kuglers „Friedrich der Große" den Menzelschen Bildern in der ersten Ausgabe und mit später unterdrückten beiden Holzschnitten wurde für 0 Mark zugeschlagen (1923 dafür auch für 470 000 Mark!). n kann man begierig sein auf die nächsten beiden Jahr-ge des vortrefflichen Handbuches.

Berlin Fedor von Zobeltitz

e Rote Erde. Herausgegeben von Karl Lorenz. Zweite Folge. Erstes Buch. Ausgabe A 50 Exemplare alle Graphik signiert, Halbperg. Ausgabe B 100 Exemplare ebenso in Halbleinen. Ausgabe C 300 Exemplare kartoniert, nicht signiert. Hamburg, Adolf Harms. 200 S.

Es gibt Zustände der Seele, die alle Erlebnisse seltsam chen; seltsam für den, der von diesen Zuständen nicht illt ist. Wem z. B. das Fieber die Kraft läßt oder die Kraft t, die Natur lyrisch zu erleben, der wird als Dichter jeden-s zu eigentümlichen Wortverbindungen, Wortlauten und halb auch zu Wortbedeutungen kommen. Ähnlich der, i dessen Sinnen einige ungleich, ich möchte sagen wuche-) entwickelt sind, während andere fast kümmerlich erleben. B. bei einem Dichter, der eigentlich wie ein Maler bt, aber die technische Begabung zum Wort hat. Aus hen fieberischen oder Zwitterbegabungen entstehen Kunst-ilde, die dem gewöhnlichen Menschen als krankhaft oder nfalls als ihm nicht natürlich erscheinen. An sich können — wer weiß — eine höhere Wahrheit enthalten als die natürlicher gestalteten Kunstgebilde. Solche Gedanken men mir bei der Lektüre der Roten Erde, einer Zeit-ift in Luxusform. Sie kommen mir bei den Dichtungen Karl Lorenz. Man urteile: „Traum — Wunder Licht — m. Röte — hin; Klang — Lampen drehn in deiner hne!" Das ist einer der tausend Verse, die alle ähnlich ormt sind. Ich möchte nicht sagen, es sei an sich ungenieß-und nicht fähig, in jedem Leser etwas zum Klingen zu igen; ich möchte nur sagen, für mich ist es leerer Wort-belschall, weil ich mich nicht in jenem oben erwähnten nderen Zustande befinde und mich in einen solchen auch t durch die Gewalt der Verse hineinzaubern lassen kann.— nlich aus den Bezirken einer mir fremden Dimension gen die Verse von Paulfried Martens. „Ach, atavistische wen. Sarkasmus pönt überroh." — Schon besser ge-ße ich die Gedichte von Kurt Heynicke, obschon sie für h aus dem pomphaft großen Rahmen allzugern in heidenere Umgebung wegflattern möchten. — Kurt ds Weihenacht ist ein gewaltiges Thema, nämlich die ieuerung des Menschen. Aber die Mittel, die dazu ver-ndt werden: Ironie gegenüber dem Spießbürger und n alten Empfinden, Allegorie und lyrische Kurzschrift für neue Empfinden, packen nicht, runden sich nicht zu organisch rem Bilde. Auch das ist von einem mir unzugänglichen stande aus gesehen. — Friedrich Wolf will im „Löwen ttes" den Werdegang Mohammeds gestalten. Aber die eren oder äußeren Widerstände, an denen sein Held chft, sind oft nur Kulisse, so die Stürme und Sandwehen, denen das Göttliche sich ihm naht. Ich vermisse da die rzeugende Gestaltung des Furchtbaren. Ein Vers der el bewältigt so etwas viel einfacher, tatsächlicher. Wolfs hammed macht zu viel Worte, überwindet innerlich zu nig, oder findet sich zu sehr schwärmend, zu kindlich mit seinen Gesichten ab, nimmt sie mit großen Worten allzu leicht als ein neues Kleid. Daran ist, meine ich, die ganze Anlage schuld, die weniger auf Kampf (was die dramatische Form erforderte) als auf passive Offenbarung gestellt ist. — Georg Britting stellt im Storchennest eine Reihe von Begegnissen und Gesprächen dar, die von Personen, die durch jenen oben erwähnten Zustand ein ganz besonderes Verhältnis zu den Dingen haben, hervorgerufen werden. Und das, muß ich sagen, weckt manche grauenhafte Stimmung, manche Satire, manches seelische Verhältnis, das gespenstisch im Zwielicht der Welt des Truges und der Welt der Wahrheit steht. Diese Gespräche, eingeteilt in fünf Akte, sind für mich das Beste des Bandes. — Die Bildbeigaben, namentlich die Holz- und Linolschnitte, die ausführlich zu besprechen hier nicht der Ort ist, wirken durch die Verteilung der schwarz und weißen Flächen und durch den Linienschnitt weit mehr als die Wortgestaltungen sinnbildlich überzeugend und rechtfertigen wohl den vornehmen und schönen Druck, sowie das Format des Bandes.

Berlin Hans Roselieb

In der Heimat des Polarmenschen. Die zweite Thule-Expedition 1916—1918. Von Knud Rasmussen. Mit 76 Abbildungen und 10 Karten. Leipzig 1922, F. A. Brockhaus. 366 S.

Seit Rasmussen sich 1910 in der Nordsternbai für seine Tätigkeit die erste Grundlage und auch eine Handelsstation unter dem Namen Thule schuf, hat er sich wiederholt weiter mit der Erforschung Nordgrönlands beschäftigt. Er ist ein geborener Grönländer und hat dort seine Jugendzeit verlebt, er ist sozusagen der Geschichtschreiber des Eskimovolks geworden. Und gerade den arktischen Polarmenschen, den die Barre des Inlandeises von dem Süden der Grönländer trennt, hat noch keiner mit so wahrem und einfühlendem Verständnis zu schildern gewußt wie er. Er ist auch der erste, der seine erfolgreichste Expedition völlig nach Eskimoart ausgerüstet und auf seiner abenteuerlichen Reise auf Eskimoart erhalten hat, denn tatsächlich machte nur die Verbindung europäischer Führerschaft mit den Fähigkeiten und Lebensbedingungen der Eskimos diese weitausgedehnte, mit unendlichen Schwierigkeiten verbundene Forschungsfahrt überhaupt möglich.

Gefahren umlauerten die Forscher in dieser abgeschiedenen Welt auf Tritt und Schritt, auch der Tod begleitete sie. Aber diese Gefahren waren Rasmussen nicht unbekannt, und sie erschreckten weder ihn noch seine Kameraden, die seine Pläne mit Begeisterung aufnahmen, allein erfüllt von dem einen Gedanken an den sicheren Erfolg. Große Expeditionen, zuletzt die Pearysche, hatten vorgearbeitet, und doch war es keiner geglückt, eine gründliche Kenntnis des Landes heimzubringen. Die Ursache lag in der Hauptsache an der Ausrüstung. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Arbeitsfeldern sind riesig, die Bodenverhältnisse sehr schlecht. Mit schweren Gepäcklasten kommt man also nicht vorwärts. Rasmussen brach mit aller bisherigen Praxis und verließ sich in der Ernährungsfrage fast völlig auf die Jagd. Nur mit leichtester Last können die Schlitten sich ihren Weg durch den bodenlosen Schnee bis tief in die Fjorde hinein erzwingen.

Das Buch ist als Reisebericht von höchstem Interesse und hat auch seine literarischen Reize. Der Laie kennt ja so gut wie nichts von Nordgrönland, ihm tut hier eine neue Welt sich auf. Und um so dankbarer begrüßt er die Einschaltungen, in denen Rasmussen von dem Leben und der Geschichte des Polareskimos erzählt, von den frühesten Entdeckungen, von den Expeditionen Pearys, Hayes, Kanes, Halls, Beaumonts, Lockwoods, auf deren Spuren man vielfach stieß, war es zuweilen auch nur ein Steinmal, das man einem Toten gesetzt hatte. Zahlreiche photographische Aufnahmen begleiten den Text. Was Rasmussen zur Kenntnis des Polargebiets durch die genaue Erschließung der Küsten, der Fauna und Flora und des geologischen Baues des Landes beigetragen hat, mag die Fachwelt beurteilen. Für den

nichtfachmännischen Leser wird die Freude an der Lektüre noch genußreiner sein, weil er nichts nachzuprüfen hat.

Berlin **Fedor v. Zobeltitz**

Die Rutschbahn. Das Buch vom Abenteurer. Hrsg. von Ignaz **Ježower**. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 368 S.

Ein guter Gedanke, und zeitgemäß ist er auch! Es ist für die Söhne des 20. Jahrhunderts wenigstens ein bißchen trostreich, daß bei Ur- und Ururgroßvätern, im besonderen in dem auf seine Vernunft so gefährlich stolzen 18. Jahrhundert, der Narrentanz des Lebens auch toll genug getanzt wurde. Wie heißt es in Goethes „kophtischem Liede“? „Kinder der Weisheit, so haltet die Narren eben zu Narren, wie sich's gebührt.“ Eine ganze Reihe solcher Kinder der Weisheit marschiert auf, gut gewählte Vertreter eines Typus, der sich in all seinen Abarten dem erstaunten Leser zeigen soll; missen möchte man keinen, und wenn man noch einige würdige Kandidaten nennen könnte, so kam es dem Herausgeber nicht auf die möglichst große Zahl, sondern darauf an, daß sich ein Gesamtbild der Gattung ergäbe. Nur der Chevalier d'Eon, der Diplomat in Damenkleidern (oder umgekehrt!) wäre doch eine gar possierliche Rarität gewesen! Die Berichte sind aus allen möglichen Fundstätten gut zusammengeholt: neben Goethe (über Cagliostros Familie), Casanova (über sich selbst und St. Germain) nimmt sich auch der alte Varnhagen von Ense (über Theodor von Neuhof) gar stattlich aus; für das Finanzgenie John Law hätte ich vielleicht eine andere Darstellung gesucht als die Michelets — sie ist wohl nur in größerem Rahmen recht verständlich.

Für die Anschauung sorgen eine ganze Reihe von Wiedergaben zeitgenössischer Blätter, charakteristischen Buchschmuck hat George Grosz beigesteuert, der Herausgeber ist im Anhang mit Anmerkungen, Literatur- und Quellenangaben auf dem Plan und leitet das Ganze mit einem] ehr flott geschriebenen, unterhaltsamen Aufsatz ein. Gegen seinen Inhalt wäre allerdings mancherlei einzuwenden von der phantastischen Etymologie, die Abenteurer aus dem Gotischen (!) statt aus dem Französischen, mittelbar dem Lateinischen (adventura) ableitet, bis zur sozialen und geschichtlichen Einschätzung des Typus. Der Abenteurer des 18. Jahrhunderts „trampelte“ nicht so sehr „auf dem bürgerlichen Buckel“ (S. 13) herum, als auf dem aristokratischen, und die zur großen Revolution führende „Desorganisation“ wurde nicht durch sein Treiben hervorgerufen (S. 37): das heißt Krankheitssymptom mit Ursache verwechseln.

Berlin-Lichtenberg **Albert Ludwig**

Literargeschichtliche Anmerkungen

XLIX

Heinrich Laubes „Struensee“

als Grundlage eines französischen Festspiels zur Feier der belgischen Septemberrevolution

Von Franz Rudolf (Eger)

Die Tatsache, daß häufig Plagiate aus älterer oder neuerer Zeit aufgedeckt werden, hat oft schon Veranlassung gegeben, sich mit dem Wesen, mit der Psychologie des Plagiats zu beschäftigen und hat auch angeregt, eine festere Grenze zwischen wirklicher, gestaltender Verwertung eines Stoffes und plagiierender Bearbeitung oder „Anleihe“ zu finden. Dabei ist man auch zur Erkenntnis gekommen, daß die Anschauungen über diese Grenze verschieden sind je nach der Nationalität, daß Deutsche anders über Plagiate denken als z. B. Franzosen, doch auch daß dem strengen Standpunkt der Deutschen die viel leichtere Auffassung der Franzosen gegenübersteht, und tatsächlich findet man auch öfter eine solche Aneignung bei den Franzosen. Diese Tatsache ist vielfach rückhaltlos ausgesprochen worden. Heinrich **Laube**, der durch seine vielen Beziehungen zu den literarisch bekanntesten Männern des damaligen Frankreichs, weiter [illegible] seinen Aufenthalt in Paris zu den besten Kennern der [illegible]zösischen Literatur seiner Zeit gezählt werden muß — [illegible] ihm doch die Vorliebe für das französische Theater währ[illegible] seiner Burgtheaterzeit zum Vorwurf gemacht — gibt [illegible] seinen Erinnerungen ein noch heute geltendes Urteil [illegible] diese freie Ansicht der Franzosen ab. So schreibt er [illegible] **Molière** (Bd. 30, S. 164):[1]) „Er hat die gleichzeitig[illegible] Spanier und Italiener fleißig benützt — kein Franzose [illegible] danach. Sie sind in dem Punkte der Aneignung oder, wie es jetzt heißt, der ‚Annexion' von weitestem Gewissen.“ — Oder wenn er ganz allgemein von den Franzosen spr[illegible] (ebendort): „Was in Frankreich der Landsmann verarbeit[illegible] und fertig bringt, das ist des Landsmannes, das ist nation[illegible] Erwerb; kein literarischer Kommissär fragt nach dem [illegible]sprungszeugnis. — Kommt doch einmal dem Fran[illegible] etwas zu von unserer Literatur, dann beleckt er es mit sein[illegible] nationalen Zunge so lange, bis der fremde Ursprung [illegible]kenntlich geworden und der Nachweis der Entlehnung ka[illegible] möglich bleibt. —“

So hat es Laube niedergeschrieben, und diese seine A[illegible]sicht hat einen Beweis erhalten, wie man sich ihn besser [illegible] zwingender wohl kaum denken kann, dadurch — daß ei[illegible] seiner Dramen, eins, auf das er sich viel zugute hielt — [illegible] „Struensee“ —, dessen unverkürzte Aufführung im Bu[illegible]theater am 30. Oktober 1849 ihn bekanntlich auf den St[illegible] des Burgtheaterdirektors erhob, auf die geschilderte W[illegible] von einem Franzosen übernommen wurde. Der Mann, [illegible] diese Annexion vollzogen hat, ist ein Belgier, Jules L[illegible] **Guilliaume**, geb. am 4. Juli 1825 zu Brüssel, gest. [illegible] 15. November 1900 ebendort. Sein Name ist wohl ka[illegible] über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen, [illegible] größten Teil seines Lebens war er Sekretär des „Conser[illegible]vatoire de musique“ in seiner Vaterstadt Brüssel. Er [illegible]suchte sich als Lustspieldichter und Dramatiker, hauptsäch[illegible] aber betätigte er sich als Übersetzer aus dem Deutschen, [illegible] so ist es auch erklärlich, wie er auf Laubes „Struensee“ ka[illegible]

Guilliaumes Drama[2]) ist schon deshalb interessant, [illegible] es geradezu ein Schulbeispiel bietet für die Art, wie [illegible] solches „Annektieren“ vor sich geht.

Der erste Akt von Guilliaumes Drama ist eine ga[illegible] leichte Überarbeitung, besser gesagt eine Übersetzung, de[illegible] er hat lange Stellen aus dem Laubeschen Drama mehr od[illegible] weniger wörtlich übersetzt. Mit den Schlußworten des er[illegible] Aktes des Laubeschen „Struensee“ beginnt der zweite [illegible] des Dramas von Guilliaume. Mit dem zweiten Akt begi[illegible] auch eine freiere Bearbeitung. Er hat die Handlung vere[illegible]facht, Motive ausgeführt, die Laube nur angedeutet hat, [illegible] Reminiszenzen an Laube bleiben jedoch gleich häufig.

Wie der Verfasser angibt, wurde das Drama anläß[illegible] der nationalen Septemberfeste (zur Feier der Septem[illegible]revolution in Brüssel 1830) am Théâtre du cirque in Br[illegible] 1861 aufgeführt.

Es bliebe noch die Frage offen, warum gerade [illegible] Struenseedrama als Festspiel zur Feier der belgischen Re[illegible]lution aufgeführt wurde. Struensee galt den Fran[illegible] wegen seiner Vorliebe und Verehrung für Volta[illegible] wegen seiner freisinnigen Reformen gleich jenem als V[illegible]läufer der Revolution; schon wenige Jahrzehnte nach sein[illegible] Tode erschien er das erstemal bei Alexander **Duval** als He[illegible] eines Dramas, und von da an ist er in der französisch[illegible] Literatur als Dramenheld lebendig geblieben bis in [illegible] neueste Zeit. Ja selbst Eugène **Scribe** hat die Vorgeschi[illegible] von Struensees Fall behandelt — natürlich als Lustspiel — in seinem „Bertrand und Raton“, das unter dem T[illegible] „Minister und Seidenhändler“ in Deutschland oft gesp[illegible] wurde. Als letzter Franzose hat meines Wissens P[illegible] **Meurice**, der Freund Victor Hugos, den Struensee[illegible] in Frankreich behandelt (1899).

---

[1]) Gesamtausgabe von H. H. Houben. Leipzig, M. He[illegible]

[2]) „Struensee.“ Drame en cinq actes par Jules Guilliau[illegible] Bruxelles et Leipzig 1861, A. Lacroix, Verboekhofen & Ci[illegible]

L

)ie Quelle von Conr. Ferd. Meyers „Schuß von der Kanzel“

Von Paul Jürges (Wiesbaden)

Als Quelle für das Hauptmotiv in C. F. Meyers Novelle „Der Schuß von der Kanzel“, daß nämlich ein Pfarrer ı unvorsichtiger Spielerei mit einer Pistole in der Kirche nen Schuß abfeuert, wurde bisher ein wirkliches Ereignis ıgesehen, das sich mit dem Pfarrer Christoph Schmezer in iegelhausen bei Heidelberg begeben haben sollte. Diese ersion geht auf Jos. Victor Widmann zurück, der sie zuerst ı der mir nicht zugänglichen Berner Schützenfestzeitung r. 1 vom 27. Juni 1910 veröffentlicht und später in der Pistolenprobe“ (Die stille Stunde Bd. 6 = Widmann, Der orilla und andere Erzählungen. Zürich 1918, S. 16 ff.) iederholt hat. Vgl. auch Freys Ausführungen in der Zeitchrift „Wissen und Leben“ 1910, S. 560 ff.

Widmann will als heidelberger Student (er studierte ort 1862—1864) die Geschichte als Selbsterlebnis aus dem Munde des Pfarrers Schmezer vernommen haben, während : in seinem Hause zu Besuch war. Ein etwa dreizehnjähriger ohn des Pfarrers, so berichtet Widmann, fragte seinen ater, ob er das „Puffertle“ bekommen könne, und dies eranlaßte den Pfarrer, den Vorfall zu erzählen, der sich nach inen Worten „vor einigen Jahren“, also etwa 1860, ereignet aben sollte. Der Pfarrer hatte, um kurz die Erzählung wiederzugeben, an einem Sonnabend seinen Freund Scheffel in eidelberg besucht und auf dem Wege nach dem Holländischen Hof, in dem Scheffel wohnte, in einer Eisenhandlung ne Taschenpistole gekauft, um die ihn sein Sohn gebeten atte. Er ließ sich die Waffe vom Verkäufer gleich laden und n Zündhütchen aufsetzen. Nach langer Kneipsitzung mit Scheffel schläft er bei diesem auf dem Sofa; er erwacht :st um 8 Uhr des Morgens und eilt nun nach Ziegelhausen ırück, wo um 9 Uhr der Gottesdienst beginnen sollte. Noch en rechtzeitig angekommen, hält er seine Predigt, nach eren Schluß er sich erschöpft in den Kanzelstuhl fallen läßt. abei geniert ihn ein harter Gegenstand in seiner Tasche, en das von ihm halb vergessene Pistol. Er zieht es hervor nd beim unvorsichtigen Hantieren damit geht der Schuß los.

Diese Erzählung ist bisher ohne Kritik angenommen, ı von Wüst, Gottfr. Keller und C. F. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis. Leipzig 1911, S. 175 nd von Frey in seiner Biographie C. F. Meyers (3. Aufl., Stuttgart-Berlin 1919, S. 322). Frey vermutet, daß Meyer en Vorfall von seinen Verwandten Meyer-Ott erfahren abe, bei denen die Scheffelschen öfter zu Besuch waren.

Ich muß gestehen, daß mir mancherlei Bedenken gegen die laubwürdigkeit dieser Erzählung aufgestiegen sind, obwohl e mit großer Bestimmthe itund mit vielen Einzelheiten voretragen wird. Ich will aber nicht näher hierauf eingehen, umal ich nicht in der Lage bin, die tatsächlichen Angaben enau nachzuprüfen und z. B. festzustellen, ob Schmezer, er am 29. April 1800 geboren wurde (Bad. Biographien. ersg. v. F. v. Weech, Bd. 4, S. 404) um 1860 herum noch inen erst dreizehnjährigen Sohn hatte. Ich kann nämlich ie Anekdote in weit früherer Zeit nachweisen. Sie steht in . J. Webers „Demokrit“ Bd. 1, Kap. 13 (in der Ausg. v. 1832 uf S. 183 f., in der v. 1843 auf S. 245), einem Werke, an em der Verfasser seit 1804 schrieb, wenn auch der erste Band rst 1832 (immerhin noch ein Jahr vor der Geburt des ltesten Sohnes Karl des Pfarrers Schmezer; vgl. Bad. Biographien Bd. 5, S. 702) erschien. Es heißt dort: „Eine leinigkeit, die erschütternde Empfindung gibt, erschüttert ı gut als ein vom Stapel gelassenes Linienschiff, und der ute Landprediger, der im Hingang zur Kirche ein schönes erzerol erhielt, zu sich steckte, beim Niederknien auf der anzel näher untersuchte und plötzlich — Feuer gab, war ewiß so sehr überrascht, als seine ganze liebe Gemeinde!“

Es liegt auf der Hand, daß wir in dieser Stelle des Demokrit“ Meyers Quelle zu sehen haben. Hier allein findet sich wie bei Meyer der Zug, daß der Pfarrer die verhängnisvolle Pistole auf dem Wege zur Kirche als Geschenk erhält. Daß sie in arglistiger Absicht verehrt wurde, ist natürlich Meyers Zutat.

Wir haben also wohl einen der häufigen Fälle vor uns, daß eine ältere Anekdote später auf eine Person übertragen wird, die ihrer ganzen Eigenart nach ihr Träger hätte sein können. Wem diese Übertragung in unserem Fall zuzuschreiben ist, ob Widmann oder Schmezer selbst, wird sich schwerlich noch feststellen lassen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Beatrice Dovsky ist nach einer Meldung vom 25. Juli im Alter von 53 Jahren in Hietzing bei Wien gestorben. Sie war durch Chiavacci in die Literatur eingeführt worden, hat sich als Schilderin des wiener Lebens vorteilhaft bekanntgegeben und mit dem Textbuch zu Schillings „Monna Lisa“ einen nicht alltäglichen Erfolg erzielt.

Wilhelm Jerusalem ist nach einer Meldung vom 17. Juli im Alter von 69 Jahren einem Herzschlag erlegen. Er stammte aus Drenic in Böhmen, hatte in Wien Philologie und Philosophie studiert, war lange Jahre als Gymnasialprofessor tätig gewesen und kürzlich zum ordentlichen Professor an der wiener Universität ernannt worden. Sein „Lehrbuch der Psychologie“, seine „Einleitung in die Philosophie“, seine gesammelten Aufsätze „Gedanken und Denker“, haben sich entschiedener Beliebtheit erfreut. Seine eigene Philosophie trug evolutionistischen Charakter, sie betonte mit Vorliebe das genetische und biologische Moment und maß den soziologischen Faktoren große Bedeutung bei.

Theodor Fontanes jüngste Schwester, Frau Elise Weber ist am 14. Juli in Berlin-Weißensee verschieden. Der Vossischen Zeitung“ (336) wird zu dieser Gelegenheit geschrieben:

„Der Tod hat es mit ihr weniger gnädig als mit ihrem vor beinahe 25 Jahren verstorbenen Bruder gemeint; ihr allzu gutes Herz hat sie fast ein Jahrzehnt lang ein Leben ertragen lassen, das sie dauernd ans Haus fesselte, und hat noch während der letzten Monate einer Reihe von Schlaganfällen getrotzt. Nun ist sie hinüber, die so anregend und pointiert zu plaudern verstand und in sarkastisch-witziger Weise an den Dingen, lieber noch an den Personen, Kritik übte. Für einen Biographen, dem es nicht nur auf den Werdegang des Dichters, sondern auch des Menschen Fontane angekommen wäre, ist mit der in ihrem fünfundachtzigsten Jahre Entschlafenen eine starke Quelle ebenso interessanter wie intimer Mitteilungen versiegt. Es war noch vor wenigen Monaten geradezu ein Hochgenuß, der alten Dame zuzuhören, wenn sie mit erstaunlichem Gedächtnis und fast jugendlicher Frische aus der Vergangenheit erzählte, wobei übrigens der große Bruder und Pate gar nicht immer gut abschnitt, während alles, was sie von ihrer Schwägerin sagte, wie ein Hohes Lied auf Emilie Fontane anmutete. Auch Frau Weber-Fontane hat unter den Verhältnissen des Elternhauses gelitten und würde in anderer äußerer Lage ein bevorzugtes Leben haben führen können, zu dem sie, wie wenige vorher, bestimmt zu sein erschien. Neben den Vorzügen ihres Geistes und Wesens besaß sie eine Schönheit, die in ihrer Jugend selbst innerhalb der Familie berückend wirkte, und die sie lange Zeit hindurch zur begehrtesten Dame der ruppiner Garnison machte. Einen Abglanz dieser Schönheit trugen auch die Züge der Greisin, die so gar keinen greisenhaften Eindruck ausübte, namentlich, wenn sie durch Fragen über das Einst angeregt wurde. Sie war seit geraumer Zeit verwitwet und hatte einen Sohn und eine unverheiratete Stieftochter, mit der sie viele Jahre in mustergültiger Harmonie zusammen gelebt hat. In dieser Hinsicht hatte es das Leben mit Elise Weber gut gemeint,

indem es ihr für den Abend ihrer Tage eine treue Gefährtin und Pflegerin schenkte, die jedes Lob mit der Begründung abzulehnen pflegte: ‚Sie war meine erste Liebe und ist es geblieben.'"

Louis Couperus ist am 16. Juli, nachdem er am 10. Juli seinen sechzigsten Geburtstag feiern konnte, in seinem Landhaus De Steeg bei Arnheim, das ihm zum sechzigsten Geburtstag von Verehrern geschenkt worden war, einem Insektenstich zum Opfer gefallen. Er war 1863 im Haag geboren, ging zehn Jahre später mit seinen Eltern nach Batavia, wo er das Gymnasium besuchte und kehrte 1878 nach der holländischen Residenzstadt zurück, wo er das Lehrerexamen bestand und alsbald mit einem Band Gedichte in die Literatur eintrat. Recht eigentlich hat er mit achtunddreißig Jahren in der charakteristischen Kyropädie „Babel" sich selbst entdeckt, und mit seinen das Altertum lebendig vergegenwärtigenden Romanen „Heliogabal", „Xerxes", „Babel", „Die Komödianten", „Der verliebte Esel", seinen Weltruhm begründet. Doch sind auch die Schöpfungen seiner Frühzeit, die in ihrer gedämpften Stimmung an Herman Bang erinnern, seine Gedichte, vorzüglich sein Maurenroman „Der Unglückliche" von entschiedenem literarischen Wert. Sein Roman „Alexander der Große" ist noch unübersetzt, sein Roman „Herakles" wird demnächst im Wegweiser-Verlag in Berlin erscheinen.

Am 16. Juli starb in Stekna in Westböhmen der tschechische Romandichter Karel Klostermann. Am 15. Februar 1848 in Haag in Oberösterreich geboren, studierte er ursprünglich Medizin, die er dann mit dem Erzieherberufe und der Mittelschulprofessur vertauschte; den größten Teil seines Lebens war er an der deutschen Realschule in Pilsen tätig. Zuerst hat sich Klostermann als deutscher Schriftsteller versucht, bald fing er jedoch an tschechisch zu schreiben und erreichte eine große Popularität als Schilderer des Volkes und der Nation des Böhmerwaldes. Die Kosten seiner Bestattung hat die Stadtgemeinde Pilsen übernommen.

* * *

Der 150. Geburtstag Josef Jungmanns, des großen Philologen und Übersetzers aus der Zeit der tschechischen Renaissance, wurde am 16. Juli in der Tschechoslowakei, zumal in seinem Geburtsdorfe Hudlitz bei Beraun, feierlich begangen.

Franz Pfemfert, der Herausgeber der „Aktion", erläßt ein eigenartiges Preisausschreiben, in dem er alle „Lohnsklaven" dazu aufruft: „Erzählet euer Leben, euer Denken und Fühlen, euer Wachen und Wollen." Er macht dabei besonders den Gesichtspunkt geltend, daß die Frage zu beantworten sei, nach welchen Irrtümern und Irrwegen der Verfasser zum Klassenkampfstandpunkt gelangt sei. Die Beiträge sollen den Rahmen von drei Druckspalten der „Aktion" nicht überschreiten, Schlußtermin für die Einsendung ist der 1. Oktober 1923, Schiedsrichterkollegium sind alle Leser der „Aktion", wobei nach Punkten gewertet wird. Insgesamt sollen zwanzig Preise in Form von wichtigen Werken im Gesamtwert von über drei Millionen Mark zur Verteilung gelangen.

* * *

Nestroys literarischer Nachlaß, in dem sich die meisten von der Hand des Dichters geschriebenen Theaterstücke befinden, und der bislang im Besitz der hochbetagten Schwiegertochter Nestroys, der Frau Stephanie Nestroy-Bene in Wien war, ist auf Anregung von Peter Sturmbusch dem Direktor der wiener Stadtbibliothek übergeben worden. Er umfaßt im ganzen vierzig Handschriften.

Aus einem Briefe von Richard Dehmel an Philipp Witkop vom 9. März 1913, der soeben in Richard Dehmels ausgewählten Briefen bei S. Fischer, Berlin, erschienen ist, erfährt man wichtiges über Liliencrons Tod: „Von den ‚letzten Worten' Liliencrons sind natürlich die meisten Reporterfabel. Authentisch sind nur die folgenden. Im Fieber etwa drei Stunden vor seinem Tode: ‚Laßt mich doch nich so allein auf dem Schlachtfeld liegen!' Und nach einer We[...] mit verlangendem Ausdruck: ‚Musik, Musik!' Dann ließ [...] seine Gattin auf einem Grammophon, das im Nebenzimm[er] stand, sein militärisches Lieblingsstück ‚Des Großen Ku[r]fürsten Reitermarsch' vorspielen, wonach er ihr in einem Augenblick klaren Bewußtseins die Hand gab und sa[gte:] ‚Ich danke dir, Anna — du hast mir immer nur Gu[tes] getan!' Endlich, eine Viertelstunde vor seinem Tode, gle[ich]falls in einem klaren Augenblick, zu der Krankenwärter[in,] die ihm das Kopfkissen zurechtschob: ‚Wie freundlich —' Sonst hat er nichts in den letzten Stunden gesprochen, sch[on] weil ihm infolge der Lungenentzündung das Sprechen [...] schwer fiel, und auch aus seelischer Verschwiegenheit. [...] konnte, schon am Abend vor dem Todestage, als ich Absch[ied] von ihm nahm, nur noch röchelnd sprechen und deutete [...] seinen inneren Zustand nur durch die Worte an: ‚Schreckl[ich,] Richard, nicht schlafen können. — Sechs Tage schon. — [...] ist mit mir? — Ich seh' da immer Alexanderzüge auf [der] Tapete. — Alexanderzüge, Richard!' Was dabei alles [...] seinem Blick und seinem krampfhaften Handdruck [...] habe ich in dem Gedicht ‚Der letzte Traum' dargestellt."

* * *

Der „Weltverband der freien Wissenschaft" versen[det] nachstehendes Rundschreiben:

„Der Weltkrieg und die Revolutionen haben Kr[äfte] geweckt, die der Wissenschaft verhängnisvoll zu wer[den] drohen, da sie zu feindlicher Trennung der Völker ein[er]seits, der Weltanschauungen innerhalb des einzelnen [...] andererseits zu führen geeignet sind. Von nationalem [und] politischem Haß die Wissenschaft freizuhalten, soll der [...] des Weltverbandes der freien Wissenschaft sein. [...] alljährliche Versendung der Mitgliederliste will er die [Ver]bindung und gegenseitige Förderung aller Gleichgesinn[ten] fördern. Auf dem Boden des leitenden Verbandsgedan[kens] wird er jedes nationale und politische Bekenntnis ac[hten.] Wer grundsätzlich geneigt ist, einen solchen Verband [...] ins Leben zu rufen, möge unverbindlich eine entsprech[ende] Erklärung, die noch keinen Beitritt bedeuten würde, [...] auch nur die Visitenkarte senden an Professor Dr. [...] Peking, Ta Fang Chia Hutung 27."

Die Wissenschaftliche Gesellschaft für Litera[tur] und Theater in Kiel (Jahresbeitrag Mark 500.—) ver[...] an ihre Mitglieder Mitteilungen, die unveröffent[lichte] Jugendgedichte von Detlev von Liliencron und einen [...] über Otto Devrients Reformprogramm für das Kön[igliche] Schauspielhaus zu Berlin nach der Dissertation von [...] Rathje enthalten und einen faksimilierten Brief von [...] Ludwig II. von Bayern an Gottfried Semper in [...] vom 6. November 1865.

Die Literaturarchivgesellschaft in Berlin beabsichtig[t, die] Briefe B. G. Niebuhrs neu herauszugeben. Alle Pr[ivat]personen oder Institute, die im Besitz von Niebuhr-Br[iefen] oder irgendwelchen Schriftstücken sind, die auf Nie[buhr] Bezug haben, werden gebeten, davon dem Herausge[ber] Dr. Dietrich Gerhard, Berlin W 66, Wilhelmstraße [...] Mitteilung zu machen.

Der Unterzeichnete ist mit einer literarhistori[schen] Monographie über Schelling beschäftigt und bittet [...] Besitzer von Briefen von und an Schelling oder son[stigen] den Philosophen betreffenden Handschriften (Kolleg[...]heften, Dokumenten usw.), sie ihm für kurze Zeit zu[gäng]lich zu machen. Auch bloße Hinweise sind willkom[men.]

Prag-Smichow 841. Dr. phil. Georg Stefans[ky]

* * *

Uraufführungen. Wien, Apollo-Theater: „Der [...]christ", Komödie in vier Akten von Fritz Lichtene[...] (4. Juni). — Neue Wiener Bühne: „Amor in Nikols[...]" Lustspiel in drei Akten von Armin Friedmann und [...] Kotlow (11. Juni). — Exl-Bühne: „Talgift". Tragö[die in] vier Aufzügen von Otto Dobrowolny (20. Juli).

Der Büchermarkt

nter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kennt-
s gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel,
ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Novellen

rtl, Emil. Sternschnuppen. Novelle. (Reclams Univ.-Bibl. 6404.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 64 S.

lake, Otto. Nein und Ja. Roman des Jahres 1917. Berlin, Verlag Die Schmiede. 254 S.

ranck, Hans. Die Südseeinsel. Novelle. (Der Falke, Bücherei zeitgenössischer Novellen, 9. Bd.) Berlin-Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 62 S.

eiger, Albert. Jutta. Eine Familiengeschichte. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6391/92.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 150 S.

aas, Willy. Das Spiel mit dem Feuer. Prosaschriften. Berlin, Verlag Die Schmiede. 182 S.

orn, Hermann. Gertrud und Regina. Novelle. (Der Falke, Bücherei zeitgenössischer Novellen, 6. Bd.) Berlin-Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 98 S.

arkus, Stefan. Zwischen den Zeilen. Roman. München, J. Michael Müller Verlag. 212 S.

artens, Kurt. Abenteuer der Seele. Novelletten. Mit einem Nachwort von Karl Neurath. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6400.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 77. S.

einhard, Elisabeth. Der selige Narr. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 207 S.

enzi, Walther. Bajazzo. Roman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 320 S.

hilippi, Fritz. Niemandsland. Zeitroman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 240 S.

onten, Josef. Die Uhr von Gold. Erzählung. (Der Falke, Bücherei zeitgenössischer Novellen, 8. Bd.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 60 S.

achs, Walter. Die heilige Sucht. Lilienfeld, Verlag am Brunnen. 120 S.

cheff, Werner. Der große Tenor. Roman. 8. Auflage. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 332 S.

chröer, Gustav. Der Hof im Ried. Leipzig, Quelle & Meyer, 189 S.

eidel, Ina. Sterne der Heimkehr. Eine Junigeschichte. Berlin-Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 384 S.

iemsen, Hans. Die Geschichte meines Bruders. Novelle. (Der Falke, Bücherei zeitgenössischer Novellen, 7. Bd.) Berlin-Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 42 S.

alvez, M. Südlicher. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. 512 S.

eßmer, Hans. Der klingende Weg. Eine Schumann-Erzählung. (Deutsche Musikbücherei, Bd. 50.) Regensburg, Gustav Bosse. 128 S.

örner, Pauline. Judenkirschen. Eine Geschichte vom Kaiserstuhl. Mit einem Nachwort von Jos. Aug. Beringer. (Reclams Univ.-Bibl. 6407.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 78 S.

enson, Robert Hugh. Der Herr der Welt. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von H. M. von Sama. 3. und 7. Auflage. Regensburg, Kösel & Pustet. 516 S.

hâteaubriant, Alphonse de. La Brière. Roman. Paris, Bernard Grasset. 424 S.

onscience, Hendrik. Flämisches Volksleben. Neue Folge. Novellen und Erzählungen. Regensburg, Kösel & Pustet. 140 S.

epresentative American short stories. Edited by Alexander Jessup. New York, Allyn & Bacon. 209 S.

Lyrisches und Episches

ilzer, Friedrich. Zum Feierabend. Gedichte. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 129. S

röger, Karl. Deutschland. Ein lyrischer Gesang in 3 Kreisen. Konstanz, Oskar Wöhrle. 46 S.

ermann, Ernst. Die Insel. Leipzig, Otto Hillmann. 23 S.

idler, Karl Gottfried. Fröhlich Palz, Gott erhalt's! Gedichte in Pfälzer Mundart mit Anhang: Hochdeutsche Gedichte. Mit 21 Illustrationen von A. Oberländer. 8. Auflage. Neubearbeitet von Otto Heilig. Lahr, Moritz Schauenburg. 236 S.

achs, Walter. Vorfrühling. 2. Auflage Lilienfeld, Ferdinand Bürst. 96 S.

haeffer, Albrecht. Das Kleinod im Lotos. Die Buddhalegende. Frei nach dem englischen „The light of Asia or The great Reminication" by Edwin Arnold. Leipzig, Insel-Verlag. 54 S.

Dramatisches

Bröger, Karl. Tod an der Wolga. Konstanz, Oskar Wöhrle, 26 S.

Dränert, Walther. Der Schmied von Jüterbog. Ein Legendenspiel deutscher Art aus dem 12. Jahrhundert in 3 Aufzügen. Dresden, E. Pierson. 59 S.

Literaturwissenschaftliches

Abraham a Sancta Clara, Wunderlicher Traum von einem großen Narrennest. Nach dem Urtext erstmals herausgegeben von Professor Karl Bechsche. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6399.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 64 S.

Das Anekdotenbuch von Peter Hebel zu Wilhelm Schäfer. Eine Auswahl literarischer Anekdoten. Hrsg. von Kurt Ziesenitz. Lübeck, Antäus-Verlag. 215 S.

Augustinus. Vom seligen Leben. Übersetzt und erläutert sowie mit einer Einführung in Augustins Philosophie versehen von Johannes Hessen. (Der philosophischen Bibliothek Bd. 183.) Leipzig, Felix Meiner. 43 S.

Böß, Hugo. Fischarts Bearbeitung lateinischer Quellen. (Prager Deutsche Studien. 28. Heft.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 25 S.

Franck, Hans. Deutsche Erzählkunst. (Die deutsche Novelle. Eine Bücherei zeitgenössischer Dichtung. Herausgegeben von Max Trau.) Trier, Friedrich Lintz Verlag. 133 S.

Gjellerup, Karl, der Dichter und Denker. Sein Leben in Selbstzeugnissen und Briefen. 2. Bd. Leipzig, Quelle & Meyer. 254 S.

Günderode, Karoline von. Gesammelte Dichtungen. Hrsg. von Elisabeth Salomon. München, Drei-Masken-Verlag. 492 S.

Die Werke der Hadewych. I. Teil: Die Briefe. Mit ausgewählten Gedichten. II. Teil: Die Visionen. Aus dem Altflämischen übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen versehen von J. O. Plaßmann. Hagen und Darmstadt, Folkwang-Verlag. 149 S.

Heine, Heinrich. Letzte Gedichte und Nachlese. Hrsg. von Hartwig Seß. (Reclams Univ.-Bibl. 2254—56.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 230 S.

Keller, Gottfried. Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Die drei gerechten Kammacher. Frau Regel Amrain und ihr Jüngster. Drei Seldwyler Geschichten. Regensburg, Josef Kösel und Friedrich Pustet. 229 S.

Körner, Theodor. Cleant und Cephise. Lustspiel. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6393.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 29 S.

Kupferschmied, Werner. Über den Wortschatz der Berner Parzival-Handschrift. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Hrsg. von Harry Maync und S. Singer.) Bern, Paul Haupt. 185 S.

Lersch, Philipp. Der Traum in der deutschen Romantik. München, Max Hueber. 68 S.

Lessing, G. E. Der Schatz. Lustspiel. (Reclams Univ.-Bibl. 6408.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 47 S.

Ludwig, Otto. Zwischen Himmel und Erde. Roman. Regensburg, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 269 S.

Mohrheim, Alfred. Friedrich Hebbels Sonette. (Hebbel-Forschungen Nr. XI.) Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 183 S.

Möller, Alfred. Ferdinand Raimund. Bilder von seinem Lebensweg. Graz, Ulrich Moser. 119 S.

Nagel, Hermann. Friedrich Hebbels Ahnen. Neues über Hebbels Herkunft und die Vollmar-Hypothese. (Hebbel-Forschungen Nr. XII.) Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 82 S.

Raumer, Adalbert von. Der Ritter von Lang und seine Memoiren. München, R. Oldenbourg. 250 S.

Schaeffer, Albrecht. Dichter und Dichtung. Kritische Versuche. Leipzig, Insel-Verlag. 501 S.

Schnyder, Walter. Hebbel und Rötscher unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Beziehungen zu Hegel. (Hebbel-Forschungen Nr. X.) Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 133 S.

Stein, Heinrich von. Geschichtliche Szenen. Herausgegeben und eingeleitet von H. R. Ulich. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6396.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 79 S.

Stifter, Adalbert. Abdias. Brigitta. Das Heidedorf. Drei Erzählungen. Regensburg, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 258 S.

Witkowski, Georg. Miniaturen. Leipzig, E. A. Seemann. 269 S.

A Bibliography of German Literature in english translation. By Bayard Quincy Morgan. Madison. 708 S.

Gogols Werke. Hrsg. von Arthur Luther. 2 Bde. Leipzig, Bibl. Institut. 480, 438 S.

Neufeld, Jolan. Dostojewski. Skizze zu seiner Psychoanalyse. Imago-Bücher IV. Leipzig-Wien-Zürich, Intern. psychoanalytischer Verlag. 96 S.
Ossipow, N. Tolstois Kindheitserinnerungen. Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. (Imago-Bücher II.) Leipzig-Wien-Zürich, Intern. Psychoanalytischer Verlag. 176 S.

Verschiedenes

Bär, Adolf. Methodisches Handbuch der deutschen Geschichte. Teil IX, 2. Abteilung. Die auswärtige Politik Deutschlands 1880—1919. Berlin.
Baerwald, Richard. Ladokkas Malstrom. Vision des Weges, der uns zu den Vereinigten Staaten von Europa führen wird. Buchenbach, Felsen-Verlag. 210 S.
Bericht über das 29. Schuljahr [1922] der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko. Hrsg. vom Direktor Traugott Böhme. 51 [19] S.
Brehm, A. E. Die Raubtiere. Erster Teil. Katzenartige Raubtiere. Hrsg. von Carl W. Neumann. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6397/98.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 181 S.
— Affen und Halbaffen. Hrsg. von Carl W. Neumann. (Reclams Univ.-Bibl. 6402/03.) Leipzig, Phil. Reclam jun. 176 S.
Buber, Martin. Reden über das Judentum. Gesamtausgabe. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 235 S.
Bürger, Ernst. Severin. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Völkerwanderung. Breslau, Priebatschs Verlag. 82 S.
Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von **Waldersee**. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meißner. III. Bd. 1900—1904. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 276 S.
Diesel, Eugen. Pan im Geist. Die Krise junger Deutscher. Leipzig, Otto Hillmann. 182 S.
Driesch, Hans. Leib und Seele. Eine Untersuchung über das psychophysische Grundproblem. 3. Auflage. Leipzig, Emanuel Reinicke. 114 S.
— Wissen und Denken. Ein Prolegomenon zu aller Philosophie. 2. durch anastatischen Druck hergestellte Auflage. Mit Ergänzungen als Anhang. Leipzig, Emanuel Reinicke. 152 S.
Fabian, Albert. Die Eresburg. Ein Kampf der Westfalen unter Wittekind für Freiheit und Glauben. Der reiferen Jugend Deutschlands erzählt. Einbandentwurf und Bild von W. Bauer. Breslau, Priebatschs Verlag. 112 S.
Frank, Karl und Heinz **Neumann**. Die vaterländischen Mörder Deutschlands. Bayern in der kleinen Entente. Das Ergebnis des Münchner Hochverratsprozesses. Vereinigung internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H. 79 S.
Fuger, Albert. Jurandyr und Jandyra, die Kinder des Guru-pihäuptlings. Erzählung aus der brasilianischen Missionszeit des 17. Jahrhunderts. Mit 4 Bildern. Freiburg i. B., Herder & Co. 77 S.
Goldschmidt, Alfons. Argentinien. Berlin, Ernst Rowohlt. 135 S.
Helling, Viktor. Der Zauberpfeifer und andere Erzählungen. Breslau, Priebatschs Verlag. 77 S.
Hofmann, Albert von. Politische Geschichte der Deutschen. 3. Bd. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 735 S.
Huch, Ricarda. Michael Bakunin und die Anarchie. Leipzig, Insel-Verlag. 271 S.
Istel, E. Die moderne Oper vom Tode Wagners bis zur Gegenwart (1883—1923). 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt 495.) Leipzig, B. G. Teubner. 115 S.
Kauffmann, Friedrich. Deutsche Altertumskunde (Handbuch des Deutschen Unterrichts an höheren Schulen, 5. Bd., 1. Teil.) München, C. H. Becksche Verlagsbuchh. 708 S. mit 30 Tafeln.
Kornerup, Ebbe. Peru. Das Land der Inkas. Ber. Übersetzung aus dem Dänischen von Else von Hollander. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsh. 124 S.
Küffer, Georg. Auf nordischen Volkshochschulen. Bern und Leipzig, Verlag Ernst Bircher A.-G. 44 S.
Kühn, Lenore. Wir Frauen. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. (Beyer & Mann.) XXII und 178 S.
Kühnel, Joseph. Von Gott und von uns. Religiöse Betrachtungen. (Bücher für Seelenkunde.) Freiburg i. Br., Herder & Co
Luxemburg, Rosa. Briefe an Karl und Luise Kautsky. Berlin, Laubsche Verlagshandlung. 235 S.
Olbrich, Karl. Allerlei Geschichten von merkwürdigen Tieren und ihren seltsamen Erlebnissen. Jungdeutschland zur Belustigung und Belehrung erzählt. Einbandzeichnungen von Hans Leistikow. Breslau, Priebatschs Verlag. 123 S.
Österrieth, Albert. Das geistige Schaffen in Wissenschaft, Technik und Kunst. Leipzig-Berlin, Verlag Chemie. 31 S.
Schremmer, Wilhelm. Die deutsche Besiedelung Schlesiens und der Oberlausitz. Breslau, Priebatschs Verlag. 64 S.
Schulaufsätze des Poldi Huber, Schülers der ... Volksschulklasse Wien-Ottakring. Gesammelt von Hommel... Wien, Nestroy-Verlag. 30 S.
Schwab, Gustav. Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. 5. Band. Die Sagen Trojas von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang. 4. u. 5. Buch (Reclams Univ. Bibl. ... bis 6507). Leipzig, Phil. Reclam jr. 218 S.
Stählin, Wilhelm. Der neue Lebensstil. Ideale deutscher Jugend. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 31 S.
Stoy, Carl Volkmar. Hauspädagogik in Monologen und ...sprachen. Hrsg. von M. Hartmann (Reclams Univ. Bibl. 6394/95). Leipzig, Phil. Reclam jr. 122 S.
Strecke, J. Geschichtsstoff für den heimatkundlichen Unterricht des 4. Jahrgangs. Breslau, Priebatschs Verlag. 48 S.
Sturm, Josef. Johann Christoph von Preysing. Ein Kulturbild aus dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges. Mit einem Titelbild. München, A. Pfeiffer & Co. 391 S.
Utitz, Emil. Ästhetik. (Quellenhandbuch der Philosophie.) Berlin, Pan-Verlag Rolf Heise. 204 S.
Velde, Carl Franz van der. Die Lichtensteiner. Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Erneuert und eingeleitet von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Einband und Bild von W. Bayer. Breslau, Priebatschs Verlag. 106 S.
Von Ziel und Wegen der Volkshochschule. Hrsg. ... Alfred Mann. Breslau, Priebatschs Verlag. 48 S.

Brandes, Georg. Hellas einst und jetzt. Berechtigte deutsche Übertragung von Erwin Magnus. Berlin, Elena Gottschalk. 19 S.
Mercereau, Alexandre. L'Abbaye et le Bolchevisme. Paris, Eugène Figuière. 20 S.
Uriel Acosta. Dokument eines Menschenschicksals. Das „Exemplar humanae vitae" aus dem Lateinischen neu übertragen von Oskar Jancke. Einbandentwurf von W. J. Schmitz. Aachen, Verlag Die Kuppel. 43 S.
Wilde, Oscar. Das Granatapfelhaus. Vier Märchen (Reclams Univ. Bibl. 6409/10). Leipzig, Phil. Reclam jr. 139 S.
Wilson, Woodrow. Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles anno 1919. Hrsg. von R. St. Baker. ... autorisierter Übersetzung von Curt Thesing. Leipzig, Paul ... VII, 406 S.

Kataloge

Americana. Antiquariatskatalog 689. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 145 S.
Deutsches Leben im Ausland. Ausstellung anläßlich der Hauptversammlung des Vereins für das Deutschtum im Ausland in Hamburg Pfingsten 1923, veranstaltet von der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek. Hamburg, Selbstverlag der Ortsgruppe Hamburg des Vereins für das Deutschtum im Ausland.
Handschriftliches. Alte Drucke des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Katalog Nr. 10. Leipzig, Dondau & Säuberlich. ...
Incunabula Typographica. Lagerkatalog 695. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 134 S.
Luxus- und Pressendrucke. Seltene und illustrierte Bücher. Deutsche Literatur. Katalog 1. Berlin, Paul Benneberg. ...
Mappenwerke, Vorzugsdrucke, Seltenheiten. Katalog 7. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 47 S.

Corsi di alta cultura per Stranieri dal 1 settembre al 10 ottobre 1923. Venezia, Premiate officine grafiche C. Ferrari. 15 S.
Nijhoff's Mededeelingen van 15 April tot 15 Mei ... Haag, Martinus Nijhoff.
Nijhoff's Mededeelingen van 15 Mei tot 15 Juni ... Haag, Martinus Nijhoff.

Redaktionsschluß: 4. August 1923

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text:** Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: ... Haug, Stuttgart. — **Verlag:** Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. — **Adresse:** Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — **Bezugspreis:** für dieses Doppelheft 250 000 Mark. — **Auslandspreise vierteljährlich** (drei Doppelhefte): ... Schweiz 4.— Fr.; Amerika —.80 Dollar; Argentinien 1.40 Pes.; Brasilien 4.80 Milr.; Belgien-Luxemburg 12.— Fr.; Bulgarien 88.— ...; Chile 4.80 Pes. (Papier), 2.60 Pes. (Gold); Dänemark 3.60 Kr.; England 3.3 Schilling; Finnland 20.— Marka; Frankreich 10.— Fr.; Griechenland 48.— Drachmen; Holland 2.— Gulden; Japan 1.60 Yen; Italien 12.— Lire; Jugoslawien 52 Dinar; Mexiko 1.32 Pes. (Gold); Norwegen 4.— Kr.; Portugal 11.40 Milr.; Rumänien 120.— Leu; Schweden 2.80 Kr.; Spanien 4.— Pes.; Tschechoslowakei 18.— tschech. Kr.

DEUTSCHE VERLEGER

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

FELIX MEINER, LEIPZIG / DER KOMMENDE TAG A.-G., STUTTGART / GEORG HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN / AUGUST SCHERL, BERLIN / H. HAESSEL, LEIPZIG / GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN / C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, MÜNCHEN / R. OLDENBOURG, MÜNCHEN / DER MALIK-VERLAG, BERLIN / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART-BERLIN-LEIPZIG / DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN / KURT WOLFF VERLAG, MÜNCHEN / HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT, HAMBURG / FRIEDRICH COHEN, BONN / DIETERICH'-SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG M. B. H., LEIPZIG / VERLAG JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET, MÜNCHEN / BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG / AMALTHEA-VERLAG, WIEN / K. F. KOEHLER, LEIPZIG

SEPTEMBER 1923



Generaloberst

HELMUTH VON MOLTKE

Chef des Generalstabes der Armee 1906—1914

ERINNERUNGEN BRIEFE : DOKUMENTE 1877—1916

Ein Bild vom Kriegsausbruch, erster Kriegsführung und Persönlichkeit des ersten militärischen Führers des Krieges

Herausgegeben u. mit einem Vorwort versehen von

ELIZA VON MOLTKE

geb. Gräfin Moltke - Huitfeldt

G.Z. br. 10, Halbl. 12, Ln. 13, Halbld. 18

Schlüsselzahl des B.-V. G.Z. = Schweizer Franken

Aus Briefen an den Herausgeber:

Sie haben mir mit der Uebersendung der Denkwürdigkeiten Ihres mir stets unvergeßlichen, hochverehrten Herrn Gemahls eine wirklich große Freude gemacht. Haben Sie aufrichtigen Herzens Dank dafür. Ich habe mich mit herzlichem Mitgefühl bereits der Lektüre hingegeben und gerade seine letzte Korrespondenz gelesen, die mich, wie Sie begreifen werden, tief erschüttert hat. Wie hat dieser edle Mann in den letzten Jahren selbstlos u. still für sein Vaterland gelitten, wie zutreffend hat er über Personen und Dinge geurteilt. Dr. S.

Der Kommende Tag A.-G. Verlag
Stuttgart, Champignystr. 17.

G. Hirth's Verlag München

Neu erschienene Bücher:

RAHEL VARNHAGEN: EIN LEBENSBILD AUS IHREN BRIEFEN 1799–1832

Mit vier Porträts und einer Einleitung von **Curt Moreck**
In Halbleinen 5.—, in Halbleder 8.—

Rahel Varnhagen, die Wegbereiterin Goethes, hat nichts Literarisches hinterlassen als diese Briefe, wahre menschliche Dokumente, in denen sich die Blütezeit des deutschen Geisteslebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts spiegelt.

JORG WICKRAM: DER GOLDFADEN

Eine liebliche und kurzweilige Geschichte
Eingeleitet und herausgegeben von **Richard Elchinger**
Mit Wiedergaben der Holzschnitte der Straßburger Ausgabe vom Jahre 1557
Auf holzfr. Papier in Halbleinen 5.—, in Halbpergament 8.—

Wilhelm Grimm hob einst an Wickrams Romanschöpfungen hervor, daß nämlich „dieser Wickram einer der vorzüglichsten u. auch fruchtbarsten deutschen Schriftsteller des 16. Jahrhund. ist mit ungewöhnlich. Sprachreichtum u. dem unschuldigsten Stil."

MIGUEL DE CERVANTES: PRECIOSA

Herausgegeben und eingeleitet von **Richard Elchinger**
Mit Federzeichnungen von **Wolfgang Born**
Auf holzfreiem Papier in Halbleinen 4.—, in Halbleder 6.—

ADOLF FREIHERR VON KNIGGE: DIE REISE NACH BRAUNSCHWEIG

Ein komischer Roman. Mit Illustrationen v. **G. Osterwald**
Herausgegeben von **Richard Elchinger**
Auf holzfreiem Papier in Pappband 6.—, Halbleder 8.—

Von Knigge's zahllos. Schriften, von denen die populärste „Der Umgang mit Menschen" ist, muß dem obigen Roman der Vorzug gegeben werden vor allen anderen. Unmittelbar veranlaßt durch die Sensationen der Blanchard'schen Luftballonfahrten, bewahrt das unterhaltsame Werk mit seinen charakteristischen Typen ein rundes, amüsantes Kulturbild aus dem 18. Jahrht.

Schlüsselzahl des Börsenvereins Leipzig / Zu bezieh. durch den Buchhandel

---



Soeben 2 erschienen Jugend-schriften

Die Wikinger von Jomsburg

Zeitbild aus dem 10. Jahrhundert
Nordischen Sagen nacherzählt
von E. Hersen
Halbleinen geb. 4 M.

Tapfere Männer werden die Jungens, die das Buch mit Begeisterung lesen, die sich ein Vorbild nehmen an den kühnen und stolzen Wikingern von Jomsburg.

Heino der Klabautermann

Eine Schiffsjungengeschichte
von Wilhelm Poeck
Halbleinen geb. etwa 3.50 M.

Die Geschichte veranschaulicht das Hanseaten-Milieu auf den Hamburger Handels- und Kriegsschiffen des 17. Jahrhunderts.

Die künstlerisch ausgestatteten m. zahlreich. Illustrationen versehenen Bücher werd. infolge ihrer äußerst spannend geschriebenen, dabei auch belehrenden Schilderungen jed. Knaben reiferen Alters viel Freude bereiten.

Die angegebenen Grundpreise sind mit der jeweiligen Börsenvereins-Schlüsselzahl zu vervielfachen.

August Scherl G. m. b. H. // **Berlin**

OTTO RENNEFELD

Urgeschwister

Sonnentänzer, Mondesgaukler Erdenwaller

1. und 2. Tausend 328 S.
Gr.-Preis gebunden .... Mk. 10.—
broschierte Ausgabe in zwei Teilen,
erster Teil Mk. 4.50, zweiter Teil Mk. 4.—
Schlüsselzahl des B.-V. G.-Z. = Schweizer Franken

Der Rhythmus des durchgefühlten Lebens stellt sich bewußt auf einer mit Herzblut und Wahrheitszucht errungenen höheren Ebene dar. Es ist zugleich der vorbildlich geformte Weg über die bewußt gesehene Krisis im Leben des modernen Künstlers, der von dem vorausnehmenden Wurf des Blutes zum Wurzelfassen in geistigen Schöpferwelten schreitet. Wer Ohren für den Klang dieser adligsten Sprache hat, wird den inneren Lebensatem sich verwandeln spüren durch Schmerzen, unerbittlich bezwungene Finsternisse und verzerrende Masken, bis er „des Lichtes Melodie" sich findet. Und nun erreicht er eine Melodie des Geistes, kristallen, herb und glühend, trächtig mit den höchsten Dingen von Gott und Welt und doch geschlossen und eigenlebig.

Der Kommende Tag A.-G. Verlag
Stuttgart, Champignystr. 17.



Wertvolle Bücher in bequemen Taschenformaten

WILL VESPER
Porzellan
Novellen

Brosch. Gz. M. 3.—, Halblein. Gz. M. 4.50

Auf einen genial entworfenen Hintergrund stellt Vesper die vibrierenden Gestalten aus der Zeit des Rokoko. („Dt. Landwirt.") — Der fast klassische Boccaccio-Stil erhebt das Buch turmhoch über andere Erotika unserer Tage. („Barmer Zeitung".) Der köstlich überlegene, feinpointierte Spott gibt diesen Novellen den entzückenden Reiz des echten Rokoko. („Elegante Welt.") — Wie ein Spiegel aus tausend geschliffenen Kristallfacetten glitzert und sprüht jedes Geschichtchen von den Lichtblitzen eines scharfen und beweglichen Geistes. („Magdeburger Tageszeitung.") — Vollendete Liebenswürdigkeit, weltmännische Grazie und warmherzige Ironie ... („Leipz. Neueste Nachr.") Vesper ist auf dem Weg zur höchsten epischen Form. („Literarisches Echo.")

EMIL SCHIBLI
Die innere Stimme
Die Geschichte eines Menschen aus unserer Zeit

Brosch. Gz. M. 3.—, Halblein. Gz. M. 4.50

Nicht Roman, nicht Erzählung, „Geschichte eines Menschen aus unserer Zeit" nennt Emil Schibli, ein junger Schweizer Dichter, sein erstes Prosabuch, das eine rückhaltlos offene Geschichte seines Lebens ist. Aus Armut und Not, Säufermilieu und Proletarierdasein kommt der Held der Dichtung heraus, trägt Jahre, Jahrzehnte die Bleigewichte dieser Herkunft und verliert doch nicht den Drang nach oben, verirrt sich zwar in seinen Zielen, aber die innere Stimme ruft ihn immer wieder zu wahrem Leben. Wir sehen uns nicht einem himmelblauen Idealisten und Schwärmer, sondern einem Menschen gegenüber, der wissend geworden ist und sich die Kraft zum Helfen erstritten hat und tagtäglich neu erkämpft. Wie Schibli erzählt, das ist schlechthin meisterhaft, für ein Erstlingswerk erschreckend vollkommen.

WILL VESPER
Die ewige Wiederkehr
Novellen

Brosch. Gz. M. 3.—, Halblein. Gz. M. 4.50
Halblederband Gz. M. 7.—

Will Vespers Schaffen gipfelt in einer Höherwertung des Liebesbegriffes. An das Geschehen vergänglicher Stunden knüpft er das Übersinnliche, Ewige. Unsterblichkeit wird Erlebnis; Liebende finden in neuen Lebensformen zueinander, in ewiger Wiederkehr. Übersinnliche Losgelöstheit der dichterischen Visionen beflügelt das Geschehen; durch Sternenmeer und Sturmflut, durch fernste Zonen des Erdkreises und alle Phasen menschlichen Ringens führt die ungebändigte Phantasie des Dichters, um immer wieder in die Verklärung des beherrschenden Grundtons auszuklingen, ewige Wiederkehr aller wahrhaften Liebe. In ihrer tiefmystischen Sinnlichkeit muten diese zarten Erzählungen wie Meisterwerke indischer Dichtkunst an.

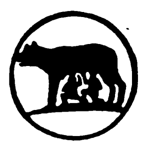
GRETE VON URBANITZKY
Maria Alborg
Ein Roman

Brosch. Gz. M. 2.—, Halblein. Gz. M. 3.50

Das Problem der Vererbung seelischer Anlage und davon abzuleitender Schicksalsprädestination bringt Grete v. Urbanitzky in diesem, ihrem jüngsten Roman zur dichterischen Gestaltung. Im Spiegel einer jener feinen, in sich gekehrten Frauenseelen zeigt sie das äußere Geschehen des Frauenschicksals. Aus dem unsagbar beklemmenden, immer gegenwärtigen, doch immer ungewissen Ahnen und Suchen, dem Wehren, Getragen- und Niedergezwungenwerden im Seelenleben der Maria Alborg fügt sich ihr tragisches Geschick — und klingt ergreifend aus in ihrem letzten Erkennen: „Mein Ziel brennt anderswo als in diesem Sein."

Für die angegebenen Grundzahlen gilt die Schlüsselzahl des Börsen-Vereins

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG



FRANZ WERFEL
DRAMEN UND DICHTUNGEN

In gleichmäßiger Ausstattung liegen vor:

EINANDER
Gedichte
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—

SPIEGELMENSCH
Halbleinen Gz. 4.— / Halbleder Gz. 10.—

DER GERICHTSTAG
Drama
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—
Halbleder Gz. 12.— / Ganzlederband Gz. 30.—

SCHWEIGER
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—
Halbleder Gz. 10.—

WIR SIND
Gedichte
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—

DIE MITTAGSGÖTTIN
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—

DIE TROERINNEN
Nach der Tragödie des Euripides
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—
Halbleder Gz. 10.—

BOCKSGESANG
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.—
Halbleder Gz. 10.—

Soeben erschien:

BESCHWÖRUNGEN
Gedichte
Broschiert Gz. 2.— / Halbleinen Gz. 4.— / Halbleder Gz. 10.—

Ein Führer ist uns Werfel, ein Berufener, dem wir folgen und auf den wir hören dürfen. Was er geschrieben hat, das steht jedem Menschen von jeher im Herzen, ob in der Hütte, ob im Palaste geboren, aus jedem mahnt der gleiche Gott das gleiche Wort: Brüder liebet euch! Und nicht von außen her kann die Rettung kommen, nur aus unserem eigenen Gottesbewußtsein heraus kann sie geboren werden durch Bejahung des göttlichen Triebes in uns. Darum ist Werfel unsterblich, ein Eckstein in der Literatur, weil er durch seine Worte der Geisteskultur die Wege ebnet. Das wird ihm Lohn genug sein für die eigene Zerrissenheit, für den eignen Schmerz, in dem die ganze Wunde der Welt brennt.
Kölnische Volkszeitung.

KURT WOLFF VERLAG MÜNCHEN

NEUAUFLAGE!

11.—15. Tausend



Broschiert 4.—, Gebunden 7.—, Halbpergament 10.—

In der unvergeßlichen Gestalt des Jimmie Higgins hat der Dichter das stumme Dulderschicksal ungezählter Massen zusammengedrängt. Frankfurter Zeitung, 12. I. 1923.

Der „Jimmie Higgins" und besonders die „Hundert Prozent" des Upton Sinclair werden noch vielen Generationen ein furchtbares Kulturdokument sein, das sie mit dem gleichen Gefühl lesen werden, wie wir die Torturbeschreibungen der Inquisitionszeit. Berliner Börsenzeitung, 6. VIII. 1922.

Grundzahl × Buchhändlerschlüssel = Ladenpreis — Ausland 1 Grundmark = 70 Schweizer Cent.

DER MALIK-VERLAG * BERLIN W 9

Die diesjährigen Neuerscheinungen des Verlages

Friedrich Cohen in Bonn

haben sich bereits jetzt als Werke höchster Geltung erwiesen. Um sich über Art und Bedeutung dieser Bücher zu orientieren,

verlangen Sie

bitte von Ihrer Buchhandlung oder vom Verlag

besondere Prospekte

die Ihnen kostenlos zur Verfügung stehen.

1923:

Max Scheler, Wesen und Formen der Sympathie Gz. geh. 10.—, geb. 13.—

Siegfried Behn, Kritik der pädagogischen Erkenntnis Gz. geh. 5.—, geb. 7.5

Hellmuth Plessner, Die Einheit der Sinne Gz. geh. 7.5, geb. 10.—

Ernst Barthel, Goethes Relativitätstheorie der Farbe Gz. geh. 1.75, geb. 2.5

Walter F. Otto, Der Geist der Antike und die christliche Welt Gz. geh. 3.—, geb. 6.5

Ernst Robert Curtius, Balzac Gz. geh. 7.—, Ganzleinen 11.—, Halbleder 16.—

Martin Sommerfeld, Hebbel und Goethe Gz. geh. 6.5, geb. 9.5

Carl Justi, Diego Velasquez und sein Jahrhundert. Zwei Bände. Dritte Auflage Gz. geh. 25.—, Halbleinen 36.—, Halbleder 48.—

Bildwerke Westfalens, mit 80 Abbildungen, Einführnng von H. Beenken Gz. 2.5

FRIEDRICH COHEN IN BONN

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig

Literaturgeschichte

Heinemann, Professor Dr. Karl, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur. Grundzahl 4.50, gebunden 5.50, Halbpergamentband 6.—

Lehmann, Dr. Karl, Junge deutsche Dramatiker. Eine Einführung in die Gedankenwelt des neuen Dramas. Grundzahl 1.—

Riemann, Prof. Dr. R., Von Goethe zum Expressionismus. Dichtung und Geistesleben Deutschlands seit 1800. 3. Auflage. Grundzahl 7, gebunden 10.—, Halblederband 17.—

Wolff, Dr. Rudolf, Die neue Lyrik. Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung. Grundzahl 0.70.

Wertbeständige Anleihe des Deutschen Reiches

Zinsen und Rückzahlung reichsgesetzlich sichergestellt durch die Gesamtheit der deutschen Privatvermögen.

Das Reich beabsichtigt, eine wertbeständige Anleihe mit 12jähriger Laufzeit auszugeben.

Die Anleihe, welche auf den Gegenwert von Dollars lautet, soll dazu dienen, der Bevölkerung ein wertbeständiges Anlagepapier zur Verfügung zu stellen.

Die Anleihe ist von der Börsenumsatzsteuer befreit. — Selbstgezeichnete Anleihe ist von der Erbschaftssteuer frei.

Um den Zinsenbedarf für eine Anleihe bis zu 500 Millionen Mark Gold zu decken, sieht ein von der Reichsregierung den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegter Gesetzentwurf die Ermächtigung für die Reichsregierung vor, Zuschläge zur Vermögensteuer zu erheben.

Die Rückzahlung des Kapitals erfolgt nach 12 Jahren. Zur besonderen Sicherung der Kapitalrückzahlung ermächtigt der Gesetzentwurf die Reichsregierung, die einzelnen Vermögenssteuerpflichtigen nach dem Verhältnis ihres steuerbaren Vermögens zur Aufbringung des Kapitalbedarfs heranzuziehen.

Es haften also für Kapital und Zinsen dieser Anleihe anteilig die gesamte deutsche Wirtschaft, Banken, Handel, Industrie, Landwirtschaft sowie jeder, der über steuerpflichtiges Vermögen verfügt.

Die Anleihe ist bei den Darlehenskassen des Reiches beleihbar. Die Einführung zum Börsenhandel erfolgt sofort nach Ausgabe der Stücke.

Bedingungen

Die Zeichnung findet vom 15. August ab statt.

Bestimmung über den Zeichnungsschluß bleibt vorbehalten.

1. Zeichnungsstelle, Annahmestellen. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden bei der Zeichnungs-Abteilung der Reichshauptbank, Berlin C 2, Breite Straße 8/9 (Postscheckkonto 96300), und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Staatsbanken der Länder und ihrer Zweiganstalten, der Preuß. Central-Genossenschaftskasse in Berlin sowie sämtlicher im amtlichen Prospekt angegebener Geldinstitute und ihrer Zweiganstalten erfolgen.*) In diesem Falle entstehen hinsichtlich der Lieferung der Stücke und der Zahlung des Zeichnungspreises Rechtsbeziehungen nur zwischen dem Zeichner und der Annahmestelle.

***) Die Prospekte sind bei allen Banken, Bankiers, Sparkassen und ihren Verbänden sowie Kreditgenossenschaften erhältlich.**

2. Einteilung, Zinsenlauf, Einlösung der Anleihe.

Die Anleihestücke und die Zinsscheine lauten auf Mark in der Weise, daß 4,20 M. gleich 1 Dollar sind. **Die Anleihe ist ausgefertigt in Stücken von 4,20 M. = 1 Dollar, 8,40 M. = 2 Dollar, 21 M. = 5 Dollar, 42 M. = 10 Dollar, 105 M. = 25 Dollar, 210 M. = 50 Dollar, 420 M. = 100 Dollar, 2100 M. = 500 Dollar, 4200 M. = 1000 Dollar.**

Die Anleihestücke von 4,20 M., 8,40 M. und 21 M. werden ohne Zinsscheine ausgegeben; sie werden am 2. September 1933 mit einem Aufgeld zum Nennwert von 70 vom Hundert eingelöst.

Die Anleihestücke von 42 M. und darüber sind mit Zinsscheinen versehen, zahlbar jährlich einmal am 1. September. **Der Zinssatz beträgt** 6 %. Der Zinsenlauf beginnt am 1. September 1923. Der erste Zinsschein ist am 1. September 1924 fällig. Die Rückzahlung des Kapitals erfolgt am 2. September 1933 zum Nennwert.

Die Stücke sowie die Zinsscheine werden in Mark eingelöst, wobei der Dollar zu dem Durchschnitt der amtlichen Berliner Notierung des Mittelkurses für Auszahlung New York in der Zeit vom 15. Juli bis 14. August einschließlich umgerechnet wird. Der Einlösungskurs wird amtlich bekanntgegeben.

3. Zeichnungspreis, Einzahlung.

Der Zeichnungspreis beträgt, soweit die Zeichnung in einer der nachstehend verzeichneten Devisen erfolgt, bis auf weiteres 95 %, für die Einzahlung in Mark bis auf weiteres 100 %; eine Erhöhung des Zeichnungspreises bleibt vorbehalten. Die Einzahlung muß am Tage der Zeichnung geleistet werden. Bei Überweisung von Markbeträgen gilt als Zeichnungs- und Zahltag der Tag, an dem die Überweisung bei der Annahmestelle zur Gutschrift gelangt. Für Markeinzahlungen wird der Dollar umgerechnet zu dem letzten vor dem Zeichnungstage notierten amtlichen Berliner Mittelkurs für Auszahlung New York. Von Devisen (Noten, Schecks, Auszahlung) sind zur Einzahlung zugelassen amerikanische Dollars, Pfunde Sterling, holländische Gulden, schweizerische Franken, nordische Kronen, spanische Peseten, argentinische Pesos, japanische Yen. Die Kosten der Einziehung der Valutenschecks sind von den Zeichnern zu tragen. Bei Zahlung mit Valutenschecks werden die üblichen Laufzinsen in Abzug gebracht. Das Wertverhältnis der einzelnen Währungen zum Dollar wird für die Zwecke der Einzahlung besonders bekanntgegeben und ist bei den Annahmestellen zu erfahren.

Spitzenbeträge werden in Mark vergütet, und zwar bei eingereichten Noten zum Mittelkurse für Auslandsauszahlung der letzten Berliner Notierung vor dem Zeichnungstage alsbald, bei Schecks und Auszahlungen erst nach Eingang der Gutschriftsanzeige aus dem Auslande und zum Kurse des Tages, an dem die Gutschriftsanzeige bei der Reichsbank in Berlin eingeht.

Dollarschatzanweisungen werden zum Nennwert zuzüglich der jeweiligen Zinsen von 1/2 % im Monat (im Monat August zu 102 %) wie Dollars in Zahlung genommen.

Voranmeldungen werden angenommen. Sie sind am ersten Zeichnungstage zu berichtigen, und zwar, soweit die Einzahlung in Mark erfolgt, zu dem für diesen Tag maßgebenden Kurse, soweit sie in Devisen erfolgt, zu den bei den Annahmestellen zu erfahrenden Umrechnungskursen. Bei der Zeichnung findet keine Verrechnung von Stückzinsen statt; an ihre Stelle treten gegebenenfalls Erhöhungen der Zeichnungskurse.

4. Zuteilung der Stücke.

Gezeichnete und bezahlte Beträge gelten als voll zugeteilt, solange die Zeichnung nicht geschlossen ist. Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Annahmestellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung kann nicht stattgegeben werden.

5. Ausgabe der Stücke.

Die Anleihestücke werden mit Beschleunigung hergestellt werden. Mit der Ausgabe wird Mitte September dieses Jahres begonnen werden. Zwischenscheine sind nicht vorgesehen.

Ist die Zahlung mit Scheck oder Auszahlung erfolgt, so werden die Stücke erst nach Werteingang geliefert.

Berlin, im August 1923.

Reichsbank-Direktorium

Havenstein. v. Grimm.

Antiquariats-Anzeiger

Suche zu kaufen
Nur vollständige u. gebundene Exemplare!
Literar. Echo
Jahrgang 17 (1914/15)
bis
" 20 (1917/18)
(einschließlich)
Angebote m. Preisangabe sind zu richten an
Walter Piepereit, Königstal
(Kr. Johannisburg, Ostpr.)

R. MAEDER
Buchhandlung u. Antiquariat
Leipzig, Burgstr. 1—5
Dt. Literatur der Klassik und Romantik; ferner Werke der Geschichte, Geographie etc.
Verzeichnisse und Spezialangebote auf Wunsch. Kauf-Angebote erwünscht.

Ich erbitte Angebot für folgende Einzelhefte des
Literarischen Echo
X 12, XI 1, XII 3, 14, 18, 24, XIII 8, 19, XV 9, XIX 3, 4, 5, 7, 10, 11, 12, 16, 17, 22 oder XIX 1. Halbjahr., XX 7, Register, XXII 17, 24, Register, XXIII 2—3, 8, XXIV 2.
Fritz Eckardt, Leipzig-Probstheida, Störmthalerstr. 1.

Als privat. Bücherliebhaber suche zu kaufen: Ältere und neuere
Klassiker und Gesamt-Ausgaben
17. bis 20. Jahrhundert (auch broschiert und beschädigt.) Angebote (auch wenn nur wenige Bände) mit Beschreibung und Preis erbeten an **Knorr, Dresden-A. 1, Gr. Plauenschestr. 27 I.**

Ich kaufe:
Schöne Literatur — Wissenschaftliche Bücher — Kunst — Orientalia — Ganze Bibliotheken und einzelne Werke zu heutigen Marktpreisen.
Paul Koehler, Antiquar,
Leipzig, Stötteritzer Straße 37.

Akademische Buchhandlung und Antiquariat
A. Dressel, Dresden-A.
Bismarckplatz 14
kauft an:
Einzelwerke u. vollständige Bibliotheken, hauptsächlich aus dem 17.—20. Jahrhund.

Ich kaufe jederzeit
Bücher und ganze Bibliotheken
zu höchsten Preisen
BERNH. LIEBISCH
Antiquariat
LEIPZIG, Kurprinzstr. 6.

Beförderung von Reisegepäck als Fracht- und Eilgut nach allen Plätzen der Erde.

A. Warmuth
Berlin
Speditionsgeschäft
C2, hinter der Garnisonkirche 1a.
NW 7, Dorotheenstraße 20a.
W 15, Joachimsthalerstraße 13.
Sachgemäße Verpackung von Möbeln und Kunstgegenständen auch für Übersee.
Möbeltransport.

ZUR KOMPOSITION GESUCHT
BALLADEN
heroischen, erotischen, heiteren etc. Inhalts von mäßiger Länge. — Einsendungen erbeten an
Emil Petschnig, Wien XII/4,
Bahnzeile 43.

Der moderne Führer
durch die Literatur aller Völker, aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das soeben erscheinende „HANDBUCH DER LITERATURWISSENSCHAFT“ herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. OSKAR WALZEL-BONN. Mit ca. **3000 Bildern** in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. JEDE LIEFERUNG NUR **2 Mk. 20** mal Schlüsselzahl des B.-V. **Man verlange Ansichtssendung No. 22 a**
ARTIBUS et LITERIS, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM

AUFRUF.
Vor dem Abschluß meiner Ausgabe von Fichtes Briefwechsel bitte ich nochmals die Besitzer von Fichte-Autographen, soweit sie es noch nicht getan haben, mir ihre Schätze auf kurze Zeit zur Verfügung zu stellen. Unter anderem suche ich noch den Brief Fichtes an Reinhold vom 22. Mai 1799, der 1905 in der Sammlung Alexander Meyer Cohn's versteigert worden ist.

Bibliotheksdirektor ***Dr. Hans Schulz***
Leipzig, *Schlegelstr. 7.*

Bitte zu verlangen, da soeben erschienen!
KATALOG 64
Enthaltend:
Eine umfangreiche Bibliothek aus dem Nachlaß eines Stettiner Bibliophilen.
Deutsche und fremdsprachliche Literatur (Erstausgaben, Gesamtausgaben) — Kulturgeschichte (Freimaurerei, Papsttum, Jesuiten, Revolutionsliteratur, Kostümwerke, Kuriosa, Folklore etc.) — Alte Drucke — Illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts — Sozialwissenschaft — Privatdrucke — Archäologie sowie zahlreiche wissenschaftliche Werke.
WILHELM RAHN
Buchhandlung und Antiquariat
Stettin, Kl. Domstraße 14/15.

J. F. Bösenberg G.m.b.H.
LEIPZIG · EILENBURGER · STR · 10
GEGR. 1842
BUCHEINBÄNDE
MAPPEN
KATALOGE ALLER ART
GROSSBUCHBINDEREI

Diesem Heft liegen Prospekte von: **Der Malik-Verlag in Berlin,** der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart,** dem **Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber in München** und dem **Verlag „Die Kuppel“, Karl Spiertz, in Aachen** bei, die wir freundlicher Beachtung angelegentlichst empfehlen.

